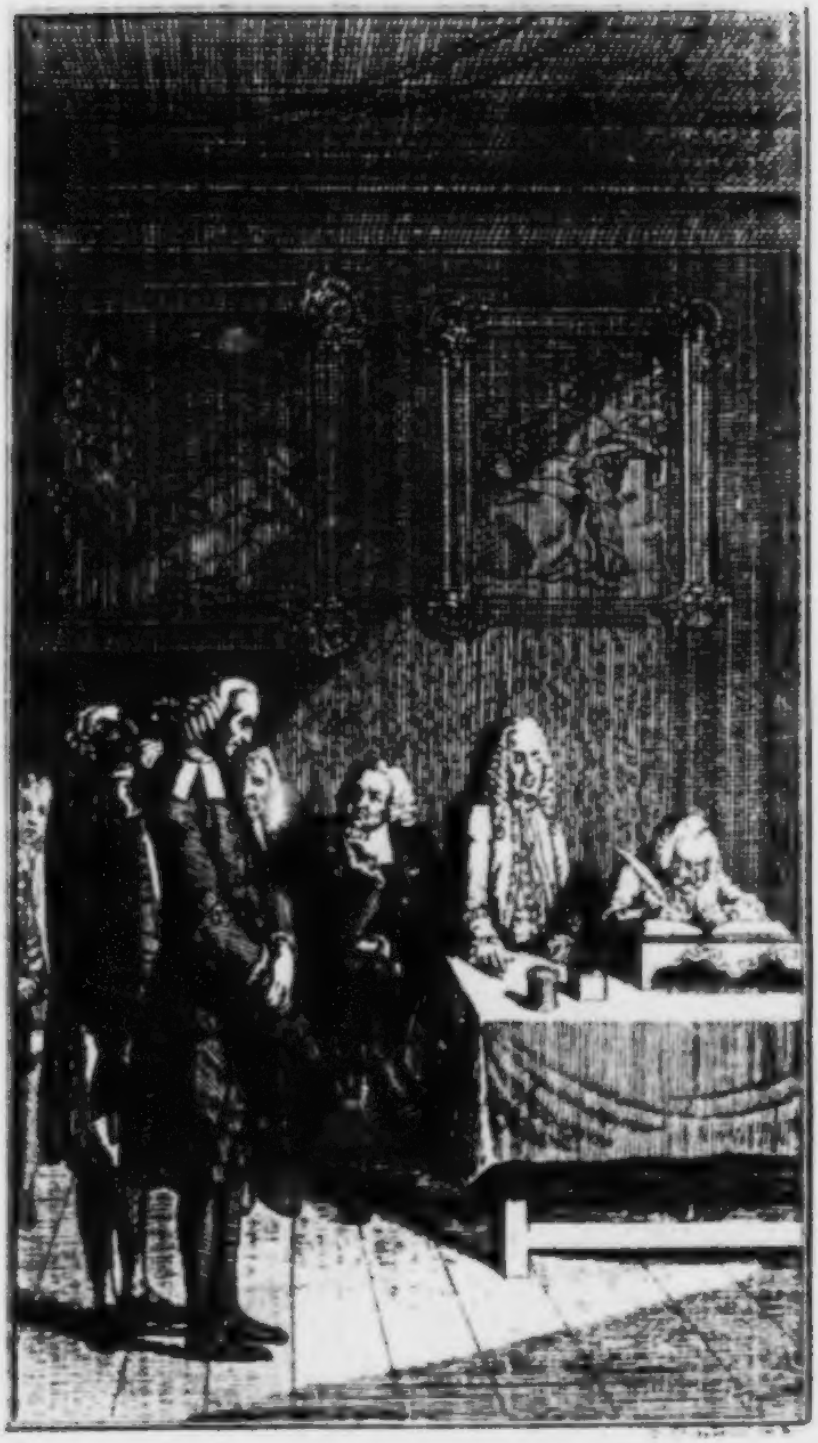


Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Erſter Band.

Zweyte verbeſſerte Auflage

Mit Königl. Preuß. Churfürſtl. Brandenb. und Churfürſtl. Sächſiſchen allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1774.

Vorrede.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödienschreiber und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben, wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrte der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Heurath oft viel merkwürdiger sind, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht so wie sie in der Welt vorgehen erzählet; sondern so wie es das Bedürfniß des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen, oder die Leidenschaften seiner

Leser zu vergnügen, mit sich bringt. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig erzählen, wie es vorgegangen ist. Es wird uns dazu nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte **Wilhelmine**, beschrieben hat.

Freylich ist dieser Verfasser ein Poet, und ist daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebühret, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es sind daher manche Umstände sehr verdächtig, und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige von seinen

Erzäh-

Erzählungen mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er in der Chronologie nicht genugsam erfahren gewesen, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen, an zwanzig Jahre zu spät annimmt. Er ist hierinn eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachlässige Virgil, in dessen Aeneide die verpfuschte Chronologie von den gelehrtesten Kommentatoren mit vieler Mühe kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In dieser wahrhaften Lebensbeschreibung hingegen hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monath und den Tag angeben kann, wann eine jede Begebenheit vorgegangen ist, und an vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusetzen seyn. Wir haben die Vokation des Sebaldus und seine Absetzungsakte, die

Predigten des Doktor Stanzius, Säuglings sämmtliche hieher gehörige Gedichte, Wilhelminens, und Sebaldus, Säuglings, Marianens, der Gräfin von ***, Rambolds und anderer Personen Briefswechsel, mit ihren Siegeln und Unterschriften, ja selbst einige sonderbare tironische Zeichen des Baurer, der den Sebaldus beherberget, in Händen, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort, das wir gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwan sieben bis acht Quartbände betragen. Demohngeachtet können sie bloß aus der Ursach nicht mit der Geschichte zugleich bekannt gemacht werden, wegen welcher schon somanche treffliche Urkundensammlung ungedruckt geblieben ist; nämlich wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es ist dieß sehr zu beklagen, aber es ist schwerlich ein Mittel vorhanden, die Bekanntmachung dieser

ſer nützlichen Urkunden zu befördern. Wir haben zwar noch einige, ob gleich nur ſchwache, Hoffnung auf den Herrn Generalſuperintendenten Pratje in Stade, und auf den Hrn. Profeſſor Caſſel in Bremen geſetzt. Dieſe grundgelehrten Männer haben ſchon ſo viel tüchtige Bände voll Urkunden zu der Brem- und Verdiſchen Staats-Schul- und Kirchengeſchichte ans Tageslicht gebracht, daß ſich manche Leſer einbilden, man habe für ſo wenig intereſſante Wahrheit ſchon viel zu viel unintereſſante Beweiſe erhalten. Wir ſind aber dieſer Meinung gar nicht, ſondern leben vielmehr noch der Hoffnung, daß dieſe Herren die beweiſenden Urkunden zu unſerer Geſchichte, als ein Supplement von Urkunden zur Bremiſchen Kirchengeſchichte, durch ihre hebammliche Sorgfalt ans Licht bringen könnten; weil, wie aus der Folge erhellen wird, Ebaldus in der Nachbarſchaft von Bremen eine Zeit lang herumgewankt hat.

Sollte auch diese Hoffnung fehl schlagen, so wäre der Vorschlag zu thun, daß einmal irgend eine Gesellschaft der Wissenschafften, einen kritischen Auszug daraus, in einigen Bänden in Großoktav herausgebe; oder wenn auch hiezu alle Hoffnung verloren wäre, so ist kein anderer Rath, als daß die wenigen gründlichen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, die die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtbüchern des breitern beygefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte zu erzählen haben, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch den künstlich verwickelten Plan, den die Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt, den Romanen vorschreiben. Alle Begebenhei-

benheiten sind in unserer Erzählung so unvorbereitet, so unwunderbar, als sie in der weiten Welt zu geschehen pflegen. Die Personen, welche auftreten, sind weder an Stande erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeichnet, noch durch ausserordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menschen unterschieden. Sie sind ganz gemeine schlechte und gerechte Leute, sie stroßen nicht so wie die Romanenhelden von hoher Imagination, schöner Tugend und feiner Lebensart, und die ihnen zustoßenden Begegnisse sind so, wie sie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte bey allem diesem unsere Erzählung etwas langweilig werden, so trösten wir uns damit, daß mehrere gründliche Deutsche Geschichtschreiber, die die unwidersprechlichsten Thatsachen in der besten Ordnung erzählen, das nämliche Schicksal gehabt haben.

Hingegen könnte der Leser vielleicht durch die in dieser Geschichte bekannt gemachten Mei-

nungen in etwas schadlos gehalten werden. Denn da fast jeder Mensch seine eigenen Meinungen für sich hat: so wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas neues und wenigstens in so fern interessantes vorhanden wäre. Der Titel verspricht zwar nur die Meinungen des Magister Sebaldus, aber man könnte deshalb doch in diesem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern Leute, ja wohl selbst einige Meinungen des Verfassers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen seyn dürfte, daß alle Meinungen, die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe sich nicht zu wundern, wenn es sich etwan ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen, vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte die große Welt nicht, die die Engländer high-life nennen. Spekulation war die Welt, in der

er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung ist. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte von Profession geschrieben. Wir hoffen nicht von der halbnangekleideten Schönen am Nachttische gelesen zu werden, die, indem sie den Grazien opfert, auf Tant mieux pour elle einen schrägen Blick wirft; nicht von dem piruettirenden Petimäter, beym Aufstehen oder Frisiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren und hochaufgebundenem Kadogan von Toilette zu Toilette schwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürsten und des Ministers zu studiren versteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhlschwester; nicht von ***

Ist aber irgendwo ein hagerer Magister, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wissenschaf-

senschaften aus einem Kapitel seines ontologischen Kompendiums übersieht; ein feister Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worinn eine Ketzerey verborgen seyn könnte; ein weiser Schulmann, der über Handel, Manufakturen und Luxus Programmen geschrieben hat; ein Student mit der Kennermiene, der auf Universitäten die Kunst aus dem Grunde studirt, ein belesener Dorfpastor, der die Statistik verbessern will, und über die politische Regierungskunst gelehrte Rathschläge geben kann: — so mögen sie herzutreten und sich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiste aufgetischt wird.

Dieß ist wenigstens die Gattung Leser, die wir uns gewiß versprechen; ob wir aber auch Leser anderer Art erhalten werden, ist eben so ungewiß, als das Schicksal überhaupt, welches dieses Werk und dessen Verfasser zu erwarten haben. Freylich ist zu vermuthen, daß durch viele Erzählungen Spaltungen in

der

der Kirche erregt werden möchten, und daß man in verschiedenen Meinungen Abweichungen von den allgemeinen symbolischen Büchern, und von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen, entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schließen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe. Man wird sich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrte nicht für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwan zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recension beweisen, daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch

Doch vielleicht könnte auch von allem dieſem nichts geſchehen. Vielleicht lieſet niemand dieſes Buch, niemand findet etwas beſonders darinn, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerkſamkeit eines Gewürzkrämers, der ſchon bey ſich überdenkt, welche dauerhafte Kaffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Es dürften ſich auch wohl einige wenige Leſer finden, die ſich an dem Leben des Sebaldus, bloß weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann iſt, eine Viertelſtunde ergötzen, oder von ſeinen Meinungen Gelegenheit nehmen möchten, über gewiſſe Materien weiter nachzudenken; da dieß aber offenbar bey weitem die kleinere Anzahl ſeyn kann, ſo werden ſie eben nicht in Anſchlag kommen.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Der Paſtor Sebaldus und die ſchöne Wilhelmine brachten die erſten Monathe nach ihrer Verheurathung, welche ſonſt andern neuverehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu ſeyn pflegen, vielmehr in einer Art von Kälte und Verlegenheit zu. Sebaldus bemerkte einen Abſtand zwiſchen ſeiner landmänniſchen Treuherzigkeit, und den feinen Hofmanieren ſeiner vornehmen jungen Frau. Er konnte ſich noch nicht recht darein ſchicken, mit ihr als mit ſeines gleichen umzugehen. Wilhelmine, auf ihrer Seite, konnte den wohlgeputzten Hof, den ſie verlaſſen hatte, nicht ſo geſchwinde vergeſſen. Das Andenken der Pracht der von der Fürſtinn abgelegten Kleider, in der ſie ſich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten

ten Anzug. Es war ihr sogar verdrießlich, daß sie ferner nicht Aufwartung machen, und sich vor höheren Personen tief verneigen sollte. Das Glück unabhängig zu seyn schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelte Schönheit der Natur, die sie auf dem Lande vor sich hatte, konnte sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst, den sie nun nicht mehr erblickte, schadlos halten. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Konzerten und Schlittenfahrten, die sie oft — angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter einer Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dieß kostete ihr zwar manche Thräne, war aber doch die erste Ursach, daß ihr ihr jetziger Zustand erträglicher vorkam, und daß sie anfieng die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen, welche zu bemerken, sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine ungepuderte Perucke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er

kam

kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey beiden Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlet hatten.

Von dieser Zeit an vergaß die schöne **Wilhelmine** völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so fieng **Sebaldus**, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, an, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viel Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die sie bisher durch ein gnädiges Hoflächeln weggescheuchet hatte. Nun erwarb sie sich bald derselben Vertraulichkeit, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, und den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich **Sebaldus** durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeine trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen

unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben ſuchte, ſondern weil er von ihnen bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwiſtigkeiten um Vermittlung erſucht ward. Er war nicht gewohnt, in ſeinen Predigten auf die Laſter zu ſcheiten, wenn aber ein Laſter in der Gemeine verübt wurde, pflegte er, ohne deſſelben zu gedenken, die entgegengeſetzte Tugend einzuſchärfen. Daher richtete er ſeine Predigten auch mehr nach den Bedürfniſſen ſeiner Gemeine, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium **vom Zinsgroſchen** eine Predigt **von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens** gehalten, bloß weil ſich kurz vorher ein Paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einſt vergeblich verſucht hatte, zwey Bauern, die in offenbarer Feindſeligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelaſſen worden, predigte er am Tage **Stephanus des Märtyrers: von der erſten Pflicht wahrer Chriſten, ihren Nächſten zu lieben**, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: **Jeruſalem, die du tödteſt die Propheten, und ſteinigeſt, die zu dir geſandt ſind**, die ſchönſte Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu

Zu beklagen war es freylich, daß dieſer ſonſt gutherzige Mann, und der beym Antritte ſeines Amtes auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen hatte, in ſeinem Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das Athanaſiſche Glaubensbekenntniß hat er zwar ſich niemals erklärt, nur weil er anſtatt des Liedes: **Wir gläuben all' an einen Gott** ꝛc. welches ſonſt alle Sonntage in ſeiner Kirche war geſungen worden, oft ein geiſtliches Lied von **Gellerten** ſingen ließ, war er bey einigen vielleicht allzubrünſtig orthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzugutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verſchwendete (ohne Exegeſe, von der er wenig hielt) viel philoſophiſche Spitzfündigkeit, um dieſer Lehre eine beſſere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Cruſiusſchen Philoſophie, welche unter allen andern Philoſophien am geſchickteſten ſcheinet, die Theologie philoſophiſcher, und die Philoſophie theologiſcher zu machen. Am meiſten aber gieng er in der Lehre vom tauſendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenſtrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erſtere ſteif und feſt, und von der letztern hatte er ſich nie überzeugen können. Er glaubte, daß in dem himmliſchen Jeruſalem alle Gottloſen fromm werden

würden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise darauf gekommen, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Er hatte sich schon in seinen jüngern Jahren durch sorgfältiges Nachdenken überzeugt, daß der Willen Gottes, der unsre jetzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, dennoch auch nothwendig durch die Vernunft müsse eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen müsse. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatischen Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralischen Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben: so hatte er sich ganz dem Studium der

prophetiſchen Schriften gewiedmet. Jeder Menſch hat ſein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apokalypſe dazu erwählet, welches er auch, ſeine ganze Lebenszeit hindurch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er ſich zu ſeiner Predigt vorbereitete, und der Sontag, wenn er ſie hielt, war moraliſchen Betrachtungen gewiedmet. Denn für ſo würdig der Unterſuchung eines ſcharfſinnigen Kopfes er auch die Prophezeyungen hielt, ſo wenig glaubte er, würden ſeine Bauern davon verſtehen oder nützen können; und es war ſein unwiderruflicher Willen, ſeinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen ſowohl verſtändlich, als nützlich wäre.

Er hatte mit vielen ſeiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder, denen er ſonſt in ſo vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine beſondere Aehnlichkeit. Man ſolte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sontag mit lauter Stimme das Geſetz predigen, und die Ungläubigen und Ketzer mit ſtarken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte ſo fein zuſammenzutreiben wiſſen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickſtämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drollige Trinkgeſellſchafter, und vorſichtige Wucherer geſehen hat.

Eben so, wenn man des Sonntags den einfältigen, allen Bauern verständlichen Vortrag des Pastor Sebaldus hörte: so hätte man sich kaum vorstellen sollen, daß dieß der grundgelehrte Mann sey, der alle Kommentarien über die prophetischen Bücher durchstudirt hatte, der alle alten und neuen Prophezeyungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel, zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichten und weißagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehemma gänzlich inne hatte, und aus diesem reichen Stoffe, mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, (die, feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann,) eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeyungen aus der Apokalypse gezogen hatte, dem, Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auflösung der apokalyptischen Weißagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah, und Michaelis unwiderlegliche

Erklä-

Erklärung der ſiebenzig Wochen, zwar vielleicht an Richtigkeit und Wahrheit, aber gewiß nicht an Neuheit, Scharfſinn und ſinnreicher Aufklärung der dunkelſten Bilder, zu vergleichen ſind.

So wie die meiſten großen Begebenheiten aus ſehr geringfügigen Urſachen zu entſpringen pflegen, ſo gieng es auch derjenigen Hypotheſe über die Apokalypſe, auf die ſich **Sebaldus** am meiſten zu gute that. **Wilhelmine** war, als ſie vom Hofe kam, ſehr Franzöſiſch geſinnet, ſie ſprach und las gern Franzöſiſch, ſie ließ ſich ſogar merken, daß ſie nichts eifriger wünſchte, als einmal in ihrem Leben Paris zu ſehen, und warf es ihrem Mann mehr als einmal vor, daß er gar nichts von Franzöſiſcher Artigkeit an ſich hätte. Nun fügte es ſich unglücklicher Weiſe, daß der ehrliche **Sebaldus** ſchon vorher an allem, was Franzöſiſch war, einen überaus großen Mißfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher Deutſcher Haß gegen die Krone Frankreich eingeprägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß ſie, nebſt dem leidigen Türken, der Erb- und Erzfeind von Deutſchland ſey, daß ſie Kaiſer und Reich ſo oft bekrieget, und ganze Provinzen von dem Deutſchen Reiche abgezwackt habe. Da nun Frankreich außer dem vielen und öftern Unheil, das es auf Deutſchem Boden

angerichtet hatte, ſich auch gar in des **Sebaldus** Hausangelegenheiten mengte, (denn er ließ ſichs nicht ausreden, daß bloß die Neigung zur Franzöſiſchen Sprache Urſach ſey, daß ihn **Wilhelmine** nicht ſo herzlich liebte, als ers wünſchte), ſo verdoppelte ſich ſein Haß gegen alles was Franzöſiſch war. Weil er nun ſonſt kein Mittel ſahe, ſeinen Unwillen auszulaſſen, ſo wandte er ſich mit Ernſt zu ſeiner allgemeinen Zuflucht, der **Apokalypſe**, und forſchte nach, ob denn in dieſem Magazine von Weißagungen, nicht eine Weiſſagung wider die Franzoſen enthalten ſeyn ſollte.

Es hat einer von den zweyhundert Schwäbiſchen Theologen, die die Offenbarung Johannes erkläret haben, es als einen ſichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inſpiration dieſes Buchs angegeben, daß man alles darinn finde, was man mit aufrichtigem Herzen darinn ſuche. Dieß erfuhr auch **Sebaldus**. Denn da er die Apokalypſe mit einem Seitenblicke auf Frankreich las: ſo glaubte er gewiſſe bisher geheime Bilder in der unſtreitigſten Klarheit zu ſehen; und er überzeugte ſich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbarung Johannes, nichts als ein Kompendium der Franzöſiſchen Geſchichte wäre, welches vor dem **Hainault** und **Mezeray** nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tauſend Jahre eher geſchrie-

geſchrieben werden, als die Begebenheiten ſich zugetragen hätten. Er war feſt verſichert, daß die groſſe Babylon im XVIIten Kapitel, weder die Stadt Rom noch die Freymäurerey, ſondern die Stadt Paris andeute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Kapitel, konnte er aus dem P. Daniel erläutern, den er deßhalb ausdrücklich, nach der Nürnbergiſchen Ueberſetzung, durchgeleſen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er ſich am meiſten einbildete, war, daß die Zahl des erſten Thieres 666 oder χξϛ, die Jeſuiten bedeute, deren Verjagung aus Frankreich er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiſeul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch verſichert, daß das Büchlein im Xten Kapitel, das im Munde ſüß war, wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, offenbar auf die vielen ſchlüpfrigen ſittenverderbenden Franzöſiſchen Duodezbände gedeutet werden müſſe, die wir Deutſchen mit ſo vieler Begierde leſen. Alle dieſe und mehrere neue Entdeckungen über die Apokalypſe, ſammelte er in einem groſſen Werke, an dem er unabläßig arbeitete.

Freylich hatten dieſe gelehrten Bemühungen nicht ganz den Beyfall der ſchönen **Wilhelmine**. Sie warf ſich zwar, nachdem ſie den Hof gänzlich verlaſſen hatte, in die Litteratur, ſo wie ſich die vom Hofe verwieſenen

wieſenen Franzöſiſchen Damen in die Devotion werfen: aber dieſe Litteratur war von der, die **Sebaldus** trieb, himmelweit unterſchieden. **Wilhelmine** war eine ſüße Verehrerinn der ſchönen Wiſſenſchaften, wovon **Sebaldus** ganz und gar nichts verſtand. Sie hatte alle guten Deutſchen und Franzöſiſchen Dichter fleißig geleſen, und führte in der Konverſation nicht ſelten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Romane, war ſie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unſre beſten neuern Dichter, ganz friſch von der Preſſe, und die **Bremiſchen Beyträge, die Sammlung vermiſchter Schriften, und die Briefe die neueſte Litteratur betreffend**, ſtückweiſe kommen ließ. Von ihr erhielten ſie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Konrektoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unſere ſchönen Geiſter des Leſens würdigten.

In der Philoſophie waren **Sebaldus** und ſeine **Wilhelmine** noch weit mehr von einander unterſchieden. So ſehr er ein eifriger Cruſianer war, eben ſo ſehr war ſie aus allen Kräften der Wolfiſchen Philoſophie ergeben. Sie hatte **Wolfs** ſämtliche Deutſche Schriften geleſen, beſonders aber wußte ſie deſſelben

Kleine

Kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen ſich den Geſchmack bilden wollte, ſo pries ſie derſelben das zehnte Kapitel **wie man von Schriften urtheilen ſoll**, nebſt dem elften an, **wie man Bücher recht mit Nutzen leſen ſoll.** Der **Cruſiusſchen Philoſophie** war ſie von Herzen gram, welches auch kein Wunder war, weil ſie ſich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des hochwürdigen Mannes zu leſen. **Sebaldus** gab ſich oft alle mögliche Mühe, ſie dahin zu bringen, daß ſie nur wenigſtens **Wünſchmanns Kompendium der Cruſiusſchen Philoſophie** durchleſen ſollte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philoſophen hielt. **Umſonſt!** Sie legte es, nachdem ſie ſechs Seiten durchgeleſen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerinn.

Es iſt leicht zu begreifen, wie die Philoſophie der ſchönen **Wilhelmine** zuweilen eine kleine Unordnung im Hauſeweſen habe verurſachen können, und wie möglich es geweſen, daß ein neuangekommenes Stück der **Litteraturbriefe** der zureichende Grund ſeyn können, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleinen häuslichen Widerwärtigkeiten ſtörten aber keinesweges die beiderſeitige Zufriedenheit. Da Sebal-

dus

dus gemeiniglich zu eben der Zeit über einem Geſicht aus der Apokalypſe geſchwitzt hatte, ſo ſchmeckte er entweder den Fehler der Speiſe nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf ſich; weil er glaubte, er habe auf ſich allzulange warten laſſen. So gebiert das Bewußtſeyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freylich verurſachten die ſich gerade entgegen geſetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute unter ihnen manchen heftigen Zwiſt; ſo bald aber nur die beiderſeitige Zuneigung ſtärker geworden war, konnten die verſchiedenen Meinungen nicht mehr den Wachsthum ihrer Liebe hindern. Auf die Philoſophie, über die ſie ſich ſo oft ohne Erfolg geſtritten hatten, ließen ſie ſich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ ſich **Schaldus** zuweilen gefallen, von **Wilhelminen** ein Stück aus einem neuen Deutſchen Schriftſteller vorleſen zu hören; (denn wider die Franzöſiſchen Schriften hatte er ſich allzudeutlich erkläret, als daß ſie ſich derſelben zu erwähnen getrauet hätte; (**Wilhelmine** war auch zuweilen ſo gefällig, ſich von ihrem Manne ein Stück ſeiner neuen Erklärung der Apokalypſe mit Paralleiſtellen aus P. **Daniels** Geſchichte beſtärkt, vorleſen zu laſſen. Sie rief wohl zuweilen aus: „Sinnreich! wirklich, ſehr ſinnreich! „Mit

dieſem

dieſem Beyfalle war er vergnügt, wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er ſetzte ſich ans Klavier, und ſpielte ungebeten einige der **Oden mit Melodien**, von denen er wußte, daß ſie ſeiner Frau am angenehmſten waren. **Wilhelmine** ſang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlicher Weiſe war ein ſolcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für dieſen Tag und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der erſtern neun Monathe ihres Eheſtandes ward er mit einem Sohne geſegnet, deſſen ſich der Hofmarſchall aus alter Bekanntſchaft beſonders annahm. Er ließ ihn oft zu ſich in die Stadt holen, beſchenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch ſchütterte, wenn der Junge, der von ſeiner erſten Jugend an verſprach, einſt ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umſtehenden in die Waden zwickte, oder ſonſt jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe ſechs Jahr alt war, ſo nahm er ihn ganz zu ſich, ſo, daß er ſeitdem ſeine Aeltern nur ſelten zu ſehen bekam. Im vierzehnten Jahre war der Knabe ſo weit gekommen, daß er die muthwilligen Neckereyen, die der Hofmarſchall ſo oft in ſeiner erſten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an ſeinem Wohlthäter ſelbſt auszuüben anfieng. Dieſer machte ſich alſo nicht mehr ſo viel daraus, einen Knaben ferner um ſich zu haben,

ben, deſſen Witze er zwar Beyfall gab, wenn er andere hohnneckte, aber nicht, wenn er ſich auch an ihn, den Hofmarſchall ſelbſt, wagte. Er beſann ſich, daß er einen guten Freund hatte, der Kurator über eine etwan 25 Meilen entlegene Fürſtenſchule war, in dieſer verſchaffte er dem jungen Nothanker eine Freyſtelle. Als der Knabe in derſelben ſechs Jahre verharret hatte, und es nun Zeit ſchien, ihn auf Univerſitäten zu bringen, verſchaffte er demſelben durch gleiche Protektion zwey Stipendien auf einer berühmten Univerſität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, ſo konnte der junge Nothanker auch ſeine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortſetzen, als ſonſt ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er ſtudirte daher nicht allein in den Kollegien, ſondern auch in den Caffehäuſern, bey den Jungemägden, in den Dorfſchenken, und überhaupt kavaliermäßig in der großen Welt. Er machte auch Verſe und Satiren: wodurch er denn bald ein Mitglied der Deutſchen Geſellſchaft des Ortes ward. Von der Philoſophie machte er Profeſſion, und ſetzte ſich ſchon in ſeinen Studentenjahren vor, in derſelben einſt große Veränderungen vorzunehmen. In der philoſophiſchen Kritik aber war er ſo ſtark, daß er den Longin und Home, immer beym dritten Worte, citirte. Dieſe Nachrichten

erfreueten **Wilhelminen** ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben anſahe, obgleich **Sebaldus** ein wenig darüber den Kopf ſchüttelte, und die Hoffnung, die er ſich ſeit zehn Jahren gemacht hatte, ihn zum Adjunkt ſeiner Pfarre zu bekommen, beynahe aufzugeben anfieng.

Etwan ſechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, eben als die Zuneigung zwiſchen **Sebaldus** und **Wilhelminen** zur wärmſten Zärtlichkeit geſtiegen war, wurden ſie mit einer Tochter erfreut, die den Namen **Mariane** bekam. Sie war, von ihrer erſten Jugend an, der Gegenſtand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Beſonders wendete **Wilhelmine** ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie unterwies ſie in allen weiblichen Arbeiten und in der Franzöſiſchen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geſchichte und Erdbeſchreibung, und beide vergaßen nichts, um den Geiſt und das Herz dieſer geliebten Tochter zu bilden. Als **Mariane** ſechzehn Jahre alt war, hatte ſie die beſten Deutſchen und Franzöſiſchen Schriftſteller geleſen. Wenn ihre häuslichen Geſchäfte geendigt waren, ſo war ihr Amt, wechſelsweiſe ihrer Mutter vorzuleſen, oder auf dem Kloviere zu ſpielen, worauf ihr Vater ihr erſter Lehrmeiſter geweſen war, und ihr eigner Fleiß ſie zu mehrerer

rerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine ſanfte Seele, ein mitleidiges Herz, krönte ihre übrigen guten Eigenſchaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Aeltern noch einen viel gröſſern Werth.

Als dieſe älteſte Tochter ſchon erwachſen war, ward das Haus mit noch einer kleinen Tochter vermehret, die auch die beſten Hoffnungen von ſich gab, da ſowohl **Wilhelmine** als die junge **Mariane** wetteiferten, der kleinen **Charlotte** die beſte Erziehung zu geben.

Zweyter Abſchnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf ſolche Art in dieſer Familie viele Jahre ununterbrochen fortgedauret. **Sebaldus** verrichtete ſeine Amtsgeſchäffte in der Kirche mit frohem Gemüthe, eben ſo wie **Wilhelmine** in der Küche und in der Milchkammer. Die willige Unterſtützung ihrer nothleidenden und bekümmerten Nachbaren war ihnen beiden ein gemeinſchaftliches Geſchäfft. Wenn dieſe Geſchäffte vorbey waren, ſo kehrten ſie mit Vergnügen zu ihrer eigenen Geſellſchaft, und zur Geſellſchaft ihrer herzlichgeliebten Kinder zurück. Ein vergnügtes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verſchönerte ihre ruhigen Abendſpaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere

Verän-

Veränderung, so wie ihre Kinder an Alter zunahmen. Eine richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall, den Mariane hören ließ, ein neues musikalisches Stück, das sie zum ersten mahl spielte, war der ältern lichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da **Charlottchen** zuerst das süße Wort Mutter lallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füßen drittehalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vater allein fortlaufmelte, der, da sie ihm das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Aeltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfischen, auch noch nachdem sie vorbey waren, genossen ward.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohete es doch ein kleiner Vorfall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: **Vom Tode für das Vaterland**, betitelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neuen Schriften, sonderlich von solchen, die sich mit dem Tande der weltlichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der schönen Wissenschaften bes

ſchäfftigten, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darinn gewöhnlicher Weiſe außer dem fürſtl. privilegirten Geſangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Kalendern, als dem hinkenden Staatsboten, dem Nürnbergiſchen Land- und Haus-Kalender, Stephan Löffels von Plumpenau verbeſſertem ſehr luſtigen Geſellſchaftskalender u. ſ. w. nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröſſe, Schabalie wandelnde Seele, Förſters expediten Prediger in ſechs Quartbänden, die Grundriſſe von Predigten der Hamburgiſchen Herren Paſtoren, nebſt der Inſel Felſenburg, dem im Irrgarten der Liebe taumelnden Kavalier, Eulenſpiegel dem jüngern, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schickſal Anteni, das Leben des Maler Michaels, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, die auf alle neue Bücher neugierig war, die in die ſchönen Wiſſenſchaften, in die Sittenlehre, Geſchichte u. ſ. w. einſchlugen, hatte, wie wir ſchon erwähnt haben, für ſich ſelbſt eine

eine kleine auserlesene Bibliothek solcher Bücher, dergleichen in dem ganzen Fürstenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürstlichen Residenzstadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alles, was von solcher Art Büchern wichtiges erschien, in eben dem Paket zuzusenden, worinn Sebaldus alle neuen Schriften, die über die Apokalypse herauskamen, empfieng. So nährte der ehrliche **Hieronymus** den Geist beider Eheleute, den einen mit Witz, und den andern mit Prophezeyungen.

Dieser Buchhändler hatte in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt, und hatte dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlanget, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verstehen. Er hatte in verschiedenen ansehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener gestanden. Er hatte dabey nicht allein sein eigenes Gewerbe in einem weit grössern Umfange eingesehen, sondern er hatte auch Städte und Sitten der Menschen kennen lernen, und daher kam es, daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällete, als sein Nachbar, der Superintendent, oder sein anderer Nachbar, der Rath in dem fürstlichen Expeditionskollegium, die beide, außer ihren

auf einer benachbarten Universität verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten, die er besaß, eben nicht unablaßig geltend zu machen: daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, in Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden; denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grundsätzen und einer so glücklichen Temperamentstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es bey seinen Nebenbürgern eben sonderliches Aufsehen verursacht hätte.

Gleichwol hatte er durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen, wo er sich befand, zween ganz neue Handlungszweige eröffnet, an die vorher noch niemand daselbst gedacht hatte. Es hatte das kleine Fürstenthum einen fruchtbaren Boden, und nicht wenig Viehzucht, es brachte alles hervor, was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf, was ihnen zuwuchs. Weil sie aber, außer ihrem mäßig bestellten Ackerbaue,

gar keine einzige Art von Kunstfleiß hatten, so war freylich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums aus der Wolle, die in diesem kleinen Fürstenthum sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdann in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus war der erste, der sich unterstand Bücher darinn einzuführen. Er sah aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkauffte mehrmahls z. B. das Juristische Orakulum in sechzehn Foliobänden für einen fetten Ochsen, Leopolds Landwirthschaftsbuch für sechs Scheffel Rocken, und Riegers Herzpostill, oder Cardilucii Kunst-Arzney- Natur- und Nahrungspostille für ein Paar Schock Eyer, ja er gab noch wohl Mürdelii süße Geisteserquickungen, oder Meletaons Tugendschul in den Kauf.

Hiedurch machte er sich besonders bey den Predigern in Städten, Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehnten oder von ihrem Naturaldeputat daran wagten, um sich Krauſens evangelischen und epistolischen Prediger-

ſchatz, Kleiners Hirtenſtimme, Schlichthabers fünffache Diſpoſitionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs epiſtoliſche Spruch- und Kernpoſtille anzuſchaffen, und ſich dadurch die ſchwere Laſt des Predigtamts, die ſie ſo ſehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und ſchafften ſich von einem Theile des Ertrags ihrer Aernte, und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollatzens Gnadenordnung und Pilgerſtraße, Staricii Heldenſchatz, die reine Waſſerquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngſten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taſchenſpielerkünſte, die neueröfnete Kunſtpforte, Schnurrs Kunſt- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben, Heußens bibliſche Seelenweide, Widders Krankenpoſtille, u. d. gl. Die fürſtlichen Räthe und Sekretarien aber kauften Bolzens Amts- und Gerichts-Aktuarius, deſſen Anweiſung zum Ambahierungswerke, *Salanders alias* Sieckels allezeitfertigen Notarius, Heumanns rechtlichen Katechiſmus, beſonders aber

des

des deutſchen Schweſers oder *Philoparchi* wohlunterrichteten Beamten ꝛc.

Hieronymus erhielt alſo, als ein Laye, einen Vortheil, der ſonſt nur der Geiſtlichkeit eigen war, nehmlich, er ſpeiſete den Geiſt ſeiner Mitbürger, und eignete ſich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauſchten Ochſen, Hammel und Schweine in ſeine Ställe treiben, und das eingetauſchte Getreide auf ſeine Boden ſchütten, und verkauffte alles auf den Märkten des obengedachten Herzogthums für baares Geld: weil daſelbſt die blühenden Manufakturen, und die dadurch verurſachte Bevölkerung einen etwas höhern Preis der Nahrungsmittel verurſacht hatten. Man kennete ihn daſelbſt nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus; aber der Namen des Korn- oder Viehhändlers Hieronymus, war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daſelbſt um deſto bekannter.

Seine Nachbarn hatten ſelbſt Aecker und Wieſen, aber zufrieden ſich ſelbſt zu nähren, haueten ſie nicht mehr, als ſie brauchten, noch weniger dachten ſie daran, den Ueberfluß ihren Nachbarn weiter, als etwan bis in die nächſte kleine Landſtadt, zuzuführen. Es währete Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Heerden Vieh, die ſie ſo oft aus

Hieronymus Hauſe wegfahren und wegtreiben ſahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie verſuchten bald eben dieſen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fiengen ſie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Aecker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch ſelbſt an gutem Wohlſtande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in ſo gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfiengen, warum das Land ſich ſo ſchnell verbeſſert habe.

Eigentlich war freylich der Fleiß des Hieronymus und das Beyſpiel, das er ſeinen Mitbürgern gegeben hatte, die Urſach davon. Es iſt aber allen denen, die politiſche und Finanzvorfälle unterſuchen, ſchon längſt zur Regel geworden, nicht die kleinen Umſtände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Urſachen der Begebenheiten zu ſeyn pflegen, ſondern große Umſtände, welche gemeiniglich nicht die wahren Urſachen ſind. Daher ward in einer in das fürſtliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die ſchnelle Zunahme des Wohlſtandes des Landes, der landesväterlichen Vorſorge des Fürſten zugeſchrieben, (der auf ſeinem Luſtſchloſſe, ſeine Zeit zwiſchen der Jagd und ſeiner Mätreſſe theilte), und, nach derſelben, den klugen Anſtalten ſeines erſten Geheimenraths,

raths, (der in der fürstlichen Residenzstadt, im Kabinet, unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Kreaturen zu besetzen.) Der Superintendent D. Strauzius hingegen, ein scharfer Gesetzprediger, nahm diese Abhandlung in der Einweihungspredigt der neugebauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und versicherte, der zugenommene Wohlstand des Landes sey ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner.

Man muß nehmlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein Paar Jahre vorher fünf Straßen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Bau der Kapelle, welche viel vergrössert und verschönert aufgebauet werden sollte, so reichlich bey, daß sie kein Geld übrig behielten, zu einer Hauskollekte etwas beyzutragen, die der Bürgermeister veranlasset hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyspringen müsse,

müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey, die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger sie zu vergrössern, so lange die Häuser der Einwohner, zu deren Gebrauch die Kapelle dienen sollte, noch in der Asche lägen. Diese mußten sich freylich, da sie nirgend unterkommen konnten, und gar keine Hoffnung sahen, sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Kolonisten nach Rußland anwerben lassen. Sie bekamen also die für Sie neu erbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie, an dem Ufer der Wolga, die gedruckte Einweihungspredigt des D. **Stauzius**, nebst den beygefügten Carminibus des Stadtministerii und aller Primaner des fürstlichen Lycei mit vieler Erbauung verlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben dem Pakete, worinn **Wilhelmine** die Schrift **vom Tode fürs Vaterland** erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. D. **Stauzius** hatte in derselben mehr als einmahl denen, die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. **Sebaldus** aber konnte diese Lehre niemals behauptet sehen, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen

gnügen nahe war. **Der Tod fürs Vaterland** hingegen hatte auf **Wilhelminen** eine ganz entgegengeſetzte Wirkung. Er ſetzte ihren ohnedieß zum Romantiſchen geneigten Geiſt in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Maſchine ſey, ſondern ſeinen eigenthümlichen Werth als Menſch habe, daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe, daß ſie eine Nation als ein Muſter für andere darſtelle. Von dieſen Ideen erhitzt, ſann ſie nach, wie ſie in dem allgemeinen Kriege, der damals Deutſchland verheerte, ein Beyſpiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter dieſen Gedanken fiel ihr gleich auf der erſten Seite folgende Stelle aufs Herz: „Sollte wohl „ein Diener der Religion ſich entweihen, ſollte er wohl „dadurch ſein Amt vernachläßigen, wenn er, nachdem „er tauſendmal geſagt hat: **Thut Buße**, auch einmal rieſe: **Sterbet freudig fürs Vaterland?**„ Sie beſchloß, daß niemand ihrem Manne das Verdienſt rauben ſollte, dieſer Auffoderung zuerſt ein Genügen gethan, noch ihr das Verdienſt, ihn dazu aufgemuntert zu haben. Von dieſem Vorſatze voll, trat ſie, welches ſie ſonſt ſelten zu thun pflegte, in **Sebaldus** Studirſtube. Sie las ihm aus der

Schrift

Schrift, die ihr ſo ſehr gefiel, die ſtärkſten Stellen vor. Sie beſchloß mit der eben angeführten, an die Prediger gerichteten Stelle, und ſetzte alle Gründe, die ſie ſammeln konnte, zuſammen, um ihn zu bewegen, daß er den nächſten Sonntag ſeiner Gemeine predigen ſollte: **Sterbet freudig für das Vaterland.**

Sie fand bey ihrem Manne einen ſtärkern Widerſtand, als ſie ſich vorgeſtellet hatte. **Sebaldus**, deſſen Geiſt ohne Prophezeyung nicht ſo leicht in Enthuſiasmus gerieth, und der durch **D. Stauzius** Einweihungspredigt noch weniger erwärmt worden war, hatte ihrer feurigen Deklamation hundert kalte Gründe entgegen zu ſetzen, auf die ſie ſich nicht gefaßt gemacht hatte. Er ſagte ihr unter andern, daß ein Geiſtlicher, wenn er glaubte, oft genug gerufen zu haben: **Thut Buße**, noch eine Menge Wahrheiten zu predigen habe, die ihm alle noch nützlicher dünkten, als der **Tod für das Vaterland.** „Und, ſetzte er hinzu, „wo iſt in unſerm unter Krieg und Verheerung ſeufzenden Deutſchlande, jetzt wohl das Vaterland zu „finden? Deutſche fechten gegen Deutſche. Das „Kontingent unſers Fürſten iſt bey dem einen Heere, „und in unſerm Ländchen wirbt man für das andere. „Zu welchem ſollen wir uns ſchlagen? Wen ſollen „wir

„wir angreifen? Wen sollen wir vertheidigen? Für „wen sollen wir sterben?

Wilhelmine, die einmal beschlossen hatte, daß vom **Tode fürs Vaterland** gepredigt werden sollte, sah wohl ein, daß allgemeine Gründe ihren Mann nicht bewegen würden, sie nahm also zu solchen ihre Zuflucht, die ihn näher angiengen. Sie versetzte: „Wird denn nicht in diesem Kriege wider die Franzo„sen gestritten? Ich glaube immer, die Deutschen sind „ächte Deutsche, die auf Türken und Franzosen los„gehen. Sie haben mir, mein Lieber! oft von Weißa„gungen vom nahen Untergange Frankreichs vorge„sagt: sollte in der Apokalypse keine Weißagung seyn, „die den itzigen Krieg angeht? Schlagen Sie doch „nach. Wer weiß, ob in diesem Kriege nicht Deutsche „das stolze Frankreich erobern sollen? Wie? wenn „es Ihnen nun vorbehalten wäre, durch Ihre Predigt „zu diesem großen Werke den ersten Anlaß zu geben? „Welcher Ruhm für Sie, wenn auch auf Sie und „auf Ihre Predigt mit geweißagt wäre! Können Sie „der Kraft so vieler Gründe wohl widerstehen? Ich „dächte, Sie müßten dadurch **determinirt** werden.„

Der arme **Sebaldus** war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen, denn **Wilhelmine** pflegte sehr selten die Apokalypse anzuführen, noch weniger

pflegte

pflegte ſie der Franzoſen mit einem widrigen Seitenblicke zu gedenken, und über den zureichenden und determinirenden Grund waren ihre Gedanken ihres Mannes Gedanken ſo ſchnurſtracks zuwider, daß weder **Sebaldus** das Wort **zureichend**, noch **Wilhelmine** das Wort **determinirend** jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geſchah alſo hier, was immer zu geſchehen pflegt, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die beſten Gründe einer Mannsperſon unkräftig machte.

Sebaldus wählte einen ſchicklichen Text für den nächſten Sonntag aus der Apokalypſe; und da dieſes das erſte mal war, daß er über einen Text aus dieſem von ihm ſo geliebten Buche predigte, ſo hielt er ſeine Predigt **vom Tode fürs Vaterland** in einem enthuſiaſtiſchen Feuer, das ſeine Gemeine ſonſt an ihm nicht gewohnt war. Als er aus der Kirche nach Hauſe gieng, bemerkte er ſogleich die Frucht ſeines Eifers. Er ſah auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand ſehr laut reden. Als er näher hinzu kam, hörte er, daß ein im Dorfe liegender Unterofficier, der mit in der Kirche geweſen war, zu ſeiner Predigt einen epanorthotiſchen *Uſum* hinzu that, und nicht ohne Frucht; denn zehn junge, raſche Bauerkerle nahmen auf der Stelle Dienſte.

Den

Dem Sebaldus klopfte hiebey ein wenig das Herz, aber Wilhelmine jubilirte über den glücklichen Erfolg ihres Vorſchlags. Sie wendete, auf dem Wege aus der Kirche nach Hauſe, alles an, um ihrem Mann eben ſo freudige Geſinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen ſeyn, wenn nicht zween Briefe, die ſie bey ihrer Ankunft zu Hauſe fanden, ihre Freude etwas niedergeſchlagen hätten. Der eine war von einem Profeſſor der Univerſität, wo ihr älteſter Sohn ſtudirte. Er meldete ihnen ohne Umſchweife, daß ihr Sohn, mit Hinterlaſſung vieler Schulden davon gelaufen ſey, und daß niemand wiſſe, wohin. Beide Aeltern fuhren bey dieſer unvermutheten Nachricht zuſammen, und zitterten vor dem zweyten Briefe. Als ſie auf der Aufſchrift ihres Sohnes Hand erblickten, ſo riß ihn Wilhelmine aus Sebaldus Händen, und las ihn. Der Sohn meldete darinn, ohne von ſeinen Schulden etwas zu erwähnen, „daß er es für einen „guten Bürger für ſchimpflich halte, ſtille zu ſitzen, „wenn das Vaterland in Noth ſey; daß die Römer „und Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienſte gethan „hätten; daß er dieſem glorreichen Exempel folgen „wollte, und daher auch zur Armee gegangen ſey. Er „meldete zu gleicher Zeit ſeinen Aeltern, daß er vor der „Hand einen fremden Namen angenommen habe,

„und ſo lange führen wolle, bis er ſeinem wahren Na„men Ehre bringen könnte.„ Sebaldus war bey dieſer Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geſchrey rücklings aufs Kanape. Sie beſann ſich aber bald, daß itzt die beſte Gelegenheit ſey, Spartaniſche Geſinnungen zu zeigen, ermannete ſich, ſtand auf, und ſagte mit thränenden Augen: „Ich habe ihn dazu geboren!„ Sie ſuchte auf alle Weiſe ihre heldenmüthigen Geſinnungen bey ſich wieder hervor zu rufen. Bald ſtellte ſie ſich die groſſen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedauerte ſie nur, daß er ſeinen Namen verändert hätte, weil ſie auf dieſe Art von ihr unbemerkt geſchehen könnten. Bald hoffte ſie wieder, daß er, wenn er etwas großes verrichtet hätte, gewiß ſeinen Namen kund thun werde. Inzwiſchen konnten alle dieſe heroiſchen Geſinnungen, mit denen ſie ſich tröſtete, und die dem Sebaldus gar keinen Troſt gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weiſe Betrachtungen unterdrücken, die ſich beſtändig dazwiſchen miſchten. Nachdem ſie damit den Nachmittag zugebracht hatten, legten ſie ſich beiderſeits in einer ſolchen Gemüthsverfaſſung ſchlafen, daß, wenn ſie vier und zwanzig Stunden vorher darinn geweſen wären, Sebaldus ſchwerlich würde gepre-

digt

diat haben: Sterbet freudig für das Vaterland, noch Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abſchnitt.

Indeſſen erſcholl die Nachricht von Sebaldus Predigt und von ihren Folgen bald bis in die fürſtliche Reſidenzſtadt. Sebaldus hatte im Konſiſtorium zwey ſehr mächtige Feinde. Der eine war der Präſident, der als ein Ehrenmitglied verſchiedener Deutſchen und Lateiniſchen Geſellſchaften viele ſehr fließende Deutſche Reime, und viele ſehr deutliche Lateiniſche Chronodiſtichen verfertigte. Alle am fürſtlichen Hofe vorfallende Galatage, alle Landplagen, als Heuſchrecken, Hagel, feindliche Einfälle, alle Promotionen der ihm untergebenen Konrektoren und Landprediger, beſang ſeine Muſe ungeſäumt. Wilhelmine war eine viel zu feine Kennerinn der ſchönen Wiſſenſchaften, als daß ſie ſich dem falſchen Geſchmacke, der in ihrem Vaterländchen beſchützt ward, nicht hätte widerſetzen ſollen. Sie ſprach bey jeder Gelegenheit von den Deutſchen Verſen des Präſidenten überaus verächtlich, und ſeine Lateiniſchen Chronodiſtichen, wenn ſie ſie auch nicht verſtand, ſo wußte ſie ſie doch aus dem Zuſchauer mit einer Reihe Soldaten

ten zu vergleichen, in welcher einige Riesen zwischen einer Anzahl Zwerge ständen. Nun ist es bekannt, daß alle Dichter sehr empfindlich, und die schlechten Dichter gemeiniglich die empfindlichsten sind: es ist also leicht zu erachten, daß es der Präsident für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfassung und gute Subordination hielt, daß eine Landpfarrerfrau sich über die Verse eines Mannes wie er, öffentlich aufhalten dürfte, und daß er keine Gelegenheit wird verabsäumet haben, ihrem Manne empfinden zu lassen, daß er sein Oberer war. Der zweyte Feind des **Sebaldus** war der Generalsuperintendent, **D. Stauzius**. Dieß war eben der Pfarrer, der den **Sebaldus** mit **Wilhelminen** getrauet hatte, der wilde Mann, der so gern von dem Obersten **Menzel** und von dem lustigen Treffen bey Roßbach sprach. Er hatte kurz nach **Sebaldus** Heurath die Ausgeberinn des Präsidenten geheurathet, die **Sebaldus** verschmähet hatte, und war dadurch Generalsuperintendent geworden. So wie er an Stande zunahm, wuchs auch sein Eifer für die Orthodoxie. Er lies sich zum Doktor der Theologie machen, damit er einen doppelten Beruf hätte, sich der Orthodoxie alles Fleißes anzunehmen. Er erhielt im Lande eine solche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann bey einer wohl eingerichteten Kompagnie Soldaten, bey der

jeder

jeder Reck ſo lang, als der andere, jeder Zopf ſo dick, als der andere, jede Stiefelette ſo lang aufgeknüft iſt, als die andere, und die ſich nie nach ihrem eigenen Willen, ſondern bloß nach dem Wink ihrer Obern beweget. So bald ein Prediger nur den geringſten Geruch von Ketzerey an ſich ſpüren ließ, ward er abgeſchafft. Dadurch ward das Ländchen wirklich ſo rein gehalten, daß **Sebaldus** der einzige war, der auf der ſchwarzen Liſte ſtand. Schon als D. **Stauzius** noch Dorfpfarrer war, hatte er ſich mit **Sebaldus** oft über die Ewigkeit der Höllenſtrafen geſtritten, die er mit großem Eifer behauptete, und von der **Sebaldus**, wie wir den Leſer ſchon haben merken laſſen, Begriffe hatte, die zwar ganz menſchenfreundlich, aber gar nicht orthodox waren. Seitdem D. **Stauzius** Superintendent geworden war, hatte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen noch nothwendiger gefunden. Er merkte beym Antritt ſeines Amts bald, daß er bey den Kammerjunkern und den fürſtlichen Räthen mit dem florentiniſchen Wetterglaſe, aus welchem er vormals ſeinen Bauern Wind und Wetter vorherſagte, *) nicht viel ausrichten konnte. Er legte ſich alſo, um ſie in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Geſetzpredigen. Er malte ihnen den hölli-

*) S. Wilhelmine S. 105.

schen Schwefelpful recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor; wobey er denn mit einem hohlen klagenden Tone das Wort **ewig! ewig! ewig!** sehr oft erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder war, so gefällig und nachgebend war er gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte. Sie regierte ihn ganz. Unglücklicher Weise aber für den **Sebaldus**, war sie auf denselben und auch auf seine Frau sehr übel zu sprechen. Sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr ein einträgliches Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heurathen. Wenn also **D. Stauzius** gegen den **Sebaldus** nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren itzigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Weich Wunder also, daß **Sebaldus** sehr oft, auch bey den geringfügigsten Vorfällen, nachdrückliche Verweise aus dem Konsistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen war zu wichtig, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise konnte abgemachet werden. **Sebaldus** ward also in Person nach der fürstlichen Residenz, vor dem Konsistorium zu erscheinen, gefodert. Als er erschien, sah

ihn

ihn der Präſident von oben bis unten an, ſeufzte, machte die Augen zu, hob das Angeſicht gen Himmel, und hielt ihm in einem feinen, etwas heiſern und lang gezogenen Ton, ſeinen Unfug vor, daß er von etwas anderm, als von Buße und Zerknirſchung des Herzens gepredigt hätte, welches den ſymboliſchen Büchern ſchnurſtracks zuwider ſey. Kaum hatte er ausgeredet, als der Superintendent aufſtand. Er ſchrie mehr, als er ſprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Geſichte, runzelte ſeine ſtarken halbgrauen und halbrothen Augenbraunen, konnte noch nicht ſprechen, und ſchüttete, als er anfieng, in einem hohlen bellenden Ton, ſo ſchnell, daß Ein Wort das andere jagte, Ein geſtottertes Anathema über das andere auf den armen **Sebaldus** aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbenen Bauerkerle vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß ſie aber nun in dem Lande, wohin ſie gebracht würden, Atheiſten werden, und alſo ewig verdammt werden müßten. Auch Er, **Sebaldus**, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen Schuld wäre, u. ſ. w.

Sebaldus antwortete beſcheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende ſeiner Rede einfließen, „daß „Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menſchen; daß

„er uns nach der reinen Absicht unsers Herzens, nicht „aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unse„rer Handlungen, richten werde.„

Stauzius fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wut an: „Ob er die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?„

Sebaldus antwortete ganz gelassen: „Er glaube „nicht, daß es Menschen gezieme, der Güte Got„tes Maaß und Ziel zu setzen. Sie sehen, meine „Herren, redete der äußerst aufgebrachte Superin„tendent die anwesenden an, daß dieser gottlose Mann „in den Grundlehren des Glaubens irrig ist, und „schändliche grundstürzende Irrthümer behauptet: „ich trage also darauf an, daß er unverzüglich seines „Amtes entsetzt werde, damit er die Seelen der ihm „anvertrauten Heerde nicht ferner in Gefahr bringe.„

Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: „Es ist zwar war, daß **Ehrn Noth**„**anker** sich eine schwere Verschuldung hat zur Last „kommen lassen: doch erfodert die Christliche Liebe, „daß man in einer so wichtigen Sache, als die Ab„setzung vom Amte ist, sich nicht übereilen müsse. „Daher ist meine Meinung, daß dem Fiskal auf„getragen werde, eine in gehöriger Form abgefaßte „Klage zu überreichen, welche dem Beklagten, mit „dem Bedeuten sie in zween Tagen zu beantworten,

„sub

„*ſub poena praecluſi*, und daß alsdann *in contu-*
„*maciam* wider ihn erkannt werde, zu communici-
„ren ſey; deßgleichen, daß derſelbe auf nächſte Seſ-
„ſion in vierzehn Tagen beſchieden werde, um die
„alsdann abzufaſſende Sentenz anzuhören. „Dieſer Meinung fielen alle bey, und **Sebaldus** verfügte ſich mit ſchwerem Herzen nach Hauſe.

Die Klage des Fiskals lief in wenig Tagen ein, und weil darinn noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenſtrafen, als auf die gehaltene Predigt Rückſicht genommen war: ſo glaubten **Sebaldus** und **Wilhelmine** darinn die Feder des D. Stauzius zu erkennen. **Sebaldus** beantwortete ſie in den geſetzten zween Tagen ausführlich, und **Wilhelmine** fügte noch einige Anmerkungen hinzu, die ihrer Meinung nach die Unſchuld ihres Mannes ſo treffend bewieſen, daß ſich auch nicht das geringſte nur mit einigem Scheine dawider ſagen ließe. Die Verantwortung ward übergeben, und **Sebaldus** ſchwebte indeſſen zwiſchen Furcht und Hoffnung. An dem angeſetzten Tage begab er ſich nach der Reſidenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Seſſionsſtube eine halbe Stunde warten, unterdeſſen daß über ſein Schickſal gerathſchlagt ward. Darauf ward er hineinbeſchieden, um die Sentenz anzuhören, welche, nach

dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaßen lautete:

„Daß Beklagter wegen irriger Lehre und Abweichung von den so theuer beschwornen symbolischen Büchern, wobey er, aller liebreichen Ermahnungen unerachtet, verharre, seines Predigt- und Lehramts zu entsetzen, und er bedeutet werde, sich alles fernern Lehrens, Predigens und sonstiger *Actum ministerialium* gänzlich zu enthalten, so lieb als ihm die Vermeidung fürstl. Ungnade, und zweyjähriger Zuchthausstrafe sey. V. R. W.„

Es fand keine Appellation Statt. Es ward dem guten Sebaldus von dem Konsistorialboten unverzüglich Kragen und Mantel abgenommen; zugleich ward er ernstlich bedeutet, die Pfarrwohnung zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf ward er mit einer väterlichen Ermahnung in Frieden entlassen. Das Konsistorium aber blieb noch versammlet, um den Präsidenten ein Lateinisches Chronodistichon auf diesen merkwürdigen, zur Festhaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden *Actum*, verlesen zu hören, das er in den vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war, als er auf die Straße kam, von dem,

dem, was vorgegangen war, ſo betäubt, daß er alle Beſonnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn mechaniſcher Weiſe gerade nach Hauſe. Wilhelmine hatte ſich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Proceſſes die beſte Hoffnung gemacht. Sie hatte daher, in der von ihr ſelbſt gepflanzten Laube, neben dem Pfarrhauſe, eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet. Als ſie damit fertig war, gieng ſie ihrem Manne, mit ihren beiden Töchtern, entgegen. Er kam endlich. Als er noch einige Schritte von ihr war, ſah ſie ſchon, in ſeinen wilden ſtarr auf ſie gerichteten Augen, einen Theil des über ſie ſchwebenden Unfalls. Er kam näher, und ſagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück ſey. Wilhelmine ward blaß, die Kniee zitterten ihr, ſie fiel in ihrer Tochter Arme, und die kleine Charlotte warf ſich auf ihre Mutter und weinete. Wilhelmine ward erſt nach geraumer Zeit ihrer Sinne wieder mächtig, und in großer Schwachheit nach Hauſe gebracht. Alle die Vergnügungen, die ſich dieſe kleine Familie, bey dem Abendmahl in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters, verſprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine war von dem heftigen Schrecken ſo ſehr beweget worden, daß ſie in wenig Stunden in einem ſtarken Fieber lag. Mariane,

ob ſie gleich ihr Herzeleid verbarg, konnte doch, indem ſie ihrer Mutter Handreichung leiſtete, ihre naſſen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winſelte unaufhörlich, weil ſie ihre Mutter leiden ſahe. Sebaldus aber, über ſein Unglück kaum ſo ſehr niedergeſchlagen, als über die Härte rachgieriger Menſchen beſtürzt, ſaß ſtaunend, in der ſtillen Schwermuth, die äuſſerlich kalt ſcheint, aber innerlich mit deſto gröſſerer Heftigkeit auf die Lebensgeiſter wütet.

Vierter Abſchnitt.

Des andern Morgens frühe, erſchien vor Sebaldus Thüre ein Wagen, inwelchem Mag. Tuffelius, der Informator der Kinder des Superintendenten ſaß. Dieſe Perſon war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte ſich mehr der Magerkeit eines Kandidaten, als der Feiſtigkeit eines Pfründenbeſitzers. Sein hageres, bleiches Geſicht war beſtändig waſſerrecht gerichtet, ohne ſich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände, die etwas länger waren, als ſie hätten ſeyn ſollen, hielt er mehrentheils gerade vor ſich weg, und bewegte ſie wellenförmig, wie ein ſchwimmender im Waſſer. Sein Gang war abgemeſſen und bedächtlich, als wenn er ſich fürchtete auf etwas zu treten, und wenn er ſprach, welches nie ohne

ne Noth geſchah, war ſeine Stimme allezeit einen halben Ton höher geſtimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäkendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ ſich durch den Bauer, der ihn gefahren hatte, anmelden, ſtieg, nach empfangener Antwort, langſam aus dem Wagen, und ſchritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn **Sebaldus** und **Mariane** empfiengen. Er legte ſeinen Hut vor ſeinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anweſenden mit einem halbtiefen Bücklinge, ohne Haupt und Füße zu bewegen, und ohne ein Wort zu ſprechen; ſetzte ſich, un's that, nach verſchiedenen Hem, Hem, ſeinen Vortrag folgendermaßen:

„Da ich den göttlichen Beruf erhalten habe, die „Seelen dieſes Dorfs, als ein treuer Hirte, zu weiden: „ſo wird es denn wohl nöthig ſeyn, daß mir dieſes „Pfarrhaus, als meine künftige Wohnung, ſogleich „geräumet werde; ſintemal ich in dem Herrn entſchloſ„ſen bin, mein Amt unverzüglich anzutreten, und zu „dem Ende noch anheute auf meine nächſtens zu hal„tende Antrittspredigt zu ſtudiren.„ **Sebaldus** ſtellte ihm vor, daß es unmöglich ſeyn würde, das Haus zu räumen, um ſo viel mehr, da ſeine Frau dieſe Nacht krank geworden wäre. **Tuffelius** antwortete ſehr trocken: „Die Ihnen in Perſon vorgeleſene Sen-

„tenz

„tenz enthält deutlich, daß Sie die Pfarrwohnung sog„gleich räumen ſollen; und es muß jeder Chriſt der „Obrigkeit unterthan ſeyn, die Gewalt über ihn hat. „Ich rathe Ihnen alſo wohlmeinend an, ſich zu hüten, „daß Sie nicht einſt zu einem Beyſpiele angeführet werden, wie die Abweichung von der reinen Lehre auch „zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit hervorbringt.„ Sebaldus war durch dieſe Rede ſo ſehr zum Erſtaunen gebracht, daß er den Mag. Tuffelius mit ſtarren Augen anſah, und ſtillſchwieg. Mariane aber nahm das Wort, und ſagte mit ſanfter und zitternder Stimme zum Tuffelius: „Wir ſind nicht Willens, „uns zu widerſetzen, wir ſind auch dazu viel zu ſchwach; „wir verlangen nur ſo viel Zeit, als nöthig iſt, um eine andere Wohnung zu ſuchen, dazu iſt Ein Tag zu „kurz. Zudem iſt meine Mutter gefährlich krank ge„worden. Ein Prediger iſt Bote des Friedens, er „ſoll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen befördern. „Wollen Sie alſo wohl den Anfang Ihres Predigt„amts damit machen, daß ſie eine äußerſt ſchwache „Kranke aus dem Hauſe werfen?„ Tuffelius, der mit ſeinen Augen bisher noch immer unverwandt gerade vor ſich weg geſehen hatte, richtete ſie in einer mit dem Horizonte parallelen Linie gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig

in die Breite, und ſagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: „*Mulier taceat in* „*rebus eccleſiaſticis*! Meine liebe Jungfer, ich wä„re nicht werth, ein vierjähriger Kandidat des heiligen „Predigtamts zu ſeyn, wenn ich die Pflichten dieſes „hochwichtigen Amts nicht wüßte. Die erſte Pflicht „deſſelben iſt wohl wahrlich, daß, in Rückſicht auf „geiſtliche und göttliche Dinge, alle irrdiſchen und welt„lichen Dinge uns gar nicht bewegen müſſen. Es wür„de unverantwortlich ſeyn, wenn man die armen „verirrten Schafe einen Sonntag über ohne Hirten „laſſen wollte: es iſt alſo meine höchſte Pflicht, mich „ihrer ohne Verzug anzunehmen, und ſie bald wieder „auf den rechten Weg und auf die gute, geſunde Weide „der reinen Lehre zu führen, wovon ſie leider! (hier „ſeufzete er, und that einen halben Blick auf den Se„baldus) vielleicht ab, und in den ſtinkenden „Sumpf der Heterodoxie geführet worden ſind.„ Es ward hierüber noch vieles hin und her geredet, und Tuffelius ließ ſich endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu ſeyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde, begab ſich in dieſelbe, ſchrieb einen langen Brief, mit dem er den Bauern, der ihn gefahren hatte, zurückſendete, legte Lankiſchens Konkordanz, die er im Koffer mitgebracht hatte, auf

auf den Tiſch, und fieng an, den Faden ſeiner Anzugspredigt zu ſpinnen.

Sebaldus, **Wilhelmine** und **Mariane** hatten ſich immer bloß auf ihre gute Sache verlaſſen, und ſahen nunmehr zu ſpät ein, daß ſo gut eine Sache auch iſt, dennoch eine mächtige Protektion zu einem vortheilhaften Ausſchlage nie überflüſſig ſeyn werde. **Wilhelmine** erinnerte ſich des Hofmarſchalls und des Grafen von **Zimmer**, ſie glaubte, daß dieſe mächtigen Patrone ſie gewiß nicht würden verlaſſen haben, wenn man ſie um Hülfe erſucht hätte. Da ſie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geiſtes verloren hatte, ſo fieng ſie an, muthige Hoffnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schickſal noch könnte geändert werden. Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen, und bey ſeinen Gönnern Hülfe ſuchen ſollte: welches **Sebaldus** endlich verſprach. Es ward ferner verabredet, daß man die Pfarrwohnung nicht freywillig räumen wollte, und **Wilhelmine** wußte viele zureichenden Gründe anzuführen, warum Gewalt weder gebraucht werden könnte noch würde. So lange man nur im Beſitz wäre, glaubte ſie, könnte noch wohl die Abſetzung widerrufen werden. Mit dieſen Ueberlegungen beſchäfftigte

ſtaten ſie ſich bis auf den Abend, da ſie ſich etwas beruhigt niederlegten. Eben dieß that auch **Tuffelius**, nachdem er mit lauter Stimme ſeinen Abendſegen abgeleſen, und ein Abendlied von zehn Verſen geſungen hatte. Wir wiſſen aber nicht genau, ob es **Der Tag hat ſich geneiget**, oder **Nun ſich der Tag geendet hat**, geweſen ſey.

Fünfter Abſchnitt.

Den andern Morgen früh gieng **Sebaldus** bey Sonnenaufgang nach der Stadt. **Wilhelminen** hatten ihre ſüßen Hofnungen eine ruhige Nacht verſchafft, wodurch ſie merklich geſtärkt ward. Sie ließ ſich einige Stunden nachher in einen Großvaterſtul ſetzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen **Charlotte**, die ſelbſt die Nacht ſehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte ſich eben von **Marianen** etwas aus **Wielands Sympathien** vorleſen laſſen, als **Tuffelius** unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von ſeiner eigenen Hand ſehr weiß gepuderte Perucke aufgeſetzt. „Ich freue mich, ſagte er, (nachdem er ihr in dem „Herrn Friede gewünſcht hatte) Sie außer dem Bette, „und ſo geſund, ſtark und munter zu ſehen, welches ſehr

„gut iſt, indem Sie mir anheute ohne Widerrede das „ganze Haus einräumen müſſen.„

Wilhelmine, ganz erſtaunt, ſtellte ihm die Unmöglichkeit vor

Tuffelius erwiederte: „Es kann kein fernerer „Aufſchub Statt finden. Auf nächſtkünftigen Sonn„tag wird meine Introduktion vor ſich gehen: daher „wird der Herr Generalſuperintendent des Sonnaben„bends bey mir abtreten; dazu muß ich in meinem „Hauſe alle nöthigen Anſtalten machen, zumal da „er die Jungfer **Urſula Stauzin** mit ſich bringen „wird, mit welcher ich mich in ein Chriſtliches Ehe„verlöbniß eingelaſſen, ſo ich Ihnen aus nachbarli„cher Freundſchaft hiemit will notificirt haben. Säu„men Sie alſo nicht ferner. Es ſtehet geſchrieben: „**Bittet, daß eure Flucht nicht geſchehe im „Winter**; itzt ſind wir mitten im Sommer, und „Sie können alſo wohl zufrieden ſeyn.„ Hiebey blieb es. **Wilhelminens** Gründe, **Marianens** Bitten, **Charlottchens** Weinen und Aechzen, ob ſie ſich gleich ihm zu Füßen warf, halfen nichts. Er führte ſie ſäuberlich, eine nach der andern, zur Thüre hinaus, wo ſie, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, vier fürſtliche Trabanten, von einem Unterofficier befehligt, vorfanden. Durch dieſe ließ **Tuffelius**, alles was im

Haus

Hauſe befindlich war, ſehr behutſam auf die Straße ſetzen, und gab ſelbſt Achtung, daß nicht das geringſte zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenſchein, da dieß geſchah, und alſo war es freylich des Tuffelius Schuld nicht, daß eine Viertelſtunde darauf ein ſtarker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern ſuchte ſich, unter einem am Hauſe gelegenen Schuppen, vorm Regen zu verwahren. Alle Bauern waren zuſammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer freylich nachdrückliche Hülfe geleiſtet: aber der Anblick der fürſtlichen Uniform, und des blanken Pallaſches des Unterofficiers, erinnerte ſie ihrer treugehorſamſten Pflicht. Einer kratzte ſich den Kopf, der andere ſchüttelte den Kopf, und ſo gieng einer nach dem andern weg, bis ſie der Regen vollends zerſtreute.

Nur Ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewiſſen Vergehen, wegen deſſen er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, mit einer bloßen liebreichen Ermahnung beſtraft hatte, ließ ſich das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in ſein Haus, und holte mit ſeinem Knechte ihre Sachen nach, die er, bis auf weitere Anordnung, wenigſtens vor dem Regen ſicher ſtellte.

Sebaldus war unterdeſſen in der Stadt ange-

kommen. Sein erſter Gang war zum Hofmarſchall, bey dem er ſich melden ließ, und auch, nach einem halbſtündigen Warten, vorgelaſſen ward. Der Hofmarſchall war nicht mehr eben derſelbe, der er vor einigen zwanzig Jahren geweſen war, als er Wilhelminen dem Paſtor zuführete. Er hatte ſich unterdeſſen mit der ſchönen Klariſſe vermählet. Dieß war ein eitles, verſchwenderiſches, kokettes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden hatte. Sie vergeudete ſeine Güter, putzte ſich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die ſie alle vier Wochen abwechſelte. Ihren Gemahl bekam ſie nicht zu ſehen, als wenn ſie Geld zur Bezahlung ihrer Spielſchulden von ihm zu fodern, oder ſonſt mit ihm zu zanken hatte; und endlich, nach einem zehnjährigen Eheſtande, ſtarb ſie im Wochenbette, woran, wie damalige Hofnachrichten bezeugen, der Hofmarſchall gar nicht Schuld zu ſeyn glaubte. Er auf ſeiner Seite hatte mehr als fünf und zwanzig Jahre lang, wie es einem treugehorſamſten Hofmarſchall gebühret, allen Hofefeſten Ehre gemacht, und zur Ehre des Fürſten deſſen Wein nie geſparet, ſondern hatte alle durchreiſenden hochadelichen, freyherrlichen und gräflichen Layen redlich unter den Tiſch getrunken; hingegen war er auch freylich von manchen geiſtlichen Herren, als

Neb-

Aebten, Domherren, Mönchen, Kapitularen, Deutſchen Rittern und Maltheſerrittern wieder redlich unter dem Tiſch getrunken worden. Er hatte auf dieſe Art in den Dienſten der gnädigſten Landesherrſchaft ſeine Geſundheit, und den größten Theil des Vermögens, das ihm die ſchöne Klariſſe übrig gelaſſen hatte, zugeſetzt. Er glaubte alſo ein Recht zu haben, für ſeine treugeleiſteten Dienſte mit einer anſehnlichen Penſion auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angehalten, hatte aber ſtatt derſelben in ſehr gnädigen Ausdrücken ſeinen Abſchied, mit dem Prädikat, als fürſtl. Geheimerrath erhalten. Seit dieſer Zeit hatte er zum öftern Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Stein, vom Chiragra und Podagra abwechſelten; und itzt, da Sebaldus ihm aufwarten wollte, hatte er eben einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer Bergere, *) beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer daneben ſtehenden Servante **) von Mahagoniholze lagen Goetzens Todesbetrachtungen auf alle Tage, und der wohlgerüſtete Himmelswagen, nebſt den Frankfurter Reichs-

*) Ein Lehnſtuhl mit vorſtehendem Seſſel, um darauf die Füße zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tiſche.

Ober-Poſt-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füßen zu arg ward, ergriff er eins von den Büchern, und las überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um deſto heftiger und lauter, je ärger der Schmerz war; ſo bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um ſich an den Berichten von den grauſamen Metzelungen, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preußiſchen Heeren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungsleſen traf ihn Sebaldus an, und dieß war für ſein Anliegen eben nicht vortheilhaft. Der Hofmarſchall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anſtatt durch ſeine Predigt eine Armee zu verſtärken, von der, wenn das verwünſchte Rekrutiren nicht wäre, ſchon kein Mann übrig ſeyn müßte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom Deutſchen Vaterlande, die der berühmte Verfaſſer des Deutſchen Nationalgeiſtes und der Reliquien, irgendwo auch einmal gehöret haben muß, weil man in dieſen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagriſche Hofmarſchall zum Paſtor Sebaldus ſagte. Nachdem dieſe Lektion eine halbe Stunde gewähret hatte, kam er auf des Sebaldus Anliegen zurück, wegen deſſen er ihn an

den

den Konsistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protektion. **Sebaldus** fuhr nach dem Schlafrockzipfel, um ihn zu küssen, welches er auch ruhig geschehen ließ. Hingegen hob er seine Hand auf, um an seine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, sogleich nach **Goezens Todesbetrachtungen** griff, und laut zu lesen anfieng: **Betrachtung am 15ten Junius.**

Sebaldus war durch diesen Besuch wenig getröstet worden. Er suchte seinen Freund **Hieronymus** auf, hörte aber, daß derselbe verreiset wäre. Er gieng daher nach einem Wirthshause, wo er den Rest des Tages blieb. Den andern Morgen frühe machte er sich nach Rennsdorf auf, dem Sitze des Grafen von **Nimmer**, wo er gegen elf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beynahe Mittag ist, war für den hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ungefähr hatte er das Bette verlassen, hatte das wichtige Geschäfft des Küchenzettels abgefertigt, und war itzt beschäfftigt, auf einem weichen So-

ſa ſeine Chokolate einzuſchlürfen, und auf die Verdauung der geſtrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald ſich Sebaldus anmelden ließ, ward er ſogleich vorgelaſſen. Er näherte ſich mit wenigſtens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und ſtammlete etwas einem Komplimente ähnliches, welches der Graf in eine Frage nach ſeinem Befinden verdolmetſchte, und nach verſchiedenem Räuſpern antwortete:

„Nicht recht wohl, mein lieber Herr Paſtor! „mein böſer Morgenhuſten quälet mich alle Tage „mehr. Ich kann nichts mehr eſſen. Geſtern habe „ichs nur einmal gewagt, eine Hummerpaſtete zu „koſten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich „bin gar zu ſchwach. Selbſt die Aſtrakanſchen Melonen wollen mir nicht bekommen und die Ananas „machen mir Blähungen. Ich habe mir heute bloß ein „einziges Ragout fin beſtellt: ich muß heute faſten, „um meinen Magen wieder herzuſtellen. Aber iſts „nicht elend, mein lieber Herr Paſtor, wenn man „nicht eſſen kann.„ Sebaldus antwortete mit einem tiefen Seufer: „Ja wohl, Ew. Hochgräfl. „Gnaden, faſt eben ſo ſchlimm, als wenn man „nichts zu eſſen hat; ich befürchte beynahe, daß ich in „dieſem Fall ...

„Der

Der Graf fiel ihm ins Wort: „Sie haben Recht,
„lieber Herr Pastor, bald wird man auch gar nichts
„zu essen haben: der leidige Krieg verdirbt alles.
„Ich habe ein Paar Winter recht elend zugebracht.
„Die Austern kamen sehr unrichtig an. Den ganzen
„vorigen Winter über habe ich aus Preußen kein
„Vir huhn gesehen; auch Stör bekömmt man nicht.
„Sehen Sie, Herr Pastor, ich bin ein Deutscher Pa-
„triot: ich kann das Französische Essen nicht leiden.
„Ich kann ihre Consommés à la Cardinale, ihre
„C—les d'agneau frites nicht ausstehen. Lieber
„Herr Pastor, wir müssen bedenken, daß wir Deut-
„sche sind. Wir können uns zwar die guten Fran-
„zösischen Brühen gefallen lassen, aber unsere Spei-
„sen selbst müssen Deutsch seyn. Ich weiß, was in al-
„len Deutschen Provinzen das Beste ist. Wenige
„Leute verstehen z. B. hier zu Lande, was eine Pom-
„merische große Muräne ¾ Ellen lang, oder eine Flun-
„der von der Insel Hela, oder ein Berlinischer Zan-
„der für Dinge sind; die habe ich sonst posttäglich
„bekommen. Aber itzt, Herr Pastor, itzt ist alles
„aus. Ich habe mir im vorigen März aus Hanau
„eine kalte Pastete, und aus Frankfurt am Mayn
„einen gewürzten Schwartenmagen kommen lassen,
„den haben die Preußischen Husaren bey Fulda aufge-

„ſangen. Welcher Teufel ſoll denn auch denken, daß die „Kerle ſchon im März aus den Winterquartieren ſeyn „werden? Im vorigen Oktober ſollte ich Krammetsvö„gel vom Harze bekommen: die hatten die Luckneris„ſchen Huſaren ſich auch wohl ſchmecken laſſen. Im „Februar hatte ich Faſanen aus Böhmen verſchrie„ben: ja! wenn nicht die Gränitzer bey Wilsdruf „geſtanden hätten! Die Franzoſen machens nicht beſſer. „Meine Weſtphäliſchen Schinken, und den Cham„pagner, in dem ich ſie wollte kochen laſſen, haben ſie „im vorigen Monathe im Vieleſeld geplündert. Da „ſieht mans klar, daß es ihnen mehr um die Weſt„phäliſchen Schinken, als um den Weſtphäliſchen „Frieden zu thun iſt. Vorm Jahre ließ mir Kaviar „aus Königsberg kommen; da haben die Ruſſen die „Poſt bey Köſlin angehalten, und bey Kolberg auf „die Flotte gebracht. Ich möchte nur wiſſen, was „mein Kaviar auf der Flotte zu thun hätte; ich habe „niemals ein Korn davon zu koſten bekommen. Vor „ein Paar Jahren hatte ich auch aus Sonnenburg „Krebſe verſchrieben. Herr Paſtor, dieß ſind die „ſchönſten Krebſe an Gröſſe und an Geſchmack; aber „die werden wohl die Schweden geſpeiſet haben: denn „die Erlangiſche Kriegs- und Friedenszeitung ſchrieb „damals, daß ſie nächſtens in Berlin ſeyn würden.

„So

„So sind wir allenthalben mit Feinden umgeben, „die uns alles wegnehmen. Kein Wunder, wenn wir „schon ganz ausgehungert sind.„ Indem er dieß sagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Er. Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Frühstück zu sich zu nehmen. „Ja,„ sagte der Graf, „und gebt noch ein Couvert für den Herrn Pastor. „Sie müssen wissen, fuhr er fort, daß ich meinen „Küchenzettel zu Mittag und Abend selbst mache, „aber das Frühstück zu wählen, überlasse ich meinem „Koche; der sinnet denn, mir jeden Tag etwas neues „zu machen, das ist mir unerwartet, und reizt ein „wenig den Appetit. Wir wollen einmal sehen, was „mir heute gutes zum besten haben. Aha! einen „Kapaun, und mit Trüffeln gefüllt, — nicht übel! „Hier haben Sie, Herr Pastor. —„

Hiemit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun gieng weiter kein Wort aus seinem Munde: so daß Sebaldus, nachdem er ein Paar Bissen verzehret, Zeit genug hatte, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus:

„Herr Pastor, ich wüßte nicht, wie ich Ihnen „helfen sollte, die Zeiten sind gar zu elend. Ja,

„wenn

„wenn die Preußischen Einfälle nicht wären. Stel„len Sie sich nur vor, daß gestern der Rittmeister, „der eine Meile von hier auf Postirung stehet, sech„zehn Stück Rothwildpret in meinem Holze hat schies„sen lassen, und noch dazu meistens Rieken. Da „möchte man vergehen! Itzt in der Setzzeit!„

Sebaldus versicherte Se. Gräfl. Gnaden, daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte, als nur Dero hohes Vorwort bey dem Konsistorialpräsidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde.

„Ja so, versetzte der Graf, „mein Vorwort wol„len sie haben. Ich bedaure, daß ich Ihnen damit „nicht dienen kann; denn ich komme itzt gar nicht „mehr nach der Stadt. Sehen Sie, man ißt da gar „zu erbärmlich, zumal bey dem Präsidenten; dem „komme ich in meinem Leben nicht wieder. Er hat mir „vor einem halben Jahre eine Zwiebelsuppe, und „darinn Nürnberger geräucherte Würstchen vorgesetzt. „Ich begreife gar nicht, wie eine menschliche Krea„tur sich mit so etwas nähren kann. Nein, Hr. „Pastor, bleiben Sie heute Mittag bey mir, nur „auf ein Gericht Gerngesehn, aber das doch besser „seyn soll, als ein Traktament beym Präsidenten.„

So

Sebaldus entschuldigte sich damit, daß er heute noch zu Hause seyn müsse.

„Nun, so bedaure ich, daß ich Sie nicht bey mir „sehen kann. Leben Sie wohl, Herr Pastor, mei„nen Empfehl an Ihre Frau Liebste. „

Sebaldus stand, nach alle erhaltenem Abschiede, voller Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurückschlug, und dafür den Pastor umarmete, der, ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfieng, so daß er nicht wußte, wie er zur Thüre herauskam, und da er heraus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt seyn sollte.

Indessen da er eine kleine Strecke gegangen war, fieng die Betrübniß an, die Oberhand zu gewinnen. Er sah nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hoffnung verloren hätte, von seinen Gönnern einige Hulfe zu erlangen. Er kam mit traurigem Gemüthe nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach

eini-

einigen Minuten auf, umarmte ſeine Frau und ſeine Kinder. „Ich bin nicht ſo glücklich geweſen, ſagte „er, bey Menſchen einige Hülfe für uns zu finden, „wir müſſen alle Hülfe von dem allmächtigen Gott „erwarten, und der wird die unglückliche Unſchuld „nicht verlaſſen.„

Sechster Abſchnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm ſehr ſchnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äußerſten Hitze lag, fiengen ſich die Blattern an zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte ſie ſo gut, als es ſeine eigenen nothdürftigen Umſtände erlaubten. Er gab ihnen ſeine einzige Stube ein, ſchlief mit dem Schuldus abwechſelnd in der Scheune, und wachte mit ihm abwechſelnd bey den Kranken. Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schweſter nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verſchaffen, that ſie, aber leider! war nur ſehr wenig möglich. Mit jedem Tage vermehrte ſich das Elend. Wilhelmine in der äuſſerſten Entkräftung, Charlottchen mit zuſammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzeney, wenig Speiſe, keinen Freund außer dem ehrlichen Bauer, keine Hoffnung, daß dieſer Zuſtand werde verbeſſert werden, keine Ausſicht wie man in dieſem

Zu-

Zustande fortleben könne. Schon seit einigen Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verkaufte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. „O großer Gott, rief Sebaldus aus, „verdienet eine Abweichung von den symbolischen Büchern, daß eine Familie, die beständig nach dei„nen Geboten zu wandeln beflissen gewesen, in den „kläglichsten Mangel gestürzt werde!„

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. Chlorlotchens Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, durch die alle Theile aus der Mischung, in der sie sich einander zusammenhalten und ernähren, in die versetzt werden, in der sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasien traten an die Stelle der Empfindungen,

gen, und ein taubes Hinbrüten an die Stelle der sanften Ruhe, die Körper und Geist erquikt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, aus dem sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte: sie streckte ihre kleinen Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, die sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, foderte ihres Vaters Segen: aber, indem er ein Schritt zu ihr trat, sank sie zurück in die Arme ihrer Schwester, die sie unterstützen wollte. Mariane that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den todten Körper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Marianens Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel, unter einem Strome von Thränen, auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. Wilhelmine aber,

die

die bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden; denn bey großer Traurigkeit ist Traurigkeit selbst der einzige Genuß, und daher der Seele angenehm. So schwach sie war, so wendete sie Kräfte an, bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, (weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog,) ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war, als ihr Geist. Sie fiel ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu empfinden, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende dieses Tages fühlte Wilhelmine schon, daß sie mehr Kräfte hatte anwenden wollen, als sie besaß; sie fiel Abends in eine außerordentliche Ermattung, und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen, unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schmachtenden Zustande zu. Gegen Abend ergriff sie das

Fieber mit viel ſtärkerer Hitze, ſie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äußerſt entkräftet, und empfand etwas, dergleichen ſie noch nie empfunden hatte. Sie lezte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der, nebſt Marianen, die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Ich ſterbe, ich fühle es. Vergeben Sie mir es, „mein lieber Mann, daß mein unbedachtſamer Enthuſiasmus, den ich oft genug bereuet habe, die uns „erwartete Folge gehabt hat, Sie und unſere ganze „Familie unglücklich zu machen. Der Tod fürs Vaterland iſt der Vorwand unſers Unglücks; wollte „Gott, ich könnte ihn ſterben dieſen Tod! Doch ich „würde dafür halten, daß ich fürs Vaterland geſtorben wäre, wenn unſer Unglück von einer empfindſamen Seele nacherzählt, unſere Geiſtlichen warnen „könnte, wegen Verſchiedenheit der Lehre nicht die „bittere Feindſchaft aufeinander zu werfen, die die „eigentliche Urſache unſers Unglücks iſt. Meine Abſicht war gut. Mich und unſere Feinde richte der „allmächtige Gott, der das innerſte der Herzen kennet. „Lebe wohl, meine liebe Tochter! ::: lebe ſo, wie „dich deine Aeltern gelehret haben, tugendhaft und „unſträflich. ::: „Gott gebe, daß du deinem Bruder „noch

„noch einmal glücklich wieder seheſt.:: Iſts möglich, „ſo unterſtütze deinen alten Vater, ſo lange er lebt. :: „Gott ſey dein Erhalter!:: Seiner Vorſorge em„pfehle ich dich; denn leider von Menſchen biſt du „verlaſſen!::: Umarme mich! ::::

Hier entrannen zwo Thränen ihren ſich brechenden Augen, deren jedes nicht mehr Feuchtigkeit in ſich zu halten ſchien, als nur eine einzige Thräne. Mariane küßte ſie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in dieſem Augenblick ſanft auf ihre linke Schulter ſank, und die matten Hände glitten ab, die ſie eben um ihre Mariane ſchlingen wollte. Sie entſchlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu laſſen, indem ſie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und hernach ſanft die Augen zudrückte. Sie fiel ſtumm in ihren Stul zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus, in thränenloſer Verzweifelung, ſtumm und ſtaunend, ſaß ohne Bewegung, außer, daß er ſeinen düſtern Blick von der Leiche ſeiner kleinen Tochter zu der Leiche ſeiner Frau wendete. So ſaßen zwiſchen zwo geliebten Leichen zwey Lebende, todtenähnlich, in ſtummem Todeskum-

mer. Der einzige Laut, den man hörete, war von dem gutherzigen Bauer, der, auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

So saßen sie, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thür vom Pferde abstieg, und in die Stube trat. Es war Hieronymus, der in seinen Geschäfften verreiset gewesen war. Weil ihn sein Rückweg durch dieses Dorf führte, so wollte er seinen alten Freund, den Pastor, besuchen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister Tuffelius und den Superintendenten, die eben abgespeist hatten, und nach Tische noch, bey einem Glase Wein, von alten Geschichten, von der Konvention, von Kloster-Seven und von dem Atheismus, der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher, eingeführt werden sollte, u. d. gl. sich unterhielten. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein; so bald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfahren hatte, setzte er sich, alles Nöthigens ungeachtet, wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblasset, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfieng ihnen Trost zuzusprechen, da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß sich das weiche Herz der Mariane in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr, als ihre gestammleten Worte. Hieronymus brachte auch Thränen anstatt der Worte hervor. Mariane fiel, von Thränen erschöpft, in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie, mit Hülfe des gutherzigen Bauers, wieder zu sich. Nun gieng seine Sorge auf den Sebaldus, der, starre Blicke auf beide geliebte Leichen geheftet, ohne alle Empfindung dessen, was um ihn vorgieng, da saß. Auf alles Zureden des Hieronymus, antwortete er nur durch abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und starre Blicke gen Himmel. Endlich stand er auf, hob seine beiden Hände empor, faltete sie, und brach in folgende Worte aus:

„Ja, ich habe Unrecht, o meine verklärte Wil„helmine! dich zu beklagen, daß du einer Welt „voll Elend, voll Betrug, voll Bosheit bist entriß„en worden, wo das Laster in güldenem Stücke ge-

„het, wo Tugend und Menschenfreundschaft betteln „muß, wo fühllose Priester noch jenseit dieses Le„bens ihre Verdammungen ausstreuen. Wohl dir, „daß du gestorben bist! Zwar betrübt mich dein „Abschied jetzt sehr, aber o! wie sehr viel freudiger „wird unsere Zusammenkunft seyn, wenn wir uns „in dem himmlischen Jerusalem wiedersehen werden, „wo kein Verbanntes mehr seyn wird, wo wir se„hen werden den lautern Strom des lebendigen „Wassers, klar wie ein Krystall, wo die, die da „siegeten an dem Thiere und seinem Bilde und an „der Zahl seines Namens, stehen werden, und ha„ben Gottes Harfen, und singen das Lied Mosis „und das Lied des Lämmleins, und sprechen: „Groß und wundersam sind deine Werke, Herr Gott, „Allmächtiger! gerecht und wahrhaftig sind deine „Wege, du König der Nationen! Wer sollte dich „nicht fürchten, Herr, und deinen Namen verherr„lichen, weil du so gnädig bist!„

Mit diesen und andern Worten der Apokalypse tröstete sich **Sebaldus**, und suchte Kräfte, sein Leid zu ertragen. **Hieronymus** ließ ihn in dieser beruhigenden Extase, gieng zu seinem Mantelsacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein Paar gebratene Hühner, und unter einem seiner Pistolen-

huister,

Hulster, eine geschlissene Flasche Rheinwein hervor; denn er pflegte auf Reisen, die Pistolen für seine Feinde, und den Wein für seine Freunde bey sich zu führen. Er zog seinen schweren Reiserock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer, ihrer Traurigkeit ungeachtet, dennoch herzlich aßen, weil sie beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber nahmen, auf wiederholtes Zureden, wenigstens so viel zu sich, daß der Körper in den Stand gesetzt ward, die Bekümmernisse der Seele besser zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter, in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich zum Speisezimmer, gedienet hatte. Er rieth dem Sebaldus und Marianen, nunmehr ihren Körper zu pflegen, da sie die Todten nicht mehr pflegen könnten. Er versprach in zwey Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu sorgen. Zuletzt erbot er sich, den Sebaldus und Marianen alsdann mit sich nach der Stadt zu nehmen, wo sie ihm in seinem Hause willkommen seyn sollten. Beide nahmen ein so freundliches Anerbieten mit Dank an. Hierony-

mus bat Vater und Tochter nochmals, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, umarmte sie, und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zwey Tagen erschien **Hieronymus**, vor des Bauers Hütte, abermals zu Pferde. Ihm folgten zwey von seinen Kornwagen, leer, nur daß auf einem ein Sarg stand. In diesen ward **Wilhelminens** Leichnam geleget. Unterdessen daß der Bauer mit seinen und **Hieronymus** Knechten des **Sebaldus** sämtliche Mobilien auf die Wagen packte, gieng **Hieronymus** zum Mag. **Tuffelius**, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. **Tuffelius** bezeigte über des **Sebaldus** Unfälle ein Christliches Mitleiden, versicherte, daß er gegen denselben gar keine Feindschaft hege, und um sein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er sich sogar, der seligen Frau Pastorinn eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn **Hieronymus** beliebte, die Gebühren dafür zu entrichten. Dieser fand es aber eben nicht nöthig, und kehrte nach dem Bauerhause zurück, wo er,

mit

mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern, die Beerdigung beider Leichen beſorgte, und unmittelbar darauf den **Sebaldus** und **Marianen** mit ſich nach der Stadt nahm.

Sie hielten ſich einige Monathe in **Hieronymus** Hauſe auf, ohne daß ihnen der geringſte Unfall begegnet wäre. Zwar hielt **D. Stauzius**, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine ſcharfe Geſetzpredigt über den Spruch: **einen ketzeriſchen Menſchen meide**, worinn er ſehr deutlich zeigte, daß derjenige, der einen ketzeriſchen Menſchen beherberget, ſich ſeiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10. beſtätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß dieſe Predigt gar nicht auf den **Sebaldus**, ſondern auf einen katholiſchen Zuckerbecker gedeutet ward, den der Fürſt hatte aus Wien kommen laſſen. Und da durch Veranlaſſung dieſer Predigt, auf dem eben verſeyenden Landtage, die Ritterſchaft aus dieſem Zuckerbecker ein Landesgravamen machte, und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorſtellte, daß das ſüße Konfekt dieſes Mannes die Bitterkeit der papiſtiſchen Lehre nimmermehr verſüßen könnte, ſo bekam **D. Stauzius** noch dazu aus dem Fürſtl. Kabinette einen Verweis, den er zu

den Trübſalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket, und ihn in Geduld ertrug, bis er in der am Ende des Landtages zu haltenden Predigt, ſich wider diejenigen, die den Wächtern Zions ihre Wachſamkeit verweiſen, mit Nachdruck erklären konnte.

Sebaldus und Mariane, die die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmal erfahren hatten, lebten indeſſen ſehr ruhig und vergnügt. Mariane beſchäfftigte ſich mit weiblichen Arbeiten, und mit dem Unterricht zweyer kleinen Töchter des Hieronymus. Sebaldus aber brachte die meiſte Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetiſchen Schriften Kollectaneen zu ſeinem apokalyptiſchen Kommentar zu ſammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwan einer von ſeinen Feinden ſtören möchte; denn weder der Präſident, noch der Superintendent hatten im Buchladen etwas zu thun. Der erſte war ein Genie, und als ein ſolches hielt er es für ſich nicht anſtändig, viel zu leſen; der andere erwartete alle Wirkung ſeiner Predigten von der ſeligmachenden Gnade, und hielt alſo alle menſchliche Gelehrſamkeit für ganz überflüſſig.

So zufrieden aber auch Sebaldus und Mariane in dem Hauſe ihres freundſchaftlichen Wirthes waren, ſo lagen ſie ihm doch beſtändig an, für ſie Poſten zu finden, inſdenen ſie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand ſich eine gewünſchte Stelle für Marianen; denn als Hieronymus wieder in Geſchäfften verreiſet war, erfuhr er, daß eine adeliche Dame, eine Franzöſiſche Demoiſelle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein verlangte. Hierzu ſchlug er Marianen vor, die auch ſehr gern darein willigte.

„Dieſe Stelle, ſagte Hieronymus, ſcheint für Sie „ſehr vortheilhaft zu ſeyn, aber ich rathe Ihnen, „Ihren Namen nicht zu führen. Die Dame iſt eine weitläufige Verwandtinn des D. Stanzius, „und ich befürchte, er möchte aus Rachgier Ihnen „auch dort üble Dienſte leiſten. Und ob es gleich „heißt, daß Sie zur Erziehung der jungen Fräulein berufen werden, ſo iſt doch, wie ich merke, „die Uebung in der Franzöſiſchen Sprache, das vornehmſte, das von Ihnen verlangt wird. Ich habe Sie alſo, als die Tochter eines von den Ruſſen „vertriebenen Franzöſiſchen Predigers aus einem „Städchen der Neumark angekündigt. Deſſen Namen müſſen Sie alſo führen, weil der Namen „vielleicht

„vielleicht nicht wenig beygetragen hat, daß Sie an„dern Kompetentinnen ſind vorgezogen worden.„

Mariane nahm alſo einen Franzöſiſchen Namen an, (ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich erfahren können,) und reiſete mit demſelben, und mit einem Empfehlungsſchreiben des Hieronymus verſehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf ab, welches ſechzehn Meilen von der fürſtlichen Reſidenzſtadt entlegen war.

Ende des erſten Buchs.

Zweytes

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus hatte ſeine Mobilien gröſtentheils verkauft, und das daraus gelöſete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte ſich in den Zuſtand jenes Philoſophen verſetzt, daß er alles das ſeinige bey ſich tragen konnte. Nunmehr beſtand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, auſſer der Stadt, in der ſeine Feinde wohnten, ſelbſt ſein Auskommen zu verdienen. Nach einiger Ueberlegung, nahm ihn Hieronymus mit ſich, als er nach Leipzig zur Meſſe reiſete, wo er ihm bald bey einigen groſſen Druckereyen die Stelle eines Korrektors verſchaffte. Sebaldus miethete eine kleine Dachſtube im ſechſten Stockwerke, und war bey ſeinem obwohl dürftigen Auskommen überaus vergnügt mit ſeinem Zuſtande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Korrekturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf ſeine apokalyptiſche

tiſche Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in ſeinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens **Sebaldus** zuerſt den Herrn D. **Erneſti** oder den Herrn D. **Cruſius** beſuche habe, wiſſen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Korrektor nicht ſo leicht zu einem vertraulichen Umgange mit ſolchen Männern gelange, und daß es unnütz ſey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelſtunde zu beſuchen, um ſein Geſicht zu begaffen: und iſt alſo gar zu Hauſe geblieben. Ob er jemals **Prof. Gellerts moraliſchen Vorleſungen** beygewohnt, oder jemals mit **Mag. Froriep** über die ſymboliſchen Bücher, oder über die Nunnation der Arabiſchen Nennwörter, diſputirt habe, läßt ſich auch ſo genau nicht ſagen. Ob er in der Thomaskirche, des in Leipzig und deſſen ſämmtlichen Vorſtädten berühmten **Mag. Degenkolbs** ſalbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da ſie gehalten worden, im Kuchengarten, des eben ſo weit berühmten Händels von Butter triefende **Maulſchellen** und **Wetzſteine** verzehret habe, darüber ſind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben ſehr ernſthafte Gelehrten behauptet, daß die

die Wahrheit das Weſen der Geſchichte ſey. Wir ſind weit entfernt, Männern, die die ſo ſcharf demonſtrirte Theorien der Geſchichte zuſammenſetzen können, im geringſten zu widerſprechen: nur haben wir uns unterſtanden zu muthmaßen, daß, ob man gleich in der Geſchichte lauter wahre Begebenheiten erzählen ſolle, man doch auch ueber den größten Theil der wahren Begebenheiten könne unerzählt laſſen. Es ſind funfzigtauſend Bände voll Wahrheit über die Geſchichte Deutſchlands zuſammengetragen worden, ſo daß der ſchon ein gelehrter Geſchichtskundiger heißt, der nur den funfzigſten Theil dieſer Wahrheiten geleſen hat. Dieſer Ueberfluß von Wahrheit hat manchen braven Deutſchen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern überſehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweiſe eine Hildegardis hinſetzt, wo eine Mathildis ſtehen ſollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl ſechzig ſollte angegeben werden. Der Unterſchied zwiſchen unſern Deutſchen wahrhaften Geſchichtſchreibern, und den oft lügenhaften Franzoſen, (woraus auch zu erklären iſt, warum Häberlins Auszug der Deutſchen Geſchichte ungleich korpulenter gerathen iſt, als Voltaireens allgemeine Weltgeſchichte,)

ſchichte,) beſteht darinn: Der gelehrte Deutſche verſchweigt dem Leſer nichts, was er gewiß weiß, und das iſt denn ſehr viel; aber er bedenkt oft nicht, was der Leſer zu wiſſen verlange, welches gemeiniglich ſehr wenig iſt. Hingegen der Franzoſe, der nur wenig weiß, thut ſich auch darauf nichts zu gut, ſondern erzählet nur das, was er meint, daß ſeine Leſer zu wiſſen verlangen könnten, macht ſich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung ſchmackhafter zu machen.

Wir, die wir dieſe Beyſpiele vor uns ſehen, ſpiegeln uns an denſelben. Wir wiſſen von des Sebaldus Aufenthalte in Leipzig ſehr viele Umſtände, die wir nicht, wie die Deutſchen Geſchichtſchreiber, ſamt und ſonders erzählen, ſondern ſie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen: weil wir, nach reifer Ueberlegung, gefunden haben, daß unſere Leſer weder Nutzen noch Vergnügen daraus ſchöpfen können. Hingegen ſoll auch die Wahrheit das Weſen dieſer Geſchichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umſtände verſtellen oder erdichten, um unſere Erzählung anziehender zu machen. Damit man aber nicht etwan glaube, wir wüßten nichts, weil wir nichts ſagen, ſo wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der großen Menge der

vor

vor uns liegenden Nachrichten, einige bey des Sebaldus Aufenthalte in Leipzig vorgefallene Abendgeſpräche mittheilen.

Neben der Dachſtube des **Sebaldus** wohnete, auf einer andern Dachſtube, ein alter Magiſter, mit dem er bald Bekanntſchaft machte, und mit ihm in kurzem vertraut wurde, weil es ſich äußerte, daß derſelbe, ſo wie er, an der Ewigkeit der Höllenſtrafen zweifelte. Dieſer Mann hatte gründliche Kenntniſſe der alten Sprachen, und alles deſſen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten Griechiſchen Philoſophen fleißig geleſen, und ſie mit den Schriften neuerer Philoſophen verglichen, wodurch er gute Einſichten in die Philoſophie erlanget hatte. Aber weil ſeine Kenntniſſe nicht nach der Mode zugeſchnitten waren, und weil er, ſobald er mit Menſchen reden ſollte, überaus ſchüchtern und ängſtlich war: ſo hatte er ſich nie getraut, um ein Amt, ſelbſt nicht um ein Schulamt, anzuhalten; man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher, als Korrektor bey verſchiedenen Druckereyen, grau geworden. Er kannte alle Vorfälle des Verlegergewerbes und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Komödie zuweilen einen ſtummen Staatsminiſter oder einen redenden Lakayen vorſtellen muß: ſo war auch er, obgleich

gleich eigentlich nur ein Korrektor, dennoch von seinem Verleger oft zum Uebersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer **zuverläßigen Nachricht**, oder **schrift- und vernunftmäßiger Gedanken**, gebraucht werden.

Einige Tage nach des **Sebaldus** Ankunft besuchte ihn der Magister, um den Abend, bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit, zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. **Sebaldus**, der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich sah, hatte auch in Leipzig nichts, als die vielen Buchdruckereyen und Buchladen bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber geputzt als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein gelehrtes oder ein soldatisches, ein galantes oder ein liederliches Ansehen affektirten, ob die Jungemädchen Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht. Ihm war es nie eingekommen zu untersuchen, wie die Bauart der Häuser, den Zweck der Eigenthümer, bey wenigem Platze ihre Wohnungen bequem zu machen, verriethe; welchen Beweis des Wohlstandes der Einwohner die schönen Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten darbö-

ten,

ten, und ob daſelbſt Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen ſey. Er hatte ſich auf den Straßen nie umgeſehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Hohmanniſche Haus auf dem Markte, oder die Wage ſchöner gebauet ſey; ob am Erker des Romanuſſiſchen Hauſes zwey übereinanderſtehende Säulenordnungen von einer dritten geſtützt werden könnten, die nicht winkelrecht unter ihnen ſtehet; oder ob im Großboſiſchen Garten die fleißige Kunſt die ſchönſten Anlagen der Natur verderbt habe. Den ſchönſten unter den Leipziger Gärten, den **Richterſchen**, hatte er eben ſo wenig, als die reizende Ausſicht aus demſelben gegen das Zſchocherſche Hölzchen zu, geſehen. Die ſchöne Gegend hinter Raſchwitz war ihm nicht zu Geſichte gekommen, und vom Linkiſchen, Winkleriſchen und Richteriſchen Kabinette hatte er nicht einmal reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Univerſitätsbibliothek, die einzigen Gegenſtände ſeiner Neugierde, in der Meſſe nicht offen waren, ſo hatte er alle Tage ſeines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Druckerey zu Druckerey und von Buchladen zu Buchladen zu wandern. Noch ganz voll von dieſen Gegenſtänden, rief er aus:

Wie ſollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Sitz der Gelehrſamkeit, die wahre Stapelſtadt gelehrter Kenntniſſe, welche aus Deutſchland hieher eingeſammelt, und von hieraus allen andern Deutſchen Provinzen wieder mitgetheilet werden! Hier ſieht man in unzählbarer Menge die Früchte der Nachtwachen einer groſſen Anzahl gelehrter Männer, die, nachdem ſie beſchäfftigt geweſen, ihren Geiſt mit allen nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, dieſe Kenntniſſe durch unermüdetes Nachdenken vervollkommnet der ganzen Welt mittheilen, und ſie dadurch zu erleuchten ſuchen. Wenn ich die hieſigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachtet habe, iſt mir die unausgeſetzte Geſchäfftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig vorgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß ſo viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beyſammen finde, und daß noch jährlich einige hundert oder tauſend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie ſich? Ich nicht. Sie kommen mir vor, wie ein hungriger Ankömmling an einer reichbeſetzten Tafel, der den groſſen Vorrath von Speiſen ſiehet, und ſchon überſchlägt, wie gut er ſich mit dieſen herrlich ausſehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gäſten, die ſchon oft an dieſer Tafel geſeſſen haben, und ſchon oft hungrig aufgeſtanden ſind. Einige Speiſen hatten einen

ſehr

ſehr widrigen haut-gout, andere ſchmeckten angenehm, aber waren äuſſerſt unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, und andere waren bloſſe Schauessen. Endlich blieb ich zu Hauſe, aß mein Stück Käſe und Brodt, und verwünſchte alle Köche.

Seb. Aber iſt es nicht ein herrliches Schauſpiel, eine ſo groſſe Menge gelehrter Werke zuſammen zu ſehen, die doch alle, jedes in ſeiner Art, die Menſchen klüger, gelehrter, weiſer, tugendhafter, kurz beſſer machen?

Mag. Ein Schauſpiel, wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es ſehen, die angenehmſten Vorſtellungen macht. Wer, wie Sie, vom Lande, aus der Einſamkeit kömmt, iſt ſehr geneigt, ſich durch jeden erſten Glanz blenden zu laſſen, und alles für ſchöner anzuſehen, als es iſt. Mein lieber Freund! wenn die Gelehrten durch ihre Bücher ſonſt nichts zu erlangen ſuchten, als was Sie da ſagen, ſo würden neun Zehentheile der Bücher gar nicht geſchrieben werden. Wie die Menſchen klüger, weiſer und beſſer werden ſollen? Ich wette, daran haben neun Zehentheile der Schriftſteller, deren Werke die Meſſe zur Meſſe machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Abſichten zu erlangen, und ganz andere Bedürfniſſe zu befriedigen.

Seb. Welche könnten die ſeyn? Ein Gelehrter hat

freylich viele Absichten und Bedürfnisse, als Mensch, mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber, als Gelehrter, für ein anderes Bedürfniß haben, als seinen Geist durch alle nützlichen Kenntnisse aufzuklären, und wenn er findet, daß er erleuchteter ist, als andere, was folget natürlicher darauf, als die Absicht, andern seine Kenntnisse mitzutheilen, das heißt, ein Schriftsteller zu werden.

Mag. Diese Folge scheint sehr natürlich, gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn; denn gewiß sehr viele Schriftsteller haben nicht daran gedacht, ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger, ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute: und gleichwohl sind sie Schriftsteller in bester Form, und, wenn Zeitungslob und Eigenlob etwas gilt, große, berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beide, Sie, mein Freund, und ich, von Jugend auf gearbeitet, unsere Kenntnisse zu erweitern und vollkommener zu machen, und ich darf sagen, wir wissen es auch, daß wir manche Sachen besser einsehen, als manche andere Leute, und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Seb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun Willens sind; ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit

heit geſtehen, ::: ich arbeite ſchon, ſeit vielen Jahren, an einem Kommentar über die Apokalypſe.

Mag. Ueber die Apokalypſe? Da ſind Sie mehr, als jemand, bey mir im Verdacht, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten ſchönen Abſichten, ſondern einige kleine Nebenabſichten Sie zum Schriftſteller machen.

Seb. Ich bin mir keiner Nebenabſichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmſucht. Sie wollen der Welt gern etwas neues und ſcharfſinniges ſagen; denn etwas für das menſchliche Geſchlecht nützliches werden Sie doch ſchwerlich ſagen können. Die Apokalypſe iſt eine dickſchälige Zitrone, aus der ſo viele hundert Kommentatoren den wenigen Saft, der in ihr war, ſchon längſt ausgepreßt haben.

Seb. Wenn ſie nicht mehr Saft in ſich hat, ſo könnte ſie doch vielleicht noch Oel enthalten. Glauben Sie nicht, daß es dem menſchlichen Geſchlechte wichtig wäre, wenn ich zeigte, daß alles, was man bisher über dieß ſeit vielen Jahrhunderten vielen Menſchen ſo wichtig ſcheinende Buch geſchrieben hat, alberne Fratzen ſind, voller Unſinn, auf Koſten des geſunden Menſchenverſtandes, der Religion und der Geſchichte geſagt. Wäre es nicht ein Verdienſt, ſo viel

Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte? Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu seyn, versichere ich, daß ich die erfüllten historischen Weißagungen, aus der Geschichte anzeigen, und von einigen wenigen noch unerfüllten solche Muthmaßungen an die Hand geben will, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historischen Entdeckungen sehr geringe gegen diejenigen, die etwas beytragen können, den moralischen Zustand des Menschen zu verbessern. Wie, wann ich aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüsse ziehen, wenn ich (hier funkelten dem ehrlichen Sebaldus die Augen) aus demselben die Lehre, die Sie, wie ich, verabscheuen, die Ewigkeit der Höllenstrafen, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird: — könnte dieß dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller, Sie kommen in Feuer, wenn Sie von Ihrem Buche reden. Doch, es scheint mir, indem Sie beweisen wollen, die Ruhmsucht sey nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens, daß Sie sich so sehr rühmen, als man sich rühmen kann.

Seb.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entſpringt, verachte ich gar nicht. Er iſt jedem rechtſchaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde, der Welt zu nützen, ſehr wohl beſtehen; und ſo wird es vermuthlich auch wohl mit den Nebenabſichten ſeyn, die Sie den Schriftſtellern Schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben ſo. Die meiſten Schriftſteller ſchreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erſchreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen; und ſie denken mehrentheils nicht daran, ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, wenn ſie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Seb. Den können ſie aber nicht erreichen, wenn ſie nicht zugleich etwas nützliches ſchreiben. Denn es kann doch niemand ſo unverſchämt ſeyn, ein Buch herauszugeben, um etwas bekanntes oder langweiliges oder nichtsbedeutendes zu ſagen.

Mag. Das ſollte freylich nicht ſeyn. Wie will es aber ein armer Schriftſteller machen, wenn er nichts neues, intereſſantes und wichtiges zu ſagen hat, und doch ein Buch ſchreiben ſoll. Meinen ſie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geſchicklichkeit erfodere, daß man ſehr viel mehr wiſſen müſſe, als was

man sagt, daß man vorher alles nachlesen müsse, was andere bekannte Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müsse merken lassen, wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müsse, und daß zu allem diesem sehr viel Zeit und Arbeit gehöre?

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß der, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dediciren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemal Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb. Nein! Wenn aber dieß nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben; denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freylich eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht, wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein Gelehrter,

Gelehrter, der der Welt nützliche Kenntniſſe mitzutheilen ſucht, der Wahrheit und Weisheit befördern will.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebſter Freund, fliegt noch ziemlich hoch. Laſſen Sie ſich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der gröſſeſte Haufen der Schriftſteller von Profeſſion treibt ein Gewerbe, ſo gut als die Tapetenmaler oder die Kunſtpfeifer, und ſieht die wenigen wahren Gelehrten faſt eben ſo für zudringliche, unzünftige Pfuſcher an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach anſehen. Durch dieß Gewerbe, und nicht durch die Begierde das menſchliche Geſchlecht zu erleuchten, entſteht die unſägliche Menge von Büchern, die Sie ſo bewundert haben; denn Leipzig iſt freylich, ſeit mehr als hundert Jahren, die Stapelſtadt der Waaren, die dieſe gelehrten Handwerker zu jeder Meſſe verfertigen.

Seb. Sie haben ein ſonderbares Vergnügen daran, Wörter zuſammenzuſetzen, deren Begriffe offenbar miteinander zu ſtreiten ſcheinen. **Gelehrſamkeit ein Handwerk? Bücherſchreiben ein Gewerbe?**

Mag. Allerdings, und zwar ein ſolches **Gewerbe**, worinn jeder den Nutzen ſo ſehr auf ſeine Seite zu ziehen ſucht, als es nur möglich iſt. Der Autor will gern dem Verleger ſo wenig Bogen Manuſkript, als

möglich,

möglich, für so viel Geld, als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete, als möglich, so wohlfeil, als möglich, einhandeln, und so theuer, als möglich, verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Ueberlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärnten, als möglich. Zu dem letzten sind leider! nur allzuviel Mittel vorhanden.

Seb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue, ein Wort dagegen zu sagen, und doch begreife ich das alles ganz und gar nicht. Was für Mittel können vorhanden seyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, in dem man nicht Talente zeigt, und auf das man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey! sehr viele. Z. B. ein Professor muß Amts wegen ein Kollegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Kompendium der ganzen Wissenschaft. Dieß kostet wenig Zeit und Mühe, erfodert auch wenig Talente; und doch giebt es einem bey den Studenten das Ansehen, als ob man die Sachen besser verstehe, als seine Vorgänger, und bey der Welt das Ansehen, als ob man ein Buch schreiben könne.

Seb. Aber die Welt kann doch unmöglich ein bloſſes Kompendium einer bekannten Wiſſenſchaft für ein Buch anſehen.

Mag. Die Deutſche Welt iſt gutwillig, ſie hat ſich ſchon ſehr viele Kompendienſchreiber für Schriftſteller aufdringen laſſen. Und denn weiß mancher Lehrer noch wirthſchaftlicher mit ſeinem Pfunde zu wuchern. Will das Kompendium nicht Ruhm genug bringen, ſo läßt man einen Theil des Diſcurſes oder der Amplifikation des Kompendiums unter einem Modetitel drucken, und dann iſt man ein Schriftſteller in beſter Form.

Seb. Ja! aber doch ſind, meines Erachtens, Studenten und Leſer ſehr unterſchieden.

Mag. Ja freylich! darum werden auch die Stadthiſtörchen, die Anſpielungen auf die Herren Kollegen, die Schwänke, die die Benevolenz der Herren Kommilitonen captiviren ſollen, weggelaſſen, wenigſtens von denen, die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das iſt ganz gut! aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann vorausſetzen, daß er mehr Einſichten habe, als ſeine Zuhörer: deßhalb kann er ihnen manches ſagen, was er den Leſern mit Anſtand nicht ſagen darf, weil

er

er vermuthen kann, daß darunter viele seyn möchten, die eben so viel, und mehr Einsicht haben, als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so delikat, als Sie. Ich kenne mehr als einen, der seine Leser völlig eben so anredet und unterrichtet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Sch. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens, wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wollte, die sie viel besser wüßten. Ueberhaupt dächte ich, ein Lehrer in einem Kollegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des **Geringsten** unter seinen Zuhörern bequemen; hingegen ein Schriftsteller suche hauptsächlich den **Verständigsten** unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne ein gutes Kollegium doch schwerlich ein gutes Buch werden.

Mag. Ey! Sie machen sich seine Schwierigkeiten! Wissen Sie hiemit, was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dissertation, eine Prolusion, eine Oration, ein Programma, ein Oster- oder Pfingstanschlag, den ein Schulmann oder Professor Amts halber schreiben muß, ist ja wohl noch weniger ein Buch.

Sch.

Seb. Ich wenigſtens halte die Verfertigung ſolcher Aufſätze für ein Opus operatum, bey dem, gewöhnlicher Weiſe, mehr die Hand, als der Kopf, nöthig iſt.

Mag. O! man kann ein Schriftſteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf ſonderlich anzuſtrengen. Was denken Sie wohl z. B. von einem Prediger, der ſeine gehaltenen Predigten drucken läßt?

Seb. Wenn meine Gemeine meine Predigten verlangte, ſo würde ich ſie ſehr gern zu ihrem Gebrauche drucken laſſen; denn warum ſollte ich ihr nicht ſchriftlich ſagen, was ich ihr mündlich geſagt habe? Aber auch bloß für meine Gemeine ſollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe meine Predigten immer beſonders nach den Umſtänden meiner Gemeine eingerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt würde, was ich bloß meiner Gemeine geſagt habe, nicht mehr nutzen können, als das, was ich als Vater meinen Kindern, zu ihrem beſſern Verhalten, eingeſchärft habe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt das, was Sie ſo beſcheiden ankündigen, mit mehrerm Nutzen leſen, als die Predigten der Herren, welche die ganze Welt für ihre Diöceſe halten.

Seb. Es kann ſeyn, daß auch in meinen Predigten etwas gemeinnütziges iſt; aber doch würde das

Bänd-

Bändchen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer sehr klein seyn.

Mag. Das Bändchen? Wer sich recht aufs Predigtschreiben legt, hört vor dem dreyzehnten oder vierzehnten Bande nicht auf.

Seb. Wie? dreyzehn oder vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz, als ich habe.

Mag. Freylich, Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedikation an einen Patron zu machen hätten, und Sie könnten kein Buch schreiben, so dächten Sie auch wohl nicht daran, das erste beste Buch wieder drucken zu lassen, und es Ihrem Gönner zuzueignen?

Seb. Ich dächte wenigstens, der Patron würde es mir wenig danken, wenn ich, anstatt ihm etwas neues vorzusetzen, ihm nur etwas aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn müßte, daß sein Namen vor dem Buche steht, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Genug, daß Ihnen mancher Journalist danken wird, daß Sie, durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen so großen Dienst geleistet haben. Und Sie werden noch dazu als ein wichtiger Mann erscheinen, wenn Sie

dem

dem Buche eine Vorrede vorſetzen, um es durch Ihren Namen der Welt anzupreiſen.

Seb. Aber wenn man nicht wirklich ſehr berühmt iſt, ſo gehört viel Charlatanerie dazu, ſo eine vornehme Miene zu affektiren.

Mag. Ja! wenn Sie Ihren Namen ſelbſt nicht für berühmt halten, ſo ſind Sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl, Sie wollen incognito arbeiten; damit iſt Ihnen auch zu dienen. Da iſt mehr als Ein Verleger, der ſeinen Autoren aufträgt, was er zu brauchen denkt: **Geſchichten, Romane, Mordgeſchichten, zuverläßige Nachrichten**, von Dingen, die man nicht geſehen hat. **Beweiſe**, von Dingen, die man nicht glaubt, **Gedanken**, von Sachen, die man nicht verſteht. Ich kenne einen, der in ſeinem Hauſe an einem langen Tiſche zehn bis zwölf Autoren ſitzen hat, und jedem ſein Penſum fürs Tagelohn abzuarbeiten giebt. Ich laugne es nicht, denn warum ſollte ich Armuth für Schande halten? ich habe auch an dieſem langen Tiſche geſeſſen. Aber ich merkte bald, daß ich zu dieſem Gewerbe nichts taugte: denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Korrektur leſen, aber nicht ohne Gedanken Bücher ſchreiben; und bey ſolchen Büchern iſt immer der am angenehmſten, der nur am geſchwindeſten ſchreibt, wenn er auch gleich am ſchlechteſten ſchreiben ſollte.

Seb. Am schlechtesten? da handelt ja der Verleger wider seinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den schlechten Büchern machen?

Mag. Was geht den Verleger die Welt an? er bringt sein Buch auf die Messe.

Seb. Nun? und durch die Messe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freylich! nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also derjenige Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er gewiß ist, etwas bessers zu bekommen.

Seb. Aber dann müssen doch einige Buchhändler die schlechtesten Bücher bekommen, und die bedaure ich.

Mag. Weßwegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Nacren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder, die es um Gottes Willen lesen, wie mein alter Konrektor wollte, daß ich die schlechten Prediger hören sollte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen. So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfodern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen.

Mag. Dieß könnte wohl seyn; wenigstens scheint es nicht, als ob sie sich sonderlich darum zu bekümmern hätten, ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Seb. Ja, wenn dieß wahr iſt, was Sie da ſagen, ſo müßte ich freylich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daſeyn ich mich gefreuet habe, alle diejenigen abziehen, die die Konvenienz der Schriftſteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, mit denen, vermittelſt unſerer Ueberſetzungsmanufakturen, Deutſchland überſchwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Ueberſetzungsmanufakturen? Was ſoll denn das bedeuten?

Mag. Manufakturen, in welchen Ueberſetzungen mit Händen gemacht werden: das iſt ja deutlich.

Seb. Aber Ueberſetzungen ſind ja keine Leinwand, keine Strümpfe, daß ſie auf einem Stule gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden ſie beynahe eben ſo verfertigt, nur daß man, wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Leinwand, auch die Füße. Auch verſichre ich Sie, daß keine Lieferung von Hemdern und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen: denn dieß wird für die gemeinſte, aber auch für die gangbarſte Waare in dieſer Manufaktur geachtet.

Seb. Alles, was Sie mir sagen, ist mir unerhört. Also giebt es unter den Uebersetzungen, und unter den Uebersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied.

Mag. Allerdings! Ein Uebersetzer aus dem Engländischen ist vornehmer, als ein Uebersetzer aus dem Französischen, weil er seltener ist. Ein Uebersetzer aus dem Italiänischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Uebersetzer aus dem Spanischen aber findet man fast gar nicht. Daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Uebersetzer aus dem Lateinischen und Griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht: daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem giebt es auch Uebersetzer, die zeitlebens gar nichts anders thun, als übersetzen; Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; vornehme Uebersetzer: diese begleiten ihre Uebersetzungen mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; gelehrte Uebersetzer: diese verbessern ihre Uebersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen, und versichern, daß das Original sehr schlecht sey, daß sie es aber doch leidlich gemacht hätten; Uebersetzer,

die durch Ueberſetzungen Originalſchriftſteller werden: dieſe nehmen ein Franzöſiſches oder Engländiſches Buch, laſſen Anfang und Ende weg, ändern und verbeſſern das übrige nach Gutdünken, ſetzen ihren Namen keck auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Ueberſetzer, die ihre Ueberſetzungen ſelbſt machen, und ſolche, die ſie von andern machen laſſen.

Seb. Sie vergeſſen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterſchied, unter den Ueberſetzern, die die Sache und beide Sprachen verſtehen, und denen, die nichts davon verſtehen. Ich glaube dieſen Unterſchied bey den wenigen Ueberſetzern gemerkt zu haben, die neue Ueberſetzungen der Apokalypſe verſuchten.

Mag. Vielleicht mag dieß bey der Apokalypſe einen merklichen Unterſchied machen, aber bey unſern gewöhnlichen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und dem Engländiſchen wird nicht ſo genau darauf geachtet.

Seb. Aber ich dächte, dieß wäre das Vornehmſte, worauf beſonders der Verleger, ſeines eigenen Nutzens wegen, Acht haben müßte.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder ſehr wenig. Wenn er drey Alphabete, in groß Oktav oder in groß Quart, zu Kompletirung ſeiner Meſſe noch nöthig hat, ſo ſucht er

unter allen neuen noch unüberſetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, deſſen Titel ihm am beſten gefällt. Hat er einen Ueberſetzer gefunden, (welches eben nicht ſchwer iſt,) der noch drey Alphabete bis zur nächſten Meſſe übernehmen kann, ſo handeln ſie über den armen Franzoſen oder Engländer, wie zwey Schlächter über einen Ochſen oder Hammel, nach dem Anſehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuerſten verkauft, oder am wohlfeilſten eingekauft hat, glaubt, er habe den beſten Handel gemacht. Nun ſchleppt der Ueberſetzer das Schlachtopfer nach Hauſe, und tödtet es entweder ſelbſt, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann? wie iſt das zu verſtehen?

Mag. Dieß iſt eben das Manufakturmäßige beym Ueberſetzen. Sie müſſen wiſſen, daß es berühmte Leute giebt, die die Ueberſetzungen im Großen entrepreniren, wie ein Irrländiſcher Lieferant das Pökelfleiſch für ein Spaniſches Geſchwader, und die ſie hernach wieder an ihre Unterüberſetzer austheilen. Dieſe Leute haben von allen neuen überſetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erſte Nachricht, ſo wie ein Mäkler in Amſterdam Nachricht von Ankunft der Oſtindiſchen Schiffe im Texel hat. An die

dieſe wenden ſich alle Buchhändler, die Ueberſetzungen haben wollen, und ſie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen iſt, und wie hoch er im Preiſe ſteht. Sie wenden ihnen Arbeit zu, beſtrafen ſie, wenn ſie ſäumig ſind, mit Entziehung ihrer Protektion, märzen die Fehler ihrer Ueberſetzungen aus, oder bemänteln ſie mit ihrem vornehmen Namen: denn mehrentheils ſind Entrepeneure von dieſer Art ſtark im Vorredenſchreiben. Sie wiſſen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Ueberſetzung zu wenden nöthig iſt, und welche Mittel anzuwenden ſind, damit ihre Ueberſetzungen allenthalben angeprieſen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die Deutſche gelehrte Welt damit beglückt hat.

Seb. Sie wiſſen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Ueberſetzung zu wenden nöthig iſt? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiß zu jeder Ueberſetzung, wenn ſie in ihrer Art gut ſeyn ſoll?

Mag. Keinesweges! Dieß kann nach den Umſtänden ſehr verſchieden ſeyn. Z. B. Zu theologiſchen Büchern thut gemeiniglich ein hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorſchlag, ſie unter ſeinem Namen und mit ſeiner Vorrede überſetzen zu laſſen; es verſteht ſich aber, daß er das Buch nicht ſelbſt überſetzt, ſondern er giebt es, gegen zwey Dritthelle der mit

dem Verleger abgeredeten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertheile dessen, was ihm der hochwürdige Herr gönnen will, an einen dritten, der es zuweilen, wenn die Manufaktur stark geht, an einen vierten, gegen funfzehn Sechzehntheile dessen, was er bekömmt, ablässt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey dicken Beweisen, daß der Messias schon gekommen ist, bey biblischen Geschichten in zwölf Bänden, bey volumineſen Dogmatiken, bey Predigten aus dem Französischen oder Englandischen übersetzt, kann dieß ohne Bedenken gewagt werden: denn die Leser, die solche Bücher lesen, merken nicht, ob irgendwo etwas falsch sey, und die theologischen Kunstrichter sind nicht so schlimm, daß sie durch den Namen eines berühmten Vorredners, oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht sollten zur Duldung und Schonung einer schlechten Uebersetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Uebersetzungen historischer Werke, Reisebeschreibungen u. d. gl. sind meistens das Werk der Buchhändler, die sich dazu einen wohlgebornen oder Hochedelgebornen Herrn aussuchen: weil in diesem Fache die Uebersetzungsentrepreneure nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Ueberset

berſetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt. Dieſe müſſen ſich aber ſchon mehr in Acht nehmen, daß ſie wenigſtens die eigenen Namen richtig überſetzen, und die Jahrzahlen recht abſchreiben: denn auf ſolche Sachen lauren unſere hiſtoriſchen Recenſenten, wie Falken. Dagegen iſt auch nicht ſo viel daran gelegen, wenn ſie die Vorſtellungen der Begebenheiten und die eingeſtreuten Reflexionen etwas flüchtig und ſchielend überſetzen: denn ſie werden auf dieſe Art der Schreibart einiger Deutſchen Geſchichtſchreiber deſto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt ſind am lauteſten gelobt zu werden. Aber neue Komödien und neue Romane muß meiſtens der ſelbſt überſetzen, der als Ueberſetzer bekannt ſeyn will: denn dieſe Bücher kommen allzuvielen Leſern in die Hände, und die Kunſtrichter ſind hier gleich bey der Hand, und laſſen ſich ſelten durch einen berühmten Namen vom Tadel abſchrecken.

Seb. Ich erſtaune immer mehr über das, was Sie mir ſagen. Es iſt mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutſchland im Sinne haben.

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der ſchönen Welt der Imagination, wo

jeder berühmte Mann viele Verdienste hat; wo jeder Schriftsteller zur Untersuchung der Wahrheit schreibt; wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten; wo niemals ein Journalist den Schriftsteller, dem er nicht wohl will, anschwärzt; wo kein beleidigter Schriftsteller Kabalen macht; wo ein Lehrer der Tugend auch allemal tugendhaft, und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen Sie nicht fort, so angenehm Sie auch träumen mögen; sehen Sie um sich herum, was in Deutschland vorgeht, so werden Sie finden, daß das, was ich Ihnen sage, keine Erdichtung ist.

Seb. Nun! wenn auch jemand einmal so etwas unternähme, so kann doch das Publikum nicht lange in der Verblendung bleiben, und dann wird es mit der Manufaktur aus seyn.

Mag. Unser Publikum ist sehr nachsehend, zumal bey dicken Büchern, welches diejenigen sind, die die Uebersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der Deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beynahe die Hälfte der neuen Deutschen Bücher Uebersetzungen sind, und ich sage gewiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Uebersetzungen als Manufakturarbeit ansehe.

Seb.

Seb. Gott behüte! die Hälfte unſerer neuen Bücher ſind Ueberſetzungen? Was wird denn alles überſetzt.

Mag. Was? Bogen und Alphabete. Was darauf ſteht, darum bekümmert ſich weder Verleger noch Ueberſetzer, zum höchſten der Leſer, wenn er will und kann.

Seb. Allein da wird denn auch der Leſer gemeiniglich ſehr unzufrieden ſeyn.

Mag. Ach nicht doch! die Leſer der Ueberſetzungen ſind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles, was ſchwarz auf weiß gedruckt iſt, eine große Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, ſo nehmen ſie die Schuld auf ſich ſelbſt, und zählen Ueberſetzer und Verfaſſer los. Kein Deutſcher Leſer wird das Unglück einer neuen Ueberſetzung machen, ſo wenig als noch ein Deutſches Parterre jemals eine neue überſetzte Komödie ausgepfiffen hat.

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, ſo iſt es doch allemal einem Gelehrten unanſtändig, die Gelehrſamkeit bloß zu einem ſchimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu ſetzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unſer Vaterland kann von den Gelehrten

lehrten nicht mehr fodern, als es um sie verdient. Wo ist das Deutsche Land, wo ein Deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände, die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will. Unser bestes, wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen, wenn wir kein Erbtheil zuzusetzen haben, und bey dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit alle Gelehrsamkeit vergessen. Die besten deutschen Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu ihren vortrefflichsten eigenen Werken nöthig gehabt haben, durch manufakturmäßige Uebersetzungen kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider! fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten, der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Seb. Das Bild, das Sie machen, ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey, daß Entwicklung und Verbreitung der Wahrheit die Hauptpflicht eines Autors sey. Ich würde niemals daran gedacht haben, einen Kommentar über die Apokalypse zu schreiben, wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag.

Mag. Die auch trotz Ihres Kommentars unbekannt bleiben werden. Denn, glauben Sie mir, Bengel iſt im Beſitze des apokalyptiſchen Reichs, aus dem Sie ihn nicht vertreiben werden. Wir haben in Deutſchland noch kein Beyſpiel, daß einem abgeſetzten Dorfpfarrer mehr wäre geglaubt worden, als einem Prälaten.

Seb. Ich kann über das Schickſal meines Kommentars ruhig ſeyn. Genug, wenn ich die Wahrheit ſage, wie ich ſie erkenne, und weil es Wahrheit iſt, und nicht deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Kontrakt gemacht habe, ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin ſoll es mit der Deutſchen Gelehrſamkeit kommen, wenn der gröſte Theil der Schriftſteller nicht die Beförderung der Gelehrſamkeit, ſondern die Beförderung ſeines Ruhms und Nutzens ſucht?

Mag. Und wohin ſoll es mit der Deutſchen Gelehrſamkeit kommen, wenn Deutſche Gelehrſamkeit in unſerm eigenen Vaterlande ein Schimpf iſt? wenn das ſicherſte Mittel zu darben iſt, ſich auf Kenntniſſe zu legen, die die Seelen unſerer Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüſten dienen, oder ihren Beutel füllen können? wenn kein einziges Mittel übrig bleibt, dem Gelehrten, der weder Kuppler noch Plusmacher ſeyn will, in der Welt ſein Auskommen

zu-

zugeben? wenn man uns recht zu belohnen denkt, ſobald man uns auf eine Univerſität ſchickt, wo wir unſere nöthigen Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwiſſenden und ungezähmten Jugend ſuchen müſſen? oder uns in ein Amt verſtößt, wo uns alles, was wir gelernt haben, unnütz iſt, und wo die edle Empfindſamkeit, welche durch die Wiſſenſchaften in unſern Seelen verbreitet worden, die Ausübung dieſes Amtes uns weit beſchwerlicher macht, als einem rohen Diener der Abſichten jedes Gewaltigen im Lande?

Sch. Ich bin ganz außer mir, über alles, was ich hören muß. So ſchlecht ſiehet es mit der Gelehrſamkeit in Deutſchland aus? Wohin ſoll es mit Wahrheit und Tugend kommen, wenn die Gelehrten, die derſelben Heroide ſeyn ſollten, nur Eigennutz und Eigenlob ſuchen? Wie ſoll unſer Vaterland durch die Wiſſenſchaften erleuchtet werden, wenn man ſie zu einem niedrigen Gewerbe mißbraucht? Nein! dieß iſt mir ein unerträglicher Gedanken.

Mag. Geben Sie ſich zufrieden! Was iſt der Deutſchen Gelehrſamkeit damit geholfen, wenn ein Paar arme Korrektoren eine unruhige Nacht haben? Wir wollen uns die Fehler unſerer Litteratur und unſerer Gelehrten nicht verhehlen, aber wir wollen auch das entſchuldigen, was, ohne die Schuld unſerer Gelehrten, nicht anders ſeyn kann. Hier-

Hiermit gab der Magiſter dem Sebaldus die Hand, und wünſchte ihm eine gute Nacht.

Zweyter Abſchnitt.

Sebaldus brachte, der Ermahnung des Magiſters ungeachtet, die Nacht ſehr unruhig zu, und beſeufzete noch den folgenden Tag den unvollkommnen Zuſtand der Deutſchen Gelehrſamkeit und das Schickſal der Deutſchen Gelehrten. Nachmittags gieng er zu ſeinem Freunde Hieronymus, um ihm ſein geſtriges Geſpräch mit dem Magiſter zu erzählen, und ihn zu fragen, ob deſſelben Nachrichten zuverläſſig wären.

Ich finde, ſagte Hieronymus, daß der Hr. Magiſter von allen dieſen Dingen ſehr wohl unterrichtet iſt; aber wie kann Sie dieſe Erzählung, die freylich nur allzu wahr iſt, ſo gar ſehr beunruhigen?

Seb. Es kränkt mich, daß ich von der Hochachtung, die ich für die Deutſche Gelehrſamkeit und für die Deutſchen Gelehrten hege, ſo viel ablaſſen muß. Ich habe beſtändig einen Mann, der ein Buch ſchreiben kann, mit Ehrfurcht angeſehen, und den ganzen Haufen der Schriftſteller habe ich mir als eine Anzahl einſichtsvoller und menſchenfreundlicher Leute vorgeſtellt, die beſtändig beſchäfftigt wären, alles, was der menſch-

menschliche Verstand edles, schönes und wissenswürdiges hervorbringen kann, zu erforschen, und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut es mir weh, daß ich sie als einen Haufen geschäftiger Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, das bloß ihren eigenen Ruhm, Nutzen oder Nahrung zum Zwecke hat.

Hier. Und es thut Ihnen um desto weher, weil Sie selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten gedenken. — Nicht wahr? — Aber trösten Sie sich! Nicht alle Schriftsteller und Uebersetzer sind so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehntheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehntheil übrig, würdige gelehrte Männer, die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Nächte durchwachen, um ihre Nebenmenschen klüger, weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie sich nicht schämen.

Seb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so geringe

ringe machen, wiſſen Sie wohl, daß Sie ſich ſelbſt erniedrigen?

Hier. Wie ſo?

Seb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntniſſe unter die Menſchen gebracht werden, weil ſie nicht blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrſamkeit blühet.

Hier. Da haben ſie einen ſehr falſchen Begriff von der Buchhandlung. Sie ſtehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute ſehr dumm ſind.

Seb. Wenn die Leute ſehr dumm ſind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weßwegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die ſind in gröſſerer Anzahl und machen gröſſere Bände aus. Es iſt auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu ſchreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Kollegen, die Buchhändler, in den katholiſchen Provinzen an, die zum Theile reicher ſind, als alle proteſtantiſchen Buchhändler, die jetzt die Meſſe beſuchen. Sie finden in ihren Verzeichniſſen ſchöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Faſten- und Fronleichnamspredigten,

derbe Kontroverspredigten wider alle Ketzer, tröſtliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge, aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, ſo einfältig auch meine liebe Vaterſtadt iſt, in meinen Buchladen legen, oder Sie, wenn Sie noch ſo reich wären, in Ihre Bibliothek würden ſetzen wollen. Oder haben Sie, wider Vermuthen, (hier ergrift er ein auf ſeinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß) Luſt z. B. folgende Bücher zu kaufen: **Laurentii von Schnüffis mirantiſche Mayenpfeife, mit 24 Kupf. P. Sennenzwickels ernſtliche Kurzweil für die zenoniſche Geſellſchaft der machiavelliſchen Staatsklügler, worin das edle Paar Gebrüdrichen** Atheiſmus **und** Naturaliſmus, **ſamt den halleriſchen Gedichten dem** Sileno **als Rieſenſchröcker aufgeopfert werden. P. Dionyſii von Lützenburg verbeſſerte Legend der Heiligen von P. Martin von Cochem. Der himmliſche Gnadenbrunn St. Walburgä. Die geiſtliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Beſuchungen des allerheil. Sacraments des Altars. P. Biners MuckenTanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholiſchen Wahrheit. Alexii Riederers Geiſtliches Seelennetz oder 150 geiſtreiche Betrachtungen. Bulffers**

mit

mit kurzen, doch guten Waaren handelnder evangel. Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der christkatholische goldne Schlüssel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgesperrt werden. Hausingers geistliches Frühstück, oder auserlesene Sittenlehren, wollen Sie diese, und andere dergleichen schöne Sächelchen mehr, kaufen?

Seb. Nein! was sollte ich mit dem unsinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? desto schlimmer für den Buchhändler, daß Sie so klug sind; er wird sich dumme Käufer schaffen müssen, oder sein ganzer Laden wird voll bleiben.

Seb. Aber der Buchhändler sollte der Gelehrsamkeit aufhelfen, und keine andere, als gute Bücher, drucken und verkaufen.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefodert, der sich nie nach dem Geschmack der besten Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen, sondern nach dem Geschmack des großen Haufens richten kann; und dieser macht es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftsteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dieß thun die Buchhändler freylich, aber Sie sollten es nicht thun, sondern sollten sich billig

nach dem Geſchmacke der gröſsten Gelehrten richten. Ich habe mich ſchon oft über Sie gewundert, da Sie wiſſen, was groſse Gelehrte von Büchern urtheilen, und doch ſchlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geſchmack der groſsen Gelehrten iſt der Geſchmack ſehr weniger Leute. Der Buchhändler aber braucht ſehr viele Käufer, wenn er ſein Geſchäfft treiben ſoll. Daher kömmt es, daſs ſo oft Autor und Verleger, bey dem beſten beiderſeitigen Willen, ſich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth ſeines Buchs verkaufen, dieſer will bloſs eine Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes kaufen. Jener ſchätzt ſeinen und ſeines Buches Werth nach dem Beyfalle einiger **wenigen Edlen**. Dieſer überlegt, ob es möglich oder wahrſcheinlich ſey, daſs **viele** nach dem Buche lüſtern ſeyn werden, ohne in Anſchlag zu bringen, ob ſie gelehrt oder ungelehrt, weiſe oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig ſind. Sehen Sie den Tyroler, der dort geſchliffne optiſche Gläſer zum Verkaufe herumträgt. Er hat kein **Flintglas** und keine **Dollondſchen Tuben**. Fragen Sie ihn, warum er nicht vorzüglich ſich erkundigt, was für Gläſer die gröſsten Aſtronomen verlangen. Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläſer, ich bekümmre mich nicht, ob man ſie in Teleſkope ſetzt, um unbekannte

te Sterne zu obſerviren; oder in Perſpektive, um einen entfernten Feind zu entdecken, oder den Freund, der uns beſuchen will, früher zu erblicken; oder in Mikroſkope, um im Samenthierchen zu unterſcheiden, ob der erſte Keim des Menſchen ein Fiſch oder eine Faſer iſt; oder in Brenngläſer, um Flotten oder Tabacks-pfeifen anzuzünden; oder in Brillen, um feine Schrift zu leſen. Soviel iſt gewiß, irgendwozu muß die Waare brauchbar ſeyn, ſonſt führe ich ſie nicht. Doch hat mich die Erfahrung ſo viel gelehret, daß Brillen ſtärker abgehen, als Teleſkopien *), zumal in meinem Lande, wo viele Leute ein blödes Geſicht haben, und ſich kein Menſch auf die Aſtronomie legt.

Seb. Aber es iſt dennoch unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kömmt, denn

*) Daß dieſe Erfahrung des Tyroleers, auch ſchon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt, unter andern, die weiſe Frau Verlegerinn eines höchſt wichtigen Ektlich geſchriebenen Geſchlechtregiſters, mit deſſen Ueberſetzung und Kommentirung Wilhelm Schickard, Profeſſor zu Tübingen, im Jahre 1628. die orientaliſche Geſchichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, ſein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, ſondern er darinn den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie viel neues und fremdes berichten konnte. Aber aus dieſer Urſache befürchtete die Frau Verlegerinn das Gegentheil. Sie verſicherte, aus der Erfahrung zu wiſſen, daß die Bauerkalender viel häufiger verkauft würden, als die aſtronomiſchen Ephemeriden, aus denen ſie gemacht ſind. S. Leſſings Beyträge zur Geſchichte und Litteratur. Erſter Beytrag S. 91.

Sie können doch nicht läugnen, daß, seitdem die Lektur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der Zentnerschweren Konsultationen, der Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klassischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken und der Leichenpredigten in vielen Bänden, der **Labyrinthe der Zeit**, der **Schaubühnen der Welt**, war die Buchhandlung im Flor. Was giebt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? kleine Büchelchen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen und wenig gekauft werden; wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil, den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Das ist doch sonderbar. Wenn den Buchhändlern nichts daran gelegen ist, daß die Bücher gelesen werden, was verlangen sie dann, das damit vorgenommen werden soll?

Hier. Man soll sie zerreißen, oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geschieht. Meine besten Kunden sind Schulknaben, Handwerksburschen, Bauern, gute

gute Mütterchen, die beten und singen, und die die Knäblein und Mägdlein oft mit sich in die Wochenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konsumtion von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen verschossen worden. Wände mit Büchern tapezieren, oder, um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode, als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauft wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige Art zu studiren, wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht; und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Seb. So ist dieß das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder vergessen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie sich zufrieden! wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie sich

nur aus Ihrem Gespräche mit dem Hrn. Magister, auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare sind, verfertigt werden, so werden Sie finden, daß sehr viele davon eigentlich noch ein schlechter Schicksal verdienten.

Seb. Ganz wohl. Aber wenn auch alles wahr wäre, was Sie und der Hr. Magister mir gesagt haben, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr seyn möchte.

Hier. Ich auch.

Seb. Und doch sagen Sie selbst, Ihr Vortheil erfordere es, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts; sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt verschiedene schlechte Bücher, die ich sonst oft verkauft habe, liegen bleiben, und freue mich darüber.

Seb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbstlob bey dieser Großmuth, deren Sie sich rühmen? Hier.

Hier. Mit nichten! denn es iſt gar keine Groß-muth. Ich habe Korreſpondenz nach dümmeren Städten und Provinzen, wo dieſe ſchlechten Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Aber wenn dieſe auch einmal klug werden?

Hier. Sehr wohl! alsdann bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Korn-handel zu bleiben. Seitdem die ökonomiſchen Prin-cipien aus Frankreich bey uns Mode geworden ſind, und alles ruft: **Fahrt nur viel Korn weg, ſo werdet ihr viel haben!** iſt in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden ſo oft Kornman-gel, daß es ſich der Mühe belohnt, ein Kornhändler zu ſeyn. Auf allen Fall werden in meinem Vater-lande noch keine Zeuge zu Schlafröcken, noch keine Mützen, Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann alſo noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buch-händlern in dummen Landern, wo ſchon viel Manu-fakturen ſind, und wo die Handlung überhäuft iſt! Wenn ein ſolch Land einmal erleuchtet wird, ſo iſt für ſie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich ſich die Buchhändler bey guten Bü-chern ſehr wohl ſtehen ſollen.

Hier. Das kömmt daher, weil in Frankreich und in England, die Klasse der Schriftsteller der Klasse der Leser entspricht; weil jene schreiben, was diese zu lesen nöthig haben, und lesen können.

Geb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Sehr selten. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beynahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein Collega infimus, und er schreibt auch nur für seine Zuhörer und seine Untergebnen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, was etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen Deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschiehet, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe,*) daß es niemand an-

*) Der Verfasser, der als ein Deutscher sich in nichts dessen was Deutsch ist schämet, bekennet gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnet alle Weltleute, es nicht zu wagen solches zu lesen.

anrühren will. Die zwanzig Millionen Ungelehrte vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit: sie wissen kaum, daß die Gelehrten in der Welt sind. Weil nun kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben will, und dennoch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfniß zu lesen hat, als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, endlich den Verfassern der Inseln Felsenburg, der Postillenschreibern, und der moralischen Wochenblätter, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern: die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die aber auch ihre Leser nicht um einen Daumen breit höher hinaufheben, die vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen, daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind einige Städte bey uns so helle, und ganze Länder sind in der größten Finsterniß.

Seb. Aber die Wissenschaften können nicht allemal so fasslich vorgetragen werden, daß sie der große Haufen begreifen kann, sie würden sonst nicht allein nicht erweitert werden, sondern sie würden endlich in ein seichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hinhören begreifen kann; aber ihre wichtigsten

Wahr-

Wahrheiten würden ſie entbehren müſſen, weil ſie nicht durch eine flüchtige Lektur, ſondern nur durch ein gründliches Studium begriffen werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzoſen auf dieſe Art verſchiedenen Wiſſenſchaften geſchadet haben, weil ſie popular vortragen wollten, was ſich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, ſondern nur für den Unwiſſenden ſchreiben ſollte. Es müſſen alſo **gelehrte Bücher bloß für Gelehrte** geſchrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten ſoll erleuchtet werden, ſo muß ſich die Anzahl der **bloß** für Gelehrte geſchriebenen Bücher, zu den für das ganze menſchliche Geſchlecht geſchriebenen Büchern verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menſchlichen Geſchlechte, vielleicht wie 1 zu 1000, vielleicht wie 1 zu 2000. Ich befürchte aber, es wird in Deutſchland gerade umgekehrt ſeyn.

Seb. Aber wenn nun bey uns in Deutſchland die Anzahl derjenigen Gelehrten, die ſich fähig finden, durch neue Erfindungen die Gränzen der Wiſſenſchaften zu erweitern, gröſſer iſt, als derer, die ſich fähig fin-

finden, die schon erfundenen Wahrheiten für das Publikum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deßhalb die Deutschen Gelehrten bloß für Gelehrte schreiben, weil sie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es sind in Deutschland, nach einer gewiß nicht zu starken Berechnung, seit hundert Jahren 400 bis 500 Logiken geschrieben worden; vielleicht in dreyen oder vieren mag diese Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert worden seyn, die übrigen schreiben sich aus, und aufs höchste haben sie einige Definitionen verändert, und einige Lehrsätze anders eingekleidet: und dieß sind die neuen Erfindungen, worauf sie stolz thun. Sind solche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es nicht besser gewesen, wenn die, die so wenig entdecken konnten, sich lieber beflissen hätten, das schon entdeckte gemeinnützig zu machen? Es kömmt mir vor, als ob in Deutschland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaften wären gesammelt worden, die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quadersteine, Backsteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eisenwerk u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beschäftigung der Gelehrten, die Materialien abzusondern,

und

und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus diesen Materialien, dem menschlichen Geschlechte zum Besten, Gebäude gebauet hätten. Aber jeder Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Backsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich auf seinem Spaziergange ein Paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzulegen, so heißt er ein Erfinder. Derjenige, der große Quadersteine in Graben neben einander wälzt, daß sie einmal künftig einem Gebäude zum Grunde dienen könnten, heißt ein tiefsinniger gründlicher Mann. So thun unsere sämtlichen Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen, und einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus den verschiedenen großen Haufen Materialien, die Jahrhunderte lang dicht aufeinander gelegen haben, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen, so verspottet man ihn als einen seichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist. Man bedenkt nicht, daß durch diese Lücken das Licht in das Gebäude fällt, und daß durch dieselben Menschen in das Gebäude hineingehen können; dahingegen in den dichten Haufen weder

Licht

Licht noch Wärme bringen und keine menschliche Kreatur darinn wohnen konnte. Man sollte nicht zufrieden seyn, jede Wissenschaft vor sich in ein Lehrgebäude zu ordnen, sondern eine jede Wissenschaft sollte billig auf alle andern, und alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft angewendet werden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wissenschaften würden seicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorien zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Hier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwicklung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vorzüglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in ihrem kleinem Zirkel, bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtsamkeit unwürdig halten wollen. Es können zwar immer einige Gelehrte von Profession bleiben, davon jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet. Aber haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht?

ſchlecht? Der Bauer, der das Feld beſäet, der Weber, der Zeuge bereitet, der Maurer, der Hauſer bauet, der Kaufmann, der die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zuſammenbringt, tragen, jeder durch ſeinen Fleiß, das ihrige zum gemeinen Beſten bey, und auch die Gelehrten werden durch ſie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten verſehen: ſollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einſichten beſtändig nur unter ſich zu behalten, und ſie nie dieſem geſchäfftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten, die ſie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen. Sie können dieſes nicht allein dadurch thun, wenn ſie gewiſſe gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen, welche Beſchäfftigung viele Gelehrten deßhalb verachten, weil ſie glauben, daß nur mäßige Geſchicklichkeit dazu gehöre. Es giebt vielmehr noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrſamkeit, Anſtrengung aller Geiſteskräfte erfodert, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht allein jede Wiſſenſchaft für ſich ſelbſt, ſondern auch in Abſicht auf alle andern, und alle in Abſicht auf die menſchliche Geſellſchaft betrachtet. Hierinn fehlen die meiſten Deutſchen Schriftſteller, die ihre Wiſſenſchaft zwar aus dem Grunde verſtehen, aber

ſie

sie bloß allein für sich, und nie in dem Zusammenhange mit den übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Kriminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und in wie vielen Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, das im Heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich, ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des Deutschen Kirchenrechts wird mit grösseſter Gründlichkeit und Belesenheit beweisen, daß im Heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und daß es reichsgesetzwidrig sey, wenn derjenige, der keiner dieser beiden Religionen beyfällt, nicht sogleich des Deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtsvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl der Menschen, und Wohl des Staats erfodere, daß man niemand dogmatischer

Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage: er wird sie bloß bedauren, daß sie in der Kenntniß des Deutschen Kirchenrechts so unwissend sind. Laß sie sich auf die gesunde Vernunft berufen: er wird voll Verachtung antworten, daß man so wenig das Deutsche Kirchenrecht, als das Deutsche Staatsrecht nach der Vernunft, sondern nach dem Herkommen beurtheilen müsse. Eben so sammelt der Geschichtschreiber eine Menge Thatsachen, ohne Wahl und Absicht, ohne daraus Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern, und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, sammelt Lesearten und berichtigt Varianten, ohne ein einzigmal seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck, warum sie geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Geistes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalte. Wenn jemals die Deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften

aus

aus solchen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit weit glücklicherm Erfolge erweitern, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen und absichtlose Kompilationen; sie werden für Kenner schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse werden sie alle Arten von Lesern zum Studiren wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern. Auf diese Weise werden sich die Wissenschaften in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden alsdann mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne, der seichten Denkungsart des großen Haufens zu Gefallen, eine unrecht verstandene Popularität zu affektiren.

Sch. Ich finde, daß Sie vollkommen Recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortreffliche Deutsche Schriftsteller auch das Ihrige beygetragen. Ich darf Ihnen nur aus dem Fache, das ich kenne, die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes ins Gemüth bringen, die sich mit glücklichem Erfolge bemühet haben, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden, den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will: aber ich verehre die großen Schriftsteller in allen Wissenschaften, die von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, mehrere Wissenschaften zugleich überschauen, und das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat einige, und sie sind vortrefflich, aber sie sind in sehr geringer Anzahl. Die meisten Deutschen Schriftsteller, voll pedantisches Stolzes, sind nur bemühet, den Theil der Wissenschaften, den sie lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl schädlich seyn, als den wichtigsten auszugeben, und ihnen dünkt, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, daß der kleine Haufen Steine, den sie sammeln und Stein über Stein aufstapeln, wichtiger und nützlicher sey, als das größte Gebäude.

Seb. Mein Freund! Sie sind wirklich gegen die Deutschen Gelehrten ungerecht, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dieß komme von Ihrem Stande her. Sie selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein wahrer Gelehrter sieht alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem weit hellern Lichte,

Lichte, als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft, in der er arbeitet, höher achten, als sie es werth ist, oder deßhalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachläßigen. Die Wissenschaften, mein lieber Herr **Hieronymus**, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß seine Wissenschaft schätzen wollte, und die andern nicht, handelte so thöricht, daß sich dieß von keinem wahren Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen.

Hier. Haben sie den Meßkatalogus von dieser Messe schon gelesen?

Seb. Wie kommen Sie darauf? nein, noch nicht.

Hier. Wir wollen einmal die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher aus diesem Katalogus beurtheilen. Lassen Sie uns einmal zusammenrechnen, wie viel von jeder Art der Wissenschaften Bücher herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Seb. Sehr gern, dieß wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrte sehen allemal, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige, was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht, was ihnen insbesondere gefällt.

Sie fiengen also an, den Meßkatalogus durchzugehen, und fanden 350 Uebersetzungen *) aus verschiedenen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 40 Kompendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67. theologische Bücher von aller hand Art, aber nur 9 iuristische weil die Anweisungen zum Reichsprozesse und zum Kriminalprozesse schon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 23 medicinische Bücher, 16 Wochenblätter, 5 Geschichtbücher, 37 diplomatische Bücher, 17 Romane, meistens in Erfurt, Dresden und Regenspurg gedruckt, 43 ökonomische große und kleine Traktate, 31 Gedichte, 3 mathematische Bücher, 1 physikalisch Buch und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sie nur zwey einige Wochen vor der Messe erschienene Bücher, worinn die Wissenschaften in ihrer Verbindung, und in Verhältniß auf die Menschheit, betrachtet wurden, und von diesen versicherten verschiedene gelehrte Zeitungen, voller Verachtung, daß ihre Verfasser seichte Köpfe wären, die keine gründlichen Einsichten in die Wissenschaften hätten, und

*) Diejenigen, denen etwan die Anzahl der Uebersetzungen und Journale, nach Proportion, allzustark dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelmesse war. Denn wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spatzieren gehen, so arbeiten doch Uebersetzer und Journalisten, im Sommer und Winter, mit gleicher Thätigkeit fort.

und bloß durch das geringe Verdienst einer guten Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen.

Hieronymus gieng in ein Nebenzimmer, um diese Zeitungsstücke zu suchen, weil er aber dabey etwas verweilte, hatte Sebaldus indessen eiligst 13 Titel von neuen Büchern über die Apokalypse, die er sich beym Durchsehen des Katalogus heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einen Zettel ausgezogen, mit dem er dem Hieronymus entgegen kam, und ihn sehr angelegentlich bat, ihm diese Bücher zu leihen. Der gefällige Hieronymus fieng gleich an zu suchen, und kaum hatte er sie herbey geholt, als Sebaldus, des bisherigen Gesprächs ganz uneingedenk, sie unter den Arm nahm und damit nach Hause eilte, wo er nicht ruhete, bis er eins nach dem andern durchgelaufen hatte.

Den dritten Tag brachte er dem Hieronymus die Bücher zurück, und nahm sich unterweges vor, seinem Freunde zwar für die Bücher zu danken, aber ihm doch wegen seiner irrigen Meinung, von der partheyischen Achtung der Gelehrten für ihre Lieblingswissenschaft, den Kopf zurechte zu setzen: allein er fand, zu seinem Mißvergnügen, daß der gute Hieronymus bereits abgereiset war; daher er sowohl seinen Dank als seine Ermahnung bey sich behalten mußte.

Dritter Abschnitt.

Inzwischen konnte Sebaldus die Gespräche, die er mit dem Magister und mit dem Hieronymus gehalten hatte, gar nicht vergessen. Er sollte die ganze Idee, die er sich von dem Zwecke des gelehrten Lebens, und von dem Zustande der Deutschen Schriftstellerey gemacht hatte, ändern. Er sollte glauben, daß der größte Theil der Schriftsteller von Profession, nicht so uneigennützig, als er selbst, bloß um die Ausbreitung der Wahrheit, besorgt wären. Dieß war ihm unerträglich. Er redete also mit jedem von dieser Sache, der ihm vorkam. Besonders war er an einen seiner Nebenkorrektoren gerathen, der es als eine Versorgung ansah, wenn er bis zu dem Posten eines Uebersetzers fortschreiten könnte. Er war auch so glücklich gewesen, wir wissen nicht, ob von einer **Paraphrase übers neue Testament** in einigen Foliobänden, oder von einer **Antideistischen Bibel** in einigen Quartbänden, die einem Uebersetzungsunternehmer in Pausch und Bogen war verdungen worden, durch die vierte Hand ein halbes Alphabet zum Uebersetzen zu erhalten. Er hatte das Vergnügen, seine Handschrift gedruckt zu sehen, und fand sich um einen Zoll grösser, als ein gemeiner Korrektor. Er konnte nicht umhin,

sich

ſeinen Nebenkorrektor Sebaldus ſeine Gröſſe fühlen zu laſſen. Er war nicht wenig erſtaunt, daß dieſer, anſtatt das Geſchäfft eines Ueberſetzers, wie er, zu verehren, vielmehr davon mit der äußerſten Verachtung ſprach. Es entſtand daher ein ziemlich lebhafter Wortswechſel zwiſchen ihnen, welcher endlich heftig ward, da ſie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apokalypſe geriethen, wovon der Korrektor die richtigen bengeliſcherusſianiſchen Begriffe hatte. Er erſtaunte nicht wenig darüber, daß Sebaldus, anſtatt die Apokalypſe von der Chriſtlichen Kirche erklären zu wollen, ſie für eine Wiederhohlung der Geſchichte Frankreichs ausgab; aber er gerieth in Wut, da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmliſchen Jeruſalems die Endlichkeit der Höllenſtrafen behaupten wollte. Er kreuzte und ſegnete ſich über ſolche Ketzerey, und lief ſogleich zu verſchiedenen Buchdruckern, die ihm und dem Sebaldus die meiſten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, nicht etwan des Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypſe, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, ſondern, daß Sebaldus gegen jedermann die Ueberſetzungsmanufakturen, als einen der Gelehrſamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieſer Gelegenheit von den Buchdruckern und Verle-

gern, die mit Ueberſetzungen ein nützliches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht geſprochen habe. **Sebaldus** fand, als er wieder bey ſeinen gebietenden Herren erſchien, die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; darauf folgten Klagen über die ſchlechten Zeiten, welche machten, daß itzt weniger gedruckt würde, und daß man ihm daher weniger Korrekturen geben könne. Er bekam in kurzem in der That gar keine mehr; und wenn ſein rachſüchtiger Kollege ihn, als einen Menſchen, der die Endlichkeit der Höllenſtrafen glaubte, an ſolchen Orten abgemalt hatte, wo dieſer Vorwurf mehr Eindruck machte, als bey Buchdruckern, ſo merkte er gar bald, daß ſich jedermann vor ihm ſcheuete. In wenigen Wochen ward er genöthigt die Dachſtube, wo er vor Kurzem ſo vergnügt geweſen war, mit einem Keller in der Vorſtadt zu vertauſchen, worinn ihn ein armer Mann aufnahm, den er, zur Zeit ſeines Wohlſtandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieſer Mann, und ſein geweſener Nachbar, der Magiſter, waren nun ſeine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichend waren, ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegeſſen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu ſeinem Freunde, dem Magiſter, gegangen, der ſehr gern ſein dürftiges Einkommen

men mit ihm theilte, und durch freundſchaftliche und lehrreiche Geſpräche ſeinem Geiſte die Thätigkeit wieder gab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es ſchon dunkel ward, doch bey Zeiten, nach ſeinem Keller zurück, weil der Thorgroſchen ein Kapital war, das er zu ſparen nöthig hatte. Er war ſchon in den finſtern Gang hineingetreten, der zu ſeiner Schlafſtätte führte, als er in einiger Entfernung ſich etwas regen ſah, und, bey näherer Unterſuchung, einen Menſchen in einem Winkel ſitzend fand. Sebaldus hielt ihn für einen Dieb, und ob er ſich gleich etwas entſetzte, ſo ſagte er doch ganz kalt: „Freund, „wenn du etwas zu ſtehlen ſuchſt, ſo biſt du hier an „den unrechten Ort gekommen.“

„Ach! mein lieber Herr,„ antwortete eine unbekannte Stimme, „ich bin kein Räuber, verrathen Sie „einen Unglücklichen nicht.“

„Nein, Freund, ſagte Sebaldus, ein Menſch der „ſelbſt elend iſt, iſt nicht grauſam.„

Hiemit gieng er in die ſchon geöffnete Kellerſtube, ſchlug Licht an, (denn ſein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hauſe,) und erblickte einen jungen Menſchen, wohlgeſtaltet, aber todtenblaß. Sebaldus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes ſeyn, und fragte, wie er hieher käme.

„Ich

„Ich habe, sagte der Jüngling, studirt, aber ich ha„be mich, bey einer unglücklichen Dorfschwärmerey, „welche die Jugend Lustbarkeit heißt, in einer Stun„de, wo ich meiner Sinne nicht mächtig war, zum „Soldaten anwerben lassen. Die Reue folgte auf „diesen Schritt nur allzubald. Ich wußte, daß mein „Vater Vermögen hat, meine Loskaufung zu bezah„len. Er ist Generalsuperintendent in **—“

„Wie? in **? und er heißt? —“

„Stanzius.“

„Ich kenne Ihren Vater, sagte **Sebaldus** sehr „gelassen, und Sie sollen hier einen sichern Aufent„halt haben, bis Sie Ihrem Vater Ihren Zustand „melden können.“

„Ich habe bereits an meinen Vater geschrieben, „und habe ihn um Beystand ersucht. Er antwortete „mir, daß er mit der Landkutsche, die morgen „Vormittag hier ankömmt, eintreffen werde. Ich „sollte aber schon, durch einen unwiederruflichen „Befehl, morgen früh mit einem Rekrutentrans„porte abgehen. Ich befürchtete, daß alsdann mei„nes Vaters Hülfe zu spät seyn möchte, ich war außer „mir, und da die Schildwache auf einen Augenblick „nicht aufmerksam war, entsprang ich im Dunkeln,

„und

„und dachte in dieſem Winkel unentdeckt zu bleiben. „Was ich morgen thun ſollte, wußte ich nicht, und „faſt weiß ich es noch nicht, denn mein Vater iſt ein „ſtrenger und harter Mann, und ich fürchte mich beyna„he ſo ſehr, ihm unter die Augen zu treten, als „meinen Werbern.“ —

„Fürchten Sie ſich nicht, er wird väterliche Geſin„nungen haben; ich bin auch Vater, und weiß nur „allzu gut, daß auch den, den fremdes Unglück nicht „rührt, das Unglück eines Sohnes rühren wird. „Ich will Ihren Vater aufſuchen, wenn es möglich „ſeyn wird ihn zu finden.“

„Er iſt leicht zu finden, er wird im **blauen Hechte** „abtreten, wo Sie nur nach dem Paſſagier fragen „dürfen, der mit der Jenaiſchen Landkutſche angekom„men iſt.“

Indem ſie ſo redeten, kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hauſe. Ob er ſich gleich vor den Soldaten ſehr fürchtete, ſo ließ er ſich doch, durch natürliches Mitleid und durch des **Sebaldus** Zureden, bewegen, den Fremden aufzunehmen, und ſtand ihm einen Antheil an dem gemeinſchaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens gieng **Sebaldus** bey Zeiten nach dem **blauen Hechte**, und ward ſogleich in das

Zim-

Zimmer des Fremden, den er suchte, geführet. Die Kleidung des **Sebaldus**, und die Hagerkeit seines Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war, und **Stauzius**, den das Bewußtseyn seiner eigenen Wichtigkeit niemals verließ, konnte, als er ihn erblickte, sich nichts anders vorstellen, als daß er, vom Elende daniedergedrückt, eine reinere Orthodoxie angeloben, und sich zu anderweitiger Beförderung empfehlen wollte. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen es so geschwinde zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen, als die seinigen, so fuhr er ihn beym ersten Anblick an:

„Ist es nicht entsetzlich, daß einen die Bettler über„laufen, wenn man kaum aus dem Wagen gestiegen „ist! Was will Er, Freund? Denke Er nur nicht, „daß ich Ihm glauben werde, wenn Er mir etwas vom „Verlassen seiner Irrthümer vorschwatzen will; das „sind lauter leere Worte. Er ist viel zu lange bey seinen „grundstürzenden Irrthümern verharret, als daß „man von Ihm eine aufrichtige Besserung hoffen „könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schafs„kleidern haben; ich möchte einem Menschen, der ein„mal so verdammliche Grundsätze gehabt hat, nicht

„ein-

„einmal einen Kaiſerdienſt anvertrauen. Was will Er „alſo von mir? ich kann Ihm nicht helfen.„ —

Sebaldus antwortete ſehr gelaſſen: „Ich komme „nicht meinetwegen; ich kenne Sie und mich zu genau, „als daß ich von Ihnen Hülfe erwarten ſollte.„ —

„Und doch,„ — ſagte **Stanzius**, der den **Sebaldus** von oben bis unten anſah, und in dieſem Augenblicke auf ſeine Leibesgeſtalt ein Projekt bauete, „und „doch könnte ich Ihm vielleicht einige Hülfe angedeihen laſſen. Er iſt in elenden Umſtänden, das ſehe „ich: im geiſtlichen Stande iſt nichts für Ihn zu thun, „was will Er alſo anfangen? Höre Er an, Er iſt beynahe ſechs Fuß hoch, werde Er Soldat; zwar iſt „Er nicht mehr jung, aber die Größe wird machen, „daß mans mit dem Alter nicht ſo genau nehmen „wird. Kann Er ja die Strapazen nicht ausſtehen, „ſo wird Er ins Lazaret gebracht, und da iſt Er „verſorgt. Laſſe Er ſich alſo anwerben, es werden „ſich Leute finden, die Ihm ein gutes Handgeld „geben werden.„

Sebaldus ſagte lächelnd: „Es war eine Zeit, wo „es mir ſehr übel genommen ward, daß ich Leuten „verathen hatte, in den Krieg zu gehen.

„Ja, das war etwas anders; an heiliger Stäte „ſchickte ſich dieß nicht. Aber itzt„ —

„Soll

„Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht „Soldat werden?„

„An meines Sohnes Stelle? was weiß Er von „meinem Sohne?„

„Ich weiß, daß Ihr Sohn sich hat anwerben lassen, „daß er gestern Abends aus der Wache entsprungen „ist, daß ich ihn bey mir aufgenommen habe, und „daß ich bloß zu Ihnen gekommen bin, um Ihnen „zu melden, daß er bey mir in sicherer Verwahrung „bleiben soll, bis Sie sein Schicksal werden können „zu verbessern suchen. Ich verlange von Ihnen da„für keinen Dank, daß ich gegen einen Menschen „Mitleiden empfunden habe, und es ihm bloß deßhalb „nicht habe versagen wollen, weil ich erfuhr, daß er „Ihr Sohn war. — Wollen Sie noch, daß ich „mich für ihn anwerben lassen soll? Wenn dieß das „einzige Mittel wäre, Sie und Ihren Sohn glück„lich zu machen, so wäre es in dem Elende, in dem „ich schmachte, doch nur ein geringes Opfer. — „

Stanzius war ganz erstaunt, und versetzte stammelnd, „daß Sebaldus — wirklich sehr gütig „wäre;„ und nun folgte eine Unterredung, deren Schluß war, daß der junge Stanzius so lange beym Sebaldus bleiben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun

Nun gieng Sebaldus nach Hauſe, den Jüngling zu tröſten. Aber er hatte kaum Zeit, das vorgegangene zu erzählen, als ein Kommando Soldaten in die Stube ſtürzte, und beide auf die Hauptwache ſchleppte, wo ſie den ehrlichen Marktheifer ſchon fanden.

Stanzius erfuhr dieſen Vorfall ſehr bald, und dachte auch ihn zu ſeinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm ein rechter Ernſt geweſen, den Sebaldus an ſeines Sohnes Stelle zu ſetzen, und er glaubte nun deſſelben Loslaſſung um einen deſto wohlfeilern Preis zu bewirken, da er zwey Perſonen an ſeine Stelle geben konnte. Er fand aber ſehr bald, daß der Hauptmann gar nicht geneigt war, zwey Rekruten, die er ſchon in ſeiner Gewalt hatte, an die Stelle Eines, den er losgeben ſollte, ſich vorſchlagen zu laſſen, und daß die Loslaſſung des jungen Stanzius izt weit mehr Schwierigkeiten habe, als vorher.

In dieſem Zuſtande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles, was Elend und Kummer ſchreckliches haben kann, ausſtehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgeſetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß er ſeinen Wohlthäter, den Marktheifer, mit ſich unglücklich gemacht hatte. Es war nicht abzuſehen, in welches

tiefe Elend dieſer Vorfall beide ſtürzen konnte, und er kannte keinen Freund, der ihm helfen wollte, oder der es konnte, wenn er gleich gewollt hätte. Mit dieſen traurigen Gedanken beſchäfftigte er ſich eines Tages, als der Unterofficier, der ehemals durch ſeine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um ſich nach einem Arreſtanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den **Sebaldus**, lief auf ihn zu, drückte ihm treuherzig die Hand, und fragte, wie er hieher käme. **Sebaldus** erzählte es kürzlich. Der Unterofficier ſchwur mit einem kräftigen Fluche, daß ein ſo rechtſchaffener Mann nicht länger im Gefängniſſe bleiben ſollte; gieng ſtehendes Fußes zu ſeinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyete ſowohl den **Sebaldus**, als den Marktheifer, und führte den erſtern ſogleich mit ſich zu ſeinem Major.

Der Major war ein Mann in ſeinem ſieben und funfzigſten Jahre, der von ſeinem funfzehnten Jahre an Soldat geweſen war, und von unten auf gedienet hatte. Er war brav, wie ſein Degen, aber ſeine moraliſchen Grundſätze würden, wenn man ſie nach **Millers Einleitung in die Mosheimiſche Sittenlehre** hätte prüfen wollen, freylich ſehr unzuſammenhängend und widerſprechend befunden worden ſeyn.

Er

Er glaubte die Unſterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte ſich doch ſehr wenig um die Fortdauer ſeines Lebens, ſondern ſetzte es ſehr oft, ohne die äuſſerſte Nothwendigkeit, in Gefahr. Er war eben nicht ſehr religiös, und war auch eben nicht ein Lobredner des geiſtlichen Standes; dennoch aber ehrte und beſchützte er ihn vor allen andern. Er gieng ſelten in die Kirche; aber ſeine Soldaten hielt er ſehr ſtrenge dazu an. Er ſchwur und fluchte ſehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen, wenn er es hörte. Er war aus Temperament keuſch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte, daß er ſich niemals in ein Mägdchen verliebt hatte, ließ er beſtändig Acht geben, weil er ſich nicht viel Gutes zu ihm verſah. Sein Verſprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiederruflich; gleichwohl widerſprach er ſeiner eignen Meinung ſchnell, ſo bald er merkte, daß er möchte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt, war er äußerſt rachgierig, aus dem Grundſatze, **ein braver Mann müſſe nichts auf ſich ſitzen laſſen.**

Als Sebaldus vor ihm erſchien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn ſchönen Rekruten, die er durch ſeine geiſtreiche Predigt dem Bataillon verſchafft hätte. Als ihm aber Sebaldus

baldus erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe, gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worinn er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte; und als dieser fortfuhr zu erzählen, daß der Superintendent Stauzius die eigentliche Ursache seines Unglücks, und daß eben dieser Stauzius der Vater des arretirten Rekruten sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus: „Wohl mir, daß ich den alten Schurken in meiner Gewalt habe! So lange ich in Feindes „Lande bin, habe ich noch keinen Menschen gepeinigt: aber Herr! den Böſewicht will ich peinigen. „Der Sohn soll ewig Soldat bleiben, und den alten Bärenhäuter will ich krumm schließen lassen, „bis er alles Unrecht ersetzt, das er einem so braven „Mann, wie Er, Herr Magister, gethan hat.„ Hier rief er den Unterofficier herein: „Höre, sagte er, den „Augenblick arretire den fremden Superintendenten „im blauen Hechte; der Kerl ist ein Spion, er ist ...„ Hier schloß ihm der Zorn den Mund. Der Unterofficier, der einen Theil des Unrechts wußte, dessen Stauzius schuldig war, strich sich den Bart, und sagte lächelnd, daß er eben unten im Hause wäre, und daß er ihn seit dem nicht aus den Augen gelassen hätte. „Gut! so laß den Schurken gleich heraufkommen,„ rief der Major.

Se-

Sebaldus bat, gehört zu werden, und ließ nicht ab, zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nun itzt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, der Gefangene sollte warten.

Sebaldus fieng nun an, dem Major weitläuftig vorzustellen, „daß ihm mit dem Unglücke der beiden Strauze gar nicht gedient sey; daß seine Absicht gewesen sey, die Reitung des Schuzes zu bewirken; daß er dem Vater von Herzen vergebe; daß Religion und Moral ihm verböten, Rache zu hegen.„—

„Zum Tausend Element, Herr! rief der Major: „lasse Er sich von der Religion verbieten, was Er will, „mir soll sie nimmer verbieten, daß ich einen Schurken „bestrafe, und einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, „wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen habe.„—

„Sie wollen gerecht gegen meinen Feind seyn, „Herr Major, seyn sie es auch gegen mich. Was „sollen tugendhafte Leute von mir denken, wenn ich eine „so grausame Rache an meinem Feinde nehme? —„

„Was sie denken werden? Herr! daß Er Recht „hat. Der alte Böswicht hat Ihn nicht allein von „Haus und Hof gebracht, er ist auch am Tode Seiner „Frau Schuld, er hat Seine Kinder unglücklich ge„macht. Herr! ich habe nie Frau oder Kinder gehabt,

„aber ſtraf mich Gott! hätt' ich ſie, ſo würde ich ſie „lieben, wie meine Seele, und wer mich darum brächte, den haßte ich bis in den Tod, und wollte ihm den „Degen durch die Rippen jagen, ſobald ich ihn vor „mir hätte — „

„Aber wollten ihm doch nicht durch einen andern „hinterrücks einen Dolch in die Seite ſtoßen laſſen? —

„Hinterrücks? — Warum nicht gar! Das Weiße „im Auge ſehe ich ſelbſt meinem Feinde, und laß ihn „dann ſich vertheidigen, wenn er kann. „

„Mein Feind, Herr Major, kann ſich nicht vertheidigen. Iſt es Ihnen anſtändig, einem vertheidigungsloſen Manne den Dolch ins Herz zu ſtoßen? „Würde es mir anſtändig ſeyn? Mein Stand verbietet mir, Unrecht mit dem Schwerte zu rächen; „meine Religion gebietet mir, es zu vergeben, und „Böſes mit Gutem zu vergelten. Ich wäre nicht werth, „Frieden und Verſöhnung gepredigt zu haben, wenn „ich durch Sie an meinem Feinde, der ohne Vertheidigung in Ihrer Gewalt iſt, mich rächen, wenn „ich dieſe ſchreckliche Rache bis auf einen unſchuldigen Jüngling erſtrecken wollte, der mich nie beleidigt „hat, noch mehr, der mein Gaſtfreund iſt, der in „meiner elenden Schlafſtelle Schutz und Zuflucht geſucht hat. — Nein, Herr Major, erniedrigen Sie „mich

„mich nicht ſo ſehr. Laſſen Sie den jungen Menſchen „frey. Laſſen Sie mich an dem Vater eine viel edlere „Rache nehmen, die Rache, zu empfinden, daß der, den „er beleidigt hat, ſein wahrer Freund iſt. Seine Be„ſtrafung überlaſſen Sie ſeinem eigenen Gewiſſen, das „in niemand ſchläft, der eine böſe That gethan hat.„

„Bliz und Hagel! daß ein Pfaff nobler denken ſoll, „als ſein Soldat! — Herr, Er hat Recht! —„ Hier wiſchte er ein Paar Thränen ab, die ihm über ſeine grauen Augenwimpern tröpfelten) „Der junge „Kerl ſoll los. Aber kein Kapitän würde ihn umſonſt „losgeben: das will ich auch nicht. Ich will ihn dem „Hauptmanne bezahlen; aber Ihm, Herr Magiſter, „ſoll der Vater das Löſegeld geben. Ich ſchenke Ihm „den Rekruten zwar, aber ich will das Löſegeld be„ſtimmen.„

Sebaldus mochte einwenden, was er wollte, der Major ſchritt nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stanzius, der mit Schrecken die Wendung geſehen hatte, die dieſe Sache nahm, war vor Angſt halb außer ſich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major ſah ihn von oben bis unten an, und ſagte: „Sein Sohn, Herr! iſt ein „Deſerteur, und muß hangen, oder 36 mal Spieß„ruthen laufen. Einem ſo ſchlechten Kerl, wie Er iſt,

„Herr Superintendent, oder was Er sonst seyn mag, „zu Gefallen, würde ich ihn zwar nimmermehr losge„ben: aber hier steht ein ehrlicher Mann, auf dessen „Fürbitte soll ihm nicht allein die Strafe erlassen „seyn, sondern Er soll Seinen Sohn auch loshaben, „wenn Er tausend Thaler für ihn zahlt. —

Stauzius, halb erfreut, halb bestürzt stellte stammelnd vor, „daß eine so starke Summe nicht möglich „wäre ! ! !

„Herr! raisonnire Er nicht. Der Kerl hat 11 Zoll: „Er soll 1000 Thaler geben, und zwar keine Bern„burger, oder Sein Sohn soll Gatten laufen, und „Ihn will ich hinstecken lassen, wo Ihn Sonne und „Mond nicht bescheint, weil Er ein Schurke ist, und „dieser Herr Magister hier ein ehrlicher Mann ist, „den Er ums Amt gebracht hat. Und raisonnire Er „kein Wort weiter. „

Stauzius wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen. Seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der Präsident, der für den jungen Menschen beständig eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu dessen Befreyung eine ansehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch seinem eigenen Geize die Ranzion sehr erleichtert ward.

Er

Er bequemte ſich alſo und zahlte in 77 Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13 Rthlr. gerechnet, das ganze Löſegeld auf den Tiſch.

Der Major nahm es an und überreichte es dem Sebaldus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden verſucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelaſſen worden. „Dieß ſoll, ſagte er, eine kleine Erſetzung des Scha„dens ſeyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat.“

„Herr Major, ſagte Sebaldus, Sie haben mir „den jungen Menſchen geſchenkt. Schenken Sie mir „ihn ganz, nehmlich mit der Freyheit ihn wieder zu „verſchenken. Er hat Schutz in meiner Wohnſtäte „geſucht: dieſen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen, „ohne geradezu wider meine Denkungsart zu han„deln. Was mir dieſer Herr kann zuwider gethan „haben, habe ich ihm längſt vergeben. Er hat geſucht, „für die Reinigkeit der Lehre zu wachen, ich muß noch „weit mehr bemüht ſeyn, für die Reinigkeit meiner „Handlungen zu ſorgen. Hier, Herr Generalſuper„intendent, nehmen Sie das Geld zurück.„

Stanius ſtand da, wie ein Knabe, dem ein Gaſt einen Leckerbiſſen in den Mund ſtecken will: der Mund läuft voll Waſſer, aber er trauet ſich nicht, ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es ver-

boten hat. Er sah den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebaldus hörte indessen nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achsel schlug, und sagte: „Nun! thue Er was „Er will. Ich möchte gern böse seyn, wenn ich nur „könnte.„

Sebaldus gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Tasche schob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war, als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter; er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung; er versicherte, daß er auf ewig dankbar seyn werde; daß er erkenne, wie großmüthig er gehandelt, da er ihm, ohne Rache, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, vergeben, und nicht einmal die Ranzion seines Sohnes annehmen wollen.

„Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die Rede: „Gott vergiebt ohne Sühnopfer und Lösegeld, . . . „und wer Gott fürchtet, wird ihm nachzuahmen su„chen. Wenn Sie erkennen, daß Sie mir Unrecht „gethan haben, so bin ich gänzlich befriedigt.„

Stauzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dieß; aber es sey nicht genug, er wolle seinen Schaden aufs thätigste zu ersetzen suchen; er verspreche ihm,

wenn

wenn er wieder nach Hauſe zurückkommen wolle, daß er die erſte gute Verſorgung, die in ſeiner Macht ſtünde, haben ſolle.

Sebaldus dankte für ſeinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major ſagte, es ſey unnöthig; denn er wolle dem **Sebaldus** die erſte vakante Feldpredigerſtelle, und, wo möglich, bey ſeinem eignen Bataillon verſchaffen; bis dahin nehme er die Sorge für deſſen Unterhalt auf ſich.

Unter dieſen Geſprächen trat der junge **Stanz** in das Zimmer, welchen der Major für frey erklärte, und ihn ſeinem Vater übergab, der nicht eher nachließ, als bis ihm **Sebaldus** in den **blauen Hecht**, zum Mittagsmahle, nachfolgte.

Vierter Abſchnitt.

Hier genoß **Sebaldus** das ſüße Vergnügen, von ſeinem Feinde verdienten Dank einzuärnten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkoſungen. Der Vater wiederholte mit Eifer den Vorſchlag zu einer guten Verſorgung, und betheuerte, daß er alles Anſehen, das er in dem Fürſtenthum hätte, dazu anwenden wollte. Der Sohn unterſtützte dieſen Vorſchlag,

schlag, so daß Sebaldus endlich anfieng zu wanken, und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vaterlande als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, und wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eigenen beurtheilte, so konnte er sich gar nicht darein finden, daß der Major so viel Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des Stauzius merken ließ. Er hielt dieß für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Landpredigerstelle in seiner Vaterstadt Ruhe zu suchen.

Als der Major sahe, daß sein Entschluß, der Einladung des Stauzius zu folgen, fest gefasset war, so wollte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den alten Stauzius zu sich kommen, und band ihm aufs allerernstlichste ein, sein Versprechen zu halten. Er benachrichtigte ihn, daß er dem Sebaldus an den Obersten, der die Truppen kommandirte, die die fürstl. Residenz besetzt hielten, einen Brief mitgegeben hätte; worinn er diesen Officier, der sein vertrauter Freund sey, bäte, den Sebaldus zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde, ihn zu verfolgen, auf das empfindlichste zu bestrafen. Stauzius ver-

sprach

ſprach mehr, als er vorher verſprochen hatte, und verſicherte, noch mehr zu leiſten.

Als **Sebaldus** von dem Major Abſchied nahm, gab er ihm, außer dem obengedachten Schreiben an den Oberſten, noch ein Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner vertrauten Freunde in Berlin mit. Er verſicherte ihn, daß, wenn er nach Berlin reiſete, dieſer Freund ihn, auf Vorzeigung dieſes Briefes, aufs freundſchaftlichſte aufnehmen werde, und daß er bey demſelben beſtändig Nachricht, wo er, der Major, ſich aufhielte, würde erhalten können. Er gebot ihm, von dieſem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stanzius ſein Verſprechen nicht halten ſollte. Er betheuerte mit den heftigſten Schwüren, daß **Sebaldus** ſeines Beyſtandes niemals entbehren ſollte, ſobald er nur Nachricht erhielte, daß er deſſelben benöthigt ſey.

Was den Major gegen den guten Generalſuperintendenten ſo gar ſehr mißtrauiſch gemacht habe, iſt ſchwer zu ſagen. Vermuthlich war es deſſen Phyſiognomie. Ob aber insbeſondere ein **weit gegen das Ende der Naſe vor ſich gehendes Naslöppchen** *), oder eine **eingekerbte Oberlefze**, oder **grünliche Zähne**, oder ein **hörbarer Athem**, oder

*) Man ſ. Lavaters Phyſiognomik 2ten Theil S. 117. u. folg.

oder nur überhaupt sein superintendentenmäßiges Ansehen*) daran Schuld gewesen, würde Herr Kaspar Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stauzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indessen, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebaldus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hätte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus, abtreten. Inzwischen erwies ihm Stauzius alle möglichen Höflichkeiten, und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfohlen hatte. Er ward auch wirklich in den nächsten drey Monathen, zu den zweyen im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war, unglücklicher Weise, auf die eine schon vorher einem andern die Anwartschaft gegeben worden, und die andere hielt der Präsident zu wenig einträglich, obgleich Sebaldus

*) S. Ebendas. S. 36.

dus meinte, ſie ſey einträglicher, als ſeine verlaſſene Pfarre. Der Generalſuperintendent widerlegte ihm dieß, und gab ihm zu verſtehen, daß man einem Manne, wie Er, eine Specialſuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialſuperintendenten des Fürſtenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden ſich wohl an Fleiſch und Knochen, aßen und tranken gut, und ſtudirten ſehr wenig, ſo daß man freylich keine Vakanz in Kurzem gewiß vorausprophezeyen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Geſündeſten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialſuperintendenten verſchont: ſo war es nicht offenbar unmöglich, daß **Sebaldus**, der freylich nahe an ſechzig Jahre alt war, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt ſchien, bey dem aber übrigens alle actus naturales ſehr gut von ſtatten giengen, eine ſolche Stelle nicht noch vor ſeinem Ende hätte erhalten können.

Sebaldus ließ ſich indeſſen, bis zur Erfüllung dieſer Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden. Er war bey ſeinem Freunde **Hieronymus** aufs freundſchaftlichſte aufgenommen. Weil er in deſſelben Laden immer bekannter ward, ſo fieng er an, ſich der Geſchäffte deſſelben, wenn er verreiſte, anzunehmen. Wenn hingegen ſein Freund zugegen war, hatte er

völlige

völlige Muſie, an ſeinem Kommentar über die Apokalypſe zu arbeiten, welches ihm ſo angenehm war, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergeſſen haben würde, wenn ſie Stanzius nicht, ſo oft er ihn zu Gaſte bat, erneuert hätte.

Inzwiſchen war in den erſten Monathen des folgenden Jahres der allgemeine Friede geſchloſſen worden. Der fremde Oberſte rückte demſelben zu Folge mit ſeinen Truppen aus. Dieſe Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Geſichtern vieler Leute in dem kleinen Fürſtenthume hervor. Insbeſondere ſchienen der Präſident und der Generalſuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr ſo genau zu kennen, als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu ſich bitten. Wenn er ſich bey dem erſtern anmeldete, ſo ſagte der Bediente ſchon an der Thür, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder, daß Sie eben Geſchäffte hätten, oder, daß Sie heute niemand ſprächen. Wenn er den letztern zu ſprechen verlangte, ſo kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Viſitenzimmer gewartet hatte, Se. hochwürdige Magnificenz zwar, im Schlafrocke, mit oder ohne Peruke, zum Vorſchein, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu verſichern; aber, obgleich verſchiedene Variazen vorfielen,

ſo

ſo dachte doch niemand mehr daran, den **Sebaldus** vorzuſchlagen.

Endlich ward nach ein Paar Monathen eine Predigerſtelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die **Sebaldus** unter andern deßhalb gern gehabt hätte, weil **Hieronymus** den daſigen Viehmarkt zu beſuchen pflegte, und er ſich ein groſſes Vergnügen dabey vorſtellte, ſeinen einzigen Freund jährlich zweymal zu ſehen, und in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Er wagte es alſo, dem Generalſuperintendenten abermals aufzuwarten, und zum erſtenmale ſich ſelbſt um dieſe Stelle zu melden.

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fieng er an, dem **Sebaldus** vorzuſtellen: „Er werde ſelbſt einſehen, wie „nöthig es wäre, wenn von ſeiner wirklichen Beförderung die Rede ſeyn ſollte, daß er das gegebene Aergerniß höbe, vor dem Konſiſtorium ſeine irrigen Meinungen, beſonders von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, wiederriefe, auch wegen der höchſt wichtigen Lehre „von der Genugthuung, dem Sinne der reinen ſymboliſchen Bücher gemäß, ſich erkläre; indem er ſich „mit Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von „ihm eine höchſt bedenkliche Aeußerung gehört zu „haben.“

Sebaldus stand ganz erstaunt da, und sagte kurz: „daß er sich über diese Zumuthung wundere, daß er „aber, um keines zeitlichen Vortheils willen, die „Wahrheit, die er erkenne, verläugnen würde."

Stauzius verwies ihm, in nicht ganz völlig sanftem Tone, seine Hartnäckigkeit, gebot ihm von seiner ketzerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er, durch einen Griff an seine violette Mütze, das Zeichen zum Abschiede gab, mit einem trocknen Amtsgesichte: „daß itzt die Zeit nicht mehr „wär, da man, durch feindliche Gewalt, in den Weinberg des Herrn einzudringen suchen könne; es sey „itzt, Gottlob! Friede."

Als **Sebaldus** seinem Freunde **Hieronymus** diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nehmlich daß für den **Sebaldus** in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, der Präsident habe einen Fiskal veranlasset, den **Sebaldus** fiskalisch anzuklagen, daß er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehn wirklich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe loslassen wollen. **Sebaldus** lachte über eine so ungereimte Anklage, und brannte vor Begierde sich vor Gerichte zu stellen,

um

um durch bloße Erzählung der Wahrheit ſeine Feinde zu beſchämen.

Hieronymus aber, der etwas mehr Erfahrung von Welthändeln hatte, verſicherte ihm: „daß der„jenige, der wiſſentlich eine falſche Anklage thue, „nicht durch die Wahrheit beſchämet werde; daß man „einen mächtigen Mann alsdann am meiſten fürch„ten müſſe, wann er offenbar ungerecht anklage, und „daß bey einem fiskaliſchen Prozeſſe nie etwas zu ge„winnen, ſehr oft aber viel zu verlieren ſey.“

Nachdem beide den wahren Zuſtand der Sachen reiflicher überlegt hatten, ſo kamen ſie überein, daß den mächtigen Feinden des Sebaldus ſeine Gegenwart im Lande zuwider wäre, und daß es für ihn ſicherer ſeyn möchte, itzt abzuziehen, als ſich mit Gewalt wegtreiben zu laſſen.

Das Empfehlungsſchreiben des Majors nach Berlin ward alſo hervorgeſucht. Hieronymus ſchrieb auch eins an einen ſeiner dortigen Handlungsgenoſſen, das, wenn ſich nichts beſſers fände, den Sebaldus wenigſtens wieder zu der Würde eines Korrektors erheben ſollte. Zugleich ſtellte er demſelben eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelaſſenen Mobilien gelöſet zu haben verſicherte, die aber des Sebaldus Erwartung ſo ſehr übertraf, daß

er vermuthete, und es ſich merken ließ, ſein Freund habe auch hier als Freund gehandelt.

Die Poſt nach Berlin war beſtellt. **Sebaldus**, weil er noch nicht wußte, wie lange ſein Aufenthalt in Berlin dauern könnte, nahm nur in einem kleinen Kuffer das Allernothwendigſte mit ſich. Das Uebrige, worunter auch ſein Kommentar über die Apokalypſe war, der ſchon zu ein Paar hundert Heften angewachſen ſeyn mochte, ließ er bey ſeinem Freunde **Hieronymus** ſtehen.

Nun ſetzte er ſich, nach zärtlichem Abſchiede von ſeinem Freunde, auf den Poſtwagen, und trat ſeine Reiſe an.

In der zweyten Nacht ward der Poſtwagen, unweit der Brandenburgiſchen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen; ſie ſchlugen den Poſtillion auf der Stelle todt, und **Sebaldus**, der der einzige Paſſagier war, empfieng einen Schlag auf den Kopf, davon er betäubt zur Erde fiel. Als er wieder zu ſich kam, war die Sonne aufgegangen, der Poſtillion lag todt ausgeſtreckt, der Poſtwagen war beraubt, und ſein eigner Kuffer war gänzlich ausgeleert. Als er ſich ſelbſt beſah, fand er, daß die Räuber ihm ſeine Kleider, deren ſchlechtes Anſehen ſie vermuthlich nicht in Verſuchung führen konnte,

gelaſ-

gelaſſen hatten. Er fand auch noch etwas kleines Geld in einer Taſche. Seine beiden Rekommendationsbriefe aber waren weg, welches ihn Anfangs beſtürzt machte; doch, indem er ſich erinnerte, daß er ſo klug geweſen, ſeinen Kommentar über die Apokalypſe zurückzulaſſen, welcher ſonſt auch der größten Gefahr verloren zu gehen, würde ausgeſetzt geweſen ſeyn: ſo war er in etwas getröſtet. Er ſuchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der erſten Landſtraße, die er fand, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

So bald **Mariane**, nebst ihrem französischen Namen, auf dem Wohnsitze des Herrn von Hohenauf angelangt war, war die gute Französische Aussprache die erste Sache, wornach gefragt ward. Die gnädige Frau, die sehr füglich darüber urtheilen konnte, weil sie selbst mit einem angenehm gemischten halb Thüringischen, halb Wetterauischen Accente Französisch sprach, erklärte, nach einer viertelstündigen Unterredung, daß **Mariannens** Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren neben ihr sitzenden Gemahl, „ob sich nicht gleich die Aussprache einer gebornen Französinn von der Aussprache einer Deutschen, „durch ein gewisses je ne sai quoi, unterscheide?“ welches dieser, den seine Gemahlinn, schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung, gewöhnt hatte, alles, was sie mit einem gewissen Tone fragte, zu bejahen, mit einem deutlichen: „Allerdings!“ bekräftigte.

Nun

Nun ſchritt die gnädige Frau zur Inſtruktion der künftigen Hofmeiſterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß ſie beſtändig Franzöſiſch, und niemals Deutſch mit ihnen ſprechen, und daß ſie die Kinder anweiſen ſollte, ſich als Perſonen von Stande zu betragen, und jederzeit **artige Manieren** zu haben. Hierauf ward gefragt, ob ſie Gelegenheit gehabt habe, öfters Perſonen von Stande zu ſehen, und ihr Betragen zu beobachten. **Mariane**, ob ſie gleich hier eine Franzöſinn vorſtellte, hatte doch das zuverſichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches ſchon oft, ſowohl mancher Franzöſiſchen Hofmeiſterinn und Kammerjungfer, als manchem Franzöſiſchen Kammerdiener und Projektmacher, aus der Noth geholfen hat; ſie bekannte daher mit Erröthen, daß ſie ſelten in dem Falle geweſen wäre.

„Deſto ſchlimmer, ſagte der Hr. **von Hohenauf**; „denn bey der Erziehung vornehmer Kinder iſt das „Nothwendigſte, ihnen **ſtandesmäßige Manieren** beyzubringen. Zum Glück kann Sie Ihrem „Mangel abhelfen, Mamſell, wenn Sie fleißig auf „meine Gemahlinn Acht hat, denn die iſt ein vollkommnes Muſter ſtandesmäßiger Aufführung.“

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit ſtarken Knochen verſehenes Vorderhaupt nachläßig auf die

rechte Schulter, lächelte über ein Paar vorwärts geworfene Lippen, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, und sagte:

„Sie sind sehr gütig, Hr. von Hohenauf, aber „wahr ists, daß ich eine gewisse Decence in meinem „Betragen zu beobachten suche, die Personen von „Stande eigen ist. Hiernach, Mamsell, muß Sie meine „Fräulein auch bilden, daß sie sich niemals vergessen, „sondern beständig vor Augen haben, wer sie sind. „Dieß, Mamsell, muß Sie auch niemals aus den Augen lassen, sondern bedenken, daß Sie, in meinen „Fräulein, Personen von Stande vor sich hat. Sie „muß ihnen beständig mit Nachsicht begegnen, ihnen „niemals befehlen, noch weniger gegen sie strenge oder „unfreundlich seyn, wenn sie auch ein wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend hat keine Tugend. Es ist „genug, wenn sie nur die Decence und ihre Geburt „nie vergessen. Nächstdem kann Sie ihnen oft gute „Französische Bücher geben, daß sich der Geist aufs „klärt. Wir lassen deßhalb monathlich den Mercure „de France kommen, darinn stehen die neuesten „Enigmes und Logogryphes, wie sie am Hofe zu „Versailles eben gänge und gäbe sind, auch schöne „Poesies fugitives: darüber müssen die Fräulein „urtheilen lernen, damit sie, wenn künftig ihr Amant „ihnen ein Madrigal à Silvie mit einem galanten

„Envoy

„Envoy zuſenden wird, die Fineſſe davon einſehen,
„und mit Eſprit antworten können. Auch ſind in dem
„Mercure Nachrichten von den neueſten Opera co-
„miques, und von den neueſten Almanacs, Modes
„und Chanſons: dadurch lernen ſie, was itzt in Paris
„du bon ton iſt, zu loben. Hauptſachlich aber muß
„Sie gute Romane mit ihnen leſen, als: Hippolyte,
„Comte de Douglas, die Memoires d'une Dame
„de qualité, qui ne s'eſt point retirée du Monde,
„die Lettres d'une Regieuſe portugaiſe, u. ſ. w.
„damit die Fräulein bey Zeiten lernen, wie eine Affai-
„re de Coeur geführet wird, und damit ſie die grace,
„plus belle, que la beauté lernen, durch die unſer
„Geſchlecht über das männliche einen ſo ſichern Sieg
„zu erhalten weiß.“

Hier minaudirte ſie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermangelung einer andern Mannsperſon, auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, ſein Wort auch dazu geben wollte, und ſagte: „Imgleichen
„Gellerts Fabeln könnten auch wohl mit den Kin-
„dern geleſen werden.“

„Ja“, verſetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Naſe: „Gellerts Fabeln gehen
„allenfalls an, aber andere Deutſche Bücher muß Sie
„ſie nicht leſen laſſen; denn das Deutſche Zeug nützt
„den Fräulein nichts, wenn ſie nach Hofe kommen.

„Picard, mein Homme de Chambre, sagt immer, „es ist kein brin von bon ton darinn: und das ist auch „wirklich wahr. Es klingt alles so Deutsch. Wahrhaf„tig! ich bekomme Vapeurs, wenn ich nur die Gothi„schen Buchstaben von Ferne sehe.

Marianen war alles unerhört, was ihr gesagt ward. Sie dünkte sich in einer ganz neuen Welt zu seyn. Sie verstand von dieser Rede, die noch dazu von einer etwas stämmigen Deutschen Dame, in dem lispelnden Tone einer Petite-Maitresse, dahingelallt ward, nicht den dritten Theil; versprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an, welche ihr bekannt gemacht ward. Man sagte ihr nehmlich, daß sie in Nebenstunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein Putz machen, und der Kammerjungfer helfen müsse Kleider garniren. Man gab ihr zu verstehen, daß man erwarte, sie werde, wenn große Gesellschaft da wäre, den Tisch anordnen helfen, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach sehen, daß die Schränke gebohnt, und der Staub von den porzellanenen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt erfuhr sie, daß sie zwar, wenn die Herrschaft allein

wäre,

wäre, der Fräulein wegen, die Gnade haben ſollte, an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden; wenn aber Geſellſchaft da wäre, ſo würde ſie ſich ſelbſt beſcheiden, mit den übrigen Domeſtiken höhern Rangs zu eſſen.

Dieß waren ſämtlich Perſonen, die nützliche Talente beſaßen, feine Sitten hatten, und die Welt kannten. Sie beſtanden in dem Franzöſiſchen Friſeur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, die in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart geweſen war; in der Ausgelernn, die bey einem Hauptmanne, dem ſie drey Feldzüge durch als Köchinn gefolgt war, die Oekonomie gelernet hatte; in einem ausgedienten Fahnenſchmiede, der im Hauſe ehrenhalber der Stallmeiſter des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen, vaterloſen und mutterloſen Verwandten, welcher von einem Regimente, unter das man ihn als Fahnjunker gebracht, bloß deßwegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerſt ſich umgekehrt hatte. Freylich war dieſem löblichen Beyſpiele hernach das ganze Regiment gefolgt, doch ohne ſeine Schuld, indem er in der That ſchon über funfzig Schritte fern gelaufen war, als es geſchahe.

Dieſer

Dieſer Herr Vetter ward auch, wie Mariane, wenn keine Geſellſchaft vorhanden war, zur Tafel gezogen. Dagegen ließ er ſich gefallen, allerhand kleine Dienſte zu leiſten, z. B. den Stul wegzurükken, wenn ſeine gnädige Tante aufſtand; den Pfropfzieher zu holen, wenn ſein gnädiger Oheim trinken, oder die Pfeife zu ſtopfen, wenn er nach Tiſche rauchen wollte; laut zu lachen, wenn er einen Schwank erzählte, und den Augenblick ſtille zu ſchweigen, ſo bald ſie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß ſie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage ſogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, ſich nicht verdrießen laſſen, daß ihm ſtill zu ſchweigen geboten, oder er vom Tiſche aufzuſtehen befehliget ward, und mußte nicht ſauer ausſehen, wenn er wieder erſchien. Kurz, er hatte den Poſten manches Kammerjunkers an manchen fürſtlichen Höfen, einen Poſten, der, ſeines äußerlichen Glanzes wegen, von denen, die ihn nicht haben können, ſo oft gewünſcht, und von denen, die ihn bekleiden, ſo oft vermaledeyet wird. Einen Poſten, für den, ob ihn gleich ſo viele Deutſchen beſitzen, dennoch in der an Konverſationsausdrücken armen Deutſchen Sprache noch keine beſondere Benennung zu finden iſt, und für den die in der Konverſations-

ſprache

ſprache ſo reichen und ſcharfſinnigen Franzoſen und Engländer noch keine beſſere Benennung haben finden können, als daß ſie die Innhaber eines ſolchen Poſtens **Schlangenverſchlucker und Krötenfreſſer** *) nennen.

Zweyter Abſchnitt.

Es iſt leicht zu erachten, daß, da der Herr Vetter, der doch von guter Familie war, ſich gegen das hochadeliche Paar ſo gefällig bezeigte, man von Marianen eben ſo viel, wo nicht mehr, Gefälligkeit werde verlangt haben, und wie hart dieß anfänglich einer Perſon vorgekommen ſeyn müſſe, die in der glücklichen Unabhängigkeit erzogen worden war, daß ſie, ſeit ihrer erſten Kindheit, von nichts, als von ihrer eigenen Vernunft, und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Aeltern hatte abhängig ſeyn dürfen. Das unſchätzbare Glück der Unabhängigkeit iſt durch keine andern Vortheile zu erſetzen. Man mag von dem mächtigſten, von dem reichſten Manne, ja, ſelbſt von ſeinem eigenen Freunde abhängen, ſo fühlt man doch die Feſſeln, ſie mögen noch ſo weit losgelaſſen, und noch ſo ſchön geſchmückt ſeyn. Wem das Schickſal die Unabhängigkeit verſagt, der mache ſich gefaßt, einigen Rech-

*) Avaleurs de Couleuvres, — Toad-eaters.

Rechten eines freygebornen Menſchen zu entſagen: Er lerne vergeſſen, was er am eifrigſten wünſcht, nach dem trachten, was ihm verächtlich iſt, Fröhlichkeit ſeines Herzens verbeißen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Geſicht annehmen. Iſt ſeine Seele zu ſtark, und ſein Herz zu empfindlich, als daß er, ſo oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Ueberzeugung vorziehen könne: ſo kämpfe er den bittern Kampf, und lerne über ſeinen eigenen Verſtand ſiegen.

Dieſen Kampf hatte **Mariane** mit allem, was er herbes und für den menſchlichen Geiſt erniedrigendes hat, auszuſtehen. Sie ſahe freylich nur allzuleb-haft ein, daß ſie in einem Zuſtande war, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte, und nahm ſich ernſtlich vor, ſo lange es höhere Pflichten erlaubten, ſich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von **Hohenauf** zu richten, und ſo gar, wenn es möglich wäre, ihren Wünſchen zuvorzukommen. Dieß war nun freylich ein ſchwer auszuführendes Unternehmen; denn die Frau von **Hohenauf** war ſehr auffahrend, ſehr eigenſinnig, und ſehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerſt ſtolz, ſchien ſie alle Perſonen bürgerlichen Standes für Geſchöpfe von einer andern Gat-

tung

tung zu halten, denen sie beständig den groſsen Abstand, der zwischen ihr und ihnen bleiben muſste, fühlen lieſs.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens **Säugling**, war ein reicher Pachter gewesen, und ihr Bruder war ein Tuchhändler in einer groſsen Handelsstadt, der im Kriege, durch Lieferungen an die Armeen, ein groſses Vermögen erworben hatte. Dieſses bürgerlichen Ursprungs aber war sie nie eingedenk. Vielmehr gieng ihr ganzes Thun und Lassen dahin, das Ansehen einer Dame von Stande zu haben, und der Familie ihres Gemahls, die seit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wenn es nur irgend wahrscheinlich gewesen wäre, daſs sie an einem der Deutschen fürstlichen Höfe, (die, wie es billig ist, alle Personen, die nicht wenigstens acht Ahnen haben, aus ihrer Athmosphäre ausschlieſsen,) würde zur Cour zugelassen worden seyn; und wenn ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geschickt gewesen wäre, als auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen seiner Gemahlinn zu bewundern: so hätte sie nicht eher geruhet, bis er sich mit ihr nach Hofe begeben hätte. Hätte sie einen Sohn gehabt, so würde

de sie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und sollte es auch nur eine Fähnrichsstelle gewesen seyn; da sie aber bloß Töchter hatte, so gieng sie damit um, ihnen eine so galante Erziehung zu geben, daß sie Hofdamen werden, und durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Minister oder Generale fesseln könnten: durch welche vortheilhafte Vermählungen sie noch hoffte am Hofe, und vielleicht im ganzen Lande, in großes Ansehen zu kommen. Die größte Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung vorstellen konnte!

Mariane war das Werkzeug, durch welches die beiden jungen Fräulein zu so wichtigen Absichten geschickt gemacht werden sollten. Hiezu war es nöthig, daß sie mit fertigen Lippen von nichts und über nichts Französisch plappern könnten; daß sie alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, zu gebrauchen wüßten, damit er, es sey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der sittsamen Roberonde, oder in der prächtigen Gallarobe mit ausgespreitetem Panier und schwimmender Schleppe, Augen und Herzen der Kavaliere an sich zöge; daß sie den Verstand hauptsächlich zu der wichtigen Untersuchung gebrauchten, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeit lang wie mit einem Balle gespielet worden, in den Winkel geworfen werden sollten. So bald sie dieß verstanden,

so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, die die Frau von Hohenauf einer jungen Dame, die am Hofe glänzen will, für nöthig hielt.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerinn so wichtiger Wissenschaften nicht eben geschickt zu seyn. Ihr schlichter gesunder Verstand hatte ihr eingebildet, daß der Vorzug eines Frauenzimmers mehr darinn bestehe, daß sie gut, als daß sie schön sey. Ob sie gleich selbst sehr wohl gebildet war, so hatte sie sich doch, vielleicht weil es ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, niemals etwas darauf zu Gute gethan. Zum Putze hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte, oder für andere wählte: welches den Friseur Picard bewog, sie für eine wirkliche Französinn zu halten; aber sie hatte den Putz noch niemals gebraucht, Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der grosen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen; denn ihre Wünsche waren bisher immer sehr mäßig gewesen, und waren sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Aeltern zu verdienen, itzt aber, ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerinn war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen.

zinnen. Sie hatten gar keine Anlage zum Hofleben. Sie waren ein Paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen, oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser, als in dem reichen Anzuge eines steifenen Schnürleides mit Pompons besetzt. Wenn Picard seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte, ward ihnen die Zeit lang, sie gähnten, oder sprangen auf, und liefen ein paar mal in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster hineingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Assembleen hielt, wo, in dem schön erleuchteten großen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltischen, mit dem ernsten Geschäfft die Zeit zu tödten beschäfftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, Adelheid, oft in den Garten, die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jasmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn man es glänzenden Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgenügsamkeit ein Redespiel zu halten;

noch einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen zu beantworten, und mit Hohngelächter diejenigen aufzuziehen, die verständiger sind, als wir. Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, die Gegenstände geschwinder vers Anschauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung anderer gründete, hatten sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann, wann sie dadurch Gelegenheit hatten wohlzuthun, Almosen auszutheilen, oder einem Bedienten, der etwas versehen hatte, bey ihren Aeltern Vergebung zu erbitten.

Eine ähnliche Gemüthsart brachte bey der Lehrerinn und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung hervor. Eben diese Uebereinstimmung machte zwar das mütterliche Verbot, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte, ganz unnöthig: aber sonst schien ihre Erziehung eine Wendung zu nehmen, die den Absichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß war. In den Lehrstunden war sehr oft, anstatt vom adelichen Stande, von der Decence, und von artigen Manieren, vielmehr von ihren Pflichten gegen Gott und ih-

ren Nebenmenſchen die Rede. Anſtatt zu lehren, wie ein Schminkpflaſterchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de Coeur am rechten Ende einzufädeln ſey, (worinn die gute Mariane ohnedieß ſehr unwiſſend war,) ſuchte ſie ihnen vielmehr einzuprägen, daß ſie ihren Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menſchenliebe beſtändig offen erhalten müßten. Die Lettres d'une Religieuſe portugaiſe wurden daher ſehr bald von Reimarus wichtigſten Wahrheiten der natürlichen Religion, und Hippolyte, Comte de Douglas von Baſedows ganzer natürlicher Weisheit für geſittete Bürger, verdrungen.

Hieraus iſt leicht abzunehmen, daß überhaupt anſtatt der gebotenen Franzöſiſchen, ſehr oft die konterbande Deutſche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. Mariane hatte freylich zu wenig monde, um einzuſehen, daß jungen Deutſchen Damen die Deutſche Sprache ganz unnöthig ſey. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um ſtandesmäßig zu leben, in ſeinem eigenen Vaterlande fremde werden müſſe. Wie konnte es auch anders ſeyn? Sie kannte die groſſe Welt ſo wenig, als die jungen Fräulein, die ſie unterrichten ſollte, und glaubte treuherziger Weiſe, man lebe nur, um ſelbſt beſſer zu wer-

den

den, und um andere Menſchen glücklicher zu machen. In ſolchen ſpießbürgeriſchen Grillen wollte ſie auch ihre Fräulein erziehen: daher war der Schaden eben ſo groß nicht, wenn ſie auch Deutſch mit denſelben las, indem ſie doch die Franzöſiſche Lektur nicht avec goût zu wählen wußte. Sie las l'Ami de ceux, qui n'en ont point lieber, als les Egaremens de l'Eſprit et du Coeur, und Memnon, Hiſtoire orientale lieber, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit dieſem Geſchmacke ſtimmte der Geſchmack der jungen Fräulein nur allzuſehr überein; denn wenn dieſe im Mercure de France blätterten, ſo überſchlugen ſie meiſtens alle Pièces fugitives, Chanſons, Enigmes, Logogryphes und Préſentations, und verweilten ſich bey einem Conte moral von **Marmontel** oder **la Dixmerie**, die dazumal einzeln im Mercure zu erſcheinen pflegten, oder ſuchten einen Trait de bienfaiſance auf, der zuweilen eingerückt wird.

In allem dieſem war noch ſehr wenig du bon ton, welches doch die hauptſächlichſte Sache war, wozu die Frau von **Hohenauf** ihre Fräulein wollte angeführt wiſſen. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß ſie ſchwerlich mit einer ſo bürgerlichen Erziehung werde zufrieden geweſen ſeyn. Schon in den erſten vier Wochen ſchien es beynahe, daß ſie ihre neue Franzöſiſche Mam-

ſell ſehr bald wieder abſchaffen würde; denn ſie gab derſelben bey aller Gelegenheit bittere Verweiſe, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein ſchienen ihr, ſeit ſie bey Marianen waren, blöder; hatten gar keine bonne grace; hatten gar keinen Eſprit; antworteten zu langſam und zu kurz, wenn man ſie fragte; ungefragt plauderten ſie ſehr ſelten; wußten ihre Reverenze nicht abzumeſſen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'Affaires, wo ein Kopfneigen, oder ein nachläßiger Knicks im Vorbeygehen, hinlänglich geweſen wäre.

Marianen fehlte es freylich, außer andern Erforderniſſen, die ihr, um eine gute Franzöſiſche Maitreſſe zu ſeyn, mangelten, an der den Franzöſiſchen Hofmeiſterinnen ſo gewöhnlichen Politik, allen Leidenſchaften der hochadelichen Mutter zu ſchmeicheln, alles dreyfach zu loben, was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder heimlich auswendig lernen zu laſſen, und ſie zu gewöhnen, denſelben mit dreiſter Naſeweisheit in Geſellſchaft an den Mann zu bringen; wodurch denn jedermann, der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erſtaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk, das ſie unter ihrem Herzen getragen

hat

hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamſell im Beſten zu gedenken.

Hievon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amtes ſo unerfahren, daß ſie ihren Fräulein eine anſtändige Beſcheidenheit anpries: eine Eigenſchaft, die gar nicht glänzend iſt, und die die Frau von Hohenauf aufs höchſte an ihren Bedienten lobte. Sie würde alſo Marianen ſehr bald überdrüſſig geworden ſeyn, wenn nicht ein kleiner Umſtand, davon in keinem der Syſteme der Pädagogik*), worinn noch ein Kapitel von Franzöſiſchen Mamſellen befindlich iſt, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine große Sorgfalt für ihre eigene Perſon getragen. Sie hielt ſich überaus reinlich in Kleidung und Wäſche. Sie hatte die natürliche Gabe, allen weiblichen Putz ſogleich nach deſſen Beſtandtheilen zu überſehen, und alſo auch ihn nachzumachen, ihn nach ihrem Geſchmacke zu ver-

*) Ungelehrten Vätern und Müttern zu Gutt, ſey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit dieſem Griechiſchen Worte die Kunſt der Erziehung andeuten. Dieſe feyerliche Benennung wird gebraucht, ſeitdem die Gelehrten dieſe Kunſt in verſchiedene Syſteme gebracht haben, deren jedes für ſich ſehr genau zuſammenhängt, nur daß eins dem andern ſchnurſtracks widerſpricht.

beſſern, und neuen zu erfinden. Sie gebrauchte ſich dieſes Talents auch itzt. Wenn ihre Fräulein beſonders fleißig und gehorſam waren, ſo belohnte ſie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode geſteckten Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputz, den ſie ſo zu wählen wußte, daß dadurch derſelben natürliche gute Leibesgeſtalt noch mehr erhoben ward. In kurzer Zeit war ihr ganzer alter Putz mit neuem, nach dem beſten Geſchmacke, verwechſelt. Den ſcharfſinnigen Augen der Frau von **Hohenauf** konnte dieſe Veränderung nicht entgehen, und ſie bemerkte ſie mit ſo großem Wohlgefallen, daß ſie es **Marianen**, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Putzmachen, zu vergeben anfieng, daß ſie die Seelen ihrer Fräulein bilden wollte. Noch gröſſer ward die Gunſt, als **Mariane**, durch ſo glücklichen Erfolg aufgemuntert, es wagte, für die **Frau von Hohenauf** ſelbſt zu arbeiten, die bisher ihren ſämtlichen Putz aus der erſten Quelle, aus **Paris**, verſchrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zephyrs *) zu Stande, die in der nächſten Aſſemblee ein

*) Unmodiſchen Leſern und Leſerinnen ſey kund, daß dieß eine Art eines kleinen Kopfzeuges iſt. Das, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ wieder ſehr ſtark getragen wird. Es iſt zu hoffen, niemand in Deutſchland werde ſo barbariſch unwiſſend ſeyn, nicht zu wiſſen, daß ein Komet ein

ein großes Aufsehen unter den Damen machte, und in der ihre Gönnerinn wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kann leicht denken, daß dieses wichtige Verdienst Marianens Talente zur Erziehungskunst in ein neues Licht gesetzt haben werde. Man setze hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung sehr nachläßig, ja wohl gar unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmern so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte. Man setze hinzu, daß sie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das, was wohlanständig ist, noch nie einen Augenblick gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man setze endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig Französisch redeten, und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen: und man wird begreifen, daß die Frau von

ein kleiner Kopfputz ist, unter welchem ganz frisirte Haare getragen werden. *Aux Zephyrs* aber heißt dieser Komet, weil daran hinterwärts gewisse haarichte Zierathen, (denen, die in der Putzmachersprache Chenilles oder Raupen heißen, etwas ähnlich) frey herunter hangen, mit denen die angenehmen Zephire sehr leicht spielen könnten, wenn sie nur im Winter wehreten.

Hohenauf im zweyten Monathe mit ihrer Franzöſiſchen Mamſell weit mehr zufrieden war, als im erſten. Wenn ſie ja an den Fräulein etwas fand, das ſie für bas und für bourgeois hielt, ſo nahm ſie ſich die Mühe, ihnen ſelbſt darüber einen Verweis zu geben. Sie ſetzte zuweilen die nachſichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamſell nicht alles fodern könnte, weil ſie nicht de qualité ſey: wodurch ſie, in gedrungener Kürze, zugleich Marianen tadelte, und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abſchnitt.

In dem dritten Monathe von Marianens Aufenthalte bey der Frau von Hohenauf, traf derſelben Neffe, der Sohn des Tuchhändlers Säugling, bey ihr ein. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und ſie ſtellte ihn allem benachbarten Adel, unter dem Namen des Hrn. von Säugling, vor. Dieſer junge Menſch war mit ſeinen Univerſitätsſtudien halb fertig; denn er hatte ſchon zwey Jahre auf einer Univerſität zugebracht, und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn ſein

Vater

Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeiſter ſenden wollte, den er ihm ſelbſt ausgeſucht hatte. Indeſſen wollte er ſich, mit Genehmhaltung ſeines Vaters, den Winter über auf ſeiner Schweſter Gute aufhalten. Weil ſie von Adel war, und viel Umgang mit dem benachbarten Adel hielt, welchem ſie den Ton gegeben hatte, den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen, ſondern, nach ſtädtiſcher Etikette, mit Beſuchen, Gaſtmahlen, Aſſembleen, Spielpartien und Bällen zuzubringen: ſo glaubte er bey ihr Kenntniß der großen Welt zu erlangen, und alles, was ſich noch etwan von Schulſtaube an ihm finden möchte rein abzuſchütteln.

Dieſes Schulſtaubes konnte an ihm auch nicht ſo gar viel ſeyn: denn er hatte, als ein reicher Jüngling, ſich nicht auf Brodſtudien gelegt, und noch weniger ſich mit den alten Sprachen und mit den trocknen Lehrgebäuden der ſpekulativen Wiſſenſchaften beſchäfftigt; ſondern ſeine Studien waren lachend und reizend, und beſtanden in Kollegien über die ſchönen Wiſſenſchaften, und in fleißigem Leſen aller Deutſchen Poeten, ſonderlich derjenigen, die Freude, Wein und Liebe beſungen haben. Er hatte überdieß Franzöſiſch, Engländiſch und Italäniſch gelernt, und hatte in dieſen Sprachen alle Poeten und die beſten Kritiker geleſen.

Er

Er hatte sehr viele Gedichte an Phillis und Doris gemacht, und dieß blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäfftigung. Er hielt sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig geputzt, geschniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Er gefiel sich selbst sehr wohl, nächst diesem aber war sein hauptsichlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen. Er vermied, so viel möglich, alle Gesellschaften, worinn bloß Mannspersonen waren. In vermischten Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und, wenn er wählen konnte, allemal der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit, die sie eben verfertigte, lobte ihr wohl gestecktes Demi-ajusté, *) und sagte ihr über einen Assassin tausend artige Sachen. Von da gieng er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanft lispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müßen, der beklagenswürdigen Unwissenheit der erstern zu Liebe, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst jedermann verstehet, dès qu'il entre dans le monde. Ein *Bonnet en demi ajusté* ist ein Kopfzeug, unter dem eine Dame bald frisirt seyn muß. Ein *Assassin* ist nichts, als ein Schönpflästerchen,

und Amoretten auf ihrem Poſtillion aufſteigen und niederſteigen, und ſich unter den Falten ihrer Reſpectueuſe verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginationchen. Wenn er nun merkte, daß ſie Verſtand und Geſchmack genug hatte, mit ſeinen lieblichen Empfindungen zu ſympathiſiren, ſo fieng er gemeiniglich an zu ſtammeln, ſah etwas ſchafmäßig aus, und langte aus ſeiner Taſche einige von ſeinen Gedichten, die er ihr vorlas, und von Zeit zu Zeit, mit ſeitwärts ſchielenden Augen, die Wirkung ſeiner Geiſtesfrucht zu erforſchen ſuchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und, durch einen lächelnden Mund und ſanftes Kopfneigen, einen gütigen Beyfall: ſo hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfieng er vollends eine laute Bewunderung, bat man ſich eine Abſchrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß ſich der Buſen ſeiner Zuhörerinn zu einem Seufzer empor hob, oder daß ſie aus blauen Augen, (denen er, als ſeinem eigenen ſchmachtenden Charakter am gemäßeſten,

vor

ſterchen, das aber ſeiner Größe wegen, wenn ein gemeines Schönfleckchen nur verwundet, gar wohl todtſchlagen kann. Ein *Poſtillon d'Amour* iſt eine große Bruſtſchleife von Band, welche aber weder Pferd noch Horn hat. Eine *Reſpectueuſe* iſt eine Bedeckung des Buſens mit Spitzen, Tüll und anderm durchſichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil ſie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

vor allen andern den Vorzug gab,) einen empfindenden Blick auf ihn schießen ließ: so zerfloß er in lauter Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war, von dem Augenblicke an, der Sklave der Schönheit, die, was er gedacht hatte, so gut zu empfinden wußte. Er holte aus der Begeisterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne, die sie veranlaßt hatte, und an die sie gemeiniglich gerichtet waren.

Doch so zärtlich seine Liebe war, so pflegte sie doch nicht allzulange zu dauren; nicht, als ob er unbeständig gewesen wäre, sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gemeiniglich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte, und wohl gar unvermerkt seine Gesellschaft zu vermeiden suchte. So bald er dieß merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der er eben denselben Roman von vorn an spielte.

Dieser kleine Mann schien freylich denjenigen, die nicht ganz seine zuckersüßen Empfindungen nachempfinden konnten, etwas ungeschmackt: aber er war

sonst

ſonſt das unſchädlichſte Geſchöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas Böſes, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und, beleidigt, war er nie geneigt ſich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigenſchaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geiſtes erfodert wird. Wenn es wahr iſt, daß die ſchönen Wiſſenſchaften die Herzen ihrer Liebhaber erweichen, ſo waren ſie es vermuthlich, die ſeine Seele ſo breyweich gemacht hatten, daß ſie einer herzhaften That, oder einer lebhaften Entſchlieſſung, ſo wenig im Guten als im Böſen, fähig war. Die lebhafteſte Empfindung in ſeiner Seele war immer die Begierde, ſeine Gedichte, und beſonders vom Frauenzimmer, gelobt zu ſehen. Dieſer Abſicht wegen war ſein Kleid immer nach der neueſten Mode geſchnitten, ſein ſeidner Strumpf milchweiß, und ſeine Spitzenmanſchetten kaffebraun gewaſchen; dieſer Abſicht wegen ſagte er zuerſt ſeinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und trieb mit gleicher Behendigkeit, bey den modiſchen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl ſo unglücklich, ſeine Abſicht nicht zu erlangen, ſo war er viel zu beſcheiden, als daß

er

er darüber jemand anders, als den ſtillen Wänden, ſein Leid geklagt hätte, und zu gutherzig, als daß er diejenigen, denen ſeine Gedichte nicht gefielen, gehaſſet hätte. So bald er nur wirklich merkte, daß ſeine Gedichte jemand beſchwerlich waren, ſo drang er ſie ihm nie auf: ſo daß, wenn er jemand zur Laſt fiel, es ſicherlich ohne ſein Wiſſen geſchah; denn ſeine Abſicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in ſo großem Maße in ſich ſelbſt fand, durch ſeine Gedichte auch um ſich herum zu verbreiten.

Vierter Abſchnitt.

Ein Mann, der ſich, ſo wie Säugling, auf die Verdienſte des ſchönen Geſchlechts verſtand, mußte Marianen, unter dem übrigen im Hauſe vorhandenen Frauenzimmer, ſehr bald vortheilhaft unterſcheiden, zumal da ſie, gleich ihrer Mutter Wilhelminen, bey ſchwarzen Haaren die ſchönſten hellblauen Augen hatte. Es konnte ein ſolcher Kenner keine von den übrigen Frauenzimmern mit ihr nur in Vergleichung ſtellen: denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen, mit langhaarigen Augenbramen; das Kammermädchen beſaß ein Paar flachgeſchlitzte

Augen,

Augen, aus deren Winkeln beſtändig ein Paar matte rothgelbe Augäpfel liebäugelten; die kleinen Fräulein waren noch allzu jung, und die übrigen weiblichen Geſchöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes, wie Säugling. Hiezu kam, daß bey der erſten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geſchmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam, ihr ein Gedicht vorzuleſen, welches Mariane mit ſo großem Beyfalle anhörte, und deſſen Schönheiten ſie ſo fein hervorzuſuchen wußte, daß das kleine Männchen vor Entzücken außer ſich war.

Dieß veranlaßte eine nähere Bekanntſchaft, in der Säugling bald Marianens vor der Frau von Hohenauf bisher ſo geheim gehaltene Bibliothek von guten Deutſchen Büchern entdeckte. Er erſtaunte nicht wenig, eine Franzöſinn ſo aufmerkſam auf die Deutſche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles, was er ſah, auf ſeine kleine Perſon zurück zu führen: ſo fiel er ſchnell darauf, (wenn er anders, wie er zuverläßig hoffte, unter den guten Dichtern Deutſchlands einen Platz verdiene,) wie möglich es ſey, daß ſein Ruhm auch außer Deutſchland ſich ausbreiten, daß ſeine Gedichte ins Franzöſiſche überſetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens geleſen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank,

daß ſie zuerſt eine ſo ſchmeichelhafte Hoffnung in ſeiner Seele erreget hatte, und dieß zog das Band der angefangenen Bekanntſchaft noch feſter zuſammen.

Mariane, auf ihrer Seite, ſah ihn auch ganz gern; denn er war ein feiner und beſcheidener junger Menſch, der ſie mit den ſchönen Wiſſenſchaften, zu denen ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt; außerdem war er die erſte Mannsperſon, die ihr geſagt hatte, daß ſie ſchön ſey, und daß ihre blauen Augen mit ſanfter herzrührender Kraft wirkten. Und auch das ſittſamſte und philoſophiſchſte Frauenzimmer, pflegt eine ſolche Nachricht aufs höchſte mit einem kleinen Verweiſe zu beſtrafen.

Kenner wollen bemerkt haben, daß die Vereinigung zwiſchen zwey jungen Perſonen zweyerley Geſchlechts ſelten ganz ſtille ſtehen bleibe, und nicht allein beſtändig unvermerkt fortzurücken pflege, ſondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umſtand, mit einem ſo ſtarken Sprunge fortſchreite, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menſchliche Herz, nicht genau bekannt iſt, glauben, es geſchehe durch eine Art von Zauberey. Dieß war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten, und, dem Anſcheine nach, ganz geringen

Veranlaſſung, von einer bloßen Bekanntſchaft und wechſelſeitigen Hochachtung zur Freundſchaft übergiengen.

Es fiel in den Wintermonathen der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewiſſe Abſicht durchzuſetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren. Dieß brachte ſie, zum erſtenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen, und in dieſer Abſicht ſann ſie ein kleines Feſt aus, mit dem dieſer Geburtstag ſollte gefeyert werden. Sie theilte ihre Gedanken Säuglingen, als einem Poeten, mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben, ſeine Talente im Dramatiſchen zu zeigen, da er bisher nichts, als kleine Liederchen, gemacht hatte. Er machte zu einem mythologiſch-hiſtoriſchen Schäferſpiele von drey Perſonen einen Plan, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim ſehr geſchäfftig: Säuglina, ſein Spiel in Verſe zu bringen, die Kinder, ſie zu lernen, und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer Nymphe, und für die jüngſte Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe Schaferkleider zu verfertigen.

Als der Tag erſchien, und die zu dieſem Geburts-feſte aus der ganzen umliegenden Gegend zuſammen-gebetenen Standesperſonen von der Mittagstafel aufgeſtanden waren, wurden ſie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet. Hier wurden ſie durch eine Symphonie überraſcht, und der Schauplatz eröffnete ſich. Er ſtellte entweder die Eliſäiſchen Felder oder die Heſperiſchen Gärten vor, und beſtand aus acht großen blühenden und Früchtetragen-den Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner aus Wintergrün und Bluhmen-kränzen zuſammengeſetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze **Mariane** ihren ganzen Geſchmack, und an deren Köpfen **Picard** ſeine ganze Kunſt erſchöpft hatte. Dieß machte, daß das Spiel den Beyfall der **Frau von Hohenauf** erhielt, wozu auch nicht wenig beytragen mochte, daß ſie darinn als eine Göttinn, und ihr Geburtstag als ein Götterfeſt vorgeſtellt war.

Die ganze Geſellſchaft ertheilte einen lauten Beyfall, und da die Kinder, nach Endigung des Spiels, in ihrem Anzuge vom Theater herabſtiegen, wurden ſie von jedermann mit Liebkoſungen überhäuft. Die Frau von Hohenauf that deßgleichen. So wie ſie alle Dinge aus ihrem eigenen Geſichtspunkte betrachtete, ſo konnte ſie es nicht genug bewundern, wie natürlich

der

der Schäferhabit dem kleinen Pastersöhne stände; aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüngstes Fräulein verstellte, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen **Marianen**, bemerkte, daß die Arbeit daran sehr artig wäre. Fräulein **Adelheid** hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren langgezogenen über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzessinnenmäßig vorkamen.

„Dieser majestätische Anzug schickt sich besser für „ein Fräulein deines Standes, sagte sie, als das „Schäferkleid deiner Schwester."

Die kleine **Adelheid**, die ihrer Schwester den leichten fliegenden Anzug, und die in halb geflochtenen Zöpfen hinterwärts herabfallenden Locken beneidet hatte, schlug die Augen nieder, und durfte nicht widersprechen.

„Nicht wahr, mein Kind, fuhr die Mutter fort, „nicht wahr? ein Schmuck von Juweien, würde dir „besser stehen, als dieser schlechte Bluhmenkranz?"

„Ach nein! gnädige Mama, er würde doch nicht „so schön riechen, als die Bluhmen."

„Einfältiges Kind! was ist Geruch gegen Glanz? „Du hast gespielt, wie ein Engel, ich muß dich dafür „belohnen. — Eine Zitternadel : : :"

Hier erinnerte ſich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeſchriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des gnädigen Herrn Wildbahn geſchoſſen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit ſechs Wochen lag er im Gefängniſſe, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre ſchmieden zu laſſen. Indeſſen da der Wirth und Verſorger des Hauſes fehlte, ſchmachteten ſeine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Mariane hatte ihnen, ſo gut ſie konnte, beygeſtanden. Sie hätte auch gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber ſie empfand, mit wie weniger Hoffnung eines guten Erfolges ſie dieſes wagen dürfte. Sie hatte daher zuerſt darauf gedacht, dieſes Feſt anzuſtellen, um dabey Gelegenheit zu haben, durch Fräulein Adelheid, die der Liebling ihrer Mutter war, die Loslaſſung des Gefangenen zu bewirken. Sie hatte ihr die Worte in den Mund gelegt, die ſie ſagen ſollte, wenn ihre Aeltern, durch das Vergnügen des Feſtes in gute Laune gebracht, das Herz dem Mitleid zu öffnen geneigter ſeyn möchten.

Fräulein Adelheid hatte alſo kaum gehört, daß ſie für ihr Spielen belohnt werden ſollte, ſo ergriff ſie

ſie dieſe Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füßen, und rief aus:

„Ach! gnädige Mama, wenn ſie mich belohnen „wollen, ſo laſſen Sie mich ſelbſt die Belohnung wäh„len. Geruhen Sie, mir eine einzige Bitte zu gewäh„ren. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich Sie bit„ten will.“

„Was verlangſt du, mein Kind? ich kann dir „nichts abſchlagen.“

„O! meine gnädige Mama, ſo erbarmen Sie ſich „einer armen Frau und fünf Kinder, alle noch viel „kleiner, viel unerzogener, als ich, und die die Hülfe „ihres Vaters ſo nöthig haben. Bitten Sie den gnä„digen Papa, daß er den armen Jakob losla ſſe, der „im Gefängniſſe liegt; geben Sie das Geld für die „Zitternadel, die Sie mir zugedacht haben, ſeiner ar„men Frau und Kindern.“

„Fräulein,“ ſagte die **Frau von Hohenauf**, mit einem Angeſicht voll kalter Würde, — „was geht „mich und dich das Diebsgeſindel an?„

„Ach! gnädige Mama, wenn Sie ſehen ſollten, „wie elend die Leute ſind; wie ſie an allem Mangel „leiden, was wir im Ueberfluſſe haben; wie ſie frie„ren, wie ſie hungern; wie drey von den Kindern „auf elendem Strohe krank liegen.„

„Mädchen, woher kanſt du dieß wiſſen?“

„Ach! ich habe es geſehen, liebſte beſte Mama,
„ich habe es ſelbſt geſehen.“

„Geſehen? ich erſtaune ganz! wie kömmſt du
„mit dem Lumpen-acke zuſammen? Gleich geſtehe es
„mir, ich will es wiſſen.“

Fräulein Adelheid ſtammelte, und blickte Marianen an, die die Augen niederſchlug; die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl, und das Fräulein beichtete:

„Ach! meine Mamſell hat mich hingeführt. Sie
„glauben nicht, gnädige Mama, wie gut ſie iſt; ſie
„hat die armen Leute ſchon ſeit ſechs Wochen erhalten,
„daß ſie nicht vor Hunger und Froſt umgekommen
„ſind. Ach! ich habe auch gern mein ganzes Spargeld
„hingegeben, mehr konnte ich nicht; aber Sie, gnädi-
„ge Mama, können mehr: Sie können die Kinder
„glücklich machen, wenn Sie den Vater loslaſſen.“

„So? Mademoiſelle“, ſagte die Frau von Hohenauf, indem ſie Marianen mit unbeſchreiblicher Würde über die linke Achſel anſahe, „Sie führt mei-
„ne Fräulein in ſchöne Geſellſchaft, um Lebensart
„und Monde zu lernen.“

„Ach! gnädige Mama, ::“

„Schweig ſtill, das verſtehſt du nicht. Dieß
„ſind

„sind Diebe, die deines Vaters Forsten bestohlen ha„ben; sie müssen hart gestraft werden, damit sich das „andere Gesindel daran spiegele.“

„Ach! der arme Jakob verspricht Besserung; er „will künftig lieber hungern, als Wild schießen. „Aber, gnädige Mama, die Kinder, die armen klei„nen Kinder hatten nichts zu essen.

„Schweig! um solch Lumpengesindel mußt du „dich nicht bekümmern.“

„Ach! liebste Mama, rief Fräulein Adelheid „schluchzend, es sind Gottes Geschöpfe, Menschen, „wie wir, — und unglücklich! —“

„Fi Fräulein! Ist das auch eine von den schönen „Lehren, die dir deine Mamsell giebt? Menschen, wie „du? Du bist von Stande, die Bauern sind weit „unter dir. Sage mir nicht ein Wort mehr hievon.„

„Ach! gnädige Mama, Sie bauen ja das Getraide, „das wir essen. — Mein Großpapa ist ja auch ein „Pachter gewesen. Erbarmen Sie sich — Großpapa „ist ja auch wohl arm gewesen, ehe er reich ward.“

Eine derbe Ohrseige, von der Hand der in äußerste Wut gesetzten Mutter, unterbrach das gute Kind. Die Frau von Hohenauf kannte sich beynahe selbst nicht vor Zorn. Sie hatte bisher dieß wichtige genealogische Geheimniß jedermann, so viel wie immer möglich,

verborgen, und hier ward es öffentlich, in einer groſsen Gesellschaft von thurnier- und stiftsfähigem Adel beiderley Geschlechts, ausgeplaudert. Dieſs war freylich ein niederschlagender Vorfall; zumal da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewuſste seyn von sechzehn reinen Quartieren ein gutes Gewissen gab, einige Mienen zu spüren waren, die ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mesalliirten Familie zu erkennen gaben.

Die Frau von Hohenauf wollte noch eine Minute Contenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, „wer ihr solch dummes Zeug in „den Kopf gesetzt hätte?„ Das Kind konnte, auf wiederholtes Befragen, nicht läugnen, daſs ihr ihre Mamsell diese Nachricht gegeben. Dieſs brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wut. Sie befahl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, stieſs das Fräulein von sich, und würde ihr vielleicht nochmals übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehenden Damen in Schutz genommen, und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtsames Wort zu vergeben, und, einem so vergnügten Tage zu Gefallen, vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Vorstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich

ſich zwingen und mit verbiſſnen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete ſich die Gräfinn von ***, die unter den Verbitterinnen ſich am geſchäfftigſten erwieſen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene noch nicht ein Wort zu äußern ſich getrauet hatte: ſie bat ihn, dem Geburtsfeſte ſeiner Gemahlinn zu Ehren, den Gefangenen loszulaſſen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiße vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein geſtammeltes, In der That — — meine gnädige „Gräfinn„, — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer Dame von ſolchem Stande eine ſo kleine Bitte abzuſchlagen, als wider den ſo ausdrücklich erklärten Willen ſeiner Gemahlinn etwas zu thun.

Die Gräfinn, die ihren Mann ſogleich überſahe, wendete ſich abermals an die Frau von Hohenauf, nahm ſie bey der Hand, und ſagte mit liebreizender Miene: „Die Göttinnen können nicht Rache halten, „ſondern lieben die Vergebung. Kein Götterfeſt kann „ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich fodere den „Gefangenen von Ihnen, als ein Deſert bey der „Abendtafel: wollen Sie uns ohne Deſert laſſen nach „Hauſe fahren?„

Die

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Reden Zeit gehabt, sich zu besinnen, was der Anstand erfodere. Sie sagte also mit einer etwas gezwungenen verbindlichen Miene: „Sie verlangen von mir „eine Sache, wider die ich gar nichts einzuwenden „habe, sondern die bloß von dem Herrn von Hohen„auf abhängt. Der ist Erb- Lehns- und Gerichts„Herr„ —

„Nun! mein gnädiger Herr von Hohenauf„ — sagte die Gräfinn, indem sie sich zu ihm wendete, „habe ich eine Fehlbitte gethan?„

Dieser, der mit einemmal wieder tief frische Luft schöpfte, welches er in einer halben Viertelstunde nicht gethan hatte, machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die, ob sie gleich unverständlich waren, doch nichts anders, als seine Einwilligung, bedeuten konnten.

So bald die Gräfinn davon gewiß war, so riß sie Säuglingen, der über dem großen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Karolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieser, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und gieng mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäfftigung, für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammeln;

meln; schämte sich auch nicht, vor Freude über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfang an das Herz geklopft hatte, manche Thräne fließen zu lassen, worinn ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Fräulein **Adelheid** zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für **Marianen** die Erlaubniß, daß sie wieder erscheinen, und durch Küssung des Rocks die Frau von Hohenauf um Vergebung bitten durfte, daß sie menschlich gedacht hatte.

Die Gesellschaft gieng darauf in den großen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. **Säugling** aber, der sich ein viel süßeres Vergnügen vorbehalten hatte, schlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anspannen, erlöste den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammelt hatte, in den Schooß der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke, das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freude stumm war. Er genoß das Glück, das Haus des Elends und des Klagens in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Hausherrn

vaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der beiden Kinder, die sich an seine beiden Seiten hiengen und seine Hände mit ihren Thränen netzten, und neigte sich liebreich zu den sollenden kleinen Kranken, die, von ihren Aeltern ermuntert, von ihrem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschenfreundlichen Anlage, mitgenießen zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante zu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte, ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß durch sein Drama dieser Endzweck erreichet worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er itzt erst in seinem ganzen Umfange erfahren hatte, mit so großer Hochachtung gegen sie erfüllet, daß er bey seiner Zurückkunft sogleich in ihr Zimmer stieg, und ihr, nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, alle Lobsprüche sagte, die die warme Empfindung einer guten That eingeben kann; daß er sie als die schönste Seele pries,

als

als die Ehre ihres Geſchlechts, die ihrer Tugend wegen das glücklichſte Schickſal verdiene.

Mariane, von allem Eigendünkel weit entfernt, aber voll von dem heitern Vergnügen, welches ein edelgeſinntes Gemüth beym Wohlthun empfindet, ſagte: „Loben Sie mich einer Kleinigkeit wegen nicht „allzuſehr. Ich habe nur eine ſehr gemeine Pflicht „beobachtet. Oder glauben Sie, daß eine weibliche „Seele nicht ſo leicht ſolcher Empfindungen fähig ſey, „die billig ein jeder Menſch haben ſolte?

Indem ſie dieſes ſagte, warf ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf Säuglingen einen Blick, der ſeine ganze Seele traf. Diejenigen, auf die jemals ein ſolcher Blick geworfen worden, verſichern, daß er tief empfunden werde, aber daß ſich ſeine Wirkung nicht beſchreiben laſſe. Der ſel. Profeſſor Stichritz würde ihn vielleicht folgendermaßen definirt haben: „Es „ſey ein Blick geweſen, durch welchen auf einmal „Säuglings himmliſche Kenntniß von Mariänens Vollkommenheiten anſchauend geworden „ſey.„ So viel iſt gewiß, daß, von dieſem Augenblicke an, mit ſeiner Hochachtung für Marianen, eine wahre Freundſchaft verknüpft ward. Wenn nun wie man ſagt, die Freundſchaft zwiſchen Perſonen zweyerley Geſchlechts ſehr bald einen viel

zärt-

zärtlichern Namen zu verdienen pflegt: so gieng in diesem Augenblicke in Säuglings Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge spürte.

Fünfter Abschnitt.

Wenige Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an Marianen gerichtet war, und worinn er ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden hatte. Mariane las dieses Gedicht mit Wohlgefallen. Es war mit einer Säuglings Liedern sonst ungewöhnlichen Wärme des Herzens geschrieben, womit ihr Herz so sehr sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit einem geheimen Vergnügen. Wenn es einem jungen Frauenzimmer überhaupt leicht zu vergeben war, daß sie sich von einem artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben ließ: wie viel eher war ihr dieß zu verzeihen, wenn sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung fließende That, gelobt wurde.

Dieß war der Anfang einer nähern Bekanntschaft zwischen beiden. Sie giengen erst, bey den ersten

Blicken

Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten zusammen spazieren. Ihre Lektur war ihnen gemeinschaftlich. Säugling las ihr seine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und ließ sich auch ihre bescheidene, aber aus der feinsten Empfindung gezogene Verbesserungen sehr wohl gefallen. Kurz, er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwunge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn aber, als einen angenehmen Gesellschafter, der sie mit Lektur und mit Gesprächen unterhielt, die ihrer Neigung gemäß waren.

Von Anfange an hatten beide bey ihrem vertrauten Umgange keine andere, als diese Absicht. In Kurzem aber verlor sich Säugling, der Marianen beständig mit großer Innbrunst angaffte, und täglich an ihr neue Schönheiten des Körpers und des Geistes entdeckte, ganz in ihren Vollkommenheiten. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie. Sein Geist erblickte Marianens Schönheit, Tugend und Vollkommenheit im herrlichsten Glanze, und mitten in diesem Anschauen entdeckte er neue Schönheit, Tugend und Vollkommenheit; so daß er endlich davon ganz geblendet ward. Er ward trübsinnig und ängstlich in seinem Betragen; und weil Mariane, der wahren Ursach

unwiſſend, ihn zuweilen, in einem Anfalle von luſtiger Laune, darüber ein wenig aufzuziehen pflegte, ſo gerieth er in noch gröſſere Verlegenheit, und trauete ſich nicht, von ſeinen Empfindungen nur ein Wörtchen zu ſagen. Er nahm ſeine Zuflucht zur Dichtkunſt, und ließ in die Gedichte, die er Marianen verlas, oder ſie ſelbſt leſen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge ſeiner Empfindung einfließen, aber mit ſo vieler Zurückhaltung, als ein ſo furchtſamer Menſch, furchtſamer Poet, und furchtſamer Liebhaber, wie er war, nur haben konnte. Mariane las über alle dieſe ſeinen Züge mit gröſter Freymüthigkeit weg, entweder weil ſie ſie nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken Luſt hatte. Säugling wußte nicht, was er beginnen ſollte, ward noch ängſtlicher in ſeinem Betragen, verehrte Marianen ſtillſchweigend mit doppelter Ehrerbietung, kam allem ihrem Begehren aufs dienſtwilligſte zuvor, hielt ſich ſehr belohnt, wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt; in Ermangelung deſſen aber, war es ſchon Seligkeit, wenn er ſie nur ſehen, und mit ſchweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung ſeines Daſeyns ziehen konnte.

Es iſt leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten, in Marianens Geſellſchaft zu ſeyn, werde mit

Sorg-

Sorgfalt aufgesucht haben, aber er mußte hiebey sehr behutsam zu Werke gehen. Er war mit den Gesinnungen der Frau von Hohenauf so genau bekannt, daß er schon zitterte, wenn er nur daran gedachte, daß sie von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken könnte.

Mariane war ohnedieß seit dem unglücklichen Geburtsfeste, ob ihr gleich die Frau von Hohenauf, dem Anscheine nach, vergeben hatte, noch in Ungnade. Es halfen keine reichen Garnituren, mit denen sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreyfache Manschetten von den feinsten Netzchen, die ihre kunstreiche Hand mit Blumen von Kammertuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, mit denen Mariane den Zorn der Frau von Hohenauf versöhnen wollte: so schienen doch die Sünden, daß sie den Fräulein die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt hatte, und daß sie dieselben zu guten Menschen hatte erziehen wollen, ehe sie zu Hofdamen erzogen würden, aus der Klasse der unvergeblichen zu seyn.

Die Frau von Hohenauf beobachtete wenigstens seit der Zeit gegen Marianen eine mehr als ge-

wöhnliche Zurückhaltung, sie wiederholte die weisen Lehren, fleißig gute Romane zu lesen, und den Fräulein das Air allemand abzugewöhnen, noch öfter als vorher. Daß Mariane sich unterstehen könnte, mit den Fräulein Deutsche Bücher zu lesen, kam der Frau von Hohenauf so wenig in den Sinn, daß sie nicht daran dachte, das im Anfange ergangene allgemeine Verbot abermals zu wiederholen. Unglücklicher Weise aber traf sie einst Fräulein Adelheid mit der **Bestimmung des Menschen** in der Hand an, die daraus ihrer Hofmeisterinn die **menschlichen Erwartungen***) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht wollte, daß ihre Fräulein andere Erwartungen haben sollten, als gepuzt, bewundert, angebetet, Hofdamen, reiche und galante Frauen zu werden, konfiscirte das Buch, als Deutsch, augenblicklich, und nachdem sie eine halbe Viertelstunde lang den Innhalt untersucht hatte, warf sie es mit großem Ungestüm in den Kamin, als für alle Fräulein, die ihr Glück am Hofe machen wollen, höchst verderblich.

Von diesem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen so sehr vermin-

*) Nach der Ausgabe Leipzig 1768. S. 119.

mindert, daß es jedermann im Hause wahrnahm. Da nun dieses Schloß vollkommen einem Hofe glich, wo dem, der in Ungnade ist, von allen Hofbedienten der Rücken zugekehret wird: so vermieden auch hier alle Hausgenossen Marianen; und Säugling, so sehr sein kleines Herz dadurch gemartert ward, mußte, aus Furcht Aufsehen zu erwecken, oft die besten Gelegenheiten, sich mit Marianen zu unterhalten, vorbeygehen lassen.'

Dieser Zwang war ihm so peinlich, daß, wenn er sich nicht noch durch Versemachen hätte Luft schaffen können, seine Seele, die ohnedieß nicht die stärkste war, unter der Last des Stillschweigens würde unterdrückt worden seyn. Dieß Stillschweigen ward ihm täglich unerträglicher, daher nahm er sich vor, es bey der ersten Gelegenheit zu brechen.

An einem der ersten heitern Maytage gieng Mariane Mittags nach Tische in den Garten. Säugling folgte ihr von Weitem nach, und als er vom Hause so weit entfernt war, daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach, um sie einzuholen. Er sahe dieß für die beste Gelegenheit an, seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren. Sein Herz klopfte ihm über diesem muthigen Vor-

haben. Je näher er zu ihr kam, deſto mehr aoß ſich ein zärtliches Schaudern durch alle ſeine Glie: der. Da er ſie endlich erreichte, und ſie ſtehen blieb, um ihn zu bewillkommen, ſah er ſtarr in ihre hell: blauen Augen, die Zunge ſtammelte, der Athem fehlte ihm, und, nachdem er anderthalb Minuten ſtill geſchwiegen hatte, ſagte er:

„Es iſt heute wirklich recht ſehr ſchönes Wetter!„

„Die Bemer'ung iſt eines ſo witzigen Kopfes „recht ſehr würdig! ſagte Mariane lächelnd. Sie „hatten in der That das Anſehen, als ob Sie mir „etwas wichtigers ſagen wollten.

Säugling, durch dieſe Antwort niedergeſchlagen, ſah ſie abermals ſtarr an, und ſchwieg einige Minuten lang ſtille.

„Aber wie kömmt es, fuhr Mariane fort, daß „Sie eine ſo tragiſche Phyſiognomie annehmen? „Sehen Sie, wie alles um ſie herum erfreut iſt! „Sehen Sie dieſe blauen Veilchen, wie ſie hervor„ſproſſen und angenehmen Duft verbreiten!„ Hier pflückte ſie einige Veilchen, und überreichte ſie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn und ſeufzte.

„Wie

„Wie ſind doch die ſchönen Geiſter ſo nachſin-
„nend? Mich dünkt, ich ſehe es an Ihren Augen,
„daß Sie denken:

„Ich ſah den jungen Mayn
„Seine Silberglocken
„Hingen um den Schlaf.
„Als er vom Himmel fuhr,
„Blühten alle Wipfel;
„Als er den Boden trat,
„Liefs er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurück.„ *)

Säugling ſchlug die Augen auf, und antwortete: „Ach nein! meine Seele iſt zu voll, als daß ich die „Schönheiten der Natur empfinden könnte.„

„Ausgenommen die Schönheit des Wetters? —„

„Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich mir „nicht getrauete, meine innigſten Gedanken zu ſagen, „ſagte ich etwas ganz gemeines. — Ach! Maria „ne, Sie haben Recht, ich hatte Ihnen etwas viel „richtigers zu ſagen. —„

„Nun! ſo ſagen Sie doch an! —„

„Sehen Sie dieſe Veilchen! ſie ſind klein, aber „verbreiten ſüßen Duft; die allgewaltige Kraft der „Sonne lockt ſie aus der Erde hervor; ohne ſie wür-„den ſie weder blühen noch düften. Ach! meine Ma-

*) Ramlers lyriſche Gedichte, Berlin 1772. S. 266.

„riane! ich bin dieſes Veilchen, Sie ſind meine „Sonne.“ —

Mariane erröthete, und nachdem ſie eine halbe Minute Luft geſchöpft hatte, ſagte ſie, mit niedergeſchlagenen Augen: „Sie haben mich für meinen „kleinen Scherz doppelt bezahlt; ich werde mich hüten müſſen, wieder zu ſcherzen.“

„O! ſchönſte Mariane, ſuchen Sie nicht Scherz „aus einer Sache zu machen, die mir ſo ernſthaft „iſt. Schon lange hat Sie mein Herz ſtillſchweigend „angebetet, aber nun kann ich nicht mehr ſchweigen. „Ich muß Ihnen ſagen, was ich für Sie empfinde: „daß ich Ihre Schönheit, Ihre Tugend verehre; — „darf ich es ſagen? — daß ich Sie liebe; daß ich nie „aufhören werde, Sie zu lieben; daß ich : ſ :

„Was höre ich! Sie machen, daß ich mich wegbegeben muß. —“ Sie trat einen Schritt zurück.

„Grauſame! können Sie mich ſo verlaſſen! Nein, „zu Ihren Füßen, wiederhole ich Ihnen, daß Sie „meine ganze Seele liebt, daß ich ewig : : :

„Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf! — — — —“

„Nein, ich ſtehe nicht auf, bis Sie mein Schickſal „beſtimmen, bis Sie mir ſagen, ob ich hoffen darf, „von Ihnen wieder geliebt zu werden. : ſ : “

„Ich

„Ich bitte Sie nochmals, ſtehen Sie auf! Was „ſoll man von uns denken, wenn jemand dieſes Wa„gen kömmt? Sie wiſſen, daß ich Sie beſtändig ge„ſchätzt habe, ſo wie Sie es auch verdienen: — aber „Sie wiſſen auch ſelbſt, unſere beiderſeitige Lage iſt „ſo beſchaffen, daß zwiſchen uns keine nähere Ver„bindung Statt finden kann.“

„Warum nicht? warum nicht? Laſſen Sie mich „nur in Ihr Herz ſehen, laſſen Sie mich erfah„ren, ob es mich wieder liebt: und alle Schwierig„keiten verſchwinden. — Sagen Sie, ſchönſte „Mariane, ich beſchwöre Sie, ob Sie mich haſſen „können? ꝛ ꝛ ꝛ

„Stehen Sie doch nur auf! — Ich habe Sie nie „gehaſſet. ꝛ ꝛ ꝛ “

„Wie könnten Sie auch Ihren zärtlichſten, Ihren „treuſten Liebhaber haſſen! Aber darf ich für die „reinſte, für die zärtlichſte Liebe, von Ihnen Gegen„liebe hoffen”? Hier küßte er ihr voll Inbrunſt die Hand.

Mariane erröthete abermals.— „Ich bitte Sie, „dringen Sie nicht ferner in mich! ꝛ ꝛ ꝛ

„Schönſte Mariane! laſſen Sie mich mein „Schickſal erfahren. Darf ich hoffen, ſo bin ich der

„glücklichſte Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz,
„laſſen Sie mich deſſen Empfindungen wiſſen. Sie
„ſeufzen? Wie glücklich wäre ich : : :

„Dringen Sie nicht ferner in mich. — Mein Herz
„hat Sie beſtändig geſchätzt; aber : : :

„O! wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, Schöns
„ſte?„ — Hier küßte er abermals ihre Hand. Ma-
„riane zog die Hand zurück, und richtete ihn auf: : :

„Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf, und geben Sie
„nicht einer wilden Leidenſchaft Gehör. In der Hi-
„tze derſelben denken Sie, was Sie vielleicht bey kal-
„terer Ueberlegung“ : : :

„Wie! ich ſollte untreu, ich ſollte unbeſtändig ſeyn?
„nein, meine Schönſte! Beſtätigen Sie mir nur,
„daß ich Ihre Liebe hoffen darf, und Sie ſollen ſe-
„hen, daß meine Liebe nicht wanken wird, es mag
„auch geſchehen, was da wolle. Die Liebe wird mich
„den äußerſten Gefahren trotzen lehren.“

„Warum wollen Sie aber ſich und mich den äußers-
„ſten Gefahren bloß geben. Unterdrücken Sie lie-
„ber eine Leidenſchaft, die Sie und mich nicht glück-
„lich machen kann. Ich will aufrichtig mit Ihnen
„reden. Mein Herz hat Sie nie gehaſſet. Sie ha-
„ben viel liebenswürdige Eigenſchaften, die ich hoch-

„ſchätzen

„ſchätzen muß: aber, ich wiederhole es nochmals, ge„ben Sie der Vernunft Gehör, und bedenken Sie, „daß unüberwindliche Schwierigkeiten“ . . !

„O! meine Schönſte, der Liebe ſind keine Schwie„rigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie mich „nur.“ — —

„Wir wollen lieber die Schwierigkeiten vermei„den, als ſie zu überwinden ſuchen. Ich ſchätze Sie „aufrichtig hoch, ſeyn Sie damit zufrieden. Ich „werde beſtändig Ihre wahre Freundinn ſeyn, „aber . . .“

Indem ſie dieſes ſagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geſchnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die, ſeit der letzten Entdeckung von Marianens Deutſcher Lektur, mißtrauiſch, beſtändig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie ſchalt ihren Neffen heftig aus, wegen ſeiner niederträchtigen Neigung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte ſie die bitterſten Vorwürfe, daß ſie einen jungen Menſchen von Stande verführen wollte: welchen Ausdruck ſie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs nachdrücklichſte, ihren Neffen je wieder allein zu ſehen, und ließ ſie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indessen würde ihr freylich diese genaue Aufsicht auf zwey Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zwey Tage darauf Hr. **Rambold**, der Hofmeister, den der alte **Säugling** seinem Sohn sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beide nach ein Paar Tagen auf die Universität, wohin sie bestimmt waren, und empfahl dem Hofmeister, auf **Säuglings** Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte **Säugling** war trostlos. Seine Seele schmolz von Zärtlichkeit, war aber auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanken, wie es möglich seyn sollte, sie zu sehen, darinn Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, die die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; einen doppelten Schlüssel machen zu lassen, um ihre Thüre zu öffnen; ja nicht einmal die einfältigen, auch ausser Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder un-

ter

ter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erscheint. Da ihm also gar kein Mittel in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne seine Geliebte zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen.

Als er an dem Orte seiner Bestimmung ankam, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen Leanders an die Hero, in welcher er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er gieng, mit dem Papier in der Hand, in seinem Zimmer so tiefsinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte, als bis er vor ihm stand, ihm das Papier aus der Hand nahm, und es lächelnd durchlas.

Säugling sank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdek-

kung

kurz des Hofmeisters die schlimmsten Folgen befürchtete. Glücklicher Weise für ihn, gehörte Arnbold nicht zu den mürrischen Hofmeistern, die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen; vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patrizier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhienge, hingegen hernach viel länger, — weil Väter sterblich sind, u. s. w. — seines Vermögens genießen, und seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anstatt also Säuglingen zu scheiten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Perioden seines Lebens die Seele aller Kotterien, Gastmale und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich, um Säuglingen, der noch immer in großer Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, daß er es selbst seine Sorge seyn lassen wolle, die zärtliche Epistel in Mariannens Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, wie: nehmlich durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf, mit der er, während seines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Herrn von Hohenauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht hatte,

daß

daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl auftragen zu können glaubte.

Unterdessen befand sich **Mariane** in großer Unruhe. **Säuglings** Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher, ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, weil sie sie für die bloße Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen ansah, ohne zu denken, daß sie sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß diese Liebe einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machen könnte. Als er seine Liebe endlich erklärte, und er zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dieß von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nachdem aber **Säugling** abgereiset war, und sie in der Heftigkeit ihrer Leidenschaft glaubte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie erstlich, vor sich selbst erröthend, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie sehr zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte; bald entschuldigte sie ihn, und stellte sich vor, wie unerträglich er selber seyn müßte:

und

und dieſes Bild ihrer Einbildungskraft ſelbſt machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort, wo ſie ihn geſehen hatte, beſuchte ſie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts ſtand ſein geliebtes Bild beſtändig vor ihren Augen.

Einſt ergriff ſie von ungefähr die Lettres d'une Religieuſe portugaiſe, die ſie, auf Befehl, ſo oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgeleſen hatte. Sie erſtaunte darüber, daß ihr ſo viel Bilder belebt, ſo viel Klagen herzrührend, ſo viel Empfindniſſe aus der Seele herausgezogen zu ſeyn ſchienen, über die ſie vorher weggeleſen hatte. So ſehr wahr iſt es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weiſen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den erſten Eindrücken dieſer gefährlichen Leidenſchaft offen ſteht, den ſüßen Gift weit tiefer hineinflößen, als ſelbſt die Reden des Geliebten. Die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geſchöpfen nach Belieben ſpielend, ſtellt die Empfindungen viel reiner, inniger und heftiger vor, als ſie in der wirklichen Welt ſeyn können, in der ſie durch hundert ganz gemeine gleichgültige Umſtände vermiſcht, ſichter gemacht und gemildert werden.

Nun

Nun ward dieses Buch Marianens tägliche Lektur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe voll Liebe und Beständigkeit schreiben möchte, als der Ritter v. C. und sie versprach sich, daß sie ihm mit eben so viel Inbrunst und Sehnsucht antworten wollte, als die zärtliche Nonne. Sie sah in diesem Briefwechsel eine so anmuthige Beschäfftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte, bis er seinen Anfang nehmen würde.

Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtlichen Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen, als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worinn er alles, was er bey ihrer beiderseitigen Trennung empfand, ausgedrückt hatte, und sie beschwur, ihm wenigstens schriftlich zu sagen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey, wozu er ihr das Kammermädchen, als ein sicheres Werkzeug, empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechs mal mit noch innigerm Vergnügen. Als

ſie ſich aber niederſetzen wollte, um ſie zu beantworten, empfand ſie die unausſprechliche Empfindung eines wohlerzogenen Frauenzimmers, die immer mit gewiſſenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat, den ſie hätte verhehlen dürfen. Sie erröthete und erſchrak vor ſich ſelbſt. Je mehr ſie, in den ſüßen Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft, eine Geliebte gewünſcht hatte, die Feder anſetzen zu können, um ihre innerſten Neigungen auszudrücken, deſto mehr ſank ſie ihr nieder, ſo bald ſie ſie wirklich anſetzen wollte; und je öfter ſie es verſuchte, deſto mehr verlor ſie den Muth, es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen ihr öfters zuredete, auf den Brief eine Antwort zu geben. Vielmehr, da das dienſtwillige Mädchen, der die feinen Skrupel, die Mariannens Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache ſehr auf die leichte Achſel nahm: ſo konnte dieß vielleicht einige widrige Wirkung thun, indem Mariannens Delikateſſe bewogen ward, dieſe Sache von einer Seite zu betrachten, von der ſie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzuſehr darüber nachzudenken.

Sechs-

Sechster Abſchnitt.

Säugling war von allem Troſte verlaſſen, als er erfuhr, daß Mariane weder ſeine Poeſie noch ſeine Proſe einer Antwort würdigen wollte. Er hielt ſich für den unglücklichſten unter allen Menſchen, und wußte, da ſeine Dichtkunſt die erwartete Hülfe nicht leiſtete, nur bloß zu bittern Thränen ſeine Zuflucht zu nehmen. Ramshold aber, der zwar weniger Zärtlichkeit, aber etwas mehr Erfahrung beſaß, und dem überdieß das Kammermädchen in ihrem Antwortsſchreiben einen gewiſſen Wink gegeben hatte, that keck den Vorſchlag, daß Säugling, in ſeiner Geſellſchaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauf reiten, und Marianen beſuchen ſollte. Säugling erſchrak vor dieſem Vorſchlage, ſowohl wegen deſſen Folgen, als wegen der Beſchwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Ramshold aber wußte dieſe Bedenklichkeiten mit ſeinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, ſo daß Säugling anfieng, dieſen Vorſchlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darein willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus, und Säugling, über seinen eigenen Muth erstaunt, kam sich, nachdem er eine Meile geritten hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfieng, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner Geliebten Hero eilte. Sie kamen des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwan zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens sehr früh ermunterte und ermannte sich Säugling, seiner Müdigkeit unerachtet, und wanderte nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen grünen Laube, wo Mariane, in der Meinung ganz allein zu seyn, mit süßer Schwermuth Säuglings Heroide las.

Sie that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte forteilen. Es war aber ein Glück, daß ihr ihre Füße diesen Dienst versagten; denn der zitternde Säugling war selbst in so großer Verlegenheit, daß er schwerlich so viel Besonnenheit gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen wie ein stummes

Bild

Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stammelnder Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianens Augen, auf die er seinen Blick unverwendet heftete, keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles, was sie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrücken, und beide schwuren sich eine unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergiengen, ehe sie voneinander schieden. Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reiz darinn fanden, daß sie, alles Widerstandes ungeachtet, sich ewig lieben wollten.

Indeſſen hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich ſehr früh aufſtande, in den Garten gienge, und ſich daſelbſt einige Stunden aufhielte. Sie gieng ihr eines Tages, ohne die wahre Urſache nur im geringſten zu vermuthen, nach, und behorchte das verliebte Paar, als ſie eben in der zärtlichſten Unterredung waren. Sie kannte ſich ſelbſt nicht vor heftiger Wut. Sie fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte ſie mit den ſchimpflichſten Namen, ſtieß ſie aus der Laube heraus, und indem ſie dem ganz erſchrokkenen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildſäule da ſtand, zuſchrie, daß ſie ſeinem Vater ſeine abſcheuliche Bosheit melden würde, und daß er ihr nimmermehr wieder vor die Augen kommen ſollte, ſo ſchleppte ſie die halbtodte Mariane nach dem Hauſe zu.

Säugling ſtand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er ſich endlich beſann, daß es am beſten ſeyn werde, wegzugehen. Er fand aber, zu ſeinem großen Schrecken, die Hinterthür des Gartens verſchloſſen. Kambold, der ſich mit dem Kammermädchen, in einem dreyßig Schritte hinter der Laube belegenen ziemlich dichten Gebüſche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande

der Inſel Felſenburg zu erklären, war bey dem erſten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter ſich zugeſchlagen, und das Kammermadchen war, durch ihr wohlbekannte Nebengänge, nach dem Hauſe zu gelaufen. Der arme Säugling, der ſich alſo allein und eingeſchloſſen ſah, wußte nicht, was er vor Angſt beginnen ſollte. Er ſah für ſich gar keinen Ausgang; denn über die Mauer zu ſteigen, ob ſie gleich nicht ſehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache; er fieng alſo an, für ſein Leben zu zittern, als wenn er in der Gewalt ſeines ärgſten Feindes geweſen wäre. Nachdem er aber eine Viertelſtunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen ſeyn werde. Sie war es auch wirklich, und er gieng, obgleich mit Zittern und Zagen, dennoch ohne von jemand bemerkt zu werden, durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Straße des Dorfs.

Er eilte nun mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde ſchon geſattelt und Rambolden ſeiner erwartend antraf. Sie ſetzten ſich ſogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die ihn Rambolds Luſtigkeit weder zu mildern, noch deſſen Schrauberey zu verbergen bewe-

gen konnte. Sie brachten auf der Zurückreise zwey Tage zu, dem unerachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten, welche ein Ritt von fünf Meilen seinem zarten Körper zugezogen hatten, heilen zu lassen.

Der unglücklichen Mariane ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gesparet. Sie wäre sogleich auf die Straße geworfen worden, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte. Sie ward also eingesperret, bis sich eine Gelegenheit fände, sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Frau von Hohenauf besann sich, daß die Gräfinn von *** sich bey ihrer Anwesenheit im Diskurse beyläufig geäußert hatte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich zu haben, die ihr Gesellschaft leisten, und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechte, und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen, schätzte

ſchätzte Verdienſt mehr, als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als den glänzendſten Pomp. Dieſe Neigungen der Gräfinn von *** waren den Neigungen der Frau von Hohenauf ſo ſchnurgerade zuwider, daß zwiſchen ihnen mancher Wortwechſel darüber entſtanden war, und daß die letztere die erſtere — wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu haſſen anfieng, ob ſie gleich freylich, dem Wohlſtande gemäß, eine Dame von dieſem Range äußerlich mit den größten Freundſchaftsbezeugungen überhäufte.

„Ha! ſagte die Frau von Hohenauf, für dieſen „Zieraffen wird die ſchöne Mariane eine würdige „Geſellſchaft ſeyn.„ Hiezu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entlegen waren, indem ſie zur Zeit des Geburtsfeſtes, nur um eine Verwandtinn zu beſuchen, in dieſe Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf ſchrieb alſo an die Gräfinn, und ſchlug ihr Marianen zur Geſellſchafterinn vor, doch ohne der wahren Urſache dieſes Vorſchlags im geringſten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche ſich Marianens Be-

tragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsch.

Nun trat die Frau von Hohenauf in Marianens Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen gieng, stellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu strafen, einen so guten Platz verschafft habe, versicherte, daß sie alles vergangene vergessen wollte, verlangte aber auch, daß Mariane alle Verbindung mit Säuglingen aufheben, ja, ihm nie ihren Aufenthalt melden sollte.

Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr itziges und künftiges Schicksal zugebracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortrefflichen Gesinnungen der Gräfinn, bey derselben Anwesenheit, kennen lernen, und sah also sehr wohl ein, daß der Vorfall mit Säuglingen derselben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie versprach also mehr, als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch sey, das Geringste von der Sache zu entdecken; ja, sie versprach sich selbst, wenn sie von Säuglingen nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergessen, und hoffte dadurch wieder in den ruhigen

selbst-

ſelbſtgenügſamen Zuſtand zurück zu kommen, in dem ſie war, ehe ſie die Wirkungen dieſer unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ließ ſie die Frau von Hohenauf des Nachts mit Poſtpferden nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt bringen, von dannen ſie die Gräfinn in einem Wagen abholen ließ.

Ende des dritten Buchs.

Druckfehler.

S. 7. Z. 6. Sontag l. Sonntag.
— 8. — 16. ſeiner l. ſeiner
— 25. — 9. Veden l. Boden
— 37. — 2. aufgeknüft l. aufgeknüpft
— 56. — 4. von unten: Seufer l. Seufzer
— 58. — 14. ließ. l. ließ ich
— 89. — 3. verachtet ich l. verachte ich.

S. 93 u. folgg.

Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Zweyter Band.

Mit Königl. Preuß. Churfürſtl. Brandenb. und Churfürſtl. Sächſiſchen allergnädigſten Freiheiten.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai.

1773.

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ohngefehr gefundenen Landſtraße fort, ohne zu wiſſen wohin. Er war ſchon ein paar Meilen einſam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen ſuchte. Er verdoppelte ſeine Schritte, und erblickte einen Mann, der in einen grauen Rock von feinem Tuche gekleidet war, eine ungepuderte Stutzperucke auf dem Kopfe hatte, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter trug, und mit heller Stimme, das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, ſang. Sebaldus, ein Freund des Singens geiſtlicher Lieder, zumahl gewiſſer enthuſiaſtiſcher Melodien, geſellte ſich zu dem Wanderer, und ſummete das Lied, in einer mit vielen Terzien und Sexten untermiſchten extemporirten Baſſpartie nach.

Als es geendigt war, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebaldus fragte den Fremden: ‚Wohin der Weg führe, auf dem sie giengen?‘

‚Nach Wustermark, sagte der Fremde, wo ich ‚Nachtlager zu halten, und den andern Morgen ‚nach Berlin zu gehen gesonnen bin.‘

Sebaldus freuete sich, daß er auf dem rechten Wege war, denn ob er gleich, nachdem er seine Recommendationsbriefe verlohren hatte, nicht wußte, was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf den Postwagen gehabt hätte.

Der Fremde kreuzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er, da die Wege, nach dem Frieden, unsicher wären, lieber zu Fuße gegangen sey.

‚Nicht eben, setzte er hinzu, als ob ich viel Geld ‚bey mir hätte. Ich bin zufrieden, wenn ich reich ‚bin im Heilande. Aber der Herr hat doch meine ‚Vorsichtigkeit gesegnet.‘

Sebaldus versetzte: ‚Ich bin so vorsichtig nicht ‚gewesen. Ich hatte noch keinen Begriff davon, daß

‚ein

„ein Mensch seinen Nebenmenschen mit kalten Blute
„anfallen und berauben könnte.„

„Ach mein lieber Bruder, die arme menschliche Na-
„tur ist ganz verderbt. Wenn wir nicht durch die
„Gnade ergriffen werden, so sind wir in grundlosem
„unerforschlichem tiefem Verderbnisse.„

„Ey, mein Freund, von den Lastern einiger Böse-
„wichter kann man nicht auf die Natur der Menschen
„überhaupt schließen. Wir sind von Natur nicht ge-
„neigt, wie die wilden Thiere, uns anfallen, sondern
„in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen.„

„Ach wir armen Menschen! wir könnten wir uns
„unterstützen, wenn uns die Gnade nicht unterstützte,
„wie könnten wir etwas gutes wirken, wenn es die
„alleinwirkende Gnade nicht wirkte!„

„Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade.
„Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den
„Klotz. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst
„gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Nei-
„gungen und Leidenschaften gegeben. Er will, daß
„wir thätig seyn sollen, so viel gutes zu thun, als
„uns möglich ist. Er hat Würde und Güte in die
„menschliche Natur gelegt.„

„O welch ein Selbstbetrug, mein lieber Bruder!
„rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: Wenn

„wir Gott wohlgefällig werden wollen, so müssen wir „nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns „sehen:„

„Wollt ihr zu Jesu Heerden,
„So müßt ihr gottlos werden! *)
„Das heißt, ihr müßt die Sünden
„Erkennen und empfinden „

„wie ein theurer Knecht Gottes singet. Wir müssen „an der Gnade hangen, die Gnade alles wirken „lassen, der Gnade alles Gute zuschreiben; denn „wird die Gnade in uns erst recht groß, wenn wir „recht klein, recht unwürdig werden.

„Wenn wir uns mit den Sichen
„Ins Lazareth verkriechen!„

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: „Dieß sind „gesalbte Schalle, die einer verderbten Einbildungs„kraft heilig scheinen, die aber keinen Sinn enthal„ten. Wir besitzen Kräfte zum Guten. Wer dieß „läugnen wollte, würde Gottes Schöpfung schänden, „der uns so viele Vollkommenheiten gegeben hat. Ohne „den Einfluß einer übernatürlich wirkenden Gnade zu „erwarten, können wir Tugenden und edle Thaten „ausüben. Oder sind etwan Wohlwollen, Men„schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mitleiden, „Dankbarkeit nicht Tugenden?

„Schein-

*) Moritzsdorfs sämmtliche neue Lieder. Berlin 1763. S. 37.

„Scheintugenden, mein lieber Bruder, weltliche „ehrbare Scheintugenden. Mit solchem Bettlersmantel, will der unwiedergebohrne Mensch, den Aussatz „seiner natürlich verderbten Natur bedecken. Mit diesen sogenannten Tugenden aber, kann man auf „ewig in den Schwefelpfuhl geworfen werden, aus „welchem keine Erlösung ist. Dieß sind nicht die wahren gottgefälligen Tugenden. Wenn Tugenden nicht „aus der Gnade entspringen; so sind sie glänzende „Laster zu nennen.„

„Wozu soll man so seltsame Benennungen erdenken? Ich vergebe z. B. den Räubern die mich beraubt haben, ich wünsche ihre Besserung. Dieß ist „so wenig die Wirkung einer übernatürlichen Gnade „daß es vielleicht bloß nur die Wirkung meines Alters, „oder meines Temperaments ist. Ist dieß aber deswegen Gott nicht gefällig? Ist es ein Laster?„

„Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem blutigen „Versöhner geschiehet, so ist es nichts als ein weltliches Tugendbild, eine nachgemachte Frömmigkeit, „bey der man ewig verlohren gehen kann!„

„Sprechen Sie doch nicht so! Hiemit kan man alten Mütterchen allenfalls eine Furcht einjagen, aber „aber man beweiset nichts. Ich habe über diese Sachen reiflich nachgedacht, und ich finde, daß weder

„eine blutige Versöhnung, noch eine ewige Verdam-
„niß, mit den erhabenen Begriffen, die wir von Gott
„haben müssen, zusammenstimmen.„

„Ja! Ja! so geht es! je mehr die Menschen alles
„durch ihre bloße Vernunft einsehen wollen, desto we-
„niger erkennen Sie ihre angebohrne Blindheit und
„und Finsterniß. Mir fällt hiebey ein, was ein lie-
„ber Sohn des Heilandes sagt: *) „Es ist unver-
„meidlich, daß Seelen, die sich nicht ganz in das
„evangelische Wesen verlohren haben, daß sie ihren
„Bissen Brod, den sie in den Mund stecken,
„gleichsam in dem Heilande verzehren, und denen
„das im Namen Jesu auf den Abtritt ge-
„hen, noch ein Geheimniß ist, in allerhand Be-
„denklichkeiten verfallen; aber die Gnaden- und Bun-
„desleute verstehen sich auf halbe Worte, und wissen
„die Theilung des Tempels des Heil. Geistes in allen
„Ein- und Ausgängen, ohne Kopfbrechen zu ma-
„chen.„

Sebaldus starrete den Fremden an, ohne ein Wort zu sagen. Dieser glaubte vielleicht, er verstumme aus Bewunderung oder Entzückung; Er fuhr also fort:

„Ach

*) Der Pietist hat diese Worte buchstäblich aus den Büdingischen Sammlungen. 4ten Stück S. 157. genommen.

‚Ach lieber! laß dich von der alleinwirkenden Gna‚de ergreifen! Laß dich von der Kraft des Bundes‚blutes anfaſſen. Bete herzlich um die Wiederge‚burt. Bete daß du bald zum Durchbruch kommen ‚mögeſt. Bete, bete, ich will mit dir beten, lieber ‚Bruder!‘

Sebaldus ſagte ſehr kalt: ‚Ich pflege das Vater ‚unſer zu beten, darinn ſteht nichts vom Durchbruche, ‚nichts vom Bundesblute, nichts von der Wieder‚geburt und von der alleinwirkenden Gnade.‘

Der Pietiſt ſchlug die Hände über ſein Haupt zuſammen, und rief aus: ‚Welcher Unglaube! welche ‚fleiſchliche Sicherheit! O betrüge dich nicht Menſch! ‚die Ewigkeit wird kommen, Quaal ohne Ende für ‚den Sünder!‘ —

Sebaldus gerieth in Eifer, und fieng an die Höllenſtrafen, mit dem beſten ihm bewohnenden Gründen, zu widerlegen, aber der Pietiſt, der ſich von je her auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelaſſen hatte, antwortete nichts, ſondern ſchlug nochmals die Hände über ſein Haupt zuſammen, hob die Augen gen Himmel, und fieng an, ſo laut er konnte, nachfolgendes Lied zu ſingen:

*) „Zu ſpät iſts zu erfahren, was Höll' und Ewig-
„keit, ach! willſt du's darauf ſparen, thu's nicht, heut
„iſts noch Zeit, bekehre dich von Herzen, daß du der
„Quaal entgehſt, denk, dann giebt es nicht Scherzen,
„wenn du vorm Richter ſtehſt.“

„Der dir das Urtheil fället, das Leben rund ab-
„ſpricht, zum Teufel dich geſellet, des ewgen Todsge-
„richt, o Zeter! Ach! Weh! Jammer! Welch Heulen
„wird da ſeyn, wenn in die Marterkammer, der Hen-
„ker ſchleppt hinein.“

„Dahin, wo keine Reue, kein Klagen helfen kann,
„die Marter geht aufs neue nach tauſend Jahren an!
„Da iſt kein Glied ſo kleine, das nicht ſein Leiden hat,
„der Leib der fühlt das ſeine, die Seel' auch früh und
„ſpat.“

„In

*) Der Leſer glaube nicht etwan, daß ein ſolches Lied zu Behufe dieſes Geſprächs erdichtet worden. Er darf auch nicht glauben, daß es etwan ein unbedeutender Schwärmer für den Winkel eines fanatiſchen Conventikels verfertigt habe. Nein! dieß Lied ſteht S. 702. eines, in die evangeliſchlutheriſchen Kirchen in der Churmark, unter öffentlicher Autorität, eingeführten Geſangbuchs, betitelt: Geiſtliche und leibliche Lieder, welche der Geiſt des Glaubens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard, und andere ſeiner Werkzeuge, in den vorigen und itzigen Zeiten gedichtet, und die bisher in den Kirchen und Schulen der Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. Lande bekannt, u. ſ. w. herausgegeben von Johann Porſt, Königl. Preuß. Conſiſtorialrath, Probſt und Inſpector zu Berlin Gedruckt zu Berlin in 12.

„In großer Furcht und Schrecken, in finstrer Dun-
„kelheit, wird die Verdammten decken, Angst, Grauen,
„Traurigkeit, die Zähne werden klappen für Frost und
„großer Hitz, und werden blindlings tappen, nach einem
„frischen Eis.“

„Sie werden ewig fallen ins Loch, das keinen
„Grund, und auf einander prallen zusammen in den
„Schlund, sich beißen, fressen, nagen, sich fluchen, lä-
„stern stets, der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende:
„Sehr, so gehts.“

„So gehts den Verfluchten in ihrem Höllenloch,
„den Schelmmern und Verruchten, ach gläubets, gläu-
„bets doch, wollt ihr daran noch zweifeln? so wahr ists,
„so wahr Gott, ihr fahret zu den Teufeln, wo ihr das
„halt't für Spott!“

Dieß Lied sang Schaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Kennzeichen der Ungeduld. Nach dessen Endigung, gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwanderer:

„Sind Sie denn also ein Wiedergebohrner?“

„Ja, antwortete er, mit sehr sanfter Stimme:
„das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drey Jahren
„den 11ten September, Nachmittags um 5. Uhr,
„hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade,

die

„die bey mir zum Durchbruch kam, seitdem habe ich „an der Gnade beständig gehangen, bin nie der „Gnade satt worden.„

„Also glauben sie doch gewiß ewig selig zu werden?„

„Ach ja! dessen bin ich gewiß:

„Denn ich will stets ein Bienelein
„Auf des Lammes Wunden seyn
„Und fahren so in'n Himmel nein.„

„So! Und werden ewige Freude haben, und wer„den ganz geruhig zusehen,*) wie Millionen ihrer „Nebenmenschen sich beißen, fressen, nagen, sich „fluchen und lästern, wie der Tod sie recht „plagt

*) Manchen eifrigen Gottesgelehrten, muß es nicht so anstößig seyn, als dem ehrlichen Sebaldus, daß die Seligen im Himmel die ewige Quaal der Verdamten ganz geruhig, ohne Mitleid, ansehen sollen. Z. B. In M. Cyriacus Höfers kurzem und richtigem Himmelsweg wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es soll der Höllen entgehen und ewig selig werden, einem Katechismus, der im Churfürstenthume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen, in vielen Schulen, zur Unterweisung der Jugend gebraucht wird, und der noch 1771 zu Leipzig gedruckt worden, findet man S. 97. folgende Fragen und Antworten:

„Wenn du welche der Deinen würdest in der Hölle sehen „würde dir die Marter zu Herzen gehen, oder würde sie „dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Sie würde mir nicht zu Herzen gehen.„

„Warum wird sie dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Weil alsdenn mein Willen mit dem Willen „Gottes übereinstimmen wird.„

Mit

„plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! können Men„ſchen ihre Nebenmenſchen ſo verdammen, und kön„nen mit Wohlgefallen von ihrer Verdammung ein „feyerliches Lied ſingen!„

Der Pietiſt lächelte, und ſagte mit ſanfter Stim„me. Da ſiehet man den natürlichen Menſchen! Ich „verdamme ſie ja nicht, ſondern (er lächelte nochmals) „die Bibel verdammet ſie. Da ſteht es deutlich.„

Sebaldus fuhr ſehr heftig heraus: „Nein, das „ſteht nicht in der Bibel; und wiſſen Sie, wenn es „darinn ſtünde, ſo wäre ſie nicht Gottes Wort. Ich „möchte eben ſo gern ein Atheiſt ſeyn, als ſolche ab„ſcheuliche Begriffe von Gott haben, daß er uns „das Leben rund abſpricht, daß er uns dem „Teufel zugeſellet, daß er uns durch Henker „in Marterkammern ſchleppen läßt, wo keine „Reue

Will man denn nicht endlich einſehen, wie unſinnig es iſt, den Kindern, indem man ihnen die Lehren der Religion beybringen will, die edlen Empfindungen der Menſchlichkeit zu unterdrücken, und wie abſcheulich, ſie zu lehren, daß ihr Willen mit dem Willen Gottes übereinſtimme, wenn ſie die überſchwenglichen Leiden anderer Menſchen ſich nicht zu Herzen gehen laſſen. So lange ſolche Ungereimtheiten noch in unſern Katechiſmen ſtehen, dürfen wir den Spötter nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt: „Er moi Predeſtiné, je tirai bien quand „vous serez dampés.„

„Reue, keine Klagen helfen kann. — Entsetzlich!
„von Ihm so zu denken, dem Vater des Lebens, dem
„Geber alles Guten!. —

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach plötzlich ab, und fieng an nachzudenken, wie der gute Mann gemeiniglich that, wenn er merkte, daß er sehr heftig geworden war, um zu überlegen, ob er sich auch vergangen, oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten Hand zweymal auf und nieder, und sagte sanftmüthiglich:

„Lieber Bruder, ich beweine deinen erschrecklichen
„Unglauben; und du kannst noch in ungöttlichen Eifer
„gerathen! Hier kann man den sichtlichen Unterschied
„des Standes der Natur und der Gnade sehen.
„Wer in der Gnade ist, der ist so ruhig, der erträget
„alles, der erduldet alles, stellet alles Gott anheim.“—

Indem er dies sagte, sprangen unvermuthet zwey Räuber, von welchen damals, nach eben geschlossenem Frieden, die ganze Gegend wimmelte, mit gezogenen Säbeln aus einem dicken Gebüsche, und fielen die Reisenden an. Sebaldus gab mit dem ruhigen Bewußtseyn, daß er sich nicht wehren könnte, und daß er wenig zu verlieren hätte, das wenige Silbergeld her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hin-

gegen

gegen war unter den Händen der Räuber todtenblaß, zitterte, und bezeigte sich sehr ungeberdig. Er wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen, empfieng aber darüber verschiedne Stöße und Schläge. Seine Taschen wurden demungeachtet sämtlich ausgeleeret. Man nahm ihm auch sein neues feines Kleid, und den einen Räuber gelüstete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen, um sie auszuziehen: da aber einer noch nicht völlig ausgezogen war, entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an. Hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: ‚Halt Diebe! halt Diebe!' Als aber niemand kam, so setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Böswichter zu fluchen, die die Straßen berauben. *)

*) Er soll, wie verschiedne Nachrichten bezeugen, den frommen Wunsch hinzugethan haben, daß ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrüttte, weder bittre Essenz noch Kirchengebet helfen möchten, welchen Wunsch der Verfaßer des Gedichtes Wilhelmine, der, nach Art der Dichter, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen, wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt. (S. Wilhelmine S. 79.) Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Sebaldus einem solchen Wunsch sollte gethan haben, da aus

Zuletzt sagte er zum Sebaldus, indem er ihm im Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worinn er sein Gold verwahret hatte: ‚Sehen Sie nun, wie der Herr ‚die Gottlosen mit Blindheit schlägt. Ist nicht dieß ‚Gold durch ein Wunder gerettet worden?‘ Hier zog er seinen Stiefel an, und stand auf.

Sebaldus versetzte: ‚Ich finde, daß der Stand ‚der Natur und der Gnade, wie Sie vorher be‚merkten, wirklich unterschieden ist. Ich natürlicher ‚Mensch kann den Verlust meines Geldes ruhig er‚tragen. Es waren freylich nur wenige Groschen, ‚aber mein letzter Heller ist mit weg. Ihnen ist noch ‚weit mehr übrig geblieben, als ich vorher hatte. Ey! ‚Ey! ein Wiedergeborner sollte wenigstens nicht ‚fluchen!‘

Der Pietist ward feuerroth, und sagte stotternd: ‚Die Böswichter verdienen den Fluch, daß sie, wie ‚Sie vorher ganz recht sagten, Menschen wie wilde ‚Thiere anfallen, da wir uns einander unterstützen ‚sollten. Ach! und das wenige Gold hat der Herr ‚nicht meinetwegen mir so wunderbarlich erhalten, son‚dern um nothleidender Brüder und Schwestern wil‚len,

aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengehen überhaupt keine Krankheiten hindere.

„len, für die ich es von christlichen Seelen gesammlet „habe. Wiewohl ich itzt selbst nothleidend bin.„—

Er hatte nicht ganz unrecht, denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlicher Landregen zu fallen anfieng, Sebaldus zog ungebeten seinen alten Ueberrock aus, und überreichte ihm denselben.

„Nehmen Sie, sagte er; ich begehe freylich ein „glänzendes Laster, indem ich Ihnen diesen alten Kittel „anbiete. Aber der Regen fällt zu stark, als daß wir „itzt feine Distinktionen machen könnten.„

Der Pietist nahm den Ueberrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Wußtermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Personen des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich, zehn bis zwölf Meilen in die Runde, unter den frommen Seelen ausbreitet, die daher bey jedem Bruder und jeder Schwester auf ihren Reisen willkommen sind, und in deren Häusern mit eben der Zuversicht einsprechen, mit der ein reisender

Mönch, in ein an dem Ende seiner Tagereise liegendes Kloster eintritt. Unser Wanderer hatte eben deshalb Wustermark zum Nachtlager erwählt, weil er wußte, daß daselbst eine fromme wohlhabende Bauerwittwe wohnte, in deren Haus er auch so gleich gieng, und den Sebaldus seinem Schicksal überließ, der in einer elenden Dorfschenke eine Stube voll allerhand Gesindel antraf, unter welchem er sich diese Nacht wenig Ruhe versprechen konnte.

Man hat bemerkt, daß, bey den Frömmlingen männliches Geschlechtes, mit heißem Eifer für fromme Uebungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft ist, seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefährten habe, welcher, gleich ihm, von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, und lud den Sebaldus zu sich ein. Sie trug auf, was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fieng der Pietist die Betstunde an, mit der die reisenden Heiligen, da wo sie einkehren, gemeiniglich ihre Zeche zu bezahlen pflegen. Sebaldus, so sehr er eine dürre Dogmatik, und eine störrische Polemik haßte, so sehr war er ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der

stillen

ſtillen Aufmerkſamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Auch der Vortrag ſeines Reiſegefährten war ihm nicht zuwider; denn dieſer beſaß vollkommen die Biegſamkeit, mit welcher Leute ſeiner Art ſich beſtreben, bey denjenigen, die ſie nicht bekehren können, wenigſtens eine gute Meinung von ſich zu hinterlaſſen. Er vermied alſo in ſeinem Vortrage, ſehr weislich, alle Punkte, über die, wie er unterweges gemerkt hatte, Sebaldus anderer Meinung war, und hielt ſich bey allgemeinen aſcetiſchen Betrachtungen auf, die der Bauerfamilie begreiflich ſchienen, und beym Sebaldus gleichförmige Gedanken erregten, mit denen er ſich ſehr zufrieden zur Ruhe legte.

Den Morgen früh, nach eingenommenem reichlichem Frühſtück, dankten ſie ihrer Wohlthäterinn, und ſetzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den ſchönen Morgen, ſang ein fröhliches Morgenlied, und war ſo innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie mißlich ſein Zuſtand war, und welchen Zweck die Reiſe, auf der er itzt eben begriffen war, haben könnte, bis ſein Reiſegefährte ſelbſt das Geſpräch auf Berlin brachte, wohin ſie giengen. Dieſer beſeufzete, mit auf die linke Achſel geſenktem Haupte, und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieſer großen Stadt, wo, wie er verſicherte, die Religion

ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde, und wo Rotten und Ketzereyen regierten. Er beklagte den Sebaldus recht geflissentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befinde, in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

„Ich habe, sagte Sebaldus, bessere Hoffnung. „Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was „viele Leute Unglauben und Ketzerey nennen, die „Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann.

„Nein! Nein! rief der Pietist mit erhabener „Stimme, wo Glauben ist, da ist auch Liebe! die „findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, „gar nicht. Da herrscht lauter Eigennutz und Betrug, „da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Ruchlosigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche „Liebe erloschen.“

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit, und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebaldus anfieng darüber nachdenkend zu werden.

„Ich gestehe, sagte er, nach einiger Ueberlegung, „wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen „Landes,

„Landes, ſo beſchaffen ſind, als Sie ſie beſchreiben, ſo „muß es ein wahres Unglück ſeyn, unter ihnen zu „wohnen. Aber, fuhr er fort, — nachdem er noch„mals ein wenig geſtaunt hatte, — ſollten Men„ſchen, die ſo geſinnet ſind, wohl in Geſellſchaft le„ben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit „blühend werden können, der lauter ſolche Bürger „enthielte? Und doch ſoll, wie man mich verſichert „hat, der Preußiſche Staat, nur ſeit Menſchengeden„ken, ſehr blühend geworden ſeyn; beſonders ſoll ja Ber„lin am Wohlſtande ſeit dreißig Jahren ſichtlich zu„genommen haben.„

Der Pietiſt, der dieſes Raiſonnement nicht faſſen konnte, ſagte mit dummer Gleichgültigkeit: „Was „hat das Zeitliche mit dem Himmliſchen zu thun? „Die Kinder dieſer Welt ſind immer klüger, als die „Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt „in dieſer großen Stadt, einige wenige fromme See„len ausgenommen, die noch ihren Heiland lieb ha„ben, nichts als böſe Atheiſten, die keinen Gott, kei„nen Teufel, und keine Hölle glauben.„

„Ey nun! ſagte Sebaldus, wenn dieſe Leute kei„nen Gott glauben, ſo glaube ich einen, und weiß, „daß er keinem ſeiner Geſchöpfe mehr Elend auflegen „wird, als es tragen kann.„

Dritter Abschnitt.

Sie, waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und hatten sie nur unterbrochen, um beym Herausgehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachthabenden Unterofficiere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Aufschreibens oder Meldens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Seibaldus, mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allee dichtbelaubter Kastanienbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf- und abgiengen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen gieng er vorbey, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berlinischen Thiergarten. Je mehr sie fortgiengen, desto mehr ward Seibaldus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Strichregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden

so frequentia gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und bereits seit einigen Stunden, schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abgewechselt das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weißrindigen Birken, und glatten Akacien unterbrechen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Ebenbäumen, führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie giengen durch beschattete Gänge, mit Linden, und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dichte Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Maßholder, wo die weit sich ausbreitende

Buche,

Buche, ihre grünen gestreckten Aeste wiegt, und erhabene Tannenfichten auf schlankem und geradem Stamme, die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald, einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe, erquickten sie, so wie sie giengen, und beym Uebergange über jede Queerallee, begränzte die Aussicht der benachbarte Spreestrom, auf dem aufgespannte Segel vorbeywallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zelten, den, weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfüllte. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen, und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenkoncentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit Asa Fötida gerieben, und zogen im voraus das Fümet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten, waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und fiengen an, beym Desserte, den Peter Semeyns, Syrakuser, Riveoaltes und

Lax-

Caprwein aus kleinen Gläſern zu ſchlürfen. Die ſchönen Damen bürgerliches Standes, waren eben im Begriffe zu Kaffeeviſiten zu fahren, und ordneten die Geſchichte des Tages, ſo wie ſie ſie erzählen wollten, in ihrem Kopfe zuſammen, und die franzöſiſche Kolonie war noch in der Veſperpredigt.

Kurz, es war halb vier Uhr, und es war alſo von der ſchönen Welt noch wenig zu ſehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergeſſen, und ſich und ihr Leben, bey einem Spaziergange, und bey einem geringen Labetrunke, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberſtühlen und in Schmiedeeſſen, füllten die Zelter an, und ließen ihren Groſchen unter lautem Gelächter aufgehen, oder ſteckten ernſthaftiglich über das gemeine Beſte ihre Köpfe zuſammen, weißagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorſtehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmen Standes, ſeyn ſollte, war itzt vom gemeinen Manne, im beſten Anputze und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher geſunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köſtlich geputzt, neben ihm in ſilberbebrämter Mütze, ſeine rothbäckige Liebſte,

die

die, zur Feyer dieſes ihm längſt verſprochenen Spaziergan-
ges, ihre ſämtlichen ſechs Röcke übereinander gezo-
gen, und ihre neuen kalmankenen Schuhe nicht ver-
geſſen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen
Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der
ſeinen jüngſten Knaben im langen Rocke auf dem
Arme trug, indeß ſeine Frau ihres Mannes Stock in
ihrer rechten Hand führte, ihre funfzehnjährige Toch-
ter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend,
mit niedergeſchlagenen Augen, die unter der empor-
ſtehenden Haube ſanft hervorblickten. Die große
Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern
zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen
brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene
Nichten, bis ans Thor, die nur die Reize eines ange-
nehmen Spazierganges ſuchten, und auf wohlfriſirte
Köpfe, und Aufſätze nach der neuſten Mode Acht zu
haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebaldus Stirn erheiterte ſich bey dem Anblicke
ſo vieler vergnügten Leute. Des Pietiſten Stirn aber
ward dadurch noch mehr gerunzelt. Er rief voll
geiſtliches Verdruſſes aus: ‚Siehe da die Kinder Be-
‚lials, wie ſie den Lüſten des Fleiſches nachziehen!
‚Wie ſie den Weg der Sünden gehn, reiten und
‚fahren! Immer gerade in den hölliſchen Schwefel-
‚pfuhl hinein!‘ ‚Behüte

„Behüt' Gott! sagte Sebaldus: Ich sehe nichts „sündliches darinn, daß diese Leute den herrlichen „Tag genieſſen, den uns Gott giebt, so weit ich se„hen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.„

„O, wie sündlich! sagte der Pietist mit zusammen„den Augen: das ist recht des Teufels Lockspeise, wenn „er uns mit dem weltlichen Vergnügen ankömmen „kann. Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes „Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen, „und zu fühlen was es heißt, ein rechter armer „Sünder zu seyn.„

Sebaldus, dem diese gesalbten Weidsprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, fieng an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abscheulichkeit des Spazierganges an einem schönen Tage vorzustellen, und Ihnen dafür das Seitenhöhlchen anzupreisen, in welchem sie recht selige Spaziergänge halten könnten, u. s. w.

Einige giengen vor ihm vorbey, beynahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammlete sich doch allerhand Pöbel, der schrie und lärmte, und vom Tollhause zu

reden

reden anfieng, ja einige hoben Erdklößer auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebaldus fieng an zu fürchten, daß der Auftritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein eine Art von Märtyrer zu werden, den Kopf angeflammt, und er fieng an, mit stärkerer Stimme, den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

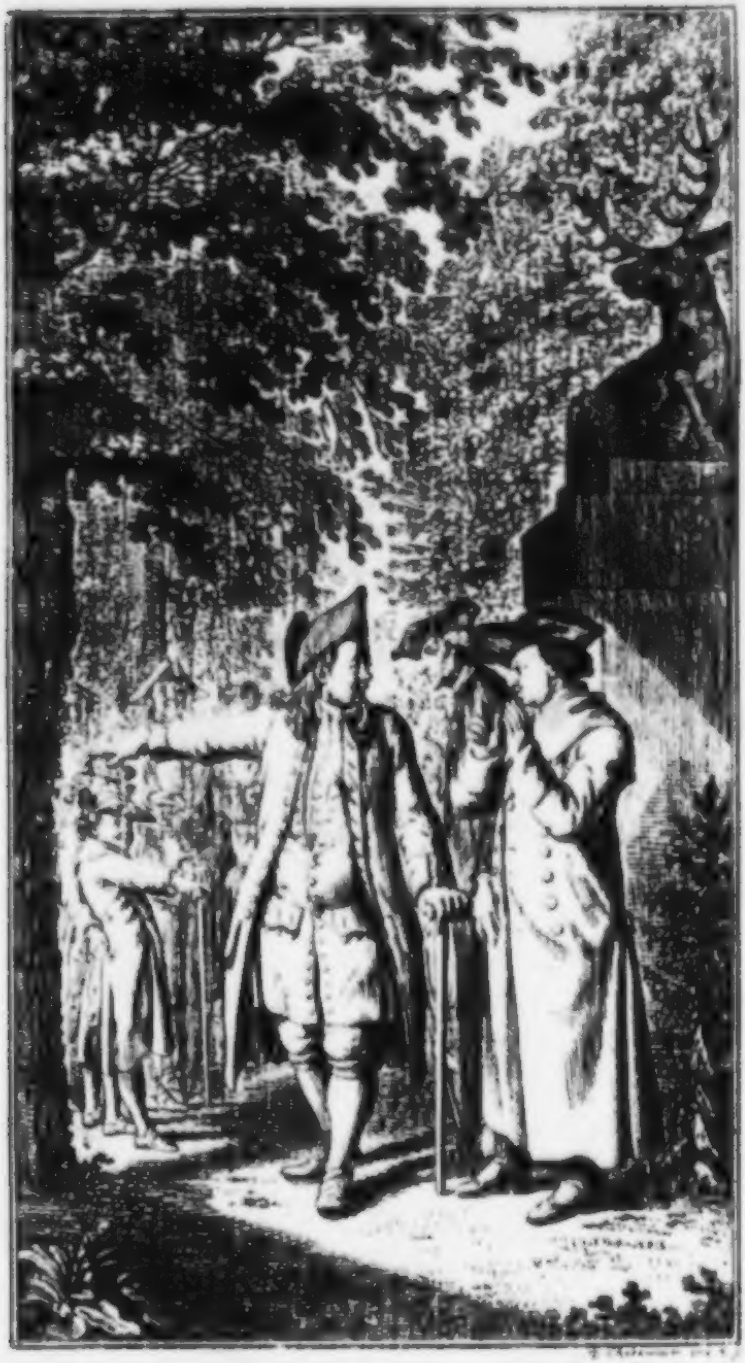
Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. ‚Mein Freund, redete ‚er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, ‚o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

‚Der da seine Stunden
‚In den Wunden
‚Des geschlachteten Lamms verbringt..

Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: ‚was ‚kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag im ‚Lamme gewesen, aber das Bier war sauer..

Und damit gieng er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die



Die Enthuſiaſten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weiſe einen Kothregen, und allenfalls auch einige Fauſtſchläge, nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerkſamkeit zu erregen: wenn ſie aber trockner Weiſe ausgelachet werden, und niemand bey ihnen ſtehen bleibt, ſo kühlet ſich ihr Eifer ab, und ſie begnügen ſich allenfalls, zwiſchen den Zähnen murmelnd, die dem Worte ungehorſamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So gieng es hier auch. Der Pietiſt ſchwieg mürriſch ſtill, und Sebaldus, da ſie indeſſen ins Thor traten, und unter den Linden fortgiengen, genoß die Schönheit dieſer Allee, ſog den Duft der Lindenblüthe ein, und freuete ſich über die fröhlichen Geſichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie giengen einige Straßen ſtillſchweigend fort, bis ſie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienſt gehalten wurde. ‚Siehe da! rief der Pietiſt aus, ‚wie leer der Weg zum Gotteshauſe iſt, und wie an‚gefüllt der Weg zu den Häuſern des Teufels war! ‚O! wie iſt doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum ‚Heilande in dieſer großen Stadt ganz ausgetilget! ‚Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Ruchlo‚ſigkeit, läuft dem Teufel gerade in den Rachen, und ‚ſtürzt ſich in das ewige Verderben!.

Sebaldus ſchaucte ungeduldig einigemal rechts und links um ſich.

‚O Stadt! fuhr der Pietiſt fort: die du biſt wie ‚Sodom und Gomorrha, wie bald wird Gott ſeinen ‚feurigen Schwefelregen über dich ergießen! Und dieß ‚wäre ſchon lange geſchehen, wenn nicht wenige Ge‚rechten in dir wären, um derentwillen dich der Herr ‚ſchonet! Ja, mein Freund! (hier fieng er an zu wei‚nen,) es giebt hier einige erwählte Seelen, die bis ‚über den Kopf in den Wunden des Lammes ſitzen, ‚die zu einem Pünktlein, zu einem Stäublein, zu ‚einem Nichts geworden ſind, und ſich nur in das ‚blutige Lamm verliebt haben, dieſe halten noch die ‚verworfene Stadt, daß ſie nicht fällt.‘

Indem er dieſes ſagte, blieb er plötzlich an einer Ecke ſtehen, zog des Sebaldus alten Ueberrock aus, und gab ihn zurück. Sebaldus bat ihn, denſelben ſo lange zu behalten, als er ihn brauchte. ‚Nein, ‚ſagte er, ich trete nunmehr bey einem lieben Bruder ‚ab. Wie wird dem ſein Herz ſeyn, wenn er mich in ‚meiner Nacktheit ſiehet, wenn er ſiehet, was ich ‚um des Heilandes willen gelitten habe. Er wird ‚dann thun, ſo viel ihn der Heiland heißt.‘ Hier drückte er dem Sebaldus die Hand, wünſchte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein

vier-

vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und gieng, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebaldus stand noch an der Ecke, mit dem Ueberrocke auf dem Arme, und nachdem er denselben angezogen hatte, befand er sich an einem sehr heißen Nachmittage nichts besser. Er gieng voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und da er wieder an die Kirche kam, so trat er, weil er nichts bessers zu thun wußte, hinein.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich so weit durchzudrängen, daß er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dieß war ein junger Kandidat, der mit zierlichem Anstande, eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe, beynahe zu Ende gebracht hatte, und itzt eben bey der Nutzanwendung war. Das Herz des guten Sebaldus erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fieng an, etwas aufgeheiterter zu werden

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte, indem er in seiner Tasche keinen Pfennig hatte, und in dieser weitläuftigen Stadt gänzlich unbekannt war. Er fieng an, darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen.

Indem er damit beschäftigt war, gieng der Kandidat vor ihm vorüber, welcher gepredigt hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken wallende Perücke gehüllet, die auf beiden Schultern sanft auffiel, und sich bis gegen die Mitte des Rückens in lang gezogenen Ringen kräuselte. Er sahe, mit einer süßen selbstgefälligen Miene, immer gerade vor sich hin, und dankte, mit langsamem Kopfneigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen steifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zuweilen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er mit dem in der rechten Hand habenden Hute, den Layen, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er

Er gieng in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiſte ſtieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Exegeſe zu reden, die Offenbarung auf, daß er ſich, in ſeiner gegenwärtigen Bekümmerniß, am beſten an den Jüngling wenden könnte, welcher ſo fein von der chriſtlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte alſo an die Thür an.

Die Thür öffnete ein ältlicher Mann, der, wie ſich hernach auswies, der Vater des Kandidaten war. Er war ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendſtunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsſchriften las, die er nicht ganz verſtand. Er war daher in des hochtrabenden Oekolers, in des myſtiſchen Treſcho, in des wortreichen Tiedens Schriften ſehr beleſen, und galt deshalb bey ſeinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz hüpfte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die ſchöne Predigt von der Liebe gehört habe. ‚Es iſt mein Sohn, rief er freudig aus: treten Sie ‚doch näher, mein lieber Herr!, und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen ſeiner, über die erſte Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten

Schlafrock angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäfftigt war, ihm den gelehrten Schweiß von der Stirn zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: „Seine Predigt mache „ihm Muth, sich bey seiner itzigen Verlegenheit an „ihn zu wenden. Er sey selbst ein Prediger, obgleich „seines Amts entsetzt. Er habe zweymal durch Räu„ber seinen letzten Heller, nebst seinen Empfehlungs„briefen verloren. Er bitte ihn nur um ein Obdach, „und um guten Rath, wie er nothdürftig sein Brodt „verdienen könne.“

Der Kandidat fragte ihn mit einer sehr weisen und „ernsthaften Miene: „Warum er seines Amtes sey „entsetzet worden?“

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zu folge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen angebe. Er gestand also ohne Umstände, „daß er wegen „Abweichungen von den symbolischen Büchern abge„setzt worden.“

„Abweichungen! „rief der alte Krämer, o! wenn „Sie doch das schöne Büchlein gelesen hätten, das wir „neulich hier hatten: Fritz! wo wars doch gedruckt? „in Nürnberg? oder in Jena? da würden Sie haben „lesen können, wie der liebe Mann die Abweicher ab„führt;

„führt; 's iſt 'n gelehrter Mann, warlich 'n gelehr„ter Mann, er würde Sie verachten, wenn er Sie „kennete. Der Mann hält was auf Orthodoxie.„

Er würde noch weit mehr geplaudert haben, aber der Kandidat, der es ungern ſah, daß ſein ungelehrter Vater geſchwinder antworten wollte, als er, fiel ihm mit pathetiſcher Stimme ins Wort, und ſagte: „Es thut mir ſehr leid, daß Sie nicht beſſer auf die „ſymboliſchen Bücher gehalten haben. Hier zu Lande „ſchwören wir leider! zwar nicht darauf, ſie ſind aber „doch ein Pactum, und Pacta ſunt ſervanda. — Und „worinn fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinne fort, „worinn fanden Sie denn für ſo nöthig von den ſym„boliſchen Büchern abzugehen?„

Sebaldus, etwas kleinlaut, antwortete: „In „der Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen.„

Der Kandidat ſchlug ſeine Hände über ſeine weiße Mütze zuſammen, und rief aus: „Wie iſt es mög„lich, daß jemand an einer ſo göttlichen Lehre zwei„feln kann? Haben Sie denn den erſten Theil mei„ner Predigt nicht gehört?„

„Nein, ſagte Sebaldus, weil er erſt gegen das „Ende derſelben gekommen ſey.„

„Das thut mir leid, ſagte der Kandidat; denn ich „habe darinn bewieſen, die wahre chriſtliche Liebe er-

„fodere, daß man alle diejenigen, welche nicht den „wahren evangelischen seligmachenden Glauben ha„ben, durch alle nur möglichen Mittel in den Schooß „der Kirche zurück zu bringen suche, eben deshalb, da„mit man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig ver„dammet würden.„

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: „Was? keine ewige Höllenstrafen? das wäre „schön, wenn mein Nachbar an der Ecke gegenüber „nicht sollte ewig verdammt werden! Er, der das Pre„digtamt verachtet, der in gar keine Kirche gehet, „der mir einen Proceß an den Hals geworfen, der „ihn gewonnen hat! der gottlose Mann! der Atheist! „der Separatist!„

Sebaldus wollte sich vertheidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arm, und schob ihn höflich zur Thür hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sahe, wie äußerst nothwendig es sey, sich an irgend jemand zu wenden, so gieng er zu dem Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte, als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanftmüthigem Ansehen, in einem simpeln grauen Rock, und einer baum-

baumwollenen Perücke, der, an seinem Pulte sitzend, einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: „Ich wundere mich nicht über meines Nachbars unchristliche Rede, denn er hat den Geist nicht, „der das Leben giebt. Freylich sind die symbolischen „Bücher eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze „geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ ist ein „Hoherpriester. Die Geistlichen haben die Welt von „je her verführt, und da Er mein Freund! von dem „Stande ist, so gehe Er in Gottes Namen, wohin „Er will, ich habe nichts mit Ihm zu schaffen.“

Er klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn, als einen gemeinen Bettler, abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämtlich von Weine glüheten. Sie hatten schon dreymal ihren gewöhnlichen Zirkel von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen über ehrwürdige Sachen durchgegangen, und hatten schon dreymal sich gekützelt, über das zu lachen, was nicht lächerlich ist, und sie waren eben im Begriff, trotz der Dünste

des Weins, mit dem sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuerten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich ansahen, daß er sehr leicht aufzuzänmen seyn würde. Der witzigste unter ihnen, nachdem er den andern einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der eben wieder aus der Thür zurücktreten wollte, mit freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn sich niedersetzen, und fragte ihn um sein Anbringen. Er schien ihn recht sehr zu bedauren, fragte dem guten Sebaldus, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zunge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und erfuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse, der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indeß seine Gefährten im innern Munde lachten. Er bedauerte mit scheinheiliger Miene den Sebaldus, wegen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können. ‚Unvermeidliches Unglück zu ertragen, wird einem ‚weisen Manne leicht, und die Hoffnung jenes Le‚bens. — Hier konnte sich einer der Gäste, der dem Sebaldus gegen über saß, und ihn schon lange, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegaffet hatte, nicht länger halten, sondern schlug über jenes Leben eine laute Lache auf. ‚Du alter Narr, rief er,

‚du

„du wirſt eben ſo wohl in nichts verwandelt werden, „als ich und wir alle; drum laß uns noch eins trin„ken. Denn (er ſang)

„Unſer leben währet kurz,
„Es vergeht geſchwinde..

Hiemit ſchenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem Sebaldus: „Da trink mit, auf der Babyloniſchen Hure „Geſundheit!. Alle vier brachen in ein Pferdegelächter aus, und Sebaldus, der jetzt erſt merkte in was für Geſellſchaft er war, ließ ſich durch kein Zureden aufhalten, ſondern eilte zur Thür hinaus, und ſchöpfte nicht eher wieder friſche Luft, bis er auf der Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen, den ein kluger Mann allezeit empfindet, wenn er merkt, daß er einer Geſellſchaft von Narren zum Schauſpiele gedienet habe. Hiezu kam die Bekümmerniß über ſeine nun mehrmals fehlgeſchlagene Hoffnung, ſich die erſten Bedürfniſſe des Lebens zu ſchaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als ihm ſein geweſener Reiſegefährte begegnete. Derſelbe war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, gieng mit niedergeſchlagenen Augen ernſthaft einher, in Geſellſchaft, eines braunen von der Sonne verbrannten Menſchen von widriger Miene, der in Reiſekleidern

derr, und mit einem Hirschfänger umgürtet war, Er würde den Sebaldus nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

„Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt „alle christliche Liebe erloschen ist. Aus den Häusern „weiset man mich weg, und auf der Straße bin ich „unter hundert Menschen, die vor mir vorbey ihren „Vergnügungen oder Geschäfften nacheilen, eben so „einsam, als in einer Wüste. Der Tag fängt sich „an zu neigen, und ich weiß noch nicht, wo ich ein „Obdach finden soll. Großer Gott! was soll aus mir „werden?„

„Ja freylich, sagte der Pietist, wo die seligma„chende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe; aber ein „guter Christ muß doch nicht verzagen. Wissen Sie „was? wenn es dunkler wird, so gesellen Sie sich zu „den Nachtwächtern, und gehen mit ihnen auf eine „Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen „früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, „ich muß eilen.„

Sebaldus wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebal-

Sebaldus, von aller Hülfe verlaſſen, irrte noch einige Stunden, faſt ohne Beſinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, ſeit dem frühen Morgen, noch nichts gegeſſen, er war von der Reiſe, und vom Gram äußerſt ermüdet, alle ſeine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er ſank, als es anfieng dunkel zu werden, beynahe ohne es ſelbſt zu wiſſen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel troſtlos nieder. Hier lag er, unter den traurigſten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stanzius und des Präſidenten ein, die ihm in ſeinem Vaterlande nicht einmal die Luft gegönnet hatten; bald gieng ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmenſchen ſo wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm ſonſt ſein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlaſſen. Er ſtieß laute Seufzer und die bitterſten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerkſamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gaſtereyen, oder Spaziergängen zurück kamen. Einige ſagte: ‚Da liegt ein Menſch!‘, andere: ‚Was muß ‚das für ein Menſch ſeyn?‘, andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, deſſen Geſinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

Ende

Endlich, da es schon ganz dunkel war, gieng ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß, und in unzusammenhangende Klagen ausbrach. Er leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre! Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: „Ich möchte wohl einen mitleidigen Men„schen sehen, denn in dieser Stadt kann eine mensch„liche Kreatur auf der Straße verschmachten, indeß „in allen Häusern Freude und Wohlleben herrschet..

Der Vorübergehende fragte weiter, und erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

„Sie haben sich, mein Freund, sagte der Mann „mit der Laterne, lächelnd, nur an allzureiche Leute „gewendet. Ein wohlhabender Mann kennet das „wahre Bedürfniß eines Unglücklichen nicht recht, „wirft ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig „zu, und geht weg. Königen können am besten Kö„nige, und Armen am besten Arme helfen. Stehen „Sie auf. Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich „fort..

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne Patri-

Patriotinn,*) bloß aus Liebe zu guten Handlungen, ohne Ruhmbegierde oder Eigennutz, zuerſt angelegt hat, und die bisher bloß durch die Mildthätigkeit von Menſchenfreunden unterhalten worden. Er hatte bey einer ſauern Arbeit gerade das nothwendigſte Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um ſich zu erhalten. Er ſtellte ihnen bey ſeiner Zuhauſekunft den Sebaldus vor, der von ihnen mit herzlicher Gaſtfreundſchaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abſchlage auf dem Boden, ein Lager von friſchem Stroh angewieſen, zu deſſen Verbeſſerung ſowohl, der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette, hergab.

Fünfter Abſchnitt.

Sebaldus, durch die Ruhe ſehr erquickt, wachte erſt gegen acht Uhr auf, und fand ſchon ſeinen Wohlthäter bey ſeinen Schülern, deſſen Frau beym Seide-

*) Die ſel. Feldmarſchallinn von Spaen, ſetzte zuerſt ein Kapital zu einer Freyſchule auf, die im Jahre 1749. eröffnet ward. Auch die folgenden Freyſchulen ſind bloß durch Vermächtniſſe, und freywillige Beyträge edelmüthiger Wohlthäter beſtanden. Im Jahr 1773 ſind in ſechzehn Freyſchulen 960 arme Kinder unentgeldlich unterrichtet worden. Der ihige Aufſeher dieſer Freyſchulen, Herr Prediger Rauch, giebt jährlich eine Nachricht von dem Zuſtande derſelben heraus.

Seidenwickeln und die Tochter bey einem Nähtrahmen beschäftigt. Er fieng sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagessen dankte er ihm, von ganzem Herzen, für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung geben möchte, selbst sein Brodt zu verdienen.

„Was meinen Sie zu verstehen, antwortete der „Schulmeister, das hier in Berlin brauchbar wäre, „und das Sie ausüben oder lehren könnten?„

„Ich habe gedacht, sagte Sebaldus, daß, da in „in dieser grosten Residenz, die wichtigsten Landes- „und Regierungsgeschäfte, Kriegsanschläge, Hand- „lungs- und Nahrungsgeschäfte, u s. w. vorkommen „müssen, und da keine von diesen Sachen ohne Phi- „losophie geführet werden kann, so würde ich am „besten mein Auskommen finden können, wenn ich „Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn ich auch „nicht an die Großen käme, so muß doch ein jeder „Bürger vernünftig zu leben suchen, und dieß kann „ich nach den neuesten und gründlichsten Grundsätzen „des Hrn. D. Crusius lehren. Ich kann aus der „Thelematologie, aufs unwiederleglichste, die „Ethik, die natürliche Moraltheologie, das „Recht der Natur und die allgemeine Klugheits-

„lehre

„lehre herleiten. Denen, die nicht so tief eindrin„gen wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus über „Wüstemanns Einleitung in die Philosophie „des Hrn. D. Crusius halten.

„Wer ist der Crusius? und wer ist der Wüste„mann?

„Wie? Herr D. Crusius ist ein weltberühmter „Mann, den alle Gelehrten aus Einem Munde prei„sen, der die Thelematologie erfunden hat, der sich „dem Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat, der „muß in Berlin in allen Gesellschaften genennet wer„den, dessen Schriften müssen alle Gelehrten sich zum „täglichen Studium machen.

„Es kann seyn. Ich bin kein Gelehrter, aber ich „bin in vielen Häusern in Berlin bekannt; ich war „drey Jahre Schreiber bey einem Mitgliede der Aka„demie der Wissenschaften, zwey Jahre Bedienter bey „einem Minister, und anderthalb Jahre Küster bey „einem sehr gelehrten Prediger, der mir alle seine „Manuskripte vorlas, und doch habe ich den Namen „Crusius in meinem Leben nicht nennen hören. Und „wie hieß der andere?, —

„Magister Wüstemann. Dieser hat die freylich „etwas weitläuftigen Schriften des Hrn. Doktors in „einen kurzen Begriff gebracht. Ich dächte, er müßte

„auswärts eben so berühmt seyn, als Wichmann, „Reinhard, Schmid, Pezold, die des Herrn „Doktors lateinische Schriften, den Ungelehrten zum „besten, ins Deutsche übersetzt haben. Zudem wird, „wie ich höre, in Leipzig und in Wittenberg über seine „Einleitung gelesen..

„Ich habe schon mehrmals bemerkt, daß Leute, die „auf Universitäten für sehr berühmt gehalten werden, „in Berlin keinem Menschen bekannt sind. Ich glaube „überhaupt nicht, daß Sie in Berlin durch Philoso„phie Ihr Glück machen werden. Da hilft Gunst „und Protektion, tiefes Beugen und langes War„ten oft mehr, als das beste System. Was haben „Sie sonst studirt, womit haben Sie sich außer der „Philosophie am meisten beschäfftigt?.

„Ich habe meine Nebenstunden hauptsächlich zu „Verfertigung eines Kommentars über die Apokalypse „angewendet. Ich habe ihn bey einem Freunde nie„dergelegt. Mir fällt eben ein, ich könnte ihn kom„men lassen; denn unter uns gesagt, ich beweise dar„inn, daß der König von Preußen in kurzem ansehn„liche Provinzen erhalten wird, nebst vielen andern „wichtigen und nützlichen Dingen..

„Mein lieber Freund, die Apokalypse ist in Berlin „noch weniger in gutem Geruche, als die Philosophie.

„Wenn

„Wenn Sie hätten weißagen wollen, ſo hätten Sie „müſſen vor drey oder vier Jahren kommen, als wir „noch Krieg hatten. Da galten noch die Weißagun„gen etwas. Und doch iſt die Frage: ob nicht Pfan„nenſtiel, der Leinweber, weit über Sie gewe„ſen ſeyn würde, welcher nicht allein die Schlacht bey „Zorndorf auf den Tag vorher ſagte, da ſie wirklich „geſchah, ſondern auch, was noch mehr war, den „Geſang, der den darauf folgenden Sonntag in der „Kirche geſungen werden ſollte. Nein! mit Weißa„gungen kommen wir nun in Berlin nicht mehr fort. „Verſtehen Sie nichts anders? Können Sie Franzö„ſiſch, können Sie rechnen, können Sie tanzen, kön„nen Sie den Hunden den Tollwurm ſchneiden? Dieß „ſind Künſte, die ihren Mann ernähren.„

„Von alle dem verſtehe ich nichts, ſagte Sebal„dus, mit kleinmüthiger Miene. Ich verſtehe zwar „noch etwas, aber das wird mich auch zu nichts füh„ren, da man in Berlin ſogar mit der Philoſophie „nicht fortkömmt. Ich kann ein wenig auf dem „Klaviere ſpielen; aber was wird mir das nützen?„

„Halt, mein Freund, damit kommen wir weiter, „als mit allem andern. Dieſe Geſchicklichkeit wird „Ihnen nicht reichliches, aber doch nothdürftiges „Brodt geben. Sie werden auch Noten ſchreiben

„können. Mit diesen beiden Künsten habe ich mich „selbst über zwey Jahre erhalten.“

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse umgeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hiedurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter, der nun sein vertrauter Freund geworden war, nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein Paar Monathe, in Zufriedenheit, und ohne merkwürdige Vorfälle, verflossen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Hrn. F. einige Musikalien zum Abschreiben zugeschickt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben, er erkundigte sich näher nach diesem Manne, und erfuhr, daß er bey einem Grafen Hofmeister gewesen, und von einer von demselben erhaltenen ansehnlichen Pension lebe. Nun besann er sich, daß an einen Mann dieses Namens des Majors in Leipzig Rekommendationsschreiben gerichtet gewesen wäre, an das er, seitdem es verloren war, nicht gedacht hatte. Er ward begierig diesen Mann näher kennen zu lernen, er überbrachte seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen,

und

und ward von Hrn. F. mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major, durch Wunden zum Dienste untüchtig, von einem erhaltenen Gnadengehalte in Berlin lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Hrn. F. Der Major empfieng den Sebaldus mit herzlichem Händedrücken. Er biß die Zähne zusammen, als er hörte, wie treulos Stanzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe; er erbot sich, auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorsprache noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, und bis dahin sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebaldus, obgleich über diese großmüthigen Anträge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fieng ihm an zu gefallen, und da er gewohnt war so wenig zu bedürfen, so erwarb er mit seiner Arbeit mehr, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Hrn. F. eine bequemere Wohnung einzunehmen, und desselben Tischgenosse zu werden, weil ihn derselbe versicherte, daß er, seitdem er Wittwer sey, und seine Kinder verloren habe, in seiner Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünsche.

Sechster Abschnitt.

Einsmals, nach dem Mittagsessen, hatte Herr F. vom Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale verlangt. Als sie geendigt war, schlug Hr. F. weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die, unter diesem Himmelsstriche, oft den Sommertagen weit vorzuziehen sind, einen Spaziergang auf den Weidendamm vor. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Mitten in einer bewohnten weitläuftigen Stadt erblickte er eine große grünende Wiese, mit Weiden bekränzt, hoch und belaubt, wie sonst nur Ulmen und Linden zu seyn pflegen; *) dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig, zwischen beiderley Aussichten den silberreinen Spreestrom, von Schwänen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen dieses reizenden Anblicks, er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe

*) Im Jahre 1770 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber die schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

selbe in tiefen Gedanken einher gieng, und anstatt auf seine entzückten Anrufungen zu antworten, einigemal tief seufzete.

„Was fehlt Ihnen? fragte ihn Sebaldus, Sie „scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.„

„Ihre Geschichte, antwortete Hr. F. bringt mir „das ganze finstere Gemälde der Intoleranz und der „Priestergewalt lebhaft wieder zu Gemüthe. Ich „bin selbst ein Opfer derselben gewesen. Ich habe erfahren, was es heiße, seine gesunde Vernunft unter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Bücher gefangen zu nehmen; ich habe erfahren, welchen „bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigennützigen Geistlichen darbieten, um ihre „Absichten in der Stille auszuführen; ich habe erfahren wie bitter der Haß ist, den sie augenblicklich gegen jeden, den sie einer Abweichung zeihen können, „erregen können, so lange das Volk in der Meinung „unterhalten wird, daß solche Vorschriften unwiderruflich fest stehen bleiben müssen.„

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Hr. F. erzählte sie folgendermaßen:

„Ich war in meinen jüngern Jahren dritter Diakon an der Kirche einer Stadt eines kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, ich hatte Freunde.

„Der Superintendent war ein ganz feiner Mann, der „in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd „war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, „wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Mängel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu beyzutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter „vier Augen, davon sprechen. Er freuete sich, daß „ich selbst dächte. Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen „zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Hauptneigung dieses alten Mannes war die Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die Nomenklatur „und Klassifikation derselben, welches nun freylich eben „nicht meine Neigung war. Er wollte mich belohnen, „indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem „Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese „sammleten Insekten, Vögel, Steine, Versteinerungen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Liebhabern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie „bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen „sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der „Superintendent die Theologie lieh, und keinen Insektenflügel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne „erbauliche Nutzanwendung ließ. Dieß war alles

„ganz

„ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langwei-
„lig war. Ich fieng alſo nach einiger Zeit an, ſelte-
„ner in die Geſellſchaft zu kommen, und vermied, ſo
„viel ich konnte, mit auf die Inſektenjacht zu gehen.
„Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superinten-
„denten; denn ſo freundſchaftlich er war, hatte er
„doch den kleinen Fehler, daß er ſich derer ganz be-
„mächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er
„ordnete ihre Studien an, er beſtellte ihr Hauswe-
„ſen, er erdachte für ſie die Vergnügungen, die ſie
„ſich machen ſollten, und er hatte für alles weiſe
„Gründe anzuführen, denen man nicht widerſprechen
„durfte. Ich durfte mir alſo nicht merken laſſen, daß
„Sammlereyen und Klaſſifikationstabellen, wie er ſie
„liebte, für mich ſehr wenig Reiz hatten, ſonderlich
„wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß,
„keineswegs aber der Verſtand, beſchäfftigt iſt. Hin-
„gegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als
„eine väterliche Weiſung, einprägte: „daß Spekula-
„lation den Geiſt nicht beſſere, daß man, bey tiefſin-
„nigen Unterſuchungen über Raum und Zeit, ein
„Deiſt bleiben könne, daß hingegen durch Walpur-
„gers kosmotheologiſche Betrachtungen *)
„ſchon mancher Freygeiſt bekehret worden ſey.„ Er

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

„stichelte mit solchen Worten zugleich auf den Um-
„gang, den ich mit einem jungen Officier angefan-
„gen hatte, einem Jünglinge, der gute Gaben und
„gute Gesinnungen hatte, der, ob er gleich ein wacke-
„rer Soldat war, gleichwohl die Wissenschaften liebte,
„und sich, gleich mir, gern mit philosophischen und
„moralischen Untersuchungen beschäfftigte. Dieser Um-
„gang hatte auf keine Weise den Beyfall des Super-
„intendenten; denn weil er von der Würde des geist-
„lichen Standes einen sehr hohen Begriff hatte, so
„wollte er, daß ein Geistlicher nur mit Personen sei-
„nes eignen Standes, oder mit andern alten ernst-
„haften angesehenen Männern umgehen sollte. Er
„verlangte, jeder Schritt sollte verrathen, daß er zu
„den Lehrern des menschlichen Geschlechts gehöre; er
„verlangte, daß er, mehr als alles, vermeiden solte,
„sich auf irgend eine Art zu kompromittiren; daß er
„sich beständig bedächtig anstellen, und sogar auf der
„Straße langsamer gehen solte, als die Layen. Ich war
„freylich anderer Meinung. Ich bildete mir ein, es
„wäre sehr nützlich, wenn ein Geistlicher sich im Um-
„gange nicht auf Personen seines Standes einschränk-
„te, sondern auch öfters mit Weltleuten umgienge;
„ich glaubte, er würde dadurch ein gewisses steifes
„Wesen ablegen, das man von der Universität, und

„aus

„aus dem Kandidatenſtande mitbringt; er würde, „wenn er die mannichfaltigen Einſichten und Verdienſte von Perſonen anderer Stände oft vor Augen „hätte, ſich den Lehrerton abgewöhnen, der bey verſtändigen Leuten den Prediger nie mündiger macht, „oft aber wohl zur Zurückhaltung und zum Kaltſinn „Anlaß giebt; er würde, wenn er ſich der Sitten, Beſchäfftigungen, Vergnügungen, die andere Menſchen „haben, nicht ſchämte, weit eher ihr Zutrauen erhalten, er würde ſie genauer kennen, und folglich „auch ihren Gemüthszuſtand beſſer beurtheilen lernen, „als wenn er bloß mit Leuten umgienge, die mit ihm „aus eben demſelben Kompendium der theologiſchen „Moral raiſonniren, in welchem nicht ſelten Dinge „als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die „oft ein einziger Blick in die Natur des Menſchen, „und in den Lauf der Welt, widerlegt.„

„Dieß waren die Vortheile, die ich mir von der „Freundſchaft mit dem jungen Officier, und von „den ausgeſuchten Geſellſchaften verſprach, in „die er mich zuweilen führte. Indeſſen brachte dieſer „mein weltlicher Umgang mir bey dem Superintendenten ungezweifelten Nachtheil. So wie ich den „Zirkel überſchritt, den er mir angewieſen hatte, ward „er kälter und feyerlicher gegen mich, und, ohne daß

„er

„er ſich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl „merken, daß ſeine Zuneigung gegen mich abgenom„men hatte.“

„Mein Unſtern trieb mich endlich, ein Buch zu „ſchreiben, worinn ich mich über gewiſſe dogmatiſche „und moraliſche Materien, über die ich lange und „reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß „machte im Städtchen Aufſehen. Weder der Su„perintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebſt „ihren Vorfahren ſeit drey Generationen, hatten je„mals ein Buch geſchrieben. Man hielt mich alſo „für naſeweiſe, daß ich, als der jüngſte Diakon, „hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbſt der Su„perintendent billigte dieſen Schritt nicht, beſonders „war ihm die dreiſte und freymüthige Art, mit der ich „verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, ſehr mißfällig.“

„Vergebens erinnerte ich ihn, daß dieſes eben „die Sätze wären, über deren Richtigkeit wir oft „in unſern Unterredungen übereingekommen wä„ren, und die ich zum Theil oft aus ſeinem eigenen „Munde gehört hätte.“

„Das war ganz etwas anders, verſetzte er, etwas er„„hitzt: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier „„Augen unterſuchen, aber man muß ſie nicht öffentlich „„ſagen. Und Sie am wenigſten, als ein Prediger, hät„„ten

„ten ſich hierüber ſo poſitiv erklären ſollen. Wir müſ-
„ſen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloß
„ſtellen, er erſchrickt über ungewohnte Wahrheiten,
„und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu ſeiner
„Beſſerung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
„Zweifel über dogmatiſche Sätze hat, ſo iſts am be-
„ſten, daß er ſie ganz verſchweige, aufs höchſte kann
„er lateiniſch darüber ſchreiben, für gelehrte Theolo-
„gen, die davon ſo viel in die Welt können kommen
„laſſen, als ſie nöthig finden.„

„Vergebens ſtellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
„der große Haufen über gewiſſe Wahrheiten belehret
„würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel deß-
„halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
„gelehrten davon ſchwiegen, weil ſie den Weltleuten oft
„aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
„denkenden Köpfen, ſchon längſt bekannt geworden wä-
„ren, und wenn ſie nicht näher beleuchtet und erör-
„tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
„thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
„wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
„heit nicht hätte ermangeln laſſen, ſondern verſchie-
„dene Gedanken verſchwiegen hätte, die ich öffentlich
„bekannt zu machen noch nicht für rathſam hielte.
„Ich entdeckte ihm einige, ſie gefielen ihm nicht, er

„wollte

„wollte mich widerlegen, ich suchte mich zu vertheidigen, und was das schlimmste war, ich hatte Recht, und er ward hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an, that einen Machtspruch, und brach das Gespräch ab.“

„Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur Einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und haßte er noch mehr, als den, der alles beym Alten ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch, um sich zugleich selbst desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen mehrern Muth, die schon längst den jungen gelehrten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.“

„Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlicher Unterhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders

„auf

„auf dem Beichtgelde. Zu der Zeit, da die Layen glaub-
„ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
„dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
„könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
„lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
„in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
„eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
„zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
„große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
„zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
„Ceremonie ausgäbe, und hat theils die Absolution
„viel seltener verlangt, theils viel kärglicher bezahlt.
„Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
„so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
„ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
„aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
„von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nut-
„zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
„Art von Industrie genöthigt. Sie fiengen an in
„die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern noth-
„wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
„erkundigen, ihre Zwistigkeiten zu erforschen, damit
„sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
„dungen das Zutrauen der reichen Bürgerweiber zu
„gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß

„der

„der Pfarrer etwas fürs Geld that, bezahlten ihn auch „reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zucker„hüte, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht „zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein ehr„licher Bürgerssohn, der im geistlichen Stande nur ein „gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Pächter „oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte „haben können, es schwerlich der Mühe werth finden, „ein Prediger zu seyn. Meine Kollegen übten diese Kün„ste in ihrem ganzen Umfange aus, und hatten auch „vollkommen Muße dazu, weil sie weder durch Studi„ren noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden, „Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von mei„nen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.„

„Ich würde den Mangel, der mich drückte, den„noch gern ertragen haben, weil ich mich, von Ju„gend auf, gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen. „Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und ver„ständiges Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das „geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbin„dung mit derselben für die größte Glückseligkeit „meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkom„men, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um „derselben willen wünschte ich eine Verbesserung mei„ner Umstände. Indessen war mit dem Verluste

„der

„der Freundschaft des Superintendenten auch alle „Hoffnung dazu, in meiner itzigen Lage, verschwun„den. Ich hätte mir nicht zu rathen gewußt, wenn „nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine ein„trägliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume „verschafft hätte.

„Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des „Gnadenjahrs heurathete ich meine Braut, und „träumte von weiter nichts, als von Glück und von „Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künf„tigen Aufenthaltes sich ein Wetter wider mich zu„sammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große „Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte „mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen „fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Ge„rüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich „auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, „zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteins„feger in meiner Diöces lasen eine philosophische Ab„handlung, die nicht für sie geschrieben war, und „fanden Ketzerey über Ketzerey darinn.

„Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich „meine ganze Gemeine wider mich eingenommen, „die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wun„derthier an, und drängten sich vor mein Haus, um

„den neu angekommenen Ketzer zu sehen. Zugleich er„fuhr ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume „ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem an„dern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß „man, für die Stadt, noch eine besondere Formulam „committendi habe, die von abgeschmackten Schuldi„stinktionen voll war, und daß man (weil mein Geg„ner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig „gewesen war, als beym Pöbel,) derselben noch, wi„der die Ketzereyen, die man von mir besorgte, drey „spitzfündige und verfängliche Klauseln einverleibt „habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein „Amt anträte.„

„Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr „hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, „das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es „nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettel„stab, und meine Frau, die ich wie meine Seele „liebte, die seit einigen Monathen schwanger war, „stürzte ich in das äußerste Elend.

„Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn „man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich „weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Ver„legenheit, und ich suchte doch, aus Zärtlichkeit, mei„nen traurigen Zustand meiner geliebten Gattinn zu

„verber-

„verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit „Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei„nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Land„ſtraße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte „in demſelben eine Zeitlang herum geirret, als mir „unvermuthet ein hagerer blaſſer Menſch entgegen „lief, dem die Verzweiflung an der Stirn geſchrieben „war. Er hielt mir einen ſtarken Knüttel vors Ge„ſicht, und foderte, mit einem ſchrecklichen Fluche, mein „Geld oder mein Leben. Ich war erſchrocken, und „wehrlos. Ich gab ihm alſo meinen Beutel, der, „von einigen Thalern kleiner Münze ſchwer, mehr „werth ſchien, als er es war. Der Räuber ſah ihn „mit ſtarren Augen an, und rief: „Nein! das iſt „zu viel!„ „Er band den Beutel auf, wollte etwas „heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er „warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie, „hielt mir den Beutel vor, und ſchrie laut:

„Nein! ich kann nicht! Nein! lieber Herr! ich „bin kein Straßenräuber! ich bin ein unglücklicher „Vater. Geben Sie mir ſelbſt nur ſo viel, daß meine „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute „Hungers ſterben.„

„Ich rief voll Entſetzen: „Nimm, Freund! ich bin „arm, aber nicht ſo arm, als du!„ „Indem hörte ich

„in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, „mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte „sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten „ihr. „Mann! was willst du machen!„ „schrie sie, „und sank halb todt zu meinen Füßen.„

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen „verschmachten sehen!„ rief er mit wildem Tone.„

„Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich „zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und „was dieß alles bedeuten sollte?„

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein „wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baum„ „wollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in „Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, „aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er „wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen „lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir „hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich „aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches „Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich „flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von „hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, „und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist „nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch „Frau und Kinder ernähren. Ich fieng also an mit

„Mühe

„Mühe einen Stuhl zurecht zu bringen, und webte „Kottonade. Dieſes Zeug war dort bisher noch „unbekannt geweſen, es fand viele Käufer, ſobald „es bekannt wurde. Plötzlich ward ich auf das Rath„haus gerufen, und bekam Befehl, meine Arbeit ein„zuſtellen. Ich fragte erſtaunt: weswegen? Weil „Ihr ein Pfuſcher ſeyd, rief der Altmeiſter der Raſch„macher, welches die ſtärkſte Zunft in der Stadt „war, weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt, und „weil Ihr kein Meiſterſtück gemacht habt. — In Böh„men, erwiederte ich, giebt man keine Lehrbriefe, ſon„dern es kann jeder weben, wer will, und was er „will, und was das Meiſterſtück anbetrifft, ſo ſeht „meine Waare an, ob ſie nicht ſo gut iſt, als irgend „Kottonade ſeyn kann. — Eben dieſes Zeug ſollt Ihr „gar nicht machen; es iſt verboten, ſagte ein Raths„herr ſehr ernſthaft. — Weswegen? ſagte ich noch „mehr erſtaunt. — Weil es nicht der Vorſchrift ge„mäß iſt; weil es der Grundverfaſſung der Stadt zu„wider ſeyn würde. Schon vor langen Jahren ha„ben die Gewerke Streit miteinander gehabt, und „da iſt durch ein Geſetz feſtgeſetzt worden, was für „Zeuge, und wer ſie machen ſoll, die Leinweber Lein„wand, die Tuchmacher Tuch, und die Raſchmacher „Raſch. — Aber, lieber Gott! rief ich, was kann ich

„dafür, das derjenige, der das Geſetz machte, alle „möglichen Zeuge in Leinwand Tuch und Raſch ab„theilte, und daß keiner daran dachte, daß es auch „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum, „hieß es, Euer Geſuch iſt wider alle gute Policey, „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht „dulden wollen, oder man wird Euch Ernſt weiſen.„

„Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn „ich leben wollte, und ſo kamen des andern Tages „die Altmeiſter, ſchlugen meinen Stuhl auseinander, „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs „Rathhaus. — Ich ſchrie über Gewalt. Hat man „Euch nicht genug gewarnt? ſagte der Rathsherr fro„ſtig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers „ſterben, wenn ich nicht arbeiten ſoll. — Wer ſagt „denn, ſprach der Rathsherr mit weiſer Miene, daß „Ihr nicht arbeiten ſollt, Ihr ſollt nur nicht ſolches „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden „wollen; es ſind ja ſonſt Handwerke genug. — Aber, „lieber Herr! ſagte ich, die werden auch zünftig ſeyn, „und werden mich nicht aufnehmen, und d um habe „ich einmal nichts anders gelernt, als Kottonade „weben. — Ich merke wohl, Ihr ſeyd widerſpenſtig; „ſeht zu, ob man Euch ſonſt wo dulden will, bey uns „werden wir Euretwegen die Geſetze nicht ändern: — „dieß war mein Abſchied.„

„Ich

„Ich mußte alſo mit meiner Familie fort. Ge-
„ſtern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt
„an, wo man uns nicht einlaſſen wollte, weil wir
„keinen Paß hatten. Ich beſaß keinen Heller mehr,
„wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegeſſen.
„Wir mußten in dieſem Walde unter einem Baume
„bleiben, die Kinder ſchrien bis nach Mitternacht um
„Brodt. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts
„geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges
„Schlummers, erwachte ich vor Sonnenaufgang;
„ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder,
„und dachte voll Entſetzen, daß ſie alle in dieſem
„Walde verſchmachten müßten. Ich erblickte von
„fern einen einzelnen wohlgekleideten Menſchen. Die
„Verzweiflung gab mir einen böſen Rath. — Ich
„ſtutzte einen Augenblick beym erſten Schritte, den
„ich that; aber der Anblick meiner ſchmachtenden Kin-
„der brachte mich aufs neue in Wut. — Und
„wenn er ſich wehrt, und deiner mächtig wird? dacht'
„ich. — Ey nun! ſo mag man mich gefangen neh-
„men, aber denn wird man doch meine Frau und
„Kinder im Spitale verſorgen müſſen. Ich ſtürzte
„wie ein Unſinniger auf Sie zu, aber Sie wehrten
„Sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr, als
„ich für die itzige Noth brauchte. Wars nicht ab-

„scheulich, den Mann zu berauben, der mir gutwil-
„lig würde gegeben haben. —— Ich bin in Ihren
„Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen,
„aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und
„Kinder.„

„Ich war äußerst gerührt. Ich ließ diesen un-
„glücklichen Leuten, was im Beutel war, und eilte
„fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.„

„Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann lei-
„det auch, weil die Vorfahren ein Symbolum für
„die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben
„soll, auf Tuch, Rasch und Leinwand eingeschränkt
„haben! Und dieser übelverstandnen Formalie wegen
„sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er
„ist in Verzweiflung gerathen. Natürlich! das
„zahmste Thier wird wütend, wenn es seine Jungen
„darben siehet! — Und ich, der ich auch Vater bin,
„soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben
„zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschrei-
„ben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst
„und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle an-
„dern, die damit in Kollision kommen, weichen müs-
„sen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Kö-
„nige und die Priester haben den Erdkreis unter sich
„getheilt, so das nichts mehr übrig ist. Auf dem
„Flecke,

„Flecke, auf dem ich athme, regiert jemand, wohin „ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren. „So wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne „Regenten seyn, oder mir Regenten und Regie„rungsform nach meinem Gefallen einrichten kann, „eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner „besondern Religion, leben. Jede Religionspartey, „die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich ge„zogen, habe ich nicht ihr Schiboleth, so heißts noch „Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich „kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber „wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die „die mich wieder ausstößt. Wohl denn! ich will blei„ben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern „kann.„

„Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unter„schrieb, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein „Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen „und Beichte sitzen und Kranken trösten sahen, so „wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir ver„söhnt, und wunderten sich selbst, wie sie mich für „einen so garstigen Ketzer hätten halten können. Aber „nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der „Hand still schwiegen, nur auf eine Gelegenheit lauer„ten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

„gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Ab-
„handlungen ohne meinen Namen, die ich in ein
„Wochenblatt einrücken ließ. Mein Superintendent
„entdeckte bald, daß weder die Rechtfertigung, noch
„die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der thä-
„tige Gehorsam, noch die Homoousie, an der Stelle
„standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich
„wurde vor eine meinetwegen niedergesetzte Kom-
„mission citirt. Man begegnete mir im voraus
„als einem teuflischen Ketzer, man verlangte Erklä-
„rung, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen
„Büchern, quia, beyfiele, oder nicht? Ich verthei-
„digte mich, und brachte die Kommissarien noch mehr
„in Harnisch; denn sie hatten einen bloßen Widerruf
„und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Ab-
„setzung war unwiderruflich beschlossen, und ich hätte
„vielleicht mein Leben, als ein Uebelthäter, in einem
„Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen,
„wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge
„Officier, sich abermals meiner angenommen, und
„mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichs-
„grafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Gra-
„fen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen,
„daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt
„sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechts
„mit

„mit unüberwindlicher Macht entgegensetzen, daß „allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren „und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und „herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche „einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut spre„chen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Graf voll„jährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und „danke Gott, daß ich in einer Lage bin, in der ich meine „Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Aus„drücke auf Schrauben setzen darf.„

„Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große „Glückseligkeit, die man in Berlin genießet. Hier „ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine „Gedanken sagen darf, wo man niemand verketzert, „wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem „Maße herrschen.„

„Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Mei„nung, sagte Hr. F. lächelnd. Freylich, wer, so „wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der „Meinung des Publikums abhängen darf, kann in „Berlin denken und sagen, was er will; mit demje„nigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was „man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es „eine ganz andere Sache. Die Regierung begünstigt „die Freiheit zu denken, besonders in Religionssachen;

„wir

„wir haben auch einige sehr würdige Geistlichen, die „die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für „Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht völlig „so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so we„nig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt, „geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen.„

„Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie „auswärts in einem ganz andern Rufe. Man glaubt „vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten, „Naturalisten, und wer weiß von was für isten mehr. „Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions„sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich „gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zu„fälliger Weise Reden gehört, die man anderer Orten „vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne „öffentliche Ahndung zu befürchten.„

„Nein! öffentliche Ahndung hier freylich nicht. Un„sere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich „eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen „von Religionssachen deshalb nicht bessert, wenn man „sie einschränkt und ahndet, sondern vielmehr da„durch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers „zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt nie„mand wegen Meinungen. Daher machen gute und „schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so

„viel

„viel Anſehen, als an andern Orten. Hierdurch „geſchiehet es, daß ſich in Berlin, in dieſer Abſicht, „die Menſchen mehr ſo zeigen, wie ſie ſind. Sie „können in Berlin vielleicht unter ſpekulativen Ge„lehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung „für unnöthig halten, und unter lockern Weltleuten „auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber „Leute von ſolchen Grundſätzen werden ſie unter Ge„lehrten und unter Weltleuten allenthalben, ob„gleich nur etwas verborgner, finden können, und in „Berlin machen ſie gewiß eine ſehr geringe Anzahl „aus. Wenigſtens, wer ſolche Meinungen an ſich „merken läßt, wird weder hochgeſchätzt noch geliebt „werden. Der Berliniſche Pöbel iſt noch eben ſo „beſchaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nach„dem er eine erbauliche Predigt wider die Freygeiſter „gehört hatte, dem bekannten Edelmann die Fenſter „einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, ſind auch un„ſere guten Berliniſchen Bürger überhaupt zu nichts „weniger, als zu ſo freyen Meinungen, geneigt. Ich „wollte wohl Bürge für ſie ſeyn, daß ſie auch nicht „einmal die geringſte Hetcrodoxie verſchlucken wür„den, ſie müßten ſie denn etwa, mit gutem Herzen, „für Orthodoxie halten.„

„Das

„Das dächte ich doch nicht. Sie müssen neuen „Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens „haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft „die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis„her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.„

„Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen an„dern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. „Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftstel„ler und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern „Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen „Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dog„matik abgehen, oder irgend worinn über die Schnur „hauen sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite „der Vernunft, als von der Seite der erhitzten Einbil„dungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutsch„land hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir „Inspirirte hatten, welche weißagten und Wunder „thaten, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und „ist, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger „von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde „ich eher sagen, sie wären pietistisch als heterodox.„

„Pietis-

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dieß, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums, das Predigen in Versen verboten wurde.

„Pietiſtiſch? rief Sebaldus aus; die Bürger „von Berlin pietiſtiſch!„

„Ja! Ja! verſetzte Herr F. pietiſtiſch, oder „orthodox von der pietiſtiſchen Seite; denn „Sie wiſſen, es ſind noch nicht funfzig Jahre, „daß groſſe Streitigkeiten zwiſchen der orthodoxen „Orthodoxie und zwiſchen der pietiſtiſchen Or„thodoxie geführet wurden,„ und zu der letztern „hat ſich ein groſſer Theil der Einwohner von „Berlin ſchon damals und in der Folge geneigt: „woher wäre ſonſt der groſſe Beyfall entſtan„den, den nebſt Leuten, wie Spener und Schade, „auch Fuhrmann, Schulz, Wolterodorf und „andere nach einander gehabt haben.

„Sie reden von vergangenen Zeiten, ſeitdem aber „hat ſich wohl in Berlin vieles gar ſehr abgeändert.—

„In den Schriften, die herauskommen, iſt die Ver„änderung geſchwinder und allgemeiner, als in den „Gemüthern der Einwohner geweſen. Dieſe ſind, in „Abſicht auf Religionsgeſinnungen, noch beynahe eben „das, was ſie vor vierzig Jahren waren. Ich habe ſo„gar bemerkt, daß ſich ihre dogmatiſchen Geſinnungen „nach den Gegenden der Stadt, wo ſie wohnen, modifi„ciren. In der alten guten Stadt Berlin findet man „noch alte Gewohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die

„Pfarr-

„Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai
„am Molkenmarkt, und in der Stralauer Straße
„bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
„reine Orthodoxie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
„noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiederge-
„burt können disputiren hören; desgleichen haben die
„Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
„städten noch alle löbliche Anlage auf einen Ketzer
„mit Fäusten loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
„gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
„Freygeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
„es auch, wo der Probst Reinbeck, im Hauden-
„schen Buchladen auf der Schloßfreyheit, seine Be-
„trachtungen über die Augspurgische Konfes-
„sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
„und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
„Vernunft, für die Orthodoxie, aufgeworfen hatten,
„ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
„tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
„auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
„ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichern
„Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
„und man wird die Neigung für die Orthodoxie viel
„stärker finden, ja ich vermuthe, daß sie bey den Ger-
„bern, Pergamentmachern und Seifensiedern in

Neu-

„Neukölln bis zum Eifer ſteige. In den dumpfi-
„gen Gaſſen des Werders wohnen die Separa-
„tiſten, welche Gott einſam dienen; in den hö-
„her gelegenen die ſtillen Gichtelianer,*) die ruhige
„Beſchaulichkeit lieben, und unerkannt wohlthun. Um
„die Gegend der Hoſpitalkirche zu St. Gertraut
„fangen die Herrnhuter an ſich zu zeigen, und ſo
„wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichs-
„ſtadt anfangen, ſo fangen auch die Religions-
„geſinnungen der Einwohner an, luſtiger und geiſ-
„tiger zu werden. Pietiſten, die in Gefühlen und
„innigen Empfindungen ihre Religion ſuchen, und
„Schwärmer von allen Gattungen, finden ſich hier,
„und der innere Trieb der Raſchmacher und Woll-
„kämmer bricht hier oft in Erbauungsſtunden und
„Weißagungen aus. Die Dorotheenſtadt wird
„zum Theil von ketzeriſchen Reformirten und Fran-
„zoſen bewohnt. Aber in allen Gegenden der Stadt
„iſt eine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft
„in Geſellſchaften angetroffen habe, denen man es
„anmerkt,

*) Dieſe harmloſe Religionsſekte unterſcheidet ſich [illegible] durch ſehr anſehnliche Almoſen, (zuweilen von einigen tauſend Thalern,) die ſie giebt, und zwar mehrentheils ſo unbekannter weiſe, daß man der Geber nur muthmaßen kann.

„anmerkt, daß sie niemals weder Orthodoxie noch „Heterodoxie untersucht haben, bey denen es hinge„gen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll, „wie es war. Es giebt unter ihnen so gar deliirte „Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauen„zimmern tändeln, und doch die Nase rümpfen kön„nen, wenn sich die geringste Ketzerey spüren läßt.

„Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebal„dus; kenn wenn solcher Leute in Berlin viele sind, „so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwür„dig vor, daß hier die Erleuchtung und die Frey„heit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir „vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß „diejenigen, die aus Trägheit und Nachläßigkeit die „Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am „meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und „Nachläßigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer, „selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch „Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthü„mer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht unter„suchen mag.„

„In diesen Gesinnungen werden viele Einwohner „Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und viel„leicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.„

Sieben-

Siebenter Abſchnitt.

Unter ſolchen Geſprächen hatten ſie ſich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeſchlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo ſie ſich ziemlich ermüdet auf eine Bank niederſetzten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Geſpräche ſaß.

„Es müſſen doch noch einige andere Urſachen ſeyn, „ſagte der Kandidat, warum die Freydenkerey ſo ſehr „in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und „Wollust gehen in andern größen Städten auch im „Schwange, aber man ſiehet da nicht ſo viele öffent„liche Freydenker..

„Freylich, verſetzte der Prediger, unſere ſchönen hete„rodoxen Herren, die die Religion ſo menſchlich machen „wollen, und die dabey die Würde unſeres Standes ganz „aus der Acht laſſen, ſind am meiſten Schuld daran. „Sie wollen den Freydenkern nachgeben, ſie wollen ſie „gewinnen. Als ob es ſich für uns ſchickte, mit Leuten „ſolches Gelichters Wortwechſel zu führen. Man muß „ihnen kurz und nachdrücklich den Text leſen, man muß „ihnen das Maul ſtopfen, man muß ſich bey ihnen „in der Ehrfurcht zu erhalten wiſſen, die ſie uns ſchul„dig ſind.„

„Das ist wahr. Nur ists zu beklagen, daß diese „Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders „für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht „haben.“

„Daran sind wieder die neumodischen Theologen „schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit „man die Layen im Zaum halten muß. Sie schwatzen „immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und „vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. „Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an,“ (Hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute) „die der Staat „verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. „Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt „sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber „zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht „von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie „es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein „göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir „empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, „sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu „Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse „macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher

„licher Weise, die Religion mehr geschätzt werden.
„Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit ha-
„ben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie
„sich und ihren Orden und die Religion darüber ver-
„gessen.

„Es ist wahr, sagte der Kandidat, indem er den
„Kopf schüttelte, es scheint mir auch fast, daß die
„Protestanten, in der Absicht eine päbstische Hierar-
„chie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern
„Ständen allzusehr gleich machen.“

„O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig,
„oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und
„Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther
„und Melanchthon nicht vergeben, daß sie die
„Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge
„des geistlichen Standes so wenig geachtet haben.
„Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Chri-
„stenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Ach-
„tung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen,
„wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Frey-
„geister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß
„an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen
„ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch
„die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern
„Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Ham-

„burg, oder einem Präpositus in Mecklenburg, oder „einem Superintendenten in Sachsen, oder einer „theologischen Fakultät in Greifswalde und in Göt„tingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein kur„zer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen „Berlinischen Predigern können sie bald fertig werden; „wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine „Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben, „da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt „daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen „den Daumen aufs Auge drücken sollten.„

„Ach! rief der Kandidat mit einem Seufzer aus, „seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewidmet „habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht „mehr so recht angehen will. Nun muß man schon „aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zwei„fel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Wider„legungen und Beweise gefaßt machen. —„

„Damit, fiel ihm der Prediger ins Wort, werden „Sie nicht weit kommen. Die Layen müssen glauben, „was ihnen an Gottes statt gesagt wird, und ihre „Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen! „Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rech„te, das man annehmen muß, wenn man es auch „nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückfüh„ren

„ren

„ren kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln „doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es „nochmals, dem Layen muß und soll man nicht er„klären und beweisen, sondern er muß glauben. „Es kömmt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern „auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenba„rung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, „sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht „zeigen, ihr aber keinesweges, wie unsre trefflichen Leh„rer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen „zugestehen.„

Herr F. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: „Und unsern neumodischen Theo„logen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so „viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie „wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich „krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze „aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen „dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in man„cherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen „Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent.—„.

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: „Und wenn „sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelne Vor„urtheile bestreitet, aber viele andere damit verbun„dene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner „Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonse„quent seyn oder scheinen. Die Verbesserer der Reli„gion mögen immerhin ein zerrißnes Buch seyn, daß „weder Titel noch Register hat, und in welchem hin „und wieder Blätter fehlen; aber auf den verhande„nen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche „Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammen„hang, lieber haben, als Nicenens Beweis der „Ewigkeit der Höllenstrafen, und wenn dieß „Buch noch so kompiet wäre.„

Der Prediger schaute, mit stierem Blicke, und ver„längertem Angesichte, dem Sebaldus gerade ins Ge„sicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte, indem er sich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nach„druck und Würde: „

„Sie sind also, wie ich merke, ein Gönner der „neuern heterodoxen Theologen. Sie werden ver„muthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt ha„ben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals un„überlegt. Sagen Sie mir also doch, was für ein

„Chri-

„Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese „Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben.„

„Ey nun! versetzte Sebaldus, es könnte wohl ein „sehr christliches Christenthum werden.„

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum „wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der „wahre Namen!„

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche „Geschlecht wird durch eine Benennung weder glück„lich noch unglücklich.„

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die „Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. „Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art „könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber, „setzte er mit einer weisen Miene hinzu, sind sie seichte „Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und „so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, „auf dem halben Wege stehen bleiben.„

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ists, mei„nes Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den „halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit „ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der „andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm „seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur „einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der

„nur eine ganz kleine Strecke durch ſeinen Fleiß bah„net, iſt mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der „aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus „Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, „die Falſchheit die vor den Füßen liegt, für Wahr„heit ausgiebt..

„Alſo, rief der Prediger mit einem ſpöttiſchen Lä„cheln aus, wollen Sie erſt neue Wege zur Wahrheit „bahnen? Sie kommen zu ſpät, mein lieber Herr! der „Weg iſt ſchon ganz gebahnt; er heißt die Bibel, „Und dabey haben uns unſere Vorfahren einen ganz „untrüglichen Wegweiſer geſetzt, der heißt die ſym„boliſchen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuth„licher Weiſe, nicht geleſen, denn die Herren Selbſt„denker pflegen nicht ſehr beleſen zu ſeyn. Wenn Sie „mich zuweilen beſuchen wollen, ſo können Sie ſich „näher belehren. Ich will Ihnen unſere ältern Theo„logen zu leſen geben, denn die werden ihnen wohl „gänzlich unbekannt ſeyn. Sie werden darinn, zu „Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längſt er„örtert, alle Zweifel längſt beſtimmt, und alle die „neuen Meinungen, auf die ſich die neuen Hetero„doxen ſo viel zu Gute thun, längſt widerlegt finden. „Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in „der ..., Straße..

Hiemit

Hiemit ſtand er auf, das ſüße Lächeln der Selbſtzufriedenheit auf ſeinen Lippen. Die andern ſtanden gleichfalls auf, und jeder gieng ſeinen Weg.

Achter Abſchnitt.

Nach einer kurzen Pauſe, ſagte Sebaldus: „Hätte „ich doch nimmermehr gedacht, daß man auf „dieſe Art in Berlin von den ſymboliſchen Büchern „reden würde. Ein untrüglicher Wegweiſer! „Ich dächte, kein vernünftiger Menſch würde blindlings einem Wegweiſer folgen, der vor mehr als „zweyhundert Jahren geſetzt worden, er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiſer ſeit „zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg „ſeyn geändert worden. Wenn man dieſe Trüglichkeit überlegt, ſo muß man ſich ſehr wundern, daß „die Menſchen ſo großes Verlangen bezeigen, ſich „nach Lehrformeln, Synodalſchlüſſen und ſymboliſchen Büchern zu richten.

„Die Menſchen ein Verlangen? rief Herr F. „aus. — Dieß glaube ich eben ſo wenig, als daß die „Menſchen ein Verlangen haben, ſich bey der Naſe „herumführen zu laſſen. Aber diejenigen, welche die „Menſchen beherrſchen wollen, brauchen Naſen, dar-

„an

„an sie dieselben herumführen können, und dazu „sind die wächsernen Nasen am besten. Glauben „Sie denn, daß der Mann, der eben itzt so viel von „symbolischen Büchern redete, ihnen eben so strenge „anhängt, als er verlangt, daß ihnen andere an„hangen sollen?„

„Dieß muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil ich „den Mann nicht genau genug kenne.„

„Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich kenne „aber nicht wenig Geistliche von hohem Sinne, die „vielleicht sehr leicht Heterodoxen geworden wären, „wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche Aemter zu er„langen gewesen wären. Wenn sie aber sehen, daß „andere schon mit besserm Erfolge durch Heterodoxien „Ruhm erworben haben, wenn sie fühlen, daß sie „schwerlich Geschicklichkeit und Muth genug haben „möchten, noch wichtigere Neuerungen zu wagen, so „ekelt ihnen davor, Heterodoxen vom zweyten oder „dritten Range zu seyn, und sie ergreifen die viel be„quemere und sichrere Partey, sie stellen sich an die „Spitze der Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Pro„vinz, und wenden eben die Lebhaftigkeit des Geistes, „mit der sie Ketzereyen hätten anstiften können, an, „um sich Ketzereyen zu widersetzen. Sich auf die äl„tern Theologen und auf die symbolischen Bücher, bloß

„als

„als auf unwiderſprechliche Grundgeſetze, zu berufen,
„iſt ſchon eine ſo alte politiſche Maxime ſolcher Leute,
„daß ſie bereits abgenutzt iſt, und daß die Klügern
„unter ihnen ſchon auf ganz andere Mittel denken,
„um den Ruhm, den ſie durch neue Heterodoxien nicht
„zu erhalten wußten, durch eine neue Orthodoxie von
„ihrer eignen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn
„dieſe Herren auch vergeben, daß ſie noch ſo alt-or-
„thodox wären, ſo iſt doch gemeiniglich die Art, wie
„ſie orthodox ſeyn wollen, ſehr neu.“

„Dieß kann wohl nicht anders ſeyn, erwiederte
„Sebaldus, denn je mehr ich den Gang, den der
„menſchliche Verſtand in ſeiner Entwicklung von je
„her genommen hat, bedenke, deſto unmöglicher
„ſcheint es mir, daß alles ſo bleiben ſollte, wie es
„vor zweyhundert Jahren geweſen iſt, und deſto un-
„gereimter ſcheint es mir, daß man, durch Vorſchrif-
„ten von irgend einer Art, die Veränderungen der
„Meinungen und ihren Fortgang hindern will. Die
„ſymboliſchen Bücher ſind für die Zeit und unter
„den Umſtänden, unter denen ſie gemacht worden
„ſind, ſehr gut. Aber wenn wir denſelben beſtändig
„anhangen wollten, ſo befürchte ich, da ſich ſeitdem
„Regierungsform, Wiſſenſchaften und Sitten gänz-
„lich geändert haben, wir würden endlich eine Theo-

„logie

„logie bekommen, die sich für die Zeit, in der wir le„ben, auf keine Weise schicken würde.„

„Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen „die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhun„derts zur unveränderlichen Form des Glaubens an„nehmen, so handeln sie gerade eben so klug, als „wenn unsre Schneider die steifen Kragen, kurzen „Mäntel, und weiten mit Pelz bebrämten Röcke eben „dieses Jahrhunderts zur unveränderlichen Form der „Kleidertracht hätten festsetzen wollen. Die Erfah„rung lehret uns, daß die Meinungen sich nicht min„der verändern, als die Kleidertrachten. Es geht da„her auch den symbolischen Büchern eben so, wie der „Kleidung der Geistlichen. Als die symbolischen Bü„cher gemacht wurden, enthielten sie bloß die allge„mein angenommenen Meinungen aller Glieder der „Lutherischen Kirche, so wie die Kleidung der Geist„lichen, dem Schnitte nach, die Kleidung aller ge„lehrten Leute, und die schwarze Farbe, die „Farbe eines Biedermanns war, wenn er feyer„lich erschien. Als die Kleidermoden sich änderten, so „blieben die Geistlichen in derselben immer wohl vier„zig oder funfzig Jahre zurück, so wie es ihnen „noch oft in der Litteratur und Philosophie geht. „Endlich änderte sich die Welt so sehr, daß der Schnitt

„des

„des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers „Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das „Symbolum eines besondern Standes blieb. Und „dennoch befürchte ich, es gehe noch in einer andern „Absicht, der Konformität mit den symbolischen Bü„chern, wie den Aermeln und den Mänteln der Geist„lichen. Obgleich jene immer Orthodoxie heißt, „und diese immer schwarz bleiben, so haben sie beide „doch, sonderlich seit funfzig Jahren, so viel kleine, „aber wesentliche Veränderungen erlitten, daß im „Grunde, ein guter alter orthodoxer Dorfpastor, der, „seit Buddeus Zeiten, an keine Veränderungen we„der in der Gelehrsamkeit noch in Rockschößen und „Perücken gedacht hat, von einem jungen orthodoxen „Diakon itziger Zeit, der vier Jahre lang in adelichen „Häusern Hofmeister gewesen ist, aller Konformität „unerachtet, eben so stark in der Kleidertracht, als in „der Glaubenslehre verschieden ist.

„Sebaldus sagte lächelnd, es dünkt mich doch fast, „die Dogmatik habe seit meiner Jugend mehrere Ver„änderungen erlitten, als die Kleidertracht. Ich dächte die Geistlichen giengen noch eben so, wie vor vier„zig Jahren, in Röcken, und in Krägen und Mänteln.

„Ich dächte nicht. Sie haben nur auf jene Ver„änderung mehr acht gegeben, als auf diese. Sie

„ist

„ist eben so merklich. Ja sogar, oft ist sie aus Be-
„gierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unter-
„scheiden, entstanden, und dann ward sie ein Stück
„der Kirchengeschichte..

„Sie scherzen. Wie kann die Glaubenslehre auf
„die Kleidertracht einen Einfluß haben! Außerdem
„sieht ja, in der ganzen protestantischen Kirche, eine
„Priesterkleidung der andern ähnlich..

„Keinesweges! Der steife Wolkenkragen in
„Hamburg, Braunschweig, Breßlau, Leipzig, und
„das feine Ueberschlägelchen anderer Länder, die
„enge Summarie in Mecklenburg und Holstein, der
„weite Priesterrock in Sachsen und Anhalt, der
„Mantel in Brandenburg, das sammtne Kalott-
„chen, das der Danziger Prediger auf seine Perücke
„nähet, sind alles wesentliche Unterschiede, die, so
„wie alle Dinge in der Welt, ihren zureichenden
„Grund, (determinirenden Grund, dachte Sebal-
dus heimlich bey sich) und vielleicht oft zunächst
„in der Lehre haben. Hier habe ich eben eine un-
„gedruckte Handschrift: Historische Versuche über
„Berlin betitelt, in der Tasche, die mir ein Freund
„mitgetheilt hat. Ich will Ihnen daraus etwas we-
„niges von der Geschichte der Hüte und Mäntel
„der Berlinischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht

„merken,

„merken Sie daraus, daß die Eingeweihten aller Orden „Zeichen haben, die den Augen der Profanen entgehen.„

Sie ſetzten ſich abermals auf eine Bank, und Herr F. las, wie folget:

„Philipp Jakob Spener, ein gutmüthiger red„licher Mann, der, in einem Zeitalter voll theologi„ſches Stolzes, und theologiſcher Zänkerey, beſchei„den und friedliebend war, der, vorzüglich vor allen „dogmatiſchen Spitzfündigkeiten, die er gern vermie„den hätte, und nach dem Genius ſeines Zeitalters „nicht vermeiden konnte, die Rechtſchaffenheit und „die Lauterkeit des Herzens einſchärfte, befliß ſich „nicht in ſeiner Kleidung etwas ſonderliches zu ha„ben. Sein ehrwürdiges Haupt,*) um das ſeine ſil„berweißen Haare in natürlichen Locken hinabhien„gen, wärmte ein kleines Kalottchen, und ſein weit„gefalteter Mantel (die damals gewöhnliche Tracht „der Gelehrten, die noch bis in das erſte Viertheil „dieſes Jahrhunderts alle Schüler in Berlin trugen,) „hieng, als eine brauchbare Bedeckung, ungekünſtelt „über die Schultern und Arme herab. Bald nach „ſeiner Zeit, ward ein Theil der Berliniſchen Geiſtlich„keit nach dem modiſchen Putze der Spaniſchen Pe„rücken**) lüſtern, die ſie ſo oft auf den Häuptern der „Geheimenräthe und der Edelknaben, an dem prunk-

*) Fig. 1. **) Fig. 2.

„vollen Hefe unſers guten Königs Friedrichs I. gie-
„hen hatten. Selbſt die Pietiſtiſchen Prediger mochten
„dieſe ſo oft abgekanzelte, und, nebſt den Fontangen der
„Frauenzimmer, vom Einblaſen des leidigen Teu-
„fels hergeleitete Kopfzierde, ſo bald ſie die Welt-
„leute mit dem Regierungsantritte König Frie-
„drich Willhelms ablegten, ferner nicht verſchmä-
„hen. Vermuthlich ihrer Gravität wegen; denn ſie
„fiengen nunmehr, gleich den Leuten, die ihre
„Denkzettel breit und die Säume an ihren Klei-
„dern groß machten,*) an, in ihrer Kleidung ſich
„gefliſſentlich von andern Menſchen zu unterſchei-
„den.**) Sie machten an ihren Kragen einen breiten
„Saum. Ein breiter nur zweymal aufgeſtutzter
„Schiffhut beſchattete vorn und hinten ihr Haupt,
„und in den Mantel wickelten ſie den Unterleib der-
„maßen ein, daß, bey dem wenigen Raume, den die
„Füße übrig behielten, derjenige unter ihnen, der
„von Natur nicht bedächtig war, einen bedächtigen
„Gang annehmen mußte. Da unſere ganze Lutheri-
„ſche Geiſtlichkeit um dieſe Zeit anfieng, ſich von
„der Hamburgiſchen Orthodoxie der polternden
„Mayer und Teunmeiſter, ab, und zum ſanftern Pie-
„tiſmus zu neigen, ſo ward dieſer eben beſchriebene
„Anzug

*) Matth. xxiii. 5. **) Ib. 2.

„Anzug ſehr bald das Merkzeichen eines jeden Luthe-
„riſchen Pfarrers. Denn die Reformirten, dem
„Hofe näher, wollten ſich nicht ſo ſehr von der ge-
„wöhnlichen Kleidung abwenden. Sie behielten den
„gewöhnlichen dreymal aufgeſtutzten Hut bey, und
„den Mantel,*) deſſen viele pedantiſche Falten ſie
„unmerklich vermindert hatten, ſchlugen ſie von den
„Schultern zurück, und hoben ihn im Gehen mit der
„linken Hand zierlich auf, ſo daß ſie mit mehrerm
„Anſtande fortſchreiten konnten. Nach einiger Zeit
„fiengen ſie an, den Mantel**), den ſie mit der linken
„Hand empor gehalten hatten, zu mehrerer Bequem-
„lichkeit ganz auf den linken Arm zu legen. Unter
„den Lutheranern, welche ſchon längſt den ſchmalern
„Mantel, und die freyern Füße der Reformirten
„mit heimlichem Neide mochten angeſehen haben,
„wagte es zuerſt ein Mann, in großen Dingen klein,
„und in kleinen Dingen groß, den Mantel***) um
„den Leib zu ſchlagen, und mit freyen Füßen einher zu
„treten, worum er bald viele Nachahmer bekam. Es
„wäre zu weitläuftig zu erzählen, welche Widerſprü-
„che jede von dieſen Veränderungen habe leiden
„müſſen, wie oft man aus der veränderten Art den
„Mantel zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre

*) Fig. 2. **) Fig. 4. ***) Fig. 5.

„geſchloſſen habe, und wie oft eine Neuerung in der „Lehre unbemerkt durchgegangen ſey, weil der Neuer„ling den Mantel noch nach der alten Art trug. „Genug, die alte ſymboliſche Reinigkeit des Man„teltragens bekam noch einen gröſſern Fleck, da „einige Kryptokalviniſten anfiengen, den Man„tel, nach Art der Reformirten, auf den Arm zu le„gen, ob ſie ihn gleich, weil ſie ſich denſelben nicht „ganz gleich ſtellen durften,*) auf dem rechten Arme „trugen. In kurzem wurde dieſer ſo kleine Unter„ſchied der Konfeſſionen auch nicht mehr beobachtet. „Die Mäntel wurden rechts oder links getragen, „ohne einzige Regel, wie es jedem einfiel. Und nun „konnte man einen Lutheriſchen Prediger von einen „reformirten deſtoweniger auf der Straße unter„ſcheiden, da eben zu der Zeit einige Lutheriſche Geiſt„lichen ſich unterfiengen, den ehrbaren Schifflhut, der „bisher immer noch das Schiboleth eines Berli„niſchen Lutheriſchen Geiſtlichen geweſen war, „mit dem dreyeckigten Hute zu vertauſchen, den alle Ein„wohner Berlins, und unter ihnen auch die refor„mirten Geiſtlichen, trugen. So vielem Wider„ſpruche auch dieſes Unternehmen anfangs aus„geſetzt

*) Bis 1.

„geſetzt war,*) ſo gieng es doch ohne weitere Ahn-
„dung durch. Denn nunmehr war die Zeit gekom-
„men, da die Unordnung und Lauigkeit in der Lehre,
„die ſich ſchon lange in die Herzen eingeſchlichen hatte,
„auch an den Kleidern ſichtbar werden ſollte. Vor
„Zeiten hatten ſich die Lutheriſchen und Refor-
„mirten, ſo viel wie möglich, von einander abgeſon-
„dert, auch wohl, eine Folge des Eifers für eines je-
„den Symbolum, weidlich mit einander gehä-
„dert, nicht weniger, eine Folge des Haders, ein-
„ander herzlich gehaſſet; nunmehr aber, da ſich
„ihre Geiſtlichen auch nicht einmal mehr, der Klei-
„dung nach von einander unterſchieden, war faſt
„gar die Frage nicht mehr, ob jemand Lutheriſch
„oder reformirt ſey. Dieſe Indifferentiſierey hatte
„aber auch andere ſchädliche Folgen. Denn die geiſt-
„lich Kleidung verliehr einen großen Theil ihrer

*) Unter andern fanden in einer gewiſſen Kirche, in welcher wechſelweiſe Lutheriſch und reformirt gepredigt ward, beide Gemeinen Urſach, ſich über dieſe Neuerung zu beklagen. Es war bisher die Gewohnheit geweſen daß der Prediger, ehe er in die Cathedra trat, außen, neben der Thür derſelben, ſeinen Hut anhieng, woraus die Zuhörer gleich abnehmen konnten, an welcher Konfeſſion die Reihe ſey. Nachdem aber der Hut ſeine ſymboliſche Kraft verloren hatte, ſo konnten die irregemachten Kirchkinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen unterſcheiden, ob die Predigt, die ſie hörten, Lutheriſch oder reformirt ſey.

„ſymboliſchen Deutung, und zugleich einen gro-
„ßen Theil ihrer Gravität. In der allgemeinen
„Sorgloſigkeit gegen alle beſtimmten äußerlichen Zei-
„chen, wurden die Mäntel immer ſchmäler, leichter
„und kürzer,*) und hiengen als eine zweckloſe Verzie-
„rung den Rücken herunter; die Perücken, die ſonſt in
„gravitätiſcher Zierde den Rücken herab wallten,
„oder auf den Schultern in ſanften Seitenecken ru-
„heten, gewannen täglich ein weltlicheres Anſehen,
„hoben ſich in Taubenflügeln und geſtreckten Lo-
„cken in die Höhe, und endlich trugen Prediger kein
„Bedenken, ohne alle Amtskleidung, **) in blauen,
„grauen und braunen Röcken auf der Straße und in
„Geſellſchaften zu erſcheinen, und ſich keiner gleich-
„gültigen Handlung zu entziehen, die ein jeder an-
„derer unbeſcholtener Bürger auch verrichten darf.„

„Und nun fragte Herr F. lächelnd: Was ſagen Sie
„zu dieſen Veränderungen der Kleidertracht, die doch
„offenbar mit gewiſſen Veränderungen in den Glau-
„bensgeſinnungen Schritt gehalten haben?„

„Ich ſage, antwortete Sebaldus ſehr ernſthaft,
„daß ſie nur merkwürdig werden, wenn ſie merkwür-
„dige Folgen haben, und die haben ſie nur, wenn
„man ſie für merkwürdig hält. Macht man ein un-
„wich-

*) Fig. 1. **) Fig. 2.

„wichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Rockärmel,
„oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen
„Veränderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar Auf-
„ruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. Eben des-
„halb sollte man, meines Erachtens, in Dingen, die
„von der Meinung der Menschen abhangen, nicht all-
„zuviel bestimmen und durch Zeichen festsetzen wol-
„len, weil dadurch Nebendingen mehr Werth beige-
„legt wird, als sie eigenthümlich haben. Das Be-
„zeichnete ist wesentlich, das Zeichen willkührlich.
„Hat ein jetziger Geistlicher Spenern edelmüthige
„Gesinnungen, so wird er einem weisen Manne eben
„so werth seyn, er mag sich schwarz oder grün kleiden,
„und jeder ehrliche Mann, der rechtschaffen handelt,
„und so viel er kann, tugendhafte Thaten thut, ver-
„dient verehrt zu werden, er mag seine Gedanken vor
„sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein
„Symbolum heften wollen. Wenn mich nicht alles,
„was ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne,
„trügt, so muß ich glauben, Gott selbst werde uns
„nach unsern Gesinnungen, und nicht nach unsern
„Spekulationen richten; er werde jedem gnädig seyn,
„der so viel gutes thut, als er in der Lage, in der er
„sich befindet, thun kann, und werde keinen verdam-
„men, weil er symbolische Bücher, die irgend eine

„Partey, die einmal auf einem Winkel der Erde „eine Zeitlang mächtig war, zur Richtschnur festgesetzt „hat, entweder nicht verstehen oder nicht billigen „konnte.“

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und setzten es fort, bis sie vor das Haus kamen, wo ihr beiderseitiger Freund, der Major, wohnte, dem sie diesen Abend einen Besuch zugedacht hatten. Indem sie eben ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem großen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebaldus Freund, von zwey Bedienten mit Gewalt die Treppe hinunter geworfen ward, denen der Pietist, mit welchem Sebaldus nach Berlin gekommen war, eiligst folgte, und mit weggewandtem Angesichte, die Hände über das Haupt zusammenschlagend, sich durch die Hausthür auf die Straße drängte. Herr F. und Sebaldus stießen die Bedienten zurück, die den wehrlosen und todtenblassen Schulmeister noch übler behandeln wollten, und der Major, der im Erdgeschosse wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine Thür geöffnet hatte, nahm ihn in seinen Schutz, und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn in einen Armstuhl sich niedersetzen ließ. Nach-

Nachdem der Schulmeiſter wieder etwas Athem zu ſchöpfen anfieng, war die allgemeine Frage: ‚was die ‚Urſache des Lärms geweſen ſey, und was er mit dem ‚im erſten Stockwerke wohnenden Edelmanne, deſſen ‚Bedienten ihm ſo hart begegnet, zu thun gehabt ‚habe.‘

Der Schulmeiſter antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichſten Ausrufungen; ‚Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! ich ‚bin ohne Rettung verloren!‘

Sebaldus ſuchte ihn durch alle möglichen Gründe wieder zur Faſſung zu bringen, der Major bot ihm ſeinen Arm, Herr F. ſeine Börſe und alle ſonſt nur mögliche Hülfe an.

Vergebens! er wiederholte ſeine troſtloſen Ausrufungen, mit den Geberden eines Verzweifelten begleitet, bedeckte dazwiſchen einmal über das andere ſein Angeſicht mit ſeinen beiden Händen, und weinte bitterlich.

Nach langem Zureden beruhigte er ſich endlich ſo weit, daß er, mit vielen untermiſchten Seufzern, folgendes erzählen konnte.

‚Sie wiſſen es, ſagte er, in dem er ſich zum Se‚baldus wandte, und ihm wehmüthig die Hand ‚drückte, wie ruhig und wie glücklich ich war. Ob‚gleich

„gleich arm, hatte ich doch mein Auskommen. Ich „arbeitete, nebst meiner Frau, sechzig; und meine Toch„ter — o mein einziges Kind! Sie war nie ihren „Aeltern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie „den geringsten Verdruß gemacht, sie übertraf uns „an Fleiß, sie machte uns mit ihrer künstlichen Arbeit „Vergnügen; wenn wir Aeltern nur gerade die Noth„durft erwerben konnten, so verschaffte uns ihr Fleiß „zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein Aug„apfel, ich war mehr als glücklich, als der heuchleri„sche Böswicht, den sie haben aus der Thüre rennen „sehen, meine ganze Glückseligkeit, die ich auf Erden „habe, zerstörte. Er setzte sich in der St. Gertrauts„kirche oft neben mir, wo er auch wohl zuerst meine „Tochter mag gesehen haben. Er suchte meine Bekannt„schaft, indem er zwey arme Knaben in meine Schule „brachte, für die, wie er sagte, gottselige Leute das „Schulgeld bezahlen wollten. Er sah und lobte mei„ner Tochter Arbeit, er brachte in kurzem einen Men„schen mit, der seine ausgenähte Arbeit bestellte, und „reichlich bezahlte. Dieß war, wie ich hernach er„fahren habe, der Kammerdiener des wollüstigen „Müßiggängers, der in diesem Hause wohnt, ein „undeutscher Kerl, ohne Redlichkeit, ohne Menschen„gefühl, den das Wimmern der zu Grunde gerichte„ten

„ten

„ten Unschuld so wenig rührt, als den Schlächter das „Blöken des Lamms, dem er die Kehle abschneiden „will. Mit diesem hat der schändliche Unterhändler „vermuthlich den abscheulichen Entwurf ins Reine ge„bracht, mich und mein Kind ins Unglück zu stürzen. „Er führte meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mut„ter, zu seiner Muhme, wie er sagte, einer Matrone, „die ausgenähte Arbeit verfertigte, und verfertigen „ließ. Sie schien mit meiner Tochter Arbeit zufrie„den, zeigte ihr aber noch feinere, und gab ihr zu „verstehen, daß sie dergleichen von ihr wolle verferti„gen lassen, daß sie ihr mehrere Vortheile dabey zei„gen wolle, nur müsse sie unter ihren Augen arbei„ten. Mein Kind freute sich, mehr lernen zu kön„nen, und wir fanden kein Bedenken, sie in das „Haus einer Matrone zu schicken, bey der alles ein „fromnes und verständiges Ansehen hatte. Sie gieng „einige Monathe lang täglich in dieß Haus. Sie nahm „an Geschicklichkeit zu, und wir glaubten, diese Be„kanntschaft wäre ein Glück für unser Kind. Ach, „leider! wir wußten nicht, daß sie schon unwieder„bringlich unglücklich war. In den ersten Tagen „ihres Aufenthalts in diesem Hause, war der junge „Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu bestel„len, dahin gekommen, er hatte meine Tochter gese„hen,

„hen, und ihre Arbeit gleichgültig gelobt. In kurzem „ward er zudringender, die Wirthinn ließ ihn mit mei„ner Tochter gefliſſentlich allein, oder ward von „ihrem Vetter zu andern Geſchäfften gerufen. Nun „wandte er alle verführeriſchen Künſte an, um ein jun„ges Herz zu gewinnen, daß noch nicht gelernt hatte, „ſich gegen betrügeriſche Anlockungen zur Wehre zu „ſtellen. Das ſüße Gift der Schmeicheley bethört „wohl oft einen weiſen geſetzten Mann, wie ſollte ihm „ein junges unerfahrnes Mädchen widerſtehen kön„nen, das noch keinen hinterliſtigen Menſchen geſe„hen hatte, das jedes Herz für ſo ehrlich hielt, als „ihr eigenes. Kurz, ihr ward ihre Unſchuld geraubt. „Die Folgen davon ließen ſich bald ſpüren. Sie „ward kränklich, und das ſchreckliche Geheimniß konnte „ihrer Mutter ferner nicht verborgen bleiben. Wir „waren wie vom Blitze gerührt, aber Klagen und „Verwünſchungen waren zu ſpät, wir mußten nur „unſre armes Kind zu retten ſuchen, das in Kummer „über ihren Fehltritt, den ſie nun erſt in ſeiner wah„ren Geſtalt ſah, ſich das Leben abhärmte. Auf der „andern Seite wollte der Verführer auch nicht eher „von ihr ablaſſen, bis er ihrer völlig ſatt wäre. Er „ſandte täglich Verehrungen und Briefe, die nicht an„genommen wurden. Der Kammerdiener ſchlich ſich

„einige-

„einigemal ins Haus, wo ich ihn unsanft abwies. End„lich meldete sich heute der Unterhändler, der sich seit „langer Zeit nicht hatte sehen lassen. Er betauerte, „mit gleisnerischem Wortgepränge, den Unfall, den „ich hätte erfahren müssen, und, nach vielen Um„schweifen, kam er endlich auf seinen Antrag, nehm„lich, daß ich mit dem Herrn selbst sprechen möchte, „weil er mir Vorschläge thun wolte, die so vernünf„tig und billig wären, daß dadurch ein großer Theil „des geschehenen Schadens könne ersetzt werden. So „groß auch mein Widerwillen war, dem Verführer „meiner Tochter ohne Verwunderung in die Augen zu „sehen, so gieng ich doch mit dem dienstwilligen Un„terhändler hin. Was meinen Sie, daß der vernünftige „und billige Vorschlag war? (Hier drang ein Strom „von Thränen aus seinen Augen:) Meine Tochter „sollte Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre „werden, und ihr Vater sollte einen schimpflichen mo„natlichen Gehalt haben, um die Frucht des uner„laubten Umgangs zu erziehen. Hier konnte ich mich „nicht mäßigen, ich stieß aus, was der Unwillen „einem ehrlichen, obwohl armen Vater eingeben kann, „dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen darf, der „Kuppler seiner eignen Tochter zu werden. Der Kam„merdiener, der während der ganzen Unterhandlung

„eben

„eben so viel gesprochen hatte, als der Herr selbst, fand „es sehr lächerlich, daß ich mich einem Arangément „widersetzen wollte; daß der gnädige Herr der peine „fille ja weiter nichts übels thun wollte, u. d. gl. Ich „ließ meinen ganzen Unmuth aus, und wollte unver„züglich zur Thür hinaus, als der Unterhändler ins „Mittel trat. Er versicherte, daß er den ersten Vor„schlag selbst nicht billige, weil dadurch den Schwa„chen manches Aergerniß gegeben werden könnte; er „erklärte also, daß der Kammerdiener meine Tochter „heirathen, und das Kind als sein eignes aufnehmen „solte, dagegen werde ihm der gnädige Herr zum Haus„hofmeister machen, so bald er sich mit seinen Gläu„bigern völlig gesetzt habe, und wieder zum Genuß sei„ner Güter gekommen sey. Nein! länger konnte ich mich „nicht halten. Eben so gern würde ich meine Tochter „dem Büttel gegeben haben, der diesen Buben hätte „brandmarken sollen, welcher das vornehmste Werkzeug „der Verführung meiner Tochter gewesen war. Ich „sagte nunmehr dem Herrn gerade heraus, daß ich „sein Bubenstück auf keine Weise durch meinen Bey„tritt billigen wollte, daß ich die wenige Gerechtig„keit, die mir der Richter wiederfahren lassen könnte, „aus allen Kräften suchen würde, und daß er mit mei„nem Willen meine Tochter nie wieder solte zu Ge„sicht

»ſicht bekommen. Er kam darüber in die gröſte Wut, »und befahl seinen Bedienten mich hinaus zu werfen; »der Unterhändler wollte ihn zwar beſänftigen, aber »er hieß ihn auch zum Teufel gehen, und lief als ein »Rasender in ſein Kabinett.«

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermals ſein Angeſicht in ſeine Hände, und überließ ſich einer troſtloſen Verzweiflung.

Alles, was Sebalders und Herr F. thaten, um ihn aufzurichten, verfieng nichts. Er rief mit klägli̇cher Stimme aus: »Alle Hoffnung iſt für mich ver»loren! Selbſt die Geſetze haben keinen Schutz für »mich. Mein Gegner darf mich ungeſtraft beleidi»gen, ungeſtraft unglücklich machen!«

»Nein! das ſoll er nicht!« rief der Major, der »ſchon lange mit ſtarrer Aufmerkſamkeit zugehört hatte. »Wir wollen ſehen, was der Burſche zu »thun vermeint.«

Er rief ſeinen Reitknecht, ließ ſich bey ſeinem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein Paar Minuten drauf nahm er ſeinen Hut und Degen, und ſtieg die Treppe hinauf, ohne erſt Antwort zu erwarten.

Er fand den Edelmann im Vorſaale, im Begriffe auszugehen, um dieſen Beſuch zu vermeiden. Er

wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat gerade vor ihn, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Herr! sind Sie ein Edelmann?

„Ich dächte, war die Antwort, ich könnte mich in „ein hohes Stift aufnehmen lassen, wenn ich wollte. „Aber um Vergebung, wozu diese Frage, die mich be„fremden könnte?.

„Wozu? weil ich dächte, daß ein Edelmann auch „ein ehrlicher Mann seyn müßte, ehe er ein Edel„mann seyn kann.. —

„Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in meine „eigene Wohnung, mich zu beleidigen, geben sie wohl „Acht. —

„Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo es auch „ist. Sie haben, Herr! eines ehrlichen Mannes Toch„ter verführt, und haben noch dazu den Vater gröb„lich beleidigt, das thut kein Mann der Ehre im Leibe „hat, und das haben Sie gethan..

„Herr Major, wenn ich nicht für Ihr Alter Ach„tung hätte, — so würde ich... Aber pardieu ich weiß „auch noch nicht, was Sie von mir eigentlich wol„len. Meinen Sie etwa den Kerl, der eben hier „war? der geht mich gar nichts an. Mein Homme „de Chambre hat mit seiner Tochter was zu thun ge-

habt,

„hakt, und darüber lärmt der Vater. Aber er hat „Unrecht, denn mein Homme de Chambre will das „Mensch heurathen.„

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und versicherte den Major, in gebrochenem Deutsch, daß er noch zur Heurath bereit sey.

Der Major sah ihn flämisch über die Achsel an, und sagte: „Patron, wenn ich mit dir werde reden „wollen, so werde ich dirs sagen. — Mit Ihnen „habe ichs zu thun, Herr! der Sie sich ins Herz „schämen sollten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht „weiß, wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? „Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines ehrlichen „Mannes, weil Sie sie geschändet haben, nun für „Ihren Kuppler gut genug ist?„

„Das ist doch besonders, — ganz besonders; — „und Sie mäßigen sich noch dazu gar nicht in Wor„ten; — lassen Sie doch die Leute die Sache ausma„chen, die Sache geht mir ja gar nichts an; — und „darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, daran Theil „zu nehmen?„ —

„Wie? Herr! weil der Mann mein Freund ist.„ —

„Ah pardi! das ist eine andere Sache. Ich habe „nicht gewußt, daß Sie unter Leuten solcher Art auch „Freunde hätten.„

„Ja, Herr! Ich schäme mich nicht, eines ehrlichen „Mannes Freund zu seyn, und scheue mich, nicht je„den Schurken zur Rede zu setzen, der einem ehrli„chen Manne ungestraft Unrecht thun will.“

„Ich bin ganz betroffen, Herr Major; da ich gar „nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, kommen Sie „in meine Wohnung, und sagen mir voll Ungestüm „Dinge vor, die — — ich weiß gar nicht — Was „verlangen Sie denn, daß ich dem Manne und dem Mädchen thun soll?—

„Herr! Genugthuung sollen Sie beiden geben, „und — doch, durch welche Genugthuung können Sie „ein solches schimpfliches Verfahren wieder gut ma„chen!“ — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Sie, sehen also selbst, Herr Major, daß ich bey „der Sache nichts weiter thun kann; und wenn mein „Homme de Chambre das Mädchen heurathet, und „ich ihr in Ansehung seiner, ein Heurathsgut gebe.—

„Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung ge„ben, weil Sie ein Schurke sind, und sich unterste„hen, mit mir unter Einem Dache zu wohnen;“— und hiemit zog er den Degen.

„Herr Major! hören Sie doch vernünftige —

„Herr! zieh' Er, oder, straf mich Gott! ich will Ihm „zeigen, daß Er nicht werth ist einen Degen an der „Seite zu tragen.“

„Gut! Herr Major! ich will Ihnen Satisfak„tion geben, — aber auf Piſtolen; — — ich ſchlage „mich nicht anders, als auf Piſtolen.„

„Herr! mach' Er kein Federleſens, zieh Er auf der „Stelle, oder ich will Ihn —.„

Dem Edelmann blieb nichts übrig, als den Degen zu ziehen. Der Major drang auf ihn ein. Der Kammerdiener kam ſeinem Herrn mit gezogenem Hirſchfänger zu Hülfe, und plötzlich fuhr der Hirſchfänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr, oder vorſetzlicher weiſe, ſey dahin geſtellt.

Frentz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in die Gurgel, und gab ihm einen Deutſchen Fauſtſchlag auf den andern ins Geſicht. Der Major lag in ſeinem Blute, der Edelmann machte ihm eine verbindliche Entſchuldigung, wegen dieſes unglücklichen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke voll Verachtung beantwortete. Herr K. ſchickte nach der Wache. Der Kammerdiener ward in Verhaft genommen, der Edelmann bekam Hausarreſt. Der Major ward in ſein Bette gebracht und von einem Wundarzte verbunden, und der Schulmeiſter, den ſeines Vertheidigers Unfall, noch mehr wie ſein eigener, außer aller Faſſung gebracht hatte, ward halb

todt in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F. und von Sebaldus nach Hause gebracht.

Zehnter Abschnitt.

Der Major ward von seinen Freunden täglich besucht. Im Anfange schien die Wunde nicht gefährlich. Aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Das Wundfieber ward heftiger, die Entzündung nahm zu, und die Kräfte nahmen ab. Der Wundarzt erklärte endlich, daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung da wäre. Die sämmtlichen Freunde des Majors waren darüber sehr niedergeschlagen, der gute Franz aber, der über dreißig Jahre in des Majors Dienste gewesen war, weinte unablässig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der unter allen diese Nachricht mit der größten Gleichmüthigkeit aufnahm. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten, daß sie wahr seyn möchte.

Eines Tages war der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen Schlummer, in dem er einige Stunden verblieb, und als er erwachte, äußerlich ein wenig erquickt schien. Franz, der über dessen mißlichen Zustand sehr traurig war, ergriff die

die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und sie beide allein waren, und that, nach vergängiger Entschuldigung, eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

„Ob der Herr Major, nicht das Sakrament neh„men wollte.„

„Lieber Franz, du meinst es recht gut, sagte der „Kranke, aber wozu? Ich habe das Abendmahl im„mer nur genommen, wenn entweder das Regiment „kommunicirte, oder wenn ich besondere Ursach fand, „mich zu sammeln, und ernsthaft über mich nachzu„denken; aber glaube mir, Franz, ein Krankenlager „von drey Wochen giebt an sich selbst Gelegenheit ge„nug zum ernsthaften Nachdenken.„

„Aber, lieber Herr Major! ein Mensch muß doch „so schwer sterben, wenn er nicht gebeichtet hat.„

„Höre nur, mit der Beichte habe ich niemals et„was zu thun gehabt. Anstatt der Beichte sagte ich „allemal laut und ernstlich: Schaff in mir Gott „ein reines Herz, und gieb mir einen neuen ge„wissen Geist; verwirf mich nicht von dei„nem Angesichte, und sey mir gnädig. Damit „war mein Feldprediger zufrieden, und ich denke, Gott „wird auch damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage. „Aber höre, Franz, ich will jetzt thun, was ich sonst

„bey der Beichte that, ich will dich wegen alles deß„sen um Vergebung bitten, was ich dir kann zuwi„der gethan haben; vergieb es mir.„ Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte des Majors Hand, die er mit Thrä„nen benetzte, und sagte schluchzend: „Ach, Herr Ma„jor! ich kann Ihnen nichts vergeben, Sie sind im„mer mein guter Herr gewesen, und haben an mir „mehr Liebe bewiesen, als ich verdiente. Vergeben „Sie mir nur, wenn ich zu verschnell gewesen bin. „Ich dachte doch, man könnte nicht ruhig sterben, „wenn man nicht von einem geistlichen Herrn ordent„lich vorbereitet würde. Als Sie daher schliefen, lief „ich geschwind zu einem Prediger, der nicht weit von „hier wohnt, aber er war nicht zu Hause.

„Du hast recht gut gemeint, Franz; da er aber „nicht zu Hause war, ists nun auch eben so gut. Ich „habe mit diesen Herren nicht gern etwas zu thun, „wenn ich sie nicht vorher genau kenne. Ich lag, „du weißt es, auf dem Schlachtfelde bey Torgau, hart „verwundet, an zwölf Stunden, ehe du mich unter „den Todten und Blessirten herausfandest. Damals „konnte mir kein Feldprediger zusprechen, und ich war „zum Tode eben so bereit, wie jetzo.

Indem

Indem er dieſes ſagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu beſuchen.

„Sie kommen, mein lieber Freund, ſagte der „Kranke, gerade zur rechten Zeit. Ich werde von „dieſem Lager nicht wieder aufkommen, ich weiß es, „und bin ganz völlig gefaßt zu ſterben. Nun meint „mein guter Franz, (er drückte demſelben die Hand) „es ſey nöthig, daß ich von einem Geiſtlichen zum „Tode bereitet würde. Dieß wünſchte ich von nie„mand lieber, als von Ihnen, mein Freund. Thun „Sie, als ob Sie mein Beichtvater wären. Fragen „Sie mich, lehren Sie mich, beten Sie mit mir.„

Sebaldus ſagte ſehr gerührt: „Der Zuſpruch auf „dem Todtenbette iſt allezeit eine ſehr ſchwere und „zuweilen eine vergebliche Sache. Es kann daſelbſt „ſchwerlich noch eine Veränderung des Geiſtes verge„hen, wenn ſie vorher im ganzen Leben nicht geſche„hen iſt. Glaubenslehren zu beweiſen, iſt die Zeit zu „kurz und der Geiſt nicht heiter genug; Pflichten ein„einzuſchärfen, iſt zu ſpät. Die Schwachen aufzurich„ten, iſt was ein menſchenfreundlicher Prediger am „leichteſten thun kann.„

Maj. Herr! ich bin nicht ſchwach! ſchonen Sie meiner gar nicht, ſondern gehen Sie mit mir um,

wie ein Pfarrherr am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Seb. Ich würde mich warlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an verschiedene Wahrheiten, die den Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen, erinnere. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in Ihrer gehörigen Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so könnte ich vielleicht ihre Wirkungen vermehren, wenn ich, durch eine kurze Ueberlegung, eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Gesinnungen über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott da ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darinn, mit einer weisen Vorsehung regiere?

Maj. Freylich! ohne Gott geschichet nichts.

Seb.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten sey?

Maj. Nein, mit dem Tode ist alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Reden geschlossen, daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte, sie näher erläutern zu können. Wäre diese Meinung wahr, so wären wir, wie Sie selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Uebel, ohne zu gutem Zwecke zuläßt, auch, als ein gütiger Vater, für jedes Uebel den Trost in die Natur gelegt. Dieß hat mir schon vor langen Jahren über diese Meinung näher nachzudenken Gelegenheit gegeben; ich weiß daher, daß, in der Vernunft und in der Schrift, viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und, bey reiferm Nachdenken, gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß, wenn ein Todter recht todt ist, wie sollte sie wissen, was nach dem Tode vorgehet. Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Schrift betrifft, so steht viel gutes darinn. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nützen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen

chen Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche ſteht.

Seb. Wenn Sie denn alſo die Bibel geleſen haben, glauben Sie denn, daß darinn der Willen Gottes enthalten iſt, dem wir folgen ſollen?

Maj. Gottes Willen iſt, daß ein Menſch ein rechtſchaffner Kerl ſeyn ſoll, und nicht Unrecht thun. Das weiß jeder, und es ſteht auch in der Schrift. Das übrige mag für euch Herren Geiſtlichen gut ſeyn. Ein Soldat kann nicht ſo vielerley Dinge in ſeinen Kopf kriegen, worüber ihr euch diſputirt.

Seb. Sie geſtehen alſo, daß kein Menſch Unrecht thun ſollte. Gleichwohl thun die meiſten, ja man kann wohl ſagen alle Menſchen mannichfaltig Unrecht. Wie iſts nun, wenn wir mit unſern Sünden Beſtrafung verdient hätten?

Maj. So mögen wir ſie leiden. Wer heißt uns ſündigen?

Seb. Die Frage läßt ſich vielleicht nicht ſo gerade zu entſcheiden. Denn, wenn nun unſere Natur ſo unvollkommen iſt, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu ſchwach ſind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen.

Maj. Ey! denn kann Gott auf uns nicht zürnen. Er hat uns ſelbſt gemacht, und warhaftig recht mit

großer

groſser Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Urſach iſt. Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leiſten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der iſt ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhn ſtehn; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau ſtellen ſollte, ſo kann ich nicht ſagen, der Hund ſündigt, wenn ers nicht kann.

Seb. Sie ſchlieſſen viel zu raſch. Wir würden langſamer gehen müſſen, wenn wir dieſe Frage gründlich unterſuchen wollten, dazu fehlt uns itzt aber die Zeit. Laſſen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Ueberlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Beſtrafungen wegfallen, welche Tugend und Laſter, wie es offenbar iſt, in dieſem Leben nicht in angemeſſenem Maße erhalten. Und damit würden alſo auch alle Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Maj. Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun, weil es Recht iſt, und nicht weil er dafür belohnt ſeyn will. Werde ich belohnt, ſo iſts gut, wofern aber nicht, ſo muß ich doch rechtſchaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glaube er, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da

ehm

eben zur Rede gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Seb. Die Belohnungen sind aber doch Folgen guter Thaten. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekömmt.

Maj. Ey, ists nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue. Und dann, Herr! ists mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr, ist ein Mensch wie ich, und kann nicht alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen, was mir gehört.

Seb. Setzen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gestehen werden, an sich nicht unmöglich ist; setzen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben müssen, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, in vielen Fällen überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht viel vorsichtiger gehandelt haben, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so eingerichtet hat, wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige, der, in der Meinung, es sey nach dem

Tode

Tode alles aus, gethan hat, was ihm beliebt, und in dieſer Sorgloſigkeit vieles begangen hat, das er nicht rechtfertigen und deſſen Folgen in jenem Leben er nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieſer Welt ein beſſerer Bürger, und ein rechtſchaffenerer, tugendhafterer Menſch ſeyn werde.

Der Major ſah den Sebaldus mit ſtarren Augen an, und ſchwieg ſtill. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus:

Herr! daran habe ich noch in meinen Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch nicht Zeit, ſo weit hinzudenken. Aber ich beſinne mich itzt eben. Wenn auch ein künftiges Leben, und ein jüngſter Tag iſt, ſo glaube ich, ich werde dann ein Herz faſſen, und weder vor Gott noch vor dem Teufel erſchrecken. Laß ihr kommen den Teufel, wenn er mich anklagen will, er muß mich doch vor Gott anklagen, und der weiß, daß ich nie wiſſentlich etwas böſes gethan habe. O! du mein allmächtiger Schöpfer! würde ich ſagen, (er richtete ſich ein wenig auf, und faltete ſeine Hände,) du weißt, daß ich nie den hülfloſen Unglücklichen gedrückt, daß ich nie Wittwen und Waiſen betrübt, daß ich nie wiſſentlich dieſe Hände zum Böſen gebraucht habe. Zwar — (hier ſchwieg er ein wenig

ſtill

Ich; und schlug seine Augen nieder) ich hätte noch mehr Gutes thun können — Aber (hier hob er seine Augen abermals empor) allgütiges Wesen, ich werfe mich in deine Hände. Du hast mich zum Menschen machen wollen, also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen seyn. Ich verlange auch nicht, wenn ein Himmel ist, im Himmel obenan zu stehen.

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammlender Stimme zum Sebaldus, indem er ihm die Hand drückte:

‚Ach! mein Freund, wenn Gott ein Regiment von ‚Seligen hat, so wäre es schon genug, wenn unser ‚einer nur ein Gemeiner werden könnte. — —

Er wollte noch etwas sagen; aber der Steckfluß nahm überhand, er fieng an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er einige Minuten darauf, und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Elfter Abschnitt.

Kaum war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er

hatte

hatte bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er sich um alles, was in seinem Kirchensprengel vorgieng, bekümmerte, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hege, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater gehabt habe.

Als er sahe, daß er zu spät kam, rief er aus:

Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Sch. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhle er stehet.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wissen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und

Hölle

Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt, und in seinen Sünden dahin gelebt hat?

Seb. Ich weiß es, daß er viel Trugschlüsse gemacht hat. Ich habe schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze, die sie nicht ganz entbehren können, richtige Begriffe hätten. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl selbst sehr irrige Begriffe haben; was gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heil ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen, die es erklärt haben, die wollen Sie doch wohl nicht verwerfen? Wollen Sie?

Seb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung und bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in seine Zweifel verwickeln. Indessen kann

ich

ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat, *) und Menſchen ſollten es auch nicht thun.

Pr. O! der ſchönen Philoſophie! O! der ſündlichen Weichherzigkeit eines natürlichen Menſchen! Wer Gottes Wort nicht für Gottes Wort hält, wer ſich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht gebraucht, und ſo in ſeinen Sünden dahin ſtirbt, der iſt verdammt. Seb.

*) Die Meinung des Sebaldus, die vielen Gottesgelehrten alo nach Ketzerey ſchmeckend vorkommen möchte, wegte auch ein ſehr verſtändiger und gottſeliger Mann. Er ſagt: ‚So iſt es im Heidenthume den Epikuräern, ‚und im Judenthume den Sadducäern ergangen. Wo‚bey mir ein öfters eingekommener Gedanke wieder einfällt: was doch die Urſache ſeyn müſſe, daß unſer Heiland, der bey allen Gelegenheiten die Phariſäer ſo hart anläßet, weit gelinder mit den Sadducäern umgehe, die doch, weil Sie die Auferſtehung, und ein anderes Leben, wo das Gute belohnt, und das Böſe beſtraft wird, das Daſeyn der Geiſter, mithin auch gute und böſe ‚Engel, leugneten, den Grund aller Religion umließen? ‚Ich erinnere mich nicht irgendwo etwas gründliches ‚darüber geleſen zu haben. Sollte vielleicht daraus zu ‚ſchließen ſeyn, daß in Gottes Augen, die Heucheley, ‚der geiſtliche Hochmuth, und der verſtockte Abergiaube, für gröſſere Fehler angeſehen werden, als die blo‚ßen Irrthümer des Verſtandes, wenn ſie auch noch ſo wichtige Gegenſtände betreffen?. S. v. Bünau Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. 1ſtes Buch. S. 32.

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er gekonnt, seinen Pflichten nachgelebt, und Gutes gethan hat, der uneigennützig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ists anders, so weiß ichs wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebaldus, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte im Zorne heftig antworten. Er faßte sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er einen Schritt zur Thüre gieng:

„In der That, bloß der, welcher glaubt, er sey „ein unmittelbarer Gesandter Gottes, darf sich unterstehen, das Schicksal eines Menschen so positiv „zu bestimmen. Verantworten Sie dieß bey dem,

„der

„der Sie gesandt hat zu verdammen.„ Und so gieng er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franzen. Er bewies ihm, daß der Major ewig verdammt seyn müsse. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß nicht für „seine arme Seele Hülfe seyn sollte. Ich wollte „gern selbst für ihn hundert Rosenkränze beten, wenn „ich seine Seele aus dem Fegefeuer retten könnte. „Doch was kann ich armer einfältiger Mensch! Nein! „ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, dessen „Kloster der Major vom Anzünden und Plündern „gerettet hat, der wird ihm gern von den guten Wer„ken des Klosters etwas zukommen lassen, den will „ich bitten, daß er für ihn Seelmessen lese.„

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch war. In dem Eifer seiner Bekehrungssucht fieng er an, ihm den Gräuel des papistischen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, daß er, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden Lehre wendete, eben wie sein Herr, ewig verdammt werden würde.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete

ſich über ſolche Läſterungen; und da der Prediger fortfuhr, den Pabſt den Antichriſt zu nennen, ſchalt er ihn eine ketzeriſche Beſtie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb alſo bey dem Leichnam allein, und da derſelbe auf ſeine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, ſo gieng er auch hinaus. Als er über den Hausflur gieng, machte Franz zwey große Kreuze vor ſich, und ſpie ihm nach.

Zwölfter Abſchnitt.

Herr F. und Sebaldus lebten nun den Winter über ſehr eingezogen. Ihre Unterhaltung, die durch die Geſellſchaft des Majors ſonſt mannichfaltiger geweſen war, ward nun viel einförmiger. Sie beſtand mehrentheils aus gelehrten Unterredungen, welche aber ſehr bald das gewöhnliche Schickſal gelehrter Unterredungen unter vier Augen hatten, die weniger gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder dem andern ſein eigenes Steckenpferd verreiten will. Herr F. hatte ſich auf den Senſus Kommunis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Theologie gebauet, welches dem Sebaldus gar nicht einleuchten wollte, als welcher ſeine Ethik, als

ein

ein ächter Cruſianer, auf die Thelematologie grün-
dete. Sebaldus hingegen wollte ſeiner ſeits ſei-
nem Freunde auch ſeine neuen Entdeckungen über die
Apokalypſe mittheilen, welche aber gar kein Gehör
fanden, ſondern vielmehr gerade zu ausgelacht wur-
den, weil Herr F. ſchon längſt bey ſich ausgemacht
hatte, daß in der ganzen Apokalypſe kein Senſus
Kommunis zu finden ſey. Sebaldus fieng zu ſei-
ner eignen Vertheidigung an, das Grundgeſetz des
Senſus Kommunis zu untergraben. Er zeigte mit
philoſophiſchen Gründen, weich ein ſchwankender Be-
griff dieß ſey, und bewies, daß eine Appellation an
den Senſus Kommunis, als an ein untrügliches
Gericht über den Werth ſpekulativer Wahrheiten,
nicht viel mehr, als eine Appellation an ein inne-
res Gefühl bedeute, und da dieſes von Menſchen zu
Menſchen verſchieden ſeyn müßte, ſo wäre nicht zu
erwarten, daß dadurch irgend etwas könnte mit Er-
folge behauptet oder widerlegt werden. Vergebens.
Herr F. hatte ſein Syſtem lieb, Sebaldus wollte
ſich ſeine Weißagungen auch nicht nehmen laſſen, ſie
wurden alſo heftig, machten nichts aus, und endlich,
ob ſie gleich nicht aufhörten ſich hochzuſchätzen, ward
doch ihr Umgang lauticher, und einer fand nicht mehr
ſo viel Vergnügen in der Geſellſchaft des andern.

So ſtanden die Sachen unter ihnen am Ende des Winters, als Herr F. von ſeinem Freunde, dem Officier, dem er ſo viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieſer edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gefochten, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab ſich auf ſeine Güter, um, in Geſellſchaft einer würdigen Gattinn, in häuslicher Zufriedenheit den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Aber er wollte auch, daß nicht er allein, ſondern auch andere glücklich ſeyn ſollten. Er betrachtete ſich als den allgemeinen Vater ſeiner Unterthanen, und in dieſer Abſicht ſorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wollte zum Schulmeiſter einen verſtändigen menſchenfreundlichen Mann haben; der nicht etwan nur die Kinder bloß die Fragen und Antworten einer unverſtändlichen zweckloſen Heilsordnung könnte auswendig lernen laſſen, ſondern, der ihnen Pflichten deutlich machen ſollte, die ſie gegen Gott und Menſchen zu beobachten hätten, der ſie vor Vorurtheilen bewahren ſollte, die ſich beym Bauer ſonſt Jahrhunderte lang fortpflanzen, der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den ſie zu treiben beſtimmt waren, beybringen, kurz, der ſie zu vernünftigen Menſchen und zu guten Bauern, erziehen ſollte. Einen ſolchen Mann wollte

der

der Menſchenfreund aus ſeinen eignen Mitteln beſolden, *) und er bat ſeinen Freund F. ihm einen ſolchen Mann zu verſchaffen.

Herr F. ſchlug dem Sebaldus dieſe Stelle vor, der ſie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte, daß ſein Wohlthäter, der Armenſchullmeiſter, ſie ſo gut, als er, verwalten könnte, und daß demſelben, nach der unverſchuldet erlittenen Beſchimpfung ſeiner Familie, die Entfernung von ſeinen hieſigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfohl alſo denſelben, und er ward angenommen.

Indeſſen verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte ſeit geraumer Zeit keine Nachricht von ſeiner Tochter, welches ganz natürlich zuzieng, denn die Frau von Hohenauf hatte für gut gefunden, den Brief, welchen Mariane, vor ihrer Abreiſe zur Gräfinn ***, unter Einſchluß des Hieronymus, an ihren Vater geſchrieben hatte, zu

*) Wenn die Chronologie, welche in unſerer wahren Geſchichte das Hauptwerk iſt, nur auf irgend eine Art, ſollte es auch nur durch eine Hypotheſe ſeyn, ſich vereinigen ließe, ſo würde im übrigen dieſe ganze Beſchreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen menſchenfreundlichen Verfaſſer des Verſuchs eines Schulbuchs für Landleute (Berlin 1771.8.) paſſen, welcher alles das eben erzählte, und noch mehr gethan hat.

verbrennen, weil ihr daran gelegen war, daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Fr. v. H. nach Marianen erkundigte, war derselben kaltsinnige Antwort: „die Mamsell habe „sich heimlich fortgemacht, und sie wisse nicht wohin.„ Dieß meldete Hieronymus dem Sebaldus, der, durch diese Nachricht sehr beunruhigt, beschloß, im Frühlinge eine Reise zum Hieronymus zu thun, um, wo möglich, von jener Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diesen Entschluß nicht einigen Einfluß mag gehabt haben, daß weder Herr F. noch sonst jemand in Berlin, von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er, so vortheilhaft auch die Schilderung war, die Herr F. von dem Officier machte, doch Ursach finden mochte, zu glauben, derselbe werde noch weniger apokalyptisch gesinnet seyn, wollen wir den Schreibern moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein Haarbreit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen und nicht entspringen.

Genug, Sebaldus, der, bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträchtliche

liche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonathe von Herrn K. Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich, in wenigen Tagen, bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, beym Hieronymus keine nähere Nachricht von seiner Tochter erhalten, und dieser wiederrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Hedemann zu reisen, weil er schon voraus wußte, daß alle Nachforschung vergeblich seyn würde. Sebaldus tröstete sich indessen damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar über die Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er damit über einen Monath zugebracht hatte, fing er an, der müßigen Lebensart überdrüßig zu werden, und wünschte wieder eine ordentliche Beschäftigung zu haben. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn K. zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Aussichten konnte er auch in Berlin eben nicht haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormals am fürstlichen Hofe Kammer-

junker *) gewesen, und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Hieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinets verlangte. Sebaldus ließ sich leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Hieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit, und weil er eben im Magdeburgischen für verkauftes Getreide Rechnungen abzuthun hatte, so setzte er sich mit dem Sebaldus auf die Post, um denselben, so weit es sein Weg mit sich brächte, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gesellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der einem Verwalter ähnlich war, und den Hieronymus als einen Bekannten begrüßte, und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaftes Ansehens, der ihnen, nach der ersten Begrüßung, selbst sagte, daß sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phönicisch und Koptisch aus dem Grunde verstehe. Er hatte nicht allein, gleich andern

*) S. Wilhelmine, S. 99.

dern Kennern der höhern Exegeſe, das Hebräiſche durch das Arabiſche zu erklären geſucht, ſondern er war auf eine Höhe geſtiegen, die noch kein anderer Exeget erreicht hatte, nehmlich, er hatte einen Verſuch gemacht, das Arabiſche durch das Hebräiſche in ein helleres Licht zu ſetzen. Er war in Leipzig geweſen, und freylich ſoll ſeine gerühmte Arabiſche Kenntniß bey Reisken nicht großen Beyfall gefunden haben, welcher glaubte, daß ſie ſich nicht weit über den Golius erſtreckte. Unſer Mann hielt dieß aber, wie billig, für Neid, und wandte ſich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung von ihm in der Bibel, vermittelſt des Arabiſchen, neuentdeckter Beweisſprüche bey ſich, wodurch die vornehmſten Artikel der Dogmatik aufs neue befeſtigt werden ſollten. Er glaubte dadurch in dieſer orthodoxen Stadt gewiß eine anſehnliche Belohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erſtaunte aber nicht wenig, da alle dortigen Doktoren der Gottesgelahrtheit ſeine neuen Beweisſprüche für ganz überflüſſig hielten, weil ſie meinten, die Dogmatik ſey durch die Augſpurgiſche Konfeſſion und durch das Konkordienbuch befeſtigt genug. Zum Glück, konnte ihm ſeine Arabiſche Gelehrſamkeit ſo gut dienen, als weiland dem Ritter Hudibras ſeine Logik:

who

who could refute
Change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hülfe der Arabischen Sprache, eine groſse Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wendete sich so gleich an den Sebaldus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beyzubringen. Er bewies ihm weitläuftig, daß die Hebräische Sprache gänzlich ausgestorben sey, und daß, ohne die Arabischen Wurzeln, an keine Palingeneſie derselben zu gedenken sey. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor, z. B. daß 1. B. Mos. XLIX, v. 10. wo man, einige Jahrhunderte lang, den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Ueberschwemmung die Rede sey, daß B. der Richter VII, v. 13. wo Luther von geröſteten Gerstenbrodten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sächelchen mehr. Sebaldus, der kein Freund vom

Grege-

Exegesiren, am allerwenigsten von einer so ausschweifenden Exegese war, schwieg ganz stille, bis ihn der Fremde zu wiederholtenmalen fragte, was ihm von dieser neuen Erklärungsart dünke, und ob sie nicht völlig neu, und sehr sinnreich sey.

Sebaldus sagte ganz kalt: Neu und sinnreich mag sie seyn, aber ich sehe auch wohl, daß man mit solcher Erklärungsart leicht schwarz in weiß verwandeln, und einen Autor sagen lassen kann, was man will.

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet hatte, fieng nochmals an, mit sehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräischen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, besonders der Arabischen, diese Bedeutungen wieder auffinden müsse.

Sebaldus versetzte: Es scheint mir ganz unmöglich, wenn die Bedeutungen der Deutschen Sprache ganz verloren gegangen wären, sie, nach ein Paar tausend Jahren, in den Wurzeln der Dänischen, Schwedischen und Engelländischen wieder zu finden. Die Wurzelwörter verändern in der Zusammensetzung ihre Bedeutung auf mancherley Art. Wer die Deutsche Sprache nur in den Wurzeln kennte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter Tisch, Torf

und

und Nacht gefunden hätte, und nun daraus ſchließen wollte, daß Nachttiſch und Nachttopf Sachen von einerley Art ſeyn und nur in der Nacht gebraucht werden müßten, dem würde es gerade ſo gehen, wie unſern heutigen Arabiſchen Philologen. Ich habe kürzlich eine Schrift des berühmten Reiske *) geleſen, der die Unmöglichkeit zeigt, die Arabiſche Sprache, itzt ſchon, auf die Hebräiſche anzuwenden. Er verſichert: ‚Daß noch nicht der tauſendſte ‚Theil der nützlichen Arabiſchen Manuſkripte bekannt ‚iſt und gebraucht werden kann; daß die meiſten ‚Theologen, die das Hebräiſche aus dem Arabiſchen meiſtern wollen, aus des Golius Lexikon nur eine ſehr ‚dürftige Kenntniß erſchnappt haben, oder aufs höchſte ‚ſie ein Paar Suren aus dem Alkoran leſen können; ‚daß wir ſelbſt vom Alkoran nicht einmal ſo viel ‚wiſſen, um zu entſcheiden, ob der vom Maraccius ‚oder von Hinkelmannen eingeführte Text, nach der

‚Les-

*) Dieſes ſehr gelehrten und ſehr aufrichtigen Mannes Gedanken, wie man der Arabiſchen Litteratur aufhelfen könne und ſolle, ſtehen in den von ihm verfertigten Zuſätzen zu der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, die den elften Theil der Deutſchen Ueberſetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Dieſe kleine Schrift verdiente bekannter zu ſeyn, und von vielen geleſen zu werden, zumal zu itziger Zeit, da wieder allenthalben ſtark aus der Arabiſchen Quelle geſchöpft wird.

„Lesart der Schule zu al Kufah oder al Basrah sey,
„welches, wie er sagt, ein so großer Unterschied ist,
„als zwischen Lutheranern oder Katholiken. Er sagt
„ausdrücklich, daß man noch einhundert Jahre hin-
„durch gute Arabische Bücher drucken, und sich bis
„dahin die Lust darüber zu philosophiren ganz
„vergehen lassen sollte. Er vergleicht, sehr tref-
„fend, die Theologen, die itzt schon das Hebräische
„aus dem Arabischen erläutern wollen, mit den al-
„ten Philosophen, welche die Wirkungen der Dinge
„in der Natur a priori demonstriren wollten, ehe sie
„noch die Natur durchstudiret hatten, und dadurch
„die lächerlichsten Grillen in die Physik brachten.„
Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich Reisken, dem größten Kenner der Arabischen Sprache, hierinn glaube?

Ey! rief der Fremde ziemlich entrüstet, Reiske kann hievon nicht urtheilen: der Mann versteht zwar etwas Arabisch, aber von dem Hebräischen und andern orientalischen Sprachen, weiß er so viel als nichts. Und Sie, mein guter Herr, der Sie von allen diesen gelehrten Sachen ganz und gar nichts verstehen, Sie sollten davon auch ganz und gar nicht urtheilen, sondern Ehrfurcht für die Bemühungen

gelehr-

gelehrter Männer haben, die durch ihre Arabische Philologie in der Bibel ein neues Licht anzünden.

Eben deswegen bekümmere ich mich, mit andern Ungelehrten darum, sagte Sebaldus, weil es über unsere Haut hergeht. Von der einen Seite wird uns zugerufen, daß wir ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht selig werden können, und von der andern Seite kommen gelehrte Leute, erklären uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln, und Konjekturen, hinein und hinaus, was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Golius gelesen haben, oder nicht den Arabischen Alkoran exponiren können? Nein! die Seligkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich auf solchen Wortklaubereyen beruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel gesehen, als den, in welchem man uns herumführen will? Der Willen Gottes im alten Testamente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zeiten der Apostel und der ersten Christen wußte man nichts davon, daß die Bedeutung der Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre. In den folgenden Jahrhunderten auch nicht, aber wohl vergaß man den Hebräischen Text bey nahe ganz und gar, und hielt sich an die Vulgata. Als man die Hebräische Sprache wieder hervorsuchen wollte, mußte sie Reuchlin

von

»von den Juden lernen, ohne zu wiſſen, daß dieſe »ihr Hebräiſch ſelbſt nicht verſtänden, welches ſie »ſich auch nicht träumen liehen. Auf dieſe Kennt»niß der Hebräiſchen Sprache, wurden ſowohl Lu»thers Deutſche Ueberſetzung, als auch alle unſere ſym»boliſchen Bücher gebaut; wir ſtritten, beynahe zwey »Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer, über Lehr»ſätze, die ſich darauf gründeten, und endlich, nach »zweyhundert Jahren, erfahren wir, daß die Be»deutung der meiſten Wörter der Hebräiſchen Spra»che verloren gegangen iſt, und daß wir ſie im Ara»biſchen aufſuchen müſſen. Nun haben wir wieder »zweyhundert Jahre zu ſtreiten. Alsdann kömmt »vielleicht jemand, der uns berichtet, daß ſich die Be»deutung der Arabiſchen Wörter auch verändert hät»ten,*) ſo wie es in allen Sprachen in der Welt ge»gangen

*) Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, hätte er vermuthlich ſtandhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabiſchen Worts jemals ſich verändert hätte. Dieß verſichert wenigſtens Magiſter Schelling, welcher, ſtehend in ſeiner Studierſtube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwiderſprechlich überzeugt iſt, daß die Arabiſche Sprache »noch jetzt eben dieſelbe iſt, die »ſie bald nach der Zeit ihrer Entſtehung war,« und ein feines Kapitel, »von der wunderbaren Erhaltung der Ara»biſchen Sprache in ihrer erſten Reinigkeit, von den aller»älteſten Zeiten, bis auf den heutigen Tag, zu erzählen, weiß, wie aus ſeiner Abhandlung von der Arabiſchen Sprache

„gangen iſt, und daß wir dieſe Bedeutung wieder „in der Perſiſchen Sprache,*) oder wer weiß wo, aufſuchen müſſen.„

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geſchrey unterbrochen, welches ſich auf der Landſtraße einige hundert Schritte vom Poſtwagen erhob. Was dieſes für ein Geſchrey geweſen, wollen wir künftig berichten, und indeſſen zur Geſchichte Mariancns und Säuglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgard 1771. 8.) beſonders S. 16 bis 21 des mehrern zu erſehen. Freylich, der Reiſende Niebuhr, welcher in Arabien geweſen iſt, berichtet, daß die itzige Arabiſche Sprache von der alten Sprache, wie Italiäniſch von Lateiniſchen unterſchieden iſt, daß die itzigen Arabiſchen Gelehrten die Sprache des Alkorans, und anderer Schriften, in ihren Schulen, als eine todte Sprache lernen müſſen; daß die itzige Arabiſche Sprache, ſo wie alle Sprachen des Erdbodens, in viele Dialekte vertheilt iſt, u. d. g. Aber was thut das zur Sache: Niebuhr iſt ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu ſeiner Perſiſchen Grammatik, ſchon einen Wink gegeben, den ein Deutſcher Profeſſor der Philologie, der vor ſeinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbrauchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf-

Fünftes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Mariane ward bey ihrer Ankunft auf dem Gute, wo ſich die Gräfinn von *** aufhielt, von derſelben mit offnen Armen empfangen. Die Gräfinn, welche, in der ſchönen Jahreszeit, häufige Beſuche hatte, ward mehrentheils, ſobald die rauhe Herbſtwitterung eintrat, einſam gelaſſen. Alle ihre Nachbarn, denen der heitere Sonnenſchein und die grünenden Bäume kaum den Aufenthalt auf dem Lande hatten erträglich machen können, eilten nach der Reſidenzſtadt, um zu Vergnügungen zurückzukehren, die ihnen angemeſſener waren: zu Cour-Tagen, wo man ſich tief neiget, um ſeinen Stolz zu zeigen; zu Bällen, wo jeder ſich bis über die Zähne vermummt, ob gleich keiner mit

Maske spricht oder tanzt, die er nicht kennet; zu großen Mittagsmahlzeiten, wozu man alles, was vornehm und angesehen ist, bittet, um vier Stunden lange Weile zu haben, und zu seinen Abendmahlzeiten, zu welchen man sich, mit leichtsinnigen und sittenlosen Leuten einschließt, um sich ein paar Stunden lang einzubilden, man sey vergnügt gewesen. Die Gräfinn, die seit langen Jahren alle diese herrlichen Vergnügungen geschmeckt hatte, und davon sehr bald war gesättigt worden, trug kein Verlangen im Winter ihre Güter zu verlassen. Sie hatte gelernt, sich selbst genug zu seyn. Die Besorgung ihrer Angelegenheiten, kleine weibliche Arbeiten, und die Lektur, konnten sehr wohl den größten Theil ihrer Zeit beschäfftigen. Nur fehlte ihr noch eine Gesellschafterinn ihres Geschlechts, von unbescholtenen Sitten, und der es nicht an Verstande und Geiste fehle, die bey Spaziergängen, (die sie auch in schönen Wintertagen nicht verabsäumte,) und bey ihren wohlthätigen Besuchen ihrer Unterthanen, ihre Gefährtinn sey, in deren Gesellschaft sich der Geist, der in der Einsamkeit erschlafft, zu angenehmer Unterhaltung wieder anspannen könne. Eine solche Gesellschafterinn fand sie an Marianen, die ihr daher alle Tage werther ward.

Maria-

Mariane auf ihrer Seite, lebte sehr glücklich. Die Gräfinn von *** verbannte aus ihrer Gesellschaft alle Art von Dienst; sie wollte eine Freundinn haben. So verflossen die Wintermonathe unter gemeinschaftlichen Arbeiten, Lektur und Unterhaltung. Es ist leicht zu erachten, daß Marianen der Umgang mit einer Dame, die so viel Verstand mit so viel Erfahrung und Weltkenntniß verknüpfte, ungemein lehrreich gewesen seyn müsse. Die von der Gräfinn sehr wohl gewählte Lektur trug das ihrige dazu bey; und obgleich Mariane dadurch belesener ward, so wußte sie die Gräfinn doch, durch feinen Scherz, von der kleinen Thorheit ihre Belesenheit in Gesellschaft zu zeigen, in kurzem ganz zu heilen.

Die einzige Störung der Reihe von sanften Vergnügungen, in denen Mariane lebte, war das Andenken an Säuglingen, und vielleicht war eine solche Störung einem jungen und lebhaften Frauenzimmer behaglich, weil sie die Einförmigkeit ihrer Empfindungen mannichfaltiger machte. Sie dachte sehr oft an den schnellen Abschied; sie war zuweilen ungehalten, daß er ihr keine Nachricht von sich gebe; dann überlegte sie wieder, daß er ihren Aufenthalt nicht wissen würde; und indem sie ganz leise den Gedanken dachte, daß sie an ihn schreiben

könnte, erblehete sie, als vor einem ihr unanständigen Schritte. Sie klagte wieder über die Unmöglichkeit von ihm Nachricht zu erhalten; dann fiel ihr das Versprechen ein, das sie der Frau von Hohenau gethan hatte, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben: und dann entschloß sie sich, ihn völlig zu vergessen. Indem sie aber diesen Entschluß recht zu befestigen suchte, ward sein Bild unvermerkt in ihrer Einbildungskraft lebhafter, und sie vernichtete ihren Vorsatz, selbst indem sie ihn ausführen wollte.

Säugling, auf seiner Universität, zerbrach sich nicht weniger den Kopf über Marianens Zustand. Er hatte vermittelst des Kammermädchens nichts weiter erfahren können, als daß Mariane in der Nacht in einem Wagen wäre weggebracht worden. Er spannte seine ganze Einbildungskraft an, um zu muthmaßen, wohin sie gerathen sey; aber vergeblich. Er mußte sich begnügen, an ihr geliebtes Schattenbild die zärtlichsten Seufzer abzusenden. So verging der Winter damit, daß er an Marianen dachte, ihren Namen, in Ermanglung eines Baums, in sein Schreibepult schnitt, wenn er sie besingen wollte, und über beides von Ramboldeu geschraubt ward.

Im

Im Frühlinge, nachdem er auf dieſer zweyten Universität ein Jahr geweſen war, berief ihn ſein Vater, der ſich nach geendigtem Kriege in Weſtphalen ein Landgut erkauft hatte, nach Hauſe. Er reiſete alſo mit Kambolden ab, und nahm ſeinen Weg über den Landſitz ſeiner Tante, die ſich ſtellte, als ob ſie den Verfall mit Marianen ganz vergeſſen hätte, und ihn mit ſehr vieler Freundlichkeit aufnahm. Er traute ſich demungeachtet nicht, ſich nach Marianen zu erkundigen. Sie ſelbſt aber nahm Anlaß ihm einſt, bey Gelegenheit, mit lächelndem Munde eine Neuigkeit zu ſagen, die ihm wie ein Blitz in ſeine arme Seele fuhr: „daß die Mariane, die einſt ein „flüchtiger Gegenſtand ſeiner Neigung geweſen, in „Franken bey einem Edelmanne, Franzöſiſche Mam„ſell worden, und kürzlich den Informator, dem der „gnädige Herr eine erledigte Pfarre gegeben hätte, „geheurathet habe.„

Sie erdichtete dieſe Nachricht nicht ohne beſondere Abſichten. Zu Folge ihrer beſtändigen Leidenſchaft, ihre Familie zu erheben, wünſchte ſie, daß ihr Neffe eine Adeliche heurathen möchte. Ihre Augen waren dabey auf das Fräulein von Ehrenkolb gerichtet, ein Fräulein von altem Adel, aber nicht von großem Vermögen, welche mit ihrer Mutter, einer Wittwe,

auf einem kleinen Gute in der Nachbarschaft wohnte. Die Frau von Hohenauf glaubte, die Frau von Ehrenkolb werde durch den großen Reichthum, welchen der junge Sängling, der ein einziger Sohn war, zu erwarten hatte, leicht bewogen werden, in diese Heurath zu willigen; der alte Sängling, der schon ein Rittergut gekauft hatte, werde sich adeln lassen, er werde seinem Sohne eine ansehnliche Bedienung kaufen; und nun wiegte sie sich schon im voraus mit dem angenehmen Traume, daß durch ihn ihre Familie, in ein Paar Generationen, zu den angesehensten des Landes werde gezählet werden.

Die Frau von Hohenauf hatte ihrem Neffen von diesen ihren politischen Absichten noch nichts gesagt, und er konnte sich, aus eignem Triebe, so hohe Gedanken nicht in den Kopf kommen lassen. Er war nur bloß mit seinen Gedichten, und mit seiner Liebe zu Marianen beschäfftigt. Er hatte, seitdem er von ihr so plötzlich war geschieden worden, fleißig, an Sie gerichtete Lieder gemacht, und in der Deutschen Gesellschaft des Orts vorgelesen. Diese Sammlung von Gedichten hatte er kurz vor seiner Abreise unter die Presse gegeben. Er war, wie jeder junge Autor, über dem Gedanken, daß seine Gedichte gedruckt würden, vor Freuden außer sich. Er unterhielt sich

über-

überdieß mit den angenehmſten Träumen, welche zärtliche Scenen erfolgen würden, wenn er einmal von Marianen Nachricht erhalten, und ihr dieſe Folge von Gedichten überreichen ſollte. Man urtheile alſo, wie groß ſein Schmerz war, da er hörte, wie leichtſinnig Mariane ſeine Liebe ſollte vergeſſen haben, und mit einemmal befand, daß alle dieſe zärtlichen Liebesſeufzer ihre Wirkung verfehlen würden. Zwar gehörte er nicht zu den ſtarken ſelbſtſtändigen Seelen, welche, wenn ihnen ihre Geliebte vor dem Munde weggeheurathet wird, ſich nothwendig erhängen, oder in einen Fluß ſtürzen müſſen; dennoch aber irrte er öfters troſtlos in dem nahegelegenen Walde, achtete weder Wind noch Regen, ſondern klagte dem Echo und den murmelnden Bächen ſeine Noth. Er ſang manche Lieder voll verliebter Verzweiflung, und endlich eins, worinn er der Liebe ganz und gar entſagte. Dieß letztere erhielt ſeinen völligen Beyfall; denn es ſchien ihm, es habe etwas feyerliches, welches ſeinen vorigen Liedern fehlte; und er fieng an ſeinen verliebten Schmerz, durch das Wohlgefallen an den Geiſteswerken die er verurſacht hatte, in etwas zu lindern.

Zweyter Abschnitt.

Die Frau von Ehrenkold, nebst ihrer Fräulein Tochter, begaben sich, auf geschehene Einladung, nach dem Gute der Frau von Hohenauf. Die Fräulein hatte in der Blüthe ihrer Jahre, (denn sie war noch nicht völlig achtzehn Jahre alt) eine sehr glückliche Erziehung genossen, unter der Aufsicht einer Französinn, die in Frankreich eine Trödelkrämerinn gewesen, in Deutschland aber, mit dem Reste ihrer Bude ausgeschmückt, sich zur Comtesse erhob, und, nachdem sie verschiedene Deutsche Höfe besucht, und auf maskirten Bällen und auf Lustschlössern, mit Herzogen und Reichsfürsten, gegessen und gespielt hatte, sich endlich, des Hoflebens satt, aus angeborner Gutherzigkeit, bereden ließ, ein Deutsches Landfräulein zur Dame umzuschaffen, und es auf den guten Ton zu stimmen, den sie selbst in Paris, obgleich freilich nur aus der dritten oder vierten Hand, gelernt hatte. Das Fräulein machte einem so trefflichen Unterrichte wirklich Ehre, indem sie alles, was ihr die Französinn anpries, noch zu übertreiben suchte. Sie konnte, mit geläufiger Zunge, jedermann Rede angewinnen, alles verachten, sich zu allem drängen, sich nichts übel nehmen, dreyerley auf einmal

spre-

ſprechen und thun, um in Geſellſchaft die Aufmerkſamkeit auf ſich zuziehen; widerſprechen, um eigenſinniger Laune Lauf zu laßen, die oft für lebhaften Geiſt genommen wird; nachgeben, um mit Zierlichkeit ſchmollen zu können; in Einem Nachmittage an ſechs Orten, und allenthalben abweſend ſeyn; in der ganzen Geſellſchaft am lautſten reden, und am wenigſten ſagen; ſich putzen, ſchminken, ſpielen, tanzen, liebäugeln, Liebeshändel anſpinnen und Sentimens plaudern, alles zugleich und ohne daran zu denken. Kurz ſie beſaß den bon ton vollkommen, und hatte ſich, um ihn an Mann zu bringen, den vergangenen Winter, an einem benachbarten fürſtlichen Hofe, zum erſtenmal als eine ausgemachte Petite maitreſſe gezeigt. Sie war mit ihrem Anfange ſelbſt nicht übel zu frieden; denn ſie hatte mehr Aufſehen gemacht, als irgend ein anderes Fräulein, einige ihrer Moden waren nachgeahmt worden, die Schönheiten des vorigen Winters, kamen gegen ſie nicht mehr in Betrachtung, die Anbeter drängten ſich um ſie, Geſchenke, Nachtmuſiken, Bälle, von denen ſie die Königinn war, folgten ſich unaufhörlich, und ſie beſaß wirklich ein ſehr großes Paket Liebesbriefe, von den beſtfriſirten Köpfen des Hofes.

Die

Die Frau von Ehrenkolb gehörte zu den guten Müttern, die sich selbst in ihren Töchtern genießen. Daß ihre Tochter Aufsehen machte, und gerühmt wurde, gefiel dem guten mütterlichen Herzen, und wenn sich ihre Erfahrung auch wider manche Frivolität setzte, so war doch die kleinste Liebkosung der Tochter hinlänglich, die schwache Mutter nachgebend zu machen, ja ein ruhiger Nachmittag war genug, ihr einzubilden, daß ihre Tochter gesetzt und weise wäre.

So ungelegen es dem Fräulein gewesen war, daß sie der verdrießliche Frühling aus der fürstlichen Residenz auf das Land trieb, so angenehm war ihr die Einladung der Frau von Hohenauf. Sie hatte bey derselben schon oft große glänzende Gesellschaften gesehen, und hoffte also daselbst ebenfalls wieder viel schöne Welt, und unter derselben viele Anbeter zu finden. Sie probirte schon in Gedanken die Rollen, die sie spielen wollte, und träumte schon viel von zahlreichen Partien, vom Neide anderer Damen, und von einer muntern Jugend, die sie mit Einem Blicke an ihrem Siegeswagen hinter sich zog. Wie sehr erschrocken war sie daher, als sie niemand antraf; denn den schüchternen Säugling, der eine so rauschende Petitemaitresse, als ein niegesehenes Wun-

derthier

berthier anſtaunte, und Einen Reverenz über den andern machte, rechnete ſie wirklich für nichts. Sie ſahe ſich alſo einige Tage lang in der traurigen Nothwendigkeit, drey Stunden nach Sonnenaufgang aufzuſtehn, ſich zu putzen, ohne geſehen zu werden, den lieben langen Tag in friſcher Luft und in grünen Auen herumzugehn, und des Abends ſich zu einer einſamen Whiſtpartie zu ſetzen, bey der ſie keine andere Beſchäfftigung hatte, als aufs Spiel Acht zu geben.

Da indeſſen die Frau von Hohenauf ihren Neffen, ſo viel möglich, in dem beſtem Lichte darzuſtellen ſuchte, und er ſelbſt, dem es zur andern Natur geworden war, gegen jedes Frauenzimmer galant zu ſeyn, es an Achtſamkeiten gegen das Fräulein nicht ermangeln ließ, ſo faßte ſie ihn endlich in die Augen, und wollte, da ſie an ſeiner Kleidung einen ziemlichen Geſchmack bemerkte, aus langer Weile verſuchen, ob aus ihm etwas zu machen wäre. Dieß gelang ihr, über Vermuthen; denn kaum hatte ſie den erſten Bogen von Säuglings gedruckten Gedichten, die er ihr vorlas, gelobt, ſo zeigte er ſich als ein ganz anderer Menſch. Seine weibiſche Schüchternheit, die der ungeſtüme Rambold durch Schrauberey wegzuſpotten vergebens verſucht hatte, verſchwand, ſobald

er

er einer petillirenden Petitemaitreſſe gefiel, und wieder gefallen wollte. Er fieng an, zu ſchwatzen, zu wiederſprechen, ſich dreymal in einer Minute herumzudrehen, zu antworten, ehe die Frage vorbey war, und zu fragen, ohne Antwort zu verlangen, jedermann dreiſt in die Augen zu ſehen, und ſich des pour cela, eh mais, tant pis, und tant mieux, ſo geſchickt zu bedienen, daß man ſchier hätte glauben mögen, er hätte monde. Dabey war, weil er ſeine liebe Poeſie nie vergaß, das Fräulein der Gegenſtand aller ſeiner Gedichte, ja, weil er überhaupt (wie mehrere junge Poeten, und alte Poeten, die lange jung bleiben) nur allzugeneigt war, ſeine poetiſchen Phantaſien ins wirkliche Leben überzutragen, ſo deuchte ihm oft, daß er etwas für das Fräulein empfände, welches er, ohne Bedenken, würde Liebe genennet haben, wenn ihm nicht ſein gutes Herzchen augenblicklich geklopft, und erinnert hätte, daß ſeine Mariane, obgleich ungetreu, doch von ihm noch nicht vergeſſen werden müſſe. Das Fräulein, ihrer ſeits, betrachtete ihn als ihre Kreatur. und triumphirte, einen Anbeter, und zwar einen Anbeter von einer ſo neuen Gattung, als ihr ein Poet war, erworben zu haben. Denn ſie hatte noch nie Deutſche Verſe geſehen, noch weniger Verſe, deren Gegenſtand ſie ſelbſt war. Dieſe neue

Seltſam-

Seltsamkeit war hauptsächlich die Ursach, warum sie Säuglings Verse so allerliebst fand, obgleich der Verfasser wirklich glaubte, die Vortreflichkeit seiner Verse sey die Ursach davon. Ein sehr gewöhnlicher Irrthum. Denn wenn z. B. unsere Deutschen Hofleute, neben ihrer gewöhnlichen standesmäßigen Französischen Lektur, zuweilen auch ein Deutsches Buch durchblättern, und davon reden, geschieht es oft bloß deshalb, weil sie dadurch am Hofe einen gewissen Anstrich von Sonderbarkeit zu erhalten meinen, der sie unter den übrigen flachen Hofgesichtern ein wenig hervorziehen könnte; indessen halten dieß unsere gutherzigen Deutschen Genien doch oft für einen wirklichen Beyfall, und träumen wohl gar, die Zeit sey nahe, da sich der reichste und wollüstigste Theil der Nation, des witzigsten und verständigsten nicht mehr schämen wird.

Säugling, dem ein Zweifel dieser Art nicht einfallen konnte, schwamm in dem Vergnügen, daß seine Geistesswerke, von einem so schönen Fräulein bewundert würden. In dieser Entzückung kam er auf den Gedanken, ihr seine Sammlung von Gedichten, deren Abdruck eben geendigt werden sollte, zuzueignen. Dieß setzte ihn ganz in die Gunst des Fräuleins. Ihren Namen gedruckt zu erblicken, sich

vor dem ganzen H. Römischen Reiche für schön und witzig erklärt zu sehen. (denn Säugling hatte in seiner Zueignungsschrift die poetischen Floskeln nicht gespart) war ihr so schmeichelhaft, daß ihr Säugling ein homme adorable war, und daß sie bey sich Kraft fühlte, ihn wirklich vierzehn Tage nacheinander zu lieben.

Nun waren beide unzertrennlich. Obgleich diese beständigen Zusammenkünfte von beiden Seiten eigentlich nur Eigenliebe und Galanterie zum Grunde hatten, so hielt sich doch die Frau von Hohenauf, die beide von Anfang an mit aufmerksamen Augen betrachtet hatte, und die sich nicht wenig Geschicklichkeit, die Geheimnisse anderer zu errathen, zutraute, festversichert, daß Liebe im Spiele wäre, und freute sich insgeheim, daß ihr Anschlag anfienge, fast ohne ihre Bemühung, so gut von statten zu gehen.

Als die Frau von Ehrenkolb, nebst ihrem Fräulein, nach einiger Zeit auf die Rückreise nach ihrem Gute dachte, that die Frau von Hohenauf den Vorschlag, daß ihr Neffe nebst seinem Hofmeister in ihrer Gesellschaft reisen sollte, weil der Aufenthalt der Frau von Ehrenkolb wirklich auf dem Wege nach Westphalen lag, den sie zu reisen hatten. Daß dem Fräulein dieser Vorschlag angenehm gewesen sey, ist

leicht

leicht zu erachten, und die Mutter war gleichfalls damit zufrieden, weil Säuglingz auch ihre Gunst erlangt hatte, indem er sich zuweilen zu ihr kehte, mit ihr zu schwatzen, und ihre Arbeit lobte, wenn sie im Tambour stickte.

Uebrigens fand die Frau von Hohenauf noch nicht für gut, der Frau von Ehrenkolb ihre Absichten zu entdecken. Ihrem Neffen aber ließ sie, kurz vor der Abreise, ihren Willen vernehmen, der dazu nicht Nein sagen durfte, aber auch nicht Ja sagte. Denn ein schönes Fräulein, und das seine Gedichte liebte, war zwar eine sehr verführerische Anlokkung, aber das Andenken an seine Mariane, verstattete es ihm noch nicht, in völligem Ernste an eine andere Verbindung zu denken.

Sie reiseten nunmehr sämmtlich nach dem Landsitze der Frau von Ehrenkolb. Hier gieng Säuglings Umgang mit dem Fräulein wie vorher fort, bis nach einigen Tagen die Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein an dem Hofe, wo sie sich den Winter über aufgehalten hatte, schon hatte kennen lernen, den Sachen ein etwas anderes Ansehen gab. Er war drey und zwanzig Jahr alt, wohlgebildet, plapperte im Tone der großen Welt, trug eine glänzende Uniform und eine reiche Schulterschleife, fuhr mit

ſechſen, hatte einen Läufer und vier Lakaien, alles Dinge, die ihm, bey einem jungen Fräulein nach der Welt, einen großen Vorzug vor dem armen Säugling zuwegebringen mußten, der ihm, außer einer kleinen netten geſchmiegelten Perſon, einem geringen Anfange von Weltmanieren, und vielen Gedichten, nichts entgegen zu ſetzen hatte. Säugling ſtellte alſo von dem Augenblicke an, da der Oberſte erſchien, nur die zweyte Perſon vor. Glücklicherweiſe ward er dieſes nicht einmal gewahr; denn das Fräulein verſtand nicht allein die Kunſt ſehr wohl, ſich mit mehr als Einem Anbeter zu unterhalten, ſondern der Oberſte, ein feiner Weltmann, der alle Dinge ſo zu nehmen wußte, wie ſie waren, wollte auch nicht umſonſt mit einem ihm ſo neuen Geſchöpfe, als ein Deutſcher Poet war, vierzehn Tage lang in Geſellſchaft geweſen ſeyn. Er hatte ſich, ſchon ſeit einiger Zeit, in der am Hofe ſo nützlichen Kunſt geübt, ſich anzuſtellen, als ob er jedes Ding verſtehe oder daran Antheil nehme, was er zu verſtehen oder woran er Antheil zu nehmen ſcheinen wollte. Dieſe von vielen Hofleuten für ein großes politiſches Geheimniß geachtete Kunſt beſteht, im Grunde, bloß in einigen Geberden und kahlen Gemeinſprüchen, die, wie in manchen Ländern geringhaltige Münze, am Hofe

für

für vollgültig angenommen werden. Die meisten Hofleute machen diese Grimasse so oft, daß sie sie für etwas wirkliches halten, und sich einbilden, sie verständen viel, und nähmen an vielen Dingen Antheil, merken aber nicht, daß sie oft von denen, die sie am meisten überredet zu haben glauben, durch und durch gesehen werden.

Diese Kunst nun suchte der Oberste zu üben, indem er sich stellte, als ob er von Gedichten entzückt würde, an denen ihm eigentlich nichts gelegen war, und wovon er weder etwas verstand noch empfand. Säugling, der nicht weit sahe, sondern glaubte, daß man es aufrichtig meinen müßte, wenn man seine Gedichte lobte, war sehr zufrieden. Der Oberste war es auch, weil er seine Geschicklichkeit genoß, einen andern zu überlisten. Das Fräulein auch, weil sie, anstatt Eines Anbeters, zwey hatte. Und endlich die Frau von Ehrenkolb auch, weil sie glaubte, daß zwischen ihrer Tochter und dem reichen Obersten eine Vermählung geschlossen werden könne. Denn daß Säugling, ein bürgerlicher Poet, auf ihre Tochter sollte Anspruch machen wollen, kam ihr gar nicht in den Sinn; und Säugling selbst hatte, mit gutem Herzen, das, was ihm die Frau von Hohenauf darüber gesagt hatte, gänzlich vergessen; denn sein ganzer

ger Geiſt war von dem Vergnügen ſeine Gedichte täglich vorzuleſen und gelobt zu hören ſo eingenommen, daß er ſelbſt nur in wenigen Minuten voll Phantaſie an ſeine ungetreue Mariane denken konnte.

Dritter Abſchnitt.

Die Sachen ſtanden auf dieſe Art in dem Schloſſe der Frau von Ehrenkolb, als ſie ſich vornahm, ihre Freundinn, die Gräfinn von *** zu beſuchen, welche einige Meilen von ihr wohnte. Ihre Tochter hatte ſchon einigemal dieſe Reiſe hintertrieben, weil ihre Geſinnungen mit den Geſinnungen der Gräfinn gar nicht übereinſtimmten, und ſie ſich von dem Aufenthalte bey ihr nicht das geringſte Vergnügen verſprach. Izt beſtand aber die Mutter darauf, und die Tochter durfte nicht ferner widerſprechen.

Die ganze Geſellſchaft reiſete alſo fort, und Säugling wiegte ſich mit dem Gedanken, vor der Gräfinn, deren guten Geſchmack er ſchon kannte, mit ſeinen Gedichten zu glänzen, unwiſſend, daß ſeiner ganz andere Vorfälle warteten.

Die Gräfinn empfieng ſie bey ihrer Ankunft in einem offnen Gartenſaale. Der Oberſte führte die

Frau

Frau von Ehrenkolb, Säugling das Fräulein. Kaum hatte die Gräfinn ihre Freundinn umarmen können, als das Fräulein, von Säuglings Hand, auf sie zuranschte, und sich mit einem: „Ah ma chere „Comtesse, que je suis ravie de vous embrasser, c'est „un million d'années, qu'on ne vous a pas vû„ in ihre Arme warf. Indem dieses geschah, erblickte Marianne Säuglingen, und ward feuerroth; Säugling warf zu gleicher Zeit die Augen auf Marianen, und stand mit einemmale, wie eine Salzsäule, so daß er auch weder die Gräfinn noch Marianen grüßte. Die Gräfinn redete ihn an, er ward blaß und roth, wollte seine Verwirrung verbergen, und sahe noch dähmischer aus. Die Gräfinn stellte ihm Marianen, als eine vorige Bekanntschaft vor, er fieng an zu stammeln, und nannte sie Madame. Die Gräfinn lachte, und fragte, ob er seine ehemalige Freundinn nicht kenne. Säugling stotterte abermals, — und besann sich zu spät, zu sagen, daß er sich im Gesichte geirret hätte, wußte aber noch nicht, welche Miene er annehmen sollte.

Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung ein wenig erholt hatte, sah er wohl ein, daß er von seiner Tante sey hintergangen worden, und konnte auch die Absicht ihrer List leicht errathen. Nun ent-

brannte seine Liebe zu Marianen wieder viel stärker als zuvor. Er hieng wieder an ihren Augen, seine Gedichte waren wieder an sie gerichtet, er schrieb ihr öfters Briefe, indem er sehr selten so glücklich war, sich mit ihr unter vier Augen zu unterreden.

Mariane hingegen war gegen ihn ungemein zurückhaltend. Sie hatte der Gräfinn, mit der sie sonst auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, nichts von ihrer Neigung zu Säuglingen, noch weniger von den Verdrießlichkeiten, die sie deshalb erfahren hatte, entdeckt; sie wollte sich also nunmehr auch keinem Verdachte aussetzen. Dieß war die Ursach, die sie sich selbst angab; sie hatte aber noch eine andere und geheimere. Sie bemerkte nehmlich, daß Säugling nicht wenig verändert war, und daß er dadurch nicht wenig gewonnen hatte. Er war sonst ängstlich bescheiden, weil er glaubte, daß dem Frauenzimmer das Sanfte gefiele; er hatte einer rauschenden Hofschönheit gefallen wollen, und war lebhafter und ungezwungner geworden. Mariane war scharfsichtig genug, diese Veränderung der rechten Ursach zuzuschreiben, zumal da sie gewisse Achtsamkeiten bemerkte, die Säugling fortfahren mußte gegen das Fräulein zu bezeugen, und da sie, sonderlich im Anfange, des Fräuleins Augen oft auf Säug-

linge

lungs Augen gerichtet fand. Dieß, nebſt der gedruckten Zueignungsſchrift, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, ſchien ſie von einer nähern Verbindung zwiſchen Säuglingen und dem Fräulein zu überzeugen, und erregte bey ihr eine kleine Eiferſucht, welche zu verbergen, das Frauenzimmer gemeiniglich eine kalte Zurückhaltung am dienlichſten hält, und ſie dadurch gemeiniglich am erſten verräth.

Auf der andern Seite, war Mariane auch dem Oberſten in die Augen gefallen. Da er in ſeinem Herzen gar wohl für mehr als Eine Liebe Raum hatte, und er es, nach der hohen Meinung, die er von ſeiner eigenen Perſon hatte, nicht für möglich hielt, daß ihm ein Frauenzimmer ſollte widerſtehen können, ſo glaubte er, daß Mariane gar wohl ein flüchtiger Gegenſtand ſeiner Neigung werden könne, und daß er bey ihr ſehr bald ſeinen Zweck erreichen würde. Er griff ſie in der zuverſichtlichen Stellung eines Hofmanns an, wie ein kühner Eroberer eine Feſtung ſtürmt, ohne ſie aufzufodern oder Laufgräben zu eröffnen. Gleichwie aber ein Belagerer, wenn ihm ein zu früher Sturm abgeſchlagen worden, oft nicht weiß, welche Miene er gegen den Belagerten annehmen ſoll; ſo war auch der Oberſte, durch die kalte und verächtliche Art, mit der Mariane ſeine Liebes-

erbietungen ausschlug, um Deutsch zu reden, ziemlich aus der Fassung gebracht, und deshalb, um Undeutsch zu reden, nicht wenig intriguirt.

Das Fräulein übersah mit Einem Blicke, daß ihr Mariane ihre besten Liebhaber raubte, und setzte alle Kräfte der Schönheit und der Koketterie in Bewegung, um über sie den Sieg davon zu tragen.

Indeß daß alle diese Personen ihre kleinen Entwürfe machten, dachte Rambold, Säuglings Hofmeister, einen Meisterstreich auszuführen. Rambold war ein schwarzhärtiger, rothbäckiger, wohlbewachter Magister, der auf Universitäten zwar sehr locker gelebt, aber doch auch, mit Hülfe eines offnen Kopfes, so viel von den Wissenschaften erschnappt hatte, daß er ziemlich fertig davon plaudern konnte. Er hielt sich selbst für sehr gelehrt, weil er, mit der Selbstgenügsamkeit eines Gecken, der von allem hat reden hören, und über nichts nachgedacht hat, über alles entscheiden konnte. Sein Eigendünkel trieb ihn, jedermann zu hohnnecken, auch der klüger war, als er, und zu widersprechen, ehe er noch wußte, was er sagen wollte. War jemand einer Meinung, so war dieß für ihn genug, das Gegentheil zu behaupten, und er glaubte, er zeige seinen Witz, wenn er den andern niederschreyen, und seinen Scharfsinn, wenn

er

er seinen Satz, so ungereimt er auch war, durchsetzen konnte. Ob er wahr oder falsch sey, war ihm einerley; denn es war in seiner Philosophie ein ausgemachter Satz, daß Wahrheit, sowohl als Schönheit und Tugend, nur relative Begriffe wären. Ein Satz, den er nicht nur glaubte, sondern auch im gemeinen Leben fleißig anwendete; daher er in Anwendung der Mittel, seine Zwecke zu erlangen, eben nicht delikat war.

Dieser seine Mann hatte auf Marianen ein Auge geworfen, und gieng damit um, sie zu heurathen, wovon er ihr doch nicht ein Wort sagte, weil er, durch einen Umweg, seinen Zweck besser zu erreichen meinte. Er war von den Absichten, welche die Frau von Hohenauf mit ihrem Neffen hatte, sehr wohl unterrichtet. Sie hatte ihm sogar eine einträgliche Pfarre, die auf ihren Gütern nächstens offen werden mußte, versprochen, wenn er etwas dazu beytragen würde, daß Säugling das Fräulein von Myrenkolb heurathete. Daher glaubte er zwey Schläge mit Einem Streiche zu thun, wenn er der Frau von Hohenauf von Säuglings und Marianens Zusammenkunft Nachricht gäbe, und die Folgen derselben zu verhindern suchte.

Er ſchrieb ihr alſo, daß ſie Marianen, die ſie, aus weiſen Abſichten, von ihrem Schloſſe entfernt hätte, auch hier wegſchaffen müßte, weil ihr Neffe, ſo lange er ihren Aufenthalt wüßte, auch nach ſeiner Abreiſe, nicht von ihr ablaſſen würde. Sein unmaßgeblicher Vorſchlag war, ſie ſolle insgeheim einen Wagen mit drey ſtarken Kerlen ſenden, und er nahm es auf ſich, Marianen, ohne groſſes Aufſehen, in derſelben Hände zu liefern. Zuletzt gab er zu verſtehen, daß wenn nur erſt die bewußte Pfarre vakant wäre, ſich auch ein anſtändiger Ehemann für Marianen finden würde, wodurch Säuglings unbedachtſamer Liebe und ihrer Furcht auf einmal würde ein Ende gemacht werden.

Er ſchmeichelte ſich, es ſo einzurichten, daß Mariane es nicht merken könne, daß er an der Entführung Theil habe, und nahm ſich vor, ſobald er nur ſeinen jungen Herrn nach Hauſe gebracht hätte, zurückzukehren, und aus den Händen der Frau von Hohenauf eine reiche Pfarre und eine ſchöne Frau zu erhalten; denn daß ſich Mariane weigern könnte ſeine Hand anzunehmen, ſchien ihm gar nicht wahrſcheinlich.

Vierter Abſchnitt.

Nachdem Rambold auf dieſe Art ſeinen Plan ſo ſimpel als künſtlich angelegt hatte, erwartete er ruhig den erwünſchten Erfolg, den er als unausbleiblich anſahe, ſehr zufrieden mit ſeiner ſchlauen Erfindung. Hingegen die übrigen Perſonen wurden, durch die Lage, in der ſie waren, unvermerkt immer unruhiger, unzufriedner und unwilliger gegen einander.

Marianen mißfiel es, daß ihr der Oberſte beſtändig nachfolgte, und fortfuhr, ſie mit vieler Dreiſtigkeit ſeiner Liebe zu verſichern, ob er gleich ſehr trocken und feſtig abgewieſen wurde. Nicht weniger unzufrieden war ſie mit Säuglingen, den ſie im Verdacht hatte, daß er das Fräulein heimlich liebte, und weder ſeine Briefchen, darauf ſie nie antwortete, noch ſeine Verſchen, von denen ſie argwohnte, daß ſie mehr aus der Phantaſie, als aus dem Herzen herrührten, konnten ſie zufrieden ſtellen.

Das Fräulein war äuſſerſt darüber erbittert, daß alle ihre Verſuche, ihre beiden Liebhaber wieder zu ſich zurück zu bringen, fruchtlos waren. Weil ſie, aus Politik, ihren Zorn nicht ganz auslaſſen durfte, ſo blieb ihr nichts, als der armſelige Behelf, die arme Mariane, bey aller Gelegenheit, das Uebergewicht

fühlen

fühlen zu lassen, welches ihr Stand ihr über sie gab. Dieß veranlaßte verschiedene kleine unangenehme Scenen, die, weil sie Marianen nur kränkten, ohne sie zu demüthigen, die üble Laune des Fräuleins nicht vermindern konnten.

Der Oberste war auf das Fräulein nicht wenig verdrießlich, weil sie seiner Liebe gegen Marianen im Wege stand, die er gern mit seiner Liebe gegen das Fräulein vereinigt hätte, zumal, da er die Verbindung mit der letztern anständigerweise nicht ganz und gar aufheben konnte. Säuglingen war er herzlich gram, weil er sich einbildete, daß dieser bey Marianen besser gelitten wäre, als er, und mit Marianen war er auch nicht sonderlich zufrieden, weil dieses kleine Mädchen, der er die Ehre einer gelegentlichen Eroberung zugedacht hatte, sich gegen eine Person von seinen Verdiensten so gar kalt und spröde bezeigte, daß es noch ungewiß schien, ob sie nicht auch einer förmlichen Belagerung würde widerstehen wollen.

Säugling war auch unglücklich, denn er liebte Marianen herzlich, daher konnte er ihre Zurückhaltung nicht ertragen, die er, weil er ihre Eifersucht nicht einsahe, bloß nur einer wirklichen Abneigung gegen ihn zuzuschreiben wußte. Sie kostete ihm viel

Seuf-

Seufzer und nicht wenig Verse. Aber eben sein zweytes Unglück war, daß seine Gedichte, durch deren gute Aufnahme in dieser Gesellschaft er bisher eine so seltne Glückseligkeit genossen hatte, nun sehr zu fallen anfiengen, wovon er die Ursachen nicht einsehen konnte. Sie waren gleichwohl sehr natürlich. Mariane schwieg davon gemeiniglich ganz still, weil sie sich fürchtete, ihre geheimen Bewegungen, die sie zu verbergen suchte, unvermuthet zu verrathen. Das Fräulein hatte immer etwas daran zu tadeln, weil ihr die Eifersucht eingab, daß sie an Marianen gerichtet wären, oder auf sie anspielten; und der Oberste, der sich nie im Ernste um Verse bekümmert hatte, fand itzt nicht mehr, wie vormals, Ursach sich zu stellen, als ob sie ihm gefielen, vielmehr pflegte er, in seiner itzigen üblen Laune, sich oft geradezu darüber aufzuhalten. Zum Unglücke für Säuglingen, ward er darinnen zuweilen von der Gräfinn unterstützt, deren feiner Geschmack schon längst in Säuglings Liedern eine gewisse Einförmigkeit und Läßigkeit wahrgenommen hatte, wofür ihm selbst der Sinn fehlte. Da er nun unabläßig fortfuhr, täglich neue Gedichte vorzulesen, so nahm sich die Gräfinn im Ernste vor, dem sonst unbescholtenen guten Jünglinge diese kleine Thorheit abzugewöhnen.

Als einſt die Frau von Ehrenkolb Mittagsruhe hielt, und die übrige Geſellſchaft im Garten ſpazieren gieng, ergriff die Gräfinn Säuglings Arm, führte ihn in einen Gang beſonders, und nachdem ſie das Geſpräch auf Lektur gebracht, ſagte ſie ihm gerade heraus: ‚Gedichte wären nicht die Lektur, die ſie am meiſten liebte.‘

Säugling, nicht wenig beſchämt und beſtürzt, verſetzte mit ſtammelnder Stimme: ‚Ew. Gnaden ſcherzen vielleicht. Es ſchien mir doch ſonſt, als ob Sie die ſchönen Wiſſenſchaften liebten.‘

Gr. O ja! ich liebe ſie ungemein. Aber Sie wiſſen, die ſchönen Wiſſenſchaften haben einen weiten Umfang, und die Dichtkunſt iſt nur ein Theil davon. Dieſen zu haſſen, bin ich weit entfernt. Ich liebe vielmehr Gedichte herzlich, wenn ſie ganz vortrefflich ſind, ſie wirken mit unbeſchreiblichem Reize auf mich, ſie bleiben meiner Seele tief eingeprägt. Aber ſie wiſſen, der ganz vortrefflichen Gedichte ſind nur ſehr wenige. Was die übrigen anbetrifft, ſo ſind ſie ganz gute Dingerchen, die man wohl einmal anhören, aber auch entbehren kann; und mich dünkt immer, die Augenbraunen ſind einem leichter, wenn man ſie entbehrt.

S. Vielleicht sprechen dieß Ew. Gnaden : : nicht ganz : : im Ernste, : : die Damen pflegen doch sonst, : : wenigstens glaube ich es so gefunden zu haben, : : unter aller übrigen Lektur : : am meisten : : Gedichte zu lieben —

Gr. Glauben Sie das nicht mein, lieber Säugling; oft kaum, wenn wir darinn gelobt werden, finden wir sie erträglich. Unter uns gesagt, wir haben oft herzliche lange Weile, wenn man sie uns vorlieset. Wir gähnen, und trauen uns nicht den Mund aufzuthun.

S. Ach! ich merke schon, hier ist ein kleines Mißverständniß, Sie wollen sagen:

Die großen Verse, welche man
Auf einem großen Amboß schmiedet,
Die liest man nicht, man wird ermüdet;
Ihr Donner störet unsre Ruh.
So großer Lerm wozu? wozu?

Allein die kleinen niedlichen Verse:

Die kleinen Dingerchen die sich,
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzet, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen:
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!

Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darinn zu bleiben, und nicht weit
Den großen Versen auszuweichen.

Gr. Ach! das ist meine Meinung gar nicht. Die kleinen Dingerchen sind so voll kalter Tändeleyen. Meinen Sie denn, daß dem Frauenzimmer das Süße und Tändelhafte so sehr gefällt? Wir sind nun freylich, weil es Ihrem Geschlechte so beliebt, das schwächere, aber glauben Sie mir, wir lieben an uns selbst die Schwäche nur, in so fern sie uns schön und niedlich macht, und ich weiß nicht, obs nicht gar bloße Eitelkeit bey uns ist, daß wir nicht wollen, daß die Mannspersonen schön und niedlich seyn sollen. Wissen Sie wohl, Säugling, daß Sie zu schön sind, und daß ich auf Sie eifersüchtig bin. Wenn Sie mich beruhigen wollen, waschen Sie sich nicht mehr mit Essenzen, und lassen Sie sich ein wenig von der Sonne verbrennen. Hören Sie wohl, schreiben Sie mir eine gute derbe Prose, so für den gesunden Menschenverstand, ohne Niedlichkeit. Oder, nehmen Sie sich in acht! wenn Sie mich böse machen, verdamme ich sie zum großen Amboß —

Indem die Gräfinn dieses sagte, erblickte sie das Fräulein und den Obersten, die aus einer benachbarten Allee auf sie zukamen. — Kom-

„Kommen Sie,“ rief sie, weil sie den armen Säugling ein wenig quälen wollte: „Kommen Sie, „meine Liebe, helfen Sie mir die kleinen tändelnden „Liederchen gegen den Hrn. von Säugling vertheidigen. Stellen Sie sich nur vor, er will ihnen entsagen! Wenn wir ihn gehen lassen, so wird er große „mächtige Hexameter schmieden wollen, und dann „ist er für uns verloren.“ —

Das Fräulein antwortete mit sauersüßer Miene: „Ach nein! dazu ist der Hr. von Säugling viel zu „zärtlich! Er wird nur merken, was ich schon lange „gedacht habe, daß die Deutsche Sprache überhaupt „zu bäurisch ist, um liebliche Ideen auszudrücken. „Er wird künftig Französisch schreiben, für die große „Welt, und nicht für die unpolirten Deutschen Bürger. Er liebt ja ohnedieß die Französische Nation „vor allen andern.“ Hiebey blickte sie Marianen, die aus einer andern Allee zu ihnen gekommen war, spöttisch über die Achsel an.

Die Gräfinn verstand den Stich, wollte ihn aber nicht verstehen, fuhr daher im scherzenden Tone fort: „Nein! Säugling, wenn doch einmal das Schick„sal beschlossen hat, daß es Ihnen unglücklich gehen „soll, so werden Sie lieber ein Original, als ein „solches Mittelding, wie die meisten Schriftsteller

‚sind, die in Deutschland Französisch schreiben: in ‚Frankreich fremd, in Deutschland nicht zu Hause. ‚C'est à Paris qu'il faut ecrire! ruft der Franzose mit ‚vollen Backen, und wenn er von seiner Sprache ‚redet, mag er immer Recht haben.‘

Unter diesem Gespräche erreichten sie eine Laube, wo sie sich niedersetzten, und kurz darauf kam ein Bedienter, der Gräfinn zu melden, daß von der durchfahrenden Landkutsche ein wohlgebildetes aber todkrankes Frauenzimmer bey dem Prediger sey abgesetzt worden. Die Gräfinn, bey welcher Handlungen der Wohlthätigkeit allen Vergnügungen vorgiengen, begab sich sogleich dahin, und nahm Marianen mit sich.

In ihrer Abwesenheit nahm das Gespräch eine nicht sehr angenehme Wendung. Das Fräulein hatte mit dem Obersten über ihr beiderseitiges Mißvergnügen kurz vorher eine Erläuterung unter vier Augen gehabt, die ihre gute Laune eben nicht vermehrt hatte. Sie war von Natur eigensinnig und auffahrend, wie sichs auch für eine Petitemaitresse gebührt; nun aber war sie dadurch, daß man ihren Reizungen den Sieg streitig machen wollte, äußerst bitter geworden, und ließ itzt ihren Zorn, durch eine Menge anzüglicher Spöttereyen über Säuglings- unveränderliche Ergebenheit gegen Marianen, ausbrechen.

brechen. Der Oberste, der froh war, daß ihre Pfeile nur auf Säuglingen gerichtet waren, hielt sich außer dem Schuß, und sagte bloß etwa hie und da ein Wort. Säugling aber bekam Muth von seiner Liebe, und da er sich ohnedieß vorgenommen hatte, mit dem Fräulein, das er nie geliebt hatte, ganz zu brechen, so vertheidigte er sich nachdrücklich, obgleich anständig; ja sein offnes Herz floß von Marianens Lobe über, von dem es immer voll war Das Fräulein verlor darüber alle Geduld und Fassung, und rückte auf dem Stuhle hin und her, aus Verdruß stillschweigend.

Gerade zu dieser Zeit kam Mariane zurück, ohne etwas von diesem Gespräche zu wissen. Sie erzählte, indem sie sich die Augen trocknete: ‚Das unglückliche ‚Frauenzimmer ist höchst zu betauern. Sie ist eine ‚Person bürgerliches Standes von guter Herkunft. ‚Sie hat einen Lieutenant aus Liebe geheurathet, der, ‚kurz vor dem Frieden, in einem Scharmützel tödtlich ‚verwundet worden. Er hat zwar, wegen seines ‚Wohlverhaltens, eine Compagnie erhalten, das Re‚giment ist aber auch, nach erfolgtem Frieden, ab‚gedankt worden. Sie hat in seinem langwierigen ‚Krankenlager, was sie gehabt, zu seiner Heilung ‚verwendet. Er ist endlich gestorben. Sie hat zu

„weit entfernten Verwandten ihre Zuflucht nehmen „wollen. Von Gram und Nachtwachen entkräftet, „ist sie unterweges so krank geworden, daß sie, ohne „Lebensgefahr, nicht weiter reisen konnte. Die Grä„finn, die den Beweis ihrer Aussage in einigen „Briefschaften, die sie bey sich gehabt, gefunden hat, „ist sehr gerührt. Sie hat mich vorausgeschickt, um „einen Wagen anspannen zu lassen, und einen Reit„knecht nach der Stadt zu senden, einen Arzt zu ho„len. Sie läßt sich bey der Gesellschaft, ihres lan„gen Außenbleibens wegen, entschuldigen. Sie will „die Kranke selbst nach dem Schlosse begleiten.„

Säuglingen trat eine mitleidige Thräne ins Auge, der Oberste aber drehte sich auf einem Absatze herum, und das Fräulein, dessen innerer Unmuth aufs höchste gestiegen war, fuhr hart heraus: „Die Gräfinn „beweiset in der That eine übertriebene Gütigkeit, „daß sie alles Gesindel bey sich aufnimmt. Eine „Person von der Landstraße! — Am Ende gehts Per„sonen so, die sich über ihren Stand erheben wollen. „Wer weiß, wo sie Kammermädchen oder Gesell„schaftsjungfer gewesen ist. — Es ist Zeit, daß wir „abreisen, denn die Gesellschaft „ — — Hier nahm sie eine Prise zur Contenanz, ließ ihre Dose fallen, und rief Marianen:

„Mein

„Mein Kind! nehme Sie mir doch die Dose „auf!„ —

Mariane, über die ganze Scene erstaunt, stand sprachlos da; denn so weit hatte das Fräulein die Unhöflichkeit noch nicht getrieben. Säugling sprang auf, und überreichte dem Fräulein die Dose.

„Lassen Sie„, rief sie, „lassen Sie, Herr von „Säugling, Mariane wird sie schon ...

Säugling nahm allen seinen Ernst zusammen, und versetzte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, „Ihnen aufzuwarten, halte ich nur für meine Schul„digkeit„.

Das Fräulein maß ihn mit den Augen von oben bis unten, und schlug ein bitteres Gelächter auf.

Mariane, welche empfand, daß die Demüthigung, wodurch sie bis zu einer gemeinen Dienstmagd herunter gesetzt werden sollte, zu den Beleidigungen gehöre, für die man, so grob sie sind, keine Worte hat, um sich darüber zu beschweren, konnte nicht verhindern, daß sich nicht eine Thräne in ihr Auge drängte, und gieng stillschweigend ab, doch nicht ohne auf Säuglingen einen Blick zu werfen, in welchem er ihr ganzes Herz las.

Der Oberste, ob er wohl, an sich, Marianen gern diese Demüthigung erspart hätte, war doch wohl

damit zufrieden, weil er glaubte, daß ſie Säuglingen, den er haßte, weil er ihn von Marianen geliebt glaubte, verdrießen würde. Um ihn noch mehr zu kränken, ſpottete er unhöflich über Marianen, nachdem ſie weggegangen war.

Beleidigungen, die ſtufenweiſe ſteigen, können den geruhigſten Menſchen endlich aufbringen, und wenn er edel denkt, wie Säugling wirklich dachte, ſo wird er die Beleidigung ſeiner Geliebten höher empfinden, als ſeine eigene.

Säugling antwortete alſo dem Oberſten lauter und entſchloſſener als jemals; der Oberſte fuhr im hohnneckenden Tone immer weiter fort, bis ihm Säugling ſehr trocken ſagte:

„Ich kann Ihnen, in Gegenwart des Fräuleins, „hierauf weiter nicht gehörig antworten, aber wir „wollen uns deshalb beſonders ſprechen.

Der Oberſte lachte ihm in die Zähne, und rief ſpöttiſch: „Mein gutes Herrchen, trotz des kleinen „Federhuts, den es Ihnen zu tragen beliebt, ſind „Sie nicht von ſolchem Stande, daß ich Ihnen Sa„tisfaktion geben werde.“

„So! rief Säugling, Sie halten mich für wehr„los, und erlauben ſich doch, mich anzugreifen? Iſt „dieß wie ein Mann von Ehre gedacht? Aber ich bin

„nicht

„nicht wehrlos. Wenn Sie mir nicht Genugthuung „geben wollen, werde ich sie mir nehmen, oder Sie „müßten jede kahle Sticheley doppelt von mir zurück „bekommen, und es ruhig ertragen wollen..

Der Oberste ward lauter, Säugling auch. Das Fräulein saß ruhig, und wiegte sich mit dem Gedanken, auszusprengen, daß um ihretwillen ein Zweykampf geschehen wäre. Die Gräfinn kam, nachdem sie die Kranke bis in das für sie bereitete Zimmer begleitet hatte, zurück, forschte nach der Ursach des Streits, gab dem Obersten Unrecht, und vereinigte beide um so viel leichter, weil der Oberste ebem kein Liebhaber vom Halsbrechen war, und sich wirklich eingebildet hatte, der sänfte Säugling sey ein bloßes Jungferngesicht, und werde alles, was es auch sey, ohne Antwort einstecken.

Unterdessen gieng Mariane im Garten herum, um sich zu fassen, weil sie die Gräfinn mit Erzählung des ihr unangenehmen Vorfalles nicht kränken wollte, zumal da sie glaubte, daß die Ehrenkolbische Familie nächstens abreisen würde. Rambold begegnete ihr, der, voll von seinem Projekte, im Garten herumirrte. Sie gab ihm den Arm, weil sie durch seine Unterhaltung ihre Gedanken am geschwindesten zu zerstreuen hoffte. Rambold schwatzte, wie schon gedacht,

dacht, viel von gelehrten Sachen, war voll von Anekdoten und Journalhistörchen, und die gute Mariane, die einen Ansatz hatte, eine Gelehrte vorzustellen, mochte gern von Rambolden diese gelehrten Diskurse hören, um so viel mehr, da aus der Gesellschaft der Gräfinn alles, was das Ansehen von Belesenheit hatte, verbannet war.

Rambold hub also an, die lange Geschichte von der Regierung Königs Joh. Christoph, des Dummen, und Königs Joh. Jakob, des Klugen, und von ihren Streiten um die Monarchie, und von ihren Schlachten, und wie sie gewonnen, indem sie verloren, und verloren, indem sie gewonnen. Und wie unter vielem Getümmel und fruchtlosem Streben nach der Alleinherrschaft, der Geist der Freyheit erwacht sey unter dem Volke, und entstanden seyn Demagogen, die Litteraturbriefsteller, die laut gerufen, das ganze Volk habe gleiches Recht seine Meinung zu sagen über alle Vorfälle; und wie keine Oberherrschaft sey gewesen, und wie jedermann habe gedacht und gethan, was ihm recht deuchte; und wie man die Demagogen im Verdacht gehabt habe, daß sie wollten Könige werden, und Ephoren der Könige; und wie diese schwachen Köpfe nicht daran gedacht, sondern ihre Hantierung getrieben hätten, und wären gar nicht mehr

gekom-

gekommen ins Forum; und wie da gar keine Zucht und Ordnung sey gewesen unter der Menge. Und wie sich da hätten weise und erlauchte Männer zusammengethan, und hätten festgesetzt, dem Volke sey es nützlich, wenn es beherrscht würde. Hätten ausgemacht, daß stattliche und ernsthafte Männer sollten am Regimente seyn, sollten umthun lange Feyerkleider, und aufsetzen grüne Eichenkränze, sollten sitzen auf breiten Stühlen, und sollte ihnen jedermann tiefe Reverenze machen, und desgleichen mehr. Hätten auch Rathsfahrten angesetzt und Gerichtstage, Gesetze gemacht und Strafen festgesetzt; und wäre nunmehr alles richtig; nur, wer regieren solle, wisse man noch nicht, darüber wären die Herren sehr uneins; und so lange diese Uneinigkeit daure, habe mancher noch Hoffnung in den Rath zu kommen; und würden darüber heimliche Unterhandlungen gepflogen, woran er, Rambold, vielen Antheil habe, und, wegen seiner weitläuftigen Verbindung mit vielen Zunftmeistern und Ausrufern, noch gewiß glaube, ein ansehnliches Ehrenamt davon zu tragen.

Alle die Nachrichten hörte Mariane an, bloß weil sie ihr ganz neu waren, ob sie gleich sonst an diesen gelehrten Reichsangelegenheiten, bey aller ihrer Liebe zur Lek-

tur, keinen Theil zu nehmen wußte; so wie etwan wunderbare Geschichten von neu entdeckten Völkern im Südmeere, der Sonderbarkeit wegen, Aufmerksamkeit erregen, auch bey denen, die sonst nicht Lust haben diese fremden Völker zu besuchen, die sich weder von den Otahitischen Jungfern, voll Süßigkeit, wollen liebkosen, noch von den Neuseeländischen Herren, voll Stärke, wollen fressen lassen.

Unter diesem langen Gespräche hatte sie Rambold unvermerkt in das an den Garten stoßende Wäldchen geführet, sie waren in demselben schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen, als plötzlich einige starke Kerle hinter einem Baume hervorsprangen, und Marianen ergriffen. Rambold war unbewaffnet. Er suchte zwar von einem Baume einen Knüttel abzureißen, er hielt sich aber so lange dabey auf, daß Mariane gemächlich zu einem nahestehenden sechsspännigen Wagen geschleppt werden konnte, der sogleich eiligst fortfuhr. Rambold lief zwar hinterher, und Mariane, die ihn erblickte, suchte aus dem Wagen zu springen, aber sie ward festgehalten, und der Wagen kam ihm bald aus dem Gesichte. Er verweilte noch einige Zeit im Walde, um dem Wagen Zeit zu lassen, sich zu entfernen; hernach eilte er zurück, und verkündigte, außer Athem, und mit erschrocknem

ſchrocknem Geſichte, Marianens Entführung. Die ganze Geſellſchaft erſtaunte. Säugling, deſſen Nerven durch den Zank mit dem Oberſten ſchon ziemlich erſchüttert waren, bekam eine Anwandlung von einer Ohnmacht, erholte ſich aber augenblicklich, und eilte in den Stall, um ein Pferd ſatteln zu laſſen, ſo ſehr ihm auch Rambold dieß widerrathen wollte, der endlich, als Säugling auf ſeinem Sinne blieb, ſelbſt mit ihm Marianen nachritt. Der Oberſte wollte ein gleiches thun, aber das Fräulein verlangte ſeinen Arm und ſeine Geſellſchaft, führte ihn in den großen Saal, und zwang ihn, Piket zu ſpielen.

Fünfter Abſchnitt.

Säugling kam den folgenden Tag, ermüdet und troſtlos zurück, ohne Marianen gefunden zu haben, welches ſehr natürlich zugieng, weil Rambold gar nicht für gut fand, ihn auf den Weg zu führen, den der Wagen genommen hatte. Er fand einen Brief von ſeiner Tante, die nunmehr, da Mariane aus dem Wege geſchafft war, weiter keine Zeit verliehren wollte, und ihm empfahl, alles anzuwenden daß ſeine Verbindung mit dem Fräulein

lein zu Stande käme. Dieß war aber, bey seinem itzigen ganz neuen Schmerze über Marianens Verlust, eine Sache, daran er gar nicht denken konnte und wollte. Die Frau von Hohenauf schrieb zu gleicher Zeit einen Brief an die Frau von Ehrenkolb, worinn sie derselben die Absichten ihres Neffen auf das Fräulein ziemlich deutlich zu verstehen gab. Aber auch dieser Brief kam sehr zur Unzeit. Denn theils hatte sich die Frau von Ehrenkolb niemals vorgestellt, daß die Absichten eines Menschen, wie Säugling, der nicht von Familie war, so hoch gehen sollten, daß er an ihre Tochter denken dürfte, theils hatte sie itzt ein viel nothwendiger Geschäfft im Sinne. Das Fräulein von Ehrenkolb, die zu allen Launen einer verfehlten Petitemaitresse noch allen Eigensinn eines verzärtelten Muttertöchterchens hinzuthat, hatte den vorigen Abend dem Obersten, der ihrer beständigen Eifersucht ohnedieß überdrüßig war, und den Marianens unvermuthete Entfernung noch verdrießlicher gemacht hatte, so übel mitgespielt, daß er ganz kurz mit ihr abbrach, den andern Morgen sich der Gesellschaft empfahl, und nach seinem Gute zurückreisete. Das Fräulein vermißte in ihm nur einen Anbeter, dessen Verlust sie zwar in der itzigen Einsamkeit empfand, aber künftig bald zu ersetzen

gen vermeinte; ihre Mutter aber, welche die Sache, von Anfange an, viel ernſthafter angeſehen hatte, befürchtete einen reichen Schwiegerſohn zu verlieren, der ihre verſchuldeten Güter wieder in Stand ſetzen könnte. Die Mutter hatte alſo mit der Tochter eine lange Konferenz über dieſe wichtige Sache, und die letzte ward endlich ſo gründlich überzeugt, welche nützliche Sache ein Mann von Range und Reichthum für eine Dame ſey, die am Hofe leben will, daß ſie mit ihrer Mutter übereinkam, den Liebeshandel mit dem Oberſten von neuem wieder anzuknüpfen. Die Frau von Ehrenkolb antwortete alſo der Frau von Hohenauf in ſehr kalten und in ſehr ſtolzen Ausdrükken, und reiſete den folgenden Tag mit ihrer Tochter nach ihrem Gute zurück, wobey Säugling kaum ein mäßiges Kopfneigen beym Abſchiede erhielt.

Der Gräfinn war Säuglings Liebe gegen Marianen unverborgen geblieben. Da ſie mit Marianen auf einem ſehr vertraulichen Fuße lebte, ſo hatte ſie auch derſelben Neigungen zu erforſchen geſucht; Mariane war aber in dieſem Stücke gegen ſie ſo zurückhaltend geweſen, daß ſie von Marianens Liebe gegen Säuglingen nichts gemerkt hatte. Itzt aber glaubte ſie, durch die Entführung, ſchnell ein Licht in dieſer Sache zu erhalten. Sie war ſehr geneigt,

Säug-

Säuglingen für den Urheber dieser Freveltat zu halten, worinn, wie sie glaubte, Mariane gewilligt hätte. Sie ward in dieser Vermuthung bestärkt, da sie unter Marianens Sachen viele zärtliche Briefe und Gedichte von Säuglings Hand geschrieben fand, nebst verschiedenen Entwürfen zu Briefen von Marianens Hand, die zwar nicht waren abgesendet worden, aber itzt doch ein unwiderlegliches Zeugniß wider sie abzulegen schienen. Die Gräfinn war daher wider die arme Mariane äußerst entrüstet, und eben so zornig auf Säuglingen, der, wie sie glaubte, die Gastfreyheit so schändlich beleidigt hatte, der eine romanhafte Liebe vorgab, und ihr ihre Gesellschafterinn aus ihrem Schlosse entführte, wobey sie ihm, trotz seines züchtigen Anstandes, eben nicht die reinsten Absichten zutraute. Sie setzte Rambolden über die Aufführung seines Zöglings zur Rede, der, um den Verdacht von sich abzuwälzen, ihr in allen ihren Vermuthungen Recht gab, Marianen noch mehr anklagte, und die Geschichte ihrer Entlassung von der Frau von Hohenauf auf eine ihr sehr unvortheilhafte Art erzählte. Die Gräfinn hielt nun ihre Vermuthung für vollkommen bewiesen, und ließ den unschuldigen Säugling so viel Unwillen merken, daß er, ob er gleich die Ursach davon nicht

recht

recht begriff, dennoch sich entschloß, unverzüglich seinen Weg weiter fortzusetzen; in welchem Vorhaben er von Ramboldeu gar sehr bestärkt ward, der nichts mehr wünschte, als ihn nur erst zu seinem Vater nach Wesel gebracht zu haben, damit er bald zur Frau von Hohenauf zurückkehren, und die Früchte seiner Treulosigkeit einärnten könnte. Sie nahmen also von der Gräfinn Abschied, die sie mit sehr kalten Höflichkeitsbezeugungen entließ.

Auf diese Art ward die Gesellschaft plötzlich zertrennt, und jeder war, einzeln für sich, mißvergnügt, und schmollte; bis auf den boshaften Rambold, der sich heimlich freuete, daß sein Anschlag so gut von Statten gieng, und bis auf Säuglingen, der einen schwachen Trost darinn fand, daß er, während der Reise, einige Stanzen über seine Entfernung von Marianen in seine Schreibtafel schrieb.

Sechster Abschnitt.

Mariane war, unterdessen dieß vorgieng, mit ihren Entführern einen Tag und eine Nacht lang fortgefahren, ohne daß sie von ihnen durch ihre öfteren Fragen hätte erfahren können, wohin sie sollte geführt werden. Sie hatten, so viel möglich, die

Land-

Landstraßen vermieden, und nur, auf abgelegenen Vorwerkern, Pferde, die schon für sie bestellt waren, gewechselt, ohne daß Mariane aus dem Wagen steigen durfte. Den zweyten Tag mußten sie nothwendig quer über eine Landstraße fahren. Mariane erblickte auf der Landstraße einen Postwagen. Sie schrie aus dem Wagen. Ihre Begleiter in der Kutsche wollten sie zwar zurückhalten, und riefen dem Kutscher zu, er solle eilen, welches auch geschah; aber auf Mariannens fortdaurendes Geschrey, fuhr der Postwagen nicht allein geschwinder, sondern ein Mann zu Pferde, der neben dem Postwagen ritt, näherte sich, und holte in kurzem den Wagen ein. Er schrie dem Kutscher zu, er solle still halten, der sich aber daran nicht kehrte, und aus der Kutsche ward eine Pistole auf ihn gerichtet; indem sie aber losgedrückt wurde, schlug sie der Reiter mit seinem Hirschfänger herunter, so daß sie ihn nur am Fuße verwundete. Indem dieß geschah, öffnete Mariane auf der andern Seite den Schlag, und sprang ohne Schaden heraus. Der auf dem Bock sitzende Bediente traute sich nicht, dieses zu hindern, weil der Postwagen ganz nahe war, von dem vier oder fünf Reisende abgesprungen waren, und zu Hülfe eilten; daher der Kutscher mit verhängtem Zügel davon jagte.

Maria-

Mariane fiel im Springen, doch ohne Schaden. Der eine Reisende, der, mit einem Spanischen Rohre in der Hand, verangelaufen war, und den Wagen beynahe erreicht hatte, hob sie auf. Sie erkannte ihn sogleich für ihren Freund Hieronymus; und kaum erholte sie sich von ihrem ersten Erstaunen, so erblickte sie ihren Vater, und lag in seinen Armen. Indeß daß beide sich ihrer Freude über die unerwartete Zusammenkunft überließen, besichtigten die übrigen Reisenden den Verwalter, den die Kugel nahe am Schienbein gestreift hatte. Sie hoben ihn vom Pferde und auf den Postwagen, auf den Mariane gleichfalls stieg; das Pferd ward an den Wagen gebunden, und so zogen sie fort, bis in das nächste nicht weit entlegene Städtchen.

Hier blieben sie liegen, um ihren Verwundeten verbinden zu lassen, dessen Wunde, nachdem den andern Tag der Verband abgenommen war, nicht gefährlich befunden ward. Sie nahmen sich also vor, zu der Gräfinn zurückzukehren, zumal da der Verwundete in der Nachbarschaft wohnte. Hieronymus miethete dazu einen halb bedeckten dreysitzigen Wagen. In denselben setzte sich Mariane und der Verwundete vorwärts, und Hieronymus mußte den Rücksitz einnehmen; denn Sebaldus, der durch die

Freude, seine Tochter wiedergefunden zu haben, ganz verjünget war, setzte sich, alles Zuredens ungeachtet, auf des Verwalters Pferd, und trabte neben dem Wagen her. Da ihm dieß in kurzem beschwerlich ward, so kam er auf den Gedanken voranzureiten, und in dem Dorfe, wo sie den Mittag anzuhalten gedachten, die Mittagsmahlzeit zu bestellen. Der Kutscher bezeichnete es ihm sehr genau, und versicherte, daß der Weg nicht zu verfehlen sey. Sebaldus stieß also sein Thier in die Seite, und sie verloren ihn bald aus den Gesichte.

Als sie Mittags im Dorfe ankamen, fanden sie, daß keine Mittagsmahlzeit bestellt war, und, was noch mehr, daß niemand den Sebaldus gesehen hatte. Mariane und Hieronymus wurden dadurch nicht wenig beunruhigt. Nachdem sie ein Paar Stunden gewartet hatten, schickten sie einige Bauern auf verschiedenen Wegen aus, die aber zurück kamen, ohne etwas von ihm gehört zu haben; wodurch ihre Angst nicht wenig vermehrt ward. Sie warteten diesen und den folgenden Tag auf ihn; da er aber nicht erschien, so reiseten sie in großer Bekümmerniß weiter, nachdem sie eine Nachricht für ihn zurückgelassen hatten.

Sie kamen in kurzem auf dem Gute der Gräfinn an. Mariane begab sich sogleich mit Hieronymus nach dem Schlosse. Sie hoffte von der Gräfinn mit Vergnügen empfangen zu werden; aber diese Dame war, besonders durch Rambolds tückische Einblasungen, so sehr wider die gute Mariane eingenommen, daß sie dieselbe sehr kalt bewillkommte. In der That war der äußerliche Anschein ganz wider Marianen. Auf die Frage der Gräfinn, wie die Entführung veranlasset worden, konnte sie nichts mehr antworten, als daß sie von unbekannten Leuten auf einen unbekannten Weg geführet worden, ohne daß sie die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Dieß war in der That unwahrscheinlich, und daß Mariane schien die Warheit verhehlen zu wollen, that ihr in dem Gemüthe der Gräfinn noch mehrern Schaden. Die Gräfinn erinnerte sie, wie vertraulich sie mit ihr umgegangen wäre, und daß sie ihr doch aus den Vorfällen bey der Frau von Hohenauf, und aus ihrer Verbindung mit Säuglingen, ein Geheimniß gemacht hätte. Sie zeigte ihr die gefundenen Briefe von Säuglingen an sie, woraus genug erhellte, wie genau diese Verbindung gewesen, Sie erinnerte sie an ihre und seine Verlegenheit, bey seiner Ankunft, und an viele andere kleine vorher nicht bemerkte

merkte Umſtände. Sie erzählte, mit welchem ungewohnten Eifer ſie Säugling gegen den Oberſten vertheidigt habe. Alles dieß zeugte wider Marianens Ausſage. Sie konnte ſich durch nichts vertheidigen, als durch ihre Thränen, die oft die Waffen der Unſchuld, aber eben ſo oft auch der Deckmantel der Verſtellung ſind; und Hieronymus Verſtellungen, dem alle vorgefallenen Begebenheiten unbekannt waren, konnten wenig Gewicht haben.

Die Gräfinn brach endlich kurz ab. Sie ſagte zu Marianen: ‚Es iſt in dieſer Sache ein Geheimniß, ‚das ich nicht aufzuklären vermag. Ich liebe Sie, und ‚wünſche daher, daß Sie unſchuldig ſeyn mögen. ‚Sind Sie es, ſo erinnern Sie ſich doch aufs künftige, daß ein Frauenzimmer, das ſich mit einer ‚Mannsperſon in ein Liebesverſtändniß, in einen geheimen Briefwechſel einläßt, und wenn es auch in ‚der unſchuldigſten Abſicht wäre, derſelben einen ‚großen Vortheil über ſich einräumet, und daß ſie ‚Verdacht erregen kann, wo ſie es am wenigſten ‚wünſchet. Eine ſolche kleine Intrigue kömmt ‚einem jungen Frauenzimmer, ich weiß es wohl, ſo ‚romantiſch, ſo empfindſam vor, es dünkt ſich ſo ‚vom gemeinen Haufen unterſchieden, einer Sappho ‚oder Hero ſo ähnlich, wenn es an ſeinen Phaon

„oder Leander denken und ſchreiben kann. Dieſes ro„mantiſche Weſen aber, (wozu Sie, meine liebe Ma„riane, einige Anlage haben,) iſt zwar in Büchern „und in Gedichten ſchön und gut; wenn es aber ins ge„meine Leben gebracht wird, ſo verurſacht es, daß nie„mand ſich in die Lage ſchickt, in die er vom Schickſale ge„ſetzt iſt, ſondern eine eigne Welt für ſich allein haben „will. Ich wenigſtens bin keine Liebhaberinn davon, und „ich verlange eine Geſellſchafterinn, die davon ganz „frey iſt. Die unbekannte Perſon, die ſich für Sie „ſo ſtark intereſſirt, wird nicht ſogleich ablaſſen; und „dieß könnte ſich in eine neue Entführung oder in eine „andere unvermuthete romanhafte Scene endigen. „Wir können alſo nicht auf dem vorigen Fuße zuſam„menbleiben. Indeſſen ſollen Sie nicht verſtoßen „ſeyn; bleiben Sie in meinem Hauſe, bis Sie auf „eine anſtändige Art verſorgt werden; und wenn Sie „ſich über den letztern unerklärlichen Vorfall rechtfer„tigen können, will ich ſelbſt für Ihr ferneres Glück „Sorge tragen.„

Mariane weinte bitterlich, daß ſie erſt ihren Va„ter und nun auch ihre Gönnerinn verlor, und daß ihr Schickſal ſie, ohne ihr Verſchulden, in einen Ver„dacht brachte, den ſie nicht widerlegen konnte, und der noch dazu, unglücklicherweiſe, wahrſcheinlich war.

Sie gieng in ihr Zimmer, und überlegte mit Hieronymus, was in ihren itzigen Umständen zu thun sey, oder vielmehr Hieronymus überlegte es allein; denn die gute Mariane lag halb sinnlos auf einem Lehnstuhle, und zerfloß in Thränen. Hieronymus sann auf verschiedene Vorschläge, die er wieder verwarf. Endlich besann er sich auf den Freyherrn von D***. Dieser würdige Mann hatte eigentlich Wilhelminens Heurath mit Sebaldus veranlasset*), und Mariane war seine Pathe. Er hatte, als er noch am Hofe war, den unüberlegten Vorsatz gehabt, ein ehrlicher Mann zu seyn, nie zu schmeicheln, keinen mächtigen Böswicht erheben, und keinen rechtschaffenen Mann, in Ungnade, unterdrücken zu helfen. Es konnte also nicht fehlen, daß er nicht endlich ein Opfer der List und der Ränke der Hofschranzen werden mußte, und selbst in Ungnade kam; wenn man es Ungnade heißen kann, daß ein ehrlicher Mann der Abhängigkeit entzogen, und sich selbst, seinen Gütern, und seiner Familie wiedergegeben wird. Der Herr von D*** hatte seitdem, auf seinen Gütern im Hildesheimischen, im Schooße seiner Familie und als ein Vater seiner Unterthanen gelebt. Er hatte sich noch kürzlich nach seiner Pathe, der er in ihrer ersten Jugend

*) S. Wilhelmine, S. 109.

Jugend ſehr gewogen geweſen war, erkundigt, und dieß brachte den Hieronymus auf die Gedanken, daß Marianne bey ihm die ſicherſte Zuflucht finden könnte.

Er überlegte Abends mit ſeinem Reiſegefährten, dem Verwalter, wie dieſer Vorſatz am beſten auszuführen ſey. Denn ſeine Geſchäffte riefen ihn auf eine weitere Reiſe, entfernt von ſeiner Vaterſtadt; und hier wollte er Marianen auch nicht laſſen, weil er wirklich das Geheimniß der Entführung nicht ergründen konnte, und noch mehrere Folgen davon befürchtete. Der Verwalter, dem Mariannens Unfall ſehr zu Herzen zu gehen ſchien, beſtärkte ihn in dieſen Gedanken; und um ihn zu beruhigen, ſchlug er vor, daß er Marianen mit ſich nach Hauſe nehmen wollte, wo ſie ſo lange bey ſeiner Frau bleiben könnte, bis ſeine Wunde völlig geheilt ſey; alsdann wolle er ſie ſelbſt zum Hrn. von D***, der ihm ſehr wohl bekannt war, bringen, und denſelben auch vorher davon benachrichtigen.

Hieronymus billigte dieſen Vorſchlag, und die Gräfinn, die Marianen im Grunde herzlich liebte, und des Hrn. von D*** vortreffliche Eigenſchaften kannte, war damit auch ſehr wohl zufrieden. Sie nahm von Marianen den freundſchaftlichſten Abſchied, gab ihr, mit einer mütterlichen Fülle des Her-

zens, die weiſeſten Lehren und Erinnerungen, und beſchenkte ſie mit einer anſehnlichen Summe. Mariane empfand alles, was ſie an dieſer edlen Dame verlor, küßte ihr weinend die Hände, umarmte ihren Freund Hieronymus, und ſo ſtieg ſie mit ſchwerem Herzen in den Wagen, und kam, in kleinen Tagereiſen, in der Wohnung des Verwalters an.

Siebenter Abſchnitt.

Der Verwalter gehörte zu den Leuten, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie wiſſen, wie es in der Welt zugeht. Dieſe Leute glauben bemerkt zu haben, daß diejenigen in der Welt am weiteſten kommen, die ſich um den Nutzen anderer viel weniger bekümmern, als um ihren eigenen, die niemand gutes thun, als den ſie zu brauchen gedenken, und alſo den hülfloſen Unglücklichen, der vor ihren Füßen niederfällt, liegen laſſen, ohne ihn anzuſehen, um ſich zu dem zu drängen, der ſie ein Paar Schritte weiter fortziehen kann. Mit dieſen brauchbaren Grundſätzen war er in der Welt ziemlich fortgekommen; denn er war aus dem allerniedrigſten Stande bis zur Stelle eines Verwalters anſehnlicher adelicher Güter geſtiegen, und verwaltete ſie mit ſo gutem Erfolge,

folg', daß er eine Möglichkeit vorher sahe, er werde in einigen Jahren einen Theil davon kaufen können. Dabey hielt er freylich Recht und Unrecht für dasjenige, womit man entweder etwas vor sich bringen, oder in Gefängniß und Geldstrafe gerathen kann; so lange er also dieses nur nicht zu befürchten hatte, war sein Augenmerk beständig auf jenes gerichtet. Die Geschichte von Marianens Entführung, davon sie selbst die Veranlassung nicht anzugeben wußte, hatte ihn neugierig gemacht; er hatte also, unterdessen daß Mariane und Hieronymus auf dem Schlosse gewesen waren, einige Bedienten der Gräfinn, die sich in der Schenke, wo er abgetreten war, einfanden, über die vorhergehenden Begebenheiten und über die Gesellschaft, die auf den Schlosse gewesen war, ausgefragt, und aus allen Umständen den Schluß gezogen, daß der Oberste, dessen Neigung zu hübschen Mädchen er sehr wohl kannte, die Entführung könne veranstaltet haben. Er hütete sich aber wohl, davon etwas gegen Hieronymus und Marianen zu erwähnen; denn er glaubte, sich durch diese Entdeckung für das Pferd, mit welchem Sebaldus verloren gegangen war, und für die Wunde, die ihm seine unbefugte Neugier (denn was gieng's ihn eigentlich an, daß jemand auf der Land-

straße entführt wurde?) zugezogen hatte, reichlich bezahlt zu machen. Anstatt also Mariannens Aufenthalt dem Freyherrn von D*** zu melden, so meldete er denselben lieber dem Obersten, und benennte ihm zugleich den Preis, um welchen er sie an einen ihm beliebigen Ort bringen wollte. Er gieng hiebey deshalb so offenherzig zu Werke, weil er im Laufe der Welt gefunden hatte, daß selbst vornehmere Leute, als er, die er, um seine Zwecke zu erlangen, zu bestechen nöthig gehabt hatte, wenn es wirklich ihr Ernst gewesen Wort zu halten, lieber vorher um den Preis ihrer Protektion gehandelt, als sich auf eine ungewisse Freygebigkeit verlassen hatten.

Der Oberste, der sich das Glück nicht hatte träumen lassen, Marianen sobald wieder zu sehen, noch weniger, sie in seiner Gewalt zu haben, gieng alle Bedingungen ein. Der Verwalter reisete also mit ihr fort, unter dem Vorwande, sie zu dem Hrn. von D*** zu bringen, und nahm ein Nachtlager auf einem der Güter des Obersten. In der Schenke war schon bestellt, daß sie nicht aufgenommen werden könnten, weil alles schon besetzt wäre. Der Verwalter fuhr also nach dem herrschaftlichen Hause, wo er den Aufseher zu kennen vorgab. Sie traten ab. Hier verließ er des Nachts heimlich Marianen, und

den

den folgenden Morgen bekam ſie unvermuthet den Oberſten zu ſehen.

Der Oberſte war ein Männchen, das, wie wir ſchon bemerkt haben, von ſeiner Perſon eine nicht geringe Meinung hegte. Er hatte zwey Jahr auf Univerſitäten reiten lernen, und Billard geſpielt, hatte ſich, etwan ein halbes Jahr vor erfolgtem Frieden ein Regiment gekauft, mit dem er verſchiedenen Fouragirungen beygewohnt, es bey einigen Rückmärſchen in der Avantgarde kommandirt, und es darauf wohlbehalten in die Winterquartiere geführt hatte. Die folgende Zeit hatte er meiſt am Hofe zugebracht. Aus dieſem glorreichen Lebenslaufe glaubte er, müſſe erhellen, daß er ein Mann ſey, gelehrt, tapfer und voll Weltkenntniß. Er ſuchte alle Dinge zu affektiren, die ihm die Natur verſagt zu haben ſchien. Unerachtet er in ſeinem ganzen Betragen flüchtig und läppiſch war, ſo pflegte er doch gemeiniglich eine weiſe Miene anzunehmen, und den Zeigefinger an die Naſe zu legen, wenn er gleich gar nichts tiefſinniges ſagte. Unerachtet er unbeſtändig und veränderlich war, und dabey die Bequemlichkeit liebte, ſo redete er doch beſtändig von der Standhaftigkeit, von der Anſtrengung und Anſpannung der Kräfte, und von feſten Vorſätzen, die man unverrückt ausführen müßte.

müßte. Ob er gleich, durch frühzeitige Ausschweifungen, fast zu allen Wollüsten untüchtig war, so war doch Genuß immer sein drittes Wort. Nach dieser Beschreibung sollte man kaum glauben, daß ein solcher feyerlicher Hasenfuß in der menschlichen Gesellschaft nur habe erträglich seyn können, wenn man nicht täglich sähe, daß eine vornehme Geburt, eine Englänische Kutsche mit einem Zuge von sechsen, und ein ziemlich leidliches Angesicht, eben so große und größere Thoren zu liebenswürdigen Kerlchen macht.

Unser Mann legte übrigens den erspießlichen Grundsatz, daß man in allen Verfällen um sein selbst willen handeln müsse, und daß daher derjenige, der Kraft habe, denjenigen, der schwächer sey, ohne Bedenken zwingen müsse, seinen, als des Stärkern, Absichten zu folgen. Da nun das weibliche das schwächere Geschlecht ist, so folgerte er ganz natürlich, daß alle Mannspersonen ein unwiderſprechliches Recht hätten, alle Frauenzimmer nach eignem Willen zu behandeln. Zwar gab er zu, daß Stand, Erziehung, Stolz, Sprödigkeit und Eigensinn, dem Frauenzimmer eine gewisse Art von zufälliger Stärke geben könne, die man Tugend nenne; aber er meinte auch, daß, wenn eine Mannsperson, neben der diesem Geschlechte eigenthümlichen Kraft, noch genugsamen

Ver-

Verſtand habe, die ſchwache Seite eines Frauenzimmers zu finden, er unfehlbar über ſie triumphiren werde. Da er ſich nun Verſtand in hohem Maße zutrauete, ſo iſt leicht zu erachten, daß er überzeugt geweſen, kein Frauenzimmer könne ihm widerſtehen.

Er griff alſo auch ungeſäumt Marianen an. Ihre bisherige Zurückhaltung hielt er für Stolz. Wenn er dieſem ſchmeichelte, glaubte er, wäre das meiſte geſchehen. Er begegnete ihr mit der größten Höflichkeit und Unterwürfigkeit. Er erſuchte ſie, ſein Haus als das ihrige anzuſehen, bis der Verwalter zurückkäme, von dem er vorgab, daß er, wegen eines unvermutheten Geſchäffties, eine Reiſe von einigen Meilen gethan hätte, und verſprach, daß er ſie allenfalls in ſeiner eignen Kutſche weiter bringen wolle. Mariane ließ ſich aber in dieſer Falle nicht fangen. Sie beſtand darauf, unverzüglich auf dem erſten dem beſten Bauerwagen, oder auch zu Fuße, weiter zu gehen. Sie ſagte dieß ſo dreiſt und ernſthaft, daß er ſeinen Angriff änderte. Seine glühende überſchwengliche Liebe wurde vorgebracht; Mariane war die Göttinn, die er anbetete, zu deren Füßen er ſich und ſein ganzes Vermögen niederlegen wollte. Mariane, voll edles Unwillens, würdigte ihn keiner Antwort,

ſon-

sondern wollte stehendes Fusies weagehen, das äussere Zimmer aber war verschlossen. Er sagte ihr auf die höflichste Weise, sie solle in allen Dingen über ihn und sein Haus zu befehlen haben, den einzigen Punkt ausgenommen, dass sie sich nicht wegbegeben müsse. Mariane fragte voll Unwillen, wer das Recht habe, sie aufzuhalten? Er wendete wieder seine Liebe vor; er bat, er beschwur sie, er versicherte auf den Knien, sie habe von ihm nichts unanständiges zu besorgen; selbst ihrer Gesellschaft, so angenehm sie ihm sey, wolle er sich entziehen, wenn er ihr beschwerlich siele. Mariane warf sich in einen Stuhl und weinte; er fuhr fort zu bitten und zu versprechen; und sie mußte der Gewalt nachgeben, und wider ihren Willen da bleiben.

Sie begab sich in ein ihr angewiesenes Zimmer Sie untersuchte sorgfältig, ob irgendwo ein verdeckter Eingang seyn könne; aber es war alles sicher. Sie frühstückte allein. Sie gieng nachher in den Garten. Sie bemerkte wohl, daß sie von verschiedenen Personen von fern beobachtet ward, und daß sie nicht werde entfliehen können; aber der Oberste ließ sich nicht sehen. Es giengen einige Tage hin, in denen sie alles empfand, was ihr itziger Zustand schreckliches, und

die

die Aussicht ins künftige beunruhigendes hatte. Der Oberste, der seinen Anschlag nie aus dem Sinne ließ, fand sich unvermuthet auf ihren Spaziergängen, wo ihm nicht auszuweichen war. Er begegnete ihr mit der größten Ehrfurcht. Sie konnte ihm zuletzt nicht abschlagen, zuweilen bey Tische, oder bey einem kurzen Spaziergange, in seiner Gesellschaft zu seyn. Er fuhr fort zu betheuren, daß er sie auf das innigste liebe, und daß er ihre Gegenliebe nicht zu erzwingen, sondern zu verdienen suchen wolle. Mariane fuhr fort, ihm aufs entschlossenste zu versichern, daß er ihre Gegenliebe auf keine Weise erhalten werde, daß er sie also nicht ferner quälen, sondern sie wegreisen lassen möchte; und sie selbst sann beständig auf ein Mittel, sich aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen.

Der Oberste, der sich einen so starken Widerstand nicht vermuthet hatte, ward dadurch noch mehr erhitzt, und fieng an auf andere Plane zu sinnen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Er wiederholte sich in Gedanken alle die sinnreichen Mittel, die von entflammten Liebhabern gebraucht worden, um bey ihren widerspenstigen Gebieterinnen zu ihrem Zwecke zu gelangen: z. B. die Ehe zu versprechen, und sein Wort nicht zu halten; die Ehe zu versprechen, und

ſich durch einen verkleideten Kammerdiener trauen zu laſſen; ſeiner Geliebten einen Schlaftrunk zu geben, und ſich in ihr Schlafzimmer zu ſchleichen; im Fußboden ihres Zimmers eine Fallthüre machen zu laſſen, oder durch einen Kamin hineinzuſteigen u. ſ. w. Weil ihm dieſe aber ſämmtlich nicht gefielen, nahm er ſeine Zuflucht zur Leſung der Geſchichte der Klariſſa Harlowe, um ſeine Einbildungskraft durch den Charakter des Lovelace anzufeuern, einen Charakter, den er beſtändig äußerſt bewundert hatte, und nicht ohne Urſach, da ihm ſelbſt Leibeskräfte und Geiſteskräfte zum Guten und zum Böſen fehlten, um ein Lovelace zu ſeyn. Bey dieſer Lektur fiel ihm auf, daß er das, was Lovelacen der Zufall gewährte, *) durch ausdrückliche Anſtalt erlangen könnte. Er ließ wirklich eines Morgens, kurz vor Anbruch des Tages, in Marianens Vorzimmer ein Paar Vorhänge und ein Paar Bunde Stroh anzünden, und pochte nachher mit großem Getöſe an ihr Zimmer, um ſie aufzuwecken. Er glaubte gewiß, ſie in der allerleichteſten Nachtkleidung zu treffen. Er irrte ſich aber; denn Mariane, die von Anfang an ſehr mißtrauiſch geweſen war, hatte, ohne ſich auszuziehen, in ihren gewöhn-

*) S. Geſchichte der Klariſſa, Deutſche Ueberſetzung, 5. Th. 7. Brief, S. 70. u. f.

wöhnlichen Kleidern geſchlummert. Sie öffnete die Thür, voll Entſetzen, und da ſie Rauch und Flammen zu Thür und Fenſtern hereinſchlagen ſahe, ergriff ſie nur ihre Taſche und Uhr, und folgte dem Oberſten, der ſeine Beute, durch Dampf und Funken, in den Garten bis zu einem abgelegenen Gartenhauſe ſchleppte, wo ſich Mariane athemlos niederſetzte. Der Oberſte wollte ihre erſte Beſtürzung nützen, fiel ihr zu Füßen, wiederholte ſeine Liebeserklärung feuriger als jemals, und ward in kurzem ſo unbeſcheiden, daß ihn Mariane mit beiden Händen ſo heftig von ſich ſtieß, daß das Männchen, welches, wie ſchon bemerkt, zwar in Worten, aber nicht an Kräften ein Herkules war, rücklings zu Boden fiel. Ehe er noch, vom Falle betäubt, aufſtehen konnte, ſprang Mariane in den Garten. Dieſer war von dem daran ſtoßenden weitläufigen Park, durch eine hohe grüne Hecke geſondert, die an einer einzigen verdorrten Stelle niedriger war. Dieſe Stelle hatte ſich Mariane bey ihren Spaziergängen ſchon längſt genau bemerkt. Sie ſchaffte

ſich da, durch die dürren zerbrechlichen Sträuche, leicht einen Weg in den Park, und da ſie ſchnell das Ende deſſelben erreicht hatte, ſo lief ſie gerade aus ins Feld, ohne ſich umzuſehen.

Ende des fünften Buchs.

Sechstes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Es iſt Zeit, daß wir zum Sebaldus zurückkehren, den wir auf dem Pferde des Verwalters verlaſſen haben, auf dem er voranritt, um in dem nächſten Dorfe, für die nachkommende Geſellſchaft, eine Mittagsmahlzeit zu beſtellen. Der Fuhrmann hatte ihn verſichert, daß der Weg nicht zu verfehlen ſey. Dieß war auch vielleicht einem Fuhrmanne nicht möglich, aber wohl einem Manne, wie Sebaldus, der ſelten ganz genau auf die Dinge Achtung gab, die um ihn waren, am wenigſten auf das Gleis einer Landſtraße. Er war kaum einige hundert Schritte fortgeritten, als er anfieng, ſich in eine Betrachtung über die zweyte Poſaune in der Apokalypſe zu vertiefen; dahingegen ſein Pferd, welches fühlte, daß der

Zügel an der Mähne hinabhieng, sich kurz darauf an einen vier Schritt vom Wege stehenden Heuschober machte. Sebaldus merkte, nach einigen Minuten, daß das Pferd stille stand, und spornte es an, ohne es zu lenken. Es trabte daher gerade fort, über Wiesen und Brachfelder, bis es wieder auf einen Weg kam. Nachdem Pferd und Mann auf demselben ein Paar Stunden fortgeeilt hatten, wunderte sich Sebaldus, daß er noch kein Dorf vor sich sahe; doch ließ er sichs gar nicht träumen, daß er den rechten Weg könnte verfehlt haben. Nach einiger Zeit erblickte er ein Dorf. Er zweifelte gar nicht, daß es das rechte wäre; ritt vor den Krug, stieg vom Pferde, und übergab es einem vor dem Hause stehenden Knechte, der es seitwärts nach dem Stalle zu, führte. Er selbst gieng sogleich ins Haus, bestellte die Mittagsmahlzeit für vier Personen, und setzte sich in die Gaststube, um sich auszuruhen. Nachdem er so eine Weile unter einem Geräusche von vielen Menschen gesessen hatte, stand er auf, um seiner Gesellschaft entgegen zu gehen, weil er aus der Länge der verflossnen Zeit schloß, daß sie schon dicht vor dem Dorfe seyn müßte. Er wanderte fort, das Gemüth voll von dem doppelten Vergnügen, seine Tochter bald wieder zu sehen, und eine neue Erklärung der zwepten Po-

saune

ſaume erfunden zu haben. Er hieng ſonderlich dieſem letztern Vergnügen ſo ſtark nach, daß er, nach geraumer Zeit, aus mitrieglichen Kennzeichen merkte, er ſey auf einem ganz andern Wege, als auf dem er gekommen war; denn er befand ſich dicht vor einem andern Dorfe, und merkte, aus der Höhe der Sonne, es ſey wirklich Mittag. Er eilte alſo zurück, und fand, zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Geſellſchaft noch nicht angekommen war. Er befürchtete, ihr möchte ein Unglück begegnet ſeyn, er foderte ſein Pferd, um ihr entgegen zu reiten. Aber wie erſtaunte er, da niemand von ſeinem Pferde etwas wiſſen wollte. Er hatte, wie es ſcheint, einen fremden Kerl für einen Knecht aus dem Hauſe angeſehen, und ihm ſein Pferd gegeben, der ſich aber, ſo bald er ſahe, daß Sebaldus im Hauſe war, darauf geſchwungen und es fortgeritten hatte. Er war alſo um ſeine Geſellſchaft und um ſein Pferd gekommen, und hatte zum Troſte nichts, als ſeine apokalyptiſche Entdeckung, und ein übergahres Mittagseſſen auf vier Perſonen, davon er ſich, ſo hungrig er war, doch nicht zu eſſen getraute, weil er immer noch auf die Ankunft ſeiner Geſellſchaft hoffte. Endlich nöthigte ihn der Hunger doch, ſein Antheil davon zu verzehren, und die Wirthinn nöthigte ihn, das ganze zu bezahlen.

Er wartete diesen und noch ein Paar folgende Tage auf seine Gesellschaft, und war in der größten Verlegenheit, da sie nicht ankam. Er hatte weder den Namen des Dorfes, wo er auf sie warten sollte, noch den Namen der Gräfinn, noch den Namen ihres Gutes behalten. Er sahe sich also auf einmal wieder in die weite Welt versetzt. Sein einziger Trost war, daß er des Hieronymus Empfehlungsbrief an den Kammerjunker in Holstein, und noch so viel Geld bey sich hatte, um dahin zu reisen. Da er also von der Wirthinn erfuhr, daß die Post nach Holstein den andern Tag durch das Dorf gienge, so setzte er sich, ohne seinen Verweisen, darauf.

Er kam in wenigen Tagen, ohne weitern Zufall, bey dem Kammerjunker an, der sich auf seinen Gütern aufhielt. Dieser hatte, als er am Hofe war, den Mangel des Verstandes durch reiche Kleider *) zu ersetzen gesucht. Nachdem er aber, durch seine Heurath mit einer reichen alten Wittwe, in den Stand gesetzt war, den Hof zu verlassen, und sich auf seiner Frauen Güter zu begeben, verdeckte er den obengedachten noch immer fortdauernden Mangel durch eine andere Art von Witz. Er schaffte sich eine Sammlung von antiken und modernen Münzen und Gemmen,

*) S. Wilhelmine S. 95.

men, von Kopien und Abgüssen alter Statuen und Basreliefse, und von allerhand ächten und unächten Griechischen und Römischen Alterthümern an. Diese Sammlung zu vermehren, zu ordnen, seinen Besuchern zu zeigen, und darüber zu schwatzen, war seine hauptsächlichste, einer verständigen und gelehrten so ähnlich scheinende Beschäfftigung, daß er sich oft selbst einbildete, er habe Verstand und Gelehrsamkeit. Freylich gieng es ihm mit seinem Kabinette zuweilen, wie sonst mit seinem Kleiderputze. Bey diesem mußte oft Straß anstatt Juwelen, Plüsch statt Sammet, und ein bunter Lack von Martin, statt Goldes dienen. Eben so war auch jenes, anstatt wahrer Alterthümer, Münzen und Gemmen, meist mit allerhand Lumpenzeuge angefüllt, welches den größten Werth davon hatte, daß es zerbrochen, beschmutzt und unbrauchbar war. Der kleine Mann war aber in allen antiquarischen Kenntnissen, durch die er hätte einsehen können, daß seine Alterthümer lange nicht alt genug wären, glücklicherweise so unwissend, daß ihm seine alten Lampen, Urnen, Opferbeile, Scheidemünzen und Petschafte, vollkommen eben das Vergnügen machten, was sie einem ächten Alterthumskenner würden gemacht haben, wenn sie tausend Jahre älter gewesen wären. Er hatte weiter keine

Kenntniſſe, als die er aus einigen Kompendien und Journalen aufraffte, und die ihm diejenigen einträgten, die ihm Münzen und Gemmen verkauften. Er fand dieſe auch zu ſeinem Zwecke, ſich als eine wichtige Perſon zu fühlen, ſo vollkommen hinlänglich, daß er nicht daran dachte, andere und beſſere zu erwerben; zumal da er noch dabey die glückliche Gabe hatte, wenn er gelehrte Leute reden hörte, ſtill zu ſchweigen, und das, was ſie geſagt hatten, in der nächſten Viertelſtunde wörtlich, als ſeine eignen Gedanken, zu wiederholen, welches in vielen Vorfällen beynahe eben die Dienſte that, als ob er ſelbſt gedacht und geurtheilt hätte.

Der hochwohlgeborne Kenner empfieng den Sebaldus mitten in ſeinem Kabinette, wo alle ſeine Herrlichkeiten zur Schau ausgeſtellt waren, ſitzend auf einer Sella curulis, nicht zwar von Elfenbein, doch aber von weiß angeſtrichnem Holze, mit bloßem halbgeſchornem Haupte, wie ein Römiſcher Konſul, und in einem Schlafrocke, der nach dem ächten Modell einer Trabea zugeſchnitten war, welches ihm, gegen reichliche Bezahlung, von einem gelehrten Profeſſor, war mitgetheilt worden, der ausdrücklich die Schneiderkunſt gelernt hatte, um den ächten Schnitt dieſes Römiſchen Feyerkleides endlich einmal herauszubringen;

wel-

welches ſo vielen grundgelehrten Leuten, die über die Kleidung der Alten geſchrieben haben, vielleicht bloß deswegen noch bisher nicht hat gelingen wollen, weil ſie alle nicht wußten, ob man einen Pelzmantel in die Länge oder in die Quere des Zeuges zuſchneiden muß.

Nachdem er des Hieronymus Brief geleſen hatte, verſicherte er den Sebaldus zwar ſehr ernſthaft ſeiner Gnade; (denn ſeitdem er reich geworden, ergriff er gern jede Gelegenheit, wobey er den Mäcen ſpielen konnte;) doch bedauerte er es, daß er einen ſo grundgelehrten Mann, wie Sebaldus, nicht zu ſeinem Bibliothekar haben könnte, weil dieſe Stelle bereits durch einen gelehrten Magiſter beſetzt worden, der ein Schweſterſohn eines Mannes war, der ihm viele Alterthümer, und noch kürzlich einen raren Kameo, in ächten Ambra, und nicht etwa in Bernſtein geſchnitten, verkauft habe. Indeſſen lud er ihn doch auf den andern Morgen zum Frühſtück ein.

Dieß letztere geſchahe nicht ſowohl des Sebaldus, als ſein ſelbſt wegen; denn, weil es ſeinen Nachbarn, die ohne dieß von allen Alterthümern aufs höchſte alte Pokale und alte Bankothaler liebten, ſchon bekannt war, daß unſer gelehrter Landjunker diejenigen, die er einmal in ſein Kabinett bekommen konnte, ſo bald

nicht wieder herausließ, so konnte er nur sehr selten jemand finden, der es besehen wollte.

Der gute Sebaldus, der von aller Kennerschaft weit entfernt war, mußte, unter manchem Gähnen und Räuspern, wirklich über fünf Stunden aushalten. Zuerst ward er in einen Saal geführt, wo verschiedene Abgüsse von berühmten antiken Bildsäulen aufgestellt waren. ‚Man muß damit, sagte der Besitzer, schon ‚zufrieden seyn, weil man die Originale nicht haben ‚kann.‘ Er gieng ziemlich geschwind dabey vorüber, doch fuhr er seiner Venus von Medicis sanft über den Rücken herunter, und fragte den ganz erstaunten Sebaldus, ob ihm derselben Hintertheile auch so wohl gefielen, als dem gelehrten Smollet.*) Ohne Antwort zu erwarten, wandte er sich schnell zu seinen geliebten originalen Antiken, bey deren Deutung er sich weitläufig aufhielt. Da war mehr als eine dickbäuchige Venus, und dickpläuschige Minerva, desgleichen verschiedne Apolle, die wie Schneidergesellen aussahen, breitschultrige Merkure, und Jupiter mit spitzen Stirnen und aufgestutzten Nasen. Von da kamen sie in verschiedene Zimmer voll zerbrochner Urnen, Töpfe und Teller, voll rostiger Degenklingen und Beile,

*) S. Smollets Reisen, nach der Deutschen Uebersetzung S. 257.

Welle, und einer unzählichen Menge unbrauchbares Hausgeräthes, woraus mit Verwunderung zu erſehen ſeyn ſollte, daß die Leute vor tauſend Jahren Meſſer, Schnallen und Schlüſſel gehabt hätten, beynahe eben ſo, wie wir. Von da traten ſie ins Allerheiligſte, wo die Gemmen und Münzen aufbehalten wurden. Mitten im Zimmer ſtand des berühmten Lippert's Sammlung von Abgüſſen auf einem zierlichen Geſtelle. Der Kammerjunker machte ein Paar Schubladen davon nachläßig auf, und ſagte: „Sie ſind ganz artig, aber doch nur Abdrücke, „ich halte auf Originale.“ Er beſaß wirklich eine große Menge von plumpen und verzerrten Geſichtern, ſehr ſtumpf in allerhand Steine geſchnitten, denen er einen großen Werth beylegte. Er zeigte auch ſeine Münzen, auf deren vielen er dem Sebaldus den edlen Roſt bemerken ließ. Sie waren alle unverfälſcht antik, und zu mehrerer Bequemlichkeit in ſehr kleine Pappen gefaßt, ſo daß man Seite und Rückſeite, nicht aber die Ränder ſehen konnte. Er verſicherte, daß dieſe Einrichtung ſehr niedlich wäre, und daß ihm die ganze Sammlung von einem gelehrten Antiquare, ſo gefaßt, ſey verkauft worden. Was er aber mehr, als alles, zu ſchätzen ſchien, war eine Sammlung von Belagerungsmünzen und

Noth-

Nothmünzen. Er hatte in der That viele Stückchen gestempeltes Blech, Zinn und Leder, nebst Stückchen von silbernen Tellern mit allerley Figuren. Er sagte, mit erhabener Nase, er besitze nicht wenig solche Münzen, die selbst der berühmte Klotz in seinem gelehrten Werkchen de nummis obsidionalibus nicht gekannt habe, und er hoffe in kurzem ein kapitales Stück zu erhalten, nehmlich eine Nothmünze, in einer der Festungen geschlagen, die der berühmte Oberste Shandy durch seinen Feuerwerksmeister Trim mit ledernen Kanonen beschießen ließ.

Indem er so mit großem Eifer seine Seltenheiten herausstrich, erblickte er von ungefähr an des Sebaldus Finger dessen Petschierring, worinn ein Anker gegraben war. *) Ey! rief er aus:

‚Ey! Was für eine schöne Antike haben Sie da?

‚Sebaldus versicherte ihn, daß der Ring sehr modern sey, und von einem Petschierstecher in einer kleinen Stadt in Thüringen sey gegraben worden.

Der Antiquar versetzte, mit sonderbar schlauer Miene:

‚Ja! ja! aber, ob er gleich modern ist, so möchte ‚ich ihn doch wohl haben. Die Kamern ... von einer ‚gewissen Farbe, ... von einem edlen Ziegelroth ... gefal-

*) S. Wilhelmine S. ...

„gefallen mir. Ich will ihn Ihnen ablau„fen. „

Sebelius antwortete: er habe diesen Ring bisher zum Andenken seiner Wilhelmine getragen, wenn er aber würdig sey, in dieses Kabinett aufgenommen zu werden, so wolle er ihm solchen schenken. Der Kammerjunker ließ sich die Schenkung nochmals mit einem Handschlage bestätigen; und nun konnte er seine versteckte Freude nicht mehr bergen. Er drückte dem Sebaldus die Hand, zeigte ihm hin und wieder ein Pünktchen auf dem Steine, versicherte, mit selbstzufriedner Miene, er sey ein Kenner antiker Arbeit; der Stein, sey ungezweifelt, ächt antik, und für ihn unschätzbar, weil er eine Form von Ankern abbilde, die weder Baysius noch Amnelius, in ihren Werken de re nautica veterum angeführt hätten. Nunmehr nahm er den Sebaldus, welcher verstummte, und sich nicht getraute, dem gelehrten Kenner zu widersprechen, im Ernste in seine Protektion, gab ihm sogleich ein Zimmer in seinem Schlosse ein, und verschaffte ihm, in wenig Tagen, die Stelle eines Hofmeisters bey dem Sohne eines Pfarrers in einem benachbarten Städtchen.

Sebaldus schrieb an seinen Freund Hieronymus, um ihm die Unfälle seiner Reise, seine Ankunft bey

dem

dem Kammerjunker, und ſeine Beförderung zu melden; bat ihn um Nachrichten von Marianens Aufenthalte, und gieng darauf nach ſeinem neuen Poſten, zum Archidiaken Mackligius ab.

Zweyter Abſchnitt.

Der Archidiakon Mackligius hatte weder viel gute noch viel böſe Eigenſchaften. Er hatte gerade ſo viel ſtudiret, als er zum Predigen und zum Beichteſitzen für nöthig hielt, das heißt, ſehr wenig. Er hatte, von ſeinen Kandidatenjahren an, einen ſehr hellklingenden vernehmlichen Tenor gepredigt, welcher der ſämmtlichen erbgeſeſſenen Bürgerſchaft ſehr gefallen hatte; daher war er auch frühzeitig zum Diakon an einer Kirche ſeiner Vaterſtadt erwählt worden. Mit der Zeit rückte er nicht allein in die Archidiakonatsſtelle, ſondern ein Edelmann, der die Pfarre eines nahe an der Stadt gelegenen kleinen Fleckens zu vergeben hatte, welche gewöhnlich das Filial eines Stadtpredigers war, gab ihm dieſelbe, neben ſeinem Archidiakonate, zu verwalten.

Mackligius hatte, beym Antritte ſeines Amts, alle Bücher, die man in dieſem Winkel Holſteins für ſym-

bolisch

bolisch hielt, unbesehen beschworen, und was in der besondern Formula committendi dieses Städtchens von ihm verlangt wurde, ohne Umstände unterschrieben. Er war dabey sehr beruhigt, weil er nunmehr, durch einen heiligen Eid, der Mühe überhoben zu seyn glaubte, über die sämmtlichen in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren weiter nachzudenken. Er wußte zwar wohl, daß es noch erlaubt sey, dieselben in der Absicht ferner zu untersuchen, um mehrere Beweisgründe dazu aufzufinden; er fand aber weislich für gut, dieses zu unterlassen, weil er gar nicht einsehen konnte, wozu noch mehrere Beweisgründe nöthig seyn sollten, da alle Geistlichen, durch einen schweren Eid, sie zu lehren verpflichtet waren, und da man, seit mehr als hundert Jahren, in den Marschländern kein Beyspiel wußte, daß ein Laye einen Zweifel darüber gehabt hätte; auch in unvermuthetem Falle leicht abzusehen war, daß man einen solchen, durch Versagung der Absolution und Wegweisung vom Abendmahl, genugsam würde im Zaume halten können. Er hielt sich also im Gewissen verbunden, die Zweifel, die ihm zuweilen, obwohl sehr selten, aufstießen, denen zur Verantwortung zu überlassen, von denen er war vereidet worden. Da er nun also bloß zu lehren, nicht aber zu untersuchen

hatte, so konnte er sein Amt beynahe ganz mechanisch ausüben. Die Zeit, die ihm davon übrig blieb, brachte er, zur Motion, mit Graben und Pflanzen in seinem Pfarrgarten zu; denn er war ein großer Kenner und Liebhaber von allen raren Nelkenarten und Tulpenzwiebeln, und zog sie in großer Vollkommenheit. Eine unverdächtige Beschäfftigung. Denn man will bemerkt haben, daß die Liebhaber derselben weder in der Kirche noch in dem Staate Unruhen zu erregen pflegen. Er hielt auch viel auf Federvieh, welches er täglich selbst zu füttern, und seine tolligen Hühner, eine nach der andern, beym Namen zu sich zu rufen pflegte. Daneben hatte er auch einen schönen Taubenschlag, der ihm manche halbe Stunde vertrieb. Bibelfest war er sehr, und konnte bey aller Gelegenheit Sprüche anführen; welches ihm, wenn sich der Innhalt auch gar nicht zur Sache schickte, sondern nur etwan ein Wort einen ähnlichen Klang hatte, nicht unerbaulich schien. Sonst las er eben nicht sonderlich viel Bücher, und weil er meist aus dem Stegereife predigte, so kam auch das Schreiben selten an ihn, außer, daß er akkurate Listen von allen bey ihm beichtenden Kommunikanten hielt, und selbige wöchentlich nachtrug. Er hatte sie in so guter Ordnung, daß er mit Einem Blicke übersehen

ſehen konnte, wer in dem vorigen Vierteljahre nicht gebeichtet hatte. Ein ſolches Beichtkind zeichnete er ſich an, um, ſo bald ſichs thun ließ, bey demſelben einen Hausbeſuch abzuſtatten; wobey er denn, gegen die Verächter der Beichte ein wenig zu eifern pflegte, weil er wirklich auf dieſen Glaubensartikel am ſtrengſten hielt. Sonſt that er niemand etwas böſes; und ob er gleich, wenn es ſein Evangelium mit ſich brachte, auch von der Kanzel weidlich auf die Sünder zu ſchelten wußte, ſo war er doch, im gemeinen Leben, ein ganz umgänglicher Mann, der, wenn ſich jemand an ihn wendete, gern mit Rath an die Hand gieng; auch zuweilen mit That, nur nicht mit Gelde, welches, wie wir der Wahrheit zur Steuer bekennen müſſen, dem ehrlichen Mackligius ziemlich feſt ans Herz gewachſen war.

Eben auch die Begierde, ſeine Einkünfte nicht zu vermindern, bewog ihn, den Sebaldus in ſein Haus zu nehmen, und der Unterricht ſeines Sohnes war eigentlich nur eine Nebenſache. Denn da Ehrn Mackligius der heilſamen alten Meinung war, daß man auf Schulen die menſchlichern Studien, (humaniora) das heißt, bloß Wortkenntniß treiben müſſe, daß hingegen die wenige Sachenkenntniß, die ein Theologe braucht, ſehr füglich bis zur Univerſi-

tät verspart werden könne: so bestand die Unterweisung des jungen Heinz Nackligius beynahe bloß darinn, daß er wechselsweise ein Pensum aus Dieterici Institutionibus catecheticis, aus Rhenii Grammatica latina, und aus Welleri Grammatica graeca auswendig lernen mußte, und nebenher ein wenig Hebräisch buchstabierte. Nun hatte Heinz Nackligius (der, nach dem, was man in frühen Jugendjahren an ihm bemerkt hat, zu urtheilen, gewiß noch ein Pfeiler der orthodoxen Kirche werden muß,) eine so glückliche Gabe, Regeln, die er nicht verstand, auswendig zu lernen, daß er seinem Lehrmeister beynahe gar keine Mühe machte. Sein Vater hatte daher dessen Unterricht, neben seinem Predigtamte, Gartenbaue und Hühnerfütterung, ganz gemächlich abwarten können; würde also auch wohl nicht daran gedacht haben, für denselben einen Hofmeister anzunehmen, wenn ihm nicht, bey herannahendem Alter, das Predigen in seinem Filiale allzubeschwerlich geworden wäre. Der Weg war weit, und wenn er, nach geendigter Predigt, in der Sakristey den Klingebeutel ausschüttete, so schien er ihm nicht halb bezahlt zu seyn. Er ward darüber so verdrießlich, daß er einst das Filial ganz aufgeben wollte. Nachdem er aber überlegt hatte, daß die Artikel des Beichtgeldes, der Taufen, Trauungen

gen und Beerdigungen, in der Haushaltung ein Loch machen würden, ungerechnet noch die Käse und Butter, nebst den fetten Hammeln und Gänsen, woran die gottseligen Marschlandsbauern ihren Seelenhirten keinen Mangel leiden ließen: so ward er ganz unruhig, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte.

Endlich fiel er auf den glücklichen Einfall, daß er einen Hofmeister für seinen Sohn annehmen, und demselben die sonntäglichen und meisten festtäglichen Predigten im Filiale auftragen wollte. Die Einkünfte des Klingebeutels dachte er ihm zum Hofmeistergehalte anzuweisen, das Beichtgeld hingegen, nebst den Taufen, Trauungen und Leichengebühren, behielt er sich selbst vor. Auf diese Art hatte er klaren Vortheil. Er wälzte den Unterricht seines Sohnes, und die beschwerlichen Filialpredigten, von sich ab, und doch wurden seine Einkünfte nur um etwas sehr weniges vermindert.

Dieses sehr wenige war indessen, nebst freyer Wohnung und Kost, für den genügsamen Sebaldus ganz hinlänglich. Er trat also sein doppeltes Amt mit herzlicher Zufriedenheit an, unterwies seinen Zögling, und predigte jeden Sonntag fleißig. So lebte er einige Wochen lang sehr geruhig, bis ein kleiner Um-

ſtand ſeine Ruhe ſtörte, und in dem ganzen Städtchen einen unvermutheten Rumor erregte.

Dritter Abſchnitt.

Es hatten damals die Herren Landprediger, zwey Meilen in die Runde um dieſes Städtchen, ein ſehr nützliches Inſtitut angeſtiftet, das wir allen Landpredigern, innerhalb und außerhalb Holſtein, zur Nachahmung höchlich anrathen wollen. Es iſt ein ſehr gemeiner, und ſehr oft nicht ungegründeter Vorwurf, den man den Landpredigern macht, daß ſie auf dem Lande ſelbſt zu Bauern und Koſſäthen werden, und gänzlich vergeſſen, daß ſie Gelehrten ſind. Die Haupturſach davon iſt wohl, daß ſie, außer etwan auf Synodalverſammlungen oder auf Wittwenkaſſenberechnungen, ſelten zuſammenkommen. Sie erfahren daher nichts von dem, was in der gelehrten Welt vorgehet, und verlieren alſo alle Luſt, ſich um gelehrte Sachen zu bekümmern, die ganz außer ihrem Geſichtskreiſe liegen.

Dieſem Uebel vorzubeugen, war, auf Veranlaſſung des jüngſten Diakonus in der Stadt, Chrn Pypſnörenius, unter den ſämmtlichen Landpredigern dieſer Diöces die Verabredung genommen worden,

daß

daß ſie, beſonders im Sommer, alle Freytage Nachmittags zur Stadt kamen. Sie ließen ſich zuvörderſt ſämmtlich balbieren, auch ſollen ſie wohl, unter der Hand, Dispoſitionen von vorjährigen Predigten gegeneinander ausgewechſelt haben, die dadurch auf dieſes Jahr wieder brauchbar wurden. Alsdann begaben ſie ſich zu Ehrn Pryſnövenius, wo ſie die neuen Stücke der Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit allemal auf dem Tiſche fanden. Wenn dieſe geleſen, und darüber diskurirt worden war, ſo wurden wohl, wenn es die Zeit erlaubte, noch andere neue oder nützliche Bücher vorgeleſen: z. B. des Hrn. D. Heins patriotiſcher Medikus, die in Bützow herauskommende Sammlung vermiſchter Schriften des tiefſinnigen Hrn. Reinhard, verſchiedene Deutſche Schriften des Hrn. D. Cruſius, als, der Gnomon, oder Zeiger zum richtigen Verſtande des Propheten Jeſaias, der Plan der Offenbarung Johannis, die Prophetiſche Theologie u. a. m. desgleichen einige aus Rudolſtadt eingeſchickte Einladungsſchriften des Hrn. Director Ulrich, oder Leichenpredigten des Hrn. Inſpector Biel, die neueſten Lateiniſchen Verſe der Hamburgiſchen Gymnaſiaſten, auch wohl einige ungedruckte neue exegetiſche Entdeckungen des Hrn.

Erichson in Storkow, oder neue dogmatische Erinnerungen von Hrn. Paulsen in Wedel, oder neue politische Remarken und Epigrammen von Hrn. Westphal in Tönning.

Wenn dieses vorbey war, wurde um sechs Uhr, damit die fremden Gäste beyzeiten nach ihrer Heimath zurückreisen konnten, gegen eine gesetzte Zeche von sechs Lübschillingen, eine Abendmahlzeit von Holsteinischem Rauchfleische und Schlackwürsten, nebst gutem altem Entiner Biere aufgetragen. Dabey erzeigte sich die Gesellschaft fröhlich, und jeder der Gäste erzählte dann, was an seinem Orte merkwürdiges vorgefallen war. Jubelhochzeiten, Zwillinge, oder Drillinge, Kälber mit sechs Füßen, oder Hunde mit zwey Köpfen, Mordgeschichten und Hagelschaden, wurden nicht leicht übergangen. Eine Neuerung in der Lehre oder in der Kirchenzucht aber durfte kaum irgendwo aufducken, so ward sie unfehlbar in dieser Versammlung angezeigt, die auswärtigen herzlich beseufzet, die innländischen aber, (die freylich sehr selten vorfielen.) zur Ahndung empfohlen. Durch diese Anstalt ward die Reinigkeit der Lehre in diesem ganzen Kirchsprengel nicht wenig befördert; denn Ehrn Pypsnövenius trug das, was in der Versammlung berichtet worden war, jederzeit den folgenden Sonntag, nach geendigter

ter Vesper, dem Kirchenprobste Ehrn D. Puddo wuskius zu, der denn, nach Beschaffenheit der Umstände, die weisesten Maßregeln nehmen konnte.

Einst berichtete auch, in dieser Versammlung, einer der Landprediger, Ehrn Snursnutenius, daß sein Schulmeister, ein Leinweber, und seiner wachsamer Mann, der die symbolischen Bücher ad unguem auswendig wisse, am vergangnen Sonntage in dem Filiale Ehrn Macklizii, von dessen Informator eine Predigt gehört habe, worinn behauptet worden, daß „man die Christen von andern Religionsparteyen „als seine Brüder lieben müsse.. Ehrn Snursnutenius setzte für sich hinzu, hieraus würde folgen, daß man auch die Kalvinisten als seine Brüder lieben müsse, welcher Satz, bey itzigen Umständen, um so viel bedenklicher sey, da ja bekanntlich, aller Vorstellungen Rev. Ministerii ungeachtet, verschiedene Kalvinische Tuchmacher in der Stadt das Bürgerrecht erhalten hätten, zum grossen Schaden und Aergernis der alt-evangelischen Einwohner, die noch wohl würden in Hütten und Keller weichen, oder gar den Wanderstab ergreifen müssen, wenns so fortgienge. Noch wolle der Schulmeister erzählen, der Informator habe auch gepredigt, „Gott sehe aufs Herz, und nicht auf die Lehre; man müsse daher auch tugend-

 „hafte

„haſte Juden und Heiden nicht geradezu verdam„men.„ Er Suurſmittenius aber, wolle, weils gar zu arg ſeyn würde, der Chriſtlichen Liebe gemäß, glauben, der Schulmeiſter könne auch hierinn wohl falſch gehört haben.

Die Geſellſchaft gieng auseinander. Aber dieſe Nachricht wurde, wie gewöhnlich, den folgenden Sonntag von Ehrn Pypſinkrenius dem Kirchenprobſte D. Puddewuſtius, wieder erzählt. D. Puddewuſtius ſchüttelte ziemlich den Kopf, fragte nochmals nach den Umſtänden, und ſchüttelte wieder. Er ſtieß manches Hum und Hem aus, legte zwey oder dreymal den linken Zeigefinger an die Naſe, und, nach reifer Ueberlegung, entſchloß er ſich, bey dem Archidiakonus Ehrn Nackligius nähere Anfrage zu thun.

Um bey der nähern Unterſuchung dieſer wichtigen Angelegenheit deſtoweniger Aufſehen zu machen, beſuchte der Probſt und der Diaken den Archidiakon den Montag nach Tiſche, als ob es nur von ungefähr im Vorbeygehen geſchehe. Sie fanden ihn im Garten, im Kamiſole, eine alte Nachtmütze auf dem Kopfe, und eine Schürze vorgebunden, die Spatze in der Hand, beſchäfftigt, den vorher auf ein Salatfeld ausgebreiteten Dünger, unterzugraben.

Bey

Bey der unvermutheten Ankunft des Probſtes war zwar der Archidiakon ziemlich betroffen, er holte aber gar bald aus dem nahelegenden Gartenhauſe eine genälzte baumwollne Perücke, nebſt einer alten Summarie, die ihm im Hauſe ſtatt eines Schlafrocks diente, ſo daß es, weil der Kirchenprobſt ſehr langſam einhergieng, und der Archidiakon ſich ſehr geſchwind umzog, nicht lange währte, bis letzterer im Stande war, ſeinen geiſtlichen Obern zu empfangen.

Nach den erſten Bewillkommungskomplimenten, nachdem die Materie vom ſchönen Wetter abgehandelt, und die Nachfrage nach dem Fluſſe in der Schulter und den Rückenſchmerzen, denen Se. Hochwürden zuweilen unterworfen waren, geendigt war, kamen die Klagen über die ſchlechten verderbten Zeiten, bey welchen die in der Stadt angeſetzten Kalviniſchen Tuchmacher erwähnt wurden; und hievon kam D. Puddenvuſtius ganz natürlich auf die Predigt, die Sebaldus von der Liebe gegen Mitglieder anderer Religionsparteyen ſollte gehalten haben. Ehrn. Mackligius war über den Innhalt derſelben nicht wenig beſtürzt. Er verſicherte, daß er an keinem ſeiner Hausgenoſſen ſolche irrige Lehre leiden würde. Er wolle ſogleich den Informator rufen laſſen, daß er ſich ſelbſt in Gegenwart Sr. Hochwürden verant-

worte. Der Probſt aber wollte dieß nicht geſtatten, damit es nicht etwan in der Stadt ein Aufſehen geben möchte. Er ermahnte nur Chrn Mackliginm, ſeinen Informater insgeheim zu vernehmen, ob er wohl wirklich ſo gelehrt habe, und ihn für fernerer Neuerung in der Lehre ernſtlich zu warnen, in weitern Uebertretungsfall aber ihn ganz abzuſchaffen. Er verſicherte, aus der Erfahrung zu haben, daß die Hornviehſeuche durchs Todſchlagen der kranken Häupter, und die Heterodoxie durch Abſetzen und Wegſchaffen der irrigen Lehrer am ſicherſten vertilgt würden, und daß, in beiden Fällen, alle anderen Mittel zu weitläufig und überdieß zu unkräftig wären. Hiemit nahmen die beiden Gäſte Abſchied.

Vierter Abſchnitt.

Mackligius ließ den Sebaldus ſofort rufen, und fragte ihn über den Innhalt ſeiner am Sonntage vor acht Tagen gehaltenen Predigt. Sebaldus läugnete nicht, daß der Innhalt ſo geweſen, wie ihn der Küſter angegeben hatte. Der Archidiakonus erſtaunte zwar nicht wenig, weil er aber ſonſt mit ſeinem Informater wohl zufrieden war, und auf ſo leidliche Bedingungen nicht ſo bald einen andern zu erhal

erhalten hoffen konnte, so gab er sich die Mühe, die er sich sonst nicht leicht gab, einen Versuch zu machen, ihn zu überzeugen, daß er sich auf einer gefährlichen Lehre habe betreten lassen, der er nothwendig absagen müsse.

Seb. Und was ist an dieser Lehre verwerfliches? Gebietet uns nicht die Schrift, unsern Nächsten zu lieben, als uns selbst? Ist davon derjenige unserer Nebenmenschen ausgenommen, der in Glaubenssachen anders denkt, als wir?

Nackl. Dieß will ich nun freylich eben nicht sagen; nur dünkt mich, in Absicht auf die Sektirer ists κατ' ἀντίφρασιν gesagt, daß sie unsere Nächsten seyn sollen. Wir mögen sie immer lieben, wenn sie nur weit weg sind. Wenigstens in dieser guten Stadt ist es nun einmal der Grundverfassung gemäß, daß nur bloß rechtgläubige Lutheraner darinn wohnen können, und dabey muß man fest halten. Es ist also hier sehr bedenklich, zu predigen, daß man die Irrgläubigen lieben soll; denn wenn sie erst wissen, daß wir sie lieben, so werden sie auch bey uns wohnen wollen. Da gehts denn immer weiter. Dann würden auch symbolischen Bücher kaum mehr helfen, und es würde keine Einigkeit und Reinigkeit der Lehre mehr da seyn. Haben sich nicht so bey uns die Kalvinischen

Lu-

Tuchmacher eingenistelt? Was half das Widersprechen? Selbst der billige Vorschlag wurde verworfen, daß jede Kalvinistische Feuerstelle dem Pastor ihres Kirchspiels jährlich einen Portugaleser abgeben sollte, weil doch sonst die Jura Solæ litten, indem auf demselben Flecke ein rechtgläubiger Lutheraner hätte wohnen können. Ach! lieber Herr Magister, bey der einmal festgesetzten Grundverfassung muß man halten, es geht sonst nicht.

Geb. Und doch steht von solchen Grundverfassungen, die unserm Nebenmenschen nicht die Luft gönnen wollen, im ganzen Neuen Testamente nicht ein Wort. Jura Solæ, symbolische Bücher, und dergleichen Dinge mehr, sind auch darinn nicht geboten.

Viel Disputirens war Mackligius Sache nicht. Er wollte sich also weiter nicht auf Gründe einlassen, sondern rief nur ängstlich aus: ‚Die Grundverfassung unserer Stadt ist einmal nicht zu ändern. ‚Auf die symbolischen Bücher sind wir auch verpflichtet. Man muß keine Neuerungen gestatten. Die ‚Verbindung ist einmal unverbrüchlich festgesetzt, und ‚eidlich bestätiget, daß wir bey der alten Lehre bleiben, und uns jeder fremden Lehre standhaft widersetzen wollen; und nun kann man nicht wieder untersuchen, sondern die Sache muß ganz und gar ihr

Bewen-

„Bewenden haben. Wir können nun einmal keine „Irrlehrer, Kalviniſten u. d. gl. bey uns haben, alſo „muß man auch nicht lehren, daß man ſie lieben müſſe.„

Sebaldus mochte immer einwenden, die Vernunft ſage uns, eine ungereimte Verfaſſung könne gar wohl verändert werden, und eine Verbindung, die ſich auf Unwahrheit ſtütze, könne nicht verbindlich ſeyn. Vergebens! Mackligius blieb dabey, daß, wenn man eine Verbindung einmal eingegangen ſey, man dabey feſt verharren müſſe, ſie ſey beſchaffen, wie ſie wolle. Auf die Vernunft müſſe man in Glaubensſachen überhaupt gar nicht achten. Man müſſe ſich dem fügen, was die Voralten feſtgeſetzt haben; und ſo drang er dem Sebaldus einen Handſchlag ab, daß er ferner ſolche Lehren, die den Irrgläubigen könnten vortheilhaft ſeyn, gar nicht predigen, ſondern ſie lieber ganz mit Stillſchweigen übergehen wolle.

Einige Tage darauf ſollte im Filiale ein Kind eines Schiffers, getauft werden. Mackligius gieng mit dem Sebaldus hinaus. Als der erſtere an den Taufſtein trat, erblickte er einen Pathen, den er nicht kannte. Er ließ ihn in die Sakriſtey treten, um ſich näher zu erkundigen, und erfuhr, zu ſeiner nicht geringen Beſtürzung, daß er ein reformirter Kaufmann aus Bre-

men

men sey. Mackligius sagte ihm darauf gerade heraus, er könne ihn nicht zum Taufzeugen annehmen, weil Rev. Ministerium noch kürzlich sich verbunden habe, niemals einen reformirten Pathen bey irgend einer Taufe zuzulassen. Der Kaufmann wunderte sich hierüber nicht wenig; der Schiffer, dessen Rhéder der Kaufmann war, und dem zu gefallen er ausdrücklich von Bremen über die Elbe gekommen war, erschrak sehr. Man suchte den Mackligius zu überreden, man ward hitzig; aber er war unbeweglich.

Der Kaufmann faßte sich endlich, und sagte: Wollen Sie mir nicht erklären, Herr Pastor, was bey einem Taufzeugen das Wesentliche, und was dabey das Zufällige ist?

Ich merke schon, rief Mackligius, daß Sie etwas von Mitteldingen, von Adiaphoris, schwatzen wollen; das gehört aber gar nicht hieher.

Nicht doch! versetzte der Kaufmann, vom Wesentlichen und Außerwesentlichen wollen wir reden. Meinen Sie nicht, das Wesentliche eines Taufzeugen sey, daß er bezeuge, wenn es nöthig ist, daß das Kind getauft worden, und daß er, in Ermangelung der Aeltern und Vormünder, für des Täuflings Erziehung sorge?

Mackligius konnte dieß nicht läugnen.

Und

Und nun! fuhr der Kaufmann fort, iſt nicht das Opfer, das ins Becken geworfen wird, etwas zufälliges?

Mackligius, nach einigem Stecken, bejahete es.

Gut! ſagte der Kaufmann, hören Sie alſo einen Vorſchlag zum Vergleiche: Ich will, weil es dem Rev. Miniſterium nicht anders haben will, allen weſentlichen Pflichten eines Taufzeugen entſagen. Ich will jedermann in Ungewißheit laſſen, ob das Kind getauft werden; ich will mich hüten, für ſeine Erziehung zu ſorgen, und wenn es auch Vater und Mutter verlieren, und von ſeinen Vormündern verlaſſen werden ſollte. Kann mir denn nun wenigſtens nicht erlaubt werden, das Zufälliae eines Taufzeugen zu verrichten, und, nach vollbrachter Handlung, dieſe Dukaten ins Becken zu opfern?

Mackligius war in keiner geringen Verlegenheit. Endlich bewog ihn die Diſtinktion des Kaufmanns, und das Bitten des Vaters, für dieſesmal einen reformirten Taufzeugen zuzulaſſen.

Kaum waren ſie wieder zu Hauſe angekommen, ſo rückte ihm Sebaldus vor, daß er nicht nach ſeinen eignen Grundſätzen handele. Denn, wenn eine feyerliche Verbindung unverbrüchlich müſte gehalten

werden, so würde er Unrecht haben, wider dieselbe, einen reformirten Taufzeugen anzunehmen.

Ja! rief Mackligius, ein wenig verlegen, dieß war eine Ausnahme. Zudem sahe ich wohl, der Bremer war ein ganz guter Mann, der sich gerade bey uns nicht wird niederlassen wollen.

Seb. Ey! nun sey Gott Dank! Wenn nur Ein Mitglied einer andern Konfession ein guter Mann ist, so mögens auch wohl mehrere seyn. Ich kann also auch wohl eine Ausnahme von dem Ihnen gethanen Versprechen machen; denn warum sollten wir solche gute Leute, wie der Bremer Kaufmann und seine Glaubensgenossen sind, nicht lieben? —

Mackl. Herr Magister! Ich bitte Sie sehr, fangen Sie ja nicht wieder an, so zu predigen; Sie können sonst sich und mich unglücklich machen. Wozu wollen wir denn die Kalvinisten, und dergleichen Leute, so sehr lieben? Im Lande dürfen sie sich doch nicht weiter ausbreiten, als sie leider! bereits gethan haben; denn es muß Ein Glaube, Ein Hirt und Eine Heerde im Lande seyn, sonst kömmt alles in Unordnung.

Seb. O! damit schrecken Sie mich nicht! Ich komme eben itzt aus dem Brandenburgischen, wo Menschen von zwanzigerley Religionsgesinnungen meist

meiſt ganz friedlich neben einander leben; und wenn ſie ſich ja zuweilen ein wenig zanken, ſo bleibt doch alles im Staate in ſehr guter Ordnung. Laſſen Sie uns nur nicht wähnen, daß alle Wahrheit bey unſerer Religionspartey zu Hauſe ſey; laſſen Sie uns vielmehr unterſuchen, ob diejenigen, die wir für Irrlehrer halten, nicht mehr Wahrheit mögen gefunden haben, als wir, und dann finden wir vielleicht, daß wir ſie verehren und lieben müſſen. Ich wiederhole nochmals, laſſen Sie uns unterſuchen, und laſſen Sie uns keine Verabredung, kein Lehrgebäude, kein ſymboliſches Buch aufhalten, wenn wir Wahrheit ſuchen und finden können.

Mackl. Ach! mein lieber Herr Magiſter! Sie wollen doch immer ſo viel ſpekuliren! Dieſe Sucht mögen Sie wohl aus dem leidigen Brandenburgiſchen Lande mitgebracht haben. Da ſolls arg zugehen; da ſoll alles voll Rotten und Sekten ſeyn. Das kömmt her von dem unchriſtlichen Vernünfteln! Da wird immer einer an dem andern irre! Und wenn denn einem auch hin und wieder ein Zweifel einfält, ſo iſts ja beſſer, man unterdrückt ihn gleich. Dieß iſt viel kürzer und beſſer, als daß man davon viel Redens macht, darüber denn andere auch irre gehen. Nein! laſſen Sie mir immer die Lehrformeln und die ſymboliſchen Bücher

in Ehren. Sie sind, aufs wenigste gerechnet, ein nothwendiges Uebel. Da ist ja so vieles in der Bibel, aus dem man sich sogleich nicht finden kann, und man würde seine ganze Lebenszeit untersuchen müssen, was man glauben soll, wenns nicht in der Augspurgischen Konfession vorgeschrieben wäre.

Seb. Schön! Aber dieß ist eben dasselbe Argument, das die Katholiken für die unfehlbare Autorität der Kirche anführen. Wir selbst können, sagen sie, die Bibel nicht hinlänglich erklären, dieß thut die Kirche für uns; darum müssen wir glauben, was die Kirche glaubt. Also hätten wir bey der Reformation nur Eine Unfehlbarkeit mit der andern verwechselt, der wir blindlings trauen müßten. Wenn also der Pabst die Augspurgische Konfession gemacht hätte, so würden Sie, Herr Pastor, ohne Bedenken ein Papist seyn.

Mackl. Behüte mich Gott! was reden Sie? Herr Magister! Herr Magister! Sie wissen ja, daß ich der ächten ungeänderten evangelischen Lehre zugethan bin.

Seb. Ja! dem Buchstaben nach, aber nicht dem wahren Geiste nach. Eine blinde Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der geistlichen Obern ist nicht der wahre Geist des Protestantismus. Von

der

der Lehre, die wir glauben sollen, müssen wir überzeugt seyn, und um davon überzeugt zu seyn, müssen wir sie untersuchen. Die bloße blinde Annehmung einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet ist, es mag dieß Buch Bibel, symbolisches Buch, oder wie man sonst will, heißen, ist keine sichere Ueberzeugung. Sollen wir überzeugt werden, so müssen wir untersuchen, und erst dann, wann wir durch vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt sind, kann sie moralische Wirkungen veranlassen.

Mackl. Aber, Herr Magister! wohin würden wir kommen, wenn wir erst von neuem anfangen wollten zu untersuchen? Müßte man da nicht sein ganzes Lebenlang studieren! zumal zu unsern itzigen letzten betrübten Zeiten, da, wie man aus den Hamburgischen Nachrichten zuweilen siehet, an der Ober-Elbe so viele neuerungssüchtige Leute sind, die nichts thun wollen, als untersuchen, die uns eine ganz neue Theologie, ja sogar eine ganz neue Bibel machen wollen. Ja warhaftig! eine neue Bibel. Da schickte mir der Postmeister neulich mit den Zeitungen einen Zettel, daß ich 234 Mrk. auf eine Bibel pränumeriren soll, die einer in England, (ich glaube der Mensch heißt Kennikott,) will drucken lassen. Ja! daß Gott erbarm! 234 Mrk. in diesen schweren Zeiten! Und da sollen in

dieser Bibel viele tausend Stellen ganz anders seyn, als in unserer Lutherischen Bibel! Nun sehen Sie einmal selber, was das für eine Verwirrung in unserm guten Holstein geben würde, wenn man nicht schon wüßte, was man zu glauben hätte.

Seb. Ich habe von dieser Bibel auch gehört; ich glaube aber, sie wird ganz und gar keine Verwirrung anrichten. Sie kann vielmehr einen sehr großen Nutzen haben. Denn wenn die Theologen, wie es nicht unterbleiben wird, über die Menge der Varianten, die der arbeitsame Engländer, für seine funfzigtausend Pfund Sterlings, zusammengelesen hat, sich hundert Jahre lang werden müde disputirt haben, so wird man endlich wohl einsehen, daß die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, die Gott bey seiner Offenbarung zum Zwecke gehabt haben muß, nicht auf Schreibfehlern und Varianten, Muthmaßungen und Wortklaubereyen beruhen könne. Also auch von dieser Untersuchung über Varianten will ich niemand abschrecken. Ich glaube, die wahre Religion könne und werde die strengsten Untersuchungen von aller Art aushalten; darum mag man in Gottes Namen fortfahren, alle Meinungen der Menschen zu sichten, und den Weizen von der Spreu zu sondern.

Mackligius rief ſehr erſchrocken:] Nein! nein! die Menſchen müſſen nicht zu vorwitzig ſeyn. Wenn wir nicht der Unterſuchungsſucht ein Ziel ſetzen wollen, wer weiß, wohin wir noch gerathen könnten; da können wir noch Synkretiſten und Indifferentiſten, ja endlich gar Naturaliſten werden.

Seb. Ich glaube nicht, daß uns die Unterſuchung ſo weit führen werde, aber ich, für meine Perſon, folge dem Wege zur Wahrheit ganz gelaſſen, wohin er mich auch führet, ohne mir ein Ziel zu ſtecken, wo ich aufhören will.

Mackl. Ach! mein lieber Herr Magiſter! ich will lieber bleiben, wo ich bin, als mich ſo weit wagen. Ich werde gar zu unruhig, wenn ich an ſolche Dinge denke: darum vermeide ich ſie lieber, und das thun Sie nur auch.

Seb. Wenigſtens will ich niemand zureden, hierinn weiter zu gehen, als ihn ſeine Neigung führet. Indeſſen erhellet aus allem dieſem wenigſtens ſo viel, daß wir uns die Unfehlbarkeit in Glaubensſachen nicht zueignen können, daß wir die, die darüber anders denken, lieben dürfen, und toleriren müſſen.

Mackl. Ja! ja! toleriren iſt auch viel kürzer, als wenn man ſo viel unterſucht. Wir wollen ſie, wie Sie ganz recht ſagen, lieber toleriren. Indeſſen,

um wieder aufs vorige zu kommen, thun Sie mirs immer zu gefallen, und predigen nicht ferner davon, daß man sie lieben müsse. Sehen Sie, wir haben hier in unserer Stadt unsere besondere Verfassung; und dann ists bedenklich, wegen der Neuerung mit den Kalvinschen Tuchmachern.

Seb. Sehr gern! Ich habe überhaupt nicht geglaubt, daß die Lehre, die ich predigte, so neu wäre, daß dadurch Aufsehen erregt werden könnte; ich meinte nur, eine schon bekannte nützliche Lehre weiter einzuschärfen. Freylich! wenn die Ermahnung, unsere Brüder von andern Konfessionen mehr zu lieben, den Erfolg haben sollte, daß man sie mehr haßte, so ists besser, ganz davon zu schweigen.

Mackligius gab ihm von ganzem Herzen darinn Recht, daß Schweigen hier das beste wäre, und versicherte ihn, er kenne die rechtgläubigen Holsteiner, und wisse gewiß, daß die Ermahnung, die Kalvinisten zu lieben, bey ihnen nur mehr Haß zuwegebringen werde. Der ehrliche Sebaldus beseufzete eine so unchristliche Gemüthsverfassung, und gerieth in ein Lob einer wahren Christlichen Toleranz, und Mackligius, wohl zufrieden, daß er nur den Hauptpunkt, wegen des Predigens, von ihm erlangt hatte, stimmte ihm in allem bey. Sebaldus sagte viel schöne Sachen darüber,

über, daß ſich die Chriſten über allerhand Meinungen, die doch nicht ausgemacht wären, und auch wohl nicht ausgemacht werden könnten, nicht unchriſtlicher Weiſe haſſen, ſondern ſich vielmehr recht chriſtlicher Weiſe vertragen ſollten, und Mackligius ſagte ja! einmal über das andere.

Indem ſie in dieſem Geſpräche begriffen waren, trat ein Jude aus Rendsburg in das Zimmer, welcher beym Mackligius Geld umzuſetzen und ſonſt zu handeln pflegte. Beide hatten ſich, durch die ſchönen Träume von Chriſtlicher Toleranz, die Einbildung ſo erhitzt, und das Gemüth in eine ſo ſelbſtgefällige wohlthätige Lage gebracht, daß ſie ſich ſtark genug fühlten, dieſes Juden Bekehrung zu verſuchen. Mackligius bewies ihm mit ſtarken Gründen, daß der Meſſias ſchon gekommen ſey. Der Jude verſetzte, es könne ſehr wohl ein Meſſias gekommen ſeyn, nur nicht der Meſſias der Juden, wofür er zum unwiderleglichen Grunde anführte, daß widrigenfalls er, der Jude, ein vornehmer Mann ſeyn müßte, hingegen Mackligius vielleicht würde alte Kleider kaufen und Zerbſter Drittel einwechſeln müſſen. Sebaldus hielt ſich an das himmliſche Jeruſalem; der Jude aber wollte nur vom irrdiſchen Jeruſalem hören, wohin alle Juden in der Welt, wie er gewiß

glaubte, noch einſt würden verſammlet werden. Alle drey wurden ſehr hitzig. Endlich brach der Jude kurz ab, ſagte, wenn der Hr. Paſtor heute nichts zu handeln habe, wolle er ein andermal wieder kommen, und gieng zur Thür hinaus. Mackligius ſchalt nicht wenig über den blinden und verſtockten Juden. Sebaldus ſaß eine Weile, den Kopf auf den Tiſch geſtützt; endlich ſchlug er ſich an die Bruſt, und rief aus:

„Ach! er iſt ein Menſch, wie wir, glaubt von ſeiner Meinung überzeugt zu ſeyn, wie wir, die ihn mit ſich zufrieden macht, wie uns die unſrige. Laſſen Sie uns, dem barmherzigen Gotte gleich, der uns alle erträgt, unſre Toleranz nicht nur auf alle Chriſten, ſondern auch auf Juden und alle andern Nichtchriſten ausdehnen.„

Fünfter Abſchnitt.

Indeſſen hatte der Vorfall mit dem reformirten Taufzeugen in der Stadt kein geringes Aufſehen gemacht. Der Paſtor Ehrn Lic. Vulkenkragenius predigte wider einen ſolchen grundſtürzenden Irrthum, in den Vormittagspredigten, und der Archidiakon Ehrn Mackligius, ob er gleich ſonſt am

Strei-

Streiten keinen Gefallen hatte, war doch, da seinen Beobachtern seine Reinigkeit in der Lehre verdächtig zu werden anfieng, genöthigt, sich in den Nachmittagspredigten zu vertheidigen. Die Erbitterung nahm täglich zu. Das ehrwürdige Ministerium theilte sich in zwey Parteyen, davon der gröſste Theil wider Mackligius war, und man faßte einen Ministerialschluß, vermittelst dessen sowohl der Archidiakon, als der Informator, wegen falscher Lehre, vor dem Konsistorium verklagt wurden.

Indessen dieſes auf dem Tapete war, starb ein reicher Brauer, welcher mit der ganzen Schule, mit Wachslichtern und Schildern, und mit einer Leichenpredigt, begraben ward. Das ganze geistliche Ministerium gieng mit zur Leiche. Da war der Probst Ehrn D. Puddewuſsius, der Pastor Ehrn Buhkredderius, der Pastor Ehrn Lic. Wulkenkragenius, der Archidiakonus Ehrn Weelsteertius, der Archidiakonus Ehrn Mackligius, der Diakonus Ehrn Mag. Slabörderius und der Diakonus Ehrn Pypsnövenius.

Ehrn Wulkenkragenius hielt eine Leichenpredigt von der Bewahrung der reinen Lehre. Er rühmte an dem seligverstorbenen, daß er vor den Kal-

rinischen Gränzen beständig den größten Abscheu gehabt habe, und daß die, mit Unrecht der Stadt aufgedrungene, Kalvinisten, gewiß würden haben verdursten müssen, wenn alle andere Trauer, so wie er, den weltlichen Vortheil, dem Eifer für die Rechtgläubigkeit nachgesetzt hätten. Nach gehaltener Leichenpredigt und verrichteter Beerdigung, kamen sie sämmtlich im Trauerhause zur Trauermahlzeit zusammen, wo diese Materie wieder vorgenommen, und die Indifferentisterey, daß man reformirte Taufzeugen zuließe, sehr bitter gerügt wurde. Ehen Weelstreetius nahm sich des beleidigten Macklinius an. Der Streit ward sehr heftig; beide Theile schrien so stark, daß kein Theil den andern verstand; und weil die ministerialische Partey die heftigste und auch die stärkste war, so würde es vielleicht gar zu Thätlichkeiten gekommen seyn, wenn nicht die Minorität, die ihre Schwäche merkte, sich am Ende der Mahlzeit, nach der Hausthür gezogen hätte. Doch hatte das Gezänk auch auf der Gasse noch kein Ende. Der Pöbel lief zusammen, nahm an dem Streite der geistlichen Herren Antheil, und weil demselben, in seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben ein Kalvinischer Tuchmacher unglücklicher Weise in den Weg kam, so ward derselbe, zur Bestätigung der

rech-

rechtgläubigen Lehre, mit Füßen getreten, und ihm ein Auge ausgeschlagen.

Dieſer Vorgang, wobey ſich die Regierungskanzley in Glückſtadt, ſehr unverhoffter Weiſe, der Kalviniſten annahm, und dem geiſtlichen Miniſterium mehrere Verträglichkeit und Behutſamkeit empfahl, machte des Mackligius Sache eben nicht beſſer. Lic. Wulkenhagenius, ein choleriſcher Mann, der nicht verwinden konnte, daß ihm von der Obrigkeit, die doch nur aus Layen beſtand, ſo ein trockner Verweis gegeben worden, arbeitete eifrig, daß der gute Mackligius ganz und gar vom Amte abgeſetzt werden ſollte. Hierinn ſtand ihm, unter der Hand, Diakon Pypſiövenius nicht wenig bey, als welcher, durch den mächtigen Beyſtand ſeines Oheimes, des Kirchenprobſtes D. Puddewuſtius, in die Archidiakonatsſtelle zu rücken dachte. Aber Archidiakon Weckſterius und Diakon Slaböderius, welche von der Gegenpartey waren, und überdem von der Vaka , die durch Mackligius Abſetzung entſtanden ſeyn würde, keinen Vortheil zu ziehen wußten,

brauch-

brauchten ihre Bekanntſchaften in vornehmen Häuſern, wo ſie Hofmeiſter geweſen waren, dergeſtalt, daß nur bloß aus dem Konſiſtorium ein Befehl an Mackligius ergieng, ſeinen Informator nie wieder die Kanzel beſteigen zu laſſen, und ſich, der Reinigkeit der Lehre wegen, mit einem neuen Eide zu verbinden. Dieſen leiſtete er zwar ungeſäumt, aber er verlor nichtsdeſtoweniger ſein Filial. Denn der Edelmann, der ſich für die Reinigkeit der Lehre hätte erſtechen laſſen, hatte von ihm, durch die heimlichen Einblaſungen des Diaken Pypſiövenius, ſolch eine widrige Meinung bekommen, daß er ihn weiter auf ſeinem Erbgute nicht dulden wollte, ſondern ſeine Pfarre dem Landprediger Ehrn Suurſnutenius, einem ehrbaren konkordanzfeſten Manne verlieh, zu nicht geringem Mißvergnügen des Diakon Ehrn Pypſiövenius, welcher, da ihm die Archidiakonatsſtelle zu Waſſer geworden, durch die kräftige Rekommendation des Kirchenprobſts, das Filial gewiß nicht zu verfehlen gedachte. Gleich wie man aber leider! mehrere Beyſpiele hat, daß die Kirche der Küche weichen muß, ſo war auch hier

die

die Rekommendation des Probſtes nicht ſo kräftig, als die Rekommendation der Haushälterinn des Edelmanns, welcher Suurſmutenius von ihrer Baſe war empfohlen worden, die da war eine Halbſchweſter eines Dingſchreibers, deſſen Mutter Gevatterinn war von einem Geſchwiſterkinde der Frau eines Kammerdieners, deſſen gnädige Frau eine Kammerjungfer hatte, welche Beichtkind war eines Predigers in einer andern Stadt, deſſen Kinder Ehrn Suurſmutenius eine Zeitlang unentgeldlich unterrichtet hatte. Dieß verurſachte zwiſchen Ehrn Suurſmutenius und Ehrn Pyrſiörenius einigen Wortwechſel, und nachher nicht geringe Kaltſinnigkeit, welche endlich Anlaß gab, daß die gewöhnliche Freytagsverſammlung ſich ganz und gar zerſchlug. Der Himmel weiß, wie es ſeitdem mit der Kenntniß der neuen Litteraturgeſchichte, und mit den Bärten der Landprediger, in dieſem Theile Holſteins, beſchaffen ſeyn mag.

Doch mit dem guten Sebaldus war es, auf alle Weiſe, noch viel ſchlechter beſchaffen. Da Ehrn Mackligius

ligius ihn bloß des Filials wegen zu sich genommen hatte, so wußte er ihn nunmehr ferner gar nicht zu gebrauchen, sondern dankte ihn unverzüglich ab. In der Stadt wollte niemand einen Mann unter sein Dach nehmen, der die gottlose Irrlehre gepredigt hatte, daß man alle seine Nebenmenschen, wenn sie auch von anderer Religion wären, lieben müsse. Der Kammerjunker, ein Mann von seiner politischer Weisheit, hielt es seinem guten Vernehmen mit verschiedenen Männern, die im Lande ansehnliche Aemter bekleideten, nicht zuträglich, einen Heterodoxen zu beschützen. Sebaldus würde also unter freyem Himmel haben verschmachten müssen, wenn ihm nicht der Schiffer, dessen Kind mit einem Reformirten Taufzeugen getauft worden war, freywillig sein Haus angeboten hätte.

Kaum war dieses geschehen, so erhielt er von seinem Freunde Hieronymus, auf den an ihn geschriebenen Brief, eine Antwort, welche seine Betrübniß vollkommen machte. Hieronymus hatte sich bey dem Verwalter nach Marianen erkundigt, und

weiter

weiter nichts zur Antwort erhalten, als daß Victoriane, mit Zurücklassung aller ihrer Sachen, die er, für das vom Sebaldus mitgenommene Pferd, zurückbehalten habe, entlaufen sey, niemand wisse wohin.

Diese Nachricht brach dem Sebaldus gänzlich das Herz. Von seinem Sohne hatte er schon seit vielen Jahren keine Nachricht. Seine Tochter war nunmehr auch für ihn verloren, und ihre Aufführung schien seiner unwürdig zu seyn. Er selber hatte nur dem Mitleiden ein Obdach zu verdanken, und er sahe keine Aussicht, wie er sein mühseliges Leben auch nur kümmerlich fortschleppen könnte.

Der Schiffer, dem sein Zustand zu Herzen gieng, schlug ihm vor, daß er nach Ostindien, der allgemeinen Zuflucht der unglücklichen Europäer, gehen sollte, und erbot sich, ihn nach Amsterdam, wohin sein Schiff eben absegelte, umsonst mitzunehmen. Dieser Vorschlag ward von dem bekümmerten Sebaldus mit beiden Händen angenommen, der nun nichts mehr hatte, was ihn in diesem Welttheile zurück-

zurückhalten konnte. Er nahm schriftlich vom Hieronymus, seinem einzigen Freunde, den letzten Abschied, und empfahl ihm, seinen Kommentar über die Apokalypse, bis er aus Ostindien von ihm Nachricht erhielte, in Verwahrung zu behalten. Darauf fuhr er mit dem Schiffer nach Brunsbüttel, wo dessen Schiff lag. Er stieg an Bord, und in wenig Tagen lichteten sie die Anker, erreichten Cuxhaven, und stachen mit gutem Winde in die See.

Ende des sechsten Buches.

Zuverläßige Nachricht

von einigen

nahen Verwandten

des Hrn. Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen.

Der Vater unſers Sebaldus war ein ehrlicher Handwerksmann, in einem kleinen Städtchen in Thüringen, der durch Fleiß und Sparſamkeit ein Vermögen von einigen hundert Thalern erworben hatte, und in ſolches Anſehen kam, daß er zum Rathmann und zum Vorſteher des Gotteskaſtens in ſeiner Vaterſtadt erwählt ward. Dieſe Ehrenſtellen aber, die verſchiedene von ſeinen Vorgängern bereichert hatten, brachten ihm gar keinen Nutzen. Denn er war ein ſo ſchlechter Wirth, daß er nicht allein, für ſeine Arbeit zum gemeinen Beſten, keine Einkünfte annehmen wollte, ſondern auch zum gemeinen Beſten verſchiedenes aufwendete, wozu er gar nicht hätte können genöthigt werden. Es kann alſo der ökonomiſche Leſer leicht ermeſſen, da Sebaldus Vater, bey ſeinen Aemtern, keine Einnahme und nicht wenige Ausgaben hatte, daß ſein Vermögen ſich habe verringern müſſen. Den Ueber-

reſt deſſelben zehrte die Vormundſchaft über verſchiedene arme Waiſen auf, die er freywillig übernahm, ſo daß er bey ſeinem Tode gerade ſo viel hinterließ, daß er begraben werden konnte.

Er war Vater von drey Söhnen, Eraſmus, Sebaldus und Elardus, welche ſeine Frau, Hedwig, die mehr ihrer Frömmigkeit, als ihres Verſtandes wegen bekannt war, ſchon in Mutterleibe dem Prieſterſtande wiedmete.

Eraſmus, der älteſte, war fünf Fuß und zehen Zoll hoch, breitſchulterig, wohlgewachſen, und weiß und roth im Geſichte. Von ſeiner erſten Jugend an liebte er ſeine eigene Perſon und hatte von ſeinen Talenten eine ſehr hohe Meinung. Nach geendeten Univerſitätsjahren, brachte ihm ſein wohlgewachſener Körper eine Hofmeiſterſtelle in einem vornehmen Hauſe zuwege, wo man wohlgewachſne Leute liebte. Von da ward er Prediger, in einer Stadt, wo ihm ſeine anſehnliche Leibesgeſtalt, ſein ernſthafter wohlbedächtiger Gang, und ſeine vernehmliche Stimme, unter ſeinen Kirchkindern nicht wenig Liebe und Ehrfurcht erwarben. In kurzem wußte er eine junge reiche Wittwe von ein und

zwan-

zwanzig Jahren, ſein Beichtkind, ſo zu gewinnen, daß ſie ihn heurathete. Von der Zeit an legte Eraſmus ſein Amt nieder, ob er gleich den geiſtlichen Stand, des Anſehns wegen, das er dadurch in der Stadt zu erhalten vermeinte, beybehielt. Er genoß nunmehr ſeinen Reichthum und wendete ihn zu allen Dingen an, wodurch er ſich ein Anſehen zu geben glaubte. Er ließ Waiſenkinder erziehen, ſtiftete Stipendien, ließ Kirchen ausputzen und Altäre kleiden, pränumerirte auf alle Bücher, denen die Namen der Pränumeranten vorgedruckt wurden, nahm Zueignungsſchriften gegen baare Bezahlung an, ſchenkte Geld zum Bau der Kirchthürme und Orgeln, u. dergl. mehr. An beſtimmten Tagen, theilte er Geld und Brodt unter die Armen aus, welche ſich ſchaarenweiſe vor ſeiner Thür verſammelten. Und weil er nicht allein ſeinen Reichthum, ſondern auch ſeinen Verſtand und ſeine Perſon zur Schau tragen wollte, pflegte er freywillig, alle ſechs oder acht Wochen, eine zierliche Predigt zu halten, bey welcher ſich alle ſeine Klienten einfinden mußten, und ſchon den Wink hatten, ſich nach Beſchaffenheit der Umſtände, durch Weinen in der Kirche, oder durch lautes Lob außer der Kirche, in ſeine fernere Gunſt einzuſchmeicheln.

Elardus, ein mageres blasses Männchen, vier Fuß und zwey Zoll hoch, war, als das jüngste Kind, von Jugend auf das geliebte Söhnchen seiner Mutter, die, von seiner ersten Jugend an, Sorge trug, daß er täglich wohl mit Speisen gestopfet, und mit dem Lernen nicht sehr angegriffen würde. Indessen glaubte er doch, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre genug begriffen zu haben, um eine Predigerstelle bekleiden zu können, welche zu erlangen sein äußerster Wunsch war. Dieß wollte ihm aber, so viel Mühe er sich auch deshalb gab, auf keine Weise gelingen; daher er beynahe dreyßig Jahre alt ward, ehe er recht wußte, was er einmal in der Welt vorstellen sollte. Zwar bekam er einstmals, durch Empfehlung seines Bruders, den Antrag, Rechnungsführer bey einer Stutterey und Hundezucht zu werden, welche ein benachbarter Fürst zum besten seiner Parforcejacht angelegt hatte, ein Amt, wozu nur Rechnen und Schreiben erfodert ward, und das doch an achthundert Gulden eintrug. Elardus aber, der die Würde des gelehrten Standes gehörig zu schätzen wußte, wies ein so ungelehrtes Amt, mit Verachtung, von sich. Indessen ließ er sich, nach nochmaligem zweyjährigem Harren, bereden, die Stelle eines Rectors an einer Lateinischen Schule

anzu-

anzunehmen, die ebenderſelbe Fürſt, um des ungeſtümen Anhaltens ſeiner Landſtände loszuwerden, in ſeiner Reſidenz geſtiftet hatte. Hier waren ihm zwanzig Gulden fixes Gehalt, ein halber Wiſpel Rocken, etwas Flachs, und andere Naturalien, nebſt freyer Wohnung, ausgeſetzt, welche letztere aber, vor der Hand, wegen Baufälligkeit nicht gebraucht werden konnte. Alles war ungefähr auf achtzig Gulden geſchätzt, weil der Fürſt der gnädigſten Meinung war, den Unterweiſern ſeiner Unterthanen nur ungefähr den zehnten Theil deſſen zukommen zu laſſen, was die Erzieher ſeiner Pferde und Hunde foderten. Die Geheimen Räthe des Fürſten hielten dieß für ſehr billig; theils, weil es ungleich leichter ſeyn müßte, vernünftige Menſchen zu erziehen, als unvernünftige Beſtien abzurichten; theils, weil jedes Schulkind noch wohl wöchentlich einen oder zwey Groſchen Schulgeld geben könnte, welches die Füllen und jungen Hunde nicht aufzubringen vermöchten.

Unglücklicherweiſe hatte der ehrliche Elarcus nicht recht gelernt, was zu einem tüchtigen Schulmanne erfoderlich iſt. Im Hebräiſchen war er beym kleinen Danz ſtehen geblieben, im Griechiſchen

konnte er zwar, ziemlich ohne Anstoß, das neue Testament, und die goldenen Sprüche des Pythagoras exponiren, mehr aber nicht; und ob er zwar Lateinisch ganz gut verstand, um es zu lesen, so wollte es doch mit der Lateinischen Schreibart nicht recht fort, und Lateinische Verse konnte er gar nicht machen. Es ist wahr, er hatte einen ziemlichen guten natürlichen Verstand, hatte seine Muttersprache so gut in seiner Gewalt, daß er einen ganz artigen Deutschen Aufsatz machen konnte, welches er auch besonders seine Schüler lehrte, und sich alle Mühe gab, ihnen von Biographie, Geschichte, Sittenlehre und andern Sachen, wovon er glaubte, daß sie sie in der Welt brauchen möchten, einige Begriffe beyzubringen. Weil aber die Einwohner der Residenz ihre Söhne, in der längst erwünschten neuen Lateinischen Schule, nun auch zu rechten gelehrten Leuten erzogen wissen wollten, so hatten sie zu des Elardus Deutscher Lehrart gar kein Vertrauen, sondern schickten ihre Kinder in die Privatstunde zum Rektor, einem grundgelehrten Manne, der alle halbe Jahre ein Lateinisches Programm schrieb, der die Alterthümer lehrte, und, außer den gewöhnlichen gelehrten Sprachen, noch Syrisch, Samaritanisch und Arabisch verstand. Der gute Elardus mußte sich

also sehr schlecht behelfen, wenigstens des Tages zwölf Stunden öffentlich lehren, und Privatunterricht im Dekliniren und im Rechnen ꝛc. geben. Daneben, weil er seinen sehnlichen Wunsch, sich einst aus dem Schulstande zu dem Predigerstande zu erheben, nie vergaß, arbeitete er bis nach Mitternacht an geistlichen Reden, und predigte, aus eignem Triebe, fast alle Sonntage, bald für diesen, bald für jenen Prediger. Aber Elardus war, wie schon gesagt, nur klein von Person, hatte eine schwache Stimme, und aus Mangel gründlicher Gelehrsamkeit, weil er weder die Philologie studirt, noch die Dogmatik, Polemik und Hermeneutik genugsam getrieben hatte, waren seine Predigten blos moralisch; daher fanden sie keinen Beyfall, und er predigte, zu seiner unbeschreiblichen Kränkung, meist den leeren Chören und Kirchstühlen. So brachte er sein Leben in Gram und Kummer zu, und starb an der Schwindsucht, im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters.

Erasmus hatte einen einzigen Sohn, Cyriakus genannt, einen Polyhister und stolzen Geist. Alles wußte Cyriakus, und was er nicht wußte, dünkte er sich zu wissen. Er selbst dachte eben nicht viel, aber wohl wiederholte er, was andere gedacht hatten,

so oft, daß er meinte, er habe es selbst gedacht. Er las sehr viel, und ihm gefiel alles, was er las, und was ihm gefiel, wollte er nachmachen. Daher versuchte er alle Schreiharten, und schrieb wechselsweise, hoch, wie Klopstock, sanft, wie Jakobi, fromm, wie Lavater, weltlich, wie Clodius, tiefdunkel, wie Herder, populär, wie Gleim. In allen Wissenschaften und schönen Künsten war er auch gleich stark. Man hat einmal von ihm, in Einer Messe, eine Schrift von den Dudaim des Ruben, einen Band Anakreontischer Gedichte, eine Abhandlung von der Natur der Seele, und ein halbes Alphabeth historischer Erzählungen gelesen. Ein Amt hat Cyriakus nie bekleidet; denn in seiner Jugend war sein Vater ein reicher Mann, und er glaubte also, sich nicht auf Brodtwissenschaft legen zu dürfen. Nachdem aber Erasmus, durch viele Unternehmungen, die seinen Namen verewigen sollten, sein Vermögen sehr verringert, und Cyriakus, nach dessen Tode, den Rest desselben, aus Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, auf der Universität verschwendet hatte, so befand sich der letztere in sehr bedürftigen Umständen. Er trieb sich an verschiedenen Orten herum, so daß von verschiedenen Jahren seines Lebens die zuverläßigen Nachrichten fehlen.

Soviel

Soviel weiß man, daß er eine Zeitlang Hofpoet, bey einem jovialiſchen Abte, in einem Kloſter in Franken geweſen, daß er hernach Lehrer der Philoſophie bey einem Kreisregiments geworden, deſſen Officiere, weil ſie ſonſt nichts zu thun hatten, Gelehrte werden wollten, und daß er zuletzt bey einer kleinen gelehrten Republik, auf einer ſichern Deutſchen Univerſität, welche ihre Landtage, in Ermanglung eines Eichenhains, in einem Kaffegarten vor dem Thore hielt, als Naſenrümpfer geſtanden hat.

Dieſe Familiennachrichten dem Publikum mitzutheilen, wird man veranlaſſet durch eine Schrift, betitelt:

Predigten des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker, aus ſeinen Papieren gezogen. Leipzig in der Weigandiſchen Buchhandlung 1774. 8.

Es könnte ſchon ſehr ſonderbar ſcheinen, daß ein Fremder dieſe Predigten aus den Papieren des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker ſollte gezogen haben, da dieſer noch bey gutem Wohlſeyn lebt, ſeine

ſämmtlichen Papiere beſitzt, und noch nicht geneigt zu ſeyn ſcheint, etwas daraus, am wenigſten aber Predigten, herauszugeben. Indeſſen, wenn dieſe Predigten nur dem Charakter des Hrn. Magiſter Sebaldus Nothanker gemäß, geſchrieben wären, ſo würde man doch ſein Urtheil noch zurückhalten, und dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob etwan die Handſchrift derſelben, auf eine unbekannte Art, dem Herausgeber möchte in die Hände gerathen ſeyn; aber derjenige, der den Hrn. Magiſter Sebaldus etwas genauer und perſönlich gekennet, wird gleich einſehen, daß dieſe Predigten unmöglich von dieſem guten Manne herrühren können.

Wenn man nur S. L. der Vorrede, die Anmerkungen lieſet, die am Rande der Handſchrift der Predigten ſollen geſtanden haben, ſo ſiehet man gleich, daß darinn ein unerträglicher Egoiſmus herrſchet, der dem von allem Eigendünkel entfernten Charakter des Sebaldus ganz zuwider iſt.

Z. B. „Ich danke meinem Gott alle Tage, daß „er mich in einen Stand geſetzt hat, in welchem „ich zur Erleuchtung des Landmannes ſo viel „beytragen kann.„

So

So hätte Sebaldus nie von sich geredet, der in aller Einfalt seine Pflicht that, und Gutes stiftete, so viel er konnte, ohne zu glauben, daß er so viel thäte, ohne feyerlich auszurufen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!

Eben so ist die Anmerkung S. LII. beschaffen:

„Ich gebe meine Predigten nicht für Muster aus, „wornach meine Kollegen sich bilden sollten. Wenn „sie nur daraus absehen, was ungefähr sie vor„tragen ꝛc. ꝛc.„

O! wie hätte der bescheidene Sebaldus, der, wenn er predigte, und seine Kirchkinder tröstete, und sie zum Guten ermahnte, nur ganz gewöhnlicher Weise seine Pflicht gethan zu haben glaubte, sich auch nur die Idee in den Sinn kommen lassen, er könne jemand ein Muster werden, oder es könnten andere von ihm etwas absehen!

Daß ferner bey diesen Predigten keine biblischen Texte vorhanden sind, zeigt auch genugsam, daß sie weder Sebaldus, noch irgend sonst ein Prediger, der die Gesinnungen der Landleute kennet, gemacht haben kann.

kann. Sebaldus wußte viel zu gut, wie viel Gewalt auch nur der bloße Ton eines biblischen Spruchs über die Seele eines Bauren hat, als daß er ein so unschädliches Hülfsmittel nützliche Wahrheiten einzuprägen, hätte vernachläßigen sollen.

Doch, selbst aus der Nachricht des Herausgebers, wie er zu denen Handschrift dieser Predigten gekommen sey, erhellet nicht allein deutlich, daß diese Handschriften nicht wohl vom Sebaldus gewesen seyn können, sondern wir kommen dadurch auch auf eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wo sich diese Handschriften eigentlich herschreiben mögen.

Es heißt S. XLV. der Vorrede: ‚Vor einiger Zeit ‚kam ein Dessauischer Jude zu mir, der, nebst ‚andern Waaren, verschiedene Paar schwarze ‚seidne Strümpfe, Halskrausen, ꝛc. ꝛc. fast alles in ‚beschriebenes Papier eingewickelt, mir zum Verkaufe anbot. „Aber, mein guter Mann, sprach „ich, wie kommt Er denn zu Christlichen Hals„krausen?„ ‚In einem Dorfe, nicht weit von hier, ‚antwortete er, hat sie mir ein Bauer verkauft, der ‚sie, vor einigen Jahren, nebst dem übrigen, an

‚der

„der Landſtraße gefunden zu haben vorgab. Kurz „vorher hatte ich Nothankers Geſchichte geleſen. „Gleich fiel mirs aufs Herz, ob dieſe Sachen nicht „von dem geplünderten Poſtwagen ſeyn möchten.„

Iſt dieſe Erzälung richtig, ſo hätte auf den Titel geſetzt werden ſollen: Aus dem Makulatur eines Deſſauiſchen Juden abgedruckt, nicht aber: Aus Gebaldus Papieren gezogen, denn dieß letztere Vorgeben iſt durch nichts erwieſen. Der Herausgeber hat bey ſeiner Muthmaßung, die er bloß auf ſeine Erzählung bauet, in der That ſehr wenig hiſtoriſche Kritik gezeigt. Hätte er doch mehr auf die Chronologie, welche die Fackel der Geſchichte iſt, geachtet. Iſts wohl warſcheinlich, daß Kleidungsſtücke, welche 1763 auf einem Poſtwagen verloren gegangen ſind, noch 1773, unverkauft, mit dem Papier worinn ſie anfänglich gewickelt geweſen, in den Händen eines Juden ſeyn ſollten? Und warum that er an den Juden die unnöthige Frage, „wie er zu Chriſtlichen Halskrauſen komme?„ da es ja bekannt iſt, daß die Juden abgetragene Chriſtliche Kleider mit eben ſo wenigem Bedenken in ihre Laden aufnehmen, als die Chriſten manche abgetragene Jüdiſche Lehre in ihre Dogmatik aufgenommen haben.

haben. Und wie kann er auf des Juden unbestimmte, und unbewiesene Antwort das geringste bauen? Wenn auch alle die Sachen, die der Jude zum Verkauf anbot, wirklich auf der Landstraße gefunden worden wären, so können sie doch gewiß nicht dem Sebalduo gehört haben. Wie wäre er, der zeitlebens in einer ländlichen Einfalt gelebt hatte, und der aus Noth seine besten Sachen hatte verstoßen müssen, zu seidnen Strümpfen gekommen? Wozu hätte er wohl, nachdem er abgesetzt worden, Halskrausen*) mit sich geführt? Und da er, als er wegreisete, wie S. 163 des ersten Theils seines Lebens berichtet worden, seinen ihm so werthen Kommentar über die Apokalypse bey seinem Freunde Hieronymus zurückließ, ists wohl wahrscheinlich, daß er die Koncepte von alten Predigten sollte mitgenommen haben?

Die Muthmaßung des ungenannten Herausgebers ist also höchst unwahrscheinlich. Wenn man nun aber hingegen aus den sichersten Familiennachrichten

*) In einigen Deutschen Provinzen würde das Wort Halskrausen bloß Halstücher bedeuten; aber der Zusatz Christliche Halskrausen, scheint anzudeuten, daß es runde Priesterkragen, oder Wolkenkragen gewesen, die man in Sachsen, Krausen nennet.

richten weiß, daß Cyriakus seines Vaters Kleider Halskrausen und Manuskripte, so wie auch den geringen Nachlaß des frühzeitig verstorbenen Elardus geerbt hat, wenn ferner unwidersprechlich bewiesen werden kann, daß Cyriakus, als er 1772 von Leipzig wegreisen wollte, seine sämmtliche Kleidung, Bücher und Papiere, zu einem Trödler getragen hat, der vor dem Grimmischen Thore, in der Gegend des Richterschen Kaffegartens wohnt, und seinen hauptsächlichen Abzug an Dessauische Juden hat: wird es nun nicht vielmehr wahrscheinlich, daß die dem ungenannten Herausgeber so zufälliger Weise in die Hände gerathenen Predigten, wenn sie gleich nicht von Sebaldus Nothankern sind, dennoch sehr wohl von Erasmus Nothankern, von Elardus Nothankern, und von Cyriakus Nothankern herrühren können?

Diese Muthmaßung wird beynahe zur Gewißheit, wenn man die innere Beschaffenheit dieser Predigten betrachtet. Gleich der erste Absatz, der ersten Predigt, von der Einigkeit in der Ehe, kann ganz unmöglich aus Sebaldus Feder geflossen seyn; denn es kömmt darinn, ob er gleich nur eine halbe Seite lang ist, sechszehnmal das liebe Ich vor. Man höre:

„Nichts wünsche ich so sehr, als daß ihr glücklich „seyn möget. Ihr werdet es von mir überzeugt „seyn, meine lieben Zuhörer, daß ich dieses auf„richtig wünsche; denn ihr wißt, wie ich zu euch „eile, um euch zu trösten, wenn ihr traurig seyd, „und wie gern ich auch an euren Freuden Antheil „nehme, wenn ihr einen fröhlichen Tag habt. Mein „Amt, und mein Herz macht mir dieses zur Pflicht. „Mein Amt, weil es mir zunächst aufgetragen ist, „euch an meiner Hand durch die Bahn dieses Le„bens zu führen, und euch zu einem seligen Leben, „das euch nach diesem erwartet, zu bereiten. Aber „auch mein Herz macht es mir zur Pflicht, weil „ich euch aufs herzlichste liebe. Ein Hirt kann „nicht so sehr seine Schafe, ein Vater nicht so sehr „seine Kinder lieben, als ich euch.„

So ein grober Egoist war der bescheidene Sebaldus nicht. Er sprach nicht so viel von sich. Er liebte seine Kirchkinder; aber diese Liebe trug er nicht öffentlich zur Schau. Er stand seinem Amte vor, er that seine Pflicht; aber er hatte sein wichtiges Amt, seine theure Pflicht, nicht immer auf der Zunge, um seinem guten Herzen ein Kompliment zu machen. Hingegen der ruhmsüchtige Erasmus, der

haupt-

hauptſächlich nur deswegen predigte, um ſich, von der Kanzel herab, in ſeiner Gröſſe zu zeigen, redete beſtändig von ſich ſelbſt, von ſeinem guten Willen gegen ſeine Zuhörer, von ſeinem Herzen, von ſeiner Liebe, von ſeinem Vertrauen, kurz, er predigte ſich ſelbſt, um ſein ſelbſt willen.

Wenn ferner dieſe Predigt vom Sebaldus, oder auch nur von irgend einem andern Landprediger, an Bauern, gehalten wäre, ſo würde darinn nicht ſo mancherley, von Geld und Gut; von einem Geizhalſe der einen Freyer abweiſet, wenn er nicht ſo viel Gut und Geld hat, als ſeine Tochter; von einem Mädchen, das am meiſten Geld hat; von einem unehrbaren Mädchen, das man nicht heurathen ſollte, wenn ſie auch noch ſo viel Geld hätte, vorkommen. Wenn Sebaldus über dieſe Gegenſtände zu reden gehabt hätte, ſo würde er von Vieh, Aeckern, Wieſen und Gärten geſprochen haben; denn darinn beſtand das Vermögen ſeiner Bauern, ſo wie der allermeiſten Bauern in der Welt. Daß Sebaldus Vaterland zwar fruchtbar, aber ohne baares Geld geweſen, kann der Leſer ſchon aus der Art, wie der ehrliche Hieronymus ſeinen Buchhandel treiben mußte, ſchließen.

Eben so heißt es, S. 4. „Ich will euch izt nichts „davon sagen, daß der Reichthum öfters eurer „Seele höchstschädlich ist, daß er eine Versu„chung ist zu allem Bösen, und daß unser weise„ster Lehrer sagt, daß die Reichen nicht in das „Reich Gottes kommen werden. Daran will „ich euch itzt nicht erinnern, weil ich unlängst von „der Schädlichkeit des Reichthums ausführlich „zu euch geredet habe.„ Dieß ist ein klarer Beweis, daß Sebaldus nicht der Verfasser dieser Predigt seyn könne; denn man kann sich für ihn sicher verbürgen, daß er ein so ungeschmacktes Postillengeschwätz, von der Schädlichkeit des Reichthums, seinen Bauern nie werde vorgeredet haben. Er war vielmehr beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden, daß sie Vermögen erwerben, daß sie reich werden sollten. Sebaldus wußte nur allzuwohl, daß die niederdrückende Dürftigkeit, welche die einzige Alternative seyn kann, wenn der Bauer nicht wohlhabend seyn soll, eine fruchtbarere Mutter der Barbarey und verderbter Sitten ist, als der bäurische Reichthum, der allemal eine

Folge

Folge des Fleißes seyn muß; daher derjenige, der den Bauern von der Schädlichkeit des Reichthums predigen wollte, ihnen ausdrücklich die Faulheit empfehlen müßte. Dagegen weiß man vom Erasmus, daß er, seitdem er selbst reich geworden war, den erbaulichen Gemeinort, von der Tüchtigkeit und Schädlichkeit des Reichthums, sehr oft im Munde geführt habe; einen Gemeinort, über den man in der That am zierlichsten zu reden weiß, wenn man an nichts Mangel hat.

Noch eine andere Stelle giebt die stärkste Vermuthung an die Hand, daß niemand anders, als Erasmus Rothanker, der Verfasser dieser Predigt seyn könne. S. 6. heißt es: ‚Es entspringt viele Uneinigkeit unter euch daher, daß ihr gemeiniglich ‚mit euren Schwiegerältern unter Einem Dache ‚wohnet. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, ‚aber leider! ist es durch die Erfahrung gegründet, ‚daß nur sehr wenige Eheleute in Einigkeit le‚ben, wenn sie ihre Schwiegerältern bey sich im Hause haben. Ihr würdet euch öfters nicht ‚zanken, wenn nicht zuweilen eines der Schwieger‚ältern Oel ins Feuer gösse. Die Schwiegerält‚tern glauben, man könne sie nicht zu gut hal‚ten,

„ten, und ihnen nicht dankbar genug sich be„weisen. Sie sind überzeugt, in allen Stücken „alles besser zu wissen, als die jungen Eheleute, „und wollen alles im Hause anordnen. Nichts „kann man ihnen recht thun. Hiezu kömmt „noch, daß das Alter sie ohnehin mürrisch und „verdrießlich, und mit sich selbst und der gan„zen Welt unzufrieden macht. Haben nun die „Eheleute einen kleinen Zwist untereinander, so tritt „der Schwiegervater oder die Schwiegermutter auf „die eine oder andere Seite, und vergrössert den „Streit, statt daß diese Alten ihn schlichten, und „die streitenden Parteyen versöhnen sollten.„

Läßt es sich wohl nur denken, daß der sittsame **Sebaldus**, auf eine so plumpe Art, alle Schwiegerältern, die bey ihren Kindern wohnen, habe öffentlich, von der Kanzel herab, beschimpfen wollen? daß er dieses vor Bauern habe thun wollen, welche ihre Schwiegerältern gewiß nur bloß, wenn diese aus Armuth, oder aus Alter und Schwachheit, ihren eigenen Acker nicht bauen können, bey sich haben werden? Zwar wird, S. 12. den Zuhörern empfohlen, daß sie ihre Schwiegerältern in Ehren halten, ihrem guten Rath folgen, und sie pflegen sollen; aber

aber wie werden sie dieses thun, wie werden sie ihre Schwiegeräterrn nur im Hause leiden wollen, wenn der Prediger diese schon vorher als die verächtlichsten, verdrießlichsten, zänkischsten Geschöpfe abgeschildert hatte, die zu den Hauptursachen der ehelichen Uneinigkeit gehören, die bey den häuslichen Zwistigkeiten Oel ins Feuer gießen, die sie vergrössern, an statt sie zu schlichten? Dieses unbedachtsame Epiphonema sieht dem stolzen Erasmus sehr ähnlich, der wirklich mit seiner Schwiegermutter anfänglich in Einem Hause gewohnt hat, und hernach, als sie ihm sehr vernünftige Vorstellungen darüber that, daß er das Vermögen ihrer Tochter aus Eitelkeit verschwendete, mit ihr in beständiger Uneinigkeit lebte, und sie wohl oft mag abgetanzelt haben.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Erasmus Rothanker auch die folgende Predigt wider die Processe verfertigt habe. Man findet darinn, S. 18. unter andern, folgende höchst anstößige Stelle: ‚Der ‚Advokat müßte ein allzumeigennütziger Mann ‚seyn, wenn er euren Rechtshandel nicht so ‚lange auszudehnen suchte, als es möglich ist, ‚um recht vieles von euch einzunehmen. Es hat zwar

»den Anschein, als wenn kein Advokat diese Absicht »hätte; denn zuerst sucht er euch gemeiniglich mit »eurem Gegner zu vergleichen, oder es wird, wie »man sich ausdrückt, ein Termin zur Güte ange»stellt. Habt ihr aber jemals gehört, daß ein Ter»min zur Güte einen erwünschten Erfolg ge»habt hätte? Der Advokat müßte seinen Vortheil »gar nicht verstehen, wenn er nicht, statt euch »mit eurem Gegner zu vergleichen, in euch eine »grössere Lust erweckte, dem Rechte seinen Lauf »zu lassen.« Ferner, S. 22. »Der gröſte Theil »der Leute von diesem Stande scheint den Ei»gennutz zu seinem Gott gemacht zu haben, den »er allein anbetet, und dem er Ehre, Gewissen, »Redlichkeit, alles aufopfert, u. s. w.

Sollte es wohl möglich seyn, daß der sanftmüthige Sebaldus einen ganzen, dem gemeinen Wesen nöthigen und nützlichen Stand, habe öffentlich, auf eine so bittere und zugleich so tölpische Weise, verunglimpfen wollen? Sollte wohl ein verständiger Mann zweifeln können, daß jemals ein Termin zur Güte den erwünschten Erfolg gehabt habe? Dieß siehet wirklich viel weniger einem unbefangenen Vorspre-

diger, wie Sebaldus, als einem aufgeblaſenen Renitenirer, wie Eraſmus, ähnlich, der, weil er verlangte, daß ſich jedermann vor ihm beugen, und nach ſeinem Willen handeln ſollte, eine Menge Proceſſe gehabt hat, in welchen freylich kein einziger Termin zur Güte jemals einen erwünſchten Erfolg gehabt hat, weil Eraſmus beſtändig ſeinem Eigenſinne folgen, und niemals vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben wollte.

Die Predigten wider den Aberglauben, von der Zufriedenheit, von der Geſundheit, von der Kinderzucht, von der Glückſeligkeit des Landmannes, ſcheinen von Elardus Nothanker, dem jüngern Bruder unſers Sebaldus herzurühren. Es ſind ganz leidliche, gutgemeinte, etwas weitſchweifige Homilien, die Leſern in Städten, die gern Predigten leſen, ganz gut gefallen werden; nur findet man darinn freylich hin und wieder Spuren, daß ſie nicht vor Bauern gehalten worden, oder für Bauern beſtimmt geweſen. Wie würde man z. B. (S. 57.) darauf kommen, Bauern vorzuſagen: ‚Geld und ‚Ehre machen nicht warhaftig glücklich.. Der Bauer hat ja gemeiniglich kein Geld, und verlangt keine Ehre.

Die beiden Fragmente der Predigten von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und vom Tode fürs Vaterland, haben ohne Zweifel den witzigen Cyriakus zum Verfaſſer. Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß er in allen Schreibarten Verſuche gemacht habe, und man ſieht es dieſen Fragmenten auch nur allzuſehr an, daß ſie Verſuche, und zwar Verſuche eines jungen Menſchen ſind. Ein Mann, der ſo viel Ueberlegung hatte, wie Sebaldus, würde ſchwerlich, vor Bauern, von der Endlichkeit der Höllenſtrafen eine ausdrückliche Predigt gehalten haben, wenigſtens ſicherlich nicht auf die Art, wie es hier geſchiehet. Er hätte gewiß überlegt, daß er, ehe er über dieſe Materie hätte mit Nutzen predigen können, noch vorher in der groben Vorſtellung, die ſeine Bauern von göttlichen Strafen haben könnten, ſehr viel zu ändern und zu beſſern gehabt haben würde. Er würde ihnen haben zeigen müſſen, daß, durch Gottes weiſe Einrichtung, die natürlichen, ſowohl phyſiſchen als moraliſchen Folgen der Laſter, auf unabſehliche Zeiten hinaus, die Strafen der Laſter ſeyn müſſen; daß auch poſitive Strafen Gottes, ſeiner Güte und Gerechtigkeit angemeſſen, dazu kommen können; daß dieſe, nach geſchehener Beſſerung, aufhören werden, ſo wie durch die Beſſerung auch die Folgen der Sün-

den

den gemildert werden, da sie sonst freylich, an sich, in alle Ewigkeit fortdauern. Hierbey hätte er aber, für einen gemeinen Bauerverstand, viel zu subtil werden müssen; daher er, wie wir von ihm selbst erfahren haben, von dieser Materie seinen Bauern niemals etwas gesagt, sondern ihnen nur Gott, als ein allgerechtes und allgütiges Wesen, das seine Strafen nach weisen Absichten verhängt, und dessen Zweck dabey allemal das wahre Wohl des Menschen ist, vorgestellt hat; ohne sich in die transcendenten Begriffe von Ewigkeit und Endlichkeit einzulassen, die kein Bauer recht genau fassen wird, und die ihm zur Besserung seines Lebens, welche Sebaldus für den einzigen Zweck seiner Predigten hielt, nichts helfen können.

Das Fragment der Predigt vom Tode fürs Vaterland ist gleichfalls gewiß nicht vom Sebaldus, welches schon daraus erhellet, daß man von dem enthusiastischen Feuer, in welchem, nach S. 32 des ersten Theils seiner warhaften Lebensgeschichte, diese Predigt gehalten worden, in diesem Fragmente nicht das geringste findet; so daß, wenn die Predigt so kahl und kalt gewesen wäre, als dieses Fragment, schwerlich nur ein einziger Bauer-

kerl

kerl dadurch würde bewogen worden seyn, Kriegsdienste zu nehmen. Es scheint, Magister Cyriakus habe hiemit bloß einen Versuch machen wollen, zu zeigen, wie die Predigt, um welcher willen sein Oheim, Sebaldus, abgesetzt worden war, ausgesehen haben möge. Dieser Versuch aber mißlung, weil Cyriakus nicht Sebaldus ist, obgleich beide Nothanker heißen.

Uebrigens will man freylich den Satz: daß Erasmus Nothanker, Clardus Nothanker, und Cyriakus Nothanker, die Verfasser der sogenannten Nothankerschen Predigten sind, für weiter nichts, als für eine wahrscheinliche Muthmaßung ausgeben. Wem dieß zu wenig dünkt, der bedenke, daß das Resultat der tiefsinnigsten historischen Untersuchungen, oft weiter nichts als eine Muthmaßung sey, und daß, z. B. die wichtige historische Frage: ob die Prinzessin Olga *anno Domini* 946, oder 955, zu Konstantinopel getauft worden, nachdem die größten historischen Kritiker unserer Zeit darüber manche nordische Nacht durchwacht *) haben, den-

*) S. Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der östlichen Europ— den Völker, erster Theil, S. 312.

dennoch auf beiden Theilen leider! nur noch bloß auf Muthmaßungen beruhe, dagegen mit unserer Muthmaßung, noch die unstreitige Wahrheit verbunden ist: daß gedachte Predigten, ihr Verfasser sey auch, wer er wolle, wenigstens gewiß nicht von Sebaldus Nothankern sind.

Man hat übrigens aus sichern Privatnachrichten erfahren, daß hin und wieder einige gelehrte Fabrikanten auf ihren Weberstühlen zu verschiedenen Zeugen die Ketten angedreht haben, wozu der ehrliche Sebaldus Nothanker, und seine Bekannten, den Einschlag geben sollen. Z. B. Sebaldus Nothankers Beicht- Bet- und Kommunionbuch; Sebaldus Nothankers Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; Sebaldus Nothankers Sonn- und Festtagspredigten über alle Evangelien und Episteln; Sebaldus Nothankers schrift- und vernunftmäßige Auslegung der Offenbarung Johannes; des Hrn. D. Stanzius Aufmunterung zur Bewahrung der Rechtgläubigkeit, und Warnung vor falscher Lehre; Kochbuch von 5000 Speisen, nach der Anlage Sr. Excellenz, des Hrn. Grafen von Zimmer, nebst einem Anhange von Fastenspeisen. Rambolds ästhetisches Lehrbuch; Hieronymus Schreiben, Einfälle

fälle und Meinungen; u. s. w. Daher will man das Publikum warnen, sich durch diese und andere dergleichen verfängliche Titel nicht hintergehen zu lassen; denn Hr. Sebaldus Nothanker wird, was er etwa der Welt vorlegen wolle, schon zu seiner Zeit selbst herausgeben, von den übrigen Personen aber möchten wohl keine ächten Schriften zu erwarten seyn.

Zuletzt ist der geneigte Leser zu benachrichtigen, daß ein kurzweiliger Mann darauf gefallen ist, das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker, ohne die geringste Nachrichten davon zu besitzen, aus seinem eigenen Gehirne fortzusetzen, und einen sogenannten zweyten Band unter dem Druckorte Frankfurt u. Leipzig, 1774, drucken zu lassen, welcher zu Hamburg in der Zeitungshalle der Frau Wittwe Tramburginn, im Boodtschrangen, nebst andern Zeitungsblättern, öffentlich zu verkaufen ist. Der geneigte Leser kann freylich, in dem unächten zweyten Bande, den wahren fernern Verlauf der Geschichte des Hrn. Mag. Sebaldus Nothanker nicht finden, weil der ungenannte Verfasser selbst nichts davon wußte; aber wem daran gelegen ist, kann allenfalls daraus ersehen, was für eine Vorstellung vom Sebaldus Noth-

Nothanker, in dem Kopfe eines ſolchen Menſchen, wie der ungenannte Verfaſſer iſt, exiſtiren mag.

Die nächſte Fortſetzung kann Sebaldus noch einen andern Nutzen haben. In dieſen zweyten Bande wird man, der Wahrheit gemäß, ſehr viele Meinungen und nur ſehr wenig Handlungen antreffen, weil der ehrliche Sebaldus wirklich meiſtens nur gedacht, aber nicht gehandelt hat. Sollte es nun Leſer geben, welche wünſchten, daß man ihnen lieber Handlungen, als Meinungen, erzählte, ſo könnten ſie verſuchen, ob ſie vielleicht bey dem nächſten zweyten Bande ihre Rechnung finden möchten, in welchem alles voll Bewegung und Handlungen iſt, und zwar voll ganz ungemein merkwürdiger Handlungen. Z. B. „Wie Sebaldus, „nachdem ihm die Räuber auf dem Poſtwagen ein „Loch in den Kopf geſchlagen hatten, ein Glas „Kirſchbrandwein trinkt, welches alle Grillen vertreib. — Wie Tuſſelius ſeines Schulmeiſters Frau „verführt, welcher ihn dafür durchs ganze Dorf „peitſcht. — Wie ſich eine alte Jungfer Sibylle, „in Sebaldus verliebt, und ihn des Nachts in ſeinem Bette beſucht. — Wie Säugling mit Marianen heimliche Zuſammenkünfte hält, wobey die „Ver-

.Vertraulichkeit so hoch steigt, daß sie sich so laut .küssen, daß man es in einer ziemlichen Entfer- 'nung höret. — Wie Hieronymus den D. Stau- .zius auf einem Wagen, in einen Kasten sitzt, wor- .inn Schweine und Gänse gewesen, neben Stau- .zius sehr andächtig singt: So fahre fort und .schone dort; — nebst nicht wenig Hochzeiten und andern possierlichen Begebenheiten, woraus abzuneh- men ist, daß der Verfasser, der solche schnakische Dinge hat erdenken können, ein pudelnärrisches Menschengesicht seyn müsse.

Druckfehler.

S. 7. Z. 9. glänzende, lies, geschminkte.

S. 9. Z. 16. die Höllenstrafen, l. die Ewigkeit der Höllenstrafen.

S. 10. Z. 8. von unten: leibliche, l. liebliche.

S. 17. Z. 1. glänzendes, l. geschminktes

S. 25. Z. 7. halb vier, l. drey.

S. 72. Z. 5. von unten: sondern vielmehr, l. sondern, daß man vielmehr.

S. 116. Z. 2. von unten: Kamern l. Kamern

Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magiſter
Sebaldus Nothanker.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dritter und letzter Band.

Mit Kupferſtichen, von Dan. Chodowiecki gezeichnet und geſtochen.

Mit Königl. Preuß. Churfürſtl. Braunſchw. Churſächſ. gnädigſten Privilegien.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1776.

Siebentes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Das Schiff, worauf ſich Schaldus befand, ſegelte eine Zeitlang mit gutem Winde, und näherte ſich ſchon der holländiſchen Küſte, als plötzlich im Oſten ein Sturm aufſtieg, der das Schiff, Vlie und Texel vorbey ſchleuderte, und es an die Nordholländiſche Küſte warf, wo es, da der Wind in Nord-Weſt lief, ohnweit Egmont ſcheiterte. Der Schiffer und die vornehmſten Perſonen wollten ſich in einem Boote retten, aber es ſprangen zu viel Perſonen hinein, und das Boot ſank, in dem Augenblicke, da die darinn befindlichen Unglücklichen, das auf dem Sande feſtſitzende Schiff von den Wellen zerſchmettern ſahen.

Jeder arbeitete gegen die ungeſtümen Meere, ſo lange noch einige Kraft da war, aber die muſten ermatteten, und giengen zu Grunde. Sebaldus war unter den wenigen, die von den Wellen ſelbſt ans flache ſandigte Ufer geworfen wurden. Er kroch mit äuſſerſter Mühe den Strand hinan, denn die beynahe völlig erſchöpften Kräfte, der heftige Regen und Wind, die ausgeſtandene Mühſeligkeiten, die Menge verſchlucktes Seewaſſers machten ihn todkrank. Ohnweit von ihm, ward der Körper des Schiffers ans Land geworfen. Der halbtodte Sebaldus ſtrengte alle Kräfte an, um ſeinem Wohlthäter zu helfen, umſonſt, er lag, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben. Dieſer neue Kummer, überwältigte die geringen Lebenskräfte des kaum mehr Athemſchöpfenden Sebaldus. Er fiel in Ohnmacht, worinn er eine geraume Zeit lag. Als er ein klein wenig zu ſich ſelbſt kam, ſahe er, in dem ſchrecklichſten Wetter, da ſich nur das äuſſerſte Wüten des Sturms gelegt hatte, einige Strandbewohner die Ueberbleibſel der Ladung des zertrümmerten Schiffs aufs eilfertigſte plündern, ehe ſie der Schout in Egmont etwan ertappen könnte. Um ihn aber bekümmerte man ſich ſo wenig, als um die übrigen todten Körper. So lag der hülfloſe Mann den Reſt des Tages,

von

von der ganzen Natur verlaſſen, treflos, das Leben, deſſen er ſchon vorher ſatt war, nicht weiter wünſchend, fiel endlich, aus gänzlicher Ermattung, in ein taubes Hinbrüten zwiſchen Schlummer und Ohnmacht, ſein letztes Bewußtſeyn, der Wahn, daß ſein Hinſinken des Todes Anfang ſey.

Er erwachte wieder, mit Tagesanbruch, bloß nur vermögend, zu empfinden, den erwärmenden Strahl der Sonne, und die Ruhe des beſänftigten Meeres, aber ohne Kraft ſich zu bewegen, ohne Anſchein von Hülfe, in der todten Stille der Gegend, die Hoffnung des nahen Todes, ſein einziger Wunſch.

So fand ihn nach einigen Stunden, ein gutherziger nordholländiſcher Fiſcher, der weil er einige Zeichen des Lebens an ihm ſpürte, und aus ſeiner ſchwarzen Kleidung ſchloß, daß er ein Geiſtlicher ſey, ihn weiter den Strand hinauf ſchleppte, ſo gut er konnte erquickte, und endlich Mittel fand, ihn bis in ſeine Hütte zu bringen. Der gutherzige Nordholländer pflegte ihn daſelbſt, wie es ſeine eigene Armuth erlaubte, ſo daß der Kranke bald wieder an Kräften zunahm.

Beide konnten nur mit vieler Mühe einander verſtehen, durch Hülfe des Plattdeutſchen, das Sebaldus in Holſtein gelernet hatte. Sebaldus verſtelte

heelte die Verlegenheit nicht, in der er sich befand, da er von allem Nothwendigen entblößt, die weite Reise nach Ostindien unternehmen sollte, die in seinem Elende noch seine einzige Hofnung war. Da der Fischer vernahm, daß Sebaldus lutherisch sey, schlug er ihm vor, er wolle ihn zu einem lutherischen Prediger nach Aikner bringen, der ihm zu fernerem Fortkommen behülflich seyn werde.

Weg! rief Sebaldus, dessen Gemüth durch mannigfaltiges Unglück verbittert war, weg mit den Geistlichen, sie sind an allem meinem Unglücke schuld! wehe mir! wenn ich mich wieder an sie wenden sollte!

Aber dieser, sagte der Fischer, ist ein frommer, wohlthätiger Mann.

Wohlthätig? rief Sebaldus voll Unwillen, ich kenne sie! Sind sie nicht kalt und hartherzig, so thun sie nur denen gutes, die mit ihnen im gleichen engen Zirkel ihrer Lehrmeinungen herumgehen, außer denselben, bestreiten sie, verdammen sie, lassen Hungers sterben, so sehr sie vermögen.

Dieser ist aber doch ein recht guter Mann, versetzte der Fischer. Der vorige Prediger, hat immer mit der Ehrw. Classis viel Streit gehabt, dieser aber verträgt sich mit den Reformirten und mit den Mennonisten, so wie mit seinen eignen Glaubensbrüdern.

Er

Er iſt verträglich? rief Sebaldus. Wohl! ſo laßt uns zu ihm gehen. — Doch lieber Mann, ſagte er, ſeufzend, indem ſie fortgiengen, wißt ihr nicht einen gutherzigen Krämer oder Bauern, zu dem würde ich beynahe mehr Zutrauen haben. Der Fiſcher wuſte ſonſt niemand, und ſie giengen nach Alkmar.

Als ſie in des Predigers Haus traten und ihn zu ſprechen verlangten, rief ihnen die Magd entgegen: ‚Ihr werdet ihn jetzt nicht ſprechen können, denn er ‚iſt eben von dem Leichenbegängniſſe ſeines einzigen ‚Sohnes zurückgekommen, und noch ganz in Traurig‚keit verſunken.‘ Doch als ſie die Fremdlinge anmeldete, wurden ſie vorgelaſſen.

Der Fiſcher ſagte ihm kurz: Er bringe ihm einen auf der See verunglückten lutheriſchen Prediger aus Deutſchland, der, weil er ſonſt keine Hülfe finden können, habe nach Oſtindien gehen wollen.

Der Prediger fragte den Sebaldus lateiniſch: ‚Was ihn bewogen habe, ſein Vaterland zu verlaſ‚ſen?‘

‚Unglück und Mangel‘ antwortete Sebaldus, — ſich nicht getrauend, gegen den Prediger eine nähere Veranlaſſung anzugeben. —

‚Aber Unglück und Mangel, läßt ſich beſſer in ‚der Nähe abhelfen, ohne daß man die Seinigen ‚verlaſſe.‘

‚Ach! mir iſt niemand übrig, der mich vermiſſen ‚könnte, niemand iſt (die Thränen floſſen ihm von ‚den abgehärmten Wangen,) in dieſem ganzen Welt‚theile, den ich den Meinigen nennen könnte.‘

‚Du biſt alſo nicht verheurathet, Freund, haſt ‚keine Kinder?‘ — Er ſah den Sebaldus ſtarr an und ſeufzete. —

‚Ach meine Frau iſt längſt unter Kummer und ‚Unglück erlegen. Kinder? Ach ja, leider! ich habe ‚Kinder. Eine Tochter, die meiner ganz unwürdig iſt, ‚einen Sohn, der in der Welt herumirret, ſeinen ‚Vater längſt vergeſſen hat, — oder vielleicht auch, —, ſetzte er verzweifelnd hinzu, — ‚nicht mehr herum‚irret, denn ſeit zwey Jahren, habe ich keine Nach‚richt von ihm.‘

‚Und du nenneſt dich unglücklich, Freund! da du ‚Kinder haſt? Siehe mich an!‘ Er bedeckte ſein Angeſicht mit der Rechten, — ‚Mein einziger Sohn ‚iſt tod! die Stütze meines Alters iſt dahin! — wollte ‚Gott! er irrte noch in der Welt herum. — Ich ‚wollte ſein warten, Jahre lang ſein warten! Hätte ‚er Fehler begangen? welches göttliche Vergnü‚gen,

‚gen, ihn zu beſſern, ihm in meinen väterlichen Ar‚men zu vergeben! Du haſt Unrecht, Freund. Dein ‚Sohn wird von ſeinen Wanderungen zurückkehren, ‚deine Tochter wird den Irrweg verlaſſen, ins väter‚liche Haus, zur Tugend, zurückkehren wollen, — ‚und das väterliche Haus iſt leer! Ihr Vater iſt von ‚ihnen geflohen! — Ach, Freund! Sie ſind un‚glücklicher, als du!

Für mich iſt kein Haus mehr da!‘ — Er ſahe den Prediger mit ſtarrer Verzweiflung an. — ‚Nicht ‚einmahl ein Obdach in dieſem ganzen Welttheile!‘ Sein Haupt ſenkte ſich, und er legte ſeine gefalteten Hände auf ſeine Knie. —

‚Und wer hat es dir genommen?‘ ſagte der Prediger mit einem Tone voll holländiſcher Kälte, die Sebaldus für Gleichgültigkeit nahm.

‚Prieſter haben mich verfolgt‘ verſetzte Sebaldus, auffahrend, — ‚weil ich Wahrheit bekannte.‘ — Er ſtand hitzig auf. — ‚Haben mich von Lande zu ‚Lande gejagt, wollen mich nicht einen Biſſen Brod ‚eſſen laſſen.‘

‚Und Freund! du biſt gewürdigt worden, um der ‚Wahrheit willen zu leiden, und nennſt dich un‚glücklich? Weiſt du nicht, welcher Lohn deiner dort ‚wartet? — Wer waren die Feinde die dich verfolg‚ten?‘

‚ten? Vermuthlich herrschsüchtige Prälaten, blut‚gierige Mönche, die Gott einen Dienst zu thun ‚glauben, wenn sie die Ketzer vom Erdboden vertil‚gen. Unsere reformirten Brüder in Deutsch‚land denken wohl zu gut, als daß sie, wie hier zu ‚Lande noch zuweilen geschiehet, ihre protestantischen ‚Brüder verfolgen sollten.‘

‚Ja hat sich wohl! Reformirten? Lutheraner wa‚ren es, der Reformation Erstgebohrne, die auch nur ‚allein die reine Lehre zuvor geerbt zu haben glau‚ben —

Und nun, weil der gute Mann mit dem Anblicke der niederdrückenden Last seiner Unglücksfälle, seine gewöhnliche Sanftmuth, und mit der Hofnung eines bessern Zustandes, auch seine Besonnenheit verlohren hatte, kam seine ganze Geschichte, und alle seine heterodoxen Meinungen an den Tag.

Der Prediger, voll Erstaunen, saß einige Minuten stille, schlug die Hände zusammen und rief:

‚Wie? Keine Genugthuung, keine Erbsünde, ‚keine ewigen Strafen? Freund, du behauptest ver‚derbliche Irrthümer, die mit dem einzigen Wege zur ‚Seligkeit nicht bestehen können!.

Sebaldus hob ungeduldig die Augen empor und redete den Fischer in gebrochenem Holländischen an:

‚Kennt

„Kennt ihr keinen Handwerker oder Taglöhner, der „noch nichts vom einzigen Wege zur Seligkeit gehört „hat, der wird vielleicht noch einen Bissen Brod mit „mir theilen. Ich sagt' euchs gleich, daß wir hier „nichts ausrichten würden.„ —

Damit wandte er sich zornig um, und wollte zur Thür hinausgehen.

Der Prediger sprang auf, drehte den Sebaldus mit beiden Händen herum, hielt ihn fest, schaute ihm gerade ins Gesicht und rief: „Mensch warum „verabscheust du einen Menschen, der den Weg zur „Seligkeit für einzig hält? Warum hassest du ihn, „ehe du ihn kennest?„

Sebaldus, bey dem der schnelle Zorn allemahl der Uebergang zur Selbsterkenntniß war, antwortete mit sehr gemäßigter Stimme:

„Ich hasse niemand, aber, Gott weiß es, diese „Priester, welche ausschließende Seligkeit an Lehrformen binden, haben mich gezwungen, sie zu verabscheuen, weil sie jeden hassen und verfolgen, der, „so wie ich, glaubt, daß Leben und nicht Lehre, hier „rechtschaffen und dort selig mache.„

„Und, wenn du,„ erwiederte der Prediger, indem er die Hände sinken ließ, und seine Rechte auf Sebaldus Schulter legte, —, „glaubst, daß man bey je-

„der

‚der Lehrmeinung rechtschaffen seyn kann, warum ‚willst du, daß man es allein bey der orthodoxen lutheri‚schen Lehre nicht seyn könne, die von frommen Leuten ‚in Form gebracht worden, die die Kirche ange‚nommen und die Obrigkeit bestätigt hat?.

‚Guter Alter!. versetzte Sebaldus, etwas stammelnd, ‚wenn du so viel Ungemach von herrschenden ‚Rechtgläubigen erlitten hättest, als ich, so würdest ‚du die Frage nicht thun. Sie verdammen den, der ‚anders denkt als sie, in alle Ewigkeit, und hier ‚auf Erden, hassen sie ihn als einen Verdammten, und ‚vertreiben ihn, so weit sie ihn erreichen können..

‚Und das thun alle? Kennst du sie alle? Freylich, ‚mein Freund! wer herrschen will, wird verfolgen. ‚Auch ich lebe unter einer herrschenden Kirche, die ‚verfolgt, so weit es die Obrigkeit zuläßet. Aber da‚zu treibt nicht Lehre, sondern Herrschsucht und ‚Rechthaberey. Du hast Ungemach erlitten, von ‚heftigen und herrschsüchtigen Männern, die orthodox ‚waren. Freund! Hast du noch keinen Heterodoxen ‚gesehen, der auch herrschsüchtig war? — Denn hät‚test du weniger Erfahrung als ich. Ich habe schon ‚oft mit dem ersten Keime der Heterodoxie, auch ‚Eigendünkel und Rechthaberey aufsprießen sehen..

Sebal-

Sebaldus, beſchämt, vermeinte: ‚die böſe Lehre ‚von der ewigen Verdammniß, mache doch die Ge‚müther ſo ſehr geneigt, denjenigen, den man ſchon ‚als einen künftig ewig Verdammten anſiehet, auch ‚ſchon hier zu verabſcheuen,.

‚Mein Freund!, rief der Prediger: ‚die verdrechti‚ſchen Rechtgläubigen dieſes Landes, haben nebſt der ‚Ewigkeit der Höllenſtrafen noch die unbedingte ‚Prädeſtination. Und dennoch, iſt in Alkmar ſo ‚mancher brave Kalviniſt, der mich nicht für präde‚ſtinirt hält, und mich doch herzlich liebet. Ich bin ‚lange in Amſterdam geweſen, wo hundert Sekten ‚ſich ihrem Lehrſyſteme nach verdammen, und fried‚lich neben einander leben.,

‚Ich bin,, fiel ihm Sebaldus haſtig ins Wort, ‚in ‚Berlin geweſen', wo auch Religionsverwandten aller ‚Art friedlich miteinander umgehen, und ich habe dort ‚nicht einmahl vom Verdammen etwas gehört,— ‚ausgenommen etwann einmahl.

‚Ey, rief der Prediger, wenn du es auch nur ein‚mahl gehört haſt, ſo wird es doch wohl, auch dort, ‚mehrmahl geſchehen. Höre meine Meinung: Nach ‚meinem Lehrſyſteme, daß ich Jahre lang durchge‚dacht habe, biſt du — ich kann es nicht bergen — ‚in Irrthümern, die deiner künftigen Seligkeit hin‚derlich

‚derlich sind, wenn Gottes Gnade nicht viel weiter ‚gehet, als die Einsichten die ich aus seinem Worte ‚schöpfen kann. Dieß getraue ich mir aber, nicht zu ‚bestimmen. Sey also Gotte und deinem Gewissen ‚überlassen. Und nun? Warum sollte ich dich nicht ‚lieben, wenn du sonst Liebe verdienst? Ich sagte ‚vorher, wenn mein Sohn, dessen Tod ich beweine, ‚bloß verirrt wäre, und endlich wieder zu mir käme, ‚würde ich ihm vergeben, und ihn zu bessern suchen. ‚So denke ich auch gegen jeden verirrten Glaubens‚bruder, so gewiß denke ich so, als ich wünsche, daß ‚jeder Glaubensbruder, wenn ich mich verirre, ge‚gen mich so denke. Auch dich, Freund! sehe ich als ‚meinen Bruder an! Nicht dieser ganze Welttheil ‚hat dich verstossen, hier ist noch ein Ort, und er ist ‚hoffentlich nicht der einzige, wo Einfalt der Sitten, ‚Eintracht und Gastfreundschaft herrschen. Bleib ‚bey mir, mein Bruder! Mein Haus ist das del‚nige, und meinen Bissen theile ich mit dir, so lange ‚ich selbst noch einen Bissen habe.‘

Hiemit schloß er ihn in seine Arme, und Sebaldus, seiner Uebereilung halber beschämt, vor freudigem Erstaunen stumm, konnte nur durch Thränen antworten.

Der Prediger hielt redlich, was er versprochen hatte. Er nahm den Sebaldus in sein Haus auf, er ver‚sahe

ſahe ihn mit den nothwendigſten Erforderniſſen. Sie hatten den freundſchaftlichſten Umgang. Freylich konnte es nicht fehlen, daß nicht beide, ſehr bald, über Erbſünde, Wiedergeburt und Genugthuung zu diſputiren anfiengen, aber dieſes machte in den menſchenfreundlichen Geſinnungen des Predigers keine Aenderung, ſelbſt alsdenn noch nicht, da Sebaldus zuweilen Argumente vorbrachte, bey denen der gute Prediger einige Minuten ſtill ſchweigen, und ſich erſt auf Gegenargumente beſinnen mußte.

Auf dieſe Art giengen einige Wochen vorbey, bis ein Kaufmann aus Rotterdam, der eine Parthey Güter auf dem geſtrandeten Schiffe gehabt hatte, deshalb nach Egmont reiſete, und ſich bey dieſer Gelegenheit einige Tage in Alkmar aufhielt, wo er den lutheriſchen Prediger, ſeinen alten Bekannten, beſuchte. Er ſahe daſelbſt den Sebaldus, und nach einiger nähern Erkundigung, trug er demſelben die Erziehung ſeines zweyten Sohnes unter vortheilhaften Bedingungen an. Sebaldus beurlaubte ſich alſo bey ſeinem Wohlthäter, und reiſete mit dem Kaufmanne nach Rotterdam.

Zweyter Abschnitt.

Der Kaufmann hatte bereits in seinem Hause einen Hofmeister, der zu Erziehung seiner beiden Söhne gar wohl hätte hinlänglich seyn können. Allein er hatte eine lutherische Frau, und in den Ehepakten war versehen; daß das erste Kind reformirt und das zweyte lutherisch erzogen werden sollte. Seine Frau, eine gutmüthige Matrone, mit der er in allen Dingen, auch selbst in Absicht der zwischen ihnen verschiedenen Konfession, in größter Eintracht lebte, würde mit dem Einen Hofmeister für ihre beiden Söhne, ob er gleich reformirt war, sehr wohl zufrieden gewesen seyn; wenn nicht Domine Terbreidlen, ihr lutherischer Gewissensrath, ihr die Nichterfüllung dieses Theils der Ehepakten, so oft zu einer Gewissenssache gemacht, und über diese Beeinträchtigung der reinen Lehre, bey ihren Mitlutherischen Vettern und Muhmen, so oft bittere Klagen geführt hätte; daß Frau Elsabe endlich anfangen mußte, ihrem Manne über diese Sache in den Ohren zu liegen. Dieser würde auch zu Bevestigung des Hausfriedens, so wie des Kirchenfriedens, schon längst ihrem Verlangen ein Genüge gethan haben. Bloß

der

der Mangel eines dazu fähigen lutherischen Kandidaten, war bisher daran hinderlich gewesen.

Es ward also der zweyte Sohn des Kaufmanns dem Sebaldus übergeben, zu nicht geringem Misvergnügen des reformirten Hofmeisters, Meester Puistma, der den Knaben schon als sein Eigenthum betrachtet hatte, und es als ein Mistrauen gegen einen so gelehrten Mann, auslegte, daß man einen Knaben, dessen Erziehung er schon angefangen hatte, einem andern anvertrauen wollte. Wahr ist es, daß er zu Erziehung der Jugend, ganz besondere Talente hatte. Er war nicht umsonst fünf Jahre in Gröningen und in Utrecht gewesen, sondern hatte daselbst alle Worte der berühmtesten Hochlehrer nachgeschrieben und den reichsten Schatz holländischer Schulgelehrsamkeit und holländischer Rechtgläubigkeit gesammlet. Er hatte alle Spitzfindigkeiten der Voetischen und Coccejanischen Theologie durchkrochen. Er wuste so genau, in wie mancherley Sinne alle mögliche Theologanten in den sieben vereinigten Provinzen, die Haushaltungen des göttlichen Gnadenbundes geordnet und verstanden hatten, daß er noch eine neue Haushaltung hätte erdenken können. Er konnte auf ein Haar bestimmen, ob Christus im alten Testamente nur ein Bürge und fidejussor für das

menſchliche Geſchlecht geweſen, oder noch etwas anders. Dabey hatte Meeſter Puiſtma einen beſondern Fleiß auf die geſegnete Lehre von der Prädeſtination gewendet, und konnte, trotz einem von Miltons philoſophiſchen Teufeln, über Vorherbeſtimmung und freyen Willen diſputiren *). Ja was noch mehr, da nach Miltons Berichte, ſelbſt die Teufel, ſich aus dem Diſpute über dieſe Materien nicht herausfinden können, ſo ſchien dieſer holländiſche Theologant, eine höhere Scharfſinnigkeit zu beſitzen, denn er wuſte ſo genau zuſammengekettete Schlußfolgen, um den partikularſten Partikularismus zu behaupten, daß er ſich ſelbſt der Verdammniß würde übergeben haben, wenn ihm hätte bewieſen werden können, daß er nicht prädeſtinirt wäre.

Dieſe theologantiſche Weisheit, hatte Puiſtma denn auch unverzüglich bey ſeinen beiden Zöglingen an den Mann gebracht, und ſie bereits ziemlich tief in die Haushaltungen hineingeführt. Zugleich, da er ſich erinnerte, daß dieſe Knaben einſt Bürger eines Freyſtaates werden ſollten, war er bemüht, ihnen

*) Others apart ſat on a hill retir'd
In thoughts more elevate and reaſon'd high
Of Providence, foreknowledge, will, and fate,
Fixt fate, free will, foreknowledge abſolute,
And found no end, in wandring mazes loſt.
Miltons Paradiſe loſt. B. II. v. 557.

ihnen die nützlichsten Stücke der vaterländischen Geschichte zu erklären. Dahin gehörte besonders die Geschichte des Synods zu Dordrecht, mit seinen politischen und theologischen Veranlaßungen, und wie wohl man gethan, die Remonstranten lieber nicht zu hören, damit man sie desto gemächlicher verdammen konnte, deßgleichen die Vorfälle mit der sogenannten Loevesteinschen Parthie, nebst der löblichen Hinrichtung des unruhigen Oldenbarneveld u. s. w. Da er aber einst wahrnahm, daß die Knaben, als er pathetischer Weise beklagte, daß das Schloß Loevestein nicht jetzt noch zum Gefängnisse für die widerspenstigen: Unrechtsinnigen gebraucht würde, indessen unter dem Tische mit Keulchen und papiernen Vögeln spielten; so ward er dadurch nicht wenig entrüstet, und erklärte sich, nach dem Beyspiele erfahrner Pädagogen, welche unartigen Knaben die Leckerbissen versagen, ihnen das köstliche Fest dieser Erzählungen so lange zu entziehen, bis sie hungriger darnach würden.

Daher bestand zu der Zeit, als Sebaldus ins Haus kam, der Unterricht der beiden Knaben, bloß darinn, daß sie täglich aus dem Heidelbergischen Katechismus, ein Pensum der Abtheilung von des Menschen Elende, auswendig lernen und hersagen,

dabey täglich ein Kapitel aus Beza lateinischer Uebersetzung des Neuen Testaments exponiren mußten, und von einem besondern Lehrmeister in den fünf Specien der Rechenkunst unterrichtet wurden, weil, wie leicht zu erachten, ein so gelehrter Mann, wie Meester Puistma, sich mit so gemeinen Dingen nicht abgeben konnte.

Sebaldus aber brauchte bey seinem Zöglinge, eine etwas veränderte Lehrart. Er lehrte ihn nebst dem Katechismus, der lateinischen Sprache und dem Schönschreiben, noch die Geschichte, Erdbeschreibung und die hochdeutsche Sprache. Diese Lehrart gefiel den Eltern, obgleich der gelehrte Puistma über diese unnütze Dinge seine Verachtung bezeugte. Als aber Sebaldus sich freywillig erbot, beide Knaben das Rechnen und die Musik zu lehren, fieng Meester Puistma darüber Feuer, lief zu dem reformirten Domene Dwanghuysen, und klagte, daß man den ältesten Knaben lutherisch zu machen suchte, weil ihm der lutherische Informator Stunden geben sollte. Domine Dwanghuysen war mit dieser Neuerung freylich nicht recht zufrieden, weil aber der Kaufmann gedeputeerde Ouderling, oder Kirchenvorsteher war, so wollte er ihn in etwas schonen, und sprach noch vorjetzt den eifrigen Puistma zufrieden.

Noch

Noch ſchlimmer aber ward es, als Sebaldus anfieng, ſeinen Zögling im Griechiſchen zu unterweiſen, und der Kaufmann, ſeinem älteſten Sohne, aus dem er einen gelehrten Mann machen wollte, befahl, daß er dieſen Lehrſtunden beywohnen ſollte. Sebaldus ließ darinn Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates leſen und überſetzen, und erklärte auch zuweilen einige Stellen aus Antonins Betrachtungen. Er nahm hierbey Gelegenheit, den Knaben, gute moraliſche Grundſätze einzuprägen, und dieſe Grundſätze, ihnen ſelbſt durch Erklärung dieſer vortreflichen Bücher anſchauend zu machen. Hierüber ſetzte Puiſtma den Sebaldus in Gegenwart beider Eltern, aufs heftigſte zur Rede. Er ſagte ſonder Scheu, wenn Sebaldus ein rechter Chriſt wäre, ſo würde er den Kindern nichts als die gewyde Bladeren *) und andere chriſtliche Bücher vorlegen, ihnen aber nicht ſolche ungeweihte blinde Heiden, wie Sokrates und Antonin, zu Beyſpielen vorſtellen, deren Tugend ſchon der heilige Auguſtin als blendende Laſter verdammt habe. Sebaldus vertheidigte ſich, aber was konnte vernünftige Vertheidigung bey einem Manne, wie Puiſtma, helfen. Der ſchrie, ohne Gründe anzuhören, und ließ

*) (Geweihte Blätter) d. h. die Bibel.

voller Wuth, abermahls zu Domine Dwanghuyſen, ihm dieſe neue Ketzerey zu berichten.

Menſchliche Tugenden, beſonders die Tugenden der Heiden, waren zu der Zeit in Rotterdam eben nicht im beſten Ruſe. Zwar hatte damahls Domine Hofſtede, noch nicht, die Laſter der berühmten Heiden angezeigt, zum Beweiſe, wie unbedachtſam man dieſelben ſelig geprieſen *). Es iſt aber auch leicht zu erachten, daß die unſinnige Behauptung: die größten Männer des Alterthums wären, ohne Ausnahme, laſterhaft geweſen, nicht auf einmahl in eines Menſchen Gehirn kommen kann, ohne daß vorbereitende Thorheiten anderer Leute vorhergegangen wären. Wirklich war ſchon ſeit geraumer Zeit in Friesland und durch das ganze Südholland, die Meinung gänge und gäbe geweſen, das menſchliche Geſchlecht ſey von Natur elend, dumm und zum Guten unfähig. Wenn irgend jemand auf einige Art das Gegentheil behaupten, beſonders wenn er ſich etwann auf die Tugenden der Heiden berufen wollte, war es ſehr gewöhnlich, von Arminianiſcher Anſteckung, Pelagianiſchem Sauerteige, und Socinianiſchem Gifte zu reden, auch wohl

zu

*) Dieſes Buch iſt ins deutſche überſetzt. Leipzig 1754. 8.

zu ſchreiben. Domine Dwanghuyſen war nicht der geringſte unter den rechtſinnigen Verdammern der Heiden; alſo iſt leicht zu begreifen, daß Meeſter Puiſtma's Klage, ihn in nicht geringe Bewegung möge geſetzt haben.

Er gieng auch unverzüglich zum Kaufmanne, und fuhr den Sebaldus, in deſſen Gegenwart, heftig darüber an, daß er der Jugend heidniſche Schriften in die Hände gebe, um ihr darinn Beyſpiele der heidniſchen ſündlichen Tugend, zur Nachahmung vorzuſtellen. Er decidirte, daß weder Xenophon noch Sokrates, noch Antonin prädeſtinirt geweſen, daß ſie wegen ihrer vermeintlichen ſcheinbaren Tugenden kein Gegenſtand der göttlichen Barmherzigkeit hätten ſeyn können, und alſo in dem hölliſchen Schwefelpfuhle ewig braten müſten. Sebaldus unternahm unbedachtſamerweiſe, die großen Männer, wider dieſes harte Verdammungsurtheil zu vertheidigen, machte aber dadurch das Uebel viel ärger, denn Dwanghuyſen ward ſehr heftig ergrimmt, daß Sebaldus gegen ihn, als gegen einen Seelenhirten, ohne Scheu ſolche ſeelenverderbliche Meinungen behaupten wolle, und ſchrie, indem er aus dem Zimmer ſchritt, dem Kaufmanne zu, daß er einen ſolchen heidniſchen Unchriſten nicht ferner einen Augenblick unter ſeinem

Dache dulden ſollte, weil er ſonſt für nichts ſtehen wollte, wenn der ſeinen Hirten liebende Pöbel, ſobald er ein ſolches Anathema Maran Atha *) verſpüre, Unheil anfangen ſollte.

Der Kaufmann, der den Frieden liebte, und wohl wuſte, mit welcher Heftigkeit Domine Dwanghuyſen, das durchzuſetzen pflegte, was er einmahl begehrt hatte, wäre ſehr geneigt geweſen, von Sebaldus zu ſcheiden. Aber ſeine Frau nahm ihren lutheriſchen Sebaldus in Schutz, und wollte ihn eher nicht wegſchaffen, bis ihr lutheriſcher Gewiſſensrath auch ſein Gutachten darüber gegeben hätte.

Dritter Abſchnitt.

Domine Ter Breidelen, ward alſo erſucht, den folgenden Tag in dem Hauſe des Kaufmanns zu erſcheinen, und der eifrige Dwanghuyſen, welcher dieß ſogleich von Meeſter Puiſtma erfuhr, fand ſich, ungebeten, dazu ein.

Die Sitzung ward damit eröfnet, daß ſich Ter Breidelen den ganzen Caſum vortragen ließ, welches Meeſter Puiſtma, mit vieler Redſeligkeit verrichtete. Darauf ſagte der Domine viel triſtige Dinge, ren

*) 1 Cor. XVI. 22.

von der Unnützlichkeit der heidnischen Weisheit, und sprach zugleich das Urtheil der ewigen Verdammniß über Sokrateo und Antonin aus. Sebaldus wolte ihre Tugend und folglich ihre Seligkeit vertheidigen, aber dadurch machte er die Sache noch ärger, und ward selbst verdammt. Domine Dwanghuysen neigte sich darauf freundlichst gegen Domine Ter Breidelen, und zeigte in einer wohlgesetzten Rede, daß, so herzlich er sonst seine lutherischen Brüder liebe, so könne er doch eine so gefährliche Lehre, wie Sebaldus hege, auf keine Weise entschuldigen. Ter Breidelen rief: Sebaldus sey kein Lutheraner, sondern ein Synergist und Pelagianer, der die ächte lutherische Lehre, von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur verschmähe. Dwanghuysen erwiederte; fast sollte man denselben, der Holland so schädlichen Sekte der Arminianer beygethan halten, weil er zu behaupten schiene, die bekehrende Gnade, sey lenis suasio oder eine sanfte Ueberredung, welche Lehre in den Kanonen des Dordrechtschen Synods, Kap. IV. 7. verdammet worden. Ter Breidelen rümpfte ein wenig die Nase, bey Erwähnung des Dordrechtschen Synods. Sebaldus erschrocken, daß er bey Behauptung der unschuldigsten Wahrheiten verdammt

damme ward, und durch vorhergehende Verfolgung furchtsam gemacht, wolte sich entschuldigen, und sich dem angenommenen Lehrbegriffe gemäßer ausdrücken. Dieß verursachte einen weitläuftigen polemischen Wortwechsel, in welchem beide Domine sehr hart aneinander kamen. Denn ob sie gleich sehr einig waren, den Sebaldus zu verdammen, so wurden sie doch, durch seine Vertheidigung, über die Ursach der Verdammung wieder uneinig. Ter Breidelen besorgte nämlich, die Meinung des Sebaldus führe zu der schädlichen Lehre von der Prädestination, Dwanghuysen hingegen vermeinte, sie führe zu weit von dieser heilsamen Lehre ab. Dieß brachte sie in einen langen Disput über den Vorzug der Augspurgischen Confeßion und des Dordrechtischen Synods, wobey sie von Sebaldus Meinungen ganz weg geriethen, und nur endlich, da sie die Mittagsglocke ans Weggehen erinnerte, übereinkamen, daß Sebaldus nach keinem von beiden lehre. Er ward also abermahls unwiderruflich verdammt. Dwanghuysen ermahnte, als sie zur Thür hinausgiengen, seinen Kirchenvorsteher, und Ter Breidelen sein Kirchkind, einen so heillosen Menschen, der mit keinem einzigen Symbolum übereinstimmte, sogleich von sich zu lassen, und Dwanghuysen besonders, erwähnte noch-

nochmals beyläufig, des hirtenliebenden Jan Hagels.

Gutmüthige Layen, welche aufmerksam zuhören, wenn geistliche Herren, über die Orthodoxie und Heterodoxie eines andern streiten, befinden sich ohngefähr in der Lage, als wenn gewöhnliche Menschen, bey der Konsultation gelehrter Aerzte, über den ungewissen Zustand eines Kranken, zugegen sind. Sie trauen dem Patienten, nicht allein, bald alle die fremden Krankheiten zu, deren griechische Namen ihm von beiden Seiten zugeworfen werden, sondern, es fängt sie wohl selbst an, ein Schwindel, Kopfweh oder Gliederreissen anzuwandeln; wenn man die ganze Pathologie so vor ihnen die Musterung passiren läßt.

So gieng es dem Kaufmanne und seiner Frau, die den ganzen Streit voll Betäubung angehört hatten. Sie sahen bald den Sebaldus ganz furchtsam darüber an, daß er, wider alles Vermuthen, sich so gräßliche Lehren behaupte, bald wollten sie ihn, mit dem vielen Guten, das sie sonst an ihm bemerkt hatten, entschuldigen, bald fiengen sie an, für sich, selbst zu fürchten, ob sie wohl in ihrem Christenthume so lau geworden, um die Irrlehren nicht zu fühlen, bald gereute es sie, daß die wohlan-

gefangene

gefangene Erziehung ihrer Kinder, wieder hegen blei-
ben sollte.

So herrschte beym Mittagsmahle ein todtes Still-
schweigen, und einer sahe den andern ängstlich an,
bis Meester Puisima, der, nach so wohlvoll-
brachten Verrichtung, sich Essen und Trinken sehr
gut hatte schmecken lassen, noch zeitiger als sonst,
zu seinem gewöhnlichen Mittagsschläfchen, vom
Tische wegschlich.

Als er weg war, sagte Frau Elsabe, zum Se-
baldus, mit niedergeschlagnen Augen: ‚Aber lieber
‚Meister, warum habt ihr auch meinen Kindern heid-
‚nische Bücher vorgelegt?‘.

‚Weil eure Kinder Griechisch lernen sollten und
‚diese Bücher gut Griechisch geschrieben sind‘.

‚Aber warum habt ihr ihnen so böse gottlose Leute
‚zur Nachahmung vorgestellt?‘.

Urtheilt selbst, versetzte Sebaldus, ob sie böse
und gottlos gewesen? Hier erzählte er ausführlich
die Geschichte des Sokrates, und schilderte den Cha-
rakter des Antonin. Er fragte, ob es nicht vielmehr
gottlos sey, einen Fürsten zu verdammen, der nach
seiner eignen Nachricht, von seinem Großvater ge-
lernet: Leutselig zu seyn und sich nicht zu erzürnen;
von seinem Vater: Bescheiden und männlich zu

wer-

werden; von ſeiner Mutter: Gottesfurcht und Freigebigkeit, und nicht nur nichts Böſes zu thun, ſondern es auch nicht einmahl zu denken *) u. ſ. w.

Der Kaufmann und ſeine Frau hörten aufmerkſam zu. Frau Elſabe geſtand, wenn dieſer Heide ſo geſinnet geweſen, könne es wohl nicht verdammlich ſeyn, ihn zum Beyſpiele darzuſtellen. Ja ſie möchte ſich ſelbſt nicht unterſtehen, einen ſo guten Heiden zu verdammen.

Hiemit ſtimmte der Kaufmann überein. ‚Aber ‚dieß iſt nicht das ſchlimmſte, ſagte er zum Sebal‚dus; denn die Domine wiſſen ohnedem mit dem ‚Verdammen geſchwinder umzuſpringen als unſer ‚einer. Das ſchlimmſte iſt, daß ich Euch wider Wil‚len der Domine nicht im Hauſe behalten kann, weil ‚ſie allen Leuten ſagen werden, daß ihr keine rechte ‚gewiſſe Religion habt.‚

‚Eine rechte gewiſſe Religion? Mein Herr! die ‚habe ich, Gott Lob! denn ich weiß, an wen ich ‚glaube. Aber daß mein Glauben, mit dem, ‚was verſchiedene andere Leute glauben, oder andern ‚Leuten, als Formulare zu glauben vorſchreiben, zu‚weilen

*) S. Antonins Betrachtungen über ſich ſelbſt, 1ſtes Buch im Anfange.

‚wollen nicht übereinstimmt, ist nicht meine Schuld.
‚Der Glauben ist eine Gewissenssache, welche nicht
‚kann geboten werden. Ich laße gern einen jeden
‚glauben, wovon er überzeugt zu seyn meinet, wa-
‚rum wollt ihr mir dieses nicht auch frey lassen?.

‚Ich wohl, versetzte der Kaufmann, aber die Do-
‚mine schwerlich. Die lassen sich nicht gern wider-
‚sprechen. Wenn Ihr einmahl nicht vor rechtsin-
‚nig gehalten werdet, werden sie beständig gegen
‚Euch was einzuwenden haben, und wenn ich Euch
‚in meinem Hause behalte, auch gegen mich..

‚Und wenn ihr nicht recht lutherisch seyd, rief
‚Frau Elsabe, wird's immer heissen, unsern Che-
‚pakten sey kein Genüge geschehen, nach denen mein
‚zweyter Sohn recht lutherisch erzogen werden muß.

‚Lutherisch! rief Sebaldus aus. Sind es denn
‚etwann lutherische Glaubensartikel, worüber gestrit-
‚ten worden, oder wäre nur der geringste Streit ge-
‚wesen wenn euer Meester Puistma nicht einen so
‚unvernünftigen Lärmen gemacht hätte. Ich son-
‚dere mich ja von der lutherischen Kirche noch nicht
‚ab. Und wenn ich es auch thäte. Sind denn die
‚Menschen jeder Konfession, durchaus auch in eine
‚eben so eingeschränkte bürgerliche Gesellschaft einge-
‚schlossen. Muß der, der sich von dieser oder jener

Lehr-

‚Lehrmeinung nicht überzeugen kann, deshalb auch ‚aller bürgerlichen Gemeinschaft entsagen?. Darf ‚man, ohne den genauesten Glauben an theologische ‚Formulare, nicht die alten Sprachen oder die Geo‚graphie lehren? Macht ein Verdacht des Pelagia‚nismus, auch eine astronomische Rechnung unrich‚tig, oder eine Leibrentenberechnung unsicher? Wie ‚weit wird endlich die Einschränkung durch Bekennt‚nißbücher gehen? Fragt man nicht fast schon, wenn ‚man einen Bädiger, Pedell oder Einheizer ‚braucht, ob er auch rechtsinnig sey. Endlich wird ‚man nicht Luft schöpfen, oder einen Tritt ins Land ‚thun dürfen, wenn man nicht erst die symbolischen ‚Bücher unterschreibt!,

‚Nein!. versetzte der Kaufmann, ‚da geht ihr zu ‚weit, mein lieber Meister! Unsere hochmögen‚den und edelmögenden Herren, dulden in den sie‚ben vereinigten Provinzen jedermann, weß Glau‚bens er auch sey. Nur freilich unsere ehrwürdi‚gen Herren, examiniren diejenigen genauer, die sich ‚in den Häusern der Rechtsinnigen aufhalten. ‚Wenn Ihr nicht in meinem Hause wäret, könntet ‚Ihr glauben, was Ihr wolltet — Aber, ich gestehe ‚es Euch, da Euch die Domine anklagen, kann ich

‚euch nicht bey mir behalten, und mit dem hirtenliebens
‚den Jan Hagel mag ich auch nichts zu thun haben.

‚Wahr ists, sagte Frau Elsabe, mit einem Seuf‚zer, Domine Ter Breidelen, würde es mir bey ‚allen Hausbesuchen vorhalten..

‚Ja!, fuhr der Kaufmann fort, ‘,und Domine ‚Dwanghuysen, würde es mir in den kerkelyken ‚Samenkomsten, beständig zu hören geben, daß ich ‚einen Arminianer herbergte.

‚Großer Gott!, rief Sebaldus, die Hände gen Himmel hebend.— ‚Gütigstes Wesen, voll allge‚meiner Liebe, voll allmächtiges Wohlthuns! Wie ‚ists möglich, daß die, die sich deine Diener nennen, ‚selbst beinahe die Sonne, die du über Gerechte und ‚Ungerechte scheinen lässest, denen entziehen wollen, ‚die dir auch dienen, nur nicht nach ihrer Vorschrift, ‚sondern nach eigenem Gewissen! wie ists möglich, ‚daß sie sie aus der Welt stoßen möchten, wenns an‚gienge!—, Er legte seine Stirn in seine linke Hand.

Frau Elsabe sagte, indem sie die Augen trockne‚te: ‚Nicht aus der Welt, lieber Meister! Es wird ‚sich für euch ein anderer Aufenthalt finden..

‚Und ich will,, setzte der Kaufmann hinzu ‚Euch ‚dazu alle mögliche Anleitung geben. Wollt ihr

‚nach

‚nach Alkmaar zurück, oder sonst nach einer andern ‚Stadt? —.

Sebaldus, ohne ihn zu hören, fuhr in seinem Selbstgespräche fort: ‚Was sollte Deine vernünfti‚gen Geschöpfe, zu Verträglichkeit und Liebe mehr ‚vereinigen, als dein Dienst, und was trennt sie ‚mehr, zu bitterm Zanke und Feindschaft! —.

Der Kaufmann nahm ihn bey der Hand, und sagte: ‚Beruhigt Euch. Hört mich. Wollt Ihr ‚zurück nach Alkmaar zu dem guten Pfarrer, oder ‚wollt Ihr wieder nach Deutschland, oder denkt Ihr ‚nach Ostindien zu fahren. Es sey wo es sey. Ich ‚will Euch Rath, Empfehlung, Unterstützung geben.„

Sebaldus sahe ihn an, schlug die Augen wieder nieder, und sagte staunend: ‚Nach Alkmaar? — Ja ‚das war ein guter lieber Mann, — so gut — wie ‚Ihr, mein Herr! — — Aber wer steht mir dafür, ‚daß ein anderer Eiferer, nicht Ihn, so wie Euch ‚nöthiget, mir einen Platz unter seinem Dache zu ‚versagen. — Nach Deutschland? Soll ich da schmerz‚liche Erinnerung, an das was mir lieb war, holen, ‚und vielleicht noch eine neue Art von Verfolgern ‚kennen lernen? — Nein! lieber nach Ostindien, so ‚weit und so gefährlich der Weg auch ist. Vielleicht ‚ist man dort noch verträgsam Wo das Schulge‚

„zänk noch nicht Menschen gegeneinander aufgehetzt „hat, wird wohl die Liebe nicht an Konfessionen ge„bunden seyn. Vielleicht fände sich da eine Gesell„schafft, die, streitige Lehrmeinungen bey Seite se„tzend, nur gemeinsam erkannte Wahrheiten nu„tzen wollte, die, ohne nach Lehrformeln zu fra„gen, sich versammelte, um sich gemeinschaftlich „zum Lobe Gottes zu ermuntern, sich gemein„schaftlich an gemeinnützige Pflichten zu erinnern. „Welches Glück für mich, solche Gesellschafft zu fin„den! Welches Vergnügen, sie zu errichten! Oder „ists nur ein schöner Traum? Mags doch! Dort ist „wenigstens möglich, was in Europa durch Konfes„sionen und Synoden unmöglich gemacht wird..

„Unmöglich? doch wohl nicht ganz;. versetzte der Kaufmann. „Wenn Ihr, lieber Freund, sonst kei„ne Ursachen habt nach Ostindien zu gehen, als „eine solche Gesellschafft zu suchen, so könnt Ihr sie „viel näher, bey uns, finden. —.

„Wie? wo?. fiel ihm Sebaldus hastig ins Wort.

„In den vereinigten Provinzen, und selbst auch hier „in Rotterdam. Sie heissen **Kollegianten**, oder „**Reinsburger**, von einem Dorfe bey Leiden, wo sie „jährlich zweymahl zusammen kommen, um das Abend„mahl zu halten. Man findet sie besonders in Am„sterdam

„ſterdam, wo ſie auch ein Waiſenhaus haben. Ich „habe daſelbſt ihren gottesdienſtlichen Verſamm'lun„gen, auf der Kaiſersgracht, im Oranienapfel, oft „mit inniger Erbauung beygewohnt.„

Der Kaufmann erzehlte nun dem Sebaldus auf Verlangen, kürzlich, die Geſchichte und die Verfaſſung dieſer bisher, in ihrer Art, einzigen Geſellſchafft.

Sie entſtand um 1619 *), als politiſcher Urſachen willen, denen die Religion zum Vorwande dienen mußte, die Remonſtranten ſo ſehr verfolgt wurden, daß man ihnen auch nicht, Gottesdienſt zu halten, verſtatten wolte. Damals verſammelten, um der unbilligen Härte der damaligen Geſetze zu entgehen, vier Brüder, Männer von unſträflichem Wandel, Kollegien oder Zuſammenkünfte, wovon die Geſellſchaft den Namen behalten hat. In der Folge geſelleten ſich zu ihnen, nicht wenig von den friedſamen Taufgeſinnten, doch nicht ſie allein; denn die Kollegianten, laßen zu ihren brüderlichen Verſammlungen alle Chriſten, ohne auf beſondere

*) Wer von dieſer vortreflichen Geſellſchafft umſtändlichere Nachricht verlangt, kann ſie finden, in S. J. Rues Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der Mennoniten oder Taufgeſinnten, wie auch der Kollegianten oder Reinsburger. Jena 1745. 8. S. 241. u. f.

Lehrmeinungen oder Konfessionen, zu sehen; weil sie sagen: daß man in die Stadt Gottes durch verschiedene Thore eingehen könne *). Jeden unbescholtenen Mann, und der keine Meinungen vorträgt, die ausdrücklich der Bibel zuwider sind, lassen sie nicht allein zum gemeinschaftlichen Genusse des Abendmahls, sondern verstatten ihm auch, öffentlich über gemeinnützige Wahrheiten zu reden, wozu sie keine besonders bestellte Lehrer haben. Denn jeder, der Kraft in sich fühlt, nützliche Lehren zu geben, trägt sie, ohne Lehrton, wie ein Freund an Freunde vor, und pflegt, am Ende seiner Rede die Versammlung, bescheiden zu fragen: Ob jemand wider diesen Vortrag etwas einzuwenden habe, oder zur fernern Aufklärung der Wahrheit noch etwas beytragen wolle. Und hierauf fährt fort, wer will, mit gleicher Bescheidenheit seine Gedanken zu eröfnen.

Sebaldus war entzückt über diese Nachricht, und wünschte nichts, als bald ein Glied einer Versammlung zu seyn, die mit seinen Wünschen so vollkommen übereinstimmte. Da er in Rotterdam weder bleiben wollte noch konnte, so bekam er von dem Kaufmanne, nachdem er für seine Hofmeisterschaft

anstän-

*) S. Anm. S. 177.

anſtändig belohnet worden, Empfehlungsſchreiben an einen ihm wohlbekannten Kollegianten in Amſterdam. Sebaldus ſuchte ſogleich ſeine Sachen zuſammen, die ein mäßiges Päckchen ausmachten, fuhr nach Gouda, ſetzte ſich daſelbſt in die Nachtſchuit, und ließ ſich unter den froheſten Erwartungen fortziehen.

Vierter Abſchnitt.

Er kam des Morgens früh um fünf Uhr, vor Amſterdam, an dem Utrechter Thore, an. Gleich bey dem Ausſteigen aus der Schuit, kam ihm ein Deutſcher entgegen, der ihn ſehr dienſtfertig: Herr Landsmann, anredete, und ſich erbot, ihn in eine gute Herberge zu bringen.

Sebaldus verſetzte: ‚Wenn ſie nur nicht zu koſtbar iſt, denn meine Baarſchaft iſt gering. Ich bin ‚ein armer abgeſetzter Prediger..

‚Sie ſollen ſehr billig behandelt, und doch gut bedient werden,. rief der Herr Landsmann, und griff nach Sebaldus Reiſeſack, den er dienſtwillig auf die Schulter nahm.

Sie giengen alſo bey Eröfnung des Thores in die Stadt. Sebaldus konnte nicht umhin, ſeine Freude zu bezeugen, daß er einen Deutſchen gefunden, der

ihn in dieſer großen Stadt zurecht weiſe, zumahl da er der Sprache noch nicht gänzlich kundig ſey.

‚Ach ja, ehrwürdiger Herr, ſagte ſein Begleiter, ‚es iſt mir Ihretwegen ſelbſt lieb, daß ich mich von ‚ohngefehr am Thore befunden. Sie können gar ‚nicht glauben, ehrwürdiger Herr, wie gefährlich es ‚in dieſer Stadt iſt. Inſonderheit giebt es böſe Leute ‚die man Seelenverkäufer nennet, welche die unerfahrnen Fremden, beſonders Deutſche, mit Liſt in ‚ihre Häuſer locken, um ſie nach Oſtindien, in ein unbeſchreibliches Elend, zu verkauffen.‘

Sebaldus erſtaunte, daß es ſo boshafte Menſchen geben könne. Indem ſchrie ſie ein gemeines Weib auf holländiſch heftig an: ‚Sieh den verdammten ‚Seelhund, da hat er wieder eine Seele!‘

‚Kommen Sie geſchwind,‘ raunte ihm ſein Begleiter ins Ohr, ‚dieß iſt eine Kreatur der Seelenverkäufer, welche mit uns Zank anfangen will, damit Sie im Tumulte den Seelenverkäufern in die ‚Hände fallen.‘

Sie verdoppelten alſo ihre Schritte, um dieſem Unglücke zu entgehen, und kamen endlich an das Haus, wo die Herberge ſeyn ſollte. Sie giengen eilig hinein. Die Thür ward hinter ihnen zugeſchloſſen. Wie erſchrack aber Sebaldus, als ihn ſein

Begle-

Begleiter in eine Art von Unterkammer ſtieß, wo ohngefähr dreißig elende Menſchen auf Stroh lagen. Er brach in die heftigſten Vorwürfe gegen ſeinen Begleiter aus, die dieſer, nachdem er ihm einmahl in einem trotzigen Tone ſtillzuſchweigen geboten hatte, durch derbe Schläge mit einem dicken Seile, beantwortete, wovon Sebaldus ganz betäubt auf das Strohlager niederfiel.

Als er ſich ein wenig erholte, ſah er um ſich eine Anzahl elender Schatten-ähnlicher Menſchen, von Hunger, Blöße, Schlägen, Krankheit und Kummer ganz ausgemergelt, von ihrem Strohlager aufkriechen. Neben ihm lag ein Menſch, günſtiges Anſehens, aber vom Fieber ganz abgezehrt, der ihm, auf ſeine laute Klagen mit mattaufgehobner Hand, und ſchwacher Stimme, hochdeutſch zuſprach: „Sey geduldig Freund, denn es wartet dein noch „mehr Elend; das meinige iſt hoffentlich bald zu „Ende.“

Sebaldus fiel wieder in ſchwermüthiges Staunen, aus welchem er ohngefähr nach einer Stunde erweckt wurde, da man ihn holte, um vor dem Seelenverkäufer zu erſcheinen, der nicht längſt aufgeſtanden war.

Sebaldus fand ihn in einem prächtig aufgeputzten und mit Huysums und Mignons Meisterstücken ausgeziertem Seitenzimmer sitzen, das von dem Elende, womit im Keller Menschen gequält wurden, so wenig Spur zeigte, als das Angesicht des hartherzigen Besitzers. Dieser nahm mit zufriedner Geberde sein Frühstück zu sich, und vor ihm lagen Erbauungsbücher, aus denen er eben seine Morgenandacht hergelesen hatte. Denn Bücher dieser Art, sind dem Schurken und dem schwachen ehrlichen Manne gleich behaglich. Dieser zieht Trost im Unglücke, und Bevestigung frommer Entschließungen aus ihnen, jener aber, der tägliche Gottlosigkeit unstrafbar gemacht zu haben glaubt, wenn er sie Morgens und Abends in vorgeschriebenen Gebeten bereuet, der den Mangel innrer Rechtschaffenheit durch äussere Religion ersetzen will, sucht die Unruhe seines Gewissens, in der Ruhe einer selbstgefälligen Andacht zu ersticken.

Dieser Bube, der mit kalter Fühllosigkeit jeden Menschen im Elende konnte schmachten sehen, ließ es dabey an keiner äusserlichen Religionsübung mangeln. Er war in der gangbaren Landestheologie sehr bewandert, und fand sogar durch dieselbe eine Hinterthür, alles Böse, was ihn zu thun gelüstete,

lüstete, mit seiner pflegmatischen Gewissensruhe zu vereinigen, denn er hatte sich überzeugt, alles sey absolut nothwendig, er sey daher prädestinirt die Mossen *) zu schinden, und die Mossen seyen prädestinirt, sich von ihm schinden zu lassen. Deshalb konnte er mit eben der Gleichmüthigkeit einen Mossen in seinen Keller flossen sehen, als der Koch einen Krebs in den siedenden Kessel wirft.

Er fragte den Sebaldus, dessen geistlichen Stand er von seinem Unterhändler erfahren hatte, zuvörderst nach der Geschichte seiner Absetzung, und nach seinen folgenden Begebenheiten, und da er dadurch dessen heterodoxe Meinungen erfuhr, so ließ er sich in einen theologischen Disput ein, dessen Ende war, zu behaupten, daß die dem Sebaldus aufgestoßnen widrigen Begegnisse, eine Folge der göttlichen Strafgerechtigkeit wären, deren unwürdiges Werkzeug er jetzt auch seyn solle. Er führte ihm dabey zu Gemüthe, daß er Gott versuchen würde, wenn er lieber zu den stinkenden Ketzern, den Kollegianten, gehen wollte, als nach Batavia, der orthodoxen Stadt, wohin sich noch nie eine Ketzerey habe wagen dürfen. Er legte also dem Sebaldus einen schon aufgesetzten

*) So pflegt der niederländische Pöbel, die Deutschen, besonders die Niedersachsen und Westphälinger zu nennen.

ten Kontrakt zur Unterschrifft vor. Dieser weigerte sich aber, weil ihm die Art, wie er zu dieser Reise gezwungen werden sollte, eine schreckliche Aussicht gab, und verlangte endlich, nach verschiedenem Hin- und Wiederreden, wenigstens Bedenkzeit, welche ihm endlich auch, bis den morgenden Tag, aber länger nicht, verstattet ward, worauf ihn der Seelenverkäufer entließ, und wieder ruhig auf sein Erbauungsbuch fiel.

Als Sebaldus in den Keller zurück kam, sah er ihn von Stroh aufgeräumt, und seine Unglücksgefährten, theils in stummem Kummer, theils in fühlloser Sorglosigkeit, theils in tobender Verzweiflung. Nur sein vorheriger Nachbar lag in einem Winkel, in großer Schwachheit. Da des Sebaldus geistlicher Stand schon bekannt worden war, so verlangte der Kranke seinen Zuspruch, den ihm Sebaldus, so trostlos er selbst auch war, von ganzem Herzen gewährte. Der Kranke wurde dadurch in etwas erquickt, und konnte nun des Sebaldus Erzehlung und Klagen anhören, dem noch alles, was ihm diesen Morgen begegnet war, als ein Traum vorkam, und der sich besonders noch nicht zu überreden wuste, daß Menschen so tief sinken könnten, ihre Nebenmenschen vorsetzlich ins Elend zu stürzen.

„Was

‚Was bewegt diese Leute zu solcher Ungerechtig‚keit?‘ rief er zuletzt aus, ‚Warum sind wir hier wie ‚Uebelthäter eingeschlossen? Was will man mit uns ‚anfangen? Darf man in diesem Lande der Freyheit ‚den friedsamen Wanderer, unverschuldet ins Ge‚fängniß schleppen? Ist hierwider kein Schutz bey ‚der Obrigkeit zu finden.‘

‚Er würde gewiß zu finden seyn,‘ erwiederte der Kranke mit schwacher Stimme, ‚wenn ihr unsere ‚Noth nur bekannt werden könnte. Aber in den sechs ‚Wochen, die ich in diesem abscheulichen Loche zuge‚bracht habe, merkte ich gnugsam, welche sichere Maas‚regeln unsere Peiniger nehmen, um dieses unmög‚lich zu machen. Von aussen hat diese Einrichtung ‚das Ansehen, als ob der Zweck sey, ganz armen Leu‚ten, die von allen Hülfsmitteln entblößet sind, und ‚freywillig nach Ostindien gehen wollen, bis zur ‚Abfahrt Nahrung und Equippirung zu geben, und ‚sich durch das Handgeld, welches die Ostindische ‚Compagnie giebt, und durch eine Verpfändung des ‚künftigen Soldes, wieder bezahlt zu machen. Es ‚kann seyn, daß die Absicht im Anfange ganz gut ge‚wesen seyn mag, aber jetzt wird sie, durch die List ‚hartherziger Böswichter, oft zu einem Misbrauch, ‚der der Menschheit Schande macht. Wenige geben

‚frey-

‚freywillig, viele werden durch Ränke ins Garn ge‚lockt, durch Peinigungen zur Unterschrifft gezwun‚gen, in Gefängnisse gesperrt, mit der elendesten ‚Kost kaum beym Leben erhalten, und zuletzt oft, ‚von übler Begegnung und Kummer abgemergelt, ‚anstatt aller Erfordernisse, zu einer Seereise von eini‚gen tausend Meilen, kaum mit ein Paar groben ‚Hemden versehen. Und für diese elende Ver‚pflegung werden so große Kosten angesetzt, daß das ‚unglückliche Schlachtopfer, in Ostindien, wohl ‚sechs oder sieben Jahre, nicht für sich, sondern für ‚den Seelhund fahren muß. O! könnte doch die ‚christliche Obrigkeit dieses Landes, solche unmensch‚liche Begegnung allezeit wissen, sie würde gewiß die ‚Gerechtigkeit, die sie sonst immer ausübt, auch hier ‚ausüben. Sie hat wirklich schon in den wenigen ‚Fällen, die zu ihrer Kenntniß gekommen sind, exem‚plarisch gestraft. Könnte die edle Ostindische Kom‚pagnie doch nur erfahren, wie unerhört man oft ‚ihren Namen mißbraucht, sie würde zu ihrem ‚Ruhme und zu ihrem Nutzen, Böswichtern ‚ein schändliches Handwerk dadurch legen, daß sie, ‚auf dem ostindischen Hause, diejenigen, die sich ‚ihrem Dienste widmen wollen, öffentlich und ‚freywillig annehmen, und selbst, unter der Auf‚sicht

‚ſicht redlicher Leute, unterhalten und ausrüſten ‚lieſſe. Aber, bis einſt ein Menſchenfreund, die ‚Stimme der Nothleidenden bis zu den Ohren ‚derer bringt, die dem Elende bis in die geheimſten ‚Winkel nachſpüren, und ihm abhelfen können; — ‚möchten doch dieſe ſchreyenden Ungerechtigkeiten, ‚wenigſtens in Deutſchland bekannt ſeyn, möchte ‚man ſie doch in den Seeſtädten, auf allen Straſſen, ‚in allen Wirthshäuſern, bey allen Zünften bekannt ‚machen, möchte man auf den Kanzeln dafür war‚nen. Denn die Böſewichter ſchicken ihre Unter‚händler nicht nur bis an die Gränze, ſie ſchicken ſie ‚bis Hamburg, Bremen und Stade. Sie ge‚brauchen unzählige Ränke, um den unvorſichtigen ‚Seemann, den einfältigen Handwerker, den treu‚herzigen Bauer in ihre Schlingen zu ziehen. Ich ‚ſelbſt bin von ihnen, aus Bremen, durch die ſüßeſten ‚Vorſpiegelungen, weggelockt und in dieſen elenden ‚Zuſtand gebracht worden, ich habe aber zur Vorſicht ‚das Vertrauen, daß er ſich nun bald endigen wird.‚

Hier ſchwieg der Kranke, aus Entkräftung, und Sebaldus war wieder ſeinen traurigen Gedanken überlaſſen. Er blieb darinn den ganzen übrigen Tag, die Zeit ausgenommen, da eine ſparſame Mahlzeit verzehrt wurde, die zugleich ſo elend war, daß kaum

der

der härteste Hunger den Widerwillen dagegen bezwingen konnte. Abends mußte er sich, unter den übrigen, auf das elende Strohlager legen.

Den andern Morgen ward er wieder vor den Seelenverkäufer gebracht. Dieser suchte ihn nunmehr durch freundliches Zureden und durch starkes Getränk zur Unterschrift zu verleiten. Da Sebaldus sich aber standhaft weigerte, und aus seiner ungerechten Gefangenschaft entlaßen zu werden verlangte, so hieß es endlich, er möchte vierzehn Gulden für Wohnung und Kost des gestrigen Tages zahlen, so könne er frey weggehen. Sebaldus, froh, griff in die Tasche, aber ein angestellter Bube, hatte ihm in der Nacht sein Geld gestohlen. Er ward nunmehr hart angefahren, und ihm nur noch bis auf den Abend Bedenkzeit gegeben, und da er alsdenn noch bey seiner Weigerung blieb, ward er auf den Söller geführt, daselbst an einen Pfosten gebunden, und so lange unbarmherzig gegeisselt, bis die Schmerzen ihn nöthigten, endlich die verlangte Einwilligung zu geben.

Er ward wieder in den Keller zurückgebracht, und konnte die ganze Nacht kein Auge schliessen, theils wegen Schmerzen, theils wegen der Seufzer seines kranken Nachbars, welcher mit dem Tode rang und

gegen

gegen Morgen starb. Sebaldus fiel in die stumpfe Fühllosigkeit, die den tiefsten Jammer erdulden hilft, und erwartete sonder Bewegung, in welches unbekannte Land man ihn schleppen würde, und welchem unbekanntem Elende er noch entgegen sehen sollte.

Indessen verschafte der Tod des einen Unglücklichen, den übrigen unvermuthet einige Erleichterung. Des Seelenverkäufers Geiz machte ihn etwas menschlicher. Er glaubte ein Kapital verlohren zu haben, indem er den Verstorbenen sechs Wochen vergebens genährt hatte. Bey einigen der übergebliebenen äußerten sich Schwachheiten, die die Furcht erweckten, daß ein ansteckendes Fieber unter ihnen einreißen möchte. Er entschloß sich also, sie sämmtlich, nachdem sie mit Wein und starken Getränken etwas erquickt worden, frische Luft schöpfen zu lassen. Vorher wurde jeder, der unterweges nur mucksen würde, mit der schärfsten Strafe bedrohet, und so ließ er sie unter Begleitung von sechs seiner Knechte und Unterhändler, ausgehen.

Sie zogen ganz langsam fort. Mancher ehrlicher Bürgersmann sah ihnen mit Mitleiden nach. Hin und wieder zuckte ein Vornehmerer über sie die Achsel, und rief: 's sind ja nur Mohren!. So zogen Sie durch die schattigen Gänge der Plantage endlich

zum Muider Thore heraus, um auf dem Dyk nach Seeburg reine Luft zu genieſſen.

Sebaldus Geiſt, obgleich von tiefem Elende niedergedrückt, erhob ſich, bey Erblickung der Ausſicht die nirgend ihres gleichen hat: auf dem Y und auf der Süderſee, tauſend Seegel, das ganze Gewühl des arbeitſamen Fleißes, auf der Landſeite, grünende Wieſen und Gärten, die ruhige Schönheit der Natur.

Die Geſelſchaft warf ſich ins Graß, und ruhte eine Stunde lang, erquickt von dem kühlen Wehen der Luft, und dem friſchen Geruche des federweichen Lagers. Sebaldus inſonderheit, an Geiſt und Körper erfriſcht, brach in der Fülle ſeines Herzens, endlich in ein lautes Lob des Allmächtigen aus, der, für ſeine geplagteſten Kreaturen, in den einfältigſten Genuß ſeiner Schöpfung Troſt und Stärkung gelegt hat.

Der Schall ſeines Dankgebets, erweckte die Aufmerkſamkeit zweener ehrwürdigen Geiſtlichen, die in der Gegend gleichfalls ſpazieren giengen. Sie hatten vorher die unglückliche Geſellſchafft nur mit der allgemeinen Theilnehmung betrachtet, welche die Menſchenliebe keinem Elenden verſagt. Itzt traten ſie näher, durch Sebaldus Stimme und Geberden gerührt, ob ſie gleich ſeine Worte nicht verſtehen konnten. Sie

betrach-

betrachteten ihn aufmerksam, besonders schien der älteste von beiden sehr bewegt, hob endlich die Hände empor, that einen Ausruf, und wolte auf den Sebaldus zugehen. Der andere hielt ihn zurück, und man hörte, daß er sagte: ‚Last 's seyn, Ihr würdet 's sonst noch schlimmer machen.‘ Sie kehrten sich darauf um, und sprachen einander ins Ohr.

Sebaldus, in frommer Entzückung, hatte diesen Vorfall nicht einmahl bemerkt, aber seine Gefährten fiengen an, die Köpfe zusammen zu stecken. Dieß war genug für die argwöhnischen Wächter, den ganzen Trupp sogleich aufstehen zu lassen, und ihn nach Hause zu führen. Die beiden Geistlichen, nachdem der Zug sich in etwas entfernt hatte, folgten demselben von weiten, bis an des Seelenverkäufers Haus, das sie auf diese Art entdeckten.

Fünfter Abschnitt.

Der eine dieser Geistlichen, der den Sebaldus hatte anreden wollen, war niemand anders als der rechtschaffene Prediger aus Alkmaar, der der Erbschaft eines Waisen wegen, eine Reise nach Amsterdam hatte thun müssen, und bey diesem zufälligen Spaziergange, den Mann, den er schon einmahl aus dem

Elende errettet hatte, wieder in einer andern Noth erblickte. Er war jetzt zu seiner abermaligen Errettung nicht minder thätig als vorher. Es währte nicht eine Stunde, so hatte er schon bey dem Hofoffizier Anzeige gethan, und kam, in Begleitung eines Gerichtsdieners, in des Seelenverkäufers Haus, den Sebaldus zu fodern. Er hätte nur wenig Minuten später kommen dürfen, so wäre seine menschenfreundliche Vorsorge vergeblich gewesen. Denn da die Knechte, aller Vorsicht ungeachtet, wohl merkten, daß ihnen die beiden Geistlichen nicht ohne Ursach nachfolgten; so war der Seelenverkäufer, eben im Begriffe, zu thun, was er sonst that, wenn er eine Entdeckung befürchtete, nämlich den Sebaldus in das Haus eines seiner Mitgenossen zu schicken, um denselben den Nachforschungen der Obrigkeit zu entziehen. Man wollte ihn auch jetzt verläugnen, aber der Gerichtsdiener, der dieses Haus der Tyranney schon kannte, wollte sich durch keine Einwendungen abweisen lassen. Der Seelenverkäufer hatte daher kaum Zeit, in der größten Verwirrung, in den Keller zu laufen, dem Sebaldus seinen Reisesack wiederzugeben und denselben auf die kriechendeste Weise fast fußfällig zu bitten, ihn nicht unglücklich zu machen; als ihm schon der Gerichtsdiener mit dem Geistlichen

folgte.

folgte. Der rechtschaffne Prediger umarmte den Sebaldus, und da er aus andern Vorfällen die Gewohnheit eines solchen Hauses wohl kannte, so zahlte er sogleich dem Seelenverkäufer, ohne Einwendung, eine beträchtliche Summe, die für das Elend von sechs oder sieben Tagen gefordert ward. Aber sobald dieses geschehen, sagte er ihm auch ins Gesicht, daß er alles anwenden würde, seine gewissenlose Behandlung unschuldiger Menschen, zur Bestrafung, ans Licht zu ziehen. Er ließ sich weder durch des Seelenverkäufers vielfältige Entschuldigungen, noch selbst durch Sebaldus Bitten, zurückhalten. Er that dem Hofd. Officier noch eine ausführlichere Anzeige, worauf dieser, seinem Amte gemäß, auf dem Stadthause, vor den Schöppen den Seelenverkäufer anklagte. Sebaldus ward über alle Umstände der erlittenen grausamen Begegnung vernommen. Der Seelenverkäufer ward in Verhaft gezogen, und ihm mit vielem Eifer der Proceß gemacht. Er ward ins Raspelhaus gesetzt, obgleich der Prediger, vor Endigung des Processes, nach Alkmaar zurückreisen mußte, und Sebaldus, der von aller Rachbegierde frey war, deshalb weiter keinen Schritt gethan hat.

Indessen führte der Prediger den Sebaldus, sobald er ihn aus den Händen des Seelenverkäufers

erlöset hatte, in das Haus seines Freundes, mit dem er vorher spazieren gegangen war. Es war ein mennonistischer Lehrer, ein Mann von Verstande und Redlichkeit, mit den Kollegianten wohl bekannt, der den Sebaldus von der Verfassung dieser friedsamen Gesellschaft noch näher unterrichtete, und mit ihm und dem lutherischen Prediger in derselben gottesdienstliche Versammlung gieng; wo sie alle, der Verschiedenheit ihres Lehrbegriffs und aller streitigen Fragen vergessend, in gemeinsamer Andacht das Lob Gottes anstimmten, und gemeinsam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung anwendeten. Eine Art des Gottesdienstes, die Sebaldus Wünsche ganz befriedigte.

Nach der Versammlung giengen sie mit dem Sebaldus, um das Empfehlungsschreiben aus Rotterdam an den Kollegianten, abzugeben, weil er Unpäßlichkeitshalber nicht zugegen gewesen war. Er nahm den Sebaldus, als ein Vater und als ein Freund in sein Haus auf, so daß derselbe, bey dieser liebreichen Begegnung, in kurzem seine vorigen Widerwärtigkeiten vergaß.

Der Kollegiant war ein wohlhabender Mann, aber auch ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und von edlen Gesinnungen, der seine Muße

zum

zum Beſten der Wahrheit und Tugend anwendete. Er hatte ſchon verſchiedene ſchätzbare Werke auf ſeine Koſten drucken laſſen, beſonders hatte er eben ein gelehrtes Tagebuch angefangen, das zur Abſicht hatte, den Weg zu bahnen, daß gemeinnützige Religionsbegriffe von leeren Schulſpitzfindigkeiten geſondert würden. Er ſchrieb es in lateiniſcher Sprache, weil damals, in Holland, die Vorurtheile für eine hergebrachte Orthodoxie noch ſo ſtark waren, daß ſich niemand, ſo wie jetzt *), getrauete, Meinungen, die nicht im Kompendium ſtehen, in der Landesſprache vorzutragen. Denn die Gottesgelehrten in allen Ländern laſſen meiſtens noch eher geſchehen, daß man neue Meinungen und Zweifel, in der gelehrten Sprache, für ſie allein vortrage, damit ſie ihre Streitkunſt aufs ſtattlichſte daran üben können, als in der Mutterſprache, damit gemeinnützige Wahrheiten ſich in die Gemüther aller Einwohner eines Landes verbreiten mögen.

Sebaldus, der die Arbeit liebte, erbot ſich in kurzem ſelbſt, ſeinem Wirthe in deſſen Beſchäftigungen behülflich zu ſeyn. Er that dadurch zugleich ſeiner

*) In den Vaderlandſen Letter-Oefeningen, einem gelehrtem Tagebuche, deſſen vornehmſte Verfaſſer Kollegianten ſind.

ner vorzüglichsten Neigung Genüge, Ideen, die ihm wichtig waren, zu entwickeln und auszubilden.

Der Kollegiant hingegen, mußte einen Mann, dessen Neigungen mit den seinigen so sehr übereinstimmten, bald liebgewinnen. Sie arbeiteten über verschiedene Materien im Anfange gemeinschaftlich. Indessen blieb die Arbeit bald dem Sebaldus allein überlassen, da die Krankheit des Kollegianten schnell zunahm. Der rechtschaffene Mann ward immer schwächer, und starb nach einigen Monaten. Vorher noch vermachte er im Testamente, dem Sebaldus, den Vorrath und das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke, besonders des gelehrten Tagebuchs, welches anfieng Aufsehen zu machen, und allenthalben mit großer Aufmerksamkeit gelesen ward.

Sebaldus beweinte von Herzen den Tod seines Freundes und Wohlthäters. Indessen, ausgenommen, daß er den Umgang dieses redlichen Mannes entbehren mußte, war sein Zustand ganz seinen Wünschen gemäß. Er hatte durch den Verkauf der ihm vermachten Werke, und durch die Fortsetzung des Tagebuchs, ein zwar sehr mäßiges, aber für ihn hinlängliches Auskommen, konnte seine Lieblingsneigung, die Spekulation, befriedigen, war übrigens

gens unabhängig, konnte in Frieden, seiner Ueberzeugung gemäß, Gott dienen, und war noch nicht Religionsmeinungen halber angefeindet worden.

So wünschenswerth indessen diese Lage war, so schien es doch Sebaldus Schicksal zu seyn, daß er, wenn er am meisten Nutzen zu schaffen glaubte, durch einen geringscheinenden Zufall, selbst Gelegenheit geben mußte, seinen Zustand zu verschlimmern.

Er hatte, schon beym Leben seines Wohlthäters, sich in der holländischen Sprache festzusetzen gesucht, und es war ihm gelungen. Nachher trieb ihn die Einsamkeit langer Winterabende, auf die Lesung engländischer Bücher, die er schon in seiner Jugend geliebt hatte. Er fand unter andern ein Buch *), dessen Inhalt ihm größtentheils so wohl gefiel, daß er auf den Gedanken kam, es zu übersetzen, weil er meinte, daß es auch in einer andern Sprache nützlich seyn könnte.

Er beschäftigte sich einige Monate lang mit dieser Arbeit, und da er meist damit fertig war, gieng er zu Mynheer van der Kuit, dem Buchhändler, der bisher den Verkauf der sämmtlichen Werke des verstorbenen Kollegianten, und auch des gelehrten Ta-

 gebuchs

*) Remarks on man, manners, and things; by the Author of the Life of John Bunle. London 8. 8.

gebuchs beſorgt hatte, um ihm dieſe Ueberſetzung zum Verlage anzubieten.

Van der Kuit unterließ nicht, die gewöhnlichen Schwierigkeiten zu machen: Daß er mit Verlag überhäuft, daß der Handel gefallen ſey, daß Druck und Papier immer theurer werde, daß man vorher etwas von dem Werke ſehen, daß man es allenfalls gelehrten Leuten zur Prüfung übergeben, und beſonders, daß man, der Kunſtrichter wegen, erforſchen müſſe, ob nicht wider die Reinigkeit der holländiſchen Sprache gefehlet ſey.

Auf dieſe Erklärung, zog Sebaldus einige Hefte ſeiner Ueberſetzung aus der Taſche. Indem dieſes geſchahe, trat Domine de Hyſel, ein gelehrter reformirter Prediger herein, welchen Sebaldus kannte, weil er ihn oft im Buchladen geſehen hatte. Sebaldus erbot ſich alſo, beiden etwas von ſeiner Ueberſetzung vorzuleſen. Sie giengen ſämmtlich in die Schreibſtube des Buchhändlers, und der Ueberſetzer las, wie folget.

Sech-

Sechſter Abſchnitt.

— — „Daß viele Prediger, alle Neun und drei„ßig Artikel *) beſchwören, ohne ſie „alle zu glauben, liegt am Tage, und man muß es „entſchuldigen. Wer ein Hausvater iſt, und ſich und „ſeine Familie, um ungerechter Formalien willen, „nicht in die bitterſte Noth ſtürzen will, der ſey von „mir nicht verdammt. Verdamme ihn ein harther„ziger Rechtgläubiger, wenn ers vermag!„

„Aber wie ſtehts um die Wahrheit? Muß die noch „immer weg den Neun und dreißig Artikeln nach„ſtehn? Iſts nicht die Pflicht der geſetzgebenden „Macht, zu ſorgen, daß nicht, durch Formulare, die „Ausbreitung der Wahrheit gehindert werde, und „ſollten die Biſchöfe nicht ſelbſt die Hand dazu bie„ten? Wenn die Neun und dreißig Artikel die „Kette ſind, welche die äuſſerſte Weite mißt, in der „der Verſtand eines Geiſtlichen ſich bewegen darf, ſo „iſts vergeblich, nach Wahrheit zu forſchen.„

„Selt-

*) Das Glaubensbekänntniß der engländiſchen Biſchöflichen Kirche, iſt im Jahr 1562, unter der Regierung der Königinn Eliſabeth, auf 39 Artikel feſtgeſetzt und 1571 durch eine Parlamentsakte beſtätigt worden. Wer ein geiſtliches Amt erhält, muß ſie beſchwören. Sie ſind das, was in den meiſten deutſchen Provinzen die ſymboliſchen Bücher ſind.

* * *

‚Seltſam genug! daß man denjenigen, die die beſten Jahre ihrer Jugend angewendet haben, ſich zu ‚einem geiſtlichen Amt geſchickt zu machen, vorſagen ‚will, ſie haben unrecht, ſich über die Strenge der ‚Neun und dreißig Artikel zu beklagen, da ſie derſelben entgehen könnten, wenn ſie kein geiſtliches ‚Amt ſuchten, oder es niederlegten, wenn ſie es ſchon ‚hätten. Dieß iſt alſo die Gnade, die man uns anbietet? ‚Die Uniformitätsakte verurſachte, daß ‚im Jahre 1662, am Bartholomäustage an 2000 ‚diſſentirende Prediger auf Einen Tag, ihr Amt niederlegten, daher zweytauſend Familien, ohne Brod, ‚und zweytauſend Gemeinen, ohne Gottesdienſt waren. Einen ſolchen Bartholomäustag wünſcht ihr alſo wieder, die ihr ſo kalt daher plaudern könnt, ‚es bedürfe nur, daß jeder, der nicht nachbeten will, ‚ſein Amt niederlege, damit gar kein Gewiſſenszwang da ſey! Das nennt ihr Duldung der Diſſenters? das nennt ihr Toleranz und Sanftmuth?

‚Bey Gott! dieſe Sanftmuth der Vertheidiger ‚der Neun und dreißig Artikel, gemahnt mich, wie ‚die Schonung der Rabbinen, die dem Verurtheilten ‚nur neun und dreißig Streiche geben. Warlich! ‚ob er gleich den vierzigſten nicht bekommt, ſo ſchmerzt

‚doch

„doch deshalb keiner von den neun und dreißigen „weniger.„

* * *

„Die Schriftgelehrten haben von je her ihre Lehr„gebäude so künstlich angelegt, daß jeder das seine, „trotz aller Widerlegung, beweisen kann. Sie glei„chen Bergschlössern, die noch dazu mit hohen Wäl„len und tiefen Graben umgeben sind, so daß derje„nige, der darinn ist, sich ewig vertheidigen, und „der, der draußen ist, sie nimmer mit Vortheile an„greifen kann. Aber wie? Wenn wir diese Vestun„gen, die uns eigentlich nichts hindern, liegen lies„sen, und mit der gesunden Vernunft geradezu ins „Land drängen? Die Priester hatten bis ins sechs„zehnte Jahrhundert ihr System in gar künstliche „dialektische Schlingen verwickelt. Luther ließ sie, „und gieng gerade auf die Bibel, die er allen, die le„sen konnten, in der Landessprache in die Hände gab. „Die fleißige Lesung dieses Buchs erwärmte das Herz, „und erleuchtete den Verstand, indem sie das Nach„denken beförderte. Wollen wir auf einem gleichen „Wege nicht weiter fortgehen?„

* * *

„Man setzet immer die Vernunft der Offenba„rung entgegen. Dieß mag der nöthig finden, der

„an

‚an eine unerklärliche Theopneuſtie glaubt. Ich ‚hoffe aber, es ſey niemand jetzt mehr ſo einfältig, ſich ‚einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher, ganz ‚unmittelbar, und übernatürlich, eingehaucht. Es ‚ſind Bücher, welche zu ſchreiben, hat müſſen Ver‚nunft angewendet werden, und zum Leſen und ‚Verſtehen derſelben, gehört auch Vernunft.

* * *

‚Samuel Werenfels *), einer der gelehrteſten und ‚rechtſchaffenſten Gottesgelehrten in der Schweiz, ‚ſchrieb in ſeine Bibel:

‚Hic liber eſt, in quo ſua quaerit dogmata quisque;
‚Invenit & pariter dogmata quisque ſua.

‚Daß dieß wahr ſey, lehret die Kirchengeſchichte aller ‚Sekten. Der viel, und der wenig glaubet, der Recht‚gläubige, wie der Schwärmer, ſuchen und finden ‚ihre Lehre in der Bibel. Was nun? Ich meine, ‚was geſchehen iſt, ſey nicht ohne weiſe Abſichten der ‚göttlichen Vorſehung geſchehen. Gott hat weder

‚das

*) S. Sam. Werenfelſii Opuſcula theologica philoſophica & philologica. Lauſannae 1739 4to. Tom. II. p. 109. Der ehrliche Sebaldus hat dieſe Verſe, nach ſeiner Art, folgendermaßen überſetzt:

‚Von Gott gemacht iſt dieſes Buch,
‚Daß jeder ſeine Lehr' drinn' ſuch'
‚Und ſo gemacht, daß jedermann,
‚Auch ſeine Lehr' drinn finden kann.‘

„das Alte Testament noch das Neue Testament, „selbst, unmittelbar, aufgezeichnet. Er hat gute Leute „ausersehen, welche Bücher geschrieben haben, die durch „verschiedene Vorfälle, (in denen, wie in allen Din„gen, auch die göttliche Vorsehung mit gewirkt hat) „bey einem großen Theile des menschlichen Geschlechts „in solches Ansehen gekommen sind, daß er aus den„selben seine Pflichten hat kennen lernen wollen. „Diese Bücher aber sind so eingerichtet, daß dieß „nicht ohne Betrachtungen und Schlüsse, folglich „nicht ohne Nachdenken geschehen kann. Also sind „diese Bücher hauptsächlich in so fern, eine Quelle „der Wahrheit, als sie das Nachdenken über „Wahrheit befördern. Und wenn denn nun auch „die Schlüsse und Folgerungen aus denselben verschie„den sind! Wenn sie nur alle zuletzt in gemein„same Wahrheit zusammenfließen, wollen wir „uns beruhigen. Der heil. Hieronymus *), hat „schon gesagt: „das Wort Gottes ist eine Perle. „Ja wohl, eine Perle! denn gleichwie die Künstler „die

*) S. Hieronymus in Epistolis: Margaritum est Verbum Dei, et omni parte forari potest. [illegible] ut [illegible] margaritas, prout commodum visum fuerit, perforant: ita [illegible] verba Dei, pro capitu suo interpretantur, ut volunt. S. [illegible] Lindenbergii [illegible] n. 8. adi. Altercationi Hadriani Aug. & Epicteti Philosophi. Francof. 1628. 8.

„die Perlen, wo es ihnen gutdünkt, durchbohren, so „haben alle Sekten Gottes Wort, nach ihrem Sin„ne ausgelegt,„ und es, wie Perlen, auf den Faden „ihres Lehrsystems gereihet.„

„Die heiligen Bücher sollen mir beständig Quel„len des Nachdenkens über Wahrheit bleiben „Wer aber andere Quellen des Nachdenkens über „Wahrheit zu finden glaubt, besonders, wenn er mit „mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt, „den verdamme wer will, ich nicht. Verdammen wer „will, fast ganz Asien und Afrika, und den größten „Theil von Amerika. Sie kennen diese Bücher nicht, „und doch hat sie der allgemeine Vater, gewiß nicht „ohne Wahrheit, und ohne Glückseligkeit, ihre Fol„ge, lassen wollen.„

* * *

„Wenn ich in den heil. Büchern, eine Stelle finde, „in welcher von einem Gotte die Rede ist; und lese, „erst nach Jahrhunderten sey gefunden worden, daß „ein durch ein zu dünnes Pergament durchgeschlage„ner Queerstrich *), den Gott veranlaßet hat. Wenn „ich

*) Im Alexandrinischen Kodex, scheint, der mittelste Queerstrich des ersten E in dem Worte, ΕΥΣΕΒΕΙΑΣ, durch das Pergament, gerade an der Stelle durch, wo der Spruch 2 Tim. III. 16. geschrieben ist. Dadurch, scheint das O in

OY

„ich lese, daß nach Jahrhunderten entdeckt worden, „es habe sich ein nicht *) in den Text geschlichen, so „daß anstatt der nicht sündigenden, die sündigen„den verstanden werden müssen, — Bin ich verdam„menswerth, weil ich glaube, die bloßen Buchsta„ben dieser Offenbarung, die so vielen Veränderun„gen unterworfen seyn können, über deren wahre „Lesarten man noch nicht einig ist, können nicht „bloß und allein den Grund der Wahrheit und mei„ner künftigen Glückseligkeit enthalten.„

„Wenn ich in der Kirchengeschichte lese, man habe „Jahrhunderte lang gestritten, welche Bücher „kanonisch seyn sollten und welche nicht. Wenn ich „finde, daß der Kanon auf Koncilien bestimmt wor„den, und aus der Kirchengeschichte weiß, wie die „meisten Koncilien beschaffen gewesen. Wenn ich „finde,

OC ein Θ zu seyn, deshalb man lange Zeit ΘC gelesen, welches die Abbreviatur von Θεος ist. S. Wetstenii Proleg. in N. T. Edit. Halens. S. 54. u. f.

*) Der berühmte Clericus warf zuerst Röm. V, 14. das μη aus dem Text, in einem Briefe, der der zweyten Ausgabe von Mills N. T. vorgedruckt ist, und in Arte crit. P. III. Sect. 1. c. XV. §. 25.

Unter den deutschen Auslegern hat der berühmte Semler eben dieses, aus guten Gründen gethan. Man sehe dessen Apparat. ad libr. N. T. interpr. S. 59. und dessen Paraphrase dieser Stelle.

„finde, daß das Buch des weisen Sirach unter den „apokryphischen, und ein anderes Buch, voll „mystischer Bilder unter den kanonischen ste„het, — kann ich mich enthalten zu zweifeln, zu un„tersuchen? Und was kann ich dazu brauchen, als mein„e Vernunft, die auch eine Gabe Gottes ist.

„Wenn ich in einem dieser Bücher lese: *) „Wer „übertritt und bleibet nicht in der Lehre Christi, „der hat keinen Gott. So jemand zu euch kommt, „und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht „zu Hause, und grüßet ihn nicht, denn, wer ihn „grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen „Werke.„ „Wenn ich in einem andern lese: **). „Der HErr brachte um, die da nicht glaub„ten.„ — — „Bin ich verfluchenswerth, weil ich „nicht mit blindem Köhlerglauben alles annehme, wie „es buchstäblich da stehet, sondern vermeine, daß in die„sen Büchern, vieles, nicht für die allgemeine Mensch„heit, nicht für mich, geschrieben sey, aber dennoch „redlich, alle das Gute und Nützliche, das ich in die„sen Büchern finde, zu der Masse der Erkenntniß „schlage, die ich aus Natur und Erfahrung geschöpft „habe.„

„Wenn

*) 2 Brief Joh. v. p. 11.
**) Brief Juda v. 5.

* * *

„Wenn ich zurückdenke, was man ein Paar Jahr-
„tauſende lang mit der Bibel vorgenommen hat, um
„alles, was man wollte, darinn zu finden, ſo muß ich
„erſtaunen. Man hat ſie, dogmatiſch, exegetiſch,
„typiſch, myſtiſch, prophetiſch erklärt. Man hat ſie
'überſetzt und kommentirt, paralleliſirt und analyſirt,
„abgekürzt und wieder paraphraſirt!

But that's *) no news to the poor injur 'd page
It has been uſ'd as ill in every age —
And is conſtrain'd with patience all to take,
For what defence can *Greek* and *Hebrew* make!

* * *

„Iſt zwiſchen blindem Glauben an die Offenbarung
„und ſchädlichem Unglauben gar kein Mittelweg? Iſt
„jeder Freydenker verwünſchenswürdig? O Water-
„land! Waterland!"*) Wenn du gleich den Bieder-
„mann Herbert, und den Sittenlehrer Shafres-
„bury, mit Rocheſter, Etherege und Villers, in

 „Eine

*) Nach Sebaldus Ueberſetzung:
„Das arme Buch! Was muß es nicht ertragen!
„Von jeher hat es ſich geduldig laſſen plagen,
„Und ſchief verzerrt, nach jedes Lehrers Lehren,
„Griechiſch und Hebräiſch kann ſich ja nicht wehren!

**) D. Waterland war ein eifriger Vertheidiger der Anglikaniſchen Orthodoxie.

„Eine Klasse wirfst; glaub mir, es kommt eine Zeit, „wo weise Gottesgelehrten, einem Tindal den Be„weis, daß das Christenthum so alt als die „Welt ist, verdanken werden.„

* * *

„Das folgende Kapitel, soll D. Pococke in einem „zu Cairo befindlichen Codex, anstatt des 22ten Ka„pitels des 1. Buchs Mose gefunden haben. Ka„nonisch oder nicht, ich gebe das erste bis neunte „Kapitel des ersten Buchs der Chroniken dafür.„

„1. Nach diesen Geschichten begab sichs, daß „Abraham saß in der Thür seines Hauses, „da der Tag am heißesten war.„

„2. Und siehe, ein Mann kam von der Wüsten „her. Er war gebückt für Alter, und sein schnee„weisser Bart hieng ihm bis auf seinen Gürtel, „und er lehnete sich auf einen Stab.

„3. Und da ihn Abraham sahe, stand er auf, und „lief ihm entgegen von der Thür seiner Hütten „und sprach:

„4. Komm herein ich bitte dich. Man soll dir Was„ser bringen, deine Füße zu waschen, und du „sollst essen und die Nacht bleiben, morgen aber „magst du deinen Weg ziehen.

5. Und

„5. Und der Mann sagte: Nein, ich will unter „diesem Baume bleiben.„

„6. Aber Abraham bat ihn sehr; da wandte er „sich und gieng in die Hütte.„

„7. Und Abraham trug auf, Butter und Milch „und Kuchen, und sie aßen und wurden satt.„

„8. Da aber Abraham sahe, daß der Mann nicht „Gott segnete, sprach er zu ihm: Warum ehrest „du nicht den allmächtigen Gott, den Schöpfer „des Himmels und der Erden?„

„9. Und der Mann sprach: Ich ehre nicht deinen „Gott, auch rufe ich seinen Namen nicht an; „denn ich habe mir selbst Götter gemacht, die in „meinem Hause wohnen, und hören mich, wenn „ich sie anrufe.„

„10. Und Abrahams Zorn entbrannte gegen den „Mann, und er stand auf, und fiel auf ihn, „und trieb ihn fort in die Wüsten.„

„11. Und Gott rief Abraham, und er antwor„tete: Hie bin ich.„

„12. Und er sprach: Wo ist der Fremdling, der „bey dir war.„

„13. Und Abraham antwortete und sprach: Herr, „er wollte dich nicht ehren und deinen Namen

„anrufen, darum habe ich ihn von meinem Angesichte getrieben, in die Wüsten.„

„14. Und der Herr sprach zu Abraham: Habe ich „ihn nicht ertragen, diese hundert und acht und „neunzig Jahre, und habe ihm Nahrung und Kleider gegeben, ob er sich gleich gegen mich auflehnet, „und du konntest ihn nicht Eine Nacht ertragen?„

„15. Und Abraham sprach: Laß den Zorn des Herrn „nicht entbrennen gegen seinen Knecht. Siehe ich „habe gesündigt, vergieb mir, ich bitte dich.„

„16. Und Abraham stand auf, und gieng fort in „die Wüsten, und rief, und suchte den Mann, und „fand ihn, und kehrte mit ihm zurück in seine „Hütte, und that ihm gütlich, und den andern „Morgen früh ließ er ihn ziehen in Frieden.„

* * *

„D. Thornton in seiner Vertheidigung der Neun „und dreißig Artikel, sagt: Zu behaupten, es sey „nicht nöthig, daß die Meinungen der Prediger mit „den symbolischen Büchern übereinstimmen müßten; „würde eben so ungereimt seyn, als zu behaupten, es „sey besser, die Decken auf den viereckigten Tischen, „welche mitten in unsern Zimmern stehen, lägen schief „und zipflicht, als gerade und rechtwinklicht. Wahr „ists, zu den Zeiten der Königinn Elisabeth, war „unser

‚unſer Religionsſyſtem, wie unſere Philoſophie, einem ‚unanſehnlichen viereckigten Tiſche ähnlich, den wir ‚dennoch mitten im Zimmer ſtehen ließen. Er hatte alſo ‚die Decke ſehr nöthig, und ſie paßte auch ganz wohl ‚darauf. Aber ſeit einiger Zeit meine ich bemerkt zu ‚haben, daß, beſonders bey Leuten nach der Welt, ‚gar keine Tiſche in der Mitte des Zimmers ſtehen. ‚Ich ſehe zwar an den Wänden zierlich ausgeſchweifte ‚Marmorplatten, die auf vergoldeten Füßen ruhen. ‚Die bedürfen aber keiner Decke, und wollte man ‚die alte Decke darauf legen, ſo würde ſie eben des- ‚halb zipflicht hängen, weil ſie viereckigt iſt. Hat ‚aber noch jemand einen Tiſch nach der alten Art in ‚ſeinem Zimmer, der lege meinetwegen auch die alte ‚Decke darauf. —

* * *

‚Der du einen neuen graden Weg bahnen willſt! ‚Du wirſt auf Hügel ſtoßen! Laß dich keine Mühe ‚reuen, ſie abzutragen, um den ſchönen Weg nach ‚der Schnur zu führen! Aber, wenn dein neuer Weg ‚auf ein Haus ſtößet, reiß es nicht weg, ſo lang Men- ‚ſchen drinn wohnen, achte es nicht, daß der Weg lie- ‚ber etwas gekrümmt daneben weg gehe! Es kommt ‚in der Zukunft wohl noch eine Zeit, daß das Haus, ‚Baufälligkeitshalber, oder aus andern Urſachen, neu

‚muß gebauet werden, alsdenn wird ein kluger Mann ‚nicht verſäumen, es auf eine andere Stelle zu ſetzen ‚und den Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem ‚zufrieden, was du haſt thun können, und überlaß ‚das übrige der Nachkommenſchaft.‘

* * *

Siebenter Abſchnitt.

Hier hielt Sebaldus mit Leſen inne, und fragte ſeine beiden Zuhörer, was ihnen dazu dünkte.

Van der Kuit antwortete: ‚Hm! ſolch Buch ‚ſollte ſich wohl verkaufen,‘ und ſah dabey mit ſonderbar ſchlauer Mine, den Domine an.

Domine de Hyſel, verſetzte mit niedergeſchlagenen Augen: ‚das mag mein Herr van der Kuit am beſten verſtehen.‘

Van der Kuit that noch einige Fragen, um den Domine auszuholen. Dieſer aber wich aus, kam auf eine andere Rede, fragte, ob von Sebaldus Journale nicht ein neues Stück heraus gekommen ſey, ſah nach ſeiner Uhr, ſagte, daß er eilen müßte, empfol ſich, und gieng fort.

Sebaldus ließ ſeine fertigen Hefte in den Händen des Buchhändlers, bat ihn die Sache zu überlegen

gen, und gieng, weil eben einer der ersten Frühlingstage war, sehr zufrieden, seinen Lieblingsspaziergang auf den Dyk nach Seeburg, um sich an der Aussicht auf das Y zu laben.

Der Buchhändler gieng, nachdem er sowohl den Domine, als den Sebaldus, bis vor die Thür seines Ladens begleitet hatte, bedächtig in seine Schreibstube zurück, um zu überlegen, ob nicht eine Spekulazie zu machen wäre.

Mynheer van der Kuit, war ein Buchhändler, der das Handwerk verstand, und trieb es auch als ein Handwerk. Ein Buch sahe er als ein Ding an, das verkauft werden könnte. Weiter kümmerte ihn nichts dabey. Aber hierzu wuste er auch alle Vortheile zu suchen, und noch besser sich dabey vor allem Nachtheile zu hüten. Dabey bemühte er sich nicht etwan um kleine gemeine Vortheile, z. B. für ein neues Buch einen pfiffigen Titel zu ersinnen, über ein verlegenes Buch, nebst einer neuen Jahrzahl, einen neumodischen Titel zu schlagen, sich des Verlagsrechts eines zu übersetzenden Buches dadurch zu versichern, dass man es ankündigt, ehe es noch im Originale erschienen ist, u. d. gl. mehr. Nein! Mynheer van der Kuit spekulirte ins Große. Er war von weitem her, achtsam auf alles, was ihm einmahl

dienen könnte, und that als ob die Leute, die er zu nichts zu nutzen wußte, ja selbst, als ob die Bücher die er nicht hatte, nicht in der Welt wären. Sein Hauptgrundsatz war, was er selbst brauchen könnte, müsse ein anderer nicht haben. Hiezu wußte er, oft durch die vierte Hand, Maschinen in Bewegung zu setzen, und konnte nachher ganz unbefangen dabey aussehen, als ob ihm die Sachen so ganz natürlicherweise in die Hände gelaufen wären. Es ist wahr, er handelte dabey nicht allemahl ganz genau nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Ehrlichkeit und der Menschenliebe. Er hatte aber seine Partie dergestalt genommen, daß er, wo es hingehörte, von Ehrlichkeit und Menschenliebe ganz fein zu reden wußte, und da man ihm weder die Ehrlichkeit absprechen konnte, daß er seine Schulden richtig bezahlte, und auch eben so pünktlich eintrieb, noch die Menschenliebe, daß er keinen Bedürftigen ohne Allmosen weggehen ließ, wenn jemand zugegen war, und keinen Schuldner verklagte, von dem er vorher sahe, daß er nicht würde bezahlen können; so war keinesweges zu beweisen, daß er, mit seiner Schlangenklugheit, nicht auch die Falschlosigkeit einer Taube verbinde.

Dieser Mann hatte es lange mit einer Art von Widerwillen angesehen, daß er bey dem Drucke, der

so

so gut verkäuflichen Werke des Kollegianten, nichts als nur der Namenleiher seyn sollte. Besonders war ihm dieß bey dem gelehrten Tagebuch aufgefallen, von welchem er monatlich eine große Anzahl Exemplarien, zu seinem Mißvergnügen absetzte, weil ihm bey jedem Exemplare einfiel, daß dieß Werk eigentlich sein Eigenthum seyn sollte, und nicht des Kollegianten, der nur die Kleinigkeit dabey that, daß er es schrieb. Indessen, da der Kollegiant ein reicher und angesehener Mann war, der auch eine zahlreiche Bibliothek unterhielt, so mußte van der Kuit schon sein Mißvergnügen in sich schlucken. Da aber Sebaldus, ein armer unbekannter Fremder, das Eigenthum dieses Werks erhielt, sahe der erfahrne Buchhändler keinen Grund, warum er mit demselben auch ferner so viel Nachsicht haben sollte. Er setzte also bey sich fest, daß er dieses Werk einst ganz an sich ziehen müsse. Er hatte dem Sebaldus, zu diesem Behufe, einige wohlausgesonnene Vorschläge gethan, welche dieser, der in Geschäften ziemlich kurzsichtig war, sich sehr leicht würde haben gefallen laßen, wenn nicht van der Kuit, welcher zu viel Absichten auf einmahl erreichen wollte, ihm zugleich ein paar Mitarbeiter hätte aufdringen wollen, die zwar nach van der Kuits, nicht

aber

aber nach Sebaldus Absichten arbeiteten. Er bekam also eine ausdrückliche abschlägige Antwort. Diese Widerspenstigkeit eines Autors brachte ihn nicht wenig auf, und bestärkte ihn in seinem löblichen Vorsatze, das Journal zu besitzen und zugleich nach eigenem Gefallen zu regieren.

Dieser Vorsatz, wobey er, nachdem er einmahl einen Schritt deshalb gethan hatte, seine Ehre interessirt glaubte, lag ihm beständig im Kopfe. Da er nun jetzt über das Schicksal von Sebaldus Uebersetzung spekulirte, und einestheils wohl erwog, daß sie möchte verkäuflich seyn, anderntheils aber auch Verdrießlichkeiten mit der Geistlichkeit befürchtete, durch deren Kundschaft er so manche schöne uitlegkundige Vermaaklykheeden, Verklaaringen und Leer-Reeden verkaufte, so konnte er mit sich noch gar nicht einig werden, wie der Gewinn davon, mit rechter Vorsicht, und doch unbeschnitten könnte erlangt werden.

Mit einemmahle fieng seine Spekulation an, einen andern Weg zu nehmen. Er hieng das Angesicht, krümmte die Unterlippe, legte den Zeigefinger der linken Hand an die Nase, und endlich schien es ihm ganz natürlich vor Augen zu stehen, daß durch diese Uebersetzung, auch wenn sie nicht gedruckt würde, das gelehrte Tagebuch sein Eigenthum werden

den müßte. Diese wichtige Entdeckung machte ihn unruhig, er gieng aus seiner Schreibstube in den Laden, aus dem Laden in die Schreibstube, schnalzte mit den Fingern, rückte die Perucke, zog die Beinkleider auf, rieb sich die Hände, eilte mit Sebaldus Uebersetzung nach Hause, die er, ohne ans Abendessen zu denken, ganz durchlas, die nöthigen Stellen mit einem Knisse bezeichnete, sein Projekt nochmals durchdachte, und sich darauf voller Zufriedenheit zu Bette legte.

Den folgenden Tag, bey früher Tageszeit, verfügte er sich zu Domine de Hysel, dem er die ganze Uebersetzung vorlegte, und ihm die Beschaffenheit des Buchs erklärte. Er las ihm zugleich alle die angezeichneten Stellen vor, in deren jeder er eine derbe Ketzerey zu finden vermeinte. Er versicherte, ‚er ‚wisse daß Sebaldus gefährliche Absichten gegen die ‚Landesreligion im Schilde führe, und daß er ein ‚Socinianer sey. Er suchte zugleich den Domine ‚zu bewegen, dieses gefährliche Buch der Obrigkeit ‚anzuzeigen. Oder wenn man, aus Menschenliebe, ‚dieß noch unterlaßen wolle, so gab er zu verstehen, ‚der Domine werde doch in seiner Gegenwart, dem ‚Sebaldus, wegen seiner gottlosen Meinungen, die, ‚wie er vernommen, auch schon hin und wieder in

‚dem

‚dem Journale zu Tage lägen, ſtark das Gewiſſen ‚ſchärfen, und wenn dieſes, wie zu befürchten wäre, ‚nicht helfen ſollte, allenfalls bey der Obrigkeit zu‚gen, daß er einen Theil dieſes böſen Buchs vorleſen ‚hören, und daß es habe zum Drucke befördert wer‚den ſollen.‘

Mynheer van der Kuit, hoffte von dieſer Rede, die er wohl ausſtudirt hatte, den erwünſchteſten Erfolg. Wider Vermuthen aber, antwortete Domine de Hyſel auf verſchiedene Fragen gar nichts, und erklärte endlich, mit zerſtreuter Mine: ‚daß er geſtern ‚wirklich nicht recht acht gegeben, als der Heft vor‚geleſen worden. Im Grunde ſey manches doch auch ‚nicht ſo ſchlimm, und könne beſſer ausgelegt wer‚den — — ob ers gleich auch nicht vertheidigen wol‚le — — Da das Buch noch nicht gedruckt ſey, wäre ‚es ohnedieß zu hart, die Beſtrafung von der Obrig‚keit zu verlangen. Er dürfe dem Herrn Rothbanker ja ‚nur den Verlag abſchlagen, — — welches er ihm ‚zwar auch nicht eigentlich rathen wollte — — Kurz, ‚er bäte ihn, zu glauben, daß er geſtern gar nicht ‚acht gegeben habe, und niemand ihre heutige Unter‚redung zu entdecken — — er könne ſich nicht ‚wohl in die Sache miſchen.‘ Und bey allen dieſem ließ er deutliche Zeichen der Verlegenheit merken.

Van

Van der Kuft konnte gar nicht begreifen, wie die Entdeckung eines Ketzers, auf einen rechtsinnigen Geistlichen so wenig Eindruck machen könnte, denn er hatte gewiß geglaubt, ihn ganz bey seiner Schwäche zu fassen. Da er nun merkte, daß er den Beystand, den er gewiß von dem Domine zu erhalten hoffte, verfehlt hatte, und es nicht dienlich fand, demselben die wahre Ursach seines Antrags näher zu erklären, so gieng er, nachdem er sich dienstlich empfohlen, ziemlich betroffen, zur Thür hinaus.

Wollte der geneigte Leser etwan aus diesem Verfalle schließen, daß Domine de Hysel heimlich betodore Gesinnungen gehet, so würde er sich irren; denn der Domine, wollte an keinem einzigen Schlusse des Dordrechtschen Synods etwas geändert wissen.

Wollte man etwan vermeinen, der Domine habe die Meinungen des Buchs für unschädlich gehalten, und geglaubt, man könne sie dulden; so würde man noch das rechte Ziel nicht treffen, denn er war gar nicht geneigt sie zu billigen.

Kurzum, alles zu erklären, darf man nur wissen, daß Domine de Hysel, nachdem er den Zweck seiner theologischen Universitätsstudien, ein geistliches Amt, erreicht hatte, sich nunmehr, seine nothwendigsten Amtsgeschäfte ausgenommen, um geistliche Angelegenheiten

genheiten ganz und gar nicht bekümmerte, und daher, gegen Orthodoxie und Heterodoxie, gegen Duldung und Verfolgung, eigentlich ganz völlig gleichgültig war. Er würde durch Aufmerksamkeit auf diese Dinge, auch nur an seiner Lieblingsbeschäftigung, an dem süssen Umgange mit den lieblichen Musen Latiens, gehindert worden seyn. Er wendete alle seine Zeit auf das Studium der lateinischen Sprache, die er mit der gesuchtesten Reinigkeit schrieb. Besonders machte er die zierlichsten lateinischen Gedichte, und er hatte kürzlich einen Band davon drucken lassen, wovon er nur vor acht Tagen, ein schön gebundenes Exemplar, mit einer hineingeschriebenen, Carmine elegiaco abgefaßten Epistel, ad Seb. Ἀπολογητικὸν V.Cl. dem ehrlichen Sebaldus zur Recension gesendet hatte. Nun befürchtete er, daß wenn er sich in diese Sache, von der er ohnedieß keinen Zweck absahe, mengen wollte, könnten seine Gedichte, für die er eine große Zärtlichkeit hegte, einem widrigen Urtheile ausgesetzt seyn; daher hielte ers fürs sicherste, in dieser Sache nicht mit zu erscheinen.

Uebrigens sagte er darinn keine Unwahrheit, daß er vorigen Tag auf Sebaldus Vorlesung nicht Acht gegeben habe, denn da er kein Liebhaber von Prose, am allerwenigsten von holländischer war, so hatte er un-

term

term Leſen, eine ſapphiſche Ode, auf den Dordrechtſchen Synod, zu Ende bringen wollen, wozu ihm noch ein paar Ausgänge von Strophen fehlten. Er hatte alſo von dem Inhalte der Handſchrift wirklich nichts vernommen, und wußte es dem Buchhändler ſchlechten Dank, daß er ihn damit bekannt gemacht hatte, ja er würde ſich vor demſelben haben verläugnen laßen, wenn er deſſen Anbringen hätte vermuthen können.

Van der Knit gieng indeſſen voll Kopfſchüttelns über ſeine fehlgeſchlagene Erwartung nach Hauſe, als ihm plötzlich einfiel, daß noch nichts verlohren wäre, wenn Sebaldus nur glauben wollte, daß Domine de Hyſel wirklich geſagt hätte, was er, van der Knit, wünſchte, daß er geſagt haben möchte. Er kehrte alſo wieder um, und gieng zum Sebaldus, den er nach dem geſtrigen Spaziergang, und einem ruhigen Schlaf, wohlbehaglich bey Durchleſung eines neuen Buchs antraf, worinn er ſo viel gute Gedanken, ſo viel menſchenfreundliche Geſinnungen fand, daß dadurch ſein Herz, zu allen angenehmen Eindrücken geöffnet war.

Der Buchhändler erzählte ihm gleich, mit angenommener ängſtlicher Mine, daß Domine de Hyſel erſt die Handſchrift, und nachher ihn ſelbſt habe zu ſich holen

laßen, daß er ihm darinn viel gottlose Meinungen gewiesen, und sich hoch vermessen habe, den Uebersetzer bey der Obrigkeit anzugeben, um ihn zur Strafe zu ziehen.

Eine schreckliche Nachricht macht desto stärkern Eindruck, je mehr das Gemüth vorher dem Vergnügen geöfnet gewesen. Sebaldus war daher ganz betäubt, und da van der Kuit fortfuhr, gräßliche Mährchen zu lügen, von der Strenge, mit der man in diesem Lande gegen die Ketzer verfahre, daß man sie in Zuchthäuser bringe, zur Vestungsarbeit anschmiede, in entfernte Kolonien verbanne u. d. gl. so ward der gute Mann, der in Welthändeln ganz unerfahren war, und sich nie um die Verfassung irgend eines Landes bekümmert hatte, ganz ausser Fassung gebracht, es stellten sich ihm zugleich, Twanghuysen, Puistma, der Seelenverkäufer, Stauzius, Wulkenkragenius, der Präsident, und alle widrigen Begebenheiten seines Lebens so schreckenvoll vor, so daß er den treulosen van der Kuit bey der Hand ergriff, und ängstlich ausrief:

‚Ach mein Gott was ist das! Könnte ich doch nur ‚aus diesem grausamen Lande entfliehen, ich wollte ‚gehen, so weit mich meine Füße tragen könnten.‘

Van der Kuit war eigentlich nur Willens gewesen, den Sebaldus, dessen geringe Weltkenntniß er

Überſah, durch einen eingebildeten Rechtshandel in ſolche Verlegenheit zu bringen, daß derſelbe ſich ganz in ſeine Arme werfen müßte, wodurch er denn ſeinen Zweck wegen des Tagebuchs und der unterzuſchiebenden Mitarbeiter, deſto leichter zu erlangen dachte. Da ihm aber Sebaldus, aus übertriebener Aengſtlichkeit, noch ein ſicheres Mittel an die Hand gab, ſo faßte er, als ein weltkluger Mann, gleich deſſen Gedanken auf, und ſagte mit treuherzig ſcheinender Mine:

‚Er glaube, in der That, es ſey für ihn kein Heil, ‚als in einer ſchnellen Flucht zu finden.‘

‚Freylich!‘, rief Sebaldus, herzlich beklemmt, ‚ich muß weg! Aber wohin? Wie ſoll ich ſo ſchnell ‚und auch unerkannt aus dem Lande kommen. Ich ‚weiß weder Weg noch Steg, habe auch kein Geld! ‚Nach Oſtindien zu gehen, habe ich allen Muth ver‚loren. Nach Deutſchland? Wie ſoll ich dahin zu‚rükkommen? Großer Gott! was wird aus mir ‚werden!‘.

Dieſen Zeitpunkt nahm van der Knit wahr, ihn mit vielen ſchönen Worten zu verſichern, daß ein jeder ehrlicher Mann, dem andern beyſtehen müſſe. Er ſetzte hinzu, er wolle, mit eben der Ehrlichkeit und Freundſchaft, mit der er ihn vor dem Unglücke

gewarnt habe, ihm nicht allein zur Flucht nach Deutschland behülflich seyn; sondern sogar auch mit Gelde helfen; wenn ihm Sebaldus nur den Vorrath und das Verlagsrecht der Werke des Kollegianten, besonders, des gelehrten Tagebuchs, abtreten wolle. Sie wurden bald um etwan hundert Gulden einig, worüber van der Kuit, mit der ihm eignen Thätigkeit in Geschäften, sogleich eine Verschreibung aufsetzte, und auch unverzüglich das Geld auszahlte.

Darauf eilte van der Kuit dienstfertiger weise, den Sebaldus unter fremdem Namen auf die Post nach Arnhem einschreiben zu laßen, verließ ihn auch hernach nicht einen Augenblick, bis er ihn den andern Morgen früh um sechs Uhr, nach dem Cingel *) gebracht, und ihn und sein weniges Gepäck wohlbehalten auf dem Postwagen sah.

Sebaldus fuhr in grosser Herzensangst fort, und sah sich beständig um, ob nicht ein Wagen mit Gerichtsdienern hinter ihm käme, um ihn einzuholen.

Diese

*) Ein Platz in Amsterdam, von welchem alle Morgen die Post nach Arnhem abfährt.

Dieſe heftige Gemüthsbewegung, hatte auf ſeine Geſundheit einen ſolchen Einfluß, daß er, als er Abends nach Arnhem kam, ein heftiges Fieber hatte. Er wollte ſich aber, der eingebildeten Gefahr wegen nicht einen Augenblick aufhalten. Gleichwohl war es zu ſpät, als daß er noch wieder aus der Stadt kommen konnte. Er mußte alſo in großer Herzensangſt die Nacht aushalten. Des Morgens aber, mit Tagesanbruch, gieng er in größter Eil, zu Fuß, nach dem zwey Stunden entlegenen erſten Klevſchen Städtchen Sevenaer, wo er von Fieberhitze und Ermattung übernommen, liegen blieb.

Die Krankheit ward gefährlich, und da er nach etlichen Wochen zu geneſen anfieng, war durch die Koſten der Reiſe, des Wirths und des Arztes, ſein Geldvorrath faſt gänzlich aufgezehret, ſo daß er, in großer Schwachheit und Armuth weiter ſchleichen mußte. So kurz ſeine Tagereiſen waren, ſo mußte er faſt immer, einen Tag um den andern, wegen großer Mattigkeit, liegen bleiben, bis er endlich, in einem Dörfchen, wieder vom Fieber ergriffen wurde, und als er ſich nach einigen Tagen zu erholen anfieng,

nicht weiter konnte. Er ließ den Muth gänzlich sinken, erwartete alle Nächte ruhig den Tod, bey Tage aber, hatte er kaum so viel Kraft, sich bis an den Eingang des Dorfs zu schleppen, wo er den Reisenden das Heck aufzumachen beflissen war, und von den wenigen Almosen, die sie ihm gaben, sein Leben, dessen er nun völlig satt war, kaum kümmerlich hinhalten konnte.

Ende des siebenten Buchs.

Achtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Die friſche Luft, und der wohlthätige Einfluß der Sonne, gaben unvermerkt dem matten Körper des Sebaldus ſo viel Kräfte, daß auch ſein Geiſt wieder ruhiger ward, und er anfieng, ſeinen Zuſtand, ſo elend er war, zu ertragen.

Eines Tages ſahe er zwey Leute zu Pferde, von weitem ankommen, einen, mit einen blauen Frack bekleidet, auf einem muthigen Hengſt, und den andern, in einem roſenrothen Rocke mit ſilbernen Franzen, auf einem gemächlichen Pasgänger. Er eilte, das Heck ſo geſchwind aufzumachen, als es ſeine Schwachheit erlaubte. Er zog zugleich ſeine Mütze ab, und zeigte ſein von Alter, Gram und Ungemach gereiftes Haupthaar.

Als die Reiter näher kamen, meinte der Blaurock, für seinen Stüber, den er schon in der Hand hatte, den dienstfertigen Thorwärter noch hohnnecken zu dürfen.

‚Alter Knasterbart! rief er, in einem Tone, der ‚spaßhaft seyn sollte, was für einen zureichenden ‚Grund hast du, das Heck aufzumachen?‘

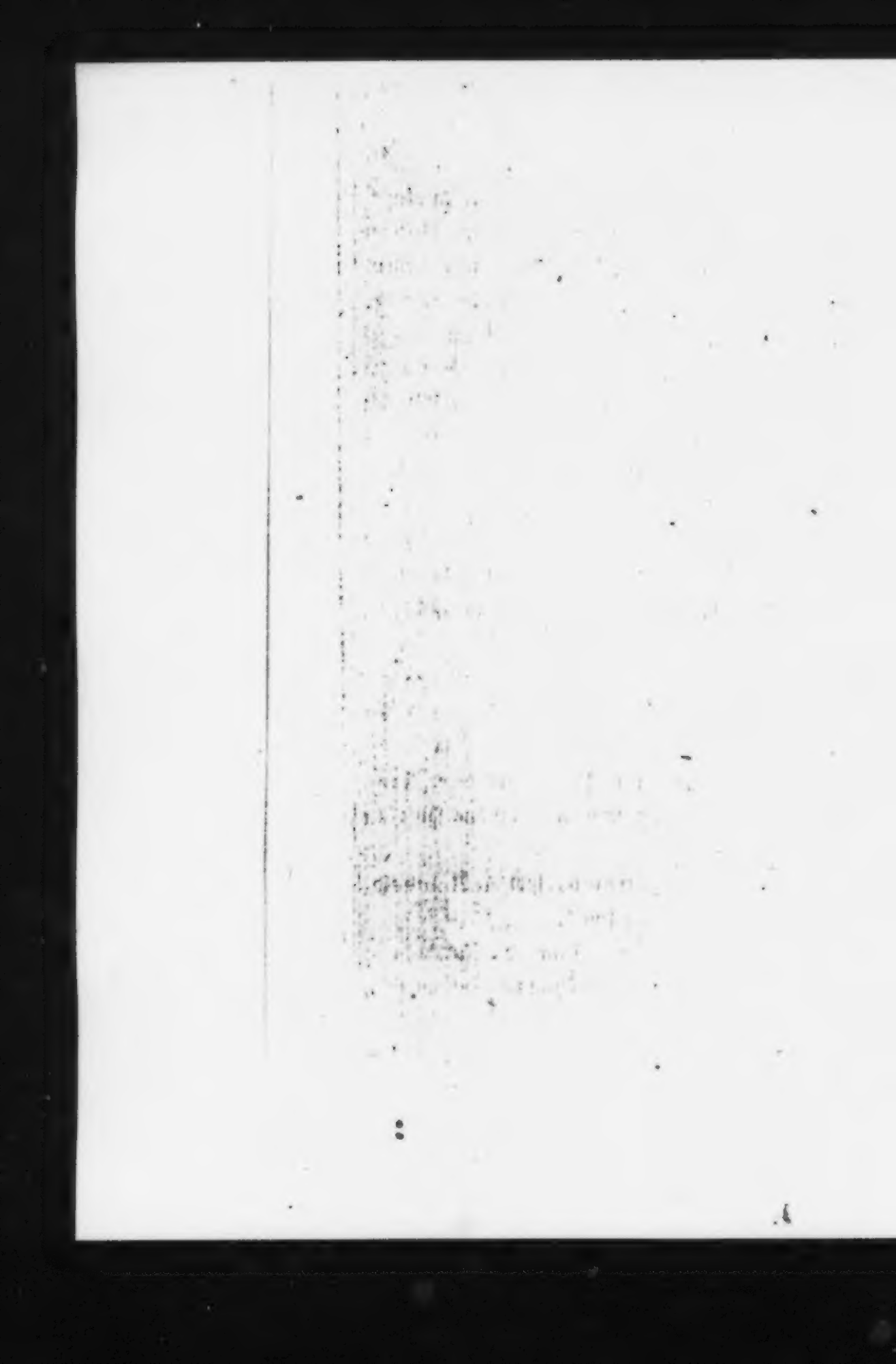
‚Ich habe einen determinirenten Grund,‘ sagte der Alte mit bescheidener Mine: ‚Mangel und Krank‚heit haben mich auf diesen Posten gestellt.‘

‚Determinirend? schrie der Blaurock mit einem ‚lauten Gelächter, ich glaube wahrhaftig, in dem zer‚rissenen Kittel, steckt ein verdorbner Crusianer. He! ‚weißtu nicht auch 'ne kleine Weißagung aus der ‚Apokalypse?‘

‚Ja,‘ sagte Sebaldus, und sahe ihn ernsthaft an: ‚Siehe ich komme bald *) und mein Lohn mit ‚mir, zu geben einem jeglichen, wie seine Wer‚ke seyn werden.‘

‚Ha! Ha! Ha! rief der Blaue, er moralisirt ‚auch, warhaftig, Herr Säugling, (denn die bei‚den Reiter waren niemand anders als Säugling ‚und Ramböld) siehe da, eine Scene für ihren em‚pfindsamen Roman, der Kerl hat einen wahren Lo‚renzokopf! Hat er nicht?‘ Dieses

*) Offenb. Joh. XXII, 12.



Dieſes zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Säugling, ſeitdem ihm die Gräfinn abgerathen hatte, Verſe zu machen, auf Gedanken gekommen war, einen Roman zu ſchreiben, worinn ihn Rambold beſtärkte, damit er Gelegenheit hatte, ihn täglich damit aufzuziehen.

Rambold warf ſeinen Stüber hin, und ſprengte fort, Säugling ritte vorbey, indem der Alte ſich bückte, aber kaum war er vier Schritte vorbey, ſo kehrte er um und ſteckte dem Alten, mit einem herzlich mitleidigen Blicke, einen Gulden in die Hand.

Ob er das Almoſen, der Armuth, oder der ſchönen Scene, oder dem Lorenzkopfe gegeben habe, kann niemand, auch vielleicht der Geber ſelbſt nicht, beſtimmen. Genug; Sebaldus rief:

‚Gott ſegne Sie mein junger Herr, auch den Se‚gen eines armen alten Mannes, läßt Gott auf einem ‚mitleidigen Jünglinge ruhen.‘

Säugling ſpornte ſein Pferd, und da er Rambolden einholte, floß ihm eine Thräne ſanft die Wange herunter.

‚Ich glaube gar, Sie weinen,‘ ſpottete Rambold, ‚fi! wer wird ſo weibiſch ſeyn!‘

‚Säugling vertheidigte ſeine Empfindſamkeit, Rambold fiel in ſeine gewöhnliche Schraubereyen, und ſo ritten ſie weiter.

Der Leser wird vielleicht wissen wollen, wie Rambold und Säugling hier so in der Nähe erschienen. Sie waren, als sie von dem Schlosse der Gräfinn abreiseten, gerade nach Wesel gegangen, wohin sie Säuglings Vater beschieden hatte, weil er sich daselbst, Geschäfte wegen, aufhielt. Nachdem diese geendigt waren, gieng er, obgleich der Herbst schon da war, mit seinem Sohne, und dessen ehemaligen Hofmeister nach einem Gute, das er in der dortigen Gegend angekauft hatte. Säugling war seitdem beständig bey seinem Vater geblieben, wo er seinen poetischen Phantaseyen ungestört nachhängen konnte. Rambold hingegen, der, nachdem Mariane, zu seinem Erstaunen, gleichsam verschwunden war, weiter keine Hofnung hatte, durch die Frau von Hohenauf befördert zu werden, rechnete zwar dieserhalb einigermaßen auf den alten Säugling: weil aber der Aufenthalt bey denselben, besonders als der Winter angieng, für seinen unruhigen Geist, viel zu einförmig war; so machte er, in kurzem, Bekanntschaft mit dem Herrn von Haberwald, einem benachbarten Edelmanne. Dieser war, so wie Rambold, ein Liebhaber des Trunks, des Spiels und der Jagd, und hielt, so wie er, eben nicht auf die strengste Sittenlehre; daher diese Gleichheit der Neigungen,

die

die Freundſchaft ſehr bald ſo heiß machte, daß der Herr von Haberwald nicht einen Augenblick ohne ſeinen Rambold ſeyn konnte, und ihn vermochte, ganz zu ihm zu ziehen. Zuweilen beſuchte Rambold indeſſen noch ſeinen ehemaligen Zögling, und eben an dieſem Tage, war er, um einen ſehr ſchönen Sommertag zu genießen, mit ihm ſpazieren geritten.

Als ſie nach Hauſe kamen und Rambold gegen Abend nach dem Ritterſitze des Herrn von Haberwald zurück gekehrt war, beſchäftigte ſich Säugling den Reſt des Abends, mit Sebalduo Figur, die in ſein weiches Herz einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er ließ den andern Morgen ein Karriol anſpannen und fuhr allein nach dem Dorfe, wo Sebalduo wieder am Hecke zu finden war. Auf Verlangen erzählte ihm der Alte ſeine vornehmſten Unglücksfälle. Säugling war zu gutmüthig, um einen ſolchen Mann länger, in einem ſo traurigen Zuſtande ſchmachten zu laßen. Er ließ ihn neben ſich ins Karriol ſitzen, fuhr mit ihm nach ſeines Vaters Dorfe zurück, befahl ihn einem Pachter an, verſorgte ihn mit reiner Wäſche und Kleidern, und mit nöthigen Nahrungsmitteln.

Beym Mittagstiſche erzählte er ſeinem Vater Sebalduo Begebenheiten, und zugleich, daß er denſelben

ſelben bey dem Pachter untergebracht habe. Ob die Befriedigung der kleinen Eitelkeit, eine gute Handlung, die er verrichtet hatte, auch andern kund zu thun, an dieſer Erzehlung, mehr oder weniger Antheil könne gehabt haben, als die Begierde ſeinen Vater zur fernern Wohlthätigkeit gegen Sebaldus zu veranlaßen; wird jeder Schreiber einer theologiſchen Moral, je nachdem die Falſchheit der menſchlichen Tugenden, mit ſeinem Lehrgebäude mehr oder weniger verbunden iſt, zu bejahen oder zu verneinen wiſſen. Genug, des alten Säuglings Neugier ward erregt, und er begehrte den Sebaldus ſelbſt zu ſprechen.

Zweyter Abſchnitt.

Säugling der Vater, war ein Mann, der weder große Tugenden noch große Laſter hatte. Sein natürliches Phlegma, verließ ihn nur bloß in dem Falle, wenn er im Handel einen ſichern Gewinnſt vor ſich ſahe. Daher hatte er, vom erſten Anfange des Krieges an, viel mit Lieferungen für die Armeen zu thun gehabt, wodurch er einen Reichthum erworben hatte, der ſelbſt ſeine Erwartungen überſtieg. Den Werth des Geldes, kannte er zwar

ſo

ſo gut als jemand, doch war er eben nicht geizig, ob er gleich auch nichts vom Verſchwenden hielt. So bald der Krieg zu Ende zu gehen ſchien, und er die Möglichkeit ſahe, daß ein Liefrant Schaden haben könnte, entſagte er allen fernern Unternehmungen, und kaufte dieſes Rittergut, wo er nunmehr ſeine große Reichthümer genießen wollte. Er fand aber, daß dieß, mit einem Geiſte ohne Kenntniſſe und ohne Thätigkeit, ſchwerer iſt, als er wohl anfänglich mochte gedacht haben. Er fieng an zu bauen, aber er ward ſehr bald fertig, mit einem Hauſe, das ſchon größer war als er es brauchte. Es fanden ſich zu ihm bald Kunſtkenner, fleißige betriebſame Perſonen, welche, ausdrücklich für reiche Leute die keine Kenntniſſe haben, Gemälde der größten Meiſter aus Werken der Stümper und Lehrlinge verfertigen laßen, und ſie durch verdorbenen Firniß und verſchoſſenes Kolorit, meiſterhafter Weiſe zu erheben wiſſen. Dieſe verfehlten aber gänzlich ihres Zweckes bey ihm, weil ſie ihm den erſten, bey allen reichen Kunſtliebhabern nöthigen Schritt, nicht abgewinnen konnten, nämlich ihm einzubilden, daß er Geſchmack habe. Sie konnten ihn daher nicht dazu bringen, ſich ein Kabinett anzuſchaffen, weil er ihnen immer, mit dummer Ehrlichkeit, ins Geſicht geſtand, daß

er

er an ihren so schön gepriesenen Rubens, van Dyk, Guerrino und Luca Jordano keine Augenweide finden könne, und daß ihm die Bildnisse seiner Vorältern, mit ihren Kragen, güldnen Ehrenketten und Knotenperucken viel besser gefielen. Sie kennten also bey ihm nichts als ein Paar von Jakobo van der Laenen oder Jan Steens Fratzengemälden anbringen; bey denen nicht viel verdient wurde, weil sie wirklich ächt waren. Sie verließen ihn daher gänzlich, mit vielem Achselzucken über seine unbegreifliche Unwissenheit. Es fanden sich zwar andere Leute von Geschmack, welche ihn lehren wollten, seinen Garten nach der neuesten englisch-chinesischen Art anzulegen, die damals in Westphalen noch ganz unerhört war. Da er aber, zu diesem Behufe, den größten Theil seines Parks sollte umhauen laßen, und nach der Anlage, gerade auf dem Platze, wo sein bestes Franzobst und alle seine Spargelbeete befindlich waren, ein chinesischer Thurm und hinter demselben verschiedene Abgründe und Wildnisse angelegt werden sollten; so folgte er wieder seiner einfältigen Ueberlegung, daß er, dieser Verbesserung zu Folge, viele Jahre lang weder Spargel noch Obst kosten, und vielleicht Zeitlebens nie wieder Schatten und Kühlung genießen würde, und ließ alles wie es

war. Er hätte zwar gern Gesellschafft gehabt, und setzte sich daher auf den Fuß offne Tafel zu halten, aber es kam selten jemand, weil ihn der benachbarte Adel über die Achsel ansahe. Der Herr von Haberwald, welcher ihn freylich wegen der Rehe und Hasen seiner Wildbahn, und wegen des guten Weins in seinem Keller, oft besuchte, war ihm zu lärmend, so wie Rambold zu spitzfindig und hönisch. Sein Sohn war also seine einzige Gesellschaft. Er hörte dessen Gedichte auch wohl bey seiner Nachmittagspfeife an, und freuete sich, wenn er in den Zeitungen, welche die Zeit der Morgenpfeife ausfüllten, zuweilen schwarz auf weiß las, daß derselbe ein großer Poet wäre; aber dieß wollte doch gegen die große Portion von langer Weile nicht wiederhalten, die ihm übrig blieb, und wider die er, nach langem Nachsinnen, nichts erdenken konnte, als daß er begann, zumahl da die langen Winterabende allzumelancholisch wurden, wöchentlich dreymahl Betstunde zu halten.

Da er also den Sebaldus kennen lernte, warf er die Augen auf ihn, als auf einen Mann, der geschickt wäre, ihm beständig Gesellschafft zu leisten. Sebaldus war ohngefähr von gleichem Alter, von gleichem ruhigen Gemüthe, er konnte beständig mit

ihn

ihn seyn, konnte von sehr vielen Sachen sprechen, die, ohne seinen zur Bemühung ungewohnten Geist durch Anstrengung zu ermüden, doch einige Beschäftigung darboten.

Er trug also dem Sebaldus, nebst freyer Kost und Wohnung, ein jährliches Gehalt an, welches, wie leicht zu erachten, sehr willig angenommen ward. Sebaldus kam dadurch, aus dem tiefsten Elende, in einen Stand der Ruhe und Gemächlichkeit, der ihn wieder zum Genusse des Lebens empfindlich machte. Der Hauch vaterländischer deutscher Luft, erweckte wieder das Verlangen nach seiner Tochter und nach seinem Sohne. Bloß der gänzliche Mangel an Nachricht von diesen geliebten Kindern, unterbrach zuweilen die Behaglichkeit, in der er lebte, und die seine leicht zu befriedigende Wünsche sonst ganz erschöpfte.

Seine vornehmste Pflicht war, beym Frühstücke die Zeitungen aller Art vorzulesen. Der alte Säugling hatte diese Lektur, von der ersten Zeit seiner Einsamkeit an, als ein hauptsächliches Hülfsmittel wider die lange Weile gebrauchet. Die Zeitungen geben undenkenden Köpfen eine so unschuldige Gelegenheit, ihre wenigen Seelenkräfte auf eine halbe Stunde in eine Art von Bewegung zu setzen, und veranlaßen wohl noch ein viertelstündiges Gespräch

bey der Mittagstafel, wo ihnen oft der Biſſen viel leichter in den Mund, als das Wort aus dem Munde zu gehen pflegt; daß ſie ihnen, des Morgens, zu einer eben ſo nothwendigen Seelenatzung geworden ſind, als das Kartenſpiel, des Abends. Dazu kam, daß die Zeitungsſchreiber damals, wenigſtens monatlich ein paarmahl, Beſorgniß wegen eines bevorſtehenden Krieges äußerten. So oft dieſes geſchahe, pflegte der alte Säugling, in Gedanken, und oft auch auf dem Papiere, zu berechnen, wie viel Lieferungen von mancherley Art für die Armeen nöthig ſeyn möchten, und Entwürfe zu machen, wie ſie in den verſchiedenen Ländern, wo der Schauplatz des Krieges vorausgeſetzet ward, könnten herbey geſchaft werden. Denn ob er gleich gar nicht willens war, ſelbſt wieder etwas zu unternehmen, ſo waren doch Spekulationen dieſer Art, wie er aus der Erfahrung ſehr wohl wußte, ein ſicheres Mittel, ſeinen Geiſt in der anſpannungsloſen Thätigkeit zu erhalten, durch welche der Körper, die vornehmſte Sorge reicher müßiger Leute, ſo wohlbehaglich genähret wird, daß alle ſechs nicht natürliche Dinge *) in der beſten Ordnung von Statten gehen

Ein

*) Die Aerzte begreifen unter dieſer Benennung: Athemholen, Speiſe und Trank, Ausführungen, Schlaf, Bewegung, Leidenſchaften.

Ein gleiches wirksameres Hülfsmittel, waren die vielen Zahlenlotterien, von denen er in den Zeitungen Nachrichten las. Er setzte in alle. Die Spekulationen über die an verschiedenen Orten herausgekommenen und noch herauszukommenden Zahlen, die Komponirung und Dekomponirung verschiedener Einsetzungsarten, u. dergl. mehr, führten ihn in so mancherley ernsthaft aussehende Rechnungen, aus denen so viele sonderbar scheinende Resultate entsprangen, daß er zuweilen verleitet ward, seine Hirngespinste, mit Wohlgefallen, für mathematische Einsichten zu halten. Dazu kam, daß die geringe Furcht zu verlieren und die grössere Hofnung zu gewinnen, der Verdruß die Zahlen verfehlet, und die Freude sie errathen zu haben, seine sonst so leere Seele mit etwas Leidenschaften ähnlichem erfüllte, welches machte, daß er weniger träge zu denken, und lebhafter zu sprechen begann, und welches zugleich seine Säfte, in so ordentlicher Wirkung und Gegenwirkung erhielt, daß er nie weniger von Indigestionen zu befürchten hatte, als kurz vor und kurz nach den verschiedenen Ziehungstagen. Man kann also leicht erachten, daß er hierdurch in der besten Gesundheit erhalten worden sey, da verschiedene Patrioten in verschiedenen Provinzen Deutschlandes, dafür gesorgt haben, daß keine

Woche

Woche vorbeygeht, ohne daß irgendwoher den Reichen ein so stattliches Digestivmittel dargeboten werde, welches für sie allemahl wohlthätig, und nur blos den Armen zuweilen etwas zu drastisch ist.

Wenige Tage, nachdem Sebaldus in sein Amt eines Zeitungslesers eingesetzt worden war, stand in einer Zeitung, die Gewinnliste, ich weiß nicht welcher Zahlenlotterie. Er mußte sie ganz vorlesen, weil für dem alten Säugling, wegen vieler, über die Folge der Zahlen in dieser Lotterie, gemachten Spekulationen, sehr interessant war. Sebaldus verstand aber so wenig davon, als ob sie polnisch geschrieben gewesen wäre. Der alte Säugling, der schon diese Tage über, wenn er in den Zeitungen über manche Namen und Sachen zweifelte, Sebaldus historische und geographische Kenntnisse, nachgebend hatte annehmen müssen, that sich jetzt was rechts darauf zu gute, daß er nun demselben erklären konnte, was Ambe und Terne, und andere zur Lotterie gehörige Worte bedeuteten. Er gerieth dabey in solchen Eifer, daß er dem Sebaldus anlag, sich fünf Zahlen auszulesen und auf dieselben zu setzen. Sebaldus hatte keine Lust, und verirrte sich in die Logik der Wahrscheinlichkeit, um zu beweisen, daß keine Zahl vor der andern, mehr Wahrscheinlichkeit

herauszukommen habe, und daß er also keine vor der andern zu wählen wisse. Der alte Säugling, voll Begierde, vermeinte auf dem rechten Wege zu seyn, indem er den arabischen Lotterieprahlser und das Vademecum für Zahlenlotterien, mit seinen daraus gezogenen Deutungen und Verbindungen dem Sebaldus vorerzählte. Zuletzt, nach vielen Hin- und Wiederreden, verblieb Säugling, wie es einem reichen Manne gegen seinen Hausgenossen gebühret, auf seiner Meinung, und verlangte: Sebaldus sollte nur Eine Zahl anzeigen, die er im Sinne hätte, so wolle er ihm die übrigen vier daraus ziehen.

Sebaldus sagte: ‚In meinem Sinne ist gar keine ‚Zahl, als die Zahl 666..

‚Gut!, rief der alte Säugling: ‚Sehen Sie — ‚6 und 66 ist drinn, verdoppeln Sie die erste und ‚theilen die letztere, kommt 12 und 33, ziehen Sie ‚diese beiden von einander ab, bleibt 11 — Sehen ‚Sie — 6. 11. 12. 33. 66. — da haben wirs — ‚aber wahrhaftig schlechte Zahlen, die einzige 11 ist gut. Sie verstehen's Spiel noch nicht, Herr Tothanker, das sieht man. Die geraden Zahlen kommen dieses Jahr in dieser Lotterie nicht heraus, am ‚wenigsten in dem ersten Funfzig. Aber so ists, solche ‚junge Anfänger müssen Lehrgeld geben. Bleiben

‚Sie

„Sie nur bey Ihren Zahlen. Ich will Ihnen meine „nicht sagen, aber die 11 ist dabey. Wir wollen se„hen, über drey Wochen, wenn die Ziehung vorbey „ist. Die 11 kommt heraus, und noch eine Zahl. „Aber st! — Lasen Sie uns die Sätze reguliren. Sie „sollen Sechs Thaler setzen, dieß ist allemahl mein „Satz in jeder Lotterie..

Der alte Säugling besorgte den Einsatz, mit seinen eigenen, und stellte dem Sebaldus den Schein zu. Zugleich machte er bey Vergleichung der Sätze, seiner Einsicht nochmals ein Kompliment, und spekulirte, wie gewöhnlich, noch einige Tage über verschiedene Verbindungen der Zahlen, dahingegen Sebaldus die Sache, da sie kaum geschehen war, vergaß.

Dritter Abschnitt.

Einige Zeit darauf, fiel Säugling, der Vater, als er nur seinen gewöhnlichen Frühlingsschnupfen zu erhalten vermeinte, plötzlich in ein starkes Fieber, welches ihn einige Tage lang bettlägerig hielt. Es fügte sich, da er sich besserte, und Nachmittags ruhen wollte, daß Sebaldus, nebst dem jungen Säugling, indessen einen kleinen Spaziergang machte. Eben unter der Zeit, kam Rambold angeritten. Da er auf diese Art niemand spre-

chen konnte, vertrieb er sich indessen die Zeit damit, daß er die Zeitungen durchlief, und die Aufschriften der Briefe überlas, die der Posthote nicht lange gebracht hatte, und die noch im Zimmer auf dem Tische lagen. Er fand unter den Briefen einen an den jungen Säugling, davon ihm die Handschrift bekannt schien, und steckte ihn zu sich, um einen Schabernack damit zu machen, wovon er, wie wir schon wissen, ein Liebhaber war. Er konnte sich nicht lange darauf bedenken, indem Säugling der Sohn eben zurück kam, und ihm den Sebaldus, den er hier noch nicht gesehen hatte, vorstellte. Sebaldus gieng gleich darauf, zu sehen, ob der Kranke erwacht sey, und gab Rambolden freye Hand, Säuglingen wegen dessen Neigung zu einem Bettler, gewöhnlicher Art nach, aufzuziehen. Dennoch hörte er Säuglings Erzählung von Sebaldus Namen, Stand und Begebenheiten mit besonderer Aufmerksamkeit an, fragte auch selbst, mit mehr als gewöhnlicher Neugier, nach verschiedenen Umständen. Da indessen Säugling fortfuhr, mit warmer Theilnehmung die Geschichte zu erzehlen, schien Rambold darüber betroffen zu seyn, ward wider seine Gewohnheit ernsthaft, stand auf und gieng ein paarmahl im Zimmer auf und nieder, schien über die Erzehlung

zehlung unruhig zu werden, lehnte ſich ins Fenſter, nahm, ohne daran zu denken, den Brief aus der Taſche, erbrach ihn in der Zerſtreuung, las ihn, ward feuerroth, nahm mit einemmahle eine ganz andere, vergnügte, Mine an, ſchlug in die Hände, ſah nach der Uhr, brach kurz ab, rief aus dem Fenſter, daß man ſein Pferd gleich ſatteln ſolle, ſagte, er müſte unumgänglich gleich wieder nach Hauſe, umarmte Säuglingen, ſchwang ſich aufs Pferd, und ritt ſchnell davon.

Säugling wußte nicht, welcher Veranlaßung er Rambolds plötzlichen Aufbruch zuſchreiben ſollte, indeſſen da er an demſelben ſchon mancherley Launen gewohnt war, ſo dachte er weiter nicht darauf, oder glaubte vielleicht wirklich, Rambold würde durch ein Geſchäft nach Hauſe gerufen. Indeſſen ritt Rambold nicht nach Hauſe, ſondern einen ganz andern Weg, wie berichtet werden ſoll, wenn wir erſt zurückgeſehen haben, wo Mariane geblieben, von der wir, ſeitdem ſie dem Oberſten entſprungen war, keine Nachricht erhalten haben.

Vierter Abſchnitt.

Nachdem Mariane, beinahe eine halbe Meile lang, ſo geſchwind ſie konnte, gelaufen war, mußte ſie ſich endlich, aus Mangel des Athems, ohnweit

der Landstrasse, niedersetzen. Als sie sich ein wenig erholet hatte, fieng sie an, ihren Zustand zu überdenken. Sie war in einer unbekannten Gegend, von jedermann verlassen, und mußte befürchten, ihrem Nachsteller, der sie vermuthlich verfolgen laßen würde, wieder in die Hände zu gerathen. Als sie indessen in ihrer Tasche ihr Geld wiederfand, so verzweifelte sie nicht, Mittel zu finden, sich geschwinder zu entfernen, und da eben ein Bauerwagen vorbey fuhr, welcher in ein einige Meilen entlegenes Dorf gehörte, setzte sie sich auf denselben und ließ sich unverzüglich weiter bringen. Sie fuhr auf diese Art, beynahe ohne auszuruhen, von Dorfe zu Dorfe fort, in der Absicht des Freyherrn v. D*** Güter zu erreichen. Indessen, da sie selbst den Weg dahin nicht recht wußte, und niemand als Bauern darum fragen konnte, deren Kenntniß sich gemeiniglich nicht weiter als einige Tagereisen in die Runde erstrecket, so ward sie anstatt ins Hildesheimische, tief in Westphalen hineingefahren. Nachdem sie so acht Tage lang fortgereiset war, fieng ein eingefallnes Regenwetter an, ihr beschwerlich zu werden, da sie ganz leicht bekleidet war. Indessen bestand sie doch darauf, weiter zu reisen, bis sie ein Platzregen und Ungewitter nöthigte, in einem im Walde stehenden einzel-

einzelnen Hause einzukehren. Der Regen hörte den ganzen Tag nicht auf, der Bauer wollte nicht warten, weil er den andern Tag einen Hofedienst zu thun hatte, und da sie von dem Bewohner des Hauses, welcher, weil er in seiner Jugend Soldat gewesen, die Gegend weit und breit kannte, auf ihre Erkundigung nach dem Wege, vernahm, daß sie sehr weit von dem Hildesheimschen entfernt sey; so entschloß sie sich kurz, den Bauer abzulohnen, und bis zur Besserung des Wetters in diesem Hause zu bleiben.

Das Haus war von einem Greise, seiner Frau und seiner Tochter bewohnt, die sich theils vom Spinnen, der gewöhnlichen Winternahrung der Westphälischen Hausleute, erhielten, theils die Milch einer Kuh, und die Früchte eines Krautgartens verzehrten, der durch ihren eignen Fleiß war urbar gemacht worden. Der alte Hauswirth verband mit der treuherzigen Ehrlichkeit eines Landmanns, die Weltkenntniß, die lange Feldzüge gewähren. Er hatte mit seinem Gutsherrn, der sein Obersier gewesen war, alle Gefahren der Feldzüge in Brabant getheilt, und war ihm in allen Vorfällen so treu und ergeben gewesen, daß der Gutsherr, aus edler Dankbarkeit, das Schicksal seines alten Kriegskammeraden zu verbessern suchte. Als der Mann alt ward, ward der

Hof dessen Sohne übergeben, und er auf Leibzucht *) gesetzt. Der Markenherr gab ihm aber nicht allein aus der Mark einen beträchtlichen Zuschlag, und gab ihm seine Tochter, von Hofediensten frey, mit auf die Leibzucht, sondern er ließ ihm auch in einem angenehmen Sundern **) ein eignes bequemeres Haus, mit einem Schornstein bauen, so daß sich der Leibzüchter, nicht, wie seine Nachbarn, mit seinen Schinken zugleich, räuchern durfte. Dabey hatte er, unter seinem Strohdache, eine besondere abgeschlagene Kammer, welche eigentlich diente, seinen Wintervorrath zu verwahren, jetzt aber Marianen zur Schlafkammer angewiesen ward.

Sie genoß darinn nach einer ungewohnt langen Reise die erste Nacht eine süße Ruhe. Sie stand des Morgens erquickt auf, das Wetter hatte sich aufgeklärt, sie sah aus dem Fenster das Wäldchen im schönsten Laube, und hinter demselben grünende Wiesen. Als sie herunter kam, ward sie von den Hausleuten mit ländlicher Gastfreundschaft empfangen. Nach dem Frühstücke spazierte sie in der

*) Leibzucht, heißt in Westphalen die Wohnung eines vom Hofe abgegangenen Bauers.

**) Ein Sundern heißt in Westphalen ein beträchtliches Gehölz, welches in Absicht der Viehweide offen, aber was das Holz betrifft, davon gesondert, oder einem Herrn zuständig ist. S. Möseritz patriotische Phantasien 2 Th. S. 473.

der umliegenden Gegend, wo sie die Natur in aller ihrer Schönheit fand. Sie irrte auf einem Fußsteige, der, zwischen dichten Büschen, zu einem kleinen grünbewachsenen Hügel führte, neben dem sich ein klarer Bach schlängelte. Diese Gegend schien ihr ungemein reizend. Sie bestieg den kleinen Hügel, von welchem sie in dem Wäldchen umherschauen konnte, und in der Ferne die Aussicht auf wallende Kornfelder hatte. Hier überlegte sie ihren Zustand, sie sahe, daß sie von dem Zwecke ihrer Reise weit entfernt war, daß sie, wenn sie auch wieder zurückreisen wollte, nicht gewiß wissen könnte, in welchen Gesinnungen sie den Herrn von D*** finden möchte, daß sie vielleicht von ohngefehr dem Obersten in die Hände fallen könnte u. d. m. Dagegen schien ihr dieser Winkel der Erde, ganz paradiesisch zu seyn. Es dünkte also ihrem ohnedieß etwas zum romantischen geneigten Geiste das zuträglichste, wenn es möglich wäre, in diesem Aufenthalte der Ruhe und der Unschuld, von der ganzen Welt abgesondert zu leben.

Sie entdeckte ihren Vorsatz ihren Wirthsleuten, welche sich denselben wohl gefallen ließen, falls sie mit ihrem Hauswesen, so wie es war, vorlieb nehmen wollte. Mariane war vielmehr entzückt darüber. Ihr Wirth, mit seinem ehrwürdigen schneeweißen

weißen Haupte, und mit seiner ungekünstelten Aufrichtigkeit, schien ihr, mit seiner redlichen Hausfrau, ein Philemon und Baucis, das Häuschen ein Tempel, und die Gegend eine arkadische Flur zu seyn. Alles verschönerte sich in ihren Augen. Wenn sie mit Spinnen und andern häuslichen Arbeiten einen Tag zubrachte, einen andern, mit Besorgung der Milchkammer, oder einmahl ihr eigen Gerücht pflücken und in den Topf werfen konnte, glaubte sie, aus dem Prunke eines verderbten Zeitalters, zur Einfalt und auch zur Unschuld der ersten Welt, zurückgekehret zu seyn. Und wenn sie des Abends, mit der Tochter ihres Wirthes, einem guten Mädchen, nach dem Hügel spazierte, oder sich mit ihr am Rande des Bachs ins Gras setzte, schien sie sich zu den Nymphen Dianens zu gehören, und wenn sie sang, welches oft geschah, schienen ihr die Hamadryaden aus dem Walde von fern zu antworten.

Wahr ists inzwischen, daß diese reizenden Vorstellungen, wie mehrere poetische Phantasien, ins gemeine Leben gebracht, nicht allzulange Stich hielten, und daß, nach einem Monate, die gute Mariane ihre Einbildungskraft schon anstrengen mußte, wenn sie in das seelenvolle Gefühl übergehen wollte, das ihr sonst so natürlich schien. Als aber vollends der späte

Herbst

Herbſt die Blätter ſtreifte, und der Nordwind mit ungeſtümem Brauſen, jeden Schritt auſſer dem Hauſe verwehrte, ſank Philemon in ihrer Idee wirklich zu einem gemeinen Bauer herab, und Baucis zu einer weſtphäliſchen Hausmutter, die auch wohl, wenn ihr in der Haushaltung nicht alles nach Sinne gieng, ſchelten und ſchmollen konnte. Der Tempel ward wieder eine enge und unbequeme Hütte, in welcher die harte Koſt, ſo ſehr ſie der Einfalt unſchuldiger Hirtenvölker gemäß war, doch nicht ſchmecken wollte. Ja, Mariane hat nachher ganz natürlich geſtanden, daß ſie ihrer phantaſiereichen Vorſtellungen ungeachtet, dennoch zuweilen, bey einem patriarchaliſchen Milchbrey in einer hölzernen Satte, nach einem wohlfiltrirten Kaffee in meiſniſcher Schaale, läſtern geweſen ſey.

In den erſten Tagen dieſer ländlichen Einſamkeit, hatte ſie ſich, in liebliche Ideen von arkadiſcher Unſchuld verſenkt, bereden wollen, daß ihr Herz von Liebe frey ſey. Aber eben dieſe kleinen empfindſamen Schwärmereyen, öfneten es jedem ſüßen Eindrucke. Sie lebte die vorigen glücklichen Zeiten in Gedanken noch einmahl, ſie erinnerte ſich ihres Säuglings ehrerbietiger, zärtlicher, inbrünſtiger Geſinnungen, ſie beſann ſich, wie er ſich ihrer bey einer ſchimpfli-

den

chen Beleidigung angenommen habe. Dann machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihm, wider ihre Neigung, so kalt begegnet habe, sie konnte nun nicht begreifen, wie sie ihr Herz vor ihm nicht habe ausgießen können.

Diese Erinnerung war, als im Winter, durch lange Weile und Widerwillen, ihr Geist täglich mehr zu erschlaffen begann, ihr einziger Trost. Sie wiegte sich in dem Gedanken, daß Säugling sie wirklich noch liebe, daß sie noch einst mit ihm vereinigt und glücklich seyn werde. Sie maß seinen Schmerz von ihr entfernt zu seyn, nach dem ihrigen ab, und fand eine Wollust darinn, wenn sie, indem sie ihren eigenen Schmerz beweinte, den Schmerz ihres Geliebten zu beweinen glaubte.

Als der Frühling wieder kam, und alle ihre Empfindungen heiterer wurden, drangen die zärtlichen Gefühle mit jedem Frühlingshauche tiefer in ihre Brust. Säuglings Bild spiegelte sich ihr in jedem hervorgrünenden Blatte, in jeder entfalteten Knospe. Bey ihren einsamen Spaziergängen nach dem Bächlein, begleitete es sie. Dann saß sie in wonnetrunkenem Staunen, dann glaubte sie es zu umfassen, dann sprang sie auf, und erröthete vor ihrem eigenem Phantome. Dann wandelte sie am Ufer herab, und sang Lieder, die er auf sie gemacht hatte, zu dem

dem Falle des kleinen Stroms, der über glatte Kieſel herabrieſelte, und indem er ſich ausbreitete, den grünenden Raſengrund, zu Entſtehung neuer Blumen befeuchtete.

Mit dieſen anmuthsreichen Phantaſien verband ſie auch Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zuſtand. Sie ſahe ein, es ſey ihr unmöglich, noch einen Winter in dieſem Hauſe zuzubringen, gleichwohl ſahe ſie auch kein Mittel, wie ſie auf eine anſtändige Art, ihre Lage verändern könnte. Sie ſchien ſich einzeln, von aller Welt verlaſſen zu ſeyn, beſonders, nachdem ſie auf einen Brief an Hieronymus ſchon ſeit ein paar Monaten keine Antwort erhalten hatte, vermuthlich weil er nicht zu handen gekommen war. Da nunmehr ihre Liebe zu Säuglingen ſich ihrer ganzen Seele bemächtigte, und ſich das Verlangen, auch von ſeinen Geſinnungen gegen ſie unterrichtet zu ſeyn, in ihre innerſten Gedanken einflocht; ſo entſchloß ſie ſich endlich, nach vielem vergeblichen Zaudern, ihm, nach Weſel, wohin ſie wußte, daß er mit Rambolden hatte reiſen ſollen, ihren Aufenthalt zu melden.

Der Entwurf dieſes Briefs koſtete verſchiedene Tage, denn ſie hatte ſich feſt vorgenommen, alle Merkmale der Liebe daraus wegzuwiſchen, und dieſe

als ein unglückliches Frauenzimmer zu schreiben, das sich, weil sie von jedermann verlaßen ist, an einen edelmüthigen Jüngling wenden muß. Dennoch hatte sie die Sputen ihrer Leidenschaft nicht ganz auslöschen können, denn die Liebe, wie ein süsser Geruch, duftet unvermerkt um sich. Säugling, dessen Empfindungen den ihrigen so sehr entsprachen, würde auch gewiß mit unnennbarer Wollust gefühlet haben, was in ihrer Seele war, wenn er so glücklich gewesen wäre, diesen Brief zu erhalten. Der Brief ward dem Postamte zu Wesel, nach seines Vaters Gute, gesendet, und war eben derjenige, den Rambold erst aus Schäkerey beysteckte, nachher aus Zerstreuung las, und da er daraus Marianens Aufenthalt ersahe, nicht einen Augenblick säumen wollte, zu ihr zu eilen, denn der Ort ihres Aufenthalts war in der That nicht eine Meile entlegen.

Rambold that, als ob ihn ein ungefährer Zufall dahin geführt hätte, und hütete sich wohl, von dem gelesenen Briefe etwas zu erwähnen. Mariane verwunderte und freuete sich, ihn zu sehen, weil sie von ihm, Nachricht von ihrem Säugling zu empfangen hoffte. Aber er schwieg, und da sie endlich mit einigen Umschweifen nach demselben fragte, nahm er eine betrübte Mine an, und versicherte sie, weil ihm eben nichts an-

ders

ders einfiel, daß Säugling gestorben sey. Diese Nachricht setzte Marianen außer sich. Rambold war zwar sehr bemüht, sie zu bereden, daß sie sich dessen Tod nicht gar zu sehr zu Sinne ziehen möchte, weil Säugling ein Häschen gewesen, der allen Frauenzimmern Süßigkeiten vorgesagt hätte; aber, bey Marianen wollten diese leidigen Troſtgründe keinen Eingang finden, daher kürzte er seinen Besuch ab, und ritt wieder nach Hause.

Er unterließ aber doch nicht, oft wieder zu kommen, und ward von Marianen, die nunmehr in beständiger Traurigkeit lebte, gern gesehen, weil er sie an Säuglingen erinnerte, von welchem er ihr, auf ihre Fragen, allerhand Mährchen erzählte, welche, so unbeträchtlich sie waren, doch in Marianens zum Trauren gestimmter Einbildungskraft, ein mitleidiges Wohlgefallen erregten.

Der Herr von Haberwald merkte Ramboldo öftere Abwesenheit, und unterließ nicht, ihn darüber zu hohnnecken. Rambold mußte endlich gestehen, daß er ein hübsches Mädchen besuchte, welches er zu seiner Frau machen würde, wenn er eine Versorgung hätte. Der Herr von Haberwald spitzte hierüber die Ohren, und bestand darauf, daß er ihn mitnehmen sollte. Dieß geschah, und weil Rambold

bold dem Herrn von Haberwald einen Wink gegeben hatte, daß er klug seyn sollte, so wußte er sich so ehrbar zu betragen, daß Mariane an beider Aufführung nichts auszusetzen haben konnte.

Als sie zurückkamen, so wurde, nachdem, bey einigen Flaschen Wein, Marianens Schönheit von beiden Theilen war gepriesen worden, von dem Hrn. von Haberwald die weise Anmerkung gemacht, daß eine hübsche Frau Pastorinn in einem Kirchspiele eine nützliche Sache wäre. Durch diese Aeußerung ward eine kleine Unterhandlung eröfnet, die, wenn sie weitläufig auf dem Papiere beschrieben werden sollte, Lesern von feinen Empfindungen, niederträchtig und widerwärtig scheinen könnte, die aber, im Laufe der Welt, unter manchen Leuten ohne Bedenken statt findet, eben, weil sie keine feine Empfindungen haben. Das Resultat derselben war, daß der Herr von Haberwald feyerlich versprach: sobald Rambold von Marianen das Jawort erhalten hätte, sollte er die Adjunktur des abgelebten Pfarrers, mit einem bestimmten Gehalte, bekommen.

Rambold warb nun im Ernste um sie. Mariane gab ihm zwar eine ausdrückliche abschlägige Antwort, und brachte, in ihrem Herzen, dem Andenken ihres Säuglings dieses Opfer. Indessen wiederholte

Univers. Linz.

verholte Rambold, obgleich ohne Hofnung einiges Erfolgs, so oft einen Antrag, über den, an sich, ein junges ledigs Frauenzimmer niemals zornig wird, wenn er nicht gerade zu wider ihre Absichten streitet; daß ihn Mariane mit einiger Nachsicht anhörte. Die Heldinn eines Romans, hätte freylich eine unverletzte Beständigkeit an den Tag legen, und sich eher tödten laßen müssen, als sich einem Gegenstande zu ergeben, für den sie nicht die heißeste Liebe fühlte. Aber im gemeinen Leben haben wir häufige Beyspiele, daß wohlgezogene Frauenzimmer, wenn sie gleich zur brünstigsten Leidenschaft in sich Zunder fühlten, dennoch, selbst nicht in so mißlicher Lage wie Mariane, mit kalter Vernunft überlegt haben, was vieles junge Volk nicht wissen will, daß Liebe nicht ewig in gleicher Anspannung dauren kann, und daß neben der Liebe, so wünschenswerth sie ist, dennoch noch mehr Gegenstände in der Welt sind, edlen Seelen auch wünschenswerth. Da nun Rambold von Person nicht widrig war, da er sich seit der ersten Zeit seines Umgangs mit Marianen, in ihre Gemüthsart geschickt, und sich dabey so fein hatte zu verstellen wissen, daß sie von seiner schlechten Seite fast nichts gemerkt hatte; so ist schwer zu entscheiden, wozu sie sich vielleicht noch endlich könnte

entſchloſſen haben, wenn das Schickſal, welches doch, wie die Poeten verſichern, beſtändig über die Verliebten wachen ſoll, ihr beſtändig, Nachricht von Säuglings Leben verweigert hätte.

Fünfter Abſchnitt.

Säugling, der von dieſen, ſo wie von allen ſeit Marianens Entführung vorgefallenen Begebenheiten, nichts wußte, blieb in ſeiner Zuneigung gegen ſeine Geliebte beſtändig. Sie war noch beſtändig der Gegenſtand aller ſeiner einſamen Phantaſien. An ſie waren alle verliebte Verſe gerichtet, die er nicht unterlaßen konnte, von Zeit zu Zeit zu machen. Er gab ſich unabläßig, obwohl fruchtlos, Mühe, Nachricht von ihr einzuziehen. Er beklagte ſich deshalb oft bey dem treuloſen Rambold, welcher aber, beſonders in den letzten Zeiten, ſeine Liebe zu einer abweſenden Perſon, die vielleicht wer weiß wo in der Welt herumſchweifen möchte, mit gewöhnlicher Narrentheidung zu beſpötteln ſuchte, welches auf das Gemüth des treuen Säuglings, ſo empfindlich er ſonſt auch gegen das lächerliche war, keinen Eindruck machen konnte.

Ob nun gleich, Mariane immer die Königinn seines Herzens blieb, der alle seine Gedanken gewidmet waren, so würde doch seine so weiblich gestimmte Seele unglücklich gewesen seyn, wenn er nicht mit einem gegenwärtigen Frauenzimmer öfters hätte umgehen können. Auf dem Gute seines Vaters aber, war keine weibliche Seele, seiner Achtsamkeit würdig, daher war es ein Glück für ihn, daß sich bald eine Gelegenheit fand, mit einem jungen Frauenzimmer in der Nachbarschaft bekannt zu werden.

Die Betstunden, welche Sängling der Vater zu halten anfieng, machten ihn mit der Frau Gertrudinn, einer reichen Wittwe bekannt, die in einem benachbarten Städtchen wohnte. Ihr seliger Gemahl, Herr Gertrud, war ein betriebsamer Mann, der beständig bedacht gewesen war, sein kleines Talent, so gut wie möglich, und zwar hauptsächlich zu seinem eigenem Vortheile zu nützen. Weil er wußte, wie viel leichter es ist, auf einem gutmüthigen Menschen zu reiten, als pfiffige Kunden zu überlisten, und weil er von Natur ein ehrbares und bedächtiges Ansehen hatte, so trieb er sein Wesen hauptsächlich unter verschiedenen enthusiastischen und separatistischen Religionspartheyen. Er fügte sich ganz

ihren Einrichtungen, drang sehr gefliſſentlich in die ihnen am Herzen liegende Glaubenspunkte ein, besorgte ihre Angelegenheiten, correſpondirte mit den entfernten Brüderſchaften, und vertheilte ihre Almosen. Er hatte ſich beſonders, lange bey den Herrnhutern aufgehalten, und war nur erſt alsdenn von ihnen geſchieden, da man ihn über gewiſſe Verwaltungen brüderlich befragen wollte, über welche er nicht brüderlich zu antworten gemeinet war. Seine Frau war ihm, ehe dieß geſchah, durchs Loos des Heilandes zu gefallen, und dieſes Loos behagte ihm ſehr wohl, denn die ihm zugefallne Schweſter, war in ihrem neunzehnten Jahre, hatte eine feine Haut, ein wohlbeleibtes Anſehen, und große blaue Augen, die ſie bey geiſtlichen und weltlichen Entzückungen ſehr andächtig zu verdrehen wuſte. Als er ſtarb, ließ er ſeiner Wittwe, nebſt einem Vermögen von funfzigtauſend Thalern, eine einzige Tochter, die Jungfer Anaſtaſia Gertrudtinn. Dieſe war jetzt in ihrem achtzehnten Jahre, und ſahe ohngefähr eben ſo aus, als ihre Mutter, zu der Zeit, als ſie ihrem Vater durchs Loos zufiel. Sie hatte das gebenedeyte Anſehn, welches der Frömmling aus der Zerknirſchung des Herzens herleitet, und der Weltling zuweilen in einem ganz andern Verſtande annimmt. Ihre Au-

gen

gen waren faſt immer niedergeſchlagen; doch wenn ſie ſie aufhob, war ihr Blick zwar ſehr durchdringend, aber ihre Augen fielen ſogleich wieder ehrbarlich nieder. Sie trieb keine Kleiderpracht, und gieng weder in Sammt noch Seide, aber das allerfeinſte Leinen, die ausgeſuchteſten Spitzen, die Chitſe erſter Sorte, obgleich ſittſamer Farbe, dienten, eine ſehr zarte Haut und eine volle Wange, zu erhöhen, die, ohne daß es ſchien, doch ſehr ſorgfältig gepflegt wurden. Sie ſprach ſehr wenig, eigentlich, weil ſie nicht viel zu ſprechen wuſte: aber dieſe Einfalt diente ihr zu einer frommen Koketterie. Sie ſchien aus verſchämter Zurückhaltung zu ſchweigen, indem ſie ſanft ſeufzete, und das Haupt langſam ſeitwärts ſinken ließ.

Mit dieſem jungen Frauenzimmer unterhielt ſich Säugling der Sohn, wenn ihre Mutter ſeinen Vater oder er ſie beſuchte, welches faſt wöchentlich geſchahe. Unterdeſſen die Frau Gertrudtinn mit Sebaldus über theologiſche Materien diſputirte, wie ſie denn in der Dogmatik, ſo gut wie in der Polemik, bewandert war, oder unterdeſſen ſie mit ſeinem Vater die Materie von Hypotheken und Pfandbriefen abhandelte; pflegte Säugling mit der Jungfer Anaſtaſia die ſüſſen Gedanken zu theilen, die wie

Honig von seinen Lippen flossen. Daß sie sie nicht verstand, that nichts zur Sache, sie machte doch einen bescheidenen Knix, als ob sie sie verstünde, schlug ihre großen Augen kurz auf und wieder nieder, und erröthete zuweilen, wenn etwas von Liebe, oder heidnischer Mythologie vorkam. Säugling der dieses bemerkte, und, einem Frauenzimmer zu gefallen, gern alle Gestalten annahm, versuchte einige geistliche Lieder nach bekannten Melodien zu machen. Dieses gelang ihm über Vermuthen. Denn die Jungfer Anastasia, begann sie nicht allein mit vieler Begierde zu lesen, und sang sie ihm mit ihrem schönen Munde vor, sondern die Frau Gertrudtinn fand auch so viel Salbung darinn, daß sie, aus eignem Betriebe, sich dahin zu verwenden versprach, daß diese Lieder in ein Gesangbuch, von welchem im Herzogthume Jülich eine verbesserte und vermehrte Auflage besorgt werden sollte, eingerückt würden. Eine Hofnung, welche Säuglings kleiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Auf diese Art ward der Umgang zwischen Säuglingen und der Jungfer Anastasia täglich genauer, und die schüchterne Anastasia, ward, obgleich in aller Ehrbarkeit, etwas gesprächiger und unterhaltender, welches beiderseits Eltern sehr wohl gefiel. Denn Säugling der Vater, der den Reichthum der Frau

Gertrud-

Gertrudtinn kannte, berechnete, daß ſein Sohn keine beſſere Partie thun könnte, und Frau Gertrudtinn, welche auch wohl wußte, wie warm der alte Säugling ſaß, fing an, der Sache etwas näher zu treten, indem ſie zuweilen bemerkte, daß die Ehen im Himmel geſchloßen würden, und daß die Menſchen, ſobald dieß erſichtlich ſey, dem Himmel nicht widerſtreben müßten.

Säugling der Sohn, argwohnte alle dieſe Abſichten gar nicht, ſondern der Umgang mit einem Frauenzimmer diente ihm nur, wie einer Uhr das Oel, um ſeine zärtlichen Phantaſien in einem gleichem Gange zu erhalten. Er lebte ganz unbefangen mit der Jungfer Anaſtaſia, und widmete nichts deſtoweniger beſtändig, ſeiner abweſenden Mariane die zärtlichſte Liebe.

Sechſter Abſchnitt.

Nachdem Säugling der Vater von ſeiner Krankheit geneſen war, ward er einſt, mit ſeinem Sohne, zu der Frau Gertrudtinn in die Stadt, zu Mittage eingeladen. Die ſchöne Anaſtaſia, welche des jungen Säuglings Achtſamkeiten, gleich ihrer Mutter, ganz ernſthaft auslegte, hatte dieſen Tag

alle ihre sittsamen Reizungen aufgeboten, weil sie nunmehr zuträglich hielt, sein Herz ganz zu fesseln. Man fand an ihr heute nicht bloß, die, wohlbegüterten Betschwestern, sonst eigenthümliche andächtige Selbstgenügsamkeit, nicht nur das ihnen sonst gewöhnliche selbst behagliche Achtgeben, auf gesundes Ansehen, auf Weiche der Haut, auf Glätte der Bekleidung, auf Gelindigkeit der ganzen Person, welches sogar bey Nonnen die Stelle alles weltlichen Putzes ersetzt; sondern, ihr mit brabandischen Spitzen besetztes Häubchen war auch einen halben Zoll höher auf die Stirne gerückt, sie schlug die Augen öfter lieblich in die Höhe und ließ sie mit langsamern Schmachten niedersinken, und ihre weichlich lispelnde Stimme, sonst mit Seufzerchen überhaucht, erstarb heute auf ihren Lippen, mit einer fast holdem Lächeln nahe kommenden Freundlichkeit.

Alle diese schmachtende Reize, ließ sie mit der, andächtelnden Mädchen so eignen, zurückhaltenden Innigkeit, auf Säuglingen wirken, als sie nach dem Mittagsmahle, mit ihm allein im Garten spazieren gieng. Jungfer Anastasia die, in seinen Augen, bald die unverstellten Merkmale des Wohlgefallens las, glaubte sichere Zeichen ihres geheimen Sieges zu finden, und ihrem wohlmeinenden Zwecke, aus einem

weltli-

weltlichen Jünglinge, einen frommen Ehemann zu machen, ziemlich nahe zu seyn.

Indessen, da sie, mit stillem Herzklopfen, einer zärtlichen Erklärung entgegen sahe, ließ sich Säugling, weit gefehlt, daß er seiner einzig geliebten Mariane nur einen Augenblick hätte untreu werden sollen, durch ihre anmuthige Vertraulichkeit zu nichts bewegen, als daß er einige von seinen Lieblingsliedern, über die Freuden des Lebens, aus der Tasche nahm, die er sich bisher noch nicht getrauet hatte, ihr vorzulesen. Sie hörte sie, mit völliger Ergebung in ihr Schicksal, an. Bey seinen Gedanken, die sie nicht verstand, sahe sie freylich ein wenig dämisch aus, aber dieß ward durch das sanfte Lächeln vergütet, welches zugleich diente ihre schönen Zähne, und die Grübchen in ihren runden Wangen zu zeigen. Bey verliebten Stellen erröthete sie nicht gleich, wie sonst, sondern hob die Augen seitwärts, mit einem Blicke zwischen Verschämtheit und Sehnsucht, in die Höhe, und erst, wenn, im Herabsinken, ihre Augen, Säuglings auf ihren Beyfall gierigern Blicke, begegneten, stieg ein sanftes Roth auf ihre vollen Wangen, indem ihre Augen nochmals furchtsam aufblinzten.

Unter-

Unterdessen daß dieses vorgieng, hatte sich ein mitgebetener Freund der Frau Gertrudtinn des alten Säuglings bemächtigt, und ihn nach Tische ebenfalls in eine andere Gegend des Gartens geführet. Er brachte, ungezwungner Weise, das Gespräch auf die Jungfer Anastasia, und breitete sich ausführlich über das große Heuratsgut aus, das sie zu gewarten hätte. Er erzählte zugleich, es hätten sich schon viele Partheyen gefunden, die aber, weil sie Weltkinder gewesen, von der Frau Gertrudtinn abgewiesen worden, bis sich kürzlich erst, ein annehmlicher Bräutigam, sogar ein Edelmann gefunden hätte, dessen Ansuchen jetzt wirklich in Erwegung gezogen würde.

Diese Nachricht that auf den alten Säugling die begehrte Wirkung. Er ward etwas still, blies einige Minuten lang, den Rauch langsamer aus seiner Pfeife, und fragte, so gleichgültig als er konnte: ‚Ob denn der bewußte Bräutigam schon das Jawort erhalten hätte?‘

‚Bis jetzt noch nicht, sagte der Freund des Hauses, die Sache ist jetzt wirklich in Ueberlegung, und verdient sie.‘

‚Ich wünschte,‘ sagte der alte Säugling, nachdem er wieder einige Minuten pausiret hatte, ‚daß ich eher etwas davon gewußt hätte, denn ich muß gesteh-

‚gestehen, daß ich die Jungfer Anastasia immer für ‚eine meinem Sohne schickliche Parthey gehalten ‚habe.‘

Der Hausfreund versicherte, daß hierbey noch nichts verlohren wäre, man sey mit dem andern Bräutigam auf keine Weise gebunden, und ob derselbe gleich nicht nur ein Mann von Stande sey, sondern auch ein rechtes frommes Gnadenkind geworden: so sey er doch ein Officier, und man wisse wohl, daß Leute dieses Standes, am leichtesten in Rückfall gerathen können; daher werde die Frau Gertrudtinn seinem Sohne gewiß den Vorzug geben, nur müsse er, wie leicht zu erachten, sich sehr bald deshalb erklären.

Der alte Säugling ward über diese Nachricht überaus vergnügt, versicherte, daß er morgen unverzüglich mit seinem Sohne reden wollte, welcher ihm schon längst eine besondere Neigung zur Jungfer Anastasia zu haben schiene, und da er gar nicht zweifelte, derselbe werde zu dieser Heurath die größeste Begierde zeigen: so nahm er zugleich die Abrede, daß die Frau Gertrudtinn, nebst ihrer Tochter, und ihm, dem Hausfreunde, auf den übermorgenden Tag, auf sein Gut, zum Mittagessen gebeten werden sollten: damit alsdenn der erste Antrag geschehen, und viel-

vielleicht gar die Sache gleich in Richtigkeit gebracht werden könnte.

Der Freund der Frau Gertrudtinn, bestärkte den alten Säugling sehr in diesem Vorsatze, und fuhr fort, ihm eine ausführliche Auskunft über derselben Vermögen zu geben, nebst andern dahin einschlagenden dem Alten überaus angenehmen Gesprächen. Es entspann sich daher zwischen beiden eine wechselseitige Vertraulichkeit, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß, als gegen Abend, die Zeit zur Abfarth herankam, der alte Säugling sich, ohne Umstände, in den Wagen des fremden Herrn setzte; damit sie in ihrem Gespräche fortfahren, und ihre Rathschläge und Entwürfe ferner ins Reine bringen könnten.

Der junge Säugling fuhr also ganz allein. Dieser war durch die Lieblichkeit der Jungfer Anastasia, und durch den Weihrauch, den sie seinen Gedichten angezündet hatte, (denn er hielt ihr Seufzen und Erröthen bloß für eine starke Wirkung seiner Gedichte) in die wohlgefälligste Laune gesetzt worden. Es war einer der schönsten Sommerabende. Er stieg daher aus dem Wagen, als der Weg neben einem Walde vorbeyging, um einen Spaziergang zu Fuße zu machen. Der Kutscher bschrieb ihm einen Fussteig, der nach einer Viertelmeile wieder aus dem

Walde

Walde herausführte. Dahin ward der Wagen beſchieden, und Säugling gieng in das Gebüſch, mit der Schreibtafel in der Hand, um, unter den Einflüſſen der ſchönen Gegend, einer Scene in ſeinem empfindſamen Romane nachzudenken.

Er war ſchon, eine geraume Zeit, in aller Wolluſt der Autorempfängniß, fortgewandelt, als er, ohngefähr dreißig Schritte vom Fußſteige ab, im Walde einen angenehmen Geſang zu hören glaubte. Er ward dadurch noch mehr aufmerkſam gemacht, da ihm die Melodie bekannt war, noch mehr, da es ihm bey näherm Hinzugehen, eines ſeiner Lieder zu ſeyn ſchien, noch mehr, da ihm die Stimme Marianens Stimme zu ſeyn bedünkte. Er eilte durch das Geſträuch. Es war wirklich Mariane, die bey ihrem gewöhnlichen einſamen Abendſpaziergange, ſich am Ufer des kleinen Baches niedergeſetzt hatte, ihren ſchwermüthigen Gedanken, über ihren geliebten ihr ſo frühzeitig geraubten Säugling nachzuhängen, und in dieſem ſüßen Staunen, ein von demſelben ehemals an ſie gerichtetes Lied ſang.

Als ſie Säuglingen erblickte, ſprang ſie auf, und that einen lauten Schrey, weil ſie glaubte ein Geſpenſt zu ſehen. Er überzeugte ſie aber bald, daß er lebte, da er ſie aufs feurigſte in ſeine Arme ſchloß,

und

und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen drückte. Unnennbare Freude zitterte aus beiden in dieser Umarmung, für alle Beschreibung zu innig. Mariannens ganze Zurückhaltung zerfloß in diesem Gefühle, wie Eis beym Blick eines Maytages. Sie schwor die Seinige zu seyn, sie war die Seinige.

In dieser wonnevollen Unterhaltung verstrich eine Stunde, ohne daß sie es merkten. Säuglings Bedienter, der, an dem abgeredeten Orte, mit dem Wagen so lange gewartet hatte, ward endlich unruhig, suchte seinen Herrn im Walde, fand ihn, und erinnerte ihn, nach Hause zu fahren.

Siebenter Abschnitt.

Säugling kam so spät nach Hause, daß er seinen Vater diesen Abend nicht sprechen konnte. Nach einer Nacht voll unruhiges Schlafs, ließ er bey frühem Morgen seinen Paßgänger satteln, und ritt ganz allein nach dem Hause im Walde. Wie ihn Mariane, in deren Herzen, nach langem freudelosen Harren, die heißeste Liebe wallte, empfangen habe, kann nicht beschrieben werden, und ist nicht nöthig zu beschreiben. Beide waren im ersten Taumel wechselseitig gestandener Liebe, wo jedes halbgestammelte

ſtammlete Wort Entzückung iſt, jeder Blick ein Gelübde, dieſe Entzückung ſolle ewig dauern. Ihre geſtrige Zuſage, einander ewig treu zu bleiben, ward durch den heißeſten Kuß beſiegelt. Säugling ſteckte ihr einen brillantenen Ring an den Finger, der, wenn man eine kleine Feder drückte, aufſprang, und ein Sinnbild entdeckte, mit der Ueberſchrift: Ewig getreu. Mariane ſchenkte ihm eben den kleinen Demantring in Form eines flammenden Herzens, den ihre Mutter einſt ihrem Vater, am Tage ihrer Verlobung gab *), und den ſie bisher, als ein werthes Andenken, an ihrem Finger getragen hatte.

Auf dieſe Art kam der Mittag heran, da ſie ein ländliches Mahl unter den häuslichen Bedienungen der ehrlichen Hausleute, mit herzlicherm Wohlgeſchmacke verzehrten, als die theure Küche des liebemangelnden Schwelgers gewähren kann.

Erſt Nachmittags, konnte Mariane ihrem Säugling Rambolds Betrug, wovon ſie freylich den ſchändlichſten Theil nicht wußte, ausführlich erzählen. In den erſten wonnetrunknen Ausbrüchen der Liebe, hatte ſie ihn kaum mit wenig Worten berührt. Beide entbrannten über ſeine niederträchtige Erdichtung, wodurch ihr Glück ſo lange war zurückgehalten worden. Als ihr Unmuth gegen ihn aufs höchſte geſtiegen war, ſahen ſie ihn, unvermuthet, ſelbſt ankommen, um einen ſeiner gewöhn-

*) S. Wilhelmine S. 50.

wöhnlichen Besuche abzulegen. Er war nicht wenig betroffen, Säuglingen zu finden, und wollte sich erst mit seiner gewöhnlichen Hohnneckerey heraushelfen; da ihm aber, sowohl von Säuglingen als von Marianen, seine Niederträchtigkeit mit den bittersten Worten vorgeworfen ward, brachte ihn der Zorn darüber, und der Verdruß, sein Projekt gänzlich mißlungen zu sehen, so ausser aller Fassung, daß er unversehens, und fast ehe Säugling sich in Vertheidigung setzen konnte, mit bloßem Degen über ihn herfiel. Mariane warf sich zwischen beide, aber vielleicht würde dieß dem erboßten Rambold doch nicht Einhalt gethan haben, wenn nicht der alte Hauswirth, welcher ein Zeuge dieses Auftritts war, der auf einem grünen Platze vor dem Hause vorgieng, mit einem Hebebaume, so wirksam nach Rambolds Schulter gefahren wäre, daß dieser sein Schwert einsteckte, und unter vielen Flüchen, sein Pferd wieder bestieg und davon jagte.

Dieser Vorfall, unterbrach in etwas das Vergnügen dieses Tages. Als sich aber Mariane von ihrem Schrecken erholet hatte, ward er ein Quell noch zärtlicherer Empfindungen. Beide verlohren sich in der Vorstellung des Glücks einer ewigen Verbindung, wozu Säugling, als er spät gegen Abend endlich Abschied nehmen mußte, die Einwilligung seines Vaters, in möglichster Geschwindigkeit zu erlangen versprach.

Ende des achten Buchs.

Neun-

Neuntes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Des andern Morgens ließ Säugling der Vater, welcher ſchon den ganzen vorigen Tag, mit Ungeduld nach ſeinem Sohne gefragt hatte, denſelben ſehr früh zum Thee rufen.

„Ich fürchte mich,“ ſagte der Alte, „du möchteſt mir ſonſt heute wieder wegreiſen, wie geſtern.“

„Ich möchte auch wohl,“ verſetzte der Sohn, „nur „erſt muß ich Ihnen von meiner geſtrigen Reiſe, wich„tige Dinge erzählen, beſter Vater!“

V. Laß ſeyn! Ich habe dir noch viel wichtigere Dinge zu ſagen. Hör' nur, ob du gleich meinſt, du machſt alle deine Dinge ſo heimlich, daß es niemand merkt, ſo hab' ich dirs doch lange angeſehen, daß du eine Zuneigung zur Jungfer Gertrudtium haſt.

Ich habe ſie heute nebſt ihrer Mutter zu Mittage gebeten, — Nun, wie wärs, wenn ich für dich heute um ſie anhielte? He?

S. (erſtaunt) Aber, liebſter Vater, wie können Sie darauf kommen, daß ein Menſch von Talenten wie ich, mit einem einfältigen Mädchen von unkultivirten Geiſte, werde ſein ganzes Leben zubringen wollen. Welche Geſellſchaft für einen Geiſt, wie ich?

V. Einen Geiſt wie du? da ſchweben wir wieder oben im hohen Himmel! Aber glaub mir! Hienieden kenne ich, für einen Müßiggänger — und das biſt du doch wohl — der wohl zeitlebens nicht auf Eine Entrepriſe denken wird, keine beſſere Geſellſchaft, als funfzigtauſend Thaler, und die wird die Jungfer Gertrudtinn einmahl wohlgezählt von ihrer Mutter erben. Siehſtu! Funfzigtauſend Thaler!

S. Nein! Reichthum kann mich nicht glücklich machen. Mich, zum Umgange mit Muſen und Grazien gewöhnt — Liebe, überſchwengliche Liebe —

V. Und wie überſchwenglich muß denn die Liebe ſeyn? Ihr waret doch beſtändig gern bey einander, hattet auch immer was zu flüſtern, und wenn du denn die Jungfer Anaſtaſia acht Tage lang nicht geſehen

ſehen hatteſt, ſo wars denn, als ob dir was fehlte — Das ſah mir doch ſo ziem'ich wie Liebe aus.

S. Liebe? Dieß geſchah bloß, weil in dieſer Einſamkeit kein anderes junges Frauenzimmer zu finden war. Mir iſt aber wirklich der Umgang mit einem Frauenzimmer nothwendig, damit beſtändig in meinem Herzen ſanfte und gefällige Empfindungen herrſchen, und in meine Gedichte hinüberfließen mögen.

V. Ey nun, ſo heurathe die Jungfer Gertrudtinn, ſo wird dir ihr Umgang noch aus einer Urſach nothwendig. Zeit iſts ohnedieß, daß du heuratheſt.

S. Das iſt auch mein Vorſatz, mein beſter Vater! Dieß war die wichtige Nachricht, die ich Ihnen von meiner geſtrigen Reiſe erzählen wollte. Ich habe ſie wieder gefunden, die Göttin meiner Seele, die ich ſchon lange liebe, die nun auch mich liebt, die meiner ganzen Liebe würdig iſt. Jung! Schön! Edel! Verſtändig! Witzig! Sie lebt eine Meile von hier in einer Schäferhütte im Walde, in aller Unſchuld des goldnen Zeitalters! Ihr habe ich ewige Treue geſchworen, und nie ſoll eine andere dieß Herz rühren, dieß Herz voll von brennendem zärtlichem Gefühle, gegen die göttliche Schöne.

A. Was redst du da? Was für romanhaftes Geschwätz? Eine Göttin die in einer Hütte lebt? Ey nun ja, die wird freylich auch wohl kein Geld haben, denn das braucht man weder im Himmel noch im goldnen Zeitalter. — Aber sage mir nur, ists möglich daß du mir solche Streiche machst? Gleich sag' heraus; wer ist das Mensch?

S. Aber lieber Papa! — Aber wirklich — Sie sprechen in Ausdrücken — von dem edelsten süßesten Mädchen — Es ist doch auch nicht ein bischen — Sie machen mich warhaftig ganz verwirrt.

V. So! der Herr Sohn meint, ich brauchte nicht Respekt genug! Gar fein! Wer ist denn also deine Göttinn? Wem gehört sie an?

S. Bester liebster Vater! Es ist die schönste Seele in dem schönsten Körper, sanft, gut, gefällig —

V. Bester liebster Herr Sohn, wem sie angehört, wer ihre Eltern sind, möchte ich wissen.

S. Sie ist die Tochter eines würdigen Mannes, eines redlichen Predigers, eines unglücklichen Mannes, der von den Feinden vertrieben worden. Sie hat unschuldig viele Verfolgungen ausstehen müssen, die Vorsicht hat sie mir nach langer Abwesenheit wieder zugeführt. Ich habe sie nun, ich liebe

sie

ſie mit innigſter Zärtlichkeit und werde nimmer von ihr laßen.

Der Alte ließ für Schrecken ſeine Pfeife zu Boden fallen. Der ſchöne Entwurf, ſeinen Sohn mit einem reichen Frauenzimmer zu verbinden, den er für ganz ausgemacht hielt, ſah er mit einemmahle vernichtet, ſein Sohn war in ein armes Mädchen vergaſft, das in eine benachbarte Hütte, Gott weiß woher, gekommen war, und was das ſchlimmſte war, denn ſein Phlegma ſtellte ſich allemahl die nächſten Verlegenheiten als die größten vor, er wuſte gar nicht, was er mit der Frau Gertrudtinn, ihrer Tochter und dem Freywerber anfangen ſollte, die er zu heute Mittage gebeten hatte, um den Heurathsantrag zu thun, in der ganz zuverläßigen Vorſtellung, daß ſein Sohn nichts lieber wünſchte.

Endlich ermannte er ſich, um ſeinem Sohne zu beweiſen, daß es ſich für ihn gar nicht ſchicke, ein armes Mädchen zu nehmen, und ſein Sohn ermangelte nicht, mit vielen Gegengründen darzuthun, daß ein Mädchen, die er liebte, das einzige Glück ſeines Lebens machen werde. In dieſem Streite, ward die kaltſinnige Ruhigkeit des Vaters, bald von der feurigen Heftigkeit des Sohnes betäubt. Da Säugling alſo merkte, daß ſein Vater ſtiller ward,

bekam er Muth, und bot alle seine Beredsamkeit auf, um denselben zu überzeugen. Indem er nun mit heller Stimme für seine Meinung kämpfte, und dabey mit den Händen fochte, erblickte der Vater den Ring mit dem flammenden Herzen, an der linken Hand seines Sohnes.

‚He da!‘ rief er, und nahm ihn bey der Hand, ‚Laß sehen Junge! ich glaube du hast dich im ganzen ‚Ernste verplempert. Ich will nicht hoffen, daß du ‚den Ring von dem Mädchen hast.‘

‚Ja! von ihr!‘ rief der Sohn, und küßte den Ring, indem er ihn dem Vater vorhielt, ‚sie ist die ‚süßeste Seele, voll Unschuld und Liebe, weiß und ‚glänzend wie diese Steine.‘

‚Warhaftig‘ sagte der Vater bedächtig, indem er den Ring gegen das Fenster kehrte, ‚der Mittelbril‚lant ist vom ersten Wasser. Höre nur, das Mäd‚chen kann doch wohl nicht ganz arm seyn, wenn sie ‚solche Ringe verschenkt — Sehen Sie Herr Pastor, ‚einen schönen Stein, einen ausbündigen Stein, —‘ fuhr er gegen den Sebaldus fort, der eben, mit den Zeitungen in der Hand, herein getreten war.

Sebaldus hatte kaum den Stein erblickt, als er voll Erstaunen ausrief:

‚Gott!

„Gott! woher haben Sie den Ring? er gehört „meiner Tochter.“

„Ihrer Tochter?“ riefen Vater und Sohn.

„Ich habe den Ring, fuhr der Sohn fort, von „dem beſten edelſten Mädchen, das ich unausſprech„lich liebe, und ewig lieben werde. Iſt ſie Ihre „Tochter? — wohl mir! — So iſt ſie die Tochter „eines ſehr redlichen Mannes.“

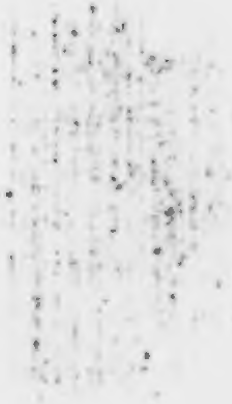
Der junge Säugling erzählte einige Umſtände, die dem Sebaldus keinen Zweifel mehr übrig ließen. Sebaldus bat den Alten, ihn ſogleich zu ſeiner Tochter fahren zu laßen, der junge Säugling bat ſeinen Vater fußfällig, daß er mitfahren dürfe. Dieſer bewilligte endlich beydes, nur mit dem Bedinge, daß ſie zur Mittagsmahlzeit wiederkämen, und daß ſie ſich, von allem vorgefallenem, gegen die Frau Gertrudtinn und ihre Tochter, nichts ſollten merken laßen, wodurch er ſich wenigſtens aus ſeiner heutigen Verlegenheit zu ziehen hoffte. Der junge Säugling ſprang gleich fort, um ſelbſt die geſchwinde Anſpannung eines Wagens zu beſorgen. Unterdeſſen verlangte Säugling der Vater vom Sebaldus einen Handſchlag, daß er die Heirath ſeines Sohns mit Marianen nicht befördern wollte. Sebaldus gab ihm deshalb ausdrücklich ſein Wort, und der Alte,

der Sebaldus ehrliche Denkungsart kannte, machte seiner eignen Klugheit insgeheim ein Kompliment, indem er dadurch seinem Sohne einen starken Schritt abgewonnen zu haben glaubte.

Sebäldus fuhr mit dem jungen Säugling, nach dem Hause im Walde. Als Mariane den Wagen ankommen sah, flog sie ihrem Liebhaber entgegen. Er war aber kaum aus dem Wagen gesprungen, als sie auch ihren Vater erblickte. So viele Freude auf einmahl zu ertragen, ist ein menschliches Herz zu schwach. Sie fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, stürzte sie, mit Freude ohne Maaße, in ihres Vaters Arme, in die er sie mit väterlicher Inbrunst schloß. Aber bald mischten sich traurige Empfindungen in ihre Freude. Ihr Vater hielt ihr seine jetzige Lage gegen den alten Säugling vor. Er gab ihr zu überlegen, ob er nicht dessen Gutthätigkeit mit Undanke belohnen und die heiligsten Rechte der Gastfreundschaft verletzen müßte, wenn er, wie es allemahl scheinen würde, aus Eigennutz, zu ihrer Heurath mit dem jungen Säugling, wider des Vaters Willen, seine Einwilligung geben wollte. Er erklärte ihr endlich, daß er dem Alten förmlich deshalb sein Wort gegeben habe, und nun forderte er

auch

S.136



auch von ihr ein ausdrückliches Versprechen, alle Gedanken daran, fahren zu laßen.

Marianens innrer Streit war sehr heftig. Sie war noch nie ihrem Vater ungehorsam gewesen, sie fühlte, es würde unedel seyn, ihm jetzt, in dem nicht zu gehorsamen, was er mit väterlichem Ernste und guter Gründe wegen, verlangte, aber sie fühlte auch, es heiße, sich das Herz ausreissen, wenn man dem einzig Geliebten plötzlich ganz entsagen soll. Kindliche Pflicht siegte endlich in der edlen Seele, wie Pflicht über Leidenschaft allemahl: mit Mühe. Sie benetzte ihres Vaters Hand mit Thränen, und schwur, nichts wider seinen Willen zu thun, nichts, das ihr und ihm unanständig wäre.

Sie ermahnte selbst Säuglingen, mit einem Strome von Thränen, standhaft zu seyn, sie zu vergessen. Aber der hohe Schmerz, mit dem, bey ihrer großmüthigen Entsagung, ihr Auge auf ihn blickte, beförderte selbst seine Liebe bis auf den höchsten Grad. Er gerieth in die heftigste Leidenschaft, er schwor zu ihren Füßen, nimmer von ihr zu laßen, er bot ihrem, er bot seinem Vater Trotz, seiner Liebe Hindernisse entgegen zu setzen, er schloß sie in seine Arme, und bot der ganzen Welt Trotz, sie von ihm zu reißen. Marianens thränende Bitten, aus

allem,

allem was Liebe bitteres und süßes hat gemischt, Sebaldus beweglichste Vorstellungen, halfen nichts. Er schloß sie nochmals in seine Arme, und betheuerte mit den heftigsten Schwüren, sie solle ewig die Seinige seyn.

Sebaldus, hatte sich noch nie in einer so delikaten Lage befunden. Er sah sich in unaussprechlicher Verlegenheit. Er liebte sein Kind zärtlich, und doch bewogen ihn Vernunft und Pflicht, ihr zu versagen, was, wie er sahe, sie glücklich machen würde, und es war nicht abzusehen, wenn auch Mariane gehorsamte, wie die heftige Leidenschaft des Jünglings zu zähmen seyn möchte.

Indessen verstrich die Zeit, und Sebaldus, des Versprechens eingedenk, zur Mittagsmahlzeit zurückzukehren, erinnerte Säuglingen an die Abreise. Säugling aber war durch keine Vorstellung zu bewegen, sich von Marianen zu trennen, und schwor abermals, nicht eher zu seinem Vater zurück zu kehren, bis er dessen Einwilligung zu seiner Verbindung erhalten hätte. Sebaldus sah endlich, nach vielen fruchtlosen Versuchen, der Jüngling sey zur Rückreise nicht zu zwingen, und ihn zurückzulaßen, hielt er sehr bedenklich, weil, in dieser convulsivischen Leidenschaft, heftige unüberlegte Rathschläge zu

fürch-

fürchten waren. Er entſchloß ſich alſo in dieſer äußerſter Verwirrung der Sache (ob er gleich noch nicht wußte, wie dieß der alte Säuglinkg aufnehmen könnte) ſeine Tochter mitzunehmen, und bey ſich zu behalten, wo er den weitern Gang dieſer Angelegenheit, beſſer zu überſehen, und gemeinſchaftlich mit dem alten Säugling, die zuträglichſten Maasregeln nehmen zu können, vermeinte.

Verliebte ſind wie Kinder. Kaum vernahm Säugling des Sebaldus Entſchluß, als er, von der äußerſten Wuth, zur äußerſten Freude übergieng. Mit ſeiner Mariane, deren gegenwärtige Trennung von ihm, ſeine Leidenſchaft als das äußerſte Unglück darſtellte, nun unter eben dem Dache wohnen zu können, ſchien ihm das äußerſte Glück. Er umarmte den Sebaldus, er küßte deſſen Hand, er bat ihn, wegen aller unüberlegten Worte, die er in der Wut ausgeſtoßen hatte, um Vergebung. Sein Gemüth war plötzlich umgeſtimmt, vernünftigen Vorſtellungen Gehör zu geben, er verſprach ſich zu mäßigen, verſprach ſeines Vaters zu ſchonen, verſprach alles, Mariancns Geſellſchaft überwog alles, füllte ſeine Seele ganz, ließ keinem andern Gefühle Raum.

Sie

Sie setzten sich sämmtlich in den Wagen, und fuhren, äußerlich beruhigt, zurück.

Zweyter Abschnitt.

Säugling der Vater, befand sich in ziemlicher Unruhe, theils, weil sein Sohn zur gesetzten Zeit nicht zurückkam, theils, weil er unschlüssig war, wie er sich gegen die Frau Gertrudtinn und ihre Tochter betragen sollte, die noch nicht wußten, daß der Absicht, wegen welcher man sie auf heute gebeten hatte, ein so großes Hinderniß in den Weg gelegt war. Indessen ward ihm ein Theil dieser Verlegenheit benommen, da die Frau Gertrudtinn ohne ihre Tochter erschien. Ob Säuglings Gedichte, oder die Furcht und Hofnung wegen seiner Entschließung, oder andere Ursachen, auf ihre zarten Nerven allzustark gewirket haben mochten, ist ungewiß. Genug, sie war denselben Morgen mit Kopfweh, Uebelkeiten und Zittern der Glieder befallen worden, eine Krankheit, wegen welcher ihre Mutter in ziemlichen Sorgen zu seyn schien.

Kurz nachher kam auch der junge Säugling mit seiner Gesellschaft an. Mariane ward indessen in

Sebal-

Sebaldus Zimmer geführt, bis man nach Tische dem Alten diesen Vorgang berichten konnte.

Bey Tische war die ganze Gesellschaft nicht sonderlich aufgeräumt. Alle suchten ihre innerliche Verlegenheit zu verbergen, und dachten ihren besondern Entwürfen nach. Nach Tische zog der Freund der Frau Gertrudtinn, den alten Säugling, in das Fenster eines Nebenzimmers, wo sie bald in ein tiefes Gespräch über die Heurathssache geriethen. Der junge Säugling schlich sich, ohne daß jemand darauf dachte, zu seiner Mariane, und die Frau Gertrudtinn blieb mit Sebaldus auf einem Kanape sitzen, weil sie heute sich vorgenommen hatte, mit ihm, die wichtige Lehre von dem geistlichen Verderben der menschlichen Natur, aus dem Grunde abzuhandeln. Sebaldus hatte, in ihren vorigen Disputen, der menschlichen Natur Kräfte zur Besserung zugestanden, die Frau Gertrudtinn aber, hatte hierbey alles der Gnade zugeschrieben. Sie war schon einige mahl vom Sebaldus mit verschiedenen Argumenten ziemlich eingetrieben worden, heute aber hatte Sie sich vorbereitet, ihn schlechterdings danieder zu schlagen. Da das Geschnatter einer Religionscontroversistinn, zumahl, wenn es erst zu einer gewissen Stärke gekommen, schwer zu überwältigen

ist,

ist, und da der gute Sebaldus ohnedem von Marianens kritischer Lage den Kopf voll hatte, so ist leicht zu erachten, daß diesesmahl die Frau Gertrudtinn leichter gewonnen Spiel haben konnte. Sie hieb also alle menschliche Tugenden unbarmherzig nieder, um nachher der Gnade daraus ein Siegeszeichen zu errichten. Sie erzählte, mit geläufiger Zunge, alle die Wunder die durch die Gnade, an unwiedergebohrnen Menschen, im Leben und auf dem Todbette, je haben sollen verrichtet worden seyn, sie plünderte die düstern Schriften einer Bourignon, eines Hans Engelbrechts, Gerbers, Reiz, Borgatzki und anderer, und zuletzt, weil doch ein jeder Heiliger, gern ein Wunder von seinem eignen Machtwerke zu haben pfleat, erzählte sie, daß in dem Wirthehause, ihrem Hause gegenüber, ein junger Kornet im Quartiere liege, der zwar immer ein natürlich guter, aber doch ein unwiedergebohrner Mensch gewesen, nachdem er aber nun, seit länger als einem halben Jahre, die Erbauungsstunden, die sie in ihrem Hause halte, besucht habe, sey er von der Gnade auf eine so kräftige Art ergriffen worden, daß sie seine merkwürdige Bekehrungsgeschichte aufgezeichnet habe, und sie nächstens nach Magdeburg schicken wolle, um, den Ungläubigen zur Beschämung

mung in das geiſtliche Magazin eingerückt zu werden.

Unter dieſen Geſprächen, fuhr ein Wagen vor die Thüre, aus welchem der Hr. von Haberwald halbbetrunken heraustaumelte. Die Frau Gertrudtinn wollte mit ſolchem Weltkinde nichts zu thun haben, ließ ſich alſo vom Sebaldus in den Garten führen, ehe der Herr von Haberwald herauskam.

Dieſer, nachdem er ſich mit ſeiner Flaſche Wein erfriſcht hatte, legte ſich in den Lehnſtuhl und fieng an zu ſchwatzen:

‚Ich komme da vom Landtage zurück, wo der ‚Sechs und zwanziger geſtoſſen iſt, und denn hatte ‚der Prälat von * * * ein Ohmchen Neuner, ‚ſo juſt für 'nen Kenner. Doch haben wir auch ‚übers Landes Beſte die Köpfe zuſammengeſteckt, ‚denn ſo wahr ich lebe, Nachbar Säugling, was ‚mich betrift, ich habe Verſtand für zwey, wenn ‚ich getrunken habe. — Ja nun, was wollte ich ‚doch ſagen, — der Landtag war aus, ſo muß ‚man doch auch 'n bischen ſehen, wie 's zu ‚Hauſe ausſieht — ſo fahren wir denn zurück und ‚ich komme heute um halb eilfe nach * * * da hab' ‚ich im rothen Löwen, bey dem putzigen Wir-

‚the mit der Stumpfnaſe gegeſſen, der Kerl hat ‚Burgunder, ſo gut wie in Lüttich, Forze! ‚Feuer! wer ihn nicht verſteht, den wirft er un‚tern Tiſch — Ja was wollte ich doch ſagen — ‚Gegenüber wohnt, du weiſt's Nachbar Säug‚ling, die alte reiche Hexe die Gertrudtinn, mit ‚einemmahle, wie wir im beſten Trinken ſind, wird ‚da ein Lärm im Hauſe, die Leute liefen vor der ‚Thür zuſammen, und wir ans Fenſter.. —

‚Wie ſo?. fragte der Freywerber: ‚Es war doch ‚wohl nicht Feuer im Hauſe?.

‚Ey! warum nicht gar! Aber vor neun Mo‚naten mag wohl Feuer geweſen ſeyn, da kriegt ‚nun die Tochter jetzt, ich weiß nicht was für ‚'nen Zufall, und die Mutter iſt nicht 'nmahl zu ‚Hauſe, drüber wird 'n Aufruhr, 's Mädchen ‚hohlt 'n Doktor, ja der thut's noch nicht. — ‚He! ſchrie Stumpfnaſe, und wieß mir 'n alt ‚Weib auf der Straße — „da haben ſie Mutter „Ilſen von der andern Ecke geholt, die wirds „ins Gleis bringen, und denn der Kornet, der bey „mir in Quartiere liegt, iſt auch ſchon herüber „geſchlichen —„ ‚Ey daß dich übern Kornet, wenn ‚doch unſer einer auch 'nmahl ſo im Quartier läge! —

Hier-

Hierbey ſchlug Haberwald eine wiehernde Lache auf, und der Freywerber, dem ſich, während der ganzen Erzählung, die Kinnbacken verlängert hatten, gieng in den Garten, um der Frau Gertrudtinn den für ihre Abſichten ſo verdrießlichen Vorfall, mit möglichſter Vorſicht zu hinterbringen.

Er ſtörte ſie in einer ſehr glücklichen Lage, denn da ſie ihre heutige Ueberlegenheit über Sebaldus vermerkte, hatte ſie ihn warm gehalten und war jezt eben im Beweiſe begriffen, daß die dritte Poſaune *) in der Apokalypſe, die Indifferentiſten bedeute, welche von Erbſünde und Wiedergeburt nichts wiſſen wollen, und dadurch eine bittere Religionsmengerey verurſachen, dagegen Sebaldus, der aber jezt gar nicht zum Worte kommen konnte, vermeinte, daß dadurch die franzöſiſchen Atheiſten angedeutet würden, welche die erſten Quellen der menſchlichen Glückſeligkeit vergiften.

Der Freywerber raunte der Frau Gertrudtinn die unglückliche Nachricht ins Ohr, wodurch ſie außer aller Faſſung gebracht ward. Sie fiel beynahe in Ohnmacht, kam wieder zu ſich, ward in ihren Wagen gepackt und nach Hauſe gefahren.

*) Offenb. Joh. VIII. 10.

Der Herr von Haberwald machte ſich mit noch ein Paar Flaſchen vollends fertig, und ward in ein Bette gebracht, um ſeinen Rauſch auszuſchlafen. Seine Pferde aber, die nüchterner waren, giengen nach Hauſe.

Des alten Säuglings Nerven, keiner Anſtrengung gewohnt, waren, durch die mannigfaltigen dieſen Tag vorgefallenen Begebenheiten, dermaßen erſchüttert worden, daß er halb betäubt da ſaß. Gleichwohl ſollte er noch nicht zur Ruhe kommen, denn der junge Säugling ſtellte ihm, wider alles Vermuthen, Marianen vor. Beide warfen ſich ihm zu Füßen. Sein Sohn, um ihn mit der größten Heftigkeit zu flehen, in ihre Verbindung zu willigen. Mariane, um ihn mit Thränen zu verſichern, daß ſie, ſo ſehr ſie ſeinen Sohn liebe, doch, ohne ſeine Einwilligung, nie demſelben ihre Hand geben würde. Sebaldus, beſtärkte ſie in dieſem Entſchluße, und ſetzte den Undank, deſſen ſie beide ſich ſonſt ſchuldig machen würden, weitläufig ins Licht.

Säugling der Vater, hob Marianen auf, verſicherte ſie, daß er ſie werthſchätze, daß er ihren Vater werthſchätze, daß er aber ihre Heurath mit ſeinem Sohne nicht zugeben könne. Uebrigens

bat er alle, ihn nur heute ruhig zu laßen, denn er könne nun kein Wort weiter sagen.

Der Abend nahte nun heran, und die ganze Hausgenoſſenſchaft gieng bey Zeiten zu Bette, aber niemand ſchlief ruhig, als der Herr von Haberwald, welcher, im Dunſte des lüttichſchen Burgunders, nach Herzensluſt ſchnarchte.

Der alte Säugling ſchlief nicht, weil ihm der Querſtrich mit der Jungfer Anaſtaſia im Kopfe lag und weil er gar nicht abſehen konnte, wie er ſeinen Sohn zufrieden ſtellen ſollte, den er ſehr liebte. Er konnte leicht erachten, daß derſelbe von ſeiner Liebe nicht ſo leicht abgehen werde, und er konnte ſich doch auch nicht entſchließen, in die Heurath ſeines einzigen Erben, mit einem armen Mädchen, zu willigen. Nach langem Hin- und Herſinnen wollte ihm nichts beſſers beyfallen, als daß er ſeine väterliche Autorität zuſammennehmen, und ſeinem Sohne rund herausſagen müßte: Aus der Sache würde nichts. Nachdem er dieſen Entſchluß genommen hatte, ward er etwas ruhiger, und ſchlief endlich ein.

Sebaldus konnte nicht einſchlafen, weil ihm Marianens mißlicher Zuſtand am Herzen lag. Doch war an ſeiner Unruhe auch nicht wenig

Schuld, daß die Frau Gertrudtinn seine Erklärung der dritten Posaune so schnöde verworfen hatte. Er fieng an, sich die Gründe für seine Meinung ausführlich zu wiederholen. Je mehr er darüber nachdachte, desto richtiger fand er seine Meinung, und destomehr beruhigte er sich über den Widerspruch der ungelehrten Frau, so daß er endlich einschlief.

Der junge Säugling und Mariane, hatten jedes vor sich eine schlaflose Nacht, und zwar aus einerley Ursach, nehmlich, weil sie verliebt waren, und weil sie ihrer Liebe, ein beynahe unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt sahen. Sie beschäftigten sich, jeder besonders, wer weiß wie viel spanische Schlösser in die Luft zu bauen, und thaten darüber, bis an den hellen Morgen, kein Auge zu.

Dritter Abschnitt.

Des folgenden Tages, erschien Säugling der Sohn, ungerufen, sehr früh beym Theetische seines Vaters. Seine heftige Leidenschaft hatte nun einiger Ueberlegung Raum gegeben. Er sahe ein, daß ohne seines Vaters Einwilligung nichts aus-

auszurichten sey, und daß er ihn, auf irgend eine Art, müsse zu beugen suchen. Er hatte ausgerechnet, daß sein Vater ihn liebe und sonst eben nicht allzu standhaft sey. Er hatte also, die Nacht über, alle schwachen Seiten, die er seinem Vater abgewinnen könnte, ausfündig zu machen gesucht, und griff ihn diesen Morgen, mit einer Inbrunst und mit einer Beredsamkeit an, die er für unwiderstehlich hielt.

Er betrog sich aber. Der Vater runzelte, seinem angenommenen Entschlusse gemäß, die Stirn, und gebot ihm in einem verdrießlichen Tone: ‚Von dieser Sache kein Wort mehr zu reden, weil ‚es sich für ihn einmahl nicht schicke, ein Mädchen ohne alles Vermögen zu heurathen.‘

Der Sohn wolte Einwendungen machen, aber der Vater setzte trockner Weise hinzu:

‚Die Sache sey so klar, daß er Marianens ‚eignen Vater zum Schiedsrichter annehmen wolle.‘

Sebaldus fiel ihm völlig bey. Der junge Säugling, dem, seiner schönen Rede ungeachtet, von der er sich die kräftigste Wirkung versprochen hatte, von beiden zukünftigen Schwiegervätern, seine Braut abgesprochen wurde, stand starr da, wie eine Bildsäule.

Der alte Säugling, um von dem ganzen Diskurse abzukommen, ersuchte den Sebaldus, die Zeitungen zu lesen.

Nachdem verschiedene Zeitungen durchgelesen waren, kam Sebaldus endlich auf folgende Stelle: „Bey der N. N. Ziehung der Königlichen N. N. „privilegirten Zahlenlotterie, welche den N. N. dieses Monats, mit gewöhnlichen Formalitäten öffentlich vollzogen worden, sind die Nummern 33. 42. 12. 66. 6. aus dem Glücksrade gekommen.“

„Laß sehen,“ — rief der alte Säugling, indem er seine Loose aus dem Schranke holte und nachsah — „warhaftig wieder nicht eine einzige „Zahl — der verdammte arabische Lotterieverjager — Und doch sind mir die Nummern so bekannt, ich dächte, ich hätte sie rathen müssen. — „Wie ists denn? Von Ihren Zahlen wird auch „wohl keine heraus seyn. Sehen Sie doch nach, „Herr Pastor.“

Sebaldus nahm seinen Zettel aus der Schreibtafel und der alte Säugling las die Zahlen ab, und verglich jede mit der Zeitung.

Sein Auge ward starr, sein Gesicht lang. Endlich rief er: „Was zum Teufel 33 — 12 — 66 — 6. „Ists möglich! Eine Quaterne! Sie sind ein „Glückskind Herr Pastor.“ „Habe

„Habe ich was damit gewonnen?“ fragte Sebaldus ruhig.

„Gewonnen?“ rief der Alte, und ergrif Bleyſtift und Papier um auszurechnen. „Laß ſehen:

„1 Quaterne à 4½ ſtbr. 4500 Rthl. —
„4 Ternen à 30 ſtbr. 10600 — —
„6 Amben à 3½ ſtbr. 101 — 15 Stbr.

„Macht wahrhaftig, 15201 Rthl. 15 Stüber. „Daß dich doch! Bin ich nicht ein Schöps, daß „ich nicht die Nummern genommen habe!“

„Wie? Was? funfzehntauſend Thaler!“ rief der junge Säugling, indem er ſich ſeinem Vater zu Füßen warf. „Nun ſagen Sie nicht, daß meine „Mariane arm iſt. Ich umfaſſe Ihre Knie, und „ſtehe eher nicht auf, bis Sie mir Ihre Einwil„ligung geben. Nun iſt alle Hinderniß gehoben!—“

„Mein Sohn!“ rief der Alte, „du denkſt bloß „an deine Heurath, — davon iſt jetzt die Rede „nicht, — ich denke an den verwünſchten Lotte„rie-wahrſager! —“. (Indem warf er das Buch, unwillig, ins Kohlfeuer, das im Kamine ſtand, und das Lotterievademecum flog hinterher.) — „daß dich doch — Aber wie wars doch Herr Paſtor! Iſt Mamſell Mariane Ihr einziges „Kind?“ —

Sebaldus antwortete seufzend: ‚Ich habe noch ‚einen Sohn, von dem ich aber, seit er in den ‚Krieg gegangen ist, keine Nachricht habe.‘

‚Sie sehen,‘ rief Säugling der Sohn, der seines Vaters Meinung errieth, ‚meine Mariane ‚ist das einzige Kind. Wer weiß, bey welcher ‚Action der Sohn geblieben ist. — Funfzehntau‚send Thaler! — Hätte ich doch nicht geglaubt, ‚daß mir Geld Vergnügen machen könnte! — ‚Ich bitte Sie, liebster Vater, bedenken Sie, daß ‚Mariane übrig reich für mich ist!‘ —

‚Laß mich gehen, mein Sohn! — Wer weiß ‚ob auch das Geld richtig ausgezahlt wird.‘ —

‚Liebster Papa! bedenken Sie doch — eine Kö‚nigliche Lotterie sollte nicht bezahlen!‘ —

Damit sprang er auf, um Marianen ihr beiderseitiges Glück zu hinterbringen.

Als er weg war, saßen die beiden Alten stockstille. Der alte Säugling fuhr fort, sich zu ärgern, daß er die Zahlen nicht für sich gewählt hatte, und maß, an der Entzückung, die er in Sebaldus Augen las, die Entzückung ab, in der er selbst gewesen seyn würde, wenn er die Quaterne gewonnen hätte.

Sebal-

Sebaldus, saß wirklich ganz entzückt da, aber nicht über das gewonnene Geld, denn ob ihm gleich die vortheilhafte Wendung, die die Sachen nahmen, erfreulich war, so kam doch eigentlich seine Entzückung daher, daß ihn die Zahlen, durch verwandte Ideen, an die Apokalypse und an seinen Kommentar erinnerten. Er überdachte seine Meinung, daß alle böse Menschen, durch Strafen gebessert, in dem neuen Jerusalem gut und glücklich seyn würden, welche reizende Vorstellung, ihn allemahl in die innigste Freude versetzte.

Säugling der Sohn, kam bald mit Marianen zurück. Beide warfen sich zu seines Vaters Füßen, der, nach wenigen Schwierigkeiten, seine Einwilligung gab, welche Sebaldus auch bekräftigte.

Vierter Abschnitt.

Die beiden Liebenden giengen in den Garten, und die Alten blieben zusammen. Säugling der Vater, um dem Sebaldus einen Brief wegen Bezahlung der Quaterne zu diktiren, und Sebaldus, um ihn zu schreiben.

Kaum war diese Arbeit fertig, als Rambold angefahren kam, um den Herrn von Haberwald abzu-

abzuholen. Dieß war seine gewöhnliche Verrichtung, wenn sein Gönner sich so wohl that, daß er nicht nach Hause kommen konnte. Weil dieser aber noch schnarchte, so trat er zum alten Säugling ein.

Er entfärbte sich nicht wenig, als er den Sebaldus wieder erblickte, den er seit der letzten Zusammenkunft *), nicht gesehen hatte. Dennoch wollte er diese Gelegenheit, seine Rache gegen den jungen Säugling auszuführen, nicht verbeylaßen. Er nahm eine scheinheilige Mine an, und sagte: ‚Sein Gewissen, da er ehemals der Hofmeister ‚des jungen Herrn gewesen, verbinde ihn, dem ‚alten Herrn eine unangenehme Nachricht zu geben, nehmlich, daß der junge Herr Säugling, sich an eine Landläuferinn gehänget habe, ‚die, demselben zu gefallen, in einem nicht weit ‚entlegenen Hause sich aufhalte.‘

Der Alte sagte lächelnd: ‚Ich weiß es wohl. ‚Aber eine Landläuferinn ist sie nicht, sondern ein ‚Mädchen, das gute funfzehntausend Thaler hat.‘

Rambold schlug eine laute Lache auf: ‚Laßen ‚Sie sich doch so etwas von Ihrem Sohne nicht ein-

*) S. oben S. 100.

‚einbilden. Sie hat gar nichts. Kein Mensch weiß, ‚wem sie angehört..

Der alte Säugling, der sich bey diesem Mißverständnisse genoß, sagte mit belehrender Geberde: ‚Wenns kein Mensch weiß, so weiß ichs doch. ‚Sehen Sie, das Mädchen, das Sie für eine ‚Landläuferinn halten, ist des Herrn Pastors hier, ‚einzige Tochter. Er hat in der letzten Ziehung der ‚** Lotterie eine Quaterne von funfzehntausend Thalern gewonnen. Sie ist meines Sohnes Braut, ‚denn ich habe meine Einwilligung gegeben und ‚ihr Vater auch. Also kommt ihr guter Rath zu ‚spät, mein lieber Herr Rambold..

Rambold war äußerst betreten. Seine natürliche Unverschämtheit verließ ihn. Er ward bald blaß bald roth, sahe den Sebaldus, voll Verwirrung, bald an, bald wieder weg, biß sich die Nägel, schien etwas sagen zu wollen, ohne daß er etwas herausbringen konnte. Murmelte endlich: Aber ‚wirklich, — funfzehntausend Thaler hat dieser ‚Herr gewonnen!. Sah wieder nach Sebaldus, mit betroffner Mine, und schlug halb beschämt die Augen nieder, wollte wieder zu reden anfangen, und das Wort schien ihm auf dem Munde zu vergehen. —

Indessen traten eben Säugling der Sohn und Mariane ins Zimmer. ‚Kein

„Kommen Sie meine Tochter„ rief der alte Säugling schmutzelnd: Vertheidigen Sie sich „Hier „dieser Herr, wollte mich eben für Sie, als für „der Verführerinn meines Sohnes warnen„.

„Nichtswürdiger!„ rief Mariane, und sah Rambolden mit einem Blicke voll tiefster Verachtung an. „Du denkst schändlich genug, um zur Verfol„gung noch Verläumdung hinzuzuthun. — Deine „niederträchtige Liebe, die nur Bosheit war„. —

„Und doch sollen Sie mich gewiß noch lieben„. fiel ihr der faselhafte Rambold greinlachend ins Wort, „gewohnt, bey einer Geckerey, die ihm in den Kopf kam, alle ernsthafte Gedanken zu vergessen.

„Wie?„ rief Mariane höchsterzürnt, „nimmer„mehr!„ —

„Aber doch gewiß liebstes Marianchen!„ neckte Rambold weiter.

Mariane erblaßte vor Zorn, über diese unglaubliche Unverschämtheit, und wiederholte: „Nim„mermehr! Niederträchtiger!„

„Ja gewiß!„ — erwiederte Rambold, der seine Geckenmine, in eine ernsthafte verwandeln wollte, und unbeschreiblich einfältig aussah, — „zwar nicht „als Liebhaber, aber doch als Bruder.— Ich bin Ihr Sohn.— rief er und warf sich zu Sebal-

dus

‚dus Füßen — Ich fühle die größte Reue, daß ‚ich Ihnen nicht geſchrieben und mich Ihnen hier ‚nicht eher zu erkennen gegeben habe — Ich ‚wollte aber mein Glück erſt feſt ſetzen, ehe ich ‚meinen im Kriege angenommenen Namen *) ver‚ließe — Ich bin weit herumgeirrt — Ich habe, ‚nachdem Sie von Hauſe vertrieben worden, nie ‚Nachricht von Ihnen gehabt — Erſt ganz kürz‚lich habe ich erfahren, wer ſie waren — Da war ‚ich gleich auſſerordentlich unruhig — Ich wollte — ‚Ich wuſte nicht recht, — Hier ſtammelte er noch einige kahle Entſchuldigungen, an denen es ſchlechten Leuten nie fehlet.

Alle erſtaunten. Sebaldus faßte ſich nach einigen Augenblicken, und ſagte: ‚Mein Sohn! Du ‚wußteſt doch alſo, wer ich war? Edler wäre es ‚geweſen, wenn du mich nicht verſchmähet hätteſt, ‚als ich noch in elenden Umſtänden war! Aber ich ‚vergebe dir., Er hob ihn auf, und umarmte ihn.

Auch der junge Säugling umarmte ihn. Mariane that ein gleiches, aber nicht mit der Fülle des Herzens, mit der ſie ſonſt einen Bruder würde umarmet haben.

Nam-

*) S. Erſter Theil S. 33. 34.

Rambold hingegen war guter Dinge, als ob alles so recht wäre, und da der Herr von Haberwald auch endlich aus seinem Schlafzimmer hervorkam, erzählte er ihm lachend, daß er seinen Vater und seine Schwester gefunden habe, und stellte ihm dieselben vor.

Letzter Abschnitt.

Die Quaterne ward bezahlt, und Säugling ward kurz darauf mit Marianen verbunden. Die ersten Honigmonate verflossen in allen Entzückungen einer zärtlichen Liebe. Säugling machte sich den schönsten Plan zu einem arkadischen Schäferleben, voll Zärtlichkeit, Unschuld, Liebe, und besonders voll lieblicher Gedichte. Indessen gieng es in der folgenden Zeit nicht ganz nach diesem schön ausgedachten Plan. Mariane hatte, während ihrem einsamen Winteraufenthalte im Hause im Walde, und sonst, Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie eitel poetische Phantasien sind, wenn sie ins gemeine Leben gebracht werden.

den. Ihr kleiner Hang zu romantiſchen Geſinnungen, und die, von Jugend an, ſo gern gehegten Aufwallungen der Einbildung, verſchwanden, da ſie in die wichtigen Verhältniſſe des wirklichen Lebens trat. Ihre ſüßen empfindſamen Phantaſien, erſetzte ihr wirkliche Liebe, ihre unbeſtimmten Ausſichten auf überſchwengliche himmliſche Seligkeiten, gemäßigtes, aber wahres Wohlbefinden. Geſpräch vom Wohlthun, machte thätiger Geſchäfftigkeit Raum. Sie weihte ſich ganz ihren Pflichten, ward eine Landwirthinn, verſorgte ihr Haus, und erzog ihre Kinder. Sie verſchmähte auch nicht die kleinen Unannehmlichkeiten, die das häusliche Leben mit ſich führt. Ihrem edlen Geiſte ward dadurch von ſeiner feinen Empfindung nichts entzogen, ſie ward vielmehr dadurch geſtärkt. Mariane empfand nunmehr, wie weit ſentimentales Gefühl, im wirklichen Leben thätig angewendet, das leichte Geſchwätz davon, überwieget. Sie merkte, daß, Mutter und Hausfrau zu ſeyn, etwas mit ſich führt, was keine jugendliche Phantaſey, ſo weit ſie zu fliegen ſcheint, erreichen kann.

Säugling, immer gewohnt, dem Frauenzimmer zu folgen, modelte sich unvermerkt nach Marianen. Er erinnerte sich, daß er, ein Mann, nicht mehr ein Jüngling sey. Er entsagte, freylich nach einigen kleinen Kämpfen, erst seiner allzu genauen Achtsamkeit auf den Kleiderputz, dann seinen zierlichen Gesinnungen, und endlich sogar seinen Gedichten. Er hat selbst an seinen empfindsamen Roman nicht nur nicht weiter gedacht, sondern ist auch allmählig ein völliger Landwirth geworden. Er steht mit Tagesanbruch auf, theilet seinen Leuten ihr Tagewerk aus, reitet, in aller Witterung, zu ihnen aufs Feld, und hat sich, durch unabläßige Thätigkeit, eine solche praktische Kenntniß des Ackerbaues erworben, daß er auf seines Vaters Gütern die wichtigsten Verbesserungen zu Stande gebracht hat. Indessen, da sich lange angewöhnte Unarten selten ganz ausrotten lassen, so ist er doch, unter der Hand, wieder ein Schriftsteller geworden, denn es wird nächstens von ihm eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln gedruckt werden, welche er, nach einer

ihm eignen Methode zu vervielfältigen weiß, und womit er, in den letzten theuern Jahren, die armen Heuerleute seiner Gegend, aus eignem Vorrathe, beynahe ganz erhalten hat.

Als der Frau von Hohenauf die verhabende Verbindung zwischen ihrem Neffen und Marianen gemeldet ward, antwortete sie in kaltem Tone: ‚Sie wisse lange, daß ihr Bruder beständig nur niedrige Neigungen gehabt, und ihre ‚Bemühungen, die Familie aus dem Staube zu ‚heben, nie gehörig geschätzt habe.‘ Da kurz darauf ihr Gemahl starb, so vermählte sie sich abermals mit einem wohlgewachsnen, unmittelbaren Reichsritter, dessen alter stiftsfähiger Adel allein schon aus den Akten eines weitläufigen, über hundert Jahre bey dem Reichskammergerichte schwebenden Konkursprocesses, zu beweisen war. Um die Güter ihres Gemahls, wo möglich, von Schulden zu befreyen, gieng sie mit demselben nach Wehlar, mit Empfehlungsschreiben an den hernach, durch die Reichskammergerichtsvisitation, berühmt gewordenen Juden Nathan. Da ihr indessen, zu Wehlar,

lar, auf den Assembleen einige Kränkungen begegneten, und ihr Mann, der, in Ansehung seines alten Adels, und seiner zärtlichen Liebe gegen die schöne Wittwe, sich in den Ehepakten sogleich völlige Gewalt über ihr Vermögen hatte verschreiben lassen, mit einer durchreisenden Tänzerinn nach Paris gieng; so kehrte sie unverrichteter Sachen, nach ihres Gemahls Herrschaft zurück. Sie bringt daselbst, weil ihre Nachbarn, aus Etikette, mit ihr nicht umgehen mögen, einsam und unmuthig ihre Tage damit zu; daß sie alle Sonntage und Festtage in die Kirche gehet, um für den Kaiser, für alle Könige, und für die gnädige Gutsherrschaft bitten zu hören, und daß sie in der einen Hälfte der Werkeltage ihre Kammermädchen ausschilt, und in der andern, mit einem armen Fräulein, von guter Familie, Pikett spielt.

Die Gräfinn von * * *, nachdem sie die wahren Umstände von Marianens Entführung erfahren hatte, ließ derselben Charakter die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren, und ward wieder ihre wahre Freundinn. Beide haben sich einige-

einigemal persönlich gesehen, und unterhalten einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Doktor Stanzius war um diese Zeit, nach dem Tode des Präsidenten, wegen einiger allzuscharfen Gesetzpredigten, in die Ungnade des Fürsten gefallen. Man hatte ihm daher, ohne sein Verlangen, einen Adjunkt gesetzt, einen schönen Geist, welcher, nach neuester Art, in morgenländischen Bildern, und in abgebrochenen Kraftphrasen, bloß für das Gefühl predigte. Dieser neue Vicegeneralsuperintendent bediente sich auch in seinen Predigten vieler Prosopopöien, Fragen und Ausrufungen, aber alles in einer so melodiereichen Aussprache, daß der Fürst, welcher zuweilen schnell aufgefahren war, wenn Stanzius die Ewigkeit der höllischen Strafen herausbrüllte, nun bey höchstem Wohlseyn, in seiner Loge auf seinem Polsterstuhle, unter der Predigt sanft ruhen konnte. Der Neuling kam daher in so große Gnade, daß Stanzius, als er sich über einige von dessen Anordnungen beschweren wollte, aus Höchsteigener

Bewegung, gänzlich pro Emerito erklärt ward. Dieſes gieng ihm ſehr nahe, zumahl, da er, außer dem öffentlichen Verluſte ſeines Anſehens, zu Hauſe, von ſeiner Frau, ſeiner Unvorſichtigkeit halber, täglich die bitterſten Vorwürfe hören mußte. Dieſe Unglücksfälle machten, daß er des Lebens ſatt, und dadurch vielleicht auch gegen ſeine Feinde verſöhnlicher wurde. Denn da er von Hieronymus die Glücksveränderung des Sebaldus vernahm, ließ er deshalb an ihn ein höfliches Gratulationsſchreiben gelangen, welches aber unbeantwortet blieb.

Hieronymus nahm, mit der wärmſten Freundſchaft, Antheil an der glücklichen Lage ſeines Freundes Sebaldus, und an Marianens Verbindung. Er beſuchte ſie perſönlich, um ſeinen alten Freund nochmals zu umarmen, und brachte demſelben zugleich

gleich, nebſt dem ebengedachten Gratulationsſchreiben des D. Stanzius, auch den bisher treulich verwahrten Kommentar über die Apokalypſe, mit.

Nothanker der Sohn, alias **Rambold**, vereinigte ſich bald mit dem Hrn. von Haberwald wegen einer Spielſchuld, und verlor alſo alle Hoffnung, dem alten Pfarrer deſſelben adjungirt zu werden. Daher iſt er auf andere Rathſchläge zu ſeiner Verſorgung gefallen. Er hat ſich in den Kopf geſetzt, Profeſſor der praktiſchen Philoſophie oder der ſchönen Wiſſenſchaften, auf irgend einer Univerſität, oder allenfalls an einem akademiſchen Gymnaſium, zu werden, weil er ſich einbildet, in dieſen Wiſſenſchaften wichtige Entdekungen gemacht zu haben. Wenn er eine ſolche Stelle eher erhält, als der Kornet den geſuchten Abſchied bekömmt, ſo könnte er auch wohl

etwan noch die Jungfer Anaſtaſia heurathen, bey welcher er ſeit einiger Zeit, wie es ſcheint, nicht ohne Abſicht, fleißig aus- und eingehet. Indeſſen lebt er bey ſeinem Vater, und läßt ſich ſeit einigen Jahren gefallen, deſſen Kommentar über die Apokalypſe, ſo wie er fertig wird, ins reine zu ſchreiben. Dabey iſt er in Nebenſtunden befliſſen, Abhandlungen und Recenſionen, in verſchiedene Journale und Zeitungen einzuſenden. Wenn man irgendwo ſchielende und ungereimte Urtheile lieſet, über Dinge, wovon, wie offenbar zu ſehen iſt, der Recenſent nichts verſtanden hat; wenn dabey verdiente Männer mit naſeweiſem Geſchnatter, fein ſuperklug, über die erſten Gründe der Kunſt oder Wiſſenſchaft, in der ſie vorzüglich groß ſind, belehrt werden; wenn unbeſcheidner Eigendünkel für deutſche Freymüthigkeit, und ungehobelter Gemwitz für Laune verkauft wird; wenn eine be-

ſtimmte

ſtimmte Nothwendigkeit für den Grund der Moral, oder ein hobbeſiſcher Krieg aller gegen alle, für den Grund des Rechts des Natur gelten ſoll; wenn verſtandloſes Gefühl über philoſophiſche Wahrheit entſcheiden, und verwirrtes Träumen einer angebrannten Einbildungskraft, der höchſte Schwung der Dichterey ſeyn ſoll; wenn beſonders dabey die Worte: — ‚ich muß dir ſa‚gen, liebes Publikum! — lieber Autor hör' ‚an! — Lieber Leſer merk' dirs! — und andere ſolche Floskelchen gebraucht werden, worauf ſich diejenigen etwas einbilden, die ſich auf ſonſt nichts etwas einbilden können: ſo wird man, wenn man nicht etwan ſicher weiß, welcher andere Geck die Feder geführt „habe, nicht unwahrſcheinlich ſchließen können, daß der Kambold dahinterſtecke.

Sebaldus hat sich, in der Nachbarschaft seines Schwiegersohns, ein kleines Gut gekauft, wo er noch, vergnügt und geehrt, in ruhigem und glücklichem Alter lebt. Er theilt seine Zeit unter die Besorgung seiner Angelegenheiten, unter die Gesellschaft seiner Kinder und weniger Freunde, unter wohlthätige Unterstützung seiner bedürftigen Unterthanen und Nachbarn, und unter fleißiges Studieren, das er nun völlig, seiner Neigung gemäß, treiben kann.

Verschiedene denkende Männer unter seinen Freunden, welche, ohne selbst sehr consequent zu seyn, nicht leiden mögen, daß andere Leute inconsequent seyn sollen, haben sich viele Mühe gegeben, ihn sowohl von der Crusiusschen Philosophie, (welcher, nach ihrer Meinung, außer etwan in Leipzig oder in Bützow, niemand mehr beygethan seyn kann,) als auch von seinem Irrglauben an

die

die Apokalypse zu bekehren. Da aber niemand, wenn er über funfzig Jahre alt ist, sein System zu ändern pflegt, so sind diese Dispute so unglücklich ausgeschlagen, daß Sebaldus, anstatt bekehrt zu werden, in seinen Meinungen vielmehr bestärkt worden ist.

Verschiedene dieser seiner Freunde haben ihm beweisen wollen, daß von einigen Wahrheiten, die er für ungezweifelt hält, nach den Sätzen der Crusiusschen Philosophie gerade das Gegentheil folgen würde. Sie sind aber ganz an ihm irre geworden, da er auf eine eigne, ihm geläufige Weise, wider ihr Vermuthen, alles aus der Crusiusschen Philosophie bewiesen hat, was sie meinten, nur aus der Wolfischen oder Daricoschen, oder Federschen, oder wer weiß welcher Philosophie, folgern zu können.

Einige

Einige haben daher den alten Mann, obgleich mit einigem Kopfschütteln, seyn lassen, wie er ist. Andere hingegen, weise systematische Männer, haben ihn dadurch völlig in die Enge zu treiben vermeint, daß sie ihm demonstrirt haben, sein eigner Charakter, (in welchem ohnedieß, wenn man die in dem Gedichte Wilhelmine befindlichen Nachrichten, für historisch richtig annähme, vieles bedenklich seyn müsse,) könne gar nicht zusammenhängen, wenn er bey seinen herrlichen theologischen Einsichten, zugleich an ein so ungereimtes Ding, wie die Apokalypse sey, ferner glauben wollte. Aber hierbey ist der gute Sebaldus, wider Vermuthen, ungeduldig geworden, welches diese, übrigens tiefen Kenner der menschlichen Natur, mit seinem sonst so sanften Charakter wieder nicht zusammenzureimen wußten.

Sie haben vielleicht dabey nur nicht gleich an eine sehr gemeine Bemerkung gedacht, welche durch

durch das Beyspiel des seligen Don Quixotte, und durch das Beyspiel verschiedener noch lebender Genies, bestärkt wird, nehmlich: daß ein Mensch sehr wohl in allen Dingen so denken und handeln könne, daß ihn die ganze übrige Welt für verständig gelten läßt, und nur in einem einzigen so, daß ihn jedermann für einen Thoren hält.

Sie hätten sich auch wohl erinnern können, daß der beste, nachgedendste Mensch, ein Ding, über welches er seine Geistteskräfte einmal bis zu einer gewissen Anspannung angestrengt hat, sich nicht so leicht werde nehmen lassen. Daß daher ein Gelehrter ein Buch, besonders ein biblisches Buch, worüber er eine ihm wichtig scheinende Hypothese erfunden hat, niemals ganz werde fahren lassen können.

Sie mögen übrigens deshalb unbesorgt seyn, daß des Sebaldus vermeintliche abergläubische

Achtung

Achtung gegen das, was sie für Flatzen halten, seinen andern guten Eigenschaften und guten Meinungen schaden werde. Der Mann, der nun einmal seine Menschenliebe und seine Toleranz durch die bildliche Vorstellung des neuen Jerusalems bestätigt, zumal, wenn er ein scharfsinniger Kopf ist, wird seine Theorie von Eingebung und Prophezeyung auch schon so zu modeln wissen, daß seinen menschenfreundlichen Gesinnungen dadurch kein Eintrag geschehe. Und warum sollte dieß, an sich, schwerer seyn, als solche Theorien so zu formen, daß sie zu herrschsüchtigen und verdammenden Absichten gemißbraucht werden können?

Wirklich beschäftigt sich Sebaldus, seit einiger Zeit, mehr als jemals mit der Apokalypse, und hat seinen Kommentar darüber beynahe völlig geendigt. Er hat auch schon seinem Freunde Hieronymus den Verlag desselben angetragen, welchen

chen dieſer aber, mit aller Schonung gegen einen Autor, der zugleich ein Freund iſt, verbeten hat. Hieronymus weiß freylich, was Sebaldus noch nicht glauben will, daß, ſeitdem Oeder, und nach ihm Semler, die Aechtheit dieſes Buchs verdächtig gemacht haben, niemand mehr etwas über die Apokalypſe leſen mag, ſo gar nicht einmal in Schwaben, wo jetzt, ſtatt der vorherigen allgemeinen Beſchäfftigung mit dieſem ſonſt, dort für das Buch der Bücher geachteten Buche, durch eine, für die theologiſchen Wiſſenſchaften glückliche Veränderung, das Variantenſammlen und Arabiſch exponiren eingetreten iſt.

Dieſe abſchlägige Antwort ſeines Freundes hat Herrn Sebaldus Nothanker auf die Gedanken gebracht, ſeine Erklärung und Auslegung über die Offenbarung Johannes, die Frucht einer Arbeit von mehr als dreyßig Jahren, nach dem

Ver-

Beyſpiele anderer großen Gelehrten, auf Subſcription drucken zu laſſen.

Es wird daher hierdurch bekannt gemacht, daß ſie drey ſtarke Bände in groß Quart betragen wird, und auf feines weißes Druckpapier abgedruckt werden ſoll. Sobald ſich eine hinlängliche Anzahl Subſcribenten, allenfalls auch nur zu einer kleinen Auflage von etwan zwey tauſend Exemplarien, gemeldet hat, wird der Druck ſogleich angefangen werden, und vier Monate nachher, die Ablieferung des erſten Theils geſchehen.

Ende.

Inhalt

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Erſte Monate, nach Sebaldus und Wilhelminens Verheurathung. Sebaldus Charakter. Beider gelehrte Beſchäftigungen. Geburt eines Sohnes gegen das Ende der erſten neun Monate. Marianens Geburt und Erziehung, Charlottens Geburt. S. 1.

Zweyter Abſchnitt.

Häusliche Zufriedenheit dieſer Familie. Charakter des Buchhändlers Hieronymus. Sein Buchhandel, Korn- und Viehhandel. Seine Beförderung des Kunſtfleißes in ſeinem Vaterlande. Stauzius Einweihungspredigt

der abgebrannten und wieder neugebauten, St. Bartelskapelle. Wilhelmine bewegt den Sebaldus, vom Tode für das Vaterland zu predigen. Nach dieser Predigt nehmen zehn Bauerkerle Dienste. Beide Eltern empfangen Nachricht, daß ihr Sohn von der Universität entwichen und Kriegsdienste genommen habe. — S. 11

Dritter Abschnitt.

Charakter des Konsistorialpräsidenten und des Generalsuperintendenten, D. Stanzius. Sebaldus wird wegen seiner Predigt vor das Konsistorium gefordert, fiskalisch angeklagt und vertheidigt, wird seines Amts entsetzt. Wilhelmine wird vor Schrecken krank. 35

Vierter Abschnitt.

Mag. Tusselius erscheint vor Sebaldus Thür, verlangt die Räumung des Pfarrhauses. Wilhelmine bewegt ihren Mann, in der Residenz Protektion zu suchen. — 44

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus geht nach der Stadt. Indessen treibt Tusselius die Familie aus dem Pfarrhause.

haſe. Ein Bauer nimmt ſie auf. Sebaldus macht dem Hofmarſchall ſeine Aufwartung, ſo wie auch dem Grafen von Timmer. Kommt ohne Hülfe zurück. — S. 49

Sechſter Abſchnitt.

Wilhelmine wird kränker, Charlottchen bekommt die Pocken. Die leztere ſtirbt. Wilhelmine ſtirbt auch. Hieronymus beſucht die unglückliche Familie. — 61

Siebenter Abſchnitt.

Hieronymus beſorgt die Beerdigung der Leichen, und nimmt Sebaldus nebſt Marianen zu ſich; Sie werden vom D. Stanzius abgekanzelt, ohne es zu wiſſen. Hieronymus verſchaft Marianen eine Stelle, als franzöſiſche Hofmeiſterinn. Sie nimmt deshalb einen franzöſiſchen Namen an, und reiſet nach dem Gute der Frau von Hohenauf. — — — 71

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Hieronymus nimmt den Sebaldus mit ſich nach Leipzig, und verſchafft ihm die Stelle eines Korrektors bey einigen Druckereyen. Sebaldus Geſpräch mit einem Magiſter über die Ueberſetzungemanufakturen. — S. 76

Zweyter Abſchnitt.

Geſpräch mit Hieronymus eben darüber 110

Dritter Abſchnitt.

Sebaldus entdeckt, unvorſichtiger Weiſe, ſeine Meinung von Ueberſetzungemanufakturen und von der Apokalypſe, wodurch er ſeine Korrekturen verliert, und ſich aus Armuth in einen Keller bey einem Markthelfer begeben muß. Daſelbſt findet er einſt den Sohn des D. Stanzius, der den Soldaten entſprungen iſt, und nimmt ihn auf. D. Stanzius kommt, ſeinen Sohn zu befreyen. Sebaldus wird auf die Hauptwache geſetzt und von einem Unterofficier zu ſeinem Major gebracht. Charakter des Majors. Sebaldus befreyet den Sohn des D. Stanzius und

ſchlägt das ihm vom Major geſchenkte Löſegeld aus — — S. 135

Vierter Abſchnitt.

D. Stanzius verſpricht dem Sebaldus eine andere Verſorgung in ſeinem Vaterlande. Vergebliche Hoffnung, ſchlechter Erfolg. Der Präſident will ihn fiskaliſch anklagen laſſen. Sebaldus reiſet nach Berlin, wird von Straſſenräubern verwundet und beraubt 154

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Charakter der Frau von Hohenauf. Vorſchrift für Marianen zur Erziehung der beiden jungen Fräulein, und zu ihrem eignen Verhalten — — — 165

Zweyter Abſchnitt.

Herkunft der Frau von Hohenauf. Charakter der beiden Fräulein. Erfolg ihrer Erziehung 172

Dritter Abſchnitt.

Der junge Säugling, der Neffe der Frau von Hohenauf, kommt auf ihrem Gute an. Charakter deſſelben — S. 185

Vierter Abschnitt.

Nähere Bekanntschaft Säuglings mit Marianen. Auf ihre Veranlassung, macht er ein Schäferspiel zur Feyer des Geburtsfestes der Frau von Hohenauf. Zweck dieser Feyer, die Erlösung eines armen Pachters aus dem Gefängnisse. Folgen derselben, die näher geknüpfte Freundschaft zwischen Marianen und Säugling — — 191

Fünfter Abschnitt.

Säugling verliebt sich in Marianen; Erklärt ihr nach langer Zurückhaltung seine Liebe; Wird von der Frau von Hohenauf beobacht; Muß mit seinem Hofmeister Rambold nach der Universität reisen; Er sendet ihr eine Heroide, unter dem Namen des Leanders an die Hero, welche Mariane sich nicht zu beantworten getrauet. — — 207

Sechster Abschnitt.

Säugling, auf Ramboldo Anrathen, besucht Marianen heimlich. Er wird von der Frau von Hohenauf entdeckt, Mariane wird eingesperrt, und endlich zur Gräfinn von *** als Gesellschafterinn gesendet 224

Inhalt

Inhalt des zweyten Bandes.

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus findet auf der Landſtraße nach Berlin, einen Pietiſten. Geſpräch mit demſelben von dem Verderben der menſchlichen Natur, und von der alleinwirkenden Gnade. Sie übernachten in Wuſtermark. — S. 3

Zweyter Abſchnitt.

Sie gehen weiter. Der Pietiſt verſichert, daß in Berlin keine Religion und keine chriſtliche Liebe ſey. — — 17

Dritter Abſchnitt.

Beſchreibung des Thiergartens vor Berlin, wo der Pietiſt eine Bußpredigt zu halten verſucht. Sie gehen in Berlin ein. Der Pietiſt nimmt

an einer Ecke vom Sebaldus Abſchied, und dieſer gehet in eine Kirche, wo ein Kandidat, von der wahren chriſtlichen Liebe, predigt. — — S. 22

Vierter Abſchnitt.

Sebaldus ſucht vergeblich Hülfe, bey dem Kandidaten der gepredigt hat, bey einem Separatiſten, bey einer liederlichen Geſellſchaft, bey dem Pietiſten, ſeinem Reiſegefährten. Endlich ſinkt er, ermattet, unter dem Bogengange der Stechbahn nieder, wo ihn ein Armenſchulmeiſter findet, und in ſein Haus aufnimmt. — — 32

Fünfter Abſchnitt.

Sebaldus beſchäftigt ſich auf Anrathen ſeines Wirthes, mit Notenſchreiben. Er lernt dadurch Herrn F. kennen, von welchem er zu dem Major, den er in Leipzig gekannt hatte, geführt wird. — — 43

Sechster Abſchnitt.

Hr. F. erzählt dem Sebaldus auf einem Spaziergange, ſeine Geſchichte. Geſpräch von den Religionsgeſinnungen der Einwohner von Berlin. 50

Siebenter Abschnitt.

Gespräch eines Predigers mit einem Kandidaten, vom Wesen des Predigtamts und von der Heterodoxie. — — S. 79

Achter Abschnitt.

Gespräch zwischen Herrn F. und Sebaldus, von symbolischen Büchern, und von Veränderung der Glaubenslehren. Fragment einer Handschrift, historische Versuche über Berlin, betitelt: von der Geschichte der Hüte und Mäntel der berlinischen Geistlichkeit. — — 87

Neunter Abschnitt.

Sie wollen den Major besuchen. Sie treffen im Hause den Armenschulmeister an, dem von den Bedienten eines Edelmanns übel begegnet wird. Er erzählt die Geschichte der Verführung seiner Tochter. Der Major setzt den Edelmann deshalb zur Rede, fodert ihn auf der Stelle heraus, und wird von dessen Kammerdiener, von hinten zu, tödlich verwundet — — — 103

Zehnter Abschnitt.

Unterredung des Sebaldus, mit dem Major, auf dem Todtenbette. Der Major stirbt. S. 113

Eilfter Abschnitt.

Der Prediger verdammt den Major, weil er Gottes Wort nicht für Gottes Wort gehalten, die Sakramente nicht, als von Gott gegebene Gnadenmittel, gebraucht habe, und so in seinen Sünden gestorben sey. Sebaldus will ihn nicht verdammen. — 122

Zwölfter Abschnitt.

Der Umgang des Herrn F. mit Sebaldus, wird laulich. Hr. F. empfiehlt ihn zu einer Landschulmeisterstelle, bey einem menschenfreundlichen Edelmanne, welche Stelle Sebaldus seinem Freunde, dem Armenschulmeister abtritt. Sebaldus reiset zum Hieronymus, um Nachricht von seiner Tochter einzuziehen. — — 128

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus wird vom Hieronymus, nach Holstein, zu einem gewesenen Kammerjunker, als

als Bibliothekar empfohlen. Es gesellet sich zu ihnen, ein Verwalter zu Pferde. Gespräch unterweges, mit einem gelehrten Reisenden von der Erklärung des Alten Testaments, durch die arabische Sprache. Dieses Gespräch wird durch ein heftiges Geschrey auf der Landstraße, unterbrochen. — S. 131

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Marianens Ankunft auf dem Gute der Gräfinn von ***. Säugling auf seiner Reise zu seinem Vater nach Wesel, besucht die Frau von Hohenauf, welche, wegen ihrer Absicht, ihn mit dem Fräulein von Ehrenkolb zu vermählen, vorgiebt, Mariane habe einen Pfarrer in Franken geheurathet. Säugling entsagt der Liebe in einem Gedichte — — 141

Zweyter Abschnitt.

Charakter des Fräulein von Ehrenkolb, und ihrer Mutter. Beide besuchen die Frau von Hohenauf. Das Fräulein liest Säuglings Gedicht.

Gedichte, er sucht ihr wieder zu gefallen und wird dadurch munterer, und weniger schüchtern. Als die Frau und das Fräulein von Ehrenkolb nach ihrem Gute zurückreisen, begleitet sie Säugling und sein Hofmeister Rambold. Ankunft eines jungen Obersten, den das Fräulein von Ehrenkolb, schon vorher gekannt hatte — S. 150

Dritter Abschnitt.

Die Ehrenkolbsche Familie, in Begleitung des Obersten, Säuglings und seines Hofmeisters, besucht die Gräfin von ***. Säugling findet daselbst Marianen, und sucht seine Liebe zu erneuern. Mariane aber ist sehr zurückhaltend. Der Oberste, thut Marianen auch einen Antrag, wird aber verächtlich abgewiesen. Ramboldo Charakter. Er sucht seine Absicht auf Marianen, durch einen Umweg auszuführen, indem er der Frau von Hohenauf von ihrer Zusammenkunft mit Säuglingen Nachricht giebt, und sich erbietet, sie derselben wieder in die Hände zu liefern. — — 160

Vierter Abſchnitt.

Das Fräulein von Ehrenkolb, Mariane, der Oberſte, und Säugling ſind, jeder vor ſich, mißvergnügt. Die Gräfinn räth Säuglingen ab, Verſe zu machen. Das Fräulein von Ehrenkolb beleidigt Mariane. Sie gehet in den Garten, findet Ramholden, der ſie in das hinter demſelben gelegene Wäldchen führt, wo ſie von unbekannten Perſonen, in einen ſechsſpännigen Wagen geſchleppt wird S. 167

Fünfter Abſchnitt.

Das Fräulein von Ehrenkolb verſöhnt ſich mit dem Oberſten. Säugling reiſet zu ſeinem Vater, nach Weſel — — 183

Sechster Abſchnitt.

Mariane als ſie einen Poſtwagen auf der Landſtraße erblickt, ſchreyet aus der Kutſche. Ein Mann zu Pferde, will den Kutſcher anhalten, und wird mit einer Piſtole ins Bein verwundet. Unterdeſſen ſpringt ſie aus dem Wagen, findet den Hieronymus und ihren Vater; Sie fahren mit dem Verwundeten weiter, Sebaldus auf dem Pferde. Er ver-

irrt

irrt sich. Die andern fahren zur Gräfinn, wo sie sehr kalt empfangen werden. Hieronymus, der weiter zu reisen genöthig ist, vertraut Marianen dem verwundeten Verwalter an, um sie zu dem Hrn. von D*** zu bringen. — — S. 187

Siebenter Abschnitt.

Der Verwalter verräth Marianen dem Obersten, und liefert sie in dessen Hände. Der Oberste beunruhigt sie aufs neue mit seiner Liebe. Sie entspringt aus dessen Hause, zu Fuße 196

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus der sich von seiner Gesellschaft verirrt hat, verliert aus Unachtsamkeit auch sein Pferd. Er reiset mit der Post zum Kammerjunker nach Holstein ab. Charakter des Kammerjunkers. Er zeigt dem Sebaldus sein Kabinett von Alterthümern, und schafft ihm die Stelle eines Informators, bey dem Archidiakonus Macklginus — 207

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Charakter des Archidiakonus Mackligius. Er trägt dem Sebaldus zugleich die Predigten in seinem Filiale auf — S. 218

Dritter Abschnitt.

Wöchentliche Zusammenkunft der Landprediger in Holstein. In derselben wird eine Predigt des Sebaldus, wegen Behauptung der Liebe gegen Christen von andern Religionspartheyen, angeklagt. Der Generalsuperintendent D. Puddewustius warnt deswegen den Archidiaken Mackligius. — 224

Vierter Abschnitt.

Mackligius setzt den Sebaldus zur Rede, der sich vertheidigt. Mackligius tauft im Filiale das Kind eines Schiffers, mit einem reformirten Taufzeugen. Gespräch des Sebaldus mit Mackligius über Neuerungen in der Lehre, und Toleranz. Ein Jude kommt dazu, den beide bekehren wollen — 250

Fünfter Abschnitt.

Mackligius und Sebaldus werden vor dem Konsistorium verklagt. Chrn. Wulkenkra-

genius

genius hält eine Leichenpredigt von Bewahrung der reinen Lehre, welche vieles Gezänk und einen Auflauf verursacht. Mackligius verliert sein Filial, und dankt den Sebaldus ab. Dieser, in der gröſten Noth, setzt sich, nach dem Erbieten des Schiffers, auf dessen Schiff, um nach Ostindien zu gehen. S. 244

* * *

Zuverläßige Nachrichten von einigen nahen Verwandten des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker. Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen. — 253

Dritter

Inhalt des dritten Bandes.

Siebentes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus leidet an der holländiſchen Küſte, ohnweit Egmont, Schiffbruch. Wird von einem nordholländiſchen Fiſcher gepflegt, und zu einem Lutheriſchen Prediger nach Alkmaar gebracht. Dieſer nimmt ihn freundſchaftlich in ſein Haus auf. Ein Kaufmann aus Rotterdam verlangt ihn zum Hofmeiſter ſeines zweyten Sohnes. S. 3.

Zweyter Abſchnitt.

Was für ein Mann Meeſter Puiſtma war, der reformirte Hofmeiſter des älteſten Sohnes. Wie er die Kinder bisher unterwieſen hatte. Sebaldus läßt die beiden Kna-

den Xenophons Denkwürdigkeiten der Sokrates und Antonins Betrachtungen überſetzen, und ſtellt ihnen dieſe großen Männer als Muſter vor. Darüber wird er vom Puiſtina beym reformirten Domine Dwanghuyſen verklagt, der deshalb den Sebaldus aus dem Hauſe geſchafft wiſſen will. — — S. 16

Dritter Abſchnitt.

Der lutheriſche Domine Ter Breidelen, wird nebſt Domine Dwanghuyſen deshalb auch zu Rathe gezogen. Beide verdammen den Sebaldus, und rathen dem Kaufmanne, ihn ſogleich aus dem Hauſe zu ſchaffen. Da Sebaldus unentſchloſſen iſt, wohin er ſich wenden ſoll, um vor Verfolgung ſicher zu ſeyn, macht ihn der Kaufmann mit der duldſamen Geſellſchaft der Kollegianten bekannt. Sebaldus reiſet mit Empfehlungsſchreiben nach Amſterdam. — — 14

Vierter Abschnitt.

Beym Aussteigen aus der Schuit, vor dem Utrechter Thore zu Amsterdam, kommt dem Sebaldus ein Deutscher entgegen, verspricht denselben in eine Herberge zu bringen, führt ihn aber in das Haus eines Seelenverkäufers. Er wird daselbst so lange gehalten, bis er einwilligt, nach Ostindien zu gehen. Er erfährt von einem kranken Mitgenossen seines Elendes, die Beschaffenheit der Seelenverkäuferey. Dieser stirbt, einige andere werden krank. Man fährt sie also auf den Dyk nach Seeburg, um frische Luft zu schöpfen. — S. 37

Fünfter Abschnitt.

Der Geistliche aus Alkmaar, der sich von ohngefähr in Amsterdam befand, hatte den Sebaldus auf dem Dyk erblickt. Er verfolgt den Trupp bis an das Haus des Seelenverkäufers, erlöset, mit obrigkeitlicher Hülfe, den Sebaldus. Der Seelenverkäufer wird bestraft. Sebaldus, geht mit dem Geistlichen in die Versammlung der Kollegianten

legianten. Er wird von dem Kollegianten, an den er Empfehlungsbriefe hat, ins Haus genommen. Er hilft demſelben an einem gelehrten Tagebuche. Der Kollegiant ſtirbt, und vermacht ihm ſeine ſämmtlichen Werke. Sebaldus ſezt ſich auch in der Holländiſchen Sprache feſt, überſezt ein Buch aus dem Engländiſchen, und bietet es dem Buchhändler van der Kuit zum Verlage an. — — S. 49

Sechster Abſchnitt.

Probe, von Sebaldus Ueberſetzung aus dem Engländiſchen Buche. — — 57

Siebenter Abſchnitt.

Charakter des Buchhändlers van der Kuit. Projekt deſſelben, vermittelſt des Predigers de Hyſel, welcher die Ueberſezung mit hatte vorleſen hören, dem Sebaldus eine Furcht einzujagen, die zu ſeinen Abſichten dienlich iſt. Domine de Hyſel will nichts damit zu ſchaffen haben. Weswegen. Van

der Knit ſtürzt demohnerachtet den Sebaldus, durch ein falſches Vorgeben, in eine ſolche Furcht, daß er ihm das gelehrte Tagebuch, und die ſämmtlichen Werke der Kollegianten verkauft, und in gröſter Eil Holland verläſit. Das Schrecken verurſacht ihm eine Krankheit, er bleibt in Sevenaer liegen. Verzehrt alles, muß ſich zu Fuße weiter ſchleppen, bleibt zuletzt in einem Dorfe liegen, wo er von den Almoſen, die ihm die Reiſenden geben, denen er das Heck aufmacht, ſein Leben kümmerlich erhält S. 70

Achtes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus erholt ſich in etwas. Er macht einſt zweyen Perſonen, die ſpazieren ritten, das Heck auf, welches Rambold und Säugling waren. Säugling, den ſein Anſehen gerührt hatte, hohlt ihn von da ab, und bringt ihn zu einem Pachter, in dem Dorfe ſeines Vaters, wo er mit Wäſche, Kleidern und Nahrungsmitteln verſorgt wird. 85

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Charakter Säuglings des Vaters. Dieser nimmt den Sebaldus zu sich, um ihm Gesellschafft zu leisten, und die Zeitungen vorzulesen. In denselben fanden sie die Gewinnliste einer Zahlenlotterie. Der alte Säugling erklärt sie dem Sebaldus, und nöthigt ihn, auch einzusetzen — S. 90

Dritter Abschnitt.

Rambold kommt, als niemand zu Hause ist, an, steckt aus Neckerey, einen vorgefundenen Brief an den jungen Säugling zu sich. Als ihm Sebaldus vorgestellt wird, und er dessen Nahmen hört, wird er betroffen und unruhig, erbricht in der Zerstreuung den Brief, und reitet fort, sobald er ihn gelesen hat. — 99

Vierter Abschnitt.

Nachdem Mariane dem Obersten entsprungen war, ließ sie sich von Dorfe zu Dorfe fahren, und kam ins Westphälische. Sie

muſte, wegen eines Ungewitters, in einem Hauſe im Walde, abtreten. Sie entſchließt ſich daſelbſt zu bleiben, und endlich auch Säuglingen ihren Aufenthalt zu melden. Dieß war eben der Brief, den Rambold erbrochen und geleſen hatte. Rambold beſucht heimlich Marianen, giebt vor, Säugling ſey geſtorben, ſucht ſich in ihre Gunſt zu ſetzen, und denkt ſie zu heurathen. S. 101

Fünfter Abſchnitt.

Charakter der Frau Gertrudtinn und der Jungfer Anaſtaſia Gertrudtinn. Der junge Säugling unterhält ſich öfters mit der leztern, welches ſeinen Vater und ihre Mutter aufmerkſam macht. — 114

Sechster Abſchnitt.

Die Säuglingiſche Familie, wird in die Stadt zu der Frau Gertrudtinn zu Mittage eingeladen. Die Jungfer Anaſtaſia bietet alle ihre ſittſamen Reizungen auf,

um den jungen Säugling zu feſſeln. Ein Freywerber giebt dem alten Säugling, wegen dieſer Heurath, einen Wink. Sie werden eins, die Gertrudtiſche Familie den zweyten Tag auf des alten Säuglings Gut zu bitten, wo die Sache in Ueberlegung genommen werden ſoll. Beym Zurückfahren an einem ſchönen Abend ſteigt der junge Säugling aus dem Wagen, um im Walde zu Fuße zu gehen. Er höret, unvermuthet, eins von ſeinen Liedern ſingen, und findet Marianen. — S. 114

Siebenter Abſchnitt.

Säugling beſucht Marianen den folgenden Tag. Sie beſtätigen ihre Verbindung. Sie wechſeln Ringe. Rambold kommt dazu, will voll Zorn Säuglingen überfallen, und wird von dem Weſtphäliſchen Bayer mit einem Hebebaume abgewieſen. 126

Neun-

Neuntes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Säugling der Vater, ſchlägt die Jungfer Anaſtaſia ſeinem Sohne zur Braut vor. der Sohn berichtet hingegen, daß er in einer Schäferhütte im Walde, das Mädchen gefunden habe, das er liebe. Der Vater wird darüber ſehr betreten. Erblickt zugleich den Ring an ſeines Sohnes Finger. Sebaldus erkennet daran, daß ſeine Tochter deſſen Geliebte ſey. Sebaldus und der junge Säugling fahren zu ihr, und weil dieſer nicht von ihr ſcheiden will, nimmt ſie Sebaldus mit zurück. — S. 129

Zweyter Abſchnitt.

Die Frau Gertrudtinn, kommt ohne ihre Tochter zum Mittagsmahle, weil dieſelbe krank worden. Der Herr von Haberwald erzählt halb betrunken, den Unfall der Jungfer Anaſtaſia. Säugling ſtellt Ma-

rianen seinem Vater vor. Sie versichert, daß sie ohne seine Einwilligung seinem Sohne nie die Hand geben werde. Sebaldus bekräftiget dieses. — — S. 140

Dritter Abschnitt.

Der junge Säugling sucht die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, die ihm abgeschlagen wird. Sebaldus findet beym Vorlesen einer Zeitung, daß er eine Quaterne von funfzehntausend Thalern gewonnen hat. Der alte Säugling giebt nunmehr seine Einwilligung. — — 148

Vierter Abschnitt.

Rambold sucht, um sich zu rächen, den jungen Säugling, wegen seiner Liebe zu Marianen, bey seinem Vater zu verläumden. Wer Rambold eigentlich gewesen sey. 153

Lezter Abschnitt.

Säuglings Verbindung mit Marianen wird vollzogen. Nachricht was sich mit Säugling, Marianen, der Frau von Hohenauf, der Gräfinn von ***, D. Stauzius, Hieronymus, Rambold, und Herrn Sebaldus Nothanker, seitdem zugetragen habe. Sebaldus Kommentar über die Apokalypse, soll auf Subscription gedruckt werden. — — 1ſt.

Ende.

Druckfehler.

S. 15. Z. 7. alsdenn l. alsdann.
ebendaſelbſt, da l. wann.
S. 20. Z. 18. Domene l. Domine.
S. 27. Z. 19. muß ſich wegbleiben.
S. 28. Z. 6. vollbrachten l. vollbrachter.
S. 31. Z. 10. Bälgetrater l. Bälgentreter.
S. 86. Z. 8. determinirenten l. determinirenden.
S. 95. Z. 4 nothmendigen l. nothwendigen.
S. 120. Z. 6. ſelbſt behagliche l. ſelbſtbehagliche.
S. 148. Z. 10. vor l. für.
S. 156. Z. 11. greiflachend l. grieflachend.
S. 158. Z. 4. von unten, ihrem l. ihres.
Ebendaſ. Aufenthalte l. Aufenthaltes.

Freuden des jungen Werthers

Leiden und Freuden Werthers des Mannes.

Voran und zuletzt ein Gespräch.

Wie auch

Berichtigung

der

Geſchichte

des

jungen Werthers.

Schafhauſen, 1775.

[Verf.: Nicolai, Friedrich Christoph]

Gespräch.

Personen.

Hanne. Ein Jüngling.

Martin. Ein Mann.

Geſpräch.

'ſ, der Henker hohl' 'n Buch, die Leiden des jungen Werthers, ſagte Hanns, 'ſ dringt dir durch Mark und Bein, jede Ader ſchwillt dir, und 'ſ Gehirn funkelt dir, daß du gleich auf möchteſt —

Ja freylich, 'ſ ſo ein Buch, ſagte Martin, wer 'ſ geſchrieben hat, kann ſich ruhig auf's Haupt legen, und fürchten nicht, daß über hundert Jahr 'n beleſner Tölpel davon ſchwatze: 'ſ iſt euch ein rar Buch, ihr Leute, ſeit neun und neunzig Jahren, hat kein Menſch davon was gehört und geſehn.

Hanns war ein und zwanzig Jahr alt, und Martin zwey und vierzig.

Hanns fuhr fort: Was das für 'n Junge war, der Werther. Gut, edel, ſtark. Und

wie sie 'n verkannt haben. Da kamen die Schmeisfliegen, setzten sich auf 'n, beschmitzten alles was er that. Und auch Albert, sein Freund, verkannt 'n, konnt' eifersüchtig werden. Ach was hat der Albert nicht auf sich! Möcht nie Albert sein, um aller Welt Güter nit!

LV. Du nicht Albert? Hör' Hanns, du thät'st 'n grossen Sprung wenn du Albert würd'st. War Albert nicht der redlichste, unbescholtenste, nützlichste Mann, der Lotten von ganzer Seele liebte? Sollt' er etwan ganz geruhig zusehen, daß ein andrer bey seiner Frau den sterblich verliebten spielte, ihr den Kopf umkehrte, und sie in der Leute Mäuler brächte. Was hat denn wohl Albert gethan, warum du nicht Albert seyn möchtest?

H. 's ja 'n Greuel, hast nicht gelesen, wie 't eifersüchtig war, wie 't Lotten spitze Reden *) gab, als er den armen Werther in aller Unschuld bey 't fand.

LV.

*) S. die Leiden des jungen Werthers S. 184.

M. So? hast niemanden spitze Reden gegeben, wenn dir der Kopf warm war? Hatt' Werther nicht auch 'n Kopf? Und gabs ihm 's schwarze Blut nicht gar ein, daß er Alberten ermorden wollte, *) und Lotten dazu? Darf Werther alles, und Albert nichts? das wollt' Werther selbst nicht. †) Ne, Hanns! Dein Held mag Werther seyn, mein Held ist der Autor.

H. Da sieht man's, bist 'n alter, kalter, weiser Kerl, der mit Werthern und mit seinen Leiden nicht sympathisiren kann, liebst mit 'n jungen braven Buben, voll Feu'r und Leben, und wilst 'n steifen, trocknen Aktenkrämer loben, wie Albert.

M. Also bin ich so kalt? Hab' dir g'sagt, daß ich 'n Autor bewundere, und sollt' nicht Werthers Charakter bewundern, der des Autors Meisterstück ist? Wer kann diesem feurigen edlen Charakter Bewunderung und Liebe, und seinem Schicksal zumahl, wenns

*) S. 187. f. auch S. 147. †) S. 73.

ſo meiſterhaft erzählt, ſo lebhaft dargeſtellt wird, ſeine Thränen verſagen? Meinſt' nicht, daß ſich mir das Blut im innerſten Herzen bewegt hat, als ich las, wie er neben Alberten gieng „pflückte Blumen am Wege, füg„te ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß und — „warf ſie in den vorüberfließenden Strom, „und ſah ihnen nach, wie ſie leiſe herunter„wallten" *) —

H. Wenn du denn Werthern liebſt ſiehſt nicht, wie gut's wär', wir wären alle ſo wie Werther, unſerer Kräfte uns bewuſt, und brauchten unſere Kräfte ſo weit's gienge, und keiner ließe ſich durch Geſetz und Wohlſtand modeln.

M. Schau Hanns, dazu hat, wenn ich's recht ſehe, der Autor die Leiden des jungen Werthers nicht geſchrieben, dir und dein's Gleichen nicht. Er kennt euch beſſer, ihr jungen Burſchen (Hanns, biſt auch einer davon,) die ihr itzt eben pflücke ſeyd, und anfangt,

*) S. 78.

fangt, aus der hohen Schule in d' Welt zu gucken. Euch Kerlchen ist nichts recht, all's wißt ihr besser, was der Welt nützt mögt ihr nicht lernen, denn's wäre Brodwissenschaft, eingeführter guter Ordnung wollt ihr euch nicht fügen, denn's wäre Einschränkung, was andre thun mögt ihr nicht, wollt Originale seyn, wollts anders haben, 's lange gnug so gewesen, was kümmern euch Gesetze und Ordnungen und Staaten und Reiche und Könige und Fürsten; prätorianische Garden wollt ihr haben, und 'n biß'l Faustrecht, und Keulen und Völkerwanderungen, da wär noch 'ne Selbstständigkeit in'n Menschen, gäng' doch fein kunterbunt. Sa! Sa! wärs nicht 'n Leben, wenn ihr denn so zusehn könntet, wie das alles passirte, und ließt eure winzige Seelchen drob erschüttern, und könnt't schreyen: He! da ist Kraft und That! Ja traun zusehn und drob schreyen würdet ihr Bürschchen, und nichts weiter! Denn was auch in der Welt vorgienge, ihr thät't nichts, 's doch in eu'n lappigen Mäußlein keine Schnellkraft, noch Festigkeit in euren leeren

Geiſtern. Plaudert da viel von Kraft und Stätigkeit, und ſeyd arme läßige herumtrollende Flittchen. Habt 'n weidlich Geſchwätz von Einſchränkung und Modelung, und Poliurung und Nachahmung, und doch gäbt ihr nicht 'n Polſterchen von eurem Sorgeſtuhle, noch 'n Schleifchen von eurem Haarbeutel weg, daß 's anders würde. Euch Püpperchen wird's auch frommen, wenn's Fauſtrecht gälte, müſt't ja ausm Lande laufen. Daß ihr Springinsfelde, Werther würdet, damit hat's nicht Noth, dazu habt 'r 'n Zeug nicht. Aber wohl könnt am guten Werther von weitem ſehen, wohin's führen muß, wenn einer auch beym beſten Kopfe und beym edelſten Herzen, immer einzeln für ſich ſeyn, immer Kräfte anſtrengen, und immer dabey außerm Gleiſe ziehen will. Wenn dabey Kraft und Stätigkeit in der Seel' iſt, (iſt die aber nicht da, ſo iſts eitel lächerliche) und ein Unglück ſtemmt ſich dawider, wo will da Troſt oder Entſchluß herkomen, muß da nicht, wie der Autor vortrefflich ſagt: „die ganz „in ſich gedrängte, ſich ſelbſt ermangelnde, „und

„und unaufhaltſam hinabſtürzende Creatur,
„in den innern Tiefen ihrer vergebens auf-
„arbeitenden Kräfte knirſchen?„ *) Das
würd' euch nicht frommen, ihr Füllen die ihr
Roſſe wollt ſeyn, eh's Zeit iſt! Zieht denn
nur ruhig am Seil wo ihr geſpannt ſeyd und
laßt euch füttern, wähnt nicht, daß 's euch
im Walde beſſer wär'.

H. Haſt aufgeredt, Prediger? dir deuchts
wohl, jeder gienge geblendet im Zirkel wie 'n
Roß in 't Mühle, und dächt' nicht eins:
Auf und davon, jenſeit iſt Licht und 'n freyer
Sprung. So dacht' Werther, und ließ die
Welt, wie's nicht mehr gieng. Wars nicht
'n großer Streich? He?

M. 'n großer Streich? wenn du 'n thät'ſt
Hanns, ich ſagt', hättſt dich übertroffen!

H. Geh, haſt nur 'ne halbe Seele, 's lo-
dert nur 'n ſchwaches Fünkchen himmliſchen
Feuers in dein'r engen Bruſt. Spott'ſt über
Edel-

*) S. 160.

Edelthat. „Daß ich diesen Kerker verlassen kann, wenn ich will *) ists nicht 'n süsses Gefühl von Freyheit? Kannst's läugnen?

M. Wär der Körper der Seele ein Kerker, nicht ein nöthiges Werkzeug, so möcht's drum seyn, aber —

H. Aber Mensch, bist kalt wie 'n Stein. Must nicht Werthern betauern, inniglich im Herzen betauern?

M. Betauern? Ja. Lieben und betauern! Wo so viel' edle Kräfte, bloß zur unruhigen Lässigkeit **) verwendet, ungenutzt vermodern, ***) wenn, der so viel wichtige Zwecke sehn und erfüllen konnte, tobender endloser Leidenschaft †) folgt, bis Natur unter Anstrengung erliegt, wer wird da nicht betauern! — Aber bloß betauern? Was meinstu, wenn Werther den Menschen im schlechten grünen Rocke ††) der zwischen den Felsen

*) S. 19. **) S. 96. ***) S. 14.
†) S. 100. ††) S. 163.

Felſen Bluhmen ſuchte, anſtatt der Bluhmen, mit der Piſtole in der Hand gefunden hätt', wie er ſich eben die Mündung übers rechte Aug' an die Stirn drückte, *) hätt' er da ruhig warten ſollen, bis der Schuß geſchehen wäre, hernach die Achſeln zucken, und ſagen: „der Menſch hat das Maaß ſeines Leidens „nicht ausdauern können **).

H. Ey nu ja freylich —

M. Ey nu ja freylich! Was Werther einem andern ſchuldig war, war ers nicht vielmehr ſich ſelbſt ſchuldig? —

H. Steht er nicht da, und ſpricht weiſe wie 'n Buch! Als wenn Werther beym Sturme ſeiner Leiden hätte ſo vorſichtig handeln können. Da ſtirbſt einer am hitzigen Fieber. Sagſt nicht auch Menſch, wie Lukas in der Komödie: Warum hat er ſich doch nicht kuriren laſſen! Hätt' der Thor nicht warten können, er ſtarb ſo ſchnelle.

M.

*) S. 80. **) S 85.

117. Gut, daß du gestehst, daß der Mensch, der seinen Körper zerstören will, sich in einem eben so unnatürlichen Zustande befindet, als der ein hitziges Fieber hat. Aber ich sage dem Kranken nicht, warte, eh du stirbst, bis sich deine Säfte verbessert, dein Blut gekühlt, deine Kräfte erhohlt haben. *) Ich sage: Freund! liegst in einer engen Stube voll fauler Dünste, öfne's Fenster, draußen ist's lieben Gottes reine Luft die alle Creaturen erquickt, trink 'n Julep der dein Blut abkühlt, nimm 'n Chinatrank, der Fäulniß hindert und Kraft gibt. Dieß war Werther auch sich selbst schuldig. Die ganze Welt lag ja vor ihm. Und war er, der edelsten einer, der Welt nichts zu leisten schuldig? Warum wollt' er einzeln seyn. Wenn ihn Menschen haben mochten, sich an ihn hängeen, deren Weg nur so eine kleine Strecke mit seinem gieng, **) warum schlendert' er nicht ihren Weg mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weils Menschen, eine

*) S. 88. **) S. 14.

eine rechte gute Art Volks waren. Er würde viel beſſer mit ſich geſtanden haben. *) Die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, die dem in ſich und in ſeine Leidenſchaften eingeſchloßnen gleichgültigen Werther, ſonſt nur ein buntes Marionettenſpiel **), machten, würden ein heilſames Kühlungs- und Stärkungsmittel worden ſeyn, wenn er Theil genommen und bedacht hätte: Sie ſind ja, was ich bin, Menſchen. Die Kräfte die in ihm ungenutzt ruhten ***), hätt' er ſie entwickelt und gebraucht, ſo würd' ihm in kurzen die Welt wenigſtens ſo gefallen haben, wie der kleine Knabe, den er ungeachtet ſeines Roznäschens küßte †), und die Welt würd' ihm die Hand geboten haben, eben wie's freymüthige Kind.

H. 's alles ſchön und gut; aber 's war mit Werthern zu weit, 's konnt nun nicht anders werden, muſt' nothwendig ſo kommen.

M.

*) S. 116. **) S. 117. S. 125.
***) S. 14. †) S. 31.

M. Verſteh mich. Wenn du Werthern betrachteſt, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, ſo muſt 's ſo kommen. Der Autor hat freilich, mit ſeiner Kenntniß, alle Züge dieſes ſchwärmeriſchen Charakters ſo zuſammengeſetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinſten, ſo eingeleitet, daß die ſchreckliche Kataſtrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspreſſen ſoll. *) Stellſtu dir aber Werthern vor, als einen Menſchen, der in der Geſellſchaft lebt, ſo hatt' er unrecht, daß er einzeln ſeyn, und die Menſchen um ſich, als Fremde anſehn wollte. Er hatte, ſeit er an der Mutter Bruſt lag, die Wohlthaten der Geſellſchaft genoſſen, er war ihr dagegen Pflichten ſchuldig. Sich ihnen entziehn war Undank und Laſter; ſie ausüben, würde Tugend und Beruhigung geweſen ſeyn. Selbſt, nachdem er ſchon die hofnungsloſen Todesbriefe geſchrieben hatte, ſelbſt da noch, hätt' er gedacht, daß er noch, Sohn, Bürger, Vater, Hausvater,

*) S. 179.

vater, Freund, seyn könnte, seyn müste, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fliessen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thür zuwarf.

5. Wüst' warlich nit, wie Werther da noch glücklich hätt' werden können; war ja sein's Leidens kein Ende zu finden.

11. Wollens mal sehn. Die geringste Veränderung thuts wohl; giebt Freuden, Leiden, wieder Freuden und allerley. Setze z. B. den einzigen kleinen Umstand: Als Albert, des lang verschobenen Geschäfts wegen, wegritt, und Werther Lotten zuletzt besuchte *), war Albert und Lotte noch nicht verheirathet, nur so gut als verlobt, **) die Hochzeit sollt' in Weihnachten seyn. Du siehst ich denk mir's so, weil die Scene um Worms liegt, wo man sich nicht so leicht scheiden kann, wie in Brandenburg. Wär 's da, ändert' ich auch

*) S. 190. **) S 40.

auch dieß nicht. Lotte mag in einem Hauſe mit Albert wohnen, oder dicht neben, bey ihrer Tante, oder bey wem du ſonſt willt.

Albert iſt wiederkommen *), hat gehört, daß Werther ſeine Zeit wohl nahm, und geſtern eine Stunde da war.

Und nun — —

*) S. 214.

Freuden
des
jungen Werthers.

Freuden
des jungen Werthers.

Als Albert aus seinem Zimmer *) zurück kam, wo er mehr hin und hergegangen war und sich gesammelt, als seine Packete durchgesehen hatte, kam er wieder zu Lotten, und fragte lächelnd:

„Und was wollte Werther? Sie wusten „ja so gewiß, daß er vor Weihnachtsabends „nicht wiederkommen würde!„

Nach Hin- und Wiederreden gestand Lotte, aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen,

*) S. die Leiden des jungen Werthers zweyter Theil. S. 214.

den ganzen Vorgang des gestrigen Abends*). Indem sie 's aber gesagt hatte, bangte sie auch schon, sie möchte, aus Unkunde zu lügen, ihm Wermuth gereicht haben.

Nein, sagte Albert, sehr ruhig: Sie haben Balsam in meine Seele gegossen. Sie verläugnen auch hierin Ihr edles Herz nicht. Aber ein wenig unüberlegt haben Sie gehandelt, meine liebe Lotte. Sie hatten ihm, wie ich merke, ein Versprechen abgezwungen, daß er vor Weihnachtsabends nicht wieder kommen wollte. Sie wollten mich dadurch beruhigen, weil Sie wusten, daß ich verreisen muste, weil Sie, liebste Lotte, meine Eifersucht gemerkt hatten, die ich gern vor mir selbst verborgen hätte. Ich danke Ihnen dafür (er küßte ihr die Hand) Aber da nun Werther wieder sein Versprechen sich eindrang, so hätten Sie sich nicht so vertraulich mit ihm aufs Kanapee setzen, und unter vier Augen in Büchern lesen sollen. Sie verließen sich auf die Reinheit ihres Herzens.**) Dieß ist für ein Mädchen ein sehr edles

*) S. 190 — 207. **) S. 192.

edles Bewuſtſeyn. Aber da denkt der beſte Kerl nicht dran, zumahl wenn die Liebe Hinderniſſe find't und die Zeit koſtbar iſt. O Weiber! Machts dem beſten Buben weiß, daß er euch Ein Verſprechen ungeſtraft brechen darf, und er wird mehrere brechen wollen. — So haben Sie 's, liebſte Lotte, ohn 's zu denken, ſelbſt ſo eingeleitet, daß Sie ſich ins Kabinett verſchließen muſten. — Die Scene war wirklich ſtark —

Lotte weinte bitterlich.

Albert nahm ſie bey der Hand, und ſagte ſehr ernſthaft: Beruhigen Sie ſich, liebſtes Kind. Sie lieben den Jungen, er iſts werth daß Sie ihn lieben, Sie haben 's ihm geſagt mit dem Munde oder mit den Augen, 's iſt einerley. —

Lotte fiel ihm ſchluchzend in die Rede, betheuerte, daß ſie ihn nicht liebe, daß er vielmehr nach der letzten Scene ihren Haß verdiene, daß ſie ihn verabſcheue. — —

Verabſcheuen? das iſt etwas, liebſtes Lottchen, das lautet ſo, als ob Sie ihn noch

liebten. Hätten Sie ganz gelaſſen geſagt, der Burſch wäre ihnen gleichgültig, ſo hätte ich ganz ſtill geſchwiegen, ſo hätte ich Ihnen nicht geſagt, daß ich wechſelſeitige Liebe nicht ſtöhren will, daß ich alle Anſprüche —

Großer Gott! rief Lotte laut ſchluchzend, indem ſie ſich das Geſicht mit dem Schnupftuche bedeckte, wie können Sie meiner ſo grauſam ſpotten! Bin ich nicht ihre Verlobte? Ja er ſoll mir ſeyn was Sie wollen, gleichgültig! verabſcheuungswürdig! ſo gleichgültig als — —

Als ich ſelbſt? rief Albert. Das wäre für mich gut, aber nicht für ihn. Für mich wäre unter dieſen Umſtänden —

Indem kam der Knabe, der Werthers Zettelchen *) brachte, worinn er Alberten um die Piſtolen bat.

Albert las den Zettel. Murmelte vor ſich: der Querkopf! gieng in ſein Zimmer, ergriff die Piſtolen, lud ſie ſelbſt, und gab ſie dem Knaben: Da! bring ſie, ſagt' er, deinem Herrn.

*) S. 212.

Herrn. Sage ihm, er ſoll ſich wohl damit in Acht nehmen, ſie wären geladen. Und ich ließe ihm eine glückliche Reiſe wünſchen.

Lotte ſtaunte — Albert erklärte ihr nun weitläufig, er gebe nach reifer Ueberlegung alle Anſprüche an ſie auf. Er wolle eine zärtliche wechſelſeitige Liebe nicht ſtöhren. Er wolle ſie beide und ſich ſelbſt nicht unglücklich machen. Aber er wolle ihr Freund bleiben. Er wolle ſelbſt Werthers wegen ſogleich an ihren Vater ſchreiben, das ſolle ſie auch thun, und Werthern eher nichts ſagen, bis ſie Antwort erhalten habe.

Lotte, nach vielen Umſchweifen, nach vieler weiblichen Zurückhaltung, geſtand ihre herzliche Liebe zu Werthern, nahm Alberts Vorſchlag dankbar an, und gieng in ihr Zimmer um zu ſchreiben.

Im Weggehen kehrte ſie noch um, und äuſert' eine ängſtliche Beſorgniß wegen der Piſtolen.

„Seyn Sie ruhig, Kind! Wer ſich von ſei„nem Nebenbuhler Piſtolen fodert, erſchießt „ſich nicht. Und wenn er allenfalls — —

So ſchieden ſie von einander.

Werther erhielt indeſſen die Piſtolen, ſetzt' eine vor den Kopf, drückte loß, fiel zurück auf den Boden. Die Nachbarn liefen zu, und weil man noch Leben an ihm verſpürte, ward er auf ſein Bette gelegt.

Indeſſen wurden Werthers zwey letzte Briefe *) an Lotten, und der Brief an Alberten **) dem letztern gebracht, und zugleich erſcholl die Nachricht von Werthers trauriger That. Albert ließ dieſelbe vor Lotten verbergen, las die ſämmtlichen Briefe, und gieng ungeſäumt nach Werthers Wohnung.

Er fand ihn auf dem Bette liegend, das Geſicht und das Kleid mit Blut bedeckt. Er hatte eine Art von Convulſionen gehabt, und nun lag er ruhig mit ſtillem Röcheln.

Die

*) S. 185. 209. **) S. 218.

Die Umstehenden traten weg, und ließen beyde allein.

Werther hob die Hand ein wenig empor, und bot sie Alberten. Nun triumphire, sagt' er, ich bin nun aus deinem Wege!

Ich komme nicht zu triumphiren, sprach Albert ruhig, sondern dich zu betauern, und wenns möglich ist, dich zu trösten. Aber du bist rasch gewesen Werther —

Werther stieß, für einen so hartverwundeten beinahe mit zu heftiger Stimme, viel unzusammenhändes garstiges Gewäsche aus zum Lobe *) des süssen Gefühls der Freyheit diesen Kerker zu verlassen, wenn man will.

A. Dieß ist, lieber Werther, eben so wie die Freyheit dieß Glas zu zerbrechen, eine Freyheit, der man sich nicht bedienen muß, weil sie nicht nützt, sondern schadet.

W. Heb dich von mir, vernünftiger Mensch! du bist zu kaltblütig, so einen Entschluß auch nur von fern zu denken!

A.

*) S. 19.

A. Ja freylich, ſo kaltblütig bin ich, und dabey iſt mir recht wohl zu Muthe! Meinſt etwa 's wäre 'n edler großer Entſchluß? Bild'ſt dir ein, 's wäre Kraft und That drinn? Geh! biſt 'n weichlicher Zärtling. Kannſt aus der Mutter Natur Schublade wenns dir einfällt, nicht eben Zuckerwerk genug naſchen, *) ſo willt gleich aus 'r Haut fahren, denkſt, ſie giebt dir nie wieder Zucker.

W. O des weiſen Vernünftlers! Und doch weiſt du 's Menſch. 's war keine Hülfe da. Ich konnte nicht beſitzen, was ich liebte. Und nun, (er ſchlug die Hand übers Geſicht) was kümmert mich die Welt und Natur.

A. Armer Thor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! **) Konn'ſt nicht? 's war keine Hülfe da? Konn't nicht ich, der ich dich liebe, weil ein braver Junge biſt, dir Lotten abtreten. Faß 'n Muth, Werther! 'ch will's noch itzt thun.

Werther

*) S. 18. **) S. 93.

Werther richtete ſich halb auf: Wie? Was? du könnteſt du wollteſt — Schweig Unglücklicher! — dein' Arzney iſt Gift. — Denn was hülfs? — (er ſank wieder zurük) Nein! 's iſt auch nichts. — Du biſt ein boshafter. — Wer kalt iſt, iſt boshaft — Haſt dirs abſtrahirt, wie du mich bis aufs Ende quälen willt. —

A. Guter Werther, biſt 'n Thor! Wenn doch kalte Abſtraktion nicht klüger wäre, als verſengte Einbildung. — Da laß dir 's Blut abwiſchen. Sah' ich nicht, daß du 'n Querkopf warſt, und würd'ſt deinen böſen Willen haben wollen. Da lud ich dir die Piſtolen mit 'ner Blaſe voll Blut, 's von 'em Huhn, das heute Abend mit Lotten verzehren ſolt.

Werther ſprang auf: Seligkeit — Wonne — u. ſ. w. — Er umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß ſein Freund ſo großmüthig gegen ihn handeln könne.

Albert sagte: Sprich nicht von Großmuth; ein bischen kalte Vernunft thut 's meiste, und den Rest thut's, daß ich 'n Jungen liebe, wie du, in dem 's liegt, noch viel zu schaffen. Das Ding mit dir und Lotten hat mir schon lang gewurmt. 's gefiel mir schon nicht, als du in dem geschloßnem Plätzchen, hinter den hohen Buchenwänden, dich zu ihren Füssen warfst; *) so unbefangen du dabey schienst, so wars doch ein so romentisch-feyerliches Ding, das 'nem Bräutigam nicht in' Kopf will. Darüber habe ich denn allerley hin und her gedacht. Du wirst dich noch erinnern, wie sich Unmuth und Unwillen aneinander vermehrten **) als du am Sonntage so ungebeten dableiben wolltest. Dem sann ich auch nach, und machte mir die leidige Abstraction, daß meine Braut dich liebte. Du hälst mich für kalt, Werther, und ich bin's auch, wenns Zeit ist, aber so warm bin ich doch, daß ich herzlich liebe, und herzliche Gegenliebe verlange. Ich sah' also, ich konnte mit Lotten nicht glücklich

*) S. 108. **) S. 184.

glücklich seyn. Mein Entschluß war schon unterweges gefaßt, euch glücklich zu machen, weil ich selbst nicht glücklich seyn konnte. Nun kam noch die gestrige Scene dazu. Lotte hat sie mir erzählt! Hör' Werther, 's 'st 'ne starke Scene! Und ich hab auch dein'n Brief an Lotten *) drüber, gelesen. Hör' Werther, 's Ding 'st nu so! so!

Werther rief: Was meinstu! Meine Liebe ist rein wie die Sonne — Lotte ist ein Engel — vor dem alle Begierden schweigen. —

Albert sagte: Ich glaub 's ja! Aber, hör Werther, hätt'st 's auch wohl schreiben können, in dem letzten Briefe, worauf du sterben wolltest.

Und so giengen sie zum Abendessen.

In wenigen Monaten ward Werthers und Lottens Hochzeit vollzogen. Ihre ganze Tage waren Liebe, warm und heiter wie die Frühlingstage, in denen sie lebten. Sie lasen auch

*) S. 209-212.

auch noch zusammen Ossians Gedichte, aber nicht Selma's Gesang, *) oder den traurigen Tod der schönäugigten Dar-Thula, sondern ein wonniglich Minnelied von der Liebe der reizenden Colna-Dona, „deren „Augen rollende Sterne waren, ihre Arme „weiß wie Schaum des Stroms, und deren Brust sich sanft hob, wie eine Welle „aus dem ruhigen Meere.“

Nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohns, die Losung unaussprechlicher Freude.

*) S. 193. und folg.

Leiden

Werthers des Mannes.

Leiden
Werthers des Mannes.

Die Geburt war sehr beschwerlich gewesen, ließ empfindliche Nachwehen nach sich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz ausser sich. Dieß war aber nicht der selbstsüchtige Schmerz eines Menschen, der sich vernichten will, weil er unmögliches wünscht, und nicht erlangen kann, es war der gesellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Trost geben und empfangen will.

Lotte, eine zärtliche Mutter, konnte bey ihrer Schwäche, ihr Kind nicht säugen. Eine Amme ward gehelt. Ein Ungeheuer durch viehische Lust mit verborgner Pest angesteckt, vergiftet den zarten Säugling, und

der Unschuldige vergiftete, unwissend, die Mutter die ihn mütterlich liebkosete.

Als Werther vom Arzte die schreckliche Wahrheit vernahm, stieß er sein Haupt gegen den Erdboden, und rief: Gott! wozu hast du mich aufbehalten! Ehmals glaubt' ich, der Schmerz Lotten nicht zu erhalten, wäre der größte, und für menschliche Natur zu ertragen zu stark!

Und diesen stärkern Schmerz kanst ertragen! sprach Albert; Freund! warst ein Weichling, bist nun ein Mann worden! Geselligkeit, sonst von dir verachtet,*) giebt auch Kraft. Du dünktest dich einzeln, als du den Hahn losdrücktest, uneingedenk daß du deiner Mutter das Herz brachst.

L tte ward, durch eine langwierige und schmerzhafte Kur, kaum dem Tode entrissen, das Kind war nicht zu retten.

Auch diesen Schmerz ertrug Werther, zum Schmerze gewöhnt, nun aber sollt' er auch Grans

*) S. 22.

Gram und Sorgen ertragen lernen. Väterlich Erbtheil war gering, gewirthschaftet hatt' er nie. Seine Mutter war erschöpft, von ihr zu verlangen, konnt' er nicht über sich bringen. Die Krankheit seiner Frau brachte Mangel herbey.

Werther must' also ein Amt annehmen, und wohl wars ihm, daß Albert ihm eins schafte, und Anleitung gab, wie 's zu treiben wär. Ob ein Bindwörtchen *) mehr da wär', oder eine Inversion weniger, must' ihn izt nicht kümmern. Nun galts, daß er sich nach andern bequemte, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er schon wußte, daß zum Lavirem **) Kraft gehöre, wie zum Segeln und daß man oft weiter käm'. Auch sah er, was er sonst nicht wuste, daß mehr Stärke des Geistes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältnisse ertragen, als, wenn tobende endlose Leidenschaft ruft, einen gähen Berg (ohn' Absicht) klettern, durch

*) S. 119. **) S. 117.

einen unwegsamen Wald, einen Pfad, (der zu nichts führt,) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken. *) Doch thats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um sich schaffen möchte, **) daß er finden sollt', er sey ein Geschöpf. Dieß schnitt ins Herz, und machte gute Laune seltner.

Lotte nahms hoch auf, daß er so mismüthig war, und wollt', daß ihms Herz sollt', aufgehen wie sonst, wenn er in ihre schöne Augen sah', dacht' nicht, daß sich untern schönen Augen itzt wohl ein feines Näschen rümpfte, wie sonst nicht. Werther muß' oft, Geschäfte wegen, verreisen, auf seiner Arbeitsstube den Tag versitzen, und denn gieng er wohl weg, weil er Aerger hatte, der seine Frau nicht kränken sollte.

Lotte, sonst ein gutes Weib, aber die ihn nicht durchsah, schmollte, weil er nicht bey ihr war, und drohte aus verliebtem Verdruß: Traun Werther, willt mir nicht fleiß'ger

*) S. 100. 101. **) S. 157.

fleiß'ger Gesellschaft halten, such ich sie mir wohl sonst.

's war da ein junges Kerlchen, leicht und lüftig, hatt' allerley gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neust' aufgebrachtermaßen, vom ersten Wurfe, von Volksliedern, und von historischen Schauspielen, zwanzig Jährchen lang, jed's in drey Minuten zusammengedruckt, wie ein klein Teufelchen im Pandämonium. Schimpft' auch allweil auf 'n Barteur, Werther selbst konnts hier nicht besser. Sonst konnte der Frag bey hundert Ellen nicht an Werthern reichen, hatte kein' Grütz' im Kopf, und kein Mark in 'n Beinen. Sprang ums Weiben herum, flegelte hier, faselte da, streichelte dort, gab's Pfötchen, hielt 'n Fächer, schenkt' 'n Büchschen, und so gesellt' er sich auch zu Lotten.

Nun hatt's wohl keine Noth, daß der Laffe Lotten gefallen hätte, aber sie wollte Werthern weh thun, daß er ihr Hofaren stellt',

wie sonst, deß doch nicht mehr Zeit war. Und 's Kerlchen ward dreist, und dacht' ee hätt' Lotten, und Werther grisgramte, daß Lottchen solch 'nen Lumpen litt, so hatten sie Worte, und Lotte ließ nicht ab, und neckten sich so fort, bis Uebel ärger ward, und sie schieden sich von Tisch und Bette, Lotte zog zu ihrem Vater.

Lotte weinte Tag und Nacht, liebte Werthern in der Seele, und wollt' doch nicht Unrecht gehabt haben. Werther schlug sich mit der Faust wider die Stirn; Hui! schrie er: unbeschreiblich fressender ist der Gram, weder ie sonst einer! Ich habe Lotten, und soll sagen, sie liebt mich nicht, besser war's da sie mich liebte, und hatte sie nicht.

Freuden
Werthers des Mannes.

Freuden
Werthers des Mannes.

Albert war in Geschäften seines Fürsten acht Monden in Wien gewesen, und kam zurück, kurz darauf, als Werther und Lotte sich getrennt hatten.

Er traf Werthern, mit dem Gesicht' auf demselben Kanapee liegen, worauf er ehmals mit Lotten den Ossian las. *)

Und nun? wie ists mit deiner Frau? sagt' Albert.

Ha! rief Werther, als er ihn sah', 's mit den Weibsen nichts, alle sind falsch, wankelmüthig! — und biß sich die Nägel.

A.

*) S. 172.

A. Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von dir selbst käme! bist 'n Thor Werther, und hast die arme Lotte auch bethört. Ich hab' sie gekannt, ein gutes Landmädchen, lustig und fromm, konnte kleine Spiele spielen, konnte frohen Muths tanzen, aber auch den Kindern Brod schneiden, *) liebte herzlich häusliches Leben, **) ob 's gleich wuste, daß 's kein Paradieß, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist. Da liebt ich 's Mädchen, und wollt' sie haben, denn solche Frau braucht' ich. Drauf kamst du, und stimmtest die Weise viel' Töne höher; Da solt 's lauter innige Empfindung seyn, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Ueberlegung, wir hielten 's Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all' seinen Willen, ***) lebten immer in der Zukunft, wo ein groses dämmerndes Ganze vor unserer Seele ruhte, wo wir unser ganzes Wesen hingeben mochten,

*) S. 30. **) S. 34. ***) S. 12.

ten, uns mit der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. *) Dieß verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig, und hielt sich am glücklichsten, wenn 's im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte. **) Ja wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müßte. Nun hat er bey dir aufgehört, das gute Weibchen taumelt noch drinn fort, und du wunderst dich, daß ihr nicht zusammen kommen könnt? Hohe überschweifende Empfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung. Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben, ***) berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelstraße, sonst wenn ihr 's Mädchen gierig macht, so wird sie mitten im Genusse darben! Wer hätte dir das vor zwey Jahren sagen dürfen, und doch ists itzt nicht anders.

W.

*) S. 46. **) S. 61. ***) S. 22.

W. Geh zum Teufel mit deinen unbedeutenden Gemeinsprüchen! *)

A. Wenn sie nicht wahr wären, schickt' ich sie auch dahin.

Albert reisete zu Lotten; die weinte bitterlich und rief: Alle Mannsen sind treulos, hätte ich je gedacht, daß mich Werther verlassen könnte ! ! ! !

Bis gesetzt gutes Kind, sagte Albert, und denk' ob du nicht auch dran schuld bist. Werther wollt' keinen Seelenabend um dich leiden; weist noch, obs mir auch behaglich war, da Werther so um dich buhlte? Und doch war Werther ein ehrlicher guter Kerl, und dein Lecker ist 'n Popanz. Hast unrecht gehabt Lottchen. Necken geht wider 'n Mann, und gerümpfte Nase bringt nicht verlohrne Liebe zurück. Wärs nicht besser, du liebtest Werthern wie zuvor, und er dich auch? Liebst 'n noch?

Lotte

*) S. 83.

Lottchen weinte abermahl bitterlich: Ob ich ihn liebe? Gott! —

Albert holte Werthern auf den Jagdhof, der alte Amtmann hieß Werthern kurz und lang, Lotte weinte, und entschuldigte ihn. Werther umarmte Lotten, und sie reiseten völlig versöhnt zurück.

Izt, durch kleine Uebereilungen vorsichtiger gemacht, genossen sie, in gleichem Maaße, die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die sich so tief empfinden, und so wenig beschreiben lassen. Wechselseitige Liebe und Zutrauen beseligte sie. Werther hieng wieder, wie Gott weiß wie viel Wonne, an dem Arme und Auge seiner Frau, das voll vom wahrsten Ausdrucke des offensten reinsten Vergnügens war. *) Er wartete seine Geschäfte ab, sie erzog ihre Kinder, und so floß ihr Leben wie ein stiller Bach dahin, — ein nicht so poetisches Bild, als reißende Ströme, aber deshalb Glücklichen nicht weniger angemessen.

Durch

*) S. 39.

Durch Fleiß und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechszehn Jahren wohlhabend. Werther konnte nun wieder des mühsamen Arbeitens entbehren, und so kauft er sich ein klein Bauergütchen. Am Abhange eines Berges mit hohen Ulmen und bejahrten Eichen besetzt, lag es. Nur ein klein Häuschen war da, aber fruchtbare Aecker und ein Garten ums Haus, darinn, unter hohen Bäumen, ein Brunn', wohl zwanzig Stufen tief in den Felsen gehauen, *) wie ihn Werther liebte. Hier ließ er sich nieder, und genoß abermal, die simpel harmlose Wonne eines Menschen, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthume seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt. **) Denn Lotte

*) S. 12. **) S. 42.

zog auf den Krautfeldern Gemüse und Wurzeln, die den unbescholtenen ländlichen Tisch füllen. Der Obstgarten war Werthers Besorgung, und die Kinder, pflanzten sich Beeten voll Tulpen und lieblicher Anemonen.

Das war all gut, bis 'n Kerl kam, der war in England gewest, hatte des Herzogs von Bridgwater Kanal befahren, unterm Berg weg, und über 'n Irwell, hatte die Gärten zu Stowe gesehn, und hatte sich von Chambers erzehlen lassen, was der Kaiser von China für Gärten habe, wunderbar und schrecklich, daß 's 'ne Lust ist. Sonst war der Kerl nicht klüger wieder kommen, als er war weggereist, hatte aber Geld wie Heu, wollt' was originales haben, bauen 'nen orientalischen Garten, wo kein Orient ist, hätt' er bey Dsjidda gewohnt, würd' er ein Versailles angelegt haben, nach le Notre's Rissen. Der kauft' den Berg über Werthers Hüttchen, legt' darauf große Dinge an, sonderlich und wunderlich,

Schlangengänge, Abgründe, Tempel, Pagoden und Wildnisse. Als er fertig war, wollt' er den Garten auch bevölkern, wie der Kaiser von China, daß 's recht natürlich wär'. Da schaft' er sich Hunde, die verkleidet' er in Wölfe, Cyperkatzen in Tieger, Lämmer gelb und braun gefärbt in Leoparden, und Spitzmäuse in Hermeline. Das Vieh lief über, in Werthers Obstgarten, und streifte sich, zwischen den Bäumen, die hölzernen wilden Larven ab, die ihm vorgebunden waren. Doch weil sich 's noch scheuchen ließ, achtet 's Werther nicht. Aber nun wollte der reiche Fratz was großes beginnen. Er hatte jenseits des Berges einen ziemlichen Fluß, den leitet' er mit Mühlen in die Höhe, daß er diesseits einen Wasserfall haben wollte, am gähen Absturz des Berges. Da frohlockte das Kerlchen, und seine Seele ward erschüttert, wie das Wasser in hohen Fluthen herabbrauste, zwischen den hundertjährigen Eichen, und über die Felsenstücken weg schäumte, aber eh' man 's sich versah, wars in Werthers Garten,

spühlt'

ſpühlt' die Bäume aus, riß das kleine Gartenhäuschen um, und verheert' die fruchtbaren Krautfelder, und die lieblichen Tulpenbeete. *)

Lotte rauſte ſich die Haare, die Kinder weinten, aber Werther war durch Erfahrung gelaſſen geworden. Er ſtaunte eine Weile, und ſagte zu ſich ſelbſt:

Der Kerl iſt traun 'n Genie, aber 'ch merks wohl, ein Genie iſt ein ſchlechter Nachbar. Wenn's einem ſelbſt auch wohl thut, als ein Genie ſprechen, ſo thut's andern oft ſchier übel, wenn man als ein Genie handelt. Der Waſſerfall iſt wahrlich keck, aber das kleine Häuschen, in dem ich mit meinen Lieben mein frölichs Butterbrod aß, meine Krautfelder, meine Obſtbäume, meine Tulpenbeete waren gut. Sonſt wohl war mir die Loſung: Keckheit ohne Gränzen, Schwingen bis in den Aether, Anſpannung ohne Erſchlaffung, Brauchen der

*) S. 23.

Kräfte ohne Einschränkung. Alles schön! Wir wollens Genie auch nicht einschränken, denn der Kerl, der sein'm Geck so Zucker gieb't, ist reich und mächtig, und Klagen thuts nicht. Aber wenn wir dem Genie aus dem Wege gehen könnten!

Er gieng zum reichen Nachbar, führt' ihn an der Hand herab und sagte ganz gelassen:

Hier seht Nachbar, was euer Wasserfall in meinem Garten angericht't hat. Ich könnt' euch verklagen, aber was hilfts; wollt ihr mir 's Gütchen abkaufen, so zieh' ich weg, und so möcht ihr fallen und laufen lassen, wie's euch deucht.

's 'n Wort, schrie der Nachbar, 'ch seh 'r seyd 'n Kerl der 's Grosse liebt. Schaut wie die Bäume mit 'n Wurzeln empor liegen, und wie 's Dach vom Häuschen auf d' Seite hängt, und die Krautköpfe drüber rollen! He! Nachbar! Natur im Garten

geht

geht weit über die verdammte Kunſt, ſolch 'ne Anſicht, hätte mir nun keine Theorie, wie ſ' den Quark nennen, ausſinnen können. Und ſo gab er Werthern, ungefodert, mehr, als 's Gütchen werth war.

Werther nahm's Geld, dacht' in ſich: 's doch auch Natur, wenn Wurzeln in der Erde ſtehen, und Aepfel an 'n Bäumen hängen. So kauft' er ſich ein ander Gütchen, ein wohlgebaut Haus, vorm Hauſe ein Platz mit zwo Linden, wie zu Wahlheim *) vor der Kirche. Hier lebt er noch, glücklich und vergnügt, mit Lotten und ſeinen acht Kindern. Erfahrung und kaltgelaſſne Ueberlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht, das bißchen Uebel, das das Schickſal ihm vorlegte, zu wiederkäuen, **) dagegen aber, die Wonne, die Gott über ihn ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen.***) Nachdenken über die Wege der Vorſehung, die kein blindes Schick-

*) S. 20. **) S. 6. ***) S. 158.

ſal, *) ſondern Güte und Gerechtigkeit ſind, hat ſeine ausgetrocknete Sinnen wieder heiter gemacht, die überſpannten Nerven abgeſpannt, ihm die Fülle des Herzens **) zurück gegeben, die er vormals genoß. Er kann wieder, im hohen Graſe am fallenden Bache liegen, und näher an der Erde, zwiſchen Halmen und tauſend mannichfaltigen Gräschen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten, all der Würmchen, der Mückchen, näher an ſeinem Herzen fühlen, fühlen die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. ***) Und was noch mehr, er gehe nicht darüber zu Grunde, erliege nicht unter der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen; †) denn Lotte und ſeine acht Kinder, die beſten Gaben die ihm Gott gegeben hat, liegen neben ihm, und fühlen geſellig,

was

*) S. 159.
**) S. 9.
***) S. 125.
†) S. 10.

was er fühlt. Wenn je in seinem feurigen Gemüthe ein Tumult aufsteigen will, so lindert ihn, unverzüglich, der Anblick der glücklichen Gelassenheit *) dieser gesunden liebenswürdigen Geschöpfe, der Abdrücke der Stärke und Edelmuth des Vaters, und der Munterkeit und Schönheit der Mutter. Sie haben schon wieder andere Beeten gepflanzt, wo Tulpen mit Narcissen und Hyacinthen abwechseln, und durch ihre arbeitsamen Spiele, werden die Krautsfelder umfaßt, mit Rosenhecken und Jesmingängen, das Gartenhäuschen, mit duftendem Geißblatt', des Wohnhauses Mittagsseite, mit Traubengeländern.

*) S. 25.

Hm! ſagte Hans, hol' mich 'r Hen-ker, 's hätte doch auch ſo kommen kön-nen.

Ey freylich wohl! ſprach Martin, auch noch auf hundertley andere Art. Erſchießt man ſich aber einmahl im Ernſt', weg ſind ſie.

H. Haſt traun recht, 'ch ſchieß mich nit!

Berichtigung
der
Geschichte
des
jungen Werthers.

Berichtigung
der
Geſchichte
des
jungen Werthers.

Unter den Büchern, welche in der jüngſten Leipziger Meße zum Vorſchein kamen, haben die Leiden des jungen Werthers vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt. Der ſeit einigen Jahren berühmt gewordene Name des Verfaßers, der rührende Vorwurf, der naive und körnichte Ausdruk, und die Jugend der nicht zu verkennenden Geſchichte; alles dieſes hat ſich verein't, dieſen würklich ſchäzbaren Briefen den vollkommenſten Beifall zu verſchaffen, ehe noch

das

das Urtheil der Kunſtrichter in das Mittel treten konnte.

Es wurde eine höhere Gattung des Unſinns verrathen, wenn man in einem Werk dieſer Art die vollkomm'ne hiſtoriſche Richtigkeit verlangen wollte; da aber gleichwol ein Theil der Leſer, den inſonderheit die Geſchichte intereßirt, von ſolcher näher belehrt zu werden wünſcht; ſo hat man, ihrer gerechten Forderung ein Gnüge zu leiſten, nachfolgende Bemerkungen nicht weiter zurückhalten wollen.

Die in dem angezeigten Buch enthalt'ne Vorfälle, haben ſich ohne Ausnahme in Wezlar und nahe bey Wezlar zugetragen. Sie ſind bis auf einige veränderte Umſtände ſo erfolgt, als man ſie lieſet. Der Brunnen, der gleich im Anfang pagin. 10. beſchrieben wird, liegt harte am Wilbacher Thor, welches den Namen von ihm führet. Wahlheit, das pagin. 20. vorkommt, iſt das Dorf Garbenheim, welches kaum eine

halbe

halbe Stunde von Wezlar entlegen ist. In einer gleichen Entfernung auf dem sogenannten Jägerhause ist der pagin. 36. angezeigte Ball gehalten worden. Der Amtmann S..., oder vielmehr der Amtmann B..., wohnt nicht auserhalb der Stadt, sondern im teutschen Hause zu Wezlar. Die kleinen Reisen des jungen Werthers im zweiten Theil, sind, wie der ganze erste Theil, wahrscheinlich des Verfassers eigene Geschichte. Werther hat das Haus des Amtmanns entweder gar nicht oder doch selten besucht.

Die Familie des Amtmanns ist noch zahlreicher, als der Verfasser sie angiebt. Charlotte, die zweite, nicht die ält'ste Tochter dieses rechtschaff'nen Mannes, ist schlank, blond, mit blauen Augen, naiv, und sonst liebenswürdig. Schon im funfzehnten Jahr' war sie mit dem Bremischen Gesandtschafts-Sekretair K... versprochen, der sie, nachdem er Archiv-Sekretair zu Hannover geworden, jedoch erst nach dem Tode des jungen Werthers, geheirathet hat. Dieser

Mann

Mann hat einen sehr guten bürgerlichen Charakter, gründliche Wissenschaften, und bekümmert sich wenig um den jezigen Weltlauf. Er und Werther haben wohl keine and're Verbindung, als den gemeinschaftlichen Beruf gehabt. Der Zufall, wahrscheinlich blos dadurch verursach't, daß K.. , dem schon beschränkten Gedächtnis des zerstreuten Werthers zuerst sich darstellte, hat ihm einen entfernten Antheil an der lezten Geschichte unsers Helden gegeben. Dieser ließ sich von ihm ein paar Pistolen, unter dem Vorwand eine Reise holen; und mit einer derselben gab er sich den Tod.

Der Sekretair K... ist demnach derjenige, der unter dem Namen Albert vorkommt; welchen er doch zulezt mit dem Geheimen Sekretair H..., von dem ich bald reden werde, theilet. Man würde aber dem guten K... Unrecht thun, wenn man ihn blos nach dieser Schilderung beurtheilte. Albert muste allemal verlieren, wenn sein Mitbuhler interessant werden sollte.

Ob der Verfaßer das alles für Charlotten, und ſie wieder für ihn ſo vieles gefühl't, als das Werk zu verrathen ſcheinet, iſt mir unbekannt und unwahrſcheinlich. Ich hoffe auch nicht, daß K... hierüber unruhig iſt.

Dieſes vorausgeſetzet, ſchreite ich zu der wahren Geſchichte des jungen Werthers, den Inhalt des zweiten Theils. Er war der einige Sohn eines noch lebenden verdienſtvollen Vaters, und kam gleich als Geſandſchafts-Sekretair nach Wezlar, welchen Poſten er auch ohngefehr ein Jahr hindurch bis zu ſeinem Tod, verſahe. Der Charakter dieſes jungen Menſchen iſt wenig bekannt geworden, da er nur mit zweien, dem geheimen Canzley-Sekretair N... zu Hannover, und nach deſſen Abreiſe von Wezlar, mit dem Freyherrn von K..., der damahls ſeinen Proceß bey dem Cammer-Gericht ſollicitirte, vertrauten Umgang gehabt. Dieſer Edelmann verachtet als Philoſoph die Thorheiten und den Pomp der Welt, und findet in den Wiſſenſchaften ſeine Ergözung. Ein gemeinſchaftlicher

Hang zur Litteratur und Einſamkeit, verband ihn mit dem jungen Werther. Ihre übrigen Neigungen und Wünſche waren, dem Anſchein nach, ſehr verſchieden.

So viel ich ſchließen kann, war nicht die Zärtlichkeit, ſondern die Ehrbegierde, Werthers Leidenſchaft. Der Tiefſinn und die Zurükhaltung entfernten ihn von weitläuftigen Bekanntſchaften. Lange beſchäftigte ihn der Gedanke des Selbſt-Mords, deſſen Rechtmäßigkeit er bey jeder Gelegenheit vertheidigte.

Er beſuchte das Haus des Geheimen Sekretair H. . ., von der Pfälziſchen Geſandſchaft, der eine ſehr ſchöne Frau hatte. An einem Ort, wo jeder Liebe fühl't, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgiebt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den ſonſt Einſamen, zu dieſen Beſuchen anfeure. Ich weiß nicht, ob er wüklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: das kann ich aber behaupten, daß die Frau H. . ., durch eine unbeſcholtne Tugend eben ſo ſchäzbar iſt, als durch

ihre

ihre Reize. Man hat dennoch gesagt, daß die Eifersucht des Mannes durch fremde Leute in Bewegung gesezt worden; und daß sie ihn endlich dahin vermocht, sich Werthers fernere Besuche zu verbitten. Aber ich glaube nicht, daß der Vorfall, wenn er sich auch dem Gerücht gemäß verhielte, zu dem Tod unsers Helden mitgewürkt habe.

Mehr mögen die Verdrießlichkeiten, die ihm sein Beruf zu Wege brachte, die nähere Ursache desselben seyn. Da der störrische Charakter des Gesandten, mit dem er zu thun hatte, bekannt genug ist; so überlasse ich jedem das freie Urtheil, in wie fern der Abriß in den Briefen, den jungen Werther betreffend, dem Original gleiche?

Ich habe nie gehört, daß unser Held die Vertraulichkeit des Grafen C. . . gesucht, oder erhalten habe. Der Vorfall, der pagin. 130. erzehlt wird, hat sich, bey dem Präsident Grafen von B. . ., gleich nach Werthers Ankunft zu Wezlar, unter Umständen, von denen die Beschreibung abweicht, ereignet. Die hämische Freude der

Neider, und das Bedauern der Freunde hat unser Held wohl nicht so stark gefühlt, als die Briefe es vorgeben, da er wenig in öffentliche Gesellschaften gekommen ist.

Die Liebe des Fräulein von B. . ., die so geschildert wird, daß man ein Fräulein von H. . . darunter verstehen muß, ist nur eine Verschönerung der Geschichte. Es wird zwar erzehlt, daß ein gewißes Fräulein, nicht die von H. . ., durch die Vorzüge unsers Werthers gerührt, ihm nicht abgeneigt gewesen sey. Aber man weiß, daß er dagegen sehr gleichgültig war.

Der Tod unsers Werthers erfolgte nicht um Weihnachten, sondern bald nach Michaelis. Die Beschreibung desselben ist, die Briefe ausgenommen, die bey Veränderung der Umstände von selbst wegfallen, richtig. Selbst die Kleidung, in der man den Verwundeten fand, ist in dem Buch, der Wahrheit gemäß, angezeigt. Der Amtmann B. . . konnte, wenn er auch würklich Werthers vertrauter Freund gewesen, der Beschaffenheit der Umstände nach, seine

Verdi-

Beerdigung nicht besorgen. Diese Sorge kam dem Gesandten zu. Jedoch fühlten der Amtmann und seine Familie, wie jeder Rechtschaffene, bey diesem traurigen Vorfall die ganze Härte des Looses der Menschheit. Sie beklagten den jungen Werther aufrichtig, ob sie gleich, auch nicht den entferntesten Einfluß in sein Schicksal gehabt hatten. Der guten Seele unsers K... hat der Umstand Leiden verursacht, daß, wider sein Vermuthen, sein Eigenthum, eine Pistole, der Vollbringung eines so furchtbaren Entschlußes zum unglücklichen Werkzeug diente. Den Geheimen Sekretair H... überströmte das ganze Gefühl einer Freundschaft, der, in einer so erschütternden Lage, da man sich selbst für den Freund aufopfern zu können begehrt, jedes Mittel fehlt, sein Leiden zu mindern. Nach dem Bedienten und Friseur des jungen Werthers, war der Baron S... der erste, der ihn in seinem Todeskampf sahe. Der Fühlende sann noch Rettungsmittel, das Auge voll edler Zähren über das tragi-

sche Verhängniß eines Jünglings, der mit ihm aufwuchs. Bald kamen andre; unter ihnen solche, welche die auserordentliche Scene gleichgültiger zu betrachten vermochten; bis die Reihe auch diejenigen herbeybrachte, die hier unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die sie vor dem Selbst-Mord sichert, eine mächtige Zufriedenheit fühlten.

Man könnte noch eine Anecdote anführen, die dem Verfaßer entweder unbekannt geblieben, oder entfallen seyn muß: Da sie aber der Person desjenigen, der die Beerdigung einrichtete, nachtheilig seyn mögte; so will man sie aus Menschenliebe und Bescheidenheit unterdrücken.

Ein paar Worte

betreffend

Johann Bunkel

und

Christoph Martin Wieland

von

Friedrich Nicolai.

f 1915.284

Berlin und Stettin

1779.

Dieſer Aufſatz iſt auch in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, Anhang zum XXV. bis XXXVI. Bande in der erſten Abtheilung zu finden.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Herr Wieland hat für gut gefunden, in drey Stücken ſeines Merkurs,*) **Johann Dunkels Leben, Bemerkungen und Nennungen,** zu zergliedern, wie er ſelbſt ſeine Arbeit ſehr emphatiſch benennet: denn wahrhaftig, ſo wenig ein Schlachtvieh, dem ein geſchäftiger Schlächter den Hals aufſchneidet, das Blut in den Koth laufen läßt, die Haut abzieht, die Knochen zerhackt, Glied von Glied trennt, und das beſte Fleiſch in die Gedärme ſtopft, noch einem beſeelten Geſchöpfe ähnlich ſiehet: ſo wenig kann ein Buch einem Buche ähnlich ſehen, wenn ein Mann wie **Wieland**, nebſt allem ſeinem Witze, noch Eigenſinn, Zorn und üble Laune aufbietet, um deſſen beſte Beſtandtheile ſo zu trennen und unter einander zu werfen, daß niemand mehr ſehen kann, wie eins zu dem andern gehöret.

*) Im Jul. 1778. S. 75 bis 90. Aug. S. 165. bis 172. October. S. 15. bis 75. und die Fortſetzung ſoll nächſtens folgen.

Ich kann allen Tadel sehr wohl ertragen. Ich habe dieß, ich denke, bey Büchern, die ich selbst geschrieben habe, mehr als einmal gezeigt: wie sollte ich denn nicht ertragen können, daß ein Buch getadelt werde, von dem ich bloß Verleger bin, und sonst nicht den allergeringsten Antheil daran habe. Wie wenig ich besonders für das **Leben Bunkels** ein **uneingeschränktes Lob** verlange, zeiget die Recension desselben, die ich in die **allgemeine deutsche Bibliothek** (Anhang z. XXV. bis XXXVI. Bande 1te Abtheil. S. 664.) einrücken habe; ob ich gleich mit dem einsichtsvollen Verf., derselben in vielen Stücken nicht einerley Meynung bin. **Der bloße Tadel** also, an sich, würde nicht einmal meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; aber schon der Tadel eines Mannes wie Hr. **Wieland**, kann aufmerksam machen, und wenn eines solchen Mannes Tadel ohne sichtbare Ursache so **unbescheiden, zudringlich, heftig**, und **bis zum Unbarmherzigen weitläuftig** ist, so kann die Aufmerksamkeit bis zum Befremden steigen.

Man möchte in der That zuweilen seinen Augen kaum trauen, wenn man siehet, wie viel Mühe sich

ſich Hr. W. giebt, den rechten Geſichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie **das Leben Bunkels** anſehen muß, ſchlechterdings zu verrücken, und wie weit Er ſeinen Eifer gegen den armen **Bunkel** ſelbſt treibt. Nichts wird dem treuherzigen, aufrichtigen, menſchenliebenden **Bunkel** von Hrn. **Wieland** zu gute gehalten, und es wird ihm viel aufgebürdet, woran er ſehr unſchuldig iſt. Nichts, gar Nichts kann er recht machen. Alles was er thut, ſoll übel gethan ſeyn; alle ſeine Tugenden ſollen nichts werth, ſeine unſchuldigſten Handlungen ſollen Vergehungen, ſeine geringſte Vergehungen ſollen Sünden, und ſeine allerkleinſte Sünden ſollen Laſter ſeyn. Ich will nur einige wenige Beyſpiele anführen, wie Hr. **Wieland Bunkeln** behandelt. Z. B. Weil **Bunkel** warmen Eifer für die Religion zeigt, ſo legt es ihm Hr. **Wieland** ſehr übel aus, daß er oft gut gegeſſen und getrunken, ſich in Frauenzimmer verliebt, und bey Gelegenheit, gejagt, Karten geſpielt, und getanzt hat. Dieß nennt Hr. **Wieland**,*) „ein **ſardanapaliſches, ſybaritiſches, ſchlaraffenländiſches Wohlleben**: und damit ſich niemand wun-

*) Oct. S. 63.

dere, daß gerade Hr. Wieland, ein ganz gewöhnliches Wohlleben so sehr sündlich finde, so giebt er sehr weise zur Ursach an *) „Weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in mehr als epikurischem Tone **) von gut Essen und Trinken zu reden. Ein jeder anderer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgiebt, (also natürlich auch Hr. Wieland selbst) mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun, und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen, und sich seines Lebens freuen so lang er will, und kann." Wenn Bunkel sehr feyerlich sagt: „Es gezieme einen Christen, Gott das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen, und nach seinem Vermögen vollkommen zu seyn wie

*) Aug. S. 171.

**) Eine von Hrn. Wielands gewöhnlichen Uebertreibungen: denn im Leben Bunkels findet man nichts, als zuweilen angezeigt, daß die Mahlzeit gut und die Gesellschaft frölich gewesen sey; das beliebt dem Hr. Wieland, „die thierische sinnliche schmatzende Behaglichkeit Hrn. Joh. Bunkels" zu nennen.

wie Gott, heilig wie Gott heilig iſt, barmherzig wie Gott barmherzig iſt,“ u. ſ. w. ſo entblödet ſich Hr. W. folgende Anmerkung dazu zu machen; *) „Dieſe moraliſche claufula ſaluatoria ſteht hier nicht blos pro forma da. Denn wenn Meiſter Bunkel (wie am Tage liegt) ein **gar elender Nachahmer Gottes** iſt, ſo kann er ſich immer mit ſeinem **wenigem Vermögen** entſchuldigen. **Das ſchlimmſte iſt nur, daß jeder Schurke eben das ſagen kann**, und mit ſo gutem Fug als er.“ Daß **Bunkel** ſo oft heyrathet, findet **Hr. Wieland** ganz unverzeihlich. Wenn Bunkel glaubt, **Gründe der Religion und des Gewiſſens zu haben**, warum er bald nach Abſterben einer Frau wieder habe heyrathen müſſen, ſo ſagt Hr. **Wieland**:**) das **infamſte** dabey iſt, daß ihm die **Religion zum Feigenblatt für die Blöße ſeines böckiſchen alten Adams dienen** muß.“ Wenn **Bunkel** ehrlich geſteht, daß auch ſein **Temperament** eine der Urſachen ſey, warum er öfter geheyrathet habe, ſo ruft Hr. **Wieland** dabey aus:***) **„der garſtige Bock!“**

*) Aug. S. 166. **) Oct. S. 73. ***) Aug. S. 67.

Sollte man glauben, es ſey möglich, daß **Wieland**, der Mann von Verſtand und Einſichten, **Wieland**, der große Schriftſteller, und — auch — **Wieland**, der **Verf. des Joris und der komiſchen Erzählungen**, ſo ſchreiben könnte! Aber dieß ſind nicht die einzigen Waffen, deren ſich jeder ehrliche Mann, und am meiſten ein Mann wie **Wieland** ſchämen ſollte, und die er doch zum Angriff gegen **Bunkeln** nicht verſchmähet. Sollte man glauben, es ſey möglich, daß der V. der **Palmblätter des Abulfaouaris** ſich ſo weit vergeſſen könne, **Bunkeln** einen **chriſtlichen Deiſten** zu ſchelten: denn daß dies Beywort ein Scheltwort ſeyn ſolle, ſiehet man daraus, daß er gänzlich im Geiſte und im Tone der **Bützowiſchen kritiſchen Sammlungen** ihm *) „**wäſſerichtes Fabeln, ſophiſtiſches Gewäſche gegen gewiſſe ihm verhaßte Artikel des chriſtlichen Lehrbegriffs**, — wovon nicht ein **einziger Einwurf gegen die Orthodoxen** — nicht ſchon wer weiß wie oft **von ſeines Gleichen** vorgebracht worden, Schuld giebt.“ Sollte man nicht in

*) Jul. S. 78. 79.

in Verſuchung gerathen, ſeinen eignen Augen nicht zu trauen, wenn man lieſet, daß, wenn **Bunkel** geſagt hat: „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer ſey durch die Blattern überall ſchändlich zugerichtet worden," Hr. **Wieland** ſich nicht ſchämet, dabey „zu bemerken: **„Ueberall!** Hr. **Bunkel muß ſehr „vorwitzig geweſen ſeyn.** "Pfui! kann man hier **„mit Rechte** über **Wielanden** ausrufen: **„Pfui! der garſtige Bock!"**

Da man ſiehet, daß Hr. **Wieland**, in ſeinem blinden Zorn gegen **Bunkeln**, ſo ganz vergeſſen kann, wer er iſt; ſo darf man ſich wohl ſehr viel weniger wundern, daß er ſich befleißet, dem Buche, deſſen Helden und V. **Ekelnämchen** in großer Menge anzuhängen, um ſie lächerlich zu machen. So heißt das Buch: **Die Johann Bunkliade ein dreyleibiges Ungeheuer**, der Held heißt. **„Maſter Bun„kel, Meiſter Bunkel, Bunkelchen, Hr. Joh. „Bunkel, V. C. Sanct Joh. Bunkel, Hänschen „Bunkel**, und er ſoll ſeyn ein **junger Pennal, ein „Schuft, ein Brutum, ein ungeduldiger Popan„ziſcher Mädchenfreſſer, ein ſelbſtiſcher Gott „und der Welt unnützer antitrinitariſcher Müſ-**

„ſiggänger, **Wollüſtling, und Libertiner,**
„ſeine **Reiſen**, eine **Landſtreicherey**, wenn er
„lehrt, thut er **ſeinen lehrreichen Mund zum**
„*Taaanen* **auf**, u. dgl. Der V. heißt ein **Buch-**
„**macher, ein armer Schlucker, ein Alltags-**
„**kopf**, u. ſ. w. und deſſen Buch: *) **das ſchaal-**
„**ſte, platteſte, impertinenteſte Buch**, das je
„aus dem Gehirne eines **Non-Conformiſtiſchen,**
„ſtoiſch-chriſtliche Moral **ſchwatzenden**, und Bac-
„chanalia-**lebenden**, **mißgeſchaffenen** Drittel-
„dings **von Deismus, Pietiſterey und Epiku-**
„**riſmus** hervorgegangen."

Es würden mich alle dieſe Floskelchen, die jeder vernünftige Leſer bald für das ſchätzen wird, was ſie werth ſind, nicht bewegt haben, eine Feder zur Vertheidigung des **Lebens Bunkels** anzuſetzen. Dieß Buch liegt der Welt vor Augen, Herrn **Wielands** Zergliederung auch. Kann es ſich durch eigenen Werth nicht erhalten, und iſt es vollends das äußerſt elende Buch, wozu es Herr **Wieland** machen will, ſo mag es fallen.

Ich

*) Jul. S. 33.

Ich würde mein Stillschweigen auch deshalb nicht brechen, weil Hr. Wieland spottet: *) „daß die Liebhaber sich gar nicht zu beschweren hätten, wenn sie für ihre pränumerirten 3 Thlr. 12 Gr. sechszehn Kupfertiche von Chodowiecki von den besten Abdrücken, und nach billigem Abzuge eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigstens vier baare Alphabete Makulatur in den Kauf bekommen." Ich weiß, wie viel ein solcher Einfall bedeutet, und im Grunde, wenn ein Verleger sorgt, den Pränumeranten den Werth von ihrem Gelde zu geben; so hat er gethan, was er thun konnte, und mehr, als manche Autoren thun, die sich Geld vorauszahlen lassen.

Aber da selbst die gefliessentliche Verunglimpfung des Lebens Dunkels an sich deutlich genug zeiget, und da Hr. W. es auch nicht an wirklichen Insinuationen fehlen lässet, als hätte ich aus niederträchtigen Absichten der Welt nicht nur ein schlechtes, sondern das schaalste platteste Buch aufzuhängen, und die Pränumeranten ums Geld

*) Jul. S. 74.

zu

zu bringen gesucht: so sehe ich mich genöthigt meinen ehrlichen Namen zu retten, und zu zeigen, daß mit der gewissenhaften Genauigkeit eines ehrlichen Mannes alles erfüllet sey, was ich dem Publikum versprochen habe.

Hr. **Wieland** nimmt Imagination und bösen Willen *) zusammen, um alles, so viel immer möglich, von der falschen und von der nachtheiligen Seite vorzustellen. Er sagt das **Leben Bunkels** sey **) **mit Trompeten und Pauken** angekündigt worden. Ich berufe mich auf jeden, der meine gedruckte Nachricht von diesem Buche gelesen hat oder lesen will, ob sie ganz simpel und bescheiden, oder ob

*) Dieser böse Willen gehet so weit, daß er (Oct. S. 63.) ein Beyspiel von Bunkels schlechter Schreibart geben will, und dazu eine Stelle nimmt, die Bunkel aus Sir Walter Raleigh anführt, und die von Raleighs Zeitalter etwas an sich hat. Man sehe des Leben Bunkels II. Th. S. 207. Der böse Willen gehet so weit, daß Bunkel nicht sagen darf, Er habe den Locke gelesen, um denken zu lernen, so setzt W. hinzu: Dieß sey eben so, als wenn man Herquet von der Verdauung lesen wollte, um verdauen zu lernen.

**) Jul. S. 76.

ob ſie in dem **Trompeten- und Paukentone**, abgefaßt ſey, mit dem ſo viele andere Bücher angekündigt werden, oder in dem **Trompeten- und Paukenton**, worinn weiland die ehemalige, nicht die jetzige, **Erfurtiſche oder Halliſche gelehrte Zeitungen**, ſeine damalige neueſte Produktionen ankündigten oder in dem wohlbehaglichen ſelbſtiſchen Ton, in welchem, Hr. **Wieland** ſelbſt vorzeiten ſeine **Alceſte** oder ſeinen **Mercur** der Welt bekannt machte. Ich habe von dem Buche, deſſen Ueberſetzung ich ankündigte, meine Meynung geſagt. Ob ich darinn **mehr** oder **minder** geirret, ob ich etwan eine zu **vortheilhafte Meynung** von dieſem Buche gehabt habe, kommt mir nicht zu, zu entſcheiden, und Hr. **Wieland** wird es in dem Zorn, den er gegen dies Buch gefaßt hat, auch nie entſcheiden können. Ich glaube aber wenigſtens, es falle in die Augen, daß das, was ich von dieſem Buche geſagt habe, **überhaupt wahr** ſey, und daß ich, ſo weit meine Einſicht reichet, bey dieſer Ankündigung, aufrichtig und ehrlich zu Werke gegangen bin.

Ich habe geſagt, es ſey, eins der **ſonderbarſten** und der **merkwürdigſten** Bücher. Und ich

dächte

dächte, **Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit** würde ihm jeder zugeſtehen müſſen, geſetzt er wollte es auch nicht einmal, für **ein gutes Buch**, im höchſten Verſtande des Wortes, halten. Ich habe geſagt, daß, ungeachtet einiger romantiſchen Charaktere, das Buch nicht den **Zuſchnitt eines Romans** habe, ſondern daß die Erzählung den **ruhigen natürlichen Gang einer eignen Lebensbeſchreibung eines funfzigjährigen Mannes** gehe. Dieß iſt wahr, und es iſt auch wohl hauptſächlich die Urſache, warum das Buch manchen Leſern mißfallen hat, da ſie einen Roman in Form erwarteten, und gar nicht geneigt waren, ſich in den Geiſt und in die Abſicht des V. hineinzudenken. Ich habe es auch geradezu geſagt, daß die Betrachtungen des V. über verſchiedene wichtige Wahrheiten, daß ſeine theologiſchen Unterſuchungen, einen anſehnlichen Theil ſeines Buchs ausmachen. Ich habe nicht einmal verheelt, daß ich vorausſahe, nicht wenig Leſer würden alle ausführliche theologiſche Unterſuchungen überſchlagen (Und am erſten war dieß von Hrn. Wieland zu vermuthen.) Ich ſagte aber auch, „dieſe würden

in

in der natürlichen beynahe anſchauend gemachten Erzählung der Begebenheiten, *) in den Beſchreibungen voll Wahrheit, der mannichfaltigen Gegenſtände aus der Natur, beſonders der vortrefflichen romaniſchwilden Ausſichten in den Gebürgen Weſtmorelands, **) an der Darſtellung vieler äußerſt ſonder-

*) So oft ich Bunkeln leſe, ſo fällt mir das natürliche der Erziehung des alten Mannes, das Anſchauende in der Bemerkung der kleinſten Umſtände auf. Ich will noch nicht ſtreiten, ob die Begebenheiten wichtig oder unwichtig ſind; aber fürs Anſchauen ſind ſie wahrhaftig gebracht, und mancher, der mit ſeinem vielen Witze hier und da herumtapt, ehe er eine kleine Begebenheit hervorbringt, könnte von Bunkeln natürlich erzählen lernen.

**) Daß in Bunkels Wanderungen, Beſchreibungen ſonderbarer Gegenden und Naturerſcheinungen, häufig vorkommen, und daß dieſe eine Art von Intereſſe geben, fällt ſo ſehr in die Augen, daß auch Hr. Wieland (Okt. S. 72.) ſo ſehr er Bunkeln alles abſpricht, dieſes zu läugnen ſich nicht getrauet. Freylich hat Hr. Wieland, nach ſeiner gewöhnlichen Gemüthsbilligkeit, hinzugeſetzt, der Verfaſſer habe dieſe Beſchreibungen aus ſeinen Collektaneen zuſammengehäuft. Hr. W. mag mir aber vergeben, wenn ich darinn anderer Men-

ſonderbaren, meines Erachtens aber, im höchſten Verſtande des Worts wahren, menſchlichen Charakters, *) beſonders an dem Charakter Bunkels ſelbſt, und an der bey aller Sonderbarkeit und Ausſchweifung **) durch das ganze Werk durchſcheinenden Gutherzigkeit, guten

Meynung hin. Seltſame Zaubergegenden und wunderbare Erſcheinungen aus der Feenwelt, ſo wie ſie etwan im Idris vorgeſtellt werden, kann man erfinden, ſobald man ſich, in einem lebhaften Gehirne, Collekraneen aus hundert Feenmährchen gemacht hat. Sie bedürfen keiner Wahrheit, als im poetiſchen Detail, und je toller und ſeltſamer ſie auf einander folgen, oder neben einander ſtehen, deſto beſſer ſind ſie. Aber wahre wilde, bergigte, romantiſche Gegenden, Waſſerfälle, Ausſichten, und andere wahre Naturerſcheinungen, ſo wie ſie Haller und der Verfaſſer des Lebens Bunkels beſchrieben hat, muß man geſehen und empfunden haben, wenn man ſie ſchildern will.

*) Da ich hierüber weder weitläuftig ſeyn kann, noch will: ſo berufe ich mich auf die Charaktere der ſechs Irrländer, die Bunkel im Bade zu Harrogate antrifft (II. B. S. 305. u. f.) beſonders des Gallaſpy und Gollogher.

**) Hr. W. hat dieſen Charakter aufs hämiſchſte verunſtaltet. Wer das Buch lieſet, urtheile, ob Hr. W. oder ich, ihn richtig beurtheilt haben.

guten Laune und edlen Philanthropie, für ihren Geiſt noch Nahrung finden.“ Sollte ich mich hierinn geirret haben, ſo weiß ich nicht, wie ich meinem Irrthume helfen ſoll, denn noch hat nichts, am wenigſten aber Hrn. Wielands plumpe Verunſtaltung deſſelben *) meine Empfindung von der Beſchaffenheit dieſes Werks ändern können.

Da

*) Daß Hr. Wieland nichts, was man von dieſem Buche ſagt, verſtehen will, will ich nur noch durch ein einziges einleuchtendes Beyſpiel beweiſen. Ich führte in meiner Nachricht auch das Urtheil der Verfaſſer des *Monthly Review* über das Leben Bumkelo an. Meine Abſicht dabey war nichts weiter, als überhaupt zu zeigen, was in England vernünftige Gelehrten, und die ſonſt eben nicht ſehr lobſelig ſind, von dieſem Werke geurtheilt haben, ohne daß ich deshalb eben nöthig hätte; jedes von ihren Urtheilen ſchlechterdings zu dem meinigen zu machen. Sie ſagen unter andern: „Bunkel ſey ſo vollkommen einzig für ſich, und in ſeiner Art ſo original, wie Shakeſpear oder Richardſon.“ Sie ſetzen aber hinzu: „Mit dem Unterſchiede, daß dieſer Männer Vortrefflichkeiten bloß aus angebohrnem Genie herrühren; dagegen Bunkel die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu ſeyn ſcheint, die durch romantiſches Weſen und durch religiöſen Eifer, wie in einem Treibhauſe erhitzt, und

Da ich dieſes Werk für **merkwürdig** und **nützlich** hielt, was war ſimpler, als daß ich die Ueberſetzung gern in Verlag nahm, und auf gewiſſe Weiſe veranlaßte?*) Aber ſo ſimpel und unbeſcholten

zum Sproſſen getrieben worden." Wer ſieht nicht, daß die Reviewers weiter nichts ſagen wollen, als Bunkel ſey in ſeiner Art ſo einzig, wie Shakeſpear und Richardſon in der ihrigen, (und das iſt er wahrhaftig, da er in ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben, niemandes Manier nachahmt, ſondern ſich einen ganz neuen Weg bahnt) Uebrigens ſetzen ſie offenbar durch ihr Gleichniß Bunkeln eben ſo weit unter Shakeſpear und Richardſon, als jedermann eine getriebene Frucht unter eine natürliche ſetzt. Was thut Hr. Wieland? Er giebt nicht etwan bloß zu verſtehen, die Reviewers hätten Bunkeln ganz ſo hoch geſetzt, wie Shakeſpear und Richardſon. Dieß wäre bloß eine gemeine Ungerechtigkeit gegen die Reviewers. Er träumt noch etwas hinzu, daß ſo hämiſch als abſurd iſt, nämlich: „Nach „einer ſolchen Ankündigung von Nicolai garantirt, „mußte jedermann erwarten, daß hier noch mehr „als Cervantes, Fielding und Sterne ſeyn würde." Was in aller Welt, das die Reviewers oder ich können geſagt haben, kann eine ſolche Erwartung veranlaſſen? Wer aber ſolche Erwartung träumt, kann denn leicht finden, daß ſie nicht befriedigt worden ſey, und ſo mit ſeinem eigenen Hirngeſpinſte ſtreiten.

*) Ich beſaß dieſes Buch, wie viele meiner Freunde wiſſen,

ten will Hr. **Wieland** die Sache nicht haben; sondern in seiner **Zergliederung Dunkels** sucht er, wo er kann, aufs **gehässigste zu insinuiren**, als ob ich **unredlich** dabey zu Werke gegangen wäre. Seine Zergliederung hebt an: „Practica est multiplex.“ er redet, „**von einem der schlausten Kniffe unsers Sosius.**“ *)

Was nun zuerst die Benennung eines **Sosius** betrifft, so scheint er nur bloß aus der Hrn. **Wie-**

 land

wissen, an sechs Jahre, und hatte es selbst gelesen, und vielen Personen mitgetheilt, ohne an eine Uebersetzung zu denken. Erst im Jahre 1775. als einst zufälliger Weise von diesem Buche geredet wurde, theilte ich es dem Herausgeber mit. Er las es, es gefiel ihm, er erbot sich, die Uebersetzung zu besorgen, und nicht allein das Buch, wo es nöthig, abzukürzen, sondern auch Zusätze und Erläuterungen hinzu zu thun. Es ist sehr kindisch, wenn Hr W. zu verstehen giebt, die Zusätze wären nach dem Interesse des Verlegers eingerichtet; denn der Verleger ist über die Beschaffenheit der Zusätze gar nicht gefragt worden, und hat nicht verlangt, darüber gefragt zu werden.

*) Aug. **S.** 166 dieser schlauste Kniff, soll seyn: „ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zusätze, paßlich zu machen.“ Man sollte denken, Hr. Wieland müßte sich besser auf Kniffe verstehen, als daß er so etwas für schlau ausgeben könnte.

land so behaglichen Laune, die Dinge nicht mit ihrem rechten Namen zu nennen, herzukommen. Denn er hat ja den **Buchhändlern** die Ehre angethan, in ihre Zahl zu treten. Er treibt ja mit seinem **Merkur**, durch **Verlag, Einkauf und Verkauf, Geldeinnehmen und Geldausgeben, Kreditirung, Berechnung, Annehmung von Pränumerationen, Ablieferung und Spedition der Exemplarien**, u. s. w. nicht allein alle Geschäfte eines **Buchhändlers**, sondern er sorgt auch, nach Art der römischen **Sosier**, ut prostet liber *mundus*, durchs **Einheften**, oder wie es auf Wielandisch deutsch heißt, durchs **Broschieren**. Es wird also wohl, da er sich selbst sonst so gerne schont, nicht den **Stand eines Buchhändlers** verächtlich machen wollen.

Aber „**die mannichfaltige Praktika, meine Kniffe, einer der schlauesten meiner Kniffe.**“ Diese **Beschuldigungen** sind **von einer ernsthaften Natur**. Wie? Bin ich etwa, durch **mannichfaltige Praxis**, durch **Kniffe**, durch **schlaue Kniffe**, so bekannt? Ich hoffe nicht! Mein Gewissen zeihet mir, daß ich niemals anders, als ehrlich

lich, redlich, geradezu,' ohne Winkelzüge, gehandelt habe. Ich bin auch nicht willens, die Beſchuldigung der Unredlichkeit ungerügt auf mir ſitzen zu laſſen. Ich fordere daher Herrn Wieland hier öffentlich vor dem ganzen Publikum auf: „Wenn er irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit, von mir weiß, ſo mache er ſie bekannt, und beweiſe ſie. Kann er ſie anzeigen und beweiſen: ſo will ich öffentlich meine Schande geſtehen. Kann er aber nichts anzeigen und beweiſen: ſo bleibe die Schande der Verläumdung auf Ihm, und Er hüte ſich inskünftige, mit dem guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu ſpielen.“

Jeder Leſer des Merkurs muß wohl beym erſten Blicke überſehen können, daß die ſogenannte Zergliederung Bunkels eine ganz beſondere Veranlaſſung gehabt haben müſſe; denn wie käme es ſonſt, daß ein Mann wie Hr. Wieland, ein Buch, das ganz elend, äußerſt ſchaal und

platt seyn soll, so äußerst genau, so äußerst weitläuftig, so äußerst hämisch zergliedert. Es kann seyn, daß Hr. Wieland geglaubt hat, er hätte noch mit mir ein Hühnchen zu pflücken.

Man erinnert sich vielleicht, daß es Hrn. Wieland beliebte, in seinem Merkur im ersten Vierteljahre 1775. sehr unbestimmte und gänzlich unbewiesene Anklagen, wider die allgem. deutsche Bibl. und wider mich, bekannt zu machen, und daß ich ihn im XXVten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek S. 628. u. f. öffentlich aufforderte: „Die Beweise davon, öffentlich der Welt vorzulegen.“ Dieß konnte er nicht, denn es war nicht wahr, was er in einer von seinen querköpfischen Launen, die man an ihm schon gewohnt ist, behauptet hatte, um so wie jetzt, der Galle, die er auf dem Herzen hatte, sich durch die Feder zu entledigen. Er durfte es auch nicht wagen, wieder mit bloßen unbestimmten Worten eins daher zu schwatzen, oder sich, mit seiner gewohnten vornehmen Miene, durchzuhelfen; denn ich hatte ihn vorher schriftlich versichert: „daß ich zwar ungern die Feder zu meiner Vertheidigung ansetzen, aber

aber ſie euch, nicht eher niederlegen würde, als bis ich mich völlig gerechtfertigt hätte.“ Er mußte alſo ſchweigen. Dieß erzwungene Stillſchweigen mag ihm eine unangenehme Stunde gemacht haben, weil er wohl empfinden mußte, in welchem zweydeutigen Lichte er dadurch, vor dem ganzen deutſchen Publikum erſchiene. Es thut mir leid! Aber er hatte ſie ſich wahrhaftig, ohne die geringſte Veranlaſſung, ſelbſt zugezogen, dieſe unangenehme Stunde, und ich bin mir bewußt, wie ſchonend ich gegen ihn verfahren bin. Er hatte ſich aber vermuthlich die Sache hinters Ohr geſchrieben. Nun dachte er mich, bey dem Leben Bunkels, auf einer ſchwachen Seite ertappt zu haben: daher brach er loß, denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder eine unangenehme Stunde machen.

Iſt dieſes, wie es der ganze Ton ſeiner Zergliederung Bunkels genugſam zeiget, ſein Zweck geweſen, ſo hat er, ich geſtehe es, dieſen Zweck nur allzuſehr erreicht. Denn welche Stunde kann einem Manne, der Litteratur herzlich liebt, und diejenigen, welche ſie befördern, aufrichtig hoch-

ſchätzen möchte, **unangenehmer** ſeyn, als die **Stunde**, in der er ſieht, daß ein Gelehrter, mit den ſeltenſten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht ſeiner Zeitgenoſſen erwerben könnten, vergißt, wer er iſt, vergißt, was ſeiner würdig iſt, herabſinkt, um ſtinkender Eitelkeit, um kindiſcher Rachgier zu fröhnen, zu den Künſten der niedrigſten Scribbler. Mußte ihm die **Stunde** nicht **äuſſerſt unangenehm** ſeyn, wenn noch die **bittere Unannehmlichkeit hinzukommt**, daß er, zu ſeiner **eignen Vertheidigung**, und **um** ſeinen **ehrlichen Namen zu retten**, ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſieht, einem der **größten Schriftſteller öffentlich zu ſagen, welch ein verächtlicher Menſch er iſt**, damit das Publikum, deſſen hämiſchen und unbewieſenen Beſchuldigungen, nicht aufs Wort trauen möge.

Wenn Hr. **Wieland** ein wenig **Selbſterkenntniß** beſäße, ſo würde ihm, wo nicht die **Billigkeit**, doch die **Klugheit** gelehret haben, mir nicht muthwilligerweiſe, ungegründete Verwürfe zu machen. Er hätte ſich an das gute alte deutſche Sprichwort erinnern ſollen: **Wer ein gläſern Dach**

Dach hat, muß andere nicht mit Steinen werfen. Wie? Herr Wieland will mir, wider alle Wahrheit, eine mannichfaltige Praxis vorwerfen? Herr Wieland? Er, der ein ſo guter Praktikus iſt, durch Pränumerationen ſeinen Pränumeranten ihr Geld abzunehmen, und wiſſentlich ihnen den Werth nicht zu geben! Hat er denn ſo ganz und gar vergeſſen, daß im Jahr 1772. mit höchſten Trompeten- und Paukenſchall, eine neue Ausgabe ſeines Agathon angekündigt, und dabey eine Fortſetzung, „verſprochen ward:“ worin die ſchöne Danae ihre Geſchichte erzählen wird, und Archytas, in einer Reihe von Unterredungen, dem Agathon ſeine Philoſophie beybringt, wodurch, dieſes bisher unvollendete Werk erſt ein Ganzes wird.“ Für alles dieſes ward ein Louisdor Pränumeration gefodert, mit einer Miene, ob ſchäme man ſich, für ſo etwas auſſerordentliches, das geleiſtet werden ſollte, von uns ſo wenig zu fodern. Man fügte aber auch ausdrücklich hinzu: „die typographiſche Ausführung des Werks, wird dem angeſetzten Preiſe angemeſſen ſeyn.“ Man

mußte in der That, eine **auſſerordentliche typographiſche Pracht** erwarten, wenn 80 **Bogen** (ſo ſtark ward die Ausgabe angekündigt) **einen Louisdor** koſten ſollten. Auch lieſen die Pränumerationen haufenweiſe ein. Herr **Wieland** aber fand für gut, plötzlich vom **Agathon** ſeine Hand abzuziehen, die **Unterredungen des Archytas gar nicht zu liefern**, und die **Beſorgung der Ausgabe** einem Buchhändler aufzutragen, als ob ihn dieſelbe, ungeachtet der Verbindung, in die er mit den Pränumeranten getreten **war, gar nichts** angienge. Die Ausgabe, obgleich an ſich ſauber und gut, war ſo beſchaffen, daß der Buchhändler (**aus Mangel der Praxis**) ſie denen, **die nicht pränumerirt hatten**, nur für **drey Thaler zwölf Groſchen** verkaufte. Aber Hr. **Wieland** ließ den Buchhändler walten, ſackte die **Louisdore** fleißigſt ein, und gab die Ausgabe ſo wie ſie war, ſagte auch ſeinen **Pränumeranten** hierüber weiter nichts *), als: daß die Unterredungen des **Archytas** (durch die, laut der Nachricht, das **unvollendete Werk**, erſt ein **Ganzes werden ſollte**) nicht zum Agathon

*) Agathon IV Th. S. 286.

thon gehörten, daß ſie gelegentlich im **Merkur** erſcheinen ſollten, (wo ſie noch nicht erſchienen ſind,) und, obgleich offenbar, **das Verſprochne nicht gehalten war**; ſo ſetzte er mit einer **Wielandiſchen Stirn** hinzu, „daß ſtatt derſelben in andern **Stücken**, mehr als man verſprochen, gehalten worden ſey.“ Hier iſt doch eine *Practica multiplex* oder nirgend!

Wenn Hr. **Wieland** ſich ſelbſt kennte, ſo hätte ihn ſein Gewiſſen noch öfter geſchlagen, und er würde ſich gehütet haben, gewiſſe Ideen bey ſeinen Leſern wieder rege zu machen. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, von Werken zu reden, die mit **Trompeten- und Paukenſchall** angekündigt werden! Im **Merkur**, worinn **Wielands trompetende Briefe über ſeine eigene Alceſte** ſtehen, welcher beſagte **Merkur ſelbſt**, mit ſolchem **Trompeten- und Paukenſchall** angekündigt worden, daß noch jetzt, das **Ankündigungsblatt**, und die **Vorrede zum erſten Theile** des **Merkurs**,*) die

*) Da der gegenwärtige Aufſatz durch eine Recenſion eines Buchs im Merkur veranlaſſet worden iſt: ſo verdient auch dieſer Vorrede, die Stelle angeführt

die ärgſte Satyre auf dieſes Werk ſind, indem von alle dem, was verſprochen worden, faſt nichts ſo wie

geführt zu werden, worin' Hr. Wieland verſpricht, wie ſeine künftige Recenſionen beſchaffen ſeyn ſollen. Der Kontraſt iſt ſehr komiſch, wenn man den *Ton patheticum* dieſer Stelle, gegen die Zergliederung Bunkels hält. „Nur gute Schriftſteller, (ſagt Hr. W. S. XII. verdienen eine ſcharfe Beurtheilung." (Ey! Ey! ſo könnte ja Johann Bunkel wohl gar ein guter Schriftſteller ſeyn!) „denn an ihnen iſt alles, bis auf die Fehler lehrreich. Unſer Tadel, wird daher öfter den Ton des Zweifels, der ſich zu belehren ſucht, als den herriſchen Ton der Unfehlbarkeit heben, die ihre Richterſprüche wie Orakel von ſich giebt. Man wird uns anſehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken; daß wir die letztern nicht mühſam ſuchen; aber uns eben ſo wenig ſcheuen, ſie anzuhalten', wenn ſie uns aufſtoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritiſchen Heroſtraten, welche aus Verzweiflung, ſich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Muſen und der Gratien in Brand zu ſtecken verſuchen, und zufrieden ſind, daß man das ſchlimmſte von ihnen ſpreche, wenn ſie nur erhalten können, daß von ihnen geſprochen wird. Wir ſind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unſerer Einſichten uns verhindern könnten, allezeit gerecht zu ſeyn; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, daß wir nicht verſtehen. Wir können uns zuweilen irren: aber

wenig-

wie es verſprochen, geleiſtet worden iſt. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, zu ſagen, es ſey einer der **ſchlauſten Kniffe**, wenn man ein **elendes Buch** durch die **Anmerkungen und Zuſätze paßlich** macht! denn welchem **Leſer des Merkurs** müſſen dabey nicht ſo viel **elende Aufſätze** in dieſem Journale einfallen, die Hr. **Wieland** ſelbſt für elend erkannte, und ſie, bloß durch ſeine weiſen **Anmerkungen und Zuſätze**, **paßlich** machte, in den **Merkur** eingerückt zu werden. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, ſolche ebengedachte **ſchlechte Aufſätze** mit **guten Anmerkungen**, mit einem „**Gaſtmale** zu vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar größtentheils ſaft- und kraftloſer, unverdaulicher, übel zugerichteter, eckelhafter und ungeſunder Speiſen beſetzt, jedoch neben jeder

wenigſtens werden wir alle mögliche Behutſamkeit anwenden, damit es nicht geſchehe. Kurz wir wünſchen dem deutſchen Merkur das Anſehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, ſondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbeſtechlichkeit gegründet und ſo befeſtiget war, daß Götter ſelbſt kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor dieſem ehrwürdigen Senat entſcheiden zu laſſen.“ Siehe da! Wie murmelt auch der gedämpfte Paukenſchall!

jeder Schüſſel weislich ein beſonderes Pulverſchächtelchen und Arzneyfläſchen geſtellt wäre, damit ein jedes, das von jener gegeſſen hätte, ſogleich auch das Gegengift zu ſich nehmen, und ſeinen innern Menſchen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht ſetzen könnte." Denn wahrlich! hiebey müſſen ja dem Leſer des **Merkurs** nicht allein, eben jene ſaft- und kraftloſe Speiſen im Merkur, zu denen Hr. **Wieland**, ſeine **Pillenſchächtelchen** und **Arzneyfläſchen** ſtellt, zuerſt einfallen, ſondern auch noch ſo manche andere **ſaft- und kraftloſe ungeſunde Aufſätze**, die Hr. W., ohne alle **Arzney**, im **Merkur**, uns einſtopft, unſer **innerer Menſch** mag ſich dabey befinden, wie er will. Endlich, welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur** von Büchern zu reden, die gegen ein halb Alphabet des beſten, vier Alphabethe Maculatur enthalten: denn dabey wird jedem Leſer des **Merkurs**, nicht ſowohl das **Leben Bunkels**, als **der Merkur ſelbſt** einfallen, der als ein **Werk der Nation**, austrompetet worden, und deſſen **kleinſter guter** Theil nichts als die **Schreibtafel Herrn Wieland und einiger ſeiner Freunde** iſt, worinn

ſehr

ſehr oft auch **Abſchnitzel von unverdauten Entwürfen** fallen, und wenn uns, das unterzeichnete W. das **beſte** erwarten läßt, **Schach-Lolo** und andere ſolche Sieben Sachen die Lückenbüßer ſeyn müſſen; deſſen **gröſter** und **ſchlechter Theil** mit einer Menge der mittelmäßigſten Aufſätze, Ueberſetzungen, Schulexercitien, mit Hr. **Wielands** Anmerkungen, worin bewieſen wird, daß ſie nichts taugen, ellenlange Recenſionen, Verſteinerungen und Schaafthiere betreffend, Zeitungsraiſonnements über Politik, angefüllt iſt, wo zuletzt **Logogryphen und Bücheravertiſſemenz** den Bogen füllen müſſen, und nicht etwa **Kupferſtiche von Chodowiecky** vorhanden ſind, welche dem **unbilligſten Beurtheiler** das Geſtändniß abdringen **müßten**, daß die **Pränumeranten** ſich über das, was ſie für ihr Geld erhielten, **gar nicht zu beſchweren hätten.**

Genug! Obgleich Hr. **Wieland**, noch bis jetzt nicht, **Genug!** ſagt. Ob er gleich bey der **erſten Fortſetzung***) **ſeiner Zergliederung**, ſo fein bemerkte, daß er dadurch, (wie es in der That wahr iſt) **gegen ſich ſelbſt unbarmherzig** würde; ſo merkt

*) Aug. S. 165.

merkt er doch bey den **ferneren Fortsetzungen** nicht, wie **unbarmherzig** er dadurch **gegen seine Leser** wird. Es ist noch keine Schonung zu hoffen. Im **October** S. 75, steht sehr ausdrücklich: **Die Fortsetzung nächstens.** Der Himmel weiß, wenn es zum **Beschlusse** gedeihet. **Nächstens** gewiß nicht. Meinethalben mag er auch über **Bunkeln** schwatzen, so lange er will. Mag tadeln **Bunkeln** und alle **Bücher**, die ich je künftig verlegen oder schreiben werde. Ich werde darüber ferner um soviel weniger ein Feder ansetzen dürfen, da allenfalls die Welt zu einem **ungerechten Tadel** den Schlüssel haben würde. Aber Beschuldigungen, die sich **auf Thatsachen gründen**, wodurch mein **ehrlicher Namen**, und mein **moralischer Charakter**, **in einem nachtheiligen** Lichte erscheinen könnte, werde ich nie unbeantwortet lassen, und nie die Feder niederlegen, als bis ich alle Umstände aufgeklärt habe, womit man meine **ehrliche Gesinnungen** anfechten will.

V.E.S. 523*

G. 33.

Friedrich Nicolai

öffentliche Erklärung

über seine

geheime Verbindung

mit dem

Illuminatenorden;

Nebſt

beyläufigen Digreſſionen

betreffend

Hrn. Johann Auguſt Stark

und

Hrn. Johann Kaſpar Lavater.

Ernſthaft, mit unter auch ein wenig luſtig zu leſen.

Berlin und Stettin,

1788.

Hr. Hofrath Weishaupt schrieb im J. 1782 den 25ſten Jänner aus Ingolſtadt an einen Freund, unter andern:

„Recel ist nun auch beym Illuminatenorden, et „quidem contemnimus."

Der Privatbrief, welcher dieſe Stelle enthielt, ward nach ſeiner Vertreibung aus Baiern unter andern Schriften gefunden, und im Nachtrage zu den Originalſchriften der Illuminaten *) gedruckt. An ſich ſcheint es zwar ziemlich gleichgültig zu ſeyn, ob Ein Mann mehr oder weniger bey einem ſo weit verbreiteten Orden ſey oder nicht, damit zufrieden ſey oder nicht. Ich glaubte daher anfänglich nicht, daß es der Mühe lohne, darüber dem Publikum öffentlich etwas zu ſagen; zumahl da mein ganzes übriges Betragen von je her genugſam zeigt, daß Winkelzüge und Wirken durch ge-

*) München 1787. 8. S. 28.

heime Konnexionen meinem Charakter nicht gemäß sind. Ich glaubte deshalb, ich könne eben sowohl schweigen als so mancher andere rechtschaffene Mann, der auch als Illuminat in dem gedachten Nachtrage zu den Originalschriften der Illuminaten genennet worden ist. Ich glaubte wirklich nicht, daß die Frage: ob ich mit dem sogenannten Illuminatenorden zufrieden oder unzufrieden gewesen sey, so gar wichtig seyn könne?

Es giebt aber Leute die geschwind alles ergreifen, was der ihnen beiwohnenden Neigung zum Verunglimpfen, Nahrung gibt. Unter diese gehört vorzüglicher Weise Hr. Oberhofprediger Stark. Er hatte kaum diese Nachricht gelesen, als er sie im IIten Bande seines dickleibigen Buchs über Kryptokatholicismus ꝛc. S. 173. geschwind in einer Note mit drey bedenklichen ! ! ! weiter bekannt machte, und itzt wiederholt er sie im Nachtrage des wohlgedachten dickleibigen Buchs, den ich eben zu Gesichte bekomme, mit vier ! ! ! ! und zugleich mit den hämischsten Deutungen und Konsequenzen. Es ist kein Zweifel, daß er bey den künftigen Nachträgen, deren er nach seiner Art zu schreiben, da durch Wiederholungen und Schimpfwörter der Bogen so gar leicht gefüllet werden kann, vermuthlich noch funfzehn ans Licht geben wird, auch diese Nachricht mit neunfachen ! ! ! ! ! ! ! ! !, mit neunfachen Schimpfwörtern, und mit noch neunfach gehässigern Konsequenzen, abermals wiederhohlen werde. Hr. Stark bleibt auch im Nachtrage

seinem Charakter getreu; denn er fragt nicht nur nicht, ob jene Nachricht des Weishauptischen Briefes wahr sey oder nicht, nimmt sie nicht nur in ihrem ganzen Umfange als völlig ausgemacht an; sondern nun ziehet er aus dieser Nachricht Konsequenzen, wie man sie nur von dem Fr. Archidemides ab Aquila fulva erwarten konnte; ganz im Geiste seines Ahnherrn St. Bernhards, schikanenvollen und verdammungssüchtigen Andenkens. Er will mich nicht nur für alles was je Hr. Weishaupt und dessen Orden mag vorgenommen haben, sondern auch noch für das was er, der so beschuldigungssüchtige Hr. Stark, diesem Orden, nach seinem Belieben, Schuld giebt, verantwortlich machen.

Es wird daher nicht überflüssig seyn, mich ausführlich und genau, hoffentlich aber auch völlig genugthuend, über diese Sache zu erklären. Ich bin noch immer gerade und aufrichtig zu Werke gegangen, habe noch niemals etwas verheelet, worüber man mich vor dem Publikum hat zur Verantwortung ziehen wollen; so bald es der Mühe werth, und nützlich oder nöthig war, daß ich mich desfalls vor dem Publikum erklärte. Während meiner mehr als dreißigjährigen litterarischen Laufbahn, ist meine Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit vielen Schriftstellern im Wege gewesen, die mich deshalb mit gehässigen Beschuldigungen angriffen. Zu den meisten habe ich geschwiegen. Wenn ich aber antworten mußte, habe ich allemal meine Vertheidigung auf die deutlichste Darstellung gegrün-

det, habe mich allemal bemühet, auf unbeſtimmte Beſchuldigungen ganz beſtimmt und deutlich zu antworten, alle Umſtände ſo zu erzählen wie ſie wirklich vorgegangen ſind, alles aufs genaueſte auseinanderzuſetzen; alsdann aber das vernünftige unbefangene Publikum urtheilen laſſen, ob ich recht oder unrecht gehandelt hätte, und nachher habe ich alle elende Konſequenzenmacher verachtet. So werde ich hier auch verfahren, und hoffe der Erfolg werde eben derſelbe ſeyn. Conicia mens recti famae mendacia ridet!

Die Nachricht des Hrn. Hofrath Weishaupt iſt nur in einem Privatbriefe hingeworfen. Sie iſt in manchem Betrachte unbeſtimmt. — War ich wirklich im Illuminatenorden? Wann kam ich in denſelben? Was war ich in demſelben? Wie viel wußte ich davon? War ich wirklich mit dem was ich davon wußte, *contentus* oder gar *contentiſſimus*? Wußte Hr. Weishaupt wirklich zuverläſſig etwas von meiner Zufriedenheit? Alle dieſe Fragen hätten doch erſt müſſen einigermaßen unterſucht werden, ehe ein Mann der nicht auf Vernunft und auf Achtung des vernünftigen Publikums gänzlich Verzicht gethan hat, ſich unterfangen durfte aus einer ſolchen unbeſtimmten Nachricht widrige Folgen zu ziehen. Freilich, Hr. Stark, ein Mann der ſich alles erlaubt, hat ſich auch erlaubt, ohne die geringſte nähere und genauere Beſtimmung oder Erkundigung, daraus Folgerungen und zwar die gehäſſigſten zu ziehen. Aber ſein Verfahren

ſoll

ſoll dem meinigen warlich nicht zum Muſter dienen. Der Zweck ſeines dickleibigen Buchs ſollte ſeyn, ſich vor dem Publikum zu vertheidigen, wegen Dinge die von ihm bekannt wurden, und welche, aufs gelindeſte zu reden, doch ſonderbar genug waren, und ſo lange ſie nicht näher aufgeklärt und deutlich erörtert ſind, dem äuſſern Anſehen nach wohl bedenklich und verdächtig ſcheinen können. Er verſprach alles, was von ihm bekannt worden war, aufzuklären, und deſſen unſchuldige Beſchaffenheit zu zeigen. Sein Buch aber zeigt von der Erfüllung dieſes Verſprechens ſo viel als gar nichts. Statt deſſen fand er für gut, ſeine Vertheidigung hauptſächlich darauf zu ſtellen: daß er, der vor dem Publikum angeklagt worden iſt, Andere anklagt; darauf, daß er unter dem großen Schwall von Beſchuldigungen gegen andere, auf den er mit der größten Heftigkeit, und mit allen Deklamationen und Rednerkünſten die Aufmerkſamkeit zu lenken ſucht, von vielen ihm ſelbſt gemachten Beſchuldigungen, über die er ſich eigentlich hätte verantworten ſollen, die Aufmerkſamkeit ablenkt. Da es ihm ſo ſchwer wird, unſchuldigen Leuten ähnlich zu werden, ſo ſucht er unſchuldige Leute ſich ähnlich zu machen. Ich verlange aber auf keine Weiſe beſagtem Hrn. Stark ähnlich zu ſeyn. Selbſt wenn er mir auch alle Rechte und Jura ſtolae, die er von ſeinen ſel. Vorfahren, den Klerikern nach der Regel St. Bernhards, will ererbt haben, abtreten wollte, verlange ich ihm nicht ähnlich zu ſeyn. Selbſt wenn er mir auch die wichti-

gen Geheimniſſe — die er von ſeinen wohlgeachten Vorfahren nach der Weiſe St. Bernhards zwar verſicherte empfangen zu haben, vermuthlich aber nur, an einem ſchönen Tage, als ihm einſt der Wagen der Fee Mab, mit ſechs fuchsrothen Adlern beſpannt, durch ſeine klerikaliſche Naſe, in ſein von ſeinen Freres den unbekannten Peres ſo hoch erleuchtetes Gehirn fuhr, ad majorem clericorum gloriam erträumet hat — ohne alle Jura Stolae — ganz gratis, in die Hand drücken wollte; ſo verlange ich ihm doch nicht ähnlich zu ſeyn. Selbſt wenn er ſich zum gütigen Führer erböte, um mich zu ſeinem dreymalgeſegneten Vater zu führen; ſelbſt wenn er mir das A aus Florenz, welches er nun verſichert kein A ſondern ein † zu ſeyn, das ihn Schröpfer verbrennen hieß, und das er wohl nicht wird verbrannt haben, weil es ein *Particulare* der Kleriker iſt *), an meine unklerikaliſche Bruſt heften wollte; ſelbſt wenn er mich die vermuthlich klerikaliſche Kunſt lehren wollte, einen ſolchen nichtswürdigen Buben wie Schröpfer dadurch auszuforſchen, daß man ſich ihm zum lehrbegierigen Schüler anbietet: verlange ich doch ihm nicht ähnlich zu ſeyn. Er erlaube alſo, das ich um die Unähnlichkeit zwiſchen Ihm und mir deſto ſtärker zu zeigen, auch nicht ſeine Art zu ſtreiten annehme, ſondern meiner gewöhnlichen folge, daß ich nicht eher Folgerungen ziehe, oder über mich ziehen laſſe, bis erſt genau ausgemacht worden, wovon eigent-

*) S. Anti-St. Ricaiſe II. Band S. 63.

gentlich die Rede iſt. Es iſt eine ſimple und gute, obgleich nicht den Behauptungen aller Leute behagliche Methode. Beſonders muß ſie wohl Hrn. Stark bey ſeinem berühmten Streite nicht bequem geweſen ſeyn; ſonſt hätte er, wie es mir ſcheint, bey deutlicher Auseinanderſetzung, nur ungefähr ſo viel Bogen ſchreiben dürfen, als er Bände ſchrieb. Er hätte alsdenn entübrigt ſeyn können, den Verleger ſeiner beiden erſten Bände deswegen gerichtlich zu verklagen, weil der arme Mann des unmaßgeblichen Dafürhaltens war, es ſey das dickleibige Buch vom Kryptokatholicismus um Ein Drittel zu dick angeſchwollen; dagegen Hr. Stark glaubte, es wäre noch nicht dick genug, und es daher noch mit einem Nachtrage verdickte, ohne daß die Gegenſtände dadurch heller und deutlicher dargeſtellt werden.

Hrn. Stark hat es gefallen, mich in ſeinen Streit zu ziehen, der mich gar nichts anging. Mit der größeſten Wuth fiel er über vieles her, was ich in meiner Reiſebeſchreibung und ſonſt geſagt habe. Ihm darauf zu antworten, hielt ich ihn nicht werth. Ein Mann der ſo deutlich zeigt, daß es ihm gar nicht um Wahrheit zu thun iſt, welcher den Sinn verdrehet, welcher Stellen aus dem Zuſammenhange reißt und verſtümmelt anführt, welcher über das hinweggeht was er ſehr wohl wiſſen konnte, und alles, auch das unſchuldigſte und gleichgültigſte gehäſſig auszulegen ſucht, verdient keine Beantwortung. Denn ſeine Trugſchlüſſe auseinander zuſetzen, hätte ich ein Buch ſchreiben müſſen, ſo dick

wie das seinige. Und wozu? Wer meine Schriften aufmerksam lesen will, wird finden, wie schief seine Gründe sind, und daß ich noch dazu oft ganz etwas anderes, oder doch in ganz anderer Bestimmung sage, als er widerlegen will. Wer sich diese Mühe nicht nehmen, sondern sich von Hrn. Starks Trugschlüsse verblenden lassen will, mag meinetwegen glauben, daß Hr. Stark Recht, ich aber Unrecht habe. Ich will mir dieses lieber gefallen lassen, als mir auch nur die Mühe nehmen, Hrn. Starks dickleibiges Buch nochmals durchzulesen; geschweige es zu widerlegen. Ein solches Buch kann mir und keinem vernünftigen Menschen etwas schaden. Es wandert ja jetzt schon den Weg alles Makulaturs! Man frage nur den armen Verleger!

Ein anderes ist es mit der Beschuldigung des Illuminatismus. Hier vertheidige ich mich nicht gegen Hrn. Stark. Seine Trugschlüsse würden ohnedas schon von jedem, der nur einigermaßen genau erwägen will, wie tumultuarisch und gehässig Hr. Stark zu Werke geht, als Trugschlüsse erkannt werden. Da aber der an sich sehr gleichgültige Umstand, daß ich, wie so viele andere rechtschaffene Leute, mit dem Illuminatenorden in einiger Verbindung stand, von ihm dergestallt vorgestellt worden ist, daß das Publikum aufmerksam darauf werden möchte; so glaube ich, der beste Weg werde seyn, alles was dahin gehört, der Wahrheit gemäß, öffentlich zu erzählen, und ganz genau auseinander zu setzen. Durch diese aufrichtige und deutliche Erzählung, werden Hrn. Starks Trugschlüsse und hämische Konsequen-

sequenzen von selbst wegfallen. Wenn er dadurch vor dem Publikum abermals in dem Charakter erscheint, in welchem er sich durch alle drey Bände seines dikken Buchs zeigt: so hat er sich es selbst zuzuschreiben.

Um die Nachricht, die Hrn. Hofr. Weishaupt gefallen hat, im J. 1782 einem seiner Freunde von mir in einem Privatbriefe zu geben, in ihr rechtes Licht zu setzen, und alle Umstände genau zu bestimmen; werden meines Erachtens folgende Acht Fragen zu beantworten seyn, welche ich jetzt vor dem Publikum freymüthig, offenherzig und der Wahrheit gemäß beantworten will. Es ist zwar nicht zu vermuthen, Herr Stark werde jemals in seiner eigenen Vertheidigung mir hierinn nachahmen; denn er ist wirklich zu sehr Original. Aber hätte er so verfahren, so würden die Leser seiner Streitschrift so wenig über die leidige Dunkelheit und Unbestimmtheit, als der Verleger über die leidige Dicke, von welchen drey Untugenden sie gleich stark entstellet wird, sich zu beklagen gehabt haben.

Die nöthigen Fragen sind folgende:

I.

Ob es wahr sey, daß ich im Orden der Illuminaten gewesen?

Hierauf antworte ich ein deutliches und freywilliges: Ja!

II. Ob

II.

Ob ich den 25. Jänner 1782, zu der Zeit, als Hr. Hofrath Weishaupt in einem Privatbriefe von mir schrieb: Ich sey im Illuminatenorden contentissimus, schon im Illuminatenorden gewesen sey?

Dieß beantworte ich mit einem deutlichen: Nein!

III.

Wie ich zum Orden der Illuminaten gekommen sey?

Hier muß ich, um diese Frage recht deutlich zu beantworten, aufrichtig erzählen, wie ich überhaupt dazu kam, Mitglied verschiedener geheimen Gesellschaften zu werden.

Das Studium der Menschheit ist mir, sobald ich zu reifern Jahren kam, immer sehr wichtig gewesen. Alles was Menschen in allen verschiedenen Lagen des menschlichen Lebens thun, erregte von jeher meine Aufmerksamkeit, und ich suchte mir alles Vernehmen der Menschen, wodurch Kultur und Unkultur, Verdienst und Unverdienst eines Volks, auf so mannigfaltige Art gebildet und mißgebildet wird, nach seiner wahren Beschaffenheit und in seinem wahren Zusammenhange vorzustellen. Der Zweck war, um meine Menschenkenntniß durch Betrachtungen darüber zu erweitern, und Menschen in ihren verschiedenen Lagen richtiger beurtheilen und würdigen zu können. Spuren, daß

ich

ich die wirkliche Welt von sehr verschiedenen Seiten her habe kennen lernen, und sie aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten aufmerksam betrachtet und beurtheilet habe, sind, denke ich in meinen Schriften nicht selten zu finden. Unter den vielen Dingen, die man in der wirklichen Welt vor sich sieht, und die nicht sogleich aus bloßer Theorie zu folgern sind, kann ein aufmerksamer Beobachter, wenn er wirklich nicht bloß obenhin, nicht bloß aus dem Studierzimmer beobachtet, wohl schwerlich umhin, auch auf die vielen geheimen Gesellschaften einen Blick zu werfen. Ein Gegenstand, oder Gegenstände, durch welche viele tausende von Menschen in so ernsthafte Bewegung gesetzt werden, müssen nothwendig auf die Bildung eines Zeitalters, auf Kultur oder Unkultur wichtige Einflüsse haben: und derjenige kennt Menschen sehr wenig, der sich einbildet, solche Gegenstände könnten Kleinigkeiten seyn. Sie müssen vielmehr merkwürdige Ursachen und Wirkungen werden, sie müssen Zusammenhang mit vielen andern Dingen schon beym ersten Entstehen haben; und, wenn sie lange fortdauern, noch weit mehr. Jede Wirkung in der Welt wird wieder Ursache, jedes Ding in der Welt muß mit vielen andern im Zusammenhange und mannigfaltigem Verhältnisse stehen, und das um so inniger, je größer die Wirkungen des Dinges sind. Diesen Zusammenhang, diese Ursachen und Wirkungen, muß ein Menschenbeobachter entweder richtig zu erforschen und genau zu unterscheiden wissen; oder er wird, wenn er die Welt und sich selbst wirklich kennt, Verzicht

darauf

darauf thun, von solchen Gegenständen urtheilen zu wollen. Wer glaubt, er könne Gegenstände aus der wirklichen Welt, und am meisten solche, die ihrer Natur nach geheim bleiben sollen, es sey nun in Kabinettern oder in Gesellschaften, isolirt betrachten, und darüber nach einer — sey es auch der scharfsinnigsten — Theorie raziociniren, kennt Welt und Menschen nicht, und wird nie auf richtige und fruchtbare Resultate über Welt und Menschen kommen *).

Ehe

*) In Hrn. Hofrath Schlözers Staatsanzeigen (XXXIr Heft S. 257) stehet ein Aufsatz uber geheime Verbindungen, der, wie nicht zu verkennen ist, von einem sehr scharfsinnigen Kopfe herrührt. Er hat wirklich über alle möglichen Fälle die bey geheimen Gesellschaften, — so viel man nämlich a priori schließen kann, — vorkommen möchten, aufs sinnreichste räsonnirt; aber freylich sehr wichtige wirkliche Fälle hat er ganz übergangen, weil er keine praktische Kenntniß von wirklichen großen geheimen Gesellschaften, ihrem wahren Zusammenhange, Beschaffenheit und Regierung hatte, wie jeder einsehen muß, der einige ausgebreitete Kenntniß davon besitzt. Dieser Verfasser hat, wie man wohl merkt, hin und wieder etwas davon vernommen, wodurch er vielleicht selbst glauben mag, er wisse mehr als er weiß; aber die Art wie er von einigen Vorfällen spricht, zeigt genugsam, daß er den rechten Zusammenhang nicht kannte, daher er so manches an den ganz unrechten Ort stellt,

wie

Ehe ich noch von geheimen Gesellschaften einige praktische Kenntnisse hatte, schien mir, wenn ich darüber nachdachte, nach meiner übrigen Erfahrung in der Welt, schon so viel ausgemacht: Es müsse einer geheimen Gesellschaft zukommen, was jeder Gesellschaft überhaupt zukommt; denn menschlicher Verstand, Neigungen und Leidenschaften, bleiben

wie derjenige augenblicklich einsieht, der einigermaßen den rechten Zusammenhang weiß, und nicht etwa, wie Hr. Stark, den wahren Zusammenhang aus Absichten gern verdunkeln möchte. Daher, so natürlich auch die Resultate dieses Verfassers jedem scheinen mögen, der von geheimen Verbindungen (nämlich von den großen, durch ganz Europa verbreiteten, mächtig wirkenden, und auf unbekannte sehr konsequente und sinnreiche Art sehr genau zusammenhängenden geheimen Verbindungen) nichts weiß; so sind sie doch für jeden, der die Natur dieser Verbindungen näher kennt, ganz untreffend und unerheblich. Wie könnte jemand, der wirklich die jetzige Geschichte der geheimen Gesellschaften kennt, vorgeben: „Der durch Verbindungen beförderte Durst nach geheimer Weisheit sey im „Abnehmen.“ (S. 262.) Er nimmt vielmehr allenthalben zu. Nur freilich muß jemand, der etwa nur gutmüthige und unerhebliche Winkelverbindungen, z. B. einen Ordre de l'Esperance, oder eine Gesellschaft Fratrum Virtuti et Fidelitati Iunctorum, oder andere wirkungslose Vereinigungen guter Freunde kennet, von derselben nicht auf die großen, weitverbreiteten,

genau

ben in allen verſchiedenen Modifikationen eben dieſelben, und werden es alſo auch, durch Geheimniſſe modificirt, ebenfalls bleiben. Dieſe Betrachtung führt, wenn man nicht ganz neu im Laufe der Welt iſt, weiter, als man beym erſten Anblicke denken ſollte. Ich war daher ſchon vorher überzeugt, eine geheime Geſellſchaft müſſe alle gute Eigenſchaften einer Geſell-

genau zuſammenhängenden Geſellſchaften einen Schluß machen wollen, oder gar glauben, wer dieſe kennt, kenne auch jene. Eben ſo unrichtig urtheilt Hr. Ritter von Zimmermann (Ueber Friedrich den Großen, in der großen Ausgabe, S. 94.) von geheimen Geſellſchaften und von ihren unbekannten Obern. Dieß hat mich abermals in der Meinung beſtärkt, auch ein einſichtsvoller und gelehrter Mann thue wohl, von denjenigen Gegenſtänden nicht zu ſprechen, wovon er nichts weiß. Unbekannte Obern können diejenigen wohl nicht ſeyn, welche ihren Wirkungskreis ſelbſt zeigen; ſonſt wären ſie nicht unbekannt. Diejenigen, welche nie die Regierung unbekannter Obern haben beobachten können, mögen ſie leicht für eine Chimäre halten; nicht aber diejenigen, welche aus großen, zuſammenhängenden, wohl überlegten Wirkungen, die ſie haben kennen lernen, auf eine verhältnißmäßige Urſache ſehr ſicher ſchlieſſen. Uebrigens bin ich des unmaßgeblichen Dafürhaltens: Die unbekannten Obern möchten nicht (wie Hr. v. Z. meint) in Dachſtuben wohnen, ſelbſt nicht einmal diejenigen de la troiſieme generation, wie Hrn. Starks Pylades, der wohl im bel-etage hinten heraus wohnen mag.

Geſellſchaft überhaupt haben; denn alle Geſelligkeit iſt gut, und der Trieb dazu iſt von Gott als eines der wichtigſten Werkzeuge menſchlicher Glückſeligkeit allen Menſchen ins Herz gelegt. Hingegen ſah ich auch: geheimen Geſellſchaften müßten alle die widrigen Wirkungen zukommen, die ſich bey engegeſchloſſenen Geſellſchaften finden, ſobald ſie in Kolliſionen mit denen kommen, die nicht dazu gehören, oder mit ähnlichen engegeſchloſſenen Geſellſchaften; wie z. B. Gilden mit Gildeunfähigen, Gilden mit Gilden, Prieſter mit Layen, Adel mit Bürgerſtand, Bürger mit Ausbürgern. Dieß iſt abermals der Natur aller Geſellſchaft und der menſchlichen Natur gemäß. Ich konnte alſo vorausſehen: mannichfaltige Kolliſionen, Rechte, Einbrüderungen, Ausſchließungen, Nacheiferungen, nebſt allen Folgen davon, müßten in ſolchen Geſellſchaften auf eben die Art, wie in allen engegeſchloſſenen Geſellſchaften, vorzüglich ſichtbar ſeyn; und hier müßten ſie noch dazu durch das Geheimniß in einer in der Geſchichte der Menſchheit ſonſt ganz unberührten Modifikation, in einer ganz beſondern Geſtalt und Wendung, erſcheinen. Sollte dieß nicht allein ſchon hinlänglich geweſen ſeyn, bey mir, der ich Menſchen ſo ſorgfältig zu beobachten ſuchte, den Wunſch zu erregen, auch geheime Geſellſchaften näher und genauer kennen zu lernen? Ich drängte mich aber deshalb zu keiner derſelben. Ich habe von Natur keine Neigung, mich irgend einer Geſellſchaft aufzudringen; und ich kannte den Schaden, den unüberlegte Luſt zu Geheimniſſen bringen kann, ſchon, ehe ich

etwas von der eigentlichen Beschaffenheit geheimer Gesellschaften wußte, aus der Erfahrung anderer verständiger Freunde. Ich hatte das Glück, daß sich mir Gelegenheiten ganz natürlich anboten. Ich ward in verschiedene geheime Gesellschaften aufgenommen, in verschiedenen weiter geführt. Ich habe dadurch meine Kenntnisse auf mancherley Art vermehrt, und möchte daher um vieles nicht, daß ich die Schritte in die geheimen Gesellschaften nicht gethan hätte. Schon deswegen gereuet es mich gar nicht, sie gethan zu haben, weil ich dadurch die wirkliche Welt von ganz neuen Seiten habe kennen lernen; weil ich menschliche Leidenschaften, Neigungen, Entwürfe, Meinungen und Phantasien, auf Seiten habe kennen lernen, wie man sie sonst gar nicht kennen lernen kann, und ganz anders als ich es mir vorher, durch alle Muthmaßung oder Schlüsse, hätte vorstellen können; vorzüglich aber, weil ich auch bey dieser Gelegenheit rührende Beweise von sehr freundschaftlichen Gesinnungen rechtschaffener Männer erhielt, welche mir die Hand boten. Diese meine Freunde haben auch nie Ursache gehabt, ihr Vertrauen gegen mich zu bereuen, und werden sie auch nie haben; selbst wenn ich in dem Falle wäre, mich von dem nicht ganz überzeugen zu können, wovon sie überzeugt sind. Ich weiß sehr gut, subjektiver Ueberzeugung zu schonen, wenn sie redlich ist, und wenn sie zu stören, das Wohl einer Gesellschaft, oder der menschlichen Gesellschaft überhaupt, nicht erfodert. Uebrigens habe ich in geheimen Gesellschaften, so delikat auch die Fälle zu

weilen ſind, nie meiner Ueberzeugung entſagt, und nie wider meine Ueberzeugung gehandelt. Die Schwierigkeiten ſind in manchen Fällen freilich ſehr groß, wo man wohl ausrufen möchte:

— Incedo per ignes,
Suppoſitos cineri doloſo.

Aber ein geſetzter und ehrlicher Mann, beſonders wenn er mit ehrlichen Leuten zu thun hat, wird den ſchmalen und oft ſchlüpfrigen Mittelweg doch zu finden, und getroſt darauf zu gehen wiſſen, wenn gleich unbedachtſame und heftige Leute ſtolpern und fallen. Dieß letztere iſt auch in geheimen Geſellſchaften ſehr wohl möglich. Uebrigens habe ich durch meine Verbindung mit geheimen Geſellſchaften nie irgend eine Art von Abſichten auszuführen geſucht, habe nie weder Geld, noch Fürſtengunſt, noch Protektion, noch Beförderung, noch Anſehen, dadurch erlangen wollen. Wohl möchte es manchem thun, beſonders auch Hrn Stark, wenn er mit reinem Gewiſſen dieß auch von ſich ſagen könnte! Aber ſo viel habe ich erlangt, daß ich nun mit reifer Sachkenntniß von dieſen Gegenſtänden urtheilen kann, wenn ich gleich ſchweige; und daß ich Schwindler überſehen kann, welche mit behenden Taſchenſpielerkünſten die Gegenſtände den Augen entziehen, die man hauptſächlich ſehen müßte, und ein ſo ſcheinbares Blendwerk dagegen vormachen, als hätten ſie wirklich eine Perücke in Mäuſe verwandelt, oder einem ein Schloß an den Mund geworfen, daß er

nicht mehr reden könnte *). Ich habe so viel erlangt, daß ich, da ich selbst den geraden Weg gehe, nun manche Leute übersehen kann, die krumme Wege suchen; daß ich weiß, was ich von diesen und jenen Dingen halten soll, daß ich schweigen gelernt habe, daß ich aber, wenn ich reden soll und muß, nicht ins Gelag hinein oder ohne Kenntniß rede, daß ich nicht wie manche andre Leute, mehr sage als ich weiß, sondern daß ich mehr weiß, als ich sage.

Herr

*) Da ich dieses schrieb, hatte ich eben gelesen, daß Hr. Geheimerath Jacobi (D. Museum, Febr. 1788. S. 154.) von Starks zweytem Theile sagt: „Stark geht bey Auseinandersetzung der Thatsachen kalt und gründlich zu „Werke. Er prüft alle Umstände scharf und „bis zur Aengstlichkeit genau, wägt sie gegen „einander ab, und vergleicht sie. Er giebt „seinen Gegnern, immer und in jedem Falle, „zu viel, nie zu wenig nach. Er stellt seine „Resultate nicht eher hin, bis sie unwidersprechlich dargethan, wieder und noch einmal erhärtet sind.“ Es ist ein starkes Stück, dieß zu sagen, und nicht zu erröthen! Man sieht, daß Hrn. Starks Blendwerk wirklich verblenden kann, welches diejenigen die es genauer betrachteten, kaum glauben wollten. Es steht aber auch diese Stelle in einer Abhandlung des Hrn. Jacobi: Ueber eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist, und die zum Motto führt: *l'Effronterie et le Babil* tiennent lieu de *logique* et de *science*. ..

Herr Stark sagt *): „Wer sollte es denken, „daß man je Hrn. Nicolai in einer geheimen Gesell„schaft ertappen würde, ihn, der so laut wider ge„heime Gesellschaften deklamirt!“ Hrn. Stark ist es sehr gewöhnlich, in ganz unschicklichen Worten zu reden. Es ist dieß eins von seinen Mitteln, die er anwendet, um sich selbst und andere nicht so vorzustellen, wie sie sind, sondern so wie er sich und andere gern vorgestellt wissen möchte. Was nennt er ertappen? Wenn man jemand, der seinem Amte und Stande nach schwarz gekleidet gehen sollte, und der in dieser Farbe ehrwürdig ist, in einem weißen Talar und einer rothen Mütze erblickt, durch welche läppische Mummerey er sich ganz ingeheim ehrwürdiger machen will; wenn man siehet, daß ein Mensch viele Jahre lang große Geheimnisse verspricht, wobey man aber endlich erfährt, daß er niemals sein Versprechen erfüllet hat; wenn ein Mensch, der in öffentlichen Schriften den aufgeklärten Gelehrten spielt, durch glaubwürdige Zeugen überführet wird, daß er zu eben der Zeit, da er diese Schriften schrieb, den Glauben an dumme und kindische Magie fortpflanzte, und abgeschmackte Gespenstergeschichten gutmüthigen geheimnißbegierigen Leuten mit hinreissender Beredsamkeit unter dem Schleier des größten Geheimnisses erzählte, um dadurch ihren Verstand irre zu führen; wenn man siehet, daß ein Mensch

*) Nachtrag zu seinem Buche über Kryptokatholicismus, S. 143.

mit gröſter Dreiſtigkeit der Welt aufbürden will, er habe Schröpfern, den Betrüger, ſchon im Jahre 1773 verachtet, und man gleich darauf von der glaubwürdigſten reſpektabelſten Zeuginn *) erfährt, daß er ihr noch im Jahre 1780 eben dieſen Betrüger, und deſſen Nachfolger Fröhlich, als groſſe Geiſtergebieter angeprieſen hat; ſo kann man füglich ſagen: ein ſolcher Menſch ſey ertappt. Denn dieſer Menſch wird gefunden, wo er ſich warlich nicht gern hat wollen finden laſſen. Aber man kann dieſes Wort nicht mit Anſtand von jemand brauchen, von welchem man weiter nichts hört, als daß er ein Mitglied irgend einer geheimen Geſellſchaft iſt. Denn bey der weiten Ausbreitung dieſer Geſellſchaften ſind eine Menge der rechtſchaffenſten biederſten Leute in dieſem Falle, und können aus ſehr verſchiedenen Urſachen, und in ſehr verſchiedener Rückſicht Mitglieder ſolcher Geſellſchaften ſeyn, oder geweſen ſeyn, oder bleiben; mit der Geſellſchaft unzufrieden ſeyn, und doch Mitglieder bleiben; wohl zufrieden ſeyn, und doch aus derſelben, aus gar mancherley Urſachen, ausſcheiden. Alſo bloß daraus, daß jemand ein Mitglied einer ſolchen geheimen Geſellſchaft iſt, kann ein Mann, der billig und vernünftig ſeyn will, weiter gar nichts ſchließen, als daß ein ſolcher allenfalls etwas von geheimen Geſellſchaften wiſſen könne.

Will

*) Man ſehe hierüber die eben erſchienene Schrift der Fr. v. d. Recke: Etwas über Hrn. O. H. P. Stark Vertheidigungsſchrift, S. 27 u. ff.

Will man weiter etwas daraus folgern, so muß man die Stelle, auf welcher der Mann in einer solchen Gesellschaft stehet oder gestanden hat, und sein Betragen und seine Handlungen in der Gesellschaft genau kennen und prüfen. Hier sind der Unterschiede so viel und mancherley, daß ein allgemeiner Schluß, den man über alle Mitglieder einer solchen Gesellschaft, oder aller geheimen Gesellschaften machen wollte, niemals richtig seyn kann. Ich will nur etwas weniges anführen.

Es ist z. B. ein groſser Unterschied zwischen dem, der sagt: „Ich bin in eine Gesellschaft gekommen, worinn „unvermuthet Clerici im weissen Mantel und rother „Schlafmütze mit langen Bändern sich uns entdeck„ten, mit der Versicherung, wir wären bloſse Laien, „und müßten ihnen, den geistlichen Herren in ro„then Mützen, jura ſtolae geben;“ und zwischen dem schleichenden Clericus, welcher mit scheinheiliger geheimnißvoller Mine versichert: „Er „habe ein Recht auf diese Jura ſtolae und auf „die rothe Mütze, von St. Bernhards Zeiten her, „ererbt.“ Es ist ein groſser Unterschied unter dem Menschen, welcher versichert, daß er groſse überschwengliche Geheimnisse besitze, und sich erbietet, sie einer Gesellschaft, oder einzelnen Mitgliedern, es sey nun im Namen des heil. Bernhards oder des heil. Cucufin, mitzutheilen; und dem Manne, welcher sie anhöret, weil er eher von ihrem Werthe nicht urtheilen kann, bis er weiß worinn sie bestehen. Dieser kann, wenn er nicht von derſel-

ben Werthe überzeugt wird, und ſie doch weder widerlegen kann noch mag, ſehr wohl die Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen, das Seinige dabey denken, und ſchweigen. Mehr kann man von ihm nicht fodern. Jener aber bleibt allemal der geheimen Geſellſchaft, welcher er ſeine vermeinten Geheimniſſe hat aufdringen wollen, verantwortlich, und wenn eine geheime Geſellſchaft nun öffentlich bekannt wird, ſo wie Starks Klerikat oder der Illuminatenorden, iſt er auch dem Publikum verantwortlich; wofern des Publikums Meinung von ſeiner Ehrlichkeit oder Aufrichtigkeit ihm noch etwas werth iſt.

Dieß ſind alſo ſchon zwey Arten von Mitgliedern, deren Unterſchied man, wenn man die geheime Geſellſchaft, und was eigentlich darinn vorgeht, nicht ſehr genau kennet, äuſſerlich nicht ſehen kann, die man aber doch nicht vermiſchen muß. Es können, dieſes groſſen Unterſchieds ungeachtet, beide Arten ſehr oft die gutmüthigſten, redlichſten Menſchen ſeyn. Denn auf wie vielen Wegen kann nicht der redlichſte Mann ſelbſt von einer Unwahrheit ſubjectiv überzeugt zu ſeyn glauben, und ſonderlich, wenn die Einbildungskraft angeſpornt und das Herz für eine Sache erwärmt iſt, ſeine Ueberzeugung mit Eifer Andern mittheilen wollen? Aber der Regel nach wird man doch demjenigen, welcher in der Welt herumziehet oder in der Welt herum korreſpondiret, um Geheimniſſe anzubieten, wohl ſchärfer auf die Finger ſehen müſſen, als demjenigen, welcher,

es ſey nun aus Neugierde, oder aus Geheimnißluſtigkeit, oder aus Vorurtheil, oder aus Ueberzeugung ſeine Glückſeligkeit durch Geheimniſſe finden zu müſſen, oder weil er nun gerade bey dieſer Geſellſchaft, wobey Titius und Cajus iſt, auch ſeyn möchte, oder weil ihm ein Geheimniß ſo gerade in den Wurf kommt, daß er demſelben mit guter Manier nicht ausweichen kann, oder weil er glaubt, Kenntniß von den gangbaren Geheimniſſen wäre ein nothwendiges Erforderniß zur Geſchichte der Menſchheit jetziger Zeiten, dergleichen Geheimniſſe anhöret, und ſchweigt. Niemand wird läugnen, es habe auch hin und wieder Fälle gegeben, daß beide obige Arten von Mitgliedern gerade auf die Art unterſchieden geweſen, als es im gemeinen Leben Betrüger und Betrogene ſind. Wenn dieſes der Fall iſt, ſo wird derjenige, welcher bloß geſagt hat:

Je vous admire, et je me tais!

gewiß nie in die Klaſſe der Betrüger können geſetzt werden.

Aber Hr. Stark ſagt: Ich hätte laut gegen geheime Geſellſchaften deklamirt; und deswegen wäre ich ertappt, da man nun erführe, ich ſey ſelbſt ein Mitglied irgend einer geheimen Geſellſchaft. Wo hätt' ich denn dawider deklamirt? Habe ich etwa überhaupt alle geheime Geſellſchaften für unrechtmäßig erklärt? Habe ich etwa überhaupt widerrathen, daß ein vernünftiger Mann in geheime Geſellſchaften treten, oder auch nur gerathen,

daß er irgend einer von mir genannten Gesellschaft sich enthalten müsse? Oder etwa auch nur, daß junge und unerfahrne Leute sich nicht unbedachtsamerweise mit Leuten, welche sie nicht genau kennen, in jede unbekannte oder verdächtige Verbindung einlassen sollen? Oder auch nur, daß wenn jemand in solchen Verbindungen ist, er sein sorgen solle, den Kopf oben zu behalten, sich den Verstand nicht verfinstern zu lassen, nicht auf jede Versprechungen und Vorspielungen zu trauen? Im letztern von mir angeführten Falle wäre es wenigstens nur eine unschuldige und heilsame Warnung. Aber auch die, oder etwas ähnliches, wird man nirgends in meinen Schriften finden. Vielmehr wird man in dem zweyten Theile meines Versuchs über den Tempelherrenorden S. 162 und 201, besonders aber S. 164 ausdrücklich meine Erklärung finden, daß ich keine einzige geheime Gesellschaft stören oder etwas darin reformiren will. Alles was Hr. Stark von meinen vermeinten Deklamationen anführet, ist nicht mehr als eine Stelle im Anhange des VII. Bandes meiner Reisebeschreibung, S. 71, wo ich sage: daß in allen geheimen Gesellschaften Mißbräuche gefunden werden können, und daß besonders „jede geheime Gesellschaft, wenn „sonst nichts entgegen stehet *), sehr füglich ein „Werkzeug werden kann, wodurch die listigen Je„suiten

*) Hr. Stark, der ein Meister ist (gerade wie P. Sailer S. J.) den Worten der Leute, die er sich zu Gegnern wählt, durch Zusätze, kleine unvermerkte Wendungen,

„ſuiten wirken können.“ Gerade hieraus erhellet vielmehr, daß ich damals bezeugte, von geheimen Geſellſchaften gute Wiſſenſchaft zu haben. Ich hatte kurz vor dieſer Stelle S. 70 angeführt: „Fielding habe irgendwo geſagt: Es könne nichts „ſchaden, wenn ein Schriftſteller von der „Sache

dungen und Auslaſſungen, einen ſchiefen, ſeinen Abſichten gemäßen Sinn zu geben, bey dem man daher ſehr genau nachſchlagen muß, wenn man aus ſeinen Anführungen etwas richtig ſchließen will; findet für gut, indem er dieſe Stelle S. 143 zuerſt anführt, die zu nöthigen Worte: wenn ſonſt nichts entgegen ſtehet, auszulaſſen. Sie waren nothwendig, damit es nicht ſcheine, als wolle ich alle geheime Geſellſchaften unbedingt beſchuldigen, auch nur eines Misbrauchs unbedingt beſchuldigen. Aber, durch eine ſolche unvermerkte Auslaſſung, dem was ich ſagte, bey den Freunden geheimer Geſellſchaften beyläufig einen gehäſſigen Anſtrich zu geben, iſt Hrn. Stark ein nicht zu verachtender Vortheil. Aber zwölf Seiten darauf findet er für gut, dieſe vorher ausgelaſſenen Worte: Wenn ſonſt nichts entgegen ſtehet, wieder ganz beſonders, con amore, anzuführen, weil er ſich beſinnt, eine hämiſche Konſequenz daraus zu ziehen. Denn er giebt vor, ich hätte dadurch ſagen wollen, „Der Illuminatismus kann nicht ein Werk„zeug der Jeſuiten werden, denn der arbeitet wider die „Jeſuiten, das iſt alſo die einzige ſichere Geſell„ſchaft.“ Läßt ſich eine unwürdigere Sophiſterey denken! Dieß iſt ein Beiſpiel unter hunderten, wie Hr. Stark ſich beträgt, wenn er Worte ausläßt, wenn er Worte anführt, wenn er ſie Kommentirt! Ich wiederhole nochmals: Daß ich das, was ich von der Möglichkeit, daß jede geheime Geſellſchaft von den Jeſuiten könne gemißbraucht werden, ſagte, noch aus völliger Ueberzeugung für richtig halte, und ſelbſt den Orden der Illuminaten ganz und gar nicht davon ausnehme, wie auch weiter unten erhellen wird.

„Sache etwas verstehe, von der er schreibe.“ Ich warnte daher an eben dieser Stelle diejenigen, welche nicht wissen wie es mit geheimen Gesellschaften wirklich beschaffen ist, jemals darüber zu urtheilen. Ich sagte daselbst deutlich, daß ich etwas davon wisse, und „so viel, daß ich am besten finde, möglichst zu vermeiden öffent„lich etwas davon zu schreiben.“ Diese Stelle S. 70. hat Herr Stark gewiß eben so deutlich gelesen, als die Stelle S. 71, welche er verstümmelt anführt. Aber er thut, als ob diese Stelle nicht da stünde, nach seiner gewöhnlich hämischen Art über das weg zu gehen, was seinen Vorspiegelungen entgegen steht. Ich habe weder wider geheime Gesellschaften deklamirt, noch kann darin ertappt werden. Ich habe, wenn die Gelegenheit es so fügte, jemals weder überhaupt geleugnet, daß ich Mitglied einer geheimen Gesellschaft sey, da ich ja unverhelt mehrmals Versammlungen dieser Art beygewont habe, noch auch, daß ich vom Illuminatenorden unterrichtet worden sey, ob ich gleich nie in einer Illuminatenversammlung gewesen bin.

Wenn man einmal verschiedenen geheimen Gesellschaften beygesellet ist, so hält es nicht so gar schwer auch von einigen andern unter dem Siegel der Verschwiegenheit Nachricht zu erhalten. Ich habe auf diese Art manche kennen lernen, worinn hin und wieder manche Absurdität und große, ja unglaubliche Misbräuche zu finden sind; aber kaum scheinet eine, aufs gelindeste zu reden, so ganz Absurdität, und näher und ernsthafter betrachtet, so ganz Misbrauch zu seyn, als Hrn. Starks Klerikat. Ich

nenne es Herrn Starks Klerikat; denn in den geheimnißvollen Zirkeln iſt beſtändig allgemein die Meinung geweſen, Herr Stark ſey eigentlich die Hauptperſon dabey, und man weiß wohl, daß er auch gern die Ehrfurcht und das hohe Anſehen in Demuth annahm, welche ihm als einem Mann von ſo undurchdringlichen Geheimniſſen durch dieſe allgemeine Meinung zu Theil ward. Zwar hatte er die Schlauigkeit oder Klugheit, mehrentheils ziemlich hinter dem Vorhang zu bleiben, und Andere, ſo viel es ſeyn konnte vorzuſchieben, beſonders einen ſo genannten *Prior clericorum*, der, wie jedermann, der ihn gekannt hat, einmüthig ſagt, ein gutmüthiger, aber ſchwacher, geheimnißbegieriger und leicht zu überredender Mann war, welcher wohl glauben mochte, das Klerikat ſey etwas wirklich ſehr ehrwürdiges und geheimnißvolles, und nicht ein Gaukelſpiel, oder eine weitausſehende ſchlaue Machination. Daß Herr Stark eigentlich die Hauptperſon geweſen, wird bis jetzt auch dadurch beſtätigt, daß auf ihn, und nicht auf den ſogenannten *Prior*, daß auf den frere *Jean Auguſte Starck*, Fils et *frere des Peres* et de la Famille *des Savans de l'ordre des Sages*, von einem unbekannten Obern, Namens *Pylades* (welchen Hr. Stark immer noch ſo ſorgfältig in petto behält) eine ganz uneingeſchränkte Vollmacht*) iſt ausgeſtellet worden, und daß auch Hr. Stark beſtändig die große Ehrfurcht, mit welcher geheimnißſüchtige Leute ihn ſo lange Jahre betrach-

*) S. Anti-St. Nicaiſe Th. II. S. 58.

betrachteten, in Demuth angenommen, und sehr gern für einen Bewahrer ausserordentlicher klerikalischer Geheimnisse gegolten hat. Ich will gern die von vielen gehegte Meynung, Hr. Stark sey die Hauptperson des berüchtigten Klerikats, zurücknehmen, und sie auch, so viel an mir ist, andern zu benehmen suchen, sobald nur Hr. Stark auf eine überzeugende Weise, und ohne Rückhalt und Winkelzüge, erklären will: woher denn dieß berüchtige Klerikat, unter welchem er so große Geheimnisse vorspiegelte, eigentlich gekommen sey, und wer die Hauptperson zur Hauptperson gemacht habe, und aus welcher Macht derselbe dieß habe unternehmen dürfen? Denn die Hauptperson sey, wer sie wolle, so macht ihr alles das, was man bis jetzt von diesem berüchtigten Klerikate erzählt, die größe Schande. Da ist nichts als abgeschmakte klerikalische Maskerade, nichts als theils läppische, theils anstößige katholizirende Ceremonien, nichts als gleißnerische Vorspiegelungen von hoher unbekannter Würde, nichts als sinnlose Vorspiegelungen von wichtigen vom H. Bernhard her ererbten Geheimnissen, die nie zum Vorschein gekommen sind, nichts als unedle Vorspiegelungen von eigennützig ersonnenen Rechten und juribus stolae, und zulezt eine erlogene Geschichte von erdichteten Prioren der Kleriker des Tempelordens, von welchen die Geheimnisse und die jura stolae in ununterbrochener Folge bis auf die Herren in weissen Talaren und rothen Kappen sollten vererbt seyn. Wenn der unbekannte Pylades mit seiner Vollmacht auch zu die-

diesen Vorspiegelungen und Unwahrheiten hat Vollmacht geben wollen; so urtheile jeder rechtschaffenene Mann was von ihm und von seiner Vollmacht zu halten sey. Ich will gern meine Meinung von der schlechten Beschaffenheit dieses Klerikats, welche auch die Meinung vieler andern rechtschaffenen Leute ist, an meiner Seite zurück nehmen, sobald nur Hr. Stark dessen wahre (nicht vorgespiegelte und eingebildete) Beschaffenheit auf einer bessern Seite zeigt, sobald er öffentlich auf eine überzeugende Weise irgend etwas Gutes, etwas Edles, etwas Gemeinnütziges, etwas Löbliches, etwas einem vernünftigen Manne anständiges, anzeigen kann, was in diesem Klerikate wirklich gewesen wäre. Ja ich will gern auch von Hrn. Stark selbst eine viel bessere Meynung haben, sobald er öffentlich es bereuet, daß er sich zu so abgeschmackten Mummereyen, und zu so schädlichen Vorspiegelungen hat brauchen lassen. Es konnte dieß noch bloße Unvorsichtigkeit seyn; aber, daß er dieses, ihm auf keine Weise Ehre machendes Betragen, noch hat vertheidigen, und auf eine so plumpe und unanständige Art hat vertheidigen wollen, scheint nicht Unvorsichtigkeit, sondern Vorsatz anzuzeigen. Findet Hr. Stark aber nicht für gut, das, was er that, zu bereuen, und bleibt bei seinen klerikalischen Geheimnissen; so mag ers meinethalben thun, aber es wäre ihm, damit die Welt ein ärgerliches Schauspiel weniger gehabt hätte, ein Freund zu wünschen gewesen, der ihm das gute alte deutsche Sprüchwort zu Gemüthe geführt hätte: Wer ein gläsern Dach hat, muß nicht mit Steinen werfen!

Ich

Ich bitte meine Leser um Verzeihung wegen dieser Digression, welche durch die Materie von geheimen Gesellschaften, und durch Hrn. Starks Betragen gegen mich, ganz natürlich herbey geführt ward. Ich gehe nun fort zur Erzählung, wie ich eigentlich zu dem Illuminatenorden gekommen bin.

Auf meiner Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, bei welcher meine Aufmerksamkeit auf Merkwürdigkeiten verschiedener Art gerichtet war, und besonders auf das, was Menschenkenntniß interessiret, war ich auch keinesweges unaufmerksam auf den wichtigen Punkt von geheimen Gesellschaften. Ich bekenne, auch in diesem Fache, zu dem was ich wuste, manches hinzu gelernet zu haben, und von manchen Dingen die ich Theils nur schwach, theils gar nicht vermuthen konnte, unwidersprechlich überzeugt worden zu seyn. Ich würde hierüber noch weit mehr gelernt und erfahren haben, wenn die Absicht meiner Reise nur einigermaßen auf diese Gegenstände mit gegangen wäre, wenn ich die Unterhaltung und die Erkundigung darüber nicht sehr oft gefliſſentlich vermieden hätte, hauptsächlich weil die Zeit zu kurz, und der Gegenstände, auf welche ich in der kurzen Zeit meine Aufmerksamkeit wenden wollte und mußte, so sehr viele waren. Zudem war damals, wegen gewisser Dinge, die kurz vorher vorgegangen waren, und kurz nachher vorgehen sollten, im Felde der Geheimnisse, sonderlich im südlichen Deutschlande, allenthalben alles in gewaltsamer Krise. Um nicht darin verwickelt zu werden, und weil ich

auch (gegen die Gewohnheit so mancher Leute) selbst den Schein vermeiden wollte, als hätte ich mir hier einen Wirkungskreis ersehen, war ich bey verschiedenen Gelegenheiten, welche sich selbst darboten, eher zurückhaltend, und vermied es, mich über diese Gegenstände, sonderlich in gewissen Gesellschaften, herauszulassen. Dennoch konnte ich nicht ganz vermeiden, auf einige Fragen, die ganz unbefangen an mich gethan wurden, Antwort zu geben, wobey denn, in fernerer Fortsetzung der Unterredung, hin und wieder gewisse wichtige Erläuterungen, zum Theil mit überzeugenden Dokumenten begleitet, viel näher herbey geführt wurden als ich mir selbst je vorgestellt hätte.

So geschah es auch, daß ich auf dieser Reise einen Mann von Verdiensten persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, der mir bloß als Schriftsteller bekannt war, und von dem ich bis dahin nicht wußte, ob, und in welcher Lage, er in geheimen Gesellschaften wäre. Unvermerkt kam unter vier Augen auf diese Gesellschaften die Rede, besonders auf die damalige Krise, von welcher er sehr gut, und wie ich merkte, noch viel besser als ich, unterrichtet war. Hier entdeckte er mir: „Es sey von ver„ständigen und wohlwollenden Leuten ein neues „System errichtet worden, um den vielen Aber„glauben und die Schwärmereyen, wodurch ingeheim so viel Mißbrauch gestiftet würde, zu ver„drängen, und den für das menschliche Geschlecht „feindseligen Einfluß der Jesuiten zu mindern, wo

„nicht ganz zu hemmen.“ Er fügte hinzu: die Gesellschaft wünsche den Beytritt aller Männer von Einsicht und Redlichkeit, deren auch schon verschiedene zu derselben getreten wären; und er that mir die Ehre mich auch dazu einzuladen. Er sagte mir verschiedenes im Allgemeinen, und zeigte mir auch von aussen einige Schriften. Er war sehr warm für diese Sache, und gab auf verschiedene Art zu erkennen, daß er davon den wohlthätigsten Einfluß für das menschliche Geschlecht, und den ersten Schritt zur Wiederherstellung des goldenen Zeitalters erwarte. Er ersuchte mich daher an einer so gemeinnützigen Sache Theil zu nehmen. Nun konnte ich zwar bey Erwägung aller Umstände nicht zweifeln, daß dieser Vorschlag in der besten Absicht geschehe; aber ich war doch dabei etwas kalt, weil ich wohl weiß, daß dergleichen gute Absichten nicht so leicht durchzusetzen sind, und von dem goldenen Zeitalter die Meinung habe: Es gehöre zu den rêves des gens de bien, einerley, ob von Weishaupt oder von Hemsterhuis angegeben; es sey eine angenehme Phantasie, die sich zum wirklichen Leben eben so verhalte, als alle andere Phantasieen, wenn man sie ins wirkliche Leben bringen will; es sey eben so beschaffen wie der allgemeine Frieden des Abts St. Pierre, und sey eben so wenig möglich und nützlich dasselbe einführen zu wollen, als diesen Frieden. Ich schätze deswegen jeden rechtschaffenen und wohlwollenden Mann nicht weniger, weil er sich angenehmen Träumen überläßt, die ich nicht für ausführbar halte. Auch bin ich von dem

dem Dünkel weit entfernt, zu glauben, es könne etwas durchaus nicht ausgeführt werden, dessen Ausführbarkeit mir nicht einleuchtet. Ich weiß auch sehr wohl, daß selbst fehlschlagende Entwürfe zu Ausführung gutgemeinter Ideen wenigstens indirekte oft etwas gutes wirken können. Ich werde daher einen Mann der eine gute Absicht ausführen will, immer seinen Weg gehen lassen, werde den Erfolg beobachten, und aus seinen Wirkungen Lehren für mich ziehen, wenn ich gleich auch nicht mitwirken kann oder will.

Ich war aber überhaupt damals aus mancherley Ursachen eben nicht geneigt, mich einer neuen geheimen Gesellschaft beyzugesellen zu lassen. Ich hatte zwar wie gesagt, keine Ursache an guten Absichten zu zweifeln, ich wünschte ihnen auch den besten Erfolg; nur sah ich nicht ein, wie ich dazu mitwirken könnte. Von diesen Gesinnungen ließ ich freilich nur wenig, doch in der Folge der Unterredung etwas merken. Er erwiederte aber: Er wünsche doch daß ich beytreten möchte, damit ich wenigstens einige dazu gehörigen Schriften lesen und beurtheilen könne, er zweifle nicht, ich würde alsdenn einen viel vortheilhaftern Begriff von dem Vorhaben bekommen. Es werde zu Mittheilung einiger Schriften weiter nichts erfordert als ein Revers, und ein Versprechen der Verschwiegenheit. Wenn ich diese geben wolle, so wolle er mir bald die Schriften der ersten Grade zustellen, und wäre sehr begierig meine Meinung darüber zu vernehmen. Dies konnte ich mir endlich gefallen lassen; aber auf der Reise hatte ich nicht Zeit

zu einer solchen Lektur. Ich stand mit diesem Herrn sonst in Korrespondenz. Dies gab Gelegenheit, noch im Jahre 1781 wieder auf seinen Vorschlag zu kommen. Was damals darüber verhandelt worden ist, kann ich, weil ich keine weitere Briefe auffinden kann, jetzt nicht genau nachsehen. Genug es wurden mir erst im April 1782 die drey oder vier ersten Grade nach Berlin zum Durchlesen geschickt. Dieß ist das Wesentliche. Daß ich wirklich eher nicht, als um diese Zeit die ersten und zwar nur die weniger wichtigen Illuminatenpapiere erhalten habe, erhellet aus einem Briefe des Mittheilers vom 23. März 1782, worinn folgendes enthalten ist:

„Ich hoffe den Zweck, Ihnen, verehrungswürdig„ster Freund! einige sehr wichtige Papiere mitzuthei„len, erreichen zu können, wenn ich den Anfang mit „den weniger wichtigen mache, worauf sich aber die „ganze Einrichtung der Gesellschaft gründet. Dieß „würde ich schon eher gethan haben, allein jetzt habe „ich erst die vollkommene Erlaubniß dazu erhalten. „Man bittet Sie aber doch, vorerst keinem Andern et„was davon mitzutheilen, bis einst Ew. selbst, von „der Größe und Güte der Sache durchdrungen, das „System vielleicht so finden würden, daß Sie es Ih„rer und Ihrer Freunde Mitwirkung würdig hielten. „Es folgt also hier ein Revers, um dessen gütige Un„terschrift ich gehorsamst bitte, und daß Sie doch den„selben sogleich mit der Post wieder zurück schicken „möchten. In dieser sicheren Hofnung und voll Zu„versicht auf Ihre Treue, schicke ich unterdessen nächst„künftigen Sonnabend den 30ten das erste Packet mit „dem Postwagen.“ —

Der

Der ebenerwähnte Revers, den ich nachher unterschrieb und übersendete, lautet folgendermaßen:

„Ich Endesunterschriebener verpflichte mich bey „meiner Ehre und gutem Namen, von denjenigen Pa„pieren, welche mir der — — mittheilen wird oder „schon mitgetheilt hat, und welche eine gewisse geheis„me Verbindung, die den Namen Illuminaten führt, „angehen, ohne seine ausdrückliche Einwilligung keine „Kopie zu nehmen; noch überhaupt von dem Inhalte „derselben, und was ich auf diesem Wege von dies„ser Gesellschaft erfahren sollte, nie, auf keine irgend „mögliche Art, an irgend jemand, wäre es auch mein „vertrautester Freund, zu offenbaren. Dieß verspre„che ich ohne geheimen Vorbehalt ꝛc. ꝛc.

(L. S.)

Hernach wurden mir, (wie ich aus einem Briefe vom 3ten Jul. 1782 ersehe,) die Papiere vom Illuminatus Major zum Durchlesen versprochen. Ich kann mich aber nicht genau erinnern, ob ich diese Papiere damals wirklich erhalten habe; wenigstens, so weit ich bis jetzt die hieher gehörigen Briefe, die ich nicht ganz vollständig bey der Hand habe, auffinden konnte, ist darin keine Spur davon.

Noch im Jahre 1782 hatte ich Gelegenheit, ausserhalb Berlin einen sehr einsichtsvollen und rechtschaffenen Mann, mit dem ich viele Jahre in freundschaftlicher Verbindung stand, zu sprechen, wobey auch auf diese Gegenstände die Unterredung kam. Er erwähnte, nachdem dieselbe eine Zeitlang gedauert hatte, ganz dunkel etwas von einem neuen Systeme, von welchem er sich große Hoffnungen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts mache. Ich merkte aus den Umständen,

daß er den Illuminatenorden im Sinne haben möchte, und gab es ihm zu verstehen. Wir merkten bald, daß wir uns kannten, und auf nähere Erkundigung war er darinn schon etwas weiter als ich. Ich gestand ihm in Vertrauen, daß mir manches nicht gefiele, daß ich über einige mir damals nicht genauer bekannte Umstände ein gewisses sonderbares und nicht unwahrscheinliches Mißtrauen *) hege, daß

*) Es ist billig und rathsam, daß derjenige der in eine geheime Gesellschaft tritt, deren wahre Beschaffenheit er noch nicht kennet, nicht allzuschnelles und ungebundenes Vertrauen hege. Diese nöthige Vorsicht ist keinesweges eine Unbilligkeit gegen eine solche Gesellschaft. Denn wenn die Sache gut ist, so muß sie sich in der Folge als gut zeigen. Wer in eine solche Gesellschaft tritt, ist allemal im Anfange sehr im Dunkeln. Ist er ein verständiger Mann, so wird er beobachten und schweigen, bis ihm entweder mehr offenbart wird, oder bis er Wirkungen siehet, aus welchen er mit Sicherheit auf die Ursachen schließen kann. Und alsdann wird er vielleicht noch weiter schweigen, wenn er seine Ruhe liebt. Wohin würden wohl die rechtschaffenen Leute gekommen seyn, denen der Fr. Archidemides seine klenkatischen Geheimnisse anbot, wenn sie sogleich nach denselben als nach wirklichen wichtigen Geheimnissen wären begierig gewesen, wenn sie nicht hätten schweigen und den Mann beobachten wollen? Und wie mancher friedfertige Mann schwieg nicht, nachdem er schon längst einsah, daß diese vergespiegelte Geheimnisse, aufs gelindeste zu reden, eitele Gaukelspiele waren?

daß ich verſchiedene angewendete Mittel gar nicht billigen könne, auch wenn der Zweck gut wäre, wovon ich auch noch nicht ganz überzeugt ſey, und daß ich, es möge auch damit ſeyn wie es wolle, dieſen Entwurf zu ſo vielen wohlthätigen Wirkungen höchſtens für einen rêve d'un homme de bien hielte, der aber im Großen weder ausführbar ſeyn, noch wahren Nutzen, wenigſtens nicht direkte ſtiften, und wahrſcheinlich im kurzen von ſich ſelbſt zerfallen würde. Er war zwar anderer Meynung, und glaubte, der gelegene Zeitpunkt in der damaligen Kriſe in den geheimen Geſellſchaften werde der Ausführung deſſelben einen großen Schwung geben. Indeſſen hörte er aufmerkſam auf meine Gründe. Er verſprach mir, ſich nach manchen Umſtänden näher zu erkundigen. Er ſetzte hinzu: „Er habe „überhaupt das Verſprechen erhalten, von dem gan„zen Syſteme bis zu Ende völlig unterrichtet zu wer„den. Er wolle alsdenn auch mir nähere Nachricht „davon geben, und wenn ich in meinen Gründen „wider das Syſtem recht habe, wolle er ſich mit „Ernſt dawider ſetzen. Wenn er aber alsdenn bey „näherer Erkundigung von dem Gegentheile über„zeugt werden ſollte, ſo werde er mich durch ſeine „Gründe alsdenn auch überzeugen können, und in „ſolchem Falle hoffe er, würde ich mich auch nicht „ferner weigern, zu einer nützlichen Sache nach „meinen Kräften mitzuwirken.“

Erſt im April oder May des Jahres 1784 ſah ich dieſen meinen Freund ebenfalls wieder auſſer

Berlin. Bis dahin hatte ich mich um den Illuminatenorden, von welchem ich während der Zeit mancherley, und auch manches Widrige gehört hatte, weiter nicht sonderlich bekümmert, weil ich auf keine Weise willens war, in demselben mitzuwirken. Es könnte seyn, daß in meiner weitläuftigen Korrespondenz damals auch dieser Sache, unter so vielen andern, zuweilen wäre erwähnet worden; aber es kann nur beyläufig geschehen seyn. Bey der gedachten Zusammenkunft im Jahre 1784 aber sagte mir mein Freund: „Er sey nun von diesem Systeme „völlig unterrichtet, und sey aufs vollkommenste von „dessen guter Absicht, und von der wohlthätigen „Tendenz versichert, die es, besonders in Rücksicht „auf die starke Krise, die sich nun einigermaßen „entwickelt hatte, den Umständen nach haben müsse. „Recht eigentlich sey es bis jetzt mehr, wie ein „Vorschlag zu einem Systeme, als für festgegründetes System anzusehen. Er habe aber zur successiven Verbesserung und Ausführung dieses Vorschlags die beste Hofnung, weil sich so viele rechtschaffene und thätige Leute bereits dazu vereiniget „hätten. Wenigstens sey es wohl der Mühe werth, „diesen gutgemeinten Entwurf nicht ganz fallen zu „lassen. Es sey immer rathsamer, einen schon angefangenen Entwurf fortzusetzen und zu verbessern, „als einen ganz neuen zu erdenken; selbst wenn er „auch vollkommner wäre. Denn die erste Gründung einer solchen Verbindung habe die meiste „Schwierigkeit. Bey einem neuen Plane würde „man auch diesem entgegen arbeiten müssen, und es

„sey

„ſen beſſer, vernünftige und wohlmeinende Leute zu „Einem Geſichtspunkte zu vereinigen, als aufs neue „in Faktionen zu zertheilen.“

Er geſtand mir dabey aufrichtig, daß er mit der Einrichtung und mit den Schriften der Illuminaten noch nicht gänzlich zufrieden ſey. Aber er ſetzte hinzu: „Es ſey Verbeſſerung möglich, und es wä„ren wirklich ſchon ernſtliche Vorſchläge dazu geſche„hen. Der Orden ſchreibe ſich aus einem katholi„ſchen Lande, und von einem Katholiken her *). „Es ſey alſo natürlicher weiſe theils vieles darinn be„findlich, welches den katholiſchen Verfaſſungen und „Vorurtheilen entſpräche, theils auch manches, „welches zwar für Katholiken nützlich ſeyn könnte, „aber Proteſtanten nicht brauchbar ſeyn werde, de„ren Bedürfniſſe der Stifter nicht habe kennen kön„nen. Dieſem würde aber durch eine allgemeine „Verbeſſerung abgeholfen werden, woran man ſchon „ernſtlich dächte, und bey welcher vieles ganz abge„ändert, und alles zweckmäßiger, beſonders für „Proteſtanten, eingerichtet werden ſollte. Er „wünſchte daher, daß auch ich mich näher von die„ſem Orden unterrichten möchte. Er hoffe, ich „werde mich noch entſchlieſſen, zu Beförderung die„ſer Sache thätig mitzuwirken. Er habe die nöthi„gen Schriften mitgebracht. Er wünſche, daß ich

 „einen

*) So viel ich mich erinnere, erfuhr ich erſt damals, wenigſtens zuverläſſig, daß Hr. Hofrath Weishaupt der Stifter dieſer Geſellſchaft ſey.

„einen Tag dazu widmen wolle, dieſe Schriften mit „ihm, und mit noch einem Freunde, mit welchem „er gleiche Abſicht hätte als wie mit mir, mit Auf„merkſamkeit durchzuleſen, damit er wenigſtens ver„läufig unſre Meinung darüber erfahren könnte.“

Der Tag ward angeſetzt, und wir brachten ihn ganz zu, um die Rituale und andere Schriften derjenigen Grade, die ich noch nicht geſehen hatte, durchzuleſen, und mit unſern mündlichen Anmerkungen zu begleiten. Dieſe Schriften gingen, wie ich aus einer Notiz, die ich mir damals auf einem Zettel nahm, erſehe, bis zur IIIten Klaſſe oder zu den kleinen Myſterien, incl. bis zum kleinen Regentengrade, oder Princeps. Sind große Myſterien oder etwas ähnliches da geweſen, ſo habe ich ſie nicht geſehen. Ob dieſe damals mir vorgelegten Manuſkripte ſämtlich gedruckt ſind, und ob ſie in ſolchem Falle völlig eben diejenigen waren, welche nachher gedruckt wurden, kann ich nicht beſtimmen; denn ich habe weder die gedruckten Illuminatenſchriften ſämtlich unterſucht, noch auch, ſeit der erſten Leſung der Manuſkripte, dieſelben wieder durchzuſehen Luſt und Muße gehabt. Es thut dieß auch nichts zur Sache.

Uebrigens berichtete mir mein Freund, daß an dieſen mir vorgelegten Manuſkriptennoch ein oder zwey der höchſten Grade fehlten. Dieſe habe man, als der Illuminatenorden in die nördlichen proteſtantiſchen deutſchen Länder gekommen, gleich ganz und gar als völlig unzweckmäßig verworfen, daher er ſie nicht

nicht mitgebracht habe. Ich habe sie auch nachher weder gesehen noch gelesen; denn seit dieser Zusammenkunft im Jahre 1784 habe ich weiter nichts von Schriften, Ritualen, Graden, Anweisungen des Illuminatenordens, als was ich damals las, zu Gesichte bekommen; auch mich wirklich darum nicht sehr bekümmert.

IV.

Wie weit ich im Orden der Illuminaten gekommen sey?

Es ist zwar jedem der etwas von geheimen Gesellschaften weiß, sehr bekannt, daß in allen ohne Ausnahme, verschiedene Grade oder Abtheilungen sind. Man sagt dem Neuaufzunehmenden bey weitem nicht alles auf einmal, sondern theilt es demselben nach und nach mit, so wie man ihn weiter befördert. Hierauf geben aber Leute, welche von geheimen Gesellschaften nichts wissen, und doch davon urtheilen wollen, nicht genug Acht. Diejenigen, die, so wie Hr. Stark, die Begriffe davon geflissentlich verwirren wollen, nehmen, wenn es ihren Absichten gemäß ist, die Gelegenheit auch daher. Sie gehen über diesen nöthigen Unterschied weg, und geben bald der Sache das Ansehen, als ob jemand, der von einer geheimen Gesellschaft gänzlich unterrichtet, und äusserst thätig war, Sachen, die mit seinen Kenntnissen und mit seiner Thätigkeit genau verbunden sind, wenn er vor dem Publikum sich verantworten soll, ganz übergehen könne; bald aber

wieder,

wieder, als müsse derjenige, der nur irgend etwas davon weiß, alles wissen und sogar verantworten. So gehet auch Hr. Stark hier zu Werke. Er macht es, wie manche Kommentatoren, welche in den Worten ihres Autors alles finden wollen, nur den Sinn nicht, der ganz deutlich darinn liegt. Jene thun es, um ihre gewöhnlich nur eingebildete Weisheit zu zeigen; da aber in Hrn. Starks ganzem dickleibigen Buche über Kryptokatholicismus keine Weisheit zu finden ist, wohl aber die schamloseste Begierde zu Rache und Verunglimpfung, so zeigt er auch diese in seinem Kommentar über das Wort contentissimus, welches Herr Weishaupt von mir zu brauchen für gut fand. Herr Stark bemühet sich, S. 147 seines Nachtrags durch recht kindische Sophistereyen bloß aus diesem einzigen Worte *contentissimus*, und aus gar keinem andern Grunde, es für ausgemacht auszugeben, daß ich von Allem müsse unterrichtet, und mit allem höchst zufrieden gewesen seyn; mit welcher elenden Sophisterey er denn seine S. 142 sinnlose Insinuation: „daß Berlinismus und Illuminatismus ein Ding sey," stützen will. Dieß alles aber ist Sophisterey und Unwahrheit zugleich. Ich habe mich nie für contentissimus erklärt; und hätte ich mich auch dafür erklärt, so folgte noch keineswegs daraus was Hr. Stark daraus folgern will.

Man hat aus der Beantwortung der vorhergehenden Frage gesehen, daß ich den 25. Jenner 1782, als Hr. Weishaupt seinen Brief schrieb,

von

von den Schriften der ersten Grade dieses Systems, wie ich aus den eigenen Briefen des Mittheilers schliessen muß, noch nicht Eine einzige Zeile gesehen haben kann; denn ich gehörte damals noch nicht weiter zum Orden, als durch den Entschluß dazu, und konnte also von dem, was ich noch nicht gesehen hatte, weder contentus noch contentissimus seyn. Auch nachher habe ich, wie schon gesagt, die letzten Grade, welche doch zur Vollständigkeit des Ganzen, so wie es Hr. Weishaupt im Sinne hatte, nothwendig gehören, niemals gesehen.

Wenn auch Hr. Stark hätte annehmen können: Herrn Weishaupts Nachricht von mir wäre völlig richtig; so fällt seine elende Sophisterey dennoch sehr in die Augen. Denn wenn auch ein Mitglied eines Ordens die sämtlichen Ordensschriften ohne Ausnahme gelesen, und bezeugt hätte damit contentissimus zu seyn; folgt denn deshalb daraus, daß ein solches Mitglied, besonders, wenn es an einem von dem Wohnorte des Stifters und des Direktors weitentlegenen Orte wohnt, auch alles wissen müsse, was nun der Direktor und Stifter ferner thut, verbessert, anordnet, und daß er auch mit allen dessen Anordnungen contentissimus seyn, oder sie verantworten müsse? Wenn man sonst nichts von dem Benehmen eines solchen Mitgliedes in einem Orden weiß, so kann nur ein hämischer Konsequenzenmacher so etwas zuversichtlich behaupten. Aber aus dem bloßen Worte contentissimus folgt überhaupt auch nicht einmal auf irgend

gend eine Weise, daß jemand ganz völlig unterrichtet sey. Er kann sehr wohl bloß contentissimus mit dem seyn, was man ihm etwa gesagt oder mitgetheilt hat. Wenn sonst die Nachricht des Hrn. Weishaupts, daß ich den 25ten Jänner 1782 *contentissimus* gewesen, ihre Richtigkeit hätte; so könnte es ja sehr wohl seyn, daß ich nur mit den ersten Graden zufrieden gewesen wäre, (zumal in Vergleichung gegen die ersten Grade mancher andern geheimen Gesellschaften,) und da wirklich einige scharfsinnige Anordnungen darin befindlich sind. Ich könnte ja auch wohl, wenn ich nun geheimnißlustig gewesen wäre, etwa aus Begierde auch das Uebrige zu erfahren, meine völlige Zufriedenheit mit dem wenigen vorläufig bezeiget haben, damit man mir fein bald noch mehr mittheilen möchte. Ist dieß etwa in geheimen Gesellschaften so ungewöhnlich? Wenn ich mich also auch wirklich vor dem 25. Jänner 1782 oder nachher für contentissimus mit dem Illuminatenorden erklärt hätte; so folgte bloß daraus doch gewiß keinesweges, wie Hr. Stark sophistischer Weise daraus folgern will, daß ich alles aus diesem Orden erfahren hätte, und mit allem *contentissimus* gewesen wäre. Hr. Stark, der eine so große Erfahrung von geheimen Gesellschaften hat, sollte der nicht Beyspiele gesehen haben, daß darinn oft diejenigen zuerst contentissimi sind, die am wenigsten wissen? Sollte er selbst niemals auf solche contentissimi zu wirken gewußt haben? Credat Judaeus Apella!

Wenn ich vollends etwas von Herrn Starks schlauer Kunst besäße, Menschen zu erforschen, um sie zu seinen Absichten zu bringen, so könnte ich es ja auch etwa mit Herrn. Weishaupt haben machen wollen, wie er vorgiebt es mit Schröpfern gemacht zu haben. Ich verachte zwar in der That solche Schleichwege, und halte sie für die niederträchtigste Gleißnerey. Aber so denke ich nur. Hr. Stark denkt nicht so, und daß er nicht weiß, wie ich über viele Gegenstände — auch über moralische — denke, zeigen seine ungereimten Anfälle auf mich. Aber eben deswegen hätte er mir ja wohl zutrauen können, ich möchte gehandelt haben, wie er selbst von sich vorgiebt. Sonach hätte ich mich ja nur als contemtissimus anstellen dürfen, um Hrn. Weishaupt auszuforschen, damit man Vertrauen in mich setze, und ich deste eher nach meinem Sinne die Sache nützen könnte. Ganz ungewöhnlich ist dieß in geheimen Gesellschaften auch eben nicht; denn derjenige der Unzufriedenheit zeigt, pflegt nicht viel weiter zu kommen. Herr Stark will ja selbst auf diese Art Schröpfern sehr schlau ausgeforschet haben. In seinem merkwürdigen Briefwechsel mit Schröpfern, über welchen er sich gewiß sehr ungern hat ertappen lassen, biedet er sich Schröpfern zum lehrbegierigen Schüler an, und sagt ihm so viel Schönes, daß Schröpfer (aus ganz andern Ursachen als Weishaupt von mir) an einen seiner Freunde sehr füglich von Hrn. Stark hätte schreiben können:

„Der

„Der berühmte Professor Stark in Königsberg „findet in mir einen Mann, der Eines Ursprungs „mit Ihm ist, und zu Einem Zwecke gehet. Er, „der Doktor der Theologie und Clericus, welcher auch „schon Florenz kennet, und nicht weit davon, das „Heiligthum in Gold dreyfach gekrönet, bie„tet sich mir zum lehrbegierigen Schüler an. Er „hat es mir selbst geschrieben! Er ist *contentissimus* „mit mir!"

Dieß letzte von Hrn. Stark zu schreiben, hätte Schröpfer sehr guten Grund gehabt; nicht aber Hr. Weishaupt von mir; denn ich schrieb nie an ihn.

Warlich! daß eine Chimäre von Berlinismus (die nur im Gehirne Lavaters, Starks, und dergleichen Leute existirt) mit dem Illuminatismus Ein Ding sey, ist nichts als grundlose, hämische Insinuation verächtlicher Konsequenzenmacher; aber daß Klerikat und Schröpferianismus, wo nicht Ein Ding, doch warhaftig sehr cogenial sind, und wie Hr. Stark selbst Schröpfern, seinen Schotten der Erkenntniß und Gewalt versicherte, Eines Ursprungs sind und zu Einem Zwecke gehen, scheint leider! immer deutlicher werden zu wollen, jemehr nach und nach dasjenige bekannt wird, was Herr Stark erst mit so vieler Dreistigkeit leugnete, oder mit so vieler Schlauigkeit vermänteln wollte.

Es wäre an sich nichts Unrechtes gewesen, wenn mich nun der Illuminatenorden auf irgend eine Art interessirt hätte, und ich dadurch wäre bewogen worden,

den, Begierde zu zeigen, weiter darinn zu kommen, oder mehr davon zu erfahren. Was könnte strafbares in der Begierde seyn, mich näher davon zu unterrichten, da ich so gute Gelegenheit dazu hatte? Aber auch sogar diese Begierde war bey mir sehr gering. Ich wartete sehr ruhig seit der ersten Eröffnung über zwey Jahre lang, bis mir freywillig nähere Kenntniß davon gegeben ward. Diese war mir an sich sehr angenehm, weil es angenehm ist, diejenigen Dinge genauer zu kennen, welche in der Zeit, da man lebt, vorgehen, und weil ich wirklich glaube, ein vernünftiger Mann und Menschenbeobachter könne der Kenntnisse der Dinge dieser Art, auch der geheimen und der geheimsten, nie zu viel haben: wenn er sie nur nicht mißbraucht, am wenigsten zum Nachtheile der gesunden Vernunft und Redlichkeit. Er wird sich durch solche Kenntnisse in sehr viele Begebenheiten besser finden, sehr viele Vorfälle im gemeinen Leben richtiger zu beurtheilen wissen, und von manchen Dingen sehr anschauend überzeugt werden, die mancher, der praktische Kenntnisse dieser Art nicht hat erwerben können, entweder für bloße Grillen, oder für unmöglich hält. Ich habe daher auch alle Kenntnisse dieser Art sehr gern angenommen, niemals aber mich dazu gedrängt, sondern bloß Zeit und Gelegenheit abgewartet. Daher habe ich, um im Illuminatenorden weiter zu kommen, oder mehr davon zu erfahren, bey dessen Obern seit dem Frühlinge 1784 auch nicht den geringsten Schritt gethan. Von der Verbesserung, womit verschiedene

proteſtantiſche Gelehrte in der beſten Meinung ſehr ämſig beſchäftigt waren, habe ich viel gehört, auch etwas ſehr weniges von ſolchen Aufſätzen zufälligerweiſe geſehen. Aber alle Unterredung oder Korreſpondenz darüber iſt nur ſehr beyläufig geſchehen. Es iſt, ſo viel ich weiß, von dieſen Schriften der proteſtantiſchen Verbeſſerung nichts gedruckt. Ich weiß auch nicht einmal, in wiefern Hr. Weishaupt mit dazu gezogen worden ſey oder nicht, und bin überhaupt von dem ganzen Erfolge derſelben nicht unterrichtet.

V.

Ob ich im Illuminatenorden auf irgend eine Art thätig geweſen, und auf welche Art?

Nie bin ich auf irgend eine Art darinn thätig geweſen, habe mich bloß leidend verhalten, habe bloß angehört, was man mir ſagte, habe zwar meine Meinung im Laufe von Unterredungen freymüthig geſagt, ſo wie von allen andern Sachen; aber mich niemals weiter um das bekümmert, was man vornehmen wollte. Ich bin nie in einer Illuminatenverſammlung geweſen, und habe noch weniger eine ſolche veranlaßt. Ich habe nie ein Protokoll einer Verſammlung aufgenommen, oder auch nur eins geſehen. Ich habe niemals monatliche Berichte abgeſchickt, noch weniger dergleichen von Andern empfangen. Ich habe nie dieſen Orden empfohlen, oder jemand zugeredet, daß

er

er ſich demſelben ſolle einverleiben laſſen; vielmehr haben meine Unterhaltungen darüber vielleicht manche meiner ehemals dafür etwas allzuenthuſiaſtiſchen Freunde zu etwas kälterer Ueberlegung gebracht. Die Verbindung, in welcher ich mit dem Illuminatenorden war, beſtand bloß darinn: daß mir gegen den Revers der Verſchwiegenheit in den Jahren 1782 und 1784 die obengedachten Schriften zu leſen gegeben worden ſind. Dieß iſt ja wohl die weitläuftigſte Verbindung, worinn man mit einem Orden oder mit einer Geſellſchaft ſtehen kann. Ich wüßte nicht, mit welchem Orden in der Welt ich auf dieſe Bedingung mich nicht verbinden wollte, nur um deſſen Schriften zu leſen.

Da ſo viel vom Illuminatenorden geſchwatzt zu werden anfing, ſo wurden drey oder vier meiner Freunde neugierig, etwas zuverläſſiges davon zu wiſſen. Auf erlangte Erlaubniß desjenigen Freundes, welcher mich, wie oben gedacht, im Jahre 1784 die obern Grade leſen ließ, habe ich in eben dem Jahre oder im folgenden die drey oder vier untern, oder ſogenannten Minervalgrade, welche mir damals wieder zugeſchickt waren, dieſe drey oder vier Freunde leſen laſſen, um ihre Meynung darüber zu vernehmen. Sie kamen alle darinn überein. Daß ſie eben ſo wenig wie ich in der Lage wären, oder Trieb hätten, dieſen Orden zu befördern oder thätig darinn zu ſeyn. Sie waren auch wirklich eben ſo unthätig, als ich in dieſem Orden. Es blieb ihnen, ſo wie mir, nichts

als der Wunsch übrig, daß durch denselben, ohne uns, in Gottes Namen, so viel Gutes als möglich möge gestiftet werden.

Bey der oben gedachten Veränderung, die von Protestanten geschah, habe ich nicht den geringsten Antheil genommen; ungeachtet ich ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, und die Absicht an sich sehr gutgemeint und wohlthätig ist.

Von einer Absicht, eine neue Volksreligion einzuführen, den Deismus oder Naturalismus auszubreiten, etwas wider die christliche Religion zu unternehmen, oder Veränderungen in den Staaten zu veranlassen: davon habe ich von den beiden Personen, von welchen mir alles, was ich von Schriften des Illuminatenordens kenne, mitgetheilt wurde, nie ein Wort gehöret. Wenn irgend jemand (wie es doch nicht geschehen ist) gegen mich eine Absicht dieser Art sich hätte merken lassen; so würde ich, ausser verschiedenen wichtigen Ursachen, die ich schon hatte, im Illuminatenorden keineswegs thätig zu seyn, noch eine mehr gehabt haben.

Es könnte wohl möglich seyn, daß jemand im Ernste die Idee gehabt hätte, wenn eine enge und konsequente Verbindung des Illuminatenordens (welche, so viel ich wenigstens aus den besten Quellen davon vernommen habe, noch bis jetzt niemals statt gefunden hat, und wie es mir bis jetzt noch scheint, der Natur der Sache nach, auch nicht leicht statt haben konnte) oder eine andre ähnliche Verbindung jemals zu Stande käme; so würde

dadurch

dadurch eine wichtige und für das menſchliche Geſchlecht wohlthätige Veränderung bewirkt werden. Wenn jemand eine ſolche Idee hat, ſo gründet ſie ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, hauptſächlich auf die ziemlich ausgebreitete Meinung: Es hange nur von Männern von Genie und von Gelehrſamkeit ab, unbeſchreiblich große Revolutionen zum Beſten der Kultur und des Wohlſtandes des menſchlichen Geſchlechts zu veranlaſſen, ſobald ſie ſich verbinden und gemeinſchaftlich zu einem gewiſſen Zwecke handeln wollten. Mit aller Achtung für die Einſichten vieler verdienter Männer, welche, wie ich wohl weiß, dieſe Meinung für unſtreitig halten, kann ich doch derſelben nicht völlig beypflichten. Ich bin nun ſeit dreißig Jahren in einer Lage geweſen, die deutſche Litteratur in einem viel weitern Umfange zu überſehen, als vielleicht ein anderer jetztlebender Gelehrter, aus mannichfaltigen Geſchäften habe ich Welt und Menſchen in dieſer Zeit auf ſehr verſchiedenen Seiten kennen lernen, und ein ausgebreiteter Buchhandel hat mir, während den verſchiedenen Revolutionen unſerer Litteratur, die ich erlebt habe, Gelegenheit gegeben, aufmerkſam zu beobachten, wie viel und welche Bücher in verſchiedenen Provinzen geleſen werden; denn ungeleſene Schriftſteller werden wohl nicht viel wirken. Dieſe Beobachtungen, dreißig Jahre fortgeſetzt, ſind eben nicht tröſtlich für die hohe Meinung von dem allgemeinen Einfluſſe der guten Litteratur auf den Staat und auf das gemeine Leben. So ſehr ich gewiß Genie und Gelehrſamkeit ſchätze und verehre, ſo ſehr ich von

dem direkten und indirekten Nutzen ihres Fortgangs für den Staat überzeugt bin; so sehr bin ich doch auch überzeugt, daß bis jetzt dadurch keine merkliche und schnelle Veränderungen im Staate können hervorgebracht werden. Ich traute mir sogar wichtige Gründe anzugeben, warum unsere deutsche Litteratur auf unsere Staatsverfassung und auf unser gemeines Leben noch lange nicht den wichtigen Einfluß haben kann, den die Litteratur z. B. in England und Frankreich hat. Zum Theil liegt die Schuld freylich an einem großen Theile unsers Publikums, welches leider! dieses Einflusses noch allzuunfähig ist. Aber es liegen warlich auch Ursachen auf der andern Seite. Ein großer und sehr vortreflicher Theil unserer Litteratur, ist mit unserer Verfassung und gemeinem Leben noch sehr disparat. Wir können uns vortreflicher Theile unserer Litteratur rühmen, in denen sich die größten Verstandeskräfte, Belesenheit, Einbildungskraft und Witz entwickeln, die aber auf das eigentliche gemeine Wesen wenigen Einfluß haben, und verschiedene gemeinscheinende aber gemeinnützige Theile fehlen uns noch ganz, wenigstens in der Art, wie sie die 30 Millionen Menschen verschiedener Art, welche deutsch reden, brauchen. Uebrigens weiß ich auch sehr wohl, wie schwer es ist, daß sich Männer von Genie und Gelehrsamkeit dauerhaft verbinden. Ich habe schon viel Ewigkeiten von gelehrten Freundschaften endigen sehen!

Ueberhaupt, was Veränderungen im Staate betrift, kann wohl niemand weniger aufgelegt seyn, sich

in Verbindungen dazu einzulaſſen, als ich. – Ich habe zwar nie an irgend einem Theile einer Staatsverwaltung Theil gehabt; aber ich bin viele Jahre lang ein genug aufmerkſamer Beobachter geweſen, um zu wiſſen was dazu gehört, etwas darinn zu verändern. Wenn ich mir einen Staat, als einen von raſchen Pferden gezogenen Wagen vorſtelle, ſo ſcheint es mir Thorheit oder Tollkühnheit, einen ſolchen Wagen bey den Rädern aufhalten zu wollen; gleichwohl, befürchte ich, ſind die Entwürfe gelehrter Männer zu beſſerer Einrichtung des Staats, mehrentheils einem ſolchen Unternehmen zu vergleichen. Dieſen werde ich nie nachahmen; und den Pferden in den Zügel zu fallen, um ihren Lauf aufzuhalten oder ſie auf einen andern Weg zu lenken, dazu habe ich weder Kühnheit, noch körperliche Stärke, noch Geſchicklichkeit genug. Alſo wird jeder Staat für mich wohl gute Ruhe haben, und wenn ich auch ein zehnfacher Illuminat geweſen wäre; und ich glaube, auch durch zehnfache Verbindungen von ſolcher Art wie der Illuminatenorden, werden ſchwerlich Veränderungen im Staate können gewirkt werden, wenigſtens werden ſie nicht ſehr merklich ſeyn. Ich dächte, jeder, der Welt und Weltgeſchäfte kennt, muß dieß finden, wenn er die bisher gedruckten Originalſchriften und Korreſpondenzen des Illuminatenorden lieſet. Sie ſind in ſo fern die beſte Vertheidigung des Ordens. Mit vielem guten Willen, mit einigen ſcharfſinnigen Ideen, mit viel Phantaſie, mit einigen excentriſchen Entwürfen, und mit inkonſequenten Mitteln, kehrt man die Welt nicht

um. Die Originalkorrespondenzen der P. P. Soc. Iesu, oder eines Ordens den sie dirigirten, würden ein ganz anderes Ansehen haben.

Eben so weit bin ich von der Idee entfernt, den Deismus einzuführen, wie dieses Männer die mich näher kennen, sehr wohl wissen. Weiter unten, bey Gelegenheit einer nöthigen Digression über Hrn. Johann Kaspar Lavater, in dessen Gehirn so viele Phantasieen, und so auch die Phantasie von großen Planen die christliche Religion auszurotten, den Namen Jesus in kurzem nicht mehr religiös zu nennen, und den Deismus allein einzuführen, gar mächtiglich spukt und rumort, werde ich Veranlassung haben anzuführen, wie ich über diese Gegenstände schon vor mehr als dreyzehn Jahren gedacht, und mich sogar sehr ausführlich gegen einen von Lavaters besten Freunden erklärt habe. Seitdem habe ich keine Ursache gefunden, meine Meinung hierüber im geringsten zu ändern.

VI.

Warum ich im Illuminatenorden so ganz unthätig geblieben sey?

Der Ursachen waren hauptsächlich vier:

1) Weil meine sehr mannichfaltigen Geschäfte ohnedieß alle meine Zeit wegnehmen; so daß ich schon deswegen keine Lust haben kann, mir neue und weitläuftige Arbeiten aufzuladen.

2) Weil

2) Weil ich es mir aus vielen Urſachen zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht habe, in keiner geheimen Geſellſchaft, von welcher ich etwa ein Mitglied ſeyn möchte, auf irgend eine Art ein wirkendes Mitglied zu ſeyn; ſondern mich immer nur begnügt habe, die Kenntniſſe, welche ſich mir darboten, mit meinen übrigen Kenntniſſen zu vereinigen, ſie damit zu vergleichen, zu meiner eigenen Verbeſſerung ſo viel Nutzen daraus zu ziehen als ich kann; zu ſchweigen, oder höchſtens nur mit einigen vertrauten und bewährten Freunden, (doch nur in ſo fern ſie dasjenige, was mir anvertraut iſt, ſchon wiſſen) wenn es nöthig war, etwa darüber zu reden; übrigens in ſolchen Geſellſchaften kein Anſehen zu verlangen, kein Aufſehen darinn zu machen, nichts darinn eigenmächtig verbeſſern zu wollen, noch weniger eine ſolchen Geſellſchaft zu ſtören oder Parteien darinn zu machen. Dieſen Grundſätzen, welche einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann, der geheime Geſellſchaften näher will kennen lernen, ohne ſich und andere zu kompromittiren, am ſicherſten leiten werden, bin ich bei allen möglichen Vorfällen treu geblieben: weshalb ich mich auf jedes Mitglied, und auf jede Obern irgend einer Geſellſchaft, die mich ihres Beytritts kann würdig geachtet haben, ſehr ruhig berufe. Dieß iſt auch die Urſache warum ich in meinen Schriften die delikate Materie von geheimen Geſellſchaften ſo viel möglich zu vermeiden ſuche, und, ich mag nun viel oder wenig davon wiſſen, mich über keine, und am wenigſten über eine von

der ich Mitglied bin, öffentlich erklären kann und will. Ich berufe mich deswegen nochmals auf die schon oben citirte Stellen meines Versuchs über den Tempelherrnorden S. 162, 164 und 201, und auf S. 70. des Anhangs zum VII. Bande meiner Reisebeschreibung. Ich kann mit gutem Gewissen hierüber schweigen, da ich in keiner einzigen geheimen Gesellschaft thätig gewesen bin, und da ich mich zwar wohl, in der Lage in welcher ich in der litterarischen Welt bin, verpflichtet halten kann, von meinen Handlungen, wenn es nöthig ist, dem Publikum deutliche und genaue Rechenschaft zu geben, aber nicht jederzeit von allen meinen Meinungen und Kenntnissen. Es ist überhaupt nicht meine Art, alles was ich weiß in meine Bücher zu schreiben, wie es wohl die Art mancher Leute ist, die gleich jedes Ding, wovon ihnen etwas zu Ohren gekommen ist, geltend machen wollen, und daher von allem wovon sie nur ein bischen wissen, in ihren Büchern schwatzen, oft auch noch mehr von dem wovon sie gar nichts wissen. Wenn ich von Mißbräuchen in geheimen Gesellschaften überhaupt geredet habe, so ist es nur sehr beyläufig, und wo es nöthig war, geschehen; niemals aus Vorwitz, und niemals so, daß weder irgend eine mir bekannte Gesellschaft, oder irgend ein Individuum von mir wäre kompromittirt oder beleidiget worden. Daß ich dieß auch bey sehr delikaten Gelegenheiten beobachtet habe und niemals indiskret gewesen bin, selbst wenn ich Leute die sich sehr unwürdig gegen mich aufführten, öffentlich dadurch hätte beschämen können,

wenn

wenn ich nur hätte ſagen wollen, was ich wußte, und alſo ſagen konnte; darüber berufe ich mich eben ſo ruhig auf manchen rechtſchaffenen Mann, welcher weiß wovon ich rede, wo ich etwa hin und wieder ſtehe, und worüber ich mich hätte ausbreiten können, wenn es irgend meine Art wäre indiſkret und vorlaut zu ſeyn. Leute die nicht wiſſen wie dieſe Sachen beſchaffen ſind, können darüber nicht urtheilen. Ich darf es aber hier öffentlich wohl ſagen, daß dieß mein Betragen mir bey Männern, die ſonſt von mir ſehr verſchieden denken, und auch wohl, weil ſie mich nicht genug kannten, vielleicht eine Zeitlang ein anderes Betragen von mir vermuthet haben mögen, Nachſicht und Hochachtung erwarb. Dieſer Hochachtung, dieſes Zeugniſſes der Billigkeit und Diſkretion, denke ich bei aller möglichen Verſchiedenheit der Meinungen nie unwerth zu werden. Ich habe gezeigt, daß ich, ohne Menſchenfurcht, freymüthig zu reden weiß, wann Freymüthigkeit Nutzen ſtiftet. Ich weiß aber auch, wie ſehr Freymüthigkeit von Schwatzhaftigkeit unterſchieden iſt. Ich weiß auch ſehr wohl, daß man ſich in manchen Fällen ſo gut durch Verſchwiegenheit als durch Freymüthigkeit Feinde zuziehen kann. Ich habe beides erfahren. Ich bin aber zufrieden, wenn mir mein Gewiſſen das Zeugniß giebt, daß ich ſo viel in beiden Fällen gethan habe, als ich glaubte thun zu müſſen; und mehr nicht.

z) Weil ich, wie ich ſchon geſagt, dafür hielt, das Illuminatenſyſtem in ſeiner ganzen Anlage ſey

mehr

mehr ein angenehmer Traum, als ein ausführbarer Plan. Dabey kannte ich die Macht der Jesuiten viel zu gut, um nicht gleich einzusehen, daß durch einen solchen Plan die Macht derselben nie könnte gestürzt werden, sondern daß sie vielmehr hundert Mittel in Händen hätten, denselben zu stürzen, unwirksam zu machen, ja sogar zu ihrem eigenen Nutzen zu drehen. Zudem halte ich es zwar für meine Pflicht, vor den Jesuiten, und vor ihren schädlichen Schlichen zu warnen, wo ich es für nöthig finde. Aber mich in eine Verbindung einzulassen, um irgend etwas, am wenigsten diesen so mächtigen Orden zu stürzen, war selbst, wenn ich auch für möglich gehalten hätte, daß sie einigen Erfolg haben könnte, weder meiner Lage noch meinen Gesinnungen gemäß. Ich würde mich überhaupt nie in eine Verbindung einlassen, um mit Andern irgend eine wichtige Sache in geheim thätig auszuführen. Denn ich überlasse zwar einem jeden, so zu denken und zu handeln, wie er es seinem Gewissen und seinen Grundsätzen nach, für seine Pflicht hält; aber ich selbst will nur für meine eigenen Meinungen und für meine eigenen Handlungen meinem eigenen Gewissen, und dem vernünftigen Publikum verantwortlich seyn.

4) Ich will noch offenherziger seyn, als ich nöthig hätte. Eine besondere Ursache, welche mich allein bewogen haben könnte im Illuminatenorden keinen einzigen wirksamen Schritt zu thun, wenn auch die vorigen drey Ursachen nicht an sich schon hin-

hinlänglich geweſen wären, war folgende: Ich wußte wohl, daß in einer andern Verbindung, zu der ich gehöre, ob ich gleich dabey eben ſo wenig wie beym Illuminatenorden je thätig, und ſo wenig als bey demſelben, vielleicht nur durch meine eigene Schuld, und wegen Mangel der Fähigkeit, *contentiſſimus* bin, gegen den Illuminatenorden war gewarnet worden; und ich wußte zum Theil auch die Urſachen. Kein vernünftiger Menſch kann es mir verdenken, daß ich ſo vorſichtig ſeyn wollte, ſelbſt den Schein zu vermeiden, als wolle ich einer Verbindung entgegen arbeiten, in die ich ſehr freundſchaftlicherweiſe von Männern war geführet worden, die ich hochſchätze, ungeachtet unſere Denkungsart über manche Gegenſtände ſehr verſchieden iſt, und die mir, ob ſie gleich dieſes wiſſen, dennoch ihre Freundſchaft nicht entzogen haben. Eine völlige Ruhe und Unbefangenheit in Anſehung beider Parteyen war der einzige Weg, auf welchem ich, ohne irgend jemand zu ſtören, bey meiner Ueberzeugung bleiben, und ſehr wohl jedem auch die ſeinige laſſen konnte.

VII.

Woher denn wohl Herr Hofrath Weishaupt die Nachricht erhalten habe, daß ich *contentiſſimus* mit dem Illuminatenorden ſey?

Das weiß ich wahrhaftig nicht, und kann bis jetzt nicht gewiß beſtimmen, wie er auf dieſe Idee hat

hat kommen können. Die beiden Männer, von welchen ich, wie oben gedacht, in zwey verſchiedenen Jahren die Schriften erhielt, haben mich auf meine Anfrage verſichert, daß ſie dieß von mir nicht an ihn geſchrieben hätten. Sie konnten dieß auch vor dem 25ſten Jänner 1782. unmöglich ſchreiben, da ich damals eigentlich noch gar nicht, ſelbſt nicht von den erſten Graden des Illuminatenordens unterrichtet war; ſie konnten es aber auch überhaupt niemals ſchreiben, weil ſie ſehr wohl wußten, daß ich, ſobald ich die Schriften zu ſehen bekam, verſchiedene wichtige und ſehr freymüthige Einwendungen gemacht hatte, und alſo gewiß nicht gänzlich zufrieden war. Selbſt wenn ich wirklich Schriften von den drey oder vier erſten Illuminatengraden, vor dem 25ſten Jänner 1782, da Hr. Weishaupt ſeinen Brief ſchrieb, erhalten hätte; ſo könnte ich ſie damals ſchwerlich recht aufmerkſam geleſen haben. Denn ich kam den 16ten November 1781 von meiner Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz zurück. Der Reſt des Novembers ging mit den vielen Geſchäften verloren, die nach jeder Meſſe, beſonders wegen der allgemeinen deutſchen Bibliothek, mir obliegen. Der December ging weg mit Auseinanderſuchen und Ordnen der ſehr vielen Papiere und Bücher, welche ich von meiner Reiſe mitgebracht hatte, und mit einer ſtarken Korreſpondenz an viele Perſonen, welche mir Nachrichten verſprochen hatten. Vom 21ſten December an bis zum 26ſten Jänner ſchrieb ich den erſten Theil meines Verſuchs

ſuchs über den Tempelherrenorden, welche in dieſer kurzen Zeit vollendete mühſame Arbeit mich, wie man leicht denken kann, genugſam beſchäftigte, zumal da ich meine laufende Handlungsgeſchäfte und Korreſpondenz dabey beſorgen mußte. Man ſieht hieraus, daß ich nicht Zeit gehabt haben würde, die Illuminatenſchriften der erſten Grade, wenn ich ſie auch wirklich gehabt hätte, zu leſen, zu erwägen, und ſchon ſo früh meine Meinung über dieſe Grade an den dritten Mann zu ſchreiben, daß ſie ſchon vor dem 25ſten Jänner bis zu Hrn. Weishaupt hätte gelangen können. Ich war auch, ſelbſt im Anfange, nicht einmal ſo ſehr begierig nach den Illuminatenſchriften. Ich fand bey meiner Zurückkunft im November einen Brief von dem Mittheiler, worinn er mir meldete, er ſey verreiſet, aber vom 24ſten December an könne ich mich wegen dieſer Schriften an ihn wenden. Aber ich ſchrieb ihm, ſo viel ich aus dem vorhandenen Briefen abnehmen kann, nicht eher darüber als bis ich im Anfange des Märzmonats wegen anderer Urſachen ohnedieß ſchreiben mußte.

Wie kam denn aber Hr. Hofrath Weishaupt dazu, (ſelbſt auch nur in einem Privatbriefe) von mir ſo poſitiv zu behaupten, ich ſey *contentiſſimus* von einer Sache, wovon ich damals ſoviel als nichts wußte? Ein Mißverſtändniß war auf alle Wege dabey. Er ſelbſt mag unterſuchen, wie es damit zugegangen iſt. Ich ſtelle mir die Sache

ſo vor: Man glaubet gern was man wünſcht, ſonderlich in einer Sache die einem am Herzen liegt. Herr Weishaupt hatte vermuthlich erfahren, daß ich entſchloſſen wäre, in ſofern ſeinem Orden beyzutreten, daß ich mich zur Verſchwiegenheit verpflichtete, wenn man mir die erſten Grade, oder ſo viel man wollte, zuſchicken wolle. Er glaubte vermuthlich, ich würde gewiß *contentiſſimus* damit ſeyn, ſobald ich ſie würde geleſen haben, weil er es, von der Güte ſeiner Anſtalt überzeugt, wünſchte. Dieſen Glauben theilte er, in der That etwas voreilig, einem Freunde ſo gleich in einem Briefe als Wahrheit mit. Man ſiehet ja ſehr deutlich aus dieſem und andern Briefen, daß damals der gute Hr. Hofrath Weishaupt die blühendſten Hofnungen von ſeinem neuerfundenen Orden hegte, die ſich nachher freylich realiſirt haben, wie ſich gewöhnlich lebhafte Bilder der Einbildungskraft ins gemeine Leben übertragen, realiſiren. Um dieſe Hofnungen zu erfüllen, wollte er wie man deutlich im Briefe ſiehet, mehreren Eifer für dieſen anfangenden Orden, und beſonders auch bey dem an den er den Brief ſchrieb, zu erregen ſuchen. Vielleicht glaubte er, ich weiß nicht weswegen, mein Beiſpiel möchte dieſem Freunde mehr Muth geben, und prädicirte daher von mir ein contentiſſimus, wozu ich warlich an meiner Seite ihm nicht die geringſte Veranlaſſung gegeben hatte. Gewiß aber dachte Hr. Weishaupt nicht, daß dieſer Privatbrief je gedruckt, und dazu noch ein Gegenſtand für die Unartigkeit

keit eines Mannes wie Hr. Stark, werden würde! Hat aber wirklich ein Dritter Herrn Weishaupt die Nachricht überschrieben oder mündlich gesagt; so ist es gewiß auch auf eben diese Art zugegangen, daß Jemand, von der Güte der Sache überzeugt, und für den Fortgang derselben ein wenig warm, meine gänzliche Zufriedenheit schon aus der Nachricht, daß ich beytreten und den verlangten Revers geben wolle, vorausgesetzt hat.

Wenn man bemerkt, mit welcher Dreistigkeit Hr. Stark in seinem Nachtrage, auf den bloßen Privatbrief des Hrn. Weishaupt: ich sey *contentissimus* mit dem Illuminatenorden, alles auf mich ziehet und mir alles aufbürdet, was Herr Weishaupt je gethan, was er je in Privatschriften geschrieben hat, oder wessen er nur jemals ist beschuldigt worden; und wenn man nun siehet, daß ich zu der Zeit, da Hr. Weishaupt seinen nachher gedruckten Brief schrieb, noch gar nichts von den Illuminatenschriften mitgetheilt bekommen hatte: was soll man von dem Manne denken, der so ganz ohne allen Grund sich die giftigsten Verunglimpfungen wider mich erlaubt? Wenigstens möchte der Leser, der des Hrn. Starks gewöhnlich unwürdiges Verfahren noch nicht kennet, aus dessen Dreistigkeit im Konsequenzenmachen schliessen, derselbe könne etwa andere Gründe dazu haben. Er wisse z. B. etwa aus geheimen Nachrichten, daß ich in genauer Verbindung mit Hrn. Weishaupt gewesen wäre, und noch sey. Denn es ist doch wohl äusserst unvernünftig und hämisch, aus dem einzigen Worte *contentissimus*, welches Hr. Weis-

haupt von mir in einem Privatbriefe zu brauchen für gut gefunden hat, ehe ich mich noch selbst darüber erklärt habe, ehe noch durch die geringste Thatsache, ja nur durch den geringsten wahrscheinlichen Argwohn, diese Nachricht ist bestätiget worden; schon augenblicklich und mit der größten Dreistigkeit eine solche Menge gehässiger Konsequenzen zu ziehen. Die Wahrheit aber ist, das ich mit Hrn. Hofrath Weishaupt nie in der allergeringsten Verbindung gewesen bin. Ich habe niemals, weder direkte noch indirekte, mit ihm korrespondirt, am wenigsten über diese Gesellschaft. Ich habe ihn niemals persönlich gesehen, und folglich auch niemals ein Wort mit ihm gesprochen. Ich weiß von seinem moralischen Charakter, von seinen häuslichen Umständen, selbst von der Veranlassung zu der Entstehung seines Illuminatenordens, mehr nicht, als was ich aus öffentlichen Schriften, und aus den Gesprächen einiger Freunde zufällig erfahren habe; und wenn ich, wie ich mit Vergnügen bekenne, eine vorzüglich günstige Meinung von seinem persönlichen Charakter hege: so habe ich sie blos aus dem Urtheile mehrerer rechtschaffener Männer, die ihn genauer kennen. Eben weil ich nicht in der geringsten persönlichen Verbindung mit ihm bin, so habe ich mich auch nicht einmal bey ihm erkundigen können und wollen, wie er zu der Idee gekommen seyn mag, daß ich im Jänner 1782. *contentissimus* mit den mir erst im April 1782 mitgetheilten Illuminatenpapieren der ersten Grade gewesen seyn könnte. Was nun von des Hrn. Oberhofpredigers

Starks

Starks hämiſchen Hohnneckereyen, von ſeinem elenden Konſequenzenmachen wider mich, aus Privatbriefen und Privatſchriften Weishaupts, die ich damals und überhaupt nie, bis ſie gedruckt wurden, geſehen habe, und von ſeinen groben Unwahrheiten *), zu halten ſey, und in welche Klaſſe ein Mann gehöre, der ſich dergleichen erlaubt: das mag jeder Vernünftige ſelbſt beurtheilen, und mag bedauren, daß ein Gelehrter und ein Geiſtlicher ſich ein ſolches verachtungswürdiges Betragen zu Schulden kommen läßt.

VIII.

Ob ich denn wirklich (Hr. Weishaupt möchte nun geſchrieben haben, was er wollte) im Illuminatenorden *contentus*, oder *contentiſſimus* geweſen ſey?

Geſetzt, ich wäre dieß geweſen, ſo würde doch bloß daraus noch gar nichts wider mich folgen, da ich meine ſubjektive Ueberzeugung, ſie ſey geweſen welche ſie wolle, ganz für mich behalten habe, da ich von der mir mitgetheilten Kenntniß der Grade und der

*) Der Unwahrheiten und falſchen Vorſtellungen ſind die Menge, welche ſämtlich zu rügen ein weitläuftiges Buch erfordern würde. Ich will nur eine anführen. S. 153 ſagt er zweymahl, als wüßte er es völlig zuverläſſig: „Nicolai ſey auf ſeiner Reiſe in die Geheimniſſe des Illuminatenordens eingeweihet worden.“ Und nun ſehe man, welche ſo ungegründete als gehäſſige Konſequenzen der Mann, aus dieſer als unſtreitige Wahrheit vorausgeſetzten Unwahrheit ziehen will!

Schriften keinen Gebrauch zur Fortpflanzung und Empfehlung des Ordens machte, und da ich überhaupt im Illuminatenorden auf keine Weise etwas gewirkt habe. Aber aus dem was ich oben bey den vorigen Fragen schon sagte, hat man bereits genug ersehen, daß ich keinesweges *contentissimus* war. Ich will mich aber hier noch ferner ganz deutlich und genau über meine etwanige Zufriedenheit oder Unzufriedenheit erklären.

Wenn man von jemand, der von einem Institute eine vortheilhafte Meinung hegt, freywillige Nachricht davon, und zugleich eine Einladung bekömmt, demselben beyzutreten, und man findet nach reifer Ueberlegung, daß man nicht in der Lage ist, sich damit befassen zu können, doch aber nicht unabgeneigt ist, nähere Nachricht von dessen Beschaffenheit zu erhalten; so ist es natürlich, daß man anfänglich in einer schriftlichen Antwort eher gelinde darüber urtheilen wird. Denn da man fühlt, daß man der Erwartung welche der Andere mag gehabt haben, nicht ganz entsprechen kann, und da man ihm für die freundschaftliche freywillige Mittheilung doch billigerweise Dank schuldig ist; so wird es wohl geschehen können, daß man die Zurückhaltung durch Tadel nicht noch empfindlicher machen will; und wenn man sich in eine Sache nicht völlig einzulassen gedenkt, so wird man sich allenfalls durch Widersprüche nicht noch mehr in Erörterungen darüber verwickeln mögen. Das ist ganz natürlich.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich demjenigen, der mir im Anfange des Aprils des J. 1782

die erſten drey oder vier Grade des Illuminatenordens zum Durchleſen mittheilte, in höflichen Ausdrücken für die in der That freundſchaftliche Mittheilung derſelben dankte. Die Höflichkeit und der Anſtand würden es ſchon nicht erlaubt haben, beym Danke für eine freywillige Mittheilung, das ganze Syſtem, wovon mein Korreſpondent damals ſo ſehr eingenommen war, tief herunter zu ſetzen. Aber es war auch in den mir mitgetheilten Papieren ſo manches Gute, (zumal für die Lokalität von Baiern und jedes katholiſchen Landes, wenn es auch gleich für Proteſtanten wohl unbrauchbar ſeyn möchte,) es waren auch hin und wieder ſcharfſinnige und wohl überlegte einzelne Ideen. Die gänzliche Unausführbarkeit des Plans, welche mir nachher ſo unwiderſprechlich einleuchtete, konnte ich damals nicht gegen einen Mann rügen, von dem ich glauben mußte, daß er dieſen Orden ganz überſähe, da ich hingegen nur erſt den kleinſten Theil davon geſehen hatte, und nicht recht wußte, woher er kam, und wohin er ging. Die gute Abſicht war im Ganzen nicht zu verkennen, und in dem, was ich geleſen hatte, waren Spuren von einem ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Kopfe. Beſondere oder geheimere Abſichten, wofern ſie da waren, waren mir nicht anvertrauet. Es könnte alſo wohl ſeyn, daß ich in allgemeinen Ausdrücken über die mir mitgetheilten Schriften in meiner ſchriftlichen Antwort an den Mittheiler nicht ganz unvortheilhaft geurtheilt hätte. Ich weiß natürlicherweiſe nicht genau mehr jedes Wort was ich damals mag geſchrieben haben. Indeſſen aber erinnere ich mich ſehr wohl, und erſehe auch

aus des Mittheilers Antworten, daß ich ihm gleich anfänglich nicht nur verschiedene Zweifel machte, sondern ihm auch über Einiges mein Mißfallen und meine Bedenklichkeiten, obgleich freundschaftlich, doch ganz positiv bezeugte, wovon er mir in einem Briefe vom 3. Julius 1782 IX Punkte zu beantworten suchte. Besonders gab ich ihm, wie aus diesem Briefe auch erhellet, unter anderm zu verstehen: „Daß mir der verlangte Gehorsam nicht gefiele, daß „ich es gar nicht für thunlich hielte, die Mittel, welche „sich die Jesuiten zur Bosheit bedienen, zu Erlangung „des Guten anzuwenden, und daß auch, wenn sich in „die obern Grade unwürdige Menschen (besonders selbst Jesuiten) einschleichen möchten, bey den „besten Absichten der Stifter, sehr üble Folgen daraus entstehen könnten.“ Insonderheit erinnere ich mich sehr wohl, ausdrücklich bemerkt zu haben: „Es „streite mit meinem moralischen Gefühle, daß uns „gefähr im dritten Grade vorgeschrieben ist, man „solle den jungen Minervalen, oder Neuaufgenommenen, eine hohe Opinion und große Erwartungen vom Orden beybringen, da man doch „in diesem Grade selbst noch nichts gesehen haben „könne, was eine solche hohe Opinion rechtfertige.“ Auf welche Zweifel auch im gedachten Briefe vom 3. Jul. 1782 mit ganz vernünftigen Gründen, die aber, ich gestehe es gern, nach meiner Ueberzeugung nicht hinlänglich sind, geantwortet wird. Ich denke, kein vernünftiger Mann wird, was ich hier so freywillig und offenherzig sage, in Zweifel ziehen. Wenn es aber jemals nöthig seyn sollte; so kann ich

auch

auch jedem, der ein Recht hat darnach zu fragen, dieſe und die obenangeführten Briefe, und was ſonſt dazu gehört, in originali vorlegen.

Dieß dient ſchon zur Antwort auf die läppiſchen Sophismen, mit welchen mich Herr Stark einer Inkonſequenz bezüchtigen will, weil ich mich ſonſt öffentlich wider die großen und unbeſtimmten Erwartungen in geheimen Geſellſchaften erklärt habe, und nun als Illuminat ſey ertapt worden. Dieſe vermeinte Inkonſequenz liegt bloß in Hrn. Starks ſchiefer Vorſtellung. Ich hatte, ſehr genau beſtimmt, von „unbeſtimmten Erwartungen zu beſondern geheimen Aufſchlüſſen" geredet, „wodurch der Weg „zur bedächtigen und reifen Unterſuchung der „Wahrheit verſchloſſen wird." *) Nun ſollte aber, wie jeder ſehen wird der die Schriften lieſet, durch die bey den ſogenannten Mineralen zu erregenden Erwartungen, der Weg zur reifen Unterſuchung der Wahrheit gar nicht verſchloſſen werden; ſo daß ich meiner obigen Erklärung deshalb noch nicht widerſprochen hätte, wenn ich auch dieſe Erwartungen hätte billigen können und wollen. Es waren dieß nicht etwa Erwartungen zu ſolchen Geheimniſſen, wie ſie Roſa unter dem Mantel anbet, oder wie ſie Stark, der Frater Reverendiſſimus et Illuſtriſſimus Ordinis Templariorum electus Clericus Regularis et *Arcanam Ordinis Diſciplinam*

*) Hr. Stark führt dieſes S. 155 ſelbſt an, aber nur, um eine ſchiefe und falſche Deutung zu machen.

ADEPTUS *) mit groſſer angenommener Wichtigkeit zu beſitzen vorgab. Ich billige, wie ich eben ganz offenherzig geſagt habe, keine Erwartungen unbeſtimmter Art, aber ich wolte doch allenfalls eher die Erwartungen entſchuldigen, die im Illuminatenorden bey den Minervalen erregt wurden, als eine einzige Erwartung aus der Disciplina arcana clerica! Der Fall war warhaftig bey den Illuminaten ganz anders als beym Klerikate des Fr. Archi-

*) Die Clerici nahmen ſelbſt (S. Acta St. Nicoiſe II Bd S. 85) dieſe lächerlich-pompeuſe Titel an, in einer Akte voll ſonderbarer kurioſer Prätenſionen, die Hr. Stark (als Cancellarius Cap. Cleon. Regg.) vermuthlich ſelbſt verfaſſet hat, und alſo deren Urſprung am beſten weiß; aber vermuthlich, ſo wenig als die Arcanam ordinis disciplinam, offenherzig und deutlich, (wie ich meine geringſten Verbindungen mit dem Illuminatenorden,) ſe auseinanderſetzen möchte. Lächerlich ſind dieſe Titel die Hr. Stark annahm, und abgeſchmackt die von ihm vorgeſpiegelten Geheimniſſe St. Bernhards, die arcana ordinis disciplina. Aber waren ſie wirklich nichts mehr als lächerlich und abgeſchmackt? Hr. Stark zeige es, wenn er kann. Ein eſſener gerader Mann kann ſich kaum der Indignation enthalten, wenn ein Mann wie Stark, der ſeit 20 Jahren ſeine ganze eingebildete geheime Wurde, (wegen welcher er mit ſo groſſer Gravität auſſerordentliche Ehrerbietung forderte und annahm,) auf lauter vorgeſpiegelte unbeſtimmte Erwartungen gründete, wovon er nie eine einzige erfüllt hat; ſich die Mine geben will, wider Erwartungen zu reden!

Quis tulerit Gracchos de ſeditione queerentes!

Archidemides; denn der ganze Minervalgrad ist darauf gestellt, katholische Jünglinge durch Empfehlung guter Bücher, und durch Veranlassung zu Verfertigung vernünftiger Aufsätze über vorgeschlagene Materien, zum Denken zu gewöhnen. Diese Uebung ist für katholische Jünglinge von unbeschreiblichem Nutzen, und wenn Weishaupt auch sonst keine einzige gute Idee gehabt hätte, so bliebe er mir, schon dieser Anordnung wegen, verehrungswerth. Katholische Kinder müssen, der Gewohnheit dieser Kirche zufolge, schon vom siebenden Jahre an, alle ihre geheimsten Gedanken beichten, und werden schon so früh für Lesung jedes freymäurigen Buchs von bigotten, besonders jesuitischen Beichtvätern, mit einer Buße belegt. Dieß leitet solche Kinder frühzeitig von aller eigenen Ueberlegung ab, fesselt den Verstand, und bahnt den Jesuiten den Weg, wenn die Kinder Jünglinge geworden sind, in ihren Schulen durch die sinnlosesten ascetischen Uebungen ihnen oft den Verstand zu verdrehen, und ihnen die unseelige Falte von blindem Gehorsam, Aengstlichkeit und undenkender Bigotterie tief einzuprägen, von welcher mancher rechtschaffene Katholik, wenn er von seinen, aus der unseligen Jesuitenerziehung früh eingesogenen Vorurtheilen sich herauszuziehen anfangen will, so sehr fühlet, wie schwer sie auszuglätten ist. Wer ihnen also gute Bücher in die Hände giebt, und sie zum Selbstdenken anführt, handelt wohlthätig gegen sie. Die großen und unbestimmten Erwartungen der Disciplina arcana Patrum Reverendissimorum et illustrissimorum Cle-

ricorum thun gerade das Gegentheil, sie waren daher von der Art derjenigen wider die ich mich hauptsächlich erklärt hatte. Sie sollten keine Untersuchung der Wahrheit erregen, auch nicht einmal die Untersuchung, wodurch denn diese Fratres Clerici das Recht hätten, sich ein solches Ansehen zu geben, und auf dieses schimärische Ansehen und eine eben so schimärische Herleitung vom St. Bernhard, ein Recht auf *Jura stolae* sich anzumassen, am wenigsten aber die Untersuchung, woher denn diese Fratres Illustrissimi et Reverendissimi mit einemmale kämen, ob sie etwa aus den Wolken gefallen wären, ob sie aus Auvergne oder Florenz ihre Stiftung herschrieben, ob die bey ihnen vor den Veränderungen in der Religion *) gemachten alten Vorschriften auch prote-

*) Hr. Stark selbst schrieb *ministériellement*, als Wortführer der *Fratrum Clericorum*: „Da „ferner in dem unglücklichen Zwischenraum„ (seit Aufhebung des Tempelherrenordens) „Verände„rungen, auch in der Religion, vorgefallen „sind, und sich bey uns noch Verschriften und „*Titularia* befinden, die ganz nach der alten „Verfassung eingerichtet sind — wie z. B. in „*funeralibus* und andern Fällen." (S. Anti-St. Nicaise IIr Theil S. 63.) Die Bedenklichkeit war wohl sehr natürlich, klerikalische Vorschriften, die noch vor den Veränderungen in der Religion, das heißt, vor der Reformation, verfasset worden, würden katholisch seyn, und wenn darinn *Titularia in funeralibus* enthalten wären, könnten sie leicht etwas von Seelmessen

proteſtantiſch ſeyn möchten? Ueber dieſe und andere Gegenſtände verſchloſſen die Fratres Clerici allen Weg zur Unterſuchung ganz bedächtig, und der Reverendiſſimus et Illuſtriſſimus Fr. Archidemides ab Aquila Fulva hat ihn, ſo viel zu merken iſt, bis jetzt noch nicht eröffnet. So waren denn

meſſen und *officiis pro mortuis* enthalten. Durch dieſe natürliche, wenigſtens im Wortverſtande der Worte des Fr. Archidemides gegründeten Bedenklichkeiten, bekommen manche klerikaliſche Ceremonien noch mehr ſonderbares Anſehen. Sehr verſtändige und rechtſchaffene Leute konnten längſt nicht begreifen, wie ſogar ein proteſtantiſcher Gottesgelehrter ſolche alte katholiſche Vorſchriften noch ſollte billigen wollen, und bekamen eine ſehr ſchlechte Meinung von den vorgeſpiegelten Geheimniſſen der ehrwürdigſten und erleuchteſten Brüder Kleriker und der von ihnen vor den Zeiten der Veränderungen in der Religion noch beobachteten alten Vorſchriften. Hr. Stark hat das kurze Mittel ergriffen, alle diejenigen, welche von den *Fratribus Clericis* und ihren alten Vorſchriften wohl einige nähere Erläuterungen wünſchten, wodurch ihre aus dem Wortverſtande der geheimen Schriften des Hrn. Stark geſchöpften Bedenklichkeiten möchten gehoben werden, für Narren und Böſewichter, für Naturaliſten und Berliner zuerklären; durch welche ganz kurze und tüchtige Worte er freylich ſchon entübrigt ſeyn konnte, in ſeinen drey dicken Bänden weiter etwas hiervon zu erläutern.

doch die im Illuminatenorden verordneten Erwartungen nicht beschaffen. Aber obgleich gar nicht der Weg zur Untersuchung der Wahrheit durch sie sollte verschlossen werden, obgleich die Erregung derselben vielmehr wirklich zur Absicht hatte, einer unvermerkten Anleitung zur Untersuchung und zum Gebrauche der Denkungskraft mehr Sanction zu geben; so wollte ich sie doch, sobald ich einige Kenntniß davon bekam, nicht billigen, weil sie unbestimmt waren, und weil sie nicht aus der Ueberzeugung dessen flossen, dem aufgetragen wurde, sie zu erregen. So konsequent handelte ich, so wenig war ich von Anfang an contentus mit allem, und eben so wenig war ich es in der Folge.

Da, wie ich oben S. 42 erzählt habe, im Jahre 1784 von einem andern Freunde, mir und noch einem dritten, verschiedene höhere Grade des Illuminatenordens vorgelesen wurden, und wir darüber während dem Lesen ganz freymüthig und offenherzig sprachen; so ward das Lesen beynahe jede halbe Viertelstunde, durch meine und des Dritten mißbilligende Anmerkungen, und durch die Erörterung derselben, unterbrochen. Da der Schriften viel, und bald abzusehen war, daß wir auf diese Art in verschiedenen Tagen nicht fertig werden könnten, so ward beliebt, es sollte, anstatt weitläuftiger Anmerkungen, wo etwas zu erinnern wäre, das Papier eingeschlagen werden. Bey Endigung des Lesens fanden wir unter fünf Seiten sehr oft zwey, mit solchen Zeichen der Erinnerung oder Mißbilligung bezeichnet.

Nach

Nach geendigtem Leſen wurden über verſchiedene, beſonders auffallende Gegenſtände, noch verſchiedene ſehr lebhafte Unterredungen gehalten; beſonders mißbilligten ich und der andere Freund, dem dieſe Schriften nebſt mir mitgetheilt wurden, den uns vorgeleſenen kleinen Prieſtergrad *)

*) So war dieſer Grad betitelt. Wofern ein groſſer Prieſtergrad exiſtirt hat, ſo habe ich nichts davon geſehen. Wahrſcheinlich hatte ſich Hr. Weishaupt durch das Beyſpiel von geheimen Geſellſchaften, die er ganz nahe um ſich hatte, welche aus dem klerikaliſchen auch viel Weſens machen, bewegen laſſen, auch in ſeinen Orden die Maſchine eines Prieſtergrades zu bringen. Wenn man bedenkt, welches Vorurtheil von hoher Würde und Macht in katholiſchen Ländern mit dem Prieſterthume verknüpft wird, ſo wird man dieſe Politik des Stifters bey dieſer Benennung leicht begreifen; zumal, da in andern aus kathol. Landen ſtammenden geh. Geſellſchaften genug Beyſpiele davon vorhanden ſind. Wie ſehr aber noch Hr. Weishaupt von Hrn. Stark und Hrn. Starks klerikaliſchen Obern unterſchieden war, ſieht man ſchon aus einem kleinen Umſtande. In Hrn. Weishaupts Klaſſe der kleinen Myſterien war der kleine Prieſtergrad (Presbyter) der untere, hingegen der obere war der kleine Regentengrad (Princeps). Das Imperium gieng hier über das Sacerdotium. Hingegen Hrn. Starkens Klerikat ſollte das Höchſte des Hohen und das Geheimſte des Geheimen ſeyn. Es ſollte das Innere ſeyn: „das Werk was für den Orden „ge-

ausdrücklich *). Uns gefiel überhaupt dieser Grad eines Priesters nicht nur nach seiner ganzen Anlage

„geschieht — dessen das Volk nie theilhaftig „werden kann — sondern allein die welche Eifer und Geduld zu jenem dreymal gesegneten „Vater durch einen gütigen Führer bringt." (Agti-St. Nicaise IIIes Theil Seite 45.) Ich wünschte sehr, Herr. Stark möchte nur die Rituale und Schriften seines so übel berüchtigten Klerikats bekannt machen. Man würde alsdenn theils genauer einsehen, ob sie von St. Bernard, oder von St. Pylades, oder St. Archidemides herstammen möchten. Wenn alsdenn auch noch der Illuminatenpriestergrad gedruckt würde, so würde es sehr lehrreich seyn, beide zu vergleichen. So viel man von Hrn. Starkens Klerikate bisher gedruckt oder geschrieben gelesen hat, möchte wohl der Starksche Priestergrad ungleich interessanter ausfallen, als der Weishauptsche, besonders wenn man sich einen protestantischen Doktor der Theologie hinzudenkt. Es scheint aber Hrn. Starks Interesse nicht zu seyn, die Wahrheit ganz nackend zu zeigen.

*) Dieß diene, Herrn Starkens elende Sophisterey: (Nachtrag Seite 148) „Ich sey „ein Priester im Illuminatenorden geworden, „und habe also den in katholischen Landen „befindlichen unbekannten Obern eine totale „Unterwürfigkeit und blinden unbedingten „Gehorsam angelobt," in ihrer ganzen Blöße zu zeigen. Um einem vernünftigen Manne solche

lage an ſich ſelbſt, gar nicht, auch nicht in ſofern er von Katholiken angenommen werden ſollte, ſondern

che Beſchuldigungen zu machen, muß man, wenn man noch nicht eine Starkiſche Stirn hat, einen Grund haben. Wenn von mir ein Brief bekannt wird, darinn ich mich, als ein *Clericus*, auf das von meinen ſel. Vorfahren, den Prieſtern irgend eines katholiſchen Ordens, ererbte Recht *Jus ſtolae* zu fordern, berufe; ſo mag Hr. Stark ſagen, ich habe ein Prieſter ſeyn wollen, und mag ſchlieſſen, dieß von einem katholiſchen Orden in ununterbrochener Reihe herſtammende Prieſterthum ſehe äuſſerlich ſehr katholiſch aus. Mehr noch nicht. Meint er aber wirklich, wer ein ſolcher Prieſter iſt, müſſe nothwendig unbekannten Obern eine totale Unterwürfigkeit und blinden unbedingten Gehorſam verſprechen; ſo habe ich ihm darinn nichts vorzuſchreiben. Er muß es wohl beſſer wiſſen als ich, was ein ſolches geheimes Prieſterthum mit ſich bringt. — Es iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Zuſchauer und Komödiant! Durch das bloſſe leſen des kleinen Prieſtergrades konnte ich im Illuminatenorden auch nicht einmal ein ganz kleiner Prieſter, un petit Preſtolet werden! Aber Hr. Stark, Frere des Peres, et de la Famille des Savans de l'Ordre des Sages, Presbyter canon. regul. et Cancellarius Cap. gen. canon. regul. war ein rechter Hoherprieſter des klerikaliſchen geheimen Kapitels. — Alſo! — Ich hatte den kleinen Prieſtergrad der Illuminaten (nicht 1782, ehe Hr. Weishaupt ſeinen Brief ſchrieb, ſondern erſt 1784) geleſen, und glaubte nicht,

daß

dern auch besonders mißbilligten wir die Idee eines Priesterthums noch mehr, in sofern sie etwa

auch

daß meiner Größe dadurch ein Zoll zugewachsen wäre. Ich hatte nie gehandelt, nie irgend ein Officium weder pro mortuis noch pro vivis ausgeübt, dergleichen auch von Illuminatenpriestern nicht gefordert ward. Aber der Hohepriester Fr. Archidemides ab Aquila fulva handelte, und wie er handelte, welche Würde er verlangte, welche Geheimnisse er zu besitzen vorgab, liegt schon zum Theil am Tage! — Also! —

Eben finde ich von ungefähr, in demselben Bande des Nachtrags von Illuminatenschriften, worinn Hrn. Weishaupts Brief von 25. Jänner 1782 abgedruckt ist, ein Beyspiel, das verdient zu den übrigen Beyspielen gesetzt zu werden, wie Hr. Stark die Wahrheit dessen was er sagt, zu untersuchen pflegt. Er behauptet, aus dem Worte *contentissimus* folge: Ich müsse nothwendig in allen Graden des Illuminatenordens seyn initiirt gewesen, weil ich mit dem bloßen Anfange nicht würde zufrieden gewesen seyn; daraus folgert er, ich sey Priester gewesen, daraus endlich: ich hätte katholischen unbekannten Obern blinden unbedingten Gehorsam angelobt. Wie die Schlüsse alle so herrlich folgen! Nun finde ich aber in ebengedachtem Nachtrage zu den Illuminatenschriften, in der IIten Abtheilung, ein Conclusum von 4 Illuminatenobern, von 20 Adarmeh 1151, oder 20. Dec. 1781. In demselben wird S. 15 festgesetzt: „Der Priester- und Regentengrad soll erst in „der Folge verfaßt, und indessen die Materia-

lien

auch bey Protestanten sollte eingeführt werden; deswegen, weil uns jedes Klerikat wegen dessen, was

„lien gesammlet werden, darauf solle das Ske„lett entworfen werden, alsdann cirkuliren ꝛc.“ Also beweiset die Logik des Hrn. Stark, daß ich in der Mitte des Jänners 1781 mit einem Priestergrade *contentissimus* gewesen wäre, zu welchem den 20ten December 1781 noch nicht einmal die Materialien gesammlet waren, und der also den 25ten Jänner 1782 noch nicht existirte, an welchem besagtem Tage ich überdem noch nicht vom Illuminatenorden überhaupt, geschweige von dessen noch nicht existirenden Priesterorden, einige Schriften gelesen hatte. Ist das nicht ein Logikus, der Herr Oberhofprediger Stark! Wenn von eben diesem Manne, der solche Schlüsse und solche Konsequenzen daraus zu machen sich nicht entblödet, Thatsachen bekannt werden, und jemand thut ganz natürlich daraus folgende Fragen deshalb an ihn; so wirft er, statt aufrichtig und deutlich zu antworten, mit Schurken und Böſewichtern um sich, und spricht vom Zuchthause! Aber er, ohne zu fragen, ohne zu untersuchen, macht Beschuldigungen ins Gelag hinein, und mischt Dinge zusammen, die gar nicht zusammen gehören. Verdient er wohl, daß man die Zeit verderbe, sein Gewebe von Sophismen weiter aufeinander zu setzen; oder kann man es nicht vielmehr ruhig seiner eigenen Verächtlichkeit und Nichtigkeit überlassen?

was von Hrn. Starks Klerikate unter Mitgliedern geheimer Gesellschaften seit mehrern Jahren geglaubt, und im Vertrauen gesagt wurde, als etwas Protestanten sehr bedenkliches vorkam. Dieser *Presbyter* im Illuminatenorden wollte sich zwar weder, wie Hr. Stark, großer Geheimnisse rühmen, noch, so wie er, Jura stolae vom Heil. Bernhard her zu fodern berechtigt seyn, es waren überdieß, so viel ich mich erinnere, keine katholisirende Ideen oder Ceremonien darinn, sondern manche vernünftige christliche Ideen; dennoch mißfiel er uns, auch hauptsächlich deswegen, weil solche Ideen öffentlich aus Vernunft und Schrift geschöpft werden müssen, nicht aber aus einem geheimen Klerikate. Herrn Starks Klerikat, und die schiefen Ideen, welche dadurch in andere geheime Gesellschaften unverantwortlicherweise waren verbreitet worden, waren uns noch in allzufrischem Andenken, als daß uns ein Illuminatenpriesterthum im geringsten hätte gefallen können. Der mittheilende Freund gab uns hierinn ganz vollkommen Recht, und sagte uns, daß diese Benennung eines Priesters mehrern protestantischen Illuminaten eben so sehr aufgefallen wäre. Daß eine solche Idee bey den protestantischen Illuminaten-Versammlungen könne eingeführt, oder von ihnen könne angenommen werden, daran sey gar nicht zu denken. In wiefern etwa diese Einrichtung und Benennung den Katholiken nützen könnte, wollten wir nicht entscheiden. Für uns wäre sie freilich nicht dienlich. Weishaupt

haupt würde auch auf Beybehaltung eines solchen Priestergrades vermuthlich nicht bestehen. Auf allen Fall würde sich bey der allgemeinen Verbesserung, die man im Sinne hätte, hiervon näher sprechen und das Beste wählen lassen.

Ich, und mein neuunterrichteter Freund, waren zwar ganz völlig mit diesen Gründen nicht zufrieden, sahen aber wohl ein, daß wenn in einer geheimen Verbindung auf eine so delikate Weise die katholischen und protestantischen Begriffe vom Priesterthume in Kollision kommen, es von der einen Seite zu Beybehaltung des brüderlichen guten Vernehmens sehr dienlich seyn werde, den Zank über diese Principien möglichst zu vermeiden. Von der andern Seite sahen wir sehr deutlich ein, es würde in solchem Falle für die gesunde Vernunft und protestantische Religion viel schicklicher und zuträglicher seyn, allenfalls lieber den Bekennern jeder Religion das jus eundi in partes zuzugestehen, als katholische Ceremonien (dergleichen zwar in diesem Priestergrade der Illuminaten nicht vorkommen) bey den Protestanten einzuführen, wie es in manchen geheimen Gesellschaften und Graden geschehen ist. Wir konnten es aber überhaupt um so viel eher dahin gestellt seyn lassen, ob bey den katholischen Illuminaten ein Priester noch könnte beybehalten werden, oder nicht; da wir hierbey nichts konnten zu verantworten haben.

Denn wir erklärten beide einhellig, daß uns die mancherley Bedenklichkeiten in den vorgelesenen

Papieren noch viel weniger Luſt gemacht hätten, in Illuminatenorden jemals mitwirkende Perſonen zu ſeyn, worüber wir uns ſehr deutlich und lebhaft ausdrückten. Unſer mittheilender Freund ließ unſern Bedenklichkeiten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Er erklärte feyerlichſt, wenn die Einrichtung des Ordens ganz ſo hätte bleiben ſollen, wie ſie von Baiern aus in unſre proteſtantiſchen Länder gekommen ſey, ſo würde er den Augenblick die Hand davon zurück gezogen haben. Wir konnten dieß auch einem ſo redlichen und einſichtsvollen Manne mit völliger Zuverſicht zutrauen. Er fügte aber hinzu, da der Stifter gegen billige Erinnerungen ſo willfährig und gelehrig ſey, ſo könne man wohl die gegründete Hoffnung ſchöpfen, daß die Sache noch eine andere Geſtalt erhalten möchte. Er führte uns zu Gemüthe: „Es käme hier darauf an, eine Anſtalt, „welche aus der beſten Abſicht unternommen, und „ſchon weit ausgebreitet ſey, nicht ganz ſinken, oder „ſie eine ſchiefe oder gar ſchädliche Wendung nehmen zu laſſen. Es hätten ſich ſchon mehrere redliche und einſichtsvolle proteſtantiſche Männer vereiniget, und es würden ſich noch mehr vereinigen. „Er bäte uns beide daher gar ſehr, auch wir möchten dieſer guten Abſicht die Hand bieten. Es ſey „jedem von uns ein Amt im Orden zugedacht, durch „welches wir berechtigt würden, von allem was „vorginge, genaue Nachricht zu bekommen, „wobey wir denn nach unſerer beſten Ueberzeugung „guten Rath geben, und wenn die Sache nicht „nach unſerm Wunſche ginge, immer noch wie-

„der

„der unſer Amt niederlegen und allenfalls ganz „aus dem Illuminatenorden ſcheiden könnten.“ Wir ſagten aber beide einmüthig: „Theils erlaub„ten uns beiden unſre Geſchäfte nicht die Ar„beiten eines Amtes zu übernehmen, theils „trügen wir auch wirklich Bedenken, bey der „bisherigen inkonſequenten Lage der Sache, „und da es noch ungewiß ſey, welche Wen„dung ſie nehmen möchte, dabey ein Amt zu „verwalten.“

Er erſuchte uns endlich recht freundſchaftlich, damit doch die Arbeiten des ganzen Tages nicht ganz vergeblich wären, wenigſtens nur zuzugeben, daß unſere Namen auf der Liſte der Aemter vor der Hand ſtehen blieben, bis etwa eine andere Einrichtung gemacht würde. Er ſtellte uns vor: „Es „würde, da es jetzt nöthig wäre, Einigkeit und „public ſpirit in die Geſellſchaft zu bringen, ei„nen widrigen Eindruck machen, wenn wir beide „auch nicht einmal den Titel des Amts uns wollten „geben laſſen, der uns doch keinesweges verbinden „könne, mehr thätig zu ſeyn als wir ſelbſt wollten, „der uns dagegen das Recht geben würde, uns „das was vorgenommen würde, mittheilen „zu laſſen, und unſer Bedenken darüber zu ge„ben, wodurch wir denn in den Stand geſetzt ſeyn „würden, das Böſe, wenn es ſich ja ſollte ein„dringen wollen, zu verhindern, und uns mit „mehrern rechtſchaffenen Leuten zu Beförde„rung des Guten zu vereinigen.“ Er zeigte

uns zugleich, welche erlauchte und vortrefliche Männer schon Aemter in diesem Orden übernommen hätten. Wir beide konnten zuletzt, nachdem sehr vieles hierüber war geredet worden, und das Bitten unsers Freundes dringend blieb, nichts anders sagen, als: „Daß wir es uns zur Ehre schätzen müß„ten, unsre Namen bey solchen Namen verzeich„net zu sehen, daß wir also dieß uns sehr wohl könn„ten gefallen lassen, wenn wir nur nicht verbunden „seyn sollten, in dem Amte oder im Orden „wirklich zu arbeiten.“

Es wäre wohl noch gar nicht zu tadeln gewesen, wenn wir nun wirklich ein Amt angenommen, und uns in diese nähere Verbindung mit dem Illuminatenorden deswegen gesetzt hätten, um das Recht zu erlangen, von allem dem was gesetzmäßig in demselben vorginge, beständig Nachricht zu bekommen. Es wäre wohl gar nicht zu tadeln gewesen, wenn wir uns auch hätten bewegen lassen, an der Verbesserung einer noch unvollkommenen, aber wirklich gutgemeinten Verbindung, deren sich so viele rechtschaffene Leute nicht entzogen, auch Theil zu nehmen. Gesetzt, wir hätten auch hierinn irrig gehandelt, so wäre allenfalls der Erfolg, nicht aber unsere Absicht tadelhaft, oder gar ein Laster gewesen. Aber auch selbst dieses war nicht der Fall. Ich, und auch so viel ich weiß, mein anderer Freund, haben von unserm Titularamte keinen Gebrauch gemacht, haben niemals verlangt, daß man uns von dem, was im Illuminatenorden nachher abgehandelt worden, etwas mittheilen sollte, und ich

wenig-

wenigſtens habe vom Orden nichts davon erhalten. Man hat mich dringend aufgefodert, meine Anmerkungen und Bedenklichkeiten, welche ich theils beym Verleſen mündlich gemacht hatte, theils durch Zeichen in dem vorgeleſenen Exemplare angezeigt hatte, ſchriftlich aufzuſetzen, und zum gemeinen Beſten denjenigen, die an der Verbeſſerung arbeiten wollten, mitzutheilen. Aber, ob ich gleich dieſe Abſicht der Verbeſſerung an ſich nicht anders als ſehr billigen konnte, ſo habe ich doch, weil ich überhaupt im Illuminatenorden auf keine Weiſe thätig handeln mochte, auch dieß nicht thun wollen.

Man merke übrigens nochmals wohl, daß dieſe ganze eben erzählte Verhandlung, wo ich von einigen höhern Graden des Illuminatenordens die Schriften zu leſen bekam, und mit denſelben ſo wenig contentus war, im Jahre 1784 vorging; daß aber Hrn. Weishaupts Brief, worinn ich für contentiſſimus ausgegeben werde, den 25ſten Jänner 1782 geſchrieben ward, da ich noch gar nichts vom Illuminatenorden erhalten hatte. Man merke nochmals wohl, daß ich mit Herrn Weishaupt niemals in der geringſten direkten oder indirekten Verbindung ſtand, daß ich alſo das was er in Ingolſtadt ſchrieb oder that, in Berlin weder wiſſen, noch damit einſtimmen oder diſſentiren konnte.

Dies ſind nun die Fragen, welche zur genauern Beſtimmung der Nachricht des Hrn. Hofrath Weis-

haupt von mir, meines Erachtens nothwendig gehören, und die ich daher ſelbſt aufgeworfen habe. Ich laſſe jeden unbefangenen unparteyiſchen Mann urtheilen, ob ich ſie ſo genau und vollſtändig beantwortet habe, daß man deutlich ſiehet wie dieſe Sache eigentlich beſchaffen geweſen, daß man deutlich ſiehet, ob ſie auf meiner Seite ganz unſchuldig und erlaubt, mit dem, was ich ſonſt behauptet und gethan habe, übereinſtimmend, oder ob ſie etwa, wie es Hr. Stark auf die unverſchämteſte Art herausſophiſtiren will, damit widerſprechend geweſen ſey. Ich überlaſſe auch jedem unbefangenen Mann eine Vergleichung zwiſchen Hrn. Starks Vertheidigung und der meinigen zu ziehen; und zu entſcheiden wer von uns beiden die Gegenſtände worüber er beſchuldigt werden, deutlich darzuſtellen und vollſtändig zu beantworten ſuche. Ich wiederhole meine Erklärung, daß ich nicht verlange Hrn. Starken ähnlich zu ſeyn, deshalben habe ich mehrmals ſeine Art zu verfahren mit der meinigen zuſammen geſtellt, und es ſollte mir leid thun, wenn meine Art zu verfahren und dieſe meine Vertheidigung, der ſeinigen auf irgend eine Weiſe ähnlich wäre.

Sollte übrigens jemand noch mehrere Fragen oder Zweifel wiſſen, welche zu Beſtimmung der Nachricht des Hrn. Hofrath Weishaupt von mir, noch nothwendig gehören ſollten, ſo möchte er ſie öffentlich bekannt. Ich werde ſie eben ſo unbefangen und ohne Zurückhaltung beantworten, damit über die Beſchaffenheit meiner Verbindung mit dem Illuminatenorden, und über meine Zufrie-

denheit

denheit oder Unzufriedenheit damit, nicht der geringſte Zweifel übrig bleibe. Ich denke aber durch das bereits Geſagte genugſam ausgeführt zu haben, daß ich in dieſer geheimen Verbindung nichts that als was jedem vernünftigen Mann erlaubt iſt, was mit vernünftigen Grundſätzen und rechtſchaffener Geſinnung und auch mit allem was ich je öffentlich geſagt und gethan habe übereinſtimmt. Wenn Hr. Stark, der, da er ſich nur ſelbſt vertheidigen ſollte, mich auf die unvernünftigſte Art angriff, jemals anders durch eine neue Vertheidigung wird zeigen können, daß er auch auf dieſe Weiſe handelte; ſo wird er vor dem Publikum anders erſcheinen, wie er jetzt erſcheinen muß.

Es wird oft über den Illuminatenorden höchſt ſchief und wetterwendiſch im Publikum geurtheilt. Dieß kommt daher, weil man deſſen eigentliche Beſchaffenheit noch gar nicht unterſucht hat, indem man durch die feindſeligen Anmerkungen, mit welchen gleich die weder vollſtändig noch in gehöriger Ordnung herausgegebenen Originalſchriften in die Welt geſchickt wurden, ſich mit unbeſtimmten widrigen Begriffen im voraus einnehmen ließ. Beſonders aber, welches wohl zu merken iſt, urtheilte der größte Theil des Publikums in manchem Betrachte unrichtig, weil der größte Theil des Publikums von geheimen Geſellſchaften überhaupt keine richtige Begriffe hat, und weil diejenigen Leute, welche ſie haben, niemals die Begriffe davon auseinanderſetzen wollen und können, und was ſchlimmer iſt, weil manche wiſſentlich die Begriffe ver-

wirren. Manches was man am Illuminatenorden tadeln will, iſt in allen geheimen Geſellſchaften eben ſo, oder es iſt wenigſtens ſo in einigen, welche Herr Weishaupt ziemlich nahe vor ſich haben mochte. Wenn jemand ſeine Aufnahme und ſucceſſiven Fortgang in irgend einer geheimen Geſellſchaft, ſo deutlich und aufrichtig erzählen wollte, wie ich hier meinen Zutritt zum Illuminatenorden, ſo würde man dieſes, und vielleicht noch manches andere anſchauend einſehen. Man muß ſich nicht nur Weishaupts lage, als eines denkenden, wohlwollenden Katholiken, der ſich aus den Vorurtheilen ſeiner Erziehung herauszuziehen ſuchte, um auch andere herauszuziehen, deutlich vorſtellen; ſondern beſonders auch vom Illuminatenorden den Standpunkt gegen einige andere geheime Geſellſchaften richtig faſſen. Das kann aber niemand, der den Standpunkt geheimer Geſellſchaften in der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt nicht kennt. Es kann eben ſo wenig vom Illuminatenorden als von irgend einer andern geheimen Geſellſchaft jemand richtig urtheilen, der ſelbſt nicht hinlängliche praktiſche Begriffe von geheimen Geſellſchaften überhaupt, beſonders vom derſelben Geſchichte hat. Daher werden auch die Schriften über dergleichen Geſellſchaften ſo ſehr unrichtig beurtheilt; und das Publikum wird ſo arg hinters licht geführt, daß man ſo gar der Welt eine Zeitlang hat einbilden können, die Enthüllung der Weltbürgerrepublik ſey auf wirkliche Grundſätze oder Erfahrungen gebauet, oder

ein

ein ſo hinterliſtiges Buch wie der St. Nicaiſe ſey im Ernſte geſchrieben, um die Schwärmerey und den Unſinn aus geheimen Geſellſchaften auszurotten, oder ſogar Hr. Stark habe ſich über ſein ſeltſames Klerikat und über ſein unerklärliches Betragen in geheimen Zirkeln, vor dem Publikum gerechtfertiget.

Ich will gar nicht die Sache des Illuminatenordens vertheidigen. Ich habe oben ſchon genugſam geſagt, daß ich vieles Tadelnswürdige nnd eben ſo viel Unausführbares bey demſelben gefunden habe. Ich bin auch bis jetzt noch überhaupt nicht überzeugt, daß durch irgend eine geheime Geſellſchaft, bey allem wirklichen Gutem und Angenehmen das beſonders einige haben, und bey den beſten Abſichten, im Allgemeinen freye Unterſuchung der Wahrheit, Entwicklung der Geiſteskräfte, Moralität, ächte vernünftige Religion, und die Folge aus dieſen, die allgemeine Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts auf eine vorzügliche Art könne befördert werden. Indeſſen glauben dieß erſtaunlich viele gutmüthige Leute und machen ſich davon ein ſehr hohes Ideal. Dieſes Ideal wird in dem gegenwärtigen Zeitalter viel allgemeiner für Wahrheit angenommen als ſich unſere theoretiſche Philoſophen vorſtellen können *). Hier-

*) Ich weiß es ſehr wohl, daß ich mir vermuthlich den fernern Fortgang in die meiſten geheimen Geſellſchaften verſchließe, indem ich hier öffentlich bekenne, daß ich dieſes Ideal bis jetzt noch nicht

Hierdurch entſteht der ſo unbeſchreiblich weitausgebreitete Trieb zu geheimen Geſellſchaften, der unbeſchreibliche Eifer in denſelben, und hieraus entſtand auch ſehr natürlich der ſchnelle Trieb vieler Leute zum Illuminatenorden.

Was

nicht für Wirklichkeit halten kann. Dieß konnte mich nicht abhalten meine Meinung hierüber nach meiner Ueberzeugung zu ſagen; da ich glaubte, daß es hier nöthig wäre. Werde ich im fernern Fortgange gehemmt, ſo tröſte ich mich damit, daß meine bisherige Erfahrung mich nun ſo viel von dem Zuſammenhange und Beſchaffenheit dieſer Gegenſtände gelehret hat, als mir zu Befriedigung meines Nachdenkens nöthig iſt. Soll ich nicht mehr erlangen, ſo muß ich mich damit begnügen. Ich werde demohnerachtet fortfahren, mich ferner in Rückſicht der mir anvertrauten Sachen der Billigkeit und Verſchwiegenheit zu befleißigen, wie bisher. Ich werde auch fortfahren, den würdigen Männern die mich in dieſe Verbindungen brachten, eben ſo brüderlich die Hand zu bieten, wenn ich gleich zum Theil mich nicht ganz von Ihren Meinungen über manche Gegenſtände überzeugen kann, ſo wie ſie auch nicht ganz von den meinigen. Diejenigen, welche mich auch wegen dieſes offenherzigen Bekenntniſſes meiner Ueberzeugung verfolgen wollen, wozu ſchon einige Anlage gemacht iſt, werden dadurch den Beweis für mich führen, daß ſie durch geheime ehrwürdige Verbindungen nicht beſſere Menſchen geworden ſind.

Was von den weſentlichen und zufälligen Mißbräuchen geheimer Geſellſchaften überhaupt gilt, muß allerdings auch vom Illuminatenorden nothwendig gelten, aber nur in gehörigem Maaſſe, und nach dem Verhältniſſe ſeiner Beſchaffenheit. Dieſe Beſchaffenheit hat man nun nicht genug unterſucht, und hält beym Tadel kein Maaß; denn dieſe geheime Geſellſchaft war gewiß, ſo tadelnswürdig ſie auch in manchem Betrachte ſeyn mag, dennoch ſehr viel unſchuldiger als manche die ich kenne, und ich kenne deren viele, und einige ſehr konſequente und engverbundene, die ſich bis jetzt ſchon zu hüten gewußt haben, daß von ihren Originalſchriften entweder nichts bekannt, oder wenigſtens nicht im Zuſammenhange bekannt, und deutlich beurtheilt worden iſt. Es iſt alſo nicht der Billigkeit gemäß, daß man nur allein über die Illuminaten herfällt, dieſen, aufs höchſte nicht ſehr weltklugen, etwas voreiligen und inkonſequenten Leuten, die gräßlichſten Abſichten andichtet, und den Namen zum Schimpfworte macht, eben ſo wie die Namen Deiſt, Aufklärer, und Philoſoph.

Da ich einmal auf dieſe Materie habe kommen müſſen; ſo will ich nur noch einige vielleicht nicht ganz überflüſſige Anmerkungen über einige Mitglieder, welche in dieſem ſo ſehr verſchrieenen Orden vorhanden ſind, hieher ſetzen:

1) Es waren Fürſten in demſelben, edle, biedre, hellſehende, religiöſe Fürſten, welche

che sowohl wegen ihrer Geburt und Standes, als wegen ihrer Gesinnung verehrungswürdig sind, und einige derselben würdigten ihn einer ganz ausgezeichneten Protektion.. Es scheint nicht überflüßig zu seyn, öffentlich zu sagen, daß diese Fürsten Mitglieder dieser Verbindung waren, welche, wenn sie gleich nicht wenig Mängel hatte, doch die hämische Hohnneckerey und die giftige Verläumdung nicht verdient, die man sich bisher im Allgemeinen, und ohne den geringsten Unterschied wider dieselbe erlaubt hat. Wenigstens muß doch für diesem Orden so viel hieraus folgen, als Hr. Stark selbst für andere Orden daraus, daß Fürsten Mitglieder derselben waren, folgern will. Er, welcher auf so mannigfaltige Weise sich unnütz macht, und vorlaut wird, wo er am ersten bescheiden seyn sollte, beschuldigt den modernen Tempelherrenorden, nur um sein Klerikat zu entschuldigen. Wenn aber Andere irgend etwas über den gedachten Tempelherrnorden sagen, so schiebt er beständig zwey deutsche Fürsten vor, welche zum Tempelherrenorden sollen gehört haben, und ist unverschämt genug immer zu insinuiren, was etwa über den Tempelherrenorden sey gesagt worden, um diese edlen Fürsten zu schänden. Er mag sich in acht nehmen mit seinem Schimpfen; denn es könnte seyn, daß eben diese verehrungswürdige Fürsten auch den Illuminatenorden gewürdigt hätten zu ihm zu treten.

2) Es waren in demselben einsichtsvolle Staatsmänner und Geschäftsleute von aller Art,

Art, und waren weit in demſelben gekommen. Dieſe würden doch wohl beurtheilt haben, welchen Schaden ein Staat durch einen ſolchen Orden leiden müſſe.

3) Auſſer nicht wenigen anſehnlichen einſichtsvollen und aufgeklärten katholiſchen Gelehrten, war auch eine ziemliche Anzahl proteſtantiſcher Gelehrten dabey, welche ſowohl durch ihre Schriften berühmt, als durch ihren edlen Charakter vortheilhaft bekannt ſind. Es waren proteſtantiſche Gottesgelehrte und andere Gelehrte, deren religiöſe Geſinnungen nie ſind in Zweifel gezogen worden, von allen deſſen Graden unterrichtet. So viel folgt doch wohl hieraus, daß die Umſtürzung der chriſtlichen Religion, und die Einführung des Deismus und Naturalismus als Volksreligion, (welche ohnedieß, meines Erachtens, wenn auch noch ſo gutgemeint, immer eine der unausführbarſten Schimären bleiben wird, und nach der Natur der Sache bleiben muß) von dieſem Orden nicht würde zu befürchten geweſen ſeyn. Denn ſelbſt wenn Hr. Weishaupt auch anfänglich ſo etwas im Sinne gehabt hätte, ſo ſiehet man ja deutlich, wie ſehr ſchwankend und unbeſtimmt auf alle Weiſe manche Ideen dieſes wackern Mannes anfänglich waren (wie es auch wohl nicht anders ſeyn konnte, bey einem ſcharfſinnigen Kopfe, der ſich mit eigenen Kräften, aus der tiefen Bigotterie, welche die Jeſuitererziehung einpflanzt, nach und nach herausarbeiten mußte). Aber je mehr ſeine Gedanken durch reifes Nachdenken beſſere

bessere Konsistenz bekamen, desto weniger konnte er wahrscheinlich ferner an einer so unreifen Idee kleben. Und je mehr Leute von reifen Einsichten seinem Orden beytraten, und ihre Ideen mit den seinigen vereinten, desto klarer mußten sehr vermuthlich auch in ihm selbst die Wahrheiten werden, durch welche die Ausführung einer solchen Idee so unnöthig als unmöglich wird.

Und endlich, gesetzt, Hr. Weishaupt oder irgend ein anderer Mensch hätte einen solchen Entwurf doch durchsetzen wollen: würden verständige und weitersehende Männer die Hand dazu geboten haben? Ich zweifele sehr, daß Hr. Weishaupt hiezu bey irgend jemand thätigen Beyfand würde und könne gefunden haben. Wo wären dann die Leute von Ansehen, im Staate oder in der gelehrten Welt, im Illuminatenorden, oder ausser demselben, welche die ernste Absicht den Deismus allgemein zu machen und die christliche Religion zu stürzen, auf irgend eine Art zu erkennen gegeben hätten, und welche irgend einen Schritt gethan hätten, um einen so weitaussehenden Entwurf mit einer solchen Wahrscheinlichkeit des Erfolgs auszuführen, daß es nicht lächerlich wäre, in einem so hohen und feyerlichen Ton wie Lavater thut, ganz Deutschland wider sie aufzufordern. Man sehe sich in ganz Deutschland um, man wird keine finden, wenn man nicht mit Worten spielen oder bloß leere Verunglimpfungen ausstossen will. *)

Denn

*) Unbefangene Leser mögen urtheilen, welches von beyden der Fall ist, wenn im deutschen Mu-

Denn freylich wenn diejenigen, welche Demarees und Stark für Deiſten, und Lavater für Atheiſten aus-

Muſeum (Febr. 1788. S. 179) in der oben angeführten Abhandlung des Hrn. GehR. Jacobi folgendes ſteht: „Hr. Stark hat einen „ſtarken Beweis gegeben, daß er gewiß „recht fern von allem Jeſuitismus iſt. Wie „unpolitiſch, faſt möchte ich ſagen wie un„überlegt, die Deiſten ſo unbedingt und allge„mein bey den Chriſten, die *Eccleſiam triumphantem* bey der *Eccleſia preſſa*, *Caeſarem* „*Auguſtum* oder *Tiberium* bey dem Senate zu „verklagen.“ Es iſt abermals ein ſtarkes Stück das ſo dreiſt hinzuſagen, als ob die geringſte Wahrheit dabey wäre! In welcher Stadt wäre denn der Deismus Eccleſia triumphans, und das Chriſtenthum eccleſia preſſa? Soll es etwa wieder Berlin gelten? Hr. GehR. Jacobi geruhe nach Berlin zu kommen, und es kennen zu lernen, ehe er davon ſpricht; er wird ſich ſodann ſchämen, ſolche Ungereimtheit geſagt zu haben. Wo wäre denn das Land wo der Deismus, wie Cäſar Auguſtus die Macht, und das Chriſtenthum ſo wie der Senat nur das Recht hätte? Etwa im Monde oder in Utopien? Irgend wo müßte der Deismus doch einige Konſiſtenz nicht allein, ſondern recht ſehr viel Macht haben, wenn er Eccleſia triumphans und das Chriſtenthum gegen ihn irgendwo Eccleſia preſſa wäre. Hr. Stark iſt übel daran, wenn keine beſſere und ſtärkere Beweiſe aufzubringen ſind,

ausgeben, Deiſten und Atheiſten ſeyn ſollen; ſo könnte dieß wohl die verdienteſten Gottesgelehrten und Philoſophen unſers Zeitalters treffen, die ſehr gute Chriſten ſind, nur aber vernünftige Chriſten.

Einige im Illuminatenorden befindliche proteſtantiſche Gelehrte, Männer von bekannter Redlichkeit und gründlichen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen waren es, die aus beſter Abſicht an der ſchon oben gedachten Verbeſſerung arbeiteten, welche man für den Illuminatenorden ſehr nöthig achtete, nachdem er aus dem katholiſchen Baiern ſich auch in proteſtantiſche Länder ausbreitete. Ich weiß zwar nichts Zuverläſſiges von dem Erfolge dieſer Verbeſſerung, ob ſie zu Stande gekommen ſey oder nicht, oder wie ſie zu Stande gekommen ſey; indeſſen kann ich folgendes darüber ſagen, und finde nöthig, daß es geſagt werde: Dieſe intendirte Verbeſſerung fängt an hin und wieder bekannt zu werden. Weil nun der eigentliche Gegenſtand derſelben nicht bekannt iſt; ſo könnte es leicht kommen, daß diejenigen, deren chriſtliche Liebe ſo gern im Namen des Herrn zu afterreden pflegt, entweder ganz liebreich muthmaßen

daß er recht fern von allem Jeſuitismus iſt; als ſeine Beſchuldigungen des vermeinten Deismus. Wie übel ſpielt doch die Imagination und der Intuitionsſinn mit den Leuten, welche wider die Vernunft deklamiren, ſonderlich wenn ihre Leidenſchaft und Parteilichkeit Veranlaſſung ſucht, andern wehe zu thun! Wie wenig wiſſen ſie ſich ſelbſt zu ſchätzen!

maſſen, oder mit Starkiſcher Dreiſtigkeit oder Lavateriſchem Uebermuth lieber gleich behaupten möchten, es ſey auch dieſer verbeſſerte Illuminatismus eine neue Verbindung der von ihnen ſpottweiſe ſogenannten Aufklärer, zum Nachtheile der chriſtlichen Religion und zum Vortheile des Deismus, den ſie jetzt allenthalben wie ein Popanz aufſtellen, wenn ſie weiter nichts wiſſen was ſie aufſtellen ſollen.

Dieſen dient denn zur freundlichen Nachricht, daß unter denjenigen proteſtantiſchen Gelehrten, welche nun ſchon ſeit 3 bis 4 Jahren ſo eifrig und thätig befliſſen geweſen ſind, dem Illuminatenorden, deſſen Grundanlage ſie für ſehr nützlich hielten, eine verbeſſerte Form zu geben, keinesweges auch nur ein Einziger von den vermaledeyten Berlinern befindlich iſt, welchen, wenn man Lavatern, Semarees, Starken u. a. ihres Gleichen glauben ſollte, der Deismus wie eine verborgene Krätze in allen Gelenken jucken müßte. Es ſind vielmehr, (ob es gleich nicht wenig Leute Wunder nehmen möchte, die nur nachſchreyen, wie ihnen vorgeſchrieen,) diejenigen, welche am eifrigſten ſich dieſe Verbeſſerung annahmen und noch annehmen — wie ich mit gröſſer Zuverſicht weiß — Männer, welche zu Lavaters vertrauten Freunden gehören. Es ſind aber die verrufenen Berliner keinesweges ſo unbillig wie Lavater, da ſie keinen Mann von Talenten und rechtſchaffenen Geſinnungen deswegen verachten und verläumden, weil er La-

vaters Freund ist, sondern jeden solchen Mann demungeachtet nach Verdienste lieben und verehren; wenn er nur wirkliches ächtes Verdienst hat. Denn Hr. Lavater hat vielleicht (wie es andern Erdensöhnen auch begegnen kann) Freunde, die sich einbilden zu seyn, was sie nicht sind. Es kann dieß sogar Hrn. Lavater eher begegnen, als andern Leuten, weil seine Einbildungskraft überhaupt ein wenig vorausgaloppirt, und er daher sehr oft Menschen von Menschen und Gegenstände von Gegenständen nicht richtig unterscheidet. Da giebt es denn wohl Leute, die sich bloß dadurch für besser dünken, weil sie sich an Lavatern gedrängt haben, ihn per Du anreden dürfen, und von ihm wieder per Du angeredet werden. Dieses Du giebt einen wichtigen Dünkel! Diese Leutchen geben sich gemeiniglich gar ein wichtiges Ansehen, und besonders auch die Mine über die Berliner die Nase zu rümpfen, sogar auch, wenn einige davon selbst in Berlin oder sonst im Lande Brandenburgs wohnen sollten. Wenn die vernünftigen Leute, welche Lavater und sein Anhang ohne einzigen Grund κατ' ἐξοχην die Berliner nennen, über dergleichen Leutchen wegsehen; so geschiehet es nicht deswegen, weil sie Lavaters Freunde sind, sondern weil sie in der gelehrten Welt gar wenig bedeuten, wenigstens gewiß sehr viel weniger als sie sich einbilden. Ganz anders ist das Urtheil der sogenannten Berliner über wahre Gelehrte, wenn sie gleich Lavaters Freunde sind.

Ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich hier eine ausführliche Digression machen muß;

muß; denn es wird nöthig seyn, bey dieser guten Gelegenheit, Hrn. Lavater selbst eine kleine freundschaftliche Erinnerung zu geben. Ich kann es dabey nicht wohl vermeiden, meinen Lesern verschiedene Vorfälle umständlich in Zurückerinnerung zu bringen, welche ihnen vielleicht nicht mehr so genau im Zusammenhange im Gedächtnisse schweben. Hr. Lavater würde vielleicht nicht ungern sehen, wenn sie vergessen würden. Er thut auch seinerseits alles was er vermag, um sie ins Vergessen zu bringen; denn seit der Erscheinung meiner Anmerkungen über Ihn und seinen Freund P. Sailer spricht er öffentlich nicht ein armes Wörtchen davon. Mir ist aber daran gelegen, sie im Zusammenhange ins Gedächtniß zurückzubringen, damit sie gewisse Leutchen nicht verstellen mögen: zumal da ich jetzt noch einige nicht unnöthige Erläuterungen hinzuthun kann, woraus man den rechten Zusammenhang der Sachen noch deutlicher einsehen wird. Die Ursache warum ich diese Umstände, ihrer Folge nach, hier abermals erzählen muß, wird weiter unten erhellen; so wie auch, wie fein Hr. Lavater sich zu drehen weiß, um nur sein Unrecht zu vermänteln.

Ich würde vielleicht die neue Verunglimpfung, deren sich Hr. Lavater schuldig macht, wie so viele andere bloß verachtet, und dazu geschwiegen haben. Aber da Hr. Stark durch seine hämischen Konsequenzen mich nöthigt, alle Umstände, in welchen der Illuminatenorden auf mich Beziehung haben kann, ganz vollständig zu erläutern; so bin ich

auch genöthigt hier von Hrn. Lavater zu reden. Hr. Lavater mag sich also mit Hrn. Stark deshalb abfinden, daß ich hier abermals etwas über ihn öffentlich abhandeln und dabey deutlicher reden muß, als er vermuthlich wünscht. Er wird erlauben, daß ich hierinn nicht nach seinem Interesse, sondern nach dem Meinigen, welches das Interesse der Wahrheit ist, handle — Auch muß ich hier ein wenig umständlich seyn, wenn ich deutlich seyn will.

Es hatte Hrn. Lavatern bekanntermaßen beliebt, bey der Zurückkehr von seiner berühmten Bremer Reise, wo der ihm, von seinen geliebten Brüdern aller Stände, bis auf Schneider und Getraidemäkler, *) unter die Nase gehaltene übermäßige Weihrauchdampf wohl die Einbildungskraft ein wenig zu sehr mochte erhitzt haben, an mehrern Orten manches von Naturalistischen Glaubensbekenntnissen, von Plänen wider die christliche Religion, von deistischen Grundsätzen und Gesprächen zu den vertrauten Zirkeln zu reden: welche sieben Sachen denn alle, nächst dem leidigen Teufel, von den bekanntlich in dessen Ketten herumgeführten Berlinern herrühren sollten. Es war wohl gewiß, daß er sich nicht darauf gefaßt gemacht hatte, in seinen vertrauten Zirkeln, wo sein αὐτὸς ἔφα alles gilt, und wie er auch will, alles gelten

*) S. Briefe von Johann Kaspar Lavater und an Ihn und seine Freunde. Bremen 1787. 8. S. 76. 79.

ten ſoll, über dieſe Nachrichten die er ſo poſitiv zu wiſſen vorgab — widerlegt zu werden. Hr. Lavater liebt gar nicht widerlegt zu werden; darum redet er immer nur zu vertrauten Zirkeln, giebt Rechenſchaft nur an ſeine Freunde, hat ſoviel mit Manuſkript für Freunde zu thun! — Er ſtieß aber doch, als er einmal, bey dieſen ſieben Sächelchen von Naturalismus und Planen wider die Religion, auch meinen Namen nannte, unvermuthet auf einen meiner Freunde, welcher ihm in Anſehung meiner poſitiv ins Geſicht widerſprach, und mir zugleich von den Verunglimpfungen, die von Hrn. Lavater wider mich ausgeſtoſſen waren, freundſchaftlich Nachricht ertheilte.

Ich erklärte daher den 19ten Auguſt 1786. im Hamburgiſchen Korreſpondenten Hrn. Lavaters ausgeſprengte Nachricht für eine Unwahrheit. Hr. Lavater wartete bis zum 14ten October 1786. Er hätte doch in ſo langer Zeit wohl überlegen können, was er thun wollte. Es ſcheint auch ganz wohl überlegt geweſen zu ſeyn, daß er unter dieſem Datum, anſtatt weiterer Antwort, ein in den heftigſten Ausdrücken abgefaßtes Ausforderungsſchreiben *) ergehen ließ, worin er leug-

*) Dieſe unwürdige Scharteke kam glücklicherweiſe mir zu Geſicht, dem ſie nicht zu Geſichte kommen ſollte; denn ſie ward mir, den ſie doch hauptſächlich anging, und der ich die ſicherſte

nete gegen einen Freund von mir, ein naturalistisches Glaubensbekenntniß zugeschrieben zu haben, und worin er meinen Freund folgendermaßen aufforderte:

„Der mag mich vor aller Welt Lügner und „Verläumder nennen, der dies mit seinem „Namen sagen darf!"

„Ich fordere den sogenannten rechtschaffe„nen Mann, der ihm dieses geschrieben haben „soll, hiemit vor dem ganzen Publikum, ohne „alle Furcht auf. Er setze seinen Namen dem „Meinigen gegen über und bewahrheite so seine „Angabe vor den Augen des Publikums, oder eini„ger unparteyischer Männer — wie z. B. eines „Jerusalems, Zollikofers, Gleims, Eberhards, „Campes, Dohms. Darf er sich nicht nennen, „oder nennen lassen — so mag das Publikum „über Herrn Nicolai seinen Korrespondenten und „mich urtheilen und entscheiden; wer von uns „beiden

sicherste Auskunft über das was Lavater wissen zu wollen vorgab, hätte geben können, nicht allein nicht gesendet, sondern es ward ausdrücklich darinn gesagt: Hr. Lavater wolle mit mir über diesen Punkt nichts zu verkehren haben. Ich ließ sie daher, zu meiner Rechtfertigung vor dem Publikum und zu Hrn. Lavaters Beschämung, in meinen Anmerkungen über Lavater und P. Sailer (1787. 8.) S. 56. abdrucken. Ob Hr. Lavater dadurch beschämt worden sey, weiß ich nicht; daß er aber seitdem verstummte, und daß ich vor vernünftigen und unparteyischen Leuten gerechtfertigt bin, weiß ich wohl!"

„beiden leichtgläubig und lichtscheu, und der „ehrlich und beherzt sey? — Herr Nicolai mit „dem ich weiter über diesen Punkt nichts zu ver„lehren haben mag, ist sodann aus der Sache, — „sobald der rechtschaffene Mann seinen Namen „sagt — Wie, und Wann, und Wo? und „unter welchen Umständen? und in wessen Ge„genwart allenfalls so gesprochen worden seyn „soll?"

Vor dem ganzen Publikum also forderte Hr. Lavater meinen Freund auf! ohne alle Furcht forderte er ihn auf! Aber wie gut war die Art der Aufforderung überlegt! Es ward unter allen Exemplarien dieses Ausforderungsschreibens ausdrücklich bemerkt, es sey nur Manuskript für Freunde. Es ward dieß gedruckte Ausforderungsschreiben, welches nur Manuskript seyn sollte, bloß an Lavaters Freunde geschickt, welche besagte Freunde er freylich gern sein ganzes Publikum seyn lassen möchte. Man siehet, Hr. Lavater hatte vom 19ten August bis zum 14ten October Zeit zur reifen Ueberlegung, wie er sich wohl aus dieser Sache, die wider seinen Willen laut geworden war, am besten ziehen möchte. Sein Publikum, nämlich der vertraute Zirkel, sollte nun glauben, Nicolai's Freund wäre von Lavater mit unbeschreiblicher Herzhaftigkeit vor dem ganzen Publikum aufgefordert worden sich zu nennen, und wenn man nun nichts weiter erfolgen sähe, würde man schließen, entweder dieser Freund traute sich nicht, zu antworten, oder gar, ich hätte einen solchen Freund nur er-

dichtet, um dem guten lammsfrommen Lavater eins anzuhängen. Daß auf dieses Ausforderungsschreiben weiter nichts erfolgen möchte, und sollte, war in so fern recht gut überlegt, da ziemlich gut dafür gesorgt war, daß das besagte gedruckte und doch ungedruckte Ausforderungsschreiben nur blos im Zirkel Lavaterischer Freunde bleiben, und folglich weder mir, noch meinem Freunde zu Gesichte kommen sollte. Es gelang auch in so fern sehr gut, daß besonders in Bremen und der Enden Lavaters Anbeter, die Getreidemäkler und Schneider in dieser freyen Reichsstadt mit eingeschlossen, hoch triumphirten, wie kräftig Nicolai mit seiner Erdichtung von Lavatern sey niedergeschlagen worden, daß er nun gänzlich verstummen müsse. Anfänglich war nur ganz leise gesagt worden, es werde dieses Ausforderungsschreiben nächstens in der Hamburger Zeitung erscheinen. So aber wie die Einbildungskraft bey der Lavaterischen Partey immer ein klein wenig geschwind galoppirt, so sagte man endlich sehr bald in der dortigen Gegend: das Ausforderungsschreiben habe schon in der Hamburgischen Zeitung gestanden; und dieß ward leicht geglaubt, denn wer erinnert sich eben so genau, ob er ein solches Ausforderungsschreiben in einem gedruckten Manuskript oder in gedruckten Zeitungen gelesen hat? Es ging aber mit dieser geglaubten Sage wie mit den Wundern des St. Martin von Schierbach und des ehrw. P. Gasner, von welchen man so lange redete, bis man sie glaubte,

und

und als man sie nun geglaubt hatte, waren sie leider — nicht wahr! Mir ward geschrieben: Lavaters Anhänger triumphirten über eine unter ihnen herumgehende Schrift Lavaters wider mich, wodurch ich gänzlich niedergeschlagen seyn sollte, und ich kennte diese Schrift, die mich zu Boden schlagen sollte, gar nicht zu Gesichte bekommen. Man schrieb mir, nahmhafte Anhänger Lavaters in Bremen wüsten nicht anders, als daß diese Schrift, worinn Lavater mich und meinen Freund vor den Augen des ganzen Publikums herausforbere, in den Hamburger Zeitungen schon vor einiger Zeit abgedruckt worden wäre. In meinen Exemplaren der Hamburger Zeitungen stand nichts! Die Sache war mir ein Räthsel, welches sich in kurzem entwickelte, auf solche Art, wie ich mir es nimmermehr, aber Lavater gewiß noch weniger als ich, vorgestellt hätte.

Das gedruckte ungedruckte Ausforderungsschreiben war nur an Lavaters Freunde geschickt worden. Aber verschiedene von Lavaters Freunden sind auch die meinigen: ein Umstand auf welchem Lavater freilich nicht mochte gerechnet haben. Indessen würde selbst durch diese gemeinschaftlichen Freunde das besagte Ausforderungsschreiben noch nicht sogleich an mich, und die Sache zur Sprache gekommen seyn; denn natürlich mußte jeder von ihnen glauben, es würde unmöglich seyn, daß Herr Lavater so hinterhältig handeln sollte, daß er einen Aufsatz, worinn eine von mir öffentlich bekannte Nachricht für Erdichtung erklärt ward, und worinn die dreisteste Aufforderung vor dem ganzen Publikum

blikum zu Verwahrheitung derselben enthalten war, mir selbst nicht mittheilen, sondern sie geflissentlich vor mir würde zu verhehlen suchen. Ich selbst,, weil ich Hrn. Lavater damals so etwas noch nicht zutrauete, hielt dieß für eine ungegründete Sage von Hrn. Lavaters Anhängern, bey denen bekanntermaßen ungegründete Sagen nicht selten umherlaufen, und dachte nicht daran, mich bey Leuten von Bedeutung, durch eine besondere Korrespondenz, über die Beschaffenheit eines Geschwätzes über eine Schrift näher zu erkundigen, von welchem ich glaubte, daß es ungegründet wäre, und höchstens von Lavaterischgesinnten Schneidern in Bremen herrühren könnte. Also auch selbst durch gemeinschaftliche Freunde würde ich von diesen heftigen Ausforderungsschreiben keine Nachricht erhalten haben, weil sie nicht glaubten, daß ich einer Anzeige davon bedürfe, und ich gar nicht wußte, daß sie mir dieselbe geben könnten. Nur durch folgenden besondern Umstand kam die Sache sehr geschwind zur Sprache:

Herr Lavater hatte das gedachte Ausforderungsschreiben auch an den nun verewigten Zollikofer gesendet, über dessen Asche nun die Stadt Leipzig, und jeder Freund des Wahren und Guten, jeder Freund einer vernünftigen Religion, und jeder Kenner des edlen Charakters dieses unvergeßlichen Mannes, weinet. Dieser so höchst verehrungswürdige Mann war Lavaters wahrer Freund. — Wollte Gott, Lavater hätte nur dessen öftern weisen

Rath-

Rathſchlägen und Erinnerungen folgen wollen! — Aber, er war auch mein Freund; mit Thränen im Auge ſage ich, er war es! Zollikofer würde wahrſcheinlich dieß Lavateriſche Ausforderungsſchreiben, ſo wie andere Aufſätze, dergleichen ihm Lavater zuweilen unter dem Siegel der Freundſchaft zu ſchicken pflegte, ruhig bey ſich niedergelegt haben, ohne es jemand zu zeigen. Höchſtens würde er Lavatern, wie er oft that, wegen eines oder des andern freundſchaftlich ermahnt haben, wenn nicht die ihm ſchon bekannte Lage der Sache ihn zu einem andern Betragen genöthigt hätte.

Der edle Mann, vor dem Lavater bey dem Mährchen von dem Herumgehen eines naturaliſtiſchen Glaubensbekentniſſes auch meinen Namen genannt hatte, und der als mein vertrauter Freund, der Wahrheit zur Steuer, dieſem Mährchen, in Anſehung meiner, Lavatern ins Geſicht widerſprochen hatte, war der in Leipzig lebende K. Preußiſche Rittmeiſter von der Armee, Herr von Blankenburg, der durch verſchiedene Schriften rühmlich bekannt iſt. Dieſer edle Mann, welchen Lavater, in einem Ausforderungsſchreiben das er Ihm nicht zuſendete, mit ſolchem Trotze herausforderte, ſeine Angabe vor verſchiedenen vorgeſchlagenen Perſonen, und unter andern auch vor Zollikofern zu bewahrheiten, war ſo ſehr Zollikofers vertrauter Freund als der meinige. Lange vorher, ehe Lavater ſein Ausforderungsſchreiben unter ſeinem vertrauten Zirkel ausſtreuete, hatte ſchon

mein edler Freund gerade vor Zollikofern seine Angabe wirklich bewahrheitet *). Nämlich: wenige Stunden, nachdem seine Unterredung mit Lavatern geschehen war, fuhr mein Freund mit dem sel. Zollikofer nach Hause, und erzählte ihm im Wagen: „wie? und wann? und wo? und „unter welchen Umständen" Lavater dieß gesagt, und daß er denselben geradezu widersprochen habe. Der sanfte, gute Zollikofer, welcher Lavatern aufrichtig liebte, der ihn sogern vor so manchen Unbedachtsamkeiten gehütet hätte, und der ihn so oft vor dergleichen gewarnt hat, hörte dieß mit Bedauern und wahrer Mißbilligung. Der ehrwürdige Mann konnte es um so viel genauer wissen, wie leer und ungegründet die Beschuldigung einer Beförderung des Naturalismus gegen mich sey, da ich gerade über diese und ähnliche damit verwandte Materien, mehrmals vertraut mit ihm gesprochen hatte, und da er meine Denkungsart hierüber ganz genau kannte. Dieser ehrwürdige Mann erinnerte sich noch sehr wohl einer Geschichte, wodurch sich ihm die ganze Lavaterische Sage in ihrer völligen Blöße darstellt, und welche ich hier beybringen muß,

*) Ich zeigte dieß, als ich dieß Ausforderungsschreiben voll Großsprechens in meinen Anmerkungen über Lavater und P. Sailer drucken ließ, in einer Note S. 59 an, aber ohne Zollikofers Namen zu nennen, nur aus Schonung gegen diesen sanften Mann.

muß, um dem Publikum zu zeigen, wie ganz ungegründet und unwahr Hrn. Lavaters wider mich ausgestoßene Beschuldigung ist.

Im Jahre 1775, als in Dessau das erste große Examen des damals neuerrichteten Philantropins unter großem Zuflusse auswärtiger berühmten Gelehrten gehalten ward, begab sich auch der sel. Zollikofer dahin. Das Examen ging gerade während der Leipziger Ostermesse vor sich, und ich konnte also demselben nicht beywohnen, so sehr ich es auch gewünscht hätte. Aber ich fragte den sel. Zollikofer gleich nach seiner Zurückkunft mit großer Begierde nach allen vorgefallenen Umständen, und nach seiner Meinung darüber. Er erzählte mir alles was dort vorgegangen war, unter andern aber auch; Basedow habe ganz laut gesagt:

> Es solle und müsse ein Gottesdienst der natürlichen Religion (eine von ihm nachher sogenannte Providenzkirche) nächstens errichtet werden. Dieß werde in Berlin geschehen, wobey er sogar Personen nannte, welche dabey gebraucht werden sollten.

Der sel. Zollikofer, hatte nicht anders glauben können, als diese so laut und mit so vielen Umständen erzählte Sache müsse etwas mehr seyn, als eine bloße Idee Basedows. Er fragte mich daher angelegentlich um die Umstände, von welchen er voraussetzte, daß ich sie, weil der Gottesdienst der natürlichen Religion gerade in Berlin errich-

richter werden ſolte, auch wohl wiſſen müßte. Dieſer ſo tolerante und billige Mann, hielt den Deismus oder Naturalismus, ob er ihm gleich keinesweges beypflichtete, dennoch nicht für die ſchädliche Seuche, zu welcher er jetzt von leuten will gemacht werden, die nicht wiſſen was ſie wollen, oder allzugut wiſſen was ſie wollen, und denen einigen die chriſtliche Religion gewiß nicht ſo nahe am Herzen liegt, als dem ſel. Zollikofer. Er war gar nicht wider Errichtung eines deiſtiſchen Gottesdienſtes. Er mißbilligte nur verſchiedene von Baſedows beyläufigen Ideen, ſonſt glaubte er, Baſedows Vorſchlag ſey wohlgemeint, und nicht ganz zu verwerfen. Dieſer ſo edle, ſo würdige, ſo fromme Gottesgelehrte glaubte — (zur Beſchämung derjenigen, welche jetzt ſo unvernünftig und ins Gelag hinein von der Gefahr eines ſchimäriſchen Einbrechens des Deismus ſchwatzen, muß ich es ſagen) — glaubte gar nicht, daß aus der Errichtung eines Gottesdienſtes für die natürliche Religion etwas widriges für die chriſtliche Religion erfolgen möchte; vielmehr meinte er, ſo wie die Geſinnungen der Menſchen in der Welt nun einmal wären, möchte ein ſolcher Gottesdienſt, für die Moralität des menſchlichen Geſchlechts überhaupt, und in der Folge gewiß auch für die chriſtliche Religion vielmehr vortheilhaft werden. Er war daher, wirklich mehr als ich, dafür, daß immer ein Verſuch zu Errichtung eines ſolchen Gottesdienſtes (wobey er freylich nicht thätig mitwirken konnte und wollte) von irgend jemand gemacht

macht würde, damit man den Erfolg beſſer beurtheilen könne. Nach dem allgemeinen Vorurtheile, das man damals von Berlin hatte (und das einige Leute jetzt ſogern wieder erneuern möchten) hielt er dafür, daß Berlin der ſchicklichſte Ort dazu wäre. Ich erwiederte aber: „Das Vorurtheil, als ob in „Berlin viele Abneigung gegen die chriſtliche Reli„gion, und allgemeiner Hang zum Deismus wäre, „ſey völlig ungegründet.“ Ich ſetzte hinzu: „Daß, „wie ich zuverläſſig wiſſe, eine ſolche Neigung bey „den Gelehrten in Berlin, denen man ſie zuſchrei„ben wolle, gar nicht vorhanden ſey; daß beſon„ders die zwey Perſonen, welche Baſedow als „Hauptbeförderer genannt habe, gewiß noch keine „Sylbe davon wüßten, daß ſie ſich gewiß nicht da„zu gebrauchen laſſen und ſehr unmuthig ſeyn „würden, wenn ſie hörten, daß Baſedow ſie „ohne ihr Wiſſen in ſeinen Entwurf verwickeln „wolle.“ Ich ſetzte noch hinzu: „Daß ich ſehr „zweifelte, ob König Friedrich II. einen ſolchen „Gottesdienſt in ſeiner Reſidenz ſo leicht erlauben „möchte, wenigſtens werde er es gewiß nicht aus „eigener Bewegung thun.“ Dem ſel. Zollikofer ſchien alles ziemlich neu, was ich ihm bey dieſer Gelegenheit von Berlin ſagte, weil es dem allgemeinen Vorurtheile, das man von der Denkungsart der Einwohner Berlins und der meiſten Berliniſchen Gelehrten hatte, gerade widerſtritt; aber faſt das Unglaublichſte war ihm mein Bericht von den Geſinnungen des Königs, die er ſich ganz anders vorgeſtellt hatte. Ich erzählte ihm darauf eine ſchon vor-

gefallene Geschichte *) und des Königs Betrogen dabey, woraus genugsam die Wahrheit dessen, was ich sagte, erhellte. Ich fügte meine eigne Meinung hinzu: „Daß ein Gottesdienst der natürlichen „Religion weder ausführbar, noch nützlich, noch „dauernd seyn werde.“ Ich sagte ihm mehrere von meinen Gründen, warum meiner Meinung nach natürliche Religion wohl niemals Volksreligion werden kann, und warum ich glaube, jeder Versuch dieß zu bewirken, werde fruchtlos seyn, und wenn ja ein Versuch zu Stande käme, so werde er nicht lange dauern (wie es auch der nachherige einzige Versuch des Williams in London gezeigt hat). Zugleich sagte ich ihm meine Gründe, warum ich glaube, daß wenn auch wider meine Vermuthung ein solcher Versuch jemals von Dauer seyn sollte, dennoch selbst, in der jetzigen Lage der kultivirten und polirten Welt, durch den Deismus als Volksreligion, und durch einen auf die bloße natürliche Religion gegründeten Gottesdienst, keine moralische Wirkungen fürs menschliche Geschlecht könnten erreicht werden, die nicht mit wohlgeordneter positiver Religion eben so gut und besser zu erreichen wären. Wir hatten zwey umständliche und sehr interessante Unterredungen hierüber, wovon der Erfolg war, daß der sel. Zollikofer mit mir

*) Ich werde diese merkwürdige Geschichte vielleicht künftig einmal, in meinen Anekdoten von diesem großen und in so manchem Betrachte verkannten Könige, erzählen.

meinen Gründen und deren Reſultate ziemlich übereinſtimmte.

Ich reiſete darauf von Leipzig nach Deſſau, ſprach mit Baſedow und Wolke ausführlich und ernſthaft über dieſe Materie, und bewog Baſedowen dadurch, daß er die, im Grunde ſehr gut gemeinten, aber unüberlegten Schritte, die er in Berlin thun wollte, und von deren glücklichem Erfolge er ſchon gewiß zu ſeyn glaubte, ganz unterließ. Dieß alles wußte der ſel. Zollikofer, weil ich es ihm in der folgenden Meſſe mit allen Umſtänden erzählt hatte. Ich hatte auſſerdem ſo oft in den vertrauten Unterredungen, welche ich faſt bey jeder Anweſenheit in Leipzig mit ihm hatte, mehrmals meine Meinung hierüber mit Gründen auseinander geſetzt, er hatte mir ſo oft die ſeinigen mitgetheilt, und wir beide wußten gewiß, daß wir hierinn beynahe völlig gleich dachten. Er konnte es alſo nicht anders als höchlich mißbilligen, daß Lavater Dinge von mir ausſprengte, wovon weder in meinen Schriften noch in meiner Art zu handeln die geringſte Spur iſt, und wovon Er ſchon ſeit zwölf Jahren ſo ganz poſitiv das Gegentheil wußte.

Der ſel. Zollikofer mußte alſo freilich wohl erſtaunen, da er Lavaters Ausforderung ſchreiben in die Hände bekam, und es war wohl ſehr natürlich, daß er es augenblicklich dem Hrn. von Blankenburg mittheilte. Dieſer erſtaunte gleichfalls, erinnerte ihn des vorgefallenen Geſprächs, und ſelbſt der ehrwürdige Zollikofer bezeugte darauf in einem Briefe an Lavatern, zwar nach ſeiner ſanften Art,

aber doch sehr ernstlich, sein Mißfallen an dieser unartigen Scene. Hr. von Blankenburg würde Lavatern sogleich öffentlich und namentlich in irgend einer Zeitung auf sein Ausfoderungsschreiben geantwortet, und ihm vor dem Publikum gesagt haben, was er wegen seines unanständigen Ausfalls verdiente. Bloß auf Bitte des sel. Zollikofers und aus Achtung für denselben, unterblieb es; so wie ich selbst Hrn. von Blankenburgs Namen, in meinen Anmerkungen über Lavater und P. Sailer, bloß aus Nachsicht gegen den sel. Zollikofer nicht nannte, weil ich sonst dessen Namen auch hätte nennen müssen. Aber Hr. von Blankenburg schrieb sogleich an Lavater, sagte, daß Er der Mann wäre, erinnerte Lavatern des Gesprächs, und sagte ihm zugleich mit seinem Namen *), wo, wie und wenn es geführt worden.

Es ist unglaublich, mit welchen armseligen Ausflüchten sich nun Hr. Lavater in seinen Briefen an Hrn. von Blankenburg herausreden wollte. Alles lief ungefähr darauf hinaus: „Er habe einen ganz „andern Mann im Sinne gehabt, von mir habe er „eines schriftlichen Aufsatzes nicht gedacht, aber „sonst wisse er wohl, daß ich deistische Gespräche „führe u. d. gl.“ Ob er aber besonders gegen den Herrn von Blankenburg so positiv gesagt hätte, daß dieser ihm ins Gesicht widersprechen mußte: „Ich liesse meine angeblichen deistischen Grundsätze „(es sey nun schriftlich oder mündlich) in der Welt „herumtragen,“ dieser von ihm doch genau zu bestim-

*) S. oben S. 104.

ſtimmende Umſtand blieb unter dem Schleyer ſeiner pretiöſen unbeſtimmten Schreibart verborgen. „Denn," ſagte er in ſeinem Entſchuldigungsſchreiben an Herrn von Blankenburg, „von „Nicolai, und dem mündlichen Ausbreiten „deiſtiſcher Grundſätze kann ich, ich habe es an „einigen Orten gethan, ohne alles Bedenken geſpro„chen haben." Wie fein ſind dieſe Worte gewählt! In dieſem und, in dieſem denn iſt Lavater ganz zu finden. Ich mag hier nichts mehr ſagen, ſonſt wären noch über dieſe Korreſpondenz nicht unwichtige Anmerkungen zu machen.

Während dieſer Zeit gab Lavater das zweyte Blatt ſeiner ſogenannten Rechenſchaft an ſeine Freunde heraus, welche vom 9. Nov. 1786 datirt iſt. Vom 14. Oktob. bis zum 9. Nov. hatte ſich nun freylich in dieſer Sache ſehr viel geändert. Denn nachdem das Ausfoderungsſchreiben dem Hrn. von Blankenburg zu Geſichte gekommen war, nachdem dieſer edle Mann Lavatern an die Wahrheit des Geſprächs in einem ſehr deutlichen Privatbriefe erinnert hatte; ſo konnte freylich das trotzig und herzhaft klingende, aber gerade den Hauptperſonen verheimlichte Ausfoderungsſchreiben nicht mehr gelten: denn nun war es lächerlich und unbillig zugleich. Aber that wohl Lavater, der ſo ſanft ſeyn ſoll, deſſen gutes Herz noch immer beſtändig, wenn man nichts mehr an ihm zu rühmen weiß, geprieſen wird, — that er wohl was jeder billige Mann gethan haben würde, wenn er nun einſähe, daß er ſich aus Uebereilung geirrt

habe?. Es wäre gewiß seine Pflicht gewesen (wenn es ja sein gutes Herz mit seiner Wurde nicht so sehr verderben wollte, daß er öffentlich in seiner gedachten zweyten Rechenschaft seinen Irrthum anzeigte), doch wenigstens an diejenigen, welchen er sein gedrucktes ungedrucktes Ausfoderungsschreiben geschickt hatte, nun ein anderes gedrucktes ungedrucktes Erläuterungsschreiben ergehen zu lassen, worinn er doch wenigstens angezeigt hätte: „Der Hr. von Blankenburg habe „ihm die Wahrheit dessen, was er läugnen wollte, „nun schriftlich und namentlich behauptet, dieser sey „also nicht ein Mann, der sich vor seinem Namen „wie vor einer Todsünde fürchte, Er sey nicht „ein Mann, der sich immer hinter mich, und „ich mich hinter ihn verberge, wie er, L. im vielbesagten Ausfoderungsschreiben dem vertrauten „Zirkel sehr unüberlegter weise habe aufheften wollen. Er, Lavater, gestehe also, daß sein Aus„foderungsschreiben übereilt gewesen, und daß er „sich geirret habe." Dieß wäre Pflicht gewesen für einen Mann, der sich von seiner Leidenschaft so unverzeihlich hatte hinreissen lassen, und sich nun auf doppelte Art so ungerecht wider mich betragen hatte. Es war doch wirkliche Ungerechtigkeit gegen mich und andere rechtschaffene Leute, daß er auf einem Striche von mehr als funfzig Meilen solchen verunglimpfenden Schnickschnack so wiederholte, daß ihn selbst einer von meinen besten Freunden nicht anders, als daß er von mir und zu meinem Nachtheile reden wolle, verstehen konnte, und daß ihn sehr viele andere

leute eben so verstanden, wie ich sehr wohl gemerkt habe, als ich nachher einen Theil dieses Weges reisete. Billigkeit und Vernunft erfodern doch, daß man seine Uebereilung erkenne, wenn man sich derselben schuldig fühlt. Aber der engelreine Lavater hütete sich wohl, auch nur im geringsten so etwas zu thun! Er, der so oft Unrecht gehabt hat, hat nie Unrecht haben wollen. Diejenigen, welche bloß das Ausfoderungsschreiben erhalten hatten, erfuhren von ihm nicht im geringsten, daß der Mann, den er herausfoderte, sich sogleich gestellt habe, und in seiner öffentlichen zweiten Rechenschaft ließ er die Sache ganz im Dunkeln *).

Er that in diesem zweyten Blatte erst sehr böse, sprach sehr viel ganz unbestimmter weise von schwarzer Schalkheit, von völlig schamloser Unmenschlichkeit, von bestochnen und unbestochnen Laurern, von einem Spionenorden, von einer neuen Verbrüderung, die sich ziemlich laut mit der Hofnung zu trösten, dumm und frech genug seyn soll, zu behaupten: daß der Name Jesus in polizirten Staaten in zwanzig Jahren nicht mehr religiös genennt werden solle, und von andern Dingen so ins Gelag hinein, daß man gar nicht sehen konnte — und vermuthlich wollte auch Lavater nicht, daß man es sehen sollte, sonst hätte er deutlicher geschrieben —

*) Man sehe hierüber meine Anmerkungen über Lavater und Sailer, S. 84 u. ff.

auf wen das eigentlich gemeinet wäre. Wie er auf sein, über Berlin und über mich, gehaltenes Gespräch kam, so drehete er die Sache ganz anders als in dem Ausfoderungsschreiben, aber auch noch wieder ganz anders als in den beiden Schreiben an Hrn. von Blankenburg. (S. eben S. 117.) Denn nun hieß es:

„Von keinem naturalistischen Glaubensbekennt„nisse, sondern von einem Plan, der dem Chris„stenthume gefährlich zu seyn erachtet wurde, war „die Rede: An Hrn. Nicolai wurde hierbey „nicht gedacht, aber Berlin wurde klar ge„nannt, daher der Schluß gemacht, Hr. Ni„colai sey gemeinet."

Ich zeigte Lavatern in meinen Anmerkungen über Lavater und Satler unwidersprechlich, daß alle seine gräßlichen unbestimmten Beschuldigungen mich und meine Freunde in Berlin gar nicht treffen könnten. Ich setzte S. 73 hinzu: Daß, da nunmehr Herr Lavater versichere: „Er habe bey „Erwähnung des vermeinten Plans, der in Berlin „wider das Christenthum gemacht werde, nicht an „Nicolai gedacht," so nehme ich dieses so an:

Daß Lavater der Meynung sey, ich habe an diesem vermeinten Plane wider das Christenthum keinen Antheil.

Aber ich foderte Lavatern zugleich sehr feyerlich auf zu sagen:

Wie und wann und von wem denn dieser vermeinte gräßliche Plan in Berlin sey angestiftet worden,

worden, von welchem in Berlin ſelbſt keine lebendige Seele etwas wiſſe, oder gehört hätte?

Wer auf alles dieſes nicht ein Wort antwortete, war Hr. Lavater. Die Vermuthung war wohl nicht die unwahrſcheinlichſte, daß er deswegen geſchwiegen habe: weil er nicht wußte, was er ſagen ſollte, nachdem alle ſeine frommen verunglimpfendellungereimtheiten entdeckt, und alle ſeine Widerſprüche ſo deutlich waren auseinander geſetzt worden, und weil er, durch ſein eigen Gewiſſen überzeugt, nun denken mußte:

— Pudet, haec opprobria nobis
Et dici potuiſſe, et non potuiſſe refelli!

Was ſollte denn Lavater auch eigentlich antworten? Alle gräßliche Abſcheulichkeiten hatte er zuſammengehäuft, unbeſtimmt auf wen, und hatte ſich darauf verlaſſen, ſeine Anhänger würden ſie auf niemand deuten, als auf die verhaßten Berliner, welche nun wohl ſchweigen müßten; denn er hatte geſchwind von einem gehörigen Berliniſchen Departement geſprochen, wo er die ernſte Gerechtigkeit anflehen würde, hatte von ſtrengen Beweiſen aller Anekdoten über ihn und von gerichtlicher Genugthuung *) ſich ſchon etwas verlauten laſſen. Aber dennoch hatten die grundböſen Berliner nicht geſchwiegen. Der Widerſpruch ſeiner Verſicherung, daß nur Ein Exemplar von P. Sailers katholiſchem Gebetbuche durch ſeine Hände gegangen wäre, und eine öffentliche gedruckte

*) S. Lavaters zweyte Rechenſchaft, S.

Verſicherung eines gewiſſenhaften Vertheidigers des ehrw. P. Sailers: Hr. Lavater habe ſich aus Freundſchaft gegen P. Sailer ganz beſonders verwendet, den Verſchleiß von 700 Exemplaren dieſes katholiſchen Gebetbuchs zu befördern, lag eben ſo zentnerſchwer auf ihm, und es konnte, wo nicht ſein gutes Herz, welches man bey ihm freilich niemals in Anſpruch nehmen darf, doch ſeine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe bezweifelt werden. Das Aufforderungsſchreiben, das nur Manuſkript für Freunde ſeyn ſollte, war bekannt geworden. Hr. von Blankenburg, der Mann von welchem er ſeinem vertrauten Zirkel hatte einbilden wollen, derſelbe fürchte ſich vor ſeinem eigenen Namen, wie vor einer Todſünde, war entweder nicht der rechte, oder er fürchtete ſich nicht, ſondern trat Lavatern getroſt und herzhaft, und zwar in Geſellſchaft Zollikofers, unter die Augen, und Lavater mußte das unartige Geſpräch, (das er vorher ſo ſehr abgeläugnet hatte, daß ihn derjenige vor aller Welt Lügner und Verläumder nennen ſollte, der mit ſeinem Namen ſagen dürfte, er habe dieß Geſpräch geführt,) nunmehr wenigſtens in tantum zugeben, er mochte ſich nun drehen wie er wollte. Er hatte zwar ſehr weislich zu Ende ſeiner zweyten Rechenſchaft gefragt: Ob nun, — nachdem ſein gutes Herz die abſcheulichſten Beſchuldigungen, unbeſtimmt mit einem: alles gilt nicht alle, über alle ſeine Gegner ausgegoſſen hatte, — nicht der Streit ein Ende haben müßte, und ob er ſich mit dem ewigen Streitern

tern den Berlinern, (die noch nie seine physische Einwirkung und seinen Intuitionssinn haben gelten lassen wollen,) sich ferner einlassen sollte? Seine Freunde hatten sehr freundschaftlich entschieden, der Streit wäre allerdings geendigt, und nun sollten sich die Berliner nur recht schämen und weiter nichts thun. Die Berliner hatten aber ein gutes Gewissen, und waren mit dem Muthe, den Wahrheit giebt, dreist genug, gerade heraus und ganz bestimmt zu sagen: Die unbestimmten abscheulichen Beschuldigungen wären Absurditäten, die gleich so viel mehreren Absurditäten bloß in Lavaters Gehirn existirten, und was Lavater und seine Genossen als positiv vorausgesetzt hätten, wären elende grundlose Klatschereyen.

Das war sehr schlimm für den guten Lavater; denn wo sollte man denn wohl solche Abscheulichkeiten vermuthen, wenn sogar die Berliner sie nicht auf sich nehmen wollten! Lavater hatte mit schrecklichem Eifer, mit Anklagung seiner eigenen Unklugheit, versichert: „Es existire eine „neue Verbrüderung, daß der Name Jesus in polizir„ten Staaten in zwanzig Jahren nicht mehr religiös „solle genennt werden.“ Wo kann so etwas seyn? Jeder wies ja gleich nach Berlin! Siehe da! Nicolai war nicht nur nicht zufrieden, Lavaters eigenes Wort aufzunehmen, daß er an gedachtem Nicolai bey einem Plane wider das Christenthum nicht gedacht habe, sondern foderte das gute Herz Lavaters laut auf, zu sagen: Wo denn der Plan wäre, und

sagte

ſagte eben ſo laut: Es ſey die gröſste Abſurdität, ihn in Berlin zu ſuchen. Das war arg! Denn wo ſollte denn die abſcheuliche Verbrüderung wider das Chriſtenthum ſeyn, wenn ſie nun ſogar in Berlin nicht wäre? Und doch war ſie nicht in Berlin!

Einen ſchrecklichen Plan wider das Chriſtenthum anzukündigen, und nicht ſagen zu können wo er wäre, gab freylich dem Erfinder Lavater, wenn auch ſein bekanntes gutes Herz ihn vor dem Verdachte einer vorſetzlichen Verunglimpfung ſeiner Gegner hätte ſichern können, einer fürchterlichen Lächerlichkeit Preis. Man weiß ſchon, daß Pfenningern zufolge, bey der Lavateriſchen Partey, das Lächerliche, gleich dem Schelterhaufen gefürchtet wird. Was war alſo zu thun? Lavater ſchwieg, und gab ſich die Miene eines Leidenden! Das war zu Erreichung ſeiner kleinen Abſichten die beſte Partey. Denn nach einiger Zeit, wenn der Zuſammenhang der Sache ein wenig vergeſſen iſt, läßt ſich eher dennoch etwa klagen oder ſchelten, mit einigem Anſcheine von Recht. Für das Lächerliche war Lavater jetzt auch mehr gebergen, als ehemals; denn wir ſind ſeit einiger Zeit eine ſelenne pathetiſche Nation geworden. Wir traktiren lächerliche Sachen ernſthaft und nach dem Takt. Wir ſchlucken alle rêves creux, beſonders die Lavateriſchen, mit bedächtlicher Gravität hinunter, und ſpotten über nichts, als allenfalls über Vernunft und Aufklärung. Das Lächerliche, was in Lavaters ganzem Betragen herrſchte, ward alſo kaum wahrgenommen. Er

ſchwieg,

ſchwieg, als der fromme duldende Mann. Seine Verfechter ſagten hier und da ein Wort der Verläumdung ſo gut ſie konnten. Ein Paar von ſeinen Freunden lieſſen einige Ungereimtheiten mehr wider die verhaßten Berliner ins deutſche Muſeum einrücken. Wer mag allen platten Afterwiz widerlegen? Die Berliner ließen ſie witzeln und necken; der Haufen rief: die Herren hätten Witz, ſo wie Lavater ein gutes Herz; und einige vernünftige Leſer zuckten die Achſeln!

Nun aber eröffnete ſich eine neue Scene, welche mich eigentlich nöthigte, dieſe Digreſſion hier zu machen, und, damit man Hrn. Lavaters Benehmen recht deutlich einſehen möge, ſein vorheriges Betragen gegen mich in noch genauerem Zuſammenhange, als es bisher öffentlich bekannt war, hier zu erzählen.

Im May 1787 ward der Privatbrief des Hrn. Hofr. Weishaupt, worinn er den 25. Jänn. 1782 berichtet hatte: „Nicolai ſey beym Illumina„tenorden *et quidem contentiſſimus*," öffentlich bekannt. Seit dieſer Zeit fängt Hr. Lavater, wie ich höre, nach und nach wieder an, etwas von der ſchrecklichen Verbrüderung wider das Chriſtenthum zu reden, die ſchon ganz vergeſſen war. Seit vorigem Herbſte erfuhr ich von einigen glaubwürdigen Perſonen: Herr Lavater wolle jezt allenthalben vergeben,

„Er habe in ſeiner zweyten Rechenſchaft durch
„die neue Verbrüderung, daß der Name Jeſus
„in

„in zwanzig Jahren nicht mehr religiös sollte ge-
„nennt werden, deren Existenz er mit so vielem
„Schrecken, und mit Bezeigung seiner eigenen
„Unklugheit von einer so fürchterlichen Verbin-
„dung zu reden, dennoch öffentlich angekündigt
„habe, den Illuminatenorden gemeint, und
„eben diesen habe er auch verstanden, da er
„von einem Spionenorden geredet habe."

Ich pflege gern eben so öffentlich und deutlich zu Werke zu gehen, als Hr. Lavater und Hr. Stark zurückhaltend zu handeln und unbestimmt sich zu erklären pflegen. Ich nehme mir also die Freyheit, Hrn. Lavater hier öffentlich zu fragen:

Ob die Nachricht, daß er dieses behaupte, wahr sey?

Wenn er öffentlich erklären will: daß er den Spionenorden und die Verbrüderung wider das Christenthum auf den Illuminatenorden nicht wolle gedeutet wissen, so wird ja wohl diese Nachricht unwahr seyn müssen. Allenfalls werden diejenigen, welche versichern, diese Behauptung aus seinem Munde gehört zu haben, nur glauben: Hr. Lavater widerspreche sich selbst. Sie werden es ihm ja aber wohl gerade nicht öffentlich vorwerfen, und zudem sind ja dergleichen Widersprüche eben nichts neues. Zum wenigsten wären durch solche öffentliche Erklärung Hrn. Lavaters, daß er dieß vom Illuminatenorden nicht behaupte, wenigstens seine Jünger, welche diese Behauptung, so wie mehreres was ihr Meister sagt, sehr keck nachsagen sollen, gewarnt, nicht zu laut darüber zu sprechen,

chen, damit es wenigſtens auſſer den vertrauten Zirkeln nicht bekannt werde!

Will Hr. Lavater aber nicht leugnen, (wie er es wohl kaum leugnen kann,) dieß jetzt behauptet zu haben; ſo wird man ſich immer wundern, daß er nicht gleich, öffentlich im Auguſt 1786, oder doch öffentlich in ſeiner zweyten Rechenſchaft, den damals ſchon genug bekannt gewordenen Illuminatenorden genennet hat. Es möchten ſich auch wohl diejenigen, welche Lavaters Schnellgläubigkeit noch nicht hinlänglich, hingegen den Illuminatenorden etwas näher kennen, wundern, woher denn Hr. Lavater die Beſchaffenheit des Illuminatenordens und die Beſchaffenheit der dabey beſchäftigten Perſonen, ſo ſehr genau hätte kennen können, daß er ſich berechtigt gehalten habe, in ſo feyerlichen Ausdrücken Deutſchland wider ihn aufzurufen. Hatte er wirklich alle geheime Schriften dieſes Ordens ſo genau geleſen? Oder hatte ihn etwa P. Sailer S. J. aus Baiern mit Nachrichten verſorgt? Ohne die gewiſſeſte Ueberzeugung, ſollte doch der ſo ſanfte, ſo gute Lavater nicht ſo hart und lieblos urtheilen, und ganz Deutſchland ſo feyerlich aufrufen! Sonſt wäre es ja wieder ſehr arges *Commerage* und *Geſchwätze!*

Wie könnte aber auch, in eine Rechenſchaft an Lavaters Freunde, wo er ſich gegen die ihm gemachte Beſchuldigungen vertheidigen will, der Illuminatenorden kommen? Ueberdieß, verſchiedene Umſtände, welche Hr. Lavater der neuen Verbrüderung wider den Namen Jeſus zuſchreibt, wodurch bey ſeiner zweyten Rechenſchaft an ſeine Freunde, ſeine Unklugheit ſo ſehr in Bewegung geſetzt wurde, wollen ganz und gar nicht zum Illuminatenorden paſſen. Denn z. B. der Plan wider die Chriſtliche Religion (wobey er zwar an mich, wie er in der Rechenſchaft vorgab, nicht wollte gedacht haben) ſollte doch in Berlin exiſtiren. Der Illuminatenorden aber iſt ja weder in Berlin entſtanden, noch iſt jemals durch dieſen Orden in oder um Berlin irgend ein Plan, gut oder ſchlecht, auszuführen geſucht worden. Ferner ſollte ja die neue Verbrüderung, welche Lavater mit ſo vieler Unklugheit ankündigte, darauf gehen, daß der Namen

Jeſus

Jesus in zwanzig Jahren nicht mehr solle religiös genennet werden. Aber selbst in den Illuminatenritualen, und besonders, wie ich mich sehr eigentlich erinnere, in dessen kleinem Priestergrade, ward der Namen Jesus wirklich religiös genennet *), und es wurden darin verschiedene Stellen aus den Kirchenvätern angeführt, die von der christlichen Religion handelten. Endlich der Spionenorden, den Lavater in seiner Rechenschaft ankündigte, sollte doch, der ganzen Verbindung seiner Ideen nach, auf einem Spionenorden solcher Leute gehen, welche ungefähr etwas ausspionirten, was Lavater nur in vertrauten Zirkeln bekannt wissen wollte; welches Greuels aber die Illuminaten meines Wissens nie sind beschuldigt worden.

Die

*) Indem dieses abgedruckt wird, erhalte ich das eben erschienene IIte Heft von Hrn. Demarees Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche. Der Illuminatenorden kommt ihm nun in den Wurf, und er tummelt sich weidlich damit herum, wie ein Kind mit einem Kräusel. Man kann aus dem schlechtesten Buche etwas lernen; so fand ich auch hier S. 170 die Nachweisung, daß selbst in den gedruckten Illuminatenschriften, die ich hier gestehe nicht ganz gelesen zu haben, der Namen Jesu religiös genennet wird. Im Nachtrage von weitern Originalschriften der Illuminaten (München 1787. 8. IIte Abtheilung S. 98) wird die göttliche Lehre Jesu und seiner Jünger erwähnt, und Jesus von Nazareth unser grosser und unvergeßlicher Meister genennet; worüber sich Hr Demarees sehr ereifert, und es Mißbrauch und die schrecklichste Entweihung des Namens Jesu nennt. Ist das nicht lustig! Lavater will uns weis machen, er habe vor dem Illuminatenorden warnen wollen, als vor einer Verbrüderung, daß der Namen Jesus in zwanzig Jahren nicht mehr solle religiös genennet werden, deswegen also sollen die Illuminaten die schrecklichsten Leute seyn. Hingegen beweiset Demarees, daß die Illuminaten jetzt den Namen Jesu religiös nennen, aber das soll unwiederum die schrecklichste Entweihung des Namens Jesu seyn. Die armen Illuminaten sind also verdammt, sie mögen es machen, wie sie nur wollen! Demarees verdammt sie deswegen, weil sie den Namen Jesus jetzt wirklich religiös nennen, Lavater der Seher aber, verdammt sie deswegen, weil seine christliche Liebe sie beschuldigt, sie hätten sich darzu verbrüdert, daß das, was sie jetzt thun, in zwanzig Jahren nirgend in der ganzen Welt geschehen sollte. Es lebe Hrn. Lavaters christliche Divinationsgabe!

Die Sache gewinnt alſo ziemlich das Anſehen, als ob Hr. Lavater nun erſt hinterher (nachdem es ſonnenklar geworden iſt, daß die böſen Berliner ſo wenig eine Verbrüderung wider das Chriſtenthum und einen Spionenorden, als den Spiritus familiaris Gablidone, oder den Lavateriſchen Intuitionsſinn, oder die magnetiſche Divinationsgabe, oder Starkens Klerikat, oder das neue Jeruſalem der exegetiſchen Geſellſchaft haben) die beſagten Dinge auf den Illuminatenorden deuten wolle, damit ſie doch irgend wohin gedeutet würden, und man nicht gar glaube, der Feuereifer des Herrn Lavaters gegen ſeine Gegner habe ſolche gräßliche Poſſen in der Heftigkeit ſeines Grimmes nur erdichtet.

Uebel ſchien ſich Hr. Lavater eben nicht aus der Sache gezogen zu haben; und welcher ſeiner Anhänger wird es ihm verdenken, da der Illuminatenorden ſo wie gerufen kam, daß er ſich deſſen bediente? Der Illuminatenorden war einmal arg verſchrieen: eine Beſchuldigung mehr oder weniger konnte ihm nicht viel ſchaden, und Lavater war doch der argen Lächerlichkeit los, daß er um nur ſeine eigene geringfügige Sache zur Sache des Chriſtenthums zu machen, vor einem Plane wider das Chriſtenthum mit den pomphafteſten Worten hätte warnen wollen, deſſen Sitz er in der ganzen weiten Welt nirgends anzuzeigen wuſte, ſelbſt nicht in dem argen Berlin, von welcher Stadt und ihren mit Kinderſinn nicht begabten Journaliſten, man ſonſt doch

alle Gottloſigkeiten und Abſcheulichkeiten, ohne alle weitere Umſtände, nur kühn vorausſetzen darf.

Nun iſt hier aber noch ein Umſtand zu bemerken, wobey das gute Herz des guten Hrn. Lavater, wenn es erlaubt wäre, irgend jemals daran zu zweifeln, einigermaſſen in die Enge kommen dürfte, obgleich ſein Scharfſinn und ſeine gute Ueberlegung dabey immer noch unverkennlich ſeyn würden. Es iſt nämlich beſagte Behauptung, Lavater habe in ſeiner zweyten Rechenſchaft durch die Verbrüderung wider das Chriſtenthum und durch den Spionenorden nichts als den Illuminatenorden gemeint, eher nicht bekannt geworden, als nachdem aus einer gedruckten Schrift erhellte, Nicolai ſey ein Illuminat. Ich habe nun einmal das Unglück, bey Hrn. Lavater nicht zum beſten angeſchrieben zu ſtehn. Ich höre, daß er ſehr geſchäftig iſt, hin und wieder manches von meinem ſchiefen Kopfe, von meinem böſen Herzen, von meinen deiſtiſchen Grundſätzen, und von andern Fehlern, welche mir ſeine chriſtliche Liebe leihet, zu erzählen. Ich bin im Sommer 1787 zufälligerweiſe einen Theil des Weges gereiſet, welchen er von Bremen zurück kam, und fand viele Spuren, daß er mir die Ehre that ſich mit meiner geringen Perſon auf dieſem ſeinen Wege nicht wenig zu beſchäftigen, und oft von mir, und freylich eben nicht im Tone der an ihm ſonſt ſo gerühmten chriſtlichen Liebe, zu reden *). Zu läugnen iſt es nicht

*) Ein paar ſehr vernünftige Perſonen, die mich zuerſt perſönlich kennen lernten, ſagten mir, nachdem

nicht, daß er bey allem seinen guten Herzen einen recht heftigen Unwillen gegen mich hegt. Ich gestehe auch, denselben wohl verdient zu haben; denn wie kann man den Unwillen eines höchsteiteln Mannes, der allenthalben wie ein Apostel verehrt sein will, stärker verdienen, als wenn man ihn der größesten Ungereimtheiten und Widersprüche aufs deutlichste überweiset, und er, bey aller angenommenen Seelengröße, merkt, daß sein Ansehen dadurch sichtbar zu sinken anfängt, so daß man nach und nach seine Thorheiten für Thorheiten, seine Eitelkeiten für Eitelkeiten, seine Phantasien für Phantasien, und seine Winkelzüge für Winkelzüge zu erkennen beginnet?

Man könnte also vielleicht glauben, Hr. Lavater habe mit Einem Stein zwey Würfe thun wollen, und es sey ihm nicht unlieb gewesen, auf mich einen gehässigen Verdacht zu laden, und doch gar nicht das Ansehen davon zu haben. Er, der gute engelreine Lavater, sagte ja gar nicht: Nicolai sey ein Spion, oder Nicolai verbrüdere sich wider das Christenthum. Der gute fromme Lavater, wollte ja sogar, vermuthlich bloß aus Liebe zum Frieden, in seinem Gespräche mit dem Hrn. von Blankenburg bey Erwähnung des Plans wider das Christenthum, wobey er

dem sie einige Zeit mit mir umgegangen waren, ganz offenherzig: „Sie hätten sich infolge „Lavaters Schilderung, eine ganz andere Idee „von mir gemacht, als sie itzt fänden."

Berlin genennt zu haben gestehet, an den Nicolai, dessen deistische Grundsätze und Gespräche er sonst so genau kennt, und so gern davon spricht, dieses mal sogar nicht einmal gedacht haben. Was kann aber nun der stille Lavater dafür, daß auch Nicolai gerade ein Illuminat ist! Lavater will ja nun in seiner zweyten Rechenschaft den Illuminatenorden gemeynt haben, noch ehe er wußte, daß Nicolai ein Illuminat war! Was nun bloß daraus folgt, daß Nicolai ein Illuminat war, darüber erklärt sich Lavater ja gar nicht! Schlosser und Jacobi möchten vielleicht auch diese Saite nicht stark genug berühren, ob sie es gleich immer thun könnten. Denn gesetzt sie hätten sich auch des verdammten Illuminatismus schuldig gemacht; so wird ja, dem Geiste des Lavaterischen Zirkels gemäß, niemals gegen einen eifrigen Freund Lavaters gelten sollen, was gegen einen vermaledeiten Berliner gilt! Allenfalls aber, worüber Schlosser und Jacobi nur so leise hingleiten, das wird Stark schon weitläuftiger auslegen, das werden Demarees und andere schon des Breitern auseinandersetzen. Lavater wird dies gar nicht ungern sehen, aber ganz stille dabey seyn. Er mag wohl warten, und hat sich auf alle Weise *in salvo* gespielt.

Herr Lavater verzeihe, daß ich diese Muthmassung, nur wegen ihrer großen Wahrscheinlichkeit, hier anführe. Alle Wahrscheinlichkeit ist gerade nicht Wahrheit; das hätte Lavater selbst bedenken sollen, bey seinen Beschuldigungen gegen den Illuminatenorden, den er so schlecht kannte,

te, daß er nicht einmal wußte, daß seine besten Freunde darinn wären, und bey allen seinen Beschuldigungen gegen die ihm so verhaßten Philister *), die Berliner. Aber es scheint mir fast, es habe diese meine bestimmte und motivirte Muthmassung sehr viel mehr innere Wahrscheinlichkeit, als die frommen unbestimmten Lästerungen und Beschuldigungen in Lavaters zweyter Rechenschaft, wenigstens muß man gestehen, daß sich diesmal die Sache gar sonderbar in einander fügt.

Doch, wenn auch diese so wahrscheinliche Vermuthung ganz unwahr wäre; so möchte es wenigstens scheinen, Hr. Lavater dürfte bey der so natürlich aussehenden Deutung der einfältigen von ihm erdachten Chimären, von einem Spionenorden, von einer neuen Verbrüderung wider das Christenthum, auf den so verschrieenen Illuminatenorden, ziemlich dem Lächerlichen, welches eine nirgends vorhandene Erdichtung mit sich bringt, entwichen seyn. Es thut mir aber leid um ihn, daß es nur so scheint!

Ein eigenes unglückliches Schicksal scheint über Hrn. Lavater zu walten: daß er, wenn er über eine Absurdität sich vertheidigen will, gemeiniglich

*) Die christliche Liebe des Hrn. Lavaters pflegt, wie versichert wird, die Leute in Berlin, die über seine Schnellgläubigkeit und seinen Intuitionssinn und seine Eitelkeit die Achseln zucken, mit diesem Namen zu belegen.

niglich in eine andere fällt. Er möchte ſich gern aus den Widerſprüchen herausheben, und fällt immer tiefer hinein. Nach der Erzählung des weiſen Gablidone *) (welcher an Weisheit den weiſen Morgante noch weit übertrift) träumte der Vater eines gewiſſen Reiters: „Daß er immerfort, „und zwar in einem Zeitpunkt von vierzig Jahren „immer herunterfalle," bis er endlich, (wie Hr. „Lavater ganz ernſthaft berichtet,) zum Zeichen der „Erlöſung eine beſchmutzte Serviette bekam!" Ein ſolches Erlöſungszeichen beſitzt Lavater vielleicht nicht

*) Dieſe und mehrere komiſche, mit einem eben ſo komiſchen Anſehen von Wichtigkeit vorgetragene Nachrichten, ſind zu leſen, in Lavaters 1781 aufgenommenem und nach der gedruckten Protokoll über den *Spiritus familiaris* Gablidone. (1787. 8.) S. 32, 38 und 52. Wenn man dieſes von Lavatern aufgenommene Protokoll, und einige von ſeinen Korreſpondenzen und gedruckten Schriften lieſet; ſo möchte man faſt glauben, es würde bey Lavaters ſo ſehr erhöhter Einbildungskraft und ſo ſehr niedergedrückter Vernunft, ihm ganz heilſam geweſen ſeyn, wenn er ſich in den Illuminatenorden begeben hätte, und ein Paar Jahr lang Minerval geworden wäre. Denn dadurch wäre er doch angewieſen worden, vernünftige Bücher zu leſen, z. B. Seneka, Epiktet, und Antonin, und einen vernünftigen deutlichen Aufſatz zu machen. An beidem fehlt es ihm.

nicht einmal, wenigstens nicht, so wie sein Freund Naephorolon, eine beschmutzte Serviette in welcher „eine von einem unsichtbaren Wesen einge„brannte Menschenhand sichtbar ist.“ *). Aber ach! es geht dem guten Lavater, wenn er sich aus seinen Absurditäten herauswickeln will, eben so. Er fällt immer mehr herunter; und selbst eine beschmutzte Serviette konnte ihn nicht halten! Es geht ihm wie gewissen Geistern, von denen eben dieser Gablidone redet, (der nach Lavaters Berichte, „der Geist „eines schon vor Christi Geburt gestorbenen jüdi„schen Kabalisten und Magiers seyn soll, der

 „durch

*) S. das obengedachte Lavaterische Protokoll über den *spiritus familiaris* Gablidone S. 53. Diese von einem unsichtbaren Wesen eingebrannte Sichtbarkeit ist doch allerliebst! Fast nur Lavater konnte fähig seyn, so etwas aufzuschreiben, um es herumzuschicken, und nicht einmal den Mund dabey zu verziehen. Ich erinnere mich dabey einer Stelle in einem von einem Jesuiten Abbe Pintus verfaßten, und von Hasse herrlich komponirten Oratorio: la Caduta di Gierico. In demselben sagt der Hohepriester zur Rahab, welche glaubt mit ihrer Vernunft auch Gott erkennen zu können, sehr naiv:

— Dio non si *vede*
Che cogli *occhi* di una *cieca* fede!

„Gott wird nur mit den Augen eines blinden „Glaubens gesehen!“ Ist das nicht auch allerallerliebst! Wir scheinen wirklich jetzt in einer Zeit zu leben, wo es für Weisheit gehalten wird, die Augen fest zuzudrücken, um desto heller zu sehen!

„durch magiſche Wiſſenſchaft herausgebracht, daß „der Meſſias Jeſus von Nazareth heißen würde,“ Cabilidone giebt von ihnen, vermöge ſeiner magiſchen Wiſſenſchaft, durch den Mund Hrn. Lavaters, folgende in der Geiſterlehre ſehr wichtige Nachricht: „Daß ſie zwiſchen zwey Klippen „ſtehen, und zur Dünne des Papiers *) von „dieſen ſich immer nähernden Klippen zuſammen „gedrückt werden, und daß, wenn ſie durch „inſerſte Anſtrengung aller ihrer Kräfte und „Elaſticität die Klippen auseinander gedrückt „haben, dieſe doch wieder zuſammen kommen und „die vorige Preſſung erfolgt, und nachher „wieder das ſobald wieder vereitelte auseinander „gearbeitet werde.“

Lava-

*) Dies muß der Fall bey mehrern Geiſtern ſeyn. Der ſel. GehR. von Hymmen, auf den ſich Hr. Stark einigemal als auf ſeinen beſondern Freund zu berufen affektirt, obgleich derſelbe, wie mehrere glaubwürdige Leute (und beſonders auch ich ſelbſt) bezeugen können, von Hrn. Starks Klerikat gar keine vortheilhafte Meinung hegte, vernahm, vor etwa 10 Jahren, einige Grubenarbeiter beym Alaunbergwerke bey Freyenwalde, über die Berggeiſter in den dortigen Bergen, ganz ernſthaft und förmlich ad Protocollum. Auf die von Hrn. v. Hommen an einen der Bergleute aufgeworfene Frage: Ob Zeuge einen Berggeiſt geſehen habe? war die Antw. Ja. Fr.: Wie der Berggeiſt ausgeſehen habe? A. Wie Löſchpapier!

Lavater hat in diesen Worten, ohne daran zu denken, sein eigenes Schicksal beschrieben. Wie oft ist es ihm auf solche Weise gegangen! Auch in diesem Falle geht es ihm wirklich so. Denn, unglücklicherweise für Herrn Lavaters christliche Liebe und gutes Herz, welche im Zirkel seiner Verbündeten so nachsichtig und schonend, und ausser demselben so strenge und hartangreifend zu seyn pflegen, hat er diesmal in den Zirkel seiner Freunde einen schmerzhaften Schlag gethan, und seine Gegner gehen ganz frey aus. Er wird das sobald wieder vereitelte nochmals auseinander arbeiten müssen. Denn, der böse Nicolai, welchen diese Deutung hätte treffen müssen, gesetzt, daß es auch das gute Herz des Hrn. Lavaters nicht intendirte, daß sie ihn treffen sollte, ist zwar in so fern ein Illuminat gewesen, daß er die zu diesem Orden gehörige Schriften gelesen hat, hat sich aber mit diesem Orden weiter nicht abgegeben, und ist in demselben nicht im geringsten thätig gewesen. Ist es denn auch in Lavaters Augen schon strafbar auch nur dieß gethan zu haben, so wird er wohl verschiedene seiner besten Freunde, Männer auf die er sich oft, und zumal wider die bösen Berliner, berufen hat, eben so sehr strafen müssen; und das wird eine schwere Auseinanderarbeitung werden! Ja noch mehr als dieses! Freunde Lavaters hegten von dem Illuminatenorden vielleicht eine weit bessere Meinung, als Nicolai, wenigstens gewiß von dessen gutem Erfolge weit mehr Hofnung. Unter denen, welche sich die nö-

thige Verbeſſerung dieſes Ordens für die Proteſtanten am ämſigſten angelegen ſeyn ließen, war hauptſächlich ein berühmter Gelehrter der ein aufrichtiger Freund Lavaters iſt. Schon durch dieſen einzigen Umſtand fällt Lavaters Verdacht, der Illuminatenorden ſey eine Verbrüderung wider das Chriſtenthum, offenbar ganz weg. Welcher lächerliche Wahnſinn! Lavater, in ſeinem unendlichen Eifer wider die Berliner, bildet ſich einen Spionenorden und eine Verbrüderung wider das Chriſtenthum ein. Er macht dieſe Gräßlichkeiten kund und will ganz Deutſchland darwider aufbieten, dabey aber nicht undeutlich zu verſtehen geben, den abſcheulichen Berlinern ſollen dieſe abſcheulichen Dinge zur Laſt. Aber ſiehe da! in den Dingen, die ſo gräßlich und abſcheulich von Lavatern abgemalt werden, finden ſich hauptſächlich Leute aus Lavaters vertrautem Zirkel! Hr. GehR. Jacobi muß es auch wohl nicht wiſſen, daß Lavater ſchon im Jahre 1780. den Illuminatenorden für einen Spionenorden, und für die ſchreckliche Verbrüderung, daß Jeſu Namen in 20 Jahren nicht ſolle genennet werden, will gehalten haben; denn er bekennet im Jahre 1789 öffentlich *), „Er „habe auf der Schwelle des Tempels des Illumi„natenordens geſtanden, (d. h. er ſey etwa Minerval oder Illuminatus minor, geweſen) „und er „ſey nur zurückgetreten, nicht weil er böſes ahn„dete

*) S. Deutſches Muſeum Febr. 1788. S. 175.

„dete, sondern weil er (gerade wie ich) in die „Kraft der Mittel die das Gute wirken sollten, „kein Vertrauen setzte.“ — Also nichts böses konnte Jacobi, dessen Zeugniß Lavater doch nicht verwerfen wird, vom Illuminatenorden vermuthen; und jetzt nachdem er Lavaters zweyte auch an ihn, als einen Freund, gerichtete Rechenschaft, und nachher sogar die gedruckten Illuminatenschriften gelesen hat, klagt er noch nicht diesen Orden als Spionenorden, als erschrecklichen Plan wider die christliche Religion an, wider die man mit Lavatern ganz Deutschland auffordern muß. Jacobi gesteht: „daß Männer „die er ehre, liebe, bewundere*), von der Kraft „des Illuminatenordens das Gute zu bewirken, „mehr Vertrauen gehabt haben, als Er!“ Das klingt ja ganz anders als Lavater und Stark vorgeben! Bloß Illuminat gewesen zu seyn, muß also doch wohl nicht nothwendig zum Spionen und Unchristen qualificiren. Mit Männern, die selbst Jacobi, der eifrige Freund und Vertheidiger Lavaters und der Bewunderer der Vertheidigung Starks, ehret, liebt und bewundert, in Einer Gesellschaft zu seyn, der sie Kraft zum Guten zutrauen, kann ja doch wohl in Lavaters und Starks Augen keine Schande seyn!

Aber dies ist noch nicht alles. Falstaff hatte *a damn'd alacrity of sinking*, und Hr. Lavater hat eine ihm eigene Fertigkeit die Sachen ins

*) Dieß Zeugniß des Hrn. GehR. Jacobi bestätigt übrigens, was ich oben S. 95 sagte.

immer mehr links zu nehmen die er einmal links genommen hat! Manches würde mit dem guten Hrn. Lavater beſſer ſtehen, wenn er einſehen lernte, daß er die meiſten Dinge verkehrt angreift, und daß ſie gemeiniglich immer verkehrter werden, je mehr er ſich damit abgiebt. Ich will Hrn. Lavater ein Beiſpiel aus der Magie geben, weil er ſie doch ſo ſehr liebt, und ſie ihm ſo geläufig iſt. Hr. Lavater erinnere ſich an die wichtige Erzählung von der „leeren blechernen Almoſen„büchſe *), worin ſeine Freunde *Nacphorolon* „und Reiter ihre Sündenbekenntniſſe ſtecken muß„ten, in welcher leeren Büchſe eine b inerne Ku„gel war, faſt größer als der Raum der Büch„ſe, und die gedachte beinerne Kugel ließ ſich we„der mit Hammer noch auf dem Ambos zerſchla„gen, ſehr leicht hingegen auf einem geſchriebe„nen Pſalmen, und da befand ſich ein Orden „darinn.“ So viel iſt daran gelegen, daß man eine Sache recht anfängt! Wer auch kein Magier oder Gabilone iſt, muß wohl merken, daß Lavaters Spionenorden auch aus etwas leerem entſtanden iſt: iſts nicht eine Almenbüchſe, ſo iſts ein Kopf! Aber wenn er nun mit dieſem Spionenorden, gerade in ſeiner zweyten Rechenſchaft den Illuminatenorden will angedeutet haben, ſo fängt ers ſo verkehrt an, als nie jene Herren mit ihrem Hammer; und indem er ſich ganz ſanft auf ſeinen

*) S. Lavaters Protocoll über den *ſpiritus familiaris Gabilone*. S. 41.

nen Lehnstuhle niederzusetzen vermeint, setzt er sich auf den Scheiterhaufen der Lächerlichkeit! Wer weiß welcher Psalm mit einer wichtigen magische Kraft Nacphorolon mag gehabt haben! Hr. Lavater hätte den Rechner nochmals darum sollen fragen lassen; denn er scheint auf den unrechten Psalm gekommen zu seyn. Vielleicht hat seine geistliche Eitelkeit den LXIV Psalm im Sinne gehabt. Aber er hätte besser gethan, lieber an Psalm LXIX, V. 3. 11. 12. 13. sich zu erinnern, und ganz ruhig zu sitzen. Denn er hat nun sein Müthlein doch nicht gekühlt, und das Lächerliche ist lächerlicher geworden! Hr. Lavater mag es mir glauben; denn:

Wenn er wirklich vom Anfang an den Spionenorden und die neue Verbruderung wider das Christenthum auf den Illuminatenorden hat gedeutet wissen wollen; so war es nicht bloß Unklugheit, sondern, aus gewissen Ursachen die allerunsinnigeste Lächerlichkeit, die nicht genug belacht werden kann, dieß, unter allen möglichen Brochüren die er hätte schreiben können, gerade in seiner zweyten Rechenschaft zu sagte. Hat er aber die Deutung nachher gemacht, so ist es immer ein armseliges und ein nicht weniger invidiöses Ding um diese hinterlistige Deutung; die Lächerlichkeit aber ist nicht viel geringer. Denn wenn seine unbestimmten gräßlichen Beschuldigungen auf den Illuminatenorden gehen sollen, so giebt er warlich die Ohrfeige, die er auszutheilen vermeinet, ganz andern Leuten, als welchen er sie geben wollte!

Ich

Ich bin genöthigt so viel hier zu sagen, weil Herr Lavater und seine Anhänger bis jetzt fortfahren, mich mit gehässigen Insinuationen zu verfolgen, und weil Hr. Stark mit seinen hämischen Konsequenzen wegen des Illuminatenordens den Lavaterischen Verunglimpfungen in die Hand arbeitet. Mehr will ich jetzt nicht hinzufügen. Will aber Hr. Lavater die gewissen Ursachen näher erfahren, warum es so gar sehr lächerlich gewesen seyn würde, wenn er gerade in seiner zweyten Rechenschaft, die Illuminaten ohne alle Gnade für Spionen und Verbündete wider das Christenthum ausgeschrieen hätte, will er mich herausfodern, die unglaubliche und doch unreinige Wahrheit näher zu erläutern, daß Lavaters beste Freunde dem Illuminatenorden beygethan, und einige derselben sogar zu dessen Verbesserung sehr geschäftig gewesen, unterdessen weder Nicolai noch irgend ein Berliner je Hand dazu angelegt hat; so rathe ich ihm recht freundschaftlich, sich von seinem Zorne nicht abermals so arg irre führen zu lassen, wie in seinem gedruckten ungedruckten Ausfoderungsschreiben und in seiner zweyten Rechenschaft Er überlege die Sache erst etwas genauer als damals, und lasse sich so viel Zeit, sich bey allen seinen Freunden an der Elbe, an der Saale, an der Oder, an der Ocker, an der Leine, an der Weser, an der Pfinz, und am Rhein, oder an welchen Flüssen er Freunde mag wohnen haben, genau zu erkundigen: wer von ihnen Illuminat sey, und wer zu Verbesserung dieses

Or-

Ordens geschäftig gewesen, oder noch seyn möge? Wenn er selbst — und zwar öffentlich — (denn auf seine Waffenträger und alle seine Briefchen, Zettelchen, und Insinuationchen, im geringsten zu achten, halte ich mich gar nicht verbunden) — alsdenn noch nähere Erläuterung von dem verlangt, was ich hier öffentlich behaupte: so will ich ihm öffentlich vor dem Publikum alle mögliche Erläuterungen geben, ich will die Männer nennen, welche die Grundabsicht des Illuminatenordens für gut, und einer Verbesserung fähig hielten, und welche thätige Bemühungen dazu anwendeten. Ich will denn ruhig erwarten, ob es einer von denselben läugnen, oder was sonst erfolgen wird. Aber, obgleich sodann völlig offenbar werden möchte, daß Lavater in seiner zweyten Rechenschaft beynahe unmöglich unter dem Spionenorden und unter dem Plan wider den Namen Jesus den Illuminatenorden wirklich kann gemeint haben, wenn er sich nicht der größten Lächerlichkeit schuld geben will; so soll man alsdenn bey näherer Auseinandersetzung gewiß sehen, daß Wahrheit und Unparteylichkeit meine Feder führen wird, und daß ich rechtschaffenen Männern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Ich will auch alsdenn zeigen, daß ich gewiß niemandes Verdienste und rechtschaffenen Charakter deswegen verkenne, weil er ein Freund Lavaters ist; ob ich gleich nicht für nöthig halte, meinen eigenen Charakter und guten Namen der so geschäftigen christlichen Liebe und dem guten Herzen Lavaters und seiner Speichellecker allezeit

Preis

Preis zu geben, und ob ich gleich, wenn ich auch mehrentheils zu den verächtlichen mündlichen und gedruckten Neckereyen und Klatschereyen schweige, nicht für nöthig halte, immer zu schweigen.

Findet aber Hr. Lavater, nach reifer Ueberlegung, nicht für gut, diese Aufforderung öffentlich an mich ergehen zu lassen, oder wird er, wenn er sie ergehen läßt, überzeugt, wie unverantwortlich er entweder gehandelt, oder wie lächerlich er sich gemacht hat; so diene ihm dieser Vorfall wenigstens zur Belehrung aufs künftige, damit er ferner nicht elenden Klatschereyen und Commerages seiner Herumträger und Anekdotenjäger traue, und grobe Erdichtungen als Wahrheiten in die Welt hineinschreibe. Er lerne, seine Eitelkeit und seinen ungebundenen Zorn mäßigen, und wenn er es noch nicht so weit in der Selbsterkenntniß und Philosophie gebracht hat, daß er einen begangenen Irrthum öffentlich erkennen, und demjenigen, dem er zu viel gethan hat, öffentliche Genugthuung geben will: so lerne er sich wenigstens eines begangenen Irrthums schämen; er lerne aus diesem Vorfalle, daß elende Ausflüchte eine schlechte Sache nicht besser machen. Er gehe in sich, und bedenke einmal ernstlich, wohin ihn seine lebhafte unordentliche Einbildungskraft, seine Eitelkeit, sein geistlicher Stolz, seine thörichten Hypothesen, und sein unersättlicher Durst, diese thörichten Hypothesen durchzusetzen und durch dieselben zu wirken, und seine ungebundene leidenschaftliche Heftigkeit, wenn er dieß nicht durchsetzen

ſetzen kann, endlich bringen. Er gehe in ſich, lerne ſich ſchämen, und denke nochmals ernſtlich:

— Pudet, haec opprobria nobis
Et dici potuiſſe, et non potuiſſe refelli!

Dieſe lange Digreſſion wird mir hoffentlich niemand übel nehmen, der unparteyiſch erwägt, wie unwürdig mir von Lavatern und ſeinen Genoſſen begegnet wird, und daß ich, bey derſelben unbeſtimmten Inſinuationen, nur durch öffentliche, deutliche und genaue Auseinanderſetzung der zu wiſſen nöthigen Umſtände meine Vertheidigung vor dem Publikum führen kann. Ich kehre nun zum Illuminatenorden zurück, von welchem ich nur noch einen einzigen Punkt, und zwar einen wichtigen, kund zu machen habe.

4) Es waren auch Jeſuiten im Illuminatenorden, und ſind ſehr wahrſcheinlich noch jetzt in demſelben.

Es thut mir leid, daß ich wegen der hämiſchen Verunglimpfung einiger Leute hier erſt bezeugen muß, daß, da ich eben itzt von Lavatern und ſeinen Freunden geſprochen habe, und nun von Jeſuiten ſpreche, mir zwiſchen dieſen beiden Begriffen auch nicht der geringſte Zuſammenhang im Sinne liegt. Vor vernünftigen Leuten ſollte ſich dieß ohnehin verſtehen. Wer auch meine Schriften genau lieſet,

wird sehr gut einsehen, daß ich Lavatern weder beschuldiget habe, daß er katholisch sey, noch daß er wissentlich die Absichten der Jesuiten befördere. Lavater hat aber beides zu verstehen gegeben, und seine Anhänger haben es ihm sehr eifrig nachgesprochen, theils um mich zu verunglimpfen, theils um den Sinn meiner Behauptungen zu verdrehen, theils weil ihnen die Widerlegung bequemer wird, wenn sie das widerlegen, was ich nicht gesagt habe. Man hätte nur die verschiedenen Behauptungen, welche ich alle sehr genau bestimmte, nicht verwirren, und unter einander vermischen dürfen, so würde man mich nicht geflissentlich mißverstehen. Auch hier will ich allen Mißverstand verbitten; denn so weit ist es mit der Wuth meiner Gegner gekommen, daß ich das was die gesunde Vernunft mir ohnedieß schon zuspricht, erst erbitten muß.

Erstaunen werden indeß gewiß nicht wenig Personen über die Nachricht, daß in dem wider den Jesuitenorden gestifteten, und deshalb von den Jesuiten hauptsächlich verfolgten Illuminatenorden, Jesuiten selbst Mitglieder sind. Doch ist es ausgemacht. Ich könnte verschiedene Jesuiten mit ihrem Geschlechtsnamen, so wie auch mit ihrem Illuminatenordensnamen nennen, nicht weniger auch einige Leute, welche mir sonst als erklärte Jesuitenfreunde, oder was man Jesuites de robe courte nennt, bekannt sind. Freylich möchte vielleicht, aus diesem einzigen Umstande, manches über die schnelle Verfolgung

des

des Illuminatenordens, über die Auffindung der nachher bekannt gemachten Schriften und andere Dinge mehr gemuthmaßet werden. Ich weiß zwar nicht, (da ich überhaupt von Anordnungen zu Aufnahmen, und was sonst dazu gehört, nichts zuverlässig weiß,) warum man so unvorsichtig gewesen ist, Jesuiten, die als solche bekannt waren, in den Illuminatenorden aufzunehmen. Man hat sich vermuthlich überreden lassen, sie hingen nicht mehr mit dem Jesuitenorden zusammen, sie wären aufgeklärt, oder was es sonst gewesen seyn mag. Man ist noch nicht allenthalben geneigt, die unstreitige Wahrheit als Wahrheit anzunehmen: daß der Jesuitenorden die engste Verbindung ist, aus welcher sich keiner, der je darinn war, gänzlich herausziehen kann, wenn er auch gern wollte, und fast niemals wird er es wollen: so unbeschreiblich stark und konsequent ist der Esprit de Corps dieses Ordens. Man kann sich die unstreitige Wahrheit noch nicht anschauend genug vorstellen: daß man keinen Jesuiten, so ein guter Mensch er auch ist, und so genau man ihn sonst auch kennet, jemals in irgend eine Sache mischen darf, auf welche seine Obern besondere Aufmerksamkeit können geworfen haben, und am wenigsten in Sachen, wo das Wohl und der Schaden des Ordens unmittelbar interessirt ist. Denn wenn er auch wollte, so kann er nicht, wenigstens nicht fortgesetzt, anders handeln, als es ihm seine Obern befehlen, von welcher Abhängigkeit er sich nie ganz loß machen kann.

Ich bin aber auch ferner aus Gründen und Erfahrung überzeugt, daß die Vorsicht, keine Jesuiten die als solche bekannt sind, in eine geheime Verbindung aufzunehmen, zwar etwas, aber nicht viel helfen wird. Die Jesuiten sind einmal auf alles aufmerksam, was ihnen nützen oder schaden kann, oder wodurch sie etwas auf irgend eine Art wirken können. Es ist also wohl natürlich, daß die vielen geheimen Gesellschaften, die jetzt existiren, ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sind. Es ist gewiß keine derselben, in welche sie sich nicht, bekannt oder unbekannt, einzudrängen suchen, wenn sie können, und wenn sie von irgend einigen derselben, wie doch (ich will der wahrscheinlichen Beweise nicht einmal gedenken) jetzt ziemlich allgemein geglaubt wird, die unbekannten Obern seyn sollten; so liegt es wenigstens nicht an ihrem guten Willen, daß sie es nicht von mehrern oder von allen würden. Wenigstens daß sich ihre *Nostri* nicht als Mitglieder eindrängen: möchte bey aller Vorsicht sehr schwer zu vermeiden seyn. Denn nicht allein sind, seit der öffentlichen Aufhebung des Ordens, wodurch aber die innere Verbindung im Wesentlichen nicht geändert worden ist, nicht wenige von diesen Leuten unbekannt; sondern auch viele bekannte wissen allerley so fix einzubilden, z. B. daß sie mißvergnügt mit ihrem Orden wären, daß ihnen Unrecht darinn geschehen sey, daß sie aus dem Orden geschieden wären, daß sie zu aufgeklärt wären, um die Pfaffereyen des Ordens länger dulden zu können, u. s. w. Einige sind wohl ausdrücklich

drücklich von ihren Obern dazu aufgestellt, daß sie sich mißvergnügt und von unjesuitischer Gesinnung stellen sollen, und diese sind die gefährlichsten. Andere mögen wirklich wohl über dieß oder jenes mißvergnügt geworden seyn, und möchten gern aus dem ganzen Wesen heraus, aber sie können sich aus den mit so vieler Schlauigkeit in einander verknüpften Jesuitenbanden nicht herausziehen; und der Orden, wenn es ihm dienlich ist, sie wieder näher zu sich zu ziehen, weiß es ihnen schon so nahe zu legen, daß sie ihren Frieden mit demselben allenfalls auf Kosten eines Dritten machen müssen, wovon mir merkwürdige Beyspiele bekannt sind. Es sind aufgeklärte Leute unter den Jesuiten, daran ist kein Zweifel. Diese gehören auch eben so nothwendig zum Orden, als die andern, sobald einmal Aufklärung in der Welt nicht die Obern hindern können. Solche Nostri schaden dem Jesuitenorden gar nicht, so lange sie ihre Aufklärung nicht weiter brauchen dürfen und wirklich brauchen, als es ihnen die Obern erlauben, und dafür wissen die Obern schon zu sorgen; es sind auch schon dagegen durch den erstaunlichen Esprit de Corps dieses Ordens, durch den jedem Jesuiten eingeflößten Stolz, durch das hervorscheinende Vertrauen auf sich selbst, welches Hr. Prof. Wesenrieder*) am Jesuitenorden so sehr rühmt, von langen Zeiten

*) S. meine Anmerkungen über Lavater und P. Sailer, S. 123.

ten her ſehr gute Anſtalten getroffen. Solche Leute von hellem Kopfe dienen den Jeſuiten in der That ſehr gut, da wo Pfafferey und Bigotterie anſtößig ſeyn würden, alſo auch beſonders bey Proteſtanten. Wenn ich nicht von dieſen Dingen ſo auffallende Beyſpiele wüßte, ſo würde ich hier nicht abermals davon reden *). In geheimen Geſellſchaften können

*) Es iſt ſeit einiger Zeit vom Einſchleichen der Jeſuiten und von ihren Machinationen verſchiedenes bekannt geworden. Einige ſonſt recht gute Leute aber, welche, ohne Erfahrung zu haben, mit Sollogismen, oder mit witzigen Einfällen beweiſen, das, was ſie nicht ſehen, exiſtire nicht, hielten alles für Einbildung, und wurden darinn vielleicht von einigen abſichtsvollen Leuten beſtärkt, welche alles Reden davon für Thorheit, oder für ganz bekannte unbedeutende Sachen ausgaben, damit es nur nicht ferner unterſucht werden, ſondern fein im Dunkeln bleiben ſollte. Der Herr Ritter v. Zimmermann hat ſogar ein eigenes Wort, Jeſuitenriecherey, erfunden, welches Hrn. Stark und Demarées, da Gründe in dieſer Sache zu ſchwach befunden worden ſind, ein ſehr willkommener Nothhelfer ſeyn möchte. Ein luſtiges Wort iſt zwar kein Beweis, aber doch vielleicht ſo gut als mancher von den ſehr ſchlechten Beweiſen, welche z. B. von Hrn. Stark und andern wider die fortdaurende Wirkſamkeit der Jeſuiten angeführt worden ſind. Vernünftige Leute, welche Gelegenheit haben, Jeſuiten und derſelben Machinationen näher kennen zu lernen, und daher mit Kenntniß

können Jesuiten und Jesuitenfreunde als Mitglieder den Obern sehr dienen, daß sie auf bequeme Art alles erfahren, was ihnen sonst geheim bleiben würde, und ihre Maaßregeln darnach nehmen können; und daß es im Illuminatenorden eben so gewesen ist, läßt sich aus mancherley Umständen nicht anders vermuthen. Selbst Verbesserungen, wenn sie

 wider

niß der Sache und aus Liebe zur Wahrheit davon sprechen, würden ohnedieß die Achseln zucken, wenn man sie mit einem spaßhaften Worte widerlegen wollte. Soll aber die Sucht mit erhitzter Phantasie, ohne Gründe, Jesuiten da zu suchen, wo sie nicht sind, Jesuitenriecherey heissen: so mags meinethalben seyn, und jedermann hüte sich davor; aber wirklich auch vor der Riecherey der Jesuitenriecherey, die eben so arg ist, und wovon ich mich nicht traue, die Note meines lieben Freundes Zimmermann, die etwas unerwartet in seinem Werke über Friedrich den Großen (gr. Ausg. S. 96. 97. 98.) erscheinet, ganz loszusprechen. Herr von Z. sagt zu Ende dieser Note: Hypothesen sterben und vergehen. Es ist durch Hypothesen sehr viel Wahrheit ausgemacht worden; dergleichen Hypothesen verstehen als Hypothesen, und gehen als Wahrheit wieder auf. Aber Hypothesen, die nichts als Hypothesen sind, sterben und vergehen freilich! Und das wird auch ganz gewiß das Schicksal der Hypothesen in Hrn. von Zimmermanns und in meinen Noten seyn; wofern sie nichts als Hypothesen sind. Aber Wahrheit bleibt Wahrheit, und ein Spottnamen mehr oder weniger ändert nichts daran.

wider ihren Willen vorgenommen werden ſollten, wiſſen ſie auf eine ſehr ſchlaue und ſchleichende Weiſe unvermerkt ſo zu lenken, daß ſie ihnen nicht nachtheilig werden. Sie werden ihnen aber nicht leicht nachtheilig, ſo bald ſie nur durch irgend einen der Noſtrorum ein Händchen dabey haben; denn alsdenn werden ſie entweder in kurzem das Ruder des Schiffs ſelbſt in ihre Hände bekommen, oder es wird doch, ſelbſt dem Steuermanne unvermerkt, ſo geſteuert werden, daß es nicht weit von der Richtung abgehet, welche ſie ihm, ihren Abſichten nach, zu geben wünſchen.

Dieß verdient vielleicht die Aufmerkſamkeit gutmüthiger Vorſteher geheimer und anderer Geſellſchaften, beſonders auch derjenigen, welche etwa noch bis jetzt auf den Grund des Illuminatenordens fortzubauen vermeinen: ſich vor dem Einſchleichen und den glatten Worten der Jeſuiten in Acht zu nehmen. Man kann leicht erachten, daß ich, da ich ſchon ſo viel gegründete Urſachen hatte, im Illuminatenorden nicht thätig zu ſeyn, noch weniger Luſt dazu bekommen haben müſſe, nachdem ich Namen wirklicher Jeſuiten auf der Liſte erblickte. Dieß mußte mir wohl alle Hofnung, daß die Sache nicht eine ſchiefe Wendung nehmen würde, benehmen. Sehr anmerkenswürdig hat es mir unter andern geſchienen, daß verſchiedene Jeſuiten in Baiern Illuminaten waren, daß man aber, ſo viel ich habe bemerken können, auf den gedruckten Liſten der Baierſchen Illuminaten keinen einzigen Namen eines Jeſuiten mit abgedruckt, ſondern ſie ſämtlich ausgelaſſen hat.

Mehr

Mehr will ich über dieſe delikate Materie jetzt nicht ſagen. Herr Stark nöthigt mich aber, über die Veranlaſſung zu meiner Kenntniß der noch fortdaurenden zuſammenhängenden Verfaſſung der Jeſuiten und ihrer Machinationen, (worüber alles öffentlich zu ſagen freylich nicht rathſam ſeyn möchte,) wenigſtens etwas noch hinzuzufügen, um einem Miſsverſtändniſſe, das er gefliſſentlich gern erregen möchte, zu begegnen.

Wie ich ſchon oben S. 67 angeführt habe, ſagt er S. 153 des Nachtrags ſeines dickleibigen Buchs: „Nachdem Herr Nicolai auf ſeiner Reiſe ſich hatte „in die Geheimniſſe des Illuminatismus ein„weihen laſſen, ward das Jeſuitengeſpenſt von ihm „erdichtet, und gegen dieſen durch ihn ſelbſt aus„ſtaffirten Kobold Lärm gemacht.“ Man ſiehet wohl, daß ſeine Abſicht iſt, mit ſeiner gewöhnlichen Kunſt des hämiſchen Inſinuirens den Geſichtspunkt zu verrücken, und, wie er ſo oft thut, Dinge von mir vermuthen zu laſſen, an die ich nicht gedacht habe. Er möchte gar zu gern, ſo ungereimt es iſt, die Idee unterſchieben, als hätte ich dem Illuminatismus zu gefallen geſchrieben, was ich über Jeſuiten ſchrieb, und als hätte ich ſogar etwas demſelben zu gefallen erdichtet. Wer meine Reiſebeſchreibung mit Aufmerkſamkeit und Unparteylichkeit lieſet, wird es ganz anders finden. Da ich in derſelben von katholiſchen Ländern zu reden hatte, ſo habe ich, ohne irgend eine Nebenabſicht, die wahre Beſchaffenheit des jetzigen Zuſtandes der ka-

tholiſchen Religion auseinander geſetzt, und mit Beweiſen belegt. Hiebey mußte ich nothwendig auch von Jeſuiten reden, welche einen wichtigen Theil der katholiſchen Verfaſſung ausmachen. Da ich dabey mehrmals nöthig fand, von der ſchädlichen unvermerkt entſtandenen Vermiſchung katholiſcher und proteſtantiſcher Begriffe zu reden; ſo kam ich ganz natürlich auf die noch immer fortdaurende Proſelytenmacherey. Daß der Jeſuitenorden auch nach ſeiner Aufhebung noch große Wirkſamkeit hat, iſt in katholiſchen Ländern ſehr merklich, und bekannt genug. Ich war auch darauf aufmerkſam, wie ich auf mehrere Merkwürdigkeiten aufmerkſam geweſen bin. Aber durch verſchiedene zufällige Veranlaſſungen ward ich, noch ehe ich wußte, daß ein Illuminatenorden in der Welt ſey, mit vielen den Jeſuitenorden betreffenden Dingen genauer bekannt, wovon ich nur Eine Veranlaſſung hier erzählen will.

Ehe ich auf meine Reiſe ging, war ich nicht ganz ununterrichtet von der jetzigen Verfaſſung der Jeſuiten, und von ihrer fortdaurenden Wirkſamkeit. Ein ſehr einſichtsvoller katholiſcher Geiſtlicher, dem ich auch ſchriftliche Pro Memoria über verſchiedene Gegenſtände, die nur in einigen katholiſchen deutſchen Ländern merkwürdig ſeyn würden, zu danken habe, hatte mit mir mehrmals auch von den Jeſuiten geſprochen, mit welchen er ſehr viel zu thun gehabt hatte. Ich geſtehe aber, daß dieſer Gegenſtand, den er mit vieler Lebhaftigkeit abhandelte, mir damals noch nicht ganz deutlich ward. Ein geborner Katholik, wenn er über Gegenſtände dieſer

Art

Art mit einem Proteſtanten redet, der nie in katholiſchen Ländern geweſen iſt, ſetzt mancherley als bekannt voraus, wovon der andere keinen deutlichen Begrif hat; und es kann vielleicht einem gebornen Proteſtanten zuweilen eben ſo gehen, wenn er mit einem Katholiken, der nie in proteſtantiſchen Ländern geweſen iſt, über gewiſſe proteſtantiſche Verfaſſungen redet. Bey meinem Aufenthalte in Wien wurden meine Ideen davon auf mancherley Weiſe ſehr berichtiget. Ich lernte daſelbſt die Partenen der Jeſuitenfreunde und Jeſuitenfeinde näher unterſcheiden. Ich lernte daſelbſt von Leuten, welche dieſer Sachen ſehr kundig ſind, was Jeſuites de robe courte ſind; man ſprach davon, als von einer ganz bekannten Sache, und es wurden mir verſchiedene davon perſönlich mit Fingern gezeigt *). Ich hörte daſelbſt genug von den Intrigen der Jeſuiten unter der Kaiſerinn Maria Thereſia, ſo wie auch verſchiedenes von ihren Schickſalen unter der jetzigen Regierung, und von ihren mancherley Bemühungen und ſchlauen krummen Wegen, um ſich, wo möglich, einen Theil ihres vorigen Einfluſſes wieder zu verſchaffen. Derjenige, der mit mir vorzüglich hiervon ſo poſitiv als offenherzig ſprach, war der Freyherr von

*) Ich erinnere mich einer Geſellſchaft im Prater, wo bemerkt ward, daß ein fremder Jeſuit von einem gewiſſen anſehnlichen Manne, den er ſonſt nie geſehen hatte, nachdem ſie ſich die Hand gegeben hatten, äuſſerſt freundlich empfangen ward, und über eine Stunde in vertrauter Unterredung mit ihm blieb.

von Gebler, damals K. K. Staatsrath, und zuletzt K. K. wirklicher Geheimer-Rath und Vicekanzler. Die erste Veranlassung dazu gab der Vorfall, daß sich ein gewisser Jesuit an dessen Tafel ungebeten drängte. Ich würde diesen Vorfall hier nicht erzählen, wenn er nicht bereits im Deutschen Zuschauer (im XVIII. Heft S. 380), aber mit sehr falschen Umständen, erzählt worden wäre. Es ist diese Erzählung ein abermaliger sprechender Beweis, wie gewöhnlich Anekdoten verstellt werden, wenn sie von Munde zu Munde gehen, und wenn jeder nach seinem Gefallen, oder nach seinem Gemüthscharakter, etwas davon nimmt oder hinzusetzt und verändert. Die Geschichte ist an sich wahr, aber die Erzählung im deutschen Zuschauer ist in wesentlichen Umständen so verstellt, daß wenn nicht des Freyherrn von Gebler und mein Namen ausdrücklich genennet wären, ich die Erzählung füglich hätte lesen können, ohne zu glauben, daß sie mich so nahe anginge. Die wahren Umstände sind folgende:

Der Freyherr von Gebler hatte zuerst mit mir eine freundschaftliche litterarische Korrespondenz angefangen *), welche damals etwa zehn Jahr ununterbrochen dauerte. Als ich nach Wien kam, nahm er mich mit sehr zuvorkommender Güte auf. Um sich mit mir öfter zu unterhalten, benennte er mir eine Stunde Nachmittags, wo er gewöhnlich von Geschäften frey wäre, und ersuchte mich, wenn ich um diese Zeit keine andere Beschäftigung hätte, so oft ich wollte zu ihm zu kommen, um mit ihm über

litte-

*) S. meine Reisebeschreibung IIIr Bd. S. 338.

litterarische, statistische und andere Sachen zu reden; welches auch oft geschah.

Die P. P. Jesuiten halten nichts ihrer Aufmerksamkeit unwürdig, was ihrem Orden auf irgend eine Weise nützlich seyn oder schaden kann. So hatte es ihnen auch gefallen, auf meine Wenigkeit, besonders auf meinen Aufenthalt in Wien, ihren Blick zu lenken. Wahrscheinlich hatten meine oftmalige und vertraute Besuche beym Freyherrn von Gebler, dem sie damals nicht viel Neigung zu ihrem Orden zuzutrauen Ursache hatten, die ehrwürdigen Väter auf den Gedanken gebracht, daß bey denselben etwas wider sie geschmiedet würde. Ich weiß nicht, ob ihrer Congregatio impossibilium der Auftrag ist gegeben worden, die Folge meiner Reise nach Wien wahrscheinlich anzugeben. Genug ich erfuhr erst ein paar Jahre nachher, aber aus einer untrüglichen Quelle, daß sie die Meinung gefaßt hatten: „Ich sey durch den Freyherrn von „Gebler veranlaßt worden, nach Wien zu kommen, „um, durch meine in Deutschland weitausgebreitete „Korrespondenz ihm protestantische Schullente für „die Oestreichischen Staaten zu verschaffen, und „dadurch die Jesuiten vollends aus den Schulen zu „verdrängen.“ Dieß möchte freilich, bey der äussersten Wichtigkeit, welche die Schulen für diesen Orden sind, ein demselben sehr bedenklicher Entwurf gewesen seyn. Ich gestehe auch, um der Congregatio impossibilium allenfalls ihr Recht widerfahren zu lassen, daß damals zufälligerweise einige äussere Umstände

ſtände dieſen Verdacht der Jeſuiten einigermaßen hätten rechtfertigen können; obgleich im Ernſte niemals im geringſten an einen ſolchen Entwurf gedacht worden iſt *).

Wenn die Jeſuiten glauben, daß jemand etwas wider ſie im Schilde führe, ſo pflegen ſie ihn unvermerkt beobachten zu laſſen. Dieß war auch der Fall mit mir in Wien. Ein gewiſſer fremder Jeſuit hatte eine ganz natürliche Veranlaſſung, mit mir bekannt zu werden, mich faſt täglich zu ſehen, und beyläufig ganz ohne anſcheinende Abſicht zu erfahren, wohin ich in den nächſten Tagen gehen, oder

was

*) Die Obern der Jeſuiten waren damals ſo ſehr von ihrem Verdachte überzeugt, daß ſie, wie ich aus eben der untrüglichen Quelle weiß, gewiß glaubten, meine Reiſe ginge nicht nach der Schweiz, ſondern nach den Niederlanden, wo ſich damals der Kaiſer aufhielt, dem ich, wie ſie glaubten, des Freyherrn von Gebler Entwurf überbringen ſollte. Als ich ein paar Jahre nachher mit Erſtaunen erfuhr, daß die guten P. P. von mir dieſe ſonderbare Vermuthung gehabt hatten; ſo erinnerte ich mich verſchiedener kleiner Vorfälle, die mir nun erklärlicher wurden, beſonders der Reden eines gewiſſen Jeſuiten de robe courte in Wien, der eben nicht das Pulver erfunden hat, und der ſich ſehr umſtändlich nach der Fortſetzung meiner Reiſe erkundigte, und mir gar nicht glauben wollte, daß ich nach der Schweiz gehen würde.

was ich machen würde. Ungeachtet ich von dem, was die Jesuiten von der Absicht meines Aufenthalts in Wien sich einbildeten, noch nichts wußte; so fiel mir doch die Officiosität des Paters auf, und ich sagte einem meiner Freunde, der auch einiges Interesse dabey haben konnte, etwas darüber. Dieser aber lachte, und sagte: „Der Mensch ist gar „zu einfältig; als daß er etwas bedeuten sollte.“ Ich habe aber nachher gefunden, daß die ehrwürdigen P. P., einfältige Leute die ihnen ganz ergeben sind, zuweilen sogar ohne daß diese es selbst merken, noch besser als andere zu ihren Zwecken zu gebrauchen wissen, eben deswegen weil man sie nicht für bedeutend hält.

Eines Tages war ich beym Freyherrn von Gebler, nebst verschiedenen angesehenen Geschäftsleuten und Gelehrten Wiens, zu Mittage gebeten, wo die im Deutschen Zuschauer nicht völlig richtig erzählte Geschichte vorfiel. Sie war eigentlich folgendergestalt: Der P. Jesuit, der sich nach allem erkundigte, erfuhr auch die Einladung. Es war ihm sehr unangenehm, daß er nicht auch eingeladen war. Eines Theils kann es möglich seyn, daß ihm daran gelegen war, zu hören, wer bey dieser Gelegenheit an der Tafel eines Mannes, von welchen sich damals *) die Jesuiten nicht viel Gutes vermutheten,

*) In den letzten Jahren seines Lebens versöhnte sich der Freyherr von Gebler einigermaßen mit den Jesuiten. Er war ein Mann, der den

Lauf

theten, möchte zugegen seyn, und wovon etwa gesprochen werden möchte; „theils mochte auch der gewisse Stolz, das hervorscheinende Vertrauen auf sich selbst, welches, wie der die Jesuiten so gut kennende Professor Westenrieder in München versichert, allen Jesuiten, auch den geringsten von ihren Obern eingeflößt worden, ziemlich mit ins Spiel kommen. Der P. Jesuit suchte es dahin zu bringen, daß er auch gebeten würde; und wegen einer gewissen Verbindung der Dinge ward ich durch einen Dritten bewogen, so ungern ich es auch that, als ich noch vorher zum Hrn. von Gebler kam, einfließen zu lassen: „Der P. Jesuit sehe, daß „er nicht eingeladen worden, als ein Zeichen an, „daß der Herr Staatsrath auf ihn ungnädig sey, „und ziehe sich das zu Gemüthe. Ich wollte Ihm „also überlassen, ob Er ihn nicht noch einladen „wolle.“ Der Freyherr von Gebler aber erwiderte: „Sie wissen nicht, was Jesuiten sind. Bey dieser Gelegenheit, wo Sie mit einigen der aufgeklärtesten Männer Wiens in Gesellschaft seyn sollen, und „wo unser Gespräch unbefangen und freimüthig „seyn wird, würde dieser Mensch durch seine Gegenwart die ganze Gesellschaft verstimmen. Ich „habe sonst gar nichts wider ihn, und will ihn wohl „bey einer andern Gelegenheit bitten. Aber Morgen muß er nicht unter uns seyn.“ Es ward also gegen

Lauf der Welt vollkommen kannte, und nicht auszuführen suchte, was nicht auszuführen möglich war.

gegen den P. Jeſ
man den Hrn.
ihn um die C
ſchwieg ſtill
halb vorb
nen B
machte
doch here
bus in e
rinn ich ih
ſo lange als

Ich geſteh
Jeſuiten, die
Bedeutung eines
traute, einen Jeſui
ungewöhnlichen Se
ſen, ziemlich wunder
za, welche des Jeſuiten
ſichtern verurſachte, ne
welchen die Unterredung
wie wahr der Freyherr
und machte mir allerle
damals den näherer
chen nicht einfah.

Es würde auf
ſtand, die Sache
men ſeyn.

Nachdem
machte ich
ner geiſtliche

waren; denn ich
Jeſuit noch nicht
mir mancher-
wenn ſie je-
die Ge-
ung von
Per-

ich damals
uriſchem freund-
d die perſönliche
mir ſehr angenehm.
Kannes wegen that
der Jeſuiten überhaupt,
Jeſuiten in Wien ſagen muß.
auf dieſen berühmten Dichter be-
ſen. Er hat mir mit der aufrichtig-
aft begegnet, und unſere Unterhal-
ch mich davon erinnere, betraf Ge-
he nicht den mindeſten Bezug auf
hatten. Ich begreife auch wohl,
ſeiner Ordensverbindung unge-
nich ganz unbefangen ſeyn kann.
der Jeſuiten kennen die Ihri-
Charakter allzugut, und ſind
nichts zu kompromittiren, als
n Denis etwas mich be-
n ſollen, da dieſer Mann
bey den exteris Ehre
enabler, ganz andere
ich wiederhole noch-
ner großen Hoch-
Mann.

Perſonen und A
benzubringen,
ſie können,
Orden zu w

II.

* * man
einmal de
ſtät, bey
ſer die Red
halb wir nach
gen ſtand. Auf
gefährt der Freyher.
Abend zu ihm kam, w
gen: „Wie in aller Welt
„ſchmitzten Jeſuiten, mit wel
ren?“ Ich hörte dieß verwunde
wußte nicht einmal daß der P
Wirklich hatte der P. * *, ſeine
Worte erwähnt, ob ich gleich
dachte, bemerken konnte, da
gerühmt hatte, Jeſuiten,
Anſtalten jeſuitiſche ware
ſehr intereſſanten Unter
mus, wobey ich dur
ſelben unterrichtet w
Vorſicht gegen d
Seite, wenn i
dern mit wahre
Beſchaffenhei

Er ſagte mir nicht
ſchiedene andere
robe courte
och nicht zu
wie auch,
ingen,
ſen und
ugte mich,
ufgehoben,
ſiſtenz habe.
Mitteln, mit
ken wiſſen. Der
hierin einer der
Denn er hatte in Oeſt-
n auf zu dienen, unter der
ereſia, zu einer Zeit als die
hohen Gipfel ihres Anſehns waren,
ihnen zu thun gehabt, und hat-
ſchmiegen müſſen, bis er ſich
ratsraths empor ſchwang. Er
und fallen ſehen, vielleicht
man gehabt, hatte ge-
, wodurch es fiel, und
ie beſtändig anzuwenden
ſich noch feſtzu halten,
. Er war ein ver-
trau-

gern zum Horaz
em Orden: Sur-
wie die Erfah-

trauter Freund des Prälaten von St. Dorothea, *) des letzten Beichtvaters der Kaiserinn Maria Theresia, welcher Ihr die Aufhebung der Jesuiten zur Gewissenssache gemacht hatte. Ich erstaunte über dasjenige was mir der Fr. v. Gebler erzählte, und ward damals zuerst überzeugt, wie mächtig und zusammenhängend der Jesuitenorden immer noch bleibt, und wie unentbehrlich-charakteristisch die Kenntniß des wahren Zustandes und des wahren Benehmens der Jesuiten zur Kenntniß jedes katholischen Landes ist.

Ich denke, da meine Kenntniß von der Fortdauer des Jesuitenordens aus einer so respektablen Quelle kommt; so ist sie wohl weder Erdichtung noch Hirngespinst, sondern zuverläßig. Aus den Nachrichten die mir ein so wichtiger Mann wie der Freyherr von Gebler freundschaftlich aus eigener Erfahrung mitgetheilt hatte, entstand eigentlich meine mehrere Aufmerksamkeit auf die Jesuiten bey der fernern Fortsetzung meiner Reise. Ich bin jetzt, nachdem ich verschiedene Sachen nachher erfahr, und andere damals vorgefallene Umstände damit verglich, beynahe überzeugt, daß dieser Orden meine geringe Person auf dieser Reise auch nicht aus dem Gesicht verloren habe, ob ich gleich damals die Ursachen dieser Aufmerksamkeit im geringsten nicht muthmaßen konnte. Ich weiß nicht ob etwa gar dieser Orden, nachdem bemerkt worden, daß mich keine Absicht Protestanten zur Direktion der östreichischen Schulen zu bringen, nach Wien geführt hatte, daß ich nicht nach den Niederlanden reisen würde, und

*) S. meine Reisebeschreibung III. Band S. 359.

daß ich mit nicht wenigen Noſtris ganz unbefangen umging, (woran meiner ſeits nichts als das Verlangen, Menſchen, die durch ihr eigenes Inſtitut von dem ganzen übrigen menſchlichen Geſchlechte abgeſondert ſind, näher kennen zu lernen, Urſache war), vielleicht gar Hofnung ſchöpfte, aus mir einen Jeſuitenfreund zu machen. Genug, an nicht wenig Orten, bis an die Ufer des Rheins, fand ich Perſonen, welche ſehr gefällig meine Freundſchaft ſuchten, und bey näherer Unterſuchung, daß es Jeſuiten waren. Ich ging ganz unbefangen mit ihnen um. Einige zeigten ſo gar ein gewiſſes Zutrauen *), von welchen ich dahin geſtellt ſeyn laſſe, welche Quelle es gehabt haben mag. Dieß gab mir Gelegenheit, in dieſem Orden, Perſonen von mannigfaltigen Charakteren zum Theil ziemlich genau kennen zu lernen, und beſonders zu beobachten, wie alle, vom feinen und verſchmitzten Jeſuiten an bis zum ſtieren und bigotten, ebendieſelbe einförmige unauslöſchliche Falte und eben die ſtarke Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen ihren Orden haben. Wenn ich verſchmitzte **) Leute

*) Ich werde beſonders die Unterredung mit einem Jeſuiten an den Ufern des Neckars nie vergeſſen. Er ſagte unter andern, als von einer gewiſſen Sache die Rede war: „Es geht jetzt freylich nicht mehr „wie ſonſt zu den Zeiten der Jeſuiten, mit Ge„walt, da ſonſt in vier Wochen ebendieſelbe „Sache in der ganzen Welt auf gleiche „Art erfolgte; aber es geht denn doch „

**) Sterne ſagt in einem ſeiner Briefe: Cunning is not an honourable qualification; it is a kind

Leute dieſes Ordens, wie ich einigemal Gelegenheit hatte, etwas näher kennen lernte; ſo kontraſtirte allemal auf eine höchſtcharakteriſtiſche Weiſe, mit ihrer Feinheit die blinde Anhänglichkeit an den Orden, ihr gewandtes Weſen und Schlauigkeit mit ihrer kurzſichtigen Unwiſſenheit alles deſſen was auſſer dem Orden iſt, und mit dem den Jeſuiten ſo eigenen hervorſcheinenden Vertrauen auf ſich, die dieſem mönchiſchen Unmönchen eben ſo eigene unſittliche kalte Zudringlichkeit. Im VIten Band meiner Reiſebeſchreibung S. 542. habe ich einige Bilder von Geſichtsphyſiognomien einiger Jeſuiten geliefert. Eben ſo merkwürdige jeſuitiſche Geiſtesphyſiognomien habe ich kennen lernen. Könnte und dürfte ich ſie nur ſchildern. Spuren der geheimen und weit wirkenden Macht kamen mir auch hin und wieder vor die Augen.

Dieß iſt nur eine der Veranlaſſungen, die ich hatte den Jeſuitenorden etwas näher kennen zu lernen. Es waren noch mehrere, die ich hier weder anführen kann noch will. Durch dieſe nähere Kenntniß ward ich in den Stand geſetzt, wenn in meiner Reiſebeſchreibung die Gelegenheit dazu vorkam, die wahre Beſchaffenheit deſſelben treffend zu ſchildern, und ich bin noch nach der reiſſten Ueberlegung über-

kind of left-handed wisdom, which fools can sometimes practise and villains always make the foundation of their designs: — but, alas! how often does it betray its votaries to their destruction!

zeugt, daß ich in dieser Schilderung keinen einzigen Zug gebraucht habe, der falsch ist. Nur will ich nicht mehr verantworten als was ich wirklich gesagt habe, und hoffe von dem billigen Publikum, nach meinen eigenen Schriften, nicht aber nach den Verunglimpfungen hämischer Gegner beurtheilt zu werden. Will übrigens demohngeachtet jemand nicht glauben, daß die Jesuiten noch in der engsten Konsistenz und sehr wirksam wären; so kann ich mir es wohl gefallen lassen. Ich will ihm keine Injurien sagen, wie Hr. Stark denjenigen die es glauben. Hingegen unterstehe ich mich auch zu vermuthen: Es folge eben so wenig, das diejenigen, welche die Wirksamkeit der Jesuiten leugnen, deswegen gute Christen seyn müßten, als das diejenigen, die von dem engen Zusammenhange und der Wirksamkeit der Jesuiten überzeugt sind, deswegen Deisten müßten gescholten werden. Hr. Stark hat auch nur dieß behauptet, seitdem ihn kürzlich die Orthodoxie, und mit ihr, wie ein bösartiges hitziges Fieber, die Verdammungssucht angetreten hat.

Es urtheile nun ein jeder vernünftige Mann, welchen Namen die grundlose Insinuation des Hrn. Stark verdient: als hätte ich dem Illuminatenorden zu gefallen, ein Jesuitengespenst erdichtet. Als ich durch katholische Länder reisete, wußte ich noch gar nichts von Illuminaten, besonders bey meinem Aufenthalte in Baiern sagte mir niemand ein Wort davon; und ich habe überhaupt, wie ich oben schon deutlich gezeigt habe, auf irgend einer Weise dieses Ordens Geschäfte geführt, weder

von

von Hrn. Hofrath Weishaupt noch von ſonſt einem Obern jemals Befehle empfangen oder befolgt, und auch aus eigener Bewegung dieſen Orden weder zu empfehlen noch fortzupflanzen geſucht, am allerwenigſten aber durch Erdichtungen. Dieſe mögen die Sache eines Adepti in Diſciplina arcana ordinis Clericorum ſeyn, der von St. Bernard her das Recht zu Jura ſtolae ererbt zu haben, oder Geheimniſſe zu beſitzen vorgiebt, welche das Volk nie ſoll erreichen können; denn anders als durch Unwahrheiten und Erdichtungen kann ein ſolcher nicht Vorzüge vorſpiegeln, die er nicht hat. Dieß iſt aber nicht meine Sache. Ich habe nie geheimnißvoll und mit Winkelzügen, ſondern allezeit offen und gerade gehandelt. Ich bin ſeit vielen Jahren befliſſen geweſen, vor den Augen der Welt was ich behaupte möglichſt auseinanderzuſetzen, und zu verificiren, daß ich wohl hoffen kann, mir beym Publikum Anſpruch auf Glaubwürdigkeit erworben zu haben.

Dieſe hoffe ich auch für diejenigen Sachen, welche ich in dieſer Schrift dem Publikum vorgelegt habe, zu verdienen. Ich rufe alle wirkliche Illuminaten, von Hrn. Hofrath Weishaupt an bis auf den geringſten, (die mir bekannten und unbekannten Jeſuiten, die Illuminaten waren, nicht ausgeſchloſſen) desgleichen jeden andern, der etwas vom Illuminatenorden weiß, hiermit öffentlich auf, zu ſagen:

Ob von dem, was ich von meinem Betragen im Illuminatenorden, und von dieſem Orden

überhaupt gesagt habe, ein einziges Wort falsch sey; ob irgend etwas in Illuminatenorden mit mir vorgegangen ist, oder ob ich irgend etwas darin gethan habe, was ich hier nicht aufrichtig erzählt hätte; und ob ich irgend etwas verheelet hätte, welches ich, in sofern das Publikum davon unterrichtet seyn mußte, zum vollständigen Zusammenhange und deutlicher Einsicht der Sache hätte erzählen müssen? Ich ersuche dieselben: **alles was sie im Illuminatenorden von mir wissen, bekannt zu machen und zu beweisen!**

Ich werde jedem der Thatsachen von mir vorzubringen vermeint, eben so gewiß allemal Rede stehen, und werde zu zeigen wissen, daß meine obige Darstellung völlig treu und vollständig ist; als ich bloße Neckereyen, Zunöthigungen, Verunglimpfungen, die sich Stark, Demarees u. a. dergl. Leute erlauben, mit der stillschweigenden Verachtung ansehen werde, die sie verdienen.

Ich bitte aber nun jeden unbefangenen Mann, nachdem er meine obige freymüthige, und mehr als ich nöthig hätte, offenherzige Nachricht mit Sorgfalt durchgelesen hat, zu erwägen: Was die Leute denen meine Freymüthigkeit im Wege steht, sich alles wider mich erlauben; und was von den denen zu urtheilen ist, die sich solche Niederträchtigkeiten erlauben, nur um ihr Müthchen zu kühlen. Ich bitte jeden unbefangenen Leser Hrn. Starks Nachtrag zu seinem dickleibigen Buch vom Kryptokatholicismus zur Hand zu nehmen, und darin S. 143. u. f. ebenfalls sorgfältig durchzulesen, zu erwä-

erwägen, was Hr. Stark ſich nicht entblödet von mir zu ſagen, und alsdann zu urtheilen, ob er nur im geringſten Grund zu ſeinen heftigen Beſchuldigungen wider mich hatte, ob er die Wahrheit nur im geringſten unterſuchte, und ob er ſich nicht vielmehr als den verächtlichſten hämiſchſten Konſequenzenmacher gezeigt hat, dem es gar nicht um Unterſuchung der Wahrheit zu thun iſt, wenn er jemand wehe thun will? Es unterſuche und vergleiche jeder rechtſchaffene Mann Hrn. Starks Vertheidigung und die meinige; und dann urtheile er bey welchem von uns beiden, bey Hrn. Stark oder bey mir, verſtecktes Weſen, Vermäntelung und hinterliſtige Zurückhaltung, oder uneingeſchränkte Offenheit, deutliche Darſtellung und ungeſchminkte Wahrheitsliebe ſey.*) Alle dieſe Eigenſchaften haben doch, hoffe ich, unverkennbare Zeichen!

Es

*) Man erlaube mir, hier zu wiederholen, was ich in meinen Anmerkungen über Lavater und P. Sailer S. 182 ſagte: „Die Leute die im Dunkeln arbeiten, verſtecken ſich hinter „dem Nebel, den ſie beſtändig zu unterhalten ſuchen, um ſich „hinter demſelben gemächlich zu verbergen; und jeden Gegenſtand, der verrathen könnte was ſie ſind und wie ſie handeln, in einem ſolchen Geſichtspunkte zu zeigen, daß man „ihn nicht ſo erblickt wie er wirklich iſt, ſondern wie ſie ihn „vorſtellen wollen. Aber der gerade freyherzige Mann, „der ſich blos auf Wahrheit und auf Auseinanderſetzung „derſelben ſtützt, kann und will ſich hinter nichts verbergen, ſondern ſtellt ſeine Bemühungen ganz offen der „Welt dar. Macht er den geringſten Fehler, geräth er „in den geringſten Irrthum, läßt er ſich von ſeinem Eifer für die Wahrheit nur etwa den kleinſten Schritt „zu weit führen, ſollte es auch bloß in den unbedeutendſten Nebendingen ſeyn, ſo iſt es den Schleichern, welche „die Künſte der Deklamation und der Sophiſterey wieder „ihn aufbieten, ſehr leicht, der geringſten Lücke in ſeinen „Nachrichten, oder des geringſten ſeiner Fehler, ſich zu bedienen, um ihrer ſchlechten Sache ein beſſeres Anſehn „zu geben.“ So macht es auch Hr. Stark mit mir.

Es giebt eine edle Eigenschaft des Geistes, einen Inbegriff verschiedener schätzbaren Eigenschaften, die viele edle Deutsche Männer in vorzüglichem Maaße, sowohl einzeln als im Aggregate besitzen, Eigenschaften, welche unsere Sprache einzeln sehr nachdrücklich bezeichnen kann, obgleich bey uns für das Aggregat kein beseres Wort vorhanden ist. Sie macht jede liebenswürdige und achtungswürdige Eigenschaft des menschlichen Geistes liebenswürdiger und achtungswürdiger, sie erhöhet den Werth jeder guten Handlung, und macht den Menschenfreund geneigt, wo er sie erblickt, auch Fehler gelinder zu beurtheilen. Die Franzosen nennen sie *Candeur!* Ich befürchte, in dem was von Hrn. Starks Betragen als Kleriker bekannt geworden ist, und in seiner wortreichen Vertheidigung dieses Betragens, ist von dieser schätzbaren Eigenschaft nichts zu finden. Wer ein deutliches Beyspiel verlangt, daß Hr. Stark fähig ist, wider besser Wissen und Gewissen und mit der dreistesten Stirn, Unwahrheit für Wahrheit auszugeben; der lese die neue Schrift der Frau v. d. Recke, geb. Gräfinn von Medem: Etwas über des Hrn. Oberhofpredigers, Joh. August Stark Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern Erläuterungen; und urtheile sodann, ob ein solcher Mann noch einigen Glauben verdienet, und ob er werth ist, daß ein vernünftiger Mann auf ihn höret, wenn er sich auch noch so ungebärdig stellt.

Mir ist bey seinem dickleibigem Buche vom Kriptokatholicismus immer noch die Gesinnung geblieben, die ich anfänglich dabey hatte: „Mitlei-

„leiden mit der unglücklichen Gemüthsverfassung „in welcher er dieses Buch schrieb, und Verach„tung der elenden Verunglimpfungen, die er sich „nicht entblödet, an so vielen Orten einzumengen.“

Endlich urtheile jeder Unpartheyische was man entweder von der **Beurtheilungskraft** oder von der **Unpartheilichkeit** oder von der **ruhigen Ueberlegung** derjenigen Leute halten müsse, welche sogar von Hrn. Stark sagen, er sey in seinem elenden Sammelsuri über den Kryptokatholicismus **kalt** und **gründlich** zu Werke gegangen, und habe **alle Umstände** scharf und bis zur Aengstlichkeit genau geprüft. Wer das zu sagen sich nicht scheuet, mag wohl alles sagen was ihm beliebt! Und dieses scheint, wie man nach einigen schnell hintereinander folgenden Aufsätzen im deutschen Museum fast schließen möchte, auch der Vorsatz zu seyn. Man wird fortfahren, ohne einige Rücksicht auf Wahrheit, nur einer schlechten Sache eine Art von Schein geben zu wollen, und zu diesem Behufe auf zehnerley Art eben dieselbe Thorheit sagen und sie allenfalls zehnmal wiederholen:

Nam quaecumque sedens modo legerat, haec eadem stans
Proferet, atque eadem cantabit versibus isdem,
Occidet miseros crambe repetita! —

Es soll mir lieb seyn, wenn der Erfolg zeigen sollte, daß ich mich hierin irre, und wenn wenigstens Leute die nicht sind was Hr. Stark ist, vielleicht selbst durch dessen unwürdige Ausschweifungen, zu merken anfangen, wie weit sie sich von Leidenschaft haben hinreissen lassen. Man könnte bey Betrach-

achtung eines solchen Verfahrens leicht unmuthig werden. Nicht so sehr wegen der unartigen Behandlung selbst; obgleich ein rechtschaffener Mann es auch wohl fühlen darf, wenn man gegen ihn alle Gesetze der Billigkeit aus den Augen setzt. Man muß vielmehr dabey den Unmuth eines Wahrheitsfreundes und eines eifrigen Liebhabers der Wissenschaften fühlen, zu sehen wie tief unsre Litteratur sinkt. Denn wir sehen nicht nur verächtliche Skribler und niedrige Doppelzüngler, mit leerer Zungendrescherey, die Vernunft, Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und jede gemeinnützige Bemühung herabwürdigen; sondern auch Männer, begabt mit Talenten, welche angewendet zum gemeinsamen Zwecke wahrer Gelehrten, dem Fortgange der Aufklärung, der Wahrheit, und nützlicher Kenntnisse, ihnen die Hochachtung ihres Zeitalters erwerben würden, erniedrigen sich, nicht Wahrheit zu suchen und zu vertheidigen, sondern, durch Dünkel und blinde Parteylichkeit geleitet, mißbrauchen sie ihren Scharfsinn zu Vertheidigung des Betrugs und der Vorurtheile, und machen Wahrheit zum Gaukelspiele der Leidenschaft und Laune. Es ist gewiß eine unangenehme Empfindung, zu sehen, daß unwitzige Leute unwitzig, unvernünftige Leute unvernünftig, schlechte Leute schlecht handeln; aber unbeschreiblich peinlicher ist die Empfindung, schätzenswerthe Männer ihrer unwürdig handeln zu sehen. Diese Empfindung hat sich mir, indem ich diese Schrift schrieb, zuweilen stark aufgedrängt, vermuthlich auch meinen wahrheitliebenden Lesern!

Inhalt.

I

Einleitung.

Sieben
nebst derer

I. Ob es wahr sey, Illuminaten gewes

II. Ob ich den 25sten als Hr. Hofrath W vatbriefe von mir ch minatenorden conten luminatenorden gewese

III. Wie ich zum Orden be kommen sey?

a) Wie ich überhaupt dazu verschiedener geheimen zu werden?

b) Kleine Digression über Hrn.

c) Daß ich vom Illuminatenorden im 1781 zuerst hörte, und im April 1782 die ersten Schriften davon erhielt.

d) Daß ich im Jahre 1784. mehrere Schriften zu lesen bekam. 4

IV. Wie weit ich im Orden der Illuminaten gekommen sey? . . . . . 43.

V. Ob ich im Illuminatenorden auf irgend eine Art thätig gewesen, und auf welche Art? . . . . . 50.

VI. Warum ich im Illuminatenorden so ganz unthätig geblieben sey? . . . . 56.

Erste Ursache . . . . . 56.

Zweyte Ursache 57

Dritte Ursache. . . . . 59.

Vierte Ursache . . . . .

halt.

...r. Hofrath Weis-
...habe, daß ich
...minatenorden
. . S. 61.

... Weishaupt
...das er wollte)
...ntus oder con-
. . . . 67.

...twortung dieſer
. . . 87.

...ngen.

...minatenorden. 93.

...Staatsmänner
. . . 94.

...katholiſche und
...en, proteſtantiſche
...proteſtantiſche Ge-
...te Geſinnungen nie
...worden ſind. . . 95.

...leten an der Verbeſſe-
...natenordens. . 99.

...on über Hrn. Lavater
...tragen gegen mich. . 101.

...uiten im Illuminatenor-
...n, und ſind ſehr wahr-
...ch jetzt in demſelben . . 145.

...laſſungen meiner nähern
Verfaſſung der Jeſuiten und
...ationen . . . 153.
. . . . . 168.

Druckfehler.

Vorſpielungen l. Vorſpiegelungen.
er Note 3 13. von ihnen l. bey ihnen befindlichen.
3. welcher l. welchen
4. magiſche l. magiſchen.

Freymüthige Anmerkungen

über des

Herrn Ritters von Zimmermann

Fragmente

über

Friedrich den Großen

von

einigen brandenburgiſchen Patrioten.

Erſte Abtheilung.

Niemand iſt unträglich, und keine Geſchichte iſt von Unrichtigkeiten frey. Ein Geſchichtſchreiber muß darum immer dem andern heifen. Eben ſo gern muß man ſich berichtigen laſſen, als man gern andere berichtigt.

v. Zimmermanns Fragmente 1 Bd. S. 9.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1791.

Vorbericht.

Die Fragmente des Herrn Ritter von Zimmermann über Friedrich den Großen machten im deutschen Publikum die größte Sensation, als sie erschienen. Der berühmte Namen des Verfassers, die außerordentlichen Quellen, aus denen er geschöpft zu haben versicherte, und die große Menge ganz neuer Nachrichten, die noch in keinem andern Buche zu finden waren, erregten natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit, und nicht wenige Leser, besonders außer den preußischen Landen, glaubten nun in diesen Fragmenten den rechten Aufschluß zur Geschichte Friedrichs gefunden zu haben. Indessen freylich stiegen auch bald bey vielen Lesern, besonders in den preußischen Landen, wo man doch viele Umstände genauer erfahren und besser verificiren kann, als auswärts, mancherley Zweifel auf, und es wur-

den auch schon in öffentlichen Schriften, z. B. im neuen deutschen Museum vom Jun. 1790 S. 638 ff. und in Hrn. O. K. R. Büschings Beyträgen ꝛc. verschiedene merkliche Irrthümer und Widersprüche des Hrn. v. Z. angezeigt. Es setzten darauf einige würdige Geschäftsleute in Berlin über nicht wenig Irrthümer in Sachen die ihre Departemente betrafen, und die sie also am sichersten wissen konnten, Anmerkungen auf, und erboten sich freywillig, sie zum Behufe einer Recension in der allgemeinen deutschen Bibliothek mitzutheilen, welches billig mit Danke angenommen ward. Es fand sich endlich jemand, der es übernahm, nicht nur diese Anmerkungen zum Behufe einer Recension der Fragmente zu redigiren, und seine eigenen Bemerkungen, so weit seine Kenntnisse reichten, hinzuzuthun, sondern auch über diejenigen Behauptungen des Hrn. v. Z., die noch zweifelhaft schienen, von Personen, welche genau davon unterrichtet seyn konnten, zweckmäßige Erkundigungen einzuziehen; eine Arbeit, die wegen sehr mannichfaltiger und zum Theil ziemlich verdunkelter Gegenstände nicht geringe Mühe und Schwierigkeiten, und weil der Zweck war,

ohne

ohne einige andere Rückſicht die Wahrheit zu erforſchen, nicht geringe Sorgfalt und Unparteylichkeit erforderte. So entſtanden dieſe Anmerkungen, die wohl eigentlich das Werk mehrerer brandenburgiſcher Patrioten genannt werden können. Ihre Weitläuftigkeit ward durch die Art, wie eine Menge Gegenſtände in den Fragmenten behandelt ſind, unvermeidlich; denn ohne umſtändliche Auseinanderſetzung hätte vieles nicht deutlich werden können. Sie wurden als des XCIXten Bandes zweytes Stück der allgemeinen deutſchen Bibliothek abgedruckt, und man fand für nöthig, ſie auch beſonders abdrucken zu laſſen. Der Redakteur dieſer Anmerkungen überläßt es Kennern, zu urtheilen, ob er an ſeiner Seite hierbey an Fleiß, Kenntniſſen und Ueberlegung etwas habe mangeln laſſen, was man mit Billigkeit von ihm fordern könnte, und möchte gern jedermann ſeine Feder abtreten, der es noch beſſer zu machen wüßte. Daß er es an Eifer und Sorgfalt, die Wahrheit unparteyiſch zu erforſchen, nicht hat fehlen laſſen, iſt er ſich bewußt. Sollte ihm auch hierbey, wie er doch nicht hoft, noch ſonſt etwas mit Rechte vorzuwerfen ſeyn; ſo glaubt er doch,

daß

daß die vielen Bemerkungen und Zeugniſſe edler Staatsmänner, Geſchäftsleute und Wahrheitsfreunde an ſich ſchon wichtig genug ſeyn werden. Verſchiedene haben erlaubt, ihre Namen zu nennen. Mehrere haben dieß freylich nicht erlaubt; aber der Redakteur müßte ſich ganz irren, wenn nicht ihre Anmerkungen den innern Beweis mit ſich führen, daß ſie nicht willkührlich hingeſchrieben, ſondern aus eigner Erfahrung und aus aktenmäßigen Unterſuchungen geſchöpft ſind. Sie enthalten daher auch ohne Rückſicht darauf, daß dadurch mehrere Erzählungen des Hrn. v. Z. widerlegt oder berichtigt werden, hin und wieder beträchtliche Beyträge zur wahren ſtatiſtiſchen Kenntniß der preußiſchen Lande und zur wahren Geſchichte des großen Königs, und werden in ſofern ſchon für das Publikum einen ungezweifelten Werth haben.

Es wird in dieſen Anmerkungen nur die kleine Ausgabe der Fragmente citirt, weil ſie doch in mehreren Händen iſt.

Ueber

Ueber das erste Kapitel.

Von Uebersicht, Zweck und Quellen der Fragmente.

Herr von Z. erklärt sich selbst in diesem Kapitel sowohl über den Zweck als über die Quellen seiner Fragmente folgendergestalt. S. 4 und 5: "Ein "sehr erlaubtes und unschuldiges Streben ist es, irgend et"was über einen so großen Gegenstand zu schreiben, das nicht "aus Volkssagen herstammt, und nicht in berlinischen "Kliquen und Wirthshäusern gesammlet, sondern aus "den ersten und nächsten Quellen geschöpft ist; etwas "also, womit man wenigstens seinem Zeitalter in die "Augen sehen darf."

"Denkwürdigkeiten werde ich in diesen Fragmenten aus "Friedrichs Leben ausheben, wovon der größte Theil nicht "etwa aus Büchern und auswärtigen Ueberlieferungen ge"nommen ist, sondern aus Friedrichs ungedruckten "Briefen; aus sehr vielen handschriftlichen Nachrich"ten von vornehmen Personen, die bey ihm und mit "ihm lebten; aus mündlichem Unterrichte großer Theilha"ber an seinen Geschäften; und aus Antworten auf un"zählige Fragen, die ich einem seiner vieljährigen "Staatsminister und Gesellschafter schriftlich machte, "und worauf ich ein ganzes Jahr hindurch, jede Woche "schriftlich Antwort erhielt. Alle diese Nachrichten und

"Thatsachen werde ich zu dem einzigen Zwecke vorzüglich "leiten, daß man Friedrichs erstaunenden Charakter wenn"ger mißverstehe; daß man nicht für schwarz halte, "was groß und schön ist; daß man nicht schief sehe, "wo nichts zu sehen ist, als fester Grundsatz, tiefer Plan, "Ebenmaaß und Harmonie."

Und ferner S. 13: "Sehr viel Neues erfuhr ich "durch Personen von hohem Stande und hoher "Geburt, Zeitgenossen von der höchsten Würde des "Charakters *), die ich nicht andeuten kann und darf. "Solche lebendige Archive öffnen sich nur dem glück"lichen Schriftsteller, der noch zur rechten Zeit solche "Schätze sich zu verschaffen weiß, die sonst insge"mein mit ihren ersten Besitzern von der Erde ver"schwinden."

Dieser Ton, mit welchem Hr. v. Z. seine Frag**mente ankündigt, wird den Leser allerdings berechti**gen können, sich etwas ganz Außerordentliches von diesem Buche zu versprechen. Der glückliche Schriftsteller, dem sich lebendige Archive öffnen, der sich solche Schätze zu verschaffen weiß, die sonst insgemein mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwinden! — Was kann, was muß man nicht von dem erwarten! Kaum kann man von der Lage, in welcher Friedrich selbst war, als er seine Geschichte schreib, in höherm Tone reden, als Hr. v. Z. selbst von seiner Qualifikation zum Fragmentenschreiber spricht! Also konnten unsere Erwartungen nicht höher gespannt seyn. Von demjenigen, dem so außerordentlich vortrefliche Quellen zu Diensten stehen, durfte man erwarten, daß er nicht allein viele unbekannte Nachrichten, und diese in der größten Zuverlässigkeit — Schätze, aus leben-

*) Soll wohl eigentlich heißen: von höchster Würde des Charakters.

lebendigen Archiven geschöpft, die sonst mit den ersten Besitzern von der Erde verschwunden wären, — hervorbringe, sondern daß ihn überhaupt an Richtigkeit, Genauigkeit, Wahrheit und Unparteylichkeit kein anderer Schriftsteller übertreffe.

Reichhaltige Quellen zur Geschichte finden, ist sehr viel werth; aber man muß dabey auch die gehörigen Kenntnisse und Talente haben, um die Quellen gehörig zu würdigen, und aus denselben, so wie es seyn soll, schöpfen zu können. Bloß die Quellen machen noch nicht den Geschichtschreiber. Ein Landsmann des Hrn. v. Z. *) sagt:

Wir müssen hier ein Paradoxon rügen,
Das manchen weisen Herrn die Köpfe das verrückt,
Den Wahn, der Tag für Tag in den April sie schickt:
Wer Flügel habe, könne fliegen.
Beym Styx, die Flügel hätten sie,
Und kommen doch vom Boden nie —
An Muskeln fehlt's. — —

Ob also Hr. v. Z. die Eigenschaften eines Geschichtschreibers überhaupt, und insbesondre eines Geschichtschreibers Friedrichs II. habe, wird durch unsere Prüfung eines großen Theils der Erzählungen des Hrn. v. Z. und besonders derjenigen, die er für ganz neu ausgiebt, näher erhellen. Wir hoffen, daß wir prüfen dürfen. Hr. v. Z. sagt ja selbst, der Zweck seiner Fragmente sey, daß man nicht für schwarz halte, was groß und schön ist. Also wird er natürlich auch nicht wollen, daß man für groß und schön halte, was klein und lächerlich ist; und wenn es auch ihn selbst beträfe. Er

*) Episteln, Zürich 1781. S. 1[illegible]

ſagt gerade zu, was ihn gut dünkt. Warum ſollten wir es nicht auch thun? Er ſagt, — und noch dazu öfters auf eine etwas unſchickliche unbillige und unhöfliche Art, — was er von andern Leuten denkt. Warum ſollten wir nicht ſagen, was wir von ihm denken? Wir hoffen dabey den Vorzug vor Hrn. v. Z. nicht zu verlieren, daß ſelbſt, wenn uns auch irgendwo die Natur der Sache und die Vertheidigung der Wahrheit nicht erlauben ſollte, gegen einen ſo vornehmen Mann, wie der Ritter v. Z. iſt, bloß höflich zu reden, wir dennoch uns niemals erlauben werden, auf eine unſchickliche oder unbillige Art ſelbſt die Wahrheit zu ſagen.

Wir nennen nicht ohne Urſache den Hrn. Ritter v. Z. einen vornehmen Mann; denn der ganze Ton ſeiner Fragmente ſagt allzudeutlich, wie ſehr er glaubt, daß er es iſt. Wir wollen dagegen nicht das geringſte einwenden, weil es uns, und vermuthlich auch unſern Leſern, gar nicht auf vornehmen oder geringen Stand, ſondern auf Wahrheit ankommt. Eben ſo ſetzt Hr. v. Z. auch, wie man deutlich ſiehet, einen großen Werth darauf, daß er mit Männern von hohem Stande und hoher Geburt umgehe, und von ihnen viele unbekannte Nachrichten erfahren habe; wobey er in verächtlichen Ausdrücken zu verſtehen giebt, Andere, die auch Fragmente oder Anekdoten (denn beides iſt, ſo wie Hr. v. Z. das erſte Wort nimmt, gleichbedeutend) herausgegeben haben, wären nicht, wie er, vornehm, ſondern ganz gemeines elendes Volk, das gar nicht zu Männern von hohem Stande und hoher Geburt Zutritt haben könne, welches nur einem Manne wie Hr. v. Z. vorbehalten bliebe; — Jene müßten ihre Nachrichten aus elenden berliniſchen Wirthshäu-

häuſern, Kliquen, u. d. gl. zuſammenholen. Wir ſind hierin des unvorgreiflichen Dafürhaltens, es komme bey Beurtheilung einer Schrift weder auf die Meynung an, die ein Schriftſteller von ſich ſelbſt hegt; noch bey Beurtheilung ſeiner Nachrichten an ſich und bloß und allein auf den hohen Stand und Geburt desjenigen, der ſie ihm kann erzählt haben: weil, wenn ſonſt alles gleich iſt, eine richtige und wahre Nachricht, die man in einem Wirthshauſe erfahren hätte, immer beſſer ſeyn würde, als eine unrichtige, die man von einem Staatsminiſter erführe. Es würde wohl nur darauf ankommen, daß jeder Schriftſteller die Gabe und den guten Willen hätte, alle Erzählungen gehörig zu prüfen, ehe er ſie öffentlich bekannt machte. In der gelehrten Welt gilt nicht hoher Stand und hohe Geburt; da werden die Produktionen des Geiſtes nur nach ihrer Würdigkeit, Wahrheit und Nützlichkeit beurtheilt. Was das Niedrige und Gemeine betrifft, ſo hütet ſich billig jeder Schriftſteller, in eine ſolche Sprache zu verfallen, deren ſich der Pöbel in den Wirthshäuſern bedient. Wenn nun freylich derjenige, welcher ſeinen Umgang mit hohen Perſonen rühmt, niedrige und pöbelhafte Ausdrücke braucht, ſo ſetzt er ſich ſelbſt in ein ſchlechtes Licht; denn er ſcheint dadurch ſelbſt zu beweiſen, der Umgang mit Perſonen vom Stande müſſe wohl noch nicht den Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt haben, den gute Geſellſchaft überhaupt, ſie ſey von welchem Stande ſie ſey, auf jeden Schriftſteller billig haben ſollte. Ob Hr. v. Z. ſich ſolcher Ausdrücke gegen Perſonen die ihm mißfallen, bedienet habe, mögen die aufmerkſamen Leſer ſeiner Fragmente entſcheiden.

Wir wenigstens wollen uns durch des Hrn. v. Z. Berufen auf Männer hohen Standes und hoher Geburt nicht hindern lassen, alle Erzählungen des Hrn. v. Z. ganz ruhig und der Wahrheit gemäß zu prüfen und gründlich zu beurtheilen, so weit wir sie durch unsere eigene Kenntniß der Geschichte des Königs, durch die nachgelassenen Werke des Königs selbst, und durch eine Menge Zeugnisse von schätzenswürdigen Königl. Geschäftsleuten in Berlin, und von Personen die nahe um den König waren, welche wir wegen der uns zweifelhaften Stellen befragten, und sogar durch Nachsuchen in Archiven und Registraturen, die auf unsere Bitte vielfältig geschahen, prüfen und beurtheilen können. Selbst Hr. v. Z. kann uns dieß nicht übel deuten. Er wird hoffentlich doch nicht von seiner so billigen Erklärung, die wir auf dem Titel dieser Anmerkungen zum Motto gewählt haben, sich selbst, wegen seines Berufens auf Männer von hohem Stande und hoher Geburt haben ausnehmen wollen; so daß er es für Scandalum Magnatum ausgeben wollte, seine Behauptungen näher zu untersuchen? Eine solche Präsumtion wäre allzulächerlich! Wir haben es überdieß hier nicht mit den Männern vom hohen Stande und hoher Geburt zu thun, mit denen Hr. v. Z. will umgegangen seyn, und die ihm, seiner Versicherung nach, die in seinem Buche befindlichen Nachrichten sollen geliefert haben. Diese kennen wir weiter nicht. Wir haben es mit seinen Fragmenten selbst und mit Hrn. v. Z. zu thun, einem Manne, der ein Schriftsteller ist wie andere, wenn er sich gleich zur Ungebühr vornehm dünkt. Was die Männer von hohem Stande und hoher Geburt ihm mögen gesagt haben, können wir nicht wissen,

und

und können und wollen es nicht beurtheilen, aber wohl können wir ſeine Erzählungen beurtheilen, ſo weit ſie in ſeinem Buche vor uns liegen. Wenn ſich bey genauerer Unterſuchung finden ſollte, daß Hr. v. Z allenthalben neue, wichtige, wahre Nachrichten liefere, daß er ſie äußerſt genau und zuſammenhängend erzähle, wenn dieſe Nachrichten, indem ihre völlige Richtigkeit verificirt wird oder aus der ganzen Erzählung ſelbſt erhellet, von der Natur ſind, daß ſie nur aus den erſten Quellen ſo richtig ſo genau und pragmatiſch haben geſchöpft werden können; ſo wird man mit Vergnügen ſehen, daß er die vortreflichſten Quellen nicht nur gehabt, ſondern ſie auch aufs beſte gebraucht habe. Sollte ſich aber finden, daß er ſich in ſeinen Fragmenten allenthalben der gröbſten Unrichtigkeiten, der lächerlichſten Fehler ſchuldig gemacht hätte; ſollte ſich finden, daß er hin und wieder Dinge vorbringet, welche jemand, der die Geſchichte und wahre Beſchaffenheit des preußiſchen Staates nur einigermaßen kennt, ihm unmöglich kann geſagt haben; ſollte ſich finden, daß er Vorfälle mit ſolchen Umſtänden erzählt, welchen die bekannte Geſchichte, und ſelbſt des Königs eigene Werke geradezu widerſprechen; ſollte ſich finden, daß er Zeit, Namen und Orte verwechſelt, richtige Erzählungen verſtümmelt, und ſich nicht ſelten ſelbſt widerſpricht; ſollten ſich vollends dergleichen grobe Irrthümer faſt auf allen Bogen ſeines Werkes finden, — was würde man dann ſagen? — Der billigſte Mann würde freylich erſtaunen, aber er würde ſodann auch urtheilen: Entweder müſſe es mit des Hrn. v. Z. Berufung auf die beſten Quellen nicht allemal richtig ſeyn, er müſſe entweder zu Männern von hohem Stande und hoher Geburt, welche die

Sachen aus den nächsten Quellen wissen konnten, nicht so viel Zutritt gehabt haben, als er vorgiebt, sondern neben solchen zuverlässigen, auch noch mehr aus sehr unzuverlässigen Quellen geschöpft haben; oder sein eigener Mangel an Kenntnissen, sein eigener Mangel an Beurtheilungskraft, an Genauigkeit, sein Ueberfluß von lebhafter Einbildungskraft und Enthusiasmus, vielleicht auch sein Dünkel und leidenschaftliche Heftigkeit müßten ihn ungeschickt gemacht haben, so vortrefliche Quellen recht zu gebrauchen, und wenn seine Erzählungen allenthalben so unerhört unrichtig befunden würden, so müßte er sie — wäre es auch nur aus Mangel eines guten Gedächtnisses — nicht so erzählt haben, wie er sie aus richtigen Quellen geschöpft hätte. Er würde in solchen Fällen auch nicht sich mit Recht auf Männer von hohem Stande und hoher Geburt, und was noch dem Leser wichtiger ist, von genauer Sachkenntniß berufen können, wenn er von ihnen auch noch so viel Materialien zu seinem Werke erhalten hätte, weil durch seine Darstellungsart ihre Erzählungen nicht mehr die ihrigen geblieben, sondern die seinigen geworden seyn würden.

Beide obige Fälle sollen jetzt bloße Voraussetzungen, keinesweges noch sichere Behauptungen seyn Wir wollen dem Urtheile unserer Leser über den Hrn. v. Z. nicht vorgreifen, und sie werden auch so billig seyn, dasselbe noch zurück zu halten. Wenn sie aber erst diese Anmerkungen und Zweifel, wenigstens nur erst über den ersten Band der Fragmente werden aufmerksam durchgelesen haben, so werden sie vermuthlich in den Stand gesetzt seyn, wo nicht von des Hrn. v. Z. Quellen, — denn sie scheinen wirklich zu sehr ungleichartig zu seyn,

ſeyn, um ſie im Allgemeinen zu beurtheilen — doch wenigſtens gewiß von ſeiner Geſchicklichkeit, ſie zu gebrauchen, und überhaupt von ſeiner Kenntniß des preußiſchen Staats und der wahren Geſchichte Friedrichs II. etwas näher und gewiſſer zu urtheilen.

Wer das Leben Friedrichs des Großen — wäre es auch nur fragmentariſch — beſchreiben will, muß überhaupt Kenntniß der Staatengeſchichte und Statiſtik aller europäiſchen Länder haben, beſonders derjenigen Staaten, mit welchen dieſer große Regent während ſeiner langen Regierungszeit in unmittelbarer Kolliſion war. Er muß ferner die preußiſche Geſchichte dieſes Jahrhunderts genau inne haben; beſonders müſſen ihm die öffentlich und ſicher bekannten Vorfälle ſeit 1740 ſehr genau bekannt und ſehr gegenwärtig ſeyn, damit er unter der großen Menge von Begebenheiten nicht eine mit der andern verwechſele oder ſie unrichtig darſtelle. Er muß ferner nicht ganz unwiſſend ſeyn in der Lehre vom Finanzweſen und von Auflagen; es muß ihm nicht an allen Begriffen von den Verhältniſſen fehlen, welche Handlung, Induſtrie, Manufakturen und Fabriken dazu haben können, und er muß beſonders Sorgfalt angewendet haben, das Finanz-, Induſtrie- und Handelsweſen der preußiſchen Staaten unter Friedrich II. ſo richtig und vollkommen kennen zu lernen, als es einem Privatmanne möglich iſt. Inſonderheit muß er viel Fleiß, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit haben, nebſt einer gezüchtigten Einbildungskraft. Dieſe werden ihm dienen, die richtigſten Nachrichten aufzuſuchen, und ſorgfältig zu prüfen, hernach aber auch die Vorfälle genau ſo darzuſtellen, wie ſie wirklich durch dieſe Nachrichten beſtimmt werden, und weder etwas dazu noch davon zu thun, es

ſey nun aus Leidenſchaft, oder Enthuſiasmus, oder aus Partenlichkeit, oder weil es hübſcher ausſieht und ein beſſer Gemälde macht. Wem dieſe Eigenſchaften, beſonders auch die letztern fehlen, kann immer noch ein ſehr verdienter Mann ſeyn; aber er wird wohl thun, wenn er ſich mit der Geſchichte überhaupt, und beſonders mit der Geſchichte Friedrichs ganz und gar nicht abgiebt. Die beſten, die vortreflichſten Quellen werden ihm ſehr wenig helfen; denn theils wird er die daraus geſchöpften Nachrichten aus Mangel der Kenntniſſe nicht hinlänglich verſtehen, theils aus Mangel der jedem Geſchichtſchreiber nöthigen Talente nicht in ihrer urſprünglichen Reinigkeit darſtellen können; und wenn er auch vom Könige ſelbſt unmittelbar deſſen Geſchichte hätte erzählen hören, ſo würde es ihm doch an den nothwendigſten Eigenſchaften fehlen, um ſie andern richtig vorzutragen.

Der Redakteur dieſer Anmerkungen iſt von der Wahrheit dieſer Sätze ſo ſehr überzeugt, daß er wünſcht, einſichtsvolle Leſer möchten ſie auf ihn ſelbſt, in Abſicht auf ſeine Prüfung der Fragmente anwenden. Wenn er nicht ſeit mehrern Jahren ernſtlich bemühet geweſen wäre, dieſe Kenntniſſe und Eigenſchaften zu erlangen, ſo würde er es nicht einmal gewagt haben, die ihm mitgetheilten Anmerkungen und Nachrichten ſo vieler würdigen Geſchäftsleute in Berlin zu redigiren, geſchweige ſelbſt über die Geſchichte dieſes großen Monarchen die geringſten Fragmente oder Anekdoten zu ſchreiben, womit er ſeinem Zeitalter in die Augen ſehen dürfte. Er iſt weit entfernt von der Präſumtion, zu entſcheiden, wie weit es ihm gelungen ſey, dieſe Kenntniſſe und Eigenſchaften ſich eigen zu machen, darf aber wohl

ohne

ohne Stolz ſagen, er ſey ſich bewußt, daß ſie ihm nicht ganz fehlen; ſonſt müßte er ſich ſelbſt ſchlecht genug kennen, um ſich einer Arbeit unterziehen zu wollen, wozu er ganz unfähig wäre. Zwar iſt der größte Theil der in dieſem Werke gelieferten Berichtigungen und neuen Nachrichten größtentheils dem vereinigten Eifer und der Wahrheitsliebe würdiger Geſchäftsleute in verſchiedenen Departementern in Berlin und anderer glaubwürdiger Wahrheitsfreunde zu verdanken, welche auch durch andere Verdienſte Ruhm verdienen, die man hier aber nicht rühmen will, um nicht in den Ton des Hrn. v. Z. zu verfallen; ſondern ſich bloß darauf verläßt, daß der aufmerkſame Leſer und der Kenner, den Werth der Erinnerungen über die Fragmente des Hrn. v. Z., und daß ſie aus ſichern Quellen gefloſſen ſind, aus ihnen ſelbſt abnehmen wird. Jeder billige Leſer wird auch ſehr wohl einſehen, daß der allgemeine Blick, wo die Erzählungen des Hrn. v. Z. etwa zuverläſſig oder unzuverläſſig ſeyn möchten, die Formirung der Zweifel, die nähere Erörterung derſelben, die Sorgfalt, ſich nur an ſolche Perſonen zu addreſſiren, welche richtige Nachrichten geben konnten, die Vergleichung dieſer Nachrichten, die fernern Nachforſchungen, ſelbſt da wo es die Umſtände geſtatteten, in Archiven und Regiſtraturen, mancherley große Schwierigkeiten haben, und daher, wenn nicht alles ſo deutlich zu machen iſt, als man wünſchte, einige Nachſicht nicht verſagen. Sollte es indeſſen von aufmerkſamen Leſern wahrzunehmen, oder in der Folge ſicher zu beweiſen ſeyn, daß der Redakteur von ſolchen Dingen rede, von welchen er nicht geſucht habe, ſich die möglichſt deutlichen und richtigen Begriffe zu machen, ehe er ſchrieb; daß er es dabey

an Sorgfalt, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit habe fehlen laſſen, und daß er nicht die Kenntniſſe habe, die man überhaupt von jedem verlangen muß, der ſich mit der Geſchichte beſchäftigen will; ſo wird die Schuld ſeine ſeyn, und er wird ſich gefallen laſſen müſſen, daß Kenner in ſolchem Falle mit Recht von ihm urtheilen, er hätte beſſer gethan, ſich einer ſo mühſamen als undankbaren Arbeit nicht zu unterziehen, weil es ihm an den nöthigſten Eigenſchaften dazu gefehlt habe.

Ob Hr. v. Z. diejenigen Eigenſchaften beſitzt, die er zu einem Werke, wie das ſeinige, billig hätte haben müſſen, wird der Leſer etwas deutlicher ſehen, wenn er erſt auch nur einen Theil dieſer Anmerkungen aufmerkſam wird durchgeleſen haben. Der Redakteur wagt hier noch einige allgemeine Anmerkungen über die Fähigkeit des Hrn. v. Z. zum Geſchichtſchreiber überhaupt und beſonders zum Geſchichtſchreiber Friedrichs II. Man wird hoffentlich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit derſelben urtheilen können, wenn man nur die Fragmente des Hrn. v. Z. und ſeine übrigen Schriften geleſen hat.

Herr von Z. iſt ein Mann von großem Geiſte und großen Kenntniſſen, er iſt einer der vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands; welcher verſtändige Mann, und der die deutſche Litteratur kennet, wird das leugnen? Daß er nicht eigentliche hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe im ſtrengſten Verſtande des Wortes ſich erworben hat, ſondern in ganz andern Fächern, die mit der Geſchichte nichts gemein haben, einer der größten Gelehrten iſt, werden diejenigen, welche mit ſeinen beſten Schriften bekannt ſind — und welcher ächte Liebhaber der deutſchen

Litte-

Litteratur ſollte ſie nicht kennen? — leicht einſehen. Es iſt auch wohl leicht zu erachten, daß er ſich nicht beſonders auf die preußiſche Geſchichte und Statiſtik werde gelegt haben, welche ganz außer dem Kreiſe ſeiner ſonſt ausgebreiteten Kenntniſſe zu liegen ſcheinen. Ferner iſt nicht zu erwarten, und es zeigt ſich auch weder in ſeinen Fragmenten, noch in ſeinen andern Schriften, die geringſte Spur, daß er ſich um gründliche Kenntniſſe von Induſtrie, Handlung, Cirkulation und Finanzweſen, beſonders der preußiſchen Staaten, ernſtlich bemühet habe; es möchten vielmehr in den Fragmenten in die Augen fallende Proben vom Gegentheile zu finden ſeyn. Der gänzliche Mangel ſolcher Kenntniſſe machte bey einem Unternehmen, wie das des Hrn. v. Z., große Schwierigkeit; das war vorauszuſehen. Indeſſen, ehe man ſeine Fragmente las, konnte man theils nicht wiſſen, welche Kenntniſſe Hr. v. Z. etwa mit eiſernem Fleiße ſeit kurzem zu erhalten ſich bemühet hätte; theils hatte er in ſeinen frühern Schriften ſo viel Talent und ſo viel reife Beurtheilungskraft gezeigt, daß man von ihm wohl hätte vermuthen ſollen, er werde reiflich beurtheilt haben, welche Vorkenntniſſe zu einer Arbeit über das Leben Friedrichs, ſelbſt wenn ſie nur fragmentariſch ſeyn ſollte, gehören würden, ſo, daß er ſich nicht ganz unvorbereitet daran würde gemacht, ſondern durch Sorgfalt und genaue Nachforſchung und Vergleichung allenfalls die Kenntniſſe, die ihm könnten gefehlt haben, würde, ſo viel möglich, einigermaßen zu erſetzen geſucht haben. Wenn man in des Hrn. v. Z. vortreflichem Werke von der Erfahrung in der Arzneykunſt im 1ten Buche das 2te und 3te Kapitel, von der falſchen Erfahrung überhaupt, und von der wahren Erfah-

rung

rung überhaupt; und im IIIten Buche das 1te Kapitel, von dem Beobachtungsgeiste überhaupt lieset; so siehet man, wie gut er versteht, was zum Erfahren und Beobachten gehöret, und man muß um so viel mehr erstaunen, daß er seine daselbst geäußerten Grundsätze in seinen Fragmenten so ganz und gar nicht angewendet hat. Aber es scheint, daß seit den 27 Jahren, da Hr. v. Z. sein Buch von der Erfahrung schrieb, mit ihm eine Veränderung vorgegangen seyn müsse, welche ihn vielleicht zum Geschichtschreiber jetzt viel weniger geschickt macht, als damals. Zwar redet Hr. v. Z. selbst sehr geringschätzig von seiner damaligen Zeit. Er sagt in seinem Werke Ueber Friedrich den Großen (in der großen Ausgabe, S. 284.) "Meine Lage war so gering "und klein als möglich; denn ich war ein kleiner Doktor und "ein komisches Magistratsglied im kleinsten Städtlein der "Schweiz." — Mag seyn, daß die Lage und das Städtlein gering war! — Aber in dieser geringen Lage schrieb Hr. v. Z. Werke, welche seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen werden; und seine nachherige verbesserte Lage, und daß er ein großer Doktor geworden ist, scheint, ohne daß seine Talente sich selbst verringert hätten, auf sein Betragen als Schriftsteller nicht den vortheilhaftesten Einfluß gehabt zu haben, und ihn immer weniger zu haben, je größer er wird. Sein im kleinsten Städtlein in der Schweiz geschriebenes unsterbliches Werk über die Erfahrung wird immer noch die Nachwelt schätzen, wenn alle seine Titel und Würden und sein von ihm selbst so sehr gerühmter Umgang mit Männern von hohem Stande und von hoher Geburt längst werden vergessen seyn. Es ist ein klassisches Werk, mit Gründlichkeit, Ruhe und Ordnung,

nung, und dabey mit ſo viel Beſcheidenheit als Anmuth geſchrieben. Vielleicht eben weil er damals in einer geringen Lage war, bot er alle Seelenkräfte auf, um etwas Vollkommenes zu liefern, und lieferte es. Mit ſeiner veränderten Lage ſcheint ſeine Meynung von ſich ſelbſt ſehr zugenommen, und ſeine Meynung von dem, was er dem Publikum als Schriftſteller ſchuldig iſt, ſehr abgenommen zu haben; daher es faſt ſcheint, er glaube, er dürfe ſich nun ſogar viel Mühe nicht mehr geben. In ſeinem großen Werke über die Einſamkeit wird man zwar keine Verminderung ſeiner vortreflichen Talente gewahr. Eine Menge Stellen ſind voll heller philoſophiſchen Blicke, und mit einer Lebhaftigkeit und Anmuth vorgetragen, welche den Leſer an ſich ziehet, und dieſem Werke ein ſehr vorzügliches Verdienſt gewähren. Aber man bemerkt auch darinn gar ſehr den Mangel aller Ordnung und eines deutlichen Plans. In der Anlage des Ganzen vermißt man die reife Beurtheilungskraft, wodurch ſich das Werk über die Erfahrung ſo ſehr auszeichnet, und man vermißt ſie auch zuweilen an einzelnen Stellen. Die lebhafte und blühende Einbildungskraft, die dem Hrn. v. Z. ſo ſehr eigen iſt, verſchönert und erheitert zwar die Gegenſtände, aber verwirrt ſie auch nicht ſelten, weil er nicht ſorgte, ſie durch den Verſtand zu mäßigen. Es ſcheint, er glaubte damals ſchon, er dürfe ſich viel erlauben, und das Publikum müſſe viel ertragen; er dürfe, ohne fernere Ueberlegung, ſchreiben, was ihm gerade in den Kopf kommt, in einem Tone, als ob ſeine Studierſtube die ganze Welt wäre, und als ob er nur zu ſeinen Hausgenoſſen ſpräche, und nicht zu dem Publikum, deſſen aufgeklärterem Theile jeder Schriftſteller Ehrerbietung

schuldig ist. Daher die Sprünge, Abschweifungen, Weitschweifigkeiten, unwürdige niedrige Ausfälle, Unanständigkeiten aller Art, Unnützlichkeiten, die neben den herrlichsten Stellen auf so unbegreifliche Weise abstechen. Aber die vorzügliche Vortreflichkeit so sehr vieler einzelner Kapitel versöhnte noch den Leser mit dem Verfasser.

Wie manche Bemerkungen dieser Art machten nicht unbefangene Leser schon bey dem Werke über Friedrich den Großen und meine drey und dreyßig Unterredungen mit Ihm, und bey seinem Schreiben über Mirabeau! Aber noch mehr, als diese und das Werk über die Einsamkeit, geben leider die Fragmente über Friedrich II. dazu Anlaß. Der Dünkel, sich über alles wegzusetzen, was ein Schriftsteller dem Publikum schuldig ist, hat sichtlich zugenommen; und sehr unglücklich ist es noch dabey, daß Hr. v. Z. hier fast in allen Hauptmaterien, die er bearbeiten will, ziemlich fremd ist, daher seine eigentlichen Talente ihm wenig nützen, zumal da er die jedem Schriftsteller gebührende Sorgfalt, das was er schreibt, wohl zu überlegen, fast ganz vergessen zu haben scheint. Wem diese letztern Behauptungen und alles andere, was in diesem Einleitungskapitel im Allgemeinen gesagt werden muß, etwa zu hart scheinen möchte, den ersuchen wir sich zu gedulden, bis er die in den folgenden Kapiteln enthaltene Anmerkungen auch nur zum Theile gelesen hat, und er urtheile sodann, ob die sehr vielen Beweise, die davon vorkommen, überzeugend sind, oder nicht.

Aber schon jeder aufmerksame Leser der Fragmente wird sich überzeugen können, daß die Schreibart

art in denſelben gerade das Gegentheil von der ruhigen und geſetzten Schreibart in dem Werke über die Erfahrung, und warlich einer bedächtigen und wohlunterſuchten Geſchichte nicht angemeſſen iſt; ſo daß man dem Tone der Schreibart nach eher glauben möchte, Hr. v. Z. habe das Werk über die Erfahrung erſt im reifen Alter, und die Fragmente ſchon in der Jugend geſchrieben. Faſt nie zeigt er hier die der Geſchichte anſtändige Simplicität und Ruhe. Faſt nie hat er den beſcheidenen Ton des Wahrheitsfreundes, der ſich ſelbſt erſt ſorgfältig von der Wahrheit der Erzählungen überzeugt, um ſie andern wieder der Wahrheit gemäß zu erzählen. Faſt immer redet er deciſiv, polternd, als ob niemand außer ihm etwas von Friedrich II., und er alles wüßte. Immer iſt er angeſpannt, ſchreibt cum lupeta, als triebe ihn ein innerer Geiſt; und es treiben ihn auch wirklich zwey innere Geiſter, und hindern ihn nur allzuoft, die Wahrheit zu ſehen. Dieß ſind ſeine lebhafte Einbildungskraft, und ſeine heftige Leidenſchaften, ſein Zorn, ſein Dünkel vornehm zu ſcheinen, ſein Kützel, das geltend zu machen was ihm gefällt, und das verächtlich zu machen was das Unglück hat, ihm zu mißfallen; Eigenſchaften des Geiſtes, welche ein Geſchichtſchreiber am meiſten im Zaume zu halten ſuchen ſollte, weil durch ſie ſchon ſo viele Unwahrheiten in die Geſchichte gebracht worden ſind. Aber eben hierdurch ſündigt Hr. v. Z. am meiſten. Hat ihn einmal ſeine Leidenſchaft wider jemand oder für jemand eingenommen, ſo nehmen alle Gegenſtände, Politik, Religion, Aufklärung, und was es ſonſt ſey, eine ganz andere Geſtalt an. Hat ſeine Einbildungskraft ihm einmal

einen Vorfall auf eine gewisse Art vorgestellt, so ist er davon durch nichts abzubringen, und es fällt ihm gar nicht ein, weiter um sich zu sehen, ob er den Vorfall auch vorher selbst recht genau wisse; es fällt ihm gar nicht ein, weitere Erkundigungen einzuziehen, welche freylich mehrentheils sehr mühsam, aber zur Wahrheit der Geschichte überhaupt doch so sehr nöthig sind. Vielmehr sind seine Einbildungskraft und seine Leidenschaft, sobald sie einmal angeflammt sind, nur beschäftigt, alle Umstände der Erzählung so zu wenden, daß sie in dem Gesichtspunkte erscheinen, den er im Sinne hat. Ja nicht selten ist ziemlich deutlich zu merken, daß seine lebhafte Einbildungskraft eine Geschichte, die er von sachkundigen Zeugen mag haben erzählen hören, sogar etwas umformt und allenfalls manche Umstände noch hinzu erfindet, um sie auszuputzen und ihr das Ansehen zu geben, als käme sie aus einer Quelle, die alles, bis auf die kleinsten Nebenumstände, habe an die Hand geben können; wobey es denn freylich zuweilen unglücklich geschiehet, daß diese Nebenumstände der bekannten wahren Geschichte widersprechen, und also aus der intendirten Glaubwürdigkeit noch mehr Unglaubwürdigkeit entstehet.

Es giebt aber auch in den Fragmenten außer den Beweisen der Einbildungskraft des Verfassers, noch viele Beweise von einer andern Eigenschaft desselben, nemlich von einer großen Einbildung von sich selbst, welche bey ihm mit den Jahren sehr zugenommen zu haben scheint:

And *little I* the Hero of each Tale!

Solche Einbildung, übertrieben oder nicht, wenn sie jemand glücklich und mit sich zufrieden macht,

macht, iſt an ſich eine meiſtens ſo unſchädliche kleine Thorheit, daß ſie im gemeinen Leben einem ſonſt verdienten und guten Manne wohl pflegt vergeben zu werden, wenn ſie nur der Geſellſchaft nicht allzu beſchwerlich wird. Indeſſen, wenn jemand dieſe Thorheit in öffentlichen Schriften auf eine ſo unbehutſame Art zur Schau ſtellt, wie der Herr Ritter v. Z. in ſeinen Fragmenten, ſo wird er die Leſer eben nicht zu ſeinem Vortheile einnehmen, und der toleranteſte unter ihnen wird wenigſtens über die Präſumtion etwas lächeln. Wir werden uns in den folgenden Anmerkungen dieſes Lächelns wohl auch nicht ganz enthalten können; denn der Hr. v. Z. legt es ſeinen Leſern zuweilen ſo nahe, daß es ſchwer ſeyn möchte, ganz ernſthaft zu bleiben. Da überhaupt nicht zu vermeiden iſt, daß die Erörterung der vielen vom Hrn. v. Z. unrichtig erzählten Geſchichten weitläuftig werde, weil man alles umſtändlich aus einander ſetzen muß; ſo werden bey manchen trockenen Unterſuchungen die Beiſpiele der kleinen Schwachheit des Hrn. Ritters ſich für ſehr wichtig zu halten, zumahl im Kontraſte mit Fehlern die man viel unwichtigern Leuten nicht vergeben würde, bisweilen dienen, den Leſer bey guter Laune zu erhalten, und wir werden einige ganz natürliche Gelegenheiten, unſere Leſer ein wenig zu amüſiren, vielleicht nicht verſchmähen. Wenn aber dieſe übermäßige Einbildung von ſich ſelbſt in Verachtung und hämiſche Verunglimpfung anderer verdienter Männer ausartet, ſo wird ſie eine allzuniedrige, und die Würde der Gelehrſamkeit entehrende Unart, als daß es angenehm ſeyn könnte, ſich lange daben aufzuhalten. Daß ſich der Herr Ritter v. Z. dieſer Unart in ſeinen Fragmenten nicht ſelten ſchuldig gemacht hat, dar-

über iſt nur Eine Stimme im Publikum, ſo wie auch nur Eine Stimme iſt im Bedauern, daß ein ſolcher Mann ſich von einer wilden Leidenſchaft ſo weit hinreißen ließ, die ihn ſo tief erniedrigt. Wir werden daher von den groben Ausbrüchen dieſer Vergehungen des Verfaſſers lieber die Augen abwenden, und ſo wenig davon erwähnen, als es die Umſtände erlauben wollen.

Unparteyiſche Leſer werden wohl einſehen, daß die Gemüthsſtimmung des Hrn. v. Z. nicht eigentlich diejenige ſey, in welcher billig ein Geſchichtſchreiber ſchreiben ſollte. Das unparteyiſche Publikum wird es alſo freylich wohl einſehen, daß von der Vortreflichkeit der Quellen, woraus Herr v. Z. will geſchöpft haben, nicht auf die Vortreflichkeit ſeines Buchs ein ſicherer Schluß zu machen ſeyn werde. Iſt ſein Verfahren ſo, wie es eben geſchildert worden, ſo werden die Männer von hohem Stande und von hoher Geburt, von welchen er ſehr viel Neues will erfahren haben, ſo wie alle andere Zeugen, die ihm etwas können geſagt haben, nicht alles das verantworten dürfen, was er ſchreibt. Derjenige, den er hauptſächlich namentlich anführt, iſt der ehemalige Königliche Staatsminiſter Freyherr v. der Horſt. Daß wir uns hier, mit Beybehaltung der größten Ehrerbietung gegen ſeine Perſon und ſeinen Stand, etwas näher über ihn erklären müſſen, erfordert die Art, wie ihn Hr. v. Z. ſo oft (und wie es faſt ſcheinen möchte, zuweilen zur Unzeit, z. B. I Th. S. 163.) und auf ſolche Art citirt, als ob er bloß mit dem Namen dieſes Miniſters jeden Widerſpruch gegen ſeine ſo oft unzuverläßigen Erzählungen niederſchlagen wollte. Es

gar

iſt gar kein Zweifel, daß dieſer würdige Staatsmann die edelſte Abſicht dabey gehabt habe, wenn er dem Hrn. v. Z. Nachrichten mittheilte, und daß manches Richtige, was in den Fragmenten vorkommt, Ihm zu danken iſt. Indeſſen können wir hier den Wunſch nicht unterdrücken, daß wir anſtatt der Zimmermanniſchen Fragmente lieber Mémoires sur Frédéric II. par Mr. de Horſt geſehen hätten. Ein Mann, in den Geſchäften grau geworden, von ausgebreiteter Kenntniß des Staats und ſeiner Geſchichte, von feſten Principien, von reifer Beurtheilungskraft, wahrheitliebend und ſorgfältig, ſtreng gegen ſich ſelbſt und billig gegen andere, ſchnell überſehend im Ganzen und genau in jeden Umſtänden des Details, hätte ein ganz andres Werk geliefert. Würde, Anſtand, Beſcheidenheit und Edelmuth würden es charakteriſiren. Ein ſolcher Mann würde in ſeiner Erzählung, was er aus eigener Erfahrung wußte und zuverläſſig bezeugen könnte, von dem, was er etwa nur vom Hörenſagen hätte, oder ſich unvollkommen erinnerte, genau unterſcheiden; daher würde die höchſte Zuverläſſigkeit der unauslöſchliche Charakter eines ſolchen Werkes ſeyn. Dieß allein könnte unſern obigen Wunſch rechtfertigen. Denn nachdem die von dem Herrn Staatsminiſter von der Horſt mitgetheilten Nachrichten durch die unzuverläſſigen Hände des Hrn. v. Z. gegangen ſind; ſo weiß man nun nicht allein nicht genau, was der Herr von der Horſt wirklich geſagt hat, oder was der Hr. v. Z. von einem andern kann gehöret haben, ſondern man muß auch oft den gerechteſten Zweifel hegen, ob dasjenige, was wirklich von dem Herrn von der Horſt herkommt, vom Hrn. v. Z. ſey genau eben ſo in ſein Buch übertragen worden, als er es

von dem Herrn von der Horst hörte. Dem sehr wohlmeinenden und vernünftigen Rathe des Herrn von der Horst hat Hr. von Z. doch nicht folgen wollen, wovon er selbst in der wilden Hitze seiner Leidenschaft ein sehr einleuchtendes Beyspiel im IIIten Bande S. 267 anführt, welches zwar in der plumpen Sprache des Hrn. v. Z. vorgetragen ist, welche gewiß niemand einem so edlen Manne wie der Hr. v. d. H. ist, zutrauen wird; aber doch deutlich genug zeigt, daß Hr. v. d. Horst den Hrn. v. Z. von unwürdigen Ausschweifungen hat abhalten wollen. Aber Hr. v. Z. ging seinen eigenen Weg und folgte nicht. Es werden sich gleich in dem folgenden IIten Kapitel Beyspiele finden, von solchen höchst seltsamen Behauptungen, welche niemand, der den preußischen Staat und die Geschäfte nur einigermaßen kennt, geschweige ein Staatsminister, dem Hrn. v. Z. kann gesagt haben. Dieß ist zugleich ein sicherer Beweis, daß der Herr von der Horst nicht etwa die Zimmermannischen Fragmente vor dem Abdrucke durchgesehen hat, wie man sich sonst bey der sehr dreisten Art, mit welcher dieser Minister so oft citirt wird, etwa vorstellen könnte. Um desto mehr bleibt es ungewiß, ob der Hr. v. d. Horst dem Hrn. v. Z. Auftrag und Erlaubniß gegeben habe, ihn bey allen Gelegenheiten zum Gewährsmann anzuführen. Wenn dieser würdige Minister wirklich eine solche Erlaubniß gegegen hätte; so wäre es die Pflicht des Hrn. v. Z. gewesen, jedes Wort, was er auf den Namen des Hrn. v. d. H. debitirt, ihm vor dem Abdrucke zu zeigen, um zu erfahren, ob er auch genau dessen Meynung getroffen habe. So machten es andere billigere Gelehrte. Denn es würde doch wahrlich heißen, einen

Mann

Mann von hohem Stande und hoher Geburt vor der Welt kompromittiren, wenn man ſich mehr auf ihn berufen wollte, als er ſelbſt zu erlauben geneigt wäre, da er denn in die große Verlegenheit kommen würde, einem Schriftſteller, den er ſonſt begünſtigte, nicht öffentlich gerade widerſprechen, noch weniger ſich in gelehrte Streitigkeiten miſchen zu wollen, wovor er eine billige Abneigung haben kann. Es kann mancher vornehme und rechtſchaffene Mann Zeugniß über eine Sache geben, will aber nicht, daß man ſeinen Namen nennen ſoll. Es iſt ſodann der Billigkeit gemäß, daß ein Schriftſteller hierin eher allzubehutſam als allzuvorſchnell ſey. Daß Hr. v. Z. hierin ſehr indiſkret iſt, erhellt daraus, daß er Briefe des Hrn. Grafen von Herzberg abdrucken läßt, von welchem er unmöglich die Erlaubniß ſie abzudrucken erhalten haben kann, wie ſich aus dem Inhalte der Briefe ſelbſt leicht abnehmen läſſet, zumal da ſogar in dem einen Briefe (Th. I. S. 155.) ausdrücklich geſagt iſt, "Qu'il ne "devait en faire aucun uſage." Ob er es nun mit dem Hrn. v. d. Horſt eben ſo gemacht habe, muß man billig dahin geſtellt ſeyn laſſen. Hat Hr. v. Z. aber ſein Manuſkript dem Hrn. v. d. Horſt (in ſofern es die von ihm erzählten Nachrichten betrifft) nicht vor dem Abdrucke zur Durchſicht gegeben, ſo hat er ſehr unrecht gethan. Die Behandlungsart, die man in ſeinen Fragmenten allenthalben wahrnimmt, hat ſowohl ſeiner Einbildungskraft als ſeiner Einbildung freyen Spielraum gegeben, alle Nachrichten, die er auch von dieſem würdigen Staatsmanne und ſonſt von den zuverläßigſten Zeugen gehört haben kann, nach ſeiner eigenen Art zu modeln, und ſie mit ſehr unzuverläſſigen Erzählungen auf eine Art

zu vermiſchen, wodurch ſelbſt das Zuverläſſigſte unzuverläſſig werden kann, wie unten an ſehr treffenden Beyſpielen gezeigt werden wird.

Wir wollen hier zuletzt noch zwey in dieſem Kapitel vorkommende Beyſpiele anführen, wie die Einbildung und die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. gemeinſchaftlich zu wirken pflegt. Er iſt, wie diejenigen wiſſen, welche ſeine von dem ſel. Prof. Meckel herausgegebene Krankengeſchichte geleſen haben, mit dem leidigen Uebel der Hypochondrie behaftet, welches man bey Beurtheilung einiger ſonderbaren Erſcheinungen in des Hrn. v. Z. Schriften nicht aus den Augen laſſen muß. Der ſel. Meckel ſchildert am Ende der gedachten Krankengeſchichte *) den nach Erfolg glücklicher Geneſung wiederhergeſtellten Gemüthszuſtand des Hrn. v. Z. auf ſolche Art, wie er, ſo viel man aus dem, was von ihm ſeitdem bekannt geworden iſt, abnehmen kann, wohl noch jetzt ſeyn mag. Er ſagt: "Ingenii vires illi nunc ſunt longe acutiores, ima-"ginatio ac perceptiones vividiores, *affectus vero* "*hinc vehementiores*, animum ejus, *viribus imagina-*"*tionis* auctis, *iniquitatum magis magisque impati-*"*entem* reddentes." Die Hypochondrie des Hrn. v. Z. macht, daß er oft für gelb und ſchwarz anſieht, was weiß und roth iſt; ſie ſchaft ihm oft in ſeiner Einbildungskraft *iniquitates*, wo gar keine ſind, und da er ſich mit ſeinem lieben Ich ſo ſehr vorzüglich zu beſchäftigen pflegt, ſo findet er oft *iniquitates*, die Ihn angehen, und wird *impatiens*, wo er doch nur ganz ruhig ſeyn könnte. Die Ungeduld tritt ihn überhaupt gar zu oft an! Er ſtellt ſich vor, daß er gewaltig viel Feinde hat, und wir möchten uns zu be-

*) S. Io. Fr. Meckel Tr. de morbo herniofo congenito ſingulari et complicato feliciter curato. Berol. 1772. gr. 8. S. 148.

behaupten getrauen, er habe gar keine, außer diejenigen, welche er ſich etwa durch ſein hin und wieder etwas unartiges Betragen ſelbſt ſchaft. Wenn ſich der gute Hr. v. Z. hievon einmal erſt nur recht lebhaft überzeugen könnte; ſo würde er vermuthlich manche kummervolle Stunde weniger haben, und manchen unbedachtſamen Schritt weniger thun.

Er ſagt hier S. 15: "Die Beobachtungen, welche "ich ſelbſt unter Friedrichs Augen vor ſeinem Lehnſtuhl "machte, waren überall, und zumal in Berlin, ein gar "ſchmerzhafter Dorn in den Augen vieler gelehrten Herren, "die es mir durchaus nicht verzeihen wollen, daß ich "vor dieſem Lehnſtuhl ſtand." Dieß iſt wohl nichts als leere Einbildung! Man ſiehet aus dem dritten Bande der Fragmente, welche überaus große Wichtigkeit Hr. v. Z. auf ſeinen Beruf zum Könige legt. Er glaubt, ſein Ruf wäre ſehr geheimnißvoll geweſen, er habe da ſchreckliche Tage erlebt, er habe dort viele Gefahr ausgeſtanden und was der thörigten Einbildungen mehr ſind. Nun glaubt er gar, man wolle es ihm durchaus nicht verzeihen, daß er vor des Königs Lehnſtuhl geſtanden habe. Was doch die leidige Hypochondrie nicht thut! Lauter iniquitates ſetzt ſie dem Herrn Ritter in den Kopf! Hr. v. Z. hat eine zu üble Meynung von der guten Stadt Berlin; denn wir trauen uns zu behaupten, daß Hr. v Z. daſelbſt und in Potsdam viel weniger Feinde hat, als er ſich einbildet. Wir müſſen uns nur recht verſtehen. Nicht, daß Hr. v. Z. vor des Königs Lehnſtuhl geſtanden hat, iſt irgend jemand in Berlin anſtößig geweſen. Man hat ja in Berlin vor demſelben ſo ſehr viele Leute, Einheimiſche und Ausländer, geſehen, ohne ſie desfalls weder zu beneiden noch anzufeinden. Warum hätte man denn

den Hrn. v. Z. deshalb anfeinden ſollen? Des Hrn. v. Z. perſönliches Betragen in Potsdam war auch, wie man unparteyiſch geſtehen muß, gar nicht ſo beſchaffen, daß er ſich dadurch hätte Feinde zuziehen können; vielmehr erwarben ſich ſowohl er als ſeine würdige Gemahlinn die Achtung und Freundſchaft aller derer Perſonen, die ſie näher kennen lernten. Eben ſo würde es in Berlin geweſen ſeyn, wenn Hr. v. Z. für gut gefunden hätte, dahin zu kommen, wovon ihn eine ſehr überflüſſige Bedenklichkeit abhielt. Wenn alſo jetzund wirklich viele Perſonen in Berlin und in Potsdam anders über Hrn. v. Z. denken als ehemals, ſo iſt es wirklich nicht deswegen, weil man ihm durchaus nicht verzeihen wollte, daß er vor Friedrichs Lehnſtuhl ſtand, noch viel weniger deswegen, weil ſeine mediciniſchen, politiſchen, Mirabeauwiderlegenden, Jeſuitenriecherischen, und Aufklärungverdammenden Beobachtungen, welche alle ziemlich gleich unwichtig ſind, irgend jemand ein ſchmerzhafter Dorn im Auge wären; ſondern wirklich deswegen, weil ſein Betragen als Schriftſteller, in ſeinem Buche über Friedrich den Großen und in ſeinen Fragmenten, gerade das Gegentheil von ſeinem perſönlichen Betragen in Potsdam iſt.

Wer ſollten denn wohl diejenigen gelehrten Herren in Berlin ſeyn, welche es dem Hrn. v. Z. durchaus nicht hätten verzeihen wollen, daß er vor Friedrichs Lehnſtuhle ſtand? Der nächſte Verdacht mußte wohl natürlich auf die Aerzte in Berlin fallen. Will alſo etwa Hr. v. Z. zu verſtehen geben, Cothenius, Selle, Theden, Freſe, hätten ihn deswegen beneiden können, weil er zum Könige kam?

Die-

Dieſen Aerzten mußte es gewiß nicht anders als ſehr angenehm ſeyn, daß Hr. v. Z. gerufen ward. Sie konnten vorausſehen, Hr. v. Z. würde nichts anders finden als was ſie auch gefunden hatten, nemlich daß der König unheilbar war. Herr Selle hatte dieß ſchon geurtheilt, ehe Hr. v. Z. ankam, und hatte es auch dem Könige ziemlich deutlich zu verſtehen gegeben, wie Hr. v. Z. dieß in Hrn. Sellens Krankengeſchichte des Königs S. 43. finden kann. Dieſen Aerzten war es alſo ſehr lieb, daß ein ſo berühmter Arzt, wie Hr. v. Z. beſtätigen mußte, was ſie längſt gewußt und geſagt hatten. Oder glaubt Hr. v. Z. etwa, dieſe verdienten Männer hätten glauben können, Hr. v. Z. wäre ein ſo ſehr außerordentlicher Arzt, daß er da, wo die mediciniſche Kunſt keine Hülfe mehr geben konnte, doch Hülfe finden, und dadurch ihren mediciniſchen Ruhm verdunkeln würde? Das wohl nicht! Denn dieſe Männer kannten und verehrten zwar des Hrn. v. Z. große mediciniſche Einſichten; aber ſie kannten auch die Krankheit zu gut, und waren ihrer eigenen Kunſt zu gut kundig, als daß ſie hierin vom Hrn. v. Z. etwas hätten befürchten können. Wäre es allenfalls möglich, welches doch gar nicht zu vermuthen iſt, daß irgend ein Gedanken dieſer Art in ihnen hätte aufſteigen können, ſo hätten ſie ſich doch durch des Hrn. v. Z. eigene doppelte Beſchreibung deſſen, was er vor Friedrichs Lehnſtuhle eigentlich that, gänzlich beruhigen müſſen; da man aus dieſer eigenen Beſchreibung ſo unwiderſprechlich ſiehet, daß der Hr. v. Z. vor Friedrichs Lehnſtuhl viel weniger als die berliniſchen Aerzte, oder eigentlich gar nichts that. Oder glaubt Hr. v. Z., dieſe Männer oder ſonſt jemand könnten ihm ſeine zwey Tauſend Thaler beweiſen? Hoffentlich

denkt

denkt er nicht niedrig genug, um einen ſolchen Verdacht zu hegen. Wer dieſe Männer kennt, wird ſie ohnedieß von einem ſolchen Verdachte frey ſprechen.

Eben ſo ungerechterweiſe hat Hr. v. Z. andere Gelehrte in Berlin, die nicht Aerzte waren, in Verdacht, daß ſie ihn wegen ſeines Rufs zum Könige anfeinden könnten. Hr. v. Z. war in Berlin, ſo wie in ganz Deutſchland, als einer der vorzüglichſten deutſchen Gelehrten allgemein geſchätzt und verehrt, ehe er durch ſeine drey letzten Schriften die allgemeine Achtung etwas vermindert hatte. Die deutſchen Gelehrten in Berlin freuten ſich vielmehr, daß ein deutſcher Gelehrter zum Könige berufen worden war. Daß dieß die allgemeine Geſinnung der Gelehrten in Berlin war, wird jeder bezeugen können, der damals in Berlin Gelehrte ſah. Warum hätten ſie Hrn. v. Z. beneiden, warum es ihm durchaus nicht vergeben ſollen? Es ſind ohngefehr zwölf bis zwanzig Gelehrte in Berlin zum Könige zu verſchiedenen Zeiten gerufen worden und haben mit ihm geſprochen. Niemand aber, der Berlin und die berliniſchen Gelehrten beſſer kennt als Hr. v. Z., wird jemals gehört haben, daß nur einer von den Gelehrten, die mit dem Könige geſprochen haben, von denen wäre angefeindet worden, welche niemals mit dem Könige geſprochen hatten. Wenn alſo das Stehen vor des Königs Lehnſtuhl unter den berliniſchen Gelehrten ſelbſt keine Kolliſion, oder ſonſt eine Feindſchaft machte; warum hätten ſie es denn einem Ausländer, wie der Hr. v. Z., durchaus nicht verzeihen wollen? Dieß iſt alſo eine bloße leere Einbildung des Hrn. v. Z., welche ſeine Einbildungskraft

kraft auf eine ſo ſchwarze Art ausmalt, daß er endlich auf die allerungereimteſten, einem vernünftigen Manne gar nicht anſtändigen Vermuthungen kommt.

Damit man nicht glaube, daß wir uns allzuhart ausdrücken, führen wir zwey Beyſpiele ſolcher Vermuthungen des Hrn. v. Z. an:

S. 15 dieſes 1ten Theils heißt es: "Einige wilde "preußiſche Schwärmer haben geglaubt, ſie ſeyen Patrio"ten, wenn ſie diejenigen, die irgend einen Fehler oder irgend "eine Schwäche des großen Königs öffentlich erzählen, für "Nichtswürdige erklären, oder wie mir dieß wirklich widerfahren iſt, thöricht mit dem Tode bedrohen!" Und im IIIten Bande S. 360 ſagt er: "Mord und "Vernichtung drohet mir aber gewiß gleich beym An"blicke der Aufſchrift des 31. Kapitels: über die berliniſche "Aufklärungsſynagoge und ihre Jeſuitenriecherey, die "berliniſche Legion." Wenn dieß nicht ungereimte Einbildung iſt, ſo iſt es keine! Mitleidiges Lächeln und Achſelzucken, welche durch den Dünkel und die Phantaſieen des Herrn Ritters ſehr natürlich erregt werden, iſt nicht Mord. Wir glauben dieſes zur Vermeidung alles Mißverſtändniſſes, und damit der gute Hr. v. Z. nicht allzuviel Böſes von uns befürchte, weil er uns auch etwa zur berliniſchen Legion rechnen möchte, hier deutlich erklären zu müſſen, weil wir voraus ſehen, daß wir das gedachte Lächeln und Achſelzucken in der Folge dieſer Anmerkungen ſehr oft nicht werden vermeiden können. Damit wollen wir ihm wirklich nichts Uebels thun. Wir wollen gar nicht ſeinen Tod, ſondern vielmehr, daß er lebe und wo möglich, ſich beſſere!

Ueber das zweyte Kapitel.

Von Friedrich Wilhelm dem Ersten. Vom Charakter seiner Regierung und ihrem Einflusse auf die Regierung seines Sohnes.

König Friedrich Wilhelm I. war gewiß ein Regent, der Wunderdinge in seinem Lande gethan hat. Dieß ist eine eben so sichere Wahrheit, als daß Er von vielen, ausgenommen von seinem größern Königl. Sohne, lange verkannt und falsch beurtheilt worden ist. Es wäre also wohl der Mühe werth, daß die wahren Eigenschaften und Verdienste dieses so sehr verkannten Königs auseinandergesetzt würden. Aber dazu würde ein Mann gehören, welcher die preußischen Staaten genau kennte, so wie sie damals waren und wie sie jetzt sind; der die preussische Geschichte genau studirt hätte, und auch in der Reichsgeschichte der übrigen europäischen Staaten nicht fremd wäre; der vom preußischen Finanzwesen, von Einrichtung der Kassen, u. s. w., wobey Friedrich Wilhelm I. so viel that, gute Kenntnisse hätte, und von den preußischen Manufakturen und der Art, sie zu errichten und zu unterhalten, richtig zu urtheilen im Stande wäre. Ist Hr. v. Z. ein solcher Mann? Wir zweifeln daran. Wir wollen sogleich einige Beyspiele anführen, welche zeigen werden, wie wenig Kenntnisse er von dem Zustande des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm I. besitzt Die Behandlung dieses Kapitels wird schon nicht geringe Besorgnisse wegen der folgenden erwe-

cken.

cken. Wenn das Pferd beym erſten Schritte aus dem Stalle ſtolpert, pflegt man es für ein übles Zeichen zu halten; und man kann von der Geſchicklichkeit eines Ritters keine große Meynung haben, der gleich beym erſten Eintritte in die Schranken, im Sattel ſchwankt und ſich an die Mähne hält.

Herr v. Z. ſagt S. 18: "Friedrich Wilhelm I. hat "den großen Handel aufs äußerſte begünſtigt." Den großen Handel? Weiß Hr. v. Z. wohl, was Handlungsverſtändige den großen Handel nennen? Vermuthlich nicht. K. Friedrich II. ſagt von der Regierungszeit ſeines Vaters: "Notre commerce n'étoit pas "encore né; le gouvernement s'étonnoit en faisant des "principes qui s'opposoient directement à ſes projets." (S. Oeuvres de Fr. II. publiés de ſon vivant, T. I. p. 422.) Das iſt ja gerade das Gegentheil von dem, was uns Hr. v. Z. ſagt. Ebenfalls ſagt der König in der Hiſtoire de mon tems, T. I. p. 28: "Die "Bilanz des Handels habe jährlich 1,200,000 Rthlr. "verloren." Wie ging das zu, wenn der große Handel ſo begünſtigt war? Hr. v. Z. beliebe uns doch zu ſagen, wo denn damals der große Handel in den preußiſchen Staaten war, und was denn wohl Friedrich Wilhelm I. zu Begünſtigung des großen Handels gethan hätte? Die Etablirung des Handlungshauſes Splittgerber und Daum war etwas; aber ein einziges großes Komptoir macht ja noch nicht den großen Handel eines weitläuftigen Staats aus. Außerdem war ja bekanntlich dieſes Haus, außerdem daß es die Bankiersgeſchäfte für den Hof verſah, hauptſächlich auf Fabriken gegründet, z. B. auf die große Gewehrfabrik und das Meſſingswerk. Eben ſo beſchäftigte ſich die unter dieſem

diesem Könige von einigen Kaufleuten in Berlin errichtete russische Kompagnie hauptsächlich mit Vertrieb der brandenburgischen Manufakturwaaren, wogegen sie russische Produkte einführte. Diese Kompagnie ward ohne Zuthun des Königs errichtet und er hat sie weiter nicht begünstigt, als daß durch Negociationen es dahin gebracht wurde, daß die russische Armee eine kurze Zeit aus den preußischen Tuchmanufakturen bekleidet ward.

Den Seehandel in Königsberg, Memel und Stettin, welcher damals so beträchtlich nicht war, ließ dieser König so wie er ihn fand. Die Ausgrabung und Verbesserung des Hafens von Swinemünde, die Erneuerung des Finowkanals, der Plauensche und der neue Oderkanal, nebst dem brembergischen Kanale gehören bekanntlich erst unter Friedrichs II. Regierung. Hr. v. Z. spricht also vom damaligen großen Handel, wie der Blinde von der Farbe. Ordnung und äußerste Sparsamkeit in der Staatsverwaltung, Beförderung jedes nützlichen Fleißes, besonders der Manufakturen, war das große Verdienst Friedrich Wilhelms I. Dieß ist so bekannt, daß auch Hr. v. Z. nicht umhin kann, es zu preisen. Aber auch dabey fällt er in die lächerlichsten Fehler, weil er den Zustand des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm I. gar nicht kennt. Er saat S. 19: "Dem "Vortheile kleiner Händler, die nichts als fremde Fabrikwaa"ren verkauften, wollte er frevlich die Wohlfart seiner Fabri"ken von Wolle und Baumwolle nicht aufopfern." Wie? Unter Fr. Wilh. I. wären in den preußischen Staaten Baumwollenmanufakturen gewesen? Konnte Hr. v. Z. seine Unwissenheit wohl auf eine schimpflichere Weise verrathen? Er weiß also nicht einmal, was jeder Schüler weiß, daß zu den Zeiten Friedrich Wil-

Wilhelms I. nicht nur keine Baumwollenmanufakturen in preußischen Landen waren, sondern daß dieser König alle baumwollne Zeuge dermaßen haßte, daß er sogar, wenn sich ein kattunener Bettumhang in einem Hause fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Wämser vom Leibe reißen ließ. Dieß that der König zur Beförderung der Leinen- und Wollenmanufakturen, welche ihm so sehr am Herzen lagen. Aber auch von diesen unter Friedrich Wilhelm I. etablirten Manufakturen macht Hr. v. Z., der, wenn er einmal sich einer Sache annimmt, recht ins Große geht, einen ganz lächerlich übertriebnen Begriff. Er sagt S. 19: "Es hatte "schon über eine Million Menschen Antheil oder auch "ihren völligen Unterhalt von den einländischen Fabriken." Nach der genauen Berechnung des Herrn Grafen v. Herzberg war die Anzahl der preußischen Unterthanen zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. 2,240,000 Menschen, und zehn Jahre vorher kann man gewiß so viel nicht annehmen. Also meynt wohl Hr. v. Z., die Hälfte der Unterthanen hätte sich mit Fabriken und Manufakturen beschäftigt? Was muß er für Ideen von Nahrung haben! S. 18 sagt er: "Die von Friedrich Wilhelm I. veranstalteten Wollarbeiten "beschäftigen noch jetzt Millionen Hände." Das heißt ins Große gegangen! Vermuthlich wird Hr. v. Z. auch die linken Hände dazu rechnen, um eine größere Zahl herauszubringen! Und was der Mann für eine genaue Kenntniß von den brandenburgischen Wollenfabriken hat! Nur die von Friedrich Wilhelm I. veranstalteten Wollenarbeiten sollen noch jetzt Millionen Hände beschäftigen. Das hieße, wenn man es im eigentlichen Verstande nehmen will, das Lagerhaus müßte so viel beschäftigen; denn eigent-

lich nur daſſelbe hat Er gewiſſermaßen veranſtaltet. Die Tuchmachereyen von Landtüchern in Züllichau, Ruppin, Treuenbrietzen u. a. Orten in der Mark waren ſchon viel älter, und bekamen nur damals durch die Bekleidung der ſo ſehr vermehrten Armee mehrere Arbeit. Die berliniſchen Manufakturen von leichten wollenen Zeugen, Etaminen, Sergen, Kalemanken u. ſ. w., beſonders die große Wegeliſche Manufaktur, entſtanden zwar unter ſeiner Regierung und nährten viele Tauſende, aber nicht eigentlich durch Seine Veranſtaltung, ſondern durch eigene Induſtrie. Wie wenig Hr. v. Z. die wahre Geſchichte der brandenburgiſchen Induſtrie kennet, zeigt folgendes: Oben gab er unter König Friedrich Wilhelm I. "durch alle einländiſche Manufak-"turen, nur einer Million Menſchen Unterhalt." Hier nun verſichert er wieder: "Bloß die von Friedrich Wil-"helm I. veranſtalteten Wollarbeiten beſchäftigten noch jetzt "Millionen Hände." Wir möchten dem guten Hrn. v. Z. gern ins Ohr raunen, daß er doch nicht von Sachen ſprechen möchte, die er gar nicht verſteht; weil er ſich ſonſt bey Kennern lächerlich macht. Es hatten die Wollenarbeiten unter Friedrich Wilhelm I. außerordentlich weit verbreiteten Debit innerhalb Landes und außerhalb. Jetzt ſind zwar weit mehr andere Fabriken und Manufakturen aller Art da; aber daß die Wollenarbeiten ſo ſehr viel ſtärker wären, als unter Friedrich Wilhelm I., wird ſich kaum behaupten laſſen, wenn man nämlich die ſchleſiſchen Wollarbeiten, die unter Friedrich Wilhelm I. nicht in Anſchlag kamen, wie es billig iſt, nicht dazurechnet. Alſo verräth derjenige eine ſehr ſchimpfliche Unwiſſenheit, der ſich einbildet, die Wollenarbeiten beſchäftigten jetzt zehn oder zwanzigmal mehr

Hände.

Hände. Aber was hindert den Hrn. Ritter v. Z. ſeine Unwiſſenheit, zu behaupten was ihm beliebt? Er will einmal dem preußiſchen Staate wohl, und Millionen Hände klingt ſo pompös! Wo iſt denn auch der Schriftſteller, der dem preußiſchen Staate ſo mit Gnade und Huld beygethan iſt, der ihn ſo reich und mächtig machen will! Man bedenke nur, wie viel die Millionen Wollarbeiter dem Staate an Gelde eintragen müſſen!

Aber wenn man Hrn. v. Z. glauben wollte, ſo müßte damals das preußiſche Land ſo unermeßlich reich an numerärer Münze geweſen ſeyn, wie beynahe ein anderes Eldorado. Man höre eine Behauptung des Hrn. Ritters, welche wirklich der Regierung Friedrich Wilhelms I. einen ganz neuen Glanz giebt! Man höre, und erſtaune!

König Friedrich II. ſchreibt in ſeiner Hiſtoire de mon tems, Tome I. S. 26, Sein Herr Vater habe ihm einen Schatz von 8,700,000 Thaler hinterlaſſen. Darauf erwidert Hr. v. Z. S. 21. "Herr "Fiſcher, Profeſſor in Halle, ſagt: der Schatz Friedrich "Wilhelms habe im Jahre 1731 aus ſechszig Millionen "Thaler beſtanden, und im Jahre 1740 aus zwey und ſie"benzig Millionen. Andre ſprechen gar von hundert Mil"lionen." Es iſt kein Zweifel, daß man auch ſehr leicht von tauſend Millionen ſprechen kann; das koſtet nichts! Aber einen Schatz von zwey und ſiebenzig Millionen, auf etwa 2¼ Millionen Menſchen und ſieben Millionen jährlicher Einkünfte, ſollte doch wohl, wer ein wenig überlegt ehe er ſchreibt, billig nicht annehmen. Hier möchte man wohl anwenden, was Voltaire (Oeuvres T. LXIII. p. 168.) von jemand ſagt, der einen Etat machen wollte, daß der König von

Frankreich jährlich 740,000,000 Livres einnehmen ſollte: "C'eſt apparemment le tréſorier *d'Aboul-Caſ-*"*ſem*, qui a fait ce petit État. Une pareille finance "ne reſſemble pas mal à la poëſie. *C'eſt une très-*"*noble fiction!*" Und welches ganz ungereimte Verhältniß iſt in dieſer lächerlich übertriebenen Angabe! In den erſten 19 Jahren von 1713 bis 1731 ſollen ſechzig Millionen zurückgelegt worden ſeyn. Nun fand K. Friedrich Wilhelm I. bekanntlich beym Antritte ſeiner Regierung keinen Schatz. Er müßte alſo in dieſen erſten 19 Jahren bey geringerer Population und Einkünften im Durchſchnitte jährlich mehr als drey Millionen zurückgelegt haben. Hingegen in den letztern 9 Jahren von 1732 bis 1740, wo doch offenbar die Population und die Einkünfte vermehrt waren, ſollten nur im Durchſchnitte jährlich $1\frac{1}{3}$ Million ſeyn zurückgelegt worden? Wie wenig iſt doch ſelbſt die Erdichtung überlegt! Indeſſen iſt Hr. Prof. Fiſcher noch einigermaßen mehr zu entſchuldigen, als Hr. v. Z.; denn als er dieß ſchrieb, waren die Oeuvres poſthumes du Roi noch nicht heraus, und vermuthlich ſchämt er ſich jetzt ſeiner eigenen übertriebenen Angabe, und würde ſie — wir trauen ihm ſo viel Klugheit zu — doch nun, da er das eigenhändige Zeugniß Friedrichs II. vor ſich hat (welcher wohl am beſten wiſſen mußte, wie viel er im Schatze fand), nicht behaupten und des Königs Nachricht für falſch erklären wollen. Eine ſolche Dreiſtigkeit war Hrn. v. Z. vorbehalten. Gerade das Uebertriebene dieſer noblen Fiktion ſcheint ihm zu gefallen, und er ſagt ganz unbekümmert: "Man darf doch ungefehr behaup-"ten, der Herr Profeſſor Fiſcher in Halle habe Recht, "und die nachgelaſſenen Werke Königs Friedrichs des zwey-

"ten

"ten haben Unrecht." — Das iſt doch ein ſtarkes Stück des Herrn Ritters! — Er decidirt: ein Profeſſor in Halle, der eine höchſtunvollkommene Kompilation über das Leben des Königs ſchrieb, habe ſelbſt wider den König Recht, wenn er den Schatz mehr als achtmahl ſtärker angiebt, als der König! Wirklich eine herrliche Probe des Neuen, was Hr. v. Z. nicht etwa aus berliniſchen Kliquen und Wirthshäuſern, ſondern aus den nächſten Quellen geſchöpft hat! Ob Hr. Prof. Fiſcher auch wohl Männer von hohem Stande und hoher Geburt zu Quellen gehabt haben mag? — Wichtige Quellen müßten es ſeyn, die wider Friedrich II. gelten ſollten! —

Doch Hr. v. Z. fährt noch fort: "Es iſt unglaublich, daß König Friedrich II. mit ſeiner eignen "Hand geſchrieben habe: ſein Vater habe nicht mehr hinterlaſſen, als acht Millionen und ſiebenmalhundert "tauſend Thaler. — Mir ſagte ein Staatsminiſter Friedrichs des Großen lächelnd: dieſe acht Millionen ſeyen ein "Fehler des Abſchreibers, oder ein Druckfehler; denn die Unrichtigkeit der Summe ſey klar und offenbar."

Wie? Unglaublich, daß der König geſchrieben habe, was er deutlich und nicht etwa mit Zahlen, ſondern ganz mit Buchſtaben ſchrieb? Klar und offenbar, daß der König unrichtig geſchrieben? Denn möchte man ſich doch billig ſehr wundern, daß der Graf von Herzberg, auch ein Staatsminiſter, und dabey ein ſo großer Kenner der preuſſiſchen Geſchichte nach allen ihren Theilen, dieſe ganz entſetzliche, ganz offenbare Unrichtigkeit nicht anmerkte, da er doch in den nächſtvorhergehenden Zeilen, wo der König angiebt, Friedrich Wilhelm I. habe ihm 3,000,000 Menſchen hinterlaſſen, anmerkt: "der König habe eine runde Summe geſetzt, aber

"die wahre Volksmenge habe im Jahr 1740 nur "2,240,000 Menschen betragen." Nun ist aber der Verstoß von 72,000,000 Rthlr. baaren Geldes, welche Hr. Prof. Fischer und Hr. Ritter v. Z. dem Könige verleihen, zu 8,700,000 Rthlr., die der König selbst nur versichert gefunden zu haben, so sehr stark, daß man gewiß annehmen kann, der Graf v. Herzberg würde einen so sehr viel größern Verstoß gewiß angemerkt haben, indem wir vermuthen, er möge vom Schatze etwas zuverlässigeres wissen als Hr. Prof. Fischer zusammt dem Hrn. Ritter von Zimmermann. Da er nun dieß nicht that, so unterstehen wir uns vorauszusetzen, es müsse doch so gar unglaublich nicht seyn, was der König schrieb, es müsse doch die Unrichtigkeit der von ihm angegebenen Summe nicht klar und offenbar seyn, es möge also der König in dem, was er von seinem eigenen Schatze sagt, wohl Recht, hingegen Hr. Prof. Fischer, und mit ihm Hr. v. Z. sehr Unrecht haben. Dieß unterstehen wir uns um so viel mehr zu glauben, da so manche würdige Geschäftsmänner in Berlin, die von den preußischen Finanzen sehr gute Kenntnisse haben, eben der Meinung sind, und sich über die Präsumtion des Hrn. v. Z. nicht wenig gewundert haben. Daß die Summe ein Fehler des Abschreibers sey, läßt sich vollends gar nicht denken, da es mit Buchstaben deutlich ausgeschrieben ist, und eben so wenig ist es ein Druckfehler, wie man aus der noch wohl verwahrten Handschrift sehen kann.

Es mag dahin gestellet seyn, ob wirklich ein Staatsminister dem Hrn. v. Z. auf eine so sonderbare Weise wider eine ausdrückliche Behauptung des Königs habe Zweifel beybringen und sogar den

Schatz

Schatz mehr als achtmal vergrößern wollen; oder ob es Hr. v. Z. nur vorgiebt. Es scheint uns, daß niemand, welcher die Geschichte und den damaligen Zustand der preußischen Länder mit Aufmerksamkeit studiret hat, an den Angaben des Königs etwas Unwahrscheinliches, noch weniger etwas offenbar Unwahres finden kann. Hingegen wird gewiß ein solcher die Angabe des Hrn. Prof. Fischers und des Hrn. v. Z. ganz unmöglich finden. Wenigstens sind die Gründe, welche Hr. v. Z. anführt, nicht so beschaffen, daß sie jemand berechtigen können, dem, was der König selbst sagt, geradezu zu widersprechen. Wir wollen sie hier doch etwas näher beleuchten. Er sagt S. 23:

1) "Hat man auch nur einige Kenntniß des ältern "preußischen Finanzetats, wovon sich in Wien vor vie"len Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, so "kann man wissen: daß Friedrich Wilhelm I. in den letzten "Jahren über eine Million und drey hundert tausend "Thaler jährlich in seinen Schatz legte." Was ist das für ein Grund, den König Lügen zu strafen? Ein preußischer Finanzetat, von welchem sich ehemals in Wien Abschriften gefunden haben sollen? Man weiß also nicht einmal gewiß, ob solche Abschriften da waren oder nicht. Und wer sagt uns, ob dieser angebliche Finanzetat authentisch oder erdichtet war? Wenn man weiß, wie äußerst geheim unter Friedrich Wilhelm I., und noch bis nach dem siebenjährigen Kriege alle Finanzetats gehalten worden sind; so möchte man in dubio wohl glauben, daß dieser angebliche Finanzetat erdichtet gewesen sey. Ferner läßt sich sehr wahrscheinlich vermuthen, wenn man damals in Wien von der überwiegenden Macht des preußischen Staats so genau unterrichtet und versi-

chert gewesen wäre, daß er einen Schatz von 72 Millionen hätte sammlen können, so würde der Wiener Hof denselben im J. 1740 nicht so verachtet haben.

Man kann also mit gutem Fuge zweifeln, daß es damals ertatomäßig gewesen seyn könne, über $1\frac{1}{4}$ Million in den Schatz zu legen. Und zwar vielleicht am wenigsten in den letzten Jahren der Regierung des Königs, denn von 1736 bis 1739 ward viel Silberzeug verfertigt; *) es ist daher sehr wahrscheinlich, daß weniger Geld in den Schatz gelegt worden ist. So viel weiß man aus sehr glaubwürdigen Nachrichten, daß K. Friedrich Wilhelm I. das Silber, welches er verarbeiten ließ, um es auf dem Schlosse auszustellen, zu seinem Schatze rechnete, und daß dieses Silberzeug wirklich in den Schatzrechnungen aufgeführet ward. Seine Meinung war, daß das Silbergeschirr (wie es auch bald darauf wirklich geschah), sobald der Schatz erschöpft seyn würde, oder sonst das Wohl des Staats es erforderte, sollte in die Münze gebracht werden. Darum schafte dieser kluge Haushalter Meublen von massivem Silber, nicht andere kostbare Sachen an.

Sehr seltsam ist es, daß Hr. v. Z., welcher die Angabe des Königs vom Schatze achtfach vervielfältigen will, dennoch die Angabe des Königs von den jährlichen Einkünften seines Vaters nicht anficht, die derselbe auf 7,400,000 Thaler setzt. Wer nur ein wenig die Sache überlegt, und im Finanzwesen nicht ganz unwissend ist, wird sehr leicht einsehen können, daß wenn die Ersparnisse so ungeheuer groß gewesen wären, auch die Einnahme ungemein viel größer gewesen seyn müßte. Herr

D. C.

*) Erst im Jahr 1739 ward das silberne Chor im Rittersaale aufgesetzt.

D. C. Büſching hat in ſeinen kürzlich herausgekommenen zuverläſſigen Beyträgen zu der Regierungsgeſchichte König Friedrichs II. einen Generalfinanzetat aus den Zeiten K. Fr. Wilhelms I. bekannt gemacht, welcher (ungeachtet in manchen Nebenſachen darüber etwas zu erinnern wäre), dennoch im Allgemeinen hinlänglich iſt, zum jetzigen Zwecke zu zeigen, daß die Angabe des Königs von den Einkünften ungefähr richtig ſey, wie ſich das auch ohnedieß nicht anders vermuthen läßt. Aus dieſem Etat ſiehet man, daß damals *) etatsmäßig noch nichts für den Schatz ausgeworfen geweſen iſt, ſondern daß vermuthlich von dem, was in der preußiſchen Finanzſprache das Plus im Gegenſatze des Etats heißt, eine verhältnißmäßige Summe nach eigenem Gutbefinden in den Schatz gelegt worden ſey. Wenn man von der damaligen Verfaſſung des preußiſchen Staats, von den damaligen noch ſehr eingeſchränkten Quellen und Hülfsmitteln der Einnahme **), und von den großen nöthigen Ausgaben ſich einen richtigen und deutlichen Begriff zu machen ſucht; ſo wird man ſehr leicht einſehen, es ſey damals unmöglich geweſen mehr als ein Sechstheil der Staatseinnahme für den Schatz etatsmäßig anzuweiſen, woraus denn offenbar erhellet, daß der

*) Es iſt das Jahr, von welchem dieſer Etat iſt, nicht angegeben. Es ſcheint faſt, daß er nicht von den allerletzten Jahren K. Fried. Wilh. I. ſeyn könne. Vielleicht iſt er etwa anderthalb vom Jahre 1735 oder 1736. Es wird darinn der neugeworbenen Truppen gedacht. Bekanntlich ging die Errichtung neuer Regimenter im Jahr 1734 zu Ende. Doch könnte es freylich auch ſeyn, daß dieſe Benennung nur aus einem Etat in den andern wäre beybehalten worden.

**) König Friedrich II. ſagt ſelbſt in der oben angezogenen Stelle der Hiſtoire de mon temps, T. I. p. 26: "Le feu Roi "avoit laiſſé peine de deniers, les finances bien adminiſtrées "mais peu de reſſources."

angeblich in Wien vorhanden gewesen seyn sollende preußische Finanzetat eine leere Chimäre ist.

Hr. v. Z. sagt S. 24 weiter:

2) "Kam nun seit 1720 jährlich auch nur eine Million "in seinen Schatz; so würde dieses schon zweymal so viel "und weit mehr betragen als die angegebenen Acht Mil"lionen.

3) "Aber noch weit größer war unter Friedrich Wil"helm I. der jährliche Zufluß der Schatzkammer aus der "sogenannten Rekrutenkasse. Alles mußte dazu bei"tragen, und dieß machte gewiß eine weit größere "Summe."

Was die Rekrutenkasse betrifft, so möchte wohl des Hrn. v. Z. Behauptung auf eine ungereimte Art übertrieben seyn. Es ist nicht andem, daß alles zu dieser Kasse hätte beytragen müssen. Die Haupteinnahmen der Rekrutenkasse waren die freiwillig angebotenen Summen derjenigen, die sich von dem Könige ein Amt oder eine Gnade ausbaten. Dieß konnte allerdings zuweilen eine beträchtliche Einnahme machen; aber es ist lächerlich, daß Hr. v. Z. sich einbildet, sie hätte allezeit jährlich weit über eine Million steigen können. In dem oben gedachten von Hrn. O. C. R. Büsching gelieferten Generaletat ist S. 316 die jährliche Einnahme der Rekrutenkasse nur mit 8000 Rthlr. auf den Generaldomainenetat gesetzt, und es leben noch jetzt würdige Geschäftsmänner, welche die Finanzen wohl kannten, und bezeugen, daß die Einkünfte der Rekrutenkasse nicht zugereicht haben, das potsdamsche große Grenadierregiment zu erhalten. Es ist auch der damalige Ertrag der Rekrutenkasse gar nicht so geheim, wie Hr. v. Z. ein paar Zeilen darauf

darauf vorgiebt, indem er behauptet, daß nur der Staatsminiſter von Marſchall und der Geheimerath Truzettel (den Hr. v. Z. Trautzettel nennt) den Ertrag derſelben hätten wiſſen können. Die Rekrutenkaſſe war bekanntlich was die jetzige Chargenkaſſe iſt, und in derſelben alten Regiſtraturen würde ohne Zweifel der damalige Ertrag ſehr wohl aufzufinden ſeyn, wenn ſich jemand die Mühe geben wollte nachzuſuchen. Zu den dem Hrn. v. Z. eignen Widerſprüchen gehört, daß er in der angeführten Stelle behauptet, bloß den Herren von Marſchall und Truzettel wäre bekannt geweſen, wie viel König Friedrich Wilhelm I. jährlich in ſeinen Schatz legte, und doch wenig Zeilen vorher ſagt, es ſey das etatsmäßige Quantum für den Schatz bis nach Wien bekannt geworden. Uebrigens iſt es gänzlich ungegründet, daß dieſe beide Herren gewußt hätten, was in den Schatz gelegt ward, und eben ſo ungegründet iſt es, daß der Geheimerath Truzettel den Schlüſſel zum Schatze gehabt hätte, wie Hr. v. Z. auch vorgiebt. Folgende wahre Nachricht kommt aus einer Quelle, die nicht ſicherer und zuverläſſiger ſeyn kann. Als K. Fried. Wilh. I. die Gewölbe zum Schatze einrichten ließ, wo ſie noch ſind, nahm er bekanntlich ſeine Wohnzimmer über denſelben. Aus ſeiner Schlafkammer ging eine geheime Treppe in den Schatz, deren Eingang er allemal ſelbſt verſchloß, ſo wie er auch die drey Schlüſſel zum Schatzgewölbe ſelbſt in ſeiner Verwahrung hatte. Wenn etwas in den Schatz gebracht werden ſollte, ging der König allezeit ſelbſt durch die geheime Treppe (welche erſt unter der jetzigen Regierung iſt vermauert worden) hinein, ſah ſelbſt nach, und ließ in ſeiner Gegenwart wieder die

Ein-

Eingänge verſchließen. Er hatte dabey bloß einen Rendanten (welches aber der Geheimerath Truzettel nicht war), der das gehörige aufſchreiben muſte; die allgemeine Rechnung führte der König ſelbſt. Dieß währete ſo bis ins J. 1738, wo dem Könige das Podagra es zu beſchwerlich machte, allezeit ſelbſt in den Schatz zu gehen; daher trug er es dem damaligen Geheimenfinanzrathe (nachherigem Staatsminiſter) v. Boden auf, gegenwärtig zu ſeyn, wenn etwas im Schatze zu verrichten war. Von den drey Schlüſſeln ward allemal einer an den König, verſiegelt, der zweyte an die Königinn abgeliefert, welche denſelben in einem ausdrücklich dazu verfertigten eiſernen Kaſten verſchloß, und der dritte an einem dritten Ort niedergelegt. Nach dem Tode des Staatsminiſters v. Boden vertraute K. Friedrich II. dem noch lebenden Staatsminiſter Herrn Grafen v. Blumenthal die völlige Aufſicht über den Schatz an, welcher ſeitdem dieß wichtige Amt rühmlichſt verwaltet.

Was nun No. 2. anbetrift, ſo iſt ganz richtig, daß wenn ſeit 1720 jährlich eine Million in den Schatz gelegt worden wäre, dieſes bis 1740 netto 20 Millionen macht. Die Frage iſt nur, ob es nicht eine grobe Unwiſſenheit in der Staatsgeſchichte König Friedrich Wilhelms verrathe, wenn man ſchon ſeit dem Jahre 1720 eine ſolche jährliche Erſparung annehmen will. Ferner, wenn nun auch Hr. v. Z. dieſe 20 Millionen für den preußiſchen Staat glaubte erobert zu haben; ſo fehlen ihm doch noch ganze 52 Millionen, um den reichen Schatz des Hrn. Prof. Fiſchers zu füllen, da derſelbe nach Hrn. v. Z. Behauptung, Recht, und hingegen der König ſelbſt Unrecht haben ſoll. In den ſieben Jahren von 1713 bis 1719 müßte alſo bey geringeren

Popu-

Populationen und Einkünften nach Hrn. v. Z. ganze 52 Millionen, oder im Durchſchnitte jährlich über ſieben Millionen in den Schatz gelegt worden ſeyn, und in den folgenden offenbar ſtärkern zwanzig Jahren nicht mehr als arme 20 Millionen. Dieß iſt im Verhältniſſe doch noch ungereimter als das vom Hrn. Prof. Fiſcher angegebene auch ungereimte Verhältniß (S. oben S. 36.). Aber Hr. v. Z. übertrift ſich hier auch wirklich ſelbſt!

Wir wollen aus der Geſchichte nur kurz die Begebenheiten anführen, welche während der Regierung K. Friedrich Wilhelms I. große außerordentliche Ausgaben erfoderten. Man wird aus dieſer allgemeinen Ueberſicht, welche nicht leichtſinnig hingeworfene Sätze enthält, ſondern das Reſultat ernſthafter Unterſuchungen iſt, einſehen, daß wohl die Zunahme der preußiſchen Finanzen einen etwas andern Gang möge genommen haben; daß es dieſem Könige, der in dieſem Jahrhunderte das erſte rühmliche Beyſpiel gab, einen Staat durch Sparſamkeit und Ordnung groß zu machen, wohl ſehr ſauer möge geworden ſeyn, die erſten 100,000 Rthlr. zurückzulegen, und daß er mit Millionen nicht ſo habe um ſich werfen können, wie Hr. Prof. Fiſcher und Hr. v. Z. Ein ſorgfältiger und aufmerkſamer Blick auf die wahre Geſchichte des Landes giebt in Dingen dieſer Art ganz andere Ideen, als die erhitzte Einbildungskraft. Wir erinnern uns übrigens nicht, in irgend einem gedruckten Buche eine ähnliche Ueberſicht gefunden zu haben. Vielleicht iſt ſie daher auch manchem Leſer lehrreich, der die preußiſche neuere Geſchichte näher zu unterſuchen Neigung hat. Es iſt ein zufälliger Vortheil der vielen Falſchheiten, die Hr. v. Z. in

dieſe Geſchichte gebracht hat, daß zu Widerlegung derſelben die Wahrheit ans Licht kommt.

Die Einkünfte zu Zeiten K. Friedrichs I. ſind noch in keinem gedruckten Buche angegeben. Aus Zwanzigs *Incrementa Domus Brandenburgicae*, einem handſchriftlichem anſehnlichen Werke in IX. Foliobänden, das ganz aus archivaliſchen Nachrichten zuſammengetragen iſt (und wovon außer dem Exemplare im Königl. Archive nur ein einziges kompletes Exemplar exiſtirt), erhellet (T. VIII. Tit. IX. Cap. 6.), daß im Jahr 1706 die gewiſſen Einkünfte auf 4,500,000 Rthlr. zu rechnen waren, und wenn man einige Nebengefälle dazu rechnet, ſo kommt alles kaum auf fünf Millionen. Zwar meint Zwanzig, im Jahr 1710 wären wohl, wegen der ſeit 1707 gemachten vielen Erhöhungen und beſondern außerordentlichen Auflagen, desgleichen

"durch die Erbverpachtungen und Bezahlung "derer Vorſtandsgelder und baarer Erle- "gungen der Cautionen, ſo die Pächter, Land- "und Rent- Bediente, als ein Kapital dem Kö- "nige vorauszahlen müſſen, und davon ihnen im "Pachtkontrakt die Intereſſen zu 6 procent im "Jahre einzubehalten, an die Arrhende und Ein- "nahme paſſiret werden"

die Einkünfte auf ſechs Millionen geſtiegen; aber er ſetzt auch hinzu:

"Es ſind aber, wie man ex poſt facto ſiehet, durch "dergleichen verſchiedene Erhöhungen die Königl. "Lande insgeſammt ſehr erſchöpft, ja gar auf "den Fall des kommenden Ruins geſetzt, ſo "daß faſt zu befürchten, es werden dergleichen "Erhöhungen in vielerley Stücken müſſen ge- "lindert werden."

Dieß

Dieß mußte auch bekanntlich schon unter der Regierung Friedrichs I. geschehen, wo angefangen ward, wegen der vielen Unordnungen und ausfallenden Einnahmen die Erbpachtungen wieder aufzuheben. Hiezu kommt noch, daß in den Jahren 1709 und 1710 Litthauen durch die Pest ganz verwüstet ward, indem in diesen beiden Jahren 247,733 Menschen daselbst und in Preußen starben. Man kann also sicher annehmen was der Archivarius Zwanzig, der aus Archivnachrichten schrieb, voraussah, daß sich von 1710 bis 1713 die Einkünfte vermindert haben, und man wird also wohl vermuthen dürfen, die Einkünfte, welche König Friedrich Wilhelm I. fand, möchten nicht weit über 5,500,000 Thaler betragen haben. Man kann sogar sehr wahrscheinlich annehmen, daß in den ersten zwey oder drey Jahren seiner Regierung die Einkünfte eher geringer gewesen sind. Er schafte gleich von den ausserordentlichen und übertriebenen Abgaben verschiedene ab. Zwar schafte er auch eine Menge unnützer Hofämter ab, und zog die Besoldungen ein; aber in der ersten Zeit wurden dadurch sehr viel Leute in Verlegenheit gesetzt, ob es gleich in der Folge sehr nützlich ward. Handwerker und Kaufleute verdienten weniger, die Cirkulation stockte. Von den vornehmen Leuten, die Besoldungen gehabt hatten, gingen nicht wenige außer Landes. Leute von der geringern Klasse gingen wegen der plötzlich angefangenen Werbung häufig weg, weswegen öffentliche Edikte erlassen werden mußten. Es waren also in den Jahren 1713 bis 1715 gewiß Population und Cirkulation, und wahrscheinlich auch die Einkünfte, geringer als 1710. Die kleine Vermehrung der Einkünfte durch die Acquisition von Geldern und der

Lehne

Lehnz von Limburg konnte die größern Ausfälle, die durch eine allzuschnelle Stockung der Cirkulation entstanden waren, wahrscheinlich nicht decken. Einen Schatz fand König Friedrich Wilhelm I. beym Antritt seiner Regierung nicht, vielmehr beträchtliche Schulden. Indessen hat man auch sichere Nachrichten, daß dieselben theils durch die Bestände in den Kassen *), theils durch das auf dem Schlosse in Berlin befindliche goldene und silberne Geräth, welches der König bald nach seinem Regierungsantritte in die Münze schickte, sind gedeckt worden.

Nicht lange darauf sendete er im Jahr 1713 6000 Mann an den Rhein, welche also außerordentliche Kosten verursachten, zu einer Zeit, wo die Einkünfte sich verminderten.

In den Jahren 1714 und 1715 errichtete er gleich sechs neue Regimenter. Die folgenden Vermehrungen der Armee wollen wir nicht einmal speciell anführen, um Raum zu sparen. Es ist aber bekannt, daß diese Vermehrung viel kostete.

Vom Jahre 1715 an entstand der Krieg in Pommern, der nicht geringe Kosten verursachte.

Bey der Erbpacht und den Kassenbedienungen waren, wie oben aus Zwanzigs Werke angeführt ist, Erbstandeinventarien- Kauf- und Kautionsgelder unter der vorigen Regierung eingenommen und verzehrt worden. Diese betrugen an eine Million Thaler. Schon damals sorgte der König dafür, diese auf den Domänen haftende Schulden wieder zu bezahlen, weil er ernstlich beschäftigt war, die

*) Man fand beym Absterben K. Friedrichs I. in der Königl. Disposition skasse über 9000000 Rthlr. Aber dieß das Castrum doloris und Leichenbegängniß, welches noch nach der unter diesem Könige einmal eingeführten Pracht eingerichtet war, kostete vielleicht mehr als Ein Drittheil davon.

die Erbpachten aufzuheben, und als ein guter Wirth der Zinszahlung von 6 prec. entübrigt ſeyn wollte. (S. Fiſchbachs Beyträge III. Th. 1. Band. S. 21.).

Im Jahre 1718 ward bekanntlich der ſogenannte Threſor oder die Schatzkammer auf dem Schloſſe in Berlin durch den Kaſtellan und Hofſchloſſer beſtohlen. Aus der im Jahre 1720 gedruckten Relation von den Schloßdieben iſt ziemlich deutlich zu ſehen, daß dieſer Threſor nicht, wie man es jetzt zu verſtehen pflegt, Summen enthalten habe, welche auf künftigen weit ausgeſetzten Gebrauch gänzlich zurückgeleget waren, ſondern es war vielmehr, wie es ſcheint, die Koncentrirung einer Generalkaſſe. Denn man findet in den Akten, daß der Rendant des Threſors, der damalige Hofrath v. Luck, mehrmals darinn aus- und einging, und Geſchäfte darinn hatte. Bis auf viele Millionen kann ſich damals die Summe des Geldes im Threſor ſchon deswegen nicht belaufen haben, weil die Schatzkammer damals nur aus zwey nicht großen Gewölben beſtand, da wo jetzt die Generaldomänenkaſſe iſt. Eins derſelben hieß der Goldthreſor und war das kleinere hintere Gewölbe, und das vordere hieß der Silberthreſor. In denſelben ſtand das Geld bloß in Beuteln, und nicht in Fäſſern. Dieß zeigt ſchon genugſam an, daß das Geld nicht auf ſehr lange Zeit liegen bleiben ſollte; auch iſt ſchon aus dieſem kleinen Umſtande zu erſehen, daß in dem ohnedieß nur mäßigen Raume der Gewölbe nicht Millionen liegen konnten, weil in Beuteln doch das Geld nicht ſo hoch über einander gepackt werden kann als in Fäſſern. Ferner ſtand ein Theil der Beutel in einem ſehr großen eiſernen Kaſten, welcher bis jetzt noch auf der Königl. Banko befindlich iſt, und

worinn, ungeachtet der Deckel so schwer ist, daß wenn er verschlossen gewesen, ihn sechs Menschen heben müssen, dennoch nur 175,000 Rthlr. Platz haben. Auch schon aus dem Umstande, daß es sogleich gemerkt ward, als aus diesem Thresore zehn Beutel, jeder von 1000 Rthlr. ⅔ Stücke gestohlen worden, erhellet schon, daß nicht ein Vorrath von Millionen da gewesen seyn kann; denn bey demselben würde eine solche Summe so geschwinde nicht seyn vermißt worden. Alle andere Umstände zeigen genugsam, daß der Vorrath nicht so groß war.

Von 1713 bis 1716 ward während des Krieges und großer Ausgaben der Schloßbau zu Berlin geendigt, und im Jahre 1720 ward die kostbare Wassermaschine, welche das Wasser durch das ganze weitläuftige Schloß bis übers Dach leitet, gemacht. *)

In diesem Jahre 1720 ist gewiß nicht nur nicht wie Hr. v. Z. träumt, eine Million in den Schatz gelegt worden; sondern gewiß gar nichts. Wenn er nicht in der preußischen Geschichte der damaligen Zeit ganz unwissend wäre, so würde er dieß Jahr hier gar nicht genennet haben; denn er würde wissen, daß der König in diesem Jahre, vermöge des §. 18 des Stockholmischen Friedens, für die Abtretung von Vorpommern an die Krone Schweden zwey Millionen in ⅔ Stücken zahlte. Diese Summe ward in drey Terminen, zu Ende Aprils, Ende des May, und Ende des Decembers eingetheilt. Es müssen doch also wohl damals im Schatze nicht Millionen vorräthig gewesen seyn, denn sonst würde man die Summe auf einmal bezahlt haben; sie konnte ja im Schatze keine Zinsen tragen, wenn sie wirklich und

*) Es wurden zu Unterhaltung derselben jährlich 700 Rthlr. ausgesetzt, welche auch noch dazu bestimmt sind

und noch weit mehr darinn vorhanden gewesen wäre. Ferner übernahm der König, laut §. 9 dieses Friedens, alle Schulden und Posten zu bezahlen, welche die Königl. schwedische Regierung mit Consens der Landstände in Pommern aufgenommen hatte, welches beträchtliche Summen waren. Laut § 10 übernahm er für 15000 Rthlr Verschreibungen zu bezahlen, die der schwedische Generalgouverneur den Unterthanen für geschehene Lieferung gegeben hatte. Es soll dieses alles an 600,000 Rthlr. gemacht haben.

Es ist wohl natürlich, daß durch den pommerischen Krieg, und durch diese sehr starke Zahlungen im Jahre 1720 der Schatz ziemlich ausgeleert worden seyn muß. Es ist noch hinzu zu rechnen, daß der König während der acht ersten unruhigen Jahre seiner Regierung, für sein Land auf alle Weise väterlich sorgte. 1713 erlitten die Städte **Iserlohn, Kalbe, Kroppenstädt, Wegeleben,** 1714 **Lohburg und Mannsfeld,** 1716 **Wittstock,** 1717 **Aschersleben, Harschleben und Erxleben,** 1718 **Seehausen** im Magdeburgischen, empfindliche Brandschäden; diese wurden durch Erlassung aller Abgaben und Königl. Wohlthaten wieder aufgebauet. Er suchte allenthalben der Industrie und den Manufakturen aufzuhelfen, wovon das K. Lagerhaus Zeuge ist; dieses erfoderte große Auslagen. Es ist auch bekannt, daß er zu Wiederherstellung seiner Domänenämter schon beträchtliche Summen aufwendete, und daß große Schwierigkeiten dabey zu überwinden waren. Dabey muß man bedenken, daß sein Finanzwesen damals noch nicht recht in Ordnung war. Bekanntlich war das jetzige General-Finanz- Kriegs- und Domänendirektorium, wo-

durch an dieſe Verbeſſerung die letzte Hand gelegt ward, erſt 1723 errichtet, und ſelbſt in den erſten Jahren nach dieſer Errichtung konnten alle Früchte davon noch nicht geärndtet werden. Wer ſich einbildet, daß ſchon vom Jahre 1720 an jährlich mehr als eine Million in den Schatz gelegt worden wäre, muß entweder in der Geſchichte der preußiſchen Staaten ſo unwiſſend ſeyn, wie der Hr. v. Z., oder ſo ganz unüberlegt ſchreiben wie er. Wer gründliche Kenntniſſe von der Geſchichte der preußiſchen Staaten hat, und wer ſorgfältig alles was damals geſchah überlegt, wird kaum glauben, daß es möglich geweſen iſt, in den damaligen Jahren ſchon Summen Geldes ganz zurückzulegen. Dieſes Jahrzehend war vielmehr die Zeit, wo auf alle Art, in Hoffnung künftigen Gewinnſtes, erſtaunend viel ausgegeben werden mußte. Man kann annehmen, daß erſt etwa vom J. 1728 an die Erſparungen beträchtlich geworden ſind. Gewiß ſind aber die erſten Erſparungen nicht gleich zu Millionen geſtiegen, ſondern haben bey 10,000 und 50,000 Rthlr. angefangen; denn es waren in den zwanziger und dreyßiger Jahren noch ſehr große außerordentliche Ausgaben. Wir wollen die vornehmſten derſelben ferner anzeigen.

Der König fuhr fort, beſtändig noch große Summen zur Verbeſſerung ſeines Landes zu verwenden. Die abgebrannten Städte Aſchersleben 1721, Seehauſen in der Altmark und Rieſenburg in Preußen 1722, Luckenwalde und Unna 1723, erhielten die Freyheit von allen Abgaben auf eine gewiſſe Zeit, und Baumaterialien, um wieder aufgebaut zu werden. Man ſiehet offenbar, daß der König anfänglich nicht baares Geld genug hatte,

um

um ſeinen bedrängten Unterthanen beyzuſpringen; denn erſt ſeit 1725 fing er an, den Abgebrannten Beyträge an baarem Gelde zu geben, und die Summe derſelben nahm mit den Jahren merklich zu. Dergleichen Baugelder bekamen die abgebrannten weſtphäliſchen Städte Plettenberg 1725, Breckerfelde 1727, und Hamm 1730 und 1734. Die märkſchen abgebrannten Städte Liechen und Templin bekamen jene 1732 und dieſe 1735, 26,000 und 31,000 Rthlr. Baugelder. Daß die vielen in dieſen 20 Jahren neugebaueten Kirchen, Bürgerhäuſer, Thore, Stadtmauern und Brücken in Berlin und Potsdam dem Könige überaus große Summen gekoſtet haben, iſt bekannt. Im Jahre 1727 wurden den Bauenden auf der Laſtadie bey Stettin Baugelder und Baumaterialien gegeben. Seit dem Jahr 1730 ward in Rathenau auf Königl. Koſten eine ſteinerne Brücke und Schleuſe angelegt, und hernach bis 1733 die ganze Neuſtadt neu gebauet. So war es auch mit den Städten Croſſen und Cößlin, welche, nachdem ſie abgebrannt, aufs ſchönſte wieder aufgebauet wurden (S. Bucholz Geſchichte, VI Th. S. 146.). Die Bebauung einzelner wüſten Stellen in den Städten war ebenfalls in dieſen Jahren ſehr beträchtlich. Im Jahre 1721 waren bloß in den Städten der Kurmark noch 2165 wüſte Stellen; im J. 1740 aber nur noch 1317. Es ſind überhaupt in dieſer Zeit bloß in den Landſtädten dieſer Provinz 4221 Häuſer erbauet worden, wozu der König 187,366 Thaler baar gab, ohne die Baumaterialien. Noch wichtiger ſind ſeine Bemühungen für die Urbarmachung ſumpfiger Gegenden, z. B. des Havelländiſchen Luches und Königshorſt, für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, und

beſſere Bewirthſchaftung ſeiner Domänen. Bloß in der Kurmark ſind unter ſeiner Regierung 35 neue Vorwerker angelegt worden. (Man ſehe über verſchiedene oben angeführte Thatſachen des Herrn Geh. Raths Borgſtede treffliche Beſchreibung der Kurmark Brandenburg, I Th. S. 299.). Alles dieſes erforderte große Koſten. K. Friedrich II. rechnet ſie, die Bauten in Berlin und Potsdam mit eingeſchloſſen, auf ſechs Millionen *).

Aber noch wurde von Fr. Wilhelm I. eine ſehr große Summe aufgewendet, um das durch die Peſt, wie oben angemerckt worden, ganz verwüſtete Litthauen wieder zu bevölkern, und in guten Stand zu ſetzen. Der allgemeine Ruf hat dieſen König bloß als einen rohen Soldaten und wilden jachzornigen Menſchen beſchrieben, aber er erſcheint hier vielmehr als ein anderer Manko-Capak:

Der neue Schöpfer ſeiner Vatererde,
Er theilte Feld und Binſenhaus
Und Zucht und Kleid und Götter, einer Heerde
Zerſtreuter Armen aus!

Eine Menge Koloniſten aus der Schweiz, Schwaben, Franken, Sachſen, Naſſau und der Wetterau, zog er in dieſe verwüſtete Gegenden; es wurden ihnen Ländereyen angewieſen; ſie bekamen nebſt wichtigen Geldbeyträgen alle Materialien zum Hausbau, alles Ackergeräth und das nöthige Vieh. Im Jahre 1728 waren daſelbſt ſchon 20,000 neue Familien angeſetzt. Der damalige Oberſte, nachherige General du Moulin hatte die Direktion dieſes neuen Anbaues. K. Fried. II. rechnet ſelbſt **), dieſe neue Bevölkerung

Lit-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de ſon vivant. T. I. p. 439.

**) Siehe ebendaſelbſt.

Litthauens habe ſeinem Herrn Vater vier Millionen und fünfmalhunderttauſend Thaler gekoſtet; und ein anderer Schriftſteller rechnet, daß er bloß auf die 17,000 Salzburger, welche er in den folgenden Jahren dahin transportiren ließ, mehr als Eine Million aufwendete. (S. Buchholz Geſchichte, V. Th. S. 142.).

Bey aller dieſer Beförderung der Künſte des Friedens konnte der König doch der kriegeriſchen Zurüſtungen, welche ſehr große Koſten erforderten, nicht ganz überhoben ſeyn. Im Jahre 1729 ward gegen Hannover gerüſtet. Im Jahre 1733 marſchirte der König ſelbſt mit ſeinem Kronprinzen und mit 10,000 Mann nach dem Rheine. Man rechne noch dazu die ſtarke und ſchnelle Vermehrung der Armee, die ſchon 1734 ungefehr ſo zahlreich war wie 1740 *), und beſonders noch ſein ſo koſtbares großes Grenadierregiment, die Anlegung von Getraidemagazinen, von Pulvermühlen, Gewehrfabrik und vergrößerter Stückgießerey, die weitläuftigen und koſtbaren Befeſtigungen von Stettin, Magdeburg und Weſel.

Zu den außerordentlichen Koſten muß man auch noch rechnen, daß der König ſtarke Apanagen an die Prinzen ſeines Hauſes zu geben hatte. Sein letzter Oheim, Markgraf Chriſtian Ludwig, ſtarb erſt 1734, und von den Markgrafen Phil. Wilhelm, und Albrecht Friedrich waren noch Prinzen und Prinzeſſinnen da. Im J. 1732 ſtreckte er dem Markgrafen v. Bayreuth 500,000 Rthlr. und dem Fürſten v. Hohenzollern 100,000 Rthlr. zu Einlöſung verpfändeter Güter vor. Im Jahre 1733 war die Vermählung

*) S. Oeuvres de Fr. II. publiées de ſon vivant. T. I. S. 339 vergleichen mit S. 334 und 341.

Seines Kronprinzen. Die Geſchenke, welche die neuvermählte Kronprinzeſſinn den Tag nach der Vermählung vom Könige und der Königinn bekam, wurden auf 200,000 Rthlr. geſchätzt. Der König richtete den Hofſtaat des Kronprinzen ein, und ſtattete außerdem vier ſeiner eigenen Töchter und drey dem Königl. Hauſe verwandte Prinzeſſinnen aus. Er kaufte nicht allein für den Staat ſehr wichtige Domänengüter, ſondern auch eine große Anzahl ſehr wichtiger Landgüter, um ſeinen drey nachgebornen Prinzen beträchtliche unabhängige Einkünfte zu verſichern. K. Friedrich II. rechnet bloß den Ankauf neuer Domänengüter auf fünf Millionen *), ohne die beträchtlichen Güter, welche Fr. W. I. für ſeine Prinzen kaufte. Wenn man ungefähr dem Ertrage nach rechnet, ſo ergiebt ſich, daß der Ankauf derſelben auch vielleicht wohl über 2 Millionen möge gekoſtet haben.

Wer nun alle dieſe ſo ſehr große Ausgaben reiflich überlegt, wer dabey bedenkt, daß Friedrich Wilhelm I. keine Bergwerke hatte, keine auswärtige Subſidien zog und keine Schulden machte, und ſich dennoch einbilden kann, daß Friedrich Wilhelm I. von den erſten Jahren ſeiner Regierung an, immer Millionenweiſe habe in den Schatz legen können, mit dem iſt es wirklich der Mühe nicht werth, ferner ein Wort zu verlieren. Wer hingegen reiflich alle dieſe Umſtände überdenkt, wird es wirklich für ein Wunder der Sparſamkeit und Ordnung anſehen müſſen, daß Friedrich Wilhelm I. bey einer Volksmenge von nicht viel mehr als zwey Millionen und bey etwas über Sieben Millionen Einkünften, noch habe 7,400,000 Rthlr. bloß an baarem Gelde erſparen können, ohne das viele koſtbare Silbergeſchirr.

Be-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de ſon vivant, T. I. p. 439.

Bedürfte es nach dem was eben angeführt iſt, noch eines Beweiſes, daß ſolche ungeheure Summen, wie Hr. v. Z. erträumt, damals nicht vorhanden waren, ſo zeigt es folgendes. Die Armee, die Schleſien eroberte, war nur 35,000 Mann ſtark, und wenn man auch das Lager bey Genthin dazu rechnet, ſo waren doch im Jahre 1741 nicht viel über 60,000 Mann auf dem Feldetat. Dazu hatte der König: 1) die gewöhnlichen fürs Militär etatsmäßig angeſetzten Einkünfte; 2) das ganze Plus der Einkünfte ſeiner alten Provinzen; 3) die ganzen neuerworbenen Einkünfte von Schleſien; 4) den ganzen im Schatze gefundenen Vorrath an Gelde. Gleichwohl, nachdem der Krieg vom December 1740 bis zum Junius 1742, kaum anderthalb Jahre gedauert hatte, bekennt der König ſelbſt, er habe auch aus Mangel an Gelde Frieden machen müſſen. Er ſagt in der Hiſtoire de mon tems, T. I. vom breßlauer Frieden: "La Pruſſe tacha de profi-"ter de la paix dont elle jouiſſait *pour retablir* ſes "finances; *les reſſources étaient uſées; il fallait la-"borieuſement en aſſembler de nouvelles.*" Ferner ſagt er T. II. p. 52, vom Jahre 1744, ehe der zweyte ſchleſiſche Krieg anging: "Une bonne écono-"mie avait *en quelque manière* reparé les brêches de "la dernière guerre, et l'on avait amaſſé *des ſommes* "qui pouvaient ſuffire, *en les employant avec pru-"dence* aux frais *de deux campagnes.*" Wenn alſo im Jahre 1742 der Schatz ſchon geleert, und 1744 kaum zu zwey Feldzügen Geldvorrath vorhanden war; wo wären denn die angeblichen ungeheuren Summen geblieben? Der König ſagt auch T. I. p. 117 von der Zeit des Antritts ſeiner Regierung, indem er die Urſachen anzeigt, warum er es nicht habe

wagen dürfen, mit ſeiner Armee an den Rhein zu gehen, um die von Oeſtreich ſeinem Herrn Vater ſchon ſo lange verſprochene Erbfolge von Jülich und Bergen geltend zu machen: "Le Roi pouvait *à peine* "*mettre* 60,000 *hommes* en Campagne. *Il n'avait* "*de reſſource* pour ſoutenir ſes entrepriſes, que *dans* "*le treſor* que le feu Roi lui avait laiſſé." Hätte dieſer Schatz nun 72 Millionen enthalten, ſo wäre er ja ein unermeſſliches Hülfsmittel geweſen. Was hätte alsdenn den König gehindert, dreymal ſo viel Soldaten ins Feld zu ſtellen, ja ſie allenfalls durch gegebene Subſidien ſich zu ſchaffen, und zugleich am Rheine und an der Oder zu agiren? Kann es deutlicher erhellen, welchen großen Mangel an Ueberlegung und an Kenntniß es bey dem Hrn. v. Z. anzeigt, daß er ſich unterſteht, des Hrn. Prof. Fiſcher und ſeine eigene Träume den gründlichen und ſichern Nachrichten des Königs ſelbſt vorzuziehen. Noch einmal: Es iſt eins von den ſtärkſten Stücken des Dünkels und der Unwiſſenheit, die man jemals im hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Fache kann geſehen haben!

Unter der Summe von 7,400,000 Rthlr., welche Friedrich II. anführt, war das viele Silberzeug, das zu ſeiner Zeit bekanntlich auf dem Schloſſe war, nebſt andern Koſtbarkeiten nicht mit begriffen. Von dieſem Silbergeſchirre handelt Hr. v. Z. S. 25, und auch dabey zeigt ſich ſeine alles vergrößernde Einbildungskraft, welche keine Gränzen kennet, in ihrer ganzen Stärke. Er ſagt: "Selbſt das ungeheure Sil"bergeſchirr, das Friedrich Wilhelm I. auf dem Schloſſe zu "Berlin nachließ, hielt ſchon weit mehr am Gewichte als "acht Millionen Thaler *). Alle Stücke waren rieſen"mäßig.

*) Ein Beyſpiel unter vielen, von der ſo nachläſſigen und fehlerhaften Schreibart in den Fragmenten, iſt hier zu finden. Hr.

"mäßig. Vierzehn Kronleuchter hiengen auf dem weißen "Saale, und in der Gallerie; der größte hielt acht und "zwanzig Centner am Gewicht, und die übrigen nach Ver- "hältniß. In einer Menge großer Zimmer waren Spie- "gelrahmen von ſechs Centnern; noch ſchwerer waren die "ſilbernen Tiſche unter den Spiegeln. Eine ganze Loge von "maſſivem Silber war im Ritterſaale in der Höhe angebracht, "und dieſe Loge hatte völligen Raum für achtzehn Muſi- "kanten. Wandleuchter, Gueridons, und alles, was ſich von "der Art nur erdenken läßt, war von ungeheurer Größe und "Schwere. Von gediegenem Golde ſogar war dieß alles "im Zimmer der Königinn, bis auf die Brandruthen, und "alle übrige bei Kammen erforderliche und anderswo aus Eiſen "oder Stahl verfertigte Geräthſchaft."

Man muß geſtehen, daß die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. mehr als königlich freygebig iſt. Wenn man nicht ſchon vorher die gewaltigen Uebertreibungen derſelben geſehn hätte, ſo könnte man hier warlich mit viel größerm Rechte Druck- und Schreibfehler vermuthen, als ſie Hr. v. Z. in der Hiſtoire de mon tems vermuthen will. Aber nein! es iſt hier kein Druck- oder Schreibfehler, als in dem Verſtande, in welchen die ganzen Fragmente des Hrn. v. Z. ein großer allgemeiner Druckfehler ſind. Er meint es wirklich im Ernſt, hat aber weder richtige Nachrichten gehabt, noch auch nur die geringſte Ueberlegung angewendet, da er ſonſt das ungeheuer Uebertriebene gleich ſelbſt würde eingeſehn haben.

In einer Menge von Zimmern ſollen ſilberne Spiegelrahmen und Tiſche geweſen ſeyn? Hr. v. Z. hätte in der Beſchreibung von Berlin S. 188 u. f. finden können, daß überhaupt nur in Zehen von den Staatszimmern Silberzeug war, und daß überhaupt

Hr. v. Z. hätte ſich erinnern ſollen, daß man das Gewicht nicht nach Thalern rechne. Vermuthlich hat er anſtatt Gewicht den Silberwerth gemeint.

haupt nur Sieben silberne Spiegelrahmen und Tische vorhanden waren; denn die silbernen Spiegelrahmen und Tischblätter sind noch ganz da wie sie gewesen sind, und nur die Tischfüße sind hölzern und versilbert.

Weit über Acht Millionen soll das Silbergeschirr bloß an Silberwerth nach dem Gewichte zu schätzen gewesen seyn? Wir wollen eine kleine Rechnung machen: Das Mark Silber war nach dem damaligen schweren Münzfuße zwölf Thaler werth, also der Centner 2640 Thaler; daher müßte dieses Silbergeräth weit über Dreytausend Centner gewogen haben. — Ferner: Nach Hrn. v. Z. Einbildung soll der größte Kronleuchter 28 Centner gewogen haben. Da seiner Meinung nach alles riesenmäßig gewesen ist; so wird er wohl wenigstens annehmen, daß die übrigen Wandleuchter jeder die Hälfte gewogen haben. Also:

Ein großer Kronleuchter — 28 Centner.
13 — — à 14 Cntr. — 182 —
Summa, 210 Cntr.

Hätte Hr. v. Z. doch nur überlegt, oder den ersten besten Bauverständigen gefragt: Ob es wohl einem vernünftigen Menschen einfallen könnte, an die Decken von drey Sälen (denn bloß im weißen Saale, in der Gallerie, und im Rittersaale waren silberne Kronleuchter,) die ungeheure Last von 210 Centnern zu hängen? Oder ob es wohl jemand gerathen finden könnte, in zehn Zimmer des dritten Geschosses *) die ungeheure Last von weit mehr als dreytausend Centner zu bringen? Er würde sodann gleich gesehen haben, welche Ungereimtheit

*) In der Kapelle und dem Kabinette daneben ist niemals Silberzeug gewesen.

er niederschrieb. Man sagt von gewissen Erfindungen einer allzuschnellen Einbildungskraft, sie wären so stark, daß sich die Balken davon biegen möchten. Hier ist es wörtlich so! Wir wollen versuchen, ob wir, durch eine etwas nähere Untersuchung der Wahrheit, den Werth den das Silbergeschirr hatte, ungefähr angeben, und dadurch die von Hrn. v. Z. zu stark belasteten Balken der Staatszimmer des Königl. Schlosses in Berlin ein wenig erleichtern können.

Zuerst, was die Existenz des Kammergeräthes von gediegenem Golde betrift, so wird sich Hr. v. Z. vielleicht um einen kleinen Zeitraum von 27 Jahren irren. Zu Friedrich I. Zeiten war so etwas vorhanden; niemals aber goldene Wandleuchter und Gueridons. Hat Hr. v. Z. wohl überlegt, wieviel ein goldner Gueridon wiegen, und werth seyn müßte? Pölnitz versichert (Memoires, T. I. S. 13.) K. Fr. I. habe für 2,700,000 Rthlr. an Silbergeschirr hinterlassen. Ob diese Schätzung auch ein wenig auf Zimmermannisch gemacht sey, mag dahin gestellt seyn. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist bekannt genug, daß König Friedrich Wilhelm I. gleich nach Antritt seiner Regierung den größten Theil des Geräths von edlen Metallen einschmelzen und vermünzen ließ. Dieß könnte noch allenfalls aus alten Akten bewiesen werden, aber es erhellet auch aus der damaligen Lage der Sachen schon deutlich genug. Friedrich Wilhelm I. mußte sogleich nach Antritt seiner Regierung Truppen an den Rhein marschiren lassen, vermehrte sogleich seine Armee, bezahlte Schulden, und hatte große Ausgaben mancherley Art. (S. oben S. 47 und ff.). Ex nihilo nihil fit! Schulden wollte er nicht machen und hat sie nie gemacht. Subsidien bekam er von keinem Hofe. Er

hatte,

hatte, wie oben S 48 angemerkt, bloß an seine Erbpächter und Kassenbedienten Eine Million jährlich mit 6 proc. zu verzinsen. Er war ein viel zu guter Wirth um Zinsen zu zahlen, und doch todte Kapitalien in Silberzeug und goldenem Kaminge räthe liegen zu lassen. Also war nichts natürlicher, und zugleich mit seiner Abneigung von aller Pracht übereinstimmender, als diese Einschmelzung und Vermünzung. Es wurden nur etwa 25 große Wandleuchter wegen der sehr schönen Arbeit, und die Gefäße auf dem großen Schenktische im Rittersaale verschont, welche auch noch verhanden sind. Hr. v. Z. wird also selbst einsehen, daß wenn Pöllnitzens Berechnung richtig ist, er von seiner eigenen großen Berechnung gleich an drey Millionen würde müssen schwinden lassen. Vermuthlich haben aber beide Herren die Backen ein wenig aufgeblasen!

Was den großen Kronleuchter im weißen Saale anbetrift, so hätte Hr. v. Z. ehe er ihm ein so ungeheures Gewicht angab, sich lieber erst in Berlin bey solchen Leuten, welche es wissen konnten, erkundigen sollen, ob es wahr wäre, was man ihm erzählt hätte. Es leben in Berlin noch alte Leute, welche das Silbergeräth gesehen haben, und die Umstände wissen. Es leben noch Silberarbeiter, welche theils bey dem sel. Lieberkühn (welcher die Kronleuchter, das Eher u. s. w. machte) arbeiteten, oder ihn sonst kannten, und mehrmals aus dessen Munde, das Gewicht, die Art der Einrichtung und andere Umstände hörten. Selbst der Sohn dieses Künstlers lebt noch. Alle Nachrichten stimmen überein, daß der große Kronleuchter im weißen Saal funfzehn Centner gewogen hat, und daben sind noch einige der Meinung, er habe eigentlich

lich nur dreyzehn Centner an Silber gewogen, und das übrige Gewicht sey auf die starke eiserne Stange zu rechnen, womit die große Last zusammen gehalten ward. Dieser große Kronleuchter hatte 16 Fuß und drüber im Diameter, und drey Reihen Aerme übereinander, worauf Wachslichter wie die dicksten Altarlichter gesetzt wurden. Schon aus diesem Verhältnisse ist allenfalls zu berechnen, daß er nicht mehr kann gewogen haben, weil er sonst, da doch alles an einem solchen Kronleuchter hohl gegossen wird, selbst für den großen weißen Saal zu groß gewesen wäre. Der Saal ist 82 Fuß lang, 51 Fuß breit, und 40 Fuß hoch. Hätte der Kronleuchter 28 Centner *) gewogen, so würde er, wie zu berechnen ist, entweder viel zu breit geworden seyn, oder so hoch, daß er verhältnißmäßig viel zu tief heruntergehangen hätte. Funfzehn Centner ist übrigens warlich schon eine sehr große Last, und wenn die Decke des weißen Saals bloß aus verzahnten Balken bestände, und nicht ein sehr solides Hänge- und Sprengwerk von 15 zölligen eichenen Balken wäre; so würde es kein Baumeister gewagt haben, selbst diese 15 Centner in die Mitte der Decke, und noch dabey vier andere schwere Kronleuchter zu hängen. Es ist zu jedem dieser Kronleuchter oben unter dem Dache eine besondere Winde angelegt, wo-

*) Der noch vorhandene hanfene Tau, woran dieser große Kronleuchter gehangen hat, ist nicht völlig 2½ Zoll dick. Nach Muschenbroeks Versuchen (I. Introd. ad cohaerentiam corp. firmorum) würde ein hanfenes Seil von 2½ Zoll Dicke erst bey einer Last von 45 Centnern reißen. Weil aber so mancherley Zufälle vorfallen können, und die Materialien ungleich, oder weniger gut seyn können u. s. w. so pflegt man der Sicherheit halber an ein solches Tau nur die Hälfte der Last zu hängen, von welcher es reißen würde, also etwa 22½ Centner; und nicht einmal so viel bey einer Last, die beständig hängt. Es [illegible]

womit sie heruntergewunden wurden, um angezündet zu werden.

Was die übrigen silbernen Kronleuchter betrift, so waren sie freylich verhältnißmäßig groß, aber nicht in dem riesenmäßigen Verhältnisse, das sich Hrn. v. Z. Einbildungskraft vermuthlich schuf. Denn die gläubwürdigsten Nachrichten stimmen darinn überein, daß jeder drey Centner *) wog, oder den fünften Theil der Größe des großen Kronleuchters hatte, außer einem im Rittersaale, der größer war. Also trug die Decke des weißen Saals, daran Hr. v. Z. durch Einen großen Kronleuchter die Last von 28 Ctn. hängt, durch alle 5 nur 27 Ctr., und wie gesagt, jeder Bauverständige wird darinn übereinstimmen, daß, wenn die Decke nicht ein Hängewerk wäre, sie auch diese Last nicht hätte tragen können. Alle 14 Kronleuchter, wenn man den im Rittersaal auch zu 9 Centnern annimmt, wogen also nur 57 Centner, welches doch gegen 210 Centner ein großer Unterschied ist.

Was die Spiegelrahmen anbetrift, so ist schon angemerkt, daß sie sämmtlich so wie die silbernen Tischplatten noch vorhanden, und daß ihrer sieben sind. Daß sie wenigstens nicht alle sechs Centner wiegen, wird der Augenschein zeigen, weil die Zierrathen, vermuthlich auch die Rahmen selbst, hohl gegossen, oder getrieben sind. Daß die Tische jeder mehr als sechs Centner gewogen, wird nicht anzunehmen seyn. Denn die Tische sind nur mit Platten von der Stärke stat-

*) Die kleinen Kronleuchter im weißen Saale hinten nur 17 Fuß in der Breite auseinander. Schon darauf ist zu sehen, daß sie so ungeheuer groß nicht gewesen sind, sonst hätten sie beynahe aneinander gestoßen. Die Leuchter auf der Pallerie hingen noch enger.

starker Kupferplatten, und Ein Tisch besteht aus wirklich von Golzius in Silber gravirten Platten, welche ovidische Historien vorstellen, (S. Beschr. v. Berlin, S. 881). Die Füße, (die jetzt hölzern sind) bestanden aus Kriegsarmaturen, Fahnen, Trommeln, Pauken und dergl. welches alles hohl gegossen war, und fielen also so sehr nicht ins Gewicht.

Von Wandle[illegible]tern sind noch 46 vorhanden, theils von den Zeit[illegible] Friedrichs I. theils von Fr. Wilhelm I. welches an[illegible]r Arbeit sehr deutlich zu unterscheiden ist. Von den erstern wiegen einige, der angeführten Stelle der Beschr. v. Berlin zufolge, 1½ Ctr., ob alle andere, wäre noch zu untersuchen.

Die Gueridons sind sämmtlich eingeschmolzen, und hölzerne versilberte von eben der Größe und Form an die Stelle gesetzt. Im J. 1740 wurden sie zum Behuf der Begräbnißfeyerlichkeiten K. Friedrich Wilhelms I. in Schiffen nach Potsdam gebracht. Es leben noch Leute, die sich erinnern, gesehen zu haben, daß damals 3 oder 4 Personen einen solchen Gueridon durch den Lustgarten bis an die Spree trugen, denn natürlich war alles hohl gegossen.

Das silberne Chor nennt Hr. v. Z., um ihm ein recht großes Ansehen zu geben, eine ganze Loge. Das klingt nun, als wäre es ein Ding gewesen, das auf massiv silbernen Säulen geruhet, und eine massiv silberne Bedeckung gehabt habe. Es war aber nur eine bloße Balustrade, mit hohlgegossenen Docken, und unten mit auch hohlgegossenen Zierrathen, wie man es noch sehen kann, da es von versilbertem Holze nachgemacht ist. Daß 18 Personen darauf allenfalls Raum haben könnten, mag seyn.

Wenn sie aber mit Violinen und Violoncellen musiciren sollten, wie die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. anzuzeigen scheint, um die Loge recht geräumlich und kostbar zu machen, so würde einer dem andern mit dem Ellenbogen in die Seite und mit dem Violinbogen ins Gesicht stoßen. Man muß nur wissen, daß dieß Chor nur für die Trompeter und Pauker beym Fackeltanze bey Vermählungen bestimmt ist,*) und dieß pflegen bekanntlich etwa 7 Personen, nicht aber 18 zu seyn. Die Einbildungskraft des Hrn. Ritters hat ihre Schlauigkeit; sie verschmäht auch nicht die kleinste Erdichtung, wodurch sie das Große kann ungeheuer machen. Sie hat vermuthlich diese ganze silberne Loge, unter den 8 Millionen, womit sie den König von Preußen beschenkt, wenigstens auf meist eine Million geschätzt. Die Wahrheit ist freylich so sehr freygebig nicht. Den Silberarbeitern in Berlin ist noch bekannt, daß dieses silberne Chor 8000 Mark gewogen hat. Dieß stimmt mit der Nachricht Küsters, eines gleichzeitigen Schriftstellers, überein, welcher wohl wissen konnte, was damals die ganze Stadt Berlin wußte, und den Werth, indem er die Pracht loben will, nicht wird verringert haben. Er sagt in seinem Alten und Neuen Berlin (III Theil S. 15): „Es „komme das ganze Werk über 100,000 Rthlr. zu „stehen." Wenn man rechnet, daß dem Silberarbeiter die Mark mit 13 Thl. ist bezahlt worden, so kostete dieß Chor 104,000 Rthlr.

*) Daß die Absicht gleich bey der Anlage nicht gewesen, dieses Chor gewöhnlich nur oft zu gebrauchen, erhellet schon daraus, daß der einzige Eingang in dasselbe durch die Königl. Kunstkammer gehet.

Wir wollen nun einmahl eine kleine Rekapitulation machen:

Das silberne Chor . .	104,000 Rthlr.
Der große Kronleuchter im weißen Saal 11 Centner. . .	45,000 —
Zwölf kleinere Kronleuchter, davon 4 im weißen Saale und 8 in der Gallerie. *) à 3 Ctn. . .	108,000 —
Den Kronleuchter im Rittersaale wollen wir zu 9 Ctn. annehmen.	27,000 —
Sieben große Spiegel und Tische à 12 C.	252,000 —
Ungefähr 60 Wandleuchter und ungefähr 30 große Guerideus, ungefähr 180 C.	540,000 —
Das Silberzeug auf den Schenktischen in den beiden Sälen, nach dem Werthe des Silbers (da die künstliche Arbeit nicht in Anschlag kommen kann) wollen wir rechnen . .	300,000 —
	1,376,000 Rthlr.

Hierbey ist noch anzumerken, daß der Kürze halber, der Centner zu 3000 Thl. gerechnet ist, da er eigentlich nur 2640 Thl. Silberwerth hatte. Man siehet also um so viel mehr, daß wenn das Silbergeräthe zu $1\frac{1}{2}$ Million geschätzet wird, man es vielleicht allzu reichlich rechnen würde, und daß es also die Einbildungs- und Erdichtungskraft des Hrn. v. Z. beynahe sechemal höher anschlägt, als es wirklich war. Ein Ameublement in zehn Zimmern, $1\frac{1}{2}$ Million werth, ist immer königlich, und man wird es schwerlich an sonst einem andern Hofe so gefunden haben. Desto weniger war des Hrn. v. Z. Uebertreibung nöthig.

*) Es hängen jetzt zehn gläserne Kronleuchter in der Gallerie; allein es hängen zwey davon an Haken. Es sind auch unter dem Dache nur acht Winden zu den ehemaligen acht silbernen Kronleuchtern vorhanden.

Um das Uebertriebene seiner Nachricht vom Schatze und dem Silbergeschirre K. Friedrich Wilhelms I. in seiner ganzen Lächerlichkeit zu zeigen, dient auch folgende Bemerkung:

Alle Bergwerke auf dem Harze liefern ungefähr jährlich an Silber	30,000 Mark
Alle Bergwerke in Sachsen incl. der Eislebenschen Kupferbergwerke ungefähr	60,000 —
Summa	90,000 Mark

Die Mark nach damaligem Gelde à 12 Rthlr. macht jährlich 1,080,000 Rthlr. Ausbeute. Hr. v. Z. hat sich also eingebildet, der Werth von so viel Silber, als auf dem Harz und in Sachsen zusammengenommen in beynahe achtzig Jahren gewonnen wird, sey in 27 Jahren NB. zu K. Friedrich Wilhelms I. Zeiten baar im Preußischen Schatze und in Silbergeschirre auf dem K. Schlosse in Berlin aufgehäuft worden. Kann die Ungereimtheit seiner Einbildungen deutlicher in die Augen springen?

Dabey ist wohl zu bemerken, daß K. Fr. Wilhelm I. gar keine Bergwerke von edlen Metallen in seinen Landen hatte. Alle andere Bergwerke in Seinen Landen gaben Ihm einen sehr geringen jährlichen Ertrag. Es ist vielleicht den Liebhabern der preußischen Geschichte angenehm, wenn wir denselben aus den glaubwürdigsten Nachrichten hieher setzen:

Der König hatte von den Westphälischen Eisen- und Steinkohlenwerken im Teckleburg, Lingen und der Grafschaft Mark den Zehenten, jährlich etwa	9500 Rthlr.
Die Aschenbergischen Kupferwerke, und Mettingschen Steinkohlenwerke trugen etwa	4000 —
Latus	13500 Rthlr.

Das

Transport	11500	Rthlr.
Das Eiſenwerk zu Zehdenik	300	—
Das Eiſenwerk zu Peiz (excl. der Hand- und Spannbirnſte) etwa	1000	—
Der ſogenannte hohe Ofen zu Neuſtadt an der Doſſe	800	—
(NB. aber es mußte alles Holz umſonſt geliefert werden.)		
Alſo jährlicher Ertrag aller Bergwerke:	15,600	Rthlr.
Hiezu kommt noch:		
Das Meſſingwerk und der Kupferhammer bey Hegermühle ward im J. 1726 verpachtet für	6000	Rthlr.

Alles was K. Fr. Wilhelm I. geſammlet hatte, und was man, das Silbergeräth mit eingeſchloſſen, über 10 Millionen rechnen kann, war bloß durch die von Ihm ſo ſehr beförderte Induſtrie ſeiner Unterthanen verdienet worden. Ein anderes Mittel dazu war nicht da; denn wie eben gedacht, Bergwerke von edlen Metallen waren in allen ſeinen Landen nicht, und der große auswärtige Handel war noch nicht von Bedeutung. Wenn Hr. v. Z richtige Einſicht von dem gehabt hätte, was zur wahren Verbeſſerung eines Landes gehört, und die preußiſchen Staaten unter Friedrich I. gekannt hätte; ſo würde er die vom K. Fr. Wilhelm I. geſammlete Summe warlich nicht für klein, ſondern für ſehr groß gehalten, und der von König Friedrich II. erwähnten Summe um ſo viel mehr Glauben beygemeſſen haben.

Hr. v. Z. ſagt S. 26. ſehr altklug: "Die größten "Stücke dieſes Silbers ſchickte nachher Friedrich II. in die "Münze, — und zu dem erſten und zweyten ſchleſiſchen "Kriege hätte man auch wohl dieſe Stücke verwendet, "wenn ſich in dem Schatze Fr. Wilhelms I. nicht mehr ge-"fun-

"sondern hätte, als acht Millionen." Es iſt betrübt für die Behauptung des in der preußiſchen Geſchichte ſo höchſtunwiſſenden Hrn. v. Z., daß Friedrich II. ſchon mitten im zweyten ſchleſiſchen Kriege das ſilberne Chor, alle ſilberne Kronleuchter und alles Silber aus dem weißen Saale genöthigt war, in die Münze zu ſchicken. Nachdem im November und December 1744, die preußiſche Armee Böhmen mit großem Verluſt an Menſchen verlaſſen mußte, waren ſchnelle Werbungen nöthig, um den Krieg mit Nachdruck fortzuſetzen. Dazu wendete der König dieſes Silber an. Man ſehe eben S. 57 daß der König ſelbſt berichtet, er habe 1742 auch aus Mangel des Geldes Frieden gemacht, und 1744 nur Fonds kaum zu zwey Feldzügen geſammlet gehabt; daher waren zu einer ſchnellen außerordentlichen Anſtrengung, ſchnelle außerordentliche Fonds nöthig. Die Ausräumung des Silbers geſchah unter Aufſicht des ſel. Geheimen Kämmerers Fredersdorff, und es wurden dazu die zwölf Königl. großen Hendrucken beſonders vereidigt, weil die Sache geheim bleiben ſollte. Eine in den dritten Schloßhof, wo die Eisgrube iſt, heruntergehende Treppe ward beſonders mit Brettern verſchlagen, und hier ward, wie es noch mehrern Perſonen ſehr wohl bekannt iſt, des Nachts das Silber hinunter, in ein dicht dabey auf der Spree liegendes Schiff getragen, und jedesmal noch vor Tages Anbruch in die Münze gebracht. Alſo nach Hrn. v. Z. eigener Vorausſetzung beweiſet dieſer Umſtand abermals, daß der Schatz nicht größer war, als ihn der König angab. Was ſoll man nun zu Hrn. v. Z. Präſumtion, Unwiſſenheit und Nachläßigkeit ſagen, der nicht einmahl wußte,

eher

oder sich erkundigte, wenn K. Friedrich II. das Silberzeug in die Münze schickte, und doch vom Staate besser unterrichtet seyn wollte, als der König selbst!

S. 28. versichert Hr. v. Z. eine wichtige Nachricht zu liefern, und setzt eine angebliche Stelle aus dem Testamente K. Friedrich Wilhelms I. hin, die gänzlich erdichtet ist, ob er sich gleich wieder auf eine sehr respektable Autorität auf den sel. Hrn. Geh. Rath v. Schliestädt in Braunschweig beruft. Man kann es mit so mehrerer Gewißheit sagen, weil der König von seinem Testamente Vier Originale hat ausfertigen, und jedem von seinen Drey nachgebohrnen Prinzen ein Exemplar hat zustellen lassen. Daher ist dieses Testament bey Gelegenheit verschiedener Verhandelungen in die Hände mehrerer Geschäftsleute gekommen, und nicht so sehr unbekannt. Aber selbst die ganze Schreibart dieser angeblichen Stelle ist nicht K. Friedrich Wilhelms, sondern viel moderner, und auch die Gedanken sind schlechterdings nicht seinen bekannten Gesinnungen gemäß. Hr. v. Z. läßt ihn darin sagen: "Er habe, um dem "Neide des Oestreichischen Hauses zu entgehen, Zwey Lei"denschaften ausgehängt, die er nicht hätte: einen unge"zähmten Geiz, und eine ausschweifende Neigung zu "Soldaten." Es ist wirklich sehr ungereimt, wenn jemand sich einbilden kann, Friedrich Wilhelm I. könnte so von sich geurtheilt haben. Bekanntlich fing er schon als Kronprinz an, die Leibkompagnie seines Regiments in Wusterhausen aus sehr großen Leuten zusammenzusetzen. Wollte er auch damals schon dem Hause Oestreich eine Maske machen? Seine Neigung zu den großen Soldaten, die ihm so ungeheure Summen kostete, die ihn mit den Kurfürsten von Hannover und von Cölln, mit Holland,

mit Polen und andern Staaten in die verdrießlichſten Streitigkeiten wegen der Werbung brachte, ſoll nur verſteilt geweſen ſeyn? Sie war nur allzu wahr. So war es auch ſeine Sparſamkeit, die er ſelbſt nimmermehr einen ungereimten Geiz würde genannt haben. Das iſt ganz wider ſeinen Charakter. Ferner läßt Hr. v. Z. den König ſagen: "Sein Nachfolger bedürfe weiter keiner Maske. Sein "Erſtes Bataillon Garde habe ihn ſo viel als Sechs Jn"fanterie-Regimenter gekoſtet. Sein Nachfolger möchte es "alſo auf den allgemeinen Feldfuß ſetzen, und dafür Sechs "neue Jnfanterieregimenter errichten." Wer es weiß, wie ſehr Friedrich Wilhelm I. ſein großes Grenadierregiment bis an ſein Ende liebte, wird ſehen, daß er unmöglich dieß geſchrieben haben kann. Nicht zu gedenken, daß die Erdichtung ſchon daraus abzunehmen iſt, weil er ſein großes Grenadierregiment nicht Garde nannte, auch nicht davon das erſte Bataillon ſo unterſchied, wie etwa nachher ſein Nachfolger mit ſeiner Garde that.

Nun bauet aber Hr. v. Z. geſchwind auf dieſe erdichtete Stelle eines Teſtaments eine neue erdichtete Anekdote. Er ſagt S. 30. "Friedrich der "Große befolgte beynahe in den erſten Tagen ſeiner Re"gierung den Rath ſeines Vaters; und, um die neuen "ſechs Regimenter deſto geſchwinder zu errichten, "nahm er ſechs Würtembergiſche Regimenter, welche "die damalige Würtembergiſche Vormundſchaft abdanken woll"te, in ſeinen Dienſt." In dieſer ganzen Erzählung iſt nichts genau richtig. Friedrich der Große erhielt keinen Rath ſeines Vaters über die Vermehrung der Armee. Er nahm in den erſten Tagen ſeiner Regierung keine fremde Truppen in Dienſt. Nach einigen Monaten erſt, errichtete er, nicht Sechs ſondern Acht neue Regimenter

ter; darunter aber war kein würtembergiſches. Das hätte Hr. v. Z. ſchon aus der Hiſtoire de mon tems T. I. S. 117. ſehen können. Niemals nahm er Sechs Würtembergiſche Regimenter in Dienſt, ſondern überhaupt nur Zwey, und zwar nicht in den erſten Tagen ſeiner Regierung, ſondern erſt lange nachher, in den Jahren 1741 und 1742. So unrichtig findet man faſt alle Erzählungen des Hrn. v. Z., wenn man ſie ein wenig genauer unterſucht.

Folgendes iſt die Liſte aller Regimenter, welche K. Friedr. II. aus fremden Dienſten erhalten hat, mit den Namen der jetzigen Chefs:

1) 1740 gab der Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel die meiſte Mannſchaft zu Errichtung des in Königsberg in der Neumark ſtehenden jetzigen v. Kenitziſchen Regiments. 2) 1740 gab der Herzog Wilh. Heinrich von Sachſen-Eiſenach dem Könige 1 Bat. woraus mit dazu im Reich geworbenen Leuten, das jetzige v. Erlachſche Regiment in Schweidnitz errichtet ward. 3) 1741 ward aus dem in preußiſche Dienſte überlaſſenen Würtembergiſchen Leibregiment, welches vorher im Kayſerl. Solde geſtanden, das jetzige von Waldeckiſche Reg. in Minden formiret. (NB. Das jetzige v. Pfuhliſche Regiment in Berlin, welches den Namen Würtemberg bis 1757 geführt hat, ward 1743 in Brandenburg, von im Reiche geworbenen Rekruten, für den damaligen Erbprinzen, jetzigen regierenden Herzog von Würtemberg errichtet. Der Herzog gab eine Anzahl Leute dazu, aber es war vorher kein Regiment in Würtembergiſchen Dienſten.) 4) 1742 überließ das Herzogl. Würtemberg-Stuttgardtiſche Haus dem Preußiſchen dasjenige Regiment, welches anfänglich den Namen Würtemberg Dragoner führte, nachgehends 1749 dem Prinzen Eugen von Würtemberg ertheilt wurde, und jetzt der Hr. Gen. Lieut. von Kalckreuth zu Stettin in Pommern hat. 5) 1743 ward aus den 800 Mann ſtarken als Kayſerl. Kommiſſions-Truppen im Mecklenburgiſchen ge-

standenen Hollstein-Gottorpschen Regiment, das v. Hertzbergsche Regiment, welches jetzt in Glatz stehet, errichtet. 6) 1756 ward das vormalige Garnisonregiment zu Neustadt-Eberswalde, welches zuletzt der Hr. Gen. Lieut. v. Kowalsky gehabt hat, mit 2 Bat. vermehret, wozu ein von dem Fürsten von Schwarzburg an den König überlassenes Bataillon gebraucht wurde. Jetzt ist es in verschiedene Füsilierbataillone vertheilet.

Die übrigen Regimenter, welche der König Friedrich II. neu errichtet hat, sind aus angeworbenen Leuten im Reich, und aus abgegebenen Leuten von den alten Regimentern errichtet.

S. 22. Hr. v. Z. hatte S. 7 gesagt: "Gutmüthig und gelinde werden alle meine kritischen Anmerkungen seyn, ausgenommen über solche Schriftsteller und Menschen, denen eine härtere Behandlung heilsam ist." Man sieht, Hr. v. Z. betrachtet sich als den allgemeinen Arzt der Deutschen. Er spendet seine kritischen Anmerkungen wie Pillen aus, nicht, weil sie wahr sind, sondern so wie er sie, nach der ihm beywohnenden Weisheit, für heilsam hält. Er thut dieses mit einer so beyspiellosen Entäußerung, daß er nicht einmal daran denkt, was etwa dabey seiner eigenen Ehre heilsam seyn könnte. Man wird allenthalben in den Fragmenten finden, daß die härtere Behandlung gemeiniglich verdiente Schriftsteller trift, vermuthlich, weil Hr. v. Z. wohl einsah, daß seine Anfälle ihnen, wenn auch nicht heilsam seyn, doch wenigstens nicht schaden würden. Hingegen bezeigt er fast immer eine recht väterliche und brüderliche Gelindigkeit und Gutmüthigkeit gegen mittelmäßige und schlechte Schriftsteller. Er sieht als ein guter Arzt vermuthlich wohl ein, daß diesel-

selben schwacher Natur sind und eine derbe Behandlung nicht vertragen, sondern gar in die Brüche fallen möchten, wenn er sie etwas stärker angrisse, und er will sie doch gern beybehalten; denn er braucht zuweilen solche Leute zu Zeugen, wo bessere Schriftsteller ihm widersprechen würden. Wir haben oben schon gesehen, wie genau er sich an Hrn. Prof. Fischers Geschichte Friedrichs II. anschließt, und durch das ganze Werk ist das Lob dieser so sehr mittelmäßigen Kompilation verbreitet. Ein ganz schlechter, längst vergessener anonymer Skribler, der im J. 1788 unter dem Titel Schattenriß von Berlin, eine elende Brochüre schrieb, heißt im IIIten Bande S. 159 ein vortreflicher Sittenmaler, weil er über Berlin ungefähr so spricht, wie Hr. v. Z. darüber will gesprochen wissen, und auch ungefähr eben so viel Kenntniß von dieser Stadt hat, wie der Hr. Ritter. Mit des Hrn. Abt Denina *Essai sur Fr. II.* hat Hr. v. Z. in seinem ganzen Werke viel zu schaffen. Er führt es an, er bestätigt es, er will es berichtigen, er rühmt den Scharfsinn des Verfassers einmal über das andere; alles mit großer Gutmüthigkeit und Gelindigkeit! Wie viel des Hrn. Denina Essai einem Kenner der preuß. Geschichte werth seyn könne, kann die Recension dieses Buchs in der Allg. Deutschen Bibl. XCVIII Bd. 1 St. S. 169 u. f. einigermaßen zeigen. Aus derselben erhellt, daß Hr. Denina zum Geschichtschreiber Friedrichs II. ganz untüchtig, und daß er in den bekanntesten Dingen ganz ununterrichtet ist; hingegen Hr. v. Z. nennt hier S. 22. Hrn. Denina's Essai sur Frédéric II. ein schönes Werk. Traun

ein schönes Werk! deſſen Verfaſſer auch nicht einmal die Geographie der Länder kennt, in welchen der ſiebenjährige Krieg geführt wurde, der S. 190 Liegnitz, von Sachſen aus, hinter Breslau verſetzt, den G. Daun (S. 119.) mit dem G. Soltikow vereint, ein verſchanztes Lager an der rechten Seite der Oder nehmen, und den G. Fouquet (S. 189.) von den G. Laudon und Soltikow angreifen läßt; der S. 190 in einem Tage von Liegnitz bis Breslau die Armee marſchiren laſſen will; der die, im J. 1760 zu Charlottenburg von den Ruſſen gemachten Beſchädigungen, zur Vergeltung der im J. 1762 zu Hubertsburg vorgegangenen Verwüſtungen macht; der über die Wegnahme von Schweidnitz im J. 1761 (S. 208.) ſagt, daß der König alles mögliche verſucht habe, Schweidnitz zu retten; der S. 210. den bekannten Hrn. v. Trenk im ſiebenjährigen Kriege nach Magdeburg gefangen ſetzen läßt; der S. 222. die Belagerung von Schweidnitz durch den Herzog von Bevern kommandiren läßt; der die allerbekannteſten Dinge nicht richtig erzählet — Ein Buch, das dieſe und noch viel mehrere grobe falſche Nachrichten enthält, das einem Deutſchen, der nicht in der Geſchichte Friedrichs II. ganz unwiſſend iſt, eigentlich zu gar nichts nützen kann, nennt nun Hr. v. Z. ein ſchönes Werk. Freylich es iſt ſchön, ſo wie Hrn. v. Z. eben ſo unrichtige Fragmente auch ein ſchönes Werk ſind. Beide ſind auf ſehr ſchönem großen Papier gedruckt!!

Ueber das dritte Kapitel.

Von Friedrichs Verhältnissen mit seinem Vater. Von seinem Vorhaben nach Wien zu gehen, dort katholisch zu werden, und dann die Erzherzoginn Maria Theresia zu heurathen.

Ueber Friedrichs Verhältnisse mit seinem Vater hat Hr. v. Z. so viel als nichts gesagt. Die Hauptsache ist, daß da bisher die Meinung allgemein war, Friedrich habe im J. 1730 nach England fliehen wollen, Hr. v. Z. entdeckt zu haben glaubt, "derselbe habe nach Wien entfliehen, katholisch "werden, die Erzherzoginn Maria Theresia heurathen "und die östreichischen Länder mit den preußischen verbinden "wollen." Mitten unter die Erörterung dieser neuen Entdeckung mengt er eine ganz andere Sache, nämlich die Frage: "Ob durch ernsthafte und im Tone der "Autorität gefaßte Vorstellungen des Kaiserl. Hofes allein, "das Leben des Kronprinzen sey gerettet worden?" Der Verfasser der Vie de Fr. II. hatte dieß vorgegeben, Hr. Nicolai aber im IIIten Hefte seiner Anekdoten geläugnet, und dagegen durch eine aus dem Munde des Generallieutenants von Buddenbrock beygebrachte Erzählung, die Meinung bestätigt, daß hauptsächlich die standhaften Vorstellungen der Generale, die im Kriegerechte über den Kronprinzen Sitz und Stimme hatten, dessen Leben retteten. Dawider führet Hr. v. Z. S. 44 ein

Schrei-

Schreiben des Hrn. Miniſters von der Herſt an, worin behauptet wird: "das Gegentheil ſey die allge- "meine Sage und Meinung der damaligen Zeiten geweſen, "und durch dasjenige, was der Graf von München, nach- "maliger Miniſter in Schleſien, und der General von "Dork geſagt hätten, würde jene Meinung durchaus wider- "legt." Hr. N. hat hierauf im Vten Hefte ſeiner Anekdoten, wie es uns ſcheinet, hinlänglich gezeigt, daß das Gegentheil ſeiner Meinung wohl nicht die allgemeine Meinung und Sage der damaligen Zeiten geweſen ſeyn könne, weil in den öffentlichen engliſchen und franzöſiſchen politiſchen Schriften gar nicht der Autorität des Kaiſerlichen Hofes, ſondern eines bloßen eigenhändigen rührenden Interceſſions- ſchreibens des Kayſers gedacht wird, dergleichen auch von mehrern Höfen einliefen. Desgleichen zeigt Hr. N., daß er die Meinung nicht leichtſinnig annahm, ſondern deswegen weil es die einſtimmige Meinung mehrerer darüber befragter Geſchäftsleute war, und zwar ſolcher, welche am meiſten davon unter- richtet ſeyn konnten. Dazu wird noch ſeine Meinung dadurch völlig beſtätigt, daß der Graf v. Herzberg in ſeinem Memoire hiſtorique ſur la dernière année de la vie de Frédéric II. S. 11 auch verſichert, "das "Leben des Kronprinzen ſey bloß durch die Gerech- "tigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die "ſeine Richter waren, gerettet worden." Die Ungerechtigkeiten, welche ſich Hr. v. Z. hier gegen Hrn. O. K. R. Büſching und Hrn. N. ſchuldig macht, und den ſtolzen Ton, welchen er gegen beide an- nimmt, wollen wir weiter nicht rügen. Theils iſt es unſere Abſicht gar nicht, Hrn. B. oder Hrn. N. oder ſonſt jemand durch dieſe Anmerkungen gegen Hrn. v. Z. zu vertheidigen; theils iſt auch wohl im

ganzen

ganzen Publikum nur eine Stimme darüber, daß Hr. v. Z. durch die groben Unanständigkeiten, welche er sich wider diejenigen, welche anderer Meinung wie er sind, allenthalben in seinen Fragmenten erlaubt, bey unbefangenen Lesern sich selbst gewiß weit mehr als denen schadet, zu deren Nachtheil er einen solchen Ton annimmt. Aber das müssen wir doch anmerken, daß Hr. v. Z. bey seinem Eifer, Hrn. R. zu widersprechen, nicht einsieht, daß er wider seine eigene Meinung streitet. Denn wofern wirklich der Kaiserliche Hof sich hätte können durch üble Rathschläge verleiten lassen, den Kronprinzen wirklich wider Willen seines Hrn. Vaters nach Wien zu ziehen, und ihn katholisch zu machen, so würde es ihm wohl doppelt schlecht angestanden haben, sich auf seine obristrichterliche Gewalt zu berufen; und auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin der Kaiser die Sache soll haben ziehen wollen, würde die größte Indignation, sonderlich bey den Protestanten, wider den Kaiser entstanden seyn.

Die einzige Ursache, warum Hrn. v. Z. Meinung nach zu behaupten wäre, der Kronprinz hätte nicht nach England, sondern nach Wien fliehen wollen, um daselbst katholisch zu werden, und Maria Theresia zu heurathen, führt er S. 58 an: "Daß sich der Hr. Minister "v. d. Horst erinnert, es aus dem Munde des Herrn Gra"fen von München und des Herrn Generals von Bork "gehört zu haben." Dieß ist zwar an sich merkwürdig, aber auch noch nicht zureichend, um bloß allein eine Behauptung zu beweisen, die aus mehrern sehr wichtigen Ursachen noch bis jetzt für höchst unwahrscheinlich gehalten werden muß. Hr. v. Z. fühlt selbst, daß seine Hypothese nicht recht zusam-

men-

menhängt, und sagt S. 37 ausdrücklich: "Ich sage "nicht, es ist wahr, aber ich sage, es ist wahrscheinlich." Sehr gut wäre es gewesen, wenn er sich in diesen Schranken gehalten hätte, und noch mehr, wenn er im Stande gewesen wäre, seine vermeinte Entdeckung mit den bekannten Umständen zu vergleichen, um ihre vermeinte Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Er gehet aber überhaupt bey der Auseinandersetzung dieser Sache mit einer solchen Verwirrung zu Werke, und zeigt dabey eine so gänzliche Unwissenheit und Vernachlässigung der gleichzeitigen Geschichte des preussischen Hofes, daß wohl fast nichts mehr beweist als dieses Kapitel, wie wenig er sich zum Geschichtforscher schickt; indem er sich als unfähig zeigt, historische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit richtig zu beurtheilen.

Ungeachtet seiner obigen Erklärung, ungeachtet er außerdem noch die recht vorsichtige Erklärung S. 36 vorausgeschickt hat: "Gewißheit ist eine gar äußerst "seltene Sache in allen Dingen, und am meisten in der "Historie. Es ist nicht ein Beweis von Redlichkeit, wenn "man mit Festigkeit behauptet, was man nicht mit "Zuversicht weiß," behauptet er selbst doch mit Festigkeit solche Sachen, von denen er keinen Beweis beybringt. Er erzählt S. 40 und 41 Dinge, die theils sehr ungewiß, theils sehr unwahrscheinlich sind, behauptet aber aufs dreisteste, man wüßte sie zuverlässig. Nun sagt er aber nicht mit einem Worte, woher man sie zuverlässig wissen könne? Es ist doch offenbar, daß wenn sich diese Umstände bloß auf die Aussage der beiden oben genannten Herren *) gründen sollen, man sie deswegen allenfalls für

*) So wie Hr. v. Z. in nichts genau ist, so zeigt er nicht einmal an, welcher General von Borck es gewesen ist, der dieses erzählt haben soll. Dieß wäre doch wohl sehr nöthig gewe-

für untersuchungswürdig halten könnte, oder für einigermaßen wahrscheinlich, wenn nicht andere Gründe darwider stritten; aber für zuverlässig wird sie deshalb an sich noch niemand halten können. Der Herr von der Horst selbst schreibt in seinem Briefe gar nicht mit der Heftigkeit des Hrn. v. Z., sondern wie ein bescheidener Mann; indem Er ausdrücklich sagt: "Wenn das Zeugniß eines "Zeitgenossen oder jemandes, der die innere Geschich"te des preußischen Hofes erfahren können, zu finden "sey, so wolle er dieses vorziehen." Einer so bescheidenen Aeußerung hätte Hr. v. Z. folgen, und da er diese neue Entdeckung vors Publikum bringen wollte, behutsam und mit historischer Kritik zu Werke gehen, wenigstens entweder seine Gründe für ihre vermeinte Zuverlässigkeit deutlich anführen, oder sie nicht für zuverlässig ausgeben müssen.

Viele Umstände dieser Sache werden freylich so lange dunkel bleiben, bis einmal, wie zu hoffen ist, die sämmtlichen Akten davon, welche im Königl. Archiv-

gewesen, um die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung näher zu beurtheilen. Nicht weniger als acht Generale von York sind in preußischen Diensten gewesen. Alle waren Männer von wahrem Verdienste, und vom Könige geschätzt. Man muß aber gestehen, daß es nicht scheint, es könne auch nur auf einen derselben eigentlich angewendet werden, was Hr. v. Z. von demjenigen, von dem die Erzählung herrühren soll, S. 38 sagt: "Der König habe ihn mit seinem "sehr vertraulichen Umgange beehrt." Aber freylich Hr. v. Z. ist weder in genauer Wahl seiner Worte, noch in genauer Bestimmung der Umstände ein sehr vorzüglicher Schriftsteller. Sollte der General v. York, welcher Oberhofmeister des jetzigen Königs war, wie es scheint, gemeint seyn; so hätte er wenigstens durch den Beysatz Graf von York können kenntlich gemacht werden; denn es waren nur zwey Generale von York Grafen, und der ältere, der Generalfeldmarschall und Kabinetsminister, kann nicht wohl gemeint seyn.

Archivkabinette verſiegelt liegen, werden entſiegelt werden. Indeſſen kann man immer über die Wahrſcheinlichkeit, oder Unwahrſcheinlichkeit der verſchiedenen Vermuthungen durch ſorgfältige Vergleichung bekannter Umſtände urtheilen. Wer aber wie Hr. v. Z. entweder die bekannteſten Umſtände nicht weiß oder nicht überlegt, wird die Wahrheit nicht näher erforſchen können. Der Redakteur dieſer Anmerkungen hat alles, was von dieſer Geſchichte, ſowohl durch mündliche Erzählungen ſolcher Perſonen denen man Kenntniß davon zutrauen kann, als in gedruckten Schriften, aufzufinden geweſen iſt, ſorgfältig und unparteyiſch geſammelt, und dieſe Nachrichten ſowohl unter ſich ſelbſt, als mit der gleichzeitigen Geſchichte verglichen. Es ſcheint ihm aber nach reiflicher Unterſuchung: es ſey die vom Hrn. v. Z. in dieſem Kapitel aufgeſtellte Hypotheſe von einer vorgehabten Flucht des Kronprinzen nach Wien, und deſſen Vorſatze katholiſch zu werden, mit den gewiſſeſten Umſtänden, welche man von dieſer Geſchichte weiß, nicht zu vereinigen, und ſie ſey daher höchſtunwahrſcheinlich und der bekannten Geſchichte widerſprechend. Die hauptſächlichſten Gründe hievon wollen wir angeben. Die Wichtigkeit der Sache verdienet wohl, daß wir ſie umſtändlich und genau auseinanderſetzen. Hr. v. Z. hätte ſehr wohl gethan, wenn er die beiden Seiten ſeiner Sage eben ſo genau und reiflich überlegt hätte, ehe er ſie für wahrſcheinlich erklärte.

1) Wenn man die damalige Lage des kaiſerl. Hofes aus der Geſchichte kennet und aufmerkſam betrachtet, ſo wird man ſich ſchwerlich überreden, daß derſelbe gerade im J. 1729 oder 1730 den ausſchweifenden Gedanken hätte faſſen können, den Kron-

Kronprinzen von Preußen zu verleiten, wider Willen seines Vaters nach Wien zu entfliehen und katholisch zu werden, und ihm sodann die kaiserl. Prinzessinn Maria Theresia zur Gemahlinn zu geben. Der Kaiser hatte im April 1725 zu Wien einen unvermutheten Frieden ohne Vorbewußt seiner Allirten mit Spanien geschlossen. Dieser Friede war die Quelle vieles Mißtrauens in Europa, und mehrerer Alliarzen und Gegenallianzen, wodurch der Wiener Hof endlich in seine eigene Intriguen verwickelt ward. England, Frankreich und Preußen schlossen im September 1725 das Hannöversche Bündniß. Alles ließ sich in Europa im J. 1726 zum Kriege an, der auch im J. 1727 mit England und Spanien anfing. Der Kaiser kam in Verlegenheit, unter andern, weil das deutsche Reich nicht, so wie er sonst gewohnt war, seinen Hauskrieg zu einem Reichskriege erklären wollte, und das hannöversche Bündniß stand seinem Interesse gerade entgegen, indem es zwey der mächtigsten Churfürsten mit einander verband. Er wußte König Friedrich Wilhelm zu dem im Oktober 1726 geschlossenen Bündnisse zu Wusterhausen zu bewegen, welches für den Kaiser in aller Absicht sehr wichtig war, und dem Könige von Preußen nichts als die leere Hofnung auf die Jülichsche Succession brachte, die der kaiserliche Hof nie erfüllen wollte, indem er kurz vorher dem Hause Pfalz diese Erbschaft zugesichert hatte. Nun suchte der Kaiser den König von Preußen durch alles mögliche weiter von England abzuziehen, um ihn mehr von sich abhängig zu machen. Der schlaue Seckendorf, den er nach dem im J. 1727 erfolgten Tode K. Georgs I. von England nach Berlin sendete, unterließ nicht, die persönliche Abneigung Königs Fr. W. I. gegen seinen Schwager K. Georg II.

von England so zu benutzen, und kleine Mishelligkeiten zwischen Beiden so zu vergrößern, daß im J. 1729 ein Krieg zwischen Hannover und Brandenburg eben ausbrechen wollte; welches im April 1730 sehr wider den Willen des Kaisers noch verhindert ward. Kurz vorher, im November 1729, hatte England zu Sevilla einen besondern Frieden mit Spanien geschlossen, welcher den Kaiser in die größte Verlegenheit setzte; so daß er mehr wie jemals nöthig hatte, mit Preußen auf einem guten Fuße zu bleiben. Läßt es sich wohl denken, daß der kaiserl. Hof gerade in diesem kritischen Zeitpunkte eine heimliche Unterhandlung mit dem preußischen Kronprinzen hätte anstellen wollen; deren Erfolg, wenn es auch dem Kronprinzen gelungen seyn sollte nach Wien zu entfliehen, nichts anders hätte seyn können, als daß der König von Preußen als Vater und als König würde aufs äußerste seyn beleidigt worden; daß er alles Vertrauen zum kaiserl. Hofe auf lange Zeit würde verloren, sich von dessen Interesse gänzlich getrennet, und mit des Kaisers Gegnern würde verbunden haben? Der kaiserl. Hof, der alles anwendete, um sich mit dem Könige von Preussen näher zu verbinden, von dem er nicht nur nach dem Kontraktate eine Beyhülfe von 10,000 Mann, sondern noch eine viel stärkere zu erhalten hoffte, kann wohl unmöglich eine Idee haben ausführen wollen, die Preußen gänzlich von ihm getrennet haben müßte.

2) Man bemerke doch nur, welches unbeschreibliche Aufsehen und Mißtrauen ein so gewaltthätiger Schritt des Kaisers, daß er einen deutschen Kurprinzen hätte wider Willen seines Vaters entführen und ihn wider Willen desselben zur katholischen Reli-

Religion bringen wollen, im deutschen Reiche, und besonders bey den protestantischen Fürsten würde gemacht haben. Es waren damals die Religionsbeschwerden der Evangelischen schon sehr stark, und der Kaiser half ihnen gar nicht ab, so wie es gewünscht ward, und wie es seine Pflicht gewesen wäre. Die Beschwerden wegen der Erthalschen und Aufsessischen protestantischen Kinder, welche man mit Gewalt entrissen hatte und katholisch erziehen wollte, waren damals noch ganz neu. Was würde man in Deutschland gesagt haben, wenn der Kaiser selbst, sogar an einem Kurprinzen eine so gewaltthätige Proselytenmacherey hätte ausüben wollen! Es ist offenbar, daß der Kaiser das Vertrauen aller protestantischen Fürsten auf immer würde verloren haben. Das war gewiß überhaupt nicht, und am allerwenigsten in seiner damaligen Lage, seinem Interesse gemäß.

3) Der kaiserliche Hof hatte nach dem ersten wiener Frieden im April 1725 mit Spanien, genugsam gesehen, wie sehr die darinn gemachte Hofnung, den spanischen Prinzen Karl mit der Erbinn der östreichischen Erbländer zu vermählen, die Eifersucht der europäischen Mächte erregt, und welche nachtheilige Folgen für ihn die Furcht wegen der Vermählung gehabt hatte. Die Verbindung dieser Erbinn mit dem preußischen Kronprinzen wäre zwar freylich nicht so wichtig gewesen, als die mit dem spanischen Prinzen Karl. Indessen war sie immer noch so wichtig, daß sie gewiß gar nicht dem Interesse der meisten Höfe Europens, am wenigsten der deutschen Höfe, würde gemäß gewesen seyn, besonders wenn dadurch, wie sich Hr. v. Z. einbildet, die sämmtlichen östreichischen und preußischen Länder un-

ter Ein Oberhaupt hätten sollen vereinigt werden. Wenn man nur mit einiger Aufmerksamkeit einen Blick auf die damalige Lage von Europa, und besonders auf die damalige wirklich kritische Lage des Kaiserlichen Hofes wirft, so wird unwidersprechlich erhellen, daß der Kaiserl. Hof eine solche Idee damals am wenigsten hat können ausführen wollen; denn er würde seine nächsten Alliirten von sich abwendig gemacht haben, zumal, wenn er noch dazu einen so unerwarteten als bedenklichen Schritt hinter ihrem Rücken und durch ein so gewaltsames Mittel gewagt hätte.

4) Die vermeinte Vereinigung der östreichischen u. preuß. Länder muß es seyn, welche die Einbildungskraft des einbildungsreichen Hn. v. Z so sehr entflammt, daß er S. 37 sagt: "Keinen größern Gedanken hätte Friedrich der Große in seinem ganzen Leben gehabt, als den, "nach Wien zu gehen, dort katholisch zu werden, und "dann mit der Erzherzogin Maria Thereſia sich zu vermählen." Und ferner S. 38: "Dieser Gedanken hätte Ströme von Menschenblut erspart, und großentheils den "ganzen Riesengang des achtzehnten Jahrhunderts verändert." Aber wenn es auch mit der katholischen Religion und mit der Vermählung seine Richtigkeit gehabt hätte; so würden sich doch bey der Verbindung der beiderseitigen Länder noch sehr große Schwierigkeiten gefunden haben. Um nur eine anzuführen, so dürfen nach den Reichsgesetzen zwey Kurfürstenthümer nicht unter Ein Haupt kommen. Hier hätte aber Böhmen und Brandenburg müssen vereinigt werden. Endlich, weder dem kaiserl. Hofe noch dem Kronprinzen kann man zutrauen, daß eine Sache, die an sich schon so viele Schwierigkeit gehabt haben würde, selbst wider den Willen des als Landesherr und als Vater und als deutscher Reichsfürst gleich stark beleidigten

ten Königs Friedrich Wilhelm I. hätte durchgesetzt werden sollen. *)

5) Wenn die Flucht hätte nach Wien gehen sollen, so hätte man, wie gesagt, es an des Königs Friedrich Wilhelm I. Betragen gegen den Kaiserl. Hof und dessen Gesandten nach der Entdeckung nothwendig merken müssen. Man bedenke doch nur alle Umstände: Seckendorf war mit dem Könige auf der Reise, auf welcher der Kronprinz entfliehen wollte. Hr. v. Z. sagt selbst S. 58: "Daß "Friedrich nach Wien gehen, und dort katholisch werden wol"te, um sich mit Maria Theresia zu vermählen, setzte Fr. "Wilhelm I. in die entsetzlichste Wuth, die auf eine Weile "nichts in der Welt schien versöhnen zu können, als das Blut "seines Sohnes." Läßt sich nun wohl denken, daß wenn wirklich die Flucht hätte nach Wien gehen sollen, Fr. Wilhelm nicht gegen den Kaiserlichen Hof, und gegen den Kaiserl. Gesandten, welcher sich zu so einer unverzeihlichen Negociation hätte brauchen lassen, viel von dieser entsetzlichen Wuth hätte empfinden lassen? Seckendorf war ja in Wesel gegenwärtig, als der Kronprinz gefangen genommen ward. Schon da hätte ja also die Wuth des Königs, die der Hr. v. Z. so entsetzlich macht, besonders gleich in der ersten Hitze, auf irgend eine Art sich an Seckendorf zeigen müssen. Aber davon findet man nichts. Seckendorf reiste ruhig in Gesellschaft des Königs nach Berlin, und blieb daselbst

*) Es verdienen hieben die Memoires de Richelieu, T. IV. 2de Partie nachgelesen zu werden. S. 81. aus der Instruktion, die Richelieu bekam, da er als Gesandter nach Wien ging, kann man sehen, ob das Projekt, die österreichische und preußische Lande zu vereinigen, einem Staatsmanne kann einzufallen seyn. S. 83 ist auch zu finden, wie unzufrieden die deutschen Fürsten damals mit dem Kaiser waren.

beſtändig im vorigen Anſehen. Noch mehr, als der Kronprinz bey Gelegenheit der Vermählung ſeiner älteſten Schweſter den 23ten November 1731 wieder nach Berlin kam, ſo ſpeiſete der König wenige Tage darauf, den 26ten November, und zwar in Geſellſchaft des Kronprinzen und vieler anderer Prinzen bey dem Grafen Seckendorf *). Läßt es ſich wohl denken, daß der König, nach eben geſchehener Verſöhnung, ſogleich nachdem der Kronprinz nun öffentlich bey Hofe erſchien, ihn zu demjenigen Geſandten hätte führen wollen, der mit ihm wegen der Flucht kolludirt hätte?

6) Die Reiſe, welche der König mit dem Kronprinzen vornahm, und der Ort, von welchem der letztere entfliehen wollte, nämlich Weſel, zeigt hinlänglich, daß der Kronprinz nicht nach Wien hat gehen wollen. Hr. v. Z. will zwar behaupten, daß dieß nicht folge, aber er ſpricht dabey weder mit Ueberlegung noch Kenntniß der Sache. Er ſagt S. 48: "Hr. Prof. Fiſcher erzählte die Umſtände der vorgehabten "Flucht äußerſt genau und beſtimmt." Nichts weniger als das. Hr. Prof. Fiſcher erzählt in ſeiner überhaupt gar nicht zuverläßigen Kompilation über das Leben Friedrichs, Iter Th. S. 6. weiter nichts als die allgemein bekannten Umſtände, und dieſe noch dazu nicht einmal ganz richtig. Er berichtet z. B. nicht, wie, welchen Tag, durch wen u. ſ. w. der Prinz und Katte arretirt wurden. Er läßt den Kronprinzen, er ſagt aber nicht wo, und Katte in Holland arretiren, da viel glaubwürdigere Nachrich-

im

*) S. Clef du Cabinet des Princes, à Bruxelles, Janv. 1732. S. 61.

ten sagen, der Prinz und Katte wären auf preußischem Gebiete, dicht an der holländischen Gränze zusammen arretirt worden; Keith sey aber nach Holland entflohen. Er wird schwerlich jemals beweisen können, daß der Großpensionair von Holland gedrohet habe, diejenigen preuß. Officiere, welche gesandt waren, um sich des Herrn von Katte (nicht des Hrn. von Katte, sondern etwa des Hrn. v. Keith) zu bemächtigen, hängen zu lassen, und daß er doch wäre ausgeliefert worden. Auch erzählt er ganz unrichtig, der preuß. Gesandte Hr. v. Meinertshagen sey wegen der Gefangennehmung des Hrn. v. Katte vor Schrecken gestorben. Aus dem Originalberichte seiner Gemahlinn, welcher im Königl. Archive zu Berlin liegt, erhellet, daß er noch den 21. August völlig gesund gewesen, und in der Nacht vom 21. zum 22ten ganz unvermuthet am Schlagflusse gestorben ist. Nicht die geringste Spur ist in diesem Berichte, oder in den Berichten seines Vetters gleiches Namens, der nach ihm Resident ward, daß er etwa Gemüthsbewegungen oder dergleichen gehabt hätte. Der Prinz und der Hr. von Katte sind nach aller Wahrscheinlichkeit den 14ten arretirt worden. Die bekannten französischen Verse: C'est toi fortune inconstante etc. die er an die Wand seines Gefängnisses schrieb, sind d. 16ten August unterschrieben. Also 5 oder 6 Tage nach des Hrn v. Katte Gefangennehmung ist der Hr. v. Meinertshagen erst gestorben. Gleichwohl will Hr. v. Z. S. 50 aus der gewiß ganz unrichtig angegebenen Ursache des Todes des Hrn. v. M. wirklich etwas schliessen, aber so verwirrt, daß es nicht der Mühe werth ist, ihn zu widerlegen. Hr. v. Z. giebt ferner vor: "Es folge gar nicht, daß der Prinz nach Holland habe entflie-

"hen wollen; daſelbſt hätte er ſich nicht ſicher glauben können." (Aber die glaubwürdigſten Nachrichten ſagen doch, er war auf dem Wege nach Holland, als er arretirt ward.) "Er hätte aus dem Kleviſchen ins öſtreichiſche "Gebiet nach Ruremonde gehen können, welches ein Weg "von wenigen Stunden ſey. Aber ſeinen Projekt *) habe "man wahrſcheinlich entdeckt, noch ehe er reif war, und der "Lieutenant von Katte flüchtete ſich auf dem kürzeſten Wege "über die holländiſche Gränze." Hr. v. Z. hat vergeſſen, daß wenn der Kronprinz ſeiner Meinung nach ſich in Holland nicht ſicher würde geglaubt haben, der Herr v. Katte, nach ſeiner ebenmäßigen Vorausſetzung, der Sicherheit wegen wohl nicht nach Holland gegangen ſeyn könnte, ſondern die öſtreichiſche Niederlande hätte wählen müſſen. Von Weſel iſt die holländiſche Gränze ohngefähr vier, und die brabantiſche Gränze ohngefähr ſechs Meilen. Dieſer Unterſchied iſt nicht ſo groß, daß jemand deswegen einen unſichern Ort ſtatt eines ſichern wählen würde. Allenfalls wenn man das nächſte fremde Land, ohne Rückſicht auf Sicherheit hätte wählen wollen, ſo wäre das Köllniſche das nächſte. Auch hat Hr. v. Z. vergeſſen, daß der Hr. Prof. Fiſcher, welcher ſeiner Meinung nach alle Umſtände der vorgehabten Flucht richtig und genau erzählt, und bey welchem alſo, nach ihm, jeder Umſtand belehrend iſt, auch berichtet: „Der Kronprinz habe bereits ein „Fahrzeug in Holland bereit halten laſſen." Wozu hätte denn der Kronprinz dieß Fahrzeug bereit halten laſſen, wenn er nicht hätte nach Holland, und von da zu Waſſer weiter gehen wollen? Soll er etwa

*) Hr. v. Z. macht dieß Wort männlichen Geſchlechts. Er iſt in der Grammatik kühn und neu, wie in der Geſchichte.

etwa von Weſel nach Ruremonde zu Lande haben ſegeln wollen?

Der König reiſete in Geſellſchaft des Kronprinzen, nebſt verſchiedenen Generalen und dem Grafen Seckendorf, den 15. Julius ab, über Leipzig, Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen und Nürnberg, nach Anſpach, von da durch das Oettingiſche nach Augſpurg, von da nach Ludwigsburg und über Mannheim nach Darmſtadt und Frankfurt am Mayn. Von da fuhr er den Rhein herunter nach Weſel, wo er den 12. Auguſt ankam. Es fällt wohl in die Augen, daß auf dieſer vier Wochen langen Reiſe der Kronprinz (wenn man auf einen Augenblick des Hrn. v. Z. ganz unwahrſcheinliche Vorausſetzung annehmen will) mehr wie einmal die beſte Gelegenheit gehabt hätte, nach den öſtreichſchen Landen ohnbemerkt zu entfliehen; beſonders wenn desfalls ſchon eine geheime Unterhandlung mit dem Kaiſer geweſen wäre, ſo wären von Kaiſerl. Seite die Anſtalten ſehr leicht zu treffen geweſen. Nichts wäre leichter geweſen, als von Sachſen aus nach Böhmen zu kommen, zumal wenn man ſich erinnert, welchen ſehr großen Eifer damals die jeſuitiſchen Beichtväter des Königs von Polen zum Proſelytenmachen zeigten, welche alſo die Flucht eines ſo hohen Proſelyten auf alle Weiſe würden befördert haben; wenn mit Hrn. v. Z. vorauszuſetzen wäre, daß man mit dem kaiſerlichen Hofe (und alſo natürlich auch mit deſſen jeſuitiſchen Beichtvätern) ſchon vorher deßhalb in Einverſtändniß geweſen wäre. Hätte der hohe Flüchtling von Sachſen aus nicht abgehen wollen; ſo wäre ja nichts leichter geweſen, als von Augſpurg aus in die ſo nahe gelegene öſtreichiſche Herrſchaften, und von da nach

Wien

Wien zu kommen. Dahin würde doch wohl der kaiſerliche Hof den hohen Flüchtling ſowohl der Bekehrung als der Vermählung halber hauptſächlich haben bringen wollen. Da aber der Prinz von hier nicht abging, vielmehr bis nach Weſel in der Geſellſchaft ſeines Vaters blieb, ſo iſt ſchon daraus unwiderſprechlich zu ſehen, daß ſeine Abſicht nicht hat geweſen ſeyn können, mit Vorbewußt des kaiſerlichen Hofes nach Wien zu entfliehen; ſondern daß er ſeine Reiſe von Weſel nach Holland, und von da auf dem bereitliegenden Schiffe zu Waſſer hat weiter nehmen wollen. Selbſt, wenn er nach des Hrn. v. Z. ganz unwahrſcheinlicher Vorausſetzung, die Abſicht gehabt hätte, nach Rüremonde zu gehen; (wovon ſich doch keine Urſache denken läßt, da er ſchon vorher viel näher auf dem Wege nach Wien geweſen war) ſo hätte er ſelbſt dahin bey der Reiſe auf dem Rhein z. B. bey einem Nachtlager in irgend einem kleinen Städtchen auf fremdem Territorium eben ſo nahe und viel ſicherer dahin kommen können, als aus Weſel, einer wohl befeſtigten Stadt, wo er beym Herausfahren, und bey der Reiſe in ſeines Herrn Vaters eigenem Lande erkannt und angehalten werden konnte. Warum hätte er denn erſt aus Weſel längere und mißlichere Wege nehmen wollen, da er vorher viel leichtere Wege vor ſich hatte?

7) In den nachmals gedruckten Briefen des unglücklichen Herrn von Katte an den König, an ſeinen Vater, und an ſeinen Großvater, *) ſo wie auch in den 13 Punkten, welche dieſer unglückliche jun-

ge

*) Sie ſind noch ganz kürzlich wieder gedruckt, in dem berliniſchen Haushaltungskalender für 1791 in 4to.

ge Mann an den Kronprinzen kurz vor seinem Tode durch den Feldprediger Müller *) bestellen ließ, steht nicht ein Wort von einer Flucht nach Wien, und einer Veränderung der Religion. Da in allen diesen Aufsätzen so viel religiöses vorkommt, so hätte doch den Umständen nach nothwendig etwas davon darinn stehen müssen, wenn der Prinz hätte katholisch werden wollen. Aber auch nicht ein Wort findet sich davon. Die drey Briefe des Hrn. v. Katte wurden schon im J. 1734 ins engländische übersetzt, ehe sie noch deutsch gedruckt wurden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieß durch den Hrn. v. Keith besorgt worden, der sich in England aufhielt, bis K. Friedrich II. zur Regierung kam. Schon auf dem Titel dieser Briefe wird ausdrücklich gesagt, daß die Reise des Kronprinzen nach England habe gehen sollen, *) welches man doch damals, da die Geschichte noch so neu war, nicht hätte sagen können, wenn das Gegentheil allgemein bekannt gewesen wäre. Und in der Vorrede heißt es abermals ausdrücklich: „Es ist „nöthig, dem Leser zu berichten, daß der Kronprinz „von Preußen den Vorsatz gefaßt hatte, sich ohne „seines Vaters Wissen und Erlaubniß heimlich zu „entfernen, und sich an den Großbritannischen „Hof zu begeben. Der Entwurf dazu ward zwi-

„schen

*) S. Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, welcher einen merkwürdigen Briefwechsel über den ehemaligen Aufenthalt des gedachten Königs zu Küstrin enthält. Berlin 1788. 8. S. 14 ff.

*) The three last letters written by the late unhappy Mr. *de Cotte*, Captain of the Infantry of the King of Prussia, from his Prison at Kustrin, a few days before he was beheaded, for concerning *the Journey to England with the Prince Royal of Prussia*; now done into english. 1734. gr. 8.

„schen dem Prinzen, dem unglücklichen Jünglinge „der diese Briefe schrieb, und noch einer Person „verabredet, von welcher man glaubt, daß sie sich „jetzt in England aufhält. Indem sie aber diesen „Entwurf ausführten, und der Prinz mit seinen „beiden Verbündeten schon wirklich auf der Reise „nach England war, ward ihnen nachgesetzt, und „der Prinz ward mit dem Herrn von Katte nahe „an der holländischen Gränze gefangen genom„men, der andere aber entfloh." Man siehet hieraus, daß es damals schon in England selbst angenommen ward, die Flucht des Kronprinzen habe nach England, und zwar an den englischen Hof gehen sollen. Im Gentleman's Magazine for August 1731, S. 368, wird die Nachricht gegeben, daß der König von Preußen sich mit seinem Kronprinzen ganz versöhnt habe (man zielt nämlich auf den unvermutheten Besuch, den der König den 16ten August dieses Jahrs bey dem Kronprinzen in Küstrin abstattete) und fügt hinzu*): „Hieraus kann man hoffen, daß die gute Har„monie mit dem großbritanischen Hofe wieder„hergestellt ist." Man war also kurz nachher, als die Geschichte selbst geschah, in England der Meinung, daß durch die Flucht des preußischen Kronprinzen die gute Harmonie mit dem großbritannischen Hofe sey gestört worden. Wie hätte man dieß vermuthen können, wenn nach Hrn. v. Z. Einbildung nicht der englische, sondern der kaiserliche Hof die Flucht des Kronprinzen befördert hätte, und zwar sogar in der ausschweifenden Idee, den Kron-

*) This presages a good harmony being restored with the Court of Great-Britain.

Kronprinzen wider Willen seines Vaters katholisch zu machen?

8) Daß diese Idee, welche schon so vielen andern ganz bekannten Umständen widerstreitet, unmöglich richtig seyn könne, erhellet unwidersprechlich aus der unter dem Titel: Beyträge zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, gedruckten, und schon S. 93 citirten Korrespondenz König Fr. Wilhelms I. mit dem Feldprediger Müller, welchen der König nach Küstrin schickte, um dem Kronprinzen das Herz zu rühren und ihn zu bekehren. Da die Korrespondenz schon über ein Jahr gedruckt war, ehe Hr. v. Z. seine Fragmente schrieb, so ist es ganz unverzeihlich, daß er nicht diese Briefe mit der ihm gemeldeten Ueberlieferung verglich; denn er würde offenbar gesehen haben, daß dieselbe mit diesen ächten Originalbriefen unmöglich zu vereinigen ist, und er würde sodann dieses ganze Kapitel gar nicht, oder wenigstens ganz anders und mit gehöriger Behutsamkeit geschrieben haben.

Ein Theil des Auftrags des Königs an den Feldprediger, wie man aus diesen Briefen ersiehet, ging mit vielem Eifer dahin, daß der Kronprinz von theologischen Meinungen, die der König für unrichtig hielt, sollte bekehrt werden. Hätte sich nun der Kronprinz zu Schulden kommen lassen, daß er die katholische Religion hätte annehmen wollen, so ist ganz offenbar, daß der König den Feldprediger mit noch mehrerem Eifer würde aufgetragen haben, dem Kronprinzen darüber das Gewissen zu rühren. Da aber, weder in den Briefen des Königs, noch in des Feldpredigers Antworten, noch in den mancherley

ley Erklärungen des Kronprinzen, welche der Feldprediger dem Könige überschreibt, auch nur ein einziges Wort von der katholischen Religion vorkommt; so ist aus diesen Briefen unwidersprechlich zu sehen, daß die Absicht des Kronprinzen keinesweges gewesen seyn kann katholisch zu werden; sonst müßte der König darüber nothwendig auch sein Mißfallen bezeugt und dem Feldprediger aufgetragen haben, ihn vor der Religionsveränderung zu warnen.

Vielmehr ist aus dem zweiten Schreiben des Königs, S. 29*) deutlich zu sehen, daß er seinem Kronprin-

*) Da der Redakteur hierbey die Originalbriefe K. Friedrich Wilhelms I. und die Originalkoncepte des Predigers Müller einzusehen Gelegenheit gehabt hat, so fand er zu seiner Verwunderung, daß der Abdruck nach einer nachläßigen mit dem Originale gar nicht verglichenen Abschrift gemacht ist. Er fand dieß durch genaue Vergleichung. Er glaubt, es werde nützlich seyn, die Abänderungen hier abdrucken zu lassen, um so mehr, da diese Briefe wichtige Dokumente zu dieser bisher so dunkeln Geschichte sind: S. 9, Z. 10. Auf der Euch nach, lies: Euch, gleich nach — S. 13. Z. 13. bekannt seyn müsse, l. so bekannt seyn müßte — S. 13. Z. 1. vor l. vom — S. 17. Z. 7. nehmen l. machen — S. 18. Z. 15. 16. nur — Drohungen l. nur beweglich, ohne harte Drohungen von einigen Menschen — S. 20. Z. 16. wie l. in Absicht auf den Glauben an den Herrn Jesum, und — S. 21. Z. 3. liege l. läge — Z. 7. Ihm die l. Ihm ferner die — Vorletzte Z. Art l. Sexte — S. 22. Z. 4. würde gleichwohl l. könnte — Z. 12. wolle l. wollte — Z. 13. wolle das l. wollte nicht anfassen und also — Z. 17. doch l. ja — S. 23. Z. 2. 2) sein leztes l. 2) müßte man unterscheiden unter Luthers ersterer und lezterer Erkenntniß, sein lezteres — Z. 13. der auch — sey. l. der auch ihm von der allgemeinen Gnade vorgesaget. — Z. 14. Hierauf l. Während dieses Discurses — Z. 30. unt. es fiele l. dabey fiel — S. 25. Z. 2. sollte, so — man l. sollte. So wenig als man — Z. 11. und Fruchtbringung l. und guter Fruchtbringung — Z. 17. folgenden Gründen l. folgendem Argument — S. 26. Z. 1. ernstl. Nachdenken l. ernstl. und gründlichen Nachdenken — Z. 2. weil er — diese Worte stehen nicht im Concepte — Z. 8. 9. bekümmert wäre l. bekummert u. besorgt wäre. — Z. 2 v. unt. dependire, ob und l. dependirte, — Unterste Z. solle l. sollte — Z. 17. meinem Besuch l. meinem als eines Predigers

prinzen speciell weiter nichts Schuld giebt, als daß er habe Schulden gemacht und desertiren wollen. Auf diese Beschuldigung der Desertion ging auch die Anklage und die Verurtheilung des Herrn von Katte. Der König schärfte die Sentenz des Kriegsrechts über denselben, aus der Ursache, „weil er mit dem Kron-prinzen „komplottiret," das heißt, wie dieses Wort in der preußischen Armee gebraucht wird, weil er den Kronprinzen zur Desertion verleitet hätte. Daher ließ er auch über den Kronprinzen Kriegsrecht halten, weil er ihn nicht sowohl als Kronprinzen, sondern als einen wirklich in Diensten stehenden Officier gerichtet wissen wollte. Dieß bestätigt noch ein im Clef du Cabinet des Princes, T. II. Janv. 1732. S. 60. erzählter Umstand, welcher, so viel erinnerlich ist, sonst noch nicht ist bemerkt worden. Als der Kronprinz von Küstrin wieder nach Berlin gerufen ward, und bey Gelegenheit der Vermählung seiner ältesten Schwester mit dem Markgrafen von Bayreuth den 23 November 1731 unvermuthet vor seiner Frau Mutter erschien, war er in Civilkleidung (ob er gleich schon im November 1730, nach-

digers — S. 27. Z. 2. beruhiget l. befriediget — Z. 14—16. die Worte von: und bis lassen, müssen wegbleiben, denn sie sind im Concept wieder ausgestrichen. — S. 28. Z. 4. Ich ersterbe — dieß steht nicht im Concepte. — S. 31. Z. 12. vorzustellen, daß l. vorzustellen; ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesaget, daß — Z. 15. Sein böses Herz (Hier hatte im Original der Kabinetsrath geschrieben: vorhin vortreflich gutes. Der König aber hatte dieß ausgestrichen und böses darüber geschrieben. — S. 33. Z. 14. können l. könnten — S. 34. Z. 17. tiefsten l. aufrichtigen — S. 35. Z. 6. 7. wieder gnädig l. wieder vollkommen gnädig — Z. 12. Ihm an l. Ihm nun an — S. 37. Z. 1. den l. Dero — S. 39. Z. 8. Cronprinzen deutlich l. Cronprinzen ganz deutlich.

nachdem er vor der von dem Könige gesendeten Kommission den Eid ablegte, den Degen und den Orden wieder erhalten hatte), daher er auch, als er sich durch die Menge der Hofleute durchdrängte, desto weniger erkannt wurde. Erst den 27 November begaben sich alle in Berlin befindliche Generale und Obersten unter Anführung des Fürsten von Anhalt-Dessau zum König, und baten denselben, den Kronprinzen wieder in den Militärdienst aufzunehmen. Der König bewilligte diese Bitte, ermahnte den Prinzen nochmals und umarmte ihn zärtlich. Man siehet also, der König hatte gleichsam durch diese Förmlichkeit anzeigen wollen, daß der Prinz als ein desertirter und wieder ergriffener Officier in der Armee nicht dienen könne, und hatte ihn, wie man es zu nennen pflegt, kassirt. Beyläufig zeigen wir hier an, daß aus eben dem Clef du Cabinet des Princes, Fevr. 1732, S. 130 erhellet, daß der Kronprinz zu Ende Decembers 1731, ob er gleich nun ganz befreyet war, nochmals nach Küstrin zurückkehrte, um daselbst ferner bey der Kriegs- und Domänenkammer zu arbeiten.

Wir müssen hierbey noch bemerken, daß Hr. v. Z., der sich alle Sachen nach seiner eigenen Einbildungskraft vorstellt, auch von den Religionsgesinnungen der hier vorkommenden Personen ein ganz unrichtiges Bild entwirft, zum Zeichen, daß er ihren wahren Charakter gar nicht kannte. Er sagt S. 54: "Seckendorf sey ein bekannter Erzlu-"theraner gewesen." Wodurch dieser Staatsmann und General irgend einen besondern Eifer für die lutherische Religion gezeigt habe, wären wir sehr neugierig vom Hrn. v. Z. zu vernehmen. In den damaligen vielen Religionsbeschwerden der Evangelischen gegen die

die Bedrückungen und Proselytenmachereyen der Katholiken hat er, als Kaiserl. Gesandter, eben keinen sonderlichen Eifer gezeigt. Wenn Seckendorf, wie Hr' v. Z. lächerlich pathetisch sagt: "der Erzlutheraner gewesen wäre, dem vor Friedrichs Uebergang zur "katholischen Religion das Mark in den Knochen gezittert hätte," wie konnte sich denn Hr. v. Z. einbilden, daß der Kaiserl. Hof demselben eine so sehr delikate geheime Unterhandlung darüber aufgetragen, oder derselbe sie angenommen hätte? Dergleichen Unklugheit kann man dem wiener Hofe nicht zutrauen. So widerspricht sich Hr. v. Z. alle Augenblicke in seinen Voraussetzungen.

Vom Könige sagt Hr. v. Z. S. 59: "Friedrich "Wilhelm I. hielt nach dem Buchstaben des heidelbergi"schen Katechismus die Messe für eine verdammte Ab"götterey; hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie "seiner Väter." Hievon ist nicht ein Wort wahr. König Friedrich Wilhelm I. war ein guter Protestant, aber billig gegen andere Religionsverwandten, und daß er die Messe für eine verdammte Abgötterey gehalten habe, beliebt nur dem Hrn. v. Z. zu träumen. Fr. Wilhelm I. erlaubte zuerst den Katholiken in Berlin den öffentlichen Gottesdienst, und begünstigte diesen Gottesdienst durch Geldbeytrag. *) Es ist sehr lächerlich, daß sich Hr. v. Z. einbildet, König Friedrich Wilh. I. "habe fürchterlich steif an der "Orthodoxie seiner Väter und am Buchstaben des hei"delbergischen Katechismus gehalten." Wie wenig kennt er diesen König! Aus dessen eben gedachten gedruckten Briefen hätte Hr. v. Z. sehen können, daß Er an seinen Kronprinzen einen lutherischen Pre-

*) S. Beschreibung von Berlin, 1ter Band. S. 413.

diger schickte, in der ausdrücklichen Absicht, um denselben von einer Lehre abzubringen,*) welche buchstäblich im heidelbergischen Katechismus gelehret wird, nämlich von der Lehre von der Prädestination, vom Partikularismus, von der absoluten Gnadenwahl, dagegen demselben die lutherische Lehre von der allgemeinen Gnadenwahl einzuschärfen; und welche große Freude er hatte, da es schien, daß es dem Prediger gelungen wäre.

Eben so gänzlich unrichtig beurtheilt Hr. v. Z. die damaligen Religionsgesinnungen des Kronprinzen. Er sagt S. 58: "Umänderung der Religion war "für den philosophischen Friedrich damals eine Kleinigkeit: "denn im Grunde verlachte er doch alle Religionen." Der Einbildungskraft des Hrn. v. Z. ist es eine Kleinigkeit, eine Zeit von zehn oder zwanzig Jahren zu überspringen. Damals verlachte keinesweges Friedrich alle Religionen, vielmehr hätte Hr. v. Z. aus den mehrmals gedachten Briefen des Feldpredigers Müller deutlich ersehen können, daß damals Friedrich (wenn man nach Hrn. v. Z. pomphafter Art sich ausdrücken will), fürchterlich steif an der reformirten Orthodoxie hielt. Er hätte S. 21 und 22 der gedachten Briefe finden können, mit welchen sinnreichen Gründen damals der Kronprinz die absolute Gnadenwahl gegen den lutherischen Pre-

*) Es ist bekannt, daß K. Friedrich Wilhelm I. eben so viel in lutherische als in reformirte Predigten ging, und an der lutherischen Konfession nichts tadelte, als die Beichte, der er sehr ungewogen war. Selbst bey seinem Todbette hatte er sowohl einen lutherischen als einen reformirten Prediger. Er ward auch daher von den eifrigen Reformirten fast für lutherisch gehalten. S. Buchol; Geschichte, VI Theil. S. 54 und 161.

Prediger vertheidigte, und wie er endlich dazu sogar Luthers Autorität brauchte. Dergleichen Züge sind charakteristisch, und zeigen, wie sich seine Meinungen nach und nach bildeten. Wer derselben Ausbildung aber nach des Hrn. v. Z. Träumereyen beurtheilen wollte, würde sie sehr schlecht kennen lernen. Auch zu der Zeit, als er alle Religionen verlachte, war Umänderung der Religion für ihn keine Kleinigkeit. Wir können hier aus einer sehr sichern Quelle die merkwürdige und wahre Anekdote mittheilen, daß der französische Hof im Jahre 1746 den preußischen Hof wegen einer Vermählung des Dauphins mit einer preußischen Prinzessinn sondiren ließ, daß aber der König dieselbe abwendete und selbst die sächsische Prinzessinn vorschlug, weil er Bedenken trug, in die Religionsveränderung zu willigen.

9) Mehrere sehr respektable preußische Geschäftsleute, und unter denselben solche, welche schon unter König Fr. Wilhelm I. in Diensten waren, und in solchen Verbindungen standen, daß sie von dieser Sache etwas Zuverlässiges wissen konnten, sind einmüthig der Meinung, daß die Flucht nach England habe gehen sollen; und wir könnten noch das Zeugniß einer sehr hohen Person anführen, daß an eine Flucht nach Wien und an den Uebergang zur katholischen Religion nie gedacht worden ist. Es wird eigentlich von Männern, welche diese Geschichte aus den Quellen kennen können, folgender Begriff von der Sache gemacht: Es waren damals am preußischen Hofe zwey Parteyen wegen der intendirten Vermählung des Kronprinzen. Der König und der General v. Grumbkow hatten ihre Augen auf eine braunschweigische Prinzessinn gerichtet.

Hingegen die Königinn, *) und der Miniſter von Knyphauſen **) hatten eine doppelte Vermählung des Prinzen von Wallis mit der älteſten preußiſchen Prinzeſſinn (welche nachher den Markgrafen von Bayreuth heurathete) und des Kronprinzen von Preußen mit der engliſchen Prinzeſſinn Amalia ***) im Sinne. Der kaiſerl. Hof, welcher ſich alle erſinnliche Mühe gab, das hannöverſche und brandenburgiſche Haus gänzlich zu veruneinigen, fand dieſe Verbindung ſeinem Intereſſe gar nicht gemäß, und bediente ſich der perſönlichen Zuneigung des Königs zum Grafen Seckendorf und der perſönlichen Abneigung deſſelben vom K. George II. um dieſelbe nicht zur Reife kommen zu laſſen. Dieß war die Urſache der Flucht; und die Königinn, die älteſte Prinzeſſinn, und der Miniſter von Knyphauſen wußten um dieſelbe. König Georg II. hatte einen perſönlichen Widerwillen gegen König Fr. Wilhelm I., aber er liebte

*) Die Königinn war bekanntlich eine Schweſter des Königs Georg II. von Großbritannien. Pöllnitz in einem vom 6 Jun 1729 datirten Briefe erwähnt ſchon der Sage, daß die älteſte preußiſche Prinzeſſinn den Prinzen von Wales heurathen werde. S. Lettres et Memoires de Pöllnitz. S. 31.

**) Sobald der König von Weſel zurückkam, erhielt der Herr von Knyphauſen ſeinen Abſchied.

***) In einen lächerlichen Fehler fällt Hr. v. Z. S. 47. Er giebt anſtatt der engliſchen Prinzeſſinn Amalia die zwey Jahr ältere Prinzeſſinn Anna dem Kronprinzen zur Braut; will aber zeigen, daß dieſelbe der Mühe nicht werth geweſen ſey, ſchildert ſie ſehr häßlich nach der Schilderung jemandes, der ſie im Haag, wie man offenbar ſieht, in ihrem Alter geſehen hat, und vergißt, daß eine Dame im Alter nicht ſchön ſeyn kann, die in der Jugend ſchön war. Die Prinzeſſinn Amalia, welche eigentlich die Braut ſeyn ſollte, war allerdings in ihrer Jugend ſchön. Im J. 1730 war ſie 19 Jahre alt. Sie ſtarb 1787, und ſoll ein Miniaturbild Friedrichs bis an ihr Ende auf der Bruſt getragen haben.

liebte seine Schwester, und er wünschte aus politischen Absichten eine genauere Verbindung mit dem preußischen Hause. Man schmeichelte sich, daß wenn der preußische Kronprinz nur erst in England wäre, theils das Zureden der Königinn, theils die Bitten des Kronprinzen, theils die von den Ministern anzuführende Staatsursachen den König von Preußen zu der Verbindung geneigter machen würden. Sollte dieses aber nicht haben geschehen können, so hätte der Kronprinz immer in England leben können; denn der König von Großbritannien würde sich entschuldigt haben, seine Macht ginge nicht so weit, daß er die Auslieferung desselben befehlen könnte. Der Kronprinz hätte daselbst also immer veränderte Zeiten abwarten können, oder die Vermählung wäre in England geschehen, und der Kronprinz hätte daselbst gelebt, bis zur Versöhnung mit seinem Vater, oder bis er zur Succession gekommen wäre.

Eine andere Nachricht, welche zwar nicht aus so sichern Quellen kommt, als die vorige, die aber dennoch Männer, welche in der preußischen Geschichte nicht fremd sind, für nicht unwahrscheinlich halten, kann erklären, daß es mit dem Gerüchte von der Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Theresia eine Bewandtniß könne gehabt haben, welche nicht so widersinnig ist, und nicht so mit der Geschichte streitet, als die vom Hrn. v. Z. angegebene. Sie ist folgende: Der kaiserliche Hof suchte durch alle ersinnliche Mittel den preußischen und großbritannischen Hof zu veruneinigen. Derselbe hielt daher die ebengedachte doppelte Vermählung, wozu die Königinn ihren Gemahl schon einigermaßen geneigt gemacht hatte, seinem Interesse sehr zuwider,

und suchte daher alles mögliche hervor, um dieselbe rückgängig zu machen. Er war um so viel geschäftiger darin, weil der preußische Hof zu merken anfing, daß die öftern Versprechungen des kaiserlichen Hofes wegen der Succession in Jülich und Bergen nicht ernstlich gemeint waren, sondern, daß derselbe Pfalz und Sachsen eben so viel versprach, welches anfing, einigen Kaltsinn des Königs gegen den Kaiser hervorzubringen. Der schlaue Seckendorf suchte also alles hervor, um dem Könige eine gute Meinung von der Sorgfalt des Kaisers für die Wohlfahrt des preußischen Hauses beyzubringen. Er wußte, daß der König seinem zweyten Sohne dem Prinzen August Wilhelm (dem Herrn Vater des jetzigen Königs) viel gewogener war als dem Kronprinzen; er nahm davon Gelegenheit, dem Könige als seine eigene Idee diskursive zu sagen, es wäre wohl möglich, es dahin zu bringen, daß der Kronprinz von Preußen mit der Erzherzoginn Maria Theresia.*) vermählt, und sodann zu seiner Zeit Kaiser würde. In solchem Falle hätte NB. der Prinz August Wilhelm das Königreich Preußen und die Kur Brandenburg erhalten, und der König also zwey von seinen Prinzen zu mächtigen regierenden Herren machen können. Die Aufwerfung dieser Idee hatte für S. den doppelten Nutzen, daß der König von dem Argwohn, daß es der Kaiser wegen der Jülichschen Succession nicht aufrichtig mit ihm meine,

abge-

*) Es war allerdings schon lange eine ziemlich allgemeine Sage, daß Seckendorf den Plan gemacht habe, den Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Theresia zu vermählen. S. Buchholz Geschichte, VI Th. S. 111. Nur die mit der bekannten Geschichte so offenbar streitenden Umstände, mit denen Hr. v. Z. diese Sage aufstutzt, hatte man vorher noch nie gehört.

abgelenkt, dagegen in dem Vorurtheile bestärkt ward, die nähere Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe könne seinem Hause zu großem Vortheile gereichen, und daß der König durch die Aufmerksamkeit auf diese Idee von der doppelten Verbindung mit England, welche dem kaiserlichen Hofe äußerst zuwider war, abgezogen wurde. Seckendorf unterstützte diese Idee gelegentlich beym Könige durch Gründe, die aus dessen ihm nur allzuwohl bekannten Neigungen und Absichten hergenommen waren. Der König ward wirklich aufmerksam darauf, und sprach mit der Königinn darüber. Dieselbe ward darüber äußerst allarmirt und meldete es ihrem Bruder dem Könige von England, welcher die Ausführung eines solchen Vorsatzes für äußerst gefährlich für das gemeinschaftliche Interesse von Hannover und Brandenburg hielt, und um dieselbe aufs sicherste zu verhindern, und ganz unmöglich zu machen, den Rath gab, daß der Kronprinz nach England flüchten sollte. Man glaubt aber jetzt nicht, daß es dem kaiserlichen Hofe jemals Ernst gewesen sey, die Idee von der Vermählung auszuführen. Man hält es bloß für eine Intrigue des Grafen Seckendorf, sie zu erregen, welches er um desto sicherer thun konnte, weil er voraussah, daß schon allein die Religionsveränderung des Kronprinzen die größte Schwierigkeit machen, und die Sache auf alle Weise in die Länge ziehen würde, da man sodann immer noch mehrere Schwierigkeiten dazwischen werfen könnte. Auch die Nachricht von der vorhabenden Flucht nach England soll Seckendorf, der den Kronprinzen auf der Reise aufs äußerste beobachtet, dem Könige zuerst gegeben haben, indem er Mittel fand einen Brief, den der Kronprinz in Frankfurt am Mayn unter der Addresse an

einen Kaufmann in London auf die kaiſerliche Poſt geben ließ, in ſeine Hände zu bekommen, worauf denn, als der Kronprinz wirklich Weſel verließ, deſſen Arretirung erfolgte.

Wenn man dieſe Meinung als wahr annimmt, ſo iſt ſowohl die Flucht nach England mit allen Umſtänden, und das Betragen des Königs Friedr. Wilh. I. gegen Seckendorf, und die nachherige Vermählung des Kronprinzen mit einer Braunſchweigiſchen, mit dem kaiſerl. Hofe verwandten Prinzeſſinn, ganz natürlich erklärt. Auch erklärt ſich ſodann ganz deutlich, warum die älteſte Prinzeſſinn um die Flucht, womit Ihr eigenes Intereſſe ſo ſehr verbunden war, wiſſen mußte, desgleichen warum der Kronprinz tous les chagrins que Seckendorf lui avoit caulés, anklagte.*) Es könnte auch wohl ſeyn, daß der Herr Graf von Münchow, und der Herr General von Bork eigentlich von dieſer Sage im Allgemeinen geſprochen haben, und daß entweder der Hr. von der Horſt, da es ſchon ſo lange her iſt, und da Ihm ſeitdem ſo viel wichtige Geſchäffte im Sinne geweſen ſind, ſich aller ehemals gehörten Umſtände nicht mehr ſo genau erinnerte, oder welches auch ſeyn kann, daß nur Hr. v. Z. die Sache falſch gefaßt, und falſch erzählt hat. Wir haben ja mehrere Beyſpiele davon. Wenigſtens, Sage gegen Sage gerechnet, ſtimmt dieſe eben erzählte Art, wie das Gerücht von der Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Thereſia entſtanden ſeyn ſoll, mit allen Umſtänden der bekannten Geſchichte überein; hingegen die Art, wie Hr. v. Z. dieſes Gerücht ausbilden will, iſt

*) Lettres de Suhm T. II. p. 298

iſt mit den ungezweifelteſten Umſtänden dieſer Geſchichte ſchlechterdings nicht zu vereinigen. Es iſt daher auch ganz unglaublich, daß Männer, wie der Graf von Münchow oder der General von Bork, die Sache mit ſolchen Umſtänden, wie ſie Hr. v. Z. berichtet, ſollten erzählt haben. Geſetzt aber, ſie hätten dieß wirklich ſo erzählt, ſo beweiſet es weiter nichts — als daß ſie einmal diskurſive von einer Sache nach Hörenſagen ſprachen, von welcher ſie nicht genug unterrichtet waren. Es waren vornehme und reſpektable Männer. Aber auch die Meinung des vornehmſten Mannes muß man nicht für ein untrügliches Zeugniß ausgeben, wenn dieſe Meinung mit den Umſtänden der bekannten Geſchichte auf allen Seiten ſtreitet. Auch iſt eine Rede, die ein Mann, vornehm oder nicht, irgend einmal diskurſive und beyläufig über eine Sache führt, noch nicht ein Beweis, daß er die Sache genau weiß. Man erzählt wohl einmal beyläufig wieder, was man vom Hörenſagen hat. Wenn man aber eine Sache öffentlich dem Publikum vortragen will, muß man ſich nicht aufs bloße Hörenſagen verlaſſen, ſondern näher unterſuchen, was ſich widerſpricht, oder nicht widerſpricht.

Nun wollen wir nur noch zeigen, wie höchſtunwahrſcheinlich und widerſprechend des Hrn. v. Z. Nachrichten von Seckendorfs Betragen nach der entdeckten Flucht ſind, welche er S. 40 und 41. ganz dreiſt für zuverläſſig ausgiebt, ohnerachtet er nicht mit einer Silbe andeutet, woraus die Zuverläſſigkeit dieſer Nachrichten erhellen ſolle. Er ſagt S. 40: "Zuverläſſig weiß man, daß Seckendorf bey der "Zurückkunft aus Weſel, wo dieſe vorgehabte Flucht ent-

"deckt

"deckt ward, sich des Kronprinzen bey dem Könige ganz au-
"ßerordentlich annahm, und alles versuchte, um ihn wider
"die Schärfe des väterlichen Zorns zu schützen." Dieß kann an sich sehr wohl wahr seyn, denn alle Höfe von Europa mißbilligten die Strenge des Königs, und der kaiserl. Hof, welcher sich in alles, was den preuß. Hof anging, unmittelbar zu mischen suchte, und nicht das geringste Interesse hatte, den Tod des Prinzen zu wünschen, konnte nicht zurückbleiben. Aber der Zusatz, bey der Zurückkunft aus Wesel, widerspricht geradezu des Hrn. v...Z. fernerm Vorgeben, wie wir gleich zeigen wollen; denn er fährt fort: "Aber ganz äußerst merkwürdig ist hierbey, daß
"Seckendorf von Wien aus, Befehle für alles hatte, was er
"that; auch that er alles so behende, daß er nicht einmal
"Zeit gehabt hätte, einen Courier nach Wien zu schik-
"ken. Also wußte man auch schon zum voraus das Vorha-
"ben des Kronprinzen in Wien, und gab also auch schon zum
"voraus Befehle an Seckendorf, wie er sich benehmen müßte,
"wenn man etwa die vorgehabte Flucht des Prinzen entdecke,
"und der König dann in seinen Jähzorn verfalle, den man so
"leicht vorhersah. Zuverlässig weiß man, daß, sobald man
"erfuhr, der Zorn des Königs sey aufs äußerste gekom-
"men, und er denke an nichts geringeres als an die Ent-
"hauptung des Kronprinzen, Seckendorf dem Könige ein
"bis dahin geheim gehaltenes Beglaubigungsschreiben
"überreichen ließ, wodurch ihn der Kaiser zu seinem Ambas-
"sador erklärte; daß Seckendorf hierauf eine Audienz gefor-
"dert, und dem Könige gesagt habe: ""Es sey ihm vom Kai-
""ser befohlen, dem Könige sofort den Krieg zu deklariren,
""wenn Er irgend etwas hartes wider den Kronprinzen
""verhänge, denn der Kronprinz stehe, als Kurprinz und ge-
""bohrner Reichsfürst, unter dem Schutze des Kaisers, und
""des ganzen Reichs."" "Zuverlässig weiß man, der Kö-
"nig habe dem kaiserlichen Gesandten zuerst mit Heftigkeit
"geantwortet: Ich bin Herr in meinem Lande, und in mei-

"nem

"nem Hauſe — habe ſich aber doch, dieſer Drohungen "wegen beſonnen, und dem Kronprinzen das Leben ge"laſſen." Hr. v. Z., der nur nach ſeiner ſelbſtgefälligen Imagination erzählt, nach welcher er alle Umſtände ummodelt, hat den Widerſpruch nicht gefühlt, in welchen er ſich ſelbſt verwickelt, weil er die allerbekannteſten Umſtände nicht einmal weiß. Er verſichert, der Graf Seckendorf habe ſo behende dem Kronprinzen ſeine Protektion wiederfahren laſſen, daß er auch nicht einmal vorher einen Kurier nach Wien habe ſchicken können, und verſichert doch auch, es ſey nach der Zurückkunft aus Weſel geſchehen. Aber unglücklicherweiſe für Hrn. v. Z. Vorausſetzung war ja der Graf Seckendorf ſelbſt mit in Weſel. Der Kronprinz ward, wie oben S. 89 gedacht, wahrſcheinlich den 14ten Auguſt gefangen genommen; den 20ten Auguſt reiſete der König aus Weſel, und kam den 27. in Berlin an. Es iſt alſo offenbar, daß wenn Seckendorf ſogleich einen Kurier nach Wien abgeſchickt hat, er füglich gleich nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin Antwort hat haben können. Uebrigens verzog ſich die Sache vom Auguſt bis in den October, wo erſt die Sentenz über den Kronprinzen gefällt ward; alſo hatte der Graf Seckendorf Zeit genug, wer weiß wie viel Kurire aus Wien zu erhalten. Wollte Hr. v. Z. aber, nachdem er auf dieſen Widerſpruch aufmerkſam gemacht worden iſt, etwa ſeine Nachricht, daß erſt nach der Zurückkunft von Weſel Seckendorf ſich des Prinzen angenommen hätte, widerrufen, und nun, da er erfährt, daß Seckendorf in Weſel zugegen war, wieder vorgeben wollen, es ſey noch behender, als er erſt vorgab, und gleich in Weſel geſchehen; ſo müßte er wieder hier S. 40.

gar nicht an seine andere S. 59. mitgetheilte Voraussetzung denken, daß der kaiserl. Hof den Kronprinzen zur Flucht verführt habe, um ihn katholisch zu machen, und daß, wie er S. 59 in komisch-pathetischem Tone sagt: "der König fürchterlich steif "an der Orthodoxie seiner Väter hielt, und geglaubt habe, "sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen "preuß. Monarchie fahre gerade und spornstreichs mit "seinem Sohne, wenn dieser in Wien die katholische Religion "angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle." Er vergißt, daß er S. 59 voraussetzte, über diese preußische allgemeine Höllenfahrt, wie er es unbeschreiblich sinnreich nennt, sey der König in entsetzliche Wuth gerathen. Nun ist aber sehr leicht einzusehen, daß in der ersten entsetzlichen Wuth, wenn sie nach Hrn. v. Z. Voraussetzung durch Seckendorf wäre heimlich veranlaßt worden, eben dieser Seckendorf sich nicht füglich würde haben trauen dürfen, dem Könige viel unter die Augen zu kommen, und auf alle Weise am wenigsten würde haben wagen können, sich mit einiger Hofnung des Erfolgs des Kronprinzen anzunehmen. So verwirrt sich Hr. v. Z. beständig selbst in seinen eigenen falschen Voraussetzungen und falschen Erzählungen.

Eine sehr lustige Erdichtung ist diejenige, vermittelst welcher der Hr. v. Z. den Grafen Seckendorf ganz unvermuthet zum Ambassador macht. Hat man jemals gehört, daß ein Gesandter den Charakter eines Ambassadors annehmen würde, bloß um den Krieg zu erklären? Hr. v. Z. ist so unwissend, nicht einmal zu wissen, daß man zu Ausrichtung einer so unangenehmen Kommission einen Gesandten nicht einen so solennen Charakter annehmen läßt! Er ist so unwissend, nicht einmal zu wissen, daß die Annahme

nahme des Charakters eines Ambassadors hauptsächlich eine Affaire d'Etiquette ist; daß ein Ambassador sogleich einen viel größern Staat von Bedienten ꝛc. anschaffen muß; daß er zur Antrittsaudienz und Abschiedsaudienz abgeholt wird; daß die Wachen vor ihm ins Gewehr treten u. s. w. Nun ist nirgends bekannt, auch weder in gedruckten Schriften, noch selbst im königl. Archive eine Spur, daß der Graf von Seckendorf jemals öffentlich den Charakter eines Ambassadors angenommen habe. Ein solcher Schritt würde ja allen Gesandten und dem ganzen Publikum haben müssen kund gethan werden. Da nun dieses nicht geschah, so ist des Hrn. v. Z. Vorgeben eine leere Erdichtung. Es würde ja nichts lächerlicher gewesen seyn, als ein Ambassadeur en poche, der von niemand öffentlich dafür erkannt worden wäre, und seine Audienzen noch als Envoyé genommen hätte. Hr. v. Z. ist in den bekanntesten Gewohnheiten [illegible] Höfe so unwissend, nicht zu wissen, daß ein Ambassador sein Beglaubigungsschreiben nicht übergeben läßt, und erst nachher eine Audienz fordert, und daß kein Hof an den andern einen Ambassador schicken kann, ehe ausgemacht ist, ob er auch dafür werde angenommen und in diesem Charakter erkannt werden; daß also ein Gesandter nicht so mit einemmale wie ein Deus ex machina mit einem bis dahin geheim gehaltenen Beglaubigungsschreiben aufgezogen kommen kann, worin man ihn plötzlich zum Ambassador erklärt.

Aber Hr. v. Z. läßt auch seinen Ambassador drohen, der Kaiser wolle sofort dem Könige den Krieg deklariren, und den König sich vor dieser Drohung so gewaltig fürchten, daß er dieser Drohung

hung wegen alles thut, was der Kaiser haben will. Wir wollen nicht einmal anführen, daß nicht wohl jemand, also auch Hr. v. Z. nicht, zuverlässig wissen könnte, was der Ambassador in einer ganz besondern Audienz dem Könige erklärt haben soll, und was der König antwortete. Aber wenn Hr. v. Z. in der Geschichte nicht äußerst unwissend wäre, so müßte er wissen, daß der Kaiser niemals weniger als damals im Stande war, Preußen mit einem Kriege zu bedrohen. Der Kaiser war wegen des im November 1729 ohne seinen Vorbewußt, und sehr zu seinem Nachtheil zwischen England, Frankreich und Spanien geschlossenen Traktats zu Sevilla in der äußersten Verlegenheit, und besorgte einen sehr schweren Krieg in Italien; er hatte im März 1730 ein Kommissionsdekret auf dem Reichstage abgeben lassen,*) worin er sagte: „Ihro Kaiserl. „Maj. versähen sich gänzlich — daß Dieselbe in „einer so gerechten Sache von dem gesammten „Reiche aufs kräftigste würden unterstützt wer„den.“ Aber das Reich war diesmal gar nicht geneigt, wie es oft gethan hatte, einen offenbaren Hauskrieg zu einem Reichskriege zu machen. Der französische Gesandte machte sehr starke Anmerkungen**) über das Kommissionsdekret. Der König von Großbritannien erklärte sich in einem besondern Rescript an seinen Gesandten darüber. Der Kaiser brachte zwar den 17. Julius 1730. eine Association von fünf Kreisen (incl. des östreichischen Kreises, das heißt, des Kaisers selbst) zu Stande, dieß aber nichts helfen konnte, da die mäch-

*) S. Fabers Staatskanzley LVIr Bd. S. 369.

**) Diese und die folgende Schriften sind zu finden in Fabers Staatskanzley LVIr Bd. S. 469.

mächtigsten deutschen Fürsten nicht hinzutraten. Die übrige Verfassung des Kaisers war die kläglichste; denn es fehlte ihm schlechterdings an Gelde zu dem Kriege, mit dem er in Italien bedrohet ward. Einige niederländische Kapitalisten erboten sich, 5 Millionen zu 5 pr. C. vorzuschießen, mit dem Bedinge, daß ihnen Kapital und Zinsen aus den bereitesten Gefällen der Niederlande gleich wieder bezahlet würden, und man wollte sich diese harte Bedingung, welche den größten Theil der Einkünfte der Niederlande auf die nächstfolgenden Jahre absorbirte, gefallen lassen. Man schrieb eine Kopfsteuer aus, von den Kindern von 7 Jahren an bis zu Greisen von 60 Jahren. Die Jesuiten, die etwas thun wollten, was wie eine Anstrengung aussah und es nicht war, boten ein Darlehn von 700,000 Gulden zu 7 pr. C. an, welches man doch nicht annahm, wie sie auch vermuthlich erwartet hatten. Dagegen befahl man den Juden, fünf Millionen Gulden zu 5 pr. C. vorzuschießen, welche aber nur sich zu einer Million erbothen, mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß ihre vorigen Darlehne auch bezahlt werden sollten. Man ersuchte die sämmtliche Geistlichkeit in sämmtlichen Erblanden um ein Darlehn von einigen Millionen, welche aber auch wohl nicht viel williger gewesen seyn wird, als die Juden. Der Geldmangel war so groß, daß man sogar in Vorschlag brachte, die großen Besoldungen der kaiserlichen Kanzler und Räthe zu verringern. *) Hr. v. Z. muß sich lauter Leser einbilden, die so un-

*) Man sehe den Mercure Historique, Aout 1730. S. 149. it. Oct. 1730. S. 342.

unwissend in der Geschichte sind, wie er, wenn er meint, daß sie ihm glauben werden, der Kaiser hätte unter diesen bedrängten Umständen, da er alle Augenblicke den Krieg in Italien befürchten mußte, und da es ihm so sehr am Gelde dazu fehlte, wegen einer Sache, die ihn im Grunde doch wenig anging, muthwilliger Weise dem Könige von Preußen den Krieg ankündigen wollen, und daß der König, der sich überhaupt nicht so leicht vor Drohungen fürchtete, diese Drohungen zu einer solchen Zeit, wo sie von gar keiner Wirkung seyn konnten, so gar ohne alle Maaße sollte gefürchtet haben! Des Kaisers Truppen waren in Italien und sonst weit entfernt, der König von Preußen hatte eine brave Armee, und die am nächsten liegende kaiserliche Erblande waren von Truppen ganz entblößt. Preussens Krieg mit dem Kaiser würde es noch genauer mit England verbunden haben, welches der Kaiser überhaupt, besonders aber bey seiner damaligen sehr kritischen Lage gegen England aus allen Kräften zu verhindern suchte, da England ihm so kürzlich den unvermutheten Streich mit dem Traktat von Sevilla gespielt hatte. Also durfte der Kaiser warlich nicht mit dem Kriege drohen, er hat auch gewiß nicht gedrohet, und wäre er so sehr unvorsichtig gewesen, zu drohen, so würde sich der König von Preußen vor solcher Drohung, am wenigsten zu einer Zeit gefürchtet haben, da der Kaiser keine Truppen in der Nähe hatte, um ihn anzugreifen, und kein Geld, sie zu bezahlen. Und wie unsinnig despotisch läßt Hr. v. Z. den Kaiser handeln? Erst verführt er den Kronprinzen, und dann droht er mit Krieg! Unwahrscheinlicher und mit der

Er-

Geſchichte ſtreitender hätte Hr. v. Z. nicht leicht etwas erdichten können, als dieſe kaiſerliche Drohung.

Wirklich hatte damals gewiß der König wegen ſeiner zahlreichen Armee und anfangenden vortheilhaften Finanzeinrichtung, gar keinen Angrif vom Kaiſer zu befürchten, welcher ihn vielmehr äußerſt zu menagiren Urſache hatte. — Aber wenn wir vollends hier Hn. v. Z. auch nach ſeinen Vorausſetzungen beurtheilen, ſo fällt in die Augen, er hätte ſich auf der 40ten S. ſeines Buchs erinnern ſollen, daß er vorher S. 21. dem Könige von Preußen aus der Taſche des Hrn. Prof. Fiſcher in Halle im Jahre 1730 einen Schatz von wenigſtens 50 Millionen Thaler verliehen hatte (S. oben S. 35.). Nun hätte unſer großer Politiker billig einſehen müſſen, daß er den König, da er durch ſeine Großmuth mit ſo vielem Gelde verſehen war, ſich nicht ſo ſehr vor den Drohungen des gleichfalls von ihm kreirten Ambaſſadors hätte können fürchten laſſen. Denn der König hätte ja gewußt, mit wie vielen Millionen er vom Hrn. Profeſſor Fiſcher und dem Hrn. Ritter von Zimmermann verſehen war, mit denen er den größten Krieg hätte aushalten können!

Es iſt wirklich zu bewundern, mit welchen neuen Erfindungen die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. die Geſchichte und die Politik bereichert, und wie er dieſe Erfindungen braucht, um ſich aus den größten Schwierigkeiten ganz leicht herauszuhelfen, worin ihn ſeine etwas ſchnellen Erzählungen verwikkeln. S. 51. 52. kann er gar nicht begreifen: "warum ſich K. Friedrich Wilhelm den Abſichten ſeines Soh-"nes würde widerſetzt haben, wenn er ein ſo großes Ver-"langen bezeigt hätte, ſich mit einer engliſchen Prinzeſſinn "zu vermählen. Dem damaligen politiſchen Syſteme

"wäre dieſe Vermählung ganz angemeſſen geweſen; denn "Friedrich Wilhelm hing damals ganz an England und "Oeſtreich." Wir andern, die wir nun nicht die lebhafte Einbildungs- und Erfindungskraft des Hrn. Ritters haben, ſondern uns, ſo genau wir können, an die wahre Geſchichte halten, erſtaunen über die Dreiſtigkeit, mit der Hr. v. Z. ſolche Dinge hinſchreiben kann, und über ſeine Unwiſſenheit. Der Graf v. Herzberg ſagt in ſeinem Memoire ſur la derniere année de Fr. II. S. 10, vom Fr. II.: „Aïant manifeſté „en 1730 *des vuës de mariage et de politique differen-„tes de celles du Roi ſon Pere*, il fut arreté." Alſo war ja der Kronprinz mit ſeinem Hrn. Vater damals nicht in gleichem politiſchen Syſteme! Friedrich Wilhelm müßte nach Hrn. v. Z. ein gar künſtliches politiſches Syſtem gehabt haben, welches er uns nach ſeiner großen politiſchen Einſicht wohl recht auseinander ſetzen ſollte! Denn 1730 waren England und Oeſtreich äußerſt gegen einander geſpannt, und der Fürſt hätte es gar ſonderbar machen müſſen, der an beiden hätte ganz hangen wollen. Aber Hr. v. Z. weiß die Sachen vermuthlich aus ganz geheimen Nachrichten nach beſſer! Er ſagt ſogar S. 53: "König "Georg II. war eben ſo gut in dem öſtreichiſchen Syſteme "wie Friedrich Wilhelm." Wie? Was? Georg II. im J. 1730 im öſtreichiſchen Syſteme? Georg II. der ohne Vorbewußt des Kaiſers den Traktat von Sevilla geſchloſſen hatte, der den Kaiſer ganz außer ſich brachte, gegen den der Kaiſer ſich dieſes Traktats wegen auf dem Reichstage zu Regensburg beſchwerte, und die Reichskreiſe aſſociiren wollte? Georg II. ſollte 1730 im öſtreichiſchen Syſteme geweſen ſeyn? Das iſt zu arg! Difficile eſt, Satyram non ſcribere!

Noch

Noch ein sehr starker Beweis, wie sinnreich Hr. v. Z. sich zu helfen weiß, um über Schwierigkeiten wegzukommen, und wie wenig Ueberlegung er dabey braucht! Er fühlt die sehr nachtheilige Meinung, welche Friedrich II. von Seckendorf in seinen Werken zu erkennen giebt. Aber er sagt S 54. ganz dreist: "Auch diese Einwürfe beweisen nichts. Der Widerwillen "des Prinzen gegen Seckendorf entstand später." Und nun fährt er S. 55 fort: "Gar viel später entstand sein Wi"derwillen gegen den Wiener Hof, und zwar deswegen, weil "man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode fast unglaub"liche Machinationen des Wiener Hofes in Berlin entdeckte, "und weil man sogar erfuhr, wie ich es von einem preußischen "Staatsminister weiß, preußische Staatsminister seyen "vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder bestochen."

Also der Widerwillen des Kronprinzen wider Seckendorf soll später entstanden seyn? Woher weiß das Hr. v. Z., daß er es so ohne Umstände sagen darf? Wir beziehen uns auf die oben S. 106 angeführte Stelle aus einem Briefe des Königs an Suhm, wo der König von den Chagrins, die ihm Seckendorf verursacht hatte, als von sehr wichtigen Sachen redet. Nun ward Seckendorf im J. 1734 von Berlin abberufen; also müssen diese Chagrins wohl vor dem Jahre 1734 verursacht worden seyn. Man weiß auch genugsam, daß Seckendorf schon vor 1730 dahin beständig arbeitete, den König mit dem Kronprinzen zu entzweyen, und die natürliche Ursache lag darin, weil der Kaiserl. Hof die gute Harmonie des brandenburgischen Hauses mit dem hannöverschen seinem Interesse zuwider hielt, und auf alle mögliche Weise die nähere Verbindung mit England durch eine doppelte Vermählung zu verhindern suchte. Also hatte der Kronprinz damals

ſchon viel Verdruß von Seckendorf und Urſache genug zum Widerwillen. Hr. v. Z. kann gewiß durch nichts beweiſen, daß der Widerwillen des Kronprinzen ſpäter entſtanden ſey.

Eben ſo wenig wird er je beweiſen können, daß der Widerwillen Friedrichs gegen den Wiener Hof, gar viel ſpäter, und noch weniger, daß er erſt kurz vor Friedrich Wilhelms I. Tode entſtanden ſey. Man ſehe nur in den Oeuvres poſthumes du Roi T. VI. das im J. 1736 geſchriebene Tableau de l'Europe nach. S. 10. 19. 20. ſchildert Friedrich daſelbſt den Stolz und den Despotismus des Hauſes Oeſtreich, womit es die deutſchen Fürſten unter das Joch zu bringen trachtete. Dieß war wohl genug, um ſeinen Widerwillen zu erregen. S. 21. zeigt Friedrich auch, wie vielmal der Kaiſerl. Hof die Wahlkapitulation gebrochen habe, und S. 26. daß der Kaiſerl. Hof das Erbrecht auf das Reich im Hauſe Oeſtreich einzuführen ſuche. Alſo hatte er doch damals gewiß keine ſonderliche Zuneigung zum Hauſe Oeſtreich, und ſein nachheriges Betragen im J. 1740, war ein ſehr guter Kommentar über dieſen Text.

Daß man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode entdeckt habe, preußiſche Staatsminiſter wären vom Kaiſer durch ordentliche Jahrgelder beſtochen worden, und daß dieß erſt die Urſache geweſen ſey, warum Friedrich Widerwillen gegen den Wiener Hof gefaßt habe, iſt eine ſo ernſthafte Beſchuldigung, und eine ſo große Verunglimpfung der würdigen Männer, welche damals im preußiſchen Staatsminiſterium waren, daß ſie Hr. v. Z. deutlich beweiſen müßte. Daß er in allgemeinen Worten vorgiebt: "Es habe ihm ein preußi-

"Staatsminiſter es geſagt," iſt kein Beweis; denn Hr. v. Z. will überhaupt in ſeinen Fragmenten ſehr oft nur ſeine unwahrſcheinlichſten Behauptungen mit einem ſo vornehmen Schilde decken, damit ſie jedermann mit einer Art von Ehrfurcht anſehen ſoll. Ich weiß es von einem Staatsminiſter, ſagt Hr. v. Z. mehrmals in ſeinen Fragmenten mit vornehmer Miene, und ſeine Meinung iſt, dadurch zu verhindern, daß niemand wider ſeine Behauptungen etwas einwenden oder ſie näher unterſuchen ſoll. Man würde auch ſehr gern den größten Reſpekt für ſolche wichtige Quellen haben, wenn nicht die Nachrichten, welche Hr. v. Z. aus denſelben will geſchöpft haben, ſehr oft ſo beſchaffen wären, daß nicht nur andere Staatsminiſter und Geſchäftsleute, welche zu den Quellen Zugang haben, dabey die Köpfe ſchütteln, und auch andere, welche zu den Geheimniſſen des Staats nicht unmittelbar eingeweihet ſind, aber die preußiſche Staatsgeſchichte ſtudirt haben, ſchon aus der Geſchichte den gänzlichen Ungrund deſſen, was Hr. v. Z. mit ſo vornehmen Namen belegen will, einſehen können. Daher hat dieſe Berufung auf das Zeugniß eines Staatsminiſters, die bey einem andern wahrheitliebenden und behutſamen Schriftſteller von großer Wichtigkeit ſeyn würde, in dem Munde des Hrn. v. Z. ſchon allen Werth verlohren, da wir allenthalben Beyſpiele haben, welchen Mißbrauch er davon macht. Wir bekennen, daß wir uns bis jetzt noch nicht überreden können, daß wirklich ein preuſſiſcher Staatsminiſter Hrn. v. Z. aufgetragen oder erlaubt habe, eine ſo harte Beſchuldigung wider preußiſche Staatsminiſter hier unter ſeiner Autorität ſo unbeſtimmt hinzuwerfen. Ein Staatsminiſter würde ſehr wahrſcheinlich in ſolchen

Beschuldigungen doppelt behutsam seyn. Er würde aus eigener Erfahrung wissen, wie leicht Männer, die auf einem so erhabenen Posten stehen, der giftigsten Verläumdung ausgesetzt sind, und daß man daher leere Ausstreuungen nicht so gleich glauben, oder gar weiter ins Publikum bringen, sondern erst untrügliche Ueberzeugung haben müsse, ehe man den höchsten Beamten des Staats eine so entehrende Beschuldigung in öffentlichen Schriften zu machen sich unterfängt. Er würde auch sehr wohl erkannt haben, daß derjenige, welcher ein ganzes Staatsministerium (denn so lange diejenigen, die gemeint sind, nicht genannt werden, kann der Verdacht auf jeden damaligen Minister fallen,) unter seiner Autorität in den Verdacht der Landesverrätherey bringen will, mit seinem Namen dazustehen, die Männer die er beschuldigt, nennen und die harte Beschuldigung beweisen müßte. Hat also wirklich ein Staatsminister unter seiner Autorität durch den Hrn. v. Z. den damaligen preuß. Staatsministern die härteste Beschuldigung öffentlich machen wollen, die man Staatsministern und ehrliebenden Männern nur machen kann; so ist gar kein Zweifel, derselbe werde, da man hier die Wahrheit dieser Nachricht öffentlich vor dem Publikum läugnet, und zwar mit Gründen, die gleich sollen angeführt werden, läugnet, unter seinem Namen auftreten, die Beschuldigten nennen und die Beschuldigung aufs vollständigste und deutlichste beweisen. Denn es läßt sich gar nicht anders denken, als daß ein solcher Mann eine solche Beschuldigung nur aus überzeugenden Gründen, nicht aber leichtsinnig, und auf bloßes Hörensagen (welches ohnedas gar nichts beweisen könnte) würde öffent-

fentlich haben bekannt machen laſſen. Wenn alſo ein vollſtändiger Beweis geführt wird, ſo wollen wir gern geſtehen, daß wir hier geirret haben. Sollte aber Hr. v. Z. ſich haben beygehen laſſen, was er etwa einmal diskurſive und mit halbem Ohre als eine Sage, oder wer weiß wie, gehört, und nicht recht verſtanden hätte, ohne Auftrag öffentlich für eine unſtreitige Wahrheit auszugeben, und ſich dabey auf die Autorität eines ungenannten preußiſchen Staatsminiſters ohne Erlaubniß zu ſtützen; ſo hat er, aufs gelinderſte zu reden, abermals äußerſt vorſchnell und unüberlegt gehandelt, und jeden preußiſchen Staatsminiſter, auf den man etwa rathen könnte, daß er es geſagt haben ſollte, um ſo viel mehr kompromittirt, da er ſeinen Zeugen nicht nennet. Nicht alles, was ein Staatsminiſter etwa einmal diskurſive oder beyläufig ſagen mag, will er unter ſeiner Autorität in die Welt hinein geſchrieben wiſſen — denn auch von ungegründeten Sagen kann ein ſolcher Mann vielleicht wohl einmal beyläufig geſprochen haben — es kommt immer auf die Art an, wie er davon geſprochen hat.

Daß Hr. v. Z. zu einer Beſchuldigung, der die wichtigſten Gründe entgegenſtehen, keine wahre Autorität hat, iſt wenigſtens bis jetzt äußerſt wahrſcheinlich, und in einer ſo wichtigen Sache, wo es auf die Ehre rechtſchaffener Staatsmänner ankommt, darf man wohl zweifeln, bis man den vollſtändigſten Beweis ſiehet. Reſpektable Geſchäftsleute in Berlin, die in der Lage ſind, von den Geſchäften, auch noch von den Zeiten K. Friedrich Wilhelms I. her unterrichtet zu ſeyn, verſichern, niemals gehört zu haben, daß wider irgend einen Staatsminiſter der damaligen Zeit jemals die entehrende

Beſchuldigung, von einer fremden Macht durch ein Jahrgeld beſtochen worden zu ſeyn, ſey gemacht worden. Beſonders kann man hier aus der ſicherſten Quelle die Nachricht geben, daß im Königl. Archive nicht die geringſte Spur von einer ſolchen Entdeckung oder von einer Unterſuchung darüber zu finden iſt, wovon doch wohl Aktenſtücke vorhanden ſeyn müßten, wenn ſolche Entdeckung wirklich wäre. Man findet im königl. Archive freylich Nachrichten, daß als der Kaiſerliche Hof mit dem preußiſchen in ſo gutem Vernehmen ſtand, der Kaiſerl. Hof jährlich 60 Anthale Tokayer, auch andern ungariſchen und öſtreichiſchen Wein nach Berlin ſendete, wovon die eine Hälfte der König, und die andere Hälfte die Miniſter des auswärtigen Departements zum Geſchenke erhielten. Aber weder Hr. v. Z. noch ſonſt jemand wird wohl ſo lächerlich urtheilen wollen, daß er dieſes Geſchenk für ein Jahrgeld oder eine Beſtechung ausgeben wollte. Auch konnte dieß nicht erſt gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms entdeckt werden; denn es geſchah ſeit 1724 bis 1740 öffentlich, und mit Bewilligung des Königs.

Was aber den gänzlichen Ungrund der leichtſinnigen Beſchuldigung, welche Hr. v. Z. gegen die damaligen Miniſter macht, deutlich zeigt, iſt, daß König Friedrich II. in ſeinen Werken nirgends nur ein einziges Wort davon ſagt, daß die Miniſter ſeines Vaters der Treuloſigkeit wären beſchuldigt oder gar überwieſen worden. Er redet doch in den Memoires de Brandebourg *) von der Treuloſigkeit des dem Kaiſerl. Hofe ergebenen brandenburgi-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de ſon vivant. T. I. S. 78.

burgiſchen Miniſters Grafen von Schwarzenberg, unter Kurfürſt Georg Wilhelm; er redet von den viel geringfügigern Unordnungen, welche am Ende der Regierung K. Friedrich Wilhelms I. ein gewiſſer Kaminrath Eckert *) machte; ſollte er die viel wichtigere Landesverrätherey der Miniſter nicht angezeigt haben, wenn ſie wirklich vorhanden geweſen wäre? Wenn Friedrich II. unter den Miniſtern, die er bey Antritt ſeiner Regierung fand, ſolche, (Hr. v. Z. ſpricht ſogar von Miniſtern im Plural) die von Oeſtreich wären beſtochen geweſen, gefunden hätte, ſo würde er ſie ja ſogleich mit Ungnade verabſchiedet, oder gar beſtraft haben, um ſo mehr da er wenige Monate nach dem Antritte ſeiner Regierung mit Oeſtreich in Krieg gerieth. Aber, nicht ein einziger dieſer Miniſter iſt des Vertrauens ſeines Königs unwürdig befunden worden, oder hat ſeinen Poſten verloren. Braucht es einen weitern Beweis, daß auch nicht ein Verdacht, geſchweige ein Beweis der Untreue dieſer, um den Staat ſo verdienten Männer vorhanden geweſen iſt? Oder will Hr. v. Z. etwa, wenn er in die Enge kommt, da Friedrichs des Großen Betragen gegen ſeine Miniſter offenbar wider ihn zeugt, den Verdacht erregen, er hätte Miniſter gemeint, welche zu K. Fr. Wilh. I. Zeit aus dem Miniſterium getreten geweſen? Welche wären es denn? Er ſage es doch! Knyphauſen erhielt im J. 1730 ſeinen Abſchied, aus Urſachen, die S. 102 angeführt ſind, und ihm gewiß nicht Schande machen; und dieſer Miniſter war eben nicht kaiſerlich geſinnt. Ilgen und Grumbkow ſtarben vor K. Fr. Wilh. I. Wird aber irgend jemand die Stirn haben kön-

*) Daſelbſt S. 424.

können, gegen diese drey edlen Männer, welche die größten Verdienste um den preußischen Staat hatten, auch nur einen Augenblick einen so schimpflichen Verdacht zu hegen? Welches wären denn also die Minister, deren Venalität und Landesverrätherey zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. wäre entdeckt worden? Sie sind wohl nichts anders als Hirngespinnste der glühenden Einbildungskraft des Hrn. Ritters, welche in seinen Fragmenten so viele Wunderdinge erzeugt, um sich das Ansehen zu geben, als könnte er die geheimsten Nachrichten aus den ersten Quellen liefern, und mit welcher er hier sehr behende eine kleine Tour de passe passe macht, um seine widersprechenden Behauptungen durch ein Blendwerk weniger auffallend zu machen.

Eben ein solches Blendwerk macht er wirklich ganz unvermerkt und sehr behende am Ende dieses Kapitels. K. Friedrich II. sagt in den Oeuvres posthumes, S. 119, daß Graf Seckendorf, als er aus seiner Gefangenschaft in Grätz entlassen ward, die Papiere habe abliefern müssen, worinn zur Zeit seiner Gesandtschaft dem preußischen Hofe die feyerlichsten Versicherungen wegen der Jülichschen Erbfolge gegeben worden. Hr. v. Z. setzt sehr schlau voraus, daß diese abgelieferten Papiere von den Wunderdingen, die er in diesem Kapitel von der Flucht nach Wien, vom Katholischwerden u. d. gl. vorbringt, gehandelt hätten, und meint: "diese Papiere würden ins Helle bringen, was vielleicht in diesem Kapitel noch in Nacht und Nebel liegt, und was damals "höchstvermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen, völlig zu verschweigen." Da sehen wir, was für ein Mann unser Hr. v. Z. ist; unser "glücklicher Schriftsteller (S. oben S. 2.),

"der

"der noch zu rechter Zeit ſolche Schätze ſich zu verſchaffen "weiß, die ſonſt insgemein mit ihren erſten Beſitzern von "der Erde verſchwinden." Was die Höfe unter ſich beſchloſſen hatten, völlig zu verſchweigen, das kommt zu ſeiner Kenntniß, und er macht es öffentlich bekannt. Aber freylich liegen dergleichen höchſtgeheime Dinge, wenn er ſie auch ſchon in einem langen Kapitel bekannt gemacht hat, noch immer in Nacht und Nebel, durch welche nur allein ſein ſcharfſehendes Auge hindurchdringen kann; wenn wir andere noch immer nichts als Nacht, Nebel und Dunſt ſehen! Weiter muß man ihn denn aber auch nicht fragen! Daher wird es wohl nichts helfen, wenn man ihn erſucht, die preußiſchen Staatsminiſter zu nennen, die unter K. Friedrich Wilhelm I. vom Kaiſer durch ordentliche Jahrgelder ſollen beſtochen worden ſeyn, und ihre vermeinte Treuloſigkeit zu beweiſen. Er wird das Kinn zurückziehen, und mit äußerſt geheimnißvoller Mine antworten: „Höchſtvermuthlich haben damals die Höfe von Wien und Berlin „unter ſich beſchloſſen, dieß völlig zu verſchweigen!" Damit wären wir denn abgefertigt; und wie leicht iſt eine ſolche Abfertigung!

Ueber das vierte Kapitel.

Von Friedrich des zweyten Leben vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung.

Dieses Kapitel hat eine vielbedeutende Aufschrift, enthält aber die allergemeinsten Sachen, welche aus vielen gedruckten Büchern, unter andern auch aus den Lettres de Bielfeld schon besser bekannt sind. Nicht einmal die litterarischen Gesellschafter des damaligen Kronprinzen sind vollständig und richtig angegeben. Hr. v. Z. nennt unter andern weder Knobelsdorf noch Algarotti, welche beide doch in mancher Betrachtung einen so wichtigen Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen hatten. Knobelsdorf erweckte in ihm zuerst den Geschmack und die Neigung zu den schönen Künsten, besonders zur Baukunst, welcher nachher auf die ganze Regierungszeit dieses großen Königs einen so wichtigen Einfluß hatte. Den Geheimenrath Jordan nennt Hr. v. Z. nur nebenher und mitten unter Günstlingen, welche den Hof vermehrten, und angenehme Gesellschafter waren, aber auf Friedrichs Geist und Herz bey weitem nicht den Einfluß hatten, wie dieser trefliche Mann. Er war es hauptsächlich, welcher Friedrichs Denkungskraft in philosophischen Dingen einen neuen Schwung gab. Er war es hauptsächlich, welcher die strengen kalvinischen Religionsbegriffe, besonders von der Gnadenwahl, welche bey dem Kronprinzen noch von seiner Erziehung damals sehr fest saßen, in

ihm

ihm auslöſchte, und ihn auf hellere und mildere brachte. Er konnte es um ſo viel mehr, da er ein Geiſtlicher geweſen war, und die Stärke und Schwäche des Syſtems kannte. Seine Kenntniſſe in der Kirchenhiſtorie, welche der ſicherſte Probierſtein der Dogmatik iſt, that ihm gewiß hierbey große Dienſte.

Auch nicht ein Wort ſagt Hr. v. Z. davon, daß durch Knobelsdorf, Peene, du Buiſſon ꝛc. damals in Rheinsberg viel gemalt wurde, und daß durch ſie der Kronprinz viel Geſchmack an der Malerey gewann. Nicht ein Wort iſt davon geſagt, daß ſich in Rheinsberg des Kronprinzen Liebe zur Muſik entwickelte, welche durch ſein ganzes Leben auf ſeinen Charakter gewiß ſehr vielen Einfluß hatte. Nicht ein Wort davon, daß der Kronprinz durch die beiden Graun und Benda, nebſt andern guten Muſikern in der damaligen unmuſikaliſchen Zeit, in Rheinsberg eine kleine muſikaliſche Kolonie ſtiftete, welche daſelbſt ſchon einen neuen muſikaliſchen Geſchmack bildete, der hernach eine ziemliche Zeitlang Epoche machte.

Von dieſen und andern Dingen, welche man unter der Ueberſchrift dieſes Kapitels wohl hätte ſuchen ſollen, und worüber man von einem Schriftſteller, der ſich das Anſehen giebt, als wüßte er die geheimſte Lebensgeſchichte Friedrichs II. viel genauer und gewiſſer als ſonſt jemand, wohl ganz neue Aufſchlüſſe verlangen könnte, ſagt uns Hr. v. Z. nichts. Dagegen erzählt er S. 67 folgende Anekdote:

"Der König hatte einen Jugendfreund, den Abbe "Solignac, der mit dem König Stanislaus als Aumonier "nach Berlin kam. Solignac bat den Kronprinzen oft um "Gottes willen, daß Er ſich doch mit der Freymaurerey "nicht abgebe! Der Kronprinz hörte dieſe Ermahnungen

mit

"mit groſser Gutmüthigkeit an, lachte herzlich darüber, "und ging dann in die Loge. — Als der König die bekannte "Reiſe nach Strasburg machte, begegnete ihm ein Reiſewa"gen. Der König lieſs fragen, wer im Wagen ſitze? So "bald er erfuhr, daſs es der Abbe Solignac war, kehrte er "um und ſtieg aus. Der Abbe erſtaunte, ihn zu ſehen, und "der König antwortete im Scherz: Ich bin expreſſe hieher "gekommen, Sie in den Freymaurerorden hier im freyem "Felde aufzunehmen."

Hr. v. Z. ſetzt mit vieler Wichtigkeit hinzu: "Dieſe Anekdote hat mir ein preuſsiſcher Miniſter erzählt, "und dieſer Miniſter hat die Anekdote aus dem Munde des "Königs."

Es iſt beynahe lächerlich, daſs für eine ſo ganz unbedeutende Anekdote hier abermal die Autorität eines Miniſters angeführt wird; ſie bedarf einer ſo hohen Sanktion nicht. Aber trotz dieſer vermeinten Sanktion kann dieſe Geſchichte ſo wie ſie da ſteht, nicht wahr ſeyn; ſelbſt die Autorität eines Miniſters kann den innern Widerſpruch, welcher in einer Erzählung liegt, nicht aufheben.

Wir wollen übergehen, daſs Leute, die den König Stanislaus auch gekannt haben, ſicher wiſſen wollen, derſelbe habe niemals einen Abbe de Solignac, wohl aber einen Chevalier de Solignac bey ſich gehabt. Bey den übrigen Widerſprüchen dieſer Geſchichte, iſt dieſs eine Kleinigkeit. Wir wollen nicht einmal die groſse Unwahrſcheinlichkeit rügen, daſs Friedrich II., welcher auf dieſer Reiſe ſo ſehr incognito ſeyn wollte, daſs er aus Strasburg wegging, ſobald er erkannt wurde, einen Reiſewagen hätte anhalten laſſen, und ſich da ſelbſt zu erkennen gegeben hätte. Es wird wohl das einzige an dieſer Erzählung wahr ſeyn, daſs der König mit einem Abbe, den der König Stanislaus ehemals bey ſich gehabt,

gehabt, auf dieſer Reiſe zufälliger Weiſe einige ſcherzhafte Worte von Freymaurerey geſprochen habe. Es iſt auch bekannt, daß der König eine ähnliche kleine Anekdote oft bey der Tafel erzählt hat, wenn er auf Erzählungen von ſeinen kleinen Jugendbegebenheiten kam. Aber alle übrige Umſtände, mit welchen Hr. v. Z. einen ſo unbedeutenden Vorfall ausputzen will, ſind gewiß von ihm erdichtet. Wie kann er dieſen Abbé einen Jugendfreund des Kronprinzen nennen? So konnte er z. B. kurz vorher wohl Jordan, Chazot, Kaiſerling mit Recht Jugendfreunde des Kronprinzen nennen; aber nicht einen Abbé, welchen der Kronprinz höchſtens wenige Wochen oder Tage geſehen hatte.

Der Kronprinz beſuchte bekanntlich den König Stanislaus in Königsberg, aber nur auf ein paar Wochen. Es iſt wohl ſehr natürlich, daß er ſich damals mehr mit dieſem merkwürdigen Könige als mit einem Abbé wird abgegeben haben. Bekannt iſts auch, daß eine wechſelſeitige Hochachtung und Zuneigung beider Prinzen, die Folge dieſes kurzen Umgangs war; wer wird aber deswegen den König Stanislaus einen Jugendfreund Friedrichs II. nennen? Das luſtigſte iſt, daß Hr. v. Z. den Abbé, nicht einmal etwa in Königsberg, ſondern in Berlin ſich bey dem Kronprinzen beliebt machen läßt, an welchem Orte alſo die große Jugendfreundſchaft geſchloſſen ſeyn ſoll. Nun merke man, daß der König Stanislaus nur zweymal in ſeinem Leben in Berlin war. Im J. 1733 auf ſeiner Reiſe nach Polen ging er ganz incognito, als ein Kaufmann verkleidet, durch Berlin, und ſprach keinen Menſchen vom Hofe. Im J. 1736 als er von Königsberg nach Frankreich ging, hielt er ſich in Berlin

nur fünf Tage, vom 16 bis 21ten May auf. In diesen fünf Tagen also müßte der Abbé, bey ganz neugeschlossener Jugendfreundschaft, den Kronprinzen oft vor den Freymaurern gewarnet haben; in diesen fünf Tagen des J. 1736 müßte es doch aufs spätteste geschehen seyn, daß der Kronprinz herzlich über des Abbé Ermahnungen gelacht, und dann in die Loge gegangen wäre. Aber wie sollte dieß nur möglich seyn? Zum Unglücke für Hrn v. Z. Erzählung ward der Kronprinz erst den 14. August 1738 zu Braunschweig in den Freymaurerorden aufgenommen *); und bedurfte also im Jahre 1736 in Berlin weder einer Warnung vor den Freymaurern, noch konnte er in die Loge gehen. Hiezu kommt, daß weder im Jahre 1736 noch im Jahre 1738, weder in Königsberg noch in Berlin eine Freymaurerloge war, bis Friedrich II. als König im Jahre 1740 in Berlin, selbst erst nach der Zurückkunft von dieser Strasburger Reise, eine errichtete **). Was soll man nun von Hrn. v. Z. seyn sollender Anekdote denken, die Unmöglichkeiten enthält, und die er doch mit einer pomphaften Berufung auf einen Minister, so wichtig machen will? Er kann einen wahren, aber unbedeutenden Umstand von einem Minister gehört haben, zu diesem aber setzt er sechs Umstände aus seiner Einbildung willkürlich hinzu. So verfährt kein gewissenhafter Geschichtschreiber! Dieß sey ein abermaliges Beyspiel, wie wenig den Erzählungen des Hrn. v. Z. zu trauen ist, wenn er sich gleich mit wichtiger Mine auf sehr respektable Zeugnisse beruft. Es ist zu befürchten, daß wir ihn weiter unten noch mehrmals so auf dem fahlen Pferde finden werden! Ueber

*) S. Lettres de Bielfeld. S. 16.

**) S. ebendaselbst S. 162.

Ueber das fünfte Kapitel.

Von Friedrichs vorgeblich griechischem Geschmacke in der Liebe.

Die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. macht sich zum unumschränkten Herrn über Leib und Gut, und thut Gutes und Böses nach eigenem Wohlgefallen, ohne alle Rücksicht auf Wahrheit und Geschichte. Im zweyten Kapitel verlieh sie dem Könige Friedrich II. beym Antritte seiner Regierung Fabriken, von denen sie schon eine Million Menschen leben ließ, und Baumwollenmanufakturen, welche vor dem Antritte seiner Regierung außer Hrn. v. Z. niemand in den preußischen Landen gesucht hätte; sie vermehrte seine zwey aus Wirtemberg erhaltene Regimenter auf sechse; sie ließ ihn zwey und siebenzig Millionen baares Geld erben, und schenkte ihm noch mehr als acht Millionen bloß an Silberzeug. Welche gränzenlose, welche mehr als feenmäßige Freygebigkeit! Im dritten Kapitel gings schon ein wenig schlechter; denn obgleich die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. Friedrich den Großen gern mit allen östreichischen Erblanden belehnet hätte, so wollte sie ihn doch auch katholisch machen, und beynahe hätte diese fruchtbare Einbildungskraft, die preußischen Staaten in einen höchstverderblichen Krieg mit dem Kaiser Karl VI. verwickelt. Aber in diesem Kapitel kommt nun vollends der hinkende Bothe nach! Die Einbildungskraft unsers

Hrn. Ritters verstümmelt den Körper des Königs aus eigener Machtvollkommenheit an einem sehr wesentlichen Theile. Unser Herr Ritter stehet da, keck und hartherzig wie Saturn, der mit diamantner Sichel des Uranus Mannheit abschnitt! Dem Saturn ward für dieses Unternehmen geweißaget, sein Sohn würde ihn des Reichs entsetzen, und er verschlang deshalb alle seine Kinder. Wie gut wäre es für den Ruhm des Hrn. v. Z., wenn er so manche Kinder seines Geistes vertilgen könnte, besonders seine Fragmente, welche ihn gewiß von dem Throne stürzen werden, auf welchen er sich setzte, um Friedrich den Großen zu richten.

Man kommt in die Versuchung, die Ammenmärchen, welche uns Hr. v. Z. als Fragmente über Friedrich den Großen aufheften will, von der komischen Seite anzusehen; denn wenn man sie ernsthaft betrachtet, so ists, wenn man sich auch noch so sehr vorgenommen hat nicht in Eifer zu gerathen, kaum möglich sich der Indignation zu erwehren, welche die Menge seiner Erdichtungen und Unrichtigkeiten bey jedem, welcher historische Wahrheit und den großen König schätzt, nothwendig hervorbringen müssen.

Kann wohl etwas unanständiger und vorschneller, aber auch zugleich durchaus unrichtiger seyn, als der Inhalt dieses Kapitels! Welcher ehrbare Mensch redet wohl gern in öffentlichen Schriften von solchen Sachen, wie in diesem Kapitel vorkommen? Hr. v. Z. macht sich auch selbst diesen Einwurf und sagt darüber S. 71: "Freylich wird man mir von allen "Seiten vorwerfen, daß ich über eine so äußerst delikate "Materie hätte schweigen sollen. Aber würde man immer

"ver-

"verſchweigen, was ſich hierüber ſagen läßt, ſo würde man "das eigentlich Wahre dieſer Sache auch nie erfahren." Sehr wohl! wenn wir hier das eigentliche Wahre erführen, ſo möchte es noch hingehen. Aber ſelbſt wenn dieſes wäre, ſo ſollte ein edler Mann ſich wohl billig der möglichſten Vorſicht, Zurückhaltung und Schonung befleißigen, wenn er eine unangenehme, eine undelikate Wahrheit ſagen, wenn er über undelikate Materien, des höhern Nutzens wegen, öffentlich ſprechen müßte. Hat dieſes Hr. v. Z. gethan, ſo wie er ſollte? Die Leſer ſeiner Fragmente, welche feine Empfindungen haben, mögen entſcheiden. Wir werden unten nur ein einziges Beyſpiel anführen, wie wenig er weibliche Schamhaftigkeit ſchont.

Und was ſoll der Nutzen alles des Geſchwätzes ſeyn, was man in dieſem Kapitel findet? Eine ungebetene Vertheidigung des Königs gegen eine Beſchuldigung, von welcher jeder geſittete Menſch in Büchern lieber ſchweigen ſollte. Der geſunde Menſchenverſtand hätte Hrn v. Z. lehren können, daß eine ſolche Beſchuldigung, wenn ſie auch ganz ungegründet iſt, in einem öffentlich gedruckten Buche nicht kann vollſtändig widerlegt werden. Der König bedarf wirklich hierüber keine Vertheidigung. Daher werden wir auch dieſen Gegenſtand ſelbſt mit Stillſchweigen übergehen, zumal da jeder vernünftiger Menſch einſehen wird, daß man darüber nicht ſprechen kann, ohne in das unanſtändigſte Detail zu gerathen.

Worinn beſteht nun aber des Hrn. v. Z. Widerlegung? In ganz falſchen Erzählungen und darauf gebauten ganz leeren Vermuthungen, die er mit

nichts beweiſet, und aus denen man nicht einmal einen ſichen Schluß machen könnte, wenn ſie auch bewieſen, und die Erzählungen, welche durch dieſe Vermuthungen ſollen erklärt werden, nicht bloße Legenden wären. Man glaube nicht, daß wir allzuharte Ausdrücke brauchen, denn wir werden unten durch unwiderſprechliche Zeugniſſe beweiſen, mit welcher unglaublichen Dreiſtigkeit Hr. v. Z. die gröbſten Erdichtungen für Wahrheiten ausgiebt. Es iſt für die Wahrheit jeder Geſchichte überhaupt ſehr gefährlich, wenn ein Mann von Anſehen, wie Hr. v. Z., und der ſich noch dazu auf ſehr vorzügliche Quellen zu berufen affektirt, ganz falſche Erzählungen in die Geſchichte bringt. Denn es iſt oft ſehr beſchwerlich, einen ſolchen Mann deutlich zu widerlegen, weil man mehrentheils die Aktenſtücke, welche die Erdichtungen und den Betrug beweiſen, nicht dem Publikum vorlegen, oder die glaubwürdigen Zeugen nennen darf, wodurch daſſelbe völlig überzeugt werden kann. Hier iſt es einmal glücklicherweiſe der Fall. Ob wir gleich einen großen Widerwillen haben, uns auf eine ſo ſchmutzige Materie umſtändlich einzulaſſen, ſo ſehen wir uns doch dazu genöthigt, damit die groben Erdichtungen in dieſem Kapitel nicht ferner für Wahrheit gehalten werden.

Folgendes iſt die Hauptfabel, worauf Hr. v. Z. dieß ganze Kapitel gründet. Wir führen ſie mit ſeinen eigenen Worten, S. 75 und 78, an: "Gerade in der Zeit als ſein Vater ihn zur Vollziehung ſeiner "Heyrath nach Braunſchweig bringen wollte, hatte Friedrich "einen äuſſerſt heftigen veneriſchen Samenfluß. Er offen"barte die ſchreckliche Verlegenheit dem Markgrafen Heinrich "von Schwedt. Der nannte ihm einen kunſterfahrnen Mann, "und verſprach ihm, daß dieſer dem Uebel ſo gleich abhelfen "werde,

"werde, denn ihn ſelbſt habe er oft in wenig Tagen davon "befreyt. Dieſer ungeſchickte und heilloſe Künſtler war Leibarzt "des Markgrafen Ludewig zu Malchow; man nannte "ihn deswegen den Doktor von Malchow. Auf die Vor"ſtellung des Markgrafen Heinrichs ließ alſo Friedrich in ſeiner "Noth gleich den Doktor holen, und dieſer vertrieb ihm ſei"nen veneriſchen Saamenfluß in vier Tagen. Friedrich glaub"te ſich nun vollkommen hergeſtellt, und der Quackſalber ließ "ihn bey ſeinem Glauben. Die Reiſe nach Braunſchweig "hatte ihren Fortgang, und das Beylager ward vollzogen." — "Dieſer glückliche Zuſtand änderte ſich jedoch nach Verlauf "eines halben Jahres. Der verſtopfte Saamenfluß brach "mit großer Wuth und mancherley böſen Symptomen "wieder hervor. Friedrich verfiel in eine heftige Krank"heit, die man zu verbergen ſuchte, und deren Urſache man "zumal verſchwieg. — Es ward ſo arg, und der kalte Brand "war ſo nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken "Friedrich das Leben zu retten vermochte, und wirklich "gerettet hat: als — ein grauſamer Schnitt!"

Dieß iſt die Hauptfabel! Die Hypotheſen und Erzählungen, wodurch dieſe Fabel ſoll beſtärkt und erklärt werden, beſtehen darinn, daß Hr. v. Z. vorgiebt, um den vermeinten grauſamen Schnitt in Vergeſſenheit zu bringen, habe der König länger als funfzig Jahre lang den griechiſchen Geſchmack in der Liebe öffentlich affektirt, und ſelbſt das Gerücht davon ausgeſprengt, er habe deshalb auch die unzüchtigſten Bilder in ſeinen Schlöſſern allenthalben zur Schau gehängt, und ein Buch, worinn er widernatürlicher Unzucht beſchuldigt wird, ſelbſt in ſeiner Reſidenz drucken laſſen, um dieſes Gerücht auszubreiten. Wir werden unten von dieſen Hypotheſen und Erzählungen weiter ſprechen, und zeigen, daß ſie alle ohne Ausnahme erdichtet ſind.

Die hauptsächlichste Frage wäre zuerst, ob die Verstümmelung wahr sey, oder nicht. Dieß hätte denn Hr. v. Z. wohl vor allen Dingen sehr genau untersuchen sollen, ehe er darüber ein Wort öffentlich gesagt hätte. Er selbst macht ja die Sache erstaunend wichtig, und mehr als sie es seyn könnte, wenn sie auch wahr wäre. Er sagt S. 71: "Ueber "eine wichtigere Sache kann man nicht schreiben, wenn "man über das Leben und den Charakter Friedrichs des Großen "schreibt." Ferner sagt er S. 80 vom Könige selbst: "Es ward die größte Angelegenheit seines Lebens, seine "kleine Verstümmelung zu verbergen." Nun! wenn man von einer so sehr wichtigen Sache zu schreiben hat, so ist es doch wohl nöthig, daß man sich erst genau nach der Wahrheit aller Umstände erkundigt. Aber nicht das Geringste hat hierzu der Hr. v. Z. gethan. Ein einziger Brief nach Berlin an eine von denjenigen Personen, welche um den König gewesen waren und seinen Leichnam gesehen hatten, würde schon hinlänglich gewesen seyn, ihm zu zeigen, welche grobe Irrthümer er für Wahrheit halte. Aber auch dieses that er nicht einmal. Er glaubte blindlings einer der plattesten elendesten Volkssagen, welche Voltäre niederträchtig und undankbar genug war, in einer gedruckten Schrift, die von den gröbsten Unwahrheiten über Friedrich II. strotzet, zuerst öffentlich zu sagen, *) und stutzte diese elende Volkssage mit neuen aus der Luft gegriffenen Umständen auf.

Was

*) S. Vie privée du Roi de Prusse. 8. 1785. S. 41. Der Marki de Condorcet, der dem Könige bey seinem Leben schmeichelte (S. seine Korrespondenz mit dem Könige in den Oeuvres posthumes T. XV. S. 264. ff. S. 282.) und ihn nach seinem Tode einen Tyrannen nennt, (S. Berl. Monathschrift, 1790. Jul. S. 46.), hat sich nicht entblödet, diese Schandschrift, wen

Was Hrn. v. Z. und ſeiner Wahrheitsliebe noch weniger Ehre macht, iſt, daß er nicht allein unterlaſſen hat, ſich in Berlin und Potsdam bey denjenigen Leuten zu erkundigen, die es wiſſen konnten, ſondern daß er auch ſehr ſichtlich das Zeugniß derjenigen, welche etwa den entblößten Körper des Königs könnten geſehen haben, und daher wider ihn zeugen möchten, ſchon im voraus verdächtig zu machen ſucht. Er legt es darauf an, im voraus zu inſinuiren, der König habe hier etwas zu verbergen geſucht. Er giebt S. 98 vor: "Der König habe nie"mals, auch bey keinem Vorfalle in ſeinen Krankheiten "den geheimſten Theil ſeines Körpers ſehen laſſen." Er giebt ferner vor: "Der Hr. Geheimekriegsrath Schöning "habe ihn dieſes in Sansſouci verſichert." Dieß iſt aber ganz ungegründet, ſondern Herr Schöning hat ihm nur geſagt, was ſchon aus ſeinem Munde Hr. O. K. R. Büſching (im Charakter Fr. II. 2ten Ausg. S. 29.) berichtete:

"Daß der König in Anſehung ſeines Körpers ſehr ſcham"haft geweſen, und beym Anzug und Auszug die Entblößung "vermieden habe."

Nie aber hat er geſagt, oder ſagen können, daß wenn es in Krankheiten die Nothwendigkeit erfodert hat, die Entblößung nicht ſtatt gefunden habe. Dieſes ſchiebt Hr. v. Z. nur ſehr ſchlau ein, um ſchon im voraus den Gedanken zu verhindern, daß ihn etwa jemand durch den Augenſchein widerlegen könne.

von welcher man zur Ehre Voltärens noch zweifeln wollte, ob er der Verfaſſer wäre, als Voltärens eigenes Werk, zur Beylage ſeiner eigenen partheyiſchen und trocknen Vie de Voltaire aufs neue drucken zu laſſen. Alle ſchändliche Unwahrheiten über den König, und auch dieſe ſtehen noch darinn. (S. Oeuvres de Volt. Ed. de Beaumarchais. T. XLII. S. 270.)

Hätte Hr. v. Z. nur im geringsten nachgedacht, und des Herrn Professor Selle Krankheitsgeschichte Friedrichs II. nachgesehen, so würde er S. 52 gefunden haben: „Daß den 28 Julius der Hodensack anfing aufzuschwellen," und ferner S. 53: „daß nach einigen Tagen die Geschwulst des Hodensacks zusehends abnahm." Hier hätte schon Hr. v. Z. die deutlichste Widerlegung seines Vorgebens gefunden, denn wenn man das Schwellen und das Abnehmen der Geschwulst zusehends merken konnte, so mußte doch wohl jemand diese Theile entblößt gesehen haben. Dieß war eben der Herr G. R. R. Schöning, welcher auf Befehl des Königs, als ein Chirurgieverständiger diese Besichtigung verrichten mußte. Er hat uns Erlaubniß gegeben, hier öffentlich zur Steuer der Wahrheit mit Nennung seines Namens drucken zu lassen, was er mündlich versicherte:

"Daß Er, auf Befehl des Königs, verschiedenemal "den Zustand der Geschwulst aufmerksam untersucht, und "dabey nicht die geringste Verstümmelung der Geburts"theile gefunden habe."

Dieß Zeugniß dieses würdigen Mannes, der bey vollem Lichte und verschiedenemal diese Theile, beym Leben des Königs, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, wird jedermann überzeugen, daß Hr. v. Z. etwas ganz falsches erzähle, und bessere Nachricht hätte erhalten können, wenn er sich nur darum hätte bemühen wollen. Aber man siehet leider nur allzudeutlich, er wollte nicht eines bessern überzeugt seyn, weshalb er auch unwahrscheinlich zu machen sucht, es könne jemand diese Theile an dem entblößten Leichnam betrachtet haben, und wäre es ja geschehen, dessen Zeugniß im voraus verdächtig macht. Denn

er

er giebt S. 99 ferner vor: "Der König ſoll aufs ſchärf-
"ſte verboten haben, daß man ihn nach ſeinem Tode nicht
"ankleide, ſondern ihn bloß in ſeinem militäriſchen Man-
"tel bis an den Hals zugedeckt, hinlege." Er darf zwar nicht leugnen: "daß man dem Leichnam ein reines Hemde
"angezogen und daß Hr. Generalchirurgus Engel das Waſſer
"aus dem Bauche gezogen habe," giebt aber gleich ſehr ſchlau im voraus zu verſtehen: "man werde die viel-
"leicht an ſeinem waſſerſüchtigen Leichnam unſichtbare Verſtümmelung nicht eben haben bemerken können."
Aber dieſes iſt alles falſch. Es iſt nicht andem, daß der König das geringſte befohlen oder verboten hat, was nach ſeinem Tode vorgenommen oder unterlaſſen werden ſollte. Der Körper des Königs hat länger als anderthalb Stunden ganz entblößt gelegen, und iſt von mehr als zwölf Perſonen geſehen worden, welche ſämmtlich bezeugen können, daß dasjenige, was Hr. v. Z. ſehr ungebührlicher Weiſe ableugnet, ganz vollkommen und in die Augen fallend, unverſtümmelt vorhanden war. Die Urſachen, warum der Leichnam ſo lange entblößt lag, waren folgende: Der Herr Generalchirurgus Engel zog aus dem Unterleibe und den Beinen eine Menge Waſſer, darauf ward der Körper von deſſen drey chirurgiſchen Gehülfen allenthalben gewaſchen, hierauf formte der Bildhauer Herr Eckſtein das Geſicht in Gips ab, und hernach mußte daſſelbe wieder gereinigt werden, und alsdann erſt konnte man den Leichnam ankleiden. Es war alſo Zeit genug da, daß die vielen Perſonen, welche im Zimmer zu thun hatten, den ganzen Körper im hellen Lichte, ungeſtört und aufmerkſam betrachten konnten, ſo lange ſie wollten.

Herr

Herr O. K. R. Büſching hat ſchon in ſeinen zuverläſſigen Beyträgen zur Regierungsgeſchichte K. Friedrichs II. im Anhange S. 21. folgendes Zeugniß des Herrn Generalchirurgus und Hofrath Engels öffentlich bekannt gemacht:

"Ich kann auf meine Ehre verſichern, daß Hrn. v. Z. "Vorgeben grundfalſch iſt; denn ſämmtliche männliche Theile "des verſtorbenen Herrn waren ſo vollkommen und unverletzt, wie bey jedem andern geſunden Menſchen, und auch "nach ſeinem Tode war dieſes ohne Irrthum zu bemerken."

Das Zeugniß dieſes würdigen Mannes, und das des Herrn GR. Schönings wird jeden vernünftigen Leſer völlig überzeugen, wie grundlos das Vorgeben des Hrn. v. Z. ſey. Wir können indeſſen hier noch das ausdrückliche Zeugniß der drey Chirurgen beyfügen, welche den Auftrag hatten, den Leichnam mit wohlriechenden Waſſern zu waſchen. Dieſelben mußten bey dieſem Geſchäfte jeden Theil des Leichnams nicht nur ſehen, ſondern auch mit Händen betaſten. Jeder, der eine ſo gute Gelegenheit gehabt hätte, würde ſie wohl gewiß genutzt haben, um den Körper, worinn eine ſo große Seele gewohnt hatte, mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Die elende Volksſage, welche Voltaire zuerſt öffentlich bekannt gemacht hatte, war übrigens auch ihnen zu Ohren gekommen, und dieß hatte ſehr natürlich ihre Neugierde erregt, um die Theile aufs genauſte zu beſichtigen. Hier iſt das von ihnen ausgeſtellte Zeugniß:

"Da uns Unterſchriebenen, als damaligen Kompagnie-"Chirurgen des 1ten Bataillon Leibgarde, auf hohen Befehl "den 17ten Auguſt 1786, nach Ableben des Hochſel. Monar-"chen Friedrichs II., die Leiche äußerlich zu waſchen aufgetra-"gen wurde, bot ſich uns daher die Gelegenheit dar, Seinen

"Kör-

"Körper entblößt genau zu unterſuchen. Wir ſind hierdurch "in Stand geſetzt worden, vor der ganzen Welt die ungegrün- "deten Nachrichten, ſo auf bloßes Hörenſagen ſich ſtützen, ge- "radezu zu widerlegen, indem des Hochſel. Königs äußer- "liche Geburtstheile geſund, und nicht verſtümmelt, "von uns vorgefunden wurden."

"Die beiden Hoden waren ohne den geringſten Fehler "in ihrer natürlichen Lage gegenwärtig: der Saamenſtrang "ohne die mindeſte Verhärtung oder Ausdehnung deutlich bis "zum Eingange des Bauchringes zu fühlen, die männliche "Ruthe hatte eine natürliche Größe; in den Weichen "und Schaamgegenden war nicht das geringſte Merkmal ei- "ner Narbe, oder Verhärtung, von einer jemals dieſe Theile "betroffen gehabten Krankheit zu entdecken. So daß wir "pflichtſchuldigſt dieſes Zeugniß der Wahrheit jenen Unwahr- "heiten frey entgegenſtellen können. Berlin den 6ten Decbr. "1790."

"C. L. Ollenroth
"Königl. Penſionair-Chirurgus.
"Roſenmeyer
"Königl. Penſionair-Chirurgus.
"Liebert
"Königl. Penſionair-Chirurgus."

Da nun durch dieſe Zeugniſſe aufs vollſtändigſte erwieſen iſt, daß des Hrn. v. Z. Vorgeben nicht den geringſten Grund hat; was ſoll denn nun das wahrheitsliebende Publikum vom Hrn. v. Z. urtheilen, der eine ganz falſche Geſchichte, die noch dazu an ſich von einer Natur iſt, daß ein ehrbarer Mann gern vermeidet davon zu reden, aufgreift, ohne nur einmal die geringſte Autorität anzuführen, und darauf eine ganz läppiſche Vertheidigung des Königs bauen will? Seine Erzählung führt noch dazu ſolche Unwahrſcheinlichkeiten mit ſich, daß wenn er nur ein

klein

klein wenig Ueberlegung angewendet hätte, er nothwendig dagegen mistrauisch werden mußte, und sie viel genauer hätte untersuchen sollen, ehe er sich unterfangen hätte, von solchen wunderlichen Dingen öffentlich zu reden. Man bedenke nur folgendes:

1) Welcher Verantwortung würde sich ein Chirurgus ausgesetzt haben, wenn er vor seinen eigenen Kopf eine Operation unternommen hätte, die den vermählten Kronprinzen zur Zeugung untüchtig gemacht hätte? Welcher Verantwortung würde er sich ausgesetzt haben, wenn dieß nachher weiter bekannt geworden wäre, und andere Aerzte und Chirurgen die Meinung geäußert hätten, der Schaden möchte wohl ohne eine solche Operation haben können geheilet werden? Welcher Verantwortung würde er sich ausgesetzt haben, wenn eine Operation, welche doch bekanntlich bey einer erwachsenen Mannsperson nicht ohne Gefahr ist, einen tödtlichen oder sonst gefährlichen Ausgang genommen hätte? Es ist also offenbar, daß es niemand gewagt haben würde, ohne Vorwissen des Königs und ohne Zuziehung der erfahrensten Chirurgen und Aerzte eine solche Operation vorzunehmen.

2) Hieraus, und daraus, daß die vorherige Krankheit und die nachherige Operation mit ihren Folgen ein Krankenlager von einigen Wochen voraussetzen, folgt unwidersprechlich, daß man die Krankheit nicht, wie Hr. v. Z vorgiebt, für eine bloße Unpäßlichkeit hätte ausgeben können. Wenn nun mehrere Personen um die Operation hätten wissen müssen, welches gar nicht zu hindern gewesen seyn würde; so hätte der König sich unmöglich können einfallen lassen, sie ganzer funfzig Jahre verber-

gen

gen zu halten. Es hätte vielmehr, beſonders unter Aerzten und Chirurgen, die Sache ganz bekannt ſeyn müſſen, und wenn ſie wahr geweſen wäre, würde man wirklich bey dem entblößten Leichname des Königs nicht ſo viele Perſonen zugelaſſen haben.

3) Viele Aerzte und Chirurgen haben ſchon ihre äußerſte Verwunderung bezeugt, daß ein ſolcher Arzt, wie Hr. v. Z., eine Vorausſetzung hat annehmen können, welche mit den erſten Principien der Arzneykunſt ſtreitet. Alle erklären es für unmöglich, daß ein verſtopfter Tr. bey oft wiederholtem Beyſchlafe erſt nach ſechs Monathen wiederkomme, und alsdenn ſogleich mit ſolcher Wuth und mit ſolchen böſen Symptomen hervorbrechen könne, als Hr. v. Z. erzählt.

4) Das luſtigſte iſt, daß ein Leibarzt des Markgrafen Chriſtian Ludewig, der ein ungeſchickter Quackſalber geweſen, und den man den Doktor von Malchow genannt hätte, gar nicht exiſtirt hat. Vielmehr war der Leibarzt dieſes Markgrafen, bis zu deſſen 1734 erfolgtem Tode, (wie es noch vielen lebenden Leuten bekannt iſt, und auch aus den damaligen Addreßkalendern erhellt,) der D. Johann Hieronymus Fiſch, ein Schweizer von Geburt, (daher ſich Hr. v. Z an ſeinem eigenen Landsmanne verſündigt) und einer der berühmteſten Aerzte in Berlin, der noch dazu in veneriſchen Krankheiten für ſehr bewährt gehalten ward. Auſſerdem hatten ſowohl der Markgraf als der Kronprinz ſelbſt ſehr geſchickte Leibchirurgen, welche einen ſo groben Fehler in der Heilung einer ſo ſimplen Krankheit zu begehen ganz unfähig waren.

Ueber alles dieſes fügen wir hier das ausführliche Zeugniß des Königl. erſten Generalchirurgus

Herrn

Herrn Theden bey. Derselbe ist seines hohen Alters wegen, da er die im J. 1733 lebende chirurgische und medicinische Personen noch persönlich gekannt hat, um so viel mehr ein auf alle Weise gültiger Zeuge. Folgendes ist sein Zeugniß:

"Ew. mir vorgelegte Fragen beantworte ich in strengster "Wahrheit:"

"1) Nie hat in dem Dorfe Malchow ein Doktor "existirt. Der sel. geschickte Regimentschirurgus Pistor, "Herzogl. Friedrich von Braunschweigschen Regiments, war "Leibchirurgus unter dem Namen Kammerdiener bey dem "Markgrafen Christian Ludwig, dem Malchow gehörte, und "besorgte in Kleinigkeiten seine Gesundheit. In bedeutenden "Fällen ward der sel. Doktor Fisch, ein gebohrner Schweizer, ein sehr berühmter praktischer Arzt fast aller hiesigen "großen Häuser, zu Rathe gezogen, welcher des Markgrafen "wirklicher Leibarzt war. Herr D. Fisch war auch damals in Heilung venerischer Krankheiten sehr berühmt, "würde also auch verstanden haben, dem Kronprinzen einen "Tr. zu heilen, wenn er dazu gefordert worden wäre; wovon "ich aber niemals etwas gehöret habe. Der Kronprinz hatte einen Leibchirurgus als Kammerdiener, Namens Wilonak, welcher als Regimentschirurgus bey dem jetzigen Regiment von Brüning verstorben. Es war noch 1733 ein "sehr berühmter Regimentschirurgus bey dem jetzigen Regiment von Marwitz, Namens Sirmand, welcher an dem "Hofe des Kronprinzen gebraucht wurde. Ueberdieß lebten

"2) der Generalchirurgus Holzendorf und Brandhorst in Potsdam; hier der Prof. Senf, Pallas und Leibchirurgus Bingert, allesammt berühmte Männer, von welchen es keiner hätte wagen würden, den Thronerben ohne "des Höchstsel. Königs Friedrich Wilhelm I. Vorwissen "zu verstümmeln, um so weniger als diese Operation nicht "ohne alle Gefahr ist. Und es würde doch einer oder der "andere dieser Männer zu Rathe gezogen seyn."

"3) Nie-

"3) Niemals habe ich von einer solchen Verstümmelung "gehört."

4) Ein gestopfter Tr. kann zwar wiederkommen, wenn "in Debauche mit unreinen Weibsbildern fortgefahren wird. "Wenn aber 1) derselbe gut geheilet ist, und der Patient 20 "Jahr erreichet, so traue ihm Vorsichtigkeit zu, und der Tr. "wird beym reinen Beyschlaf nicht erst nach sechs Monaten "wiederkommen. 2) Gesetzt aber, der Tr. sey wiedergekom- "men, so kann dieser niemals für sich allein, er sey so hef- "tig als er wolle, den **Brand** hervorbringen; nur die chan- "crösen Geschwäre oder vielmehr paraphymoses erzeugen "denselben."

"Und was will alles das Geschwätze sagen? Herr Gene- "ralchirurgus **Engel**, ein wahrhafter Mann, welcher beym "Abwaschen des Höchstsel. Königs gegenwärtig war, welches "die jetzigen Pensionairchirurgi Herren **Ollenroth**, **Rosen- "meyer** und **Liebert** verrichteten, bezeugen, daß sie das "membrum virile unbeschädigt gefunden haben."

"Berlin den 7. December 1790."

"**Theden.**"

Man sieht also, wie äußerst sorglos von allen Seiten Hr. v. Z. gehandelt hat. Seine Hypothese, womit er seine Legenden und Erdichtungen erklären will, ist warlich eben so ungereimt, als diese Erdichtungen selbst. Der König soll mehr als funfzig Jahre lang selbst etwas, was er nicht that, ausgesprengt haben, um seine angebliche Verstümmelung zu verbergen. Dieß ist ganz aus der Luft gegriffen; und es ist ohne den geringsten reellen Grund wider alle Wahrscheinlichkeit angenommen, daß der König eine solche Maskerade viele Jahre lang hätte machen können, die seiner auch ganz unwürdig gewesen wäre. Er müßte wahrhaftig eine sehr kleine Seele gehabt haben, wenn er eine so lange Zeit sich um einer Sache wegen, die doch

nicht zu ändern gewesen wäre, sein ganzes Leben lang hätte verstellen, und von sich selbst ein nachtheiliges Gerücht ausbreiten wollen, um etwas zu verbergen, das eigentlich ganz zu verbergen unmöglich gewesen seyn würde. Er hat aber auch so unwürdig nicht gehandelt. Alles, was Hr. v. Z. darüber vorbringt, ist leere Erdichtung, wobey man nur über seine Dreistigkeit erstaunen muß, die mit seiner unaezähmten Einbildungskraft und mit seiner Unwisserheit im genauesten Verhältnisse steht.

Er giebt S. 81. vor, der König "habe, um die "vermeinte Verstümmelung zu verbergen, sich viele unzüchtige Gemälde angeschaft, und habe sich das Ansehen gegeben, als fände er Gefallen daran." Weil Voltaire unter mehrern Unwahrheiten, den König betreffend, erdichtet hatte, es sey im Speisesaal des Königs ein ganz scheußlich unzüchtiges Gemälde von Pesne vorhanden gewesen; so hatte Herr Nicolai, im IIIten Hefte seiner Anekdoten, nach genauer Erkundigung, der Wahrheit gemäß angezeigt, daß in den Königl. Schlössern keine unzüchtige Gemälde vorhanden gewesen. Hierüber begegnete ihm Hr. v. Z. mit einer höhnischen Verachtung, die Hrn. N. gar nicht trifft, sondern auf ihn selbst zurückfällt. Er will denselben durch einen Brief des Herrn Ministers von der Horst widerlegen, welcher versichert: Er habe im Jahre 1747 dergleichen unzüchtige Gemälde in den Zimmern des Königs gesehen, und sie wären nur nach dem siebenjährigen Kriege weggenommen worden. Man muß freylich erstaunen, wie der Herr Minister von der Horst dieß hat sagen können; da alle Personen, die um den König gewesen und in den Schlössern bekannt sind, das Gegentheil wissen, und einstimmig behaupten. Das einzige,

zige, was zur Entſchuldigung dieſes Briefes dienen kann, iſt, daß die Abſicht des Hrn. v. d. Horſt nicht geweſen iſt, daß der Brief hat öffentlich ſollen bekannt werden. In einem Privatbriefe, den man vielleicht ſchnell ſchreibt, und der weiter nicht bekannt werden ſoll, iſt es eher zu verzeihen, wenn man bloß aus dem Gedächtniſſe etwas ſagt, deſſen man ſich richtig zu erinnern glaubt, aber ſich deſſen unrichtig erinnert. Ganz anders würde es ſeyn, wenn jemand auf ſolche leichte und unſichere Erinnerung einem Manne Unwahrheiten Schuld geben wollte, der dasjenige ſorgfältig unterſucht hat wovon er ſchrieb, und der als ein Mann bekannt iſt, der ſorgfältig zu unterſuchen pflegt. Wenn der Hr. v. d. H., wie wir hoffen wollen, dem Hrn. v. Z. nicht Erlaubniß gegeben hat, dieſen Brief öffentlich bekannt zu machen; ſo iſt es eine von den unverzeihlichſten Indiskretionen des Hrn. v. Z., womit er ſeinen Gönner vor der ganzen Welt kompromittirt hat. Herr Nicolai, dem nicht zu verdenken war, daß er ſeine Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit einer bloßen hier nicht gültigen Autorität nicht Preis geben wollte, hat ſich dadurch genöthigt geſehen, im Vten Hefte ſeiner Anekdoten dieſen Brief Schritt vor Schritt aus den ſicherſten Nachrichten zu widerlegen, und zu zeigen, daß der Inhalt deſſelben ganz unrichtig iſt. Beſonders haben ihm zwey der verehrungswürdigſten Männer im Staate, nämlich der Königl. Generallieutenant und wirkliche Staats- und Kriegsminiſter Herr von Rohdich, und der Königliche Generallieutenant Freyherr von Schlieſſen erlaubt, zur Steuer der Wahrheit, in Ihrem Namen öffentlich zu erklären:

"Daß ſie niemals in irgend einem Zimmer der Kö-
"niglichen Schlöſſer unzüchtige Gemälde geſehen haben,
"am wenigſten ein ſo ſchreckliches Gemälde, wie es Vol-
"taire beſchreibt."

Das Zeugniß dieſer beiden verehrungswürdigen und ſo ſehr glaubwürdigen Herren iſt wohl allein ſchon ganz entſcheidend hierüber, obgleich auch noch mehrere Zeugniſſe und Gründe beygebracht werden. Beſonders der Herr General von Rohdich hat faſt ſein ganzes Leben in Potsdam zugebracht, und iſt ſo zu ſagen faſt täglich in den Zimmern des Königs geweſen, und müßte alſo etwas ſo ſehr auffallendes bemerkt haben; dagegen der Herr von der Horſt im J. 1747 etwa 17oder 18 Jahre alt war, und ſich damals nur ſehr kurze Zeit in Potsdam kann aufgehalten haben. Selbſt der Hr. v. d. Horſt wird vermuthlich nunmehr dem Zeugniſſe zweyer Männer von dieſem Gewichte mehr trauen, als ſeiner eigenen ungewiſſen Erinnerung.

Indeſſen hat Hr. v. Z. durch die unbedachtſame Bekanntmachung dieſes Briefes ſich ſelbſt und der Glaubwürdigkeit ſeiner Fragmente einen ſehr üblen Dienſt geleiſtet. Es iſt gar kein Zweifel, daß der Hr. v. d. Horſt wirklich glaubte, die Sachen wären ſo geweſen, wie er ſie in ſeinem Briefe ſchrieb. Nun zeigt ſich aber aus unwiderſprechlichen Zeugniſſen, daß ihn ſein Gedächtniß getäuſcht hat. Es kann jemand ein Mann von den größten Verdienſten und der rechtſchaffenſte Mann ſeyn, wenn gleich ſein Gedächtniß ungetreu iſt. Nur kann man ihn alsdann nicht für einen völlig ſichern Zeugen in hiſtoriſchen Sachen halten; denn mit dem beſten Willen kann er Sachen ſagen, deren er ſich

zu

zu erinnern glaubt, deren er ſich aber unrichtig erinnert. Der Leſer ſtellet ſich wenigſtens die Möglichkeit vor, daß ſich bey dieſem Herrn auch in noch wichtigern Sachen Gedächtnißfehler haben einſchleichen können; beſonders müſſen einem unbefangenen Leſer hiebey verſchiedene Erzählungen beyfallen, die Hr. v. Z. im dritten Kapitel bloß deswegen behauptet, weil ſich der Hr. Miniſter v. d. Horſt erinnern ſoll, ſie ehemals gehört zu haben, die aber mehrentheils mit der bekannten Geſchichte nicht zu vereinigen ſind (S. z. B. oben S. 79.). Daher würde Hr. v. Z. wohlgethan haben, ſich wenigſtens nicht mit ſo ſehr vielem Ungeſtüm bloß auf deſſen Zeugniß allein allenthalben zu berufen, und ſelbſt nichts weiter im geringſten zu unterſuchen.

Aber Ungeſtüm iſt der hauptſächlichſte Fehler des Hrn. v. Z. Dieſer hindert ihn an allem Nachdenken, und verführt ihn, Erdichtungen und falſche Nachrichten niederzuſchreiben, über die man erſtaunen muß, wenn man ſie näher unterſucht. Wir haben in dieſem Kapitel folgendes Beyſpiel davon, welches faſt allen Glauben überſteigt.

Hr. v. Z. giebt S. 95. vor: "Der König habe die "Ausbreitung eines gewiſſen Verdachts mit ſeiner ganzen "Königskraft begünſtigt." Er fährt ferner S. 96 fort: "Die allerſtärkſte Vermuthung giebt wohl eine von "Ihm dem Buchhändler Bourdeaux ertheilte Erlaub"niß, die von la Beaumelle verfälſchte Edition der "Pucelle d'Orleans gleichſam unter den Fenſtern ſeines "Schloſſes zu drucken."

Es wäre wirklich ſehr unglücklich für Hrn. v. Z., wenn die allerſtärkſte Vermuthung für eine ſeiner widerſinnigſten Behauptungen ſich auf eine der gröbſten Erdichtungen gründete, dergleichen noch

wohl nie ein Schriftsteller mit so dreister Stirn für Wahrheit hat ausgeben wollen. Er fährt S. 97 fort: "Es findet sich in dieser Edition der Pucelle d'Orleans, die "la Beaumelle in Berlin herausgab, und Bourdeaux "mit Genehmigung des Königs in Berlin drucken "ließ, die unverschämt satyrische Stelle, wo man den König "nicht nur klar und offenbar, nicht nur so verläumderisch und "so grob als möglich, sondern vollends mit der allerhöchsten "Deutlichkeit, des griechischen Geschmackes in der Liebe be"schuldigt. Hätte Friedrich nicht selbst gewollt, daß ganz "Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glau"be; so hätte er auch nie erlaubt, daß man gegen Ihn "solche unverschämte Satyren in Berlin drucke."

Sehr unglücklich wäre es abermals für Hrn. v. Z. und für seine Hirngespinste aller Art, welche er für Schätze ausgiebt, die er, der glückliche Schriftsteller, sich zu verschaffen gewußt hat, wenn niemals eine solche unverschämte Satyre wider den König in Berlin weder mit noch ohne Erlaubniß des Königs gedruckt worden. Denn daraus würde, nach seiner eigenen Art zu schließen, sicher folgen, Friedrich habe eben nicht gewollt, daß Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glaube. Und so möchte es wohl seyn!

Hr. v. Z. spinnt indessen im IIten Bande seiner Fragmente S. 324 sein Hirngespinnst ganz unbesorgt weiter folgendermaßen aus: "La Beaumelle er"laubte sich bey seinem Streite mit Voltaire alle Mittel, um "diesem Gegner zu schaden. Er verfälschte, wie man "schon aus dem fünften Kapitel dieser Fragmente weiß, die "Pucelle d'Orleans, und schob in dieselbe eine dort erwehn"te Stelle, die alles enthielt, was nur irgend nach seiner "Meinung beleidigendes gegen den König gesagt werden konn"te, alles was fähig war, den König gegen Voltaire in den "höchsten Zorn zu bringen, und ihn dann auch jählings zu "stür-

„ſtürzen. la Beaumelle ſchickte ſein Manuſcript von „dieſer ſchändlich verfälſchten Edition, als wenn ſie von „Voltaire käme, an den Hofbuchdrucker und Buchhändler „Bourdeaux in Berlin. Bourdeaux war ein bekannter „Jedermann, und der König war ihm ſehr gewogen. Ver„muthlich glaubte alſo la Beaumelle, daß Bourdeaux das „Manuſcript dem Könige zeigen, und daß der König den „Druck alsdann verbieten werde; denn dieß war ihm „ſehr gleichgültig, weil ſeine einzige Abſicht dahin ging, „Voltairen zu ſtürzen. Bourdeaux ging auch wirklich „zum Könige mit ſeinem Manuſcript, und ſagte: ob er „gleich ſehr weit entfernt ſey, ſolche Abſcheulichkeiten drucken „zu wollen, ſo habe er doch dieß dem Könige anzeigen müſſen. „Hätte er dieſes Buch gedruckt, ſo hätte er wenigſtens da„durch zehentauſend Thaler gewonnen; und gewiß „müßte ſich der Gewinn jedes Buchhändlers, der den Ver„lag dieſes Buchs übernehmen werde, ſo hoch belaufen. Der „König las das Manuſcript, und ſagte zu Bourdeaux, „er könne es immerhin abdrucken; welches denn auch „geſchah.“

Hr. v. Z. erzählt alles ſo poſitiv und umſtändlich, als ob er es aus den ſicherſten Nachrichten wiſſe. Wir wollen uns aber doch die Freyheit nehmen, die ganze Sache etwas näher zu unterſuchen, und dabey ſowohl der Einbildungskraft als der Dreiſtigkeit des Hrn. v. Z. hierbey Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, welche hier wirklich eine außerordentlich glänzende Rolle ſpielen.

Fürs erſte iſts wieder einer der vielen lächerlichen Fehler, die aus des Hrn. v. Z. Unwiſſenheit in der Geſchichte überhaupt und beſonders auch in der Litterargeſchichte herkommen, daß es ihm einfällt, die Sache ſo vorzuſtellen, als habe la Beaumelle die Pucelle d' Orleans ſehr boshaftiglich verfälſcht, und die verfälſchte Ausgabe in

Berlin wollen drucken laſſen, um Voltairen beym Könige jählings zu ſtürzen. Hr. v. Z. hätte aber in der Correſpondance generale de Voltaire (in den Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha, T. LX. S. 179 u. ff.) finden können, daß dieſe ſogenannte verfälſchte Ausgabe im November 1756 herauskam, zu einer Zeit, da Voltaire ſchon längſt Berlin verlaſſen hatte. Es iſt alſo höchſt lächerlich, daß Hr. v. Z. vorgiebt, die einzige Abſicht, die la Beaumelle bey dieſer Ausgabe gehabt hätte, ſey geweſen, Voltairen beym Könige jählings zu ſtürzen, da er doch ſchon einige Jahre aus Berlin weg war. Dieſes Vorgeben wird dadurch noch ungereimter, da dieſe Ausgabe zu einer Zeit erſchien, als Voltaire mit dem Könige nicht in der geringſten Verbindung ſtand; denn Voltairens neue Korreſpondenz mit dem Könige war noch nicht wieder angefangen. Auch hätte Hr. v. Z. daſelbſt finden können, daß dieſe Ausgabe in Paris *) erſchien, und daß weder Voltaire noch ſeine Freunde, weder auf Berlin noch auf den König von Preußen desfalls einige Schuld haben legen wollen. Wenn er nur ein klein wenig nachgedacht hätte, hätte er auch gleich überlegen müſſen, welche erſtaunliche Unbilligkeit des Königs gegen Voltaire es geweſen ſeyn würde, wenn er erlaubt hätte, eine aus Bosheit verfälſchte Ausgabe der Pucelle in Berlin zu drucken, und daß Voltaire über eine ſolche Ungerechtigkeit Himmel und Hölle würde bewegt haben. Aber etwas nachzuſe-

*) S. Oeuvres de Voltaire, T. LX. S. 180. Daſelbſt nennt Voltaire dieſe Ausgabe *les Calomnies de Paris*. Desgleichen S. 182: On m'a enfin envoyé *de Paris* une de ces abominables éditions de la Pucelle.

zuſehen, etwas zu überlegen, — fällt dieß wohl jemals unſerm Herrn Ritter ein?

Es möchte übrigens wohl ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß dieſe Ausgabe überhaupt, und beſonders die ſchändlichen den König betreffenden Verſe wirklich verfälſcht waren; es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß wo nicht alle doch die meiſten Varianten dieſer Ausgabe von Voltaire ſelbſt ſind, welches beſonders daraus zu beweiſen ſeyn möchte, daß Voltaire einen Theil dieſer Varianten vorher ſeinen Freunden einzeln mitgetheilt oder vorgeleſen hat. Ob die Verſe wider den König von Voltaire ſelbſt ſind, mag dahin geſtellt ſeyn; aber ſie ſind um nichts härter und anſtößiger als eine Menge lügenhafter Anekdoten vom Könige in der Vie privée du Roi de Pr., welches ſchändliche Produkt doch der Markis de Condorcet ſeiner Vie de Voltaire als ein unſtreitiges Werk von Voltaire unter dem Titel: Memoires pour ſervir à la vie de M. de Voltaire écrits par lui-meme beygefügt und ſich nicht entblödet hat, ſo zu charakteriſiren: „Ces Memoires, où le ſouvenir „profond d'un *juſte* reſſentiment n'etouffe, ni la „gaïeté, ni la *juſtice.*“*) Es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß Voltaire damals dieſen groben Angriff auf den König gern hat bekannt werden laſſen; denn aus ſeiner Korreſpondenz erhellt genugſam, daß er damals dem franzöſiſchen Hofe auf Koſten des Königs von Preußen ſchmeichelte, welcher (wie er damals ſeine Korreſpondenten, beſonders den Duc de Richelieu gewiß verſicherte) würde zu Grunde gehen, wenn die „*impetuoſité* des Grenadiers fran„çais, *la furia francese* dem *pas de méſure* und der

*) Oeuvres de Voltaire, Ed. de Beaumarchais, T. XCII. S. 122.

„*grave diſcipline* des Pruſſiens“ würde entgegenge-ſetzt werden. Daß Voltaire dieſe Varianten für untergeſchoben erklärt, beweiſet nichts. Es iſt bekannt, daß er alles abzuleugnen ſich kein Bedenken machte, wenn er es für konvenient fand. Um nur ein Beyſpiel anzuführen: In einer von ihm ins Journal encyclopédique eingerückten Erklärung, betreffend ſeine Komödie, la Femme qui a raiſon, welche er damals auch für untergeſchoben erklären wollte,*) ſagt er ſehr dreiſt: „Je puis proteſter qu' „*aucune des brochures*, avec le titre *imprimé à Genève*, n'eſt de moi;“ da er doch damals Brochüre über Brochüre ſchrieb. Er ſagt: „Je ſuis ſi éloigné *d'envoyer à „Paris aucun ouvrage*, que je *n'ai aucun commerce ni direct „ni indirect* avec aucun libraire, *ni même avec aucun hom-„me de lettres à Paris*;“ da doch ſeine Korreſpondenz voll iſt von den Manuſcripten, die er poſttäglich nach Paris ſchickte, und da er wer weiß an wie viel Gelehrte ſchrieb. Er hat ſogar die Stirn zu erklären: „que je „*mépriſe* la Satire, & *que je n'en fais* point;“ da er doch damals Satire über Satire machte. Einem Manne, dem es ſo wenig koſtete, im Angeſichte des Publikum die Unwahrheit zu ſagen, kann man auch nicht glauben, wenn er die Ausgabe der Pucelle mit den Varianten für verfälſcht erklärt, er, der ſo viele Ausgaben ſeiner Schriften, ſo oft es ihm gefiel, für verfälſcht erklärte. Man wird es vielmehr niemand verdenken können, wenn er es für möglich hält, es könnte ſehr wohl Voltaire ſelbſt dieſe Ausgabe in die Welt geſchickt, wenigſtens ſie

*) Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha, T. LX. S. 181. 193. T. LXI. S. 125.

ſie unter der Hand befördert haben. Der Markis de Condorcet ſagt ſehr naif: „Cette infidélité „l'obligea d'achéver la Pucelle, & de *la donner au* „*public.*“*) Es ſieht Voltairen ſehr ähnlich, daß er ſelbſt eine ſo gute Gelegenheit veranlaßt hat, von der einen Seite ſeine ſatiriſche Varianten wider diejenigen, denen er nicht wohl wollte, auszuſtreuen, und ſich doch als einen Leidenden darzuſtellen, deſſen Werke die Bosheit verfälſcht hätte, von der andern Seite aber ſich eine ganz natürliche Veranlaſſung zu ſchaffen, durch eine verbeſſerte Ausgabe ein Werk in einer andern Geſtalt heraus zu geben, von welchem er wohl wußte, daß es viel Senſation erregen würde. Zudem ſieht man aus ſeiner Korreſpondenz ſehr deutlich, daß er zwar anfänglich ſehr geſchäftig war, die Ausgabe der Pucelle abzuläugnen und ſie auf la Beaumelle zu ſchieben; aber daß er in wenigen Wochen gar nicht mehr daran dachte. Was ihm wirklich wehe that, pflegte er ſobald nicht zu vergeſſen; über die Ausgabe des Siècle de Louis XIV von la Beaumelle, ſchimpfte er noch, als dieſe Ausgabe ſelbſt längſt ſchon vergeſſen war.

Geſetzt aber, Voltaire habe die Edition, von der die Rede iſt, auch nicht ſelbſt befördert, ſo iſt doch damit noch gar nicht bewieſen, daß ſie von ſeinen Feinden, und namentlich von la Beaumelle ans Licht gegeben ſey. Zwar Voltaire hat, ſobald die Ausgabe herauskam, ſogleich recht gefliſſentlich ausgebreitet, wie man aus ſeiner Korreſpondenz ſiehet,**) la

*) Vie de Voltaire, p. 107.

**) S. Oeuvres de Voltaire. Ed. de Gotha, T. LX S. 119. 120. 183. 187. 188 Anfänglich wollte er la Beaumelle und Arnaud nennen; nachher ſagte er, man habe ſich wegen Arnaud geirret, gerade als ob er ſo ſehr gerecht wäre.

Eben

la Beaumelle ſey der Herausgeber, er erkenne ihn an hundert Traits, ohne daß er jemals einen einzigen *Trait* anzeigte. Eben dieß gefliſſentliche Ausſprengen ohne allen ſichtlichen Grund wird, wenn man Voltairens Briefe mit Aufmerkſamkeit lieſet, Voltairen ſehr verdächtig machen, daß er dieſe Ausgabe ſelbſt hat in die Welt fliegen laſſen, und ſich nur verbergen wollte. Er hatte es ſehr an ſich, wenn er von einer von ſeinen neuen Schriften nicht für den Verfaſſer wollte gehalten werden, ohne weitere Umſtände einen ſeiner Gegner als Verfaſſer zu nennen. Als er das bekannte Poſſenſpiel Saul & David drucken ließ, läugnete er es auch ſogleich ab, und gab (gerade eben ſo, wie er vorher den la Beaumelle für den Herausgeber der Pucelle ausgegeben hatte) vor, Freron ſey der Herausgeber des Saul & David. Er ſchrieb an ſeinen Freund den Grafen d'Argental in dem ihm eignen ton de perſiflage, in dem er auch den la Beaumelle anklagte, in dem ton de perſiflage, den ſeine Freunde ſchon verſtanden, der aber das allgemeine Publikum irre führen ſollte:*)

„On prétend que *Freron*, très attaché à l'ancien Teſtament, „*a fait imprimer la factie de Saul et de David*, qui eſt „dans le gout anglois, et qui ne me paraît pas trop fait „pour le Théatre de Paris. Ce ſcélerat, plus mechant „qu'Ahitophel, a mis bravement *mon nom a la tête.*“ So ſehr man Voltairens Talente ſchätzt, ſo muß man doch die größte Verachtung gegen ihn fühlen, da er in eben dieſem Briefe zugleich eine öffentliche Abläugnung dreo

Eben ſo nennt der Marki de Condorcet wieder (S. 107.) la Beaumelle und Maubert, ohne den allergeringſten Grund anzuführen, der einen von dieſen Leuten nur verdächtig machen könnte.

*) S. Oeuvres de Voltaire Ed. de Genève T. LXIII p. 165.

des *Saul et David* vorſchreibt, welche in die pariſer öffentliche Blätter eingerückt werden ſoll, worinn er ſich nicht entblödet, ganz dreiſt zu ſagen: „je ſuis „obligé de declarer que *l'éditeur calomnieux* de cette farce „*abuſe de mon nom.*“ Ein Mann, der ſo zu handeln im Stande iſt, verdient keinen Glauben, wenn er ganz völlig auf eben die Art ohne weitre Gründe dem la Beaumelle, auf welchen er bekanntlich ſo erbittert war, die neue Ausgabe der Pucelle zuſchreiben will, wovon er für ſich ſelbſt Verdruß befürchtete. Es iſt nicht andem, wie Voltaire vorgiebt, daß la Beaumelle ſich mehrmals als ein Verfälſcher gezeigt habe. Er gab das Siècle de Louis XIV. mit bittern Anmerkungen heraus, welche Voltairen ſo ſehr wehe thaten, aber er verfälſchte es nicht. Ueberdieß war la Beaumelle ein Proſaiſt, nicht aber ein Poet; daher iſts gar nicht wahrſcheinlich, daß er ſich mit der Ausgabe der Pucelle abgegeben habe.

Indeſſen, wie es auch mit der Ausgabe dieſes Gedichts beſchaffen ſeyn mag, ſo iſt doch aus Voltairens Korreſpondenz ganz offenbar, daß ſie entweder in Paris ſelbſt herauskam, oder wenigſtens offenbar kalkulirt war, um in Paris Aufſehn zu machen, und daß kein Menſch, Voltaire ſelbſt nicht, dabey an Berlin dachte. Aber wie nun? Der Hr. Ritter v. Z., der Mann, welcher der geheimen Quellen ſo viele hat, meldet uns doch eine lange Hiſtorie aus Berlin? Er erzählt ſie ſo ausführlich und ſo genau, daß er wirklich in des la Beaumelle Kabinet mit müßte geſeſſen haben, als dieſer an den Buchhändler Bourdeaux in Berlin ſchrieb, oder daß er von Bourdeaux ſelbſt oder von einem ſeiner vertrauteſten Freunde müßte vernommen haben, was derſelbe, ſeiner Verſicherung nach,

mit

mit dem Könige gesprochen haben soll, — oder gar — daß ers vom Könige selbst müßte gehört haben! Es muß doch also, wird man sagen, eine Geschichte wahr seyn, die Hr. v. Z. so umständlich erzählt. Oder — weil die Proben von Hrn. v. Z. Erdichtungskraft schon etwas mistrauisch gemacht haben — sie wird doch halb wahr seyn — oder es wird doch etwas wahres daran seyn! — Hoffentlich doch! —

Leider! Leider! so umständlich auch Hr. v. Z. die Sache erzählt, so ist doch nicht Ein Wort wahr in der Erzählung! La Beaumelle war höchst wahrscheinlich nicht der Herausgeber der sogenannten verfälschten Pucelle. Es war unmöglich, daß weder er noch sonst jemand die Absicht haben konnte, Voltairen damit beym Könige jählings zu stürzen. Weder la Beaumelle noch sonst jemand hat das Manuscript dieser Ausgabe nach Berlin an Hrn. Bourdeaux geschickt: weder als ob es von Voltaire noch als ob es von la Beaumelle noch als ob es von sonst jemand käme. Der Hofbuchhändler Bourdeaux (welcher, beyläufig sey es gesagt, weder Buchdrucker noch Hofbuchdrucker ist) ist mit einem solchen Manuscripte nie zum Könige gegangen, hat nie darüber weder mit dem Könige gesprochen noch korrespondirt, am wenigsten so wie es ihm Hr. v. Z. in den Mund legt; der König hat das ihm nie gebrachte Mantscript nicht gelesen, er hat Hrn. Bourdeaux nie erlaubt, eine Edition der Pucelle zu drucken, dieser hat eine solche Erlaubniß nie begehrt, hat nie irgend eine Edition der Pucelle weder gedruckt noch verlegt, weder mit den Versen wider den König, noch ohne dieselben, und es ist auch überhaupt nie eine Ausgabe der Pucelle in Berlin jemals weder verlegt noch gedruckt worden.

Unsre

Unſre Leſer werden erſtaunen, und ſie haben auch Urſache. Nie hat wohl noch ein Schriftſteller die Dreiſtigkeit im Erdichten ſo weit getrieben, wie Hr. v. Z. Hier iſt der Beweis in zwey Briefen des Hrn. Bourdeaux. Hr. v. Z. ſagt ja ſelbſt, daß Hr. Bourdeaux ein Biedermann iſt, alſo kann er ſich um ſo viel weniger entbrechen, deſſen Zeugniß ſelbſt für vollkommen glaubwürdig zu halten.

Man glaubte anfänglich nicht, es wäre möglich, daß Hr. v. Z. ſo ganz komplett die Unwahrheit ſagen könnte. Man dachte, es müſſe doch wohl etwa irgend eine in Berlin gedruckte Edition der Pucelle exiſtiren (wenn ſie auch allenfalls nicht eben ſo wäre, wie ſie Hr. v. Z. beſchreibt), ungeachtet ſie allen Kennern der franzöſiſchen Litteratur unbekannt war. Man fragte alſo bey allen im Jahre 1756 in Berlin ſchon exiſtirenden Buchhändlern an, ob jemand von ihnen eine ſolche Ausgabe verlegt hätte, oder ſie kennte; und keiner wußte etwas davon. Hr. Bourdeaux antwortete folgendermaßen auf die Anfrage:

Monſieur,

„Vous me demandez *une édition de la Pucelle d'Or-*
„*léans* que je dois avoir fait imprimer par ordre de feu
„S. M. notre Roi, Frédéric II. Il y a, Monſieur, de
„l'erreur dans votre demande, car j'ai l'honneur de Vous
„proteſter de la façon la plus ſolemnelle, *que jamais di-*
„*rectement ni indirectement, pour mon compte, ou pour*
„*celui dudit Roi, ni même par ordre ni aux dépens de qui*
„*que ce ſoit, j'aye fait imprimer une édition de la Pucelle en*
„*queſtion.* Je connois un tas d'éditions de ce livre, les
„unes ſans notes, ſans variantes ni figures; d'autres avec
„notes, des variantes, & des planches indécentes. — Ce

„que

„que je déclare, eſt, *de n'avoir jamais imprimé ni fait im-*
„*primer ce livre* ſous telle nomination que l'on puiſſe le
„déſigner. J'ai l'honneur d'être etc.

„Berlin, le 12. Juin 1790."

E. de Bourdeaux.

Nachher fand man für nöthig, dem Biedermanne den zweyten Band der Fragmente mitzutheilen, und ihn um Nachricht zu erſuchen: Ob an der ihn betreffenden Erzählung irgend etwas wahr ſeyn möchte, und wie es damit beſchaffen ſey? Er antwortete darauf folgendermaßen:

„Berlin, le 1. Dec. 1790."

Monſieur,

„Je viens de lire dans le Paragraphe, page 324 ad
„326. du IId Volume de l'ouvrage intitulé *Fragmente über*
„*Friedrich den Groſſen* etc. *une ſi grande atrocité de men-*
„*ſonges*, relativement à *une édition de la Pucelle d'Orleans*
„*que l'on m'y attribue avoir imprimée et debitée à Berlin*,
„que je ſuis comme extaſié, que Monſr. *Ritter von Zim-*
„*mermann*, peutêtre très reſpectable à bien des égards, ſe
„ſoit laiſſé abuſer jusqu'au point de les inſérer dans ſon
„ſusdit Volume, *ſans rechercher ni s'informer de la verité*
„*de ce qu'il y dit de moi.* Jamais Public n'a été *plus mal*
„*inſtruit* ni *mieux conduit à erreur*, parceque *tout eſt fauſ-*
„*ſeté, controuvé et inventé.* Ce que je viens de lire, me
„concernant, eſt *ſi deſtitué de fondément* et ſi peu vrai,
„*que je donnerai cent pièces Frédéric d'or à nos pauvres, ſi*
„*on peut me prouver, que j'aye eu part ou connoiſſance, di-*
„*rectement ou indirectement, à l'impreſſion ou debit du*
„*ſusdit ouvrage.* Vous ferez, Monſieur, l'uſage que bon
„Vous ſemblera de cette déclaration. J'ai l'honneur
„d'être etc."

„E. de Bourdeaux."

Man

Man siehet, daß nachdem Herr Bourdeaux das Glück gehabt hatte, in den Fragmenten zu lesen, sich auch bey ihm sogleich etwas von der Lebhaftigkeit und Deutlichkeit der Schreibart des Hrn. v. Z. merken läßt. Aber im Ernste kann man es Hrn. B. wohl nicht verdenken, daß er sich etwas derb gegen die Unwahrheiten erkläret, welche Hr. v. Z. von ihm erzählt. Hr. v. Z. nennt ihn zwar einen Biedermann, läßt ihn aber zu gleicher Zeit als einen sehr schlechten Menschen handeln. Denn wenn Hr. B. wirklich dem Könige gesagt hätte, er könne zehntausend Thaler mit einer neuen Ausgabe eines kleinen Buchs verdienen, so würde er seinem Landesherrn die gröbste Unwahrheit gesagt haben, wie jeder Sachverständige einsehen wird. Da aber vollends das Pikante dieser neuen Ausgabe hauptsächlich in den schändlichen Versen auf den König, und auf andere angesehene Leute bestand; so würde Hr. Bourdeaux, wenn er fähig gewesen wäre, dem Könige eine so grobe Vorspiegelung von Gewinnst zu machen, in den Verdacht kommen, er hätte die Erlaubniß zu dieser Ausgabe gewünscht, und hätte dieselbe dem Könige durch die Vorspiegelung, als könne er dadurch eine Art von Glück machen, abdringen wollen. Dieß würde eine sehr große Niederträchtigkeit gewesen seyn, und diese Voraussetzung ist eines rechtschaffenen preußischen Unterthanen, der die Asche Friedrichs des Großen verehrt, so unwürdig, daß dieser Biedermann wohl Recht hat, einen Preis von Einhundert Stück Friedrichsdor für die Armen darauf zu setzen, wenn jemand es unternehmen wollte, die groben Un-

wahrheiten welche Hr. v. Z. von ihm erzählt, als Wahrheiten zu beweisen.

Was soll aber nun ein wahrheitsliebender Leser vom Hrn. v. Z. denken, der mit solcher Umständlichkeit von einem noch lebenden Manne eine ganz grundlose Legende erzählen kann, als wäre sie völlige Wahrheit! Kann Hr. v. Z. nun wohl noch die geringste Glaubwürdigkeit fordern für seine Erzählungen von Verstorbenen, welche nicht mehr ihn der Unwahrheit zeihen können? Wenn Hr. Bourdeaux schon verstorben wäre, und sich nicht selbst noch vertheidigen könnte, oder wenn ihm nicht die Fragmente wären in die Hände gegeben worden, um sich darüber zu erklären; so hätte wohl niemand sich vorstellen können, daß diese Geschichte ganz erdichtet sey. Auf diese Art kann ein Mann von Hrn. v. Z. Ansehen viel Unwahrheiten und Legenden in die Geschichte bringen, als wären sie historische Wahrheit, und er hat es in seinen Fragmenten nur allzu sehr gethan. Wenn er eine Geschichte, wie diese, so dreist und umständlich erzählt; so muß man, wenn man ihn sich nicht ganz verächtlich denken will, doch glauben, er habe sie wenigstens einigermaßen untersucht, er müsse doch einige Gründe haben, sie für wahr zu halten. Wie kann er aber hierzu den geringsten Grund haben? Gesetzt, es gäbe unter den funfzig oder hundert Ausgaben der Pucelle, eine, auf deren Titel stünde: *à Berlin chés E. de Bourdeaux*; (ohnerachtet Kenner der französischen Litteratur, und französische Buchhändler eine solche Ausgabe nie wollen gesehen haben,) würde denn daraus folgen, daß deshalb eine solche Edition würklich in Berlin, und bey gedachtem Buchhändler gedruckt wäre? Es ist ja bekannt genug, daß auf

fran-

franzöſiſche Ausgaben ſolcher Bücher, die in Paris nicht mit Cenſur dürfen gedruckt werden, allerley fremde Druckorte und Verleger geſetzt zu werden pflegen. Und wie iſt es zu entſchuldigen, daß Hr. v. Z. eine ſchimäriſche Korreſpondenz des la Beaumelle mit Hrn. Bourdeaur, und eine Abſicht deſſelben, Voltairen jählings zu ſtürzen, die auf keine Weiſe ſtatt gehabt haben kann, und die doch ſeine einzige Abſicht geweſen ſeyn ſoll; nebſt einer langen Geſchichte von einer vom Könige gegebenen Erlaubniß erdichtet! Man ſiehet hier, wie geringen Stoff ſeine Einbildungskraft nur bedarf, um eine Geſchichte, ſo wie es gerade ſeinen Abſichten gemäß iſt, aufzuputzen; dieſe ſeine Einbildungskraft, durch die er ganz unfähig zu einem wahrhaften und glaubwürdigen Geſchichtſchreiber wird!

Wir ſind genöthigt, hier noch eine Unbeſcheidenheit und einen großen Mangel von Ueberlegung zu rügen, deſſen ſich Hr. v. Z. ſchuldig macht. Wir hätten es, wegen der Beſchaffenheit des Gegenſtandes und wegen der dabey vorkommenden Perſonen gern mit Stillſchweigen übergangen, wenn wir nicht dem ausdrücklichen Verlangen eines der edelſten und rechtſchaffenſten Männer billig hätten nachgeben müſſen.

Herr v. Z., der allenthalben Indiſkretionen mit Indiſkretionen häuft, ſagt S. 77: "Friedrich habe "nicht, wie Hr. Prof. Fiſcher in ſeiner Geſchichte Friedrichs II. "verſichere, mit ſeiner Gemahlinn in philoſophiſcher Enthalt"ſamkeit gelebt, denn er habe die erſten ſechs Monate durch, "jede Nacht bey ſeiner Gemahlinn geſchlafen. Dieſes habe "ihre anjetzt verſtorbene Hofdame, Fräulein von Kameke, "ky, nachherige Gemahlinn des Hrn. Hofrichters von "Veltheim zu Harbcke, dem Hrn. Miniſter von der Horſt "oft betheuret." Es giebt gewiſſe Dinge, von welchen

chen sich ein ehrliebender und wohlgezogener Mensch enthält, in Gesellschaft zu sprechen, und noch mehr, in öffentlichen Schriften davon zu schreiben, wenn es nicht ganz besondere Umstände nothwendig erfordern. Der eheliche Umgang verheuratheter Personen ist der Natur gemäß, gehet aber einen Dritten nichts an; und es ist vollends unverzeihlich, wenn man über Personen, die selbst, oder deren nächste Anverwandten, noch leben, in öffentlichen Schriften von dergleichen Dingen zu reden sich nicht entblödet. Es ist gleich unbescheiden vom Hrn. Prof. Fischer und vom Hrn. Ritter v. Z., daß der eine verneinend, der andere bejahend über den ehelichen Umgang des Königs mit seiner Gemahlinn zu urtheilen sich unterfängt. Wenn in beiden nur ein Funken von Nachdenken und Ueberlegung wäre; hätten sie nicht wenigstens bedenken sollen, was ein ehrliebender Mann dem Wohlstande und der Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts billig schuldig ist? Auch Hr. v. Z. ist ein Ehemann. Gesetzt, er hätte es im Anfange seiner Ehe eben so gehalten, wie er vom hochsel. Könige schreibt; so würde ja niemand etwas dawider einzuwenden haben. Was würde aber Hr. v. Z. sagen, wenn in einer öffentlichen Schrift, sein Verhalten in den ersten sechs Monaten seiner Ehe, der Welt vorgerechnet würde? Würde nicht er, würde nicht jeder gesetzte Mann sagen, solche Bemerkung wäre unanständig auf alle Weise, und schon deswegen höchstunbescheiden, weil sie veranlassen könnte, daß die würdige Gemahlinn des Hrn. v. Z., wenn ihr eine solche Schrift in die Hände fiele, in Verlegenheit kommen und erröthen müßte. Glaubt nun Hr. v. Z. nicht, daß die Schonung, die jeder wohlgezogene Mann seiner Gemahlinn schuldig

ist,

iſt, auch von ihm Pflicht war, gegen die noch lebende Gemahlinn und die Schweſter des Königs? Warlich! Wenn er nicht fühlen kann, wie ſehr er hier fehlte; ſo thut es uns leid ſeinetwegen.

Zugleich iſt er hier noch mit dem Namen einer andern Dame freygebig, welche bey dieſer Gelegenheit zu nennen, er ſich, wenn er einige Ueberlegung gebraucht hätte, billig hätte enthalten ſollen. Der Herr Berghauptmann, Baron von Veltheim zu Harbcke, hat von dem Redakteur dieſer Anmerkungen ausdrücklich verlangt, ſeine folgende Erklärung hier einzurücken:

"Ich Endesbenannter kann nicht umhin, öffentlich meine gerechte Indignation darüber zu bezeugen, daß der Herr "Ritter von Zimmermann im Erſten Theile ſeiner Fragmente, "S. 70. der großen Ausgabe, meine Frau Mutter auf eine "ſo unbeſcheidene Art hat nennen, von Ihr ganz falſche Nachrichten geben, und ein Zeugniß von ihr hat anführen wollen, das ſie, den Umſtänden nach, gar nicht hat ablegen "können. Ich erkläre hiermit unter meiner eigenhändigen "Unterſchrift:

"1) Daß meine Frau Mutter niemals Hofdame bey der "jetzigen verwittweten Königinn Maj., ſondern am Braunſchweig-Blankenburgiſchen Hofe geweſen, wo ſie die Gnade "gehabt, Derſelben bekannt zu werden."

"2) Daß meine Frau Mutter im J. 1733. ſchon mit "meinem Herrn Vater vermählt geweſen, und mit demſelben "zwar zum Beylager des Kronprinzen nach Salzdalum eingeladen worden, aber einige Zeit hernach wieder abgereiſet "iſt; alſo über das vom Hrn. v. Z. angeführte nicht hat "Zeugniß ablegen können, am wenigſten Monate lang."

"3) Daß zwar lange nachher, im Jahre 1739, meine "Frau Mutter ſich einige Wochen in Rheinsberg aufgehalten "hat, (welches auch aus den Lettres du Baron de Bielefeld "erhellet.) Aus der Kürze der Zeit, aus dem Verhältniſſe der "Geſellſchaft, endlich aus der Sittlichkeit der Perſonen, er-

"hellt aber sogleich, daß man so äuſserſt unſittliche Forſchun-
"gen, als Hr. v. Z sich erlaubte, sich damals in Rheinsberg
"weder erlauben können, noch erlaubt habe."

"4) Daß der ſittſame Charakter meiner Frau Mutter
"bey allen, welche ſie gekannt, Gottlob! zu ſehr gegründet
"iſt, auch daß ich ſelbſt ſie viel zu gut gekannt habe, als daß
"es ſich von ihr nur als möglich denken läßt, ſie habe jemals,
"beſonders gegen eine Mannsperſon, und noch dazu oft ſol-
"che Reden geführt, wie ihr Hr. v. Z, wenigſtens indirekte,
"hier in den Mund legt, ſobald ſie in dem vorliegenden Falle
"nur etwas beweiſen ſollen."

"5) Daß ſie aber mehrmals und zu mehrern Perſonen
"allerdings geſagt hat, daß das hohe Ehepaar am Tage
"des Beylagers und in der nachherigen Zeit, eine
"wechſelſeitige zärtliche Liebe gegen einander ſehr
"merklich gezeigt habe: wodurch allein ſchon des Hrn.
"Prof. Fiſchers und anderer ungegründete Nachrichten von
"der Abneigung des Kronprinzen gegen ſeine Gemahlinn wi-
"derlegt werden."

"6) Hieraus erhellt alſo hinlänglich, daß jene Sage of-
"fenbar nichts mehr und nichts weniger iſt, als nur ein
"Commérage von ſehr unedler Art, und gewiß nicht ächter
"und edler Ritterſitte."

"Ich bezeuge hierdurch nochmals ausdrücklich, und mit
"meines Namens Unterſchrift, daß alles obige der Wahrheit
"und meinen Geſinnungen vollkommen gemäß ſey."

"Harbcke den 13ten Jan. 1791."

"A. v. Veltheim."

Nach den vielen wichtigen Proben vom Mißbrauche der Einbildungskraft des Hrn. Ritters, können wir noch eine weniger wichtige nicht übergehen, weil ſie zeigt, wie gar reichhaltig deſſen Imaginationiſt. Dieſe Probe betrift die Gräfinn Campanina, geb. Barberina. Hr. v. Z verſichert S. 88. der Abt Denina ſey von derſelben Ankunft in Berlin "nicht recht unterrichtet." Da nun freylich

lich Hr. v. Z. von allem recht unterrichtet iſt, ſo nimmt er ſich beyläufig die Mühe, den Herrn Denina und auch uns ausführlich wiſſen zu laſſen, wie ſeiner Meinung nach dieſe Geſchichte beſchaffen ſey.

Er berichtet S. 89: "Sie hatte ſich in Venedig bey "dem preußiſchen Reſidenten für die Oper in Berlin durch "einen förmlichen Kontrakt für ein Gehalt von Sieben- "tauſend Thaler annehmen laſſen. Nun brach ſie aber die- "ſen Kontrakt, weil ſie einen Schottländer Herrn Mackenzie "heurathen wollte. Der König führte alſo durch ſeinen "Reſidenten eine ordentliche Klage bey dem Senat in Ve- "nedig. Der Senat verlachte die Klage, und verweigerte "ſchlechterdings alle Rechtshülfe. Aber Friedrich wußte den "Senat anzufaſſen, wie man einen republikaniſchen "Senat anfaſſen muß. Eben ſchickte ein venetianiſcher Ge- "ſandter, der Ritter Campello, ſein Gepäcke mit vielen Wa- "gen durch die preußiſchen Staaten. Dieſes Gepäcke ſollte "über Hamburg nach England gehen. Der König gab Be- "fehl, daß man alle dieſe Wagen mit Arreſt belege, und ließ "ſodann in Venedig erklären, daß er nichts davon wiederge- "ben werde, bis die Barberini ausgeliefert ſey. Campello "hatte im Rath zu Venedig eine große Anverwandtſchaft; "und dieß entſchied die Sache. Alſo ſagte der Senat "nunmehr, der König habe Recht; und ſogleich ſchickte man "mit einer Wache die ſchöne Tänzerinn bis an die öſtreichiſche "Gränze. Der Wiener Hof ſchickte ſie von da weiter mit "einer Eskorte bis nach Peterswalde in Böhmen, und der "Sächſiſche Hof ſchafte ſie von da bis an die branden- "burgiſche Gränze."

Wenn wirklich der König durch ſeinen Reſidenten eine ordentliche Klage übergeben hätte, ſo iſt wohl natürlich, daß eine ſolche Klagſchrift, oder die Inſtruktion dazu durch das Departement der auswärtigen Affairen müßte gegangen ſeyn. Und wenn der Senat zu Venedig eine ſolche Klage verlacht hätte, (welches bey einer ſonſt ſo vorſichtigen Repu-

blik ein ganz ungewöhnlicher Fall gewesen seyn würde,) so würde doch der Resident auch wohl an das Departement berichtet, und angefragt haben, wie er die beleidigte Ehre seines Herrn retten sollte. Wenn der König dem venetianischen Gesandten Campello (eigentlich hieß er Capello) sein Gepäcke auch durch einen unmittelbaren Befehl hätte anhalten lassen, so würde er doch nothwendig auch dem Kabinetsministerium davon haben Nachricht geben müssen; denn an dasselbe würden die Beschwerden des Capello, und vielleicht des Hofes an den er accreditirt war, gelanget seyn, und es hätte wissen müssen, was darauf zu antworten wäre. Selbst daß der Senat sich zum Ziele gelegt hätte, würde doch gewiß der Resident in seine Depeschen haben einfließen lassen. Hätte der östreichische und sächsische Hof die schöne Tänzerinn mit einer Wache bis an die brandenburgische Gränze geschaft, so hätten sie doch vorher von Berlin aus, durch das Kabinetsministerium vermittelst der Gesandten an diesen Höfen, müssen requirirt werden; die Gesandten hätten das nöthige besorgen, die Kosten bezahlen, und darüber berichten müssen. Kurz, es ist nicht möglich, daß alle die Dinge, die uns Hr. v. Z. da vorerzählt, ganz unmittelbar durch den König selbst, ohne Mitwirkung seines Ministeriums hätten geschehen können; es müßten also von allen diesen Vorfällen im königlichen Archive zu Berlin Nachrichten zu finden seyn. Nun können wir hier die Nachricht geben, daß ein Verehrer der Wahrheit, der beym K. Archive stehet, ausdrücklich in der Absicht, diese Erzählung des Hrn. v. Z. zu verificiren, sich die Mühe gegeben hat, die Depeschen von den venetianischen, östreichischen und sächsischen Gesandtschaften von den Jahren 1742. bis 1745.

ge-

genau durchzugehen, und nicht ein einziges Wort von der ganzen Geſchichte gefunden hat; daher es ſo ausſiehet, als ob die ganze Geſchichte, wenigſtens deren wichtigſte Umſtände, bloß aus der Luft gegriffen, und nach eigenem Gefallen der Einbildungskraft des Hrn. v. Z. ausſtaffirt ſind. Freylich wäre noch der Fall möglich, daß die Republik von Venedig, nebſt den Höfen von Wien, Dresden und Berlin unter ſich beſchloſſen hätten, dieſe ganze Sache völlig zu verſchweigen. Hr. v. Z. möchte vielleicht (ſo wie bey einer ähnlichen ſehr geheimen Nachricht, S. oben S. 124) ſagen, dieß ſey höchſtvermuthlich. In dieſem Falle könnten freylich wohl die Republik und die drey Höfe Befehl gegeben haben, zu dieſem Behufe alle dieſe Sache betreffende Schriften aus ihren Archiven zu vertilgen, und ſie wäre dem ohnerachtet dem Hrn. v. Z. aufs genaueſte, ſelbſt mit den kleinſten Umſtänden bekannt geworden. Indeſſen, bis dieß einmal näher bewieſen, und dadurch glaubwürdiger wird, möchte man faſt auf die Vermuthung gerathen, dieſe venetianiſche Geſchichte des Hrn. v. Z. ſey, nach dem naiven Ausdrucke von Goldoni's Venetianer Lelio nichts mehr und nichts weniger als una ſpiritoſa invenzione prodotta dalla fertilità del ſuo ingegno. *)

Dieſe Geſchichte, die ſonſt eben ſo ſehr nicht in dieß Kapitel gehörte, ſcheint übrigens Hr. v. Z. nur erzählt zu haben, um ſeine politiſche Weisheit zu zeigen. Es iſt in ihm

Un certo non ſo chè — —
Non ſo ſe m'intendè.

*) Opere di Goldoni, Venezia preſſo Paſquali 1761. 8. T. II. p. 921.

welches ihn beſtändig auf dieſe Seite treibt. Er ſcheint bey dieſer Gelegenheit allen Königen zeigen zu wollen, wie man einen republikaniſchen Senat anfaſſen muß. Doch das iſt noch eine Kleinigkeit. Er zieht aus dieſer Geſchichte ganz unvermuthet eine wichtige und ganz neue politiſche Entdeckung. Er verſichert, durch dieſe Geſchichte habe das Ende des ſiebenjährigen Krieges eine ganz andere Wendung genommen. Unſre Leſer glauben vielleicht, wir ſcherzen? Bey Leibe nicht! Hr. v. Z. ſagt: "Mackenzie "warf, wie man leicht denken kann, einen unſterblichen "Haß auf Friedrich; und als ein naher Anverwandter und "Freund vom Lord Bute, erfüllte er nach ſeiner Rückkunft "in England nun auch dieſen ſonſt guten Mann mit ſeinem "unſterblichen Haſſe. Man weiß aus Friedrichs Geſchichte "des ſiebenjährigen Krieges, wie Lord Bute den eben wieder "aufſtehenden Held gegen das Ende dieſes Krieges behandelt "hat." Da haben wir einen wichtigen Aufſchluß, wovon gewiß alle Kabinette von Europa noch nichts gewußt haben, und den ſelbſt Friedrich der Große in ſeiner Hiſtoire de la Guerre de ſept ans, ſich nichts anzuführen trauete! Freylich hängt das Ding noch nicht recht zuſammen. Es läßt ſich eigentlich nicht leicht, ſondern ſchwer denken, daß Hr. Mackenzie wegen einer ſolchen Sache einen unſterblichen Haß auf Friedrich den Großen ſollte geworfen haben. Denn man möchte eher glauben, wenn er ſonſt eine gute Heurath nachher gethan hätte; ſo würde er die Sache vergeſſen und nicht noch nach mehr als funfzehn Jahren daran gedacht haben. Ferner erhellet nicht, wie nahe wohl dieſer Mackenzie (bekanntlich iſt die Familie ſehr groß) mit dem Lord Bute verwandt, und wie eng die Freundſchaft mit ihm geweſen ſey, die ſolchen unſterblichen Haß

einem

einem Staatsminiſter hätte einflößen können, und man ſiehet gar nicht, wie es Mackenzie könnte angefangen haben, ſeinen unſterblichen Haß gegen Friedrich, auf den Lord Bute zu bringen. Vielmehr iſt hier eine gewaltige Lücke. Denn Hr. v. Z. giebt S. 91 ſelbſt vor: "Mackenzie habe ſich auf Verlangen ſeiner Familie," von ſeiner Geliebten trennen müſſen; da nun Lord Bute zur Familie gehörte, ſo hätte er ja den König Friedrich nicht haſſen, ſondern lieben müſſen, weil er zu Erfüllung dieſes Verlangens etwas beytrug. Wenn man vollends daraus, daß von der ganzen vom Hrn. v. Z. erzählten Geſchichte im K. Archive zu Berlin nichts zu finden iſt, ſchließen darf, ſie möge ſich wohl gar nicht ſo verhalten wie Hr. v. Z. erzählt; ſo könnte es mit dieſem neuen politiſchen Aufſchluſſe der letzten Wendung des ſiebenjährigen Krieges vielleicht nicht weit her ſeyn. Wenn allenfalls ein anderer Mann, von dem man ſonſt gewohnt iſt, daß er die Wahrheit liebt, daß er ſie unterſucht ehe er erzählt, und daß er ſeine Erzählungen nicht mit willkürlichen Umſtänden ausputzt, dies meldete; ſo könnte man noch eher glauben, es möchte etwas an dem politiſchen Aufſchluſſe ſeyn. Aber des Hrn. v. Z. Erzählung vom Hofbuchdrucker Bourdeaux iſt dem Leſer noch allzuneu im Gedächtniß; alſo iſts wohl zu verzeihen, wenn ſie an der Wahrheit dieſer Geſchichte vom Lord Bute zweifeln ſollten, bis Hr. v. Z. etwa ganz neue Beweiſe davon vorbringt. Indeſſen mag es mit dieſem neuen politiſchen Aufſchluſſe vom ſiebenjährigen Kriege ſeyn wie es will; immer iſt er doch wenigſtens *una ſpiritoſa invenzione prodotta dalla fertilità del ingegno del Sgr. di Z.* Wenn diejenigen, welche Luſt haben, die neuen Nachrichten

des

des Hrn. v. Z. auf Glauben anzunehmen, nachdenken wollen, welche Wunderdinge sie schon bloß im IIten IIIten und Vten Kapitel ihm zu Gefallen treuherzig haben glauben sollen, so können sie ja immer, wenn sie einmal in der Uebung des Glaubens sind, diese Kleinigkeit dem Hrn. v. Z. zu Gefallen ohne Umstände auch mit dazu glauben. Sie haben wirklich eben soviel Ursache, dieß für wahr zu halten, als alles übrige. Das spanische Sprüchwort sagt: Mas vale creer che buscar! — Es ist besser glauben als untersuchen! — So hat es Hr. v. Z. gemacht, als er seine Fragmente schrieb; und vermuthlich hat er sicher darauf gerechnet, daß es seine Leser eben so machen würden!

Da übrigens Hr. v. Z. die ältere Geschichte der oben mehrmals genannten Dame so genau zu wissen vermeint; so hätte er doch noch um desto mehr derselben neueste Geschichte wissen, und sie nicht S. 91 so ganz unrichtig angeben sollen. Es scheint aber, daß er die eine so wenig als die andere recht weiß; daher er am besten gethan hätte, nichts davon zu schreiben. Diese Dame ist seit einiger Zeit von ihrem Gemahle geschieden. Sie ist von dem jetztregierenden Könige unter dem Namen Gräfinn Campanina im J. 1789 in den Grafenstand erhoben worden, und hat Ihr ganzes ansehnliches Vermögen zu einer edlen wohlthätigen Stiftung für 24 Fräulein, ohne Unterschied der Religion, vermacht.

Ueber das sechste Kapitel.

Von Friedrichs häuslichem Leben, von seinem litterarischen Umgange und von seinen Gesellschaftern bis zu seinem Tode.

Dieses Kapitel läßt sich ganz angenehm lesen. Wer noch gar nichts von des Königs häuslichem Leben und von seinen Gesellschaftern weiß, und wem es eben auf genaue Wahrheit nicht ankommt, dem wird es ziemlich unterhaltend scheinen. Wer aber sonst schon etwas besser unterrichtet ist (wie denn noch in Berlin und Potsdam mehrere Personen leben, die davon sehr genau unterrichtet seyn können), der wird nicht allein eine Menge charakteristischer Züge, sondern nicht wenige nothwendige Nachrichten vermissen. Z. B. von dem ehrwürdigen Lord Marschall ist fast nicht ein Wort gesagt, kaum einmal dessen Namen genannt. Aber, was das schlimmste ist, da Hr. v. Z. sich allenthalben und besonders auch in diesem Kapitel die Mine giebt, als schöpfe er aus untrüglichen Quellen, und könne alles sicherer sagen, so sind dennoch durch das Ganze eine Menge kleiner Unrichtigkeiten wahrzunehmen; ja vieles ist so sehr falsch und schielend erzählt, daß es eine umständliche Auseinandersetzung erforderte, um es zu berichtigen. Wir wollen nur einige zum Theil grobe Unrichtigkeiten angeben, um zu zeigen, wie schlecht Hr. v. Z. seine Quellen gebraucht hat, wenn

sie

sie auch sonst so gut gewesen seyn sollten, wie er vorgiebt, und wie arg seine Einbildungskraft spielt.

S. 105. Der sel. General von Warnery ist niemals Gesellschafter des Königs in Sanssouci gewesen. Es erinnern sich Männer, welche von Jugend auf in Potsdam in Kriegsdiensten waren, überhaupt nicht, ihn je in Potsdam gesehen zu haben. In dem Feldzuge 1757 hat er verschiedenemal, wie so viele andere Staabsofficiere, an des Königs Tafel gegessen; das ist alles. Wenn Hr. v. Z. einen Officier hätte nennen wollen, der mehrere Jahre mit dem Könige vertraut war, so hätte er den General, Grafen v. Rothenburg, nennen sollen, dessen er gar nicht erwähnt.

S. 108. Ein Mann, welcher den Abt Bastiani ganz speciell bis an sein Ende gekannt hat, bezeugt, nebst mehrern andern, daß in der Erzählung von demselben eine Menge Unrichtigkeiten sind. Dieser Abt ist niemals als Rekrut angeworben worden, und war niemals als Soldat unter einem preußischen Kavallerieregimente. Daß Hr. v. Z. von B. sagt, er sey gründlich gelehrt gewesen, muß jeden Gelehrten, der diesen Abt gekannt hat, Wunder nehmen. In welchem Fache der Gelehrsamkeit wäre er denn gründlich gelehrt gewesen, und wodurch hätte er denn nur etwas Gelehrtes gezeigt? Selbst sein Landsmann, der Abt Denina, hat sich nicht getrauet ihn in seiner Prusse litteraire zu nennen. Er war ein bon-vivant, der den König angenehm unterhielt; das war sein hauptsächlichstes Verdienst. Dabey war er aber ein sehr kluger Mann, welcher sehr wohl wußte, wann er reden und wann er schweigen sollte, und wie Hr. v. Z. S. 114 sehr richtig sagt, ein vollkommener Hofmann. Dabey hat man

Ursache,

Urſache, ihn für gutmüthig zu halten, weil er eben niemand zu ſchaden ſuchte. Auf welchem Fuße der König mit ihm war, und daß er ihn wenigſtens nicht deswegen ſchätzte, weil er ein gründlicher Gelehrter geweſen wäre, ſieht man aus dem Gedichte, das der König im J. 1766 an ihn richtete (Oeuvr. poſth. de Fr. T. VIII. S. 86.). Wir wollen den Abbé B. gerade nicht eben ſo ſchildern, wie ein franz. Schriftſteller den Abbé de Voiſenon (den eigentlichen Verfaſſer der Operette Annette & Lubin und anderer Stücke, die unter dem Namen Favart bekannt wurden): Prêtre de ſon métier, libertin par habitude et croyant par peur. Aber etwas ähnliches war es doch. —

S. 116. Die Geſchichte, wie der Chevalier Maſſon, (andere nennen ihn Maſſot,) nach Potsdam kam, iſt nicht ganz richtig erzählt, und Hr. v. Z. macht dieſen Franzoſen auch zum Kammerherrn, welches er niemals geweſen iſt.

S. 119. Vom Oberſten Quintus Icilius wird vieles richtig, aber auch nicht wenig unrichtiges gemeldet. Hr. v. Z. ſagt, daß er Theologie ſtudirt und oft gepredigt habe, und gleich darauf, er habe im Kriege ein Freykorps kommandirt. Das klingt gerade ſo, als wäre er vom Predigen zum Kommandiren eines Freykorps übergegangen. Nicht die Theologie, ſondern die alte griechiſche und römiſche Philologie und alte Geſchichte war ſeine Hauptwiſſenſchaft; und er war mehrere Jahre lang in wirklichen holländiſchen Kriegsdienſten, ehe er im ſiebenjährigen Kriege in preuſſiſche Dienſte trat. Hr. v. Z. ſagt ferner: "Der König brauchte ihn in Finanzſachen — "aber er war ſo klug, daß er niemals unmittelbar in Fi"nanzſachen arbeiten wollte, und immer einen andern Vir"tuoſen vorſchob, unter deſſen Namen, und durch welchen "er handelte." Dieß iſt ganz unrichtig vorgeſtellt.

Die

Die eigentliche Art, wie sich Quintus in Finanzsachen mengte, hier auseinander zu setzen, ist der Ort nicht. Aber allerdings arbeitete er eine Zeitlang unmittelbar in Finanzsachen. Er hatte im Anfange eine Art von Aufsicht über die Banko bey ihrer ersten unvollkommenen Einrichtung; weil er aber in Potsdam sich aufhielt und die Banko in Berlin ist, so mußte er freylich schriftlich und durch andere handeln. Als aber an den König ein gewisser Bericht des Hrn. Ministers v. d. Horst und des sel. Großkanzlers Hrn. v. Jariges vom Zustande der Banko, zum Nachtheile der damaligen Direktoren, einlief, so gab ihm der König denselben im Originale, zum Zeichen des großen Vertrauens welches er in ihn setzte, und verlangte Verantwortung darüber; dieß wird sich der Hr. Minister v. d. Horst vermuthlich noch erinnern. Quintus kam darauf selbst nach Berlin, und ließ in seiner Gegenwart den Zustand der Banko untersuchen. Da handelte er doch gewiß unmittelbar; denn er legte dem Könige die von den sämmtlichen Bankodirektoren, selbst von demjenigen, den man für den Ankläger hielt, unterschriebene Protokolle vor, gab Rechenschaft von jedem Punkte des Berichts, und fügte einen Plan hinzu, nach welchem die damaligen übermäßigen Besoldungen verringert, und die Officianten vermindert wurden. Zugleich aber sagte er dem Könige, es werde ihm nicht möglich seyn, von Potsdam aus über die Banko ferner zu referiren, und bat selbst, daß der König einen dazu tüchtigen Staatsminister der Banko versetzen möchte. Darauf erhielt der sel. Minister von Hagen die Direktion dieser wichtigen Anstalt, unter dem zu der jetzigen sehr vollkommenen Einrichtung derselben der Anfang gemacht ward. Daß Quintus den Hrn. L. R. Cossel zu

Er-

Errichtung einer Bank verschrieben habe, ist gewiß falsch, und der Geh. Rath v. Wurmb ward durch Gotzkowsky, nicht aber durch Quintus nach Berlin gebracht. Die Geschichte seiner Heurath ist auch nicht ganz richtig erzählt. Der Markis d'Argens, der damals schon längst gestorben war, kann nicht, wie Hr. v. Z. vorgibt, gebraucht worden seyn, um den Obersten Quintus zu besänftigen; auch machte dem Obr. Quintus der König zur Zeit der Wiederversöhnung kein Geschenk.

S. 121. Hr. v. Z. sagt: "Die Generaltabacks-"pacht war einem Franzosen, Namens Rübaut gegeben; "aber nicht für 100,000 Rthlr., wie Mirabeau sagt, "sondern für 1,100,000 Rthlr." Wer eine falschangegebene Summe bestimmt berichtigen will, muß sie nicht abermals falsch bestimmen. Folgendes ist der aus sichern Quellen geschöpfte wahre Verlauf der Sache. Rübeaud (denn so schrieb er sich eigentlich) war ein Kaufmann aus Marseille, woselbst er einen kleinen Bankerott von 15,000 Liv. machte und sich nachher in den Dienst der französischen Tabakspächter begab. Er hatte dadurch in Berlin Gehör gefunden, daß er sich zu einer jährlichen Pacht nicht von 1,100,000 Rthlr., sondern von 1,000,000 Rthlr. und zu einer Kaution erbot. Er hatte sich aber auch so hohe Preise des Tabacks bedungen, welche nicht würden möglich zu machen gewesen seyn. Denn nach der ihm ertheilten Octroi sollte das Pfund des geringsten Stangentabacks von dem Landmanne mit 9 guten Groschen und von dem Soldaten mit 5 guten Groschen bezahlt werden: aber Rübeaud und der mit ihm associirte Calzabigi konnten weder das Geld zur ersten Anlage noch die Kaution herbeyschaffen. Sie sahen sich also genöthigt, durch einen

Vergleich mit zehn hiesigen Tabacksfabrikanten denselben die Tabackspacht abzutreten. Diese erst machten sich verbindlich, eine jährliche Pacht von 1,100,000 Rthlr. zu geben, und den gemeinen Stangentaback anstatt 9 und 5 Groschen, ohne Unterschied für 3 Groschen zu verkaufen. Die neuen Pächter waren aber nun eben so wenig im Stande, die Kaution für 1,100,000 Rthlr. zu leisten, und die großen Vorschüsse zu thun, welche die erste Anlage der Sache erforderte. Calzabigi, der sich immer noch darein mischte, wollte gern durch die damalige von dem Geh. Rath v. Wurmb eben eingerichtete Banko der Tabacksunternehmung Fonds verschaffen. Er wußte es durch den Obersten Quintus dahin zu bringen, daß bey der Tabacksferme die Aktien ausgefertigt, aber nicht bezahlt, sondern anstatt der Bezahlung bey der Banko versetzt, und der Werth auf dem Folio der Tabacksferme derselben zu gut geschrieben wurde. Aber dadurch entstand kein guter Erfolg, sondern es fand sich vielmehr, aller dieser Hülfsmittel ungeachtet, in kurzem die größte Unordnung. Die Pacht konnte nicht entrichtet werden, ohnerachtet zwey Quartale erlassen wurden. Darauf zählte der König im J. 1766 die Pächter von ihrer Verbindlichkeit los, übernahm die Magazine, Vorräthe, Häuser u. s. w., garantirte den Aktieneinsatz durch die Landschaft, und setzte die Generaltabacksadministration ein. Bey der Uebergabe im J. 1767 fand sich, daß die Pachtsocietät ihr 300,000 Rthlr. mehr schuldig war, als ihr wirklicher Einschuß und Vorräthe betrugen; theils weil unter ihren Tabacksbeständen zwey Fünftheile verdorben waren, theils weil ein Theil ihres Vermö-

gens

gens aus einer gewissen Rechnungsfiktion bestand. Auch diesen Schaden übernahm die Administration, und es ist bekannt, daß sie aus den Trümmern ein solides Gebäude aufführte.

S. 125. Hr. v. Z. hat es sehr an sich, viele von seinen Nachrichten mit einem großen Detail von Nebenumständen zu erzählen, damit man glauben soll, er wisse alles gar genau. Aber fast allenthalben erzählt er im Detail halb wahr und halb falsch, so daß man sieht, daß er die Umstände weder genau gewußt, noch sich bemühet hat, sie genau zu erfahren. Hier will Hr. v. Z. die Reihe der Vorleser des Königs geben, und mischt alles durcheinander. Er sagt: "Darget war der erste, sodann folgte la Mettrie." Jedermann weiß, daß diese beiden Leute zusammen um den König waren, und daß de la Mettrie im November 1751 starb, ehe Darget im Sommer 1752 aus Berlin ging. Eben so wenig folgten der Abbé Pauw und Hr. v. Catt aufeinander, da letzterer zugleich und lange vor- und nachher beym Könige war. Das seltsamste ist, daß Hr. v. Z. den Abbé Pauw zum Vorleser des Königs macht, welches er nie seyn wollte und nie gewesen ist. Er blieb etwa sechs Monate lang in Potsdam, sagte aber jedermann laut genug, er wolle nicht da bleiben, oder in des Königs Dienste treten, und wohnete ausdrücklich die ganze Zeit über in einem Wirthshause, um zu zeigen, daß er nicht in Potsdam bleiben wollte. Als ihm endlich der König freywillig ein Gehalt von 1000 Rthlr. anwies, nahm er es nicht an, sondern reisete von Potsdam weg, weil er sich nicht an einen großen Herrn binden wollte; wie er dieß selbst in einem Schreiben an einen noch lebenden Gelehrten in Berlin erklärte.

S. 126. Der letzte Vorleser des Königs, den Hr. v. Z. nicht namentlich nennt, war Herr Dantal. Er war nicht aus der französischen Kolonie von Berlin, wie Hr. v. Z. sagt, sondern lebte vorher schon in Potsdam. Derselbe hat vor einiger Zeit auch angekündigt, daß er noch einige Nachrichten vom Könige bekannt machen will. Er war eigentlicher Vorleser, denn die meisten, die diesen Namen führten, waren eigentlich gelehrte Gesellschafter.

S. 131. Hier und auf den folgenden Seiten fällt Hr. v. Z. in die allerlächerlichsten Fehler. Er sagt: "Was sonderbar ist, im Jahre 1771 hatte der Kö"nig eine kleine Streitschrift gegen Pauw geschrieben. Sie "ward in Berlin 1771 bey Samuel Pitra gedruckt, und "heißt: De l'Amérique et des Américains, ou Observa"tions curieuses du philosophe *La Douceur*, qui a par"couru cet Hemisphère pendant la dernière guerre, en "faisont le noble métier de tuer des hommes sans les man"ger" Daß diese kleine Schrift vom Könige sey, behauptet Hr. v. Z. ohne den geringsten Grund so apodiktisch gewiß, daß er in das Register dieses Theils sogar höchstlächerlicherweise einrückt:

„Douceur (la) ein gekrönter Philosoph"

Im IIIten Th. S. 10, wiederholt er, als ob er es unwidersprechlich wüßte, der König habe diese kleine Schrift selbst in Berlin drucken lassen. Er führt eine ganze Tirade daraus von dem Ursprunge der venerischen Seuche an; und seiner vermeinten neuen Entdeckung zu Liebe, giebt er seinem Landsmanne Hrn. D. Girtanner den höchstlächerlichen Rath, dieser Stelle wegen, in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, die über die venerische Seuche geschrieben haben, auch Friedrich dem Großen

Grosten einen Platz zu geben. Aber Friedrich der Große hat so wenig die Schrift des Philosophen la Douceur geschrieben, als der große Mogol.

Hr. v. Z. hätte dieses sehr leicht erfahren können, wenn er nur nach dem von ihm so verachteten Berlin hätte an irgend jemand schreiben wollen, der es wissen konnte. Aber wir haben schon oben Beyspiele gesehen, daß Hr. v. Z. alles glaubt, was ihm irgendwo erzählt wird, ohne sich an Orten, wo er sich doch nothwendig näher hätte erkundigen müssen, nur im geringsten näher zu erkundigen. Daher kommt es auch, daß er so viele Fabeln für Wahrheit ausgiebt; und seine Einbildungskraft, die alles nach der Idee, die er einmal gefaßt hat, ausputzen will, ohne weiter genau zu untersuchen was Wahrheit ist, verleitet ihn noch mehr, eine große Menge Umstände zu verstellen oder zu erdichten, um einigen Zusammenhang seiner Einbildungen herauszubringen.

Diese kleine Schrift (obgleich S. Pitra auf dem Titel steht) ist dennoch eigentlich im Verlage des Geheimen-Oberhofbuchdruckers Hrn. Decker herausgekommen, welcher bekanntlich auch die Werke des Königs verlegt hat. Sollte denn dieser eine Schrift des Königs, welche er auf dessen Befehl hätte drucken müssen, nicht einmal so weit gekannt haben, daß er sie auch zur Kompletirung von dessen in seinem eigenen Verlage herauskommenden Werken gegeben hätte? Diese übrigens in Berlin noch recht gut bekannte Schrift, ist nicht vom Könige, sondern von einem Franzosen Namens Bonneville, welcher mehrere Jahre lang auf der Citadelle zu Spandau, aus unbekannten Ursachen

im Gefängnisse gesessen hat. Man glaubte von ihm, daß er das Pasquill, les Matinées du Roi de Pr. geschrieben, und auch die Poésies diverses (man wußte aber nicht wem) entwendet hätte. Ob dieß wahr ist, sey dahin gestellt. Es ist dieß eben der Bonneville, welcher durch verschiedene militärische Schriften bekannt ist,*) und in dem ehemaligen Kriege in Amerika zwischen Frankreich und England als französischer Officier in Amerika gedient hatte; wie er dieses auch auf dem Titel der besagten Schrift anzeigt.

Hr. v. Z. sagt nun ferner S. 132: "Pauw schrieb "sein schönes Werk Considerations" (eigentlich heißt es Recherches sur les Americains) "und behandelte darin den "guten Benediktiner etwas scharf. Pernetti wollte sich "vertheidigen, und schrieb ein dickes Buch gegen Pauw: "aber Pauw antwortete ihm unüberwindlich. — Nun "wollte der König nicht gern, daß man seinen ersten "Bibliothekar, den er doch als einen großen Gelehrten nach "Berlin hatte rufen lassen, verächtlich mache; also sucht' "der gutmüthige Monarch, dem armen Pernetti durch die "oben angeführte Schrift wieder auf die Beine zu helfen: "so wie vormals seinem Präsidenten Maupertuis gegen den "Spott des Voltaire; und so endigte sich dann der Streit "zwischen Pauw und Pernetti." Hier ist nun gar nichts gehörig nachgesehen, und gar nichts richtig erzählt; sondern alles aus der Luft gegriffen, um die vermeinte neue Entdeckung des Hrn. v. Z.

*) Z. B. Esprit des Loix de la Tactique 4. la Haye 1762. Les Lyonnoises protectrices des états souverains. 8. 1771. Dieses letztere Buch kam auch heraus, da er schon im Gefängnisse war, so wie seine Schrift de l'Amerique.

**) Hr. v. Z. ist, wie schon gesagt, fast immer sehr unglücklich, wenn er durch Bestimmung kleiner Nebenumstände sich das Ansehen geben will, als wären ihm die Sachen mit allen Umständen ganz genau bekannt. Pernetti ist nie mals erster Bibliothekar, sondern nur der zweyte gewesen

v. Z. aufzustutzen. Der gutmüthige Monarch konnte die Absicht, die ihm Hr. v. Z. leihet, durch eine Schrift wohl nicht ausführen wollen, die er nicht geschrieben, und vielleicht niemals gesehen hat; denn gewiß ist es, daß Friedrich II. sich sehr wenig bekümmerte, was man von Pernetti hielt, den er weder sah noch schätzte. Der Streit zwischen Pauw und Pernetti ist höchst unrichtig erzählt, und es erhellt daraus, daß Hr. v. Z. die Schriften beider Schriftsteller nicht gelesen hat. Hr. Pauw hat in seinen Recherches sur les Américains des Pernetti nicht mit einem Worte gedacht. Die Einbildung des Hrn. v. Z., Hr. Pauw habe den guten Benediktiner scharf angelassen, kann auf nichts anders beruhen, als daß Hr. v. Z. die Recherches des Abbé Pauw nicht selbst nachgesehen, sondern nur eine Stelle in der Vorrede des la Douceur S. 6., die er lächerlich falsch verstanden hat. la Douceur sagt: Hr. Pauw habe une tirade indécente contre *les Benedictins* gemacht.*) Hr. v. Z. las vermuthlich mit seiner gewohnten Uebereilung die Stelle nicht recht, las *le* anstatt *les*, machte den guten Benediktiner daraus, bildete sich ein, Pauw habe den Pernetti angegriffen, und dichtete hinzu, der König habe seinem Bibliothekar wieder auf die Beine helfen wollen. — Von allem dem ist nichts richtig; hingegen ist die Wahrheit, daß Pernetti in seiner Dissertation sur l'Amérique Hrn. Pauw zuerst aufs heftigste angriff. Dieser vertheidigte sich 1771 in seiner Défense des Recherches sur les Américains. Die Schrift des la Douceur

*) Vermuthlich meinte la Douceur die Stelle in den Recherches nouv. Edit. de 1773 T. II. S. 360.

gehört zu diesem Streite so wenig, als sie dem Könige angehört. Der Streit zwischen Pauw und Pernetti endigte sich nicht mit dieser Schrift, die denselben gar nicht betrifft, sondern mit des Pernetti Examen des Recherches philos. sur les Américains et de la Défense de cet ouvrage in zwey Bänden 1771, welche Pauw keiner Antwort würdigte. Wenn Hr. v. Z. nicht, sobald er einmal eine Einbildung im Kopfe hat, alle nähere Untersuchung unterließe, und wenn er die Schrift des la Douceur nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätte: so würde er nicht S. 131. so gar ungereimt sagen: "Diese "Schrift des Königs war eine gutmüthige und lustige "Vertheidigung des Pernetti in Berlin gegen Pauw." Er würde gesehen haben, daß diese Schrift weder gutmüthig, noch lustig, noch eine Vertheidigung irgend eines Menschen ist, und daß in der Schrift selbst des Pernetti nicht mit einem Worte gedacht wird. Bloß in der Vorrede wird seines Streits mit Pauw erwähnt. Aber der Verfasser ist so weit entfernt, denselben vertheidigen zu wollen, daß er vielmehr S. 5. der Vorrede ausdrücklich sagt: „Er wolle sich auf dasjenige „nicht einlassen, was Pernetti schon gesagt „habe, hingegen von vielen Sachen sprechen, deren „dieser nicht gedacht habe." Diese Schrift geht also den Abbé Pernetti ganz und gar nichts an; und die ganze neue vermeintliche Entdeckung des Hrn. v. Z., wodurch la Douceur, ein armer bedrängter Staatsgefangener, zu einem gekrönten Philosophen gemacht, und K. Friedrich II. in die Reihe der Schriftsteller von den venerischen Krankheiten gebracht werden soll, ist nichts als ein lächerlicher Irrthum über den andern, dergleichen

chen in diesen Fragmenten nur gar zu viele vorkommen.

Was Hr. v. Z. S. 134 und ff. vom Abbé du Val sagt, ist auch kaum halb wahr, zum Theil sehr schielend erzählt. Er sagt: "Nach der Entfernung des "Hrn. Pauw veränderte sich die Scene auf eine sonderbare Art." Dann wäre also die Scene ziemlich lange leer geblieben, denn Hr. Pauw war etwa im J. 1768 in Potsdam, und du Val kam erst etwa 1779 dahin. Auch hatten diese beiden Leute ganz und gar keine Beziehung auf einander, denn Pauw besuchte nur den König und war niemals in dessen Diensten. Wenn ihre Anwesenheit also auch unmittelbar auf einander gefolgt wäre, so hätte sich doch die Scene dadurch nicht, am wenigsten sonderbar ändern können. Hr. v. Z. giebt S. 134 vor: "Du Val hatte verschiedene, und unbedeutende Dinge "geschrieben, und sich deswegen mit der römischen Kirche entzweyt, die ihn für einen Ketzer erklärte, und ihn aus seinem Vaterlande vertrieb." Dieß ist ein Zeichen, daß Hr. v. Z. von dem, was diesen Franzosen angehet, entweder schlecht unterrichtet ist, oder nach seiner gewöhnlichen Art, alles was er hörte, untereinander wirft. Die römische Kirche hätte ihn für einen Ketzer erklärt? Soll es der Papst gethan haben? Oder der Papst und ein Concilium?

Dem Redakteur dieser Anmerkungen ist diese Geschichte aus den glaubwürdigsten schriftlichen Nachrichten bekannt. Er will sie hier aus denselben kurz erzählen, um an einem neuen Beyspiele zu zeigen, mit wie vieler Dreistigkeit Hr. v. Z. von Dingen, von welchen er gar nicht unterrichtet ist, in dem Tone spricht, als ob er sie noch

so genau wüßte. Mit diesem gänzlichen Mangel der Kenntniß der wahren Beschaffenheit der Sachen und mit diesem dreisten Tone würde ein Schriftsteller, wie Hr. v. Z., eine Menge Fabeln in die Geschichte bringen, wenn nicht die Wahrheit seiner Behauptungen aus sichern Nachrichten näher untersucht würde.

Abbé du Val war ein Karmeliter in Paris, und ist nie, wie uns Hr. v. Z. weismachen will, von der römischen Kirche für einen Ketzer erklärt worden. Er erhielt vielmehr vom Papste ein vom 27ten März 1773 datirtes und an den Erzbischof von Paris gerichtetes Sekularisationsbreve, das heißt, eine Erlaubniß, diesen Orden zu verlassen und Weltgeistlicher zu werden. Dieses Breve erhielt sogar das Placitum regium des Königs von Frankreich, ohne welches, seit den im J. 1772 erlassenen im Parlamente registrirten Lettres patentes, selbst keine einen bloßen Privatmann betreffende Bulle oder Breve des Papstes (bloß die Ehedispensen ausgenommen) in Frankreich gültig ist. Dieß Breve war aber, wie es in der römischen Kanzleysprache heißt, nur commissoria, (wie es auch nach den Freyheiten der französischen Kirche, und selbst dem Tridentinischen Koncilium *) zufolge, nicht anders gewöhnlich ist,) nämlich dem Erzbischofe war überlassen, ob es Wirkung haben sollte. Es hieß darin:

„veris existentibus narratis, constitutoque tibi prius „servatis servandis de necessario et legitimo titulo, „quae ipsum exponentem ad sustinendam diutius „regularem observantiam penitus imparem faciunt

pro

*) S. Concil. Trident. Sess. XIII. Cap. V.

„pro tuis arbitrio et conscientia auctoritate apostolica
„concedas."

Nun fand aber das Arbitrium und die conscientia des Erzbischofs zu Paris den bewandten Umständen nach nicht für gut, das Breve zu vollziehen, und den Karmeliter zu entlassen; aber du Val, welcher nun einmal nicht im Kloster bleiben wollte, verließ dasselbe und ganz Frankreich, und ging nach Deutschland. Daher ward er nicht als ein Ketzer, sondern als ein Apostat angesehen; d. h. als ein solcher, welcher das Klosterleben verläßt, zu welchem er sich durch die abgelegten Gelübde verbunden hat. Dieses wird in der katholischen Kirchensprache, Apostasia Obedientiae oder a Religione genannt. Die von ihm herausgegebenen Bücher enthalten auch keine Ketzerey; höchstens nach den strengen römischen Begriffen ein scandalum publicum.

Hr. v. Z. weiß übrigens nichts von dem Aufenthalte dieses Abbé in Homburg, und von seinen dortigen Projekten. Daß d'Alembert diesen Abbé dem Könige empfohlen habe, wie Hr. v. Z. sagt, ist nicht wahrscheinlich, da in dessen Briefen an den König nichts davon vorkommt, obgleich darin des Empfehlens kein Ende ist. Hingegen hätte Hr. v. Z., der vom Abbé Pernetti so viel Wunderdinge erzählt, in diesen Briefen finden können, daß d'Alembert diesen elenden Mönch dem Könige, und was das ärgste ist, mit großen Lobeserhebungen empfohlen hat. *) Daß in Potsdam eine allgemeine Verschwörung wider du Val entstanden

*) S. Supplément aux Oeuvres posthumes de Fr. II. T. III C. 7.

ſtandern ſey, weil ihn der König gern geſehen hat, gehört zu den vielen thörichten Erdichtungen und Uebertreibungen, welche ſich Hr. v. Z. immer zu Schulden kommen läßt, indem er faſt niemals die angemeſſenen Worte braucht, ſondern immer ſich ſtärker und blendender ausdrückt, als die Sachen erfordern. Wer hatte ſich denn eigentlich wider du Val verſchworen? er war warlich nicht ein ſo bedeutender Mann! Warum ward denn wider Hrn. v. Catt oder Hrn Pauw, die auch der König gern ſah, keine allgemeine Verſchwörung gemacht? oder, wenn Hr. v. Z., wie er ſo oft über Berlin und Potsdam hämiſche Blicke wirft, zu verſtehen geben wollte, man habe ſich in Potsdam gegen jeden verſchworen, den der König gern ſah; warum ward denn der Marchis Luccheſini, der doch beym Könige in viel größerm Anſehen ſtand, als alle obengenannte Herren, ſo allgemein verehrt und geliebt?

S. 135 ſagt Hr. v. Z.: "Du Val ſuchte nicht etwa nur Vicarius apoſtolicus in Weſtphalen zu werden, wie Hr. Nicolai (Anekd. II. 133) ſagt. Sein Hauptehrgeiz ging auf ein Bißthum." — O ſi tacuiſſes! — Alſo bildet ſich Hr. v. Z. wohl ein, ein Vicarius apoſtolicus wäre weniger wie ein Biſchof! Hr. v. Z., wenn er gleich im Jure canonico und in der Verfaſſung der katholiſchen Kirche ganz unwiſſend iſt, hätte doch mit ein wenig Nachdenken leicht vermuthen können, daß jemand, der anſtatt und von wegen des Papſtes geiſtliche Handlungen ausüben ſoll, doch wohl noch mehr als ein bloßer Biſchof ſeyn müßte. Sogar die Vicarii generales in ſpiritualibus der Biſchöfe müſſen ſelbſt die biſchöfliche

Würde

Würde haben; *) wie vielmehr muß ein Mann, welcher ſelbſt den Papſt vertreten ſoll, dieſe geiſtliche Würde haben! Alſo hätte nur Hr. v. Z. nicht ſagen ſollen, der Hauptehrgeiz des Abbé du Val ging auf ein Bißthum, ſondern allenfalls: ſein Eigennutz verlangte zugleich ein reichliches Auekommen, durch ein wirkliches einträgliches Bißthum; denn den Rang und die Würde eines Biſchofs mußte er ſchon haben, ſobald er Vicarius apoſtolicus ward. Herr Denina, von dem Hr. v. Z. ſo viel hält, und welcher alles was katholiſch iſt gern recht hoch verſtellt, ſagt in ſeinem Eſſai ſur la vie de Fr. II. S. 103, da er von dem Titel Vicarius generalis, den der Biſchof von Breßlau hat, redet, es ſey: „une qualité qui „repond en quelque maniére, à l'emploi, qu'ont *les juges „de la monarchie ſpirituelle de Sicile.*" Das iſt nun die Sache ſehr komiſch pompös vorgeſtellt. Gott ſey Dank! wir haben in der preußiſchen Monarchie, weder in Schleſien noch ſonſt wo, eine *Monarchie ſpirituelle*, welche die katholiſche Geiſtlichkeit gar zu gern allenthalben errichten, und ſich eine Macht zueignen möchte, die von der landesherrlichen Macht ganz unabhängig ſeyn ſoll. Indeſſen Hr. v. Z., der den Abt Denina für einen klaſſiſchen Autor hält, hätte von ihm wenigſtens lernen ſollen, daß ein Vicarius generalis apoſtolicus kein geringer Mann iſt.

Im J. 1726 ſetzte K. Friedrich Wilhelm I. aus landesherrlicher Macht einen Vicarium generalem in ſpiritualibus, dem aufgegeben ward:

„Daß er diejenigen Actus, welche der römiſchen Reli„gion nach qualificationem ſingularem erfordern, als Ordi-

„nes

*) Dieſe bekannte Sache bedarf keines Beweiſes; doch citire ich zum Ueberfluß die deutſche Encyklopädie im Artikel Biſchof im 11ten Bande S. 863.

„nes zu ertheilen, Firmelungen zu thun, die Verfertigung „des heil. Oels, Einweihung der Kirchen und Altäre, Ordi„nirung der Geistlichen, u. d. gl. wahrnehme.“

Dieß sind alles Sachen, wozu die bischöfliche Würde gehöret. Ein mit der Verfassung der römischen Kirche wohl bekannter Mann versichert, es sey die Benennung Vicarius generalis apostolicus vor Errichtung der Nunciaturen üblich gewesen, und seitdem diese errichtet worden, pflege der Papst seltener diesen Titel zu geben. Der Weihbischof von Breßlau führt den Titel Vicarius apostolicus, (vielleicht weil das Bißthum Breslau unmittelbar vom Papste abhängig ist) und sein Officialat führt den Titel des Apostolischen Vikariats. In Schweden ist ein Vicarius apostolicus gesetzt, jetzt Hr. v. Osso[illegible]*); desgleichen ist dem römischen Staatskalender zufolge ein Vicarius apostolicus in Konstantinopel, welcher Bischof von Theodosiopolis in partibus ist. Daß diese apostolische Abgeordnete Bischöfe seyn müssen, giebt die Natur der Sache, und Hr. v. Z. hat also hier nur, so wie sehr oft in diesen Fragmenten, seine Unwissenheit doppelt gezeigt, indem er thun will, als wäre er wer weiß wie genau unterrichtet.

Eben so wenig ist Hr. v. Z. mit der Geschichte des Apostolischen Vikariats in Westphalen genau bekannt, welches der Abbé du Val gern zu einem neuen Etablissement für sich hätte erschaffen mögen. In seiner Erzählung S. 136 und hernach S. 328. 329 sind fast alle Umstände unrichtig erzählt.

Der König schickte den du Val nicht an den Papst, wie Hr. v. Z. S. 136 vorgiebt. Du Val machte diese Reise aus eigenem Antriebe, und auf eigene Kosten. Der König erlaubte demselben: „d'aller

*) S. polit. Journal, Febr. 1791. S. 221.

„d'aller trouver le Pape en Bavière, lorsqu'il y paſ-
„sera, *pour lui recommander ſes intérêts particuliers.*"

Dieſe intérêts particuliers waren, daß ſein Sekulariſationsbreve in Erfüllung gebracht, und er alſo von der ihm nach katholiſchen Grundſätzen noch immer anhangenden Makel der Apoſtaſie befreyet werde. Da Hr. dû Val ſein Abſehen darauf gerichtet hatte, ſich durch das apoſtoliſche Vikariat in Weſtphalen ein ſolides Etabliſſement zu verſchaffen, und da er dem Könige es mochte ſehr leicht vorgeſtellt haben, daß der Papſt wider ſeine Ernennung nichts haben würde; ſo kann es wohl ſeyn, daß der König ihm erlaubt hat, auch hievon mit dem Papſte zu reden, beſonders in ſofern es des Abbé dû Val eigenes Intérêt particulier betraf. Aber nie hat der König dieſen Abbé an den Papſt geſchickt. Davon müßten im königl. Archive die Beweiſe liegen; es ſind aber vielmehr Beweiſe des Gegentheils vorhanden. Was der Abbé dû Val auch dem Papſte mag geſagt haben, iſt für ſich ſelbſt und ſeinetwegen geſchehen. Es iſt auch völlig ungegründet, wie Hr. v. Z. S. 136 vorgiebt, daß ſich dû Val mit dem Papſte ſo übel genommen habe, daß er dadurch dem Könige äußerſt mißfiel. Dû Val rühmte vielmehr, daß ihn der Papſt ſehr freundlich aufgenommen habe, auch mißfiel damals dû Val dem Könige gar nicht; und warum hätte er demſelben auch mißfallen ſollen, da der König wohl ſehr geringen Werth auf das ſetzte, was dû Val mit dem Papſte konnte geſprochen haben, und da der Abbé dû Val überhaupt nichts dem Könige mißfälliges gethan hatte. Denn der König kannte gewiß ſein eigenes landesherrliches Recht viel zu gut, um erſt bey dem Papſte etwas ſuchen zu wollen, was Er aus landes-

herr-

herrlicher Macht selbst thun kann, und was seine Vorfahren schon gethan haben. Der König setzt einen Bischof von Breßlau, von Kulm, u. s. w. ohne vorher den Papst darum zu fragen, aus landesherrlicher Macht. Aus eben dieser Macht kann er auch in seinen magdeburgischen, halberstädtischen, westphälischen Landen u. s. w. seinen katholischen Unterthanen einen geistlichen Obern setzen. Hr. v. Z. sagt S. 128. mit völligem Mangel der Kenntniß der Verfassung der katholischen Religion im preußischen Westphalen: "Daß die Clevischen katholischen Unterthanen in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen stehen," und ein neuer Beweis seiner Unwissenheit ist, daß er S. 331 die Streitigkeiten in Geldern mit dem Bischofe von Rüremonde mit hierunter mischt, wovon bey dem ganzen Vorfall mit dem du Val nicht ein einziges Wort vorgekommen ist, und vorkommen konnte. Denn Geldern hat eine von den übrigen preußischen Provinzen ganz unterschiedene Verfassung, die sich auf den Utrechtischen Frieden gründet. Hr. v. Z. verkennt die offenbarsten Rechte des Königs von Preußen durch seine Behauptungen. Das beste ist, daß seine Meinung hierinn von keinem Gewichte ist.

Die Jurisdiktion der katholischen Bischöfe in protestantischen Landen, ist schon durch den Osnabrückschen Frieden Art. V. §. 48. aufgehoben. Weder der Erzbischof von Mainz hat seitdem je sein vormaliges Diöcesanrecht über Magdeburg und Halberstadt, noch die Bischöfe von Osnabrück oder Paderborn dasselbe über Minden auszuüben versucht. Nur der Erzbischof von Cölln prätendirt zwar noch eine geistliche Jurisdiktion über das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Märk; diese ist ihm aber nie-

niemals zugeſtanden worden, *) weder vor noch nach der Reformation, weder ehe das Haus Brandenburg dieſe Länder beſaß, noch nachher. Schon im Jahre 1444 eximirte Papſt Eugen IV. die Herzoge von Kleve von dem Diöceſanrechte des Erzbiſchofs von Kölln. Papſt Leo X. beſtätigte die Exemtion im Jahre 1513. Bey dieſer Exemtion ſind die Herzoge von Kleve beſtändig geblieben. Im Normaljahre 1624 war der Erzbiſchof von Kölln nicht im Beſitz ſeines vermeinten Rechts, iſt es auch bisher nie geweſen, und es iſt weder ihm noch einem andern auswärtigen geiſtl. Obern jemals von dem Landesherrn zugeſtanden worden. Schon der Churfürſt Fr. Wilh. der Große ſetzte zweymal aus eigener landesherrlicher Macht einen Generalvikar über

*) Es iſt ſchon in der Allg. Deutſchen Bibl. XCLVIII. Bds 1s St. S. 183 erinnert worden, wie unverzeihlich es vom Hrn. Abt **Denina** gehandelt iſt, daß er, als ein preußiſcher Unterthan, in ſeinem Eſſai ſur la Vie de Fr. II. S. 356. ſogar in der Reſidenzſtadt drucken zu laſſen ſich nicht entblödete: Die preußiſchen weſtphäliſchen Lande wären in Abſicht auf das Geiſtliche dem Erzbiſchofe von Kölln untergeben; welches ganz ungegründet, und den Rechten des Königs, ſeines jetzigen Landesherrn, nachtheilig iſt. Oder ſollte Hr. Denina wohl glauben, die Rechte ſeines Landesherrn ſtünden den prätendirten Rechten der katholiſchen Hierarchie nach? Wir hoffen doch nicht. Sehr unartig und eines preußiſchen Unterthanen unwürdig iſt es ferner, daß Hr. Denina die Sache verſtellt, indem er ſagt: „le Ministère de Berlin *naturellement jaloux* de toute supériorité qu'une puissance rivale peut exercer sur les sujets „du roi, *avait conçu le projet* de faire séparer les provinces „prussiennes de la Westphalie du diocèse *auquel elles „appartiennent*." Das Königl. Ministerium hat nie ein Projekt machen können, etwas zu thun, was länger gethan iſt, indem der König von Preußen als Herzog von Kleve nie die Diöceſanrechte des Erzbiſchofs zu Kölln anerkannt hat. Auch konnte es dem Miniſterium nie einfallen, hier auf eine puissance rivale jaloux zu ſeyn. Es kam auf unbezweifelte Rechte des Herzogs von Kleve an.

über die katholischen Unterthanen seiner westphälischen Lande. Ebenderselbe ließ d. d. Kleve den 11. Sept. 1661. ein öffentliches Edikt, wegen der geistlichen Jurisdiktion über die Katholiken in Seinen Landen ergehen, worin es wörtlich heißt: "Daß alle und jede Unsere Geistliche und Weltliche Unter"thanen und Angehörigen in diesen Unsern Clevisch- und "Märkischen Landen — niemanden anders, als Uns und "Unsere Nachkommen die Herzogen zu Cleve und "Grafen zu der Mark, in geistlichen Sachen vor ihren "Oberherrn und Ordinario zu erkennen haben." Ferner: "Daß nicht allein diejenigen, welche fremde und auswärtige "decreta, mandata oder rescripta zu suchen, auszubrin"gen oder zu exequiren, oder sonsten mit Recht oder mit "That sich daran pflichtig zu machen gelüsten lassen "werden, nicht nur de facto ihrer habenden Präbenden, Be"neficien oder Bedienungen entsetzet seyn; sondern auch "diejenigen, welche dergleichen auswärtiger Potentaten oder "Herrschaften decreta, mandata oder rescripta inlinviren "oder publiciren würden, alsofort als Rebellen mit der "von mehrhochgedachten Unsern Vorfahren dagegen "verordneten leiblichen Strafe, benanntlich Steckung "in den Säcken, und Werfung auf das Wasser, andern "zum abscheulichen Exempel beleget, und aus dem Wege ge"räumet werden sollen." Es ward zugleich verordnet, daß die Säcke an den Thoren angehängt werden sollten, damit die Bothen, die dergleichen Mandate bringen möchten, gleich sehen könnten, was sie zu erwarten hätten. So ernstlich waren schon damals die Verfügungen. Man siehet also unwidersprechlich, daß der Erzbischof von Kölln niemals im ruhigen Besitze des Diöcesanrechts war. Auch sind die Könige von Preußen in diesem Jahrhunderte in eben dem Besitze des Exemtionsrechts beständig verblieben, und noch jetzt werden von der Regierung in

Kle-

Kleve diejenigen katholischen Geistlichen nachdrücklich bestraft, die sich beygehen lassen, den Erzbischof von Kölln ihren Ordinarium zu nennen, oder irgend etwas bey ihm zu suchen. Also ist es höchstfalsch, was Hr. v. Z. ohne alle Kenntniß der Klevischen Landesverfassung vorgiebt, daß die dortigen katholischen Unterthanen in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen ständen.

Was im IIten Bande S. 328. von Errichtung eines neuen Bißthums im Klevischen gesagt wird, dessen Sitz zu Xanten hätte seyn sollen, bedarf auch einer nähern Bestimmung. Hr. dû Val hatte freylich dem Könige anfänglich eingeredet, weil es ihm irgend jemand anders mochte eingeredet haben, daß Xanten zu seinem Sitze am bequemsten wäre, aber nie ist etwas darüber bestimmt worden; es sind nachher auch andere Oerter und andere Personen in Vorschlag gebracht worden. Was das Bißthum betrift, so wäre es dem Hrn. dû Val zwar wohl ganz recht gewesen, wenn für ihn ein förmliches neues Bißthum wäre errichtet worden, und dieß möchte auch der Papst wohl ganz gern gesehen haben, besonders wenn der König dieses neue Bißthum aus eigenen Mitteln hätte dotiren wollen, wie es der Papst auch vorauszusetzen schien. Es mögen auch wohl in des Königs Sinne die Begriffe von Bischof und Vikarius generalis nicht genau entwickelt gewesen seyn, wie sie denn wirklich coincidiren. Aber der König hat niemals ausdrücklich von Evêque, sondern immer nur von Superieur und Vicaire spirituel geredet. Zu dessen Besoldung wollte der König, daß der Papst un petit couvent sekularisiren möchte. Der Abbé dû Val, oder derjenige, welcher dem dû Val

die Sache so sehr leicht hatte machen wollen, mochte dem Könige wohl gesagt haben, daß der Papst sehr leicht hierein willigen würde; aber des Papstes Gedanken waren überhaupt sehr weit von dü Vals Gedanken entfernt, und konnten auch wohl nicht mit des Königs und seines Ministerii Gedanken zusammenkommen. Diese waren auf die Rechte des Landesherrn, und zwar eines protestantischen Landesherrn gegründet, welche bekanntlich nach den ungeheuern Begriffen der katholischen Hierarchie von den vermeinten Rechten der geistlichen Gewalt sehr verschieden seyn, ja denselben in geistlichen Sachen untergeordnet seyn sollen. Aber dieß geben jetzt kaum katholische Landesherren zu, geschweige der protestantische König von Preußen.

Daran hatten diejenigen, welche dem Abbe dü Val seine Idee mochten an die Hand gegeben, oder ihn leichtsinnigerweise darin bestärkt haben, nicht gedacht; und Hr. v Z., der in Dingen dieser Art ganz unwissend ist, verwirrt in seiner Erzählung vollends alles untereinander. Es hatte, wie schon gesagt, der König so wenig an ein ausdrückliches Bißthum in Xanten gedacht, daß vielmehr nur von einem geistlichen Vikar oder Obern für die katholischen Unterthanen zwischen dem Rhein und der Elbe die Rede war. Der Vorschlag, das Kollegiatstift zu Xanten in ein Domstift zu verwandeln, ist niemals wirklich geschehen, und es ist auch gar nicht abzusehen, welchen Vortheil der König und das Land von einer solchen Veränderung hätten haben können. Und auf den Vortheil des Königs und des Landes hätte man doch wohl haben sehen müssen, und nicht

auf

auf die bloße Etablirung eines unnöthiger Weise sehr reich dotirten katholischen Bischofs.

Der Vorschlag, die Brigittenklöster Marienwolde und Marienbaum (die nach Hrn. v. Z. viele tausend Thaler eintragen sollen) zu sekularisiren, ist auch niemals wirklich geschehen; am allerwenigsten hat der König, wie Hr. v. Z. S. 330. abermals falsch sagt, dem Abbé du Val hierüber jemals eine Unterhandlung aufgetragen. Der Redakteur dieser Anmerkungen ist in dem Falle, von den Klöstern in Kleve, Meurs und Mark und von ihren Einkünften ziemlich genau unterrichtet zu seyn; gestehet aber, daß ihm daselbst kein Kloster unter dem Namen Marienwolde bekannt ist. Auch ist das Kloster Marienbaum so reich nicht. Derjenige, der es zu Unterhaltung eines katholischen Bischofs etwa kann im Sinne gehabt haben, muß, er sey wer er wolle, die Umstände sehr wenig gekannt oder sie sehr wenig überlegt haben. Dieses Brigittenkloster hat ohngefehr 8000 Reichsthaler Einkünfte. Dieß ist an sich mehr als der König vermuthlich dem geistlichen Obern, den er für seine westphälische katholische Unterthanen bestellen wollte, an Einkünften würde zugestanden haben; wenigstens gewiß doch mehr als nöthig ist. Aber es ist auch nicht zu vergessen, daß im Jahre 1782 in diesem Kloster 43 Nonnen und 20 Mönche waren. Gesetzt, das Kloster wäre auch sekularisirt worden: so hätte man doch billigerweise diesen Personen bis an ihren Tod eine Pension geben müssen. Wäre auf jeden Kopf nur 150 Rthlr. gerechnet worden, so hätten die Einkünfte noch

nicht zugereicht, geschweige, daß zu einem andern Behufe hätte was können übrig bleiben. Das zweyte Brigittenkloster in dortigen Landen ist in der Stadt Calcar. Im J. 1782 enthielt es 29 Nonnen, 6 Priester, und 5 Layenbrüder. Gleichwohl hat dieses Kloster, wenn es auch Marienwolde heißen sollte, nebst einigen Morgen Bau- und Weideland nur 510 Rthlr. jährliche Einkünfte, und nährt sich übrigens von Ackerbau, Handwerkern und Pensionären; ist also arm. Alle Klöster in dortigen Landen, die einen ähnlichen Namen wie Marienwolde führen, sind nicht vom Brigittenorden, und sind nicht sehr reich. Das Kloster Marienwasser Franziskaner Ordens tertiae regulae, in der Jurisdiktion Weeze, hat 13 Konventualen, und ohngefehr 1600 Rthlr. Einkünfte. Das Kloster Marienthal Augustiner Eremiten Ordens im Amte Brünen hat 16 Konventualen, und etwa 600 Rthlr. Einkünfte. Das Kloster Marienfriede Kreuzbrüder Augustiner Ordens in der Jurisdiktion Ringenberg, von 17 Konventualen, ziehet seine Einkünfte aus dem Münsterschen Lande, und kann also gar nicht hier gemeinet seyn. Endlich das Nonnenkloster Marienkamp, Augustiner Ordens in der Stadt Dinslaken, hat 13 Konventualinnen, und kaum 700 Rthlr. Einkünfte. Es ist also gar nicht abzusehen, was Hr. v. Z. mit seinen zwey reichen Brigittenklöstern und mit den vielen tausend Thalern Einkünften eigentlich hat sagen wollen. So geht es fast allenthalben, wenn man die Nachrichten, welche Hr. v. Z. so dreist hinwirft, als hätte er sie aus den sichersten Quellen, etwas genauer zu untersuchen Gelegenheit hat. Welches Vertrauen kann man nun zu seinen Nachrichten

he-

hegen, die man nicht unterſuchen kann? Und muß man nicht über die Dreiſtigkeit erſtaunen, mit der er alles in der größten Verwirrung erzählt, nur ſo wie es ſeine Einbildungskraft vorſtellt, und ohne alle Unterſuchung der Wahrheit?

S. 136. erzählt Hr. v. Z. vom Abbé Dü Val eine ungeheure Geſchichte zum Nachtheil deſſelben und der katholiſchen Geiſtlichkeit in Potsdam. Er ſagt: "Dü Val wollte ſich ſelbſt zum Biſchofe machen, "ſeitdem ihn der König dazu nicht mehr tauglich fand. Er "überwältigte die katholiſchen Geiſtlichen in Potsdam ſo ſehr "durch ſein Anſehn, daß ſie ihm mußten Meſſe leſen laſ"ſen, ob es ihm gleich nach den Geſetzen der katholiſchen Kir"che nicht mehr zukam: denn ſein Prieſterbrief war ihm ab"genommen, und jede Prieſterfunktion war ihm von "ſeiner Kirche verboten. Er aber las nicht nur Meſſe in "Potsdam, ſondern ließ ſich den Ornat vor dem Altare um"hängen, und ließ ſich bey der Meſſe durch zwey geweihte "Prieſter bedienen; und nach den Gebräuchen der katholi"ſchen Kirche darf das alles nur ein Biſchof." Wer einigermaßen weiß, von welcher Wichtigkeit und Heiligkeit in der katholiſchen Kirche die Meſſe iſt, muß erſtaunen, daß ſich Hr. v. Z. von jemand, der vermuthlich ein Liebhaber vom Wunderbaren ſeyn muß, eine ſo abenteuerliche Geſchichte aufheften ließ, und ſie ohne die geringſte Unterſuchung öffentlich bekannt machte. Was für Anſehen hatte denn wohl eigentlich dü Val in Potsdam? Welches Anſehen in der Welt würde wohl katholiſche Geiſtliche bewegen, jemand der nicht Prieſter wäre, ja dem ſogar die Prieſterfunktionen von der Kirche verboten wären, Meſſe leſen zu laſſen? Das wäre ja nach katholiſchen Begriffen ein wahres Sacrilegium! Da hätten ſich ja die Geiſtlichen in Potsdam, die ſo et-

was zugelassen hätten, wider die Kirche empört! Wer von dem genauen Zusammenhange der katholischen Hierarchie nur den geringsten Begriff hat, wird dieses nicht als nur möglich, geschweige als wirklich sich denken können. Welchen Grad von Unvernunft und Unverschämtheit müßte der Abbé du Val gehabt haben, wenn er so etwas nur hätte versuchen, geschweige ausführen wollen; und vollends unter den Augen des Königs in Potsdam, bey welchem sich die katholischen Geistlichen, und selbst die katholischen Einwohner, wenn du Val die Geistlichen hätte zwingen wollen, jeden Augenblick unmittelbar hätten beschweren können! Der damalige katholische Geistliche in Potsdam P. Kleinsorge, war am allerwenigsten ein Mann, welcher sich durch Drohungen überwältigen ließ, zumal vollends wenn er eine so sehr gerechte Sache gehabt hätte. Der König gestattete bey keiner Religion gewaltthätige Eingriffe in Kirchensachen. *) Der Abbé du Val konnte einen solchen Gedanken nimmermehr fassen, als ihm Hr. v. Z. zuschreibt. Er würde durch ein solches unerhörtes Benehmen die Versöhnung mit seiner Kirche, welche er doch so nöthig brauchte, beynahe ganz unmöglich gemacht haben. Auch hat derselbe niemals so unvernünftig gehandelt, als ihm Hr. v. Z. Schuld giebt. Folgendes ist die wahre und unwunderbare Geschichte seines Messelesens in Potsdam.

Da der Abbé du Val seine Absicht auf eine geistliche Beförderung in seiner Kirche, und zwar seiner

*) Man sehe wie edel und eines weisen Monarchen würdig er sich in einem Briefe an Voltairen darüber erklärt. Oeuvres posthumes, T. IX. S. 376.

seiner Meynung nach, auf eine ansehnliche Beförderung gerichtet hatte; so sah er wohl ein, es sey nöthig, daß er sich mit der Kirche versöhne, und wegen seines Fehlers der Apostasie Vergebung erhalte. Er supplicirte also unterm 18 Jan. 1783 deswegen an den Papst. Der Papst bewilligte seine Bitte, und trug einem Bischofe in den preußischen Landen auf, den Abbé a crimine apostasiae, a censuris aliisque poenis ecclesiasticis zu absolviren. Da dieses nur in persönlicher Gegenwart geschehen kann, so trug der Bischof diesen vom Papste erhaltenen Auftrag dem noch lebenden kathol. Propste in Berlin Hrn. P. Heinrich Elberfeld auf, welcher auch im September 1783 dem Abbé du Val förmlich die Absolution ertheilte. Da dieser nun dadurch seine Priesterfunktion wiedererhalten hatte; so wollte und mußte er sie auch ausüben, um in dem Wege fortzugehen, den er sich vorgesetzt hatte. Daher las er in Berlin und auch in Potsdam Messe, und zwar überwältigte er keinesweges die katholischen Geistlichen in Potsdam, sondern sie thaten es sehr gutwillig, weil du Val das Attestat des Hrn. Propst P. Heinrich Elberfeld aus Berlin vorzeigte, und nunmehr wieder ein Priester war der Messe zu lesen befugt war. Daß des Hrn v. Z. Erzählung von den von dem Abbé du Val in Potsdam gelesenen Messen bis auf die kleinsten Umstände falsch ist, beweiset folgendes eigenhändige Zeugniß des jetzigen katholischen Geistlichen in Potsdam:

"Daß der Abbé du Val zur Zeit des selig verstorbe-
"nen P. Ludewigs Kleinsorgen, nachdem er seine Attestata
"beygebracht, daß Er wirklicher Priester sey, und wie
"auch von allen kirchlichen Hindernissen absolvirt
"war, ungefähr zweymal Messe gelesen, bezeuge hiemit.

"Daß Er aber von zwey geweihten Priestern sey bedient worden, ist falsch, sondern zwey Meßdiener haben "ihm aufgewartet."

"Potsdam, den 27. December 1790."

"P. Ant. Wüsteseld."
"Katholischer Prediger."

Was soll man nun abermals vom Hrn. v. Z. denken, daß er eine in allen Umständen falsche Geschichte erzählt, als wenn sie apodiktisch wahr wäre! Dabey ist er äußerst unwissend in den Gebräuchen der katholischen Kirche, von welcher er doch affektirt zu reden, als ob er sie genau kennte. Was er damit will, daß sich der Abbé du Val den Meßornat vor dem Altare hätte anlegen lassen, ist gar nicht abzusehen; denn auch ein wirklicher Bischof läßt sich in der Sakristey zur Messe ankleiden, und es geht der Bischof eben so wie der Priester in Procession zum Altare.*) Die gesunde Vernunft giebt ja schon, daß ein Geistlicher nicht vor der ganzen Versammlung die Kleider anlegen könne! Gleichfalls ists ganz falsch, daß nur ein Bischof sich durch zwey geweihte Priester dürfe bey der Messe bedienen lassen. Wenn ein Priester das hohe Amt hält (denn davon, und nicht von einer gewöhnlichen Messe kann hier die Rede seyn) so dienen dabey freylich nur eigentlich Geistliche, welche bloß die vier ersten Weihen erhalten haben. Wenn aber etwa dergleichen nicht vorhanden sind, so ists gar nicht verboten, vielmehr sehr gewöhnlich, daß auch Priester diese Funktion verrichten können. Wenn Hr. v. Z. nur etwa in dembenachbarten Lichoselde oder im Paderbornischen in ein Dorf

*) Die ganzen Ceremonien eines bischöflichen und eines priesterlichen Hochamts kann man finden in der deutschen Encyklopädie im Artikel Hochamt. XV. Band. S. 692.

Dorf gehen will, wann die Messe des Heil. Patrons der Kirche mit einem Hochamte gefeyert wird, so wird er finden, daß gewöhnlich sich der Parochus von ein paar benachbarten Dörfern Priester erbeten hat, um sein Hochamt celebriren zu helfen, welchen er bey einer andern Gelegenheit gleichen Freundschaftsdienst erweiset.

Da nun also diese ganze Geschichte nicht wahr ist, so konnte du Val auch nicht das Mißfallen des Königs dadurch vermehren, wie uns Hr. v. Z. einbilden will. Daß du Val Messe las, konnte dem Könige um deswegen nicht mißfallen, weil der König die Absicht davon wußte; und der König würde sich wenig darum bekümmert haben, ob der Abbé auch wie ein Kardinal möchte Messe gelesen haben, wenn es sonst die katholischen Geistlichen gutwillig zugegeben hätten. Der König fing deswegen an, dem Abbé weniger geneigt zu seyn, weil in dem Laufe der Unterhandlungen, daß er Vicarius apostolicus in Westphalen werden sollte, durch einen sehr respektablen Kanal von dem Erzbischofe von Paris von seinem ehemaligen Aufenthalte daselbst Nachrichten einliefen, welche dem Könige mißfällig waren. Andere Umstände kamen hinzu. Als er endlich einmal ohne Königl. Erlaubniß sich der Königl. Equipage bedient hatte, nach Berlin zu fahren, und der König ihn auf dem Rapporte fand, ward er sehr unwillig, und ließ den Abbé nicht mehr rufen. Dieser erschien indessen noch mehrere Monate lang, sowohl in Potsdam, als auch während des Karnavals im Anfange des J. 1785 in Berlin, (wie es allen Personen bekannt ist, die um den König waren) täglich gegen Abend im Vorzimmer des Königs, damit man in der Stadt glauben sollte, er käme

käme immer noch zum Könige. Endlich soll ihn der König von ohngefähr einmal daselbst gefunden, und ungnädig entlassen haben; seitdem ging er nicht mehr aufs Schloß. Hr v Z sagt mit seiner gewöhnlichen schiefen Uebertreibung: "Das ihm so gefährlich gewordene Potsdam floh er auch deswegen nicht." Es war beym Abbé du Val so wenig an Gefahr zu denken, als bey Hrn. v. Z, da er zum Könige in seiner Krankheit gerufen ward, obgleich er hierüber auch in diesen Fragmenten sehr viel von Gefahr träumt. Der Abbé du Val lebte in Potsdam ganz ruhig, so wie mehrere Personen, die sonst um den König gewesen waren, und nachher nicht mehr zu ihm gerufen wurden.

Die Pension, welche der König dem Abbé du Val auf eine Präbende in Schlesien anwies, war nicht, wie Hr. v Z. berichtet, von 2000 Rthlrn., sondern von 1000 Rthlrn. Im Anfange der jetzigen Regierung verglich er sich wegen dieser jährlichen Hebung auf ein gewisses Kapital, und verließ darauf Potsdam und die Königlichen Lande überhaupt.

S. 139. Der Bischof von Ermeland ist nicht, wie Hr. v. Z vorgiebt, aus der Familie Grabowsky, sondern ein Graf Krasicki. Auch in den geringsten Kleinigkeiten ist Hr. v. Z. nicht genau. S. 140 läßt er den Bischof etwas aus der Apostelgeschichte erzählen. Aber entweder der Bischof oder Hr. v Z haben die Apostelgeschichte nicht recht gelesen; denn der heil. Paulus fiel nicht auf dem Wege nach Antiochien, wie Hr. v. Z. sagt, sondern nach Damaskus vom Pferde. Daß durch die Einrichtung Friedrichs II. der Zustand dieses Bischofs nicht verschlimmert, sondern verbessert worden wäre, wie

Hr.

Hr. v. Z. S. 142 behauptet, ist ganz unrichtig, und nichts von allem dem, was Hr. v. Z von den Finanzumständen dieses Bischofs erzählt, ist wahr. Niemals ist, wie Hr. v. Z vorgiebt, zur Zeit der polnischen Regierung eine Schuldenkommission über den Bischof gewesen, die seine Güter zum Besten der Gläubiger verwaltet, und ihm nur eine Kompetenz gegeben hätten. Das müßte ja landkundig geworden seyn. Am wenigsten ist er auf die geringe Kompetenz von 2000 Rthlr. gesetzt worden, welches Hr. v. Z. ganz und gar aus der Luft greift. Zur Zeit der polnischen Regierung wollte eine würdige Verwandtinn des Bischofs, mit seiner freyen Bewilligung, sein Schuldenwesen gänzlich reguliren, unterdessen er eine Reise nach Paris machte. Aber es kam nichts festes darüber zu Stande. Es ist einer von den seltenen Fällen, wo Mirabeau Recht hat, wenn er sagt: "daß der Bischof von Ermeland vorher an 100,000 Rthlr. Einkünfte hatte, und hernach auf ungefehr 24,000 Rthlr. gesetzt worden ist;" obgleich Hr. v. Z. für gut findet, hier ausdrücklich zu widersprechen.

Folgendes ist in Westpreußen sehr vielen Personen sicher bekannt: Der Bischof gab zur Zeit der polnischen Regierung den dritten Theil der baaren Einkünfte des Bißthums an das Kapitel, da blieben ihm noch über 70,000 Rthlr. baare Einkünfte. Dazu kamen noch die Einkünfte von den Forsten, und einige andere Gefälle, so daß man die Einkünfte zwar wohl nicht ganz auf 100,000 Rthlr., aber doch gewiß über 80 000 Rthlr. rechnen konnte. Bey Occupirung von Westpreußen ließ der König anfänglich den katholischen Geistlichen überhaupt die Wahl, ob sie eine fixe Kontribution von ihren Gütern geben und sie selbst verwalten; oder ob sie die Hälfte der

Ein-

Einkünfte abtreten, und sie den König verwalten lassen wollten. Sie wählten das erstere; taxirten aber die Güter so geringe, daß der König ungehalten ward, ihnen die Hälfte ihrer Einkünfte nach ihrer Taxe festsetzte, und die Güter als Domänengüter verwalten ließ. Die Einkünfte des Bischofs waren ungefähr zu 48.000 Rthlr. angegeben, und also behielt er ungefähr 24,000 Thaler. Er beschwerte sich; da schrieb der König ihm einen sehr gnädigen Brief, und schenkte ihm 50,000 Rthlr. zu Bezahlung seiner Schulden; mehr nicht. Es ist also ganz falsch, wenn Hr. v. Z. sagt: "Der "König habe der Westpreußischen Kammer befohlen, die "Bezahlung aller Schulden des Bischofs zu übernehmen." Diese beliefen sich auf eine sehr große Summe. Die westpreußische Kammer hat niemals mit dem Schuldenwesen des Bischofs von Ermeland etwas zu thun gehabt, am wenigsten sie übernommen. Aber wie Hr. v. Z. immer die Vorfälle nur halb höret, und unrichtig niederschreibt! Nicht die Kammer, sondern die westpreußische Regierung regulirte das Schuldenwesen, aber hat die Schulden warlich nicht übernommen. Nachdem die ebengedachten vom Könige geschenkten 50,000 Rthlr. zum Anfange der Bezahlung angewendet waren, so wurde der gütliche Vergleich mit den Gläubigern so eingerichtet, daß der Bischof bis zu völliger Bezahlung der Schulden die Hälfte seiner jährlichen Einkünfte, nemlich 12,000 Rthlr., aussetzte. *)

Hr. v. Z. sagt, der König habe des Bischofs Schlösser unterhalten. Niemals hat dieß der König gethan. Der Bischof besaß vorher dreyzehn Schlösser

*) Man sehe hierüber auch Hrn. O. K. R. Rüdigers Beyträge zur Regierungsgeschichte K. Fr. II. im Anfange. S. 23.

ser in so viel Städten; davon behielt er bloß das Residenzschloß zu Heilsberg, und das Jagdschloß Smolainen, zwey Meilen davon. Hr. v. Z. sagt: "Der Bischof erhielt freye Feurung und Jagd." Frey Holz hat er noch bis jetzt, aber keinesweges die Jagdgerechtigkeit. Hr. v. Z. sagt also S. 143 sehr unrichtig: "Alles was das Bisthum Ermeland dadurch verlor, daß der König Westpreußen in Besitz nahm, waren Souveränitätsrechte, die sich die Bischöfe unter der polnischen Regierung anmaßten." Der Bischof hatte überhaupt nichts, was man so nennen könnte, als das Ius vitae et necis, wegen dessen man aber doch noch an den Reichstag zu Warschau appelliren konnte. Also fast nicht ein Wort von dem, was Hr. v. Z. vom Bischofe von Ermeland erzählt, ist wahr.

S. 144. Vom Grafen Chazot sind auch einige kleine unrichtige Umstände erzählt. Er lebt noch, und kann sie also selbst widerlegen lassen, wenn Er es nöthig findet. Gar artig kleidet es Hrn. v. Z., daß er S. 145 diesen Herrn den guten Chazot nennet.

S. 150. Hr. v. Z. giebt vor, der Abt Denina sey, auf Befehl des Grafen v. Herzberg, der Herausgeber der Werke des Königs gewesen. Aber gewiß hat Hr. Graf v. Herzberg dem Abte Denina nichts über die Werke des Königs befohlen, und der Abt Denina hat auch nicht das geringste bey der Herausgabe derselben gethan. Daß Hr. Denina sein Leben des Königs, das voll von Unrichtigkeiten ist, auf dem Titel eine préliminaire à l'édition de ses oeuvres posthumes genannt hat, ist ein Dünkel, über welchen viele vernünftige Leute gelächelt haben. Das wäre eine Einleitung durch den Tod ins Leben!

E.

S. 155. Unter den vielen Indiskretionen, welcher sich Hr. v. Z. in diesen Fragmenten schuldig macht, findet sich hier eine der ärgsten. Der Hr. Graf v. Herzberg, dessen zuvorkommende Güte von so vielen Gelehrten ist gebraucht und zuweilen leider! auch gemißbraucht worden, hatte das Vertrauen zum Hrn v. Z., ihm einen seiner Aufsätze mitzutheilen, davon nichts öffentlich bekannt werden sollte, mit der ausdrücklichen Bedingung:

„de me renvoyer cette pièce, *sans en faire aucun*
„*usage.*"

Und siehe! Hr. v. Z. ist unartig genug, den unerlaubten Gebrauch davon zu machen, daß er der ganzen Welt hier Nachricht giebt, was es mit diesem Aufsatze für eine Bewandtniß gehabt, und läßt zugleich den Brief abdrucken, worinn er bedeutet ward, er solle gar keinen Gebrauch davon machen. Und warum thut Hr. v. Z. das? Um die ganze Welt bemerken zu lassen, was für ein wichtiger Mann er seyn müsse, da ihm ein so großer Staatsminister so etwas im Vertrauen mittheilte. Sein liebes Ich geht ihm über alles Nachdenken, welches ein vernünftiger Mann, wie er doch sonst ist, bey einer solchen Gelegenheit anwenden würde. Der muß keine Empfindung von Ehre haben, oder sie aus Leichtsinn und Eitelkeit unterdrücken, der nicht fühlt, wie unwürdig ein solcher Mißbrauch des Vertrauens, und wie niedrig ein solcher Undank ist. Hr. v. Z. affektirt oft, von deutschen Gelehrten verächtlich zu urtheilen, weil sie seiner Meinung nach, sich links gegen Staatsmänner aufführen. Wie gut hätte er gethan, in seinen eigenen Busen zu greifen!

S.

S. 163. sagt Hr. v. Z. nach der ihm nur zu gewöhnlichen stolzen Art verdienten Leuten mit höhnischer Verachtung zu begegnen: "der gute Hr. Formey glaube, "daß er über den Akakia Dinge erzähle, die kein Mensch wisse, es "thue ihm Leid, denn er erzähle sie hier aus dem Munde des Hrn. "Ministers von der Horst, wie sie der gute Hr. Formey nicht "wisse." Es läßt sich nicht denken, ein so edler Mann wie der Hr. Minister v. d. Horst könne es billigen, daß Hr. v. Z. dessen Namen hier mißbraucht, um einem ehrwürdigen Greise auf eine zunöthigende Art verächtlich zu begegnen, und unbedachtsamer Weise den Hrn. v. d. H. selbst dabey zu kompromittiren. Denn mit aller Ehrerbietung, die man dem Hrn. v. d. Horst als einem verdienten Staatsmanne schuldig ist, muß man doch sagen, daß, so wie überhaupt in litterarischen Sachen kein Ansehen des Standes und des Ranges gilt, besonders in dieser Sache Hr. Formey für einen viel gültigern Zeugen müsse gehalten werden, und also nicht verdiene vom Hrn. v. Z. so hönisch angelassen zu werden. Hr. Formey war damals in ganz genauer Konnexion mit Voltairen und allen damals am Hofe befindlichen französischen Gelehrten. Die Umstände des Drucks des Akakia giengen ihn selbst genau an, und er mußte also wohl alles was dahin gehörte, genau wissen. Er konnte daher ohne Unbescheidenheit sehr wohl (Souvenirs, T. I. S. 265.) sagen: "Er wolle "über diese Sachen Erläuterungen geben, die bisher noch "niemand bekannt gewesen." Sie waren auch wirklich vorher nicht bekannt. Der Hr. v. d. Horst hingegen war damals noch ein sehr junger Herr; und war er vielleicht auch damals in Berlin gegenwärtig, so war er doch gewiß nicht mit den Personen, die diese Sache angieng, so genau bekannt, und konnte nicht

in den Lauf aller damaligen französischen litterarischen Vorfälle in Berlin so unmittelbar verwickelt seyn, als Hr. Formey. Man muß sich übrigens beynahe zweifeln, daß der Hr. v. d. Horst diese Geschichte eben so könne erzählt haben, wie sie Hr. v. Z. drucken läßt. Denn, so wie sie da steht, ist sie im Widerspruche mit sich selbst; hingegen was Hr. G. R. Formey erzählt, stimmt im Hauptumstande mit dem überein, was davon in den gedruckten Werken des Königs steht.

S. 161. giebt Hr. v. Z. vor: "Voltaire habe die "Handschrift des Akakia schon eine Weile in Potsdam "verbreitet, und als es der König erfahren, habe er auf "dessen Verlangen ihm die Schrift vorgelesen," und S. 162 giebt er wieder vor: "nachdem der Akakia gedruckt "erschienen, habe Voltaire den König versichert, daß er der "Verfasser dieser Schrift nicht sey." Wie wäre denn möglich gewesen, daß Voltaire dieß hätte versichern können, wenn er nach Hrn. v. Z. Vorgeben, vier Tage vorher dem Könige selbst die Handschrift vorgelesen hätte? Zudem ist V. in jeder Zeile des Akakia zu erkennen, und schon deswegen hätte er dem Könige so etwas nicht sagen dürfen. Ueberdieß läßt sich leicht erachten, daß sich Voltaire wohl gehütet haben werde, eine solche Schrift, da er sie öffentlich bekannt gemacht wissen wollte, dem Könige in der Handschrift vorzulesen. Also schon dieser Widerspruch macht die Erzählung des Hrn. v. Z. verdächtig. Hingegen Hr. Formey erzählt, wie es auch noch viele Personen von der Zeit her wissen, daß Voltaire vom Könige die Erlaubniß bekommen habe, die Défense de Bolingbroke drucken zu lassen, worinn Hr. Formey angegriffen war, und daß er diese Erlaubniß gemißbraucht habe, um auch den Akakia

unter

unter die Presse zu geben. Auf des Königs Verlangen unterdrückte er nun zwar diese Ausgabe, schickte aber ein Exemplar nach Leyden (hierinn wird sich Hr. F. vielleicht irren, und es wird Dresden gewesen seyn; oder hat es Voltaire vielleicht gar an beiden Orten drucken lassen?) und als einige Exemplarien davon (nicht einige Tausend, wie der Hr. v. Z. wieder den Mund zu voll nimmt) nach Berlin und Potsdam kamen, wollte nun Voltaire nach seiner gewöhnlichen Art, es läugnen, daß er diesen abermaligen Abdruck veranstaltet habe. Darüber ward der König mit Recht unwillig und ließ den Akakia verbrennen. Lange Jahre nachher schrieb der König selbst an Voltaire *): „vous composâtes un li„belle presque sous mes yeux, vous vous servites d'une „permission que je vous avois donnée *pour un autre* „*ouvrage* (dieß war die Défense de Bolingbroke) pour „imprimer ce libelle." Man sehe auch das Billet, das der König gleich damals an V. schrieb, in dem Suppl. aux Oeuv. posth. T. II. S. 289. Alles stimmt mit der Erzählung des Hrn. G. R. Formey überein.

S. 164. Hier versichert Hr. v. Z.: "daß bey des "Königs Abendunterhaltungen des Königs Bedienten fel"ten oder gar nicht zugegen gewesen wären" (welches sich wohlnicht denken läßt, es müßte denn der König alle Abend an der Confidenztafel gespeist haben). S. 168 aber versichert er wieder: "diese Abend"mahlzeiten dauerten so tief in die Nacht hinein, daß "allen um die Tafel versammelten Bedienten des Kö"nigs die Beine schwollen." Da sieht man, mit wie weniger Ueberlegung Hr. v. Z. sein Buch schrieb, daß er einen offenbaren Widerspruch wenige Seiten hintereinander sich erlaubte. Und doch will er in

*) S. Oeuvres posthumes. T. X. S. 21.

allem was er hinschreibt, unbedingten Glauben verdienen, und sieht auf jeden mit Hohn herab, welcher etwas über ähnliche Materien bekannt gemacht hat.

Auch ist es sehr unbillig, hier geradezu zu sagen: "die fremden Gesandten hätten unter den Bedienten des Kö"nigs immer Pensionaire gehabt." Wenn dieses ein Gesellschafter des Königs anders als etwa aus einer leeren Vermuthung gesagt, wenn er irgend einen wahren Grund dazu gehabt hätte; so wäre es wohl seine Pflicht gewesen, denjenigen auf welchen er Verdacht gehabt hätte, dem Könige anzuzeigen. Hr. v. Z. wird doch wohl nicht glauben, daß alle oder die meisten Kammerbediente des Königs sich einer so schändlichen Untreue schuldig gemacht hätten. Wie hätte es doch wohl zugehen sollen, daß der gröſsere treue Theil der Kammerbedienten niemals etwas von einem so untreuen Kameraden gemerkt, und es, um sich selbst der gröſsten Verantwortung zu entziehen, dem Könige nicht angezeigt hätte? Wie gieng es zu, daß der König, der auf so vieles in Potsdam so genau Achtung geben ließ, nicht das geringste von dem erfuhr, was doch bis an Hrn. v. Z. als eine gewisse Wahrheit gelangt ist? Nun ists aber ausgemacht, daß in den 46 Jahren, die der König regierte, niemals nur ein einziger Kammerbedienter des Königs deshalb in Untersuchung gekommen ist, daß er von einem fremden Hofe Pension bekommen hätte. Oben S. 118 hatte Hr. v. Z. die Staatsminister K. Fr. Wilh. I. ohne Grund der Bestechung angeklagt, hier beschuldigt er eben so ohne Grund die Hausbedienten K. Friedrichs II. der Bestechung und Verrätherey. Wie nennt man den Mann, der ehrlichen Leuten ohne Beweis entehrende Vorwürfe macht?

Ueber das siebente Kapitel.

Von des Königs vorgeblicher Nichtachtung der deutschen Litteratur.

Diese Nichtachtung war nicht vorgeblich, sondern wirklich. Es ließe sich darüber noch manches Interessante sagen, aber Hr. v. Z. sagt wirklich nur das Oberflächlichste und allgemein Bekannte. Allein weil er auch hier (wie er leider sehr oft in diesen Fragmenten thut) seine Leidenschaft an einigen deutschen Gelehrten auslassen will, mit welchen er etwa in Streit gerathen ist; so fällt er die schiefsten Urtheile über die deutsche Litteratur, welches hier auseinander zu setzen wirklich nicht der Mühe lohnen würde. Er nennt einen der würdigsten deutschen Gelehrten, der die tiefsinnigsten Kenntnisse in mehrern Wissenschaften mit dem feinsten Witze verbindet, und dessen große Verdienste von den ersten Gelehrten Deutschlands erkennt und verehrt werden, S. 175: "den alten Magister in Göttingen, der so oft mit seinem "Weisheitszahne knirscht," und S. 171 gar: "den alten Geck." Ob das vernünftige Deutschland diese Charakterisirung eines berühmten Mannes billigen, ja, ob es ihn nur darinn erkennen werde, ist zu zweifeln. Indessen ist Hr. v. Z. selbst nicht mehr jung, und es wäre vielleicht vorsichtig von ihm gewesen, das einsylbige Wort lieber zu vermeiden; denn es wäre doch möglich, daß hier und den andern Stellen, wo

sich Hr. v. Z. ein wenig zu sehr brüstet, seinen Lesern eine Idea socia einfallen möchte!

S. 178. Wenn hier Hr. v. Z. erzählt, alle Berichte der Minister an den König hätten müssen deutsch geschrieben werden, so ist dieß nicht richtig. Ein sehr wichtiger Theil der Geschäfte, nämlich die auswärtigen, die ganze Korrespondenz des Königs mit seinem Kabinetsministerium und mit seinen Gesandten und alle Berichte derselben (bloß die Reichssachen ausgenommen) waren in französischer Sprache. So ist es auch noch jetzt. Daß der König übrigens mit seinem Ministern und Generalen sehr oft auch über Angelegenheiten und Geschäfte französisch sprach und korrespondirte, ist bekannt; obgleich freylich in der Regel alle Geschäftssachen, die auswärtigen ausgenommen, deutsch betrieben wurden.

S. 179. Hr. v. Z. sagt: "Vielleicht sah der Kö-
"nig wohl deutsche Männer, bey der persönlich mit ihnen ge-
"machten Bekanntschaft, stotternd und außer aller Fassung.
"Aber deswegen hat er diese Männer nicht gering geschätzet,
"und nicht verachtet. Ein größerer Kopf war nach Leibnitz
"und Friedrich, in Berlin wohl nie erschienen, als Lambert.
"Er betrug sich auch bey dem Könige mit großem Muthe
"und edler Offenherzigkeit. Man gab sich die äußerste
"Mühe, Herrn Lambert bey dem Könige lächerlich zu
"machen: und er hatte wirklich etwas ihm ganz eigenes in
"seinem Aeußern, in seiner Art zu reden, und in seiner Art
"zu seyn. Dessen ungeachtet weiß ich ganz zuverlässig,
"daß der König mit der größten Ehrerbietung von Lam-
"bert sprach, und den Spöttern antwortete: Man muß bey
"diesem Manne auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten se-
"hen und nicht auf Kleinigkeiten." Was Hr. v. Z. weiß, das weiß er alles zuverlässig. Er sagt es uns so oft und so deutlich, daß, wenn er nicht so

sehr

ſehr viel unzuverläſſige Sachen vorbrächte, man ſich faſt ſcheuen würde, ihm zu widerſprechen. Seine Zuverläſſigkeit aber hindert nicht, daß er dicht daneben ſehr unzuverläſſig iſt, indem er faſt beſtändig Zeit und Umſtände verwechſelt. Es ſey alſo dahin geſtellt, ob z. B. Hr. v. Z. zuverläſſig weiß, daß der König dieß Wort über Lambert einmal beyläufig geſagt habe? Es könnte nur in der letzten Zeit geweſen ſeyn. Aber wohl möchte man neugierig ſeyn, vom Hrn. v. Z. zuverläſſig zu erfahren: Wie es denn eigentlich mit Lamberts perſönlicher Unterredung mit dem Könige beſchaffen geweſen, und wie er in derſelben groſſen Muth und edle Offenherzigkeit habe zeigen können? Ferner: Wer ſich denn die äuſſerſte Mühe gegeben habe, dieſen berühmten Mann beym Könige lächerlich zu machen, und warum es der äuſſerſten Mühe bedurft hätte, dieſen Zweck zu erlangen? Dieß ſcheint zu involviren, daß der König durch die perſönliche Unterredung ſo ſehr von Lambert eingenommen geweſen, daß eine gewöhnliche Mühe nicht dazu hinlänglich geweſen, und daß Leute vorhanden ſeyn mußten, denen ſo ſehr daran gelegen geweſen, dieſen berühmten Philoſophen beym Könige lächerlich zu machen, daß ſie desfalls die äuſſerſte Mühe angewendet hätten, und dem ohngeachtet beym Könige ihren Zweck nicht hätten erreichen können. Von allem dieſen hat Hr. v. Z. nicht für gut gefunden, ein armes Wort zu ſagen, und es wiſſen ſelbſt Lamberts Freunde in Berlin nicht das geringſte davon, denen doch ſonſt was zwiſchen dem Könige und Lambert vorgieng, ziemlich genau bekannt war. Alle dieſe Dinge ſcheinen bis jetzt alſo nur eine Wirkung der glühenden Ein-

bildungskraft des Hrn. Ritters zu seyn, welches muthige Pferd so oft mit ihm aus dem Gebiete der wahren Geschichte ins Reich der Erdichtungen hinüber galoppirt.

Es ist wohl der Mühe werth, hier aus der von Sulzern handschriftlich hinterlassenen eigenen Lebensbeschreibung *) anzuführen, was er über Lamberts Ankunft und Aufenthalt in Berlin sagt. Sulzern hat es Berlin zu danken, daß es den vortreflichen Lambert besaß, Sulzer machte ihn mit dem Könige bekannt; und suchte die Folgen von Lamberts persönlicher Unterredung mit dem Könige, die ganz anders war, als sie Hr. v. Z. vorstellt, wieder gut zu machen. Der Hr. Ritter scheint es zwar für eine Art von Hochverrath zu halten, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln. Vielleicht giebt er aber dießmal selbst nach, und gestehet, daß hierinn Sulzer zuverlässig, er aber unzuverlässig sey; thut er es indeß nicht, so möchten es vielleicht die Leser thun. Denn so viel ist gewiß, der Kontrast zwischen des Hrn. v. Z. Erdichtung und zwischen Hrn. Sulzers Geschichte ist sehr frappant. Sulzer erzählt folgendermaßen:

"Meine potsdamsche Reise hatte noch eine andere wich-
"tige Folge. Zwey Tage zuvor, ehe ich dahin gerufen ward,
"kam Herr Lambert nach Berlin, meldete sich zuerst bey mir
"und brachte diese beiden Tage fast ganz bey mir zu. Ich
"wurde dadurch so sehr von Bewunderung von diesem für-
"treflichen Manne eingenommen, daß ich auf dem Wege nach
"Potsdam und auch an dem Orte selbst, an nichts als an das
"große Genie dieses Mannes denken konnte. In Potsdam
"sprach ich gegen einige Personen, die täglich um den König
"waren, mit solchem Feuer von ihm, daß diese sich nicht ent-
"halten konnten, mit dem Könige von meiner Bewunderung
"dieses außerordentlichen Geistes zu sprechen. Dieses hatte
"die

*) S. Nicolai Anekdoten, IIs Heft. S. 136.

"die Wirkung, daß, als ich wieder nach Berlin zurückkam, "schon ein Brief vom Herrn von Catt an mich da lag, darin "dieser Freund mir meldete: der König wolle den angekom"menen Philosophen sprechen, und ich sollte dafür sorgen, "daß er den andern Tag nach Potsdam komme, um noch an "demselben gegen Abend dem Könige vorgestellt zu werden.

"Ich übergehe verschiedene kleine, wirklich komische "Umstände, die sich hiebey ereignet haben, um nur zu sagen, "daß Se. Maj. an dem guten Manne den großen Phi"losophen nicht entdeckten, den Sie nach dem Bericht er "wartet hätten. Und dieses meldete mir Herr von Catt so"gleich und that ziemlich kläglich darüber. Lambert aber, "der zu wenig Erfahrung hatte, um zu merken, daß er "nicht gefallen habe, kam ganz vergnügt wieder. Meine "Verlegenheit dabey war nicht gering. Man hatte den "guten Mann mit dem Versprechen nach Berlin zurückge"schickt, daß er durch mich das weitere über die Folgen seiner "gehabten Audienz erfahren werde. Ich sagte ihm ganz im "Vertrauen, daß ein solcher Mann nicht wieder würde aus "Berlin gelassen werden, wenn es nur recht angefangen wür"de; daß der König gute Absichten seinethalben habe, daß "aber noch einige Zeit verstreichen könnte, ehe sie ausgeführt "würden; und dieses befriedigte ihn. Indessen schrieb ich "fleißig an Herrn von Catt und immer von Lambert mit "großem Bedauren, daß der König ihn nicht von der "rechten Seite angesehen habe. ꝛc. Damit verstrich über "ein halbes Jahr. Inzwischen hatte der russische Gesandte, "Fürst Dolgorucki, Herrn Lambert kennen gelernt, und nun "bezeigte die Akademie in Petersburg Lust, ihn dahin zu zie"hen. Dieß gab mir nun neuen Muth, in Herrn von Catt "zu dringen, dem Könige vorzustellen, daß es ewig Schade "seyn würde, wenn wir, wie es den Anschein habe, diesen "Mann ans Berlin verlieren sollten. Dies that die ge"wünschte Wirkung, und der König ließ ihm eine Pension "von 500 Thalern und einen Platz in der Akademie anbieten, "die er nach einiger Weigerung, ob er gleich gar nicht Will"lens war nach Petersburg zu gehen, annahm. Ich will "nur noch hinzusetzen, daß doch der König in der Folge den

"vorzüglichen Werth dieses Gelehrten erkannt, und aus eige-
"ner Bewegung seine Pension nach und nach bis auf 1100
"Thaler vermehrt habe."

S. 183 u. ff. Man hat schon sonst an Hrn. v. Z. bemerkt, daß er in seinen Büchern sehr oft seinetwegen, nicht aber seiner Leser wegen schreibt. So rückt er auch hier, aus schweizerischem und hier unnöthigem Patriotismus, eine lange Tirade des hochachtungswürdigen, und scharfsinnigen Italiäners, Hrn. Denina, zum Lobe der in Berlin befindlichen schweizerischen Gelehrten ein. Dem Scharfsinne des Herrn Denina macht nun die Stelle nicht eben viel Ehre; denn bey allem guten Willen, den er haben mag, ist doch alles äußerst schielend vorgetragen. Z. B. S. 185. sagt Hr. D. "Für keine ihrer eigenen Litteratoren hatten damals die "Deutschen mehr Achtung, als für Breitinger und Bodmer. "Darum nahm auch Friedrich in die Akademie der Wis-"senschaften in Berlin mehr Schweizer auf, als Gelehr-"te von andern Nationen." Hr. D. kannte, wie man aus allen seinen Schriften siehet, weder die deutsche Litteratur noch den König recht richtig! Es ist zu zweifeln, ob der König Bodmern und Breitingern nur den Namen nach gekannt habe! Wenigstens hatte die gerechte Hochachtung der Deutschen für diese Gelehrte gewiß auf Seine Entschlüsse nicht den geringsten Einfluß.

Nachdem uns nun also Hr. v. Z. aus Hrn. Denina Munde gesagt hat, daß acht schweizerische Gelehrten vom Könige nach Berlin wären gerufen worden; so giebt er uns eine selbst in Berlin bisher ganz unbekannte Nachricht von den schrecklichen Verfolgungen, welche diese gelehrten Schweizer für diese Gnade des Königs von den berlinschen

Ge-

Gelehrten erlitten hätten, von welchen Hr. v. Z. ſchon ſo viel häßliche Seiten entdeckt hat, die vor ihm jedermann, ſelbſt auch in Berlin, völlig unbekannt waren. Er ſagt S. 186. 187: "Einige dieſer braven Schweizer "mußten freylich dann auch für die Gnade, die ſie bey dem "Könige fanden, den gewöhnlichen Zoll abtragen, den der "litterariſche Pöbel verlanget. Sulzer zumal hatte die "Ehre: denn, er war Lehrer des Thronfolgers, dabey "ein Mann von erhabenem Geiſte und Charakter, ſehr offen"herzig, redlich und kühn, und ein entſchloſſener Schur"kenfeind. Dieß erweckte ihm in Berlin gelehrte Wider"ſacher, die er verlachte, und die ihm ſein Leben auf keinen "Augenblick trübten, wie ſich das verſteht. Aber dieß ver"droß die gelehrten Herren, die alle Künſte der Schurk"heit und Argliſt gegen Sulzer ſchon erſchöpfet hat"ten. Endlich ergriffen ſie andere Waffen. Als Sulzer "einſt in der Nacht, auf einem ihm ſehr gewöhnlichen "Wege nach Hauſe ging, ward nach ihm geſchoſſen, und "die Kugel flog ganz dichte bey ſeinem Kopfe vorbey! — "Mir hat der redliche Sulzer ſelbſt dieſe Geſchichte im Jah"re 1771. in Berlin mit mitleidiger Verachtung für ſeine elen"den Feinde erzählet."

Dieß iſt doch eine ſchreckliche Geſchichte! Wir haben ſchon gelehrte Sammlungen von Gelehrten, die lange Naſen gehabt; von Gelehrten, die bucklicht waren; von Gelehrten, die mit böſen Weibern geplagt geweſen; von Gelehrten, die ihre Bibliotheken aufgegeſſen haben, und von andern gelehrten Seltenheiten mehr! Aber Hrn. v. Z. war es aufbehalten, den erſten Grund zu einer Sammlung von Gelehrten zu legen, welche mit Piſtolen nach einander geſchoſſen haben. So viel uns bewußt iſt, iſt dieſes, wenigſtens in Deutſchland, das erſte Beyſpiel von einer ſo gräulichen That!

Wenn

Wenn man etwas unglaubliches erzählen höret; so ist wohl die erste Frage, ob es auch wohl wahr sey? Wir haben hier für diese so unglaubliche Geschichte das Zeugniß des Hrn. v. Z., daß er es von Sulzer selbst gehört habe. Freylich würde dieses Zeugniß gültiger scheinen, wenn uns nicht schon, bey näherer Beleuchtung dieser Fragmente, so starke Beyspiele vorgekommen wären von der außerordentlichen Kraft der Imagination des Herrn Ritters, ihm Dinge als wirklich vorzustellen, welche nirgends als in seiner Einbildung existirten. Es wäre abermal ein starkes Stück, wenn seine große Vorliebe für seinen Freund Sulzer, und sein bitterer Haß gegen die berlinschen gelehrten Herren, die er sich sogar gräulich vorstellt, verursacht hätten, daß er sich einbildete, dieses von Sulzern selbst gehört zu haben, oder daß seine fruchtbare Einbildungskraft irgend etwas, was Sulzer ihm im Jahre 1771. erzählte, im Jahre 1789 viel weiter ausdehnte und ausputzte, und abermals ausdehnte und ausputzte, bis daß endlich ein schrecklicher Pistolenknall daraus formirt ward! Denn freylich, daß er diesen Vorfall in seinem allgemeinen Greuel über die gräßlichen Untugenden der berliner Gelehrten, aus großem Eifer wider sie, bloß erdichtet, und sich auf Sulzern berufen habe, sollte sich billig von einem Manne wie Hr. v. Z. nicht denken lassen; obgleich freylich das 31ste Kapitel zu manchen Vermuthungen Gelegenheit geben könnte. Aber eingebildet möchte er es sich wohl haben; denn wahr kann die Geschichte nicht seyn. Wenigstens haben wir schon mehrere Beyspiele, daß der Herr Ritter vom Mord und Tod träumt, (S. oben S. 29.) wo sonst niemand dergleichen nur vermuthen könnte;

und

und von seiner poetischen Auszierung von Anekdoten, durch die oft aus Nichts Etwas wird, haben wir auch schon einige sehr starke Beyspiele.

Indessen ist unstreitig, daß Sulzer diese Geschichte, wofern sie wirklich jemals geschehen ist, so äußerst geheim gehalten hat, daß er sie auch keiner lebendigen Seele außer Hrn. v. Z. hat entdecken wollen. So viel man bisher hat erfahren können, hat von Sulzers vertrauten Freunden in Berlin — Schweizern und andern — niemand jemals ein Wort, weder von Sulzer noch von andern davon gehört. Sulzer hat auch seinem vertrauten Freunde Bodmer, mit welchem er alle seine Gedanken theilte, nie etwas von dieser Mordgeschichte gemeldet; sonst würden wir es in des berühmten Hirzels Denkmal Sulzers finden. Aber der allerschlimmste Umstand für die Glaubwürdigkeit dieser von Hrn. v. Z. erzählten unglaublichen Geschichte — ein sehr schlimmer Umstand, den Hr. v. Z. als er dieß schrieb, wohl nicht vermuthet hat — ist, daß Sulzer in seiner eben angeführten eignen Lebensbeschreibung, welche er im Herbste 1778 endigte, von einem solchen Anfall, den seine gelehrte Widersacher in Berlin auf sein Leben sollten gethan haben, ebenfalls auch nicht ein einziges Wort sagt. Dieß ist doch sehr sonderbar! Denn einen so unerhörten Vorfall würde er doch — sollte man denken — nicht ganz mit Stillschweigen übergangen haben, zumal, wenn er ihn schon wirklich vor einigen Jahren einem Freunde entdeckt hätte!

Ueberhaupt ist die Existenz der von Sulzern hinterlassenen eigenen Lebensbeschreibung Hrn. v. Z. in vielerley Dingen, die er von und über Sulzern in diesen Fragmenten zu sagen für gut befindet, wirklich

etwas unbequem. Es war schon von Sulzern nicht recht freundschaftlich, daß er, ohne Hrn. v. Z. ein Wort zu sagen, eine eigne Lebensbeschreibung hinterließ, und darinn, wie wir oben gesehen haben, einer Erzählung von Lambert, welche Hr. v. Z. in aller Unschuld für zuverläßig ausgab, widersprach, ohne daß sich der gute Hr. v. Z. jemals hätte können träumen lassen, seine Zuverläßigkeit könnte durch das Zeugniß seines Freundes Sulzer noch lange nach dessen Tode in eine schimpfliche Unzuverläßigkeit verwandelt werden! Eben so war es nicht fein, daß Sulzer, nachdem er im Jahre 1771 dem Hrn. v. Z. diese gräßliche Mordgeschichte, und nur ihm allein so freundschaftlich entdeckt haben soll, nachher in seiner eignen Lebensbeschreibung nicht ein Wort davon sagte. Denn nun möchte durch dieses Stillschweigen die Zuverläßigkeit des Hrn. Ritters abermals in ein ziemliches Gedränge kommen. Allerdings ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß Sulzer in einer Lebensbeschreibung, welche er nur für sich selbst, und für seine vertrauteste Freunde aufsetzte, eine so höchstmerkwürdige Geschichte sollte ganz und gar übergangen haben. Zu leugnen ist es nicht, daß diese so große Unwahrscheinlichkeit nebst den mannichfaltigen Proben von der großen Stärke der am unrechten Orte angewendeten Erfindungskraft des Hrn. Ritters v. Z. gegen die historische Wahrheit dieser und mehrerer seiner Erzählungen nicht wenig betrübte Zweifel erregen muß.

Folgende Fragen müßte sich billig Hr. v. Z. gemacht haben, ehe er diese Mordgeschichte öffentlich drucken ließ, und wenn er nicht für einen höchstunbesonnenen Mann gelten will, muß er sie jezt sehr befrie-

friedigend beantworten können, da diese Mordgeschichte nun öffentlich bezweifelt wird:

Was sollte denn wohl Gelegenheit zu diesem intendirten gelehrten Meuchelmorde gegeben haben?

Wer wären denn die Gelehrten gewesen, die ihn intendirten?

Der sel. Sulzer erwähnet in seiner Lebensbeschreibung überhaupt nur zwey verdrießl. Streitigkeiten in seiner gelehrten Laufbahn, beide im J. 1765. Beide aber sind so beschaffen, daß man nicht denken sollte, sie könnten sich durch Pistolenschüsse geendigt haben. Die erste ist die Veranlassung zu Bestellung der ökonomischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften. Sulzers Widersacher hiebey war — man erstaune — nicht etwa einer aus dem berlinischen litterarischen Pöbel, welcher, (wie in Berlin niemand, sondern nur allein Hr. v. Z. weiß,) die Schweizer verfolgte, sondern selbst ein Schweizer. — Der berühmte Euler war hierinn Sulzern zuwider, und Sulzer versichert, daß die Umstände bey diesem Vorfalle die wahre Veranlassung des Entschlusses dieses berühmten Mannes, wieder nach Petersburg zurück zu gehen gewesen sey; aber daß Euler, der gute, halbblinde, redliche Euler sollte nach ihm geschossen haben, davon sagt Sulzer kein Wort.

Der zweite Vorfall, dessen Sulzer gedenkt, ist seine Reformation des Joachimsthalschen Gymnasiums. Er klagt, daß er dabey unbeschreibliche Arbeit und Verdruß gehabt, und sich dabey den Haß fast gar aller alten Lehrer zugezogen habe. Daß aber einer dieser alten Herren oder sonst irgend ein gelehrter Widersacher alle Künste der Schurkheit und Arglist gegen ihn erschöpft habe, und nachher noch nach ihm mit einer Pistole oder

ge-

gezogenem Kugelbüchse geschossen hätte, davon sagt Sulzer selbst nicht ein Wort. Wer diese alten Herren, die ihre Fehler haben mochten so gut wie Hr. Sulzer, Hr. v. Z. und andere, gekannt hat, wird einsehen, daß sie so wenig fähig waren, meuchelmörderisch nach jemand zu schießen, als Sulzer und Hr. v. Z. selbst. Andere gelehrte Widersacher führt Sulzer nicht an, und einen solchen, der meuchelmörderisch nach ihm geschossen hätte, konnte er doch wohl nicht ganz übergehen. Was soll man nun zu Hrn. v. Z. Erzählung denken? Hat er uns Erdichtung oder Einbildung gegeben? Wahrheit auf alle Weise wohl schwerlich!

Denn wir wagen es, Hrn. v. Z. demüthig vorzustellen, daß wenn er auch einen Zeugen vorbringen könnte, daß ihm Sulzer diese Geschichte selbst erzählt hätte, welches wohl schwerlich der Fall seyn möchte; so würden doch in derselben selbst so auffallende Widersprüche und Schwierigkeiten liegen, daß sie ein unbefangener Mann, so wie er sie da erzählt, nie glaubwürdig finden kann. Hr. v. Z. wird uns erlauben, dieß hier etwas näher zu untersuchen. Da er vermuthlich, als er diese Erzählung niederschrieb, nicht aufmerksam genug auf sich war; so bitten wir uns hier seine Aufmerksamkeit aus. Der Umstand ist doch sehr wichtig. Wenn Hr. v. Z. diese Erzählung weiter verificiren könnte, wäre sie ein unerhörtes Denkmahl der Bosheit von gelehrten Leuten in Berlin. Oder könnte er sie nicht verificiren, so wäre sie eine muthwillige Verläumdung der Gelehrten in Berlin, (zumal da Hr. v. Z. von gelehrten Herren in plurali redet,) die, nachdem sie alle Künste der Schurkheit und Arglist erschöpft, zum Meuchel-

chelmord schritten. Hr. v. Z. wird hoffentlich zugeben, daß man niemand verläumden müsse, — selbst nicht einen Berliner! — Und wenn diese Erzählung auch nicht als Verläumdung, sondern nur als Muthwillen, nur als erhöhte Einbildungskraft sollte angesehen werden; so befürchten wir doch, ein solcher Muthwillen, eine solche Stärke der Einbildungskraft möchte der historischen Glaubwürdigkeit des Hrn v. Z. sehr schaden. Daher wird er es hoffentlich wohl aufnehmen, wenn wir unsere Zweifel hier vortragen, damit er sie lösen könne.

Hr. v. Z. erzählt diese unglaubliche Geschichte so sehr unbestimmt, daß man gar nicht, auch nur von weitem vermuthen kann, wann, wo, warum und bey welcher Gelegenheit sie seiner Meinung nach vorgefallen seyn sollte. Man kann nicht einsehen, in welchem Jahre die Begebenheit vorgefallen seyn soll, und ob also Hr. v. Z. vermeint, Sulzer habe noch in seinem eigenen Hause oder schon in der Ritterakademie gewohnt. Beide Häuser aber liegen mitten in der Stadt; daher möchten die nächsten Straßen in der Gegend wohl so spät in der Nacht, wie ein Mann von Sulzers Stande und Alter nach Hause zu kommen pflegt, nie von Menschen ganz leer seyn. Wir sagen die nächsten Straßen, denn Hr. v. Z. sagt, Sulzer wäre nach Hause gegangen; nun pflegt aber in Berlin derjenige, welcher sehr weit von seinem Hause in Gesellschaft ist, und spät bis in die Nacht bleibt, wohl zu fahren. Sulzers eigenes Haus liegt zwar etwas abgelegen. Aber dicht vor demselben ist ein besonderes Wachthaus; in der Gegend um dasselbe stehen um den neuen Packhoff mehrere Schildwachten, dergleichen auch

jenseit der Spree bey dem Königl. Lustschlosse Monbijou stehen. Wäre er auch durch den Lustgarten gegangen, wo freylich in der Nacht wenig Menschen gehen, so stehen doch um das Königl. Schloß und am Dohme und jenseits der Spree am Zeughause allenthalben Schildwachten. Wäre ein Schuß von einem Feuergewehre gefallen, so wäre es unmöglich, daß, wenn auch kein Mensch weit und breit mehr auf den Straßen gewesen wäre, weder die Menschen in den Häusern noch die Schildwachten diesen Schuß sollten gehört haben; und hätten sie ihn gehört, so hätten sie es anzeigen müssen. Es ist nicht etwa so etwas gewöhnliches in Berlin, daß auf den Straßen auf die Vorübergehenden geschossen würde. Hr. v. Z., der von allen Dingen bewundernswürdige Nachrichten hat, die außer ihm kein Mensch weiß, hat zwar auch in Berlin die schrecklichste Sittenlosigkeit und Unordnung entdeckt. Es muß freylich daselbst, selbst ohne daß es die Einwohner wissen, sehr arg seyn; sonst würde Hr. v. Z. nicht so häßliche Dinge davon geschrieben haben, die, wenn sie nicht wahr wären, ihn sehr lächerlich machten. Indessen wagen wir es doch, den Hrn. Ritter zu versichern, daß Ordnung und gute Polizey in Berlin noch in so weit jederzeit beybehalten worden ist, daß die Regierung für das Leben des geringsten Menschen so sehr sorgt, als für das Leben des berühmtesten Professors. Dieß geschieht, wie wir aus zuverlässigern Nachrichten wissen, als manche sind, denen der Hr. v. Z. in diesen Fragmenten folgt, sogar noch jezt; wieviel mehr wird es nicht damals geschehen seyn, da die Aufklärungsdragoner, die gehörnten Esel und alle

das

das garstige Geschmeiß, das, wie der Hr. Ritter in dem 31ten Kapitel des dritten Bandes dieser Fragmente umständlich berichtet, in Berlin jetzt wie der leidige Gott sey bey uns! tobet, und daselbst alles in die schrecklichste Verwirrung bringt, damals wenigstens noch nicht in dieser schönen Stadt die geringste Unordnung gemacht hatte. Wäre also in irgend einer Straße in Berlin auf irgend jemand, wäre es auch der Geringste und Aermste, geschossen worden, welches doch gewiß mehr als ein Mensch hätte hören müssen; so würde die Polizey — wir können es Hrn. v. Z. versichern, — ex officio genaue Untersuchung darüber angestellt haben. Sulzer würde doch gewiß nach einem solchen unvermutheten Vorfall in Schrecken und Agitation zu Hause gekommen seyn, würde vielleicht, (welches der Hr. Ritter nach seiner medicinischen Einsicht gewiß selbst nicht würde gemißbilligt haben) ein Temperirpulver genommen haben, oder so etwas. Seine Kinder und seine Hausgenossen müßten also gemerkt haben, daß etwas ungewöhnliches vorgefallen wäre. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er zu denselben so sehr viel weniger Vertrauen gehabt haben sollte, als zum Hrn. v. Z., und ihnen, zumal in der ersten Emotion, nicht ein Wort davon sollte gesagt haben, daß nach ihm geschossen worden sey. Wenn also auch Hr. Sulzer nicht selbst (wie es in solchem Falle seine Pflicht gewesen wäre,) der öffentlichen Sicherheit wegen es der Polizey angezeigt hätte, so würde doch ein so abscheulicher Vorfall durch seine Kinder und Hausgenossen weiter bekannt geworden seyn, und es wäre nicht möglich, daß er sogar Sulzers vertrauten Freunden in Berlin völlig unbekannt geblieben wäre.

Gesetzt aber auch, es wäre wahr, daß Sulzern, als er in der Nacht in einer von den Straßen Berlins gegangen, eine Kugel nahe beym Kopfe vorbey geschossen worden sey; wodurch könnte man denn wohl, ohne alle fernere Untersuchung wissen, daß diese Kugel wirklich nach Sulzers Kopfe habe gerichtet werden sollen? Hätte nicht ein geladenes Gewehr von ohngefähr losgegangen seyn können? Wir hatten vor einigen Monaten auf einer Straße Berlins am hellen Tage ein trauriges Beyspiel davon. Oder wenn ja die Kugel von einem Böswicht wäre abgeschossen worden, könnte sie nicht nach einem ganz andern Manne als Herrn Sulzer gerichtet gewesen seyn? Aber hauptsächlich, woraus könnte man denn gewiß wissen, daß die Kugel von einem Gelehrten und besonders von einem gelehrten Widersacher sey abgeschossen worden? — Hiernach würde wohl jeder, der nicht Hr. v Z. gewesen, wenn es ihm Sulzer erzählt hätte, sich genau erkundigt haben, und Sulzer würde darauf, da gar keine Untersuchung vorgegangen ist, nichts Befriedigendes haben antworten können; denn es ist ja nie untersucht worden, ob wirklich eine Kugel abgeschossen worden, noch wer die Kugel abgeschossen hat. Woher schließt denn Hr. v. Z., daß ein Gelehrter die Kugel abschoß? — Vielleicht deswegen, weil sie nicht traf! — Dieß wäre ein Schluß, nicht viel weniger bündig, als manche andere Schlüsse des Hrn. v. Z. in diesen Fragmenten. Wir hoffen aber doch, Hr. v. Z. werde auf diese Folgerung nicht zu sehr insistiren! Freylich sind die Gelehrten sehr oft schlechte Schützen. Indessen ist er ja selbst ein sehr hochgelehrter Mann; wenn nun einmal auf einer der Straßen von Hannover in

der

der Nacht auf jemand ein Fehlschuß geschähe, so könnte sich wohl gar die hannöversche Polizey unglücklicherweise an den Hrn. v. Z. als den gelehrtesten Mann Hannovers halten, und ihn darüber zur Verantwortung ziehen wollen. Das wäre schlimm!

Es steht also diese vom Hrn. v. Z. erzählte sehr erschreckliche Geschichte bis jetzt als eine durch nichts bewiesene und höchst unwahrscheinliche Legende da. Es würde daher, wie es scheint, seine Pflicht seyn, sie durch nähere Erläuterung, durch Benennung der Personen, des Orts u. s. w. einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Wenn ihm Hr. Sulzer wirklich diese Geschichte erzählt hat, so müßte er ihr doch auch die Umstände erzählt, die Personen genannt, die Künste der Schurkheit, und besonders der Arglist entwickelt haben; wenn Hr. v. Z. diese Erzählung hätte glaubwürdig finden sollen die so unglaublich ist. Leute, welche Sulzers Leben und alle dessen gelehrte Zehden sehr genau kennen, versichern, diese wären ganz gewöhnliche Dinge gewesen, wie sie im Laufe dieser sublunarischen Welt, wo gute und böse Menschen untereinander gemischt sind, Männern, die Geschäfte haben, sehr oft vorkommen, und daß dabey bey seinen Gegnern vielleicht wohl hin und wieder böser Willen, aber eben nicht Schurkheit und Arglist gebraucht worden. Sulzer selbst, in seiner Lebensbeschreibung, sagt nichts weiter, als daß er bey einigen Geschäften üble Nachreden, viel Arbeit und Verdruß gehabt habe. Wer hat die nicht im Laufe seines Lebens zuweilen! Wobey doch auch zur Steuer der Wahrheit angemerkt werden muß, daß der sel. Sulzer bey vielen vortreflichen Eigenschaften, doch zuweilen von einer etwas irritabeln Natur war.

Indessen man wird zufrieden seyn, wenn es Hrn. v. Z. gefiele, auch nur einige Künste der Arglist zu nennen; und man wird nicht einmal so genau darauf sehen, daß er in seinem hohen poetischen Kolorite die Bösewichter alle diese boshaften Künste erschöpfen läßt. Diese gelehrten Herren in Berlin müßten nach seiner Beschreibung wahre Ungeheuer seyn, eben so schlaue Bestien, als der berüchtigte Vergifter des Nachtmahlweins in Zürich, dessen tödtlichem Gifte diejenigen, die davon tranken, eben so unbegreiflich glücklich entrannen, als Sulzer der Pistolenkugel; so daß in beiden Fällen nicht die geringste Spur einer Wirkung dieser Bosheiten gefunden werden konnte. Der recht bübische Vergifter des Nachtmahlweins in Zürich hat, trotz aller geistlichen und leiblichen Mittel, welche der berühmte Lavater angewendet hat, eben so wenig wie die Wirkung seines Gifts können aufgefunden werden; daher einige Ungläubige sogar vermeinen, er möge wohl gar nicht existiren. Sollte es etwa nicht auch mit dem garstigen berlinischen gelehrten Meuchelmörder so seyn? Leute, welche alle berlinische Gelehrte seit 50 Jahren, und besonders die gelehrten Widersacher Sulzers sehr genau kennen, wollen nun gar versichern, daß ihnen darunter nicht ein Einziger bekannt ist, dem man solche Bosheit zutrauen könne, geschweige mehrere. Dieß macht einen abermaligen unglücklichen Zweifel gegen die Zuverlässigkeit des Hrn. Ritters v. Z. die schon leider! so sehr angefochten ist. Hat also Hr. v. Z., wie man hoffen muß, nähere Nachrichten von dieser Sache, so können wir unsern Wunsch nicht unterdrücken, daß er sie zu Beschämung der Niederträchtigen, und zu Erhaltung seiner eigenen

Ehre

Ehre bekannt machen möge. Vielleicht kann er auch eine Urſache angeben, warum Sulzer einer ganz unerhörten und doch wichtigen Begebenheit, die er ihm bey ſeinem Leben ſoll anvertrauet haben, dennoch — mirabile dictu! — in ſeiner hinterlaſſenen eigenen Lebensbeſchreibung, wo er doch alle merkwürdige Begebenheiten ſeines Lebens anführt, nicht mit einem Worte gedenkt; welches Stillſchweigen des Hrn. v. Z. Erzählung abermals ſehr verdächtig macht.

Erklärt ſich nun Hr. v. Z. über dieſe einer Legende ähnliche Geſchichte näher; ſo werden ſich alsdann in Berlin wohl Leute finden, welche dieſe Sache näher unterſuchen, und ſie, entweder zu ſeiner Rechtfertigung, oder (welches wir nicht hoffen wollen) zu ſeiner fernern Beſchämung weiter ans Licht bringen werden. Bis jetzt bleibt immer der Verdacht, daß ihm Sulzer im Jahre 1771 dieß nicht geſagt haben könne, wenn er ſich auch einbilden ſollte, es gehört zu haben; und bey ſeinem bekannten etwas lächerlichen Zorn über Berlin und die berliniſche Gelehrten könnte er ſich noch dazu dem Verdachte ausſetzen, er habe unter Sulzers Autorität denſelben eine erdichtete Schande zufügen wollen; welches ihm doch auch wohl eben nicht Ehre machen dürfte.

Sollte ſich aber etwa Hr. v. Z. bloß mit der Maxime eines im Alterthume berühmten Mannes tröſten wollen:

Populus me ſibilat! At mihi plaudo
Ipſe domi —

und deshalb ſchweigen, ſo können wir zwar dagegen nichts einwenden; intereſſen, wenn er ſich öffentlich darüber näher erklären wollte, könnte er vielleicht ein großes Unglück verhüten. Wir unterſtehen

uns, ihm eine gewisse Idee vorzutragen, und stellen es seiner Weisheit anheim, ob sie nicht etwas beytragen müsse, daß er die schurkischen gelehrten Herren in Berlin, welche nach Sulzern mit Kugeln schossen, zu ihrer Schande öffentlich nenne.

Wenn man der artigen poetischen Ausbildung, welche Hr. v. Z. diesem Vorfall angedeihen läßt, trauen sollte, so müßte es in Berlin gefährlich seyn, ein Lehrer des Kronprinzen, und dabey ein Schurkenfeind zu seyn. Nun haben wir aber jezt in Berlin, eine ganz ähnliche Lage der Sachen. Wir besitzen jezt einen Gelehrten, der ein Professor ist, so wie Sulzer, ein Philosoph, so wie Sulzer, ein Philosoph für die Welt, so wie er, Lehrer des Kronprinzen, so wie er, und was das bedenklichste ist, er lehrt den jetzigen Kronprinzen noch wichtigere Sachen, als Sulzer den damaligen. Er wird natürlich auch kein Freund der Schurken seyn. Er wird auch wohl gelehrte Widersacher haben; denn wer hat nicht gelehrte Widersacher? Hat sie doch sogar der Hr. Ritter von Zimmermann, welcher so sanft, so lammsartig, so bescheiden ist, und von nichts spricht, als was er gründlich versteht, und untersucht hat! Dem guten Philosophen in Berlin drohet, wenn die vom Hrn. v. Z. erzählte Geschichte wahr ist, doch sehr viel Gefahr! Die gelehrten Widersacher in Berlin sind gewiß seit Sulzers Zeiten nicht besser, sondern, wenn den geheimen Nachrichten des Hrn. Ritters von Z. Glauben beyzumessen ist, sehr viel schlechter geworden. Zu Sulzers Zeiten war noch nicht in Berlin die landverderbliche Aufklärungssynagoge vorhanden, welche Hr. v. Z. im dritten Bande seiner Fragmente

so

ſo glücklich entdeckt, und ſo männlich beſtritten hat; aber es iſt höchſtwahrſcheinlich, daß ihr Urſprung ſeit Sulzers Zeiten an zu rechnen iſt. Da nun den Böſewichtern ihr meuchelmörderiſches Spiel mit Sulzern ſo für genoſſen ausging, ſo werden ſie gewiß immer dreiſter geworden ſeyn, und wenn ſie bisher nach Sulzers Nachfolger noch nicht geſchoſſen haben, ſo wird es wohl daher nur kommen, weil noch nicht alle ihre Künſte an ihm erſchöpft ſind. Wehe aber dieſem Gelehrten, wenn dieß erſt einmal geſchieht! Alsdenn wird das Schießgewehr geladen, und wehe ſeinem Kopfe, wenn die Aufklärer ſeit Sulzers Zeiten beſſer haben zielen lernen, als damals. Jetzt ſteht es noch in des Hrn. Ritters v. Z. Gewalt, ihm das Leben zu retten, und zwar allein in deſſen Gewalt; denn ſonſt niemand in der Welt, als Hr. v. Z. kennt die gelehrten Herren in Berlin, welche nach ihren gelehrten Widerſachern ſchieſſen! Niemand kennt überhaupt, ſo wie Er, die Bosheiten der gefährlichen Aufklärungsſynagoge in Berlin! Er hat ja im dritten Bande ſeiner Fragmente, S. 282, zum Erſtaunen von ganz Europa geſagt: "Vielleicht wären auch wohl einige wilde Mitglieder "der berliniſchen Aufklärungsſynagoge nicht abgeneigt, ge"wiſſen Leuten in Berlin die Köpfe abzuhakken und ſie auf "Stangen zu ſtekken." Wenn man nicht glauben ſoll, er habe ſich dieſes auf eine lächerliche Weiſe bloß eingebildet, oder es gar in ſeinem Zorneifer erdichtet; ſo wird er auch wohl dieſe Kopfabhacker näher bekannt machen müſſen. Es wäre jetzt die ſchönſte Gelegenheit dazu. Man ſiehet deutlich, daß Hr. v. Z., dieſer groſſe Menſchenkenner, ſolche Böſewichter durch und durch ſiehet, welches außer ihm niemand kann. Er hat, wie man

sieht, geheime und vermuthlich sichere Muthmassungen, daß diese aufgeklärte Bösewichter nun nicht mehr, wie zu Sulzers Zeiten, in finsterer Nacht schleichen, sondern ihr abscheuliches Wesen am hellen Tage treiben wollen. Da treffen, wie bekannt, die Schießgewehre viel sicherer als in der Nacht; und wenn sie vollends nach Hrn. v. Z. Vermuthung, außer dem Schießgewehre noch die arme blanche zu ihren mörderischen Angriff erwählen wollen, so weiß jeder Soldat, daß diese vielmehr Menschen wegrafft, als das Feuergewehr. Es ist wirklich eine Gewissenssache, daß Hr. v. Z. die gelehrten Meuchelmörder Sulzers namentlich, und mit allen Umständen, welche ihre Unthaten ganz ans Licht bringen können, öffentlich bekannt macht. Wie kann man anders vermuthen, als daß die wilde Aufklärungsklique, welche Hr. v. Z. so glücklich entdeckt hat, nebst den wilden preußischen Schwärmern, welche den Hrn. v. Z. mit dem Tode bedrohet haben (S. oben S. 29.) in gerader Linie von den ehemaligen gelehrten Herren in Berlin herstammt, deren Künste der Schurkheit und Arglist schon damals, wie Hr. v. Z. allein weiß, in Meuchelmord übergiengen. In Berlin selbst und in ganz Deutschland kennt ja kein Mensch dieß Geschmeiß, oder kann begreifen, was es damit für Bewandtniß haben soll, als allein der Hr. v. Z! Man siehet also, niemand als er kann die öffentliche Ruhe in Berlin, und vielleicht des ganzen preußischen Staats schützen! Wenn er itzt schweigen, und diese Sache nicht weiter erläutern wollte, und es würden nachher wirklich in Berlin Köpfe abgehackt, und auf Stangen herumgetragen; so würde er alsdann vielleicht, als ein menschenfreundlicher Mann, es sich selbst zum Vorwurfe

machen, daß er nicht früher dieſe Sache genauer entwickelt hätte, da es noch Zeit war. Wenigſtens der Redakteur dieſer Anmerkungen hat nun das ſeinige gethan, da er ihm ſeine Pflicht, über die gottloſen berliniſchen gelehrten Meuchelmörder laut und öffentlich zu ſprechen und ihre Namen zu entdecken, vorgehalten hat. Dixi et ſalvavi animam!

Da Hr. v. Z. Hrn. Sulzer S. 187 einen Lehrer des Kronprinzen nennt, ſo wollen wir nur, als ein hiſtoriſches Faktum, aus Sulzers Lebensbeſchreibung anzeigen, was zu dieſem Lehramte Veranlaſſung gegeben, und worin es beſtanden habe. Der ſel. Sulzer ſagt: "Ich ſtand zwar ſchon von "lange in vertrauter Freundſchaft mit Hrn. Bequelin, dem "zweyten Hofmeiſter des Prinzen, deſſen Erziehung ich von "Anfang mit angeſehn hatte. Jetzt aber trug mir der Graf "von York auch deſſen Unterweiſung in der Geometrie "auf."

S. 188. Hr. v. Z. giebt vor: "Sulzer hätte ſich "in dem ſiebenjährigen Kriege die äußerſte Mühe gegeben, "durch den Ritter Mitchel und den Marquis d'Argens, bey "Friedrich Aufmerkſamkeit für deutſche Litteratur zu erregen; "und daher ſey es gekommen, daß Friedrich die Herren Reiske, "Erneſti, Rabener, und Gellert geſprochen?" Hr. Sulzer ſagt abermals kein Wort von dieſer äußerſten Mühe in ſeiner eignen Lebensbeſchreibung. Wenn ſich jemand äußerſte Mühe über eine wichtige Sache giebt, ſo pflegt er wohl in ſeiner eignen Lebensbeſchreibung es anzuführen. Sulzer ſagt hingegen, er ſey damals durch den Grafen von York, der während des Krieges in ſeinem Hauſe gewohnt, und durch den Marquis d'Argens dem Könige dem Namen und Ruſe nach bekannt geworden. Viel ſpäter gedenkt er des Ritters Mitchel bey Gelegenheit der

Reiſe,

Reise, die er gegen Ende des Krieges mit demselben nach England thun wollte. Nirgend aber erwähnt er ein Wort, daß er durch einen dieser Herren oder durch sonst jemand für die deutsche Litteratur bey dem Könige habe Aufmerksamkeit und Liebe erregen wollen; noch weniger, daß es daher gekommen, daß der König in Leipzig einige Gelehrten gesprochen habe. Der Ritter Mitchel wäre auch der ungeschickteste Mann gewesen, mit dem Könige von der deutschen Litteratur zu sprechen, da er sie selbst weder kannte, noch achtete, noch liebte. Von einzelnen deutschen Gelehrten, die mit ihm französisch gesprochen hatten, z. B. von Sulzern kann er dem Könige etwas gesagt haben, aber nicht von der deutschen Litteratur. Hr. v. Z. weiß übrigens allenthalben geheime Nachrichten! Der König hätte Rabenern gesprochen? Das weiß vermuthlich Hr. v. Z. ganz allein. Aber wohl ist bekannt, daß der König Ludovici und Gottsched zu sich kommen ließ. Hat das etwa Sulzer auch bewirkt? Da hätte er Hrn. v. Z wirklich einen übeln Dienst gethan; denn er zieht in diesem Kapitel ganz unbändig wider Gottsched los.

S. 190. Hier ist wieder, wenn gleich nur in einer Kleinigkeit, ein Beweis von dem Talente des Herrn Ritters, mit einer ihm ganz eigenen Art, durch eine ganz kleine Uebertreibung, durch eine ganz kleine Verrückung der Umstände, aus nichts etwas, und aus etwas viel zu machen. Hr. v. Z. hatte sich einige Seiten lang in einen an sich ganz löblichen Eifer für die Schweiz gesetzt, und träumte nun von nichts als Schweizern. Er berichtet darauf: "daß auch derjenige, der kein Schweizer war, par tous les "diables ein Schweizer seyn mußte, wenn ihn Friedrich da-

"für

"für hielt. Er wählte aus dieſer Urſache für den gegen-
"wärtigen Kronprinzen von Preußen einen Hrn. Behniſch
"zum Untergouverneur." Hr. v. Z ſetzt hinzu: "Friedrich
"habe den Hrn. Behniſch immer, königlich keck, tapfer
"und unüberwindlich für einen Schweizer gehalten."
Er führt für dieſe ſeltſame Behauptung einen ſehr reſpektablen Zeugen an, den Hrn. Oberſten von Stamford; aber es wird wohl mit deſſen Zeugniſſe ſeyn, wie mit mehrern Zeugen, welche Hr. v. Z für Behauptungen anführt, die offenbar unrichtig ſind. Hr. v. St. wird ihm ein Paar Worte geſagt haben, und Hr. v. Z. macht eine ganze Geſchichte daraus, die er nach einer ihm ſelbſt beliebigen Art wendet und ausbildet; von welchem der hiſtoriſchen Wahrheit ſehr ſchädlichem Talente ſich in ſeinen Fragmenten unzählige Beyſpiele finden. Auch an dieſer Geſchichte iſt etwas weniges wahr, aber das meiſte falſch. Der König kann Hrn. Behniſch nicht wohl, wie Hr. v. Z. vorgiebt, aus der Urſache gewählt haben, weil er ihn für einen Schweizer hielt; denn eigentlich hat er ihn nicht unmittelbar ſelbſt gewählt. Hr. Behniſch war, ehe er zum Kronprinzen kam, mehrere Jahre lang erſt Legationsſekretair, und hernach zweymal Chargé d'Affaires in Stockholm. Der König verlangte von dem Hrn. Kabinetsminiſter, Grafen von Finkenſtein, einen Vorſchlag zu einem Hofmeiſter für den jetzigen Kronprinzen. Der Graf ſchlug Hrn. Behniſch vor, und der König nohm von einem ſo würdigen Miniſter einen ſo würdigen Mann ſehr gern an. Es iſt klar, daß wenn der König es zur Bedingung gemacht hätte, einen Schweizer vorzuſchlagen, ſo hätte demſelben Hr. Behniſch nicht vorgeſchlagen werden können. Dieß widerlegt geradezu die Behauptung des

Hrn.

Hrn. v. Z. Nachdem Hr. Behnisch schon einige Zeit in Potsdam war, äußerte sich der König einmal gegen einen Geheimen-Kabinetsrath, Hr. Behnisch möchte wohl ein Schweizer seyn, worauf derselbe antwortete: er wisse nicht anders, als Hr. B. sey ein geborner Unterthan des Königs. Woher dem Könige die Idee gekommen, H. v. B. möchte ein Ausländer, oder ein Schweizer seyn, läßt sich nicht bestimmen. Als Hr. Behnisch kurz darauf den König sprach, fragte ihn der König, woher er gebürtig wäre? Auf die Anzeige seines Vaterlandes sagte der König weiter nichts. Es fiel ihm also gar nicht ein, wie es die poetische Feder des Hrn. v. Z. sogar in einem pomphaften Quasi-Hexameter ausdrückt, Hrn. Behnisch

Immer, königlich keck, tapfer und unüberwindlich,

für einen Schweizer zu halten. Vielmehr ist nicht die geringste Spur da, daß der König nachher noch geglaubt hätte, Hr. B. wäre ein Schweizer, oder daß er de par tous les diables ein Schweizer hätte seyn müssen. So schwinden fast alle wunderbare Erzählungen des Hrn. v. Z. beynahe in Nichts, wenn man sich ein wenig genauer darnach erkundigt.

Hr. v. Z. fügt hinzu, Hr. Behnisch habe ihm selbst gesagt: Er sey aus Breßlau gebürtig. Dieß hat er nun gewiß nicht selbst gesagt; denn er ist aus Militsch gebürtig, und er wird sicherlich Hrn. v. Z. nicht einen falschen Geburtsort angegeben haben. Es ist eine Kleinigkeit. Aber es erhellt doch hieraus abermals, daß Hr. v. Z. ein ziemlich ungetreues Gedächtniß habe, wovon sich freylich in seinen Fragmenten auch sonst schon unzählige Beyspiele finden. Indessen ist gerade an dieser Stelle Hrn. v. Z. Behauptung, Hr. B. habe ihm selbst etwas gesagt,

was er doch nicht kann gesagt haben, für die Glaubwürdigkeit des Hrn. v. Z. doppelt unglücklich. Denn wenige Seiten vorher hatte er auch eine eben so poetisch ausgeputzte, den sel. Sulzer betreffende, viel wichtigere Erzählung, die niemand glauben wird, dadurch glaubhaft zu machen gesucht, daß er versicherte, Sulzer selbst habe sie ihm erzählt. Wie nun! — si parva licet componere magnis! — wenn nun jemand dächte, Hr. v. Z. möchte wohl so wenig richtig nacherzählt haben, was ihm Sulzer, als was ihm Hr. Behnisch selbst gesagt haben soll; zumal da so viel andere Gründe für diese Vermuthung streiten!

Hr. v. Z. macht sich überhaupt viel mit Sulzern zu thun, und schreibt demselben mancherley zu, wenn ihm kein anderer Namen als Sulzer einfällt, was dieser nicht gethan hat, oder nur daran hat denken können. S. 197 sagt er: "Im Anfange des Jahres 1756 "ließ der König Hallern durch Sulzern die Stelle eines "Kanzlers der Universität Halle antragen." Wir haben oben gesehen, daß Sulzer selbst erzählt, er sey erst während des siebenjährigen Krieges dem Könige dem Namen nach bekannt geworden. Also konnte der König im Anfange des Jahres 1756 einen solchen Auftrag nicht wohl einem Manne geben, welchen er damals noch fast nicht kannte. Sulzers handschriftlich hinterlassene eigene Lebensbeschreibung ist doch Hrn. v. Z. bey Dingen, die er von Sulzern erzählen will, allenthalben ein wenig im Wege! — Den Auftrag, Hallern zu sondiren, hatte nicht Sulzer, sondern Euler. Dieß bezeugt ein noch lebender Freund Eulers und Sulzers, welcher die ganze Korrespondenz gelesen hat.

Ueber

Ueber das achte Kapitel.

Von Friedrichs vorgeblichem Aberglauben, und von ſeinen wirklichen Verſuchen in der Alchemie.

Was Hr. v. Z. S. 200. von einer vorgeblichen Erſcheinung der weißen Frau erzählet, iſt, wie ſo vieles, halb richtig und halb nicht richtig. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, wer daran geglaubt haben mag oder nicht; vielleicht war mehr Scherz dabey als ſich Hr. v. Z. vorſtellt. Wenigſtens war der Holzſchnitt, den er anführt, gewiß nicht in der Abſicht hervorgebracht, um, wie Hr. v. Z. ſich einbildet, dieſe Erſcheinung zu erweiſen. Auch iſt es eine von ſeinen gewöhnlichen Uebertreibungen, daß dieß ein zweyhundertjähriger Holzſchnitt geweſen wäre; denn die Kenner der brandenburger Kunſtgeſchichte wiſſen ſehr wohl, daß ein ſo altes Blatt nicht exiſtirt. Es ward nach der vorgeblichen Erſcheinung auch die weiße Frau auf einem Quartblatte in Kupfer geſtochen. Schade! daß dieß Hr. v. Z. nicht wußte; er würde vermuthlich geſagt haben, dieſer Kupferſtich wäre von Lukas von Leiden oder von Franz Florio! Der Holzſchnitt war aus des Samuel Jacobi, Rektors in Spandau, im Jahre 1725 gedruckten Programma von der weißen Frau. *) Dieß muß derjenige am beſten

*) Dieſes Programma iſt in des ſonſt ſo vollſtändigen Küſters Bibliotheca Brandenburgica nicht angeführt. Aber der Ver-

besten wissen, welcher dieses Blatt, das bloß zum Spaße bey Hofe gezeigt ward, hergegeben hat.

S. 204. Was Hr. v. Z. von dem bekannten Vaticinium Lehninense vorbringt, ist, wie fast alles was er erzählt, nicht genau, sondern mit ganz falschen Umständen erzählt. Er sagt: "Diese Weißa-"gung ist kein Buch, sondern ein einzelnes Blatt." Wir wollen nicht um Worte streiten; sonst kann man sie auch ein Buch nennen, denn sie ist mehrmals besonders gedruckt, so daß sie mit beygefügter Uebersetzung, Kommentarien ꝛc. ein Buch ausmacht. Indessen fällt hier Hr. v. Z. durch seinen Mangel an Genauigkeit, und weil er bloß auf Hörensagen schreibt, wieder in einen lächerlichen Irrthum. Er sagt: "Vor mehr als zwanzig Jahren entdeckte sich in Berlin "dieser Spaß. Die Bücher eines verstorbenen Professors "am Joachimsthalischen Gymnasium wurden in einer "öffentlichen Auktion verkauft. Im Auktionskatalog "stand die wahre Urkunde dieser Weißagung unter der "Rubrik: Concept des Vaticinii Lehninensis!" — Vor mehr als 20 Jahren? Das wäre also zwischen 1765 und 1770. — Nicht doch! Sehr viel früher! Folgendes aber mag den Irrthum verursacht haben: Im J. 1746 gab ein Prediger in Lehnin das Vaticinium mit einer Uebersetzung und ganz vernünftigen Anmerkungen heraus, worinn er beweiset, daß der Verfasser zu Ende der Regierung Kurf. Friedrich Wilhelms es gemacht habe. Dieser Past. Weise schrieb also NB. schon im J. 1746, S. 14 seines Buchs: "Ich

Verfasser des Aufsatzes über die weiße Frau im 1ten Bande der Berl. Monatschrift hat es gehabt, und aus Versehen den Verfasser Brand genannt. Er schreibt sich nämlich auf dem Titel mit lateinischen Versalbuchstaben SAMUEL JACOBI BRAND. (Brandenburgensis).

"Ich erfahre von sicherer Hand, daß in des vor etlichen und "zwanzig Jahren verstorbenen Hrn. v. Seidel, Stadtrich- "tero in Berlin, Büchervorrath ein Manuscript von dieser "Weißagung, in welchem die Verse von gleicher Hand (das "heißt von Seidels Hand), gefunden worden sey, welches ohne "Zweifel das Autographum war." Hr. v. Z. hat hievon etwas gehört; bildet sich ein, es blieben immer 20 Jahre, seitdem das Manuscript gefunden worden, und macht dabey aus einem Kurfürstl. eigentl. schon 1693 gestorbenen Rath, einen Professor am Joachimsthalischen Gymnasium. In Küsters Marchiae litteratae Specimen XXmum, Berol. 1759. 4. kann man die ganze Geschichte dieses Vaticinii finden. Daß der Kurf. Rath Martin Friedrich Seidel allgemein für den Verfasser gehalten wird, ist jedem bekannt, der sich nur irgend um die märkische Geschichte etwas bekümmert hat. Sehr lustig ist noch, daß Hr. v. Z, der immer mehr wissen will, als andere, mit altkluger Mine hinzusetzt: "So kam also "an den Tag, daß der Urheber dieses Spaßes sich dieser Er- "findung bedient hatte, um vermuthlich die Landesregie- "rung jener Zeit von neuen Einrichtungen abzuschre- "cken, die dem Volke mißfielen." Das ist nun äußerst ungereimt. Hätte Hr. v. Z. dieß Vaticinium jemals gelesen, worüber er doch urtheilen will, so würde er gleich sehen, daß eine solche Vermuthung gar nicht statt haben kann. Aber es mußte doch etwas gesagt seyn!

S. 206. Bey Gelegenheit eines Urtheils über Friedrichs II. vorgeblichen Neigung zur Alchemie sagt Hr. v. Z. folgendes: "Männer von Ansehen aus Ber- "lin erwiederten: "daß sie nie dergleichen gehöret hätten, "und daß sie es nothwendig müßten erfahren haben, wenn "es wahr wäre." — Aber woher haben die gelehrten Her- "ren in Berlin das Recht zu glauben: manche Dinge

"nur

"von Wichtigkeit, die Friedrich den Großen betreffen, seyen "deswegen nicht wahr, weil sie nichts davon wissen?

Man weiß es schon und sieht es besonders in diesen Fragmenten, daß Hr. v. Z. einen etwas starken Widerwillen wider die gelehrten Herren in Berlin hat. Bey allen Gelegenheiten zapft er sie an. Besonders auch will er ihnen gar nicht zugestehen, daß sie von des Königs Regierung, häuslichem Leben und so ferner, etwas wissen und davon mitsprechen sollen; wie er denn mehrmals merken läßt, daß die gelehrten Herren in Berlin nichts, aber er, der gelehrte Herr in Hannover, alles, und zwar bis auf die geheimsten Nachrichten wisse, welche verschiedene Höfe unter sich beschlossen, völlig zu verschweigen. Er sagt mehrmals in einem ihn etwas sonderbar kleidenden verächtlichen Tone, ihre Nachrichten kämen aus Bierschenken, Kliquen, Wirthshäusern, von Anekdotenhändlern, und wie seine höflichen Ausdrücke mehr heißen; hingegen von sich selbst giebt er mit größtem Bewußtseyn seiner Würde, und der Wichtigkeit seiner Nachrichten fast auf allen Blättern zu verstehen, er habe seine Nachrichten von Männern von hohem Ansehen und hoher Geburt, von Staatsministern u. s. w. erhalten. Es kann seyn, daß unserm gelehrten Herrn in Hannover (wir hoffen doch zur Ehre des Herrn v. Z., daß er das, was er als Gelehrter ist, höher schätzen wird als sein von, und als seinen Orden) bey allem angenommenen vornehmen Tone, sein Gewissen gesagt hat, es möchten manche von seinen wunderseltsamen Erzählungen unglücklicherweise von einigen gelehrten Herren in Berlin nicht für völlig richtig gehalten werden. Daher siehet es fast aus, als ob er ihnen durch diese

und ähnliche Aeußerungen im voraus das Recht, ihm zu widersprechen, streitig machen wollte. Es wird nicht unnöthig seyn, hier diese Präsumtion des Hrn. v. Z. etwas näher zu beleuchten.

Hr. v. Z. bürdet den berlinischen Gelehrten vielerley Dinge auf, woran sie nie gedacht haben. Uns ist kein Beyspiel bekannt, daß ein Gelehrter in Berlin jemals gesagt hätte: Eine Erzählung, Friedrich den Großen betreffend, sey deswegen nicht wahr, weil er nichts davon wisse. Einen ähnlichen unbescheidenen Ton möchte man wohl eher in den Fragmenten des Hrn. v. Z. zu finden glauben, als in irgend einer von den Schriften, die irgend ein berlinischer Gelehrter über das Leben Fr. II. geschrieben hat. Sollte indessen ein berlinischer Gelehrter jemals sich so ausgedrückt haben; so würden unparteyische Leser urtheilen, er drücke sich unbescheiden aus. Aber im Allgemeinen wird wohl die Befugniß, an der Wahrheit einer Erzählung deswegen zu zweifeln, weil er nichts davon weiß, mit Billigkeit demjenigen nicht können abgesprochen werden, welcher entweder eine Sache aus eigener Erkenntniß wissen müßte, oder sich darnach an solchen Orten und bey solchen Personen, wo glaubwürdige Nachrichten zu finden sind, hat erkundigen können, und sich wirklich mit Sorgfalt, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit darnach erkundiget hat. Ein solcher ist wohl berechtigt zu sagen, gewisse Erzählungen könnten nicht richtig seyn, weil er es sonst wissen müßte. Es kommt dabey gar nicht darauf an, ob er ein Gelehrter oder ein Mann von Ansehen ist, sondern darauf, ob er im Stande ist, von dem was die

Wahr-

Wahrheit einer Erzählung betrift, gehörig unterrichtet zu seyn. Bloß auf Rang und Ansehen kann es hiebey nicht ankommen; sonst müßte der unwissendeste Lord in England oder Schottland mehr Glaubwürdigkeit haben, als Hume oder Robertson. Man muß also wohl andere Umstände dabey erwägen.

Staatsminister und Geschäftsleute sind freylich die besten Zeugen von Staatsgeschäften, besonders von den Geschäften ihres eigenen Departements. Dergleichen Männer von Ansehen, dergleichen würdige Diener des Staats sind in Berlin sehr viele, und unter denselben nicht wenige Kenner und Gönner der Wissenschaften. Wenn nun berlinische Gelehrte sich um die Geschichte und Verfassung ihres Vaterlandes bekümmern; wenn sie die gehörigen Vorkenntnisse nicht nur von der speciellen Geschichte und Statistik ihres Vaterlandes, sondern auch Kenntnisse von Handlung, Finanzwesen, militärischen Sachen, Justizsachen, u. s. w., in sofern sie dahin gehören, sich zu verschaffen gesucht haben; so wird ihr Umgang mit Geschäftsleuten, welche an ihrer Seite wieder Umgang mit Gelehrten lieben, ihnen vielfältige Gelegenheit geben, ihre Kenntniß des Vaterlandes praktischer zu machen. Ist ihnen nun daran gelegen, genauere Nachrichten einzuziehen, von vielem was Friedrich II. that, dessen Regierung sie noch dazu zum Theil selbst erlebt haben: so werden sie wohl die beste Gelegenheit haben, Geschäftsleute von so mancherley Art über dasjenige zu befragen was sie wissen möchten; und sie werden derselben Antworten besser verstehen, wenn sie selbst einige Kenntnisse von den Geschäften mitbringen, wovon die Rede ist. Ist ihnen daran gelegen, ganz genau zu wissen, wie es mit manchen ehemals vor-

gefallenen Begebenheiten beschaffen gewesen; so können sie Gelegenheit haben, in Archiven und Registraturen nachschlagen zu lassen, ja wohl selbst die Akten zur Durchsicht zu erhalten. Wenn nun ein berlinischer Gelehrter, über eine zweifelhafte Erzählung verschiedene Geschäftsleute, welche nothwendig von den Umständen unterrichtet seyn mußten, befragt, wenn er den von ihnen gegebenen nähern Nachweisungen weiter nachgegangen ist, wenn er auf diese Art unermüdet einer Sache nachgeforscht, und durch diese Nachforschung erfahren hat, wie die wahren Umstände beschaffen sind; so müßte denn doch wohl der Fall eintreten können, den Hr. v. Z. bezweifelt, daß ein Gelehrter in Berlin ohne alle Präsumtion ein Recht hätte, zu glauben, manche Erzählungen von Friedrich II. wären nicht wahr, weil er es sonst wissen müßte, indem er nämlich durch seine genaue Nachforschungen etwas davon würde haben auffinden müssen. Wenigstens wird in zweifelhaften Fällen ein berlinischer Gelehrter, welcher an allen Orten, wo Nachrichten zu finden sind, Nachforschungen angestellt hat, im Ganzen hierüber glaubwürdiger seyn, als ein hannöverscher Gelehrter, der sich vorher nie um die Verfassung und Geschichte der preußischen Staaten bekümmert hatte; der darinn ganz unwissend ist; der nur Einen preußischen Staatsmann fragte; der dessen Antworten aus Mangel von statistischen Kenntnissen leicht mißverstehen konnte, und sie, ehe er sie niederschrieb, durch seine eigne lebhafte Einbildungskraft gehen ließ, durch welche er davon und dazu that, was ihm gefiel.

Oder glaubt etwa Hr. v. Z., daß die Staatsminister und Geschäftsleute in Berlin mit berlinischen

Ge-

Gelehrten gar nicht sprechen, oder ihre Fragen beantworten? In seinem großen Zorn über die berlinischen Gelehrten, scheint er so etwas durch die verächtlichen Ausdrücke, die er sich von ihnen erlaubt, insinuiren zu wollen. Aber es ist eine Eigenschaft des Zorns, zumal wenn man sich so weit von demselben hinreißen läßt wie Hr. v. Z., daß man endlich sich selbst und andre nicht mehr kennt. Von jeher haben preußische Staatsminister und Geschäftsleute die Arbeiten preußischer Gelehrten, welche sich um die Geschichte und Statistik ihres Vaterlandes verdient machen wollten, auf eine sehr vorzügliche Art unterstützt. Bloß dadurch sind von den preußischen Provinzen genaue Topographien bekannt worden, dergleichen sich kein andres deutsches Land rühmen kann. Dem Hrn. Staatsminister v. Gaudi ist des Hrn. E. Pr. Goldbecks preußische Topographie, dem Hrn. Generallieut. und Staatsminister Grafen v. d. Schulenburg, der Herren v. Oesfeld und Heineccius magdeburgische Topographie, und dem Hrn. Staatsminister v. Voß des Hrn. Kammerdirektor Borgstede brandenburgische Topographie zu danken; denn ohne die vorzügliche Unterstützung dieser großen Staatsmänner hätten diese gemeinnützige Bücher weder zum Vorschein kommen, noch den Grad von Vollkommenheit haben können, den sie haben. Hr. v. Z. lese nur die Vorrede zu Hrn. Nicolai Beschreibung von Berlin; da wird er die große Anzahl von Staatsministern und berlinischen Geschäftsleuten mit Dank genennet finden, welche auf die edelste Art sich beeiferten, dem Verfasser die ächten Nachrichten mitzutheilen, welche dieß Werk, das dem Titel nach nur die Beschreibung einer einzelnen Stadt seyn sollte, selbst für die brandenburgische Statistik wichtig machen. Hr.

v. Z. nenne ein anderes Land, wo die gröſsten Staatsmänner die Gelehrten, welche über Landessachen arbeiten wollen, mit so sehr zuvorkommender Güte unterstützten; und wenn er es nicht kann, so schäme er sich. Der Hr. Staatsminister Graf v. Herzberg, dieser groſse Beförderer der brandenburgischen Geschichte und Statistik, öffnete Hrn. Nicolai (wie er es in der Vorrede zur Beschreibung von Berlin dankbarlich rühmt), ohne daſs er sich getraut hätte darum anzusuchen, aus eigener Bewegung das königl. Archiv, und hat ihm niemals auf eine seiner vielen Anfragen über die preuſsische Geschichte und Statistik die Antwort verweigert. Er hat denselben, wie wir zuverlässig wissen, aufgemuntert, einen kurzen Abriſs der brandenburgischen Geschichte in ein paar Bänden zu schreiben, deren Hauptfaden dieser groſse Kenner selbst kürzlich anzeigte, und Hrn. N. dazu alle archivarische Hülfsmittel, die er nur verlangen konnte, anbot. Weil Hr. N. beständig viele Arbeiten gehabt hat, welche die Pflicht, nicht die Neigung veranlaſste, so ist dieſs Vorhaben nicht ausgeführt worden. Eben dieser edle Staatsminister hat mehrern berlinischen Gelehrten zu Untersuchung der brandenburgischen Geschichte Nachrichten aus dem K. Archive gegeben, wovon wir nur die von dem Hrn. Geheimen-Forstrath Hennert angefangene brandenburgische Kriegsgeschichte nennen wollen. Es wären noch viel mehrere Beyspiele anzuführen.

Da also berlinische Gelehrten sehr wohl im Staade seyn können, vieles was den König Friedrich II. betrift, genau zu erfahren; so steht es Hrn. v. Z. sehr schlecht an, im Allgemeinen von ihren Nachrichten und Untersuchungen so verächtlich zu urtheilen. Eben so schlecht steht ihm sehr oft

der

der Ton an, mit dem er meiſt in dieſen Fragmenten ſich auf ſein eignes vermeintes Anſehn beruft, faſt noch mehr als auf das Anſehn der Standespersonen, die er als Gewährsmänner nennt. Man kann für dieſe allen Reſpekt haben, und dennoch, wenn man gewiſſe Begebenheiten aus ihren Quellen genau weiß, an der Richtigkeit der Erzählungen, welche Hr. v. Z. auf ihren Namen giebt, in etwas zweifeln. Hr. v. Z. iſt an ſolchen Zweifeln, die einem ſachkundigen Leſer ſeiner Fragmente ſehr oft aufſtoßen, zum Theil ſelbſt Schuld. Wir haben oben ſchon Beyſpiele geſehn, daß er Sachen anführt, die ihm jemand ſelbſt geſagt haben ſoll, und doch nicht geſagt haben kann. Wir werden in der zweyten Abtheilung ein Beyſpiel beybringen, wo er ſich rühmt, von einer Sache Akten in Händen zu haben, und ſie doch auf eine unverzeihliche Art falſch erzählt. Von ſeinem Mangel an Genauigkeit, und von ſeiner mutzwilligen Einbildungskraft, mit welcher er ſeine Erzählungen nach eignem Gefallen auspuzt, ſind faſt auf allen Blättern ſeiner Fragmente Beyſpiele zu finden, und wir haben oben S. 160. aus dem IIten Bande der Fragmente eine vorſezliche Erdichtung angeführt. Dieß muß wohl gegen Hrn. v. Z. mißtrauiſch machen, ſelbſt auch zuweilen da, wenn er Gewährsmänner anführt, gegen deren Perſon an ſich man billig die größte Achtung beybehält. Ueberdieß ſind auch in Berlin ſehr viele Männer von Stande und Anſehen mit den Geſchäften und mit dem häuslichen Leben K. Friedrichs II. ſehr wohl bekannt, welche verdienen, daß man ihr Zeugniß höre, ſelbſt nach den Zeugniſſen, welche Hr. v. Z. für ſeine Behauptungen anführt. Bey der großen Anzahl derſelben, welche in Berlin vorhanden ſind, können gewiſſe unrichtige Erzählungen

des Hrn. v. Z. nirgends sicherer berichtiget werden, als in Berlin und in Potsdam, wo man Gelegenheit hat, mehrere sachkundige und glaubwürdige Personen wiederholt zu befragen.

In diesem Kapitel ist ein Beyspiel davon. Hr. v. Z. führt in demselben verschiedenes über des Königs vorgeblichen Aberglauben und Neigung zur Alchemie an, was er versichert aus dem Munde des Hrn. Staatsministers von der Horst gehört zu haben, welcher es aus dem Munde des Königs gehört habe. Hr. v. Z. sagt: "Es wären die eigentlichen "Worte des Königs — Ganz genau die Worte des Königs." Es kann seyn, daß das Resultat der hier gegebenen Nachrichten im Allgemeinen wahr ist, aber im Detail sind verschiedene sehr auffallende Unrichtigkeiten; daher man in Versuchung kommt, zu glauben, die lebhafte Einbildungskraft des Hrn. v. Z. habe ihm hier wieder einen Streich gespielt und er habe nicht ganz genau die eigentlichen Worte des Königs angeführt. Es thut uns leid, dieses sagen zu müssen; aber der Zweifel ist um so viel mehr hier erlaubt, da noch verschiedene Personen leben, welche bey diesen alchemischen Arbeiten unmittelbar zugegen waren, die alle Umstände davon ganz genau wissen und sie anders erzählen. Wo kann nun der Irrthum liegen? Entweder der König selbst konnte manche Nebenumstände einer für ihn im Grunde nicht sehr interessanten Sache, im Erzählen verwechselt haben. Oder der Hr. v. d. Horst könnte bey vielen wichtigern Geschäften, und nach so langer Zeit, verschiedene Nebenumstände nicht genau behalten, oder durch einen Gedächtnißfehler verwechselt haben; wovon wir oben S. 148 ein Beyspiel hatten. Oder vielmehr, welches, wie wir wiederholen,

uns am allerwahrſcheinlichſten iſt, die Erzählungen haben auf dem kurzen Wege von dem Munde des Hrn. v. d. Horſt bis zur Feder des Hrn. v. Z. eine etwas veränderte Geſtalt angenommen. Man möchte glauben, hin und wieder die ſchon oft in dieſen Fragmenten zu bemerkende verſchönernde und ausputzende Hand des Hrn. v. Z. wahrzunehmen, welche den ſimpelſten Erzählungen etwas zuſetzt oder abnimmt, um ſie auffallender oder wunderbarer zu machen. Es iſt vielleicht der Mühe nicht unwerth, dieſe Nebenumſtände aus den ſicherſten Quellen zu berichtigen: nicht nur, um abermals zu zeigen, was wir ſchon mehrmals zeigten, wie wenig des Hrn. v. Z. Erzählungen zuverläßig und genau ſind, ſelbſt, wenn er ſich auch auf die ſicherſten Quellen beruft; ſondern hauptſächlich, weil einige Perſonen doch, aus dieſer den König im Grunde wenig angehenden Sache, etwas auf deſſen Charakter ſchließen wollen, den Hr. v. Z. hier mit Rechte vertheidiget, welche Vertheidigung durch nachfolgende genauere Erzählung aller Umſtände nach ihrer wahren Beſchaffenheit, noch mehr beſtätigt wird. Hr. v. Z. ſagt ſelbſt S. 208: "Wie ſorgfältig man doch alles "prüfen muß, was man auch nach der höchſten Wahr"ſcheinlichkeit geneigt ſeyn kann für Geſchichte zu halten!" Dieß iſt ſehr richtig. Es wäre nur ſehr zu wünſchen, daß Hr. v. Z. dieſe goldene Regel bey ſeinen Fragmenten beobachtet hätte. Sie würden ſodann eine ganz andere, ihm Ehre machende Geſtalt haben; ſeine berliniſche Leſer würden weniger darinn zu prüfen gefunden haben, und der Redakteur würde die ſo unangenehme Mühe, eine Menge widerlegender und berichtigender Anmerkungen zu machen, ſehr gern geſpart haben. Da Hr. v. Z. aber ſelbſt hier die Prüfung empfiehlt, ſo wird ſowohl Er, als

ſein reſpektabler Zeuge, es nicht übel deuten, daß wir das Reſultat einer genauen Prüfung ſeiner Erzählung hieherſetzen:

Ebendaſ. Wenn Friedrich II., nach Hrn. v. Z. Vorgeben und mit ſeinen eigentlichen Worten, den bekannten Comte de Gabalis 1) für ein altes Buch, 2) für ein, im Ernſt zu Gunſten der Kabbala und mit Gelehrſamkeit geſchriebenes Buch, und 3) für Briefe ausgegeben hätte; ſo müßte er es auch nicht einmal nur dem Titel nach gekannt haben, welches ſich kaum denken läßt. Daher kann man faſt ſich nicht erwehren, zu behaupten, dieß könnten nicht die eigentlichen Worte des Königs ſo geweſen ſeyn; ſondern Hr. v. Z. ſtelle hier vermuthlich was ihm anders erzählt worden, nach ſeiner verkehrten Art vor. Schon der Titel des Buchs ſagt, daß es in Unterredungen abgefaßt iſt, (Entretiens ſur les ſciences ſecrettes) und wenn der König auch nicht das lateiniſche, auf dem Titel befindliche, aus dem Tertullian genommene Motto verſtanden hätte, wie er es gewiß verſtanden hat; ſo brauchte er nur die erſte Seite zu leſen, um zu ſehen, daß das Büchlein kein gelehrtes Werk, ſondern eine feine Perſiflage der Kabbala iſt. Auch hat es noch kein Menſch für etwas anders gehalten. Die Schuld von allen dieſen Unrichtigkeiten wird wohl nur an unſerm Hrn. Ritter liegen, der, da er ein Gelehrter iſt, wohl wenigſtens ein ſo bekanntes Buch hätte kennen ſollen; der aber nichts davon wußte, und doch davon ſprechen wollte. Friedrich hat wahrſcheinlicherweiſe das Buch als ein luſtiges Gegengift gegen den Glauben an die geheimen Wiſſenſchaften empfohlen. — Was die Dorfpropheten anbetrift, ſo mag es dahin geſtellt

ſeyn,

ſeyn, ob Friedrich, wie Hr. v. Z. meint, ſie um Rath fragen laſſen; aber ſo viel zeigt ſich aus den vortreflichen Briefen des Königs an d'Argens (Oeuvr. poſth. T. VII. p. 273. und T. X. p. 232. und 335.) daß dieſes wenigſtens bey den berühmteſten dieſer Propheten in Berlin und in Schleſien, dem Pfannenſtiel und dem ſogenannten Ziegenpropheten wirklich nicht geſchehen iſt, und aus dieſen Briefen erhellet auch, daß der König von ſolchen Dingen ſo urtheilte, wie es ſich von Ihm erwarten läßt. Vielleicht machte er aber von ihnen, oder von dem Hange der Menſchen, dergleichen Dinge zu glauben, einen andern Gebrauch. — Vielleicht gebot er ſolchen Propheten, etwas gutes zu prophezeihen. — Man ſehe in der Hiſtoire de mon tems T. I. S. 135, welche vortheilhafte Auslegung er dem ſonderbaren Vorfalle zu geben wußte, daß gerade an dem Tage, da er zu der erſten Expedition nach Schleſien abging, die große Glocke im Thurme des Doms zu Berlin herunterfiel.

S. 209. Es läßt ſich, ohnerachtet des reſpektablen Namens, den Hr. v. Z. hier anführt, kaum glauben, der König habe poſitiv geſagt: "Er ſelbſt "habe die Erfolge der alchemiſchen Verſuche auf's genaueſte "beobachtet." Dazu hatte König Friedrich II. weder Zeit, noch die nöthigen chemiſchen Kenntniſſe, ohne welche dergleichen Beobachtungen nie genau ſeyn können. Aber man kann nicht einmal ſagen, der König habe die Alchemiſten unter genauer Aufſicht arbeiten laſſen. Es war kein anderes alchemiſches Laboratorium in Potsdam, als das dem ſel. Fredersdorf gehörte. Nie iſt der König in dieſes Laboratorium gekommen, nie iſt irgend ein beträchtlicher Verſuch auf dem

Schleſie

Schlosse in des Königs Gegenwart gemacht worden, da der König überhaupt mit allen den Alchemisten die in Potsdam waren, eigentlich nicht unmittelbar zu thun gehabt hat. Dieß bezeugt ein noch lebender Mann, welcher mit der ganzen Folge der damaligen alchemischen Versuche und Anstalten vom Anfange bis zu Ende unmittelbar zu thun hatte, und also alle, auch die kleinsten Umstände wissen muß. Alle diese Anstalten, sowohl in Potsdam als in Berlin, gehörten dem sel. geheimen Kämmerer Hrn. Fredersdorf eigenthümlich, und gingen bloß für seine Rechnung. An eine genaue Aufsicht dabey war wohl nicht zu denken; denn es ist ausgemacht, daß der Besitzer dieser Anstalten mehrere Jahre lang gar nicht mißtrauisch gegen die Adepten war.

S. 210. Es ist ungeheuer übertrieben: "daß damals kein Fähndrich in Potsdam gewesen, der nicht hoffe, "durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen." Dieß können nicht ganz genau des Königs Worte seyn. Es setzten verschiedene Personen große Hofnungen auf den Erfolg der alchemischen Versuche; und darunter waren auch einige vom Militär, welche sehr davon eingenommen waren; aber dem größten Theile des Militärs waren diese alchemischen Anstalten kaum bekannt. Dieß erlaubt uns der würdige Hr. Generallieutenant und Staats- und Kriegsminister von Rohdich hier mit Nennung Seines Namens zu bezeugen. Er kann diese Wahrheit unwidersprechlich wissen, da Er in Potsdam, die Kriegszeiten ausgenommen, fast beständig gegenwärtig gewesen ist. Wie hätten denn auch Subalternen Geld ans Laboriren wenden können! — Noch unbegreiflicher ist es, daß der König sollte gesagt haben: "Ich wollte "dem Dinge mit Gewalt steuren, aber es gelang mir nicht."

Frie-

Friedrich überlegte alles wohl, ehe er mit Gewalt angriff; aber dann gelang es auch. Es ist in seiner 46jährigen Regierung kein Beyspiel, daß er irgend einer Sache in seinem Lande mit Gewalt hätte steuren wollen, und ihr nicht gesteuret hätte. Hätte er Gewalt brauchen wollen, so hätte er die Adepten ja nur gerade zum Thore heraus weisen lassen. Wenigstens hätte doch deshalb beym potsdammischen Militär müssen bey der Parole oder sonst eine Verordnung oder Warnung wider das Goldmachen ergangen seyn. Es leben aber noch mehrere Officiere von hohem Range, welche damals in Potsdam waren, und nichts davon wissen. Wir führen nur das Zeugniß des Herrn General von Rohdich an, daß niemals eine solche Verordnung ergangen ist. Wie hätte denn der König Gewalt anbringen können, ohne daß es jedermann gewußt hätte?

S. 211. Es ist fast unglaublich, daß der König, welcher so viele Kenntnisse hatte, erst von den Adepten hätte lernen müssen: "daß sich die Metalle in "ganz andere Gestalt bringen lassen, unter denen man sie "nicht suchen sollte." Es ist ja wohl jedermann bekannt, daß Gold in Königswasser aufgelöset werden kann. Der König hat doch gewiß schon als ein junger Herr, verquicktes Gold zum Vergolden auftragen sehen. Wie hätte er denn die so leichte Kunst, Gold in Körner zu verstecken, sie mögen nun roth oder weiß seyn, für etwas sonderliches, wenn auch nicht für etwas einträgliches, können gehalten haben?

S. 210. Hr. v. Z. läßt in Potsdam: "Eine Frau "von Pfuel nebst zwey sehr schönen Töchtern als Adep"tinn erscheinen." Hier ist der Fall, wo ein berlinischer oder potsdammischer Gelehrter mit vollem Rechte sagen kann: "Dieß kann nicht richtig seyn, nicht

"der

"deswegen, weil ich es nicht weiß, sondern weil diejenigen "Leute nichts davon wissen, welche in Potsdam damals "gegenwärtig waren und theils diese Adeptenanstalten sehr "gut kannten, theils von Anfang bis zu Ende damit zu thun "hatten, und denen also nichts was dahin gehörte, ver"borgen bleiben konnte." Zudem hätte eine Person, welche nach Hrn. v. Z. so viel Aufsehen gemacht hätte, in einer Stadt mittler Größe, wie Potsdam, mehrern Leuten bekannt seyn müssen. Aber die Quelle des Irrthums ist auch leicht gefunden. Sie ist lustig genug! Das ungetreue Gedächtniß des Hrn. v. Z. macht aus der in Potsdam genugsam bekannten hauptsächlichen Adeptinn, welche eine Frau aus Suhl in Thüringen war, eine Frau von Pfuel, und seine verschwenderische Einbildungskraft legt ihr zwey sehr schöne Töchter bey, welche sie niemals gehabt hat, wie noch sehr viel Leute in Potsdam wissen, die damals lebten. Auch ist es, selbst denjenigen Personen in Potsdam, welchen auch nur die äussern Umstände dieser Begebenheiten erinnerlich genug sind, bekannt, daß in diesen Adeptengeschichten gar keine andere Frauensperson vorkommt, am allerwenigsten aber Töchter. Es wird vermuthlich dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn hier die vornehmsten Adepten angezeigt, und nebst ihren Anstalten aus den sichersten Nachrichten kurz geschildert werden.

1) Die Hauptperson, welche das meiste Aufsehen machte, zuerst kam, und am längsten blieb, war, wie schon gedacht, nicht eine Frau von Pfuel, sondern eine Frau aus Suhl in Thüringen gebürtig. Sie war eines Schusters Tochter aus Suhl, und soll auch einen Schuster daselbst geheurathet haben. Sie kam aber nachher an den Hof eines gewissen Fürsten,

re sie auf dessen Veranlassung in Husarenkleidung gegangen seyn, und Ihn auf seinen kleinen Reisen — wie man erzählte, mit dem Titel einer Reisebettmeisterinn — begleitet haben soll. Der Fürst war ein Liebhaber der Alchemie und hielt verschiedene Alchemisten, mit denen sie Bekanntschaft machte, und durch sie, wie es scheint, zu dem großen Werke angeführt ward. Nachdem dieser Fürst im J. 1748 gestorben war, entließ die vormundschaftliche Regierung des Nachfolgers die Adepten, und auch diese Frau. Sie kam nach manchem Herumirren ungefähr im J. 1751 nach Potsdam, und meldete sich bey dem sel. Geheimen Kämmerer Fredersdorf, dessen große Neigung zur Alchemie sie vorher schon kannte. Sie führte damals den Namen N**, entweder als väterlichen Namen oder von ihrem Manne. Sie machte viel Wesens von ihrer Wissenschaft und nahm den sel. G. K. Fr. sehr dadurch ein, der schon längst gewünscht hatte, Versuche im Großen zu machen, deren Erfolg er für unzweifelhaft hielt. Es ward ein großes Laboratorium gebaut, welches man in Potsdam noch bis vor wenig Jahren sehen konnte. Es wurden mehrere Jahre lang ungemein viel Versuche gemacht, welche großes Geld kosteten; denn, ohnerachtet niemals etwas herauskam, so war doch, wie es immer bey dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die Hofnung von dem glücklichen Erfolge so groß und die schlaue Adeptinn wußte die Hoffnung immer so sehr zu erneuern, daß sie zu ihren Versuchen immer neues Geld bekam. Sie heurathete in Potsdam einen Hofrath D***, welcher noch bis jetzt außer Potsdam lebt, daher man hier den Namen nicht ausschreiben will. Zuletzt war sie gegen ihren großen Wohlthäter Fredersdorf sehr undankbar,

nachdem er endlich ihres Goldmachens überdrüßig ward. Dieß ging so weit, daß sie wider ihn eine förmliche Anklage wegen Untreue beym Könige machte. Sie ließ dieselbe durch einen sehr rechtschaffenen Mann überreichen, den sie durch ihre alchemische Kunstgriffe sehr eingenommen hatte, und der wirklich ihren Ueberredungen glaubte, der königliche Dienst sey in Gefahr. Es ist einer von den vielen edlen Zügen in des Königs Charakter, daß er auf diese Angabe gar nicht achtete, sondern sie vielmehr seinem treuen Diener Frederdorf mit dem Beyfügen selbst übergab, er kenne seine Treue, und wisse, daß die Anklage ungegründet und eine ohnmächtige Rache sey. Diese Adeptinn hat der König nur einmal im Anfange, auf eine halbe Stunde gesprochen, nie aber hat sie in des Königs Gegenwart Versuche gemacht, da Er sich überhaupt nicht unmittelbar mit ihr und mit keinem andern Adepten einließ.

a) Ungefehr im Jahre 1754 erschien in Potsdam der durch die Rolle, welche er nachher eine Zeitlang in der Freymaurerey spielte, in einem gewissen Zirkel gar sehr bekannte Rosa. Er war Superintendent in Köthen gewesen, war aber abgesetzt worden. Er ging darauf nach Jena, wo schon vorher einige Leute vorhanden waren, welche in den geheimen Wissenschaften wunderbare Aufschlüsse zu finden glaubten, und nach und nach gewisse Verbindungen suchten, die eine Zeitlang in Deutschland in einem gewissen Zirkel nicht geringes Aufsehen machten. Von diesen soll er Adressen nach Wien bekommen haben, dahin gereiset seyn, und daselbst die Kenntnisse oder Unkennt-

kenntniſſe zuerſt geſchöpft haben, welche er verſchiedene Jahre nachher ausbreitete, und dadurch gleichſam der Vorläufer einer gröſſern Revolution in den geheimen Zirkeln ward. Von Wien ging er nach Halle, wo er davon lebte, daß er eine Winkelloge errichtete, und von verſchiedenen Studenten für unbrauchbare Aufnahmen ſehr feyerlich — ſich Geld bezahlen ließ. Als daſelbſt aus verſchiednen Urſachen auch ſeines Bleibens nicht mehr war, ſo ſuchte er ſein Heil in Potsdam. Er gab ſich dem ſel. Fredersdorf als Freymaurer zu erkennen, und zwar als einen ſolchen, welchem die geheimſten Geheimniſſe unverborgen wären, und der ihn auf den rechten Weg führen wollte; doch gab er damals noch nicht geradezu den Titel und das Syſtem kund, durch welche er nachher in der Maurerey ſo bekannt geworden iſt, ſondern gab ſich einen andern geheimnißvollen Namen. Die Hofräthinn D** hat zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach vorher nicht mit ihm zuſammengehangen: da ſie aber ſah, welchen groſſen Eindruck er auf den ſel. Fredersdorf machte, ſo fand ſie für beſſer, ſich mit ihm zu verbinden, als ihm entgegen zu arbeiten. Sie waren daher eine ziemliche Zeitlang in ſehr gutem Vernehmen, und einer ſprach von den Kenntniſſen des andern mit großer Ehrfurcht. Unter den tiefen Geheimniſſen des Roſa war die Kunſt Gold zu machen, nur eine der geringſten. Er trieb ſie aber auf einem ganz andern Wege, als die Hofräthinn D**. Dieſe gebrauchte, um zu der Verwandlung der Metalle zu gelangen, Feuer und Kohlen; hierüber aber war Roſa weit weg. Er verſicherte, die prima materia des Goldes ſey im

Sonnenstaube zu suchen, und die Kunst, ihn auf die rechte gehörige Art zu fangen und zu sammlen, sey, was er aus dem Grunde verstehe. Es mußte zu diesem Behufe eine besondere offene gläserne Phiole nach seiner Vorschrift angeschaft werden. Es ward in einem Garten an einem sonnigten Platze Kohlfeuer angemacht, und die Phiole darauf gesetzt, doch so, daß sie nur erwärmt wurde und nicht springen konnte. Länger als ein Vierteljahr mußte jemand Tag und Nacht bey dieser Vorrichtung wachen, theils um die Kohlen beständig brennend zu unterhalten, theils um die Phiole, des Nachts und so bald die Sonne nicht schien, sorgfältig mit einem kleinen Pelze zu bedecken; vermuthlich, damit der Sonnenstaub nicht erfrieren möchte. Man kann jetzt dergleichen Dinge schwerlich ohne Lachen lesen. Indessen scheint es nicht unnützlich, dergleichen ungereimte Dinge öffentlich bekannt zu machen, weil sie ein einleuchtendes Beyspiel sind, bis wohin die Kraft der Vorurtheile bringen kann. Der sel. G. K. Fredersdorf war ein sehr verständiger Mann. Indessen machten die Folgen einer ungegründeten Hofnung, welche anfänglich vermuthlich nur Neugierde war, und endlich durch Vorspiegelungen eine Art von Leidenschaft ward, daß er Leuten traute, die seiner gar nicht würdig waren, und ihm viel Geld kosteten.

3) Ein gewisser Jänisch in Wismar, war daselbst schon in allerley Verbindungen gewesen, und war, ob durch seine alchemischen Arbeiten, oder durch andere Ursachen, in armselige Umstände gerathen. Dieser verarmte Mann versicherte indessen im Besitze eines Partikulars zu seyn, durch welches er

von

von einer Mark Silbers zwey Loth in Gold verwandeln könnte. Er trug sein Partikular dem Könige an, der seinen Brief an Fredersdorf gab, zu dem er ungefehr im J. 1755 kam, und ihm in kurzer Zeit viel Geld kostete. Zu seinem Partikulare gehörten zwey Flüsse, ein brauner und ein anderer, mit welchem er das große Werk vollbringen wollte, aber, wie gewöhnlich, nichts zu Stande brachte. Noch im November 1758 hatte er die Unverschämtheit, abermals an den König zu schreiben und sein Partikulare anzutragen. Der König gab aber den Brief weg, ohne darauf zu achten; und man entdeckte nur aus der Handschrift, daß es eben derjenige sey, den man vorher schon hatte kennen lernen.

4) Diese Adepten in Potsdam wurden durch einen Mann entlarvt, welcher selbst den Stein der Weisen suchte, obgleich auf eine etwas vernünftigere Art, wenigstens mit mehrern chemischen Kenntnissen. Er hieß Johann Peter Schmidt, und war ungefehr seit dem Jahre 1742 Buchhändler in Berlin gewesen. Er besaß viele gelehrte Kenntnisse, und ist Verfasser verschiedener guten Bücher, besonders der im Jahre 1751 zu Breßlau in zwey Quartbänden gedruckten Allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt. Nachdem derselbe mit dem sel. G. K. Fredersdorf bekannt wurde und dessen Vertrauen erlangt hatte, zeigte er ihm das Ungereimte in dem bisherigen Verfahren, und brachte ihn davon zurück. Er selbst arbeitete noch eine Zeitlang für den sel. Fredersdorf, wenn gleich ohne Erfolg, doch auch nicht mit den ungeheuren Kosten, welche bisher waren aufgewendet worden.

5) Nur die oben Angeführten waren die Hauptadepten in Potsdam. Ein Italiener, der im Jahre 1755 einige Monate da war, und wenig Eindruck machte, nebst vielen andern Durchreisenden, verdienen nicht weiter bemerkt zu werden.

6) Hr. v. Z. redet nur von den Adepten, die in Potsdam waren, und scheint eine sehr große Anstalt dieser Art nicht zu kennen, welche zur damaligen Zeit, auch für Rechnung des sel. G. K. Fredersdorf, in Berlin von einem Manne errichtet wurde, welcher die Ehre hatte, den Namen des Hrn. Ritters zu führen. Ein Mann, Namens Zimmermann, welcher vorher Beamter in Sachsen gewesen war, pries im Jahre 1753 seine tiefe Kenntnisse in Verwandlung der Metalle an, und fand Eingang. Es ward für ihn in Berlin, im Johnschen Hause an der Ecke der Friedrichs- und Kochstraße ein weitläuftiges Laboratorium gebauet, und eine Menge Sachen von aller Art herbeygeschafft, welche zu dem großen Werke dienen sollten. Es waren auch mehrere Personen dabey angesetzt. Der Director Hr. Z. hatte ein jährliches Gehalt von 2000 Rthlrn. Sein nächster Gehülfe war ein Tanzmeister, welcher mit 600 Rthlr. jährlichen Gehalts Arkanist bey diesem Laboratorium war. Zum Schmelzen war ein Apotheker, Namens Schulrabe angesetzt, welcher 300 Rthlr. jährlich nebst freyer Wohnung hatte. Mehrere Unterbediente waren dabey. Das Wesen währte verschiedene Jahre. Endlich schickte der Eigenthümer, der beständigen großen Ausgaben überdrüßig, jemand nach Berlin, welcher die sämmtlichen Officianten verabschiedete,

bete, und von den zurückgebliebenen Materialien und Gefäßen rettete, was noch übrig war.

Ob und wie viel Geld der König selbst zu diesen Versuchen gegeben habe, ist niemand gewiß bekannt. Aus dem, was der König an den Hrn. v. d. Horst gesagt hat, ist es freylich wahrscheinlich, daß er aus Neugierde oder einer andern Ursache, etwas dazu möge beygetragen haben; aber verschiedene Umstände machen es auch wahrscheinlich, daß dieser Beytrag weder lange gedauert habe, noch beträchtlich gewesen sey. Auf alle Weise war indessen Fredersdorf der Eigenthümer dieser Anstalten; alles was geschah, geschah auf seinen Befehl und für seine Rechnung, und der König hat nie unmittelbar sich dabey zu thun gemacht.

Ueber das neunte Kapitel.

Von Friedrichs politischem Charakter.

Nächst dem Verlieben in eine imaginäre Dulcinea, die in einem goldnen Herzen auf einem silbernen Throne sitzt, ist im gemeinen Leben kein so glücklicher Zustand des seligen Hinbrütens als das Treiben der ehrbaren politischen Kannengießerey! Alle Nerven werden durch sie so wohlthätig angespannt, daß nie Langeweile Statt findet. Man macht so herrliche Plane für das Wohl von Europa, welche, wenn sie auch nichts helfen, doch auch niemals schaden können; man schlägt 50,000 Menschen todt, und sie leben; man erobert Festungen und theilt Länder, und alles bleibt wie es ist. Ein Kaffeehaus- oder Brunnen-Politiker hat oft das Vergnügen, in einem Zirkel von Leuten bewundert zu werden, die in einem ähnlichen Hinbrüten, wie er, liegen; und wird er ja von jemand ausgelacht, so hat es doch nicht so viel zu sagen, denn ihm selbst bleibt unbenommen, den andern mit seinem politischen Plane wieder auszulachen. Ganz anders hingegen ist der Fall, wenn man dergleichen politische Betrachtungen öffentlich bekannt macht. Wenn jemand unternimmt, über den politischen Charakter eines großen Monarchen zu urtheilen, dessen Geschichte er nicht einmal aus den gewöhnlichen bekannten gedruckten Quellen richtig studirt hat; geschweige daß er einigermaßen Kenntnisse von der Beschaffenheit seiner politischen Negotiationen aus ungedruckten Quellen hätte haben können,

nen: und wenn er dabey nicht etwa nur einen beſcheidenen Verſuch über ſolche kützliche Materie machen will, ſondern mit der Mine eines konſummirten Politikers über Sachen abſpricht, die er gar nicht richtig kennet; ſo macht er ſich lächerlich bey allen unterrichteten Leuten, und jeder wird ihm zurufen: Ne ſutor ultra crepidam! Ob dieß mit unſerm Herrn Ritter in dieſem ſo hoch politiſchen Kapitel nicht etwa auch der Fall ſey, wollen wir, nachdem wir einige Anmerkungen darüber werden gemacht haben, den Leſern zu beurtheilen überlaſſen: nicht einmal etwa bloß denen, welche geheime Depeſchen oder Negociationen kennen, ſondern ſogar auch denen, welche nur die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts in den glaubwürdigſten gedruckten Quellen mit Fleiß ſtudirt haben.

Hr. v. Z. ſagt ſelbſt in ſeinem Werke über die Erfahrung S. 8: "Sokrates hat es ſchon geſagt und "Lord Bolingbroke hat es wiederholt, man dürfe keine Wiſ"ſenſchaft oder Kunſt ausüben, ohne davon die geringſten "Kenntniſſe zu beſitzen, ausgenommen die Staats"kunſt." Wenn man manche politiſche Tiraden unſers Hrn. Ritters lieſet, ſo möchte man wohl auf die Gedanken kommen, Sokrates und Bolingbroke hätten bey ihm hierin ganz ernſthafte Autorität! Wollte man den Charakter ſeiner politiſchen Betrachtungen in wenigen Worten ſchildern, ſo könnte man vielleicht füglich von ihm ſagen, was von einem ſehr bekannten engliſchen Politiker geſagt wurde:

Of ſundry things he talk'd; but all awry!

Wir wollen nur einige einzelne Lücken und Sprünge in dieſen ſeinen politiſchen Raiſonnementen bemerken. Es wird dabey abermals in die Augen

fallen, welche ihm ganz eigene Gabe unser Verfasser hat, Gegenstände schief anzusehen, und mit etwas weniger oder mehr gerade das nicht zu sagen, was er eigentlich hätte sagen sollen.

Hr. v. Z. hebt seinen politischen Sermon folgender Gestalt an: "Friedrichs erstaunende Geistesgröße lag "gar nicht in der Entwickelung eines großen Charakters, "sondern darinn, daß er auf einmal, und mit einem "Sprunge da stand, wie er war und wie er werden sollte, "in seiner vollen Reife und Kraft." Das ist sehr sonderbar! Sonst nimmt man gewöhnlich allgemein an, nichts in der Natur geschehe durch einen Sprung; wir wären also sehr begierig von dem Herrn Ritter zu erfahren, wann und wo die Seele Friedrichs einen so großen Sprung gemacht hätte. Denn gewiß war sie doch einmal im Zustande der Kindheit und der Unwissenheit der Politik. Bis es dem Hrn. Ritter gefällt, uns deutlich zu zeigen, wenn und wie in dem politischen Charakter Friedrichs ein so grosser Sprung geschehen sey, sind wir der unvorgreiflichen Meynung, er werde sich nach und nach und durch dazu gekommene vortheilhafte Umstände entwickelt haben. Wahr ist es, daß sein großer Charakter sich früher entwickelte, und früher fest ward: aber er entwickelte sich; und wer über diesen merkwürdigen politischen Charakter etwas schreiben will, muß zeigen, wie er sich entwickelte, und sich nicht mit einem Salto mortale helfen. Durch einen solchen *Salto mortale* könnte Hr. v. Z. ein Politiker geworden seyn, nicht aber Friedrich der Große!

Hr. v. Z. hat es nun überhaupt an sich, immer etwas weniger oder mehr zu sagen als wahr ist, um sich das Ansehen zu geben, als sagte er etwas Neues. Um zu verbergen, daß er etwas Tri-

viales und etwas allgemein Bekanntes ſagt, nimmt er lieber den Mund etwas voll. Friedrichs Charakter war feſt, ſeine Grundſätze waren wohlüberlegt, und er ſchwankte nicht darinn. Wer weiß das nicht! aber Hr. v. Z. will S. 213 etwas Ungemeines ſagen, und ſagt etwas Ungereimtes! Er behauptet daſelbſt: "Was der König in allen Dingen einmal für wahr hielt, "das hielt er ſein ganzes Lebenlang für wahr." Wenn dieß von Friedrichs politiſchem Charakter wahr ſeyn ſollte; ſo wäre es ihm doch wirklich unnütz geweſen, während ſeiner Regierung ſechs vortrefliche Kabinetsminiſter gehabt zu haben: zwey Borke, Mardefeld, Podewils, Finkenſtein, und Herzberg. Kann Hr. v. Z. wohl im Ernſte glauben, daß Friedrich den Rath dieſer Miniſter nie erfordert und nie nach demſelben ſeine Meinung geändert habe? Wenn dieß Hr. v. Z. ſich vorſtellen kann, ſo denkt er ſehr unwürdig von Friedrich dem Großen. Aber nicht einmal bloß von politiſchen, ſondern ausdrücklich von allen Dingen redet hier Hr. v. Z. Wäre dieſes, ſo müßte Friedrich von einem unbegreiflich ſtarrſinnigen Charakter geweſen ſeyn. Wenn Hr. v. Z. wirklich glaubte, was er hier behauptet, ſo hätte er ſich deſſen doch wenigſtens an einigen andern Stellen ſeiner Fragmente noch erinnern ſollen; z. B. im IIten Bande S. 235. Denn daſelbſt berichtet er uns, daß ſich der König durch die Gründe des Herrn von der Horſt von ſeiner feſtgefaßten widrigen Meinung von den Gebrüdern Schwarz habe abbringen laſſen, und ſetzt hinzu: "Völlige Gerechtigkeit "läßt Hr. Denina aber auch dem Könige in ſofern widerfah"ren, weil er ſagt: "des Königs Befehle waren doch nicht "ganz unwiderruflich, da er auch wohl unmaßgebliche "Einwendungen annahm." Da iſt alſo Hr. v. Z weil

er im IIten Bande vergaß, was er im Iten Bande geschrieben hatte, in offenbarem Widerspruche mit sich selbst. So geht es: Pour vouloir trop dire, l'on ne dit rien! Friedrich änderte nicht leicht seine Meinung; deswegen glaubte er aber warlich nicht Lebenslang was er einmal geglaubt hatte. Wir möchten uns sogar beynahe getrauen, aus guten Gründen zu muthmaßen, daß Friedrich der Große die anfängliche Meinung, welche er von dem Ritter von Zimmermann hatte, in einigen Stücken geändert habe, ehe noch die neun und zwanzigste Unterredung mit ihm vollendet war.

S. 215. "Um Theilhaber an der österreichischen Erb"schaft zu werden, ergriff Friedrich die Parthey von Frank"reich." Also hätte nach des Hrn. Ritters Meinung Frankreich schon Parthey ergriffen, schon sich erklärt gehabt, als der König 1740 in Schlesien einbrach? Hätte er doch nur in die Histoire de mon tems gesehen, wenn er sonst nicht wußte wie es war! Friedrich ergriff damals niemands Parthey, sondern spielte sein eigenes Spiel. Eher hätte man sagen können, Frankreich hätte des Königs Parthey ergriffen. Die erste Eröfnung des Kardinals Fleury darüber war vom 25 Januar 1741, da der Krieg schon angefangen war. Man sehe die Histoire de mon tems, T. I. S. 145; desgleichen auch, wie der König über Frankreich dachte, ebendaselbst S. 275.

S. 217. Hr. v. Z. hat allenthalben ganz besondere Nachrichten, welche andern glaubwürdigen Nachrichten, und oft den Nachrichten des Königs selbst widersprechen. Er versichert, Friedrich habe die geheimen Artikel des Traktats von Worms von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen erfahren. Friedrich selbst aber erzählt (Hist. de mon tems,

T. II.

T. II. der Oeuvres S. 62.), ſie wären den Generalſtaaten mitgetheilt worden, und er habe ſie aus dem Haag erfahren. Man ſollte denken, Friedrich wäre glaubwürdiger als Hr. v. Z. Warum ſollte der König hier nicht den Landgrafen genannt haben, wenn er ihm dieſen Dienſt geleiſtet hätte? Er führte ihn ſchon vorher (S. 30.) an, und überhaupt verſchweigt er nirgends die Prinzen, welche ihm dergleichen freundſchaftliche Dienſte leiſteten. Hr. v. Z. erzählt übrigens die Sache ſo, als ob der König erſt im Jahre 1744 von dieſem Traktate Nachricht gehabt habe, da er doch nach der höchſten Wahrſcheinlichkeit ſchon im Jahre 1743 davon unterrichtet ſeyn mußte. Ferner ſchreibt Hr. v. Z. bloß allein dieſem Traktate den Krieg von 1744 zu. Friedrich ſelbſt aber ſagt ausdrücklich (Hiſt. de mon tems, T. II. S. 59.), daß die ſehr geheimgehaltene ſogenannte Defenſivallianz, welche England, Oeſtreich und Sachſen zu Warſchau ſchloſſen, eine der Haupturſachen dieſes Krieges geweſen ſey. In der Hiſtoire de mon tems, T. II. S. 159 kann man finden, daß nachher dem warſchauer Traktate ein geheimer Artikel über die Theilung Schleſiens zwiſchen Oeſtreich und Sachſen hinzugefügt ward. Dieß war doch wohl Urſache zum Kriege. Die Politik des Hrn. Ritters geht freylich überhaupt ihren eigenen phantaſiereichen Weg, unbekümmert um die Geſchichte. Indeſſen wird er ſelbſt geſtehen, daß ſo geheime Nachrichten er auch haben mag, dennoch Friedrich II. geheimere gehabt haben möge, und daß er alſo nicht übel würde gethan haben, wenigſtens ehe er ſchrieb, ſorgfältig nachzuſehen, was Friedrich eigenhändig von ſeiner Geſchichte berichtet.

S. 218. Hier giebt der Hr. v. Z. wieder einen groſsen Beweis, sowohl von seiner Stärke in der politischen Charakteristik, als von seiner groſsen Kenntniſs der Chronologie. Er sagt: "Der Kar"dinal von Fleury handelte hierbey (1744) so priesterhaft "und kindisch, daſs er die ganze Hauptsache in eine Gefahr "setzte, die groſs blieb bis zu der Schlacht bey Fontenoi." Er setzt noch sehr weise hinzu: "Fleury folgte aber "eigentlich den Grundsätzen des Kardinals Mazarin." Das ist sehr lustig! Friedrich schloſs im April 1744 das Bündniſs mit Frankreich, und rückte im August 1744 ins Feld, und der Kardinal Fleury starb schon den 29. Jenner 1743. Ist unser Herr Ritter nicht ein recht tiefer Politiker, daſs er den Kardinal Fleury sogar nach seinem Tode noch kindisch und doch zugleich nach den Grundsätzen Mazarins handeln läſst! Wie handelte aber wohl Hr. v. Z., da er so ganz ungereimtes Zeug niederschrieb? Wäre er doch bey der Arzneygelahrheit geblieben, die er so gut versteht, und hätte sich nicht mit Politik, Geschichte, Handlung, Finanzwesen und Kriegssachen befasset, worin er so fremd ist!

S. 221. Hier nennt Hr. v. Z.: "Die beiden "Treffen bey Groſshennersdorf und Kesselsdorf." Von einem Treffen bey Groſshennersdorf weiſs die Geschichte nichts. Es war eine kleine Aktion mit vier sächsischen Regimentern, welche in ihren Quartieren überfallen wurden. Wenn dergleichen kleine Aktionen Treffen heiſsen, und mit solchen Schlachten wie die bey Kesselsdorf, in eine Reihe gesetzt werden sollen; so hat Friedrich II. wenigstens funfzig Treffen gewonnen. Uebrigens ist es abermals sehr lustig, daſs nach Hrn. v. Z. die östreichsche Armee bey dem vermeinten Treffen bey Groſshennersdorf

wenig

wenig gelitten haben ſoll. Denn es waren bey Großhennersdorf gar keine Oeſtreicher. Dieſe ſtanden bey Görlitz, wo ſie der König erſt den folgenden Tag angriff, und aus der Lauſitz heraustrieb.

S. 223. Hr. v. Z. verirrt ſich hier aus der Politik immer mehr in die Kriegskunſt; zwey ihm gleich unbekannte Dinge! Er urtheilt in beiden ſo gar dreiſt weg, daß ihm Kunſtverſtändige wohl zuweilen zurufen möchten: Vous êtes orfèvre, Monſieur Joſſe! — Er kommt hier auf den bekannten Vorfall, daß ſich Fr. II. gegen das Ende der Schlacht von Molwitz entfernte. Hr. v. Z., als ein tapferer und einſichtsvoller Kriegsverſtändiger, ſagt: "Friedrichs damaliges Verhalten war "durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden ſo unvermeidlich, "daß auch Achilles und Alexander in ſolcher Lage nicht "anders hätten handeln können, als Friedrich." Die beſagten Umſtände erzählt denn Hr. v. Z. ſo, daß Friedrich den Augenblick geſehen habe, wo er entweder niedergehauen oder gefangen werden müßte, und daß ihn der Schwarm von Fliehenden ſo mit wegriß, daß er erſt in der Nacht ſeine Armee wiederfand. Aber von allen dieſen Umſtänden iſt nicht ein einziger wahr, und es iſt alſo ungewiß, ob Hr. v. Z. meint, Achilles und Alexander möchten bey ſolchen Umſtänden gehandelt haben, ſo wie Friedrich wirklich handelte, oder wie er träumt. Hr. v. Z. hätte ſchon in Schlozers Staatsanzeigen (XLIX Heft S. 63) im Berichte des Erbprinzen Leopold von Deſſau finden können, daß die preuß. Kavallerie weiter nicht floh, als zwiſchen die beiden Treffen ihrer Infanterie. Ebenfalls hätte er in Hrn. Nicolai Anekdoten (II Heft S. 189) aus dem Munde des unverwerflichſten Zeugen, eines der größten Feldherrn

herrn unſerer Zeit, der damals in der Schlacht, und nach der Schlacht, nicht einen Schritt von des Königs Perſon wich, auf das glaubwürdigſte erzählt finden können, daß der König keinesweges, als die Kavallerie des rechten Flügels geworfen war, ſich wegbegab; ſondern vielmehr nachher nach dem linken Flügel zum Feldmarſchall Schwerin ging. Nachdem er ſich mit demſelben unterredet hatte, ging er nach dem rechten Flügel zurück, und blieb noch in der Schlacht, bis es anfing dunkel zu werden. Erſt alsdann begab er ſich, weit gefehlt daß er von einem Schwarm von Fliehenden wäre fortgeriſſen worden, vielmehr bloß mit einem ganz kleinen Gefolge nach Oppeln. Auch kam er nicht in der Nacht zurück, ſondern den folgenden Tag bey hellem Tage. — Aber freylich, was kümmert ſich Hr. v. Z. viel, ob Sachen wirklich geſchehen ſind; er erzählt ſie wie es ihm ſelbſt gefällt. Dieß iſt die bequemſte Art; da bedarf es nicht erſt des Nachforſchens nach der Wahrheit einer Erzählung. Der König ſelbſt hielt nicht ſein Verhalten gar für unvermeidlich. Er ſagt ſehr edel: (in der Hiſtoire de mon tems T. I. S. 167.) "Molwitz fut l'école du "Roi et de ſes troupes. Ce Prince fit *des reflexions pro-"fondes* ſur *toutes les fautes qu'il avait faites*, et il tacha de "*s'en corriger dans la ſuite.*" So zu denken iſt eines großen Mannes würdig.

Ferner S. 223. "Er ritt auch weg von Collin, im "geſtreckten Gallop, indeß ſeine Officire unter ſich auf dem "Schlachtfelde ſagten, hier iſt unſer Pultawa!" Hr. v. Z. ſchreibt dieß ſeinem Landsmanne, dem General Warnery (Campagnes de Fr. II. p. 169.) nach, ohne ihn zu citiren. Aber dieß gehört zu deſſen ganz falſchen

Ver-

Vorstellungen. Die preuß. Officiere hatten gewiß weder so sehr den Muth verloren, noch waren sie in der Kriegskunst so sehr unwissend, daß sie Kollin für Pultawa hätten halten können, wo die schwedische Armee zwischen zwey Flüssen eingeschlossen war, und sich auf Kapitulation ergeben mußte. Der General Hülsen blieb ja auf dem Schlachtfelde von Kollin bis Abends um 9 Uhr ruhig stehen, und die Preußen zogen sich zurück und gingen über die Elbe, ohne verfolgt zu werden. Hr. v. Z. läßt den König im gestreckten Gallop von Kollin wegreiten, aus Furcht gefangen zu werden. Keine Voraussetzung kann falscher seyn; denn diese Gefahr war gar nicht da. Der König hatte eine viel höhere Ursache, warum er eher nicht als "nachdem er "seinen Generalen die Disposition zum Zurückzuge der "Truppen gegeben hatte," sich eilig von Kollin wegbegab. "*Après* que le Roi eut *donné ses ordres* aux Géné-"raux *pour la retraite des troupes*, il *courut au plus pressé*," sagt Er selbst. (Guerre de sept ans T. III. S. 176.) Sein durchdringender Geist sah gleich, wie nothwendig es nach verlorner Schlacht war, die Belagerung von Prag aufzuheben. Dahin eilte er also, und führte auch die Aufhebung aufs glorwürdigste aus, ohnerachtet eine Armee von 49,000 Mann in Prag eingeschlossen war. An seine Person dachte er gar nicht, und er konnte auch gar nicht einmal in Gefahr seyn. —

S. 229. Hr. v. Z. ist in seinen Fragmenten öfter darin sehr unglücklich, daß er falsch verstehet, sowohl was er höret als was er lieset, und daß er sich viel unnöthige Mühe giebt, Dinge zu widerlegen, die wahrhaftig des Widerlegens nicht werth sind;

und dabey ſind oft die Widerlegungen ſo ungeſchickt und ſchielend, als die Beſchuldigungen welche er zu widerlegen vermeint. Er giebt ſich hier und an einigen andern Orten ſeiner Fragmente die ganz unnöthige Mühe, eine ganz elende längſt vergeſſene franzöſiſche Scharteke, welche ungefähr im J. 1784 unter dem Titel *Frédéric le Grand* herauskam, zu widerlegen. Es iſt die elendeſte Rhapſodie, die ſich denken läßt. Der Verfaſſer giebt ſich die Miene, als ob er im Jahre 1784 geſchrieben habe, und doch hat er nach ganz alten verlegenen Materialien gearbeitet, allerley dazwiſchen geflickt, Briefe des Königs erdichtet, u. ſ. w.. Der Anfang dieſer Schrift iſt faſt wörtlich aus einer höchſtmittelmäßigen franzöſiſchen Vie du Roi de Pr. genommen, die zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges in Frankreich herauskam, und nachher in Lauſanne oder Neufchatel nachgedruckt ward. Eine Menge anderer Materialien iſt noch viel älter. So iſt z. B. von S. 23 bis 32 ein langer Brief eingerückt. Derſelbe hat kein Datum; wer aber nur das A B C von Friedrichs Geſchichte inne hat, kann augenblicklich ſehen, daß dieſer Brief nicht ins Jahr 1784, da dieſe Scharteke erſchien, gehören kann, ſondern etwa 1747 oder 1748 geſchrieben ſeyn mag. Denn es wird in demſelben S. 30. die Juſtizverbeſſerung unter dem ſel. Großkanzler v. Cocceji als nächſtbevorſtehend angezeigt, und es wird des kürzlich geſchloſſenen Bündniſſes Preußen mit Schweden gedacht, welches bekanntlich im May 1747 geſchloſſen ward; der Graf von Rothenburg, welcher im Anfange des Jahres 1752 ſtarb, wird S. 25 noch als lebend angeführt, u. ſ. w. In dieſem Briefe ſtehet unter andern S. 26. angeführt: "Der Dresdner Hof

"for-

"fordere, vermöge des Friedens — (der Verf. benennt nicht, welches Friedens) "3000 Kriegsgefangene und "noch 500 von der Landmiliz zurück, welche der preuß. Hof "zurück halte." Hier fällt Hr. v. Z. in den lächerlichſten Irrthum. Ohne zu unterſuchen, von welchem Frieden der Briefſteller reden kann, zieht er dieſes auf den im J. 1763 geſchloſſenen Hubertsburger Frieden, und widerlegt ſo ernſthaft als vergeblich, daß nach dem Hubertsburger Frieden zwiſchen den preuß. und ſächſiſchen Miniſtern nichts dergleichen ſey verhandelt worden. Zwar kommt der elende franzöſiſche Zuſammenſchmierer S. 65 abermal auf dieſen Vorwurf, und ſagt, er ſey nach dem Frieden von 1760 gemacht worden, in welchem Jahre gar kein Friede geſchloſſen worden iſt. Wenn aber der Franzoſe ſo unwiſſend war, daß er Zeiten und Orte untereinander miſchte; ſteht es denn wohl Hrn. v. Z. an, der die deutſche und brandenburgiſche Geſchichte beſſer kennen ſollte, da er unternimmt, über das Leben Friedrichs II. zu ſchreiben, eben ſo unwiſſend zu ſeyn, und ſo verkehrt zu urtheilen, als der Franzoſe? Hätte denn Hr. v. Z. nicht gleich ſehen müſſen, daß in dem gedachten Briefe, den er ſehr überflüßiger Weiſe zu widerlegen ſucht, nur vom Dresdner Frieden 1745, und ganz und gar nicht vom Hubertsburger Frieden 1763 die Rede ſeyn kann? Dieſe gar große Ungereimtheit muß auch einem Anfänger in der Geſchichte in die Augen fallen. Woher hätten die Preußen am Ende des ſiebenjährigen Krieges 3500 Kriegsgefangene haben können? Die Sachſen waren in dieſem Kriege bekanntermaßen bey der franzöſiſchen Armee. Nur ein einzigesmal, im J. 1761 bey Langenſalze, hatten die Preußen mit ihnen zu thun, wo 360 Kriegsgefangene gemacht wurden.

(S. Oeuvres posth. du Roi. T. IV. S. 190.) Bey der östreichischen Armee standen bekanntlich nur vier sächsische Kavallerieregimenter. Von denselben wurden im J. 1760 in Sachsen auf dem Marsche zwischen Zehaila und Radeburg 400 Gefangene gemacht. (S. Oeuvres T. IV. S. 90.) Wenn man abrechnet, was von sächsischen Kriegsgefangenen gestorben ist, oder Dienste genommen hat, so sind gewiß am Ende des siebenjährigen Kriegs in allem kaum 300 Kriegsgefangene übrig geblieben. Sächsische Landmiliz war damals gar nicht vorhanden. Hingegen im zweyten schlesischen Kriege wurden allerdings bey Hennersdorf, Kesselsdorf und in Dresden sehr viele sächsische Kriegsgefangene gemacht, und besonders auch von der Landmiliz. (S. Oeuvres posthumes du Roi T. II. S. 285—288. 310. besonders 314.) Also nach dem Dresdner Frieden war es möglich, daß eine so große Anzahl sächsischer Kriegsgefangenen zurückblieben. Friedrich erzählt selbst, daß er nach geschlossenem Frieden mit den östreichischen und sächsischen Kriegsgefangenen seine Armee rekrutirt habe; (S. Oeuvres posth. T. II. S. 350.) und allerdings äußerte damals der sächsische Hof, sie wären nicht alle zurückgegeben worden. Hr. v. Z. hätte also unmaßgeblich es hier lieber unterlassen sollen, den König zu vertheidigen; denn seine seynsollende Vertheidigung desselben kann dem Könige nichts helfen, und zeigt nichts, als seine eigene äußerste Nachläßigkeit und Unwissenheit.

Hingegen S. 234 beschließt er dieses politische Kapitel mit einer nageneuen Nachricht von der Religion der Türken, welche außer unserm Herrn

Rit-

Ritter gewiß ſonſt niemand weiß, ſelbſt ſogar die Türken nicht. Wir lernen hier zum erſtenmal, daß die Türken den Propheten Mahomed anbeten, oder anrufen. Hr. v. Z. verſichert nämlich: "daß die Türken von dem Propheten Mahomed ſich Fluch und Tod "und Untergang für die ganze Chriſtenheit erbitten." Davon ſagen freylich Lüdecke und Muradgea nichts; ſondern, daß die Türken in allen ihren Gebeten bloß Gott anrufen. Indeſſen! freylich Hr. v. Z., der ſo vieles ſo richtig und genau weiß, wird dieß ja auch wohl beſſer wiſſen; und wahrſcheinlich ganz geheime Quellen dieſer Nachrichten von den Gebeten der Türken haben! Uebrigens ſcheint es hier beynahe, daß der Hr. Ritter den König von Preußen und ſeine ganze Armee nicht zu den Chriſten rechne; denn denſelben wünſchen doch die Türken gewiß nicht Fluch, Tod und Untergang!

Ueber das zehnte Kapitel.

Von des Königs Verhalten gegen die Abgesandten auswärtiger Mächte an Ihn, und gegen seine Abgesandte an sie. Ueber seine Blicke auf auswärtige Dinge, Verhandlungen und Begebenheiten.

Herr v. Z. hat wirklich etwas darin gethan, über seine Kapitel recht vielbedeutende Aufschriften zu machen. Sie gleichen aber mehrentheils den Apothekerbüchsen mit kräftigen Aufschriften, welche unkräftige Arzneyen enthalten. Bey dieser Aufschrift hat er überdieß nicht bedacht, daß diese wichtige Dinge wohl nicht in wenigen Seiten können abgehandelt werden, und daß ein Privatmann sich lächerlich macht, wenn er verspricht, sie vor dem Publikum zu entwickeln. Bekanntermaßen geht das Verhalten der Monarchen gegen die Gesandten seinen ganz eignen Weg, und wird durch Dinge bestimmt, die gewöhnlich sehr geheim gehalten werden. Wer also der Ueberschrift dieses Kapitels einigermaßen Genüge thun wollte, müßte im Kabinette Friedrichs lange gewesen seyn, und dessen innerste Geheimnisse gewußt haben. Vernünftige Leser werden daher über die Präsumtion des Hrn. v. Z. lächeln, und von dessen seynsollender Entwickelung von Friedrichs Blicken auf auswärtige Dinge nicht viel mehr, als ehrbare politische Kannengießerey, und bey den Nachrichten

von

von seinem Verhalten gegen Gesandte, nur öffentlich bekannte Dinge erwarten. Es wäre indessen allenfalls doch noch einiges Verdienst, auch diese öffentlich bekannte Dinge aus guten Quellen in guter Ordnung vorzutragen, weil sie doch Beyträge zur Charakteristik des Königs und nicht allgemein bekannt sind. Aber Hr. v. Z hat nicht einmal das Verdienst, bekannte Sachen richtig und vollständig vorzutragen, sondern erdichtet und verstellt auch hier viele Umstände.

S. 235. Er sagt: "Bey den eigentlichen Privataudienzen fremder Gesandten war niemand zugegen, als der "Minister vom Departement der auswärtigen Sachen." Und auch dieser war gewöhnlich dabey nicht gegenwärtig, sondern, nachdem er den Gesandten präsentirt hatte, kehrte er nach dem Vorzimmer zurück.

S. 237. hier erzählt Hr. v. Z. eine gar wundervolle politische Geschichte. Er sagt: "Der Kaiser Joseph II. habe dem preußischen Gesandten Baron v. Riedesel "mit Unfreundlichkeit begegnet, und nicht mit ihm gesprochen. "Darauf habe der König auch wieder nicht mit dem Kaiserl. "Gesandten Baron v. Reviczky gesprochen." Dergleichen Fälle, daß wenn die Höfe etwas wider einander haben, mit den Gesandten geschmollt wird, kommen in der diplomatischen Laufbahn so oft vor, daß sie fast nicht verdienen bemerkt zu werden. Aus Friedrichs Regierung wären vielleicht zwanzig dergleichen Fälle anzuführen. Aber Hr. v. Z. erwähnt auch diese Geschichte nur, um recht schlau zu zeigen, wie genau er Friedrichs Blicke auf auswärtige Sachen kennt. Er giebt S. 238 nämlich zu verstehen, daß die Begegnung des Kaisers gegen den Baron v. Riedesel einen Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers gehabt habe. Er berichtet — weil er le fin du fin

weiß —: "Der König habe nach des Baron Riedesels Tode einen Lieutenant von den Genod'armes, den Grafen "Podewils, als Gesandten nach Wien geschickt. Der Kaiser "habe diesem Lieutenant freundlich begegnet, und einen "Generalmajor, den Fürsten Reuß nach Berlin gesendet. "Diesem Fürsten habe der König darauf eben so freundlich "begegnet, als der Kaiser dem Herrn Lieutenant von "Podewils."

Da sehen wir unsern Hrn. Ritter in seiner ganzen politischen Größe! Er weiß das Geheimniß der Kabinette; und erzählt uns hier, welchen Sieg der König über den Kaiser davon getragen hat, der es arg mit ihm machen wollte, dagegen es der König noch viel ärger machte, bis daß der Kaiser nachgeben mußte. Die ganze Art, wie Hr. v Z. obiges erzählt, zeigt, daß dieß der Blick ist, den seine tiefe Politik hier in das Verhältniß des wiener und berliner Hofes hat thun wollen. Schade freylich, daß die ganze Erzählung den kleinen Fehler hat, daß sie — so wie sie da stehet, — nicht wahr ist. Indessen kann man hierbey in einem hohen Grade das poetische Talent des Hrn. Ritters bewundern, mit dem er Umstände nach Gefallen erdichtet, damit sie die Wirkung hervorbringen sollen, die er im Sinne hat. Es wird der Mühe werth seyn, die Verdienste dieses poetischen Talents hier etwas genauer anzuzeigen; denn man hat es gewiß noch nie bey einem Geschichtschreiber in dem Grade auf die Geschichte angewendet gefunden! Schiller ist ein Dichter, zeigt aber sehr bescheiden, wenn er Geschichte schreibt, nur die Talente eines Geschichtschreibers. Hr. v. Z. ist kein Dichter. Gar nicht! Aber sobald er von historischen, politischen

und Finanzsachen spricht, hat er Einbildungskraft, Erfindung, seinen Plan, Verwicklung, Entwicklung, Wunderbares und poetischen Schmuck. Es ist lieblich anzusehen, wie alles unter seiner Feder eine ganz andere Gestalt bekommt!

Um einen desto größern Kontrast hervorzubringen, setzt er den Grafen v. Podewils recht schlau um einen Grad im Militär niedriger, und thut sogar als hätte er wirklich noch im Regimente Gensd'armes als Lieutenant gestanden, da er zum Gesandten in Wien ernannt ward; hingegen den Fürsten Reuß setzt er um zwey militärische Grade höher, als er zu der Zeit hatte, da er nach Berlin kam. Der Graf Podewils, welcher im Jahre 1786 als Gesandter nach Wien ging, hatte bereits den 31. May 1771 seinen Abschied vom Regiment Gensd'armes als Rittmeister genommen; hingegen der Fürst Reuß war in eben dem Jahre 1786, als er seinen Gesandschaftsposten in Berlin antrat, in der kaiserlichen Armee erst Oberstlieutenant. Es ist aber überhaupt vom Hrn. v. Z. sehr ungereimt, den militarischen Rang dieser beiden Gesandten zu vergleichen, worauf es ganz und gar nicht ankommen konnte, da der Graf Podewils schon dreyzehn Jahre vorher die Militardienste verlassen hatte. Der Graf Podewils war Kammerherr, er war scher. im Jahre 1778 als Gesandter in Rußland gewesen, er ist aus einer der ält.sten, reichsten und ansehnlichsten Familien im Lande, sein Vater war erster Kabinetsminister, und sein Vetter Staatsminister und Gesandter in Wien, wo er sehr beliebt gewesen war. Er war also ein zur Gesandschaft an einen Hof,

wie der Wiener, auf alle Weise qualificirter Herr. Auch nicht das geringste von dem, was Hr. v. Z. hier insinuiren will, ist wirklich wahr; alles nur una spiritosa invenzione!

S. 239 berichtet Hr. v. Z.: "Der englische Gesandte Elliot habe den amerikanischen Emissarien in Berlin durch den irländischen Lord Miltown ihre Koffer erbrechen, und ihre Papiere herausnehmen lassen." Hier zeigt sich wieder die Anekdotenhäscherey und die Gabe zu erdichten, welche Hr. v Z. ohne die geringste Rücksicht auf Personen und Stände ausübt. An der ganzen Sache ist weiter nichts, als daß den amerikanischen Deputirten unvermuthet eines Abends, man weiß nicht wie, oder von wem (denn durch die geschehene Untersuchung ist sonderlich das letztere nicht herausgekommen), ihr Zimmer im Wirthshause eröfnet, und aus demselbigen einige Papiere herausgenommen wurden. Es ist ungegründet, daß dabey ein Koffer erbrochen worden. Wer es that, hat man nie zuverlässig erfahren. Wie kann denn Hr. v Z. mit solcher Unbesonnenheit sagen, es sey der englische Gesandte gewesen? Gesetzt aber, man hätte aus den Umständen muthmaßen wollen, dem englischen Gesandten möchte es lieb gewesen seyn, die Papiere der amerikanischen Deputirten zu sehen, und er könnte dahero wohl dieß Stückchen veranlaßt haben; woher in aller Welt will Hr. v. Z. wohl wissen, durch wen dieses Wagestück ausgeführt worden sey? Der Lord Milton (welcher, so viel man sich erinnert, damals noch Lord Roßborough hieß) ist ein reicher irländischer Pair. Ist wohl die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Mann vom Stande zu einer solchen Kommissien würde

brau-

brauchen lassen, wobey er, wenn er darüber betroffen worden wäre, sogar persönliche sehr üble Begegnungen hätte riskiren müssen? Hr. v. Z. überlegt gar nicht, welche arge Beschuldigung gegen diesen Lord es ist, daß er einen Koffer erbrochen habe. Wie unerhört unbesonnen! Sagt man wohl dergleichen einem ehrlichen Manne nach? Hr. v. Z. sollte sich schämen, eine solche Beschuldigung so leichtsinnig zu machen. Er überlegt überdieß gar nicht bey dieser Beschuldigung, daß wenn man bey dieser Sache auch nicht den Gesandten habe angreifen dürfen, man doch nicht die geringste Ursache gehabt haben würde, eine Privatperson zu scheuen. Wenn eine glaubwürdige Anzeige wider den Lord oder wider sonst jemand gewesen wäre, würde die berlinische Polizey nicht gesäumet haben, wider denselben eine Untersuchung zu veranlassen; und da möchte es jedem sehr übel bekommen seyn, Lord oder nicht, der eines solchen Diebstahls mit Einbruch wäre überwiesen worden. Oder glaubt Hr. v. Z etwa, ein fremder Mann von Stande dürfe in Berlin ungestraft sich das Vergnügen machen, Stuben zu öfnen und Koffer aufzubrechen? Hr. v. Z. ist auch seit Kurzem ein Mann von Stande; aber, wenn er einmal Berlin wieder mit seiner Gegenwart beglücken sollte, wird er wohl, auch einem Gesandten zu Gefallen, im Vertrauen auf seinen vornehmen Stand einen Koffer aufbrechen wollen? Gewiß nicht. Warum giebt er denn dieß dem Lord Milten Schuld? Er wird selbst einsehen, daß dieß für jeden, der es wagte, übel ablaufen könnte. — Wenn nun vollends, wie Hr. v. Z. vorgiebt, der König über diese Sache so einen gewaltigen Unwillen gehabt hätte, und es wäre auch nur ein glaubwürdiger Verdacht

dacht wider den Lord gewesen, so würde der König, wenn er auch den englischen Gesandten seinen ganzen Unwillen nicht hätte können empfinden lassen, sich doch wohl nicht lange bedacht haben, einem Privatmanne, wie dem Lord zu befehlen, innerhalb 24 Stunden Berlin zu räumen. Dieß wäre das wenigste gewesen.

Ob der König etwa, wenn er geglaubt hätte, der englische Gesandte sey Ursache an diesem Verfalle, mit demselben einige Zeit möchte geschmollt haben, ist jetzt so genau nicht mehr bekannt. Aber völlig ungegründet ist (welches man aus den zuverlässigsten Quellen versichern kann) des Hrn. v. Z. Vorgeben S. 239, 240. daß der König den Grafen Luft deswegen zur Gesandtschaft nach London gewählt habe, um dem englischen Hofe seinen Unwillen über diese Sache deutlicher zu verstehen zu geben; daß er gesagt, "deswegen, "weil Elliot Hauptmann bey der Landmiliz in England ge"wesen, so wolle er nun einen Hauptmann eines Frey"bataillons als Gesandten nach London schicken, und daß "der londoner Hof deswegen erst Herrn Elliot weggenommen, "weil er des Königs Freundschaft wegen Holland gesucht "hätte." In der Geschichte ist doch Hr. v. Z. äuserst unwissend. Elliot ward im J. 1782 rappellirt, da England mitten im Kriege mit Frankreich, Spanien, Holland und Amerika war. Eher Holland hätte damals die Freundschaft des Königs gegen England gebraucht. Der König hat bey einer ganz andern Gelegenheit ein ähnliches bon-mot als ein bloßes bon-mot gesagt, welches Hr. v. Z. hieher zieht, um sein Histörchen bunter zu machen. Uebrigens setzt hier Hr. v. Z. wieder zum Besten seiner weisen Erzählungen einen Gesandten um eine Stuffe

im

im Militarſtande herunter; denn der Graf Luſi war im J. 1781 als er nach London ging, nicht Hauptmann, ſondern trat ſchon 1778 als Major beym Bataillon Steinmetz in preußiſche Dienſte. Darauf kann er ſich verlaſſen. Daß der König den Grafen Luſi für einen verdienten Mann hielt, erhellt daraus, daß er ihn im J. 1784 zum Oberſten avancirte, ohne daß er den Grad eines Oberſtlieutenants paſſirte.

S. 241. will Hr. v. Z. wieder ſehr unnöthigerweiſe den elenden Verfaſſer der elenden Schrift Frédéric le grand, widerlegen, der den Hof zu Berlin eben ſo wenig wie Hr. v. Z. kennt. Wozu das?

Was Hr. v. Z. S. 243 bis 245. von dem engliſchen Geſandten, Ritter Mitchel ſagt, iſt wieder auf mannigfaltige Weiſe übertrieben und unrichtig. Mitchel war ein ſehr vortreflicher Mann, und der König ſchätzte ihn ſehr; aber es iſt die gewöhnliche übertriebene Schreibart des Hrn. v. Z., wenn er ſagt: "Der König habe kaum jemals einen Menſchen "mehr geliebt als dieſen Herrn." Der König hat doch gewiß Mitcheln nicht ſo geliebt, wie Fouquet oder Lord Marſchall. Daß Mitchel den König während des ſiebenjährigen Krieges begleitet hat, iſt wahr; auch hat er ſeinen noch lebenden Freunden erzählt, er ſey einmal in Gefahr geweſen, erſchoſſen zu werden, indem er ſich aus Neugier in einer Aktion allzunahe gewagt habe, ob er gleich ſey gewarnt worden. Daß Mitchel aber in der Schlacht bey Zorndorf bey dem Angriffe des großen ruſſiſchen Vierecks mitten unter den Kartätſchenkugeln neben dem Könige gehalten habe, glauben Officiere nicht, welche dabey waren, und keiner erinnert ſich, ihn

da gesehen zu haben. Hingegen von der Schlacht bey Liegnitz lebt ein Augenzeuge, der sah, daß Mitchel nicht um die Person des Königs, oder in dessen Gefolge, sondern in dem Gehölze ohnweit Hümeln, in einiger Entfernung vom Schlachtfelde bey den Königl. Kabinetssekretären und dem Königl. Gepäcke sich aufhielt. Auch gleich nach der Schlacht war er da noch. (S. Oeuvres posthumes du Roi, T. IV. S. 124, und v. Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges IV. Th. S. 160). Da war auch sein Platz viel natürlicher als mitten im Gefechte. Hr. v. Z. erzählt: "Der König hätte vor der Schlacht "bey Liegnitz Mitchein gebeten, sich von ihm zu entfernen; "dieser aber habe alle seine Papiere verbrannt, und sey ge"blieben." Wenn Mitchel alle seine Papiere verbrannt hätte, so müßte er besonders seine Chiffern verbrannt haben, und alsdann wäre er eine große Zeitlang seinem Hofe und dem Könige zu nichts nütze gewesen. Hr. v. Z. versichert, der König habe von Mitchel verlangt, er sollte sich entfernen. Es müßte doch also ein sicherer Weg dazu da gewesen seyn, welcher aber wirklich nicht da war. Nun wäre wohl Mitchel ein sehr schlechter Gesandte gewesen, wenn er auf einem sichern Wege nicht lieber seine wichtigsten Papiere gerettet, als sie alle unnöthigerweise verbrannt hätte. Aber Hr. v. Z. mag nur gar zu gern etwas Wunderbares erzählen.

Was er S. 146 von den Gesandten sagt, die dem Könige vorzüglich gefallen hätten, ist wieder alles unrichtig. Den östreichischen Gesandten Grafen Puebla konnte der König gar nicht wohl leiden; vielmehr mißfiel er ihm äußerst, theils wegen seines trocknen Wesens, theils weil der König sehr wohl wußte, daß dieser Gesandte starken Antheil

an

an den Intriquen hatte, die in Rußland vom wiener Hofe gegen ihn geſchmiedet wurden. Hingegen den öſtreichiſchen Geſandten, Grafen Nügent, konnte er ſehr wohl leiden, ſo wie auch eine ziemliche Zeitlang den Freyherrn von Swieten. Den Lord Tyrconel konnte er gar nicht ausſtehen. Er ſagt diß in einem Briefe an Darget (Suppl. T. II. S. 468.); und die Urſachen ſind in der Hiſt. de la Guerre de ſept ans T. III. S. 43. deutlich angezeigt. Aber auch der folgende Geſandte la Touche, nicht des Touches, wie ihn Hr. v. Z. nennt, gefiel dem Könige ſo ſehr nicht, obgleich beſſer als Tyrconel. Eher hätte Hr. v. Z. noch den ruſſiſchen Geſandten Hrn. v. Kaiſerling nennen können, der in den Jahren 1747 und 1748 am preußiſchen Hofe accreditirt war, und mit dem ſich der König zuweilen unterhielt.

S. 250. ſteht wieder eine von Hrn. v. Z. ungereimten wunderbaren Erzählungen: "Der franzöſiſche "Geſandte wählt einen berliniſchen Schurken zum Spion. "Dieſer verſpricht einem Kabinetsſecretair des Königs, wenn "er ihm die Copey der Inſtruktion des Königl. Geſandten in "Warſchau verſchaffen könne, tauſend Louisd'or. Der Ka"binetsſecretair meldet es dem Könige, der König läßt ſich "erfallen, daß der Kabinetsſecretair eine ganz falſche Copey "ſche ausfertige, dieſe dem Schurken zuſtelle, und ſogar "die 1000 Louisd'or annehme." Wir können aus den gläubwürdigſten Quellen verſichern, daß dieſe Erzählung von Anfang bis zu Ende ein bloßes Mährchen iſt, und daß nicht einmal irgend ſonſt etwas vorgegangen iſt, das zu einer ſolchen Erzählung könne Anlaß gegeben haben. Was für ſeltſame Begriffe muß Hr. v. Z. von den königlichen Kabinetsſekretairen haben, wenn er glaubt, ſie gingen mit Schurken um, die Spione ſind, oder ſie wären Leute, denen man

ſo

so ohne weitere Umstände 1000 Louisd'or für eine Verrätherey bieten könne. Er hat vielleicht eine andere Geschichte erzählen hören, und verwechselt, da kurz vor dem Kriege 1778 der Legationssekretair eines gewissen Hofes einem Officianten des Kriegskommissariats sehr unbesonnener Weise für eine Designation der Oerter, wo die Magazine angelegt werden sollten, auf einem Kaffeehause 20 Louisd'or bot, und auf Befehl der Obern des Officianten eine falsche Designation erhielt. Als die Sache publik ward, wollte der Gesandte die 20 Louisd'or nicht zurücknehmen, mit dem Versichern, es sey nicht möglich, daß es sein Legationssekretair gewesen, der die Designation empfangen, und das Geld gegeben hätte.

S. 251 und 252, So wie sonst sehr oft, muß man über die vermeinte politische Weisheit des Hrn. Ritters die Achseln zucken. Was er von einem Herrn Ellermann erzählt, verhält sich auch etwas anders.

S. 254 berichtet Hr. v. Z.: "Mit den fremden "Gesandten an seinem Hofe betrieb Friedrich am liebsten "selbst seine Unterhandlungen." Freylich, Leute in Berlin, welche unmittelbar mit den auswärtigen Geschäften zu thun gehabt haben, versichern, die Fälle wo der König über Unterhandlungen sich mit den Gesandten selbst eingelassen habe, wären sehr einzeln. Es möchte dieses uns Uneingeweihten auch schon deswegen wahrscheinlich scheinen, weil der König fast das ganze Jahr in Potsdam und die Gesandten in Berlin waren. Aber Hr. v. Z. muß es ja wohl besser wissen. Oben S. 242 hatte er gesagt: "Mit solchen Gesandten ließ sich der König gar nicht ein, "denen man es gleich an der Nase ansah, sie trieben ihr na"türliches Kundschafterhandwerk mit List." Aus dieser

poli-

politischen Nachricht des Hrn. v. Z. erhellet, daß wenn nach seiner Meinung der König am liebsten selbst mit den Gesandten gehandelt hätte, er ihnen vorher hauptsächlich sehr genau nach der Nase werde gesehen haben: Ob sie auch lustig aussähen?

S. 256 heißt es: "In Konstantinopel hatte der Kö-"nig schon vor dem siebenjährigen Kriege einen Gesand-"ten, Namens Rexin, und außer ihm niemand. Aber "gleich bey dem Anfange dieses Krieges schickte er den "Oberstlieutenant, Marquis de Varenne mit geheimen Auf-"trägen dahin." Hr. v. Z. spricht hier wieder so apodiktisch, als ob er die Sache ganz genau wüßte, und doch ist abermals keine einzige von den obigen Anzaben richtig. Folgendes ist die wahre Geschichte des Anfangs der türkischen Missionen aus den sichersten Nachrichten:

Gottfried Fabian Haude war eines Kaufmanns Sohn aus Schweidnitz, und war in östreichischen Diensten Lieutenant bey einem Kavallerieregimente, welches an der türkischen Gränze in Garnison stand, wo er ziemlich diese Sprache erlernt hatte. Auf die erlaßnen Avokatorien, wodurch die Landeskinder aus fremden Diensten zurückberufen wurden, verließ er ohngefähr im Jahre 1751 den östreichischen Dienst, und kam nach Potsdam. Der König nahm ihn in seine Dienste, als Lieutenant unter seiner Suite, und stellte ihn bey der in Potsdam liegenden Schwadron der Garde zu Pferde, als aggregirten Lieutenant an, um den preußischen Dienst zu lernen. Er unterhielt sich öfters mit ihm, und es scheint, daß seine Kenntniß der türkischen Sprache und Verfassung bey dem Könige die Idee einer nähern Verbindung mit der Pforte erregt, oder befestigt habe.

Der König schickte ihn im Jänner 1755 nach Konstantinopel. Er legte ihm deshalb den Namen und das Wapen der ausgestorbenen Familie von Rexin bey, und sein Paß ward für den Geheimenkommerzienrath v. Rexin ausgefertigt. Er hielt sich nur wenige Monate in Konstantinopel auf, und kam schon im December 1755 wieder. Also war seine damalige Mission nur vorübergehend, und er konnte eigentlich nicht ein Gesandter genannt werden, weil er als ein solcher von der Pforte noch nicht angenommen, auch solches damals nicht gesucht ward. Auch ists gleich unrichtig, daß der König auser Rexin niemand vor dem siebenjährigen Kriege an die Pforte gesendet habe, und daß Varenne gleich bey Anfange des siebenjährigen Krieges nach Konstantinopel geschickt worden wäre. Denn der Flügeladjutant v. Varenne ging schon im December 1755 ab, und kam im Anfange des siebenjährigen Krieges wieder. Nun ward Rexin den 21 August 1756 zum zweytenmal an die Pforte abgesendet, da er denn bis nach dem siebenjährigen Kriege beständig da blieb, nach verschiedenen Schwierigkeiten endlich als Gesandter erkannt ward, und im J. 1761 den merkwürdigen Traktat mit der Pforte schloß, der in der zweyten Ausgabe des 1ten Theils der Deduktionen des Grafen von Herzberg gedruckt ist. Die ganze Negociation des Hrn. v. Rexin erzählt Hr. v. Z. S. 257. 258. sehr verstümmelt, ohnerachtet er dabey des Königs Werke citirt. Seltsam ist es, daß Hr. v. Z. meint, es würde unglaublich seyn, wenn es der König nicht selbst sagte, daß der englische Minister Porter dieser Negociation sich widersetzte. Warum denn unglaublich? Hat denn etwa der

engli-

engliſche Hof die Abſichten Preußens jemals weiter befördert, als bloß ſo weit es ſeine eigenen Abſichten erfoderten? Der König ſagt es ja ſelbſt in eben der Stelle ſeiner Geſchichte. In der Hiſtoire de mon tems, Tom. I. S. 52. ſagt Er ferner von Holland: „A la ſuite de l'Angleterre ſe range „la Hollande, comme *une chalouppe qui ſuit l'impreſſion „d'un vaiſſeau de guerre auquel elle eſt attachée.*" In eben dieſer Abhängigkeit hätte England gern Preußen erhalten; aber der König ſetzte ſich ſelbſt zur Zeit ſeiner größten Kalamitäten dawider, und blieb unabhängig.

S. 259. Hr. v. Z. ſagt, der Hr. Oberſte von Zegelin ſey gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges nach Konſtantinopel als Geſandter gegangen. Er ging aber länger als ein Jahr nach geſchloſſenem Frieden, nachdem er vorher zum Major war ernennet worden, im May 1764 mit dem zurückgehenden türkiſchen Geſandten Achmet Effendi dahin ab. Faſt nichts, ſelbſt das bekannteſte nicht, erzählt Hr. v. Z. richtig.

Der Redakteur dieſer Anmerkungen ſtimmt darin ſehr mit Hrn. v. Z. überein, daß es zu wünſchen wäre, daß der Hr. Graf v. d. Golze die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaft an den Tartar Chan bekannt machen ſollte. Aber von S. 260 bis 262. erzählt Hr. v. Z., der nichts von dieſer Geſandtſchaft richtig weiß, dieſelbe ganz verkehrt, welches der Redakteur dieſer Anmerkungen um ſo viel ſicherer ſagen kann, da er das Glück gehabt hat, die Geſchichte dieſer merkwürdigen Geſandtſchaft von dem Hrn. Grafen v. d. Golze ſelbſt vorleſen zu hören. Sogar das, was H. v. Z. aus des Königs Werken nimmt, verkehrt er willkürlich. Der Hr. Graf

v. d. G., welcher jetzt bekanntlich Königl. Dänischer Generallieutenant ist, war zu der Zeit nicht Oberster, wie ihn Hr. v. Z. betitelt, sondern bloß Lieutenant. Seine kühne Unternehmung würde, wenn die Kaiserinn Elisabeth nicht gerade damals gestorben wäre, wahrscheinlich die größten Folgen gehabt haben. Herr Hofrath Irese in Potsdam war nicht der Gesandtschaftskavalier des Hrn. v. Golze, wozu ihn Hr. v. Z. auf eine abenteuerliche Weise macht. Er giebt sich das Ansehn, als ob er Mirabeau widerlegen könne, welcher seiner Meinung nach dem Gesandtschaftsdolmetscher Biskamp zu viel Einfluß bey dieser Gesandtschaft zuschreibe. Aber er ist so unwissend, daß er nicht einmal weiß, daß ein Gesandtschaftsdolmetscher Biekamp nie existirt hat, den er sogar im Register ganz treuherzig anführt. Wenn er gar nicht einmal weiß, wer der Mann war, oder was er war, wie kann er denn von dessen Einflusse urtheilen? Der jetzige Hr. Geheimerath v. Boskamp war Resident des Königs beym Tartar Chan und nicht Dolmetscher, war auch schon vor dem Hrn. v. Golze in Batschiserai. Hievon hätte Hr. v. Z. schon etwas in der Hist. de la Guerre de sept ans. T. IV. S. 275 finden können.

Diese Stelle hat Hr. v. Z. nicht beherzigt, welches doch so nöthig gewesen wäre. Aber eine andere Stelle S. 274 ist ihm destomehr zu Herzen gegangen, wo der König bey der Gelegenheit, daß der Chan seinen Barbier als Gesandten an ihn sendete, halb im Scherze sagt: „chés les peuples orientaux, où „la noblesse est inconnue, ceux-ci sont censés les premiers „qui approchent le plus de la personne du souverain. Hr. v. Z. drehet sie wider den Wortverstand so, daß er S. 261 versichert: "Bey den Tartaren hat der

"Arzt

"Arzt des Chan den ersten Rang nach dem Chan."
Diese Naivität des Herrn Ritters, wenn man seine bekannte große Bescheidenheit, und daß er selbst ein Leibarzt ist, erwäget, muß einiges Lächeln erwecken. Offenbar ist es übrigens, daß nach der angegebenen Rangordnung der Tartarn der Leibarzt nicht, wie Hr. v. Z. meint, den ersten, sondern höchstens nur den [illegible] nach dem Barbier haben könne. Es wäre also einem Arzte nicht zu rathen, etwa auf des Hrn. v. Z. Behauptung, nach der Tartarey zu gehen, um beym Chan einen noch höhern Rang zu erhalten, als den, welchen selbst Hr. v. Z. beym Könige von England hat.

S. 264 und ff. schwatzt Hr. v. Z. wieder ins Leere über den Grafen v. Seckendorf, sieht nicht, daß der König durch einen bloßen Schreibfehler in seinen Oeuvres, T. I. S. 119 l'Empereur schrieb, welches ihm schon die Ueberschrift des Kapitels hätte zeigen können, die S. 117 so lautet: Raisons de faire la guerre *à la Reine d'Hongrie, après la mort de Charles VI.* Er sucht auch hier S. 269 die Nachricht des Königs, über Seckendorfs Papiere, die Jülichsche Erbschaft betreffend, wider die Natur des ganzen Zusammenhangs dessen was der König sagt, auf seine schon oben widerlegte Träumerey, daß der König als Kronprinz nach Wien habe flüchten wollen, mit Gewalt zu ziehen, gerade als ob er es besser wissen müßte wie der König. Es geht dem Hrn. v. Z. auch sonst noch zuweilen so, daß er das, was er erst beweisen sollte, zum Beweisgrunde braucht.

S. 266. schilt er ganz unvermuthet recht sehr auf die Epigrammen. Es muß wohl dem Herrn Ritter etwa manchmal übel mit Epigrammen gegangen seyn! — Der Herr Ritter ist

— tremblingly alive all o'er;

daher schmerzen ihn die Epigrammen so sehr. Wäre es aber für ihn nicht besser so zu handeln, daß er sich den Epigrammen nicht aussetzte, als auf die Epigrammen zu scheiten; wobey denn die Lacher immer mehr lachen!

S. 270 u. ff. erzählt er allerley Anekdötchen, und macht allerley unmaßgebliche Reflektionen, welches alles gar nicht in dieses Kap. der Ueberschrift nach gehöret. Er geräth S. 275 auf die jetzige franz. Revolution und sagt: "Daß Montesquieu, Rousseau und Voltaire "in die Herzen der Franzosen jenes unauslöschliche Feuer "trugen, das jetzt den Thron der Bourbone so gewaltig "erschüttert." Also käme doch nach Hrn. v. Z. Meinung die Revolution in Frankreich von Kultur und Aufklärung über bürgerliche Rechte her. Diese seine Meinung hat er übrigens im IIIten Bande dieser Fragmente schon so weit vergessen, daß er daselbst S. 290 in der Anmerkung über Herrn Campe spottet, welcher eben dieß sagte. Dergleichen Widersprüche nimmt sich Hr. v. Z. nicht übel. Minima non curat Praetor!

Eine kleine Probe der Bescheidenheit des Hrn. Ritters zeigt sich S. 276. Er sagt da seine unmaßgebliche Gedanken über den Erfolg der französischen Revolution, legt sie aber dem Könige in den Mund, indem er anhebt: "Friedrich würde vielleicht sagen:" — Unmaßgeblich hätte der Hr. Ritter diese politische Weißagung lieber in seinem eignen Namen sagen sollen; denn wenigstens in Friedrichs Charakter ist sie nicht gedacht! —

Ueber

Ueber das eilfte Kapitel.

Von den geheimen Quellen der Berichte, die der König von Vorfällen an auswärtigen Höfen und von andern wichtigen Dingen erhielt.

Es wird warlich immer ärger mit der Präsumtion in den Ueberschriften der Kapitel des Hrn. v. Z. Er muß gar keinen Sinn dafür haben, daß ein Privatmann sich lächerlich macht, wenn er Dinge zu beurtheilen übernimmt, welche nur derjenige wissen kann, der zu den innersten Geheimnissen des Kabinets zugelassen ist. Und Hr. v. Z. weiß sogar die bekannten Dinge, von welchen er spricht, nicht einmal recht richtig.

S. 281. Was Hr. v. Z. daselbst von dem Amte Biegen (denn das ist es, ob er es gleich nicht zu nennen weiß) erzählt, ist schief und unrichtig. Niemals hat es der Kanzler Bestuchef besessen, wie Hr. v. Z. vorgiebt. Noch in den sechziger Jahren hat der jetzige Herzog von Kurland einige Schritte zu dessen Wiedererlangung gemacht.

S. 284. Hr. v. Z. thut hier verzweifelt geheimnißvoll; aber Leute, welche die Geschäfte kennen und diese Seite lasen, lächelten über seine Legenden und Grillen, und sahen, wie er alles unter einander verwirrt, um den Anschein zu haben, als ob er wichtige Geheimnisse wüßte, welche doch nur in seinem

Gehirne exiſtiren. Aus zuverläſſigen Quellen iſt zu verſichern, daß der König niemals dem Hrn. v. Saldern (denn den meint Hr. v. Z.; verglichen mit Oeuv. poſth. du Roi, T. V. S. 23. 24.) hat 20,000 Thaler auszahlen laſſen, am allerwenigſten wegen Danzig (denn eine andere Stadt kann er doch nicht meinen), wegen welcher Stadt 1765 noch gar nichts verhandelt ward. Was das für ein preußiſcher General iſt, den der Hr. v. Z. nach Petersburg ſchickt, um den Herrn von Saldern zu ſtürzen, und ob er ihn geſtürzt hat, verſichern Leute in Berlin, die doch ſonſt die auswärtigen Geſchäfte genau kennen, nicht zu wiſſen. In St. Petersburg weiß man gewiß am beſten, wie es mit der Ungnade des Hrn. v. Saldern zugieng, und lächelt vermuthlich daſelbſt, ſo wie in Berlin, über die politiſche Weisheit des Hrn. v. Z.

S. 284. Es iſt wirklich ſonderbar, daß Hr. v. Z. über die bekannte Geſchichte des Menzel in Dresden, der dem preußiſchen Hofe die Korreſpondenz wider denſelben mittheilte (und nicht geheimer Archivarius in Dresden, wie Hr. v. Z. ſagt, ſondern nur Kanzelliſt war) das unzuverläſſige Werk des Hrn. Denina citiret, da doch des Königs Oeuvres poſth., T. III, S. 75, und des Grafen Herzberg Mémoire ſur la dernière année de la Vie de Fr. II. S. 17 eher anzuführen geweſen wären, und da ſonſt noch durch andere Schriften die Sache umſtändlich genug bekannt, und richtiger erzählt iſt, als ſie Hr. Denina erzählt; denn nicht aus einer *chambre* où l'on renfermait les depêches du miniſtre, wie Hr. D. ſagt, ſondern aus dem Archive wurden die Kopien genommen. Als bekanntermaßen im Anfange des ſiebenjährigen Kriegs die Originalien aus dem Archive

chive zu Dresden geholt wurden, wußte man ja genau den Ort, wo sie lagen. Nun will noch Hr. v. Z. als ganz etwas neues die Geschichte des östreichischen Legationssekretärs von Weingärten erzählen, die aber aus vielen Büchern, und besonders aus den Streitschriften beyder Höfe schon seit 1756 bekannt genug ist. Der Hr. v. Z. hätte nur die Danziger Beyträge zur Staats- und Kriegsgeschichte Ir Band S. 725, und IIr Band S. 447 nachsehen dürfen, so würde er gefunden haben, wie sehr überflüssig seine Belehrung ist. Uebrigens erzählt er auch hiervon nicht einmal alle Umstände völlig richtig.

Nun bringt er einige Seiten lang Anekdötchen vor, von Mitteln, welche der König angewendet haben soll, Geheimnisse zu erfahren. Seine poetische Ausbildung ist auch hier nicht zu verkennen. S. 290 sagt er selbst: "Solche und tau"senderley andere diplomatische Künste, werden an allen "Höfen, und von allen Höfen in Europa angewendet." Nun! wenn alle Höfe dergleichen thun, wenn sie können: so war es wohl nicht der Mühe werth, hier erst darüber so viel Worte zu machen; denn es war ja nichts charakteristisches von Friedrich. — Und ob alles so ganz genau, so unverschönert wahr wäre? — Schwerlich! wir mögen uns aber nicht weiter darauf einlassen.

S. 290 erzählt Hr. v. Z. wieder eine gar wunderseltsame Geschichte, die nur in einem Kopfe existiren kann, wie der seinige, der nichts näher untersucht, und sich die unwahrscheinlichsten Dinge als wahr verstellen kann. Er sagt: "Indeß der Ge"neral Hülsen (im Junius 1760) von Meißen nach dem "König eilte, der bey Radeberg stand, erschien bey Sey-

"nenaufgang ein österreichischer Officier mit einem Trompe-
"ter vor der äußersten preußischen Feldwache, und verlangte
"den commandirenden General zu sprechen, in einer Ange-
"legenheit, die den König in Preußen selbst beträfe.
"Der General Hülsen kommt, der Oesterreicher erzählt ihm
"die allergenauesten Umstände des Gefechts bey Landshut in
"Schlesien, wo Fouquet gefangen ward. Hülsen bittet sich
"den wertheſten Namen des Officiers aus. Der Oester-
"reicher erwiederte: Er möchte dem Könige nur melden, der
"österreichische General, der sein Freund sey, habe ihm diese
"Nachricht gebracht; und so ritt er weg." Die ganze Geschichte trägt offenbar das Zeichen einer Legende an sich. Hr. v. Z. giebt vor, in die geheimen Quellen der Berichte, die der König erhalten habe einzudringen, und liefert lauter widersprechende und gründfalsche Dinge. Wenn ein östreichischer General, welches wahrlich bloß auf Hrn. v. Z. Autorität niemand glauben wird, vom Könige bestochen gewesen wäre, würde er sich wohl auf solche unsinnige Weise genommen haben, um dem Könige eine wichtige Nachricht zu bringen? Wenn ein östreichischer General an die preußischen Vorposten kommt, den kommandirenden General zu sprechen verlangt, laut sagt, es sey eine Angelegenheit, die den König betreffe, und wohl eine halbe Stunde bey den Vorposten wartet, bis der kommandirende General kommt; so wäre es unmöglich, daß man nicht, sowohl bey der preußischen, als bey der östreichischen Armee erfahren hätte, wer dieser General gewesen wäre, wenn er auch gleich nicht seinen wertheſten Namen sagte. Was hätte nicht dieser General riskirt, wenn es bekannt worden wäre, daß er in geheimer Verbindung mit dem Könige stände? Was hätte er antworten wollen, wenn er bey seiner eigenen Armee hätte Rechenschaft geben

sollen,

ſollen, warum er den preußiſchen kommandirenden General zu einer Unterredung habe rufen laſſen? Hr. v. Z. iſt indeſſen von dieſer Legende ſo eingenommen, daß er hinzu ſetzt: "Es ſind gewiß noch hundert "Perſonen am Leben, die dieſe ſonderbare Anekdote wiſſen." Dieß iſt aber in die Luft hinein geredet. Man fordert Hrn. v. Z hiemit auf, nur fünf damals bey dem Hülſenſchen Korps gegenwärtige glaubwürdige Perſonen herbeyzuſchaffen, welche dieſe Anekdote unter ihrer Namensunterſchrift, als wahr bezeugen wollten. Er findet gewiß nicht Einen; denn, wohl zu merken, es iſt nicht möglich, daß dieſe wunderbare Anekdote wahr iſt. Der General Hülſen ſtieß den 18ten Junius zum Könige bey Radeberg (S. Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs IVter Th. S. 48.), und das Gefecht bey Landshut in Schleſien geſchah erſt den 23ten Junius. Der vermeinte öſtreichiſche Freund des Königs hätte alſo in Sachſen von dieſem Gefechte die genaueſten Umſtände fünf Tage früher wiſſen müſſen, als es in Schleſien vorfiel! — Das laß mir einen Freund ſeyn, der geheime Berichte früh bringt! — Das laß mir einen Fragmentenſchreiber ſeyn, der wunderbare geheime Nachrichten zu Markte zu bringen weiß! — Es leben gewiß noch hundert und mehr Perſonen, welche bezeugen können, daß der König die erſte Nachricht von dem Unglücke bey Landshut, durch das Freudenfeuer erhielt, welches die öſtreichiſche Armee den 25ten machte, und daß er ſich bey den feindlichen Vorpoſten erkundigen ließ, was es bedeute. Hr. v. Tempelhof berichtet dieſes auch ausdrücklich im IVten Theile ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, S. 51.

Es ist eine ekelhafte und undankbare Bemühung, die Menge grundloser Anekdoten, wie diese, welche die politische Weisheit des Hrn. v. Z. für geheime Berichte ausgiebt, mühsam zu untersuchen, um sie in ihrer ganzen Blöße und Ungereimtheit zu zeigen. Aber es ist auch zuweilen lustig genug, bey dieser genauen Untersuchung zu finden, auf welchem Wege er sich wohl möge verirrt haben, indem er alle Augenblicke die Geschichten und ihre Umstände verwechselt, weil er gar nichts untersucht und, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Glocken hat läuten hören, aber nicht weiß, wo sie hängen. Hier läßt er den König die Schlacht bey Landshut durch einen östreichischen General erfahren, der sein Freund ist. Hingegen im IIIten Bande S. 386, läßt er die einen Monat darauf erfolgte Einnahme von Glaz dem Könige durch das Jubelfeuer der Oestreicher bekannt werden. Gerade umgekehrt! Der König erfuhr das Treffen bey Landshut durch das Freudenfeuer der Oestreicher, und hingegen die Einnahme von Glaz durch den östreichischen General, Grafen Nugent, welcher in der Nacht vom 21ten Julius bey dem Ausfalle aus Dresden gefangen ward. Der König erzählt dieses selbst in der Histoire de la guerre de sept ans, T. IV. p. 101. Dieser General könnte, wenn man will, ein Freund des Königs genannt werden; denn der König konnte ihn, als er nachher von 1764 bis 1770 kais. Gesandter in Berlin war, sehr wohl leiden. Aber, welches wohl zu merken ist, er war nicht ein Verräther, wozu Hr. v. Z. einen östreichischen General machen will. So findet man bey unzähligen andern Erzählungen des Hrn. v. Z., daß ein ganz klein wenig wahr davon ist, aber das meiste ist denn nachher hinzugesetzt,

ver-

verwechselt, untereinander geworfen, mit willkührlich erfundenen Umständen aufgeputzt, entweder vom Hrn. v. Z. selbst, oder von denjenigen, von denen er dergleichen leere Erzählungen als bisher geheim gehaltene Wahrheiten hörte, oder von beiden.

Eben so ist es mit der S. 292 erzählten Geschichte beschaffen, von einem östreichischen 1757 gestorbenen General, in dessen Schatulle man "eine ganz "ungeheure Summe preußischer Friedrichsd'or von der "letzten Ausmünzung." gefunden haben soll. Hr. v. Z. will allenthalben Verräther finden. Aber er muß sich doch einen Verräther nicht so gar dumm vorstellen, daß er sich in einer Geldsorte wird bestechen lassen, die in dem Lande, wo er wohnt, gewöhnlich nicht gilt. Wenn von preußischer Seite ja ein östreichischer General zu bestechen gewesen wäre, so würde man natürlicherweise eine ungeheure Summe lieber durch Wechsel übermacht haben, welches damals so sehr leicht war, und geheimer geblieben wäre, als wenn man eine ganz ungeheure Summe in einer in allen östreichischen Landen nicht gangbaren, und also sehr auffallenden Geldsorte auf Wagen einem feindlichen Generale zugeführet hätte. Allenfalls würde man ja doch lieber holländische Dukaten genommen haben, als Friedrichsd'or, die der Bestochene nicht ausgeben, und durch die er sich etwa verdächtig machen konnte. Aber gesetzt, es wären auch die Friedrichsd'or in der Schatulle gefunden worden; was beweiset das für die geheimen Berichte? Wenn ein preußischer Offizier eine große Summe kremnitzer Dukaten oder Souverainsd'or im siebenjährigen Kriege besessen hätte; würde er bloß desfalls für einen Verräther

zu halten gewesen seyn? Konnte er sie nicht im Spiele gewonnen, konnte er sie nicht erbeutet haben?

Eben so wenig zuverläßig ist, was Hr. v. Z. S. 293 von einem preußischen General und Ingenieur-Hauptmann erzählt, auf die er auch den Verdacht der Bestechung wälzen will. Er führt sie auf die Autorität des Generals v. Warnery an, dem er überhaupt allenthalben ganz getrost alles nachschreibt, vielleicht bloß weil er sein Landsmann ist. Daß die Campagnes de Frédéric II. welche unter dem Namen dieses sonst braven Generals herausgegeben sind, höchst unzuverläßig und oft sehr unbillig und parteyisch sind, ist schon gar zu bekannt. Hr. v. Z. hätte nur dürfen nachsehen, was Hr. von Tempelhof, den er doch wohl für einen gültigen Richter erkennen wird, davon urtheilt, z. B. in der Geschichte des siebenjährigen Krieges IVr Theil S. 12 und 41. Dieser IVte Theil eines klassischen Werks, (das wie man leider! siehet, Hr. v. Z. überhaupt niemals nachgeschlagen hat,) war schon fast ein Jahr heraus, ehe Hrn. v. Z. Fragmente herauskamen. Eben so lange war auch schon die öffentliche Erklärung des Hrn. Lieutenant v. Warnery, des Sohnes des sel. Generals, erschienen, eines edlen Mannes, dessen kindliche Liebe zwar wünschte, daß seinem sel. Herrn Vater nicht zu viel zur Last gelegt würde, der aber dieser schätzenswürdigen innern Empfindung nicht die Wahrheit aufopfern will; sondern mit einer Unparteylichkeit urtheilt, die ihm die größte Ehre macht. Er sagt ausdrücklich: *) "Ich bin überzeugt, "daß mein Vater, wenn er noch lebte, nicht ohne äußer- "sten Unwillen sehen würde, daß ein solches Quodlibet, so "viel

*) S. Wahrheit und Freymüthigkeit in schwesterlicher Umarmung von Kausch. 1s Bändchen, Nürnberg 1789. S. 153 ff.

"viel es auch gutes enthält, als seine Waare dem Publicum "aufgetischt worden." Er zeigt auch ferner die Ursache an, warum dieſes Buch ſeines Herrn Vaters das nicht iſt, was es ſeyn ſollte. Es iſt nämlich dieß Buch ein bloßes Brouillon oder erſter Entwurf, welchen ſein Hr. Vater verloren hat. Er wünſcht, nicht unbillig, man möge ſeinem Herrn Vater nicht perſönlich "zur Laſt legen, was ſich in einem verloren "gegangenen und ohne ſeinen Willen ins Publikum ge"kommenen Brouillon von Mannſkripte befindet; in einem "Brouillon, der ohne ſeines Herrn Vaters Wiſſen in ei"nes Wiener Buchhändlers Hände gekommen, und den er "unverbeſſert nie hat ins Publikum treten laſſen wollen." Durch dieſe Erklärung iſt zwar die Ehre des ſel. General v. Warnery gerettet, aber der Werth des Buchs iſt auch ſo beſtimmt, daß man es als Autorität wohl nie anführen darf, am wenigſten bey Anekdoten zum Nachtheile eines Dritten. Auch iſt wohl zu bemerken, daß der ſel. General v. Warnery bereits zu Ende des Jahres 1757 oder im Anfange des J. 1758 ſeinen Abſchied nahm. *) Daher iſt er für alle folgende Jahre nicht für einen Augenzeugen anzunehmen, ſondern erzählt nur aus andern Nachrichten und Ueberlieferungen.

Es iſt überhaupt ſehr ungereimt, daß Hr. v. Z., der ſich zu Anfange S. 5 gerühmt hatte, "ſeine Denk"würdigkeiten ſollten nicht aus Büchern oder auswärtigen "Ueberlieferungen genommen ſeyn," ſogar wo er von geheimen Berichten zu reden ſich die Mine giebt, ganze Seiten voll Anekdoten aus einem ſo bekannten Buche wie des Generals v. Warneri Schrif-

*) Sein Regiment wurde im März 1758 an den Oberſten v. Rebeing gegeben.

Schriften ſind, abſchreibt, und wieder abdrucken läßt. Noch ungereimter iſt es, daß er S. 293, mit angenommener großer Wichtigkeit ſagt: "Ich er-"zähle dieſe Geſchichten von Treuloſigkeit ſo pünktlich und "genau, damit man überall gute Wache halte." Das iſt ſehr luſtig! Wahrhaftig die Höfe bedurften auch wohl die kahlen Geſchichten des Hrn. v. Z., um überall gute Wache gegen die Spionen zu halten! Und die Pünktlichkeit und Genauigkeit dieſer Geſchichten!! Unpünktlicher und ungenauer iſt gewiß kein Geſchichtſchreiber, kein Anekdotenſchreiber und kein Fragmentiſt als unſer Ritter!

Ueber das zwölfte Kapitel.

Von der engliſchen Allianz im ſiebenjährigen Kriege und ihren Folgen. Von der Theilung von Polen, und vom deutſchen Fürſtenbunde.

Dieß Kapitel iſt 17 Seiten lang über drey wichtige Begebenheiten, und von allen iſt ſo viel als nichts geſagt. Ueber die engliſche Allianz ſtreitet ſich Hr. v. Z. mit dem Abt Denina. Denina kannegießert, ohne den preußiſchen Staat, deſſen Geſchichte und deſſen politiſche wahre Lage zu kennen; und Hr. v. Z. kannegießert eben ſo dagegen. Man kann ihnen die Freude laſſen. Beide dachten: Stulta eſt clementia perituras parcere chartae! Aber der Leſer, der ſich wirklich unterrichten will, gewinnt durch alle dieſe unmaßgeblichen Reflexionen gar nichts.

Uebrigens muß doch Hr. v. Z. immer einen Seitenſprung machen, der ſeine große Wichtigkeit zeigen ſoll, und mehr nicht zeigt, als daß er von ſich ſelbſt ſehr viel hält, und von der Geſchichte und Verfaſſung des preußiſchen Staats ſehr wenig weiß. S. 300. erzählt er eine kleine Anekdote, die wir doch etwas näher beleuchten müſſen. Er verſichert, im fünften Kapitel die Urſachen angegeben zu haben, warum Lord Bute Friedrichs Feind geweſen ſey. Dieſe geheime Angabe iſt aber nichts als eine leere Vorausſetzung des Hrn. v. Z. (S. oben S. 171.) Nun will er wieder die Urſachen angeben, warum Lord Stor-

mont nicht Friedrichs Freund gewesen. Er sagt sehr wichtig: "die Geschichte der Zeit erwähne nichts von "den Ursachen davon." Aber Hr. v. Z. weiß sie. Wir wollen hören wie genau sie Hr. v. Z. weiß! Er sagt: "Der englische Gesandte zu Dresden, Lord Stormont, der ei"ne sächsische Gemalinn hatte, bat den König, die sächsische "Armee aus dem Pirnaischen Lager weg zu lassen. "Friedrich fand dieß gar nicht zuträglich. Lord Stor"mont wollte darauf den König bereden, sich mit Oestreich "und Sachsen zu vergleichen! Schnurstracks gegen das "Interesse von England ging diese Rede des englischen "Gesandten. Der König antwortete nichts, aber der Rit"ter Mitchel ergriff den Lord beym Arme, ging mit ihm ans "Fenster, gab ihm die heftigsten Verweise, drohete, kam "dann wieder zum Könige, und sagte ihm etwas ins Ohr, "das ich weiß und verschweige."

Daß Lord Stormont eine sächsische Gemahlinn gehabt hat, mag immer einigen Einfluß bey seiner menschenfreundlichen Bemühung den König mit Sachsen zu vergleichen, gehabt haben. Indessen der holländische Gesandte Hr. Calkoen arbeitete eben so unermüdet an diesem Vergleiche, und der hatte doch keine Gemahlinn aus Sachsen; also muß das Ding wohl außerdem noch an einem andern Haken gehangen haben!

Hr. v. Z., weil er die Geschichte des Königs so wenig studirt hat, hat öfter das Unglück, daß er etwas als eine ganz neue und geheime Nachricht erzählt, was die ganze Welt schon längst weiß, und besser weiß als er. Es scheint, er glaubt, er sey der erste, der berichtet, daß Lord Stormont die Preußen und Sachsen hat vergleichen wollen. Er weiß aber nicht, daß in damals herausgekommenen Staatsschriften und öffentlichen Berichten davon genugsam

geredet worden iſt. Hr. v. Z. ſchlage nur die bekannten Danziger Beyträge auf. Daſelbſt kann er im 1ten Bande S. 242 u. ff. die Vergleichsverſuche des engliſchen und holländiſchen Geſandten umſtändlich beſchrieben finden. Daß dergleichen Vergleichsverſuche ſchnurſtracks gegen das Intereſſe von England geweſen wären, muß man einem Manne von ſo großen politiſchen Einſichten, wie dem Hrn. v. Z. ſchon glauben, weil er Kabinetsgeheimniſſe ſo ſehr anſchaulich pünktlich und genau weiß. Wir wollen ihm alſo hierin weiter nicht widerſprechen; ſonſt möchte er uns etwa mit Nachrichten widerlegen, die er unmittelbar aus dem engliſchen Kabinette erhalten hätte! Ob Hr. Calkoen dabey etwa auch wider das Intereſſe der vereinigten Provinzen gehandelt habe, ſagt Hr. v. Z. nicht, der überhaupt vom Hrn. Calkoen gar nichts zu wiſſen ſcheint. Wir wiſſen es nicht, und ſind überhaupt über das Intereſſe der europäiſchen Potentaten und Republiken nicht ſo genau unterrichtet, wie Hr. v. Z.! — Nur unterwinden wir uns zu glauben: der Vergleich mit Sachſen ſey nicht gegen das Intereſſe von Preußen geweſen, und Friedrich habe es damals allerdings für zuträglich gehalten, die ſächſiſche Armee aus dem Lager bey Pirna gehen zu laſſen, ja der König habe es ſogar ſelbſt zur Bedingung ſeiner Unterhandlungen mit dem Könige von Polen gemacht, daß die ſächſiſchen Truppen das Lager bey Pirna verlaſſen ſollten. Wir glauben daher ferner, wenn auch gleich der Hr. v. Z. von dem damaligen Intereſſe Englands ſehr genau, etwa vom Könige von England ſelbſt, oder vom Lord Stormont, oder vom Ritter Mitchel unterrichtet worden wäre,

er hingegen von dem damaligen Interesse von Preussen sehr schlecht unterrichtet sey. Wir würden uns nicht unterstehen, dieß zu behaupten, wenn es nicht zufolge der eigenen Erklärungen des Königs an den Lord Stormont und an den sächsischen Hof geschähe. Hr. v. Z. wird schon so gefällig seyn uns zu vergeben, daß wir hierin dem Könige mehr glauben, als ihm!

Hr. v. Z. hat hier abermals das Unglück, daß er die bekanntesten Dinge aus Friedrichs Geschichte nicht weiß In den gedachten Danziger Beyträgen S. 243. kann Hr. v. Z. in einem authentischen Berichte finden: daß wegen dieses Vergleichs nebst dem Lord Stormont auch noch der Kursächsische Minister, Graf v. Salmour, zum Könige gekommen, Welcher ihren Vortrag sehr gnädig angehört, und nicht etwa — wie uns Hr. v. Z. berichtet — nichts geantwortet, sondern ihnen vielmehr folgende ausführliche Antwort ertheilen lassen, welche leider! der Meinung des Hrn. v. Z. ganz entgegen ist:

"Se. Maj. der König von Preußen wünschten nichts "mehr, als den König von Polen in denen Gesinnungen "zu sehen, die Ihren Erklärungen gemäß wären. Die "Neutralität, welche der König von Polen gern beob"achten wollte, wäre eben das, was der König von "Preußen verlangt hätte. Damit aber diese Neutra"lität auf einen gewissen Fuß gesetzt werden möchte, und "nicht verändert werden könnte, so wäre der König "von Preußen zufrieden; daß der König von Po"len Seine Armee auseinander gehen und die bey "Pirna versammleten Truppen ihre Quartiere "wieder beziehen ließe. Ein solcher Schritt würde "den König überzeugen, daß die Neutralität gewiß wä"re, und nicht das geringste Bedenken mehr verursache."

Hr.

Hr. v. Z. kann ferner S. 244. finden, daß der König von Polen dieſe Bedingung ſchlechterdings verwarf, und bey ſeiner Armee dagegen eine kriegeriſche Erklärung bekannt machen ließ, welche daſelbſt *in extenſo* abgedruckt iſt. Ferner S. 245. daß die fremden Miniſter (das heißt, Lord Stormont und der Hr. Calkoen) ſich abermals zum Könige begaben, um die zu einem gütlichen Vergleiche gemachten Verſuche zu wiederholen, und daß der König ſich geneigt dazu bezeigte. Endlich S. 246. daß ſich auch der Kurprinz von Sachſen zum Könige von Preußen begab und mit demſelben eine lange Unterredung hatte, von deren Erfolge man vernahm:

"Daß Se. preußiſche Majeſtät noch immer als eine "Hauptbedingung verlangten, daß ſich die ſächſiſche "Armee auseinander begeben und nach ihren Quar"tieren verfügen ſollte, in welchem Fall die preußi"ſchen Völker Sachſen verlaſſen, oder wenn ja Se. "Majeſtät Ihrer Sicherheit wegen einige Truppen zu"rück zu laſſen für nöthig fänden, ſolche dennoch auf "ihre Koſten zehren, und dem Lande nicht zur Laſt fallen "ſollten."

Es wird uns alſo Hr. v. Z. auch erlauben, ob er gleich nach ſeiner ihm beywohnenden politiſchen Weisheit, ſehr weite Blicke an dem politiſchen Horizont thun kann, dennoch der Meinung zu ſeyn, er habe S. 302. folgendes ſehr ungereimt geſagt: "Stormont "kam deſſen ungeachtet, — (nämlich Hr. v. Z. meint, ungeachtet er Preußen mit Sachſen hatte vergleichen wollen! — Freylich hätte das nach langen Jahren ein wichtiger Grund ſeyn ſollen, nicht ins Miniſterium zu kommen!) — "nachmals ins engliſche Miniſterium. "Wäre er Miniſter geblieben, ſo hätte ſich England mit

"Preußen niemals vereinigt:" — (und nun höre man, warum) — "weil Friedrich im siebenjährigen Kriege der "Lady Stormont den Gefallen nicht thun wollte, die "sächsische Armee entwischen zu lassen." Der König hatte ja, so lange er mit Lord Stormont negocirte und bis zum 11ten September 1756 allen möglich guten Willen, — wir wissen nicht, ob der Lady Stormont zu gefallen oder aus andern Ursachen, — die sächsische Armee aus dem Lager von Pirna ungestört in ihre Quartiere gehen zu lassen. Also hätte die Lady sehr unrecht gehabt auf den König von Preußen böse zu seyn. Und — mit Wohlnehmen der politischen Einsicht des Hrn. Ritters — woher weiß er, daß sich England mit Preußen nie vereinigt hätte, wenn Stormont Minister geblieben wäre? Hat es ihm Lord Stormont gesagt? Oder schließt er es bloß aus obigen ganz falsch von ihm erzählten Anekdoten? So schließt er es eigentlich aus nichts. Glaubt er in der That, daß ein Staatsminister ein vor 20 Jahren vorgefallenes pourparler nie vergessen und alle andere Staatsgründe deshalb hintansetzen werde? Würde wohl Hr. v. Z. selbst so unversöhnlich seyn? Wir hoffen doch nicht! Zu der Zeit da Lord Stormont im englischen Ministerium saß, war gar keine Gelegenheit zur nähern Verbindung Preußens und Englands. Des Hrn. v. Z. weise politische Bemerkung ist gerade so schlau, wie die im Vten Kapitel über den Lord Bute, dessen Gunst der König verscherzt haben sollte, weil er 15 Jahre vorher einen mit einer Tänzerinn gemachten Kontrakt hätte wollen gehalten wissen. S. oben S. 170.

Von der ganzen seynsollenden Anekdote bleibt nichts übrig, als: 1) daß der Lord Stormont irgend

gend etwas geſagt hat, was dem Könige und dem Ritter Mitchel mißfiel. Dieß könnte wohl etwa noch was anders als die bloßen Vergleichsvorſchläge geweſen ſeyn, zu denen ſich der König, wie aus der authentiſchen Relation zu erſehen iſt, offenbar ſo willig erzeigte. Und nun 2) der ſehr wichtige Umſtand, daß der Ritter Mitchel dem Könige irgend etwas ins Ohr ſagte, was Hr. v. Z. weiß, und verſchweigt. Dieſer letzte Umſtand iſt freylich in ſofern ſehr merkwürdig, weil es Hrn. v. Z. ſehr ſauer anzukommen ſcheint, irgend etwas zu verſchweigen, was er nur irgend woher zu wiſſen glaubt. Verſchiedene arge Indiskretionen in ſeinen Fragmenten bezeugen genugſam, wie ſehr er zum Ausſchwatzen geneigt iſt, und man findet ſo gar ſehr oft, daß er mehr ſagt, als er wirklich weiß. Indeſſen, kann nicht leicht etwas lächerlicher ſeyn, als die Wichtigkeit, welche Hr. v. Z. hier auf ſein Wiſſen und Verſchweigen legt. Was Mitchel dem Könige ins Ohr ſagte, ſollte doch, wie es ſcheint, Lord Stormont nicht wiſſen; ſonſt hätte es Mitchel nicht dem Könige ins Ohr geſagt. Es hat alſo offenbar nicht die geringſten Folgen gehabt; denn daß Lord Stormont nachher als Miniſter nie mit Preußen würde einen Allianztraktat geſchloſſen haben, iſt eine leere Vorausſetzung des Hrn. v. Z. um ſich wichtig zu machen, die durch nichts bewieſen iſt, und durch nichts bewieſen werden kann. Der Fall einer Allianz hätte erſt müſſen vorhanden ſeyn, um zu ſehen, wie Lord Stormont würde gehandelt haben; und wäre denn auch eine Allianz mit Preußen nicht zu Stande gekommen, woher hätte man wiſſen können, daß die Negociation über Pirna Schuld daran geweſen? Alſo wird wohl ſehr we-

nig daran gelegen seyn, ob man genau weiß, was Mitchel dem Könige über den Lord Stormont eigentlich ins Ohr sagte. Und was weiß denn nun eigentlich der Leser, wenn er weiß, daß es Hr. v. Z. weiß? Wozu mir's dieß ihm gesagt? Wir wollen ein Beyspiel geben, si parva licet componere magnis. Hr. v. Z. erzählt (im IIIten Bde der Fr. S. 37.) "daß er "an dem ägyptischen Obelisk vor Sanssouci mit höchster In"brunst betete." Wenn nun jemand in einer gedruckten Schrift sehr geheimnißvoll sagte: "Ich weiß genau "die Worte, mit denen er betete, aber ich verschweige sie!" Was hätte nun dieser Schriftsteller seinen Lesern wohl eigentlich gesagt?

S. 303 u. ff. wird über die Theilung von Polen sehr viel gekannegießert und verschiedene Nachrichten gegeben, die ganz neu sind; z. B.: "Daß der preußische "Gesandte in Warschau, Hr. v. Benoit, alle NB. alle Vorschrif"ten unmittelbar aus der Hand des Königs bekommen. — "Daß Preußens Antheil von Polen mehr werth sey, als der "ganze Antheil Rußlands und der ganze Antheil Oest"reichs zusammengenommen — Daß die dem Kaiser bey "der Theilung von Polen zugefallene Salzwerke nicht den "großen Vortheil gaben, den man davon vermuthete. — "Daß Frankreich bey der Theilung von Polen, erschrecklich "bange ward — Daß es einen Emissar nach Berlin schick"te, welcher Frankreichs Garantie für ein von dem Könige "nach eignem Belieben gewähltes Stück von Polen, "anbot." — Hr. v. Z. sagt S. 308 sehr ernsthaft: "Man kann denken, wie Friedrich einen solchen Emissar an"blickte." — Wir setzen hinzu: Man kann denken, wie Friedrich den Hrn. v. Z. würde angeblickt haben, wenn er ihm in seiner ersten oder ein und dreyßigsten Unterredung diese Wunderdinge erzählt hätte!

S. 308.

S. 308 giebt Hr. v. Z. auch ganz neue und unerhörte Nachrichten über den deutschen Fürstenbund, welche seine sublime politische Einsicht, und wo nicht die Richtigkeit, doch die völlige Neuheit seiner geheimen politischen Nachrichten ins hellste Licht setzen. Er berichtet: "Seit 1780 und "1781, seit Entdeckung des Projekts, Rußlands Fahnen "auf die Mauern Konstantinopels zu pflanzen, war "Friedrich mit dem Kurfürsten von Mainz, wegen des "Deutschen Fürstenbundes in eigenhändiger Korrespondenz; "und diese Korrespondenz umhüllte die Nacht des tief"sten Geheimnisses." Es war Hrn. v. Z. aufbehalten, die Eroberung von Konstantinopel mit dem deutschen Fürstenbunde in Verbindung zu bringen, welches wohl sonst noch keiner menschlichen Seele eingefallen ist! Jedermann glaubte sonst, die Theilung von Baiern habe Veranlassung dazu gegeben! Es ist auch wirklich viel, daß die Nacht des tiefen Geheimnisses dieser Korrespondenz, NB. seit 1780, blos allein für Hrn. v. Z. erhellet worden ist; denn bis jetzt haben die größten Staatsleute, auch die preußischen, geglaubt, in den Jahren 1780 und 1781 habe weder der König, noch sonst jemand an den deutschen Fürstenbund gedacht. Aber Hr. v. Z. weiß mehr, als sie alle. Er sagt ausdrücklich: "Dieser Brief"wechsel liegt nun ganz im geheimen Archiv zu Berlin." Man sollte (wie sonst bey den Fragmenten mehrmals) glauben, was Hr. v. Z. so sehr apodiktisch sagt, müsse er doch ganz gewiß, und aus den sichersten Quellen wissen; aber er hat diese Nachricht ganz aus der Luft gegriffen! Wir können aus der glaubwürdigsten Quelle versichern, daß im geheimen Archive zu Berlin von diesem angeblichen Briefwechsel nicht ein Blatt lieget. Daß

noch bis jetzt jemand in Berlin etwas von einer solchen angeblichen Korrespondenz wisse, möchte kaum zu glauben seyn; daher es dem nach Hrn. v. Z. (S. 309) für allwissend gehaltenem französischen Staatsminister v. Vergennes desto weniger übel auszudeuten ist, daß er (wie Hr. v. Z. versichert) nicht den Schatten einer Muthmaßung davon hatte. Von dem was nicht existirt, läßt sich schwerlich etwas muthmaßen! Wenn es mit der Existenz dieses Briefwechsels von 1780 und 1781 überhaupt, eben so beschaffen ist, wie mit der Existenz desselben im geheimen Archive zu Berlin, — die doch Hr. v. Z. so sicher zu wissen vermeint, — so existirt er gewiß gar nicht; und Hr. v. Z. wird wohl nur in seinem Eifer sich politischer Geheimnisse zu rühmen, das Jahr 1785 mit dem Jahre 1780 verwechselt haben, um ein Anekdötchen mehr zu erzählen! — Eine Betrachtung, die sich ganz natürlich darbietet, macht sein Vorgeben noch unwahrscheinlicher. Hätte der König von Preußen, wenn es auch später als im J. 1780 geschehen wäre, dennoch eher mit dem Kurfürsten von Mainz als mit allen andern deutschen Kurfürsten korrespondirt; so sollte man fast denken, der Kurfürst von Mainz würde, zumal da er der erste Kurfürst des Reichs ist, auch an den ersten Berathschlagungen wegen des deutschen Fürstenbundes Theil genommen haben. Es ist aber bekannt, daß Sachsen, Brandenburg und Hannover eigentlich den Fürstenbund schlossen, und daß hernach der Kurfürst von Mainz nebst andern deutschen Fürsten zu diesem Bunde auf ihre Einladung hinzutraten.

Des Hrn. v. Z. Eifer für den deutschen Fürstenbund hat auch hier seine politische Einbildungskraft

so

ſo ſehr angeflammt, daß ſie einen Schwung nimmt, den man ihr kaum zutrauen ſollte. Nachdem er zu verſtehen gegeben hat, welche Verbindung der Fürſtenbund mit einer neuen Revolution im Oſten gehabt habe; ſo wendet er ſich ferner noch nach Weſten und Süden, und ſagt S. 310: "Das große Ge"heimniß des deutſchen Fürſtenbundes, ſeine wahre und "tiefe Grundurſache beruhet wohl, außer allem Zwei"fel, auf der für Deutſchland gefahrvollen Verbindung "Oeſtreichs mit dem ehemaligen Frankreich. Preußen "zeigte dieſe Gefahr. Georg III. fühlte es, was aus dies"em Uebergewichte von Frankreich entſtünde." Es war abermals dem Hrn. v. Z.— und ihm allein — vorbehalten, in das große Geheimniß der wahren und tiefen Grundurſache des Fürſtenbundes einzudringen, und der erſtaunten politiſchen Welt zu zeigen, daß er wider die Gefahr des Uebergewichts von Frankreich durch das Bündniß mit Oeſtreich gerichtet geweſen ſey. Man könnte freylich glauben, wenn nach der tiefen politiſchen Einſicht des Hrn. Ritters, Preußen erſt zum Behufe des Fürſtenbundes dieſe Gefahr gezeigt habe; ſo möchte dieß etwas ſpät geſchehen ſeyn. England ſelbſt würde dieſe Gefahr erſt etwas ſehr ſpät erkannt haben; da doch beide Höfe ſchon einige zwanzig Jahre vorher wider das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich mit einander verbunden waren. Aber was hilfts! Hr. v. Z. ſagt: "Seine Entdeckung der tiefen Grundurſache des "Fürſtenbundes ſey außer allem Zweifel." Alſo wer darf zweifeln?

Selbſt einen gar ſehr wichtigen Zweifel, der ſonſt einen uneingenommenen Leſer beynahe auf die Gedanken bringen möchte, alles neue was Hr. v. Z. über

über den Fürstenbund entdeckt zu haben glaubt, sey eitle politische Kannengießerey und Chimäre, wird man schon unterdrücken müssen! Dieser Zweifel könnte daher entstehen, daß der Graf v. Herzberg, von welchem man beynahe glauben sollte, er wisse etwas mehr vom Fürstenbunde als Hr. v. Z., die Geschichte dieses Bundes im IIten Bande seines Recueil de Déductions ganz anders erzählt, als Hr. v. Z. Er sagt daselbst: "Der jetzige König habe als Kronprinz zu"gleich mit dem hochsel. Könige, die erste Idee des "fürstenbundes gefaßt." In seinem Memoire historique de la première Année du Roi Fréderic Guillaume II. sagt Er S. 18 ausdrücklich: „Il a eu la „*première Idée* de la celebre Union Germanique *dans l'An*„*née 1784.*" Es scheint also, der Graf v. Herzberg glaube nicht, es sey schon 1780 oder 1781 etwas darüber verhandelt worden. Noch mehr, der Graf v. Herzberg hat in der angezogenen Stelle seiner Déductions den eigenhändigen ersten Entwurf Königs Friedrich II. zum Fürstenbunde vom J. 1784 abdrucken lassen, ferner S. 367 das darauf folgende raisonnirte Schreiben des Königs an sein Kabinetsministerium über den Fürstenbund, und endlich des Grafen v. Herzberg eignes Memoire über diesen Bund, welches Er aufsetzte, nachdem Er mit dem Könige eine vertraute mündliche Unterredung über diesen Gegenstand gehabt hatte. In allen diesen wichtigen geheimen, nun gedruckten Schriften steht doch nicht ein Wort von allem, was uns Hr. v. Z. in diesem Kapitel vom Deutschen Fürstenbunde vorsagt. Es möchte also scheinen, Sachen, wovon K. Friedrich II. seinen vertrauten Kabinettsministern, in dem kritischen Zeitpunkte da dieses

ses wichtige Bündniß geschlossen werden sollte, weder mündlich noch schriftlich ein Wort gesagt hat, möchten wohl nichts als non entia seyn, und man dürfe also zweifeln, ob ein Wort von allen den neuen Wunderdingen, die Hr. v. Z. über den Deutschen Fürstenbund sagt, wahr sey. — Aber freylich! Hr. v. Z. hat in seinen Fragmenten schon so oft gezeigt, daß er von politischen Sachen viele Dinge weiß, wovon Friedrich und der Graf von Herzberg nichts wußten! Daher wird man denn hier auch wohl die Hand auf den Mund legen, und wenigstens Ihm selbst schon die Einbildung lassen müssen, daß seine geheime Nachrichten vom Fürstenbunde, ja selbst, daß alle seine hohe und tiefe politische Einsichten außer Zweifel sind!

Ueber das dreyzehnte Kapitel.

Von Friedrichs Gesinnung für die Jesuiten. Von dem katholischen Bißthume, das er im Klevischen errichten wollte. Von der spöttischen Hofnung, die Friedrich dem Papste Klemens III. geben ließ, er wolle katholisch werden.

Wie schief Hr. v. Z. den Verfall wegen des sogenannten Bißthums oder wegen des geistlichen Vikariats in Kleve erzählt, haben wir oben schon gezeigt. — Wir verweisen dieserhalb auf S. 188 u. ff.

Ueber die Jesuiten erzählt er allerley Dinge, die er recht hübsch aufgeputzt hat, und die sich daher ganz artig lesen lassen; aber noch besser wäre es, wenn sie alle wahr wären.

S. 313. erzählt er uns etwas von den Jesuiten in Portugall. Dieß gehört nun freylich gar nicht in dieß Kapitel, indem es auf die Gesinnungen Friedrichs für die Jesuiten nicht den geringsten Einfluß hat. Aber Hrn. v. Z. Absicht ist eigentlich auch nur hier, der Welt zu zeigen, mit was für vornehmen Leuten er umgehet! Denn er läßt diese Nachricht drucken, um zu sagen, daß er dieselbe aus dem Munde des portugiesischen Gesandten, Grafen Sousa, gehört habe. Dieß ist wieder eine von den sehr tadelnswürdi-

gen

gen Indiskretionen, deren sich Hr. v Z. so oft schuldig macht. Wer den geringsten Begriff von der Lage in Portugall hat, wird empfinden, wie unverzeihlich Hr. v Z. sich wieder hier beträgt, da er von Sachen schwatzt, die nicht einmal zu seinem verhabenden Zwecke gehören, bloß um seine Eitelkeit zu befriedigen, ohne daß er daben im geringsten daran denkt, ob er den würdigen Mann, den er sich erzählen hörte, dadurch in Verlegenheit setzen könne.

Der Graf Sousa hat sich darüber in Gesellschaft laut beklagt; er hat versichert, daß er mit Hrn v. Z. weiter nicht in Konnexion sey, und ihm auch nichts besonders anvertraut habe. Er erzählte an einer Tafel wo Hr. v. Z. auch zugegen war, von der Geschichte der Jesuiten in Portugal und von dem sogenannten Königsmorde Umstände, welche zum Theil auch schon bekannt sind. Er hatte sich dabey gar nicht vorgestellt, daß am andern Ende der Tafel ein Schriftsteller lauerte, welcher diese Erzählung, so gut er konnte, aufschnappen würde, um sie sogleich drucken zu lassen, und mit unverzeihlicher Indiskretion, des Grafens Sousa Namen dabey zu nennen. Noch mehr aber beklagte er sich, daß Hr. v. Z. dasjenige, was er erzählte, entweder nicht recht gehört, oder nicht recht behalten, daher er Dinge in die Erzählung mische, die er (der Graf Sousa) nicht gesagt habe, und die ganz unrichtig wären. Dieß ist abermals ein Beyspiel von der dem Hrn. v. Z. anklebenden Ausputzungssucht, worüber wir ihn schon so oft betroffen haben. Welchen Namen soll man aber dem Betragen des Hrn. v. Z geben, das er sich hier gegen den Grafen Sousa zu Schulden kommen läßt? Unbescheidenheit und Verletzung

der

der Gastfreundschaft möchte ein unbekangener Mann hier wohl wahrnehmen. Hr. v. Z. spricht hin und wieder in seinen Fragmenten, mit einigem Hohnlächeln, von dem Mangel an Lebensart, dessen sich die deutschen Gelehrten, seiner Meinung nach, schuldig machen. Hätte er hier doch in seinen eigenen Busen gegriffen! Wenn Männer vom Stande aus andern Nationen glauben könnten, alle deutsche Gelehrten handelten so; so würden sie von der guten Lebensart und Diskretion derselben eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe haben müssen.

S. 323 erzählt er ferner etwas von der Aufhebung der Jesuiten in Oestreich, welches abermals eben so wenig wie das vorige von den Jesuiten in Portugall, in dieß Kapitel gehört. Er weiß davon doch auch alles! Er weiß, "daß der Pater Ricci dumm "gehandelt," woraus man ziemlich deutlich sieht, daß Er viel klüger würde gehandelt haben, wenn er Ricci gewesen wäre. Er weiß, "was der Papst Ganganelli "an die Kaiserinn Maria Theresia geschrieben hat, und er "weiß genau den Zeitpunkt, da sich der Zorn der Kaiserinn "gegen den römischen Stuhl gelegt, aber sich in den bittre"sten Haß gegen die Jesuiten verwandelt hat," so daß er, wenn er im Kabinette des Fürsten Kaunitz gesessen hätte, kaum mehr wissen könnte. Er sagt sehr ernsthaft und mit vieler Wichtigkeit: "Niemand be"griff in Wien die Härte, mit der man bey Aufhebung des "sonst so plötzlich geliebten Ordens der Jesuiten verfuhr." Wir hoffen, es werde es jedermann in Wien begreifen, nachdem nun die geheimen Berichte des Herr Ritters v. Z. ans Licht gekommen sind! Sehr merkwürdig ist hierbey die Offenherzigkeit, mit welcher ein Mann wie Hr. v. Z., der so ungemein viel geheim

nie Sachen weiß, hier geſteht: "Er wiſſe nicht, ob "die Jeſuiten Hoſen tragen." Hingegen hat er wieder die ganz geheime Nachricht: "es ſey gewiß, daß "ihnen ſogar ihre Hemden genommen worden, und daß ſie "zur Wiedererſtattung derſelben mit Suppliken einkommen "mußten." Es geht dem guten Hrn. Ritter oft ſo, daß das gewiß iſt, was er für ungewiß hält, und dasjenige ungewiß, was er für ſehr gewiß ausgiebt. Wegen der Hoſen der Jeſuiten können wir ihm nun ſehr ſicher dienen. Obgleich der Jeſuitenorden in der der berühmten Monachologia, wo die Hoſen zum Linndiſchen Kennzeichen der Orden angegeben werden, nicht angeführt iſt; ſo iſt doch gewiß, daß alle Jeſuiten, vom P. Ignaz Lojola und P. Lainez an bis auf den P. Weißenbach, Hoſen getragen haben; den P. Sailer nicht ausgeſchloſſen. Nicht ſo gewiß möchte es ſeyn, daß den Jeſuiten bey ihrer Aufhebung in Oeſtreich die Hemden genommen worden ſind. Es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß nur ein Spottvogel dem geheimnißbegierigen Hrn. Ritter aufgebunden habe, die Jeſuiten in Oeſtreich hätten nach der Aufhebung gehen müſſen wie die Karuſiner. Eben ſo hat man dem Hrn Ritter aufgeheftet, daß Maria Thereſia den bitterſten Haß gegen die Jeſuiten gehabt habe. Denn wenn dieſe Monarchinn gleich mit den Jeſuiten nicht zufrieden war, und die Aufhebung derſelben für nöthig hielt; ſo ließ ſie doch ganz und gar nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt, dieſen Orden mit Härte behandeln. Die Jeſuiten wurden nicht aus den öſtreichiſchen Landen ausgetrieben, wie in Portugall, Spanien und Frankreich geſchah. Verſchiedene Inſtitute blieben noch theils ganz in den Händen der Jeſuiten, wie z. B. die orientaliſche

Akademie und das Parhammersche Waisenhaus in Wien, das Pazmannsche Alumnat u. s. w., theils doch zum Theile, wie z. B. das grosse Institut des Theresianum in Wien. Die Jesuiten bekamen sämmtlich gute Pensionen, Professorstellen, Bibliothekariate und andere gute Bedienungen, ja sogar Prälaturen und Bischofthümer. Die Jesuiten behielten unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia, selbst nach ihrer Aufhebung, — wir trauen es uns gewiß zu behaupten, — immer noch genug Freunden und genug Einfluß bey Hofe und im ganzen Lande. Hr. v. Z. frage nur jemand, der Ungarn in den letzten Jahren der Kaiserinn Maria Theresia genau gekannt hat.

S. 325. kommt Hr. v. Z. auf die Neigung, die Friedrich der Große für die Jesuiten gehabt haben soll. "Sie entstand," sagt er, mitten unter den Schrecken und Gefahren des siebenjährigen Krieges, als Schwärmerey und wilde Religionswuth bey dem katholischen Pöbel "so mächtig gegen ihn wirkten, und stritten. In diesem "Kriege zeichneten sich die Jesuiten in Breslau durch wahren Edelmuth und preußischen Patriotismus aus. Nach "der von dem Herzog von Bevern verlornen Schlacht bey "Breslau, ward eine große Anzahl von verwundeten "Preußen nach Breslau gebracht. Diese Unglücklichen "waren gänzlich verlassen. Die Jesuiten baten bey der "östreichischen Generalität um die Erlaubniß, alle "preußischen Blessirten aufzunehmen und zu verpflegen. Sie erhielten diese Erlaubniß, räumten sodann "fast ihr ganzes weitläuftiges Kloster, um es mit diesen "Blessirten anzufüllen, für die sie auf das allerbeste sorgten. Vor der Schlacht bey Leuthen geschahe dieß. Also "in einer Zeit, da niemand glaubte, daß der König wieder "Herr von Breslau werden könnte."

Hr.

Hr. v. Z. citiret zwar die Autorität des Hrn. Ministers v. d. Horst für diese Erzählung. Es läßt sich aber fast nicht denken, daß sie von diesem Minister dem Hrn v. Z. auf diese Art erzählt worden wäre. Oder wenn dieses geschehen wäre, so müßten dem Hrn. v. d. Horst, welcher in Breßlau nicht gegenwärtig war, von andern alle Umstände ganz unrichtig erzählt worden seyn. Denn es leben noch sehr viele Personen, sowohl solche, welche damals bey der Bevernschen Armee waren, als auch Einwohner von Breßlau, welche folgendes bezeugen können:

Die Jesuiten in Breßlau mußten schon vor der Schlacht nicht ihr Kollegium (welches Hr. v. Z. ihr Kloster nennt), sondern ihr Konvikt zum preußischen Lazareth hergeben, welches sie nicht aus besonderm Edelmuthe, sondern, wie jedermann bewußt ist, auf Befehl, und eben nicht gern, thaten. In einem andern ihnen gehörigen Gebäude waren damals schon östreichische Kriegsgefangene. Beym Abmarsche der Preußen, nach der Schlacht, ward keinesweges eine große Anzahl Kranke und Blessirte zurückgelassen, am allerwenigsten eine so große Anzahl, daß fast das ganze ungeheuer große Jesuitenkollegium hätte damit gefüllet werden können.

Es ist aber besonders eine unverzeihliche Verunglimpfung des damaligen würdigen Gouverneurs von Breßlau, des sel. Generals von Lestewitz, der die Kapitulation schloß, daß Hr. v. Z. sich nicht entblödet, diese kleine Anzahl von Kranken, Unglückliche zu nennen, die gänzlich verlassen waren. Es ist unmöglich, daß der Hr. Minister v. d. Horst, der gewiß weit entfernt ist, das Andenken

eines so verdienten Generals beleidigen zu wollen, dem Hrn. v. Z. gesagt haben kann, daß die zurückgelassenen Blessirten unglückliche Verlassene gewesen wären. Wir haben aber schon mehrere Beweise, daß Hr. v. Z. nach seinem Gefallen die Erzählungen verändert, und nichts ordentlich untersucht. Wenn Hr. v. Z. nur die Kapitulation, vermittelst welcher Breßlau an die Oestreicher übergeben ward, in dem IIIten Bande der Danziger Beyträge, S. 22 f. f. nachgeschlagen hätte; so würde er gefunden haben, daß der sel. rechtschaffene General von Lestewitz im ersten Artikel der Kapitulation, und im fünften des Nachtrags, so väterlich für die zurückgebliebenen Blessirten und Kranken gesorgt hatte, daß sie 1) nicht nur von den Oestreichern verpflegt, sondern 2) auch nicht einmal Kriegsgefangene seyn, vielmehr nach Erfolg der Genesung nach Glogau transportiret werden sollten. Preußische Generale verlassen nicht ihre blessirten Soldaten. Schon als die Armee von Breßlau abmarschirte, wurden, wie es allemal in solchen Fällen geschiehet, die nöthigen Chirurgen zum preußischen Lazarethe zurückgelassen. Diese blieben nicht nur während der Blokade, sondern auch nach der Okkupation durch die Oestreicher bey ihnen. Es würde warlich eine Verunglimpfung der östreichischen Generalität seyn, wenn man voraussetzen wollte, daß sie die preußischen Kranken nicht der Kapitulation gemäß verpflegt hätte. Diese bedurften also der Verpflegung der Jesuiten nicht, welche auch die sowohl vor als nach der Schlacht bey ihnen eingelegten preußischen Kranken und Verwundeten so wenig jemals verpflegt, als sich ausgebeten haben, dieselben aufzunehmen und zu verpfle-

gen.

gen. Ob gleich alle dieſe Umſtände noch bey der Armee und in Breßlau bekannt genug ſind; ſo wollen wir doch darüber, daß ſie ſämmtlich wahr, und hingegen alle vom Hrn. v. Z angeführte Umſtände unwahr ſind, hier noch das Zeugniß des durch Alter und Verdienſte ehrwürdigen Königl. erſten Generalchirurgus Herrn Theden beyfügen. Sein Zeugniß iſt um ſo vielmehr unwiderſprechlich, da er dazumal ſelbſt die oberſte Direktion aller chirurgiſchen Geſchäfte bey der Armee des Herzogs von Bevern, und folglich auch die Direktion des Hauptlazarethe in Breßlau hatte:

"Auf Dero Anfragen erwiedere ich ergebenſt, daß die Je-
"ſuiten in Breßlau 1757, als ich aus Sachſen dahin kam, in
"ihrem Kollegio ein anſehnliches Magazin von Mehl hatten,
"und mir das Convict für das Regiment von Queiß und Prinz
"Franz von Braunſchweig einräumen mußten, welches ſehr un-
"gern geſchah; daß nach der bey Breßlau verlornen Schlacht
"äußerſt wenige im Convict zurückblieben, dagegen aber
"öſtreichiſche Gefangene im Collegio Jeſuitarum neben der
"Kirche (ich weiß nicht mehr, wie der Ort heißt) aufbehalten
"wurden. Das weiß ich gewiß, daß wenige Kranke im Je-
"ſuitenconvict bey Uebergang an die Oeſtreicher vorhanden
"waren, welche ſie hätten verpflegen und ſich für ſie hätten
"verwenden können, und daß jene öſtreichiſchen Gefangene
"Platz gemacht haben, bevor ſie von den Oeſtreichern heraus-
"genommen. Ich ward den Tag nach der Bataille von Leu-
"then gefangen genommen, und kam im April 1758 wieder
"nach Breßlau, fand abermals öſtreichiſche Gefangene bey
"den Jeſuiten einquartiert, und preußiſche Kranke im Con-
"vict. Da der öſtreichiſchen Gefangenen ſehr viel waren,
"und hernach Meuterey daſelbſt erregen wollten, ſo wurden
"Kanonen gegen das Collegium geſtellet, um es mit den Ge-
"fangenen in den Grund zu ſchießen, wenn Tumult entſte-
"hen würde. Ob dieſer allein, oder durch Mitwirkung an-

"derer Katholiken oder der Jesuiten selbst zu fürchten war, "lasse ich an seinem Orte gestellt seyn.

"Die Jesuiten haben also 1) den Dach im Convict hergeben müssen, folglich nicht auf ihr Gesuch die Kranken aufgenommen. 2) Haben sie die preußischen Soldaten nicht verpfleget. 3) Worden von mir selbst Ober- und Lazaretchirurgen bey den Kranken und Blessirten zurückgelassen, können also nicht verlassene Unglückliche genannt werden. 4) Waren die Jesuiten bey unserm Abmarsch im Collegio mehr trotzig als gefällig; folglich kann man auch hieraus schließen, daß ihre Verwendung bey den Oestreichern für die preußischen Kranken und Blessirten nicht, noch weniger aber die Verpflegung Statt gefunden haben wird. Doch muß ich den beiden Patribus im Convict nachsagen, daß sie nicht, wie jene im Collegio, trotzig waren. Ob es aber von Herzen gegangen, ist eine andere Frage. Für die Wahrheit des Gesagten stehe ich ein."

"Berlin, den 31ten Januar 1791."

Theben.

Da nun also kein einziger von den allen von Hrn. v. Z. angeführten Umständen richtig ist; so können sie auch unmöglich die Ursache der Neigung seyn, welche der König für die Jesuiten gehabt haben soll. Könnte das vom Hrn. v. Z. Angeführte die Ursache einer Neigung des Königs für die Jesuiten seyn, so müßte er höchstens nur die Jesuiten in Breßlau geliebt haben; denn der König war überzeugt, wie es auch Hr. v. Z. anführt, daß die Jesuiten die Festung Glaz an die Oestreicher verrathen hatten. Diese hätte er also doch hassen müssen. (S. Oeuvres posthumes, T. IV. S. 103. Desgleichen v. Tempelhofs Geschichte IVter Theil, S. 84.) Wären die Gesinnungen des Königs aus dem siebenjährigen Kriege hergenommen gewesen, so hätte

er

er den Jeſuiten nirgend ſehr trauen können. Denn er wußte ja ſehr wohl, daß die Jeſuiten unter blindem Gehorſam ſtehen, und ſich müſſen verſchicken laſſen, wohin es die Obern befehlen. Er konnte ja alſo nicht ſicher ſeyn, daß einzelne Jeſuiten, die vor einigen Monaten in Glaz oder Wien waren, nicht bald darauf in Breſlau oder Glogau ſich aufhalten könnten. Der König war auch ſehr weit davon entfernt zu glauben, daß er den Jeſuiten Dankbarkeit ſchuldig wäre. Er ſchrieb noch 1774 an d'Alembert,*) der ihn vor den Jeſuiten gewarnt hatte: „Ces gens, il eſt vrai, ont *tergiverſé pendant la dernière* „guerre, mais reflechiſſés à la nature de la *clemence*. On „ne peut exercer cette admirable vertu à moins que „d'avoir été *offenſé*. Alſo beleidigt hielt er ſich von den Jeſuiten, von denen er glaubte, daß ſie im ſiebenjährigen Kriege auf beiden Achſeln getragen hätten; aber verzeihen wollte er ihnen, als ein großmüthiger Monarch. Hätte er hier nicht gegen d'Alembert nothwendig von der Treue der Jeſuiten, von dem wohlverdienten Danke, den er ihnen ſchuldig wäre, ſprechen müſſen, wenn er ſo über die Jeſuiten gedacht hätte, wie Hr. v. Z. vorgiebt? Kurz man ſiehet hier einen abermaligen Beweis, wie wenig man ſich auf Hrn. v. Z. verlaſſen kann, ſelbſt alsdenn, wenn er die reſpektabelſten Autoritäten anführt.

Luſtig iſt es übrigens, daß hier Hr. v. Z. dem Könige eine übergroße Neigung zu den Jeſuiten zuſchreibt, die ſogar auf Dankbarkeit gegründet geweſen ſeyn ſoll. Dagegen der ſcharfſinnige Hr. Abbé Denina, welchen Hr. v. Z. ſonſt für einen ſo großen

*) Oeuvres poſthumes, T. XI. S. 178.

Hiſtoriker und Politiker hält, in ſeinem Eſſai ſur la vie de Fr. II. S. 302, verſichert, daß der König *n'etoit pas diſpoſé en la faveur des Jeſuites*, wovon er die Urſachen in der Korreſpondenz des Königs mit d'Alembert ſucht. Alſo Hr. Abt Denina, ſo ſehr er ein Jeſuitenfreund, und ſo ſcharfſinnig er auch iſt, weiß doch nichts von der beſondern Treue der Jeſuiten, und von der Dankbarkeit, die der König ihnen nach Hrn. v. Z. ſchuldig geweſen wäre! —

Der König haßte die Jeſuiten ſo wenig, wie Er ſie liebte. Er dachte vermuthlich über die Jeſuiten ſo wie über die Mönche überhaupt. Er ſagt in einem Briefe an d'Alembert (Oeuvres poſthumes, T. XII. S. 6.) „Que *des moines ambitieux* „perſécutent les philoſophes & s'élévent contre les veri„tés les mieux prouvées par les apôtres de la raiſon, je „ne l'approuve pas; cependant je vois quils agiſſent ſelon „les principes de leur intérêt, qui veut *qu'ils dominent* „*ſeuls ſur les hommes.*“ Friedrich kannte ſehr gut die weit ausſehenden Abſichten des Jeſuitenordens, glaubte aber vielleicht, daß durch die Aufhebung, die Macht und innere Konſiſtenz deſſelben weit mehr geſchwächt, und die Abſichten deſſelben weit mehr gehemmt wären, als bis jetzt die Erfahrung gezeigt hat. Auf jeden Fall glaubte er zu mächtig und zu wachſam zu ſeyn, als daß die Jeſuiten jemals in ſeinem Lande Unordnung anfangen könnten. Dieß war bey ihm die Hauptſache; um alles Uebrige bekümmerte er ſich ſehr wenig. Er ſagt am angeführten Orte S. 19: „pourvu que *par de juſtes entra*„*ves* on empêche les moines de troubler la ſocieté, *il* „*faut les ſoûfrir*, parceque le peuple les veut.“ Daß er eine ſo ſehr vorzügliche Liebe zu den Jeſuiten gehabt, oder gar geglaubt hätte, ihnen Dank ſchuldig zu ſeyn, kann

kann man, wir wiederholen es, auf keine Weiſe ſagen. Was er für ſie that, war eine Folge ſeiner edlen allgemeinen Toleranz, vermöge der er jeden ſeinen eigenen Weg gehen ließ, ſobald er die Ruhe im Staate nicht ſtörte, und außerdem auch ſeiner Regierungskunſt, vermöge deren er jedes Individuum zum Beſten des Staats, wenn es ſeyn konnte, zu nützen ſuchte. Er glaubte alſo die Jeſuiten beybehalten, und das was die einzelnen Mitglieder gutes hätten, nützen zu können. Er glaubte, die Jeſuiten wären gute Schulmeiſter,*) ſo wie ſie es immer zu verbreiten geſucht haben, ohnerachtet keine Schulverfaſſung elender, und zur nützlichen Erziehung der Jugend ſchädlicher iſt als die Jeſuitenerziehung. Außerdem ſuchten die Jeſuiten noch andere Mittel, ſich bey dem Könige beliebt zu machen. Der P. Zeplichal, welcher bekanntlich, durch Gebrauch anderer Bücher, ſeinen Büchern einen gewiſſen Anſchein von Werthe zu geben weiß, gab im Jahre 1771 den erſten Theil einer **Einleitung zur Bergmänniſchen Kenntniß des Erdballs** heraus, gerade zu einer Zeit als der König ernſtlich daran dachte, die ſchleſiſchen Bergwerke beſſer kennen zu lernen und zu nutzen. Dieß ward geltend gemacht, und er ward dadurch dem Könige bekannt. Der König trug ihm darauf die Unterſuchung der Berge in der Grafſchaft Glaz auf. Zwar kam, wie es bey dem Königl. Bergdepartement bekannt iſt, aus dieſer Unterſuchung eben nichts heraus, weil der P. Z. nicht die praktiſchen dazu gehörigen Kenntniſſe hatte. Indeſſen ward P. Z. doch dadurch dem Könige näher bekannt, und hatte verſchiedenemale perſönliche Audienz bey

*) S. Oeuvres poſthumes, T. XI. S. 181. 191.

demſelben. Daß er dieſes werde genützt haben, auch von ſeinem Orden dem Könige einen vortheilhaften Begriff beyzubringen, läßt ſich wohl denken. Ob man etwa bey dieſer oder einer andern Gelegenheit dem Könige die Idee beyzubringen geſucht habe, daß die Jeſuiten das preußiſche Lazareth, welches ſie auf Befehl in ihr Konvikt aufnehmen mußten, aus Patrietismus oder Edelmuth freywillig aufgenommen hätten, und ob der König etwas davon geglaubt habe, mag dahin geſtellt ſeyn. Daß aber der König alle die Umſtände, ſo wie ſie Hr. v. Z. erzählt, geglaubt habe, läßt ſich nicht wohl denken. Dazu kannte er die Geſchichte ſeiner Armee beſſer, kannte beſſer den rechtſchaffenen General v. Leſtewitz, der nicht bleſſirte Soldaten als unglückliche Verlaſſene zurückzulaſſen fähig war; und kannte auch wohl die Jeſuiten zu gut, um zu glauben, daß ſie zu einer Zeit, da niemand glaubte, daß der König wieder Herr von Breßlau werden würde, ſich durch einen ſo beſondern preußiſchen Patriotismus bey ihren eigenen Glaubensgenoſſen würden verdächtig gemacht haben. Er kann es nicht geglaubt haben, ſonſt hätte er an d'Alembert nicht geſchrieben: „ces gens ont *ſergiverſé* pendant la derniere „guerre.“

Es leben noch genug Einwohner von Breßlau, welche ſehr wohl wiſſen, daß die Jeſuiten ſich damals unter der kurzen öſtreichiſchen Herrſchaft nach der ſeinen Politik betrugen, die man von ihnen erwarten kann, aber doch eher wider als für die Preußen waren. Sie konnten auch in den Fall eines preußiſchen Patriotismus gar nicht kommen, da, wie oben deutlich bewieſen worden iſt, ſie die preußiſchen Bleſſirten,

ſten, die ihnen ſchon vorher auf Befehl eingelegt waren, ſich nicht erſt ausbitten durften. Hätten ſie dieſes aber, wie Hr. v. Z. meint, wirklich gethan, ſo würden ſie es doch wohl am erſten gleich beym Einmarſche des Königs geltend gemacht haben, und der König müßte es gleich damals gewußt haben. Alsdann würde er doch wohl bey den Leuten, denen er eine ſo große Dankbarkeit ſchuldig geweſen wäre, nicht ſogleich die ſehr große Anzahl öſtreichiſcher Kriegsgefangenen einquartirt haben, die ihnen wirklich ſehr beſchwerlich wurden, ſo daß ſie mit Kanonen mußten im Zaum gehalten werden. — Nun dürfte ein öſtreichiſcher Fragmentenſchreiber nur noch ſagen, die Jeſuiten hätten ſich die öſtreichiſchen Kriegsgefangenen ausgebeten, um ihre Anhänglichkeit an Oeſtreich zu zeigen! —

Die Negotiation eines gewiſſen Hrn. v. Dobrilugk, deren Hr. v. Z. S. 321 erwähnt, große Kapitalien der Jeſuiten in preußiſchen Landen anzulegen, iſt nicht ſo ganz unbekannt, wie er zu glauben ſcheint. Ob dieſer Hr. v. D. ein kaiſerlicher Oberſter geweſen ſey, wie Hr. v. Z. ſagt, ſey dahin geſtellt. Einige wollen ihm eine ganz andere Exiſtenz geben; welches indeſſen im Grunde nicht viel zur Sache thut. Aber Hr. v. Z. erwähnt nicht die Miſſion eines andern Abgeſandten, zum Beſten der Jeſuiten, der ein kaiſerlicher Major geweſen war. Dieſer kam nach Berlin, entweder kurz vor, oder kurz nach der Aufhebung des Ordens. Er meldete ſich erſt ſchriftlich bey dem Obr. Quintus, und hatte nachher mit demſelben verſchiedene Unterredungen. Er ſprach ſehr vorſichtig und nennte ſeine Kommittenten nicht ausdrücklich, ohnerachtet er ſie ſo genau

beſchrieb, daß ſie nicht zu verkennen waren; ſo, daß ſie auch Quintus ihm nannte, dem er nicht widerſprach. Sein Vortrag ging nicht direkte auf Etablirung einer groſſen Handlung; ſondern er ſagte im Allgemeinen: Es ſey eine Geſellſchaft, welche groſſe Kapitalien beſäße, und ſie in die preußiſche Lande bringen wollte, wenn ſie gewiß wäre, bey dem Beſitze derſelben geſchützt zu werden, und daß ſie dieſelben auch hernach ſuchen würde zum Nutzen des Landes anzuwenden. Näher wollte er es nicht beſtimmen. Der König, welcher vermuthlich einer ſolchen Geſellſchaft nicht ganz unbedingt in ſeinen Landen freye Hand laſſen, ſondern ſie in einiger Aufſicht behalten wollte, verlangte, daß die Gelder bey der kurmärkiſchen Landſchaft ſollten belegt werden. Dieß war vermuthlich den Abſichten der Geſellſchaft nicht gemäß; denn der Emiſſar reiſete weg, und man hat nachher weiter nicht von ihm gehört.

Wenn man den Jeſuitengeneral Ricci über die Vorſchläge des Dobrilugk direkte befragt hat, und dieſer hat evaſoriſch geantwortet; ſo möchte er dieſe Antwort wohl nicht, wie Hr. v. Z. S. 322 meint, wie ein wahrer Mönch, ſondern nach der gewöhnlichen feinen Politik ſeines Ordens gegeben haben. Die Jeſuiten wollten damals als höchſtelend und bedrängt angeſehen ſeyn. Welches Aufſehen würde es an allen katholiſchen Höfen gegeben haben, wenn die Jeſuiten unter Autorität ihres Generals groſſe Summen nach Preußen gebracht hätten, um einen Handel nach China anzufangen! Die Jeſuiten pflegen ſich wohl in ſolche Lage zu ſetzen, daß ſie einen Emiſſar, den ſie geſendet haben, öffent-

öffentlich nicht erkennen, ſondern ihn deſavouiren können, wenn es ihr Vortheil erfordert. So ganz geradezu und offen pflegen ſie in ſo wichtigen Sachen ſich eben nicht zu nehmen oder ſich bloß zu geben. Der P. Romberg war übrigens nicht, wie Hr. v. Z. ſagt, Aſſiſtent der deutſchen Nation; dieſes war bekanntlich P. Schwarz. Man hielt den P. R. für den Vicarius generalis. Indeſſen iſts wohl aus der ganzen Verfaſſung des Jeſuitenordens klar, daß wenn der Hr. v. D., wie Hr. v. Z. vorgiebt, von dem Aſſiſtenten der deutſchen Nation geſchickt ward, er auch auf ausdrücklichen Befehl des P. Generals iſt geſendet worden. Es iſt ja bekannt, daß ohne Beyſtimmung des P. Generals, kein Jeſuit einen ſolchen Schritt würde thun können, wollen oder dürfen, am wenigſten ein P. Aſſiſtent. Der P. Vicarius Generalis war P. General eo ipſo, nachdem der P. General Ricci ins Gefängniß kam, und die allgemeine Meinung iſt, er ſey ſchon vorher dazu erklärt worden, welches mit der Politik des Ordens ſehr wohl übereinkommt.

Hr. v. Z. zeigt allenthalben einen merklichen Groll gegen Hrn. Nicolai, und auch gegen andere berliniſche Gelehrten, beſonders gegen die Herausgeber der berliniſchen Monatsſchrift. Er ergreift alle Gelegenheit ſie in einem verächtlichen Lichte darzuſtellen, auf ſie von oben herabzuſehen, oder gar ſie zu beſchimpfen. Dieſes Beſtreben iſt ſo ohnmächtig, daß dieſe Herren nun wohl darüber keinen ſonderlichen Gram oder Betrübniß haben werden; es müßte denn die Betrübniß ſeyn, daß ein Mann von Hrn. v. Z. anderweitigen Ver-

dien-

dienſten ſich ſelbſt dabey in einem ſo ſehr nachtheiligem Lichte zeigt. Alſo gedenkt er auch hier, bey Gelegenheit der Jeſuiten, deſſen was in der B. Monatsſchrift und in Herrn Nicolai Reiſebeſchreibung von den Machinationen der Jeſuiten geſagt worden; wirft alles, ob es gleich Dinge von ſehr verſchiedener Art ſind, zuſammen; nennt es die in Berlin erregte Exjeſuitenjagd, und verſichert, der König habe davon gar keine Notiz genommen. Das konnte nun wohl ſehr natürlich zugehen, weil der König überhaupt von allen deutſchen Büchern wenig oder gar keine Notiz nahm.

Indeſſen berichtet er, der König habe ſchon lange, ſehr lange vorher von dem Hrn. Miniſter v. d. Horſt Nachricht von dem, was über den eigentlichen und erſten Urſprung dieſes Lärms wiſſenswerth war, erhalten. Iſt dieß wirklich geſchehen; ſo ſcheint der König davon gleichfalls gar keine Notiz genommen zu haben: wenigſtens iſt in funfzehn Jahren, die er noch regierte, nachdem er dieſe Nachricht ſoll erhalten haben, in ſeiner Regierung und in ſeinen Verordnungen nicht die geringſte Spur davon bekannt worden; ja aus des Königs gedruckter Korreſpondenz iſt, wie wir unten zeigen werden, deutlich zu erſehen, daß Er die ihm vom Hrn. Miniſter v. d. Horſt gegebenen Nachrichten in kurzem muß vergeſſen haben. Die gedachten berliniſchen Gelehrten könnten ſich alſo allenfalls tröſten, daß es ihren Gedanken beym Könige nicht ſchlimmer gegangen wäre, als den Gedanken des Hrn. v. d. Horſt. Sie haben aber überhaupt wohl nie darauf rechnen wollen, daß ihre Schriften beym Könige Eindruck machen ſollten.

Dieſe

Diese Nachricht, so wie sie Hr. v. Z giebt, ist übrigens, wenn sie wahr ist, so beschaffen, daß sie das, was in der berlinischen Monatsschrift und sonst über Jesuiten gesagt worden ist, sehr bestätigt, und daß sie jede Besorgniß, welche Protestanten über die geheimen Machinationen der Jesuiten haben könnten, wohl rechtfertigen kann. Hr. v. Z. hat diese Besorgnisse durch die komische Benennung der Jesuitenriecherey lächerlich zu machen vermeint; die Nachricht aber, die er hier selbst liefert, ist von einer sehr ernsthaften Natur, und die geheime Macht der Jesuiten hätte, wenn Hrn. v. Z. zu glauben wäre, schon seit langer, sehr langer Zeit, die ernsthaftesten Folgen gehabt. Erzählt er also hier nicht ein Mährchen, so ist das was er an andern Orten unter dem Namen Jesuitenriecherey lächerlich machen will, so wichtig, daß das vernünftige Publikum denen wohl danken müßte, welche auf eine so verborgene und doch so wichtige Sache aufmerksam gemacht hätten, zumal zu einer Zeit, wo Dinge dieser Art öffentlich noch ganz unbekannt waren. Hr. v. Z. scheint selbst nicht recht überlegt zu haben, was aus seiner Erzählung nothwendig folgt, indem er sie niederschrieb; wie denn Ueberlegung bekanntlich eben nicht sehr seine Sache ist. Ist seine Erzählung wahr, so sind, wir wiederholen es nochmals, alle die wohlgemeinten Warnungen für die geheime Macht der Jesuiten bey allen Vernünftigen ganz gerechtfertigt.

Wir wollen daher diese merkwürdige Erzählung hieher setzen, und sie mit einigen Anmerkungen begleiten, zumal da wir wirklich einige Zweifel hegen, ob alles, so wie es Hr. v. Z. hier erzählt, wohl so ganz völlig richtig seyn möchte. Hr. v. Z. sagt S. 318: "Gar keine Notiz nahm Friedrich von der in

"Ita-

"seinen letzten Lebensjahren in Berlin erregten Exjesuiten-
"jagd. Er wußte was über den eigentlichen und ersten
"Ursprung dieses Lärms wissenswerth war, lange, sehr
"lange vor dem Geschrey des Herrn Buchhändlers Nicolai,
"und seiner Gehülfen. Schon im Jahre 1771 erzählte dem
"Könige der Hr. M. v. d. Horst: die Exjesuiten haben in
"Frankreich Freymaurerlogen errichtet, und die Veranlas-
"sung hierzu sey sehr natürlich, denn auf das allerschärfste
"war von der französischen Regierung verbothen, daß sich
"niemals mehr als drey Exjesuiten heimlich an einem
"Orte versammlen. Der erste Zweck bey Veranstaltung
"dieser Konventikeln war wohl, wie der König gleich einsah,
"aus dem Schiffbruche ihres Ordens dasjenige zu retten,
"was sie etwa auf die Seite gebracht haben konnten, und un-
"ter sich hierüber Abrede zu nehmen. Vermuthlich dachten
"sie in der Folge auch wohl andere Absichten durch diese
"Mischung von Freymaurerey und Jesuiterey zu er-
"reichen. Alle diejenigen wenigstens, die sie in ihre Logen
"aufnahmen, erhielten die Tonsur, und wurden eigentli-
"che Jesuiten. Sie behielten aber übrigens die Erlaub-
"niß, sich zu verheurathen. So erhielt der Herzog von
"Orleans und der Herzog von Chartres die Tonsur,
"so wie man sagt, der Churfürst von Bayern, und so
"auch seitdem mancher Freymaurer in Deutschland.
"Dieß alles wußte also Friedrich viele Jahre vor dem be-
"kannten berlinischen Antijesuitenlärm. Aber deswegen
"war er für die protestantische Kirche nicht bange."

Dieß letztere könnte auch wohl ganz natürlich zugegangen seyn, weil alle bisher genannte Personen katholisch sind, und es dahin gestellt seyn mag, ob Friedrich von der innern Beschaffenheit der neuern Freymaurerey sonderlich unterrichtet war, und ob ihm der Hr. v. d. Horst gesagt habe, oder habe sagen können, wie weit diese von demselben neu entdeckte ganz jesuitische Freymaurerey (welche wahrhaftig alles übertrift, was man jemals von ei-

nem

nem bedenklichen Freymaurersysteme gehört hat) auch in deutsche protestantische Länder gedrungen wäre oder nicht. Denn sonst, wenn es wirklich Freymaurerlogen giebt, worin nicht nur die Jesuiten mitwirken, worin nicht nur die Tonsur ertheilt wird, (worüber in dem bekannten Starkischen Streite so viel ist gestritten worden,) sondern worin sogar alle Mitglieder zu eigentlichen Jesuiten gemacht werden; so verdient dieß doch wohl die größte Aufmerksamkeit. Es müßte doch wohl eine solche heimliche Wiedereinführung des Jesuitismus und des Katholicismus (oder glaubt Hr. v. Z. man könne ein eigentlicher Jesuit und doch nicht katholisch seyn?) durch die Freymaurerey, jedem Protestanten, besonders jedem rechtschaffenen protestantischen Freymaurer sehr bedenklich seyn. Von der Freymaurerey wird öffentlich gesagt, daß die Religion nichts damit zu thun habe; und gleichwohl versichert uns Hr. v. Z., es wären unter dem Mantel der Freymaurerey eigentliche Jesuiten gemacht worden. Das ist doch mehr als sich jemals jemand in öffentlichen Schriften, selbst in dem heftigen und merkwürdigen Starkischen Streite zu sagen getraut hat. Und welche Jesuiten! Sogar ein deutscher Kurfürst und so mancher andrer deutscher Freymaurer sollen auf diesem Wege die Tonsur erhalten haben, und sogar eigentliche Jesuiten geworden seyn, wenn Hrn. v. Z. zu glauben ist. Sogar daß sie eine besondere Erlaubniß zu heurathen erhalten haben, weiß Hr. v. Z. Wie genau!

Und der Herzog v. Orleans und der Herzog v. Chartres hätten auf eben diese Art die Tonsur empfangen, und wären dem Orden der Jesuiten einverleibet worden? Es mag nun der da-

malige Herzog von Orleans gemeint seyn, oder der jetzige; so hat immer der jetzige Herzog von Orleans, wenn Hrn. v. Z. zu glauben ist, in einer von Jesuiten errichteten Freymaurerloge nicht nur die Tonsur erhalten, sondern ist zum eigentlichen Jesuiten gemacht worden. Und dieser Herzog von Orleans ist bekanntlich das Oberhaupt der ganzen französischen Freymaurerey. Also wäre ja fast nicht zu zweifeln, daß durch ihn die Jesuiten die unbekannten Obern der französischen Freymaurerey wären; denn aus keiner andern Absicht können sie doch einen königl. Prinzen zum eigentlichen Jesuiten gemacht haben, als um durch ihn unsichtbar zu wirken. Das wäre doch wohl etwas sehr wichtiges! Wenn man sich auch nur aus den Starkischen Streitigkeiten erinnert, daß die französische Freymaurerey auf die deutsche mancherley Einfluß gehabt hat, so muß man es sehr befremdend finden, daß das Oberhaupt der französischen Freymaurerey ein Jesuit seyn soll, und zwar eben durch die Freymaurerey zum eigentlichen Jesuiten soll seyn gemacht worden. Kurz nach der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich ließen sich verschiedne Personen in Deutschland sehen, welche das Chapitre de Clermont einführen wollten. Im Konvente zu Wilhelmsbad waren bekanntlich mehrere französische Freymaurer, welche sogar ein neues System, les Chevaliers bienfaisans de la Cité sainte, auch in Deutschland, selbst in protestantischen Landen einführen wollten, und vielleicht auch eingeführt haben. Nun ist der Herzog von Orleans ganz unstreitig an der Spitze der französischen Freymaurerey, und die starke Bemühung zu Einführung dieses neuen Systems muß also mit seinem Vorwissen und unter seiner Au-

toritat geſchehen ſeyn. Wofern nun, wie Hr. v. Z. geradezu behauptet, — und auch verantworten mag — dieſer Herr ein eigentlicher Jeſuit iſt; wofern die Jeſuiten in Frankreich ganze Logen haben, worin die Mitglieder die Tonſur empfangen, und zu eigentlichen Jeſuiten gemacht werden; ſo muß doch wohl die Einführung eines ſolchen neuen franzöſiſchen Syſtems in Logen, wo proteſtantiſche Mitglieder eben ſo gut Zugang haben, als katholiſche, und die ſogar bis mitten in proteſtantiſche Länder verbreitet würden, rechtſchaffnen Proteſtanten nicht gleichgültig ſondern vielmehr ſehr bedenklich ſeyn. Denn wenn es ſonſt wirklich den Jeſuiten gelungen iſt, ſolche geheime Geſellſchaften mit ſo großem Erfolge zu errichten, daß dadurch ſelbſt ein franzöſiſcher königl. Prinz und ein deutſcher Kurfürſt dem Orden der Jeſuiten wären einverleibet worden; wer würde ſich trauen, wenn ſo unglaublich ſcheinende ſichtbare Wirkungen gewiß wären, zu beſtimmen, wie weit wohl die unſichtbaren Wirkungen gehen möchten? Nichts könnte wohl mehr die bekannte in der Berliniſchen Monatsſchrift erzählte Geſchichte von einem proteſtantiſchen Diakonus, welchem in einer geheimen Geſellſchaft die katholiſche Prieſterweihe wäre gegeben worden, wahrſcheinlich machen, als des Hrn. v. Z. neuentdeckte jeſuitiſche Logen in Frankreich, wofern ſie wirklich ſo beſchaffen ſind, wie er ſie beſchreibt. Hr. v. Z. rechtfertigt alſo ſelbſt durch die Erzählung der neuen Entdeckung, welche von dem Hrn. Miniſter v. d. Horſt ſchon im J. 1771 ſoll gemacht worden ſeyn, mehr als jemand, die Warnungen vor den mancherley Machinationen der Jeſuiten, die er durch die ſpöttiſchen Namen der Erjeſuitenjagd oder Jeſui-

tenriecherey an den Berliniſchen Schriftſtellern ſo ſehr lächerlich machen will. Alle dieſe Schriftſteller hatten übrigens einen Zweck, und einen edlen Zweck, bey ihren Warnungen, den man wohl reſpektiren kann, wenn man auch glauben ſollte ſie wären allzubeſorgt geweſen. Hr. v. Z. hat gar keinen Zweck, als eine Anekdote zu erzählen, und denkt nicht einmal nach, was aus der Anekdote folgen muß, wenn ſie wahr iſt. Auch waren dieſe Schriftſteller viel beſcheidener, wie Hr. v. Z. Niemand von ihnen hat ſich erkühnet ſolche Namen zu nennen, wie Hr. v. Z. zu nennen ſich unterfängt, noch weniger Fürſten namentlich für eigentliche Jeſuiten auszugeben. Dieß war Hrn. v. Z. vorbehalten. Es giebt freylich Leute in der Welt, denen alles was ſie ſagen, übelgedeutet wird, und andere, die glauben alles ſagen zu dürfen, was ihnen beliebt, ohne daß man ſie antaſten darf. Hr. v. Z. ſcheint auf ein ſolches Privilegium Anſpruch machen zu wollen. Die Berliniſchen Schriftſteller wurden von Hrn. D. Stark Fürſtenſchänder genannt, ohngeachtet ſie nie einen Fürſten nannten, oder ſpeciell beſchuldigten, ſondern nur im Allgemeinen Aufmerkſamkeit auf geheime Proſelytenmacherey empfohlen hatten; und auch Hr. v. Z. legt ihnen gleichfalls (III. Bd. S. 322) ſehr ungerechterweiſe alle Gerüchte und Geſchwätze zur Laſt, welche jemals von Fürſten oder fürſtlichen Perſonen im Publikum herumgingen, wovon ſie aber nie etwas geſagt haben. Und er ſelbſt beſchuldigt namentlich Fürſten, daß ſie eigentliche Jeſuiten geworden ſind! Welche Benennung würde ihm wohl Hr. D. Stark geben müſſen?

Hr. v. Z. iſt alſo wirklich durch die Erzählung ſeiner Jeſuitenfreymaurerey und durch ſeine ſpöttiſche Beſchuldigungen in ziemlichem Widerſpruche mit ſich ſelbſt.

selbst. So findet man ihn oft, wie wir schon bemerkt haben: denn gemeiniglich ist, wenn er von einer Materie spricht, seine Einbildungskraft von dem was er jetzt davon sagen will, so sehr erfüllt, daß er gar nicht daran denkt, was er an andern Orten davon gesagt hatte. In seinem Werke über Friedrich den Großen (S. 95 der großen Ausgabe) versichert er: "Jesuitenriecherey, oder Argwohn einer "unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern, "allenthalben, unsichtbar wie die Pest, im Finstern schlei"chenden Allmacht — ist die Erfindung eines Hrn. Leuch"senring." Auch noch im IIIten Bande seiner Fragmente S. 119 spricht er auf nämliche Art, obgleich unter einem witzig seyn sollenden fremden Namen: Hr. G. R. L. habe geeifert, "daß allenthalben Jesuites en "tapinois steckten, und daß man vor diesem im Finstern "schleichenden Natiergezüchte warnen müßte." Nun sollten wir denken, wenn wirklich dergleichen Dinge unsichtbar und im tiefsten Geheimnisse von den Jesuiten in Frankreich vorgenommen, und bis nach Deutschland ausgedehnt worden sind, wie uns Hr. v. Z. aus dem Munde des Hrn. Ministers v. d. Horst erzählt; so wären die Jesuiten zwar nicht, so wie die vergrößernde Einbildungskraft des Hrn. v. Z. sagt, allmächtig, aber doch insgeheim sehr mächtig. Es wäre sodann doch der Argwohn, daß die Jesuiten unsichtbar sehr mächtig wirken, keine Erfindung des Hrn. G. R. Leuchsenring, d. h. eine bloße Einbildung, wie Hr. v. Z. erst vorgegeben hatte, sondern eine Wahrheit, die ein Minister Friedrichs II. schon im J. 1771 für Wahrheit erkannte, und sie für wichtig genug hielt, um sie als Wahrheit dem Könige zu hinterbringen. Ferner, wenn die Jesuiten "hinter dem Herzoge von Orleans,

"hinter dem Kurfürsten von Baiern, und hinter man„
"chem Freymaurer in Deutschland steckten, welche alle
"eigentliche Jesuiten wären," so steckten sie doch wohl auf eine sehr merkwürdige Art *en tapinois*, und es wäre wohl nicht unbillig, wenigstens nicht lächerlich, wie Hr. v. Z. so oft sagt, vor ihnen zu warnen!

Endlich wenn diese Dinge in Frankreich wirklich vorgegangen und bis nach Deutschland ausgebreitet wären; so könnte man doch nicht vermuthen, daß nur ein einziger Mann, und sonst niemand, etwas davon könne erfahren haben. Es ist ferner nicht glaublich, daß nur Ein Mann, (Hr. v. d. H.) der noch dazu damals so weit von Frankreich entfernt war, schlechterdings alles von einer so geheimen Sache wissen könnte, ohne daß sonst jemand, zumal jemand der in Frankreich gegenwärtig war, möglicherweise auch noch mehrere Umstände wissen könnte. Es wäre also nicht nur leicht möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß Hr. G. R. Leuchsenring eben das und mehr gewußt haben könnte, was der Hr. v. d. Horst wußte. Ja, fast möchte man sagen, Hr. G. R. Leuchsenring könne vielleicht eher noch mehr und manches viel sicherer gewußt haben, und könnte vielleicht hierin ein noch glaubwürdigerer Zeuge seyn, als der Hr. v. d. Horst; denn damals hielt sich Hr. L. ja viele Jahre lang selbst in Frankreich auf, und der Hr v. d. H. war damals selbst nicht gegenwärtig. Wußte nun etwa Hr. L. auch nur eben das was Hr. v. d. H. wußte, so hätte er ja, selbst nach Hrn. v. Z., die Wahrheit gewußt, und so waren ja wohl seine Besorgnisse, die er auch Hrn. v. Z. entdeckte, sehr zu entschuldigen. Wie konnte also Hr. v. Z. vorgeben, eben dasjenige sey eine Erfindung des Hrn. L., und eine belachenswürdige Thorheit,

heit, wovon er doch ſelbſt ſagt, der Hr. v. d. H. habe es ſchon vor langen Jahren als Wahrheit dem Könige mitgetheilt?

Das iſt doch, man mag es betrachten wie man will, ein ſeltſamer Widerſpruch, und zeigt, wie wenig Hr. v. Z. überlegt was er ſchreibt. Eben dieſelbe Sache kann doch nicht in dem Munde des Hrn. v. d. Horſt ſeit dem Jahre 1771 ſchon Wahrheit, und in dem Munde des Hrn. Leuchſenring im J. 1786 Erdichtung ſeyn. Will Hr. v. Z. ſagen, die Nachrichten und Beſorgniſſe wegen der Jeſuiten wären übertrieben; ſo mußte er erſt beweiſen können, daß es ſo wäre. Dieß kann er aber am wenigſten ſagen; denn keine der gedruckten Nachrichten, ſo viel uns bewußt, iſt ſo ſehr ſtark, als diejenige, die hier Hr. v. Z. auf die Autorität des Hrn. v. d. H. erzählt. Niemand noch hat Kurfürſten und Prinzen namentlich genannt, die eigentliche Jeſuiten geworden wären.

Es mag indeſſen dahin geſtellet ſeyn, ob alles dasjenige, was der Hr. Miniſter v. d. Horſt dem Könige von den Jeſuiten ſoll erzählt haben, völlig eben ſo und mit eben den Umſtänden wahr ſey, wie es Hr. v. Z. nacherzählt. Die Sache iſt ſehr wichtig, und verdient unparteyiſch von beiden Seiten erwogen zu werden; zumal wenn der Hr. Miniſter v. d. Horſt ſchon im J. 1771, und alſo viel früher als deutſche Schriftſteller davon ſprachen, Nachrichten gehabt hat, die er für würdig hielt, dem Könige mitgetheilt zu werden. Ob ſie Hr. v. Z. genau eben ſo erzählt, wie ſie Hr. v. d. H. dem Könige erzählt hat, wird dieſer Miniſter am beſten wiſſen. Folgende Zweifel ſind uns bey der Erzählung des Hrn. v. Z. aufgeſtoßen:

1) Niemals, so viel man hat erfahren können, ist von der französischen Regierung ein Befehl ergangen: "Daß sich nicht mehr als drey Jesuiten versamm"len sollten." In den sogenannten Memoires de Bachaumont, die doch von 1762 angehen, stehen eine Menge Partikularitäten über die Jesuiten in Frankreich und über ihre Intriguen um sich daselbst wieder einzuschleichen; aber von einer solchen Verordnung ist keine Spur. Auch war wohl die französische Regierung allzuweise, als daß sie aufs schärfste verboten hätte: "Es sollten sich niemals mehr als drey "Exjesuiten heimlich an einem Orte versammlen." Denn was heimlich geschieht, kann die Regierung nicht wohl wissen, und wenn nicht jedem Exjesuiten ein Polizeydiener gegeben ward, der ihn nie verließ; wie hätte man verhindern wollen, daß nicht sechs oder mehr Exjesuiten in einem Zimmer zusammen gekommen wären! Wäre aber wirklich ein so scharfes Verbot ergangen; so würde ja die pariser Polizey, die so wachsam ist, die großen geheimen Versammlungen haben bemerken müssen, worin man darauf ausging, eigentliche Jesuiten zu machen. Sollten aber die Jesuiten bey einem so strengen Verbote die Wachsamkeit der pariser Polizey gegen solche große Versammlungen haben unthätig machen können; so wäre dieß abermal ein starker Beweis von ihrer geheimen Macht und Schlauigkeit.

2) Es ist unmöglich, daß man in Freymaurerlogen jemand die Tonsur gebe, noch weniger, daß man darin jemand zum eigentlichen Jesuiten mache, am allerwenigsten daß man alle dazu mache, die aufgenommen werden. Diese ganze Erzählung verräth, daß sie von jemand herkommt, der nicht

weiß,

weiß was Freymaurerey ist und was Logen sind; dieß wird jedermann erkennen, der nur einige Kenntnisse oder Erfahrung von der Freymaurerey hat. Wenn so etwas möglich ist oder irgendwo geschehen sollte, so müßte es in einem innern Orden geschehen seyn, welcher sich auf die Freymaurerey gründete, und sie mißbrauchte. Der Unterschied ist sehr wichtig, theils, damit die Freymaurerey nicht verläumdet werde, wo sie unschuldig ist, theils, wenn wirklich ein so heilloses System bis nach Deutschland verpflanzt seyn sollte, daß man es nicht suche, wo es nicht zu finden seyn kann, in den Logen.

3) Hr. v. Z. mag es mit dem Kurfürsten von Pfalzbayern ausmachen, daß er entweder Denselben oder dessen nächsten Vorfahren zum eigentlichen Jesuiten macht. Wir nehmen an dieser sonderbaren Behauptung keinen Antheil; aber ein sehr seltsamer Widerspruch scheint auf irgend eine Art darin zu liegen.

Einen von den beiden Kurfürsten muß er doch gemeint haben. Ob der vorige Kurfürst von Bayern ein Freymaurer gewesen ist, wissen wir nicht; aber daß er den Jesuiten gar nicht gewogen war und daß er ihnen in seinem Lande den größten Theil ihrer Gewalt nahm, ist bekannt. Wie das zugehen sollte, wenn er selbst ein eigentlicher Jesuit gewesen wäre, ist nicht recht abzusehen; es müßte denn seyn, daß er, nachdem er ein eigentlicher Jesuit geworden, solche sehr unzuläßige nnd abscheuliche Dinge von den Jesuiten selbst erfahren hätte, daß er ihnen deswegen so viel ihre Macht zu benehmen suchte, als er konnte. Der jetzige Kurfürst von Bayern ist gewiß kein Freymaurer; hingegen

ſo viel man höret, iſt er den Jeſuiten nicht ungewogen, und hat mehrere um ſich. Will Hr. v. Z. von dieſem Fürſten ſagen, er habe die Tonſur empfangen, und ſey ein eigentlicher Jeſuit geworden? Wenn er dieß behauptet, ſo wird er es beweiſen und verantworten müſſen. Aber wenigſtens durch die Freymaurerey könnte dieſer Fürſt nicht ein Jeſuit geworden ſeyn; denn er iſt ja kein Freymaurer, und hat die Freymaurerey ſogar in ſeinen Staaten verboten. Wir glauben alſo, bis uns Hr. v. Z beſſer belehrt, er habe hier, wie es ihm ſo oft widerfährt, gar nicht überlegt, was er ſchrieb.

4) Die Frage iſt auch wohl erlaubt: Wie kam der Hr. Miniſter v. d. Horſt zur Gewißheit in einer ſo dunklen Sache? Iſt er ſelbſt Freymaurer, und zwar ſo genau mit dem Innern bekannt, daß er es aus eigener Erfahrung wiſſen konnte? Billig müßte es wohl ſo ſeyn; denn wenn er ſelbſt nicht Freymaurer iſt, und nicht das Innere ganz genau kennt, ſo iſt es unmöglich, daß er dieſe Sache glaubwürdig wiſſen und dem Könige als Wahrheit erzählen konnte. Sollte er aber eine ſo wichtige Sache dem Könige nur als vom Hörenſagen erzählt haben; ſo wäre es eben kein Wunder, daß der König weiter gar keine Notiz davon nahm. Aber ſeltſam genug wäre es in dieſem Falle, daß Hr. v. Z. ein ſolches leeres Hörenſagen nacherzählen wollte, als dasjenige, "was über den eigentlichen und erſten "Urſprung der Exjeſuitenjagd wiſſenswerth wäre," und daß er dabey ſogar Namen nennet, welche ein vernünftiger und billiger Mann doch ohne die ſicherſte Ueberzeugung nicht öffentlich auf dieſe Art nennen ſollte.

Die

Die Möglichkeit, daß der Hr. v. d. Horst diese neue Entdeckung hat glaubwürdig wissen, und mit Kenntniß der Sache beurtheilen können, beruhet darauf, daß er ein Freymaurer, und zwar ein erfahrner Freymaurer ist; denn sonst bedeutet alles nicht viel. Daher entsteht natürlich die Frage: Hatte Er dem Könige, als Freymaurer, und also unter dem Siegel der Verschwiegenheit diese Sachen entdeckt? Das wäre zu begreifen. Aber weniger ist zu begreifen, daß er es dem Hrn. v. Z. einem Nichtfreymaurer und zwar in der Absicht entdeckt haben sollte, es öffentlich bekannt zu machen. Es könnte indessen seyn, daß Hr. v. d. H., wegen der großen Wichtigkeit der Sache, und weil er geglaubt hätte, sehr großen Nutzen zu stiften, oder sehr großen Schaden zu verhüten, in foro conscientiae sich berechtigt gehalten hätte, in Kollision von Pflichten, nach einer höhern Pflicht zu handeln. Wir wollen sein Gewissen auch gar nicht anklagen. Aber Er wird es nicht übel deuten, wenn wir Ihm hier zu überlegen geben, ob eine solche Sache wohl Nutzen stiften könne, wenn sie nur halb gethan ist, und ob es nicht Pflicht sey, sobald man Personen, und zwar solche, hat öffentlich nennen lassen, auch das näher zu bestimmen, was man von ihnen behauptet; wenigstens nähere Umstände anzugeben, woraus die Wahrscheinlichkeit sicherer beurtheilt werden kann. Wir geben dieß bloß zur Ueberlegung, bescheiden uns aber gern, daß die Gründe, die den Hrn. v. d. Horst bewogen, in einer so delikaten Sache so zu handeln, vielleicht fürs Publikum nicht seyn können. Indessen ist die Sache so wichtig, daß, nachdem sie einmal fürs Publikum gebracht worden, ein Wahrheitsfreund wohl wünschen könnte, gewiß zu seyn, ob Hr.

v. d.

v. d. Horſt dieſe Erzählung als Wahrheit wiſſen konnte, ob Er ſie für gänzlich wahr hält, beſonders aber ob er Hrn. v. Z. wirklich aufgetragen hat, ſie als Wahrheit zu erzählen und dieſe Namen zu nennen. Denn, ſollte Hr. v. Z. alle dieſe Dinge ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hrn. v. d. Horſt haben drukken laſſen; ſo wäre es die unverzeihlichſte Indiskretion, und er hätte ſeinen Gönner abermals durch eine vorſchnelle Erzählung auf alle Weiſe kompromittirt.

5) Weder in den öffentlichen Verordnungen des Königs Friedrichs II. noch in deſſen Oeuvres poſthumes findet man die geringſte Spur, daß Er auch nur einige Notiz von dieſer Entdeckung genommen hätte. Wenn ihm auch die Geſchichte nicht für die proteſtantiſche Kirche gefährlich ſchien; ſo ſollte man denken, es müßte ihm doch als König ſehr wichtig geweſen ſeyn, daß die Jeſuiten, ſelbſt bis in Deutſchland, ſogar regierende Fürſten, durch geheime Geſellſchaften zu eigentlichen Jeſuiten gemacht hätten. Dieß iſt doch wohl eine ſehr wichtige Sache, die jedermann frappiren muß, am meiſten wohl einen König; und man ſollte glauben, eine ſo fremde Begebenheit, wenn ſie ihm glaubwürdig erzählt worden wäre, müßte ihm lange im Gedächtniſſe geblieben ſeyn. Man ſieht aber aus ſeiner Korreſpondenz mit d'Alembert, mit dem er ſo mancherley über Jeſuiten korreſpondirte, daß wenn er dieſe Geſchichte auch im J. 1771 von dem Hrn. v. d. Horſt hörte, er ſie doch ſchon im J. 1774 wieder vergeſſen hatte. In den oben S. 327 und 329 angeführten Stellen aus T. XI. S. 178. 182. 191. würde er nach dem ganzen Zuſammenhange auch haben anführen müſſen, "die Jeſuiten hätten den Duc de Char"tres zum eigentlichen Jeſuiten gemacht," wenn er

die-

dieſes gewußt oder geglaubt hätte. Ferner T. XII. S. 11. redet er von dem Aberglauben der Fürſten. Er erzählt: "ein deutſcher Fürſt habe auf dem Bauche ſeiner Gemahlinn eine Meſſe leſen laſſen, damit ſie ſchwanger "würde." Er ſagt in eben dem Kontexte: "*les Franc-maçons forment dans leurs loges une ſecte religieuſe, plus* "*abſurde, que les ſectes communes.*" Aber Er ſagt nicht, "daß die Freymaurer in Logen die Aufzunehmenden zu "eigentlichen Jeſuiten machen, oder daß ſie ſchon einen "deutſchen Kurfürſten zum eigentlichen Jeſuiten ge"macht hätten." Und in der ganzen Folge ſeiner Gedanken wäre doch keine natürlichere Bemerkung geweſen, wenn er dieſes gewußt, oder ſich erinnert hätte.

Kurz, man weiß nicht, was man von dieſem ganzen Vorgeben des Hrn. v. Z. denken ſoll. Zuweilen kommt man faſt in die Verſuchung, zu glauben, daß ſeine Einbildungskraft auch hier ihr Spiel gehabt, und irgend etwas was er einmal beyläufig hörte, nach ſeiner eigenen Art umgeformt und in eine ganze Geſchichte gebracht hat.

Eben ſo macht er es mit der Berufung des Benediktiners Pernety (denn ſo ſchreibt er ſich eigentlich) nach Berlin als Königl. Bibliothekar. Er verbindet damit S. 352 das Vorgeben: der König habe, um den P. zu bekommen, dem Papſte die ſpöttiſche Hofnung machen laſſen, er wolle katholiſch werden. Die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. nimmt hier etwas weg, thut dort etwas hinzu, und maxima ex nihilo naſcitur hiſtoria.

Es iſt wahr, er hat die ganze Geſchichte recht ſauber aufgepuzt, ſo daß ſie ein voll-

kom-

kommener Pendant zu dem romantischen Gemälde wird, das Hr. v. Z. oben (S. 180 bis 184) von Pernety und Pauw und dem gekrönten Philosophen la Douceur aufgestellt hatte. Die Geschichte bedeutet an sich selbst nicht viel, aber wir wollen sie hier doch auseinander setzen, theils damit nicht Unwahrheit anstatt Wahrheit in die Geschichte komme, theils um an einem abermaligen Beyspiele zu zeigen, wie erfindungsreich und luxuriirend des Hrn. v. Z. Einbildungskraft ist. Billig sollte man des Hrn. v. Z. eigene Worte anführen, um zu zeigen, wie lebhaft er alles vorstellt; wir müssen aber den Raum sparen. Wir überlassen jedem, S. 332 bis 338 des 1ten Theils der Fragmente des Hrn. v. Z. sehr komische Ausbildung seiner Fabel nachzulesen, auf welche komische Vorstellung er sich selbst etwas zu Gute zu thun scheint. Wir wollen hier nur das Wesentliche ausziehen.

Nach der umständlichen Erzählung des Hrn. v. Z. soll Pernety nach Berlin seyn berufen worden: "1) Wegen der in seiner Reisebeschreibung nach den ma"louinischen Inseln, und in seinem Seejournale entha"tenen mathematischen und astronomischen Bemer"kungen, welche dem armen Pernety einigen Ruf ga"ben, bis Pauw dieß alles verlacht habe. 2) Hauptsächlich wegen der physiognomischen Briefe, und weil es "dem Könige nicht ganz überflüssig schien, nebenher einen "Physiognomisten zu besolden, und weil ihn nach diesem "Physiognomisten lüsterte. Er habe ihm also die Stelle "eines königl. Bibliothekars in Berlin anbieten lassen. "3) Die Schwierigkeit, ihn in Berlin zu erhalten, habe "darin bestanden, daß er nicht in seinem Ordenshabite "vor dem Könige hätte erscheinen dürfen, wozu der andächtige Papst Klemens XIII. die Erlaubniß durchaus verweigert habe. 4) Diese habe der Abt Bastiani, welcher die "römi-

"römische Korrespondenz des Königs geführt habe, "durch den spötischen Einfall gehoben, daß er mit Be"willigung des Königs dem Papste geschrieben, der König "habe eine Antipathie gegen solche Röcke, zeige aber "eine sehr große Neigung zur katholischen Religion, "daher würde der König durch Pernety katholisch gemacht "werden. 5) Der andächtige Papst habe darauf, um durch "Behinderung einer so großen Aussicht für die Kirche Gottes "seine Seele nicht in Gefahr zu setzen, dem Dom Per"nety völlige Dispensation vom Ordenskleide gegeben, "ihn zum Abte im Lande der Ungläubigen ernannt, auch "dem neuen Abte diesem dummen Bekehrer, — ein unge"heuer großes Kreuz nebst einem großen goldenen Ban"de um den Hals geschenkt. 6) Bastiani habe auch einige"mal dem Papste sehr erbauliche und tröstliche Nachrich"ten von den Fortschritten Friedrichs in der katholischen "Religion unter der Führung seines Bekehrers Pernety, "gegeben."

Was das für Wunderdinge sind! Die simple Erzählung der Wahrheit wird weder so komisch, noch so schön ausgepuzt seyn; das Komische müßte denn darinn bestehen, daß man über die lächerlichen Irrthümer, in welche den Hrn. v. Z. seine Einbildungskraft und ihre Absprünge hineinziehen, ein wenig lachen wollte. Gelegenheit giebt er warlich dazu; denn indem er den Ruf des Abts Pernety nach Berlin nebst dem Betragen des Abts Bastiani und des Königs gegen den Papst auf der lächerlichen Seite vorstellen will, macht er sich selbst durch seine Unwissenheit und durch seine ganz willkürliche und falsche Vorstellung aller Umstände am meisten selbst lächerlich!

Es müßte wahrhaftig ein großes Wunder gewesen seyn, wenn die mathematischen und astronomischen Bemerkungen in der Reisebeschreibung

des armen Pernety ihm einigen Ruf zuwege gebracht hätten; denn dieser arme Mann hat selbst niemals behauptet, von Mathematik und Astronomie etwas zu verstehen. Von Naturgeschichte und Chemie wußte er etwas, ob es gleich dürftig genug war. Auch steht weder in seiner Reisebeschreibung, noch in irgend einer seiner Schriften nur eine einzige Bemerkung dieser Art; so dreist auch Hr. v. Z. dieß vorgiebt. Hat Hr. v. Z. etwa die Reisebeschreibung dieses Mönchs gesehen, so hat er vermuthlich darinn in dessen Seejournale einige Zahlen und etwa = oder so etwas bemerkt. Aber höchstlächerlich wäre es, wenn er dieß für mathematische oder astronomische Bemerkungen angesehen hätte; und doch ist nichts anders da, was auch nur ein äußerliches Ansehen dieser Art hat. Diese Zahlen sind nichts als die bemerkte Breite und Länge, worin sich das Schiff jeden Tag befand, nebst der Länge des Weges, den es den vorigen Tag gemacht hatte; welches Pernety aus dem Schiffsjournale abgeschrieben hatte. Hieraus wird man warlich nicht auf mathematische und astronomische Kenntnisse des Abts schließen können. Noch lächerlicher ist, wenn jemand vorgeben will, dem armen Pernety hätten diese aus dem gemeinen Schiffsjournale abgeschriebnen Bemerkungen einigen Ruf gebracht. Eben so ungereimt ist es, daß Hr. v. Z. vorgiebt, Pauw habe dieses alles verlacht; denn wer kann verlachen, was nicht da ist. — Wo hätte es denn Pauw verlacht? — Wie häßlich sich Hr. v. Z. über den Streit zwischen Pernety und Pauw irrte, ist schon oben S. 182 ff. angezeigt.

Der ärgste Fehler des Hrn. v. Z. ist aber hierbey folgender: Hätte er nur die Reisebeschreibung dieses Bene-

Benediktiners recht angesehen; so würde er bemerkt haben, daß die erste Ausgabe erst in Berlin im Jahre 1769 *), und die zweyte in Paris 1770 **) gedruckt ist, und er hätte wissen müssen, daß Dom Pernety schon im Jahre 1767 in Berlin ankam, nachdem bereits seit Anfange des Jahres 1766 über ihn war negociirt worden. Hat also Hr. von Z. nicht die Welt zum besten, wenn er vorgiebt, von dem Rufe des Abbé Pernety nach Berlin genau unterrichtet zu seyn, und zur Ursache seiner Berufung ein Buch angiebt, welches derselbe erst in Berlin drucken ließ, nachdem er schon zwey Jahre in Berlin war?

Was die Lettres sur les Physiognomies betrift, so glaubte man freylich, daß sie unser Anton Joseph Pernety und nicht Jakob Pernety geschrieben hätte. Aber dieser Jakob Pernety war nicht, wie sich Hr. v. Z. S. 334 einbildet, unbekannt, sondern vielmehr durch diese angenehm geschriebene Briefe sehr bekannt. Hingegen unser Anton Joseph war damals in Deutschland so unbekannt, daß man eben deswegen, weil man nur einen Pernety kannte, diesen für den Verfasser der physiognomischen Briefe hielt. Aber er ward so wenig hauptsächlich wegen dieser Briefe, als wegen seiner nie von ihm gemachten, nur vom Hrn. v. Z. ersonnenen astronomischen Bemerkungen berufen. Eben so lächerlich und aus der Luft gegriffen ist

*) Journal historique d'un voyage aux Isles Malouines en 1763 & 1764. II Tomes, a Berlin, chés E. de Bourdeaux. 1769. 8.

**) Histoire d'un voyage aux Isles Malouines nouvelle édition refondue & augmentée d'un Discours préliminaire &c. II Tomes, à Paris chés Saillant & Nyon. 1770. 8.

ist es, daß nach Hrn. v. Z. Vorgeben der König in ihm einen Physiognomisten nach Berlin hätte berufen wollen. Der König verlangte damals so wenig einen Astronomen als einen Physiognomisten, sondern einen Bibliothekar, und zwar nicht für sich, sondern für die öffentliche Bibliothek zu Berlin. Dem Könige sah es warlich nicht ähnlich daß er einen Bibliothekar besoldet hätte, wenn er einen Physiognomisten hätte haben wollen. Folgendes ist die wahre Geschichte, wie es mit der Berufung des Abbé Pernety nach Berlin zugegangen ist, aus völlig sichern Quellen geschöpft.

Der Königliche Bibliothekar, Hr. Gaultier la Croze in Berlin, war gestorben; der König trug dem Obersten Quintus auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschlagen. Quintus schlug ihm zuerst den berühmten Lessing vor. Lessing hatte im Anfange des Jahres 1752, ohne seine Schuld, einen unangenehmen Vorfall mit Voltairen gehabt, weshalb er auf eine Zeitlang Berlin verließ. Damals war dem Könige Lessings Namen auf eine widrige Art genennet worden, und da er ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und bekanntlich einen einmal gefaßten Eindruck lange behielt, hatte er vermuthlich seitdem eine widrige Idee von Lessing, und erklärte, er wolle ihn nicht. Darauf schlug ihm Quintus den berühmten Winkelmann vor. Diesen wollte der König annehmen, und er ward wirklich verschrieben. Durch welches Mißverständniß dieser Ruf nicht zu Stande kam, weil es Quintus mit Winkelmann allzugut meinte, kann man in dem von Herrn Daßdorf herausgegebenen Winkelmannischen Briefen (im IIten Th. S. 164.)

164.) finden. Nun verlangte der König wieder einen Vorschlag. Quintus kam wieder auf Lessing zurück, und der König erklärte nochmals daß er ihn nicht wolle. Quintus hatte es sich zum Gesetz gemacht, bey aller Gelegenheit dem Könige Deutsche anzupreisen. Dieß that er nicht allemal mit der gehörigen Behutsamkeit, und mußte auch zuweilen dafür leiden. Er sagte hier dem Könige mit Heftigkeit, Lessing sey einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König nicht einen Deutschen nehmen wolle, so würde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen; denn die Franzosen und andere Nationen legten sich gar nicht mehr auf die Wissenschaften, welche zu einem Bibliothekar erfordert würden, und hätten wenige oder gar keine eigentliche Gelehrten. Der König vertheidigte die Franzosen, daß sie nicht bloß witzige Köpfe, sondern auch eigentliche gelehrte Leute im litterarischen Fache hätten, und führte unter andern die so berühmt gewordenen Benediktiner von der Kongregation des H. Maurus dabey an. Es passirte hierüber zwischen beiden ein starker Wortwechsel, so daß der König ihm endlich sagte, er würde nach Paris schreiben, und sich ohne ihn und ohne die Deutschen einen Bibliothekar zu verschaffen wissen, und daß Quintus, welcher in seinen Reden sehr oft wenig behutsam war, den König auslachte und sagte: Die Korrespondenz würde vergeblich seyn. Der Bruder des Abbé Pernety, welcher in Berlin Regisseur war, hatte entweder die Worte des Königs vernommen, oder hatte überhaupt gedacht, es wäre eine gute Gelegenheit, seinen Bruder nach Berlin zu ziehen, schlug also denselben dem Könige zum Bibliothekare vor. Der König befahl ihm sogleich, seinen Bru-

der kommen zu lassen, und sagte zu Quintus triumphirend: „Voyez, si j'aurai un Bibliothécaire sans vous, „& même *un Benedictin de S. Maur!*" Freylich hat Pernety hernach genugsam gezeigt, daß nicht alle Benediktiner von der Kongregation des Heil. Maurus gelehrte Bibliothekare sind.

Hr. Formey hatte schon in seinen Souvenirs d'un Citoyen (T. I. S. 155.) berichtet, daß Pernety durch seinen Bruder nach Berlin sey gebracht worden. Diesem widerspricht Hr. v. Z. S. 333: "weil er von dem Herrn Minister von der Horst wisse, daß "der König den Abt gar nicht aus Rücksicht auf seinen "Bruder berufen habe." Aber mit der größten Ehrerbietung, die man für den Hrn. Minister v. d. Horst hat und behält, kann man wohl sagen, daß in dergleichen litterarischen Anekdoten Hr. G. R. Formey für einen gültigern Zeugen kann gehalten werden als Er, wie dieses schon oben S. 209 ist angezeigt worden. Es leben auch noch mehrere Personen, welche eben so wie Hr. Formey, sowohl von dem Abte selbst als von seinem Bruder erzählen gehört haben, wie dessen Berufung nach Berlin veranlaßt wurde, und die obige Erzählung kommt von jemand her, welcher sie selbst aus dem Munde des Obristen Quintus hat. Wie wäre auch sonst, wenn es nicht durch den Bruder wäre veranlaßt worden, der König auf den Abbé Pernety gekommen? Der Abbé Pernety hatte damals keinesweges, wie Hr. v. Z. träumt, einigen Ruf. Dessen Reisebeschreibung war noch nicht heraus, und kaum jemand in Berlin mochte von ihm wissen, daß er als Schiffskaplan mit Bougainville nach den malouinischen Inseln

gerei-

gewesen sey. Die Lettres sur les physiognomies, so artig sie geschrieben sind, qualificiren nicht zu einem Bibliothekare. Hiezu gehört noch: daß der Bruder des Abts sich selbst mündlich an Quintus wendete (denn dieser Vorfall geschah im Jenner 1766, da der König und Quintus in Berlin waren) und ihn bat, da die Sache einmal so weit gekommen sey, seinem Bruder nicht zuwider zu seyn, aber von Quintus eben nicht auf das höflichste abgefertigt ward. Der Bruder wendete sich auch an einen gewissen Mann in Paris, welcher für den König allerley Kommissionen besorgte; durch denselben geschah es vermuthlich, daß d'Alembert (wie schon oben S. 187 angezeigt worden) diesen elenden Mönch mit einem Empfehlungsschreiben an den König versah.

Was Hr. v. Z. weiter sich einbildet, als ob es große Schwierigkeit gemacht hätte, dem Pernety vom Papste die Erlaubniß zu verschaffen, daß er nicht in seinem Benediktinerhabite hätte vor dem Könige erscheinen sollen, und daß, bloß um nur vom Papste diese Dispensation zu erhalten, Bastiani dem Papste auf eine spöttische Weise eingebildet hätte, Pernety würde den König bekehren: sind Voraussetzungen, welche zeigen, daß Hr. v. Z. die Verfassung der katholischen Hierarchie, besonders auch die Klosterverfassung gar nicht kennt, und daß er dasjenige, was er etwa mit halbem Ohre mag gehöret haben, nach seinem eigenen Gefallen drehet und ausputzt, bis es ihm komisch genug dünkt, und bis er endlich den Pernety vor dem Könige, als einen dummen Bekehrer

erscheinen läßt. Wir sehen uns schon genöthigt, diese Sache genauer auseinander zu setzen, damit sowohl deren wahre Beschaffenheit, als auch des Hrn. v. Z. falsche nach seiner Art aufgeputzte Erzählung davon, in hellerm Lichte erscheine.

Die Erlaubniß, sich außer der Klausur aufzuhalten, und selbst, die Befugniß außer der Klausur ein geistliches Amt anzunehmen, kann freylich ein Mönch von seinen Ordensobern nicht so ganz leicht, und ohne alle Ursache erhalten; wenn aber diese Erlaubniß einmal feststehet, so macht die Erlaubniß die Ordenskleidung auf eine Zeitlang nicht zu tragen, gar keine Schwierigkeit, besonders wenn sich ein Mönch in ein Land begiebt, wo die Ordenskleidung ungewöhnlich oder anstößig seyn würde. Der Bischof kann ebenfalls einem Religiosen erlauben, aus bewegenden Ursachen auf eine Zeitlang außer dem Kloster sich in seiner Diöces aufzuhalten, und in solchem Falle wird er ebenfalls die Erlaubniß weltliche Kleidung anzulegen, sobald irgend eine Ursache dazu vorhanden ist, nicht versagen. Also bedarf es keiner unmittelbaren Erlaubniß des Papstes, bloß um das Ordenskleid auf eine Zeitlang abzulegen. Es ist zufolge der Freyheiten der französischen Kirche nicht einmal erlaubt, an den Papst *omisso medio* zu appelliren; *) also durfte Pernety nicht einmal seine Ordensobern übergehen, welche ihm die Erlaubniß, in Berlin die Ordenskleidung nicht zu tragen gar nicht versagt haben

*) S. Fenelon sur les Libertés gallicanes, in le Brets Magazin, Vierter Band, S. 39.

haben würden, oder verſagen konnten, ſobald überhaupt dieſe Veränderung ſeines Standes erſt rechtmäßig erlaubt geweſen wäre. Dieß hätte Hr. v. Z. von jedem katholiſchen Geiſtlichen oder Religioſen erfahren können. Ein anders iſt es, wenn jemand von ſeinen Ordensgelübden und alſo auch von der Verbindlichkeit, das Ordenskleid zu tragen, völlig losgeſprochen ſeyn, und ein Weltgeiſtlicher werden will; alsdenn muß er freylich vom Papſte die Erlaubniß dazu erhalten. Dieß war es aber nicht, was Pernety ſuchte, der ſelbſt in Berlin noch mit Leib und Seele ein Benediktiner blieb. Hr. v. Z. verwirrt hier nur, ſo wie immer, Dinge die nicht zuſammengehören, und bauet ein luftiges Gebäude ſeiner Einbildungen darauf.

Der Abt Pernety hat, da er als Schiffskaplan mit Bougainville die Reiſe nach den malouiniſchen Inſeln that, den Ordenshabit nicht immer getragen. Er hat es ſelbſt erzählt, und ſogar in ſeiner Reiſebeſchreibung ſind Spuren davon. *) Es iſt auch natürlich, daß auf Reiſen, zumal in ſo entfernte Länder, der Ordenshabit allzubeſchwerlich ſeyn würde. Es ſind daher ſogar den Benediktinern der Kongregation des Heil. Maurus beſondere Reiſekleider verordnet, die den Konſtitutionen zufolge in der Kleiderkammer jedes Kloſters aufgehoben werden ſollen. **)

Daß ein Religioſe, wenn er ſich außer dem Kloſter aufzuhalten Erlaubniß hat, um weltliche Klei-

*) Journal hiſtorique, Edition de Berlin, 1769. T. I. p. 316. 363.

**) S. Regula S. P. Benedicti et Conſtitutiones Congregationis S. Mauri, Pariſiis. 1770. 8. Conſtit. Cap. V. de Veſtimentis §. 8: In veſtiario reponantur veſtimenta quae itinerantibus inſerviant.

dung zu tragen, nicht die unmittelbare Dispensation des Papstes, sondern nur seiner Ordensobern bedarf, besagt das folgende Zeugniß des P. Anton Wüstefeld, Dominikanerordens, jetzigen katholischen Geistlichen in Potsdam. Nichts kann deutlicher zeigen, wie ungereimt die Voraussetzung des Hrn. v. Z. ist, und wie er ganz ohne Sachkenntniß eins mit dem andern verwirrt, um willkürlich den Papst Klemens XIII. und den Abt Pernety lächerlich vorzustellen, wo gar nichts lächerliches vorhanden ist, als in seiner verkehrten Vorstellung. Der P. Anton ist selbst ein Mönch, gehet selbst in weltlicher Kleidung, und muß also wohl am besten wissen, von wem die Erlaubniß weltliche Kleidung anzulegen, erlangt wird. Sein Zeugniß ist also entscheidend, und lautet folgendermaßen:

"Da der Herr v. Zimmermann in dem ersten Bande sei-
"ner Fragmente S. 335 vorgiebt, daß der Benedictiner Herr
"Pernety als er von Seiner Majestät dem Könige von Preus-
"sen nach Berlin als Bibliothecarius berufen wurde, ohne
"speciale Erlaubniß des Papstes keine andre Kleidung als
"seinen Ordenshabit habe tragen dürfen, gleich als wenn die
"Decke des Körpers einen Mann seines Amtes würdig mach-
"te: so würde Hr. v. Z. sich besser verantwortet haben, wenn
"er sich zuvor genau erkundiget hätte, ob auch oberwehnter
"Herr Pernety zuvor beym Papste um Erlaubniß, ein sol-
"ches Amt annehmen zu dürfen, angesuchet hätte; so hätte
"er doch wenigstens die Haupturſache, weswegen Hr. Per-
"nety weltliche Kleidung tragen wollte, berühret;
"denn die Kleidung ist eine Nebensache, hierinn kann eine
"jedwede Obrigkeit dispensiren, insonderheit in Län-
"dern, wo die Ordenskleidung ungewöhnlich ist."

"Potsdam, den 19ten Januar, 1791."

"P. Antonius Wüstefeld,"

"p. t. Miss."

Hier

Hier ist der richtige Gesichtspunkt angegeben. Nicht die Erlaubniß, die Ordenskleidung auf eine Zeitlang abzulegen, sondern die Erlaubniß, ein weltliches Amt anzunehmen, machte eine sehr große Schwierigkeit, und dieserwegen mußte sich Pernety nach Rom wenden. Auch in Rom selbst mußte die Erlaubniß zu erhalten sehr schwer seyn, nicht, wie sich Hr. v. Z. einbildet, wegen der persönlichen Andacht, oder Bigotterie des Papstes Klemens XIII., sondern wegen der unveränderlichen Verfassung der geistlichen Orden in der katholischen Kirche. Diese Verfassung ist äußerst wohl überlegt und konsequent, und durch sehr bestimmte Gesetze befestigt. Wir Protestanten halten zwar alle diese Gesetze für Futilitäten und drückende Lasten, welche die geistliche Herrschsucht auflegte, und wir haben auch Recht. Indessen Katholiken, sonderlich Mönche, müssen sich nach diesen Gesetzen wenigstens in der Form richten; und wenn ein Geschichtschreiber von solchen Dingen zu reden nöthig hat, so muß er sie nach den einmal angenommenen Principien jeder Kirche oder jedes Ordens vorstellen, und ihnen nicht eine falsche Gestalt geben, um den Lustigmacher zu spielen.

Die Gelübde eines Mönchs führen strenge Verbindlichkeiten mit sich, von welchen er sich nicht loszählen kann, wenn er auch wollte, bloß deswegen weil ihn ein auswärtiger Fürst in seine Dienste verlangt; und ein Mönch war Pernety. In der Kongregation des Heil. Maurus weiset das Generalkapitel jedem Mönche das Kloster an, wo er sich aufhalten soll, und das einmal angewiesene Kloster zu verwechseln, kann weder der P. Visitator, noch der P. Superior

Generalis der Kongregation, ſondern nur das Generalkapitel oder die annua dieta, und zwar nur aus wichtigen Urſachen erlauben. *) Es iſt alſo wohl begreiflich, daß die Erlaubniß zu einem langen Aufenthalte außer dem Kloſter nicht von einer geringern Autorität erlangt werden kann. Sogleich wenn ein Noviz in dieſer Kongregation Profeß thut, muß er verſprechen, daß er keine Würde oder Amt annehmen wolle, ohne ausdrückliche Erlaubniß des P. Superior Generalis. **) Aber, welches wohl zu merken iſt, alle dieſe Erlaubniſſe können nur auf den Fall gehen, wenn ein Mönch ſich wegen eines geiſtlichen Amts oder wegen einer ähnlichen Urſache außer dem Kloſter aufhalten will. Denn ein weltliches Amt anzunehmen, iſt dem Religioſen gänzlich verboten; weil er dadurch in die Welt zurückkehren würde, der er, ſobald er Profeß thut und die Kloſtergelübde ablegt, ganz abgeſtorben iſt. Es iſt Mönchen z. B. zwar erlaubt, das Jus civile zu erlernen, weil ohne daſſelbe das Jus canonicum nicht kann verſtanden werden; aber auch dieſes ſollen ſie nicht einmal außer dem Kloſter lernen, oder es anwenden, um Richter oder Advokaten zu werden oder ſich ſonſt in weltliche Händel zu miſchen. ***) Nun iſt aber das Bibliothekariat, und zumal bey einem proteſtantiſchen Fürſten, ganz gewiß ein weltliches Amt, welches einen Mönch nicht nur aus der klöſterlichen Obedienz, ſondern ganz aus allen

*) S. die oben S. 219 citirte Conſt. Congreg. S. Mauri, P. II. Sect. I. Cap. X. de Mutationibus et Domiciliis §. 3 und 5.

**) Ib. P. I. Sect. I. Cap. XV. de admittendis noviciis ad Profeſſionem. §. 5. Quaeſt. 1.

***) S. P. Reifenſtuel Jus canonicum. T. I. Proœm. no. 238-250.

len geistlichen Beschäftigungen herauszieht, in die Welt, und noch darzu in eine genaue Verbindung mit einem ketzerischen Prinzen setzt. Die Erlaubniß, ein solches Amt anzunehmen, konnten also die Obern der Kongregation dem Don Pernety nicht geben; sondern sie mußte in Rom gesucht werden; weil dieß eine ganz ungewöhnliche Forderung war, die mit der ganzen klösterlichen Verfassung geradezu stritt. Auch in Rom konnte diese Sache nicht, wie Hr. v. Z. sich einzubilden scheinet, unmittelbar an des Papstes Person gelangen, oder bloß allein von dessen Bigotterie oder Aufklärung abhängen. Nein, es mußte diese Sache in Rom an die gehörige Instanz, nämlich an die Kongregation *de' Vescovi e Regolari* gebracht werden. Diese konnte auch nicht willkürlich zu Werke gehen, sondern mußte nach den einmal bestehenden kanonischen Gesetzen sprechen. Es wird vielleicht schwerlich daselbst schon ein solcher Fall vorgekommen seyn, daß ein Mönch hätte ein weltliches Amt bey einem protestantischen Könige, ohne alle Rücksicht auf geistliche Beschäftigungen, annehmen wollen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß diese Kongregation die Dispensation muß verweigert haben, weil selbst der Papst wider die allgemeinen Kirchengesetze nicht dispensiren kann. *) Indessen kann freylich in Rom zu allem Rath werden, wenn man es nur recht anfängt,

*) Summo Pontifici sicut et aliis Ecclesiae Praelatis, potestas dispensandi data est a Domino *in aedificationem, non in destructionem.* — Ac primode, licet Papa quidpiam possit facere, *non tamen decet eum semper uti plenitudine potestatis,* sed pro oculis habere oportet *utilitatem Ecclesiae* — atque ex his sequitur, *quod Papa non possit dispensare contra universalem Statum Ecclesiae.* S. P. Reifenstuel Jus Canonicum, T. I. Lib. I. Tit. II. §. XVIII. de Dispensat. no. 461. 462.

fängt; und sobald die Form beobachtet, und die Kanzleygebühren bezahlt werden, so ist freylich die unfehlbare Kirche immer eine sehr gute Mutter. Es kam also nur darauf an, die Sendung des Dom Pernety nach Berlin als eine geistliche Sache, wenigstens als ein *opus charitativum* vorzustellen, wobey die *utilitas Ecclesiae* versiren könnte; alsdann gieng die Sache ganz anders. Sie ward vielleicht vor eine andere Kongregation, die de propaganda fide, gebracht; und diese konnte dabey weniger Bedenken haben.

Es kann daher sehr wohl seyn, daß sich der Bruder des Abbé Pernety, oder sonst jemand, deshalb an den Abbé Bastiani addressirt hat, nicht als ob Bastiani damals die röm. Korrespondenz des Königs geführt hätte, wie Hr. v. Z. S. 335 aus der Luft greift; (denn der König hatte damals schon zu den in Rom vorfallenden Geschäften seinen besondern Agenten, den Abbé Coltellini,) und daß der König eine Privatkorrespondenz mit dem Papste in Rom durch Bastiani gehabt hätte, läßt sich nicht denken. Man kann auch aus der sichersten Quelle die Nachricht geben, daß im Königl. Archive keine Spur einer Korrespondenz, die Bastiani für den König geführt hätte, und überhaupt gar nichts von der Sache des Pernety zu finden ist; woraus genugsam erhellet, daß der König sich direkte darin beym Papste nicht gemischt hat. Aber es ist natürlich, daß derjenige, der in Rom etwas sucht, daselbst, so wie allenthalben, einige Beweise beybringen muß. Daher kann es sehr wohl seyn, daß man der Form wegen den Abbé Bastiani um ein Zeugniß, daß die Gegenwart des Dom Pernety in Berlin der Kirche nützlich seyn könnte, ersucht hat. Dieß war durchaus nöthig

zuschützen, weil sonst nach der unwiderruflichen Klosterverfassung, welche der Papst selbst nicht abändern kann, ein Mönch nicht ein weltliches Amt annehmen darf. Bastiani war ein viel zu kluger Hofmann, um nicht zu seiner eigenen Sicherheit vorher mit dem Könige über die Wendung zu sprechen, die er der Sache geben wollte. Es ist kein Zweifel, daß er es dem Könige scherzhaft und als eine Sache von weniger Bedeutung wird vorgebracht haben; es kann auch sehr wohl seyn, daß der König darüber etwa an seiner Tafel mit Bastiani und über den Papst, dem er ohnedieß persönlich nicht gewogen war, gescherzt hat. Aber Bastiani, welcher seinen Weg zu hohen Prälaturen in der Kirche machen wollte, hat gewiß nach Rom mit großer Behutsamkeit geschrieben, um weder den König noch sich selbst zu kompromittiren, und in Rom wird man recht gut gewußt haben, wie man sein Zeugniß hat verstehen sollen; wenigstens ist es sicher nichts als ein kindischer Sprung der Einbildungskraft des Hrn. Ritters, wenn er erzählt: "Bastiani habe einigemal dem Papste "sehr erbauliche und tröstliche Nachrichten von den "Fortschritten Friedrichs in der katholischen Religion, "unter der Führung seines Bekehrers Pernety gegeben." Da hätte Bastiani den Papst belogen und den König kompromittirt; für beides hütete sich gewiß ein so kluger Mann. Hr. v. Z. hat auch sehr schlechte Begriffe von der Korrespondenz und der Wachsamkeit der Propaganda, und von der Thätigkeit und der genauen Aufmerksamkeit derselben auf die Missionarien. Wäre wirklich nur die entfernteste Hofnung zu einer so wichtigen Bekehrung gewesen; (und der ernsthafte Bericht eines Mannes wie Bastiani hätte sie in Rom erwecken müssen) so wären mehrere Mittel

tel angewendet worden, und Pernety wäre der erste gewesen, der an die Propaganda hätte berichten müssen; besonders wenn er wirklich als Bekehrer angestellt worden wäre. Hätte er nun berichtet, daß er den König nie über Religion gesprochen hätte, wie er es hätte thun müssen; so wäre ja der Betrug gleich entdeckt worden. Da Hr. v. Z. selbst sagt: Pernety wäre ein dummer Bekehrer gewesen, so kann er der Propaganda wohl zutrauen, daß sie Menschen noch besser kenne wie er, daß sie wisse was man etwa von jedem zu gewarten habe, und daß sie sobald es nöthig ist, einem Dummen wohl einen Schlauen werde beyzugesellen wissen.

Da Pernety aus Rom die Erlaubniß, das Amt in Berlin anzunehmen, nach den nur allzukonsequenten Gesetzen der katholischen Kirche, nicht anders als unter dem Vorwande, daß dadurch ein geistlicher Zweck, utilitas ecclesiae, befördert würde, erlangen konnte; so war, sobald dieser Zweck vorausgesetzt ward, die Erlaubniß, das Ordenskleid auf der Reise und während des Aufenthalts in Berlin abzulegen, ganz und gar nicht schwer zu erhalten, wie sich Hr. v. Z. einbildet, denn sie ist in solchen Fällen nicht nur gewöhnlich, sondern sogar gesetzlich. Wir wollen zum Beweise die Meinung eines berühmten Kanonisten *) hieher setzen:

„Religiosi diversarum religionum, atque ad praedican„dum infidelibus sanctum Evangelium missi, *ne propter habi„tuum diversitatem* in populo, aut Neophytis *scandalum oriatur*, possunt atque *debent* unum eundemque habitum *Evan„gelii Praedicatoribus convenientem assumere*: Sicque *habitum „suae religionis deponere, (arg. c. Deus, qui II. h. t.)* vel saltem,

„*aliis*

*) S. P. Reifenstuel Jus canonicum. T. III. Lib. III. Tit. I. num. 117.

„aliis vestibus superindutis occultare. (Glossa fin. ibid. et „alia Glossa can. in nona 16. q. 7. nec habitu.)"

Nun kleidete sich Pernety in Berlin als ein Weltgeistlicher oder Abt, trug auch, wie man weiß, das kleine Skapulier seines Ordens wirklich unter seinen Kleidern.

Hr. v. Z. stellt alles bey dieser Sache auf eine kindisch komische Art vor, als wäre der andächtige Papst Klemens XIII. von des Abbé Bastiani spöttischem Berichte auf eine lächerliche Art betrogen worden. So giebt er S. 337 zu verstehen, der Papst habe deswegen den Pernety zum Abt von Bürgel im Lande der Ungläubigen ernennet, weil er denselben als einen Bekehrer zu dem ungläubigen König Friedrich gesendet hätte. Dieß hatte aber gewiß eine ganz andere Ursache. Alles kommt in dem Gaukelspiele des kanonischen Rechts und der Dispensationen in Rom auf die Form an. Weiß man die zu seinem Vortheile zu drehen, oder weiß man der einen Form, welche einer Sache zuwider ist, durch eine andere Form die man ihr entgegensetzt, zu entgehen; so kann alles geschehen. Der Bekehrung wegen ward Pernety nicht zum Abte in partibus ernannt, sondern Folgendes war wahrscheinlich die Ursache davon:

Hätte der Papst den gewöhnlichen Weg gehen wollen, so hätte er an den P. Superior Generalis der Kongregation von St. Maurus ein Breve abgelassen, worinn demselben zu erkennen gegeben wäre, daß der Papst bewandten Umständen nach es utilitati ecclesiae, oder wie man es sonst hätte einkleiden wollen, zuträglich fände, daß Pernety nach Berlin ginge. Dieses Breve hätte aber, (wie schon oben S. 186. bey einer andern Gelegenheit erinnert wor-

worden) an den Erzbischof von Paris müssen abbressirt werden, und man würde nicht wohl umhin gekonnt haben, es seinem Ermessen — veris exulcentibus narratis — zu überlassen. Aber alsdann wäre wahrscheinlich aus der ganzen Sache gar nichts geworden. Denn, wohl zu merken, die Kongregation des H. Maurus war schon seit 1763 in grösster Gährung und Streit wegen der Disciplin, *) unter sich und mit dem Erzbischof von Paris, der seine Autorität interponiren wollte. Der Streit ward nach und nach so arg, daß zwey Benediktiner Dom Precieux und Dom Poirier, (eben wie vorher Dom Pernety gethan hatte) 1769 sich in Rom zu Aebten in partibus ernennen ließen, um aus der Kongregation zu gehen, und als sie der Erzbischof von Paris durch einen Befehl vom 10 April 1770 zwingen wollte, wieder in ein Kloster ihrer Kongregation zu gehen und unter dem klösterlichen Gehorsame zu leben, so appellirten sie davon an die weltlichen Gerichte.

Die

*) S. Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la république des Lettres en France depuis 1762 jusqu'à nos jours, par feu Mr. Bachaumont, T. VI. S. 98 und 107 bis 110, wo verschiedene Umstände dieses Streits erzählt werden. Es war eine Kommission von Prälaten niedergesetzt worden, um diese Kongregation zu reformiren. Es waren im J. 1769 unter Vorsitz dieser Kommissarien, die neuen Konstitutionen dieser Kongregation zu Stande gekommen, die wir S. 259. angeführt haben. Im J. 1776 ging ein anderer Benediktiner Dom Anfart aus der Kongregation des H. Maurus vermittelst eines päpstlichen Breve, als Frere Chapelain in den Maltheserorden, worüber auch ein rechtlicher Streit vor dem Grand Conseil entstand. S. die eben angeführten Mémoires de Bachaumont, T. IX. S. 369. Sogar im J. 1782 waren die Gährungen und Streitigkeiten in dieser Kongregation noch nicht geendigt. S. die mehrgedachten Mémoires de Bachaumont. T. XXIII. S. 68 bis 74.

Die Curia romana sucht bekanntlich die Exemtion der Mönche von den Bischöfen auf alle Weise zu begünstigen; also ist leicht zu begreifen, daß ob sie zwar den Erzbischof nicht übergehen konnte, sie doch auch in den damaligen Umständen nicht habe einen Schritt thun wollen, welcher seine Gewalt über die Kongregation bestätigt hätte. Von der andern Seite wäre auch zu befürchten gewesen, der Erzbischof würde das Breve nicht zu vollziehen geneigt seyn, um die Kongregation überhaupt in engern Schranken und von sich abhängig zu erhalten. Es war also der sicherste Ausweg, den Dom Pernety zum Abte in partibus einer ehemaligen Benediktinerabtey in Deutschland zu ernennen, wodurch er auf einmal sowohl aus der Kongregation als aus der Diöcesangewalt des Erzbischofs von Paris trat. Das placitum regium, durch die Vorzeigung beym Parlamente, bedurfte damals noch nicht ein Breve, das einen bloßen Privatmann anging, welches, wie schon oben S. 186 erinnert ist, erst im Jahre 1772 verordnet ward; also fand dieses Auskunftsmittel auf keiner Seite Schwierigkeiten. Indessen muß es doch mit der Dispensation des Abts Pernety eine besondere Bewandtniß gehabt haben; denn seine katholischen Freunde wissen, daß er wegen der Gültigkeit derselben nicht ganz in Ruhe war. Es kann auch sogar möglich seyn, daß er deshalb einige Anfechtung gehabt hat. Wenigstens weiß man keine andere Ursache zu finden, warum er im Jahre 1784 ohne die geringste bekannte Veranlassung seinen Abschied in Berlin forderte, und nach Frankreich zurückging; da er doch in Berlin sein gutes Auskommen hatte, und niemals mit jemand in sonderlichem Unwillen gewesen war, ob

ihm gleich Hr. v. Z. S. 338 einen Streit mit dem Hrn. Hofrath Stoſch *) andichtet, der nicht zu Pernety Vortheil ausgeſchlagen wäre; welches ganz ungegründet iſt.

Es iſt recht kindiſch, wenn Hr. v. Z. S. 337 erzählt: "Der Papſt habe dem Abte Pernety ein "ungeheures goldenes Kreuz nebſt einem großen golde"nen Bande um den Hals geſchenkt." Er trug ein gewöhnliches Kreuz, wie es alle Aebte tragen, an einem gewöhnlichen kleinen ſchwarzen oder braunen ſeidenen Bande.

S. 338 ſagt Hr. v. Z. "Um die Meinung zu er"halten, daß er der Verfaſſer der elenden phyſiognomi"ſchen Briefe ſey, ſchrieb er auch verſchiedene Aufſätze zur "Vertheidigung der Phyſiognomik für die Akademie. End"lich begab er ſich in Berlin in eine Geſellſchaft von Gei"ſterſehern." Hier ſind nicht mehr als drey Unwahrheiten. Pernety hat niemals ſich für den Verfaſſer der phyſiognomiſchen Briefe ausgegeben. Er hat vielmehr jedermann geſagt, was man ſonſt auch genugſam wußte, daß dieſe Briefe von ſeinem Vetter Jakob Pernety ſind, der viel älter war als er. Ferner ſind die phyſiognomiſchen Briefe keinesweges ein elendes Buch. Wollte Gott! des Hrn. v. Z. Fragmente wären ſo angenehm, elegant, und ohne Prätenſion geſchrieben, wie dieſe Briefe. Hingegen des Abts Pernety Mémoires über die Phyſiognomik ſind ſo elend geſchrieben, daß wohl nichts mehr die Meinung, als wäre er Verfaſſer der phyſiognomiſchen Briefe, widerlegen konnte. Endlich iſt es aus der Luft gegriffen, daß Pernety in Berlin

in

*) Wir haben oben S. 182 erinnert, daß Hr. v. Z. den Pernety zum erſten Bibliothekar macht, da er der zweyte war; und hier macht er den Hrn. Hofrath Stoſch zum zweyten Bibliothekar, welcher der erſte iſt.

in eine Gesellschaft von Geistersehern getreten wäre. Er ist in Berlin in gar keine geheime Gesellschaft getreten. Er selbst war Mitglied einer geheimen Gesellschaft in Lyon, und versuchte einmal, einigen Personen dieselbe anzupreisen; da er aber keinen Eingang fand, so bestand er nicht darauf. Er war zwar allen Arten von Aberglauben ergeben, aber seine geheimen Beschäftigungen gingen nicht sowohl auf das Geistersehen, als auf die Alchemie. Er laborirte viel, und hatte einmal wegen eines chemischen Ofens oder eines sogenannten faulen Heinz einen Prozeß mit seinem Wirthe, der ihn wegen Feuersgefahr bey der Polizey angab, worauf er den Ofen mußte einreißen lassen.

Daß er nach den Gebirgen von Auvergne gegangen sey, die unbekannte Obern zu suchen, weil er in Berlin Mitglied einer Gesellschaft von Geistersehern war, behauptet Hr. v. Z. auf der letzten Seite seines ersten Bandes, hat es aber ebenfalls bloß aus der Luft gegriffen, um einen platten Einfall zu sagen, weil er einmal mag gehört haben, daß von einer geheimen Gesellschaft von Klerikern in Auvergne, Clermont, u. d. gl. gesprochen worden ist. Hr. G. R. Formey verdient um so mehr Glauben, wenn er versichert, Pernety halte sich zu Valence in Dauphiné auf, wo er Sekretär einer Akademie der Wissenschaften sey; da öfter in Zeitungen gestanden hat, daß man wegen Preisaufgaben (meistens aus dem ökonomischen Fache) der Akademie zu Valence, sich an den Sekretär Dom Pernety wenden solle. Es ist zwar im Grunde wenig daran gelegen, wo der Abt Pernety jetzt lebt, ob er die unbekannten Obern sucht, oder gelehrte Korrespondenz führt. Aber wer etwas, sey es auch so gering als es

wolle, erzählt, muß es wahr erzählen; und wenn er eine Sache nicht zuverläſſig beſſer weiß, ſo muß er jemand nicht widerſprechen, der ſie glaubwürdig erzählt und wiſſen kann. Aber bis in die geringſte Kleinigkeiten findet man, daß Hr. v. Z. alles beſſer wiſſen will als andere; und allenthalben und bis aufs letzte Blatt findet man auch, daß er nach den Sprüngen ſeiner Einbildungskraft und ſeiner Laune alles willkürlich nur ſo vorſtellt, wie es ihm gefällt, ohne ſich ſonderlich um die Wahrheit zu bekümmern.

* * *

So haben wir denn mit unbeſchreiblicher Mühe die Anmerkungen bloß über den erſten Band der Zimmermanniſchen Fragmente zu Ende gebracht. Verſtändige Leſer werden nun urtheilen: ob dieſe Arbeit nicht mit der Ausräumung des Stalles des Augias etwas ähnliches habe; ob oben S. 7 und 8 von der Beſchaffenheit dieſer Fragmente allzuviel geſagt worden iſt; und was man wohl von den hiſtoriſchen Fähigkeiten, von der Stärke der Einbildungskraft, von der Sorgfalt und von der Glaubwürdigkeit des Herrn Ritters von Zimmermann billig halten müſſe.

Hr. v. Z. ſagt S. 8 des 1ten Theils ſeiner Fragmente: „Preußiſche Anekdoten ſagen ſind Leute, qui „n'ont ni les materiaux ni les *qualités néceſſaires* pour „écrire une hiſtorie bonne *et vraie*, *et qui publient tant* „*d'anecdotes et de faits faux ou incertains*: qu'il faudroit „*plus de peine pour les réfuter et pour rectifier leurs er-* „*reurs* que *pour écrire une hiſtoire exacte* de ce grand Roi. „(*Mémoire ſur le vrai caractère d'une bonne hiſtoire, par* „*Mr. le Comte de Hertzberg, pag.* 2.)"

Sollte

Sollte wohl nicht Hr. v. Z. durch dieſe Citation unvermerkt ſich ſelbſt geſchildert haben? Möchten unbefangene Leſer nicht glauben, auch Hr. v. Z. gehöre zu der Klaſſe von Leuten, welche Anekdoten verſchlucken, ohne ſie zu verdauen? — zu den Leuten, deren Irrthümer zu berichtigen es mehr Mühe koſtet, als eine richtige Geſchichte des Königs zu ſchreiben? —

Wenigſtens ſind wir es uns bewußt, daß es uns unbeſchreibliche Mühe, Sorgfalt und Nachforſchung gekoſtet hat, um die von ihm erzählten ſo mancherley falſchen und ungewiſſen Anekdoten und Thatſachen zu widerlegen und ſeine Irrthümer zu berichtigen. Vielleicht haben wir mehr Mühe, gewiß aber mehr Sorgfalt angewendet, als es ihm kann gekoſtet haben, ſie zu ſchreiben. — Unparteyiſche Leſer, als ſie die Fragmente zuerſt in die Hand nahmen, haben gewiß gefunden, daß ſeit langer Zeit kein hiſtoriſcher Schriftſteller ſich und die neuen Entdeckungen, die er zu liefern verſprach, in einem höhern und außerordentlichern Tone angekündigt hat; und wir vermuthen, wenn dieſelben auch nur unſere Anmerkungen über das IIte, IIIte und Vte Kapitel beherzigen (in welchen Kapiteln doch Hr. v. Z. ganz neue Aufſchlüſſe über die Geſchichte Friedrichs zu geben vermeinte): ſo werden ſie urtheilen, daß ſeit langer Zeit in einem hiſtoriſchen Werke die gerechte Erwartung des Publikum nicht ſo ſehr arg hintergangen worden iſt, als in eben dieſen Fragmenten.

Ob wir gleich bey weitem nicht alle kleine Irrthümer und ſchiefe Vorſtellungen des Hrn. v. Z. rügten, ſo haben wir es doch nicht ändern können, daß die Beurtheilung ſeines Buchs nicht ſehr weitläu-

ſig werden mußte. Er hat viele ſeiner Erzählungen ſo gar ſchief geſtellt, auf ſo gar leere und falſche Sagen gebauet, dabey doch mit ſo gar vieler Präſumtion, als aus den ſicherſten Quellen geſchöpft, vorgeſtellt; daß nichts als entweder eine ſtrenge Unterſuchung und ſorgfältige und umſtändliche Auseinanderſetzung, oder die namentlichen Zeugniſſe der unbeſcholtenſten Zeugen ſie in ihrer wahren Geſtalt darſtellen konnte. Die Wahrheit hat gewiß dabey gewonnen; denn welche Legenden würden nicht auf die Autorität des Hrn. v. Z. und durch den Mißbrauch der reſpektabeln Quellen, auf welche er ſich ſo oft beruft, in die Geſchichte gekommen ſeyn, wenn nicht die Wahrheitsliebe mehrerer Geſchäftsleute und wahrheitsliebender Perſonen in Berlin berichtigende Anmerkungen dazu geliefert, und den Redakteur aufgemuntert hätte, die beſchwerliche Arbeit der gänzlichen Unterſuchung der Fragmente zu übernehmen, und wenn nicht mehrere Perſonen, denen er hier öffentlich dankt, aus Liebe zur Wahrheit, mühſame Nachſuchungen in Archiven und Regiſtraturen mit großer Bereitwilligkeit unternommen hätten. Er darf wohl ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß neben vieler Wahrheitsliebe wirklich auch nicht wenig Verläugnung ſeiner ſelbſt zu einer ſolchen Beſchäftigung gehöre. Er darf wohl einen Kenner urtheilen laſſen, ob es, mit ſo vielen Hülfsmitteln ausgerüſtet, und von ſo vielen Kennern und Patrioten aufs bereitwilligſte unterſtützt, für ihn nicht leichter, und wenn er bloß auf ſich hätte ſehen wollen, angenehmer geweſen ſeyn würde, ein eigenes Werk in eben der Zeit zu ſchreiben. Es war eine nützliche aber auch höchſtbeſchwerliche Beſchäftigung, beſtändig auf leere Sagen und mit der wahren Geſchichte ſtreitende willkühr-

kührliche Erzählungen von so sehr verschiedener Art, (die zuweilen durch den Anstrich den ihnen Hr. v. Z. zu geben weiß, und wegen der Quellen auf welche er sich im Allgemeinen beruft, anfänglich interessant zu seyn scheinen,) ununterbrochen seine Aufmerksamkeit zu richten, die Zweifel, die sehr bald darüber aufstiegen, zu unterdrücken, um alles unparteyisch von allen Seiten zu untersuchen; und es war gewiß sehr unangenehm, nach den mühsamsten Verifikationen immer zu finden, daß nichts richtig war. Wir haben zwar uns nicht enthalten können, allzugroße Unwissenheit, die sich unter dem Dünkel großer Kenntnisse ankündigte, geradezu Unwissenheit zu nennen; wir haben uns nicht enthalten können, willkührliche Erzählungen wodurch die ganze Geschichte verwirrt wird, Erdichtungen zu nennen; wir haben uns nicht enthalten können, bey so ungeheurer Nachläßigkeit und Präsumtion des Hrn. v. Z. und bey so vielen argen Fehlern, wobey auch dem Geduldigsten wohl die Geduld reißen möchte, zuweilen, damit dieß nicht geschähe, manche Widersprüche und Fehler im komischen Lichte zu zeigen. Wir waren hiezu wohl um so vielmehr gegen Hrn. v. Z. berechtigt, da er selbst in seinen Ausdrücken über die verdientesten Leute, wenn sie andrer Meinung sind als er, im geringsten nicht Maaß hält, und da wir von ihm nichts gesagt haben, als was der Wahrheit gemäß ist. Indessen hoffen wir doch, unparteyische Leser werden aus dem ruhigen Tone und aus dem Zwecke unserer Anmerkungen, der nur auf sorgfältige Erforschung der Wahrheit gehet, genugsam sehen, daß es für uns kein angenehmer Anblick war, einen Mann, der so große anderweitige Verdienste hat, beständig in den gröbsten Fehlern zu finden, weil er sich in ein Fach wagte, in

welchem es ihm an allen nöthigen Kenntniſſen fehlt, und weil er ſich ſelbſt alles zutraut, ohne ſich ſelbſt zu kennen.

Die Liebe zur Wahrheit hat uns Muth und Geduld gegeben, in dieſer beſchwerlichen und unangenehmen Arbeit bis hieher auszudauern. Es war durchaus nöthig, dem Hrn. v. Z. wenigſtens in ſeinem erſten Theile Schritt vor Schritt zu folgen. Denn hätte man allenfalls bloß einige der allerſtärkſten Irrthümer entwickeln wollen; ſo würde der Leſer deshalb kaum geglaubt haben, daß die Fragmente ſo beſchaffen wären, wie ſie wirklich ſind; welches doch zu zeigen leider! nothwendig war. Man würde ſich, wenn nur einige einzelne Irrthümer wären gezeigt worden, noch kaum haben vorſtellen können, daß ein Mann von ſolchem Namen und der ſich ſolcher Quellen rühmt, ein Buch ſo unbeſchreiblich nachläßig geſchrieben hätte, von welchem er doch ſelbſt rühmt, daß er damit ſeinem Zeitalter unter die Augen treten wolle. Man würde vielleicht geglaubt haben, er könnte etwa hier und da in einige einzelne Irrthümer gefallen ſeyn. Man würde geurtheilt haben:

Opere in longo fas eſt obrepere ſomnum.

Aber daß das ganze Werk ſo unbeſchreiblich fehlerhaft wäre, würde kein Leſer geglaubt haben, wenn wir nicht bey einem Kapitel nach dem andern gezeigt hätten, daß kein einziges Kapitel des erſten Theils von merklichen Fehlern frey iſt, daß aber hingegen die allermeiſten von den unverzeihlichſten Fehlern voll ſind. Es thut uns leid, daß wir dieſes zeigen mußten; ſollten aber durch die Fragmente nicht Irrthümer und Legenden ſtatt Wahrheit in die Geſchichte kommen, ſo blieb kein

an-

anderer Weg übrig, als es ausführlich und mit Gründen darzuthun.

Der Redakteur, zumal da ihm seine Zeit auch werth ist, findet keinen Gefallen daran, diese unangenehme Untersuchung über die Gebühr auszudehnen. Der zweyte und dritte Theil der Fragmente bieten zu eben so vielen Anmerkungen und Berichtigungen Stoff dar, als der erste. Bloß einige Kapitel im zweyten Theile sind um etwas weniges besser, obgleich auch darin allenthalben unrichtige Darstellungen unter den richtigen stehen; sonst ist alles, wie im ersten Theile, eben so nach Gutdünken hingeworfen, und eben so voll falscher und unrichtig verstandener Nachrichten. Vielleicht entschließen wir uns, künftig minder wichtige falsche Vorstellungen und Irrthümer entweder ganz zu übergehen oder sie nur bloß anzuzeigen, ohne sie mit Gründen auseinander zu setzen. Zwar ist keine solcher Auseinandersetzungen ohne Nutzen; aber der Redakteur hofft auch auf die Indulgenz unparteyischer Leser einigen Anspruch machen zu dürfen, und glaubt fast, so viel Glauben erworben zu haben, daß man ihm zuweilen auf sein Wort trauen wird. Es könnte ihm sodann viel unangenehme Arbeit erspart werden, und die Beurtheilung des zweyten und dritten Theils könnte alsdenn hoffentlich in eine zweyte Abtheilung von der Stärke der gegenwärtigen gebracht werden.

Auf alle Weise müssen wir um Erlaubniß bitten, eine so beschwerliche als unangenehme Arbeit nicht sogleich, sondern erst nach einigen Monaten fortzusetzen. Leser, welche zu beurtheilen im Stande sind, wie viel anhaltende Geduld dazu gehört, wenn über so sehr unrichtig vorgestellte Geschichten gründliche und genaue Untersuchungen angestellt werden sollen, kön-

können nicht unbillig finden, wenn man einer solchen Arbeit sich nicht ganz unausgesetzt widmen kann und will. Die Wahrheit wird nichts dabey verlieren, wenn sie auch etwas später bekannt wird, und der Redakteur wird an gutem Muthe gewinnen; und guter Muth ist bey einem so beschwerlichen Geschäfte wahrhaftig wohl nöthig! — Es ist zu verzeihen, wenn man bey einer Arbeit von dieser Art ermüdet. Aber sie soll, wenn auch nicht unmittelbar jetzt, doch nach einiger Erholung gewiß geendigt werden.

Wir haben für nöthig gefunden, wegen der großen Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die in diesen Anmerkungen vorkommen, jeder Abtheilung derselben ein Namenregister beyzufügen, damit der Leser was er sucht, desto eher finden kann. Dieß ist vielleicht die erste Recension eines Buchs, der man ein Register beyfügen muß. Aber des Hrn. v. Z. Fragmente sind ein Buch, so wie wohl noch keines war; so hat es denn leider! auch eine Recensio * erfordert, wie wohl noch keine war, eine Recension in zwey langen Abtheilungen und mit zwey Registern!

Druckfehler.

S. 11. Z. 5. anstatt, diesem Werke, lis: diesen Anmerkungen. S. 31. Z. 11 v. unten, anst. war, l. gewesen wäre. Z. 5 v. unten, anst. Außerdem, l. Uebrigens. S. 42. Z. 8 v. unten, anst. der, l. aus der. S. 43. Z. 9 v. unten, anst. aus seiner Schlafkammer, l. Von da. S. 49. Z. 21. anst. da, l. vermuthlich da. S. 51. Z. 3 v. unten, anst. recht, l. ganz. S. 81. in der Note, Z. 9. nach heehrt, wird hinzugesetzt: selbst nicht der Generaladjutant, ob ihm gleich der König sehr gewogen war. S. 126. Z. 7. 8. anst. weder Knobelsdorf noch Algarotti, l. Knobelsdorf gar nicht, und Algarotti S. 66 nur dem Namen nach. S. 144. Z. 10 v. unten, anst. Sirmand, l. Firmond. S. 160. Z. 10 v. unten, anst. à l. en. S. 166. Z. 4 v. unten, anst. Imaginationist, l. Imagination ist. S. 177. Z. 1. anst. Errichtung, l. Einrichtung. Z. 15. hinzugesetzt: S. 111. S. 178. Z. 5 v. unten, muß ihr ausgestrichen werden. S. 189. Z. 14. anst. angelassen, l. behandelt. S. 185. Z. 8. anst. etwa 1779. l. aufs frühste im J. 1779. S. 203. anst. die Messe, l. das Fest. Das. Z. 4 v. unten, anst. 1785. l. 1784. S. 210. Z. 9. muß sich weggestrichen werden. S. 218. Z. 20. anst. kannte, l. kennt. S. 224. Z. 4. nach Sulzer, das Komma weggestrichen. S. 227. Z. 15. anst. den Christen, l. der ganzen Christenheit. S. 264. anst. Coltellini, l. Coltrollini.

Namen-

Namenregister.

A.

Albrecht Friedrich (Markgr.) S. 55.
Alembert (d') 187. 330. 357.
Algarotti 126.
Amalia (Prinzess. v. Engl.) 102.
Argental (Graf d') 156.
Argens (Marq. d') 235. 253.
August Wilhelm (Prinz von Preußen) 104.

B.

Bastiani (Abt) 175. 351. 365. 367.
Beaumelle (la) 149—152. 155—158. 163.
Behnisch (Untergouverneur des Kronpr. v. Pr.) 237. 238. 239.
Benda 127.
Bestuchef (Kanzler) 295.
Bevern (Herz. v.) 76.
Bingert (Leibchirurg.) 141.
Blumenthal (Graf v.) 44.
Boden (Staatsminist. v.) 44.
Bodmer 218. 221.
Bonneville 181. 182.
Borgstede (Kammerdirekt.) 247.
Bork (General v.) 80. 81. 106. 107.
Bork (Graf v.) 235.
Boskamp (von) 292.
Bourdeaux 149—151. 157—163. 171.
Brandhorst (Gen. Chirurg.) 144.
Breitinger 218.
Büsching 41. 42. 78. 137. 142.
Buisson (du) 127.
Bute (Lord) 171. 305. 310.

C.

Calkoen (holl. Gesandte) 306. 307. 309.
Calzabigi 177. 178.
Campanina (Gräfin) 166. 172.
Capello (venet. Ges.) 168.
Catt (v.) 179. 188.
Chartres (Herz. v.) 337.
Chazot 129. 207.
Christian Ludwig (Markgr.) 55. 143.
Coccesi (v.) 274.
Condorcet (Markis de) 136. 153. 155.
Cossel (Etatsrath) 176.
Cothenius 26.
Croze (K. Bibliothekar, la) 354.

D.

Dantal 180.
Darget 179. 287.
Daum 31.
Daun (Gen. Feldm. v.) 76.
Decker 181.
Denina 75. 166. 174. 189. 207. 218. 296. 327. ꝛc.
Dobrilugk (von) 331. ꝛc.
Doktor von Malchow 135. 143. ꝛc.
Douceur (la) 180—184. 350.

E.

Eckert (Kaminrath) 128.
Eckstein (Bildh.) 139.
Elberfeld (Pat.) 201.

Ellermann 218.
Elliot (Hauptm.) 284 ꝛc.
Engel (Gen. Chir.) 139. 140. 145.
Eugen IV. (Papſt) 193.
Euler 223. 239.

F.

Finkenſtein (Graf v.) 237. 241 — 267.
Firmond (Reg. Chir.) 144.
Fiſch (Leibarzt) 143. ꝛc.
Fiſcher (Prof.) 26 — 29. 44. 45. 58. 75. 88. 90. 115. 164. 166.
Fleury 268. 270.
Formey 207 — 211. 356. 371.
Fouquet (Gen. v.) 76. 285.
Fredersdorf 253. 354. 257 — 261.
Freron 156.
Freſe 26 — 292.
Friedrich I. (König) 46. 47. 61. 65.
Friedrich Wilhelm I. (König) 20 — 42. 56. 61. 65. 69. 72. 83. 87. 95. 99. 100. 102. 105. 116. 118. 121 — 125. 144. 189.
Friedrich Wilhelm (Kurfürſt) 193.

G.

Gaudi (Staatsmin. v.) 247.
Georg I. (König) 83.
Georg II. (König) 83. 102.
Georg Wilhelm (Kurf.) 123.
Girtanner 180.
Goldbeck (Pred.) 247.
Goldoni 169.
Golze (Graf v. d.) 291. ꝛc.
Gottekowsky 177.
Gottſched 236.
Graun 127.
Grumbkow (Gen. v.) 101. 123.

H.

Hagen (Staatsmin. v.) 176.
Haude 289.
Heineccius 247.
Hennert (Geh Oberforſtrath) 248.
Herzberg (Graf v.) 23. 33. 37. 38. 116. 207. 208. 248. 267. 316. ꝛc.
Holzendorf (Gen. Chir.) 144.
Horſt (Miniſt. v. d.) 20 — 22. 72. 81. 146. 148. 149. 176. 209. 210. 250. 251. 267. 323. 334. 336. 342. 343. 346 — 348.
Hülſen (Gen v.) 273. 297. ꝛc.

J.

Jacobi (Rektor) 240.
Jariges (Großkanzl. v.) 176.
Jänisch 260.
Jlgen (von) 122.
Jordan 126. 129.

K.

Kaiſerling (von) 129. 287.
Karl (ſpan. Prinz) 85.
Karl VI. (Kaiſer) 131.
Katte (von) 88 — 97.
Keith (von) 89. 93.
Kleinſorge (P.) 100. ꝛc.
Klemens XIII. (Papſt) 360. 361. 367.
Knobelsdorf 126. ꝛc.
Knyphauſen (von) 102. 123.
Krasicki (Graf) 204. ꝛc.

L.

Lainez (P.) 331.
Lambert 215 — 217.
Laudon (Feldmarſch. v.) 76.
Leopold (Fürſt v. Anh. Deſſ.) 98.
Leopold (Erbp. v. Anh. Deſſ.) 271.
Leſſing 254. ꝛc.
Leſtewitz (Gen. v.) 323.
Leuchſenring (Geh. Rath) 241 — 243.
Lieberkühn 62.

Liebert (Preuſ. Chir.) 141.
Lojola (P. Ign.) 321.
Lucchesini 188.
Luck (Geh. Rath v.) 44. 49.
Ludewici 236.
Lüdecke 277.
Luſi (Graf) 284.

M.

Mackenzie 170. ꝛc.
Malchow, ſ. Dekt. von Malchow.
Mardefeld (Kabinetsmin. v.) 267.
Maria Thereſia (Kaiſerinn) 79. 104. 106. 321. 322.
Marſchall (von) 41.
Marſhall (Lord) 173. 285.
Maſſon 175.
Meckel 24.
Meinertshagen (von) 89.
Menzel 296.
Mettrie (de la) 179.
Milton (Lord) 282. ꝛc.
Mirabeau (Graf) 16. 205.
Mitchel 235. 236. 285. 286. 307. 311. ꝛc.
Montesquieu 294.
Moulin (Gen. du) 54.
Müller (Feldpr.) 91—96. 109.
Münchow (Graf v.) 106. ꝛc.
Muradgea 277.

N.

Nicolai 77—79. 146. 247. 248. 271. 333. ꝛc.
Nugent (Graf) 287. 300.

O.

Oesfeld (von) 247.
Ollenroth (Preuſ. Chir.) 141.
Orleans (Herzog v.) 337. ꝛc.
Offery (Vicar. apoſtol. in Schweden) 190.

P.

Pallas 144.
Pauw 179—188. 350 351.
Perneth 182—185. 349—361. 369—371.
Peſne 127.
Pfalzbayern (Kurf. von) 245.
Pfannenſtiel 252.
Pinel (Frau v.) 256.
Philipp Wilhelm (Markgr.) 55.
Pifter (Reg. Chir.) 141.
Pitra 180. 181.
Podewills (von) 267. 281.
Pöllnitz (von) 61. ꝛc.
Porter (engl. Miniſter) 290.
Puebla (Graf) 286.

Q.

Quintus 171—178. 331. 354—357.

R.

Rabener 226.
Reuß (Fürſt) 281.
Rexin (Geh. Kammerz Rath) 290.
Ricci (P. Gen.) 333.
Riedeſel (Baron v.) 278.
Rohdich (Gen. v.) 147. 148. 255.
Romberg (P.) 333.
Roſa (Superintend.) 268.
Roſenmeyer (Preuſ. Chir.) 141.
Rothenburg (Graf v.) 274.
Rouſſeau 294.
Rübeaud 177.

S.

Saller (P.) 321.
Saldern (von) 296.
Salmour (Graf v.) 273.
Schatzkammer 35—38.
Schlieſſen (Freyh. v.) 147.
Schlieſtädt 71.
Schmidt (Buchhändl.) 261.
Schöning (Geh. Kriegsrath) 137—140.
Schulenburg (Graf v. d.) 247.

Schulrabe 262.
Schwarz (Gebrüdere) 267.
Schwarz (P.) 333.
Schwarzenberg (Graf von) 123.
Schwerin (Feldm. Graf v.) 272.
Seckendorf 83. 87. 88—91. 98—110. 117. 118. 124. 293.
Seidel (Kurf. Rath) 242.
Selle 26. 27. 138.
Senf (Prof.) 144.
Silberzeug 40. 48. 58—71.
Soliguac (de) 128.
Soltikow (General) 76.
Sousa (Graf) 319.
Splittgerber 31.
Stamford (von) 237.
Stanislaus (König) 128 ꝛc.
Stark 340.
Stormont (Lord) 305—310.
Stosch (Hofr.) 370.
Sulzer 216. 220—239.
Swieten (von) 287.

T.

Theden (Gen. Chir.) 26. 144. 325. ꝛc.
Tyrconel 287.
Touche (la) 287.
Trenk (von) 76.
Truzettel 43.

V.

Val (du) 185—191. 195—204.
Veltheim (von) 165.
Vergennes (Staatsmin.) 314.
Voisenon (Abbé de) 175.
Voltaire 35. 137. 140. 146. 152—158. 163. 210. 211. 294. 354.
Voß (Staatsminist. v.) 247.

W.

Warnery (v.) 174. 272. 302. ꝛc.
Weingarten (von) 297.
Weise (Past.) 241.
Weißenbach (P.) 321.
Wilhelm (Landgr. v. Hessen) 268.
Wilsnack (Kammerd.) 144.
Winkelmann 354.
Wüstefeld (P.) 202. 360.

Z.

Zegelin (von) 291.
Zeplichal (P.) 329.
Ziegenprophet 253.
Zimmermann (Beamter in Sachsen) 262.
Zwanzig 46—48.

Freymüthige Anmerkungen

über des

Herrn Ritters von Zimmermann

Fragmente

über

Friedrich den Großen

von

einigen brandenburgiſchen Patrioten.

Zweyte Abtheilung.

Wie vorſichtig man doch alles prüfen muß, was man, auch nach der höchſten Wahrſcheinlichkeit, gewiß von kann für Geſchichte zu halten!

v. Zimmermanns Fragmente I Bd. S. 208.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1792.

Vorrede.

Wir ſchreiten nun zu den nöthigen Anmerkungen über den zweyten und dritten Band der Zimmermannſchen Fragmente. Wir fühlen immer mehr das Beſchwerliche und Undankbare dieſer Unternehmung. Zwar haben wir im erſten Theile der Anmerkungen S. 377. bemerkt, daß im zweyten Theile einige Kapitel etwas weniger ſchlecht ſind, als die andern. Aber es iſt auch gewiß, daß nicht in einem einzigen Kapitel die Materialien auf die rechte Art gebraucht ſind, daher weder ein jetziger Leſer noch ein künftiger Geſchichtſchreiber Friedrichs II. auch nur auf ein einziges Kapitel je wird ſicher fußen können. Es ſind hin

und wieder so ungeheure **Unwahrheiten** und falsche Nachrichten untergemengt, daß sie Hr. v. Z fast unmöglich vom Hrn. v. d. Horst oder von irgend jemand, welcher den preußischen Staat oder die preußische Geschichte unter Friedrich II. kennt, gehört haben kann. Aber eben so wie im ersten Theile, sind auch die wirklich wahren Nachrichten mehrentheils so gar verwirrt und links vorgestellt, so verkehrt verstanden, mit falschen Umständen so verbrämt und mit falschen Nachrichten so vermischt, daß sie ganz unbrauchbar werden. Man würde wirklich ein großes Buch schreiben müssen, wenn man alle diese lächerlichen Fehler in ihrer ganzen Blöße zeigen wollte. Der Redakteur dieser Anmerkungen hat aber weder Lust noch Zeit, diesen Stall des Augias auch nur so rein auszufegen, als beym ersten Theile geschehen ist. Es war nothwendig, beym ersten Theile umständlich zu zeigen, daß auch nicht ein einziges Kapitel ohne die gewaltigsten Fehler ist; denn

sonst

sonst würde schwerlich jemand geglaubt haben, daß Hr. v. Z. zum Geschichtschreiber Fr. II. so ganz untüchtig ist, und uns anstatt der vermeinten Schätze von neuen Nachrichten so ganz unglaubliche Erdichtungen und Unwahrheiten mittheilt. Jetzt glaubt der Redakteur, eine Menge unbedeutender Irrthümer, wodurch die beiden folgenden Bände der Fragmente entstellt werden, übergehen oder allenfalls nur kurz anzeigen zu dürfen, damit dieses unangenehme Geschäft eher beendigt werde. Wir werden indeß genug derselben anzuzeigen haben, und die Auseinandersetzung und Verbesserung einiger groben Irrthümer wird den Leser genugsam von der traurigen Wahrheit überzeugen, daß der zweyte und dritte Theil dieses eine kurze Zeit berühmt gewesenen Buchs um nichts besser sind, als der erste. Der Redakteur hat manche Gegenstände umständlicher auseinandersetzen müssen, als ihm selbst lieb ist, theils weil sie sonst dem Leser nicht

deutlich geworden seyn würden, theils weil er gern jede Gelegenheit ergriff, die Leser nicht bloß mit den Fehlern und Thorheiten des Hrn. v. Z. zu unterhalten, sondern ihnen auch auf irgend eine Art lehrreich und nützlich zu werden, indem er Nachrichten und Bemerkungen mittheilt, welche zur Geschichte und Statistik der preußischen Staaten nicht unwichtig seyn möchten.

Dieser zweyte Theil der Anmerkungen über die Zimmermannschen Fragmente macht übrigens eigentlich des CVten Bandes zweytes Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek aus, wird aber hier auch besonders abgedruckt geliefert.

Ueber den zweyten Band der Zimmermannschen Fragmente über Friedrich den Großen.

Ueber das vierzehnte Kapitel.

Von einem Hauptgrundsatze bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung, und einigen sonderbaren Behauptungen der Tadler dieses Königs.

Der König hat im J. 1764 zum Hrn. v. d. Horst, als damaligem Kurmärkischen Kammerpräsidenten, gesagt: „Dans la place où je suis, il faut agir com„me si l'on ne mourrait jamais!" Dieses gelegentlich geäußerte Wort, welches man eher einen Gemeinspruch nennen könnte, erhebt Hr. v. Z. zu einem Hauptgrundsatze in Fr. II. Regierung. Man könnte dem Könige auf solche Art wenigstens funfzig oder sechszig Hauptgrundsätze leihen. Er hat z. B. auch gesagt, und gerade von eben der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, wo er mit so seltner Regie-

rungsweisheit und mit ſo unermüdeter Thätigkeit den Schaden, den ſeine Länder in dem ſiebenjährigen Kriege gelitten hatten, zu heilen ſuchte: „Les „Princes doivent être comme la lance d' Achille qui faiſait le mal, et qui le guériſſait. — Dans une ſituation „deplorable il faut oppoſer le courage à l'adverſité — — , les poſſeſſions font des citoyens attachés à leur patrie — „le gouvernement ne doit ſe borner à un ſeul objet; l'intérêt ne doit pas être l'unique mobile de ſes actions." v. dgl. m.*) Doch dies möchte noch hingehen. Man findet aber in dieſem Kapitel, um die Anwendung dieſes Grundſatzes zu beſtätigen, nichts als ſehr bekannte Sachen, welche Hr. v. Z. mit einer Wichtigkeit vorbringt, als wäre er der erſte, welcher ſie ſagte, und der einzige, welcher ſie mittheilen könnte. Dabey wimmeln dieſe Nachrichten von einer Menge kleiner Fehler, woraus man allenthalben ſieht, daß Hr. von Z. die Sachen nicht recht kannte, von denen er ſchrieb. Wir wollen nur eins anführen: Hr. v. Z. giebt ſich das Anſehen, als ob er eine Unterredung, welche der Hr. v. d. Horſt im J. 1764 als Kurmärkiſcher Kammerpräſident, mit dem Könige gehabt haben ſoll, wörtlich liefere, indem er den König und den Herrn Miniſter von der Horſt wechſelsweiſe redend einführt. Da läßt er den Hrn. v. d. H. S. 3. ſagen: "Man würde auf Domainengrün"den noch viele Koloniſten unterbringen können, und dieß ohne "Abfall der Domainen:" darauf ſagt weiter: S. 4

"Der König. Das iſt recht ſehr gut! Aber wie viele Vor"werke **) in der Kurmark können Sie wohl hierzu gebrauchen?

"Horſt

*) S. Oeuvres poſthum. de Fr. II. T. V. S. 129. 132. 144. 155.

**) Hr. v. Z. ſagt: die Vorwerker. Ich dächte: Werk hätte hörte im Plur. Werke. Ein wenig Grammatik ſchadet dem nicht, der ſchreiben will!

„Horſt. Wenigſtens dreyßig; und unter dieſen ganze „Aemter, wie Wandelitz und Vehlefanz, in der Folge „werden ſich auch immer noch mehrere finden.“

Wie? Wandelitz ſollte ein Amt ſeyn? Dieß ſollte jemals ein Kurmärkiſcher Kammerpräſident geſagt haben? Wie würde da über ihn der König hergefahren ſeyn, der ſeine Aemter beſſer kannte! Und wie könnte Hr. v. d. H. dem Könige geſagt haben, er wolle ganze Aemter mit Vorwerken von Koloniſten beſetzen, da er den Augenblick vorher verſprach: die Koloniſten ſollten ohne Abbruch der Domainen angeſetzt werden? Auch iſt Vehlefanz gar nicht ein Amt, wo eben viele Vorwerke für Koloniſten könnten angebauet, oder Vorwerke in Dörfer verwandelt werden. Alſo entweder Hr. v. Z. hat hier das, was Hr. v. d. H. ihm erzählte, ganz verkehrt vorgetragen, wovon man in den Fragmenten ſo oft Spuren findet, oder ſollte es ihm Hr. v. d. H. wirklich ſo mitgetheilt haben, ſo wäre dieß ein abermaliger einleuchtender Beweis unter mehrern, daß das Gedächtniß dieſes ſonſt verdienten Miniſters nicht getreu geweſen, und daß er ſeit der Zeit, da Er wirklich im Dienſte war, manches vergeſſen, unrichtig behalten oder verwechſelt hätte; daher, wenn man ihm auch die größte Wahrheitsliebe zutrauet, ſein Zeugniß in mehrern Fällen wirklich von geringem Gewichte ſeyn würde.

Die Tadler, wider welche Hr. v. Z. hier zu Felde ziehen will, ſind Hr. O. C. R. Büſching und der Graf Mirabeau. Man ſollte denken, dieſe Tadler hätten etwa den obigen Satz beſtritten, welchen Hr. v. Z. zum Hauptgrundſatze Friedrichs II. machen will, weil ſie mit demſelben in einem Ka-

pitel zuſammen kommen. Keinesweges! Hr. v. Z. will ſie nur widerlegen, weil es ihm eben einfällt. Er führt den Hrn. O. K. R. Büſching ſehr oft an, ſpricht von demſelben auf die unanſtändigſte Art verächtlich, und ſagt: "Hr. B. nahm, wie man "mich belehret hat, ſeine meiſten Nachrichten von die, "ſer Art aus den Geſprächen, die er in einem Berliniſchen "Wirthshauſe hörte, das man die neue Welt nennt, und "wohin er täglich auf eine beſtimmte Stunde kam." Wenn doch Herr v. Z. hätte beifügen wollen, wer denn der Mann wäre, der ihn auf dieſe Art belehret hätte; ſo hätten wir einen nichtswürdigen Anekdotenhäſcher kennen lernen, der eine ganz unſchuldige Sache mit Bosheit umzuformen, und zum Nachtheile eines verdienten Mannes zu verdrehen im Stande war. Hr. O. K. R. Büſching hatte vor ſechszehn und mehr Jahren einige Zeitlang die Gewohnheit gehabt, zur Leibesbewegung und zur Abhärtung ſeines Körpers täglich früh um 4 Uhr und im Winter um 6 Uhr nach einem vor Berlin liegenden (von ſeiner Wohnung beynahe eine halbe Meile entlegenen) Wirthshauſe, die neue Welt genannt, zu Fuße zu gehen, und daſelbſt zu frühſtücken, wobey er oft kaum 4 bis ſechs Minuten in dieſem Hauſe verweilte. Nun kann man leicht denken, daß zu einer ſo frühen Tageszeit noch kein einziger anderer Gaſt in dieſem Hauſe *) war, und alſo auch weder von Fr. II. Regierungsgeſchäften noch von irgend einer andern Sache ſich mit Hrn. B. unterhalten konnte. Muß nun nicht Hr. v. Z. hier jedem unbefangenem Manne

*) Die Wahrheit dieſer Thatſachen iſt vielen Perſonen in Berlin bekannt, und Hr. O. K. R. Büſching ſelbſt ſie ſelbſt zu ſeiner Vertheidigung an, in ſeinen Beiträgen zur Regierungsgeſchichte K. Fr. II. Hamb. 1790 im Anhange S. 18.

ne in dem nachtheiligſten Lichte erſcheinen: da er ſich entweder eine abſurde Legende zum Nachtheile eines rechtſchaffenen Mannes und verdienten Schriftſtellers weiß machen läßt, und ſie ohne die geringſte Unterſuchung zur Verunglimpfung deſſelben verbreitet; oder gar aus Muthwillen ein Mährchen wider Hrn. B. erdichtet, und Umſtände hinzuerfindet, um die von ihm mit ſo hervorſcheinendem Stolze verbreitete unwürdige Verunglimpfung zu beſtätigen, als hätten die angeſehenſten Schriftſteller in Berlin das was ſie über Fr. II. geſchrieben, nur aus den Geſprächen in Schenken und Wirthshäuſern unter dem Pöbel, zu welchem ſie gehörten, zuſammengeleſen; er hingegen ſey es allein, der im Stande wäre, von Fr. II. Geſchichte etwas Vorzügliches der Welt vorzulegen; er ſey allein der glückliche Schriftſteller, der ſich Schätze zu verſchaffen wüßte, die ſonſt mit ihren erſten Beſitzern von der Erde verſchwunden wären?*) Warlich! das iſt gar nicht der Ton, mit welchem einem Manne, wie Hrn. v. Z., gezieme, von einem Manne wie Hr. B. zu reden. Hr. B. hat ſich ſeine Lebenszeit durch rühmlich mit Geographie, Geſchichte und Statiſtik beſchäftigt; Dinge, in denen Hr. v. Z. ziemlich ſo fremd iſt, daß er in vielen Theilen derſelben ſeine grobe Unwiſſenheit verräth. Beſonders zur Kenntniß der brandenburgiſchen und der preußiſchen Staaten überhaupt, konnte Hr. B. mit beſſern Quellen verſehen ſeyn als Hr. v. Z. Es fällt in die Augen, daß Hr. B., ſeitdem er ſich in Berlin aufhält, beſtändig ſich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt hat; und es iſt doch gewiß, daß man überhaupt eher in Berlin

*) v. Z. Fragmente Bd. I. S. 13.

als in Hannover oder an irgend einem andern auswärtigen Orte im Stande iſt, Nachrichten von der Regierung Fr. II. zu ſammlen und deren Richtigkeit zu beurtheilen. Hr. B. iſt lange ein Mitglied eines Königlichen Landescollegiums geweſen, hat mehrere Berliniſche Geſchäftsleute und Männer, die mit dem Hofe nahe verbunden ſind, genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, hat Nachrichten aus Regiſtraturen und Archiven haben können; welches alles Vortheile ſind, die Herr v. Z. gänzlich entbehren mußte. Zwar beruft ſich Hr. v. Z. ſehr feyerlich auf **Männer von hohem Stande und hoher Geburt**, von welchen er, wie aus **lebendigen Archiven**, die neuen unerhörten Nachrichten gezogen haben will, welche er ſeinen Leſern vorlegt. Aber, wenn denn dieſes ein ſo großer Vorzug ſeyn ſoll, ſo fehlte er dem Herrn O. K. Büſching eben ſo wenig, wie Hrn. v. Z. Die erſten Männer im Staate haben beſtändig jede Bemühung um die vaterländiſche Geſchichte und Statiſtik mit dem größten Wohlwollen unterſtützt *), und auch in Hrn. O. K. R. Büſchings Schriften findet man mehrere Beweiſe hievon. Es iſt jedem Gelehrten erlaubt, ſeiner eigenen Meinung zu folgen, und ſo kann man füglich in vielen Dingen anderer Meinung ſeyn als Hr. O. K. R. Büſching, und wenn man es nöthig findet, ſeine Schlüſſe und Folgerungen widerlegen; aber von ſeinen Quellen im Allgemeinen verächtlich zu urtheilen, iſt ungerecht, und niemand ſollte es weniger thun als Hr. v. Z.

Er ſpricht auch vom Grafen Mirabeau eben ſo verächtlich. Er ſagt S. 28. von deſſen Werke ſur la Monarchie pruſſienne: "Man weiß wie ſchlecht man ihm die nar-

*) S. den erſten Theil dieſer Anmerkungen S. 247.

"Feder führte. Einige ſeiner Helfershelfer haben ihn fürch-
"terlich gemißleitet." Das Werk ſur la Monarchie pruſſienne, ob es gleich das nicht leiſtet was es ſollte, und voll unbeſchreiblich viel Fehler iſt, iſt dennoch wenigſtens hin und wieder und in einzelnen Theilen viel beſſer und brauchbarer als die Zimmermanniſchen Fragmente. Wer von ſeinen vermeinten lebendigen Archiven offenbar aufs fürchterlichſte iſt gemißleitet worden, um die gröbſten Unwahrheiten, die alleroffenbarſten Legenden in die Geſchichte Fr. II. zu bringen, iſt doch gewiß Hr. v. Z. Wir beziehen uns nur auf unſre Anmerkungen über ſein drittes und fünftes Kapitel. Hr. Büſching kann wohl hin und wieder gefehlt haben; es kann der ſorgfältigſte Geſchichtſchreiber bey den beſten Quellen, wohl in einzelnen Fällen fehlen. Nie aber hat er ſich ſo mißleiten laſſen, als ſich Mirabeau mißleiten ließ: nicht durch ſeine Quellen, (denn das waren meiſt gedruckte Bücher) ſondern eigentlich durch ſeinen Mangel an Quellen, weil er über den preußiſchen Staat urtheilen wollte, ehe er ihn genug kannte; nicht durch Helfershelfer, ſondern durch ſeine phyſiokratiſchen theoretiſchen Grillen, indem er darauf ausgieng, vorzuſpiegeln, der preußiſche Staat, den Fr. II. durch Befolgung ſeiner eigenen Grundſätze, in einer 46jährigen Regierung, blühend und mächtig gemacht hatte, würde blühender und mächtiger geworden ſeyn, wenn er nach den phyſiokratiſchen Grundſätzen der franzöſiſchen Oekonomiſten wäre regiert worden, die bisher doch noch leere und noch dazu ſehr beſtrittene Theorie ſind, und nach deren noch kein einziger Staat iſt regiert worden. Hätte Mirabeau dieſe ſeine, wenn gleich noch

so wohlgemeinte Grille, die ihn in die zweckloseſten Raiſonnements und zuweilen zu den ſinnloſeſten Folgerungen brachte *), weggelaſſen; hätte er ſich in den Geſichtspunkt verſetzen wollen, in welchem Fr. II. wirklich ſtand (denn mit Theorieen regiert man nicht ein Königreich, zumal wenn es mit kaum beſänftigten Feinden umgeben iſt); ſo würde ſein Werk um zwey gute Bände ſchwächer und weit brauchbarer ſeyn. Dennoch aber hat ſich Mirabeau ~~gewiſpricht~~ ſo fürchterlich er mißleiten laſſen, als Hr. v. Z., der ohne zu unterſuchen und ohne Fähigkeit zu unterſuchen, blind — oder um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den er ſich S. 7. wider Hrn. Büſching erlaubt — mit dem ſtärkſten Kapuzinerglauben alles glaubte was man ihm ſagte; er, der alles was er hörte, ohne es zu unterſuchen und ohne Fähigkeit es zu unterſuchen, mit der größten Präſumtion als "Schätze, die er ſich noch zu rechter Zeit zu verſchaffen gewußt habe, und die ſonſt mit ihren erſten Beſitzern von "der Erde verſchwunden wären," dem erſtaunten Deutſchlande in ſeinen Fragmenten anprieß. Es urtheile jeder unbefangene Mann, der den erſten Theil dieſer Anmerkungen geleſen hat, ob wir zu viel ſagen! Wie glücklich wäre es für Hrn. von. Z. geweſen, wenn die elenden Legenden von Friedriche II. Vorſatze katholiſch zu werden, von ſeiner Ver-

*) Um unter Hunderten nur ein Paar anzuführen: Er giebt vor: In den preußiſchen Landen ſey kein reicher Kaufmann oder Manufacturier, der ſein Geſchäft ohne Monopol treiben könne. „Er hält es für evident: daß unter Fr. II. die „preußiſche Monarchie von ihrem Kapital zehre" Das Ritterſchaftliche Kreditſyſtem, das er gar nicht kennt, und ſich einbildet, „Ausländer hätten Kapitalien hergegeben, „damit die Schleſiſche und Märkiſche Nobleſſe ſich ſentenziren könne, miſverſteht er ſo unſinnig, daß er ſagt: on peut dire „qu'une partie des terres prussiens *appartient aux étrangers*" Aller dieſer Nonſens ſteht auf zwey Seiten. T. I. P. 1. p. 228. 229.

Verſtümmelung, von der Auflage der *Pucelle d'Orleans*, die in Berlin unter den Fenſtern des Schloſſes gedruckt ward u. dgl. mehr, nebſt einigen, die noch in dieſer zweyten Abtheilung vorkommen werden, wodurch er ſich ſo fürchterlich mißleiten ließ, von der Erde verſchwunden wären, ehe ſie zu ſeinen Ohren kamen, oder wenn er genug Ueberlegung und genug Kenntniß der Geſchichte Fr. II. gehabt hätte, um ſie nicht zu glauben und mit ſo vieler Wichtigkeit der Welt als Wahrheiten aufzuheften!

Daß Herr v. Z. das Wort Helfershelfer braucht, iſt ſeiner gewöhnlichen Unart, nicht aber dem Buche de la Monarchie pruſſienne gemäß, bey welchem der einzige Mann, von dem man weiß, daß er bey demſelben dem Grafen Mirabeau die Feder führte, ein allgemein geſchätzter deutſcher Schriftſteller iſt. Denn daß Hr. v. Z. in ſeinen Fragmenten an vielen Orten thut, als wiſſe er, Berliniſche Schriftſteller hätten dem Gr. M. Nachrichten gegeben, oder ihm die Feder geführt, wird durch das Mirabeauſche Buch ſelbſt widerlegt. Die Berliniſchen Schriftſteller würden dem Grafen Mirabeau ſo manche falſche Nachrichten gewiß nicht gegeben haben *), und ſie ſind ſo

*) M. ſagt z. B. T. IV. P. 1. p. 195.: „Der König habe vor dem „ſiebenjährigen Kriege anſehnliche Koſten auf Schauſpie„le verwendet, aber nach dem Kriege hätte er nur eine „gute Kapelle und eine italiäniſche Oper gehabt, die bloß „im Winter aufgeführt werden. Er habe eine anſehnliche „Gemäldegallerie geſammelt, aber nach dem Kriege habe „er gar keine Gemälde weiter gekauft". Jedermann, der in Berlin lebt, weiß daß hier faſt jedes Wort falſch iſt. Die italiäniſchen Opern wurden auch vor dem Kriege nur im Winter aufgeführt. Der König hatte nach dem Kriege auch eine italiäniſche komiſche Oper und bis 1778 eine franzöſiſche Komödie, ganz ſo wie vor dem Kriege. Weitgefehlt, daß er nach dem Kriege aufgehört hätte Gemälde zu kaufen, brachte er hauptſächlich nach dem Kriege die Gemäldegallerie zuſammen. Dergleichen ganz falſche

wenig Freunde des physiokratischen Systems als Gegner der Regierungsart Friedrichs des Einzigen. Helfershelfer ist ein beschimpfendes Wort. Wir wollen dieß weiter weder rügen noch nachahmen; sonst aber, wenn jemand denjenigen, welcher Hrn. v Z. belehrt hat, "daß Herr O. C. R. Büsching "seine meisten Nachrichten aus Gesprächen in dem Ber"linischen Wirthshause die neue Welt, nahm", etwa einen Helfershelfer des Hrn. v. Z. nennte, so möchte vielleicht für einen solchen Belehrer, der die Ehre eines rechtschaffenen Mannes durch offenbare Unwahrheiten angriff, solche erniedrigende Benennung eher schicklich scheinen.

Wir haben geglaubt, die unanständige Art, mit welcher Hr. v. Z. einem berühmten Manne begegnet, hier rügen zu müssen. Wir kommen nun zur Sache. Hr. O. K. R. Büsching hatte (in seinem Charakter Fr. II. S. 206.) gesagt: "Ohnerachtet der "vielen Millionen, die Fr. II. einigen Provinzen zuwendete, "sind doch die Landleute der meisten Provinzen je länger je "mehr verarmt." Hier möchten nur die Worte je länger je mehr zu tadeln seyn, weil sie anzudeuten scheinen, daß der Wohlstand sichtbarlich je länger je mehr in Abnahme wäre; welches wirklich nicht der Fall ist. Sonst enthält dieser Satz zwey große Wahrheiten: 1) daß für den Bauern bey den großen königlichen Wohlthaten, (deren Werth Hr. Büsching gewiß nicht verkennt, sondern mit wahrer Rührung rühmt, z. B. im Charakter Fr. II. S. 211. f. f.) noch nicht genug gethan ist, sondern daß er wirklich zu Verbesserung seines Wohlstandes noch mehr die Aufmerksamkeit seines Landesherrn bedarf. 2) Daß die

beiläufige Nachrichten, die fast auf jedem Bogen vorkommen, sind der sicherste Beweis, daß niemand in Berlin dem M. die Feder führte, wie Hr. v. Z. aus bekannten hämischen Absichten insinuiren will.

die bloßen Unterſtützungen mit Gelde doch nicht alles ausmachen, ſondern daß manche Uebel in der Verfaſſung noch liegen, und daher oft ſchwer abzuändern ſind, welche den Bauern ſehr drücken. Herr B. giebt auch gleich zwey an, die ſehr wichtig ſind, nemlich die Grafung der Kavallerie, und der Vorſpann. Hr. v. Z. aber, der doch wahrhaftig die preußiſchen Provinzen und die Verfaſſung des Bauern, die in jeder ſo verſchieden ſind, nicht im geringſten kennet, der gewiß nie darüber nachgedacht hat, oder darüber nachzudenken im Stande iſt, thut als ob das Kleinigkeiten wären. Er giebt vor, der Vorſpann ſey um ein Drittel vermindert worden. Dieß iſt aber nicht nur, wenn man es genau unterſucht, unrichtig; ſondern es iſt auch landkundig, daß der Vorſpann, ſonderlich mit dem mancherley in der wirklichen Praxis davon nicht zu trennenden Ungemache und Ungerechtigkeiten, dem Bauren an den mehreſten Orten eine ſehr beſchwerliche Laſt iſt. Eben ſo unzweckmäßig ſpricht er von der Grafung. Sie ſoll nach ihm nur eine Laſt für die höhern Gegenden ſeyn, und die Schuld ſoll bloß an den Landräthen liegen, welche die Vertheilung nicht gehörig machten. Dieß iſt ganz ſeltſam geredet. Denn wenn nun in einem Kreiſe nicht genugſame Wieſen vorhanden ſind; ſo iſt es ja doch nicht zu verhindern, daß die dem Kreiſe zugetheilte Kavallerie in denſelben muß untergebracht werden. Du kann es denn doch der Landrath mit aller ſeiner Klugheit nicht hindern, daß die Vertheilung den Unterthanen zur Laſt fiele. Man frage nur z. B. einmal den Landrath des vor Berlin liegenden Teltowſchen Kreiſes: Ob es möglich geweſen, in dieſem Kreiſe nach damaliger Anlage die Grafung für den Landmann unſchäd-

schädlich zu machen? Daß man an einigen Orten die Grasung gern gehabt hat, ist bekannt; und Hr. v. Z. hätte nicht eigentlich Pommern, sondern eher den Fall anführen können, daß das Amt Königsborst sich die Grasung des Husarenregiments Zieten ausgebeten hat. Aber dergleichen einzelne Fälle machen nichts gegen das Ganze. In Schlesien hat die Grasung oder Grünfütterung der Reiterey, wenigstens der Küraſſier und Dragoner, nur ungefähr ein Jahr Statt gefunden. Nachher haben die Kreise dafür Hartfutter geliefert; und dieses war, wie Hr. B. richtig sagt, eine große Last für das Land denn den Landleuten ward für ein Pferd monatlich 1 Thlr. 8 Gr. für diese Zeit bezahlt; und das von ihnen gelieferte Hartfutter kam dort wenigstens monatlich 3 Thl. zu stehen. An den meisten Orten in der Mark rechnete der Landmann die drey Monath lang daurende Grasung (ebenfalls wegen Umstände, die in der Praxis nicht davon zu trennen sind) auf eben so hoch als die neun Monathe lang daurende Lieferung. So wie Hr. v. Z. in nichts beynahe genau ist, so sagt er auch hier S. 9: "Das Grünfutter sey jetzt abgestellt." Dieß ist aber nicht andem, und möchte auch wohl nicht so leicht zu bewerkstelligen seyn. Es ist unter der jetzigen Regierung die Grasung der Kavallerie nicht abgestellt, aber sehr vermindert worden, nämlich es werden von der Schwadron Küraſſier nur bis 50 Pferde, von der Schwadron Dragoner bis 60 Pferde, und von der Schwadron Husaren bis 80 Pferde zur Grasung geschickt. Die Grasung dauert jetzt nur die beiden Monate Julius und August, da sie sonst drey Monate dauerte.

Der

Der König zahlt jetzt mehr für jedes Pferd, aber die Ration *) iſt auch vergrößert worden.

Eben ſo unrichtig iſt es, wenn Hr. v. Z. S. 7. ſagt: "Die Zinſen in dem preußiſchen Lande wären beynahe "um die Hälfte gefallen." Sie waren 5 p. C. und ſind jetzt 4 p. C.; ſehr wenig wird zu $3\frac{1}{2}$ p. C. ausgethan.

Ganz ohne Sinn iſt es, wenn er S. 10 vorgiebt: "Das Geſchrey vom abnehmenden Wohlſtande des "platten Landes unter Friedrichs Regierung kam haupt"ſächlich durch die kleinen Krämer, welche durch das Ge"ſchrey der groſſen Kaufleute verleitet wurden, das Land "müſſe zu Grunde gehen, weil Handel und Wandel nicht "völlig frey ſey." Was in aller Welt hat denn die Bedruckung der Bauern durch den Vorſpann, durch die Graſung u. dgl. mit dem Geſchrey der groſſen und kleinen Krämer über Handel und Wandel zu thun! Hr. v. Z. verwirrt doch faſt beſtändig alle Begriffe, und cherche midi à quatorze heures! Er ſetzt recht ſchlau hinzu: von den Krä"mern drang dies Geſchrey bis zu den Herren in der neuen "Welt und bis zu Herrn Büſching." Bravo! Das iſt doch eine zuſammenhängende Erdichtung von der Quelle an bis zum Ausfluſſe!

Mirabeau zeigt in ſeinem Buche de la Monarchie pruſſienne einen ächten phyſiokratiſchen Haß gegen das Acciſeſyſtem, welches doch den preuſ-

*) In der Churmark bekommen jetzt die Kreiſe, welche nach den Magazinen liefern, für den Scheffel Hafer 13 gr., für den Centn. Heu 10 gr., für das Schock Stroh 3 Thl. 8 gr. und diejenigen, ſo in den Kreiſen liefern, für den Hafer 11 gr., Heu 10 gr., Stroh 3 Thl. 8 gr., und eben ſo viel bekommen ſie, wenn die Pferde in Graſung ſind. Die täglichen Rationen werden gerechnet:

Für ein Küraſſierpferd	2	M.	Hafer	4	Pf.	Heu	8	Pf. Stroh
" " ſchwer. Drag. Pferd	2	"	—	4	"	—	6	" —
" " leichtes Drag. Pferd	2	"	—	4	"	—	6	" —
" " Huſarenpferd	2	"	—	4	"	—	4	" —

preußischen Staaten offenbar äußerst vortheilhaft gewesen ist. Wenn man nicht einer willkührlich angenommenen Theorie zu Gefallen gegen die offenbarsten Thatsachen die Augen verschließen will, und wenn man die brandenburgische Geschichte aufmerksam studirt hat, so muß man nothwendig finden, daß seitdem der große Kurfürst im J. 1668. die Kontribution in den Städten abschaffte und dafür die Konsumtionsaccise einführte, sich die Städte schnell von ihrer Entkräftung erhohlten*). Die weise Einrichtung, daß auf den Dörfern keine Accise ist, und also nur der reine Ertrag des Landes (nach physiokratischer Art zu reden) der Besteurung unterworfen ist, nebst andern Vortheilen, welche sowohl für den Städter als für den Bauern aus dieser Einrichtung entstehen, hat Mirabeau freylich eben so wenig als viele andre Dinge, die zu den preußischen Finanzen gehören, gekannt und überlegt. Er raisonnirt nichts destoweniger à perte de vue wider die Accise, und wider die Fiscalité, wie er es nennt. Weil er nun gehört hat, daß die westphälischen Provinzen der Accise nicht unterworfen wären, und mehr Freyheit im Handel hätten**), und da es bekannt ist, daß diese Provinzen volkreich und im guten Stande sind; so giebt er T. IV. p. 1. S. 191 vor, daß dieß bloß von der mehrern Freiheit, welche sie, wie er glaubt, hätten, herrühre. Dieß widerlegt nun Hr. v. Z. ganz gut, und es wird

*) Das Beispiel von Berlin aus gleichzeitigen Nachrichten ist angeführt in Nicolai Beschreibung von Berlin, 1. Th. S. 219.

**) Hr. v. Z. der allenthalben so sehr inkorrekt schreibt, sagt „S. 11: Freiheit der Kontrebande und des Handels". Das würde dem Wortverstande nach heißen: die westphälischen Provinzen hätten Freyheit nach Belieben Kontrebande zu machen.

wird ihm freylich ſehr leicht zu zeigen, daß M. den wahren Zuſtand der preußiſchen weſtphäliſchen Provinzen nicht gekannt hat, und völlig falſche Schlüſſe macht *). Aber in dieſer Widerlegung macht Hr. v. Z. wieder die allerlächerlichſten Fehler, weil er die Nachrichten, welche ihm der Herr Miniſter von der Horſt oder ſonſt jemand zur Widerlegung des M. mitgetheilt hätte, theils nicht recht verſtand, theils mit ſeiner vergrößernden Einbildungskraft auf die ſeltſamſte Art übertreibt. Wenn ſolche Fehler nun ein Vertheidiger des Gr. Mirabeau relevirte, wie es ſehr leicht geſchehen könnte: würde nicht dadurch das übrige was Hr. v. Z. ſagt, verdächtig?

Er ſagt z. B. S. 17. "Die Grafſchaft Ravensberg hat auf einer Quadratmeile mehr als 6000 Einwohner. — Kopf für Kopf hat man ſie gezählt." Ob ſie wohl Hr. v. Z. ſelbſt gezählt haben, und etwa in der Entfernung viele Köpfe doppelt gezählt haben mag? Man fand im J. 1787 die Anzahl der Einwohner 81,812 Menſchen, welches auf die □Meile, wenn man 18 □Meilen rechnet, 4544 Menſchen oder à 16 □Meilen **). 5113 Menſchen macht. Da fehlt noch mancher Kopf bis zu 6000.!

Er ſagt noch: "Man kann erweiſen, daß "die einzige Grafſchaft Ravensberg für mehr als eine Million "Thaler an Leinwand und Garn verkauft." Da Hr. v. Z. ſo vieles übertreibt, da er eben auch die Anzahl

*) Dieß hatte dem M. auch ſchon vorher der ehemalige Geheime Finanzrath de Launay deutlich gezeigt in ſeiner Rechtfertigung des Finanzſyſtems Fr. II., in der deutſchen Ueberſetzung (Berlin 1789) S. 109. u. f. f.

**) Man ſehe Weddigens weſtphäliſches Magazin 1ſt Heft S. 45. und deſſen Statiſt. Ueberſicht von Weſtphalen Fol. 1790. S. 25. Hätte doch Hr. v. Z. anſtatt der Menſchenköpfe lieber die Quadratmeilen gezählt!

zahl der Einwohner der Grafschaft Ravensberg übertreibt, so möchte auch dieß übertrieben scheinen. Ravensberg ist ein Ländchen von etwa 18 Quadratmeilen, und man rechnet, daß der so wichtige Leinwandhandel Schlesiens*) im Durchschnitte jährlich etwa 4½ Millionen beträgt. Um desto mehr ist es nöthig, zur Steuer der Wahrheit zu erinnern, daß hier einer von den seltnen Fällen ist, da eine vom Herrn v. Z. angegebene Summe, so unglaublich sie auch scheinen möchte, nicht zu hoch, sondern ziemlich richtig ist. Um also den Beweis, den Hr. v. Z. bey einer so unglaublich scheinenden Behauptung nicht übel gethan hätte gleich hinzuzusetzen, hier zu supplliren; so führen wir aus einer sehr sichern Quelle hier an, wie viel vom 1sten Oct. 1790 bis zu Ende Sept. 1791 in der Grafschaft Ravensberg "zu auswärtiger Versendung versteuert worden ist." Dieses Jahr war wegen des zu besorgenden Krieges und wegen der Unruhen in Frankreich für den Leinwand- und Garnhandel ein mittelmäßiges, und kommt z. B. den für diese Handlung sehr vortheilhaften Jahren 1781 bis 1785. nicht bey. Gleichwohl ward in diesen zwölf Monaten in den Ravensbergischen Städten zur auswärtigen Versendung versteuert:

Leinwand am Werthe		757,458 Thlr.
Garn — —		249,807 —
	Summa	1,007,265 Thlr.

Das

*) Schlesien hat im J. 1756. an Leinewand versendet für 3'771,175 Rthlr. und im J. 1780. für 4'382'963 Rthlr. Im J. 1756. waren 21'977. und im J. 1780. 24'576 Weberstühle vorhanden.

Dabey ist leicht zu erachten, daß manches auswärtig versendet worden, was nicht versteuert, oder wie es gewöhnlich geschiehet, im Werthe zu niedrig angegeben ist; daher kann man zu dieser versteuerten Summe noch eine ziemliche Summe hinzurechnen, um das wirklich auswärts Versendete zu bestimmen. Und die Summe des in diesen zwölf Monaten wirklich fabricirten Garns und Leinwand, ist wohl auf 1,200,000 Thlr. zu rechnen, indem natürlich manches im Lande verbraucht wird, und vieles auch noch unverkauft liegen bleibt. Das Vergnügen, Nachrichten, welche Hr. v. Z. beybringt, bestätigen zu können, wird uns so selten gewähret!

S. 20 versichert Hr. v. Z.: "Es gehen jährlich aus "dem einzigen mindischen Amte Rahden für dreyßigtausend "Thaler hölzerne Löffel, Mollen (Mulden), und dergleichen Klei"nigkeiten nach Holland". Das Amt Rahden enthielt im J. 1790 eine Bevölkerung von 10,551 Seelen, worunter 2,132 Männer, und 1,115 erwachsene Söhne sich befinden; wovon die mehresten sich vom Ackerbau und Viehzucht, andre aber vom Leinwand- und Garnhandel nähren, und fast durchgehends in sehr guten Umständen sind. Rechnet man nun, daß von allen diesen fleißigen Menschen, außer 26 im Amte befindlichen Drechslermeistern, welche die hölzernen Teller, Butterbüchsen und andere gedrehete Arbeit verfertigen, noch 200 andere sich mit Verfertigung der Mulden, Schüppen ꝛc. abgeben, so käme, um die vom Hrn. v. Z. angegebene Summe der angeführten Holzwaaren von 36,000 Thlr. herauszubringen, für jeden ein Fabrikationsquantum von jährlich noch nicht 133 Thlr. *). Es scheint

*) In Büschings Geographie (VIter Theil VIIte Aufl. S. 238) ist diese Verfertigung des hölzernen Geschirrs wirklich allzu

ſcheint wenigſtens möglich, daß einer ſo viel verfertigte, ob es aber wirklich geſchehe, daran iſt ſehr zu zweifeln. In der Beſchreibung des Amts Rahden in Weddigens neuem weſtphäliſchen Magazine S 245, wird von einem ſehr wohlunterrichteten Manne, die höchſte Summe, welche eine Haushaltung abſetzt, nur auf 50 Rthlr., und der jährliche Abſatz im Amte überhaupt nur auf 2500 Rthlr. gerechnet. Geſetzt, dieß wäre auch zu wenig, ſo ſind doch 30,000 Rthlr. offenbar zu viel, wenn man auch die inländiſche Konſumtion, und was vertauſcht wird, hinzurechnet. Daß aber dieſe große Summe von Holzwaaren jährlich bloß nach Holland ginge, iſt ganz ungereimt. Es werden dieſe hölzernen Waaren auch nach Minden, Osnabrück, Bockum und andern Orten verfahren, und auf den dortigen Märkten feil geboten.

Wenn aber Hr. v. Z. die Fabrikation der hölzernen Waaren im Amte Rahden anführen wollte, ſo hätte er vielmehr die Garnſpinnerey und Linnenweberey dieſes Amtes und den daraus erwachſenen auswärtigen Handel anführen ſollen, die viel beträchtlicher ſind. In der gedachten Beſchreibung in Weddigens Magazin werden ſie jährlich auf 75,000 Rthlr. angeſchlagen, welches vielleicht noch zu gering ſeyn möchte. Es iſt gewiß, daß von allen Aemtern im Fürſtenthum Minden die ſtärkſte Linnenweberey im Amte Rah-

gering angeſehen worden. Es heißt daſelbſt: Die Einwohner tauſchten gegen dieſe hölzerne Waare Flachs ein. Es wird viel für gutes baares Geld verkauft, und nicht Flachs, ſondern Heede wird dagegen eingetauſcht. S. Weddigen l. c. S. 245. Auch hat Hr. B. den beträchtlichen Linnen- und Garnhandel gar nicht erwähnt.

Rahden iſt, und daß ſie beynahe ⅓ vom Ganzen ausmacht. Nun ſind in den obenangeführten 12 Monaten 1773 im Fürſtenthum Minden, zur auswärtigen Verſendung verſteuert, am Werthe

Leinwand	‧	36'518 Rthlr.
Garn	‧	184'508 —
Sum.		221'036 Rthlr.

Obige beide Angaben bloß ausgenommen, fällt Hr. v. Z. hier allenthalben in die ſinnloſeſten Uebertreibungen. S. 19. kommt er auf die Lingenſchen Packenträger. Er ſagt: "Sie gehen durch "Deutſchland, Frankreich, Italien, Rußland und "Schweden. Gar nicht gering iſt die Anzahl dieſer mer"kantiliſchen Avantüriers, denn ein einziger Kaufmann zu "Mettingen im Lingiſchen iſt Ausrüſter von ſiebenhun"dert ſolcher Leuten. Ungeheuer iſt ihre Anzahl in "allen Ecken des preußiſchen Weſtphalens." Ungeheuer müßte freylich wohl die Anzahl der Packenträger in dem preußiſchen Weſtphalen ſeyn, wenn ein einziger Kaufmann, der nicht einmal in einer Handelsſtadt, ſondern in einer Bauerſchaft wohnt, ſiebenhundert ſolcher Leute mit Waaren verſähe. Wir möchten auch wohl vom Hrn. v. Z. wiſſen, ob ſeine ſiebenhundert Packenträger, wenn ſie nun in Rußland, Schweden, Frankreich und Italien hauſiren gehen, allemal ſo oft ſie einen Packen verkauft haben, nach Mettingen zurückkehren, um wieder einen Packen Waaren zu holen, oder wie ſie in ſo weit entfernten Ländern es machen, daß ſie nur von dem Mettinger, und ſonſt von keinem Menſchen, ſich ausrüſten laſſen. Wenn man etwas behaupten will, zumal gegen einen Mann wie

Mirabeau, so muß man wenigstens die Möglichkeit zeigen.

Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir von dem Handel der Hausirer in den westphälisch-preußischen Provinzen aus sehr guten Quellen hier eine nähere Nachricht geben, da man unsers Wissens von diesem beträchtlichen Handel in gedruckten Büchern nirgend eine genaue Nachricht findet. Es wird daraus, leider! erhellen, welche verwirrte und ganz falsche Begriffe Hr. v. Z. von den Leuten hat, welche diesen Handel treiben.

Die hausirengehenden Lingenschen und Teklenburgischen Unterthanen unterscheiden sich überhaupt in **Packenträger**, welche Ellenwaaren, und in **Messerhändler**, welche Messer, Scheren, und andre kurze Waaren führen. In der Grafschaft Lingen sind ihre drey Hauptwohnorte, **Mettingen**, **Recke** und **Ibbenbühren**; einige wenige wohnen in **Brochterbeck**, **Schapen**, und **Beesten**.

Hr. v. Z. nennt diese ehrlichen Leute **Avantüriers**. Man weiß, er ist ziemlich freigebig mit verächtlichen Ausdrücken. Diese Leute aber, ob sie gleich weit im Lande herum gehen, sind deshalb keinesweges Vagabunden. Der verächtliche Ausdruck, den Hr. v. Z. von ihnen braucht, schickt sich nicht für solche Leute, welche 1) bestimmte Wohnorte, Häuser und Grundstücke haben; 2) in diese jährlich oder doch nach einigen Jahren zurückkehren, und ihren Hausstand und Familiengeschäfte in gehöriger Ordnung halten; 3) ihre Abgaben durch ihre hinterlassenen Weiber regelmäßig entrichten, ihre Felder und Gärten be-

beſtellen, und ihre Kinder zur Schule gehen laſſen; 4) von denen diejenigen, die diesſeits der Weſer handeln, und von der Regierung jährlich mit beſondern Handelspäſſen, Mann für Mann, verſehen werden, den inländiſchen Fabriken und Manufakturen einen wichtigen Abſatz verſchaffen.

Nach einer authentiſchen Liſte betrug im J. 1780 die ganze Anzahl ſämmtlicher in den beiden Grafſchaften Tecklenburg und Lingen angeſeſſenen Packenträger und Meſſerhändler, welche größtentheils Eigenbehörige ſind, an Herren und Knechten, (oder in der Sprache dieſer Leute an Häuptern und Burſchen) 733 Perſonen, ſchreibe ſiebenhundert und drey und dreyßig Perſonen, welche mit ihren Weibern und Kindern eine Population von 2007 Seelen ausmachten. In der ganzen Voigtey Mettingen waren von dieſen Leuten nur 180 angeſeſſen, und größtentheils königliche Eigenbehörige. Alſo iſt ihre Anzahl zwar freylich gar nicht gering, wie Hr. v. Z. ſagt; aber keinesweges ungeheuer, wie er auch ſagt. Einem Manne, wie er, war es vorbehalten, beide Behauptungen zugleich in vier Zeilen hintereinander von ebendenſelben Leuten ſich entwiſchen zu laſſen. Wenn er auch allenfalls hätte ſagen wollen, welches man in ſeiner unbeſtimmten Schreibart nicht genau ſehen, aber allenfalls nach der chriſtlichen Liebe vermuthen kann, die Packenträger wären in der Grafſchaft Lingen in nicht geringer Anzahl, in ungeheurer Anzahl aber in allen andern Ekken des preußiſchen Weſtphalens, ſo hätte er doch immer etwas ungeheuer Falſches behauptet; denn, außer in Lingen und Tecklenburg, ſind gar keine vorhanden.

Ein Theil dieser Packenträger und Messerhändler handelt in den königlichen Provinzen diesseits der Weser, mit Ausschluß von Schlesien, Ost- und Westpreußen, und darf keine andere als die in diesen Provinzen verfertigte Manufaktur- und Fabrikwaaren führen. Sie beziehen mit diesen Waaren die Messen und Jahrmärkte, und lösen sich jährlich einen Hausirpaß, welcher ihnen nicht ertheilt wird, bevor sie nicht durch Atteste hierländischer Seiden- Halbseiden- Baumwollen- Wollen- Strumpf- Messer- Schnallen- Nadel- u. a. Fabriken docirt haben, daß sie von denselben die Waaren, welche sie verkaufen wollen, ausgenommen haben. Durch diese Atteste weiß man, daß diese Leute jährlich im Durchschnitt auf 180,000 Rthlr. inländischer Fabrikwaaren durch den Hausirhandel absetzen. Die Zahl der Pässe für die in vorgedachten königlichen Provinzen hausirenden Packenträger belief sich im Jahre 1780 auf 167, und in allem waren ihrer etwa 250 Mann, Häupter und Knechte oder Burschc, zusammengerechnet. Es sind ihnen bestimmte acciebare Städte zu Niederlagsorten angewiesen, und sie haben gewöhnlich in Gasthöfen einzelne Kammern gemiethet, wo sie ihre Waaren aufbewahren.

Die übrigen Packenträger und Messerhändler alle läßt Hr. v. Z. in recht weit entfernte Lande reisen, und zwar namentlich nach Frankreich, Italien, Rußland und Schweden. Dahin kommen sie nun nicht, es müßte sich denn etwa einmal ein einzelner bis dahin wagen. Wie wollten sie sich dort auch mit ihrer plattdeutschen Sprache forthelfen? Aber nach der dem Hrn. Ritter beywohnenden Genauigkeit, welche mit seiner Sachkennt-

Kenntniß immer im gleichen Verhältniſſe ſteht, nennt er, ſo viel fremde Länder er auch nennt, gerade die beiden Länder nicht, in welchen ſie ihre Hauptlager haben, nämlich die Vereinigten Niederlande, ſonderlich Nordholland, und Brabant. In Deutſchland kommen ſie außer den preußiſch-weſtphäliſchen Provinzen und Oſtfrießland, nur ins Münſterſche, Osnabrückſche, Hildesheimiſche, Braunſchweigiſche, Schwediſch-Pommerſche Holſteiniſche, und zuweilen nach Dännemark. Sie kommen nicht nach Franken, Schwaben, Baiern, den Oeſtreichiſchen Staaten, Sachſen, Heſſen, Hannover und Meklenburg; auch kommen jetzt weniger nach Holſtein und von dort weiter, als ſonſt. Man kann ziemlich genau wiſſen, wohin ſie kommen; denn weil ſie faſt immer als Väter und Söhne, Brüder und Vettern ſich kennen, und oft in Kompanie handeln, ſo haben ſie gleichſam die kleinen Städte und das platte Land in gewiſſen Diſtrikten unter ſich getheilt, damit nicht einer den andern am Abſatze hindert. In die Gegenden von Frankfurt am Mayn kommen ſie eigentlich auch nicht, man müßte denn die zwey oder drey Mann, welche nach Frankfurt am Mayn auf die Meſſe kommen, um von dort die Waarenbedürfniſſe für die Lingenſchen Krämer zu holen, auch noch unter die Packenträger rechnen.

Nach dem, was Hr. v. Z. von den weiten Reiſen dieſer Leute ſagt, und da man ſchon gewohnt iſt, daß er ſich nie von den Sachen einen genauen Begriff zu machen ſucht, ehe er davon ſchreibt, iſt zu vermuthen, daß er hier ganz verſchiedene Gattungen der Induſtrie von zwey ganz verſchiedenen Provinzen verwechſelt und zuſam-

menschmilzt. Man merkt wohl, er hat etwas gehört, von der Industrie der Fabrikanten und Kaufleute in dem südlichen Theile der Grafschaft Mark oder im sogenannten Sauerlande, zu Hagen, Altena, Lüdenscheid, Iserlohn, Schwelm, auf der Enneperstraße, u. s. w. und hat dieß in Gedanken nach Lingen übergetragen. Der Debit dieser sauerländischen Fabriken erstreckt sich wirklich nach Frankreich, Italien, Holland, Preußen, Polen, Rußland und Schweden. Aber Iserlohner und andre Kaufleute sind freilich auch keine Packenträger, und die Lingenschen Packenträger sind nicht Fabrikanten und Kaufleute.

Wir kommen nun zu dem Kaufmanne in Mettingen, welcher allein nach v. H. Z. siebenhundert Packenträger ausrüsten soll. Hier siehet man eine Ungereimtheit über die andere.

Wenn man den Debit der Packenträger jenseits der Weser ungefähr nach dem Debit diesseits der Weser berechnen will, woselbst 250 Packenträger, wie oben angeführt, jährlich für 180'000 Rthlr. Waaren verkaufen, so erhellet, daß der Zimmermannische Ausrüster in Mettingen an seine siebenhundert Packenträger für eine halbe Million Waaren verkaufen müßte. Nun behauptet Hr. v. Z. selbst nicht einmal, daß der Mettinger alle Packenträger ausrüstet, denn nach ihm sind ungeheuer viel Packenträger in allen Ecken Westphalens. Welch ein Wohlthäter ist nicht unser Hr. v. Z. für die preußischen Provinzen! Eine mäßige Berechnung wird zeigen, daß er durch seine ungeheure Anzahl von Packenträgern mehrere Millionen baaren Geldes in denselben mit eben der Leichtigkeit in Umlauf

lauf bringt, mit welcher er vorher *) durch die preußiſchen Wollenmanufakturen Millionen Hände in Bewegung ſetzte!

Im Ernſte! Kann wohl jemand glauben, daß ein einziger Kaufmann an Packenträger für eine halbe Million Waaren jährlich verkaufte? Und hätte nicht billig Hr. v. Z., ehe er ſo etwas niederſchrieb, auch bedenken ſollen, welche Summe des Umtriebs ſeine Behauptung vorausſetze? Zwar, was hätte Hr. v. Z. nicht bedenken ſollen, ehe er ſchrieb!

Die 167 bis 250 Packenträger, welche diſſeits der Weſer in den preußiſchen Provinzen handeln, kann nun der Mettinger ſchon nicht mit Waaren verlegen; denn die dürfen nur mit inländiſchen diſſeits der Weſer fabricirten Waaren handeln. Alſo bleiben überhaupt nicht einmal 500 geſchweige 700 Packenträger übrig, welche in Weſtphalen ſich mit Waaren verſehen könnten.

Es fällt auch in die Augen, daß diejenigen, welche in etwas entfernte Länder gehen, ſich überhaupt nicht ausſchließend aus Weſtphalen, am wenigſten aber ausſchließend aus Mettingen mit Waaren verſehen können; denn die Unverheuratheten kommen eher nicht nach Hauſe, bis ſie einiges Vermögen erworben haben, und ſich alsdann vielleicht verheurathen und anſetzen, die Verheuratheten aber kommen ſehr oft nur alle zwey oder drey Jahre nach Hauſe, um ihre Weiber und Kinder zu beſuchen. Dieſe Leute gehen beſtändig auf dem platten Lande und kleinen Städten herum. Da ſie alle römiſch-katholiſch ſind, ſo gehen ſie gemeiniglich gegen die Zeit der hohen Feſte nach den großen Städten, theils um daſelbſt ihren Gottesdienſt abzuwarten, theils auch um

*) Anmerk. I. Th. S. 34.

neue Einkäufe zu machen. Außerdem beziehen sie die Messen, wo sie Gelegenheit nehmen, sich bey den Großhändlern mit denjenigen Waaren zu versehen, welche sie nöthig zu haben glauben. Selten committiren sie die Waaren aus dem Fabricationsorte. Nie aber kehren die Entfernten nach ihrer Heimat zurück, um Waaren zu holen. Sie haben auch sonst nicht nöthig zurückzukehren; denn die geringen Domänen-Prästanda von ihren Gütern, (von ihrem Handel, und für die Erlaubniß dazu zahlen sie nichts) werden ohne ihre Hülfe von den zurückgebliebenen Weibern entrichtet, welche in Abwesenheit der Männer die Wirthschaft besorgen.

Also bloß diejenigen Packenträger, welche in die nächstgelegenen Provinzen handeln, können als solche angesehen werden, welche ihre Waaren ganz oder zum Theil aus Lingen oder Tecklenburg hohlen. Und auch diese versehen sich nicht alle aus Mettingen, denn fast in jeder Voigtey wohnt ein Großhändler, und bey einigen von denselben findet man ein Lager von englischen, französischen und andern Fabrik- und Manufakturwaaren, so gut, wie mans nur auf Messen finden kann. Jeder von diesen Großhändlern besorgt gemeiniglich die Packenträger aus seinem Kirchspiele, weil er sie und ihr Vermögen kennt, und ihnen also einen Theil der Waaren auf Kredit geben kann.

Und endlich! wie heißt denn dieser große Auerrüster in Mettingen? Niemand in Mettingen, niemand im Lingenschen, kennt einen solchen Mann! Ein gewisser wohlhabender Mann, Namens Moormann, wohnt zwar in Mettingen, der seine Knechte mit kurzen Waaren nach Ostfriesland und Holland

schi-

ſchicket, und auch die Frankfurter Meſſe beziehet; aber die Zahl ſeiner Burſche beläuft ſich kaum auf 20 und weicht alſo von der angegebenen Zahl 700 allzuſtark ab, als daß er gemeinet ſeyn könnte. In Recke wohnt auch ein bemitteltes Haupt von Packenträgern, Namens Hausmann, deſſen Gewerbe jedoch dem Moermannſchen nicht ganz beykommt, und welchem folglich der Beiname eines großen Ausrüſters noch weniger gegeben werden kann.

Man möchte uns vielleicht fragen, warum wir eine vom Hrn. v. Z. ganz kurz gegebne falſche Nachricht ſo weitläuftig widerlegen? Wir erinnern uns auch, daß ſonſt ganz billige Beurtheiler des erſten Theils dieſer Anmerkungen bemerkt haben, man hätte wohl etwas weniger weitläuftig ſeyn können, mit dem ſchmeichelhaften Zuſatze für den Redakteur: Man würde ihm allenfalls vieles auf ſein Wort, ohne ausführlichen Beweis gealaubt haben. Der Redakteur, der von aller Prätenſion ſehr entfernt iſt, will doch auch hier keine falſche Beſcheidenheit zeigen, und allenfalls zugeben, daß dieß vielleicht hin und wieder der Fall ſeyn könnte. Indeſſen bittet er auch zu bedenken, daß er ſich dieſes Zutrauen des Publikums, wofern er es verdient, nur dadurch erworben hat, daß er bey mehrern Gelegenheiten zeigte, er wiſſe die Sachen genau und habe ſie beſſer unterſucht als Hr. v. Z. Dieß mußte er nothwendig allein durch Gründe und durch richtigere Nachrichten dem Publikum überzeugend darthun, welches ohne ziemliche Ausführlichkeit unmöglich zu bewirken iſt. Hätte der Redakteur dieß nicht allenthalben ſo überzeugend dargethan; ſo würde ſich von der einen Seite wohl ſchwerlich jemand vorgeſtellt haben, daß Hr.

v. Z.

v. Z. so ganz und gar von Kenntniß der Sachen entblößt ist, von denen er schreibt, und daß er die guten Quellen, die er hatte, so gar unglaublich schlecht gebraucht hat. Der Redakteur fühlt gar sehr, daß es viel leichter ist, auf Zimmermanische Art eine Thorheit oder falsche Nachricht mit wichtiger Miene hinzuwerfen, als sie durch mühsame Untersuchungen unparteyisch zu prüfen. Er fühlt aber auch, daß wenn er nicht die Sachen deutlich, und folglich ausführlich, auseinandergesetzt hätte, so würde Hr. v. Z. bald mit der vornehmen Miene, durch welche er schon in seinen Fragmenten das Publikum irre geführt hat, aufgetreten seyn, würde das Publikum durch Vorspiegelungen abermal irre gemacht, und vorgegeben haben: sein Ja! sey wohl so viel werth als des Redakteurs Nein! Giebt es doch sogar noch einige blinde Anbeter des Herrn Ritters, (obgleich in sehr geringer Anzahl) welche in Gesellschaften gern noch diesen Ton anstimmen möchten, wenn nur die Wahrheit nicht allzu laut wider sie redete.

Endlich, da es dem Redakteur nicht sowohl darum zu thun ist, des Hrn. v. Z. Unrecht zu zeigen, um ihn zu demüthigen, als um die durch ihn so sehr verdunkelte Wahrheit wieder hervorzubringen: so findet er es gar zu wenig lehrreich für den Leser, nur mit einem Machtspruche zu sagen: Hr. v. Z. habe abermals Unrecht. Da er bey jedem Satze des Hrn. v. Z., von dem er spricht, allezeit die Wahrheit oder Falschheit desselben aufs genauste aus den Quellen untersucht hat; so scheint es ihm sehr viel lehrreicher, wenigstens bei denjenigen Dingen die Sache näher auseinander zu setzen, wo er zu nützlichen Erläuterungen Gelegenheit geben kann, welche vielleicht nie-

niemand geben konnte, als der, ſo wie er, die Sachen ſo genau als immer möglich unterſucht hat, und durch den Beiſtand der verehrungswürdigſten preußiſchen Geſchäftsleute auch vielleicht genauer zu unterſuchen im Stande geweſen iſt, als viele andre. Bey ſolchen Gelegenheiten hat er geglaubt, die Weitläuftigkeit nicht ſcheuen zu dürfen, weil für die preußiſche Geſchichte und Statiſtik Gewinn dabei war. Dieß ſchien ihm der Fall bei der obigen Unterſuchung über die weſtphäliſchen Packenträger, über welche Materie wohl nicht ſobald jemand etwas ſchreiben möchte, oder möchte ſchreiben können. Dieß wird bey einigen nachfolgenden andern Unterſuchungen auch der Fall ſeyn. Eben jetzt findet ſich der Redakteur veranlaßt, eine kurze Unterſuchung über die Population der ſämmtlichen preußiſchen Lande, und über ihre Zunahme und Abnahme hier einzurücken. Der Graf Mirabeau hatte dieſe Materie durch ganz verkehrte Vorſpiegelungen und durch zwey ſcheinbar abgefaßte Tabellen ſehr verwirret. Hr. v. Z., der in dieſem Kapitel, ohne alle Kenntniß der Sachen, den Gr. M. widerlegen will, verwirret ſie noch mehr. Der Redakteur hofft alſo, daß man ihm auch hier einige Weitläuftigkeit nicht verargen wird.

Der Graf Herzberg hat bekanntermaßen in ſeinem Memoire von 1785. S. 23 angezeigt, daß ſich in den alten Staaten Fr. II. im J. 1740 ungefähr auf 2,224,000 Menſchen befanden, daß damals im J. 1784 1,770,000 Menſchen mehr in denſelben waren, und daß alſo die Population ſich in denſelben beynahe verdoppelt habe. Dem Gr. Mirabeau gefällt es nun gar nicht, daß in einer Regierung, welche der von ihm ſo angeprieſenen phyſiokratiſchen

ſchen gerade entgegengeſetzt iſt, die Population ſich ſogar merklich ſolle vermehrt haben. Er ſucht daher, um ſein baufälliges phyſiokratiſches Syſtem zu ſtützen, wirklich ohne alle Kenntniß der Art wie die Bevölkerung berechnet werden muß, und ohne gründliche Kenntniß der preußiſchen Staaten, dieſe Rechnung verdächtig zu machen. Es thut uns leid, dieſes hier vom Gr. M. ſagen zu müſſen, deſſen ſonſtige Verdienſte wir gewiß nicht verkennen; aber, daß wir von ihm nicht zu harte, ſondern gerade die hier angemeſſenen Worte brauchen, wird ſich unten zeigen. Er ſucht in ſeinem T. II. S. 39 und f. f. vorzuſpiegeln, es enthielten die preußiſchen Staaten 1,524,000 Menſchen weniger als ſie nach den eigenen Prinzipien des Grafen von Herzberg enthalten ſollten. Der Graf von Herzberg hatte nämlich nach dem Grundſatze, in welchem Moheau und Süßmilch *) übereinſtimmen, in den preußiſchen Ländern angenommen, daß zu 26 Menſchen jährlich Einer geboren wird, und von 36 Einer ſtirbt, wodurch nach des Gr. M. Berechnung (die wir nicht nachgerechnet haben) der jährliche Zuwachs von 32 Menſchen auf 3000 entſtehen ſoll. Er hingegen nimmt wider die einſtimmige Meinung aller Schriftſteller, die die Lehre von der Bevölkerung unterſucht haben, ohne die geringſte Erfahrung in irgend einem Lande, ja ohne nur den geringſten Grund anzuführen, ganz willkürlich ein ganz anderes Verhältniß an; nämlich daß in den preußiſchen Staaten nur zu 28 Menſchen jährlich Einer geboren wird, und unter 1000 jährlich 28 ſterben.

*) S. Süßmilch göttl. Ord. I. Th. Tl. 1. S. 89. 225. und f. f. III. Th. 2te Auflage S. 144.

ben. Aus dieſem Verhältniß ſoll folgen, "daß dans "le cours naturel des choſes, auf 7000 Menſchen jährlich ein "Zuwachs von 54 in den preußiſchen Staaten gerechnet wer"den müſſe." Und nun macht Mirabeau eine Berechnung, vermöge deren die preußiſchen Lande 1,045,180 Menſchen weniger enthielten, als ſie nach dieſem willkührlich angenommenen Verhältniſſe geben ſollten.

Wie verkehrt die ganze Berechnung angeſtellt, und wie ganz falſch dieſes Deficit ſelbſt nach dem eigenen (obgleich unrichtig) angenommenen Verhältniſſen des Gr. Mirabeau iſt, wollen wir, da es Hr. v. Z. nicht gethan hat, unten hoffentlich einleuchtend beweiſen. Es fällt zwar ohnedieß in die Augen, daß ein Mann wie der Graf Herzberg, der die preußiſchen Staaten ſo genau kennt, und alle richtige Nachrichten, die vorhanden ſind, haben konnte, ſchon die Präſumtion vor ſich habe, daß ſeine Grundſätze, ſo wie ſeine Nachrichten den Vorzug verdienen vor denen eines Fremden, der ſo wenig ſachkundig iſt. Aber daß Hr. v. Z. eben ſo wenig die Sache verſteht, daß er ſogar nicht einmal dasjenige was der Graf Herzberg und Gr. M. ſagt, mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, erhellet ſehr deutlich aus der Art, wie er S. 25 und f. f. den M. zu widerlegen ſucht.

M. der nur auf alles denkt, um die Zunahme der preußiſchen Population, gegen das J. 1740 gerechnet, zu vermindern, nimmt an, der Hr. Gr. H. habe die angeführte Summe aus einer Zählung genommen, und giebt vor, die Zählungen wären unrichtig, und die Berechnung aus den Gebornen und Geſtorbenen wäre richtiger.

Das

Dieß ist wahr und nicht wahr, nachdem die Zählungen und die Sterblisten sind, und nachdem man sich dabey benimmt. So wie es M. anfängt, wird die unvollkommenste Zählung sicherere Schlüsse gewähren als seine Art zu verfahren. Er nimmt die Geburts- und Todtenlisten von dem einzigen Jahre 1740 her, und berechnet nach einem ganz willkürlichen und nirgend durch Erfahrung bestätigten Verhältnisse daraus, es wären damals 2,808,000 Menschen in den preußischen Staaten gewesen, damit theils die wirkliche Zunahme nicht so groß scheinen soll, theils damit er durch seine imaginäre Vermehrung so vieler tausend Menschen die er für 1740 mehr annimmt, ein größeres imaginäres Deficit von Menschen im Jahr 1787 finden, und denjenigen, welche die Sache nicht gründlich untersuchen, die Augen blenden könne. Hier macht nun M. sich der größten Ungereimtheit schuldig. Denn jeder Anfänger in der politischen Rechenkunst weiß ja, daß man nicht auf ein einziges Jahr, sondern durch eine Mittelzahl von mehrern Jahren rechnen, und dabey noch sorgfältig auf andre wichtige Umstände Rücksicht nehmen muß, wenn man einen richtigen Schluß aus der Anzahl der Gebornen und Gestorbenen machen will; weil sonst auch selbst die unvollkommenste Zählung doch immer noch der Wahrheit näher kommen wird, als eine solche ganz willkührliche, auf gar keinem richtigen Grunde beruhende Ausrechnung. Noch ungereimter ist es das einzige Jahr 1740 zu wählen, wo der bekannte harte Winter, und ein größeres Sterben und weniger Geburten waren, und wo noch dazu gegen Ende des Jahres die Armee ins Feld rückte. Es weiß ja jedermann, daß wenn man Mittelzahlen aus den Gebornen und Gestor-

ſtorbenen zieht, die epidemiſchen Jahre ganz weglässt; wie viel ungereimter iſts noch, bloß auf die Gebornen und Geſtorbenen eines einzigen epidemiſchen Jahres eine Rechnung zu gründen und ein ganz ſchimäriſches Verhältniß des Gebärens und des Sterbens anzunehmen! Dieſes hätte Hr. v. Z. wenn er die geringſte Kenntniß von dieſen Sachen hätte, gleich wider M. ſagen ſollen; weil daraus erhellet, wie ganz nichtig deſſen Berechnung iſt. Hr. v. Z. ſcheint aber zu glauben, der Gr. H. ſtütze ſich nicht nur für das Jahr 1740, ſondern in der ganzen Rechnung auf Zählungen, nicht aber auf Geburts- und Sterbeliſten; Mirabeau hingegen ſtütze ſich nur auf die letztern. Daher glaubt er, er habe alles gethan, wenn er die Zählungen vertheidigt. Er führt an: "Man zähle in den preußiſchen Staaten "die Menſchen auf drey verſchiedene Arten, wobey nit- "mals große Verſehen entſtehen könnten:

"1) Die hiſtoriſche Zählung."

"2) Die Salzkonſumtionsregiſter."

"3) Die Enrollirungsliſten, in welchen auch das weib- "liche Geſchlecht aufgeführet würde."

Dieß iſt alles recht gut, nur daß in dieſem Falle M. dadurch nicht widerlegt wird; denn es hat der Hr. Gr. Herzberg ſeine ganze Rechnung, wie ſchon geſagt, hauptſächlich nach den Geburts- und Sterbeliſten gemacht *) und ſich eigentlich auf die Zählungen gar nicht bezogen; nur ſeine beym J. 1740 angegebene Summe wird aus einer Zählung entſtanden ſeyn. M. hingegen läugnet haupt-

*) Diſſ. ſur la Population pour 1781. p. 22. und Additions p. 2.

hauptsächlich die Richtigkeit des Verhältnisses der Gebornen und Gestorbenen, und die aus demselben berechnete fortschreitende Vermehrung, die er viel geringer annimmt, als der Graf Herzberg. Hierüber also mußte er widerlegt werden, wenn Hr. v. Z. ihn widerlegen wollte.

Daß die historische Zählung *), so wie sie jetzt gemacht wird, ziemlich genau sey, kann niemand läugnen, der weiß wie sie gemacht wird, durch wie manche Hände sie gehet, und die Uebereinstimmung mit der jetzt zu Werke gegangen wird. Aber daß im Jahre 1740 solche Zählung mit der jetzigen Ge-

*) Hier findet sich ein neuer Beweis, wie Hr. v. Z. wegen seines Mangels der gehörigen Kenntniß auch der bekanntesten Dinge in den preußischen Staaten, die Nachrichten, die ihm gegeben worden sind, verstümmelt und verwirft. Er sagt S. 26 erst: „Die historische Tabelle werde in den Städten gemacht," ohne zu sagen von wem; und dann setzt er im Gegensatze hinzu: „auf dem Lande verfertigen „diese Tabellen die Land- und Steuerräthe und ihre „Unterbedienten.". Wer nur etwas von der preußischen Verfassung weiß, dem ist bekannt, daß die Steuerräthe nicht über das platte Land, sondern über die Städte gesetzt sind. Und wer wären denn die Unterbediente der Steuerräthe? Sie machen die historischen Populationslisten der Städte ihres Bezirks, aus den Listen, welche ihnen die Magistrate einschicken, und senden sie an die Kammern. Hingegen sagt er S. 27. die Kantonlisten würden durch einen Staabsofficier, und durch einen Landrath aufgenommen, gerade, als ob die Steuerräthe nichts bey den Kantonlisten der Städte zu thun hätten. Auf dergleichen Verwirrungen und Ungenauigkeiten stößt man alle Augenblicke. Uebrigens können diejenigen Leser, welche die Beschaffenheit einer historischen Populationsliste, wie sie in allen preußischen Staaten gemacht wird, noch nicht kennen, eine Probe davon finden in der Populationsliste von Berlin für die Jahre 1778 bis 1784. in Nicolai Beschr. v. Berlin. I. Bd S. 241. und von einigen Kreisen der Kurmark in Büschings Reise nach Rekahn, 2te Ausgabe S. 746 und in dessen Beyträgen zur Regierungsgeschichte Fr. II, S. 142.

Genauigkeit gemacht worden ſey, kann man nicht wohl behaupten *). Alſo hätte ſich Hr. v. Z. nicht eigentlich auf die Genauigkeit derſelben, wider M. berufen müſſen; ſondern nur darauf, daß ſie verhältnißmäßig hier eher zum Grunde einer wahrſcheinlichen Volksmenge angenommen werden könne, als die Geburts- und Sterbeliſten eines einzigen epidemiſchen Jahres.

Die Salzkonſumtionsregiſter ſind, wie uns aus den ſicherſten Quellen bekannt iſt, an vielen Orten nur nach Familien und nicht genau nach der Perſonenzahl eingerichtet, überdem betreffen ſie nur bloß das platte Land; und da alſo von allen Städten darin nichts vorkommt, ſo ſind ſie zu einer genauern allgemeinern Zählung unmittelbar nicht zu gebrauchen. Die Kantonliſten ſind von allen den Orten gar nicht vorhanden, wo kein Werbekanton iſt, als von den Städten Berlin, Potsdam, Brandenburg, Breßlau, vom ſchleſiſchen Gebirge ꝛc. vom Oberbruch, und andern Koloniſtenetabliſſementern, und von einem Theile der weſtphäliſchen Provinzen **). Ferner iſt der Adel und andre Eximirte, desgleichen die ſchon verabſchiedeten Soldaten und die wegen kleiner Statur, Krankheit u. ſ. w. zum Dienſte Untauglichen, nicht in denſelben aufgeführt. Sie ſind alſo in Abſicht der allgemeinen Bevölkerung ſehr unvollſtändig. Es iſt auch

*) Man ſehe Hrn. O. L. A. Büſchings Beyträge zur Regierungsgeſchichte Fr. II. S. 137. 138.

**) Die Werbefreyheit derſelben führt Hr. v. Z. ſelbſt S. 19 an. Von andern ſ. zum Theil Büſchings Beyträge zur Regierungsg. Fr. II. S. 411. f. f.

grundfalsch, ob es gleich Hr. v. Z. ausdrücklich sagt, daß das weibliche Geschlecht in diesen Listen mit aufgeführet werde. Der Redakteur hat sich, da ihm diese Behauptung ganz neu war, ob er gleich sonst in dem, was die preußische Verfassung angeht, nicht fremd ist, besonders darnach erkundigt, und kann aus den sichersten Quellen die Nachricht geben, daß wenigstens in der Kurmark, in Pommern und in Schlesien das weibliche Geschlecht in den Kantonlisten nicht aufgeführt wird. Wozu sollte dieß auch geschehen? Unnütze Arbeit wird sich doch niemand machen.

Wir wollen hiemit nicht sagen, daß die Salzkonsumtionslisten und Kantonlisten nicht in vielen Fällen die historische Tabelle erläutern und gewisser machen könnten; ob sie aber jemals von jemand zu diesem Behufe, besonders im Ganzen, oder auch nur von ganzen Provinzen, verglichen worden sind, daran ist wohl zu zweifeln. Die Nachricht des Hrn. v. Z. ist an sich recht gut, aber theils nicht nur nicht so neu, wie er zu glauben scheint, da schon in mehrern gedruckten Büchern davon gehandelt ist; theils ist sie nicht nur unbestimmt, sondern auch, daß diese dreyerley Arten der Zählung gemacht werden, kann in dem vorliegenden Falle wider M. gar nichts erweisen; da die dreyerlei daraus erwachsenden Summen schwerlich je zusammengestellt worden sind, um ihre Richtigkeit zu untersuchen

Die eigne Berechnung des Gr. M. hätte Hr. v. Z. widerlegen müssen, wenn er Geschicklichkeit dazu gehabt hätte. Wir wollen also hier beweisen, daß diese Berechnungsart ganz falsch ist. Wir erstaunen wirklich, daß so viele Gelehrte und Schriftsteller, ja sogar einige Geschäftsleute diese

ſe Berechnung für etwas ſonderliches *) und ſchwer zu beantwortendes haben halten können.

Dieß iſt ein abermaliger einleuchtender Beweis, wie wenig die ſimpelſten Anfangsgründe der politiſchen Rechenkunſt allgemein geläufig ſind, ſelbſt denen, die Statiſtiker ſeyn wollen! — Und wer will das jetzt nicht ſeyn, ſobald er Tabellen abſchreiben, □Meilen berechnen, und mit weiſer Miene von Population und Cirkulation ſchwatzen kann!

Wir wollen des Gr. Mirabeau eigene Tabelle, zum beſſern Verſtändniſſe, aus der deutſchen Ueberſetzung (I. Bds. 2s. St. S. 48.) hierher ſetzen. Der Redakteur wundert ſich, daß der Ueberſetzer dieſe Tabelle eingerückt hat, da er doch verſprach, alles Unnütze wegzulaſſen, und daß wenigſtens nicht einige Anmerkungen hinzugethan worden ſind, um die auffallendeſten Ungereimtheiten derſelben zu zeigen. Die Tabelle lautet folgendergeſtalt:

*) Der Recenſent in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen (e. J. 1789 No. 50. S. 523). welchen Hr. v. Z. für Hrn. Hofrath Spittler hält, hat die Ungereimtheit ſo ſehr eingeſehen, daß er nicht glaubt, es ſey dem Mirabeau mit dieſer Berechnung Ernſt geweſen, ſondern ſie habe nur eine Parodie auf andre Berechnungen ſeyn ſollen, die vielleicht auch ihrer Seits nicht ganz von allem Uebertriebenen frey waren. Der berühmte Mann irrt ſich hierin. Es war dem Hr. M. Ernſt, und hingegen kann der Redakteur mit Kenntniß der Sache, und aus vollkommener eigener Ueberzeugung ſagen, daß die preußiſchen Populationstabellen nicht übertrieben ſind; ſo wie ſie denn auch von ganz anderer Art ſind, als die Mirabeauiſche Tabelle. Uebrigens hat dieſer Recenſent etwas davon gemerkt, wo der Fehler in den Mirabeauiſchen Tabellen ſtecken möchte, aber ohne es doch genauer anzugeben. Den gröbſten und doch in die Augen ſpringenden Fehler dieſer Tabelle den wir unten unter No. 9. anzeigen werden, ſcheint er ganz überſehen zu haben.

„Anzahl der alten Unterthanen Friedr.		
„des Zweiten bei seiner Thronbestei-		
„gung	2,800,000.	
„Hierzu Schlesien . . .	1,300,000.	
„ — Ostfriesland . . .	100,000.	
„Summa aller Unterthanen im Jah-		
„re 1743	4,200,000.	
„Der jährliche Zuwachs von 54 Men-		
„schen auf 7000, beträgt in den 5		
„Jahren bis 1747 . . .	162,000.	
„Hauptsumme 1747		4,362,000.
„Jährlicher Zuwachs bis 1752	168,210.	
„Hauptsumme 1752		4,530,210.
„Jährlicher Zuwachs bis 1757	174,690.	
„Hauptsumme 1757		4,704,900.
„Jährlicher Zuwachs bis 1762	181,440.	
„Hauptsumme 1762		4,886,340.
„Jährlicher Zuwachs bis 1767	188,460.	
„Hauptsumme 1767		5,074,800.
„Jährlicher Zuwachs bis 1772	195,750.	
„Hauptsumme 1772		5,270,550.
„Akquisition von Westpreußen		500,000.
„Hauptsumme 1772		5,770,550.
„Jährlicher Zuwachs bis 1777	222,480.	
„Hauptsumme 1777		5,993,030.
„Jährlicher Zuwachs bis 1782	231,120.	
„Hauptsumme 1782		6,224,150.
„Jährlicher Zuwachs bis 1787	240,030.	
„Hauptsumme 1787		6,464,180.
„Summe der wirklichen Volksanzahl		5,419,000.
„Erwiesener Ausfall der Bevölkerung		
„in diesem Zeitraume . .		1,045,180.“

Wie? dieser Ausfall von mehr als einer Million Menschen, welche die preußischen Staaten weniger hätten, als sie haben sollten, wäre erwiesen? Er ist erdichtet, und in der Berechnung sind Fehler über Fehler, von denen man nicht weiß, ob man sie einer unbeschreiblichen Unwissenheit, einer unbeschreiblichen Nachlässigkeit, oder einer unbeschreiblichen Begierde, eine ersonnene Theorie durch scheinbare Argumente und Rechnungen zu bestätigen, zuschreiben soll. Jeder billige Leser, wenn er folgen-

de Auseinandersetzung gelesen und erwogen hat, wird hoffentlich finden, daß wir nicht allzuharte Worte gebrauchen. Die Fehler sind wirklich so groß; sie müssen jedem, der sich nur einigermaßen mit Dingen dieser Art abgegeben hat, so deutlich in die Augen fallen, daß es wirklich wohl zu verwundern ist, daß sie noch niemand öffentlich bemerkt hat, und daß sich auch so mancher Leser des Mirabeauschen Buchs durch diese Tabelle hat können lassen irre führen.

1) Es ist schon ein ganz willkührlich angenommener Satz des Gr. M., daß Zählungen bey Berechnung der Menschenzahl eines Landes ganz verwerflich wären, und nur die Geburts- und Sterbelisten in Betrachtung zu ziehen seyn würden. Wer sich nur ein wenig von dergleichen Rechnungen unterrichtet hat, weiß sehr wohl, daß man beide zusammennehmen, und eine mit der andern vergleichen, dabey aber auf verschiedene andere Umstände sehen muß. Aus unvollkommenen Daten kann man nur unvollkommene Schlüsse machen. Nun wird aber jeder, der nur einigermaßen weiß, wie unter König Friedrich Wilhelm I. mit den Zählungen und mit den Kirchenlisten verfahren worden ist, zugeben, daß damals die Zählungen verhältnißmäßig genauer gewesen sind, wenn sie auch noch nicht ganz genau waren. Hingegen die Kirchenlisten wurden, wie es sehr bekannt ist, damals nicht so genau gemacht, und so genau eingeschickt als jetzt geschiehet. Derjenige nähert sich also mehr der Wahrheit, welcher sich für die damalige Zeit der Zählung bedient.

2) Ist es wohl je noch in der politischen Rechenkunst erhört gewesen, daß jemand einen allgemeinen Satz annimmt, wie in einem gegebenen Lande die Vermehrung der Menschen durch die Geburten zuneh-

nehmen müsse? Ist es je erhört, nach einem solchen willkührlich a priori angenommenen Satze, 46 Jahre fortzurechnen, (ohne die Kinder abzurechnen die bald wieder sterben, ohne rechts und links nachzusehen, wie das Land und dessen verschiedene Provinzen beschaffen sind, und was darin während der 46 Jahre vorgegangen ist), diese thörigte Berechnung Cours ordinaire des choses *) zu nennen, und wenn alsdann die wirkliche Menschenzahl geringer ist, als die Berechnung, ohne weiteres keck zu schließen, die Population sey gewaltsam verhindert worden? Die politische Rechenkunst würde nicht auf wahrscheinliche Resultate, sondern auf den gröbsten Unsinn führen, wenn man auf diese Art verfahren wollte. Man muß der Vermehrung nicht a priori und durch willkührliche Rechnungen und Verhältnisse, sondern aus der Erfahrung nachspüren. Man muß dabey auf sehr viele Dinge Acht haben, und sie miteinander vergleichen, wie es Süßmilch und andre sachverständige Männer thaten, und noch muß man dabey sehr behutsam zu Werke gehen, daß man nicht in Trugschlüsse verfalle. Wenn eine Rechnung $\frac{1}{7}$ mehr Menschen angiebt, als wirklich vorhanden sind, so ist wohl der nächste Schluß, daß das angenommene Verhältniß falsch, und die Rechnung unrichtig ist, nicht aber daß es im Lande schlecht stehet; und man muß die Rechnung nochmals genau examiniren.

*) Wenn man viele Jahre nacheinander berechnen will, so gehören Kriea, theure Getreidepreise, epidemische Jahre und andre Vorfälle zum cours ordinaire des choses, die ein politischer Rechner sorgfältig beobachten muß, sonst wird er wie M. eine ganz unnatürliche Rechnung machen. In den preußischen Landen waren die Jahre 1757, 1764, 1772 und besonders 1765 wegen der Kinderblattern epidemisch. Auch die sieben Kriegsjahre, waren in verschiedenen Provinzen, besonders in Schlesien, den epidemischen sehr nahe.

3) Und wie ganz willkührlich und ohne allen Grund iſt das von M. angenommene Verhältniß! Wie ſtreitet es wider alle Beobachtungen in den preußiſchen Ländern! Wie ſtreitet es wider die Beobachtungen in allen Ländern! M. ſagt: (T. II. S. 40) "Nous croyons que dans les Etats du Roi de "Pruſſe il ne *nait en ſoralité* ſur 25 habitans *qu'un* être hu"main, et qu'il en *meurt* 28 für 1000". Man bedenke nur, welche weitläuftige und genaue Unterſuchungen derjenige würde müſſen gemacht haben, der für die Toralität aller preußiſchen Provinzen, worin die Sterblichkeit und die ſtufenweiſe fortſchreitende Vermehrung ſo ſehr verſchieden ſind *) ein neues Verhältniß feſtſetzen will, das allen andern durch vieljährige Erfahrung und ſorgfältige Berechnungen angenommenen Verhältniſſen widerſpricht! Er müßte doch gewiß geleſen haben, was Süßmilch, Hausmann, Büſching u. a darüber geſchrieben haben, und er müßte erſt bey ihnen in die Schule gehen, um zu lernen, wie man Geburts- und Sterbeliſten eigentlich gebrauchen ſoll. Aber man ſiehet nicht, daß Mirabeau von den ſo ſorgfältigen und unparteyiſchen Unterſuchungen dieſer Männer auch nur eine Seite geleſen, und gehörig erwogen hat. Woher hätte er auch Geduld dazu bekommen? Scheinbar raiſonniren, lebhaft und ſchön deklamiren, und dreiſt abſprechen, koſtet weit weniger Mühe, als ſorgfältig unterſuchen, und nimmt die Leſer mehr ein. Dieſe Maxime haben Zimmermann und Mirabeau beide oft in Ausübung gebracht.

4)

*) S. Süßmilch göttl. Ordn. IIIr Th. S. 51. u. f. f.

4) Wie willkührlich, und bloß nach Absichten, dieses Verhältniß angenommen ist, erhellet, wenn man es ein wenig genauer betrachtet. Die Summe der Gebornen hat M. vermindert, indem er anstatt des Verhältnisses 1 : 26 das 1 : 28 annimmt. Nicht den geringsten Grund hat er für diese Verminderung angegeben, wie unten noch mehr erhellen wird. Nun will er sich aber das Ansehen geben, als hätte er die Sache sehr genau berechnet. Er giebt also vor, das gewöhnlich angenommene Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden 1 : 36 sey unrichtig, und er habe das Verhältniß 28 : 1000 gefunden. Aber man rechne nach! Dieses neue und seynsollende richtigere Verhältniß der Sterbenden ist eben das Verhältniß 1 : 36, mit einer ganz geringen Vermehrung der Sterblichkeit *), so daß anstatt 1608 daraus folgende Lebende nun 1000 kommen. Durch diese kleine Windbeuteley hat M. nur verstecken wollen, daß er bloß willkührlich das Verhältniß der Gebornen merklich vermindert, und das Verhältniß der Sterbenden beynä-

*) Daß der Multiplikator 36 allzuarog ist, um durch denselben aus der Anzahl der Sterbenden in allen preußischen Provinzen auf die Lebenden zu schließen, haben schon Büsching (Wöchentl. Nachr. VIIr. Jahrg. 1779. S. 361) und Baumann (IIIr. Theil, Seite 733) behauptet, wenn sie gleich auch noch nicht genau übereinstimmen, wie es bey der Schwierigkeit der Untersuchung leicht zu verzeihen ist. Wenn aber M. sich unterstehen wollte, dem Anschein nach ein noch genaueres Verhältniß als 1 : 36 das dem letztern doch so nahe kommt, festzusetzen; so wäre doch wohl zuvörderst nothwendig gewesen, die Gründe dieser Männer zu widerlegen, und uns zu sagen, auf welchem Wege er denn wohl das fehlerhafte und zu große Verhältniß 1 : 36 bis zu 28 : 1000 hätte genauer modificiren, und dadurch noch etwas vergrößern können. Aber er hat offenbar nicht einmahl gewußt, was Büsching und Baumann darüber geschrieben hätten.

nahe ſtehen läßt, um dadurch ſeinen Vorſpiegelungen zu Hülfe zu kommen, als nähme in den preußiſchen Landen die Bevölkerung nicht in der Maaße zu, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge geſchehen ſollte.

5) Schon daraus muß erhellen, wie unwahrſcheinlich es iſt, M's. Rechnung könne richtig ſeyn, da er in den preußiſchen Ländern nach ebendemſelben Verhältniſſe die Vermehrung der Menſchen für das J. 1786 wie für 1740 beurtheilet. Es iſt doch in dieſen 46 Jahren ſo ſehr vielerley vorgegangen, und ganze Provinzen haben ſo ſehr eine andere Geſtalt bekommen, daß man ſchon im Voraus vermuthen muß, ein ganz gleiches Verhältniß könne man nicht willkührlich annehmen. Aber bis dahin ſieht M. nicht. Er will nur ſeinen phyſiokratiſchen Träumereyen zu Gefallen von der Bevölkerung in den preußiſchen Landen den widrigen Begriff machen, ſie nähme daſelbſt nicht zu, wie ſie im cours naturel des choſes zunehmen ſollte. Um dieſes vorzuſpiegeln, nimmt er willkührlich an, was ihm beliebt, ohne ſich im geringſten zu bekümmern, ob er ſich ſelbſt nicht in die offenbarſten Widerſprüche verwickelt.

Wir wollen nur vier ſolcher groben Widerſprüche anführen.

a) Mirabeau verwirft, (wie oben S. 39 angezeigt,) die Zählungen. Nun iſt das Lächerliche und Widerſinnige in ſeinem Verfahren, daß er in ſeinem Tome II. S. 43. die Geburtsliſten des einzigen Jahres 1740 zum vorzüglichen Grunde annehmen, und doch, Seite 310 in den Errata, die preußiſchen Geburts- und Sterbeliſten von den Jahren 1781. bis 1786. wieder ver-

be-

dächtig und für ganz unbrauchbar ausschreyen will. Also hätten wir ja gar nichts, wornach wir rechnen könnten! und auch M. hätte das Berechnen unterlassen müssen.

b) M. will, wie eben gedacht Geburts- und Sterbelisten, welche in neuern Zeiten mit größter Genauigkeit und Sorgfalt mehrere Jahre gemacht worden sind, ohne den geringsten Beweis verdächtig machen, daß sie auf eine ungeheure Art vergrößert, das heißt, erlogen wären. Zwar weiß jedermann, daß diese Listen durch so viele Hände gehen, daß es unmöglich seyn würde, sie auf eine so grobe Art, und zwar mehrere Jahre nach einander, beständig zu verfälschen *). Aber M. hat sich auch gar nicht erkundigt, wie damit verfahren wird; sondern schließt nur, sie müssen verfälscht seyn, weil sie ungefähr „einen jährlichen Ueberschuß von 40,000 der Gebornen über „die Gestorbenen anzeigen," und weil M. nicht will, daß die preußischen Lande unter einer unphysiokratischen Regierung sich so sehr an Menschen sollen vermehrt haben, und weil er endlich in seinem Eifer so weit kommt, daß er S. 314 behauptet — sollte man glauben, daß ein vernünftiger Mensch so etwas ganz unvernünftiges behaupten könnte! — "Die "wahre Vermehrung der Menschen, während der 46 Regie"rungsjahre Fr. II. wären in allen seinen Staaten nur "710,000 gewesen"**). Dieß unterfängt sich M. zu be-

*) Herr Zimmermann, (nicht der Hannöverische sondern der Schlesische, dem man an Glaubwürdigkeit zutheilen muß, was dem Hannöverischen fehlt) zeigt dieß auch in der deutschen Uebersetzung des Mirabeauschen Werks I. Bds 2s St. S. 175.

**) S. 45. behauptet er auch: "Es sey unmöglich sich vorzustellen, daß die Vermehrung der Einwohner aller "alten Provinzen über 400,000 betrüge." Und nun der Beweis!

behaupten, mit Verwerfung ſorgfältig gemachter Geburts- und Sterbeliſten mehrerer unepidemiſchen Jahre zu behaupten, damit nur jetzt weniger Menſchen in den preußiſchen Staaten vorhanden ſeyn ſollen. Hingegen, um vorzuſpiegeln, die Anzahl der Menſchen in den preußiſchen Landen wäre im J. 1740 viel größer geweſen, als ſie wirklich war, ſind ihm die Geburts- und Sterbeliſten eines einzigen, und zwar eines epidemiſchen Jahres der ſcherſte Grund. Sollte man glauben, daß ein Schriftſteller mit ſo gar weniger Candeur zu Werke gehen könnte!

c) Er ſagt, wie wir S. 41 angezeigt haben, ausdrücklich: "dans les etats du Roi de Pr. il ne *nait* fur "28, qu'un être humain, et il en *meurt* 28. fur 1000." Er gründet bloß darauf, daß ſeinem Vorgeben nach in dem J. 1740 wirklich ſo viel geboren und ge-

Grund? Man höre: "Hr. Büſching führt an, daß auf "den Gütern des Hrn v. Rochow. vor dem ſiebenjährigen "Kriege 1900 Menſchen waren, und damals als er ſeine "Reiſe beſchrieb, nur 800. Dieß kömmt, ſagt Hr. B. da"her, weil hier auf einmal 100 Rekruten gehoben wurden, "welche gleich bey Landshut ſämmtlich blieben oder gefan"gen wurden, und aus dem Kanton erſetzt werden mußten; "daher man dort auch viele Soldatenwittwen findet." Sollte man glauben, daß ein vernünftiger Mann ſo ganz ſinnlos von einem kleinen Diſtrikte, der ganz beſonders durch Unfälle gedrückt worden, auf alle preußiſche Länder ſchließen könnte? Und welcher Widerſpruch! Wenn M. aus einer imaginären Populationstabelle ein imaginäres Deficit von mehr als einer Million Menſchen zieht, ſo ſoll der Krieg nicht, ſondern Friedrichs II. Regierung Schuld ſeyn, und zum Beweiſe führt er an, daß in einem Diſtrikte der Krieg von der Anzahl der Menſchen ein Drittel wegraffte. — Uebrigens hat ſchon Hr. Baumann (Süßmilch III. Th. S. 748. den Zuwachs an Menſchen im Civil in allen preuß. Landen (excl. Weſtpreußen) nur ſeit 1756 auf 734,000 Seelen berechnet.

gestorben wären, einen vermeinten *ordre naturel des choses* in welchem Verhältnisse künftig in den preußischen Landen geboren und gestorben werden soll; wenn er es anders findet, sagt er, es ist nicht vorhanden, sondern erlogen. Wir haben eben angeführt, daß er in seinem Werke Tome II. Seite 310. vorgeben will: die preußischen Geburts- und Sterbelisten, welche jährlich einen Ueberschuß von 41,500 Menschen anzeigten, (welches, beiläufig sey es gesagt, nicht einmal richtig ist, aber wir können uns hier unmöglich in das Detail einlassen *),) wären so ungeheuer verfälscht, daß nach seinem Vorgeben S. 315. der jährliche Zuwachs an Menschen nur 15,600 betrage. Dieß behauptet er, damit die Fortschreitung der Bevölkerung klein soll vorgestellt werden, weil sie angeblich nicht nach dem cours naturel des choses fortginge. Gleichwohl sagt er S. 43. seines Buchs, und nimmt in der eben S. 38 angeführten Tabelle, die wir hier zergliedern, die Verhältnisse 1 : 28, und 28 : 1000 an. Von diesen giebt er vor, sie wären die wirklichen Verhältnisse der in den preußischen Ländern wirklich Gebornen

*) Noch unrichtiger sind die Schlüsse, die M. daraus zieht, welche zugleich seine äußerste Unwissenheit in dieser Art der Berechnung zeigen. Z. B. er bildet sich ein, der jährliche Ueberschuß von Gebornen über die Gestorbnen sey die Summe der wirklichen Vermehrung der Menschen, die man in den preußischen Landen, den Geburtslisten zufolge, annehme. Er überlegt nicht, daß dieser Ueberschuß aus neugebornen Kindern besteht, wovon eine große Anzahl in den ersten zehn Jahren wieder sterben. Seine verschiedene Berechnungen der Zunahme der Bevölkerung sind ganz schimärisch. Was er S. 313 über Frankreich saat, hat Süßmilch schon beantwortet, und es beweiset abermal, was die ganze Welt ohnedieß weiß, daß in Preußen eine viel bessere Regierung war als in Frankreich.

nen und Geſtorbenen; und daraus folge, ſagt er S. 311. nach dem ordre naturel des choſes eine Vermehrung wie 7 : 54, welche jährlich 41,800 mache. Nun ſollte man denken, wenn die preußiſchen Geburts- und Sterbeliſten die natürliche Stufe der Vermehrung, welche M. angibt, nicht einmal völlig erreichen; ſo hätte M. nicht die geringſte Urſache, ſie für verfälſcht oder zu hoch anzunehmen, vielmehr hätte dadurch ihre Wahrheit bey ihm beſtätigt werden müſſen. Wenn er hingegen zu finden glaubt, die jährliche Vermehrung ſey jetzt wirklich nur 15,600, oder nur $\frac{1}{3}$ deſſen was ſie nach ſeiner eigenen Behauptung ſchon im J. 1742 geweſen ſeyn ſoll; ſo hätte er doch gleich vermuthen müſſen, es regiere jetzt in den preußiſchen Landen eine beſtändige Peſt gegen welche der kalte Winter und das Elend des J. 1740, (deſſen Wirkungen ſeine Weisheit zum natürlichen Maaßſtabe unſerer Bevölkerung annimmt, eine Kleinigkeit wäre), und die Kinder und Erwachſene wegraffe; es könne alſo unmöglich bloß die antiphyſiokratiſche Regierung $\frac{2}{3}$ der preußiſchen Unterthanen tödten, ehe ſie geboren werden.

d Er ſagt uns deutlich von ſeinem Vermehrungsverhältniſſe S. 42 ſeines Buchs: "nous ne doutons pas "que tel ne ſoit l'accroiſſement de la population, *ſous le "ſyſtême de la liberté*". Wie nun? Er giebt vor, im J. 1740 ſoll dieſe Vermehrung wirklich geweſen ſeyn? War denn damals, unter Friedrich Wilhelm I., das phyſiokratiſche Syſtême de la liberté vorhanden? Und wie kann alſo M. im J. 1786 für unmöglich halten, was er im J. 1740 für wirklich ausgiebt, da doch im J. 1740 viele beſſere Anſtalten zur Nahrung, Ackerbau, Handlung u. ſ. w.

und

und folglich zur mehrern Bevölkerung noch nicht vorhanden waren! So folgt Widerspruch auf Widerspruch, Verwirrung auf Verwirrung.

6) Er giebt sein eingebildetes, mit nichts bewiesenes, allen vieljährigen Beobachtungen widerstreitendes Verhältniß für so sicher aus, daß er darauf das Vorgeben bauet; es wären im J. 1740 in den alten preußischen Provinzen 2,800.000 Menschen vorhanden gewesen, da die Zählungslisten*), welche doch, wie wohl jeder in diesen Sachen nicht ganz unwissende Mensch zugeben wird, bei allen Mängeln die sie haben mögen, wenigstens zu einem sichereren Fundamente dienen können, als die Geburts-

*) Wir glauben durch Mittheilung der allgemeinen Zählungslisten von 1740 nach den Provinzen, die sich auf noch vorhandene speciellen Zählungslisten gründen, unsern Lesern einen wesentlich n Dienst zu leisten. Wir haben sie aus der authentischen Quelle erhalten. Diese auf Thatsachen sich gründende Zahlen, zeigen die leeren Vorspiegelungen eines Mirabeau noch mehr in ihrer Blöße.

Im J. 1740 waren also laut den Zählungslisten in den alten preußischen Provinzen vorhanden:

In Preußen und Litthauen	607,834
— Pommern	309,739
— Kurmark	478 991
— Neumark	160,473
— Magdeburg	134,226
— Halberstadt und Hohenstein	87,663
— Ravensberg, Lingen, Tecklenburg	112 550
— Kleve	82,341
— Mörs	11,972
— Grafschaft Mark	109,982
Summe	2,136,771
Hiezu die beiden Provinzen, von denen keine speciellen Listen von 1740 vorhanden sind:	
In Geldern ungefähr	50,000
— Neufchatel —	34 000
Ganze Summe	2,220,771

burts- und Sterbelisten eines Einzigen epidemischen Jahres nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Million geben. Wollte M. den Zählungslisten nicht trauen; so hätte er finden können, daß Süßmilch im J. 1756, nach mehrern Friedensjahren, aus der Mittelzahl der Todtenlisten, die damals, in unepidemischen Jahren 78,000 waren, die Anzahl der Einwohner aller alten preußischen Provinzen auf 2,836,800 berechnet, und dieß hält Baumann noch im J. 1750 um 80,000 zu viel **); und M. will uns durch die allerverkehrteste Rechnung einbilden, im J. 1740 wären so viel gewesen. Aber er wollte seinen Satz durch diese verkehrte Rechnung, durch diese imaginären Tabellen bestätigen, und darum mußte er gleich Anfangs eine größere Anzahl für die alten Provinzen herausbringen; dazu brauchte er Kunstgriffe, die seiner Wahrheitsliebe wohl nicht rühmlich sind. Man höre:

Der Graf Herzberg sagt selbst S. 24. seines Memoire: "Voilà un nombre d'observations que *le tems ne m'a permis que d'esquisser.*" Es war also verschiedenes nicht ganz genau gerechnet, und es waren verschiedene Fehler eingeschlichen, welche der wahrheitsliebende Schriftsteller, gleich nach dem Abdrukke des Memoire in besondern Additions et Changemens berichtigte. Nun waren in dem Memoire S. 22 auch die Zahlen der Gebornen und Gestorbenen des J. 1740 unrichtig angeführt worden, nämlich:

geb. 100,000, gest. 80,000.

Dieses wird in den Zusätzen dahin berichtigt, daß im J. 1740

geb. 87,000, gest. 78,000 da waren.

*) S. Süßmilch I. Th. S. 100.
**) S. Süßmilch III. Th. S. 732.

Was thut nun unſer M.? Er ſagt S. 43: "Die Urſachen, warum er auf der Tabelle 2,800,000 Men„ſchen angeſetzt habe, wären folgende: 1) Weil dieſe Sum„men aus den Todtenliſten hervorgehe."

Nun merke man: M. nimmt hier 78,000 als die wahre Zahl der Todten dieſes epidemiſchen Jahres; dieſe, nach der gewöhnlichen Art mit 36 multiplicirt, geben : : : : 2,808,000.
Nach Mirabeaus Art gerechnet,
28 : 1000 geben ſie aber nur : : 2,786,666.
alſo nach ſeiner eigenen Angabe nicht einmal voll 2,800,000. M. ſagt ferner: "Man wird mir vielleicht „einwenden, weil der Winter von 1740 ſehr hart war, ſo „würden in demſelben mehr Menſchen geſtorben ſeyn. Aber, „wenn deswegen mehr geſtorben ſind, ſo ſind aus eben „der Urſache weniger geboren worden!" Das laß mir einen politiſchen Rechner ſeyn! Sah denn M. nicht, oder wollte er nicht ſehen, daß die in dieſem harten Winter Gebornen, lange vor demſelben empfangen waren, und alſo zwar im J. 1741 weniger Kinder konnten geboren werden, aber nicht im J. 1740? Sah er nicht, daß eben die Kinder der niedern Stände die im harten Winter geboren wurden, bald die Zahl der Todten ungemein vermehrten, aber doch erſt geboren wurden? Alſo dieſes Vorgeben iſt ganz ungereimt. Dennoch aber — ſollte man es ſich wohl vorſtellen! — fährt M. zu und ſagt:

2) "Angenommen, daß ſuivant le cours naturel des cho„ſes die Anzahl der Geburten 100,000 geweſen wäre, (wie „es auch Hr. v. Herzberg annimmt, ob er gleich nachher die „Zahl auf 87,000 reducirt;) ſo kommen ebenfalls 2,800,000. „Menſchen heraus."

Freylich!

Freylich! 100,000 mit 28 multiplicirt, geben gerade 2,800,000. Aber hat man wohl jemals ein ſo ſinnloſes Verfahren geſehen, um eine ungegründete Hypotheſe durch eine willkührliche und grundloſe Berechnung aufzuſtützen! M. nimmt erſtlich zum Grunde die Todten eines epidemiſchen Jahres, folglich eine Anzahl, welche nicht ſuivant le cours naturel des choſes und offenbar allzuhoch iſt. Um nun die daraus gefolgte eingebildete allzuhohe Rechnung der lebenden Perſonen zu unterſtützen, nimmt er (wieder willkührlich) eine viel größere Anzahl von Gebornen an, als wirklich in dieſem Jahre vor der Epidemie empfangen und geboren wurden, ja als in den vorhergehenden und nachfolgenden Jahren ſind geboren worden *), durch welches letztere ſein Vorgeben offenbar widerlegt wird. Er nimmt alſo abermals eine Zahl von Gebornen an, welche gewiß nicht ſuivant le cours naturel des choſes iſt,

*) S. Süßmilch I. Th. XXI. Tabelle S. 82. Im J. 1728 war die Mittelzahl der Getauften 64,936, um das Jahr 1750 war ſie 78,800 (Süßmilch I. Th. S. 100) und erſt in den Jahren 1751 bis 1756 war ſie 102,935. Hr. Leonhardi in ſeiner Erdbeſchreibung der preuſſiſchen Monarchie (I. Bd. S. 8.) berichtet, beym Regierungsantritt Fr. II. ſey in allen alten pr. Provinzen die Mittelzahl der Gebornen 71,169 und der Todten 69,057. Woher er dieſe Mittelzahlen habe, und von welchen Jahren ſie genommen ſind, hat er nicht angezeigt. Es wäre doch ſehr nöthig geweſen, es zu wiſſen. Wenigſtens iſt der Redakteur noch nicht ſo glücklich geweſen, vollſtändige Kirchenliſten aller Provinzen v. den Jahren 1730 bis 1740 zu Geſichte zu bekommen. Selbſt der ſorgfältigſte Sammler Hr. Büſching hat ſie nicht, und kann in ſeinen ſchätzbaren Beiträgen zur Regierungsgeſchichte Fr. II. die vom J. 1740 nur unvollſtändig liefern. Das Sonderbarſte iſt, daß Hr. L. nachdem er S. 8. obige Zahlen ganz ſpeciell angegeben hat, hernach S. 16 zu eben dem Behufe nur die Gebornen und Geſtorbenen des epidemiſchen Jahres 1740 und bloß in runden Zahlen, 87,000 und 78,000 annimmt.

und da nunmehr die aus beiden erhöhten Zahlen sich ergeben sollende Anzahl der Lebenden in beiden Fällen übereinstimmt; so soll daraus folgen, daraus sey die wirkliche Zahl der lebenden Menschen zu berechnen, und das willkührliche Verhältniß, welches er annahm, um diese willkührlichen Zahlen herauszubringen, sey nun das einzige Verhältniß, wie suivant le cours naturel des choses, sich in den preußischen Landen die Population hätte vermehren müssen. Man sollte nicht glauben, daß jemand vor den Augen des Publikums den Unsinn so weit treiben könnte! Es bleibt kaum etwas anders übrig, als dem Grafen Mirabeau einen sehr großen Grad von Unwissenheit und von Leichtsinn zuzutrauen, wenn man ihm nicht Schuld geben will, daß er hier unredlich gehandelt hat.

Wenn wir unten die Tabelle des M. berichtigen, und zeigen werden, daß daraus wider die Population der preußischen Staaten gar nichts widriges zu folgern ist; so werden wir zwar dem von ihm angenommenen, obgleich ganz falschem Verhältnisse folgen, weil wir ihn durch sich selbst widerlegen wollen. Aber ganz offenbar falsche Zahlen, können wir ihm doch nicht passiren lassen. Wir wollen annehmen, daß auch aus den Gebornen von 1740 die Zahl der Lebenden nach dem von M. angenommenen Verhältnisse 28 : 1000 berechnet werde; aber es muß doch die wahre Anzahl der Gebornen nämlich 87,000 seyn.

Diese giebt die Zahl	2,436,000
Die wahre Zahl 78,000 der Gestorbenen giebt	2,786,666
Diese zusammen gerechnet	5,222,666
Davon ist nun die Mittelzahl nach M. Prinzipien	2,611,333

Das

Daß wir dieſe Mittelzahl, nicht aber 2,800,000, zum Grunde der Mirabeauſchen Rechnung annehmen werden, wird jeder Unparteyiſche billig finden.

7) Es iſt dem M. nicht genug, daß er beym Anfange ſeiner Tabelle die Anzahl der Einwohner der alten preußiſchen Provinzen, nach ſeinen eigenen Prinzipien um 188,667, und nach den Zählungslisten, die gewiß der Wahrheit näher kommen, um 390,562 Menſchen zu hoch anſetzt, und ſich dieſe vergrößerte Anzahl friſch weg 45 Jahre lang mit 54:7000 vermehren läßt, um das angebliche Deficit zu vergrößern. Er braucht auch einen gleichen Kunſtgriff in der Angabe der Menſchen, welche ſich im J. 1742 in Schleſien und Oſtfriesland befunden haben ſollen. Für Schleſien ſetzt er 1,300,000 Menſchen an; warum er dieſe Summe annimmt, ſagt er nicht. Wollte ſein Vertheidiger vielleicht ſagen, weil der Graf v. Herzberg S. 23. die Population von Schleſien, Oſtfriesland und Weſtpreußen auf zwey Millionen angiebt; ſo iſt darauf zu erwiedern, daß derſelbe von der Population von 1784, nicht aber von 1742 ſpricht. Es ſind genug gedruckte Nachrichten vorhanden, aus welchen erhellet, daß im Jahre 1742 in Schleſien bey weitem nicht 1,300,000 Menſchen, NB. bloß vom Civilſtande (wovon hier nur die Rede iſt) vorhanden geweſen ſind. Dieſe Nachrichten hätte M. doch billig wohl nachſehen müſſen, ehe er eine Zahl für Schleſien anzunehmen ſich getrauen konnte.

In der Bunzlauer Monatsſchrift vom J. 1777. S. 182. wird aus einer Originalnachricht erzählt, daß im J. 1619 in Schleſien die Anzahl der

ſtreitbaren Mannſchaft von 12 bis 50 Jahren gezählet und 159.888 Mann ſtark befunden worden, und dargethan, daß damals die ganze Anzahl der Menſchen kaum auf 800,000 Seelen zu rechnen geweſen. NB. Man muß aber nicht vergeſſen, daß dazu auch noch der jetzige öſtreichiſche Theil gerechnet werden muß, und daß alſo in dem jetzigen preuſſiſchen Schleſien damals die Anzahl viel geringer geweſen ſeyn muß.

Hr. Baumann, der doch, gleich Süßmilch, zu den vorzüglichſten deutſchen Autoren in der politiſchen Berechnungskunſt gehört, giebt für das J. 1750 die Summe der Einwohner in Schleſien und Oſtfriesland auf 1,200,000 an *). Und Mirabeau will ſie in ſeinen Tabellen, ſchon 1740, bloß für Schleſien 1,300,000 Menſchen rechnen? Iſt dieß nicht offenbar willkührlich übertrieben, und würde er nicht, wenn er Süßmilchs Buch nachgeſchlagen hätte, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, ſein Vorgeben widerlegt gefunden haben? Aber er wollte nicht unterſuchen, er wollte nur ein Deficit erkünſteln!

Wir haben die Summen der Zählungsliſten mehrerer Jahre vor uns. Vermöge derſelben wurden vom Civilſtande in Schleſien gezählt:

Im

*) S. Süßmilch göttl. Ordn. III. Th. S. 732. Wenn der ſel. Baumann auf den folgenden Seiten 733 u. 734. ſagt, daß der Multiplikator der Todten für alle preuß. Lande etwa 34 ſeyn müſſe, um die Lebenden zu erfahren, ſo iſt derſelbe für Schleſien vielleicht noch zu hoch. Im Jahre 1782. war die Zahl der Gebornen vom Civil 70,304 und der Geſtorbenen 47,042; im Jahre 1791 die Zahl der Geſtorbenen 54,729. Sollte dieſe, wie Hr. K. A. Zimmermann (im deutſchen Mirabeau I. 2. S. 176) meint, auch nur mit 35 multiplicirt werden; ſo würden 1,915,515 herauskommen, ſo doch wohl zu viel wäre.

Im J.	1756*)	"	1,162,355
"	1763	"	1,116,167
"	1764**)	"	1,111,951
"	1765	"	1,123,750
"	1766	"	1,183,996
"	1767	"	1,259,648
"	1768	"	1,265,718
"	1769	"	1,314,681
"	1770	"	1,327,678
"	1771	"	1,334,818
"	1772	"	1,340,178
"	1773	"	1,334,419
"	1774	"	1,345,877
"	1775	"	1,372,754
"	1776	"	1,389,285
"	1777	"	1,403,617
"	1781	"	1,410,181

Wenn alſo dieſen Zählungen zufolge im J. 1756 nur 1,162,355 Menſchen in Schleſien waren, ſo können im J. 1740 wohl nicht völlig 1,100,000 Menſchen vorhanden geweſen ſeyn. Mirabeau hat uns alſo wenigſtens um 190,000 Menſchen hintergangen, und höchſtens in ſeiner Tabelle 1,100,000 Menſchen annehmen ſollen.

Zwar wiſſen wir ſehr wohl, daß der Hr. Kammerkalkulator Zimmermann in einer Note zu der Ueberſetzung des M.ſchen Werkes S. 176 berichtet, es ſey unter der jetzigen Regierung in Schleſien, die Art zu zählen verbeſſert worden, und man habe die

*) Der Verfaſſer der ſtatiſtiſchen Ueberſicht der europäiſchen Staaten giebt S. 20 dieſe Zahl von 1755 an, auch die folgende Zahl von 1774 iſt nach unſerer Rechnung 1775. Wir müſſen uns nur verſtehen. Die Liſten in Schleſien werden zu Ende des Mays eines jeden Jahres geſchloſſen.

**) Im Jahre 1763 waren in Schleſien noch mehrere Perſonen gegenwärtig, welche der Krieg dahin gezogen hatte, die aus dem Militär ins Civil übergegangen waren, und nachher Schleſien verließen.

Menſchen namentlich aufſchreiben laſſen; da man denn 1,700,079 Menſchen, (er ſagt nicht in welchem Jahre) gefunden habe. Wir wiſſen auch recht wohl, daß nach den ſchleſiſchen Provinzialblättern im J. 1790 auf dieſe Art 1,747,169 Menſchen gezählt worden ſind. Wir laſſen dieſe Zählung in ihrem Werthe. Zufolge derſelben müßte der Anzahl der Einwohner aller preußiſchen Staaten, die man bisher annahm, vielleicht ſchon um 1784 (von welcher Zeit der Gr. Herzberg handelt) wenigſtens 170,000 Menſchen *) wegen Schleſien hinzugeſetzt, und jetzt wegen der jährlichen Vermehrung noch mehr zugeſetzt werden. Dieß thut aber zu der vor uns habenden Berechnung und zur Unterſuchung der Mirabeauſchen Tabelle nichts; denn wir werden uns dieſer vergrößerten Anzahl, die man in Schleſien kürzlich gefunden hat, gar nicht zu unſerm Vortheil bedienen, ſondern bloß bey der Summa ſtehen bleiben, welche in der Tabelle als die damalige Summa aller Einwohner der preußiſchen Staaten aus den ehemals bekannten Angaben angenommen iſt. Ja, es wird ſich unten zeigen, daß wir allenfalls dem M. 1,300,000 könnten paſſiren laſſen, und daß er dennoch in ſeiner ganzen Blöße erſcheinen würde.

8) Bei dem Fürſtenthume Oſtfriesland hat M. den Kunſtgriff der Vermehrung auch ſehr gut zu gebrauchen gewußt. Er nimmt an, die Anzahl der Menſchen wäre 100,000 geweſen. Der Redakteur hat aber authentiſche Zählungsliſten vor ſich lie-

*) Baumann rechnet (Süßmilch III. Ausg. S. 747.) um 1736 die Anzahl der Menſchen in Schleſien auf 1,453,740 und Hr. K. A. Rantel (Statiſt. Ueberſicht S. 20.) giebt nach eben der Zählung 1,481,000 an. Der letzte rechnet das Militär mit Weibern und Kindern 101,000.

liegen. Vermöge derſelben wurden in Oſtfriesland gezählt:

	Im Jahr	1756 *)	ſ	91,098
	ſ ſ	1763	ſ	91,127
	ſ ſ	1776 **)	ſ	301,904
Ferner:	ſ ſ	1780 zählte man	†)	301,528
	ſ ſ	1781	ſ	102,252

Es erhellet alſo, wenn wir annehmen, daß bey der Beſitznehmung Oſtfrieslands die Anzahl der Einwohner 91,000 geweſen, wir eher zu viel als zu wenig annehmen. Ferner hat M. auch ganz in der Stille die Erwerbung von Oſtfriesland anſtatt 1744 in das J. 1742 geſetzt, und läßt ſeine 100,000 Menſchen während der beiden Jahre ſich friſch mit 54:7000 vermehren, wodurch er wieder etwa 140 idealiſche Menſchen ſchafft, welches in den folgenden 44 Jahren noch mehr austrägt. Durch dieſen doppelten Kunſtgriff bringt er gleich in der erſten Anlage über 9140 Menſchen zuviel hervor, welche nach der gar ſonderbar ſchnellen Art, wie er in dieſer Tabelle die Menſchen ſich vermehren läßt, gewiß an 13,500 Seelen zu dem eingebildeten Deficit beytragen müſſen.

*) Hr. Baumann berechnete ſie nach der Mittelzahl der Todten, nach dem Diviſor von 36 im J. 1756 zu 91,800 (S. Süßmilch III. Th. 39ſte Tabelle S. 58). Es erhellet alſo, daß damals die Sterblichkeit etwas geringer war, als Hr. B. annahm.

**) Hr. Leonhardi hat in ſeiner Erdbeſchreibung der preuſſiſchen Staaten S. 25. die Summe 112,094 welches vermuthlich mit Inbegriff des Militärs verſtanden ſeyn ſoll.

†) S. die ſpecielle Zählung in den Beyträgen zu den preuß. Staaten Berl. 1781. 4. I. Th. S. 111. II. Th. 11. Bd. S. 306.

9). Eben diese schnelle Art der Menschenvermehrung in der Mirabeauschen Tabelle, ist einer der ungereimtesten und lächerlichsten Fehler. Er läßt nämlich sich die Menschen immer mit fünf Jahren vermehren, ohne daran zu denken, daß aller Ueberschuß neugeborne Kinder sind, wovon noch dazu bis ins fünfte Jahr $\frac{2}{7}$ wieder sterben *). Es ist unbegreiflich, daß so viele Leser des Mirabeauschen Werks diesen handgreiflichen lächerlichen Irrthum nicht bemerkt haben, und daß er sogar in der deutschen Uebersetzung unangezeigt geblieben ist. Freylich, wenn alle Kinder von fünf Jahren schon wieder Kinder zeugen, und im eilften Jahre Großväter werden sollen; so ist das ein vortrefflicher cours naturel des choses, bey welchem sich in 44 Jahren schon ein erkleckliches Deficit herausrechnen läßt. Mirabeau ist so blind, daß er (T. II. S. 41 sagt: "nous ne prenons le résultat de l'augmentation annuelle "que de cinq en cinq ans, comme s'il avait toujours été "le même pendant une telle periode, *ce qui est un avanta-*"*ge pour nos adversaires.*" Wie großmüthig er gegen seine Gegner handelt, daß er ihnen einen solchen Vortheil zuläßt! Hätte er vollends die einjährigen Kinder wieder Kinder zeugen lassen, so wären ja seine Gegner ganz zu Boden geschlagen worden. Man kan schon aus diesem einem lächerlichen Fehler abrechnen, ob sich M. wohl im geringsten zur politischen Rechnung qualificirt? Man rechnet sonst drey Generationen auf Ein Jahrhundert. Wir können unserm Mirabeau also auf 45 Jahre nicht

*) S. Süßmilchs göttl. Ordn. IIr. Th. S. 519. Nach der dort gelieferten Tabelle sind von 1000 gebornen Kindern im 5ten Jahre noch 593 lebend.

nicht zwey, noch weniger neun Generationen paſſiren laſſen. Wir wollen aber ihm alle nach ſeinem Verhältniſſe geboren ſeyn ſollende Kinder 30 Jahre lang als lebende Producenten annehmen. Ce qui eſt un grand avantage pour notre adverſaire.

10) M. verfährt, als ob bey der Population der preußiſchen Staaten immer ſein cours ordinaire des choſes fortgedauert hätte. Die Vermehrung geht in ſeiner Tabelle ſo ſchön ruhig und regelmäßig fort, als wäre von 1742 bis 1787 (außerdem, daß die fünfjährigen Kinder ſchon wieder Kinder zeugen) gar nicht das geringſte Extraordinäre vorgefallen, was ſie hätte ſtören können, bis er mit ihr aufs Deficit kommt. Auch in ſeinem Buche ſagt er darüber kein Wort, ſagt aber S. 42. ganz dreiſt: "Il eſt *clair*, qu'on ne peut attribuer en "entier ce *deficit* aux devaſtations de la guerre." Mit Erlaubniß des Grafen, und derjenigen, welche noch glauben, er ſey im Stande geweſen, die Regierung Fr. II. und die preußiſche Population richtig zu beurtheilen; wodurch wäre denn dieſes klar? Nicht den geringſten Verſuch hat er ja gemacht, um das Deficit, was nicht bloß der Krieg, ſondern auch epidemiſche Jahre, Hungerjahre, und ſo manche andere Umſtände können gemacht haben *), zu beſtimmen. Durch ſolche Beſtimmung

*) Erſt nachher in den Errata, nachdem ihn das Gewiſſen einigermaßen mochte geſchlagen haben, oder jemand, der einigermaßen unterrichtet war, ihm einen Zweifel machte, ſagt er S. 314. etwas davon. Aber dieß iſt ſo unvollſtändig, ſo verwirrt, ſo willkührlich, und iſt nur darauf geſtellt, ſeinen Satz zu vertheidigen, und allen ſpecioſe

her

mung, die so nothwendig gewesen wäre, hätte man sogleich gesehen, daß die Sache gar nicht so

benutzuchen, wobey er doch die größte Unkunde in der Kunst der Popu'ationsberechnung und der Umstände, auf die ein vernünftiger Beobachter Achtung geben muß, verräth. Man sieht, daß er in Dingen dieser Art völlig neu ist; er geht über die größte Schwierigkeit mit einem Sprunge und allenfalls mit **einer schönen Deklamation** weg, und macht Zweifel, die niemand einfallen könnten, der nur einigermaßen mit dem bekannt ist, was zu Untersuchungen dieser Art gehört. So will er z. B. wie wir schon eben angemerkt, die **preußischen Geburts- und Sterbelisten** verdächtig machen, als ob sie **vergrößert** wären, "weil "jährlich 40,000 Geborne im Ueberschuß wären, welches "in 20 Jahren **eine Million Seelen**" (um Verzeihung! nur 800,000! Hr. M. braucht jede kleinliche Kunst, um damit etwas in die Augen fallendes zuwege zu bringen), "machen würde, welches niemand annehmen werde." Auf diesen schönen Grund zieht er sich sogar die Mühe heraus zubringen, in welchen Provinzen man die eingebildete **Vergrößerung der Listen** vornehme, und findet sehr schlau aus, daß es die **entlegensten Provinzen** wären, zu welchen **entlegenen** Provinzen er **Schlesien** rechnet, welches dicht bey der Mark liegt. Man kann nicht leicht Worte vergebener verschwenden, als M. hier und an vielen Orten seines Buchs. Wollte er durch eine solche **Instanz** die preußischen Geburts- und Sterbelisten verdächtig machen, so muß er diesen Verdacht überhaupt auf die ganze Art, durch Geburts- und Sterbelisten die Menschenzahl zu bestimmen, ausdehnen. Aber hat denn jemals jemand, der die Sache versteht, auf seine Art die Vermehrung der Menschen berechnet? Wer hat denn je eine so ununterbrochene Vermehrung berechnet, ohne Krieg, epidemische Krankheiten ꝛc. in Anschlag zu bringen. Und denn hat M. gar nicht daran gedacht, wie viel neugeborne Kinder im **ersten Jahre sterben**, und wie viel sterben, ehe sie in das Alter kommen, um sich zu vermehren. Hätte er nur Süßmilche Buch gekannt, und die Tabelle im IIten Th. Seite 320 f. f. nachgesehen, so würde er gefunden haben, daß dans le cours ordinaire des choses von 1000 gebornen Kindern im 20sten Jahre noch 495 und im 30sten 445 leben, Epidemien u. dgl. ungerechnet. Da hätte er also gleich sehen können, daß sein Zweifel auf grober Unwissenheit beruhet. Auch hätte er nur von der **Verdoppelung der Lebenden** Süßmilch I. Th S. 251. u. 285 u. im IIten Th S. 159. u. 270 nachsehen dürfen, so hätte er finden können, wie verkehrt und unzweckmäßig alle seine Angaben sind.

ſo arg beſchaffen ſeyn könne, wie er vorſpiegeln will. Aber dieß merken zu laſſen, war ſeine Sache nicht. Er wollte nur durch eine ſolche Tabelle vorſpiegeln, der natürliche Gang der Bevölkerung würde der preußiſchen Monarchie im J. 1787 eine Anzahl von 1,045,180 Menſchen mehr gebracht haben, wenn K. Fr. II. alles ſeinen Gang hätte gehen laſſen.*) Ei! K. Friedrich I. ließ alles ſeinen Gang gehen, verbot keine fremden Waaren, hatte für die Fabriken wenig Sorgfalt, und ſiehe! die Volksmenge nahm eben nicht zu. Unter Friedrich II. nahm ſie ſehr zu; und Fr. II. ſollte ſich durch ſeine Sorgfalt, weil ſie unphyſiokratiſch iſt, ſelbſt um mehr als um eine Million von Unterthanen gebracht haben?

Wir wollen nun verſuchen, das Extraordinaire abzurechnen, was doch von dieſer Tabelle nothwendig abgerechnet werden muß. Wir wollen dabey um der kurzen Rechnung willen annehmen, als wenn das Verhältniß nicht 54 zu 7000, ſondern 8 zu 1000 wäre. Wenn wir auf dieſe Art gleich ein ganz klein wenig mehr annehmen, und überhaupt nicht ganz genau rechnen; ſo wird doch der Erfolg gleich zeigen, daß wir unſerm Gegner nicht Unrecht thun wollen.

Wir

*) M. ſagt T. II. p. 47: "Nous concluons de nôtre calcul, "que les ſoins pris par Fr. II. pour accroitre la population, "n'ont pas même ſervi à réparer le mal, qu'a fait à cet égard "le reſte de ſon adminiſtration, et qu'en laiſſant aller les choſes, il auroit beaucoup plus infailliblement gagné en population, que par ſes diſpendieuſes colonies, ou par ſes enrolemens étrangers."

Personen.

Wir wollen ſetzen, der zweyte ſchleſiſche Krieg habe die Unterthanen beym Civil nur vermindert, theils durch mehreres Sterben, theils durch Uebergang ins Militair . . . 10,000.

Dieß iſt gewiß zu wenig gerechnet, indeſſen wollen wir lieber zu wenig rechnen als zu viel.

Dieſe 10,000 Mann würden ſich in 43 Jahren, zu 3 von 1000 gerechnet, vermehrt haben mit . . . . . 3,640.

Man ſieht, wir bringen nicht, ſo wie der Graf Mirabeau, den Zuwachs von Menſchen von 5 Jahr zu 5 Jahr in Berechnung; ſonſt würden dieſe und alle unſere folgenden Summen dieſer Art viel größer werden, und wir hätten doch Recht, hier zu thun, was er thut.

Der ſiebenjährige Krieg hat nach dem Bericht des Königs (Hiſt. de la Guerre de 7 ans T. IV. S. 414) an Soldaten 180,000 Mann gekoſtet. Wir nehmen nur an, daß von denſelben als Rekruten aus dem Civil genommen worden incl. der Freybataillons, der Landmiliz ꝛc. . . . . 70,000.

Wir wollen annehmen, daß dieſer Krieg an Perſonen vom Civilſtande nebſt Weibern und Kindern, die ermordet worden, durch Krankheit, Hunger und Kummer umgekommen, ausgewandert ſind, dem Lande gekoſtet habe 160,000.

Wer weiß, wie unbeſchreiblich faſt alle preußiſche Provinzen verheert wurden, da eine Menge Dörfer ganz abgebrannt und verwüſtet waren u. ſ. w., da ſonderlich in den letzten Jahren Theurung und Armuth allgemein war, (indem ſogar in Berlin im Jahr 1761. beynahe der dritte Theil der Einwohner der Reſidenzſtadt Berlin vom Königl. Tiſch als Almoſen empfing. S. Nicolai Anekdoten 2r Heft. S. 11), der wird dieſe Anzahl eher zu klein als zu groß finden. Der König ſelbſt giebt an, daß durch die Verheerung der ruſſiſchen Völker in Preußen,

Latus 243,640.

Pom-

Perſonen.

Transport 243,640.

Pommern, Kur- und Neumark 33,000 Menſchen, umgekommen wären (Hiſt. de Guerre de ſept ans Tom. IV. S. 415) und er ſagt nichts von Schleſien, nichts von den Verheerungen der übrigen Truppen in andern Provinzen. Bloß in Berlin waren im J. 1763. 7,442 Menſchen weniger als im J. 1755. (S. Nicolai Beſchr. v. Berl., 1r Bd S. 240.) ohnerachtet im J. 1763. gleich nach dem Kriege in Berlin eine Menge Menſchen zuſammenſtrömten, die durch den Krieg außer Brod geſetzt waren. Die einzige kleine Provinz Neumark hatte im Kriege 1974 Gebäude und 57,028 Menſchenverloren, (S. v. Benkendorfs Pommerſche und Neumärkiſch. Wirthſch. I. Th. S. 11.)

Die 230,000 Menſchen welche der ſiebenjährige Krieg wegraffte, würden ſich in 31 Jahren bis 1787 vermehrt haben um , 57,040.

Man müßte eigentlich die verlohrne Population noch ſtärker annehmen, denn es waren verhältnißmäßig ſehr viel mehr Mannsperſonen verloren, welches eine Disproportion bey der Geſchlechter hervorbrachte. Wir wollen aber den Schein vermeiden, als wären wir zu ſtrenge.

Während des Krieges waren beſtändig weit mehr als 200,000 Menſchen abweſend bey der Armee, und außer Landes, welche alſo zur Vermehrung nichts beytrugen, ſieben Jahre lang, macht Verluſt , , , 11,200.

Wir können dieſe Summen um ſo viel ſicherer annehmen, denn auch im Lande waren wenigſtens 200,000 Weibsperſonen dadurch außer Stand geſetzt, zur Vermehrung beizutragen. Wir rechnen alſo eigentlich bey der Armee nur 100,000 während des Krieges nicht volkvermehrende Mannsperſonen, die andere Hälfte iſt vom weiblichen Geſchlechte.

Latus 311,880.

Den

Personen.

Transport 311,880.

In den verschiedenen epidemischen Jahren, desgleichen in den Hungersjahren 1770 bis 1772, wollen wir nur rechnen, daß durch Krankheit und Mangel starben, oder auswanderten . . . . . 50,000.

Diese Anzahl ist wieder nicht zu hoch, wenn man das große Elend der Hungerjahre bedenkt. Bloß im J. 1772. starben in allen preußischen Landen 35,000 mehr, als geboren wurden. (Süßmilch III. Th. S. 734.) Hiezu kam noch, daß in den Jahren 1763 bis 1772 noch überhaupt sehr viel Elend im Lande war, die Gewerbe schlecht gingen, die Cirkulation noch stockte, und die Volksvermehrung gewiß noch schlechter gegangen wäre, wenn nicht die vielen Kolonisten gekommen wären. Diejenigen, die wider das Kolonistensystem so ungerechterweise eingenommen sind, sollten nur die damalige Zeit erlebt haben, oder die wahre Gestalt der preußischen Lande aus richtigen Nachrichten beurtheilen können.

Diese 50,000 Personen würden sich in 15 Jahren vermehrt haben mit . . . 6,000.

Im Feldzuge d. J. 1778 wollen wir nur rechnen, daß vom Civil umkamen, oder als Rekruten ins Miliär versetzt wurden . . 10,000.

Dieß wird niemand zuviel finden, der nur die Umstände erwägt. In einem bekannten Buche über das preußische Feldlazareth in diesem Feldzuge, wird die Anzahl der von Sachsen aus agirenden preußischen Armee im Lazareth Gestorbenen auf 9,000 angesetzt. Hiezu kommt noch der ebenfalls große Verlust beym Hauptlazarethe der schlesischen Armee in Neiße, und an denjenigen, die an der Ruhr u. s. w. bey der Armee, ehe sie ins große Lazareth kamen, desgleichen auf dem Hin- und Hermarsche starben. Daß der Verlust ansehnlich gewesen, kann man um

Latus 377,880.

so

Perſonen.

Transport 377,810.

ſo viel mehr glauben, da man weiß, wie ſehr auch die öſtreichiſche Armee durch Krankheiten verlor, die doch in ihrem eigenem Lande und einem wohlverſchanzten Lager ſtand, und beſſer verpfleat werden konnte, als die preußiſche. Im Civil ſo wie im Militär waren anſteckende Krankheiten. Man hat in gedruckten Büchern die Anzahl der von der preußiſchen Armee in dieſem Feldzuge Deſerturen auf 30,000 Mann angegeben. Dieſe Zahl mag übertrieben ſeyn. Freylich war auch bey der öſtreichiſchen Armee die Deſertion nicht gering, welche unſere Armee wieder vermehrte; es iſt auch bey der preußiſchen Armee bekannt genug, daß noch während des Feldzugs und 1 Jahr nach demſelben, vielleicht ⅓ von den Deſertirten freywillig wieder zurückkamen. Indeſſen war die Deſertion immer ſehr ſtark, weil die preußiſche Armee nicht, wie ſie ſonſt gewohnt war, mit Feuer und Lebhaftigkeit agirte, und faſt immer in beſchwerlichen Lagern ſtand.

Dieſe 10,000 Perſonen würden ſich in 9 Jahren vermehrt haben um . . . 710.

Die Auswanderungen, welche durch auswärtiges Heurathen und Etabliren, beſonders in den höhern Ständen, zum Theil auch durch Furcht vor Werbung, durch Verführung benachbarter Emiſſarien, u. d. gl. vorgefallen, müßten billig auch gerechnet werden; wir wollen ſie aber lieber weglaſſen, und gegen die fremden Koloniſten kompenſiren.

Summa 378,600.

11. Mirabeau hat die ganze Summe des Militärs mit Weibern und Kindern weggelaſſen. Das Militär muß nothwendig mitgerechnet, und nicht vom Civil getrennt werden,

wenn man auf richtige Resultate der Population kommen will. Es ist das Militär ja im Lande wirklich vorhanden, vermehrt die Konsumtion u. s. w.; und überhaupt ist der Soldat in keinem Lande so sehr Bürger, Bauer und wirklicher Arbeiter, als in den preußischen Staaten. Hernach wird ja die ganze inländische Rekrutirung der Armee, welche bekanntlich die Hälfte der Armee ausmacht, aus der Vermehrung der bürgerlichen Population gezogen. Ferner geschehen die meisten Ehen der Soldaten mit bürgerlichen Mädchen, welche also dadurch aus der Civiljurisdiktion treten und folglich auch in den historischen Tabellen nicht angeführt werden. So bleiben auch alle Invaliden unter Militarjurisdiktion und kommen also nicht in diese Listen, so wenig als alle diese Militärpersonen, und ihre Kinder, in die Civil-Geburts- und Sterbelisten. Dadurch entstehet ein Deficit in der Anzahl der Civilpersonen und ihrer Vermehrung, wenn es gleich für den Staat kein Deficit ist. Mirabeau hat dies nicht überlegt; und dieß ist ein abermaliger Beweis, wie wenig er zu der Sache geschickt war, die er unternahm. Will man die Vermehrung der Civilpersonen besonders berechnen, so muß man nothwendig diejenigen Personen in Anschlag bringen, welche aus dem Civil in den Militärstand gehen, und dadurch zwar keinesweges für den Staat, aber doch für die Zählung des Civilstandes und für dessen Vermehrung der Population verloren sind. Dieses Austreten aus dem Civilstande geschiehet

a)

a) Durch die Errichtung neuer Regimenter, wo immer der Stamm aus dem Lande genommen wird; denn wenn er auch zum Theile aus alten Regimentern genommen wird, muß er denſelben doch aus den Kantons erſetzt werden.

b) Durch die gewöhnliche Rekrutirung der Armee, die bekanntlich jährlich eine Anzahl Rekruten erfordert.

c) Durch Augmentation der Kompagnien.

d) Durch freywillige Werbung in den Städten und Kreiſen des platten Landes und Gebirges, die kein Kanton haben.

e) Beym weiblichen Geſchlechte durch Verheurathung mit Soldaten.

Dieſer Uebergang der Civilperſonen ins Militär vermindert auf eine äußerſt beträchtliche Weiſe die Vermehrung der Population im Civil; und bisher bey Beurtheilung der Population des Civils noch nirgend ſo viel wir wiſſen, gehörig berechnet worden. Wir wollen das Reſultat einigermaßen näher zu beſtimmen ſuchen.

König Friedrich II. hat neu errichtet a) an Infanterie: 23 Infanterieregimenter, das Jägerregiment zu Fuß, 3 Artillerieregimenter, das Mineurkorps, ein Bataillon, 7 ſtehende Grenadierbataillone, 8 ſehr ſtarke Garniſonregimenter, jedes von 4 Bataillonen, 4 Garniſonbataillone und 3 leichte Infanterieregimenter, welche noch nicht ganz komplett waren. b) an Kavallerie: 3 Schwadronen Garde du Korps, das reitende Jägerkorps 160 Mann, und 8½ Regimenter Huſaren, jedes von 10 Schwadronen; denn das Regiment v. Czetteritz war im J. 1740 nur 6 6 Schwadronen und das Regiment v. Eben nur 3 Schwadronen ſtark.

Bey ſeinem Ableben beſtand die Armee in allem aus 120 Bataillonen Infanterie (ohne die kurz vor ſeinem Ableben errichtete leichte Infanterie, die wir nicht einmal in Anſchlag bringen wollen), und aus 234 Schwadronen Kavallerie.

Perſonen.

Wir wollen nun annehmen, a) daß von jedem der von Fr. II. neuerrichteten 91 Bataillonen Infanterie bey der erſten Errichtung nur 25 Mann aus dem Lande, oder aus alten Regimentern (denen ſie vom Lande erſetzt wurden) gezogen worden, macht . . . 14,700.

Von 84 neuerrichteten Schwadronen rechnen wir auf jede à 60 Mann . . 5,040.

b) Die jährliche Rekrutirung aus dem Lande wollen wir rechnen, auf jedes Bataillon nur 12 Mann, und auf jede Schwadron 4 Mann, macht jährlich 2,376, aber nach einer runden Summe 2,400 Mann. Obgleich eine Anzahl der Regimenter erſt nach 1742 im zweyten ſchleſiſchen Kriege errichtet wurden, wollen wir doch die Rekrutirung nur von 1745 bis 1756 in 12 Friedensjahren rechnen . . 28,800.

Ferner: von 1764 bis 1787, (mit Ausſchluß des Jahres 1778) 23 Jahre . . 55,200.

c) Die Augmentation der Kompagnien aus dem Lande zu verſchiedenen malen wollen wir überhaupt anſchlagen zu . . 4,000.

d) Die freywillige Werbung im Lande, ſogenannte gemachte Ausländer ꝛc. wollen wir nur jährlich auf 200 Mann berechnen, macht in 35 Jahren . . 7,000.

e) Da ſowohl die auswärts Geworbenen, als die Inländiſchen ſich mit bürgerlichen Mädchen verheurathen, ſo wollen wir nur

Latus 114,740.

jährlich

	Perſonen.
Transport	114,740.
jährlich auf jedes Bataillon 10 und auf jede Schwadron etwas über drey ſolche Ehen rechnen, macht jährlich 2000 Perſonen weibl. Geſchlechts, die aus der Civiljurisdiktion treten, und folglich aus den Zählungslißten wegbleiben, in 35 Jahren	70,000.
Summa	184,740.

Daß alle obige Sätze gewiß viel zu niedrig angeſetzt ſind, wird jeder zugeben, der einigermaßen genauer mit dieſen Gegenſtänden bekannt iſt. Viele Infanterieregimenter ziehen z. B. gewiß 40 Mann jährlich aus den Kantons. Doch wir haben allen Schein vermeiden wollen, daß wir etwas zu hoch anſetzten, zumal da in der allgemeinen Rechnung der Kürze wegen nicht zu vermeiden war, daß wir die nach 1745 errichtete Regimenter gleich von Anfang an mitrechneten.

Die verminderte Vermehrung, die im Civil durch das Austreten einer ſo großen Menge Menſchen ins Militär in 35 Jahren verurſacht worden iſt, wollen wir ſehr gering anſchlagen auf | 15,000.

Ganze Summe 199,740.

12) Mirabeau hat für gut gefunden, als ob es von ungefähr geſchähe, ſeine Vermehrungen bis zum J. 1787, ſogar bis über die Regierung Fr. II. weg, fortgehen zu laſſen, und nicht mit Einem Worte zu bemerken, daß der Hr. Gr. v. Herzberg, den er durch dieſe Tabelle widerlegen will, die Menſchenzahl nur für das Jahr 1784 angegeben hat, wodurch er die angebliche Vermehrung folglich das angebliche Deficit, nach ſeiner eigenen Berechnung, mit 144,000 Menſchen vermehrt. Es

ist schwer zu glauben, daß dieß bloß Zufall sey: vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, es sey ein nicht löblicher Kunstgriff, das vermeinte Deficit, welches nicht groß genug werden wollte, noch zu vergrößern, damit es nicht etwa nur mit Hunderttausenden, sondern in der auffallenden Benennung mehr als eine Million erscheinen möchte. Wenigstens ist ein solcher Mangel an Genauigkeit, gesetzt daß er bloß Nachlässigkeit seyn sollte, einem Manne sehr unanständig, der alles so sehr besser wissen will. Wir haben diese Nachlässigkeit oder diesen Kunstgriff unsers Mirabeau erst bemerkt, nachdem wir obige Berechnung der nöthigen Abzüge schon bis 1787 gemacht hatten, sonst würden wir auch nur bis 1784 gerechnet haben. Der Unterschied, der durch diese Differenz von drey Jahren in der Volksvermehrung verursacht wird, ist indessen so beträchtlich, daß es so billig als nöthig seyn wird, was Gr. M. unrichtigerweise in Einnahme gebracht hat, ihm wieder in Ausgabe*) zu stellen.

13)

*) Hr. O. K. R. Büsching liefert in seinen Beyträgen zur Regierung Fr. II. die Listen der Jahre 1785 u. 1786, von allen preußischen Ländern incl. Schlesien, Gebornen und Gestorbenen.

Im J. 1785. geb. 810,734.
gest. 137,808.
Vermehrung 53,126.

Im J. 1786. geb. 811,188.
gest. 161,827.
Vermehrung 49,361.

Wenn wir auch für 1787. 40,000 annehmen wollen, so ist doch nur 142,187 in diesen für die Population so günstigen dreyen Jahren. Hieraus kann man auch sehen, wie natürlich die Mirabeausche sogenannte Vermehrung

13) Wir müſſen hiebey noch erinnern, daß der Gr. Herzberg die Volksmenge des Civils vom J. 1784 auf 5,488,000 angiebt, und daß Gr. Mirabeau, ohne ein Wort zu ſagen, weswegen, ſie in der Tabelle, auf 5,419,000 erniedrigt. Indeſſen, weil wir uns vorgeſetzt haben, mit Mirabeau mit mehr als Billigkeit zu verfahren *), und mit ihm bloß *ex conceſſis* zu diſputiren, ſo wollen wir mit ihm auch dieſe unbillig verminderte Summe annehmen

Nun wird die S. 38 befindliche Mirabeauſche Tabelle nach ſeinen eigenen Principien, nur mit Weglaſſung falſcher Zahlen und falſcher Angaben folgendergeſtalt ſtehen müſſen:

E 4 Anzahl

rung ſelon le cours naturel des choſes iſt, der in ſeiner Tabelle hier zuletzt 48,000, und in den 3 Jahren 144,000 Vermehrung rechnet, um nur ein Deficit herauszurechnen. Auch erhellet hieraus abermals deutlich, daß Mirabeau am wenigſten ſich herausnehmen ſollte, die preußiſchen Geburts- und Sterbeliſten deswegen für verfälſcht auszugeben, weil ſie einen Ueberſchuß von 40,000 anzeigen, (S. oben S. 40 und S. 60) da er ſelbſt um nur ein Deficit herauszubringen, die Vermehrung nach dem cours naturel des choſes sogar auf 48,000 angiebt.

*) So billig verfährt Graf Mirabeau nicht mit dem Grafen Herzberg. Auf der folgenden Seite hat er eine andere Tabelle gemacht, worin er angeblich die Vermehrung nach des Gr. H. Principien ausrechnen will, und noch ein größeres Deficit herausbringt. Aber auch hier hat er ſeine verminderte Summe der Volksmenge angeſetzt, da er doch offenbar, wenn er verfahren, nach des Gr. H. Principien die Sache zu unterſuchen, auch deſſen Summe annehmen müßte.

Anzahl der alten Unterthanen Fr. II. bey seiner Thronbesteigung		2,611,333.
Neue Schlesien		1,100,000.
— Ostfriesland*)		91,000.
Summa aller Unterthanen im J. 1742		3,802,333.
Vermehrung**) derselben bis 1772. 30 J.		912,600.
Acquisition von Westpreussen		500,000.
		5,214,933.
Vermehrung 1772 bis 1787 15 J.		637,800.
		5,852,733.
Hievon geht ab:		
Außerordinären Anfällen, durch Krieg, Hunger, Krankheiten, welche M. nicht zu berechnen für gut gefunden hat, laut E. 65.	378,600.	
An Personen, die während der 45 Jahre aus dem Civil ins Militär übergegangen sind, nach einer gewiß viel zu geringe angenommenen Berechnung, laut E. 69.	199,740.	
Hieher nicht gehörige Vermehrung, indem M. aus Begierde zum Deficit, die Rechnung der Vermehrung, welche nur bis 1784 gehen sollte, bis 1787 fortgehen läßt. Laut E. 69.	144,000.	
		722,340.
bleibt		5,130,393.

Bilanz:

Mirabeau nimmt die Bevölkerung aller preußischen Lande an Endpersonen im J. 1784 an	5,419,000.
Nach seinen eigenen Principien, wenn man nach denselben nicht falsch rechnet, sollten nur dort vorhanden seyn	5,130,393.
sind also mehr da, als selbst Mirabeau verlangte	288,607.

Es

*) Wir lassen Ostfriesland gleich anfänglich bey 1742 stehen, ob es gleich unrecht ist.

**) Wir rechnen, (S. oben S. 61.) nicht nach 54:7,000, sondern 8:1000. Es verlohnt sich nicht der Mühe, in solcher schimärischen Rechnung auf ein Paar Zahlen zu gehen.

Es iſt alſo kein Deficit vorhanden, ſondern (nach Mirabeaus falſchen Principien richtig gerechnet) hatten die preußiſchen Staaten 288,607 Menſchen mehr, als ſelbſt M. mit aller Uebertreibung der Population von 1742 und aller falſchen Berechnung des Lebens neugeborner Kinder herausrechnen konnte. Das eingebildete Deficit haben hauptſächlich neugeborne Kinder gemacht, die in dieſer Tabelle nicht nur beſtändig fortleben, ſondern auch, mirabile dictu! vom fünften Jahre an ſchon wieder Kinder zeugen. Dieß gehet in der Tabelle ſo unabläſſig fort, daß die 1742 gebornen Kinder, die im J. 1748 ſchon Väter und Mütter waren, in dieſer Tabelle im J. 1787 ſchon ihre Nachkommen bis ins neunte Glied erblicken, welches ſonſt dans le cours naturel des choſes erſt in 300 Jahren zu geſchehen pflegt. Wohl den kleinen Vätern und Müttern, welche im J. 1742 gleich bey ihrer Geburt geadelt worden ſind; denn ihre Nachkommen hätten ſchon im J. 1767, mit ſechszehn Ahnen, Johanniterritter werden können!

Es iſt Schade, daß man die Zeit verderben muß, um ſo offenbare Thorheiten und Unrichtigkeiten zu widerlegen, es mag ſie nun Mirabeau oder Zimmermann geſchrieben haben. Und dennoch iſt es nöthig! Wir haben hier eine Probe geben wollen, wie M. deutlich müßte und könnte widerlegt werden, da es Hr. v. Z. zu thun vorgab, aber nicht that. Aber ſelbſt dieſe Probe zeigt, wie weitläuftig und unbeſchreiblich mühſam eine ſolche Unterſuchung des Mirabeauſchen Werks

würde, und daß man sie wenigstens mit Billigkeit demjenigen nicht zumuthen könne, den es fast schon gereuen möchte, daß er aus Liebe zur Wahrheit, die höchst beschwerliche und höchstunangenehme Arbeit, die Zimmermannschen Fragmente zu untersuchen, über sich genommen hat. Wenn aber das Wort des Redakteurs einigen Glauben beym Publikum verdient, so kann es ihm glauben, daß die wichtigsten Kapitel des Mirabeauschen Werks um nichts zuverlässiger sind, als das Kapitel wozu die eben untersuchte Tabelle gehört. Besonders ist das Kapitel von Manufakturen und Handlung, welches der Göttingische Recensent für das beste zu halten genigt war, unter sehr wenigen guten Nachrichten und treffenden Gedanken (dergleichen im ganzen Buche einzeln verhanden sind) voll unrichtiger Nachrichten, und untreffender Räsonnements. Aber dieß so auseinander zu setzen, daß es das Publikum deutlich einsähe, würde so mühselige Untersuchungen erfodern, daß auch den Geduldigsten die Lust dazu vergehen könnte; welches diejenigen Anhänger des physiokratischen Systems wohl überlegen sollten, welche immer darauf pochen, daß man das Mirabeausche Werk widerlegen solle. Mag doch lieber jeder über die preußische Monarchie denken was er will; sie wird doch wohl ihren Gang fortgehen. Wer also, selbst nach Untersuchung der obigen Tabelle, noch glauben kann, er habe sich aus dem Buche de la Monarchie prussienne einen im Ganzen richtigen Begriff von dieser Monarchie gemacht, der kann es ja immer glauben; so wie wir auch, um der Zeit zu schonen, dem lieber nicht weiter widersprechen wollen, der glaubt, dieß Buch beweise etwas für das phy-

phyſiokratiſche Syſtem. Es giebt ſchätzenswürdige Männer, die für dieſes Syſtem ſo eingenommen ſind, daß ſie es nicht wollen fallen laſſen, man wende auch aus der Erfahrung dawider ein, was man wolle. Sie hängen daran aus einem menſchenfreundlichen Grunde, dem man an ſich alle Gerechtigkeit kann widerfahren laſſen. Es iſt ſchon längſt bekannt, daß man über Theorien der Staatswirthſchaft und Staatswiſſenſchaft ewig diſputiren kann, ohne ſich zu vereinigen, ja oft ohne ſich nur recht zu verſtehen, wenn man nicht auf die Erfahrung und auf die wirkliche Welt Rückſicht nimmt. Und daß die Phyſiokraten auf die wirkliche Welt nicht Rückſicht nehmen können, und nehmen wollen, iſt wohl natürlich, weil ihr Syſtem noch nirgend eingeführt iſt, und, wie wir faſt befürchten, nirgend eingeführt werden kann, indem es nur bloß auf Einbildung und Theorie beruhet.

Ueber das funfzehnte Kapitel.

Von Friedrichs Fabriken und Monopolien.

Hier hat es Hr. v. Z. wieder mit "dem gewal-"tigen Genf von Mirabeau" und mit "dem scharf-"sichtigen Herrn Denina" zu thun, wie er sie nennt, wobey er hin und wieder "dem pragmati-"schen Hrn. Büsching" (jedem giebt Hr. v. Z. einen Beynamen; welchen Beynamen sollte er wohl haben?) einen Seitenhieb nach seiner Art giebt. Es ist wohl nichts schwerer gründlich aus-einander zu setzen, als die Lehre von Monopo-lien. Sie erfordert eine genaue Kenntniß des Landes von dem die Rede ist, und nicht gemeine Kenntniß des Finanzwesens, des Manufakturwesens und der Cirkulation des Geldes, nebst allem was dazu ge-hört. Hat Hr. v. Z. diese Kenntnisse? Kann er sie haben? Das beantwortet sich selbst. Also darf man hier nichts tiefgedachtes und selten etwas treffendes suchen. Seine Gegner schwatzen, und er schwatzt; aber etwas bestimmtes wird wohl bey so weniger Sachkenntniß von beiden Seiten nicht ausgemacht. Im Grunde hat Hr. v. Z. ganz recht zu sagen, daß die Monopolien, die Fr. II. veranlaßte, nicht so landverderblich sind, als die Gegner vorgaben, weil sie aus vorher festge-setzten Theorien, aus Vorurtheilen und ohne Kennt-niß des Landes urtheilen. Das Leidlichste ist, was er über die Zuckerraffinerien sagt; aber diese Mate-rie ist noch genauer in der A. d. B. CIV. Bde

item St. bey Gelegenheit der Schrift, welche Hr. Prof. Büsch in Hamburg wider dieses Kapitel geschrieben hat, auseinandergesetzt worden.

Dabey spricht Hr. v. Z. immer mit seiner gewöhnlichen Wichtigkeit, als ob er der erste und einzige wäre, der die Sachen die er vorbringt, sagte und sagen könnte, als ob er lauter Schätze entdeckt habe, die sonst mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwunden wären, da doch sehr viel bekannte und äußerst triviale Sachen vorkommen, die auch zum Theile seine Gegner sehr wohl wissen, nur daß sie die Wirkungen derselben anders erklären; also hauptsächlich in Ansehung der Wirkungen hätte Hr. v. Z. seine Gegner durch Thatsachen überführen müssen. Das Schlimmste ist aber, daß auch in diesem Kapitel sich allenthalben die offenbarsten Spuren zeigen, daß Hr. v. Z. von den Sachen, wovon er spricht, unrichtige Begriffe hat, und daß er die Nachrichten, die ihm mitgetheilt wurden, gar nicht recht zu brauchen gewußt hat. Denn allenthalben findet man, daß er die Gegenstände nicht genau und bestimmt angiebt, und die Begriffe verwirrt, weil er selbst keine deutliche Begriffe hat; daß er zuweilen auf eine lächerliche Art die Sachen übertreibt, weil seine Einbildungskraft, die immer ins Große geht, mit seiner Unkunde sich in unglücklicher Verbindung zeigt; und daß er sich widerspricht, weil er ins Wilde hineinschreibt, und nach einigen Seiten vergißt, was er vorher geschrieben hat. Wir wollen nur einige in die Augen fallende Beyspiele anführen. Genauere Auseinandersetzungen würden uns zu weit führen.

I. Beyspiele von verwirrten Begriffen.

S. 31 sagt Hr. v. Z.: "Mirabeau behauptet in "seinem Werke über die preußische Monarchie — es sey "Thorheit, einen großen Geldumlauf im Lande erhalten "wollen." Der Thorheit, dieß zu behaupten, konnte sich der Verf. des Buchs sur la Banque de St. Charles nicht schuldig gemacht haben. Er behauptet nur, die Art wie Fr. II. die Cirkulation in seinen Ländern habe befördern wollen, sey nicht die rechte. Dieß war freylich eine Thorheit, weil er diese Länder nicht hinlänglich, und wenigstens bey weitem nicht so gut kannte wie der König, und und weil er einen Staat, welcher nach seiner einmal vorhandenen lage und Verfassung regiert werden mußte, nach einer Theorie wollte regiert wissen, nach welcher noch nie ein Staat regiert worden ist. Aber Hr. v. Z. mußte doch nicht des M. Gedanken ganz falsch vorstellen.

S. 35. nennt Hr. v. Z.: "die große Hauptsei"denfabrik des Girard und Michelet." Warum Hauptseidenfabrik? Es ist eine Fabrik so wie die andern alle. Auch nicht einmal diese, sondern die Seidenfabrik des Herrn Baudouin hat die meisten Stühle (S. Beschr. v. Berlin Ir. Bd. S. 516). Hr. v. Z. will durch Anzeigung von dergleichen Umständen nur merken lassen, daß er ganz genau unterrichtet sey; und dieß fällt mehrentheils so unglücklich aus, daß man merkt, wie wenig er unterrichtet ist.

S. 49. macht der Hr. Ritter einen gewaltigen Fehler für einen Mann, der von Zuckerfabriken schreibt, indem er sagt: "der gröſste Theil "des Werths dieser Waare kommt vom Raffiniren". Das ist ein wenig arg! Hr. Professor Büsch hat dieß schon in seiner Abhandlung S. 14. bemerkt. Ferner sagt Hr. v. Z. auf dieser S. 49. "Sechshundert Zuckerbäcker oder Raffineurs, lebten in "Hamburg bis dahin vornehm, reichlich und froh, gröſstentheils auch aus preuſsischem Gelde. Wenige Oerter in "Europa trieben die Zuckerraffinerie so weit; und man gab "dieß auf eine besondere Eigenschaft des Wassers "in Hamburg." Die Zuckerbäcker sollen vornehm gelebt haben? Das ist sehr lustig! Der muß wohl nicht wissen, was die Hamburger Zuckerbäcker für Leute sind, der so schreibt! Und daß der Vorzug des hamburger Zuckers von dortigem Wasser herrühren sollte, ist auch wohl noch keiner menschlichen Seele eingefallen. Wie muß Hr. Pref. Büsch nicht gelächelt haben, da er dieses las! Uebrigens sind niemals sechshundert Zuckerbäcker in Hamburg vorhanden gewesen, sondern nur etwas über 300. (S. Historisch-politisches Magazin 1790. April. S. 477).

II. Uebertreibungen.

S. 35 wird erzählt: "der König habe dem Bern"hardschen Hause zur Seidenmanufaktur in Potsdam "einige zwanzig Häuser geschenkt". Das wäre ja eine ganze Straße! Die Bernhardtsche Seidenmanufaktur in Potsdam besteht aus dreyſsig Stühlen, wie

wie man aus der Beschreibung von Berlin (III. Bd. S. 1375) sehen kann. Wozu hätte sie denn einige zwanzig Häuser? Die Wahrheit ist, daß diese Manufaktur nur Ein Haus in Potsdam vom Könige bekommen hat.

S. 50. wird versichert: "daß mehr als tausend "Hamburgische Zuckerarbeiter diesen Nahrungszweig im "Preußischen fanden." Herr Prof. Büsch hat schon S. 19 seiner Abhandlung gezeigt, daß dieß auf seltsame Art übertrieben ist. In der oben schon angeführten auch besonders gedruckten Recension in der A. d. B. kann Hr. v. Z. finden, daß die Splittgerberschen Siedereyen nur ungefähr hundert dergleichen Arbeiter brauchten, und diese waren gleich von Anfang nicht alle aus Hamburg, und sind es längst nicht mehr; denn die Kenntniß dieses Gewerbes ist seit 1749 in den preußischen Staaten einheimisch geworden.

S. 55 geht Hr. v. Z. noch viel weiter. Er versichert: "Die Zuckerfabrikation gab vielen tausend "inländischen Familien Verkehr und Brod." Man merkt es, daß dieß der Mann schrieb, welcher "bloß durch vom K. Fr. Wilh. I. veranstaltete preußische "Wollmanufakturen noch bis jetzt Millionen Hände zu "beschäftigen wußte."

III. Widerspruch.

S. 34 erzählt Hr. v. Z., Fr. II. habe gesagt: "Mir ist es weit lieber, meinen Unterthanen zu zeigen, "wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu neh-

"men

"nehmen, und wiederzugeben" — und S. 174 läßt er ihn ſagen: "Was mir die gröſte Mühe macht, iſt "die billige Vertheilung dieſes Geldes (nehmlich des Ueberſchuſſes von den Einkünften) "an bedürftige "Provinzen; und die beſte Art den Geldumlauf da, wo "er mangelt, durch daſſelbe zu unterhalten" — Dieſes letztere iſt ja ein Wiedergeben und ein weiſes kluges Wiedergeben.

IV.

Hier führen wir nur noch ein paar Beyſpiele von der wenigen Genauigkeit des Hrn. v. Z. an.

Er ſagt: S. 34. "Der König hat alle auswärti"gen Waaren verboten, und dagegen alles, was im Lan"de fabricirt war, von allen Abgaben befreyt." Wie? Es wurden ja für Millionen auswärtige Waaren ins Land gebracht. Produkte ſind auch Waaren, und auch viele Fabrikate, die entweder nicht im Lande gemacht werden konnten, oder zur Verarbeitung gebraucht wurden, z. B. viele Bänder, Plüſche zu Kutſchen u. ſ. w. waren ja erlaubt; hingegen der im Lande fabricirte Zucker war mit einer Abgabe belegt.

S. 35: "Der General Lentulus verſchaffte dem "Könige eine Geſellſchaft ſchweizeriſcher Uhrmacher, der "König gab dieſer Geſellſchaft über 80,000 Thaler; und da "die erſten Abkömmlinge abgiengen, behielten die nach"her Angeworbenen dieſe 80,000 Thaler; mit einem "ſtarken Zuſchuſſe, von vielleicht noch 40,000 Thlr." Alles ſchief vorgeſtellt. G. Lentulus verſchaffte die Uhrenfabrik nicht, ſie war nie eine Geſellſchaft, ſondern ein Unternehmer errichtete ſie, es koſtete dieſe Fabrike dem Könige nicht 120,000 Thaler, ſondern 141,235 Thlr. und die erſten

80,000 Thlr konnten die nachher angeworbenen — die nicht angeworben, sondern schon da waren, — nicht behalten, denn diese Summe war von den ersten längst ausgegeben worden. Folgendes sind die wahren Umstände:

Im J. 1765. kam ein Uhrmacher Hüguenin aus Genf nach Potsdam, der zum neuen Schlosse einige Uhren anbot und lieferte. Er mag sich zu Betreibung seines Projects auch wohl an den General Lentulus gewendet haben. Er erbot sich in Berlin eine Uhrenfabrik mit Vorschuß des Königs anzulegen, dazu er die Arbeiter aus Genf und Neufchatel kommen ließ.

Der König gab dem Hüguenin im Jahre 1766 . . .	61,000 Thlr.
Hüguenin entwich im J. 1775, und die Fabrik ward von einem Genfer Namens Truitte fortgesetzt, der dazu empfing . . .	34,236 —
Eben derselbe erhielt zu Etablirung der Jouaillerefabrik in Friedrichsthal	36,999 —
Summa	141,235 Thlr.

Da Truitte im J. 1783 insolvent starb, wurden aus dem Schiffbruche, inclusive des Werths des Fabrikenhauses in Berlin, nur 31,623 Thaler geborgen, welche der Berlinische Kaufmann Herr Hovelac, zur Fortsetzung erhielt, unter dem die Fabrik noch besteht.

Ueber das sechszehnte Kapitel.

Von der französischen Verwaltung der Accisen und Zölle, oder von der sogenannten Regie.

Kein Gegenstand kann wohl weniger öffentlich vor dem Publikum ganz gründlich erörtert werden als dieser. Die damit verknüpften Umstände sind auf so mannigfaltige Art verwickelt. Man müßte nicht, so wie Hr. v. Z., ins Blaue hinein reden; sondern man müßte dem Publikum Nachrichten und Rechnungen vorlegen, zu welchen nicht jeder den Zugang hat, und welche diejenigen, die ihn haben, aus sehr wichtigen Gründen dem Publikum vorzulegen vielleicht Bedenken tragen müssen. Wollte man gründlich und unparteiisch die neuen Einrichtungen, welche durch die französische Regie verursacht worden, betrachten, so hätte man auf vielerley zu sehen: z. B. auf die Auflagen selbst; wo gewiß sehr wichtige Gründe dafür und dawider zu erörtern wären; auf die Art sie zu erheben, und ob nicht, wie es wohl unstreitig ist, aus den vorgeschriebenen Formalitäten oft mehr Bedrückung erwuchs, als aus den Auflagen selbst; auf den Despotismus französischer Provinzialdirekteren und Unterbedienten, welche freylich der Generaladministration nicht zuzuschreiben waren, aber doch das Land sehr drückten; auf die Uebel und Unbequemlichkeiten, welche daraus entstanden, daß die General-Accisеadministration oder Regie vom General Ober-Finanzdirektorium und folglich von allen Landescollegien abgesondert war,

daß sie unter keinem Minister stand und folglich sehr oft in die allgemeine preußische, so simple und so wohl zusammenhängende Staatsverwaltung nicht eingreifen konnte; auf die Uebel und die Verwirrungen, welche sonderlich im Anfange, ehe deutsche Regisseure bey der Generaladministration bestellt wurden, daraus entstanden, daß fremde Leute, welche des Landes und sogar der Landessprache unkundig waren, diese wichtige Partie regierten; auf die Uebel und Unbequemlichkeiten, welche aus dem Gebrauche der französischen Sprache immer entstanden u. s. w. Auf diese und manche andere Gegenstände müßte nothwendig die Aufmerksamkeit gerichtet werden; aber von allen diesem sagt Hr. v. Z. nicht ein Wort, begnügt sich, einige nicht einmal zuverlässige Anekdötchen zu erzählen, und mit seiner gewöhnlichen Wichtigkeit über alles zu entscheiden, wovon er nichts genau weiß. Auch für jemand, der mehr weiß als H. v. Z. würden wohl, um den Hergang aller hieher gehörigen Sachen öffentlich auseinander zu setzen, auch deswegen sich große Schwierigkeiten finden, weil mannigfaltig Dinge dabey vorkommen können, die nicht fürs Publikum gehören, vielleicht auch die manchen noch lebenden oder kürzlich verstorbenen Personen nicht angenehm seyn würden; weshalb sich also niemand in Streit oder Weitläuftigkeiten einlassen wird. Die Fehler, die wirklich bey der Regie waren, von dem wahren Guten, das dabey war zu sondern, ist auch so leicht nicht, und wenigstens ist Hr. von Z. der Mann gar nicht dazu. Wir wollen uns mit Auseinandersetzung seiner schiefen Vertheidigung, und mit Berichtigung seiner unrichtigen Nachrichten hier nicht auf-

aufhalten. Wir wollen nur Eine derbe Uebertreibung und Eine derbe Unwahrheit anführen. Schon dieß, nebſt noch ein paar Anmerkungen wird genug ſeyn zu zeigen, daß Hr. v. Z. in dieſem Kapitel eben der Mann iſt, als in allen andern.

Es iſt luſtig zu ſehen, wie Mirabeau und Zimmermann um die Wette übertreiben! Mirabeau ſagt in ſeinem Buche über die preußiſche Monarchie T. IV. S. 186. "Funfzehnhundert Franzoſen ſind "in die preußiſchen Staaten vertheilt worden, um deutſchen Unterthanen franzöſiſche Geſetze vorzuſchreiben." Hr. v. Z. verdoppelt ſogar die Anzahl, und ſagt hier S. 65.: "Dreytauſend franzöſiſche Finanzkünſtler kamen über den Rhein." Hr. de Launay ſagt in ſeiner Vertheidigungsſchrift wider Mirabeau *): "Es ſind nie mehr als zweyhundert, und noch dazu nur "eine gewiſſe Zeitlang in den preußiſchen Staaten geweſen. Ich habe ſogleich die Hälfte davon nach Frankreich zurückgeſchickt, und nicht mehr als etwa hundert "behalten." Hr. v. Z. braucht in ſeinen Fragmenten ſehr oft dieſe Vertheidigungsſchrift faſt wie ein klaſſiſches Buch, mit mehr Zuverſicht als er ſollte. Denn bey allem Guten was die Schrift des Hrn. de L. enthält, iſt ſie doch ſchon deshalb, weil ſie eine Vertheidigungsſchrift iſt, als einſeitig anzuſehen, und mit Vorſicht zu gebrauchen. Hier aber, iſt L. wegen der Anzahl der franzöſiſchen Acciſebedienten wohl ſehr glaubwürdig. Wenn Hr. v. Z. gewohnt wäre, nur ein klein wenig nachzudenken was er hinſchreibt, ſo müßte er

*) S. 77. des Originals u. S. 99 der deutſchen Ueberſetzung.

gleich gemerkt haben, daß die von ihm angegebene Anzahl lächerlich übertrieben ist. Wie groß müßte denn die Schaar der Accisebedienten in den preußischen Staaten seyn, wenn nur allein 3000 Franzosen noch hinzugekommen wären? zumal da von der französischen Generaladministration auch gleich im Anfange noch viele deutsche neuangesetzt wurden.

Bey Beurtheilung der französischen Accisregie vermischt Hr. v. Z. auf die verkehrteste Weise Dinge zusammen, die gar nicht zusammen gehören. Er will weitläuftig beweisen, was keines Beweises bedarf, daß der König wohl gethan habe die inländischen Fabriken in die Höhe zu bringen, und behauptet dabey, ohne alle Kenntniß der Sache, daß durch die französische Regie gar keine neue Abgaben dem Lande aufgelegt, sondern daß nur durch Verhinderung des Schleichhandels mit Fabrikwaren die Vermehrung der Einkünfte sey bewirkt worden. Er sagt S. 81. ausdrücklich: "Keinen andern Wunsch "und Zweck hatte der König bey der Regie, als bloß "durch genaue Aufsicht und das Verbot ausländischer "Fabrikwaaren, die einländischen Fabriken *) menschen"möglichst in die Höhe zu bringen. So stieg dann mit "der Zeit die Einnahme der Accisen auf Volksbedürfnisse "von selbst, wenn eine Mehrheit von vielen Tausen"den von Landeseinwohnern durch Fabrikarbeiten, Spin"nereyen und was dazu gehört, ihren Unterhalt fand."

Daß

*) Wir finden hier abermals S. 13, daß die Fabriken Millionen Hände beschäftigen. Das Wort Million klingt unserm Ritter so rund, so feurig!

Daß der König die landesväterliche Absicht gehabt hat, die Manufakturen und Fabriken in seinem Lande empor zu bringen, und daß er auch größtentheils seine Absicht erreicht hat, wer wird das leugnen? Daß die Aufsicht auf den Schleichhandel mit verbotenen Manufakturwaaren auch an sich nützlich und nöthig gewesen, ist auch richtig. Aber Hr. v. Z. stellet es so vor, als wären bloß durch diese Aufsicht die Fabriken gestiegen, und als wäre die französische Regie bloß dazu bestellt gewesen, genauere Aufsicht auf die Kontrebande der Manufakturwaaren zu haben, und hätte gar nicht die Vermehrung der Abgaben, die aus der Konsumtions- und Handlungsaccise fließen, zum Zwecke gehabt. Er sagt S. 79 ausdrücklich: "Die Absicht des Königs bey der Regie war ganz und gar nicht, "die Abgaben durch dieselbe zu vermehren." Dieß ist eine offenbare Unwahrheit, denn es ist ja weltbekannt, daß durch die französische Regie verschiedene Abgaben vergrößert, und auch die Einkünfte sehr vermehrt worden. Hr. v. Z. der im Besitze ist, alle Begriffe zu verwirren, führt zur Behauptung seines Satzes an: "daß der "König den Regisseurs ausdrücklich befohlen habe, alles "zu vermeiden, was das Volk drücken könnte." Das sind aber zwey ganz verschiedene Dinge. Daß die Absicht des ewig verehrungswürdigen Königs nicht gewesen sey, das Volk zu drücken, wird jedermann gern zugeben, und man hat rührende Beweise davon. Aber es können ja auch Auflagen erhöhet werden, ohne daß sie drückend werden; das sind ja zweyerley Dinge. Hr. v. Z. citirt des Hrn. de Launay Vertheidigungsschrift lezt sie ganz falsch

falsch aus, weil er selbst von der Sache nichts verſteht. So sagt er auch hier: "Der König hat in "zwanzig Jahren, sagt Hr. de Launay, seinen Staaten ein "Opfer von mehr als hundert Millionen Thaler da"durch gemacht, daß er verschiedene Abgaben nachgelassen "und gemildert hat." Es ist wahr, Hr. de L. sagt dieses S. 11. d. Ueberſ.; nirgend aber ist die geringste Nachweisung zu finden, um diese Summe zu beweisen. S. 102. ist ſie abermals bloß nur angegeben *).

Es

*) Diese Behauptung des Herrn de Launay, kann nicht anders verſtanden werden, als wenn man ſich denkt, er habe gemeint, der König hätte noch jährlich fünf Millionen mehr durch die Accise erheben können, wenn er keine Gegenſtände ganz verboten, und keine Freypäſſe ertheilet hätte, und wenn er nebſt den Steuern auf Brod ꝛc. alle inländiſche Fabrikate und die dazu gehörigen rohen Materien mit Abgaben belegte, obgleich auch dieß, ſo unmöglich als es ſeyn würde, unfehlbar übertrieben iſt. So sagt Hr. de L. z. B. in dem Eingange ſeines Compte rendu (Mirabeau ſur la Pruſſe T. IV. p. 1. S. 248.) daß von den 30 Millionen jährlicher inländiſcher Fabrikation, die der Hr. Graf von Herzberg nachweiſe, mehr als 25 Millionen keine Gefälle bezahlten". Hierbey iſt gelegentlich zu erinnern, daß Hr. v. Z. der nur beſtändig davon ſpricht, daß durch die Regie den Fabriken aufgeholfen worden, ſo wenig die wahre Lage der Sachen kennet, daß er nicht einmal wußte, wie oft das Intereſſe des Acciſedepartements mit dem Intereſſe der inländiſchen Fabrikation in Colliſion kam. Herr de Launay ſorgte wirklich mehr für ſeine Acciſeinnahmen als für die Induſtrie, und hätte auch dieſe gern mit Abgaben belegt, wenn er gedurft hätte. Er ſcheut ſich nicht zu geſtehen (Inſtit. p. 83. d. U. S. 107.) daß er dem Könige den landverderblichen Rath gegeben hat: "Nach "soldbringen Aufopferungen für die Fabriken, endlich einmahl einige Früchte davon einzuſammeln". Alſo wären vorher keine Früchte davon geweſen? Welche Begriffe! Die Regie war bekanntlich eben nicht vergnügt darüber, wenn der König Waaren ganz verbot; ihr Intereſſe wäre weit mehr geweſen, ſie gegen Erlegung der Gefälle zu erlauben. In der eben angeführten Stelle des Compte rendu ſagt Hr. de L. auch: "Je n'ai pas joui *d'une grande "partie des perceptions* qui ont formé les produits de 1764. "et j'ai produit les *titres de prohibition et franchiſes*, qui ſont "bien

Zwar sind während der Zeit der französischen Regie verschiedene Abgaben aufgehoben oder gemildert worden; aber daß dieß hundert Millionen, d. h. jährlich 5 Millionen austrüge, ist widersprechend, Hr. de L. kann dieses nicht so gemeint haben. Er rühmt sich ja selbst, daß er während seiner Verwaltung die Einkünfte mit 42 Millionen vermehrt habe. Wären nun 100 Mil. durch nachgelassene Abgaben ausgefallen, so müßten ja entweder die Einkünfte um 58 Millionen seyn vermindert worden, oder das durch die Regie verursachte Plus müßte 142 Millionen gewesen seyn. Keines von beyden wird leicht jemand behaupten; sondern es ist gewiß, daß die Erhöhung der Abgaben die Verminderung weit überstiegen habe. Wäre, wie Hr. v. Z. träumt, die Absicht des Königs ganz und gar nicht gewesen, die Abgaben zu vermehren, warum hätte er sie denn wirklich vermehren lassen? Warum hätte er denn die Vermehrung der Einkünfte durch besondere Geschenke belohnt? Wenn Hr. v. Z. sich einbildet, diese Vermehrung der Einkünfte wäre bloß durch die

Ge-

"bien renforcés *par les 30 millions d' écus et plus, de fabrica-*
"*tions*" Wir wollen damit gar nicht sagen, daß nicht die Generalacciseadministration unter französischer und unter deutscher Oberaufsicht, die landesväterlichen Befehle des Königs treu befolgt, und auf die Kontrebande von Fabrikwaaren eben so genau Acht gegeben habe, als auf die Kontrebande wodurch eigentlich die Accise geschmälert ward, und daß sie die Kontrebande mit Fabrikwaaren durch genauere Aufsicht zwar nicht, wie Hr. v. Z. meint, verhindert aber doch vermindert hat. Eben hierin und in mehrern andern Punkten liegt ihre Vertheidigung, gegen die andern unverdienten gehässigen Beschuldigungen des Mirabeau, der sie eben so ohne Kenntniß der Sache angreift, als sie Hr. v. Z. ohne Kenntniß der Sache vertheidigt, wenn er sie bloß zur Beschützerinn der Fabriken machen will.

genauere Aufsicht, und durch die Konsumtion der vielen tausend Einwohner entstanden, welche die Fabriken ins Land hineingezogen haben sollen; so zeigt er, daß er gar keinen Begriff von der Sache hat, und daß er nicht einmal des Hrn. de Launay beide Schriften mit gehöriger Aufmerksamkeit erwog, obgleich dieser, in Absicht auf die neuen und erhöhten Auflagen, ganz völlig deutlich zu seyn, nicht für gut gefunden hat. Es ist ausgemacht, daß die französische Regie durch erhöhte, d. h. durch neue Abgaben, die Einkünfte im Durchschnitte jährlich wenigstens mit 1½ Million vermehrt hat, und zwar hauptsächlich durch Abgaben von den Getränken. Wir wollen, aus guten Quellen, nur einen ganz beyläufigen, gar nicht genauen Anschlag der Erhöhungen in runden Zahlen hieher setzen:

Seit 1766 *) Erhöhung vom Bier durch Vertauschung der Abgabe aufs Malz mit der Abgabe auf die Tonnenzahl	475,000 Thlr.
Desgleichen seit 1766 vom Brandwein durch eben die Vertauschung	375,000 —
	100,000 —
Die dagegen zu eben der Zeit aufgehobene Mahlaccise kann ungefähr betragen haben, welche also abzuziehen sind	100,000 —
Latus	500,000 —

*) S. verlängtes Deklarationspatent wegen der neuen Einrichtung in Accise- und Zollsachen vom 14ten April 1766. In der Sammlung von 1766. S. 294.

Transport	500,000	Thl.
Auflage auf den Wein, welcher in den Städten konsummirt wird 5 p.C; ebenfalls seit 1766	60,000	
Erhöhung der Schlachtaccise 1 Pfenn. aufs Pfund; ebenfalls seit 1766	180,000	—
Erhöhung des Imposts vom Weine; seit 1772 *)	120,000	—
Erhöhter Impost vom Kaffee; ebenfalls seit 1772	100,000	—
Kaffebrennerey	50,000	—
Zettel- Siegel- und Plombir-Gelder	300,000	—
Summa	1,310,000	—

Hiezu kommt noch

Zoll- und Accise-Einnahme von Westpreußen	150,000	—

Diese eigentliche Erhöhungen oder neue Auflagen, und zwar nicht bloß wie oben in ungefähr angegebenen runden Zahlen, sondern in genauerm und bewiesenem Detail kommen sehr in Anschlag, wenn man treffend auseinandersetzen will, (wie es preußische Staatsmänner, aber freylich nicht öffentlich, gethan haben) was eigentlich die Wirkung der französischen Regieeinrichtung sey, und wie sich die Einkünfte, welche bis 1764 und 1765 durch die Kammern mittelst Zoll und Accise erhoben wurden, zu den nachher erhobenen verhalten. In dieses Detail und ganz genaue Bestimmung hat sich Hr. de Launay in seinen beiden öffentlichen Schriften weislich nicht eingelassen,

*) S. Edikt zur Erhebung eines Aufschlags-Imposts von Wein und Kaffee v. 1. April 1772. In der Sammlung von 1772. S. 128.

sen, auch vielleicht nicht einlassen können; sie werden aber dadurch für den Kenner weniger lehrreich. Mirabeau und Zimmermann wissen vollends gar nichts gründliches von der Sache; der eine greift an und der andre vertheidigt, gerade wie die beiden Blinden, die sich mit gröſter Heftigkeit duellirten, aber der eine nach Osten und der andre nach Westen stieſs. Der Redakteur ist weit entfernt diese schwere Auseinandersetzung unternehmen zu wollen, bescheidet sich auch sehr wohl, daſs er hiezu nicht fähig ist. Er führt obige obgleich nach guten Daten, doch nicht genau, gemachte Berechnung nur bloſs deswegen an, um zu zeigen, wie ganz falsch und unwahr Hr. v. Z. die Sache vorstellt. Uebrigens wird jedermann, der die Industrie, Handlung und ganze Verfassung der preuſsischen Staaten kennet, einsehen, daſs an sich diese Summe der erhöhten Auflagen ganz wohl vom Lande könne getragen werden, und daſs also diese Finanzeinrichtung die gehässigen Beschuldigungen eines Mirabeau nicht verdiene *), der die preuſsischen Staaten nicht gründlich kennt, und nie den Gesichtspunkt im Auge hat und haben kann, den die Regierung der preuſsischen Lande im Auge haben muſs, und gehabt hat. Die Erfahrung hat auch genugsam bestätigt, daſs die Summe der Auflagen nicht drücke; denn

*) Man sehe z. B. T. IV. p. 1. S. 153. Das warme menschenfreundliche Herz, das Mirabeau hin und wieder bey seinen Klagen zeigt, kann man schätzen, aber bedauern, daſs er so wenig die Lage der Sachen kannte, und so grobe Vorurtheile hatte. Es war allerdings sehr viel Bedrückendes in der französischen Regie, aber auch, man muſs es unpartheyisch sagen, viel Gutes: und in der Summe lag das Gedrückende eigentlich nicht.

denn daß ſeit 1766 die preußiſchen Staaten am Wohlſtande zugenommen haben, liegt am Tage, und wird weder durch Theorien noch durch Deklamationen noch durch ſpecioſe Einwürfe, die nur dem, der die wahre Lage der preußiſchen Lande nicht kennt, wichtig ſcheinen, je widerlegt werden. Ob aber unter den obigen erhöhten Auflagen einige ſind, welche ſpeciell drückend ſeyn möchten, worinn das Drückende *) beſtehe, auf welche Art demſelben könne abgeholfen werden u. d. gl. das ſind Fragen, die hieher nicht gehören, und Erörterungen vorausſetzen, die eigentlich überhaupt nicht in öffentlichen Schriften gemacht werden können. Man kann ſie der Weisheit der Regierung überlaſſen.

So lange noch die preußiſche Induſtrie, die unter Fr. II. durch Manufakturen ſo anſehnlich zugenommen hat, in guter Verfaſſung bleibt, ſo lange auch bisher ein gutes Viertheil, wo nicht ein Drittel der Fabrikaten der preußiſchen Lande, dem Ausländer zugeführet wird, und wie bisher, der Vortheil dieſer ausgeführten Waaren vollkommen hinreichet, die auswärtigen rohen zu den Manufakturen erforderlichen Materialien nicht allein, ſondern auch den in den preußiſchen Staaten verbrauch-

*) Der König ſagte in einem eigenhändigen Briefe an de Launay vom 16. März 1766, worinn Er deſſen Vorſchläge zu Abgaben minderte, folgende wahrhaft königliche Worte: "Impoſés les vins de tout pais étranger, ce n'eſt "pas *le pauvre* qui le paye. *C'eſt* le manufacturier et "le ſoldat *dont je me declare l'avocat, et dont je dois plai-"der la cauſe.*" Man ſehe die Juſtification du Syſtême d'Economie de Mr. de Launay, S. 107. und die Ueberſetzung dieſes Buchs S. 317.

brauchten Wein, Kaffee, Oel, Gewürz und andre Produkten zu bezahlen; so lange wird der preußische Staat auch im Stande seyn, die Abgaben, die hierauf gelegt sind, zu tragen. Dieß zeigt die wahre Regierungsweisheit Friedrichs des Großen, welcher, indem er, um die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, Auflagen auflegte, auch zugleich durch die sorgfältigsten Anstalten die Industrie zu vermehren wußte, damit seine Unterthanen im Stande wären, die Auflagen zu bezahlen. Wenn man diese Betrachtungen mit Kenntniß der preußischen Staaten weiter verfolgt, so sieht man, wie ungerecht die Vorwürfe sind, welche Mirabeau der preußischen Finanzverwaltung macht, und wie wenig er sie gekannt hat *). Diese Betrachtungen

*) Hr. de Launay sagt S. 104. seiner Vertheidigungsschrift sehr richtig: "daß dieses das einzige System war, was sich für Fr. II. Land schickte." Man sehe auch die vortreffliche Rede des Königs mit dem Hrn. de Launay in dessen Vertheidigungsschrift Uebers. S. 73 f. f. Eben so hat Hr. de Launay S. 112. u. f. f. auf eine unwiderlegliche Art die Unmöglichkeit gezeigt, nach des Gr. Mirabeau Vorschlag alle indirekte Steuern aufzuheben und auf physiokratische Art in den preußischen Staaten alle Steuern auf das Landeigenthum und auf den Ackerbau zu legen. Sobald diese Unmöglichkeit gezeigt ist; so verdient alles, was M. und alle Physiokraten in der Welt sagen, keine weitere Aufmerksamkeit. Selbst Mirabeau, nachdem er nicht mehr bloß Schriftsteller war, nachdem er in der Nationalversammlung selbst an der Regierung Theil nahm, fing schon an, durch die Praxis belehrt, andre Meinungen anzunehmen, und würde es gewiß noch mehr gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Er lenkt auch schon in seinem Werke: sur la Monarchie prussienne hin und wieder ein. T. IV. p. 1. nachdem er S. 228 seine Ueberzeugung gesagt hat, die einem, der den preußischen Staat kennet, wirklich lächerlich vorkommen muß: "que la monarchie prussienne "sous le regne de Fr. II. vivoit de ses capitaux." und daß sie also bald zu Grunde gehen müsse; sagt er doch S. 231. vom Könige: "Dans la tension extrême de toutes les ref- "sorts du corps politique prussien il a inventé ou fait le "plus

gen führen auf den praktiſchen Satz, daß das Fabrikenſyſtem das Palladium des preußiſchen Staats iſt.

Doch wir kehren zum Hrn. v. Z. zurück. Herr Denina behauptet: "die franzöſiſche Regie habe "die Einkünfte aufs doppelte erhöht." Hr. v. Z. ſagt S. 79.: "Dieß ſey eine offenbare Unwahrheit." Daß man es vom allgemeinen Ertrage der Zoll- und Acciſeeinkünfte ſagen könne, iſt vielleicht nicht geradezu Unwahrheit zu nennen. Wenigſtens rühmte ſich de L. in einem ungedruckten Compte rendu, den er im J. 1784 dem Könige Friedrich II. übergab, (nachdem von wichtigen Leuten Zweifel wider manche Theile von de Launay's Verwaltung, und beſonders über den Ertrag waren erregt worden), daß ſie beynahe verdoppelt wären. Zwey ſehr wichtige Konſumtions-Acciſeabgaben wurden wenigſtens von der franzöſiſchen Regie gleich im Anfange verdoppelt, nemlich die Abgaben vom Bier und Branntwein. Dieſe Verdoppelung war unter der veränderten Form der Perception deswegen nicht weniger wirklich. Nemlich, bis zum 1ſten Jun. 1766

"plus ſage regime imaginable pour un *ordre des choſes* "*contre nature.*" Das iſt mit andern Worten eben das geſagt, was Hr. de Launay auch ſagte. Wenn *contre nature*, wie es deutlich zu ſehen iſt, heißen ſoll, antiphyſiokratiſch, ſo wird jeder preußiſche Unterthan, der ſein Vaterland liebt, wünſchen, daß der preußiſche Staat in ſeiner bisher ihm ſo glorreichen und vortheilhaften Widernatürlichkeit beſtändig bleibe. Alle Staaten in der Welt ſind in dieſem Verſtande bis jetzt widernatürlich, und der preußiſche Staat gehört doch nicht zu denen, die ſich am ſchlechteſten befinden. Wie viel beſſer würde es jetzt mit den franzöſiſchen Finanzen ſtehen, wenn nicht die Nationalverſammlung unbedachtſamerweiſe alle indirekte Auflagen auf einmal aufgehoben hätte!

1766 war die Konsumtionsaccise vom Bier und Branntwein auf das Malz und Schrot gelegt, und wurden von jedem verbrauchten Scheffel sechs gute Groschen entrichtet. Die französische Regie nahm vom 1sten Jun. 1766 an, die Abgabe vom Getränke selbst, und nicht mehr vom Malz und Schrot, sie belegte jede Tonne Bier mit achtzehn Groschen und jedes Quart Branntwein mit Einem Groschen; dieß kam eben so hoch, als ob der Scheffel Schrot und Malz mit zwölf Groschen wäre belegt worden; denn es wird zu einer Tonne Bier Ein und ein halber Scheffel Malz erfordert, und Ein Scheffel Schrot giebt Zwölf Quart Branntwein. Wenn Hr. v. Z. nur einigermaßen sachkundig wäre, so würde er gemerkt haben, daß er dieß selbst anzeigt. Er sagt S. 82: "Die Tonne Bier habe eine höhere Abgabe "von Neun guten Groschen bezahlt;" und setzt ganz seltsam hinzu: "Auch dieses war keine wirkliche Auflage." Wenn man auch zugeben wollte, daß diese Auflage selbst dem ärmern Mann nicht merklich werde, worüber sich doch sehr viel sagen ließe; so war sie doch wirklich und sogar eine Erhöhung bis aufs doppelte, denn eben diese Tonne Bier hatte vorher schon neun gute Groschen abgegeben *). Hier ist ein neuer Beweis, daß es Hrn. v. Z. eben nicht geschadet haben würde, etwas von den Sachen zu verstehen von denen er schrieb.

Was

*) In dem oben S. 92 erwähnten eigenhändigen Briefe des Königs an de Launay, hätte Hr v. Z. den Beweis finden können. Der König sagt: "n'imposés point les "bierres des lieux, elles payent 9 gros, mettez les à douze, "mais non plus altrd." Indessen willigte er, auf weitere Vorstellung, in die Erhöhung bis 12 Groschen.

Was Hr. v. Z. in diesem Kapitel von der Entstehung und Beschaffenheit der französischen Regie sagt *), wäre noch sehr vieler Berichtigungen fähig. Gewiß ist es, daß schon im siebenjährigen Kriege der König zuweilen der französischen Finanzeinrichtung Vorzüge zuschrieb, oder ihr zuzuschreiben veranlaßt wurde. Einer seiner sogenannten Günstlinge, oder Gesellschafter und Unterhalter, der Gen. Lieut. v. Krokow, war beynahe 30 Jahr in Frankreich und in französischen Diensten gewesen, und unterhielt den König sehr oft, vielleicht, weil er zur Unterhaltung darum befragt wurde, vielleicht, um den König zu unterhalten, von den französischen Einrichtungen. Aber freylich nie, um den König zur Nachahmung zu bereden, sondern, wie gesagt, par manière de conversation. Dieß gab Gelegenheit, daß der König, der die Lage seines Staats genau kannte, und dem es daher um Festsetzung und Vermehrung seiner Einkünfte sehr zu thun war, bald nach wiederhergestellten Frieden deshalb mit Helvetius korrespondirte, welcher auch im Jahre 1764 selbst nach Berlin kam. Es ist durch unwidersprechliche Zeugnisse zu beweisen, daß er die Präsumtion

*) Noch viel schlechter war der Gr. Mirabeau davon unterrichtet, wie man aus seinem Buche sur la Monarchie prussienne sieht. Schon daß er vorgiebt, es sey zum Fundament der Regie, der Accise- und Zoll-Etat von 1764 genommen worden, zeigt wie unwissend er ist. Es war der Etat der wirklichen Einkünfte von 1765, d. h. vom 1sten Junius 1765 bis 1sten Junius 1766; da das preußische Finanzjahr mit dem 1sten Junius angeht. Aus gewissen Ursachen machte dieß den Franzosen einen sehr großen Unterschied, und Hr. de Launay spielt in seinen beiden Schriften mehrmals darauf an, z. B. S. 15. S. 21. der Uebersetzung welches aber, wie man wohl siehet, so wenig Mirabeau als Hr. v. Z. verstanden hat.

tion mit sich brachte, es verstehe niemand etwas von dem Finanzwesen, als die Franzosen, und daß er selbst gegen den König über die allzuniedrigen Auflagen in seinem Lande sprach, und daß sie bloß aus Mangel der Kenntnisse der Finanzkunst in den preußischen Staaaten so niedrig wären. Hr. v. Z. berichtet S. 63. "Helvetius habe "an der Tafel des Herrn Grafen von Finkenstein von "den preußischen Finanzeinrichtungen verächtlich gesprochen, "aber nicht beym Könige." Kann etwas seltsamer seyn! War denn Hr. v. Z. bey allen Unterredungen des H. mit dem Könige, daß er dieß so gewiß sagen konnte? Was hätte den Helvetius wohl hindern sollen, dasjenige, was er jedermann sagte der mit ihm sprach, nicht auch dem Könige zu sagen, welcher ihn aus Paris hatte kommen lassen, um mit ihm über diese Sache zu sprechen, und welchem er französische Finanziers empfehlen wollte? Der Erfolg hat auch genugsam gezeigt, welche Ideen hierüber Helvetius dem Könige an die Hand gab.

Die übrigen Anekdötchen, die Hr. v. Z von den französischen Finanziers erzählt, lassen sich ganz gut lesen. Die Insolenz und Präsumtion dieser Leute, welche anfänglich glaubten, alles unter sich bringen zu können, ist sehr nach dem Leben geschildert. Indessen sind auch hier verschiedene Dinge verwirrt, z. B. S. 65. womit wir uns nicht aufhalten. Wie wenig exact übrigens diese Anekdötchen sind, davon wollen wir nur ein einziges Beyspiel anführen. Hr. v. Z. sagt S. 72. der erste der Regisseurs, Hr. Candi (nicht Canky) wäre Thorschreiber in Paris gewesen, und daher

daher glaubt er herzuleiten, Candi hätte nicht vorher in den Finanzen von Frankreich gearbeitet, und habe gar keine praktische Kenntniſſe von Finanzſachen gehabt, als die Kenntniſſe eines Thorſchreibers! Wie folgt das? Candi hatte lange in den franzöſiſchen Fermen gearbeitet, und hatte wenigſtens viel Routine und Erfahrung, obgleich de Launay ſicher ein beſſerer Kopf und auch ein billigerer und menſchenfreundlicherer Mann war. Die ſogenannte Charge de Receveur de la porte de St. Denis, war ja eine bloße Charge honoraire, die, wie Hr v. Z. ſelbſt ſagt, 16,000 livres einbrachte. Canvi führte, ſelbſt in dem erſten Kontrakte, den der König mit den franzöſiſchen Regiſſeurs ſchloß, den Titel: le Sieur Joſeph Trablaine de Candi, Ecuyer, Conſeiller Secretaire du Roi, Maiſon Couronne de France et de ſes Finances, Seigneur des Terres et Baillages de Rochuex, Morville, Pelville, la Simellière et autres lieux. Dieſer Mann war alſo doch wohl nicht von der Art Leuten, wie bey uns ein Thorſchreiber iſt; gleichwohl nennt ihn Hr. v. Z., um nach ſeiner Art ſpaßhaft zu ſeyn, den Herrn Thorſchreiber von Candy. Und wäre ers auch wirklich einmal geweſen, ſo wird ja Mancher aus einem kleinen ein großer Mann! Hr. v. Z. bekennt von ſich ſelbſt: "er ſey ein kleiner Doktor und komiſches Magiſtratsglied im kleinſten Städtlein in der Schweiz geweſen." Wenn ihn nun jetzt, nachdem er ein ſo großer Doktor und Mitglied ſo vieler Akademien geworden iſt, jemand noch den kleinen Doktor nennen wollte!

Ueber das siebenzehnte Kapitel.

Ueber Friedrich II. ostindische Kompagnie und seine Seehandlungssocietät.

Hier finden wir Hrn. v. Z., wie wir ihn allenthalben fanden; er zeigt auch hier das ihm eigene Talent, über Sachen zu schreiben, und im Ton eines Sachkundigen zu schreiben, wovon er doch nichts recht richtig weiß.

Er will eine von „dem gelehrten Hrn. Denina" über beide Institute mitgetheilte Nachricht widerlegen, und Beide hatten keine Kenntniß von der Sache, worüber sie sprachen. Dieß heißt denn nicht so viel, als wenn alles buchstäblich falsch wäre, was Hr. v. Z. von der ostindischen Kompagnie und von der Seehandlungssocietät sagt. Aber alle Nachrichten, die er mittheilet, sind, wie wir es in den Fragmenten so oft finden, so verwirrt zusammengeordnet, mit so vielen unrichtigen Sachen durchwebt, mit so manchen schiefen Reflexionen verbrämt, daß der magnus Apollo seyn würde, der sich aus dieser Beschreibung eine richtige Idee, zumal von der Seehandlungssocietät, machen könnte.

Die Nachrichten von der ostindischen Kompagnie sind zwar nicht ganz unrichtig, aber äußerst verwirrt. Wir bemerken nur Folgendes:

1) Die im Jahre 1750 errichtete Gesellschaft hieß die asiatische, und nicht die ostindische Gesellschaft.

ſellſchaft. Ihre eigentliche Beſtimmung war China, und der Handel mit chineſiſchen Waaren und Produkten.

2) Im Jahre 1753 wurde eine bengaliſche Kompagnie errichtet, die mit der aſiatiſchen gar keine Konnexion hatte. Nun ſehe man! Hr. Denina ſagte: „die oſtindiſche Kompagnie ſey im J. 1751 in „Emden errichtet". Hr. v. Z. der ihn widerlegen will, weiß nicht, daß das Jahr falſch iſt, daß nicht Eine, ſondern zwey Kompagnien, in zwey andern Jahren errichtet wurden, daß eigentlich keine von beiden den Namen der oſtindiſchen führt, und daß dieſer Namen auf die am wenigſten paſſet, die Hr. D. eigentlich zu meinen ſcheint, und wegen welcher ihn Hr. v. Z. widerlegen will. Einer hat ſo verwirrte Begriffe wie der andere.

3) Die Aktien der aſiatiſchen Geſellſchaft bekamen ihr Kapital der Thalerzahl nach wieder, aber ſie erhielten es in damaligen neuen Friedrichsd'or, da ſie es in alten Friedrichsd'or eingelegt hatten. — Eine Differenz von 40 bis 50 Procent! —

4) Bey der bengaliſchen Kompagnie iſt Geld für die Aktien verloren worden, und kann Hr. v. Z. noch Aktien genug bekommen, wenn er ſie verlangt, die nicht bezahlt ſind. Er darf ſich nur bey den Splittgerberſchen und Schützeſchen Kontoren in Berlin erkundigen. Er wird ſie für ſehr billige Preiſe erhalten können. Gleichwohl ſagt er S. 87 ausdrücklich: „Keiner der Theilhaber erlitt den „allergeringſten Verluſt weder an Zinſen noch an Kapi„tal" —

Die Nachrichten von der Seehandlungsocietät sind ein wahres Galimathias.

1) Gleich die allgemeine Nachricht Seite 88, „daß die Societät mit dem ostindischen Handel gar nichts zu „thun habe", ist schief und unverständlich. Soll es, wie es scheint, heißen, daß ihr nicht erlaubt wäre, nach Ostindien zu handeln, so ist es falsch. Soll es heißen, daß sie bisher nicht dahin gehandelt hätte, so ist dieß zwar wahr; aber was soll diese Nachricht eigentlich bedeuten? Eben so gut könnte denn auch da stehen, daß die Seehandlungssocietät nach Afrika, nach Südamerika, nach Neuholland, nach dem Nutkasunde nicht gehandelt hätte.

2) S. 88 sagt Hr. v. Z. mit sehr weiser Mine: „Zwey weise Absichten hatte der König bey Errichtung der „Seehandlungs-Societät". Von diesen angeblichen beiden weisen Absichten ist die erste ganz erdichtet. Die Societät hat niemals „die Verbindlichkeit gehabt, „alle Jahre eine gewisse Anzahl von preußischen Schiffen „zu bauen und damit unter preußischer Flagge zu fahren". Freylich ~~sind~~ es ihr frey, Schiffe zu bauen, und sie ist berechtigt, diesen Schiffen die preußische Flagge aufzustecken. Aber sie ist nicht verbunden zum Schiffbau.

Herr v. Z. will sich nun das Ansehen geben, als wäre er vom grosen Handel, und zwar besonders vom Handel der preußischen Staaten sehr gut unterrichtet, und redet S. 88 von Kaborotagehandel. Aber wie schwankend, wie unbestimmt, wie so gar verkehrt ist nicht alles, was er sagt! Kaborage soll „der vortheilhafteste Handelszweig der preußischen Staa„ten seyn". So! Also das Fuhrgeld für unsre ausgeführte Waaren und Produkte beträgt mehr als die

die Waaren und Produkte ſelbſt! Hr. v. Z. ſetzt mit wichtiger Mine hinzu: „Wenige begreifen, daß „der Kabotagehandel einem Lande vor jedem andern Hand„lungszweige den größten Gewinn an baarem Gelde „bringt“. Daß dieß Wenige begreifen werden, iſt wohl zu glauben; denn es iſt kein Sinn darinn, im Fuhrwerke den größten Gewinn zu ſuchen, wenn von einem ganzen Staate die Rede iſt. Hr. v. Z. ſetzt hinzu: „Ganz Holland beſtehet eigentlich nur „durch dieſen Handel“. Dieß mag Holland ſelbſt beantworten! Wer wird läugnen, daß Holland durch die Kabotage gewinnt; wer wird aber darinn den größten Gewinn Hollands ſetzen? Und wenn dieß wäre; wie folgt daraus der Schluß auf andere Staaten?

Doch unſer Herr Ritter wird nun praktiſch! Er ſagt: „Stettin hat alljährlich 400 ein- und auch ſo „viel ausgehende Schiffe. Von Gehalt ſind dieſe Schiffe „100 bis 300 Laſten“. Im Durchſchnitt wollen wir ſie zu 150 Laſten annehmen. So haben wir alſo für Stettin 400 Schiffe, die 60,000 Laſten fahren. Alle dieſe Schiffe fahren richtig in jedem Jahre aus und kommen auch wieder zu Hauſe; das verſteht ſich. Beide Reiſen geſchehen auch freylich allemal mit voller Ladung! Auf jede Reiſe kann man, ſagt Hr. v. Z., mehr als 10 Rthlr. per Laſt rechnen. Wir rechnen nur 10 Rthlr. Mithin verdienen dieſe 400 Schiffe auf ihren jährlichen Hin- und Herreiſen 1'200'000 Rthlr., wovon jedoch die Unkoſten abgezogen werden müſſen. Was für ein herrlicher Gewinn! Aber Sie glauben doch nicht im Ernſt, lieber kaufmänniſcher Herr Ritter! daß dieſer Kalkül reell iſt? Erkundigen Sie ſich erſt ein wenig bey Kaufleuten — ehe Sie von Handlung ſchreiben.

Schiffahrt auf dem Meere, und Fuhrwerk auf dem Lande, sind einerley Handwerk. Ein Kaufmann wird kein Fuhrwerk für eigene Rechnung halten, wenn er Fuhrleute findet, die ihm für Lohn fahren. Eben so hält ein Kaufmann keine Schiffe, wenn er Schiffe zum Befrachten findet. Die engländische ostindische Kompagnie miethet ihre Schiffe nach Bengalen und China, und wenn die dänischen und schwedischen Kompagnien eigne Schiffe haben, so geschiehet es deswegen, weil bey ihnen keine Rheder sind, die nach Ostindien fahren würden. Ueberhaupt ist es keine Sache für eine oktroirte Handelskompagnie, die Hauptsache aus Fuhrwerk zu machen. Für die Nation, für den Staat im Ganzen ist es gut, daß ein gewisser Theil der Unterthanen Rhederey treibt, und es wird dadurch so gut Vortheil geschafft, als durch jeden andern wohlgeordneten Industriezweig. Auch wäre es eine recht schöne Sache, wenn, wie der Hr. Ritter S. 90 sagt: „Ein König „von Preußen es dahin bringen könnte, daß man nur „den größten Theil der preußischen Frachten auf preußischen „Schiffen fahre". Freylich! daß dieß dem größten Theile nach geschehe, hat einige kleine Schwierigkeiten, welche ein jeder bald einsieht, welcher die Lage kennt. Wenigstens aber würde ein Monarch gewiß ganz fehl gehen, wenn er die Kabotage durch eine eigne Kompagnie in Gang bringen wollte. Herr Z. hat also unrecht, diese Absicht eine weise Absicht zu nennen, wenn sie Friedrich auch bey der Seehandlungssocietät gehabt hätte.

Die andere weise Absicht Friedrichs bey der Societät war, sagt Hr. v. Z., „der Salzhandel in Po„len". Das ist wahr; aber wie verwirrt erzählt er nicht

nicht dieſe Sache! Folgendergeſtalt hängt ſie zuſammen: Friedrich ſtiftete im J. 1772 eine Seehandlungeſocietät, die das ausſchließende Recht bekam, Salz in die preußiſchen Hafen der Oſtſee einzuführen. Er ſtiftete zugleich eine preußiſche Salzkompagnie, die jener Societät die Laſt Salz von 6000 Pfund zu 50 Rthlr. abkaufen mußte, und damit nach Polen zu handeln allein berechtigt war.

In Hrn. v. Z. verkehrter Erzählung ſind Societät und Kompagnie ganz komiſch verwechſelt, indem er S. 91 ſagt: „die Salzkompagnie „habe das Salz eingekauft und der Seehandlungeſocietät „überlaſſen“. Der Einkauf des Salzes wird ganz wider die Wahrheit von Hrn. v. Z. auf Liverpool allein eingeſchränkt, und der ſchimäriſche Gewinn von 50 bis 100 Procent, davon die erſten Stifter der Societät träumten, wider alle aus dem Erfolg bewährte Thatſachen, werden von ihm blind nachgebetet.

3) Der Defekt bey der Societät, welchen K. Friedrich im Jahre 1782 deckte, entſtand aus Wechſelreiterey, aus übermäßigen Zinſen, die dem Könige waren verſprochen und gegeben worden, aus einem unzweckmäßigen Salzkontrakte in Polen, und aus tauſend Operationen, die nichts als Verluſt bringen konnten. Dieſen Defekt hat Friedrich gedeckt, und davon iſt dem Hrn. von Görne (bis auf die Wechſelreiterey) nichts zur Laſt gelegt worden.

Dagegen hatte auch Hr. v. Görne Fonds der Societät angewendet, um Güter in Polen für ſich zu kaufen und um ſich eine Partie daſelbſt zu machen; er hatte alſo im Grunde dieſe Fonds entwendet und in ſeinen eigenen Nutzen verwendet, und dieſerhalb

ist er bestraft worden. Dieserhalb blieb er, dem gemeinen Rechte gemäß, der Societät schuldig, und dieserhalb ist der Societät durch Urtheil und Recht das Görnesche Vermögen zugesprochen worden.

Alles, was hier Hr. v. Z. S. 92 von diesen Sachen vorbringt, ist ganz unrichtig erzählt. Friedrich sagte in der Kabinetserdre vom 25. Jan. 1782 wörtlich: „In Ansehung des v. Görne Defecten, und „was er der See- und Salzhandlungskompagnie zu erstatten verbunden, ist es nicht anders, er muß derselben „alles ersetzen, sowohl was er gestohlen hat, als auch, „was durch seine Schuld verlohren gegangen. Was bey „ — — — — — — — — — „verlohren worden, das ist bloß des v. Görne Dummheit „zuzuschreiben". So ist die Sache auch von der Kommission entschieden, und wegen alles Handelsverlusts *) ist dem Hrn. v. Görne nichts zur Last gelegt worden, als die Wechselreiterey.

Hr. von Z. sagt am Ende dieses Kapitels mit seiner gewohnten Wichtigkeit: „So viel ich weiß, erzählt „diese durch Akten erwiesene und landkundige Geschichte „kein berlinischer Anekdotenhändler". Landkundig ist die Görnesche Geschichte freylich, und auch einigermaßen, wie sehr billig K. Fr. II. sich dabey bezeigte. Nur die ganz falsche Erzählung des Hrn. v. Z. ist weder landkundig, noch kann je durch Akten erwiesen werden, da sie den Akten gerade widerspricht.

*) Er betrug nach einer vorläufigen Ausmittelung gegen 1'200'000 Rthlr. S. das Kriminalurtheil in Hrn. v. Mosers parriet. Archiv, 1ster Theil, S. 444.

Ueber das achtzehnte Kapitel.

Von Friedrich II. Schatz.

Herr v. Z. hat, wie wir in den Anmerkungen zum 1ſten Theil ſchon hin und wieder bemerkt haben, keinen Sinn dafür, wie lächerlich ſich ein Schriftſteller macht, wenn er von gewiſſen Gegenſtänden mit Zuverſicht redet, von denen es nicht möglich iſt, daß er genau unterrichtet ſeyn kann. Da wir übrigens im 1ſten Theil geſehen haben, wie unglücklich er über Friedrich Wilhelms I. Schatz raiſonnirt, ſo iſt dieß wohl de mauvais augure für ſein Raiſonnement von Friedrichs II. Schatz.

Es iſt noch diskret genug, daß Hr. v. Z., der ſo ſehr geheime Nachrichten hat, uns nicht berichtet, wie viel Geld wirklich im Schatze vorhanden war, wohl aber wundert er ſich S. 95: „daß Friedrichs Schatz nicht „noch gröſſer war". Er weiß aber auch die Urſache? Er ſetzt hinzu: „Aber ſeine Abſicht war nicht mehr zu ſam„len, als er zur wirklichen Erhaltung ſeiner Monarchie „bedurfte". Er verſichert S. 100: Fr. II. habe oft zum Hrn. Miniſter von der Horſt geſagt: „Ich will „nicht mehr Geld in meine Schatzkammer legen, als etwa „zu einem zwölfjährigen Kriege erfordert wird". Bey der jetzigen Beſchaffenheit der Kriege und der Finanzen aller derjenigen Mächte, von welchen Preußen könnte angegriffen werden, iſt es wohl nie vorauszuſetzen, daß die preußiſche Monarchie zu einem zwölfjährigen Kriege gezwungen werden ſollte. Hat

der

der König das Obige, und zumal oft gesagt: so ist es vermuthlich nur so zu verstehen gewesen, als ohngefähr wenn jemand sagen wollte: „Man kann nicht „ewig leben! wenn ich etwa 120 Jahre werde gelebt haben, so will ich aufhören". Die Möglichkeit ist da, daß jemand 120 Jahre lebt, so wie die Möglichkeit, daß Preußen einen Schatz sammle, aus welchem allein ein zwölfjähriger Krieg geführet werden kann.

Uebrigens finden sich in diesem Kapitel wieder ein paar merkwürdige Beyspiele von derjenigen Genauigkeit, die wir schon oft in den Fragmenten des Hrn. Ritters bewundert haben, und man sieht hier abermals, daß er den preußischen Staat viel genauer kennt, als ein berühmter preußischer Staatsminister. Gleich im Anfang des Kapitels führt er an, die preußische Monarchie solle „höchstens sieben „Millionen Menschen zu Fr. II. Zeiten enthalten haben", und hat nicht ein Wort dawider einzuwenden. Freylich, der Hr. Gr. von Herzberg hat nur höchstens sechs Millionen gefunden, daher vielleicht die siebente Million aus den mehreren Millionen rechter und linker Hände zusammen zu bringen seyn wird, welche der Herr Ritter von Z. in den brandenburgischen Wollenfabriken arbeiten läßt *).

„Hr. v. Z. sagt zweymal S. 95 und S. 100: „Acht Millionen behielt Friedrich in den letztern Zeiten, „nach Bestreitung aller Kosten, von welcher Art sie auch seyn „mochten, jedes Jahr zu seiner freyen Verwendung". Das ist eine wichtige und ganz neue Nachricht! Woher

*) S. Anmerkungen über den 1sten Theil, S. 33.

Woher mag sie Hr. v. Z. haben! Vom Hrn. Minister von der Herst wohl nicht; denn derselbe war in den letzten Jahren nicht mehr im Ministerium, und konnte also so ganz genau nicht wissen, was damals der König jedes Jahr übrig behalten oder nicht. S. 170 dieses 1ten Bandes liefert Hr. v Z. einen Brief, „womit ihn der Hr. Graf von Herzberg „beehret hat“; freylich, vermuthlich nicht in der Absicht, daß der Hr. Ritter diesen ihn beehrenden Brief sollte drucken lassen. In diesem Briefe findet sich nach des Hrn. v. Z. eignem Ausdrucke: die „authentische Nachricht“: der König habe einen jährlichen Ueberschuß „von fünf bis sechs Millionen gehabt“. Hier kommen wir armen Leser sehr ins Gedränge, und wissen nicht, was wir denken oder glauben sollen! Freylich sollte man dem ersten Anblicke nach meinen, der Herr Graf von Herzberg müsse dergleichen Dinge wohl genauer wissen, als der Hr. Ritter v. Zimmermann! Aber wir haben schon Beyspiele gesehen, daß der Hr. Ritter von wichtigen Geschäften des preußischen Hofes sehr geheime Nachrichten hatte, welche selbst dem Hrn. Grafen v. Herzberg verborgen gebliehen waren *). Ferner, ist es schwer zu begreifen, wie eine Behauptung Authentisch seyn kann, welche einer Behauptung des Hrn. Ritters widerspricht, da er bekanntlich nichts als Authentische Nachrichten hat, und deshalb die berlinischen Anekdotenhändler, Anekdotenhäscher, Anekdotophagen, und wie das berlinische Geschmeiß weiter heißt, dessen er beständig mit authentischer Verachtung erwähnt,

*) Z. B. vom Fürstenbunde. S. Anmerk. über den 1sten Theil S. 316.

wähnt, so weit hinter sich zurückläßt. Es ist dieß noch schwerer zu begreifen, da der Hr. Ritter diese Nachricht, die seiner eigenen ausdrücklichen Behauptung widerspricht, dennoch auch selbst Authentisch nennt. Man könnte freylich glauben, dieß käme nur dieß daher, weil der Hr. Ritter S. 170 vergessen hab', was er S. 95 und S. 100 geschrieben hatte. Diese Auflösung der Schwierigkeit würde freylich ganz simpel seyn, zumal, da wir unsern authentischen Hrn. Ritter schon mehrmals auf solchen kleinen Vergeßlichkeiten betroffen haben. Indessen glauben wir durch eine andre Erklärung beide Nachrichten vereinigen zu können, so widersprechend sie auch scheinen möchten. Man erinnere sich, daß der Hr. Graf von Herzberg in der preußischen Monarchie, von welcher er Staatsminister ist, nur von sechs Millionen Einwohnern weiß; und wir haben oben gesehen, daß Hr. v. Z. in derjenigen Monarchie, über welche seine Fragmente so authentisch sind, daß er „seinem Zeitalter damit in die Augen sehen „darf", sieben Millionen Menschen zählt. Nun ist ja alles in Ordnung! Die zwey bis drey Millionen Zimmermannischer Ueberschuß an Einkünften kommen von der Einen Million Zimmermannischer Menschen her!

Hr. v. Z. hat es in diesem Kapitel S. 101 und f. f. wieder mit dem gewaltigen Grafen v. Mirabeau zu thun. Ueber den sagt er unter andern S. 103: „Graf M. verweiset in seiner Lettre remise à Fr. „Guill. II. den König in *) Preußen mit seinem Schatze in „fremde

*) Weiß Hr. v. Z. noch nicht, daß seit der Erwerbung von Westpreußen, der König sich König von Preußen schreibt?

„fremde Fonds. Hier ſteht alle Vernunft ſtille". Herr v. Z. hat der Lettre remiſe à Fr. Guill. II. die unverdiente Ehre angethan, ſie in einem beſondern Büchlein zu widerlegen, und hat ſich über deſſen Hiſt. ſecrette in vielen unnöthigen Eifer geſetzt; er ſcheint aber, wie man merkt, die Cauſe ſecrette der doppelten Naſe des Grafen M. nach Berlin gar nicht zu wiſſen, ungeachtet ſie bald von jedem bemerkt ward, der den Gr. M. in Geſellſchaft einigemal ſprechen hörte. Es iſt bekannt, daß ſich in der franzöſiſchen Finanzverwaltung ein anſehnliches Deficit ſeit mehreren Jahren gefunden hatte, welches nicht eingebildet war, wie das Deficit, was M. in der preußiſchen Volksvermehrung zu finden vermeinte, jenes ſehr wirklich. M. glaubte ein ſicheres Mittel zu wiſſen, demſelben wenigſtens vor der Hand abzuhelfen, (weiter gingen die [illegible] der franzöſiſchen Finanziere damals nicht, — und gehen auch noch jetzt nicht weiter). Er dachte: Nichts iſt natürlicher, Preußen hat Geld, Frankreich braucht Geld, es kommt alſo nur darauf an, die Preußen zu bereden, daß ihr Geld beſſer in Frankreich liegt, als bey ihnen ſelbſt; und dieß hielt Gr. M. für leicht, denn er kannte ſehr wohl die Stärke ſeiner Beredſamkeit, und hatte auch ſchon das Beyſpiel vor ſich, daß Genf, und durch Genf halb Deutſchland und Italien, zu einem ähnlichen Schritte waren beredet worden. Konnte M. ſeinen Vorſchlag wirklich ins Werk ſetzen; ſo war gewiß, daß er auf eine gute Stelle im Corps diplomatique oder wo es ſonſt geweſen wäre, hätte rechnen können, welches damals, wie bekannt, ſeine höchſte Ausſicht und zugleich ſein ernſthaftes Beſtreben war; und es würde auch dadurch die jetzige Revolution etwas

weiter

weiter hinausgesetzt werden seyn. Daher machte er sich auf nach Berlin; und jeder, der ihn in Gesellschaft gesehen hat, wird sich erinnern, daß er diese Lehre und was dahin einschlägt, allenthalben predigte, und sonderlich in der ersten Zeit mit größter Beredsamkeit bewies, so gut man mit Beredsamkeit und ohne Kenntniß beweisen kann, daß die Deutschen von Geld und Cirkulation keinen Begriff hätten *), und daß sie Unterricht darüber brauchten. Fast jeder Franzose hat eine lebhafte Einbildungskraft nebst einer großen Meinung von sich, und M. besonders vereinigte diese Eigenschaften mit überaus vielem Witze und Beredsamkeit. Er glaubte also vermuthlich seinem Zwecke viel näher gekommen zu seyn, wenigstens verzweifelte er gar nicht daran,

Mittel

*) Der Redakteur dieser Anmerkungen erinnert sich genau, daß ihn M., der in einer Gesellschaft viel von Geld und Cirkulation gesprochen, und vermuthlich das Stillschweigen der meisten Anwesenden für Beyfall genommen hatte, fragte: Ob ein Deutscher wohl etwas über Geld und Cirkulation geschrieben habe, das gelesen zu werden verdiente? — qu'on peut lire. Ihm ward geantwortet: Hr. Prof. Büsch habe ein Werk über die Cirkulation geschrieben, das alles hinter sich ließe, was in irgend einer Sprache geschrieben sey, und nicht gelesen, sondern studirt werden müßte. Eh bien! versetzte M., je le ferai traduire, pour voir ce que c'est! Auf die Bemerkung, daß die Uebersetzung nicht so leicht seyn möchte, da es zwey starke Bände ausmache, und daß sich schwerlich ein Uebersetzer finden möchte, der der Materie und auch beider Sprachen mächtig sey, fuhr M. heraus: Quoi? deux volumes! je dirai cela mieux en deux feuilles! Das war freylich auch in der allerersten Zeit. Man muß M. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, seine Lieblingstheorie die Physiokratie ausgenommen, aufmerksamer und empfänglicher des Unterrichts war, als andere Franzosen, und nachdem er sich wirklich eine Anzahl deutscher statistischer und anderer Bücher hatte übersetzen und Auszüge daraus machen lassen, urtheilte er, obgleich sehr oft nicht treffend, dennoch so sehr ungereimt nicht mehr.

Mittel zu ſeinem Zwecke zu finden, vielmehr war er ganz voll davon. Die neue Regierung ſchien ihm der rechte Zeitpunkt zu ſeyn. König Fr. II., ob ehe er, hat zu einem Franzoſen in Finanzſachen Zutrauen gehabt, warum ſollte Fr. Wilh. II. nicht zu einem andern Franzoſen Zutrauen gewinnen? Dahin ging ſeine Lettre remiſe à Fr. Guil. II.; er glaubte, dem Könige ganz neue Wahrheiten geſagt, und ſie auch ſo eingekleidet zu haben, wie ſie Wirkung thun müßten; er glaubte dadurch die größte Aufmerkſamkeit zu erregen, und ſich den größten Einfluß zu verſchaffen; aber freylich erregte er nur ein allgemeines Lächeln über ſeine Unwiſſenheit und Präſumtion. Daß Mirabeau alſo in ſeiner Schrift das obige ſagte, darüber durfte niemanden aller Verſtand ſtille ſtehen; denn es war die Abſicht, warum er zweymal nach Berlin reiſete, und die Hauptabſicht, warum er die Lettre remiſe au Roi ſchrieb und überreichte. Aber freylich hätte wohl aller Verſtand ſtille ſtehen können, wenn der König von Preußen auf eine ſolche Lettre remiſe par un étranger das zur Erhaltung des Staats gewidmete Geld in die franzöſiſche Fonds gelegt hätte. Damit hatte es aber gute Wege. Der preußiſche Staat hat überhaupt das Schickſal, daß Ausländer deſſen Geſchichte und Verfaſſung, Aufkommen und Abnehmen beſſer zu verſtehen vermeinen, als alle Einländer. Der Graf Mirabeau iſt nicht der einzige Ausländer, der für gut gefunden hat, einige Abſichten, ſo einzukleiden, als ob König Friedrich Wilhelm II. über die Finanzen ſeines Staats zu belehren wäre. Haben wir nicht einen engländiſchen Geſandten, Hrn. Heiles zu Warſchau geſehen, der, freylich nicht miniſterielle-ment, das wäre allzuarg geweſen, ſondern als ſeine

Privatmeinung, Danzig dem preußischen Staate zuwenden wollte, der es nicht verlangte, und dabey den Danziger Handel an Preußen nicht geben, wohl aber den Handel des Königreichs Preußen wegnehmen wollte; alles in der menschenfreundlichen Meinung, der König von Preußen verstehe seine eigene Finanzen nicht, und er, Hr. Hailes, müsse ihn darüber eines bessern belehren. Freylich hat König Friedrich Wilhelm II. eben so wenig den Rath des Hrn. Hailes als den Rath des Hrn. Mirabeau anzunehmen für gut gefunden. Es möchte auch wohl überhaupt dem preußischen Staate heilsam seyn, wenn ferner, so wie sonst, dessen Regenten nicht den Weg gehen, den ihnen Ausländer bezeichnen, sondern ganz still ihren eignen Weg.

S. 104 hat es Herr v. Z. mit Herrn Büsching zu thun, den er „den Pragmatischen" nennt, und sich freylich dünkt viel pragmatischer zu seyn als derselbe. Herr B. hatte gesagt: „Der siebenjährige „Krieg machte die Schatzkammer ganz leer". Dawider sagt Herr v. Z. S. 107: „nicht nur nicht ausge„leert, wie Herr Büsching sagt, sondern während dieses ganzen Krieges ward nicht einmal gerade aus der „Schatzkammer, weder an die General-Kriegszahlkasse, „noch an des Königs Specialkasse gezahlt, sondern „allemal aus der Münze"; und kurz vorher: „Aus „seinem warlich nicht leeren Schatze theilte der König „gleich nach dem Kriege sechs Millionen *) Thaler an „seine verarmte Länder aus". Diese Nachricht von den Zahlun-

*) König Friedrich II. saat zwar in seiner eigenen Geschichte des siebenjährigen Krieges (T. IV. S. 418) nur, es wären drey Millionen gewesen. Aber freylich Hr. v. Zimmermann muß es wohl besser wissen. Es kommt ihm überhaupt auf ein Paar Millionen mehr oder weniger nicht an.

Zahlungen giebt uns Herr von Z. nur, um uns zu zeigen, was er für ein Mann sey, wie genau er alles wisse, und wie pragmatisch er also sogar über die Auszahlung der Gelder im siebenjährigen Kriege urtheilen könne; denn sonst wird er, nach der ihm beywohnenden großen Einsicht, selbst einsehen, daß dadurch gegen Hrn. Büsching nichts bewiesen wird. Es ist ganz klar, daß, wenn etwa die Schatzkammer ihren letzten Schilling an die Münze gezahlt hätte, sie nicht weniger leer gewesen seyn würde, als wenn ihn die Feldkriegskasse gerade von ihr empfangen hätte. Indessen unterwindet sich doch der Redakteur zu behaupten, daß im siebenjährigen Kriege nicht allemal aus dem Schatze an die Münze gezahlt worden sey; und dieß, was er aus der Natur der Sache vorher vermuthete, ist ihm von noch lebenden Männern, welche vom Anfange des siebenjährigen Krieges an beym Feldkriegsdirektorium dienten, bestätigt worden. Die ganze Mobilmachung der Armee, die Vermehrung der Remonte, die ersten Freybataillons, die ersten Lieferungen, die Schimmelmann für die Magazine machte, und überhaupt alle Zahlungen, welche geschahen, ehe die Münzveränderung vorgegangen, geschahen rekta aus dem Schatze an die Feldkriegskassen.

Uebrigens, Trotz allem, was uns der pragmatische Herr von Z. mit so vieler Wichtigkeit sagt, muß doch wohl der Schatz noch vor Endigung des Krieges ziemlich ausgeleeret gewesen seyn. Man kann dieses schon daraus urtheilen, daß der König zur Verschlechterung des Geldes Zuflucht nahm; einem gewaltsamen Mittel, das Er selbst nur durch die äußerste Noth vertheidigt. Noch ein anderer, wenig bekannter Umstand bestätigt dieses. Schon

vor dem ſiebenjährigen Kriege nahm der König, der wohl die Nothwendigkeit dazu einſehen mochte, da ihm die heimliche Verbindung wider Ihn bekannt war, von der Kurmärkiſchen Landſchaft eine ſehr beträchtliche Summe auf, und im ſiebenjährigen Kriege wurden dieſe Anleihen ſo vermehrt, daß ſie im J. 1763 einige Millionen betrugen *). Die Fonds der Land-

*) Die Geduld möchte einem Leſer, der die preußiſchen Staaten kennt, mehr als einmal vergehen, wenn er ſieht, wie der Graf Mirabeau in ſeinem Werke ſur la Prusse ſo oft ſeine treffliche Beredſamkeit mißbraucht, um ſeiner elenden, nirgends anwendbaren phyſiokratiſchen Theorie zufolge, deſſen weiſe Regierungsthätigkeit, die er une économie mais malheureuse activité zu nennen ſich nicht entblödet, zu beſchimpfen. Wir haben oben S. 60 geſehen, daß ſeine Univerſalarzeney, wodurch die preußiſchen Lande blühend werden ſollten, iſt, de laiſſer couler aller. Schön! K. Friedrich I. ließ alles gehen, wie es ging, warum kamen denn da die preußiſchen Lande zurück? K. Friedrich Wilhelm I. ließ die Sachen nicht gehen wie ſie gingen; er machte Acciseeinrichtungen, Ausfuhrverbote fremder Manufakturen, und alles, was Mirabeau tadelt. Warum fing denn da ſchon an, Wohlſtand in die preußiſchen Lande, Ordnung in die K. Einnahmen, und Induſtrie und Sparſamkeit ins Volk zu kommen? Braucht es mehr, um alle die Contes bleus zu widerlegen, die M. über Fr. II. mit mehr Beredſamkeit als Kenntniß der Sachen macht. T. IV. P. 1. S. 225, ſagt er ſogar, alle Finanzanſtalten K. Fr. II. würden nicht nöthig geweſen ſeyn: „en laiſſant tout aller „ſur le pied de 1764; en laiſſant au tems de reformer les „places de la guerre" &c. Kannte Mirabeau wohl den Zuſtand im J. 1764? Möchten doch diejenigen, die noch glauben können, dieſer Satz ſey nicht non-ſenſe, in den Oeuvr. poſth. T. V. S. 131 f. f. leſen! Verwüſtete, menſchenleere Provinzen, die zum Theil weder Vieh, noch Saat- und Brodkorn hatten, und Deteroniß, es möchte unvermuthet ein neuer eben ſo verwüſtender Krieg entſtehen; denn Friedrich II. hatte die ſo richtige, allen Königen zu empfehlende Maxime: „Que c'eſt une faute capitale en po„litique de ſe fier à un ennemi reconcilié". (Hiſt de mon tems T. II. p. 3). Und dazu hatte Er noch, wie eben zu ſehen, anſehnliche Kriegesſchulden zu bezahlen. Sollte er der Zeit überlaſſen, ob ſie ſich ſelbſt bezahlten? Es iſt eben derſelbe Mirabeau, der eine 46jährige weiſe Regierung, deren

Landschaft reichten natürlich zu den Zinsen nicht zu; ihr wurden daher zum Reste der Zinsen, auf eine gewisse Kasse 230,000 Rthlr. angewiesen. Der König fing ungefähr im J. 1771 an, aus dem Ueberschusse der Generalaccisеadminiſtration, das Kapital nach und nach abzuzahlen, ſo daß in den letztern Jahren jährlich 500,000 Rthlr. abgetragen wurden. Im Jahre 1785 war ungefähr dasjenige, was vor und im Kriege aufgenommen war, bezahlt *). Auch machte der König zu zwey verſchiedenen Zeiten Anleihen von den Städten in der Kurmark. Die wenigſten Kämmereyen

deren wahren Geſichtspunkt er ſo wenig, wie das regierte Land recht kannte, ſo leicht verbeſſern zu können glaubte, welcher ſich auch dünkte, das, was Hr. Pr. Büſch in ſeinem mit ſo vieler Kenntniß und Ueberlegung geſchriebenen Werke über die Circulation ſagt, in zwey Bogen beſſer zu ſagen, ehe er das Buch geleſen hatte. Der Dünkel iſt eben derſelbe.

*) Es ſcheint nicht, daß beym Ende des Krieges von andern Provinzen Schulden geblieben ſind. Der König ſagt Oeuvres poſth. T. V. S. 115: „le Roi „parvint, dès la premiére année après la paix, à con„tenter tous les créanciers de l'Etat, & ne devoit un ſol „de ce que lui avait couté la guerre". Vergeſſen kann er nicht haben, was er von der Kurmärkiſchen Landſchaft aufgenommen hatte. Er rechnete es aber nicht, weil zu deſſen Wiederbezahlung eigentlich die Nothwendigkeit nicht da war, und die Zinſen auf einem ſichern Etat ſtanden. Wer die Beſchaffenheit der Kurmärkiſchen Landſchaft und derſelben Relation gegen den Aegenten als ein Schuldenfonds hat einigermaßen kennen lernen, wird dieß begreifen. Beyläufig ſey es, als ein Beyſpiel angemerkt, wie Mirabeau, der vom preußiſchen Finanzweſen in die Kreuz und Queere redet, dennoch daſſelbe ſo wenig gründlich kennet, daß er von der Kurmärkiſchen Landſchaft nicht eine Silbe weiß. Hätte er gewußt, daß der Kurfürſt von Brandenburg wichtige Staatsſchulden hat, die ſeine Landſtände garantirt haben, und zu deren Zinſen er ihnen wichtige Staatsrevenüen abgetreten hat, die ſie nach eigener Einſicht verwalten; ſo hätte er etwas Wunderbares mehr am preußiſchen Staate bemerkt, darüber er ſeine Beredſamkeit hätte in Uebung bringen können, um es falſch vorzuſtellen.

reyen hatten damals baares Geld, sondern nahmen die auf sie kommenden Summen gegen Zinsen auf. Die ganze Summe ist uns nicht bekannt. Der Antheil der Stadt Berlin zu beiden Anleihen war 34'000 Rthlr. Ob und wie viel der König von andern Provinzen aufgenommen habe, wissen wir nicht. Von den magdeburgischen Ständen ward gegen Ende des Krieges eine Anleihe gefordert, die auch zu Stande kam. Sie war aber nicht gebraucht worden; denn die Stände bekamen bald nach dem Frieden, jeder sein Antheil in eben den Beuteln zurück, in welchen es war geliefert worden. Sicher ist es aber, wenn der Schatz des Königs noch hätte so ergiebig seyn können, würde der König diese Anleihen nicht nöthig gefunden haben.

Doch wir haben ja das Zeugniß des Königs selbst, daß schon in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sein Schatz ganz ausgeleert war. Er schickte seinem Generale und geliebten Freunde Fouquet, den 23. Decbr. 1758 ein Geschenk von 2000 Rthlr., weil er nicht mehr entübrigen konnte, mit den Worten: „Je vous envoye, mon cher ami, *l'obole de la veuve*"; und als ihm Fouquet dankte, antwortete Er den 9. Jan. 1759: „Je ne suis pas aussi riche, que vous „pensés, mon cher ami; mais *à force d'industrie & de „ressources*, j'ai trouvé mes fonds, *pour la campagne pro-„chaine*. „— J'ai partagé avec vous & avec un cou-„ple d'amis ce qui restait à ma disposition; ainsi vous de-„vés plutôt me comparer *au pauvre Iras*, qu'au riche „Crésus *)". Und den 16. Novbr. 1760 schrieb er an

*) S. Memoires de Fouquet T. I. S. 44, 72 und 83.

an den Markis d'Argens *): „Jugés *de mon embar-*
„*ras*, en vous répétlentant, que je suis *reduit à faire*
„*subsister & à payer* mon armée *par industrie*".

Freylich, wenn Hr. v. Z. des Königs Schriften ſtudirt und darüber etwas nachgedacht hätte, ſo hätte er viel unnöthige Reden ſparen können. Wenn er auch hier nachgeſehn hätte, was der König ſelbſt über das Ende des ſiebenjährigen Krieges ſchreibt; ſo würde er Hrn. Büſching nur darauf haben verweiſen dürfen, und er ſelbſt würde deutlicher und beſtimmter ſich ausgedrückt haben; denn ſo wie ſich jetzt Hr. B. und Hr. v. Z. ausdrücken, haben beide in tantum Recht, und in tantum Unrecht, nachdem man ſie verſteht.

Der König ſagt ausdrücklich, (Oeuvres poſth. T. V. S. 13): „Frankreich, England und Oeſtreich hätten „Frieden gemacht, faute de *fonds ſuffiſans pour* la cam-„pagne de l'année 1763. Er aber hätte deswegen bey Endi-„gung des Krieges baar Geld gehabt, parcequ'il avait eu „*la prudence* d'avoir toujours *une année d'avance dans ſes* „*coffres*". Alſo ſagt der König ſelbſt nicht, daß er einen Schatz noch hatte, und da Er nur die zu Einem Feldzuge nöthigen Koſten vorräthig hatte, ſo konnte Hr. Büſching wohl ſagen: der Krieg habe die Schatzkammer ganz leer gemacht"; denn man pflegt in Preußen unter der Benennung Schatz diejenigen Summen zu verſtehen, welche auf künftige unvorhergeſehene Zufälle zurückgelegt ſind; nicht diejenigen, welche die unmittelbare Beſtimmung haben, noch in eben dem Jahre ausgegeben zu

*) Oeuvres poſth. T. X. S. 230.

werden. Freylich, sollte Hr. B. haben sagen wollen, es wären überhaupt nur am Ende des Krieges 200'800 Thaler schlecht Geld dem Könige übrig geblieben; so hätte er allerdings Unrecht: denn bis dahin konnte der König nie seine Feldkriegskasse ausleeren, sonst hätte er ja nicht einmal den Rückmarsch der Armeen in seine Lande bezahlen können. Der König schlägt selbst (Oeuvres posth. T. IV. p. 421, wo er das Wunder, daß er die Kosten der Feldzüge habe bestreiten können, erklärt, indem er alle seine *Ressources* angiebt, aber keines Schatzes gedenkt), die Kosten eines Feldzuges auf fünf und zwanzig Millionen schlechten Geldes an; diese besaß er also ungefähr. Hievon machte er die zu Ende des Krieges noch nöthigen Zahlungen. Hievon gab er die Summen, um dem Lande aufzuhelfen. Hievon setzte er, was zur Armee nöthig war, wieder in den Stand. Hievon fing er unmittelbar Baue an, und gab den Manufakturen Vorschüsse, damit arme Leute Verdienst hätten. Hr. B. hat vermuthlich nur sagen wollen, daß außer demjenigen, was in der Feldkriegeskasse zu Einem Feldzuge vorräthig war, nur noch bloß die 200'800 Thaler, die den Vorrath der in Berlin befindlichen Generalkriegeskasse und Hofstaatskasse ausmachten, dasjenige gewesen, was man eigentlich Vorrath nennen könnte, oder was zur eigenen Disposition des Königs gestanden sey. Selbst aber alsdann würde hauptsächlich der Vorrath der Generaldomainenkasse noch hinzugedacht werden müssen, welche im Februar oder März doch auch gewiß nicht leer gewesen ist, indem dahin bekanntlich der größte Theil der Ueberschüsse fließet.

Wenn aber Hr. v. Z., welcher mit so vieler Wichtigkeit, und mit so vielem verächtlichen Spotte gegen

Hrn.

Hrn. B. sagt: der Schatz war warlich nicht leer, darunter, wie man deutlich sieht, verstehet, es sey am Ende des Krieges ein groſser Vorrath wegen dessen der König für die Zukunft hätte unbesorgt ſeyn können, vorhanden gewesen; wenn er sogar S. 117 ausdrücklich sagt: „daß der preußische „Schatz beym Ausgang des siebenjährigen Krieges, eben so „stark gewesen, als vor dem Anfange dieses Krieges“; so sagt er nicht allein etwas höchst ungereimtes, sondern etwas, was der Natur der Sache und den eigenen Nachrichten des Königs gerade widerstreitet, und hat also viel mehr Unrecht als Hr. B. Alle seine Begriffe sind so verwirrt, wie sie unbestimmt sind. Meint er (wie es S. 117 scheint), der ganze Schatz wäre ungemünzt und eben die Millionenzahl in schlechtem Gelde gewesen, wie vorher an gutem Gelde; so wäre es dadurch schon über ⅔ geschmolzen gewesen. Oder waren so viel mehr Millionen vorräthig, daß der Schatz eben so stark blieb? Er sagt am Ende dieses Kapitels: „Friedrichs Schatz war während „des siebenjährigen Krieges, halb in Magdeburg und „halb in Stettin; und einige Monate nach dem Kriege „brachte man diesen Schatz wieder nach Berlin“. Wenn man sich erinnert, daß Hr. v. Z. oben vorgegeben hatte, „der Schatz habe niemals an die Feldkriegeskasse, „sondern an die Münze gezahlt, wo das gute Geld in „schlechtes sey verwandelt worden“, und da er niemals erwähnt, daß aus der Münze etwas wieder in den Schatz gekommen, oder nach Magdeburg und Stettin geschafft worden wäre; so sieht man wohl, daß er sich einbildet, es wären groſse Summen im Schatze geblieben, welche nicht in die Münze gekommen wären, und also immer noch in gutem

altem Gelde vorhanden gewesen seyn müßten. Darin wird er sich aber gewiß sehr irren.

Ueberhaupt sieht man auch in diesem Streite, daß Hr. v. Z. nur widerspricht, um seine Wichtigkeit und vermeinte höhere Einsicht zu zeigen, daß er gar nichts untersucht hat, daß er nicht einmal weiß, was der König selbst über seine Finanzen im Kriege, schreibt, und daß er gar nicht auf die Folgen der Behauptungen Acht giebt. Die Vergleichung zwischen Hrn. B. und ihm, möchte warlich nicht zu seinem Vortheile ausfallen. Wenn man nachsieht, bey welcher Gelegenheit die angefochtene Stelle bey Hrn. Büsching vorkommt *), da seine ganze Absicht ist zu zeigen, daß Fr. II. ein wahrer Landesvater gewesen; so erhellt, daß, wenn auch seine Nachricht falsch seyn sollte, sie nichts als eine gelegentliche bescheidene Berichtigung verdient hätte, weil sein Hauptsatz im Wesentlichen dennoch stehn bleibt. Wenn nun aber dagegen Hr. v. Z. mit Ungestüm behauptet, ohne es durch irgend etwas als durch sein leeres Wort zu bestätigen: „Fr. II. Schatz sey am Ende „des Krieges warlich nicht leer, ja sogar, er sey eben so „stark wie vor dem Kriege gewesen"; so sieht er weder, daß des Königs eigene Nachrichten dieser Behauptung gerade widersprechen, noch was daraus wider den Charakter des Königs nothwendig folgen würde. Wenn Fr. II. die Münze verringern mußte, wenn er Kontributionen mit einer Strenge betrieb, die seinem sonstigen Charakter gar nicht gemäß, und zuweilen seiner nicht würdig war; so wird die un-

pat-

*) Charakter Friedrichs II. S. 216.

parteyische Nachwelt solche Maaßregeln zwar nicht billigen, aber mit der äußersten traurigen Nothwendigkeit, und wirklich auch durch nichts anders, noch allenfalls entschuldigen können. Wenn aber Fr. II. alle diese harte Maaßregeln nahm, wenn er schon 1758 und 1760 an seine besten Freunde, denen er sonst sein Herz in allem öfnete, schrieb: Er sey in gröster Verlegenheit, und müsse par industrie & par ressources seine Armee bezahlen; wenn er sogar in seiner Geschichte des Krieges die Sache eben so vorstellet und sogar die ressources angiebt; wenn er noch nach dem Kriege ein ganzes Jahr lang, sogenanntes Mittelbrandenburgisches Geld schlagen ließ, wobey die Münzentrepreneure verlohren und das Land nicht gewann — Wenn Fr. II. dieß alles that, und er hätte dennoch während des ganzen Krieges einen großen Schatz in altem gutem Gelde gehabt, den er nicht anrührte, der am Ende des Krieges eben so stark war, als vor dem Anfange des Krieges, und er hätte einige Monate nach dem Frieden, zu eben der Zeit, da er für sein Land Mittelgeld schlagen ließ, denselben unbesorgt aus Magdeburg und Stettin zurückkommen lassen, und ohne Absicht verschlossen gehalten; wie müßte man sich wohl den Charakter Friedrichs *II.* hieraus schildern? In solchem gehässigen Gesichtspunkte zeigt ihn Hr. v. Z. unbesonnenerweise durch Behauptungen, die er mit nichts beweiset, und denen die Natur der Sache, des Königs eigene Nachrichten, und das Zeugniß noch lebender Geschäftsleute, die in damaliger Zeit schon in wichtigen Bedienungen standen, widersprechen. Man weiß fast nicht, was man von Hrn. v. Z. denken soll, der nicht

einmal

einmal die Werke des Königs ſorgfältig mit ſeinen vermeinten neuen Nachrichten vergleicht, da er ſie doch vor ſich hatte. Im T. V. der Oeuvres poſth. S. 134 ſagt der König von den erſten Jahren nach dem Kriege: „*Quoique la réduction de l'armée „eut été faite pendant la paix à 150 000 hommes, on était „embarassé à fournir l'argent pour les payer*". Und Hr. v. Z will uns einbilden, der Schatz ſey am Ende des Krieges eben ſo ſtark geweſen als vor dem Kriege! Welcher Unſinn!

Ueber das neunzehnte Kapitel.

Vom Münzweſen im ſiebenjährigen Kriege.

In dieſem Kapitel ſind alle Nachrichten eben ſo unrichtig, und alle Räſonnements eben ſo verwirrt als allenthalben. Wir wollen uns mit den Räſonnementen nicht aufhalten; denn wie ſoll man ſich mit einem Manne, der von keiner Cirkulation, und am wenigſten von der forcirten Cirkulation, die durch die ſchlechte Münze im ſiebenjährigen Kriege verurſacht ward, den geringſten Begriff hat, verſtändigen? Wie ſoll man ſich mit einem Manne verſtändigen, der die Verringerung der Münzen, dieſes traurige Hülfsmittel, das nur die äußerſte Nothwendigkeit entſchuldigen kann, lobt; der S. 123 vorgiebt, Fr. II. habe ſich dieſes Hülfsmittels gefreut, noch mehr, er habe "mit einem edlem innern Wohlgefallen" davon geredet, und der dem Könige, indem er ihn loben will, die häßlichſte Beſchuldigung macht, indem er S. 117 vorgiebt, aus dieſen Münzoperationen ließe ſich begreifen, "wie der preußiſche "Schatz beym Ausgange des ſiebenjährigen Krieges eben "ſo ſtark ſeyn konnte, als vor dem Anfange des Krieges."

Wie ſoll man ſich mit einem Manne verſtändigen, der ſich herausnimmt, über den preuſſiſchen Schatz, und über die preußiſche Münzverfaſſung zu räſonniren, und der z. B. S. 119 folgendes ſinnloſes und lächerliches Zeug vorbringt:

"Es

"Es cursirt in Polen eine Kupfermünze, die man "Timpfe nennt. Solcher Timpfe werden nicht nur un"ter polnischem, sondern auch unter preußischem Stem"pel in großer Menge zu Breslau und Königsberg ausge"münzet." (Das klingt, als würden noch immer in Breslau und Königsberg Timpfe unter polnischem Stempel geprägt, und zwar kupferne Timpfe! Risum teneatis, amici!) "Aber diese Münze "hat keinen Cours im Lande." (So! das wäre! In Schlesien, Preußen und wo man sonst noch diese Münze hat, gelten fünf Timpfe Einen Thaler und das Stück 18 Kr. oder 18 preußische Groschen.) "sondern sind nur zu auswärtigem Gebrauch bestimmt, "und bloß zum Handel mit Polen. Mehr falsche Gul"den, sondern dreyßigtausend Centner dieser" (nämlich kupferner Zimmermannischer) "Timpfe ließ "einst" (wenn?) "der König unter recht schönem Stem"pel mit etwas vermindertem innerm Gehalte" (man merke! der innere Gehalt der kupfernen Timpfe ward vermindert; also ward das Kupfer unkupferhafter gemacht! Hr. v. Z. ist ein rechter schlauer Münzmeister!) "auf einmal ausprägen. "Die Polacken bewunderten und liebten diesen schönen "Stempel." (Hm! der war nun so! so! — Wir hoffen, die künftige Denkmünze auf die großen Verdienste des Hrn. Ritters, besonders auf diejenigen, die nicht einen etwas verminderten Gehalt haben, wird mit einem schönern Stempel geprägt seyn! — Hr. v. Z. stellt sich aber die Polacken als große Kenner der schönen Künste vor, weil sie die kupfernen Timpfe des schönen Stempels wegen liebten.) "Man bezahlte ih"nen damit die gewaltigen" (waren sie so wie Mirabeau

rabeau, den Hr. v. Z. ſo oft den gewaltigen nennet?) "Kornlieferungen für die preußiſchen Magazi-"ne. Die Wechſeljuden bemühten ſich ſodann, die alten "polniſchen Timpfe für die ſchönen neuen unter dem "vortreflichen preußiſchen Stempel auszutauſchen; und "ſo kam in kurzer Zeit von jenen" (nämlich von den alten polniſchen auch kupfernen Timpfen) "die "Anzahl unglaublich vieler Millionen in die preußi-"ſche Münze." Welche neue Nachrichten! Wie viele Millionen machen denn dreyßigtauſend Centner kupferner Timpfe? Der Centner Kupfer iſt ungefähr 30 Thlr werth, alſo 30,000 Centner etwa 900,000 Thlr., und wenn man ſich auch den angeblich um etwas verminderten Werth oder Schlagſchatz noch ſo hoch vorſtellt, ſo hätten 30,000 Centner doch noch nicht viel über 2,000,000 Thaler ausgemacht. Wenn damit nun ſchon die gewaltigen Kornlieferungen bezahlt ſind; wie können noch denn von dem Reſte (denn eben die kupfernen Timpfe, womit die Getraidelieferungen bezahlt waren, konnten doch nicht wohl ſodann auch zur Auswechſelung dienen), unglaublich viele Millionen für die Münze eingewechſelt werden? Was unſer Ritter doch für ein gewaltiger Kaufmann und Bankier iſt! Das Hin- und Herfahren der dreyßigtauſend Centner preußiſcher Timpfe und der unglaublich vielen Millionen polniſcher kupferner Timpfe muß auch ungeheure Frachtgelder veranlaßt haben! Man weiß, wie einträglich der Ritter die Kaboţage hält! Aber à propos! Was machte die Münze mit unglaublich vielen Millionen Kupfer? Vermünzt hat man ſie hier doch wohl nicht; denn alles was die preußiſchen Münzen in Gold, Sil-

ber

ber und Kupfer seit 1763 vermünzt haben, sind nicht unglaublich viele Millionen! — Wer von den Begebenheiten, von welchen Hr. v. Z. hier nach dem verwirrtesten Hörensagen schwatzt, ohne deren Zusammenhang zu begreifen, nur ein wenig unterrichtet ist, sieht gleich, daß die Begriffe velut aegri somnia im Kopfe des Hrn. Ritters zusammenlagen. Wenn man nicht so oft gesehen hätte, daß Hr. v. Z. ganz ohne Kenntniß der Sachen zu reden im Stande ist; so würde man nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mann etwas so gar verkehrtes und widersinniges hätte schreiben können. Aber fast noch unbegreiflicher ist, daß das Publikum dergleichen in die Augen fallende grobe Fehler nicht gleich bemerkt hat, und dadurch gegen andere wunderbare Erzählungen des Hrn. Ritters mißtrauisch geworden ist. Wir müssen hier nun schon die wahre Beschaffenheit der Sache erzählen.

Alle Timpfe sind, wie jedermann bekannt ist, aus Silber geprägt. Es rechnet also kein vernünftiger Mensch die Masse derselben nach Centnern, sondern nach Marken, oder, was das gewöhnlichste ist, nach Summen. Man würde daher etwa sagen: "Der König von Preußen "hat z. B. so und so viel hunderttausend Thaler in Timpfen unter seinem Stempel prägen lassen." Friedrich hat während seiner langen Regierung, so wie von andern Münzsorten, auch große Summen in Timpfen unter seinem Stempel schlagen lassen, die nicht nur in Schlesien und Preußen, für welche Provinzen diese Münze, da sie mit der brandenburgschen Rechnungsmünze nicht paßt, eigentlich

lich gehört, sondern auch in Polen, als eine gute gangbare Münze coursirt; und noch sind seit 1764 in Königsberg eine Menge Timpfe geprägt worden, die mit dem übrigen preußischen Kurrentgelde in gleichem Werthe angebr..t werden. Wir wollen aber der irregehenden Einbildungskraft des Hrn. Ritters zu Hülfe kommen, und ihm sagen, daß im siebenjährigen Kriege große Summen Timpfe, und zwar nicht unter preußischem, sondern unter sächsischem Stempel ausgeprägt wurden. Diese Timpfe standen am Werthe immer in gleichem Verhältnisse mit den jedesmaligen unter sächsischem Stempel ausgeprägten Dritteln; also war nicht der Werth in etwas vermindert, sondern so sehr vermindert als der Werth aller andern Münzen. Diese geringhaltigen Timpfe haben nicht nur in Preußen und Schlesien, sondern auch in Polen häufig coursiret. Was die Schönheit des Stempels betrifft, so war er nicht besser als die Stempel aller damals in größter Eile und mit weniger Sorgfalt ausgeprägten Münzen. Hr. v. Z. sollte sich wenigstens nicht einbilden, daß die Polen, eben so wenig wie die eigenen preußischen Unterthanen, so einfältig gewesen wären, daß sie dieselben für ihre Produkte noch eben dem Werthe als die alten preußischen und polnischen Timpfe angenommen, oder sie gegen diese, die sehr viel besser waren, gleich verwechselt hätten. Sie wußten sich im Ganzen recht gut vor Schaden zu hüten. Man weiß zuverläßig, daß die Polen, wenn sie vor dem Kriege z. B. den brandenburgischen Scheffel Roggen für drey Timpfe verkauften, sich in diesen schlechten Timpfen nach Maaßgabe ihres abnehmenden

Gehalts ſechs, acht, zehn bis zwölf Timpfe dafür bezahlen lieſen. Hierbey litten ſie im Ganzen keinen Schaden, beſonders bey den damaligen Getreidepreiſen, und bey den nach dem ſiebenjährigen Kriege erfolgten Reduktionen werden ſie dieſe geringhaltigen Timpfe, ſo wie es mit allen übrigen reducirten Sorten geſchehen, in die preußiſchen Münzen geliefert, oder nach dem preußiſchen Reduktionsedikte vom 29ſten März 1764. gegen gute preußiſche Geldſorten oder vollwichtige Dukaten verkauft haben. Diejenigen in Polen und außer Polen, die altes gutes Geld gegen geringhaltige Münze verwechſelten, litten freylich Schaden bey den Timpfen, ſo wie bey allem leichten Gelde. Dieß iſt die wahre Beſchaffenheit der läppiſch verſtellten Geſchichte von den Timpfen. Hiezu kommt noch, daß die Polen nie kupferne Scheidemünze für ihr Getraide in Zahlung würden angenommen haben. Jedermann weiß, daß zu dieſem Handel gute geänderte Dukaten, oder wenigſtens im Lande gangbare Silbermünzen erfordert werden.

Auch nicht in dem allergeringſten Umſtande beynahe hat Hr. v. Z. richtige Begriffe von allem demjenigen, was die Veränderung der Münze im ſiebenjährigen Kriege betrifft. Er ſagt S. 113. "Höchſt ungegründet und irrig wird allgemein und noch "zu dieſer Stunde geglaubt, die jüdiſchen Kaufleute "Ephraim, Itzig, und Moſes Iſaac*) haben einzig und "allein

*) Sogar die Namen weiß Hr. v. Z. nicht einmal recht. Er kennt den erſten Münzunternehmer Gumperz nicht, einen wichtigen Mann. Mit demſelben hatte der König ſchon im J. 1754, vor dem Kriege einen Kontrakt wegen Schla-

"allein die Aufſicht über dieſe ganze Ausmünzung, die "Beſtimmung des innern Werths, und alſo auch ver- "hältnißmäßig die größten Vortheile von dieſer Geldum- "ſchaffung *) gehabt." Wie? Was? Dieß würde allgemein geglaubt? Von wem? Allerdings würde es höchſt ungegründet und irrig ſeyn, wenn dieß jemand glauben wollte; aber niemand glaubt es, weder in Berlin noch ſonſt, wo man nur einigermaßen etwas von dieſer Sache weiß. Niemand glaubt, daß die Münzunternehmer die Aufſicht über die Münzveränderungen gehabt hätten, weil es ja jedermann (nur leider! Hrn. v. Z. nicht) bekannt iſt, daß die Münzunternehmer die leichten Sorten nach dem vom Könige beſtimmten Gehalte und Anzahl von Mark Silbers, für eigne Rechnung ausmünzten; da hingegen die königlichen Münzmeiſter und Münzwardeine die Aufſicht auf die Münzunternehmer hatten, damit nicht andere Münze gemünzt ward, als vorgeſchrieben war.

Hr. v. Z. hingegen hat ſelbſt einen höchſt ungegründeten und irrigen Begriff von allem was

Scheidemünze geſchloſſen. Er ſtarb zu Ende des Jahres 1757.

*) Hr. v. Z., der immer von Anekdotenhäſchern redet, und ſelbſt nach elenden Anekdoten haſcht, erzählt hier eine läppiſche Legende von einem Gemälde auf den Münzunternehmer Ephraim Mitel, das 1763. bey der Friedensilluminaton in Berlin zu ſehen geweſen ſeyn ſoll. Dieß iſt unwahr. Die Polizey würde ein ſolches namentliches Pasquill nicht geduldet haben. Alle Illuminationsgemälde wurden ja damals gedruckt beſchrieben, und man wird dieſe Fratze nicht finden. In Breslau will jemand bey der Illumination ein ſolches ſchmutziges Bild geſehen haben, aber ohne Namen. Schickt es ſich aber wohl für einen Mann wie Hr. v. Z. ſolch kindiſches Zeug anzuführen?

hieher gehört, ungeachtet er vermeint, andre eines beſſern belehren zu können, ungeachtet er S. 111. ſagt: er wolle die Sache in ihr wahres "Licht ſetzen." Er ſagt Seite 114.: "Dieſe berühmten jüdiſchen Kaufleute waren bloße Münzli"ranten, und ſie hatten auf den Metallen, die ſie in die Münzen lieferten, nicht mehr Gewinn, als Abt vom Hundert. Durch die Einwechſelung allein konnten ſie ſich "Vortheile verſchaffen. Aber den großen Gewinn bey der "Erhöhung hatte bloß der König." Es iſt unbegreiflich, wie Hr. v. Z. von einer ſo ſehr bekannten Sache ſo ganz unrichtig reden und ſie in ein ganz falſches Licht ſetzen kann. Hätte er nur die Werke des Königs aufmerkſam geleſen, ſo würde er da ſchon gefunden haben, daß die Unternehmer, ob ſie gleich freylich Lieferanten waren, doch nicht bloße Lieferanten waren. Zu Ende der Hiſt. de la Guerre de ſept ans T. IV. S. 420. ſagt der König ſelbſt: "on avoit donné "la monnoie *à ferme*."

Folgendes iſt die wahre Beſchaffenheit der Sache. Die Münzunternehmer ſchloſſen mit dem Könige Kontrakte auf die Ausmünzung einer gewiſſen Anzahl Mark Silber *), welche zu einem gewiſſen Schroote und Korne ausgemünzt werden ſollte. Hiefür zahlten ſie einen gewiſſen feſtgeſetzten Schlagſchatz in beſtimmten Terminen, und waren gehalten, denſelben zu bezahlen, wenn ſie auch das beſtimmte Quantum nicht liefern oder ausmünzen ſollten. Nun mußten freylich die Unternehmer die beſtimmte Anzahl Mark edlen Metalles in die Münze liefern — denn wie hätte ſonſt können gemünzt

*) Geld ward nur zweymal gemünzt.

münzt werden? — aber sie suchten den Vortheil nicht etwa in gewissen Procenten bey der Lieferung, sondern sie suchten das für das gelieferte Silber geprägte Geld, so vortheilhaft sie konnten, auszubringen, machten deshalb auch mancherley Unternehmungen, waren aber im übrigen gehalten, alle Münzkosten zu tragen und für die Erfüllung des Kontraktes in allen Punkten und Klauseln zu haften. Darauf mußten die königlichen Münzofficianten sehen. Der Münzwardein wardirte das Silber wie gewöhnlich, der Münzmeister machte nun die Beschickung, wie es im Münzkontrakte vorgeschrieben war, und mußte dafür stehen, daß nicht mehr Mark ausgemünzt würden, als im Münzkontrakt ausbedungen war.

Hr. v. Z fällt in die lächerlichsten Fehler, weil er nicht den geringsten richtigen Begriff von den Sachen hat; wovon er spricht. Er sagt S. 117: "Der König hatte Münzkontrakte von einem Novem"bermonate bis zum andern, binnen welchen das Me"tall mußte geliefert werden für die Ausprägung von hun"dert Millionen Thalern." Wie der Mann mit den Millionen spielt! Wenn er doch nur einen Begriff hätte, wie viel Menschen, wie viel Maschinen und wie viel Zeit zur Ausmünzung von Einhundert Millionen erforderlich seyn wird; so würde er daraus schon das Lächerliche seiner Uebertreibung eingesehen haben. Und wie widerspricht er sich selbst! Oben sagt er, der König habe den großen Gewinn bloß allein selbst gehabt, hingegen die Münzunternehmer hätten an der Silberlieferung nur Acht Procent gewonnen. Nun sagt der König (T. IV.

S. 420.) die Verpachtung der Münze habe ihm jährlich sieben Millionen schlechten Geldes eingebracht; und selbst dieses ist, wie man sicher weiß, nur von den Jahren 1761 und 1762 zu verstehen. Wären nun jährlich hundert Millionen ausgemünzt worden, so hätten ja die jüdischen Kaufleute bloß an der Silberlieferung jährlich Acht Millionen verdient und folglich nach Hrn. v. Z. eigener Voraussetzung schon mehr als der König, ohne noch den Vortheil zu rechnen, den sie nach Hrn. v. Z. an der Einwechselung gehabt hätten. So wenig überlegt er auch nur die falschen Voraussetzungen, die er gedankenlos hinschreibt! Die Sache muß wohl etwas anders beschaffen gewesen seyn, das kann man selbst aus diesem offenbaren Widerspruche sehen.

Es ist nicht richtig, daß jährlich nur Ein Münzkontrakt gewesen wäre. In manchem Jahre wurden drey bis vier Kontrakte geschlossen; woher kämen denn sonst so vielerley Sorten Achtgroschenstücke unter sächsischem Stempel von verschiedenem Gehalte, ohne die andern Kontrakte? Es wurden die Münzkontrakte gewöhnlich in den Winterquartieren geschlossen, welche bekanntlich viel später als im November einfielen. Es wurden zu einer jedesmaligen neuen Ausmünzung Plane von sachverständigen Münzofficianten ausgearbeitet, die zum Grunde der Kontrakte dienten. Diese wurden anfänglich durch den General von Retzow geschlossen. Als derselbe im J. 1758. zu Schweidnitz starb, übertrug der König dieses Geschäft dem kürzlich verstorbenen Generale von Tauenzien. Unter demselben hat-

te ſeit 1760 die Schließung dieſer Kontrakte der berühmte Leſſing zu beſorgen, der von dieſer Zeit an bis zu Ende des Krieges Sekretär dieſes Generals war. Die Zahlung des Schlagſchatzes geſchah an den Geheimenrath und General-Kriegszahlmeiſter Köppen.

Daß dieſe Kontrakte nicht bloß auf Silberlieferungen, mit einem beſtimmten Gewinn von Acht Procent, gegangen, ſondern daß dieſelben auf die wirklichen Ausmünzungen für Rechnung der Unternehmer gerichtet geweſen, beweiſet nicht allein der Umſtand daß dieſe die Münzkoſten trugen, und diſponiren konnten, in welchen Münzen ſollte geprägt werden; ſondern der große Verluſt, welchen ſie in den beiden letzten Jahren durch die Kontrakte erlitten. Den letzten Kontrakt im J. 1763, Groſchen zu prägen, kauften ſie, als ſchon die Friedensnegociationen angingen, mit 300,000 Thlr. ab, damit ſie nur die bedungene Summe nicht münzen durften; und es iſt bekannt, daß ſie an dem ſogenannten preußiſchen Mittelgelde, welches im J. 1764 geſchlagen ward, und nur Ein Jahr galt, einen ſehr anſehnlichen Verluſt litten.

S. 117. ſagt Hr. v. Z.: "So lange die Erhöhung noch mäßig war, geſchah die Ausprägung dieſes neuen Geldes noch unter preußiſchem Stempel. Was mag wohl die Münzwiſſenſchaft unſers Hrn. Ritters eine mäßige Erhöhung nennen? Eine Veränderung der Ausprägung, von 14 Thl. auf die Mark, bis auf 20 Thlr. würden andere ſchon für eine ſtarke Verminderung des Werths halten. Doch vielleicht will er nur von einer verhältnißmäßig mäßigen Erhöhung des Zahlwerths re-

den in Vergleich der folgenden, und will vorgeben, so lange jene Statt gefunden, sey der preußische Stempel gebraucht worden. Aber auch darin irrt er sich ganz und gar. Denn in eben dem Jahre, da man die sogenannten neuen preußischen Drittel prägte, wurden auch in Sachsen zu Dresden und Leipzig zugleich Drittel unter sächsischem Stempel zu eben dem Werthe geschlagen. Nur in den folgenden Jahren wollte Friedrich aus politischen Ursachen seinen Stempel nicht mehr hergeben. Vermuthlich hatte er auch die Absicht, diesen neuen Münzen in Polen den Eingang dadurch zu erleichtern, wenn die Polen ihres Königs Bildniß darauf sähen, da sie hingegen preußische Münzen mit dem Bilde des Königs nicht haben wollten. Aus ähnlichen Gründen ward mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg das Abkommen getroffen, daß dieser Fürst gegen eine ansehnliche Erkenntlichkeit den Gebrauch seines Stempels verstattete.

Daß die Schweden in der Münze zu Stralsund während des siebenjährigen Krieges leichtes Geld mit dem Greife, dem Wapen von Pommern, haben schlagen lassen, ist wahr. Hr. v. Z. irrt sich aber sehr, wenn er S. 118 vorgiebt, daß es von allem schlechten Gelde das allerschlechteste gewesen. Vielmehr ist bekannt, daß da man selbigem den Eingang in die preußische Staaten nicht wohl verwehren konnte, es mit den damals im Umlaufe befindlichen Münzsorten gleichen Cours gehabt hat. Viel schlechter wurde zuletzt das unter dem bernburger Stempel geprägte Geld, und besonders eine Sorte davon, die

die zu Ende des siebenjährigen Krieges auf 60 Thl. die feine Mark ausgebracht, und zu Plön im Holsteinschen durch den schon verstorbenen Münzmeister Herrn Sylm auf Veranlassung eines nachherigen dänischen Grafen geschlagen wurde. Man sieht hieraus, wie schlecht Hr. v. Z. unterrichtet ist, wenn er S. 113 sagt: "Am Ende galt die Masse Metall, die sonst 5 Thl. galt, 15 Thlr." Er rechne einmal 14 zu 60. Auch im Meklenburgschen prägte man schlechte Münzsorten.

Was Hr. v. Z. vom Vortheile der **Einwechslung** sagt, wobey allein der Vortheil für die Unternehmer zu finden gewesen seyn soll, davon hat er auch nicht den rechten Begriff. Die Münzunternehmer suchten freylich so viel möglich den Cours niedrig zu halten, der durch die mehrere Verminderung des innern Gehalts der Münze und durch andere Ursachen natürlich immer mehr in die Höhe gehen mußte. Dadurch konnten sie mit Vortheil Silber kaufen und überhaupt das neugemünzte Geld höher ausbringen, als es seinem innern Gehalte nach werth war. Diesen Zweck konnten sie aber nicht immer erreichen. Es ist den Kennern dieser Geschäfte, die sich der dermaligen Zeiten erinnern, bekannt, daß die Münzunternehmer, nachdem die russischen Truppen im Oktober 1760 in Berlin gewesen waren, in wenigen Postagen über 240,000 Thlr. verloren, weil sie eine große Menge Briefe unter dem Preise verkauften, um den Cours niedrig zu erhalten. Dieß half aber nichts, denn der Cours gieng doch in die Höhe, und es ist auch bekannt, daß von dieser Zeit an bey den

Münzunternehmungen geringerer Vortheil war, und von der Zeit an Schaden befürchtet ward, und auch zuletzt wirklich erfolgte. Es wird daher der Interessent Moses Isaak, welcher aus der Gesellschaft ausschied, allenthalben für den reichsten gehalten.

Nun bekommen wir S. 115. von dem Hrn. Ritter noch ein Münzhistörchen, das durch dessen erfinderische Einbildungskraft mit ganz neuen willkührlichen Umständen ist ausgeschmückt worden, damit es seiner Einbildung nach als "ein wahres "Wunder" erscheinen soll, und damit er, der immer unerhörte Dinge wissen will, lächerlicherweise vorgeben kann: "Friedrich allein verrichtete dieses Wunder."

Er erzählt folgendermaßen: Als der Feldmar"schall Daun im J. 1758 *) Dresden belehte, ließ Frie"drich durch einen Münzlieferanten dem Feldmarschall "Daun vorschlagen: man verspreche ihm bey der Zah"lung für seine ganze Armee und sein ganzes Proviant"wesen Vierzig vom Hundert Gewinn, wenn es ihm "beliebe, alle Geldsorten, die er von Wien zu Auszahlung "der Armee erhalte, gegen preußischen **) Geld auszu"wechseln. Der Feldmarschall Daun berichtete diesen Vor"schlag

*) Um Verzeihung, Herr Ritter! Erst den 4ten Septemb. 1759 ward Dresden von Daun belegt. Wenn man doch Jahre anzeigen will, muß man sie genau anzeigen, oder gar nicht; zudem macht hier das Jahr einen wesentlichen Unterschied in der Münze.

**) Nicht gegen preußisches; sondern gegen bey der preußischen Armee geltendes, unter mancherley Stempeln geschlagenes Geld, wie aus der Note auf der folgenden Seite erhellet.

"ſchlag gleich nach Wien. Dann war aber kein Münz-
"wardein, und diejenigen, die Münzwardeine ſeyn ſollten,
"beſiel eine groſſe Geiſtesabweſenheit; denn der Vor-
"ſchlag ward angenommen. Dann gewann durch dieſe
"Operation auf die ganze Ausgabe für die öſtreichiſche
"Armee Vierzig, und Friedrich Sechszig Procent für
"den Unterſchied des innern Werths." (S. 116.) Wä-
re das ~~erſtere~~ wahr, wie Hr. v. Z., der weder richtig zu ſchreiben noch richtig zu rechnen verſteht, lächerlicherweiſe vorgiebt; ſo müſte ja der Werth der verhandelten Münze, womit die öſtreichiſche Armee bezahlt ward, gar nichts geweſen ſeyn; denn wie wäre ſonſt 100 p. C. auf die ganze Ausgabe zu rechnen? Aber freylich meint er nur, der Unterſchied des innern Werths ſey 100 p. C. geweſen. Doch auch dieß iſt ganz falſch; denn im J. 1758, wohin unſer Ritter die Geſchichte ſetzt, war der Unterſchied viel kleiner, und im J. 1759, da ſie wirklich vorging, war er viel gröſſer *). Das war wieder eine groſſe Geiſtesabweſenheit des Herrn Ritters; dergleichen ihn oft befällt! Uebrigens iſt das Weſentliche von dieſem Wunder gar ſehr bekannt, nämlich daß das ſchlechte bey der preußiſchen Armee kurſirende Geld auch bey der öſtrei-

*) In den J. 1758 und 1759 prägte man in Oeſtreich nach dem Leipziger Fuße v. J. 1690., nach welchem die Mark Fein zu 12 Thlrn. ausgemünzt wurde. Das preußiſche Geld von 1753, und ſo auch die erſten ſächſiſchen Drittel, waren die Mark zu 20 Thlr. ausgemünzt. Berechnet man nun eine Sorte gegen die andere, ſo war das letztere Geld um 66⅔ P. C. ſchlechter, als das Wiener Geld. Hingegen im J. 1759 ward die Mark Silber in damals unter ſächſiſchem Stempel geprägten Dritteln zu 20 Thlr. ausgebracht, welches gegen damaliges Wiener Geld einen Unterſchied von 150 p. C. ausmacht.

östreichischen Armee, und zwar nicht nur in Sachsen, wie sich Hr. v. Z. einzubilden scheint, sondern auch in Schlesien galt; welches natürlich nicht zu ändern war. Aber fast alle Umstände von der erzählten Geschichte hat Hr. v. Z. erdichtet, oder jemand nachgeschrieben, welcher sie sich ganz falsch vorgestellt hat. Der Königz hat nie über diese Sache dem Feldmarschall Daun oder sonst jemand einen Vorschlag gethan. Es ist sehr lächerlich, daß Hr. v. Z. eine Geistesabwesenheit der Wardeine in Wien annehm. . will. Wie kann er so verkehrt reden! Es war ja nicht vom Wardiren der Münze, sondern vom Cours die Rede; und um den Cours zu wissen, durfte man warlich nicht erst nach Wien schreiben, am wenigsten einen dortigen Wardein darum fragen; denn jedermann in Dresden, der im Courszettel sah, wie das schlechte Geld gegen holländischen Cours stand, konnte es dem Feldmarschall augenblicklich sagen, wie das laufende Verhältniß war; und darauf kam es ja nur an. Da sowohl Schlesien als Sachsen mit schlechtem Gelde überschwemmet war; so waren die Oestreicher so einfältig nicht, ihr gutes Geld dafür al pari wegzugeben, ob sie gleich freylich immer dabey verloren, und also preußischer Seits dabey indirekte gewonnen ward. In Schlesien schrieben die Oestreicher Kontributionen aus, welche sie natürlich in keinem andern als schlechtem Gelde bekommen konnten; hingegen in Sachsen, wo sie keine Kontribution ausschrieben, mußte sich das östreichische Feldkriegskommissariat die schlechten Münzen, womit es die östreichische Armee zu bezahlen für gut fand, durch eine Wechselung zu verschaffen.

Das

Das Wunder, was Friedrich nach der Meinung des Hrn. v. Z. bey dieſen Geldſpekulationen verrichtet haben ſoll, wenn es ſonſt ein Wunder genannt werden kann, wird ganz ungebührlich auf des Königs Rechnung geſetzt. Er hatte weiter kein Verdienſt dabey, als daß er es zum Beſten der Münzunternehmer zuließ, ohne den geringſten Antheil für ſich ſelbſt daran zu nehmen; es müßte denn der einzige Vortheil für ihn daraus entſtanden ſeyn, daß die feindlichen Truppen in ſchlechtem Gelde ihren Sold bekamen, und ihr Unterhalt dadurch einigermaßen erſchweret wurde. Folgendes iſt die wahre Geſchichte der direkten Verwechſelung ſchlechter Münzen an die öſtreichiſche Armee in Sachſen.

Die Münzunternehmer und deren Disponenten, die beſtändig ſpekuliren mußten, die ausgeprägten ſchlechten Münzſorten gegen beſſeres Geld mit Vortheil auszubringen, (denn es giebt ja die Natur der Sache, daß ſie ſonſt die übernommenen Verbindlichkeiten nicht hätten erfüllen können,) fielen 1759 auf den Gedanken, ob es bey Anweſenheit der öſtreichiſchen Truppen in und um Dresden nicht möglich zu machen wäre, die damaligen ſogenannten ſächſiſchen Drittel bey der öſtreichiſchen Armee in Gang zu bringen, und dagegen das in die kaiſerliche Kriegskaſſe fließende gute Geld auszuwechſeln. Ohne ſich, wie Hr v. Z. träumt, durch einen Emiſſar an den Feldmarſchall Daun zu wenden, und demſelben dieſes Projekt annehmlich zu machen, kam ihnen vielmehr der damals in Dresden lebende reiche Grat B*

zuvor,

zuvor, der dieſe Geldangelegenheit bey dem Feldmarſchalle Daun negocirte, und es durch vortheilhaft ſcheinende Anerbietungen dahin brachte, daß ſie zum Wohlgefallen aller dabey intereſſirter Parteyen zu Stande kam. Es iſt bekannt, daß es dem Hauſe Oeſtreich auch ſehr ſchwer ward, die Fonds zu Führung des Krieges herbeyzuſchaffen. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe reiche Privatperſon ſchon manche andre wichtige Geldnegocen bey der öſtreichiſchen Armee hatte, und Vorſchüſſe that. Es kann ſehr wohl ſeyn, daß er außer dem reellen Vortheil, den er dabey zog, ſich auch ſeine eigene Geldunternehmungen durch dieſes Mittel erleichtern wollte, und öſtreichiſcher Seits mochte wohl nebſt dem Vortheile auch die Nothwendigkeit, (nicht aber, wie Hr. v. Z. lächerlicherweiſe träumt, die Geiſteesabweſenheit), verurſachen, daß man dieſen Handel gern einging. Kurz, alle Parteyen, die bey dieſem Geldhandel zu thun hatten, fanden ihren Vortheil dabey. Es wurde bald nach getroffenem Abkommen und geleiſteter kaufmänniſcher Sicherheit ein großer Geldtransport, der aus acht ſtark beladenen Wagen beſtand, von Leipzig aus über Torgau (weil die Elbbrücke bey Meißen abgebrannt worden) nach Dresden beſorgt. Bey der Ankunft dieſer Wagen in Torgau ſchöpfte der daſelbſt befindliche preußiſche Kommandant, der Oberſte von Grollmann, Verdacht, und gerieth in Erſtaunen, daß man es wagen konnte, mitten durch die preußiſchen Truppen eine ſo große Summe Geldes nach Dresden zu ſenden, wo damals die preußiſche Armee ſtand. Er nahm alſo, da er von nichts informirt war, dieſe

Gelder

Gelder in Beſchlag, und ſchickte einen Expreſſen an den König, der damals bey Meißen ſtand, und von dieſem Geldverkehr eben ſo wenig als er wußte, mit einem Berichte, worin er dringend um weitere Verhaltungsbefehle anhielt. Der König befahl ſofort die ſtrengſte Unterſuchung deshalb anzuſtellen, und bis nach ausgemachter Sache die Gelder in ſichere Verwahrung zu beingen. Kaum war dieß in Torgau vorgegangen, als die Unternehmer oder vielmehr deren Disponenten in Leipzig auf die von dieſem Unfalle erhaltene Nachricht eilten, einen noch lebenden Kaufmann zum Könige abzuſenden, der demſelben die ganze Beſchaffenheit dieſes Handels auseinanderſetzte, die deshalb geführte Korreſpondenz zwiſchen den dabey theilnehmenden Perſonen im Originale vorlegte, und alle Zweifel eines unerlaubten Gewerbes aus dem Grunde hob. Da nun der König bey der ganzen Sache nichts verfängliches ſah, wurden die angehaltenen Geldwagen ohne weitern Aufenthalt freygelaſſen, mit Päſſen verſehen, und ſo gelangten ſie ohne weitere Hinderniſſe nach Dresden. Wie viel und wie lange dergleichen Geldtransporte zur öſtreichiſchen Arme abgegangen ſind, läßt ſich ſo genau nicht beſtimmen; aber gewiß iſt es, daß auch andere Perſonen dieſe Wechſelung vornahmen, wenn Gelegenheit dazu war. Eben der gedachte noch in Berlin lebende Kaufmann erhielt dazu den Vorſchlag von ein paar jüdiſchen Handlungshäuſern in Prag. Er ſuchte dazu die Erlaubniß des Königs, welcher auch gar kein Bedenken fand, ſie zu ertheilen, da ihm berichtet ward, daß die Prager mit guten holländiſchen Wechſeln

die

die ihnen übersendete Münze bezahlten. Es wurden also, so oft es nöthig war, die Geldwagen voll schlechten Geldes mit einem östreichischen Passe und unter preußischer Eskorte bis an die östreichischen Vorposten gebracht. Dieß war aber auf alle Weise nur eine Sache unter Privatpersonen. Den König ging die Sache gar nichts an. Der beste Beweis davon ist, daß auch viel Geld unter fremden Stempeln zur östreichischen Armee ging. Das konnte doch weder vom Könige noch von den preußischen Münzunternehmern kommen. Der Bankier gewann allerdings am Kourse oft sehr viel; und die Münzunternehmer gewannen besonders, weil ihnen sehr daran gelegen war, das geschlagene Geld auf alle Weise bald unter die Leute zu bringen. Wer bey der östreichischen Armee an diesem Geschäfte gewonnen hat, oder wie viel daselbst gewonnen worden, wird wohl weder Hr. v. Z. noch wir ausmachen können.

Dieß ist der wahre Verlauf der angeführten Geschichte. Wo bleibt nun bey der schlichten Erzählung derselben das Wunder, was Friedrich bey seinen Feinden verrichtete? Wie kann aus dem allem der Schluß gezogen werden: "daß Maria Thereſia von "allem Gelde, das die ganze östreichische Armee kostete, eine sehr schwere Abgabe an Friedrich bezahlen "mußte?" wie Hr. v. Z. S. 115 vorgiebt. Es ist nach obiger Erzählung noch zweifelhaft, ob Maria Thereſia um die Geldversur gar einmal etwas gewüßt habe; so wie es gewiß ist, daß Friedrich auch nicht einen Heller von dem dadurch erworbenen Gewinne für sich gezogen hat. Als

nicht

nicht lächerlich und unanſtändig zugleich, daß Hr. v. Z. „dem durchdringenden Geiſte des Königs auch bey „dieſer Geldſpekulation“ eine Lobrede halten will; daß er von ihm behauptet, er habe an den Feldmarſchall Daun, an den kommandirenden General der zu ſeinem Untergang ausgeſchickten feindlichen Armee, durch einen ſeiner Münzlieferanten den Vorſchlag zu dieſem Geldnegoce unter den vortheilhafteſten Bedingungen thun laſſen. Der König an Daun!!!

Der Hr. v. Z. dürfte ſich übrigens nicht, nach ſeiner gewöhnlichen pomphaften Art, S. 116 auf das Zeugniß „noch lebender Perſonen von großem „Anſehen“ berufen, „daß ſie zur Zeit dieſer Geld„verſendungen erſtaunende Summen öſtreichiſcher Souve„rainsd'or in den preußiſchen Staaten ankommen ſahen, „welche man ſodann gegen preußiſche Münzſorten aus„wechſelte“. Ob dieſe Perſonen von Anſehen das Erſtaunende der Summen ſahen, mag dahin geſtellt ſeyn. Ein ganzer Wagen voll Souverainsd'or macht eine erſtaunende Summe; aber man kann es den Fäſſern nicht anſehen, ob Kupfer oder Geld darinn iſt. Aber bloß daraus, daß man große Summen Souverainsd'or in die preußiſchen Staaten ankommen ſah, folgt noch nicht, daß deshalb ein Vertrag zwiſchen dem Könige und Daun gemacht worden, ſie ſodann gegen geringhaltige preußiſche Münze umzuſetzen. Die Summen der Souverainsd'or werden ſo gar erſtaunend nicht geweſen ſeyn; aber wohl kamen wirklich erſtaunende Summen Piaſter in die preußiſchen Staaten, auch, nachdem der Familienpakt geſchloſſen war. Hätte das unſer Ritter geſehen, geſchwind würde er geſchloſſen haben, der

ſpaniſche Hof ſende die Piaſter vermöge eines geheimen Traktats an den König von Preußen, um ſie ſodann umzuſetzen, und die ſpaniſchen Truppen, die Almeida erobern ſollten, mit Ephraimiten zu bezahlen. Woher haben denn die Perſonen von großem Anſehen wiſſen können, ob die Souverainsd'or zum Verwechſeln geſchickt waren, oder ob ſie von den Münzunternehmern gekauft waren, um Auguſtd'or daraus zu prägen, ſo wie die Piaſter, um Silbergeld zu münzen? Das kann ſehr wohl der Fall geweſen ſeyn. Noch mehr! Unſer Ritter in ſeinem Kapitel von den geheimen Quellen der Berichte, die der König erhielt, giebt die höchſtgeheime Nachricht: „daß in der „Schatulle eines im J. 1757 geſtorbenen öſtreichiſchen „Generals eine ungeheure Summe Friedrichsd'or ge„funden worden *)", woraus ſeine Weisheit ſogleich ſchloß, daß dieſer öſtreichiſche General ſey beſtochen worden. Wie nun? Wenn es nun mit der erſtaunenden Summe eben die Bewandniß hätte, wie mit der ungeheuren Summe? Wer weiß, wer weiß, ob die Souverainsd'or nicht gar zum Beſtechen haben dienen ſollen! Der Hr. Ritter müßte ſchon die geheimen Quellen und die Perſonen von Anſehen lieber nochmals befragen! Es möchte wohl gar, wenn dieſe verwünſchte Souverainsd'or recht genau betrachtet werden, ein neues Fragment zu machen ſeyn, warum der ſiebenjährige Krieg ſo und nicht anders ausgegangen, außer dem großen Aufſchluſſe vom Lord Bute **)!

Ernſthaft! Es wird wohl niemand einfallen, daß die Münzunternehmer ihr Geld umſonſt weggegeben haben

*) S. dieſe Anmerkungen, IIter Theil, S. 301.
**) S. dieſe Anmerkungen Ir Theil, S. 170.

haben werden, ſondern es verſteht ſich, daß ihnen dafür die Rimeſſen, wenn ſie baar geſchehen, in Souverainsd'or, Dukaten oder andern guten Geldſorten gemacht worden ſind. Aber es waren damals, ſelbſt in der öſtreichiſchen Armee, die Souverainsd'or auch nicht in ſo erſtaunenden Summen vorhanden, als ſich Hr. v. Z. vielleicht einbildet. Jeder half ſich ſo gut er konnte. Auch von öſtreichiſcher Seite brauchte man Operationen; da es daſelbſt auch an Gelde fehlte. Es wurden damals, wie man ſehr ſicher weiß, die Geldtranſporte nach der öſtreichiſchen Armee bey weitem nicht alle baar bezahlt, ſondern meiſt mit guten holländiſchen Wechſeln. Man weiß, wie viel damals auf Holland traſſirt ward, und das Reiten war allgemein.

Wie unverzeihlich unwiſſend Hr. v. Z. in Münzſachen iſt, zeigt er S. 112, da er vorgiebt, der graumanniſche Fuß ſey vor dem ſiebenjährigen Kriege Dreyzehen und Ein Drittel Thaler auf die Mark Fein geweſen, da doch jedermann weiß, daß der graumanniſche Fuß Vierzehen Thaler auf die Mark Fein war, und daß im Jahre 1765 bloß der graumanniſche Fuß wiederhergeſtellet ward. Hievon iſt unter andern der beſte Beweis, daß die graumanniſchen, vor dem ſiebenjährigen Kriege geprägten Thalerſtücke, Zwölfgroſchen- und Sechszehengroſchenſtücke noch eben ſo wie die jetzt geſchlagenen gelten. Hingegen die vor dem ſiebenjährigen Kriege geſchlagenen graumanniſchen Achtgroſchenſtücke nebſt den Vier- und Zweygroſchenſtücken wurden verrufen und eingeſchmolzen; denn in jenen war die feine Mark zu 14 Rthlr. 9 Gr. $7\frac{1}{7}$ Pf., und in dieſen zu 14 Rthlr. 6 Gr.

ausgebracht, da jetzt alle Sorten der Silbermünze bis zu den Zweygroschenstücken inclusive ganz einerley Gehalt haben.

Eben so falsch ist es auch, daß Hr. v. Z. S. 112 vorgiebt: „der König habe vorerst die Mark Silber „zu sechszehn Thaler ausmünzen lassen". In den Dritteln oder Achtgroschenstücken, welche im siebenjährigen Kriege zuerst, sowohl unter preußischem als unter sächsischem Stempel geprägt wurden, ward die Mark Fein zu zwanzig Thaler ausgebracht. Aber vor dem Kriege ward unter Graumanns Direktion in der Scheidemünze die feine Mark zu Sechszehen Thalern ausgebracht. Dieß hat vermuthlich Hr. v. Z., der so oft die Dinge halb hört und ganz mißversteht, verkehrterweise auf die erste Ausmünzung während des Krieges gezogen.

Wenn übrigens Hr. v. Z. S. 121 vorgiebt: „Hätte man auf einmal die Münze auf den alten Fuß „heruntergesetzt, so hätte man alles in Unordnung ge„bracht, und wenige kleine Handelshäuser wären ihrem „Umsturze entgangen"; so zeigt er, daß er von Dingen redet, die er gar nicht verstehet. Man kann vielmehr mit unwiderleglichen Gründen darthun, daß eine einzige Reduktion, gleich auf den alten Münzfuß, dem Lande weit zuträglicher gewesen wäre, als eine doppelte, die ganz natürlich auch einen doppelten Verlust nach sich ziehen mußte. Damals waren die wahren Münzprinzipien noch allzuwenig bekannt; sonst hätte man diesen großen Fehler nicht begangen, den man nachher allzuspät einsah, zu einer Zeit, da dem Uebel nicht mehr abzuhelfen war. Denn bey der im Jahre 1763 vorgenommenen Reduktion, die man

man mit Recht eher einen Uebergang zu einem gröſſern Uebel nennen könnte, wurde der in den erſten Jahren des Krieges beliebte Münzfuß von 1757 bis 1759 des preußiſchen Stempels wieder angenommen, und die Mark fein Silber zu zwanzig Thalern ausgemünzt. Alle geringhaltige Münzſorten von einerley Gepräge wurden demnach ohne Rückſicht des beſſern oder ſchlechten Gehalts auf einen gleichen Werth heruntergeſetzt, und mußten mit ſchwerem Verluſt in die Münzen geliefert werden, weil die Ausfuhr bey der harten Strafe der Konfiſkation verboten war. Und da in dem folgenden Jahre 1764 nicht allein die geringhaltigen im Kriege geprägten, ſondern auch ſelbſt die im Jahre 1763 neugeprägten preußiſchen Münzſorten reducirt wurden, und einen abermaligen Verluſt tragen mußten; ſo ſieht ein jeder ein, daß der erſte Verluſt den Geldbeſitzern hätte erſparet werden können. Viele von dieſen Geldbeſitzern, welche die Sache etwas beſſer verſtanden, und nicht durch die Noth gedrückt wurden, ſich von dem ſchlechten Gelde loszumachen, waren klug genug, ihr Geld zu behalten, und es erſt bey der zweyten Reduktion zu liefern, wobey ſie ſich ſehr wohl befanden. Aber höchſtlächerlich iſt es vollends, daß Hr. v. Z. mit weiſer Mine vorgeben will, durch dieſe Operation des neuen preußiſchen mittlern Münzfußes von 1763 ſey dem Umſturze der meiſten kleinen Handelshäuſer vorgebeuget worden. Jedermann weiß ja, daß eben in dem J. 1763 der Umſturz einiger der größten Handelshäuſer erfolgte, und daß dieſe ſogar viele auswärtige große und kleine Handelshäuſer in ihren Fall verwickelten; dahingegen die kleinen Handelshäuſer, die

nicht viel aufs Spiel gesetzt hatten, sich erhielten, wie die wirklich großen Handlungen, die nicht so auf schimärischen Reichthum kalkulirt, sondern ächten kaufmännischen Grundsätzen treu geblieben waren, das Geld nun nach seinem wahren Werthe zu schätzen wußten.

Herr v. Z. sagt noch S. 121 vom Mittelgelde von 1763: „Ein Friedrichsd'or von dieser Art hielt an „wirklichem Werthe Drey Thaler, und man nannte „sie Mittelfriedrichsd'or". Auch dieß ist nicht einmal richtig. Der sogenannte Mittelfriedrichsd'or, dem der eben so genannte Mittelaugustd'or an die Seite zu setzen ist, war damals nicht 3 Rthlr., sondern 3 Rthlr. 8 bis 10 Gr. im Golde, oder 3 Rthlr. 16 Gr. in Kurrent werth, und wird noch jetzt beym Steigen des Goldes zu 3 Rthlr. 17 bis 18 Gr. und drüber ausgewechselt.

Ueber das zwanzigſte Kapitel.

Von Friedrichs Geſinnungen für den Adel. Ueber ſein Verhalten gegen denſelben. Ueber den Schutz, den er dem geringen Manne gegen den Stärkern *) gab.

Hier findet ſich ſehr viel unverdautes Geſchwätz, das wir übergehen wollen. Wir wollen nur Eine völlig erdichtete, und Eine ganz grob unrichtig erzählte Geſchichte anführen, zum Beweiſe, daß Hr. v. Z. ſich immer gleich bleibt.

1) S. 127 berichtet Hr. v. Z.: „Als Fr. II. „bey Anfang ſeiner Regierung der Akademie der Wiſ„ſenſchaften in Berlin eine neue Einrichtung gab, ertheilte „Er ihr das Geſetz“: „Ein Edelmann kann Mitglied „der Akademie ſeyn, ohne daß dieß ſeinen Adel beflecke“. „— Der Präſident v. Maupertuis hat in der Folge, „daß dieſes Geſetz abgeſchaffe werde; und es geſchah“. Dieß iſt nun, wie ſo vieles andere, was Hr. v. Z. vorbringt, eine grundfalſche Anekdote. Die Akademie hat unter Friedrich zweymal Geſetze erhalten, welche beide gedruckt ſind, und in beiden iſt dieſe Albernheit nicht befindlich. Auch hat ja der König kei-

*) Beſtändig findet man den Hrn. v. Z. höchſt unkorrekt. Wann er richtig ſchreiben wollte, mußte er den Stärkern gegen den Schwächern und den Vornehmern gegen den Geringern kontraktiſtinguiren, und nicht ſagen, der geringere Mann ſey gegen den Stärkern beſchützt worden.

nes dieser Gesetze verfertiget, sondern beide nur bestätigt. Das erste, welches Hr. v. Z eigentlich meint, ob es gleich nicht bey Anfang der Regierung, sondern im J. 1744 gegeben wurde, ward unter den Kuratoren mit Zuziehung des Markis d'Argens herausgegeben. Diese Kuratoren und der Markis, Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften, waren ja selbst Edelleute! Des zweyten Reglements Urheber ist der Präsident v. Maupertuis. Diesem war wirklich, wie aus seinem eignen Munde ein noch lebender Gelehrter gehört hat, damals von einem neugeschaffenen Edelmanne dieser lächerliche Vorschlag gethan, den er aber sehr schlecht abfertigte, mit hinzugefügter Bemerkung, daß bey der Akademie in Paris die vornehmsten Herren des Hofes, Grafen, Herzoge, Premierminister, selbst Prinzen sich um dergleichen Stellen bewerben, und sich eine Ehre daraus machen, selbige zu erhalten. Man sieht wohl, Hr. v. Z. hat ein Anekdötchen gehört, darnach gehascht, es nicht recht verstanden, und da er es geschwind drucken lassen, die Umstände verwechselt und falsch erzählt. Dieß, was er andern so oft vorwirft, ist ein Fehler, in welchen er alle Augenblicke selbst fällt.

II) S. 140 und f. f. spricht Hr. v. Z. von der bekannten Geschichte des Müllers Arnold. Er sagt davon sehr richtig: „Sie ist ein trauriger Beweis, wie ein „König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann". Es wäre nur zu wünschen, daß die Erzählung des Hrn. v. Z. so richtig wäre, als dieses allgemeine Urtheil. Er sagt zwar mit seiner gewöhnlichen wichtigen Miene: „Meine Erzählung, die von andern berühmten Erzählungen dieser Geschichte sehr verschieden ist, „habe

„habe ich aus einem Munde, der ſagen darf: Wahrheit iſt „mir heilig. Das ſoll doch wohl ſo viel heißen: Den „andern, welche dieſe Geſchichte erzählten, war die Wahr„heit nicht heilig. Ich, Johann Georg von Zimmer„mann, dem ſich lebendige Archive öfnen, erzähle allein „dieſe Geſchichte wahrhaftig“! Es kann wohl ſeyn, daß demjenigen, welcher Hrn. v. Z. die Arnoldiſche Geſchichte auf die von ihm beſchriebene Art erzählt hat, die Wahrheit heilig iſt; nur aber iſt er von dieſer Geſchichte gar nicht gehörig unterrichtet geweſen, und hätte beſſer gethan, nichts davon an den Hrn. v. Z. zu erzählen.

Obgleich der Hr. v. Z. S. 153 in ſeinem gewöhnlich peremtoriſchen Tone ſchließt: „Dieß iſt der eigentliche „und wahrhafte Zuſammenhang dieſer in ganz Europa „berühmten Geſchichte“; ſo können wir doch verſichern, daß ſeine Erzählung voller grober Unrichtigkeiten iſt, und daß in derſelben die weſentlichſten Umſtände ganz falſch und verkehrt angegeben werden. Wenn Hr. v. Z. nicht gewohnt wäre, die Nachrichten, die er von Hörenſagen hat, ohne alle Unterſuchung für unbezweifelt richtig anzunehmen; ſo ſollte er wenigſtens gewußt haben, daß in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVI. Heft, S. 432) eine deutliche und richtige Erzählung des Status cauſae dieſer Geſchichte eingerückt iſt. Sie iſt, wie aus der Erzählung ſelbſt erhellet, von einem der durch dieſe Sache in des Königs Ungnade gefallenen Räthe, nämlich von dem nunmehro ſchon verſtorbenen Neumärkiſchen Regierungsrathe Herrn Neumann. Daß dieſem rechtſchaffenen Manne die Wahrheit heilig geweſen, und daß er auch von der wahren Beſchaffenheit dieſer Geſchichte vollkommen

unterrichtet seyn mußte, wird sich Hr. v. Z. nicht unterstehen zu läugnen. Anstatt also ganz stolz zu sagen, seine Erzählung sey von andern sehr verschieden; hätte er vielmehr dagegen sehr mißtrauisch werden und sich näher erkundigen müssen, eben schon deswegen, weil sie von der Erzählung eines so gut unterrichteten Mannes in den wesentlichsten Umständen verschieden war. Hr. v. Z. nimmt sich heraus, in seiner Studirstube in Hannover von allen Dingen, die im preußischen Staate vorgehen, viel besser unterrichtet zu seyn, als diejenigen, welche in diesem Staate wohnen, demselben dienen, und zu Archiven und Registraturen Zugang haben. Dieser Dünkel macht, daß er sich niemals am gehörigen Orte erkundigt hat; daher es denn kommt, daß in seinem ganzen Buche Fehler auf Fehler folgt, Unrichtigkeit sich an Unrichtigkeit drängt. Hätte er hier nur nach dem von ihm so oft verächtlich angeblickten Berlin geschrieben, und irgend jemand, der nicht ganz ununterrichtet war, seine von andern so sehr verschiedene Erzählung vor dem Drucke mitgetheilt; so würde er erfahren haben, daß sie die elendeste Rhapsodie ist. Wir wollen nur hier das Hauptsächlichste anführen:

1) Gleich der Status causae ist schlechterdings falsch, verkehrt, und unvollständig vorgestellt, wie jeder sehen wird, der die wahre Geschichtserzählung des sel. Hrn. Regierungsraths Neumann in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVIr Heft S. 433 f. f.) nachlieset. Die wesentlichsten Umstände fehlen beym Hrn. v. Z., z. B. daß nicht der Hr. v. Gersdorf, welcher den Teich oberhalb der Mühle anlegte, sondern der Hr. Graf v. Schmettau Gutsherr des Müllers

Müllers ist, daß nicht etwa die Neumärkische Regierung, sondern die Gerichte des Hrn. Grafen v. Schmettau, die Mühle anschlugen, nicht wegen eines Konkursprozesses, wie Hr. v. Z. träumt, sondern bloß, weil der Müller seinem Gutsherrn die Pacht nicht entrichtete. Hierbey hat Hr. v. Z. noch den wesentlichen Umstand ausgelassen, daß bey der öffentlichen Subhastation der Mühle, der Hr. v. Gersdorf, der den Teich angelegt hatte, der Meistbiethende war, und also die Mühle kaufte: denn obgleich dieß, so wie alles andere, auf keine Weise widerrechtlich war; so war es doch dem Könige sehr aufgefallen, und hatte der falschen Vorstellung der Müllerinn beym Könige einen Schein gegeben. Ferner sagt Hr. v. Z.: „Hr. v. G. fand gut, „den Mühlenbach um einen seiner Teiche in den andern „zu leiten". Ganz falsch! Hr. v. G. legte einen Teich neu an, oder vielmehr er grub einen Teich aus, an einem Orte, wo nach einem alten Dokumente schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war. In diesen leitete er das Flüßchen, und das Wasser aus dem Teiche floß wieder in dasselbe *), das weiter unten die Mühle trieb, und nicht,

*) Hr. v. Z. drückt dieß so aus: „Der Bach nahm deswegen „doch, wenn die Teiche gewässert waren, seinen Lauf „nach der Mühle". Hr. v. Z. schreibt beständig höchst unkorrekt. Er will vermuthlich nur sagen, wenn in den Teichen das Wasser hoch genug stand, so hatte auch die Mühle Wasser genug. Aber was er sagt, ist ganz etwas anders: denn der Bach nahm immer seinen Lauf nach der Mühle, auch wenn das Wasser klein war. Hier, wo der gemeinte Umstand so wichtig ist, mußte Hr. v. Z. nicht so schielend sich ausdrücken, und er macht die Idee noch schielender durch den ganz unrichtigen Gebrauch des Worts wässern. Dieß bedeutet, Wasser künstlich hinleiten, z. B. eine Wiese wässern, und ist in sofern dem Begriffe Wasser ableiten entgegengesetzt. Man könnte also leicht aus Hrn. v. Z. Ausdrücke schließen, es wären die oberhalb liegende

nicht, wie Hr. v. Z. sagt: „auf des Hrn. v. G. Gütern „entsprang", sondern vorbeyfloß.*

2) Hr. v. Z. sagt S. 141: „die Frau des Müllers „hatte sehr gute Bekanntschaft mit einem Auditeur des „Obersten von Heuking, dessen Regiment in der Nähe lag; „diesem lieben Freunde klagte sie ihre Noth, und dieser „verfertigte für sie ein Memorial an den König". Hr. v. Z., der sehr schlau immer das hin du hin weiß, will doch hier wohl andeuten, es sey eine Art von Liebesverständnisse zwischen der Frau und dem Auditeur gewesen; dieß ist aber lächerlich, denn es war damals schon eine alte Frau. Ganz auf andere Art kam der Auditeur hierzu. Denn, nachdem die Sache schon bey der Neumärkischen Regierung war, verlangte der König von dem Hrn. Obersten v. Heuking (der, beyläufig sey es gesagt, damals noch kein Regiment hatte *), sondern Oberst des Regiments v. Natalis war) Bericht über die Sache. Diesen Bericht, sagte man, habe der Auditeur verfasset. Hätte Hr. v. Z. doch etwas anführen wollen, so wäre es gewesen, daß dieser Auditeur vorher von der Neumärkischen Regierung als Advokat kassirt worden war. Dieß war wenigstens eine Thatsache; obgleich die Folge, daß er deshalb widrig von der Regie-

liegenden Teiche künstlich aufgestauet oder aufgespannt, und dadurch gewässert worden, und wenn sie nicht gewässert gewesen wären, hätte das Flüßchen den Lauf nach der Mühle gar nicht genommen. Aber keines von beiden ist der Fall.

*) Hr. v. Z. nennt ihn S. 145 nochmals ausdrücklich einen Regimentschef, und setzt die Zeit des Berichts ganz unrichtig ans Ende der Sache, nachdem das Kammergericht schon gesprochen hatte.

Regierung berichtete, doch nicht bewiesen ist; denn er konnte ja auch die Sache sich unrichtig vorgestellt haben. Wenn es auch allenfalls jemand möglich oder wahrscheinlich finden sollte, die vorige Sache des Auditeurs mit der Regierung habe auf seinen Bericht einen Einfluß gehabt; so erfordert doch Billigkeit und Behutsamkeit, hierinn nichts gewiß zu behaupten. Die Müllerinn hatte den König schon vorher in Schlesien über ihre Sache supplicirt. Der König kannte sie schon lange; denn sie und ihr Mann hatten im siebenjährigen Kriege, als der König zur Zeit der Schlacht bey Zorndorf in der Neumark stand, zu Wegweisern gedient, und sonst Nachrichten von der russischen Armee gebracht. Ob ihr der Auditeur oder ein anderer ein Memorial an den König gemacht hat, woher will das Hr. v. Z. wissen? Und was thut es zur Sache?

3) Nachdem die Müllerinn den König gesprochen hatte, läßt der Hr. v. Z. den König gleich an das Kammergericht in Berlin schreiben. Er übergehet also ganz, daß der König der Neumärkischen Regierung auftrug, die Beschwerden des Müllers zu untersuchen, und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vorher, weil Arnold, wegen der rückständigen Pacht, Beklagter war, schwebte die Sache bey den Patrimonialgerichten des Grafen von Schmettau zu Pommerzig, von deren Sentenz der Müller nicht appellirt hatte (welches alles Hr. v. Z. gar nicht anführet). Jetzt ward Arnold Kläger wider den Hrn. v. Gersdorf wegen des entzogenen Wassers, dadurch kam die Sache in erster Instanz an die Neumärkische Regierung.

4) Hr.

4) Hr. von Z. sagt auch selbst: „Das Kammer„gericht sprach in zweyter Instanz“. Aber hier hat er wieder alles verkehrt vorgestellet. Er sagt: „von „Küstrin wurden also die Akten abgefodert“. Die Neumärkische Regierung ist dem Kammergerichte nicht untergeordnet, also kann das Kammergericht von derselben keine Akten abfodern. Die Sache kam in dem ordentlichen Gange des Rechts in der zweyten Instanz nach Berlin an das Kammergericht, denn es war in Küstrin appellirt worden; nur als der König wegen dieser Sache eine Kabinetsordre an das Kammergericht erließ, waren die Akten noch nicht eingegangen, und man schrieb daher nach Küstrin, um deren Einsendung zu beschleunigen.

5) Nun wird Hrn. v. Z. Erzählung vollends äußerst verwirrt, und ist fast in jeder Zeile eine falsche Nachricht, welche aber alle auseinander zu setzen wir nicht der Mühe werth halten. Ein wesentlicher Irrthum ist, daß Herr v. Z., nachdem er erzählt hat, das Kammergericht habe in zweyter Instanz gesprochen, S. 143 sagt: „Arnold kam wie„der an den König mit einer höchst klägligen Vorstellung“. Dieß ist nicht geschehen, und es war nicht möglich, daß es geschehen konnte; denn Arnold war nicht in Berlin, Mittwochs sprach das Kammergericht, und Sonnabends wurden schon die Räthe arretirt. Selbst, wenn auch Arnold in Berlin gewesen wäre, hätte er daselbst gar nicht einmal erfahren können, wie das Urtheil des Kammergerichts ausgefallen wäre; denn nach der Verfassung mußte es ja nicht in Berlin, sondern in Küstrin von der Neumärkischen Regierung, als von dem Gerichte, von welchem war appellirt worden, publicirt werden. So verkehrt sind die Erdichtungen des Hrn. v. Z.!

6) S.

6) S. 144 ſteht die allerärgſte falſche Nachricht, wodurch die Beſchaffenheit dieſer Rechtsſache ganz und gar verſtellt wird. Herr v. Z. giebt vor: „Das Kammergericht habe dem Könige gemeldet: man „könne noch in der dritten oder Reviſionsinſtanz ſpre„chen. Dieß ließ Er ſich gefallen, und er befahl, daß es „geſchehe. Es geſchah. Das dritte Urtheil war dem „erſten und zweyten völlig gleich". Hievon iſt nicht Ein Wort wahr. Es ward ja damals in der dritten Inſtanz gar nicht geſprochen. Die dritte Inſtanz erfolgte erſt unter der jetzigen Regierung im Jahre 1787. Es ſtellte nämlich der Hr. v. Gersdorf unmittelbar beym jetztregierenden Könige vor: „Die Befolgung der Appellationsſentenz „ſey bloß durch eine Kabinetsordre verhindert worden, „welches ungeſetzmäßig ſey. Es müſſe alſo entweder das „Appellationsurtheil exequirt, oder der Müller Arnold angewieſen werden, die Reviſionsinſtanz zu ſuchen". Das letztere geſchah, und das Obertribunal beſtätigte die beiden vorigen Sentenzen. Wie edel und wohlthätig ſich dabey der jetztregierende König gegen die Arnoldſchen Eheleute betrug, iſt aus Schlözers Staatsanzeigen (XXXVIr Heft, S. 437) zu erſehen.

7) Nach dieſem eingebildeten dritten Urtheile, läßt Hr. v. Z. S. 145 den Müller Arnold „abermals „vor den König kommen und ſagen: „Alles helfe nichts"; welches, wie oben ſchon angezeigt, gar nicht möglich ſeyn kann, da ja der Müller nicht in Berlin war: und nun erſt läßt Hr. v. Z. den König einen Bericht von dem Hrn. Oberſten von Heuking verlangen, welches längſt vorher geſchehen war, ehe die Sache nach Berlin kam.

8) Alles

8) Alles, was S. 145 und f. f. von der Audienz des Großkanzlers Hrn. v. Fürst und der drey Kammergerichtsräthe beym Könige erzählt wird, ist von Anfang bis zu Ende theils erdichtet, theils ganz falsch vorgestellet. Der König ließ die drey Räthe nicht namentlich zu sich bescheiden, sondern verlangte überhaupt „die drey Räthe, die das Urtheil „gemacht hätten". Der Großkanzler Hr. v. Fürst kam zum Könige nicht ungerufen, wie Hr. v. Z. vorgiebt, der sich doch wohl hätte selbst verstellen sollen, daß niemand in eines Königs Zimmer ungerufen eintreten darf. Der König hatte auch nicht das Zahnweh, und die Backen verbunden, wie Hr. v. Z. träumt, sondern er hatte ein heftiges Chiragra. Alles, was Er nach S. 147 dem Großkanzler und nach S. 148 den Räthen soll gesagt haben, und vollends alles, was nach S. 147 und S. 148 die Räthe sollen gesagt, ja wie sie sich „heftig sollen vertheidigt" haben, ist ganz und gar erdichtet. Die Räthe konnten vor dem zornigen Könige gar nicht zu Worte kommen, und sich unter diesen Umständen so auszudrücken, wie Hr. v. Z. vorgiebt, würde warlich nicht der Klugheit gemäß gewesen seyn. Es ist auch falsch, daß der König, nachdem die Wache gekommen, die Akten verlangt und gelesen habe. Diese konnte er damals nicht haben, denn sie waren auf dem Wege nach Küstrin. Er hat sie auch niemals gelesen; wohl aber hat Er das Gutachten des Kriminalsenats einige Wochen lang auf seinem Tische gehabt, und es gewiß gelesen.

9) Herr v. Z. hat darinn sehr Recht, daß der Herr Minister v. Zedlitz den größten Heldenmuth und die edelste Gerechtigkeitsliebe in der Kriminalun-

tersu-

terſuchung gezeigt hat, welche ihm der König in dieſem kritiſchen Zeitpunkte auftrug. Aber es iſt wieder faſt alles falſch, was Hr. v. Z. S. 150 und S. 151 von dieſem Miniſter erzählt. Es iſt z. B. nicht andem, daß der König mit dem Miniſter über die Form der Sentenz geſtritten habe. Es iſt auch falſch, daß Herr von Zedlitz dem Könige geſchrieben habe: „Er wolle des Königs Befehl nicht kontraſigniren"; auch iſt nicht andem: „daß der König dem Hrn. v. Zedlitz „nun weiter nicht geantwortet habe." Um die Form der Sentenz war es dem Könige warlich nicht zu thun. Er verwarf das Gutachten des Kriminalſenats, und führte auch gegen den Miniſter deshalb einige Gründe an, die Herr von Zedlitz beantwortete. Darauf ſchrieb der König dem Miniſter vor: wie er das Urtheil ſprechen ſollte. Dieß zu thun, ſchlug der Miniſter dem Könige ſchlechterdings ab. Darauf ſchrieb der König an ihn: „Weil Ihr denn nicht ſprechen „wollt, ſo will Ich ſelbſt ſprechen". Und ſo verordnete Er die Strafen und Schadenserſetzungen, wie es bekannt iſt, und befahl dem Miniſter, „den Befehl „ausfertigen zu laſſen." Der Miniſter ließ ihn in der geheimen Staatskanzley ausfertigen, kontraſignirte ihn aber nicht, wie es ſonſt gewöhnlich iſt, war auch feſt entſchloſſen, den Befehl nicht zu kontraſigniren, der König möchte auch über ihn verhängen was Er nur wollte. Der König unterſchrieb den Befehl, und ließ ihn vollziehen, ohne zu verlangen, daß ihn der Miniſter kontraſigniren ſollte.

10) S. 152 ſagt Hr. v. Z.: Der eigentliche Ver„faſſer der letzten Sentenz gegen den Schurken Arnold, „der Kammergerichtsrath Ransleben, blieb ganz ohne „Strafe und ganz ohne Verweis abſeiten des Königs". Und dieß ſagt Hr. v. Z. faſt in einem Tone, als ob

der König Unrecht gethan hätte. Aber dieser würdige Mann kam doch mit den andern ins Gefängniß, und blieb darinn bis zur Entscheidung der Sache. Es ist auch falsch, was Hr. v. Z. zur Ursache dieses Unterschiedes angiebt. Er sagt: „Es hatte sich in den Akten gefunden, R. sey bey Vorlesung der Sentenz zu wiederholtenmalen darauf bestanden: „„Man solle dem Könige Bericht erstatten und dessen Bestätigung zu der „„Sentenz einholen““". Erst ists schon seltsam, daß Hr. v. Z. sich einbildet, es könne sich in den Akten gefunden haben, was bey Vorlesung der Sentenz gesprochen worden, und denn ist auch dieß nie der Vorschlag des damaligen K. G. R. (jetzigen Geheimen-Finanzraths) Hrn Ransleben gewesen. Er hatte in seiner Relation vorgeschlagen: „Es würde „gut seyn, wenn die Lage des Flüßchens und der Mühle „nochmals durch einen Wasserbauverständigen unter„sucht würde". Als der König, nachdem die Räthe arretirt waren, in der Korrespondenz mit dem Hrn. Minister v. Zedlitz über diese Sache endlich verlangte, Ihm die Verfasser der Urtheile in Küstrin und Berlin zu nennen, weil Er, wie Er sich ausdrückte: „die „Unschuldigen nicht mit den Schuldigen strafen wolle"; so zeigte der Hr. Minister v. Zedlitz, seinem Gewissen gemäß, und um wo möglich den König auf gelindere Gedanken zu bringen, obiges dem Könige an. Der damalige Neumärkische Regierungsrath (jetzige Geheimerath) Hr. Scheibler, hatte in seiner Küstrinschen Relation einen ähnlichen Antrag gethan, und dadurch ward auch dieser von der Festung gerettet, ob gleich auch er bis zur Entscheidung des Königs im Gefängnisse saß. — Ein Mann, wie Hr. v. Z. sollte übrigens nicht pöbelhaft schreiben! Er nennt den Müller einen Schurken. Wenn dieser

ſer gemeine und unverſtändige Mann glaubte Recht zu haben, und desfalls den König antrat; ziemt es Hrn. v. Z. ihn desfalls perſönlich zu ſchimpfen?

Wenn man nun dieſe zehen weſentlichen Punkte betrachtet, worinn des Hrn. v. Z. Nachricht von dem Prozeſſe des Müllers Arnold von der Wahrheit abweicht; ſo kann man, (wenn man auch an alles übrige, was dabey noch zu ſagen wäre, nicht denkt,) ſchon einſehen, wie wenig zuverläſſig ſie iſt, und wie wenig er ſich darauf einzubilden hat, daß ſie von andern verſchieden iſt.

Was Hr. v. Z. S. 154 u. f. f. von dem erſten Verſuche, die jetzt beſtehende Gerichtsordnung einzuführen, ſagt, welcher der damalige Großkanzler Hr. v. Fürſt zuwider war, iſt im Allgemeinen richtig erzählt; aber wie es gewöhnlich mit Hrn. v. Z. iſt, wieder faſt in allen, doch auch zum Theil wichtigen Nebenumſtänden unrichtig. So iſts z. B. ganz falſch, wenn Hr. v. Z. S. 156. ſagt: "Der König ließ den damaligen Groß"kanzler Freyherrn v. Fürſt, nebſt einigen Juſtizmini"ſtern, Kammerpräſidenten, und andern vorzüglich "berühmten Rechtsgelehrten rufen; um die ganze Sache "mit ihnen zu überlegen und zu erörtern." Niemand als der Hr. v. Fürſt, und nachher der Herr Kammergerichtspräſident von Rebeur, ward deshalb zum Könige gerufen. Hr. v. Z. nimmt ſich heraus, S. 158. die Rede des Herrn Präſidenten mit dem Könige wörtlich herzuſetzen, als ob er dabey gegenwärtig geweſen wäre. Daß Hr. v. Rebeur etwas ähnliches dem Könige geſagt hat, kann vielleicht ſeyn; ob er aber gerade wörtlich ſo geſprochen habe, und ob beſonders auch alles des Königs eigne Worte wären, mag dahin geſtellt

seyn; daß er aber mehr als dieß gesprochen habe, ist gewiß. Also muß man doch eine jede Rede nicht aus der Verbindung reißen, und es ist überhaupt eine sehr große Indiskretion, jemandes Rede, als ob man sie wörtlich wüßte, abdrucken zu lassen, zumal wenn man, wie hier Hr. v. Z., darauf die Beschuldigung gründet: "Hiermit waren nun die Ideen des Königs völlig in Ver"wirrung gebracht." Uebrigens ist es für einen Mann wie Hr. v. Z., der den preußischen Staat so gut zu kennen vorgiebt, sehr schimpflich, wenn er hier nicht einmal Kammer und Kammergericht zu unterscheiden weiß. Kammerpräsidenten wären vom Finanzdepartemente gewesen, und würden also vermuthlich vom König über eine Gerichtsordnung nicht seyn befragt worden.

S. 157. finden wir wieder Hrn. v. Z. in seiner gewöhnlichen Uebertreibungssucht, wodurch er immer die Gegenstände ins schiefste Licht stellt. Er sagt: "Ganze Deduktionen von unzählbaren "Bogen stellte man in die Hände des Königs, durch die "man beweisen wollte, die Schwierigkeiten der neuen Ge"setzgebung seyen unübersteiglich. Friedrich war kein so "starker Jurist, um in den tiefsten Grund aller dieser "Papiermassen zu sehen." Wie wenig weiß doch Hr. v. Z., wie die Sachen beym Könige betrieben werden mußten! Selbst das Allerbekannteste davon weiß er nicht; sonst könnte er so etwas nicht schreiben. Es wäre wohl gerade der Weg gewesen, bey dem Könige alles zu verderben, wenn man ihm Papiermassen vorgelegt hätte, und noch dazu solche, deren Lesung juristische Kenntnisse vorausgesetzt hätte! Nichts als ein ganz kurzer Bericht war die vorgeschlagene Gerichtsord-

ord-

ordnung. (nicht Geſetzgebung, wovon damals nicht die Rede war) nebſt einer Tabelle, wie viel Zeit und Koſtenaufwand ein Prozeß nach der vorigen und nach der neuvorgeſchlagenen Einrichtung erfordern würde ward dem Könige vorgelegt. Daß der König kein Liebhaber von weitläuftigen Berichten war, und daß man ihm am wenigſten hätte Papiermaſſen vorlegen dürfen, war jedermann und auch dem Hrn. v. Fürſt allzubekannt.

Hr. v. Z. giebt vor, die hauptſächlichſte und nächſte Veranlaſſung des Zorns des Königs über die Juſtiz, woraus denn ſein Fehltritt bey Gelegenheit des Prozeſſes des Müllers Arnold entſtanden wäre, ſey die vom Hrn. v. Carmer vorgeſchlagene und vom Hrn. v. Fürſt beſtrittene Gerichtsordnung geweſen. Er ſagt ſogar S. 160: "Ein gemeiner König hätte ſo geſchwinde nicht bemerkt, wie "ſehr ſeine Begriffe mißleitet waren, aber Friedrichs Auge ſah "dieß ſchnell, und mit der tiefſten Indignation. Er erwar"tete alſo nur eine Gelegenheit, um ſeinen oberſten Ju"ſtizbedienten auf den Leib zu fallen. Um loszubrechen, "wie ein Sturmwind, der alles umwirft, bedurfte Er "nur einen Vorwand." Faſt möchte man ſagen, Hr. v. Z. bilde ſich hier, ſo wie an mehrern Orten der Fragmente, die Handlungsweiſe des Königs nach ſeiner eigenen Art zu handeln. Verſchiedene Stellen in dieſen Fragmenten vom Erſten bis zum Ein und dreißigſten Kapitel berechtigen den unbefangenſten Leſer zu der Vermuthung, daß Hr. v. Z. ſeine Fragmente über Fr. II. zuweilen nur zum Vorwande gebraucht habe, denjenigen, wider die er, weil ſie ſeine Größe nicht anerkennen wollten, die tiefſte Indignation fühlte, wie

ein Sturmwind auf den Leib zu fallen. Aber läßt es sich wohl vermuthen, läßt es sich mit Fr. II. übrigem Charakter wohl vereinigen, daß er den Prozeß des Müllers Arnold nur zum Vorwande gebraucht habe, um seinen obersten Justizbedienten auf den Leib zu fallen? Wenn er nur den Großkanzler v. Fürst kassirt hätte, von dem Hr. v. Z. die sehr harte und unbewiesene Beschuldigung macht, er habe des Königs Begriffe von der Justiz gemißleitet; so möchte eine solche Vermuthung noch einige Wahrscheinlichkeit haben. Aber daß der König auch einen Präsidenten kassirte, und fünf Räthe, nebst dem Justitiarius des Gr. Schmettauischen Patrimonialgerichts Hrn. Schleker, auf die Festung schickte, kann doch wohl, sollte man denken, nicht bloß um des Großkanzlers v. Fürst willen geschehen seyn. Es ist offenbar, daß er andre Ursachen dazu haben mußte. Wir sehen jetzt deutlich ein, daß er sich in diesen Ursachen sehr irrte, daß er aus Gerechtigkeitsliebe eine sehr große Ungerechtigkeit beging. Aber welchen Begriff müßte einer von Friedrichs II. Charakter haben, wenn er fähig gewesen wäre, diese Ungerechtigkeit gegen sieben würdige und unschuldige Männer wissentlich und mit kaltem Blute zu begehen, bloß um den obersten Justizbedienten auf den Leib zu fallen, weil Hr. v. Fürst seine Begriffe von der neuen Gerichtsordnung sollte gemißleitet haben, über welche die gedachten sieben Männer nie waren gefragt worden. So unwürdig stellt aber Hr. v. Z. das Betragen des Königs vor, da er S. 161 sagt: "tiefe und tief"verhehlte Indignation war der Grund seines ganzen "Verfahrens bey des Müller Arnolds Sache." Nun

gehört

gehört doch warlich ſein Verfahren gegen den Hrn. Präſidenten von Finkenſtein, gegen die Räthe und gegen den Juſtitiarius zum ganzen Verfahren des Königs bey der Arnoldiſchen Sache. Denn daß er ſeinen Großkanzler ſo ſchnell abdankte, war wirklich noch eine Kleinigkeit gegen ſein Verfahren mit den andern würdigen Männern. Hr. v Z. will zwar ſeine Behauptung mit der Verſicherung beſtätigen: "Niemals legte der König "den wahren Grund ſeiner Handlungen an den Tag, "zumahl wenn er ſtrafte." Er wird uns aber verzeihen, wenn wir theils ſehr zweifeln, daß überhaupt dieſe Behauptung allgemein richtig ſey, theils ſonderlich, daß er beſonders dießmal, mit allem ſeinen Scharfſinne, auf den er ſich ſo viel zu gute thut, die wahre Urſache des königlichen Zorns gänzlich möchte errathen haben. Dieß verfehlte er aus eben der Urſache, warum ſo manches Räſonnement in ſeinen Fragmenten ſo ſehr ſchief ausfiel, auf das er ſich doch viel zu gute zuthun ſcheint: Weil er immer, indeſſen er nach der einen Seite ſieht und an derſelben ſeine Einbildungskraft übt, verſchiedene andere Seiten gar nicht kennt, oder gar nicht erblickt.

Da er ſich vornahm, das Leben Fr. II. in ein ganz neues Licht zu ſetzen, hat er dazu freylich eben nicht für nothwendig gehalten, ſich von allem was dazu gehört, genau zu unterrichten, wovon wir ſchon einige traurige Proben geſehen haben. Es iſt aber gewiß, daß die genaue Kenntniß der bekannten Geſchichte ſelbſt einem Fragmentenſchreiber nicht wenig Nutzen ſchaffen kann, wenn er ſich gleich einbildet, "neue Schätze entdeckt zu haben, "welche ſonſt mit ihren erſten Beſitzern von der Erde

"verſchwunden wären." Selbſt einige Kenntniß der Chronologie der zu erzählenden Geſchichte kann öfters ein ſcharfſinnigſcheinendes Raiſonnement eines Fragmentenſchreibers mit einem Blicke in ein leeres Geſchwätz verwandeln. Wenn nach Hrn. v. Z. Behauptung derjenige ein gemeiner König iſt, welcher nicht geſchwind merkt, wenn man ſeine Begriffe mißleitet; ſo hat Hr. v. Z. hier den König Fr. II. als einen ſehr gemeinen König vorgeſtellt. Vermuthlich weiß er nicht, da er ſo ſehr unwiſſend in der neuern preußiſchen Geſchichte iſt, daß alle die Sachen, die er von S. 154 bis 160 erzählt, im December des Jahres 1775 vorgingen und der Großkanzler von Fürſt ward den 11 Decbr. 1779 kaſſirt. Wenn alſo des Königs Begriffe von der Juſtiz wirklich durch denſelben ſind mißleitet *) worden; ſo müßte es der König nicht wie Hr. v. Z. will, ſchnell, ſondern erſt ſehr ſpät gemerkt haben. Denn daß der König ſeine Indignation Vier ganzer Jahre lang ſollte ſo tief verheelt haben, daß ihre ſo lange Verheelung niemand als nur dem Hrn. v. Z. bekannt geworden ſey, möchte derſelbe zwar vielleicht behaupten; aber diejenigen, welche genau wiſſen, wie der König während dieſer vier Jahre mit dem ſel. Herrn von Fürſt umgieng, wollen eine ſo ſehr tief verheelte Indignation gar nicht wahrſcheinlich finden. Sie wiſſen, daß der König dem Herrn von Fürſt, ob er gleich freylich mit demſelben nicht ganz zufrieden war, dennoch

*) So ſchreibt Hr. v. Z. Meiung glaubt, man müſſe gemißleitet ſchreiben; aber was iſt Meiung gegen Zimmermann! Dieſer iſt Herr über die Geſchichte und über — die Grammatik!

noch verschiedene wichtige Aufträge gab. Wäre wirklich so tiefe Indignation wider den Hrn. v. Fürst beym Könige gewesen; so würde er bey der Justizvisitation in Pommern, (welche der Hr. v. Fürst im Sommer des J. 177[illegible] selbst übernahm, um den König, der ihm seinen Unwillen wider die dortige Regierung zu erkennen gab, zufrieden zu stellen), gar sehr leicht einen Vorwand haben finden können, den Hrn. v. Fürst abzudanken, ohne erst deshalb sieben andere Justizbediente unglücklich zu machen.

Man kann wohl dahin gestellt seyn lassen, in wiefern dasjenige, was im J. 1775. vorfiel, in die im J. 1779 geschehene Absetzung des sel. Herrn v. Fürst einen mittelbaren Einfluß gehabt haben kann. Wenigstens aber ist es gewiß nicht die unmittelbare Ursache des ganzen Verfahrens des Königs bey der Arnoldschen Sache. Der Redakteur glaubt seinen Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn er hier alles, was ihm von der ersten Veranlassung, von dem wahren Zusammenhange sowohl des Arnoldschen Processes selbst, als auch des Verfahrens, das der König dabey beobachtete, bekannt ist, mittheilt. Seine Quellen sind Akten, und Männer, denen Wahrheit heilig ist, und zwar solche Männer, welche theils die hiebey vorkommende Personen und das Innere der preußischen Justiz zu den Zeiten des Hrn. v. Fürst genau kannten, theils aus des sel. Hrn. v. Fürst und anderer hier vorkommenden Personen Munde sichere Nachrichten hörten, theils von manchen wichtigen Begebenheiten Augenzeugen waren. Diese Nachrichten sind um desto glaubwürdiger, da aber

Redakteur Gelegenheit gehabt hat, über einige wichtige Umstände die Nachrichten verschiedener Personen zu vergleichen.

Der König war mit der Justiz schon lange nicht zufrieden, das ist gewiß. Er war gewohnt, einen jeden Unterthan zu hören und wollte gern einem jeden helfen. Er war gewohnt, alles so viel möglich selbst, und nach eigner Einsicht zu thun. Er hatte aber schon sehr früh eingesehen, daß der Willen eines unumschränkten Regenten auf die Rechtssachen keinen Einfluß haben muß, selbst wenn er es auch noch so gut meinte, sondern daß alles nach den Gesetzen, und nach der in Gesetzen vorgeschriebenen Form geschehen müsse. So sehr Er auch daher gewohnt war, auf alles in seinen Landen unmittelbar selbst die Aufsicht zu haben; so hatte Er sich doch schon bald nach den ersten ruhigen Jahren seiner Regierung aller unmittelbaren Aufsicht über die Justiz begeben und sie dem ersten Justizminister aufgetragen, den Er deshalb zum Großkanzler und wie Er es ausdrückte, zum Chef de Justice ernannte. Er glaubte nun auch die Abstellung aller Mängel im Justizwesen von seinem Großkanzler fordern zu können; so wie Er die Abstellung aller Mängel und Klagen in allen andern Theilen der Regierung von sich selbst forderte. Er hatte nach dem siebenjährigen Kriege viele Unordnungen im Lande gefunden; und man weiß, auf wie viel Gegenstände Er seine Aufmerksamkeit richtete, und wie viel Er in Ordnung brachte und verbesserte. Er hatte die Idee, daß während des langen Krieges auch die Justiz, wie so manches Andere, in Unordnung gekommen wäre. Er ward noch mehr

darin

darinn beſtärkt, da viele Klagen über einzelne Fälle vor ſeine Ohren kamen, welches um ſo viel mehr geſchah, weil Er jeden Unterthan, auch den geringſten anhörte, und ſeinen Beſchwerden abzuhelfen ſuchte. Er hätte alſo ſehr gern auch die Juſtiz ſelbſt reformirt, aber er fühlte, daß er es nicht anders als durch ſeinen Großkanzler thun könnte. Der Hr. v. Jariges war ein ſehr verdienter aber alter Mann, von dem der König alle die Thätigkeit, die Er zur Reformation rechnete, nicht mehr fordern zu können glaubte. Deſto gröſſer war nach deſſen Tode ſeine Hoffnung auf deſſen Nachfolger, den Herrn v. Fürſt. Der König glaubte dieſe Hoffnung nicht erfüllt zu ſehen, und ließ es dem Hrn. v. Fürſt auch merken. Derſelbe war bey allem Beſtreben Gutes zu thun, etwas ängſtlich und behutſam, hing vielleicht auch etwas mehr an Förmlichkeit, als dem Könige nöthig ſchien. Er haßte alle ſchnelle Neuerungen, und glaubte immer es beym Alten laſſen zu müſſen, bis er ganz ſicher ſeyn könne, daß von der Abänderung kein Nachtheil zu beſorgen ſey. Er arbeitete Plane zu manchen guten Verbeſſerungen aus; wenn er aber damit hervorrücken ſollte, ſo glaubte er immer, es mit der Zeit noch beſſer machen zu können. Er wollte das Horaziſche nonum prematur in annum auf ſeine Arbeiten anwenden. Da nun der König ſo wenig Verbeſſerungen von ihm ſah, glaubte er, es fehle ihm an Thätigkeit. Dieß zeigte ſich mehrmals, und noch zuletzt nach der Juſtizviſitation in Pommern, im Sommer 1779. Der König hatte viele Klagen gehört, und hatte die widrigſten Ideen von der Juſtiz in Pommern, welches er dem Hrn. v. Fürſt

v. Fürſt zu erkennen gab. Um den König zu beruhigen, ſchrieb ihm derſelbe, er wolle ſelbſt hinreiſen, um alles aufs ſchärfſte zu unterſuchen. Der Großkanzler fand die Sachen dort nicht ſo ſchlimm. Der König erwartete eine merkliche Umänderung; der Großkanzler änderte nichts ab, als nur, daß die Sporteln ſehr vermindert wurden. Der König glaubte, es hätten dort mehrere Juſtizbedienten ihre Pflicht vergeſſen, und erwartete ſehr wahrſcheinlich, es würde der Großkanzler auf Beſtrafungen und Abſetzungen antragen; der Großkanzler hingegen fand dazu keinen Grund, wollte auch niemand unglücklich machen, und alles was er that, um doch etwas zu thun, was er dem Könige als Schritt zur Verbeſſerung melden könnte, war, daß er einen Regierungsrath aus Stettin auf einige Zeit nach Berlin kommen ließ, um beym Kammergerichte vorzutragen, und ſich daſelbſt näher zu unterrichten. Es ward dabey in dem Berichte an den König der militariſche Ausdruck gebraucht: "daß er nach Berlin kom"men ſollte, um daſelbſt den Dienſt zu lernen." Dieß gefiel dem Könige ſehr, der auf gleiche Art, wenn ein Regiment nicht gut manövrirt hatte, einen Offizier davon nach Berlin oder Potsdam ſchickte. Anfänglich ſchien der König mit dem Berichte von der Viſitation in Pommern zufrieden zu ſeyn; aber bald darauf änderte er ſeine Meinung. Er ſchien zu glauben, es ſey dem Hrn. v. Fürſt entweder mit der Reformation der Juſtiz nicht ein rechter Ernſt, oder er habe nicht die dazu gehörige allgemeine Ueberſicht, Muth und Thätigkeit. Von dieſer Zeit an ließ er dem Hrn. v. Fürſt mehrmals ſeine Unzufriedenheit noch deutlicher als ſonſt

mer-

merken, und es ist denjenigen, welche die damalige Lage der Sachen zwischen dem Könige und dem Hrn. v. Fürst genau kennen, gar nicht zweifelhaft, daß die fehlgeschlagene Hoffnung des Königs von der Justizvisitation in Pommern, auf die wenige Monate nachher erfolgte Absetzung des Großkanzlers unmittelbaren Einfluß hatte. Sie schien seitdem, wie man aus verschiedenen Kabinetsordern schließen konnte, schon halb beschlossen zu seyn, und der Prozeß des Müllers Arnold war nur zufällige Gelegenheit, daß sie so geschwind, und auf solche harte Weise erfolgte.

Der König hatte damals überhaupt die Idee, es sey den Juristen mit der Verbesserung der Justiz nicht wahrer Ernst, und sie hielten zu sehr an die Form und an die juristischen Spitzfindigkeiten, hinter welche sie sich versteckten, wenn man ihnen beykommen wolle. Er glaubte, also, Er würde hier auch selbst Hand an das Werk legen müssen, und Er wartete nur auf eine Veranlassung, die Justiz eines begangenen Unrechts durch den bloßen bon sens zu zeihen, ohne tief in das Juristische einzugehen. Es war außerdem bey ihm der Verdacht entstanden, der Adel breite seine Macht zu sehr aus, und suche den gemeinen Mann, selbst durch die Form der Justiz zu unterdrücken.

Der Hr. v. Fürst war bey dem Könige auch im Verdachte, daß er für den Adel eine allzugroße Vorliebe habe, und denselben bey aller Gelegenheit favorisire, und im Gegentheil den Bürger und Bauer herabsetze, besonders in Kollision mit dem Adel, wovon der König Beyspiele

ſpiele zu haben glaubte, und ihm auch ſchon lange vorher mehrmals etwas darüber zu erkennen gegeben hatte.

Er wartete alſo ebenfalls nur auf eine Gelegenheit, hierbey ein Exempel zu ſtatuiren. Beyde Gelegenheiten glaubte Er in der Sache des Müllers Arnold gefunden zu haben.

Arnold und ſeine Frau waren, wie ſchon oben gemeldet, dem Könige noch vom ſiebenjährigen Kriege her perſönlich bekannt, und er hatte daher eine gute Meinung von ihnen. Sie ſtellten ihre Sache überdem ganz zu ihrem Vortheile vor, und verſchwiegen wichtige Umſtände, z. B. daß derjenige, der ihnen angeblich ſollte das Waſſer vermindert haben, nicht ihr Gutsherr war, dem ſie die Pacht verſagten. Sie wendeten auch andere Umſtände an, um in dem Könige den Verdacht zu erregen, als hätten Mächtige von Adel ſich vereiniget, um ſie als arme Leute vermittelſt der Juſtiz zu unterdrücken.

Der König traute ihrer Ausſage nicht ganz allein. Er ließ an einen Prediger in der Gegend ſchreiben, der ihm als ehemaliger Feldprediger perſönlich bekannt war, er ſolle ihm gewiſſenhaft berichten, wie es mit dieſer Sache beſchaffen ſey. Deſſen Meinung ging dahin: "Daß der Müller wohl allerdings "durch den angelegten Teich einigen Abbruch am Waſſer, und "folglich an ſeiner Nahrung leiden möchte." Der König, damit noch nicht zufrieden, trug dem in der Nähe in Garniſon ſtehenden Hrn. Oberſten v. Heuking auf, ihm von der Beſchaffenheit der Sache zu berich-

richten, deſſen Bericht bekanntlich auch vortheilhaft für den Müller ausfiel. Es ſind mehrere Beyſpiele in der Regierung des Königs, daß Er ſich, wenn er ſich von der Richtigkeit einer Thatſache, von welcher er ungewiß war, unterrichten wollte, an ganz fremde Perſonen wendete, nicht aber an ſolche, welche etwa mit der Sache könnten zu thun gehabt haben. In gegenwärtigem Falle mochte er wohl ſich um ſo viel weniger an Rechtsgelehrte gewendet haben, da er damals, noch mehr wie ſonſt geſchah, ſein Lieblingsſprüchwort: Eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus, auf ſie anzuwenden pflegte, und mißtrauiſch gegen ſie war. Er glaubte nun durch zwey übereinſtimmende Zeugniſſe, eines Geiſtlichen und eines Offiziers, überzeugt zu ſeyn, die Klage der Müllerinn ſey gegründet. Er verſprach ihr auch poſitiv, er wolle ihr gewiß zum Rechte helfen, als ſie ihm das erſte Urtheil der neumärkiſchen Regierung ſelbſt brachte, von welchem ihr Mann ans Kammergericht appellirt hatte. Der König ſchrieb ans Kammergericht: "Es ſollte auf die Sache genau "attendiren, und nach geſprochenem Urtheile Ihm berichten." Das Kammergericht beſchleunigte das Urtheil, welches Mitwochs den 8ten Decbr. geſprochen ward. Donnerſtags den 9ten gieng der Bericht an den König ab: "Das Urtheil ſey geſprochen und die Akten "ordnungsmäßig zur Eröffnung deſſelben an die Parteyen "nach Küſtrin geſandt worden." Es iſt wahr, das Kammergericht hätte wohl vor der Abſendung der Akten und des Urtheils dem Könige berichten, auch den Inhalt des Urtheils beylegen können. Man hat dieſes hohe Kollegium auch deſſalls getadelt, nachdem der König ſo harte Verfügungen machte. Aber vorher

her ward die Sache aus einem andern Gesichtspunkte angesehen. Der Verfasser des Berichts schien zu glauben, es sey dem Könige nur um Beschleunigung der Sache zu thun, und das Kollegium müsse sich streng an die eingeführte Ordnung halten. Nun legen freylich die Gesetze einem Justizkollegium nicht die Pflicht auf, ein Urtheil dem Landesherrn zu eröffnen, ehe es ordnungsmäßig publizirt ist. Sehr gut wäre es auch wohl gewesen, wenn wenigstens dem Könige berichtet worden wäre: Es sey für den Müller noch die dritte, oder Revisionsinstanz offen, und daß derselbe deshalb in Küstrin das Nöthige nachsuchen müsse. Es ist gar kein Zweifel, daß der König den Müller darnach würde beschieden haben, wenn er sich, wie wohl zu vermuthen gewesen wäre, abermals beschwert hätte. Aber nach dem festgesetzten Prinzipium, besonders des damaligen Präsidenten des Kammergerichts, diese Sache ganz so gehen zu lassen, als ob der König gar nicht dazwischen gekommen wäre, ward auch hiezu nichts erwähnt.

Der König ward nun sehr ungehalten. Ein Mann, der damals nahe um den König war, hat seinen Freunden mehrmals erzählt, der König habe damals geglaubt, das Publikum erwarte seinen baldigen Tod, und fange schon an, ihn für so schwach zu halten, daß er sich nicht viel mehr um die Regierungsgeschäfte bekümmern könne. Mit dieser vorausgesetzten Meinung habe Er den Umstand: daß ihm nicht bestimmt berichtet wurde, wie gesprochen worden sey, unglücklicherweise so ausgelegt, als wolle man ihn zurückweisen, und nur Zeit gewinnen. Daher habe er, zusammengenommen

men mit der bey Ihm feststehenden Idee, dem Müller geschehe offenbar Unrecht, beschlossen, einen Coup d'éclat zu machen, damit man seine Thätigkeit gewahr werde.

Der König schrieb nun den 10ten an den Herrn Minister von Dörnberg, als ersten Präsidenten des Kammergerichts: Er wolle wissen, wie das Urtheil laute. Darauf ward ihm dasselbe geschickt.

Sonnabends den 11ten, früh um 9 Uhr, kam an den Großkanzler Hrn. v. Fürst, eine Kabinetsorder des Inhalts: "Er solle mit den drey Kammergerichts"räthen, welche das Urtheil in der Sache des Müllers Arnold minutirt hätten, Nachmittags um 2 Uhr zum Könige "kommen." Wie der König auf die Idee gekommen ist, das Urtheil sey von drey Räthen gemacht worden, weiß man nicht. Die wahrscheinlichste Vermuthung ist folgende. Einige Jahre vorher als der Etat von Westpreußen gemacht ward, kam die Justiz zu spät, und konnte daher nicht ganz die verlangten Einkünfte erhalten. Der Großkanzler v. Fürst wollte bey jedem der damaligen Landvoigteygerichte in dieser Provinz wenigstens einen Direktor und zwey Räthe haben, der König aber wollte nur zwey Personen akkordiren. Der Großkanzler stellte nun vor: es müßten drey seyn, wegen des Falls, wenn vota paria wären. Dieses leuchtete dem Könige ein, und vermuthlich war er daher auf die Idee von drey urtheilsprechenden Räthen gekommen.

Der Großkanzler v. Fürst hatte schon seit einiger Zeit aus den Kabinetsordern des Königs

genug abnehmen können, daß er würde abgesetzt werden, und er war, als er die gedachte Kabinetsorder empfing, nun sogleich überzeugt, es werde jetzt geschehen. Man wußte schon seit dem vorigen Tage, seitdem der König das Urtheil erhalten, wie sehr ungehalten Er darüber war, daß der Müller verloren habe. Man machte sich also auf harte Aeußerungen gefaßt. Es ward daher dem Großkanzler von einigen Personen, die um ihn waren, gerathen, er möchte nicht persönlich zum Könige gehen, und sich lieber mit einer Krankheit entschuldigen. Aber er sagte mit wahrem Edelmuthe: "Nein! ich will hinaufgehen, und "alles über mich ergehen lassen. Ich kann sprechen, aber "die Kammergerichtsräthe sind nicht gewohnt, mit dem "Könige zu sprechen." Nun war die Frage welche Räthe zum Könige gehen sollten, da der zweite Senat des Kammergerichts, welcher das Urtheil gesprochen hatte, aus zehen oder eilf Räthen bestand. Daher schickte der Großkanzler zu dem Herrn Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur, welcher nebst dem Referenten noch zwey Räthe wählte, weil doch einmal gewählt werden mußte.

Als sie zum Könige kamen, fanden sie den König, der vom Chiragra viel Schmerzen litt, auf dem Sofa liegen, im heftigsten Zorne, und den Geheimenkabinetsrath Stelter stehen zum Schreiben sitzend. Der König fing sogleich an, das nachher gedruckte bekannte Protokoll zu diktiren. Er befahl den Räthen die Fragen mit Ja und Nein zu beantworten. Diese versuchten zwar etwas Wesentliches zur Erläuterung zu sprechen, konnten aber kaum einige abgebrochene Worte her-

vor-

verbringen, weil ihnen der König gleich zu ſchweigen befahl. Es war alſo alles ſtill, bis der König ungefähr im erſten Drittel des Protokolls auf die Stelle kam, wo es heißt:

"Aber was thut die küſtrinſche Juſtiz? Sie befiehlt, "daß die Mühle verkauft werden ſoll, damit der Edelmann "ſeine Pacht kriegt, und das hieſige Tribunal approbirt "ſolches."

Bey dem Worte Tribunal *) ergriff der Großkanzler die Gelegenheit, ungefähr zu ſagen:

"Ew. Majeſtät. halten mir zu Gnaden, das Tri"bunal hat in dieſer Sache noch nicht erkannt. Die "Sache iſt noch nicht zu Ende. Sie kann noch in der "dritten Inſtanz eine andere Wendung bekommen."

Der König mochte vielleicht glauben, dieß ſey eine bloße Ausflucht, und ſagte mit heftiger Stimme und funkelnden Augen zum Großkanzler:

"Reiſe Er den Augenblick! Ich brauche Ihn nicht "mehr! Ich habe ſchon einen andern Großkanzler!"

Der Hr. v. Fürſt verſuchte nochmals für die Räthe etwas zu ſprechen, ward aber zur Thür hinaus gewieſen.

Der König fragte nun den Geheimenkabinetsrath Hrn. Stelter: "Wie weit er ſey?" Dieſer antwortete; "und das hieſige —" Darauf ſagte

*) Man ſieht wohl, der König hat das franzöſiſche Wort Tribunal im Sinne gehabt, welches überhaupt einen Gerichtshof bedeutet. In Berlin aber heißt das Oberappellationskollegium, welches in der Reviſionsinſtanz ſpricht, beſonders das Tribunal.

der König: "Nun so schreibe Er Kammergerichts-Tribunal. — "

Als der König ausdiktirt hatte, sagte er zu den Räthen: "Ihr könnt nun gehen!" Sie gingen ins Vorzimmer. Da stand ein Adjutant *), der sie höflich ersuchte, noch etwas zu warten. Nach wenigen Augenblicken kam der König selbst an die Thür des Zimmers und sagte: "Warret noch!" Darauf kam der Geheimekabinetsrath Stelter ins Vorzimmer, sie nach ihren Namen zu fragen, denn vorher waren sie darnach nicht gefragt worden. Nun sagte er ihnen, sie möchten dem Adjutanten folgen. Derselbe führte sie zu einer Kutsche, welche von dem Gouverneur Hrn. v. Ramin unters Schloßportal war bestellt worden, und ersuchte sie, hineinzusteigen. Sie fragten nicht, wohin es ginge, er sagte auch nichts, und so fuhren sie nach dem Gefängnisse.

Die edle Standhaftigkeit des Hrn. Minister v. Zedlitz, bey der vom Könige veranlaßten Kriminalunterſuchung ist schon oben S. 160 erwähnt worden. Sie verdiente eine besondere Auseinandersetzung, wozu hier der Raum fehlt. Wir hoffen, es wird an einem andern Orte geschehen.

Da Hr. v. Z. im IIten Bande S. 223 mit Beyfalle anzeigte, daß die Einwohner von Berlin, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, mit einer edlen Freymüthigkeit dem Hrn. v. Zünft ihr

*) Der König hatte schon den Vormittag um 10 Uhr eine Woche bestellt; dieß war aber dem Großkanzler und den Räthen vorher nicht bekannt gewesen.

ihr Beyleid über ſeine Abſetzung bezeugten; ſo hätte er, der ſich herausnimmt, über die Sitten und Geſinnungen die in Berlin herrſchen, zu urtheilen, und ſo ſchief davon urtheilt, weil er ſo wenig davon kennet, vielmehr die Großmuth der Einwohner Berlins gegen die unglücklichen Räthe erwähnen ſollen. Es wurde eine ſo reiche freywillige Kollekte geſammelt, daß denſelben bis zu ihrer anderweitigen Verſorgung ihr Gehalt beſtändig ausgezahlt wurde; und dieß geſchah ohne Ruhmſucht, bloß aus wahrer Theilnehmung und aus wahrer Achtung gegen rechtſchaffene Männer, die ohne ihre Schuld unglücklich geworden waren. Hr. v. Z. hätte von dieſer edlen That um ſo weniger ſchweigen ſollen, da ſie auch ſchon in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVI. Heft. S. 439) angezeigt iſt.

Ueber das ein und zwanzigſte Kapitel.

Von der Rechnung, die Friedrich II. jährlich ſeinen Miniſtern ablegte, und von der Jahrrechnung, die er mit ſich ſelbſt hielt.

Im Ganzen iſt ziemlich richtig, was hier geſagt wird. In Berlin, und ſonſt im Lande ſind noch mehrere Umſtände von der ſogenannten Miniſterrevüe bekannt genug, und es iſt auch davon hin und wieder in gedruckten Schriften Erwähnung geſchehen. Hr. v. Z. nimmt aber den Ton an, theils als wäre die Miniſterrevüe jedes Jahr ſo geweſen, wie er es beſchreibt, da doch manches in jedem Jahre anders war, theils, als könne niemand als er, ein richtiges Wort hierinn ſagen. In den in Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen Fr. II. ſtehet in der XIIIten Sammlung, S. 87 auch eine und zwar ſehr authentiſche Nachricht von einer ſolchen ſogenannten Miniſterrevüe im J. 1770 den 1. Junius. Hierüber ſagt Hr. v. Z. S. 168: „Ein „Berliniſcher Anekdotenhändler liefert einen Auszug „aus einem vorgeblich eigenhändigen Briefe des Etatsminiſters von Derſchau, die Unterredung des Königs „mit ſeinen Etatsminiſtern zu Potsdam im Jahr 1770, „den erſten Junius betreffend. — Aber es ſcheint, als „wenn der Herr Anekdotenhändler ein wenig an dieſem „Briefe gekünſtelt hätte. — Niemals ward die ſogenannte Miniſterrevüe ſchon am erſten Junius gehalten“.

Hier

Hier siehet man zugleich die gewöhnliche Unbilligkeit des Hrn. v. Z. und dessen gewöhnliche Fahrläßigkeit. Die gedachte Sammlung liefert oft unrichtige oder unzuverläßige Anekdoten; dieß ist bekannt, und einmal gesagt, ist es wohl genug, wenn derjenige, der es wiederholt, nicht etwa durch bessere Nachrichten oder durch Gründe eine darinn erzähl'te Anekdote zu berichtigen sucht. Im Grunde ist Hr. v. Z. am wenigsten berechtigt, diese Anekdotensammlung anzuklagen, da seine Fragmente beynahe noch unzuverläßiger sind. Wenigstens ist doch noch niemand so unbillig gewesen, den Herausgeber dieser Anekdotensammlung, und zwar noch dazu ohne den geringsten Grund anzuführen, einer wissentlichen Verfälschung zu beschuldigen. Was ist es aber anders, wenn Hr. v. Z. sagt: der Herausgeber habe an diesem Briefe gekünstelt? Dieser Brief hat aber doch, wenn man ihn aufmerksam lieset, alle innere Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich. Wenn Hr. v. Z. ihn einen vorgeblichen Brief nennen wollte, so mußte er doch einige Gründe anführen, warum er nicht ein wirklicher oder eigenhändiger Brief des sel. Hrn. Ministers v. Derschau wäre. Bloß, daß in der Aufschrift desselben die Ministerreise auf den 1. Junius angesetzt ist, kann Hrn. v. Z. nicht berechtigen, zu behaupten, es sey an dem Briefe gekünstelt, oder er sey ein vorgeblicher Brief. Es ist wahr, die Minister gingen gewöhnlich später als den 1. Junius nach Potsdam. Die Vermuthung also (da in den Anekdoten das Datum mit Zahlen gesetzt ist), es sey ein Druckfehler oder ein Fehler des Abschreibers, und wäre anstatt des 1sten der 10te, der 12te, der 16te gemeint worden, wäre einem billigen und klugen Manne eher in den

Sinn gekommen, als der Vorwurf des Künstelns. Denn sollte wohl der Herausgeber ein falsches und früheres Datum haben erkünsteln wollen, womit er den Brief nur würde verdächtig gemacht haben? Aber ist denn dieß Datum fehlerhaft? Hr. v. Z. sagt, in seinem gewöhnlichen entscheidenden Tone: „Niemals ward die Ministerrevüe schon am 1sten Junius „gehalten. Niemals? Weiß das Hr. v. Z. so genau? Hat er es untersucht? Nein! Ungeachtet seiner entscheidenden Behauptung ward sie gleichwohl wirklich im Jahre 1770 am 1sten Junius gehalten, und die Aufschrift dieses nicht vorgeblichen, sondern wirklichen Briefes ist also sehr richtig. Der König kam in diesem Jahre schon „den 29sten „May von seiner nach Küstrin und Stargard gethanen „Reise nach Potsdam zurück". Und „den 31sten May „begaben sich die Minister vom Generaldirektorium nach „Potsdam, und kamen den 1sten Junius zurück" *). Wir berufen uns desfalls auf die berlinische Zeitung vom 31sten May und 5ten Junius 1770, No. 65 und 67, wo obiges ausdrücklich und wörtlich berichtet wird. Wir haben gehofft, in Hrn. v. Z. Fragmenten würde doch wenigstens Ein Kapitel seyn, wenn es auch nur ein kurzes wäre, worinn gar keine falsche Nachricht stünde; aber bisher sind wir noch nicht so glücklich gewesen, diese Hofnung erfüllet zu sehen.

Beyläufig müssen wir doch ein Wort von der verächtlichen Benennung berlinischer Anekdotenhändler, womit Hr. v. Z. den Herausgeber dieser Anekdoten recht geflissentlich, so oft er davon redet, belegt,

*) Gewöhnlich begaben sich die Minister gleich nach der Mittagstafel wieder nach Berlin.

belegt, ſagen. Derſelbe ſammlete Anekdoten, und ließ ſich vermuthlich für ſeine Mühe von dem Verleger bezahlen, welches ja bey allen Büchern ſo gewöhnlich als billig iſt. Hr. v. Zimmermann ſammlete Fragmente, die eigentlich auch nichts anders als Anekdoten, und zwar in gewöhnlichſter Bedeutung ſind, und ließ ſich dafür, wie man gewiß weiß, recht tüchtig bezahlen. Was würde er ſagen, wenn ihn jemand den hannöverſchen Fragmentenhändler nennte? Würde er das anſtändig finden? Gleichwohl hat der Herausgeber ſeine Anekdoten nicht mit dem Stolze und mit der Wichtigkeit angekündigt, als Hr. v. Z. ſeine Fragmente, welche um nichts beſſer ſind als jene. Hr. v. Z. beklagt ſich: „daß viele deutſche Gelehrte darauf ausgehen, daß man „ihm alle Ehre nehme, ihn aller Achtung und alles Zu„trauens bey allen Menſchen beraube". Er nennt dieß Unedelmuth! Iſt es denn etwa Edelmuth von ihm, wenn er andern Leuten Achtung und Zutrauen raubt? Oder hat Er etwa ein Recht, von jedermann verächtlich zu reden, wie ihm beliebt; und wenn andere Leute von ihm ſo urtheilen, wie er es durch ſein eigenes Betragen veranlaßt, darf er denn ſogar ungeſtraft vorgeben, ſeine Gegner hätten „alle Kunſtgriffe menſchlicher Bosheit gegen ihn ver„ſchwendet", ohne überhaupt nur einen Kunſtgriff oder nur eine Bosheit je bewieſen zu haben. Und kann man ihn doch noch für einen edelmüthigen Mann halten, wenn er ſich faſt auf allen Bogen ſeiner Fragmente das unedelmüthigſte Betragen, auch gegen die verdienteſten Männer, zu Schulden kommen läßt?

Eben fällt uns hier folgende Stelle im dritten Bande der Fragmente S. 222 in die Hände: „Der

„talentvolleste Berlinersatan ist eher ein gehörnter Esel, als „ein Satan, und im Grunde doch ein guter Junge, wenn „man ihn nur nicht hindert, der lieben Nahrung we„gen die Welt aufzuklären". Ist das der Ton eines edlen Mannes, eines Mannes, der, ohne zu erröthen, es wagen darf, der Welt zu sagen: „seine Gegner „verschwendeten alle Kunstgriffe menschlicher Bosheit „gegen ihn; er aber vergebe seinen Feinden ihren Unedel„muth, und gehe stille, wo er etwas Gutes thun könne". Hr. von Z. will die Bemühungen so mancher edlen Männer in Berlin, die Welt aufzuklären, so herabwürdigen, als geschehe es nicht aus Gründen, die ihrem Geiste und Herzen Ehre machten, sondern der Nahrung wegen. Wie würde es Hr. v. Z. aufnehmen, wenn jemand sagen wollte! „Er wäre „von Hannover nach Potsdam zu dem kranken Könige ge„reiset, um seiner Nahrung nachzugehen, und sey, sei„ner Nahrung wegen, wieder nach Hannover zurückgerei„set"! Sollte jemand diesen Ausdruck gebraucht haben, so hätte er im Grunde noch nicht einmal so sehr Unrecht gehabt, als Hr. v. Z.; denn Hr. v. Z. trieb bey seinem Aufenthalte in Potsdam, und treibt noch in Hannover die praktische Arzneykunst, als die gewöhnliche Beschäftigung, wovon er, gleich so vielen andern verdienten Leuten, seinen Unterhalt erwirbt. Er rechnete natürlich darauf, daß der kranke König ihn bezahlen würde, und man würde ihn noch deshalb nicht beleidigen, wenn man auch voraussetzen wollte, er ginge bloß deshalb zu den Kranken, um sich zu nähren. Jedermann muß für seinen Unterhalt sorgen, das ist natürlich, und man kann dieß auch nennen, sich nähren. Aber ein wohlgezogener Mann braucht diesen Ausdruck gewöhnlich nicht, selbst nicht von Beschäftigungen,

denen ſich ein rechtſchaffener, und verdienter Mann bloß des Unterhalts wegen widmet. Was ſoll denn nun die unparteyiſche Welt von Hrn. v. Z. Geſinnungen ſich denken, wenn er ſolchen ſchimpflichen Ausdruck bey der Bemühung freymüthiger Männer, verkannte Wahrheit zu ſagen, ſich erlaubt, und doch die Welt bereden will, ſeine Gegner wären unedelmüthig und er gehe ſtille fort. Wir dächten Hr. v. Z. könne nicht mehr Recht haben, andern verächtlich zu begegnen, als andere ihm: und allenfalls dürfe er ſich gar nicht wundern, wenn es manchmal aus dem Walde ſo wieder herausſchallet, wie er ſo ſehr oft und ſo ſehr gräßlich hineingeſchrieen hat.

Ueber das zwey und zwanzigste Kapitel.

Ueber Friedrich II. Kabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen.

Dieß Kapitel ist voll des unerfindlichsten Geschwätzes. Es ist ganz seltsam, daß Hr. v. Z. einer Volksmeinung von den Königl. Kabinetsräthen und ihren Gemahlinnen erwähnt. Das Volk wußte davon doch wohl nichts und bekümmerte sich nicht darum. Leere Hof- und Stadtgespräche, nouvelles du jour, die sich in einer großen Stadt allenthalben finden, heute gesagt und morgen vergessen werden, von denen jeder gesetzte Mann weiß, daß kaum ein Drittel wahr davon zu seyn pflegt, verdienen nicht in Schriften aufbewahrt zu werden. Mehr ist es nicht, was Hr. v. Z. in diesem Kapitel liefert, mit einer Unbescheidenheit, mit einer Indiskretion gegen Personen, die noch selbst leben oder deren nächste Anverwandten noch leben, ohne die geringste Schonung weiblicher Ehre und Schamhaftigkeit. Dabey fällt er denn immer seine gewöhnlichen Seitenblicke „aufs berlinische Publikum, auf die bekannte Reinheit „der berlinischen Sitten, auf die berlinische Aufklärung".

Alles dieß näher auseinander zu setzen, ist nicht der Mühe werth; aber gewiß ist, daß Hr. v. Z bey aller seiner Unbescheidenheit die Dinge, die er vorbringt, nicht einmal recht richtig weiß. Wir wollen nur über Eine unartige Geschichte, die er S. 189 erzählt, folgen-

folgenden Brief eines Mannes, der Schleſien und die dortigen Familien ſehr wohl kennt, hieher ſetzen.

„Nicht in Brandenburg, wie Hr. v. Zimmermann „vorgiebt, ſondern zu Lüben in Niederſchleſien, ſtand ſeit „dem zweyten ſchleſiſchen Kriege das Regiment des Gene„rals v. Schwerin. Vor der Eroberung Schleſiens unter „Friedr. Wilh. I., und bis 1741 ſtand dieſes Regiment in „Brandenburg. — Hr. v. Z. erzählt mit ſehr weniger Ueberle„gung die angebliche geheime Geſchichte einer Dame, wovon „er billig hätte ſchweigen ſollen, weil es unanſtändig iſt, derglei„chen in gedruckten Büchern zu erzählen, weil die Erzählung „zu ſeinem Zwecke gar nichts thut, und weil er ſie nicht ein„mal recht weiß. Er ſagt, ſie wäre, als Hofdame, ein „ſchönes junges Mädchen von großer Aufklärung ge„weſen. Er erzählt, ſie habe ein Liebesverſtändniß mit einem „Kaſtraten gehabt, von dem man ihm in Berlin erzählt „habe, er fände bey aufgeklärten Damen ſonderlichen Beyfall, und darauf ſey eine berühmte Liebesgeſchichte mit „dem Biſchofe von Breslau gefolgt. Ziemt es dem einem „rechtſchaffenen Manne, jede platte Chronique ſcandaleuſe, die er erzählen hört, gleich drucken zu laſſen? Hier „findet ſich wenigſtens, wie ſich oft bey Hrn v. Z. ereig„net, ein luſtiges Hyſteronproteron. Der Vater dieſer Dame, welcher im Jahre 1754 ſtarb, der zuerſt „den ganzen Werth der preuziſchen Reuterey zeigte, „und an ihrer Bildung keinen geringen Antheil hatte, „erhielt in ſeinem Standquartiere zu Lüben verſchiedentlich „Beſuche von dem Fürſtbiſchofe. Wäre alſo ja etwas vor„gegangen, was Folge des erſten Liebesverſtändniſſes ſeyn „könnte (welches doch Hr v. Z. wohl ſo wenig als ich wiſſen „kann); ſo müßte es hier in dieſem kleinen Städchen, nicht „in Berlin, und von einem hochwürdigſten Herrn, nicht „von einem Kaſtraten (wie von einem ſolchen ſich es denn „auch nicht wohl denken läßt) geſchehen ſeyn. Die berlini„ſche Aufklärung, welche der Hr. v. Z. ſo oft kindiſcher

„Weiſe

„Weiſe herbeyzieht, hat alſo abermals keine Schuld an einem „ſolchen Vorfalle, ſey er nun geweſen, wie er wolle. Aber „nochmals! Es iſt ſehr unartig, dergleichen ehrenrührige „Dinge drucken zu laſſen. — Beyläufig muß ich noch ſagen, „der M. Börne war nicht bloß, wie Hr. v. Z. und mit einem „unartigen Seitenblicke ſagt, dem Könige von dem Geheimen„Kabinetsrath Galſter, ſondern von mehreren, unter andern „auch ſelbſt von dem Miniſter v. Schlabberndorf empfoh„len worden. Ich weiß dieſes mit der größten Gewißheit, „obgleich nicht die Urſache davon; und auf die Art, wie Hr. „v. Z. thut, würde ich auch nie unternehmen, Urſachen von „Begebenheiten in die Welt hineinzuſchreiben“.

Sonſt iſt Hr. v. Z. in dieſem Kapitel in ganz guter Laune. Er verſichert S. 178: „Herr Denina „ſage etwas, das, wie alles, was Herr Denina ſagt, „großen Eindruck machen muß“; indeſſen unterwindet er ſich S. 181: „wirklich dem liebens„würdigen Herrn Denina zu widerſprechen“; und ſogar Hr. Büſching und der Graf Mirabeau, mit denen es Hr. v. Z. auch in dieſem Kapitel zu thun hat, kommen dießmal, ohne beſchimpft zu werden, weg.

Ueber das drey und zwanzigſte Kapitel.

Von Friedrich II. Kunſt, die Gemüther der Menſchen und insbeſondere ſeiner Generale, Miniſter, Geſellſchafter, Offiziere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten und zu beherrſchen.

Wir haben ſchon bey einer andern Gelegenheit bemerkt, daß Hr. v. Z. etwas darinn gethan hat, ſehr wichtig ſcheinende Aufſchriften über ſeine Kapitel zu machen. Wenn man in dieſem Kapitel ſuchen ſollte, was man nach der Aufſchrift erwarten kann; ſo müßte man die ganze Regierungskunſt des Königs darinn finden. Es ſind aber darinn weiter nichts als einige Gemeinplätze mit einer gewiſſen Wortfülle vorgetragen. Dergleichen iſt z. B. gleich eine gewaltig lange Periode im Anfange dieſes Kapitels, die ſich von S. 195 bis 196 erſtreckt. Ferner findet man einige ganz artig erzählt Geſchichtchen, nebſt einigen unmaßgeblichen Betrachtungen des Hrn. v. Z., die ſelten recht treffend und zuweilen auf eine recht ſeltſame Art verfehlt ſind. Ferner eine Unterredung des Königs mit dem Hrn. Miniſter v. d. Horſt, und hernach zwey Kabinetsſchreiben des Königs an dieſen Miniſter, welche gar nichts charakteriſches haben, und

im gewöhnlichen Kabinetsstyle geschrieben sind. Man sollte fast denken, der König müsse vorzüglichere Briefe an den Hrn. v. d. Horst geschrieben haben. Wenigstens sieht man darinn nicht, wie dadurch der König das Gemüth des Hrn. v. d. Horst behandelt, geleitet und beherrscht habe. Ferner steht hier der Brief, welchen der Hr. v. d. Horst an den König schrieb, als er seinen Abschied aus dem Ministerium nahm. Er ist, sowohl was die Gesinnung, als die Schreibart betrift, sehr wohl gesetzt und man lieset ihn mit Vergnügen; aber nach der Aufschrift dieses Kapitels hätte man ihn schwerlich hier suchen sollen.

Die Hauptsätze, die einigermaßen zum Zwecke führen, sind: daß der König durch Furcht und Hoffnung, durch Lob und Tadel seine Leute zu regieren gesucht habe. Das haben mehr Regenten gethan; aber von Fr. II. fehlen hier viele auch sonst nicht unbekannte charakteristische Züge. Dabey erzählt Hr. v. Z. wahre und sehr rührende Beyspiele von der wahrhaft königlichen Freygebigkeit und Dankbarkeit, welche der König mehrmals gegen Männer von Verdiensten bezeigte; man lieset sie mit Vergnügen, wenn sie gleich auch nicht ganz eigentlich der Aufschrift dieses Kapitels entsprechen, auch hin und wieder in einigen Nebenumständen nicht ganz genau richtig sind.

Wir enthalten uns, die hier vorkommenden mancherley kleinen Fehler näher zu erörtern, weil wir fühlen, daß uns der Raum fehlt, den wir noch zu wichtigern Erinnerungen brauchen wer-

werden. Nur eine einzige Stelle wollen wir anführen, die charakteristisch ist, um zu zeigen, was Hr. v. Z. nicht alles weiß, und zu wissen sich anmaßt. Er sagt S. 206: „Friedrich hätte gewiß den schwarzen „Adlerorden niemals dem unvergleichlichen Großkanzler von „Carmer gegeben". Man muß gestehen, daß Hr. v. Z. keinen Sinn hat, zu empfinden, wie sehr er sich durch manche seiner vorschnellen Reflexionen selbst lächerlich und verächtlich macht.

Ueber das vier und zwanzigſte Kapitel.

Von der Art, wie man dem Könige widerſprechen konnte.

Ein ganz kurzes Kapitel! In demſelben hat es Hr. v. Z. bloß damit zu thun, einen Satz zu widerlegen, den der ſcharfſinnige Hr. Denina geſagt hat, nämlich: „Daß Friedrich nicht wollte widerſprochen ſeyn, und daß „er nicht gern von Schwierigkeiten hörte, wenn etwas „ſchon befohlen war“ — welches ihm ſehr leicht wird, indem er ſich der Autorität des Hrn. Miniſters v. d. Horſt bedienet. Wie Hr. v. Z. in dieſem Kapitel S. 235 einem Satze, den er im erſten Theile S. 215 uneingeſchränkt behauptet hat, gerade widerſpricht, haben wir ſchon im Iſten Theile dieſer Anmerkungen S. 267 angeführet.

Ueber das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von Friedrichs II. Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen.

Von S. 232 bis 268 finden wir eine Menge weitschweifiger Tiraden zum Lobe des sanften Charakters des Königs. Der König verdient dieses Lob allerdings. Nur den besten Beweis unter mehreren, daß Hr v. Z., der vor zwanzig Jahren schön, herzrührend, nachdrücklich, pathetisch schrieb, sich in diesen Fragmenten äußerst vernachläßigt, können diese Seiten geben. Weitschweifigkeit, Schiefheit und Verwickelung der Gedanken, unwohlklingende Perioden, unzweckmäßige Uebergänge, Wortfülle womit unwichtigen Gegenständen soll Wichtigkeit gegeben werden, findet sich auf jedem Blatte. Und wie leicht wäre es gewesen, bey einem solchen Gegenstande sich des Herzens der Leser zu bemeistern, wenn Hr. v. Z. die Kunst zu schreiben studirt hätte, und wüßte, wann er gut schreibt und wann nicht!

Mit militärischen Anekdoten ist Hr. v. Z. fast allemal unglücklich. Hier stehen S. 262 und f. f. verschiedene, die alle falsch, oder doch unrichtig erzählt sind. Aber wir können uns dabey nicht aufhalten. Man vergleiche z. B. S. 267 mit den Oeuvres posth. du Roi T. IV. S. 53 bis 56.

S. 269 erzählt Hr. v. Z. eine Anekdote von einem längstverstorbenen militärischen Favoriten des

Königs, „der große militariſche Verdienſte gehabt, für „einen vielvermögenden und gefährlichen Mann ſoll er „halten worden ſeyn, der höchſtſchlechte Streiche ge„ſpielt, unſchuldige Leute in großes Unglück gebracht, „und einmal auf Befehl des Königs 30,000 Rthlr. an unter„drückte Unſchuld habe zahlen müſſen". Warum nennt er dieſen **längſtverſtorbenen Mann** nicht? Wir können verſichern, daß anſehnliche Officiere, die viele Jahre lang in Potsdam gewohnt haben, und um den König geweſen ſind, keinen General gekannt haben, auf welchen ſich alles das, was Hr. v. Z. erzählt, anwenden ließe; beſonders verſichern ſie, nie gehört zu haben, daß irgend ein General an Unſchuld, die er unterdrückt hätte, habe 30,000 Rthlr. zahlen müſſen. Es hat alſo vermuthlich Hr. v. Z. ſich von jemanden ein Mährchen aufheften laſſen.

Nun erzählt Hr. v. Z. ferner von dem angeblichen Favoriten: „Aus Schonung für dieſen Mann „und ſeiner vermeinten Favoritſchaft gab einſt der un„glückliche und bedauernswürdige Großkanzler von Fürſt, „gar nicht aus üblen Grundſätzen, noch weniger aus „böſem Herzen, ſondern aus einer rund um den Thron „und in der großen Welt ſo allgemein und ſo tief „eingewurzelten Schwäche, ein Urtheil, das lange „nachher in des Müller Arnolds Sache auf den König und „den Großkanzler ſo gewaltig gewirket". Dieß iſt ein abermaliges **Mährchen**, das eine **Unwahrheit über die andere** enthält.

1) Weder ein **Großkanzler**, noch irgend ein anderer **Juſtizminiſter**, fällt ein **Urtheil**; ſondern dieß wird vom Juſtizkollegium gefällt, wohin die Sache gehört, und es ſteht in keines Juſtizminiſters Macht, ein Urtheil zu ändern, es ſey in welcher Inſtanz es wolle.

2) Eben

2) Eben darum iſt es ein ganz abgeſchmacktes, dem Hrn. v. Z. aufgebundenes Mährchen, daß der König wegen dieſes nicht exiſtirenden Urtheils den ſel. Großkanzler v. Fürſt ſoll abgeſetzt haben.

3) Was ſoll das heißen: „Aus einer rund um „den Thron und in der großen Welt allgemein und ſo tief „eingewurzelten Schwäche“. Alſo hätten alle, die um den Thron des Königs waren, eine knechtiſche Furcht für die Favoriten des Königs gehabt? Alle Miniſter waren rund um den Thron, eben wie Hr. v. Fürſt, und dieſe hätten „allgemein die tiefeinge„wurzelte Schwäche“ gehabt, zu Gunſten der Favoriten ungerecht zu urtheilen? Kann man wohl obige Stelle anders verſtehen? Wir hoffen, es geſchah bloß deswegen, weil Hr. v. Z. die Kunſt zu ſchreiben gar nicht verſteht, daß er eine harte Beſchuldigung hinſchrieb, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

4) Wenn Hr. v. Z. die geringſte Delikateſſe und feine Empfindung beſäße, hätte er einſehen müſſen, daß es ſchon die Menſchenliebe gegen einen Mann, den er ſelbſt einen unglücklichen Mann nennet, erfordert hätte, mit der öffentlichen Beſchuldigung: er habe — wäre es gleich aus Schwäche — ein ungerechtes Urtheil gefällt, ſehr behutſam zu ſeyn. Wenn er die geringſte feine Empfindung gehabt hätte, ſo hätte er vorausſehen müſſen, wie empfindlich eine ſolche harte Beſchuldigung auf einen ohnehin ſchon tiefgebeugten Mann wirken müßte. Wir erzählen hier nur folgende Thatſachen: Der ſel. Hr. v. Fürſt ließ Montags die Fragmente des Hrn. v. Z. aus dem Buchladen holen, las ſie des Dienſtags, und ſtarb Mittwoch Mittags plötzlich.

5) Leute, die beständig nahe um den sel. Hrn. v. Fürst waren, als er Großkanzler war, und unter seiner unmittelbaren Aufsicht arbeiteten, versichern, es sey ihnen nicht einmal eine Rechtssache eines Generals aus Potsdam bekannt, die während der ganzen Zeit auch nur zur Notiz des Hrn. v. Fürst gekommen ist.

6) Wenn der General Beklagter war; so ging die Sache Hrn. v. Fürst vollends gar nichts an, denn der Großkanzler hatte damals noch nicht die geringste Aufsicht über die Militärjustiz. Die ganze Sache ist also ein Mährchen auf Mährchen. Wenn je Hr. v. Z. die Person des Generals und die Sache nennen wird, so wird man ihm aktenmäßig beweisen können, daß nichts an seiner Erzählung richtig ist. Vermuthlich hat er, oder derjenige, der ihm dieß vom Hrn v. Fürst erzählt hat, mit halber Aufmerksamkeit von einer Geschichte reden hören, welche ungefähr um das Jahr 1766 dem damaligen Generalauditeur, Hrn. v. Pawlowski, unverdienterweise die Ungnade des Königs, der nicht richtig berichtet war, zuzog. Fast immer merkt man in den Fragmenten solche Verwechselungen.

S. 174 will Hr. v. Z. eine Geschichte widerlegen, die Mirabeau erzählt: daß „ein Kassirer des „Generals von Wartenberg 80,000 Rthlr. veruntreuet „habe". Freylich erzählt Mirabeau die Sache falsch, denn es wären zwar nicht 80,000 Rthlr., aber doch vielleicht mehr als die Hälfte; und die andern von ihm erzählten Umstände sind auch unrichtig. Aber sehr lächerlich sagt Hr. v. Z., die Sache sey unmöglich. Und doch ist sie wahr; man weiß die Umstände, und auch wie der Defekt gedeckt worden ist, welches

welches nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt, bloß durch Bürgen geschehen ist, ob man gleich, wie billig, auch die Kaution zu Hülfe nahm. So will Hr. v. Z. alles besser wissen, wovon er doch gar nicht unterrichtet ist. Und warum sollte denn, nach Hrn v. Z. Meinung, dieser Defekt unmöglich seyn? Weil, sagt er, die preußischen Kassen alle vierzehn Tage visitiret werden. Dieß ist fürs erste auch nicht einmal wahr, denn nur alle vier Wochen werden sie gewöhnlich visitiret; und hernach betrift die ganze Art der Kasseneinrichtung, die Hr. v. Z. hier S. 76, obgleich nicht genau, hererzählt, nur bloß die Finanzkassen, die unter dem Generaldirektorium und unter den Kammern, oder unter der Generalaccisesadministration stehen, passet aber gar nicht nothwendig auf die Kassen, die der Verwaltung des Hrn. Generals von Wattenberg anvertrauet waren. Dieser würdige General hing bloß vom Könige ab, berechnete sich blos mit demselben, und verwaltete die ihm anvertrauten wichtigen Geschäfte mit einer Treue, mit einer Sorgfalt, und mit einer Zweckmäßigkeit, welche ihm unter der vorigen und unter der jetzigen Regierung das ehrenvollste Zeugniß der Staatsmänner erwarben, die diese Geschäfte kannten. Daß aber, selbst in einer Finanzkasse, ein solcher Defekt wenigstens möglich ist, würde Hr. v. Z. einsehen, wenn er wüßte, was ganz Berlin weiß, daß in den sechziger Jahren, ein großer Prozeß wegen eines Defekts in der Generalsalzkasse entstand, der anfänglich über 60,000 Rthlr. angegeben ward.

Hr. v. Z. sagt ferner S. 276: „Friedrich ward zu„weilen in Bautechnungen betrogen, theil er verschie„dene Baumeister brauchte, die nicht einmal unter dem

„Generaldirektorium standen". Dieß ist eine der unbesonnensten Behauptungen! Wer wären denn die Baumeister, die in den Rechnungen betrogen hätten? Ohne Beweis muß man nicht ehrliche Leute beschuldigen. Hr. v. Z. lese doch den dritten Theil von Mangers Baugeschichte von Potsdam! Und wie ganz ungereimt ist hier das Weil! Also deswegen hätten die Baumeister betrügen können, weil sie nicht unter dem Generaldirektorium standen. Kann man etwas sinnloseres sagen, was zugleich für viele der rechtschaffensten Leute beleidigend seyn würde, wenn es nicht von jemand käme, welcher in der ganzen preußischen Staatsverfassung so höchstunwissend ist? Die Generalaccisadministration, die Kanzley des Hrn. Generals v. Wartenberg, die sämmtlichen Pupillen- und Depositenkassen des Kammergerichts und aller Regierungen, die Legationskasse u. a. standen ja auch nicht unter dem Generaldirektorium. Hr. v. Z. hat die allerverwirrtesten Begriffe. Das Generaldirektorium untersucht ja nicht Rechnungen. Selbst die Rechnungen desselben werden von der Oberrechenkammer untersucht; und unter derselben standen auch die Baukomtoire in Berlin und Potsdam in Ansehung der Rechnungen, und noch dazu hatte der dazu deputirte Oberrechnungsrath eine besondere Königl. Instruktion, die eher strenger als gelinder war.

S. 277 sagt Hr. v. Z. die ehrenrührigsten Dinge wider den gewesenen Königl. Geheimenkabinetsrath Hrn. Galster. Wir haben schon mehrere Beyspiele gesehen, daß Ueberlegung, feine Empfindung und selbst Menschlichkeit gegen Unglückliche Hrn. v. Z.

Sache

Sache eben nicht iſt. Wir möchten wohl wiſſen, was Hr. v. Z. würde antworten können, wenn der Hr. G. K. R. Galſter eine Injurienklage wider ihn erhöbe, wie er es bekanntlich, wegen einer nicht ſo harten Stelle eines andern Schriftſtellers that, der ſie hernach freywillig widerrief, da er keine perſönliche Beleidigung im Sinne gehabt hatte. Wie würde dieſe Abſicht aber Hr. v. Z. abläugnen können? Wir wiſſen nicht, was eigentlich dem Hrn. G. K. R. Galſter Schuld gegeben worden iſt, da die Meinungen über dieſe Sache ſo ſehr verſchieden ſind, da keine glaubwürdige Nachrichten von derſelben eigentlichen Beſchaffenheit bekannt geworden ſind, und Hr. v. Z., in ſo harten Worten er auch davon redet, doch darüber nichts deutlich ſagt. Aber geſetzt, daß jemanden auch die größten Verbrechen ſchuld gegeben würden; ſo darf ein Schriftſteller doch nicht ſagen, daß er derſelben ſchuldig befunden worden, wenn ihm dieſelben nicht entweder öffentlich und unwiderleglich bewieſen ſind, oder wenn er nicht durch Urtheil und Recht verdammt worden iſt.

Unmittelbar darauf, S. 279, ſteht eine Erzählung, in welcher ſich Hr. v. Z. ſo grobe Unwahrheiten und zugleich eine ſo unverſchämte Verläumdung zu Schulden kommen läßt, daß ſie das größte Erſtaunen erregen muß. Man tadle uns nicht, daß wir hier ſo harte Worte brauchen. Der Redakteur glaubt, ſeine höchſte Mißbilligung der Erzählung des Hrn. v. Z. in den ſtärkſten Ausdrücken im Voraus bezeugen zu müſſen, ehe er dieſelbe abſchreibt, weil er ſich ſonſt nicht erlauben würde, ſo ehrenrührige Unwahrheiten dadurch weiter zu verbreiten, daß

er sie in diesen Anmerkungen wiederhelen muß. Hr. v. Z. sagt:

„Hieher gehört die Geschichte des preußischen Ingenieur„majors la Vilette, eines Franzosen von Geburt, dessen „noch sehr viel weiter *) reichenden Komplott ich aus „allen nöthigen Originalien und Aktenstücken kenne. „Dieser Major verpflichtete sich gegen das französische „Ministerium, die Plane aller preußischen Festungen nach „Versailles zu schicken. Man bezahlte ihm zweyhundert und „funfzig neue Louisd'or für den Plan von Magdeburg, „und verhältnißmäßig weniger für die Plane der übrigen „Festungen. Da es aber diesem Verräther nicht mög„lich war, so viele Plane einzuschicken, als man haben „wollte, behalf er sich mit seiner Imagination, berichtete, „was man gern hörte, und verschönerte die Wahrheit mit „Lügen. Er erfand also für den französischen Hof Plane „von preußischen Festungen, die nie existirt haben, umgab „die elendesten kleinen Städte, die er nannte und die kaum „Mauren hatten, mit den prächtigsten Fortifikationen; „und für jeden dieser Plane erhielt er funfzig neue Louisd'or. „Diese ganze Verrätherey ward auf eine mir bekannte „Art entdecket, und der talentvolle la Vilette ward nicht „etwa in der Stille **) gehenkt, sondern nur ganz leise „weggejagt."

Mit

*) Worauf soll dieß gehen? Unmittelbar vorher hatte Hr. v. Z. von der Sache des Hrn. G. K. R. Galsters geredet; denselben aber, man mag ihn auch beschuldigt haben, was man will, kann man doch nicht beschuldigt haben, er habe ein Komplott gemacht. Es ist unbeschreiblich, wie unkorrekt Hr. v. Z. schreibt, so daß man zuweilen gar nicht sieht, worauf er sich bezieht. Er schreibt auch, wie man merkt, der Komplott, so wie der Projekt. S. diese Anmerkungen, 1ster Theil, S. 30.

**) Hr. v. Z. zeigt sich doch so oft unwürdig in seinen Gesinnungen! Glaubt er, daß man in preußischen Landen die Leute in der Stille aus der Welt schaffe? Verbrecher werden durch Urtheil und Recht öffentlich bestraft.

Mit welcher Wichtigkeit sagt Hr. v. Z., diese eingebildete Verrätherey sey "auf eine ihm bekannte Art" entdeckt worden. Sollte sie etwa auch überhaupt nur ihm allein bekannt seyn? Ja wohl! Sie liegt bloß in seiner Einbildungskraft, die allenthalben nach Anekdoten haschet, und ihn in die unverantwortlichsten Widersprüche und in die unverzeihlichsten Unwahrheiten hineinstürzt.

Wenn ein Schriftsteller jemand einer solchen Verrätherey, dadurch er sogar die schimpflichste Todesstrafe verdient haben soll, beschuldigt, wenn er dabey so abscheulich ehrenrührige Worte braucht; so müßte er doch wenigstens wohl alles ganz gewiß wissen, was er erzählt, wenn er nicht alles aus den Augen setzen will, was er seiner eigenen Rechtschaffenheit, der Ehre anderer, und selbst der Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft schuldig ist. Aber Hr. v. Z. sagt ja, er kenne das angebliche Komplott "aus allen nöthigen Originalien und Aktenstücken". Er hätte wohl der Wichtigkeit der Sache wegen näher anzeigen mögen, worin diese vermeinte Originalien und Aktenstücke bestünden und woher er sie habe. Hat er etwa die Korrespondenz des französischen Ministeriums mit Hrn. v. la Vilette; und dessen Quittung über die Bezahlung jedes Plans? Fast möchte man denken, diese gehörten zu allen nöthigen Originalien; da ja Hr. v. Z. bis auf den letzten Louisd'or zu wissen vermeint, was Hr. v. la Vilette angeblich vom französischen Ministerium für seine Plane erhalten haben soll. Unter Aktenstücken kann man wohl nichts anders verstehen, als die Akten der Untersuchung wider den vermeinten Verbrecher; und zu allen nöthigen Aktenstücken

ſtücken würde doch wohl hauptſächlich der Beweis gehören, daß der Angeklagte ein Verbrechen begangen hätte, das den ſchimpflichſten Tod verdiente; und *NB.* daß auch der König dieſes nach Unterſuchung der Sache als ein ſolches erkannt habe. Wenn ſich Hr. v. Z. ein wenig beſinnt, ſo muß er einſehen, daß man nicht einen ehrlichen Mann eines ſo großen Verbrechens und des ſchimpflichſten Todes ſchuldig erkennen könne, wenn nicht einmal eine Unterſuchung wider ihn veranlaßt worden wäre. Eine ſolche ~~Unterſuchung~~ wider einen Staabsofficier hätte nicht anders als durch ein Kriegsrecht, worinn ein General präſidirt hätte, ~~vollendet~~ werden können. Es könnte nicht unbekannt geblieben ſeyn, wenn je ein ſolches Kriegsrecht, oder irgend eine Unterſuchung, über den Hrn. v. la Vilette gehalten worden wäre; aber wohl möchte man ſich wundern, wie die Akten einer ſolchen Unterſuchung in die Hände des Hrn. v. Z. gekommen wären? Wir wollen unſer Urtheil über die vermeinten Originalien und Aktenſtücke, welche Hr. v. Z. über dieſe Sache geſehen haben will, zurückhalten; aber wir begreifen nicht, wie es möglich iſt, daß ſie beweiſend ſeyn können, da es ausgemacht iſt, daß die weſentlichſten Umſtände der Erzählung falſch ſind. Ein verehrungswürdiger General, welcher ſich damals in Potsdam aufhielt, und der den Hrn. v. la Vilette von der erſten Zeit an, da er in preußiſche Dienſte kam, genau gekannt hat, bezeuget, nebſt verſchiedenen Officieren, die ihn in Potsdam und Berlin genau kannten, "daß "ſie nie gehört haben, daß demſelben die Beſchuldigung "einer Verrätherey ſey gemacht worden, und daß noch

"weni-

"weniger derſelbe deſsallo jemals in Unterſuchung "gekommen iſt".

Man ſollte doch wohl denken, die Entdeckung einer wichtigen Verrätherey, die ein in Berlin viele Jahre lang befindlicher Staabsofficier begangen haben ſollte, und die ſogar bis zu dem von Berlin ſo weit entfernten und des preußiſchen Militärs ſo unkundigen Hrn. v. Z. gedrungen wäre, hätte den Officieren in Berlin und Potsdam nicht unbekannt bleiben können. — Aber was noch mehr! — Man erſtaune über die unbegreifliche Unbeſonnenheit des Hrn. Ritters v. Zimmermann: —

Der Hr. v. la Vilette iſt niemals aus preußiſchen Dienſten weder leiſe noch öffentlich weggejagt worden; er hat vielmehr nachher in der preußiſchen Armee einen höhern Charakter erhalten, und hat ihn noch bis jetzt.

Sollte man ſich vorſtellen, es wäre möglich, wenn man es nicht vor Augen ſähe, daß ein Schriftſteller ſich ſo weit vergeſſen könnte, die allergröbſten und ehrenrührigſten Unwahrheiten als Dinge, welche er aus Akten beweiſen könnte, in die Welt hinein zu ſchreiben? Es iſt dieß die allerunverzeihlichſte Erdichtung in den Fragmenten des Hrn. Ritters v. Z.; eine Erdichtung, welche die ernſthafteſte Ahndung verdient. Wir wollen hier erzählen, was uns vom Hrn. v. la Vilette völlig zuverläßig bekannt iſt.

Hr. Franz Jarry de la Vilette diente im ſiebenjährigen Kriege bey der franzöſiſchen Armee, und war Adjutant des Herzogs von Crillon. Das Regiment, unter welchem er diente, ward wegen eines

Sub-

Subordinationsfehlers, woran er keinen Antheil hatte, untergesteckt. Er ward darüber mißvergnügt, nahm seinen Abschied, und ging als Hauptmann in preußische Dienste. Er machte die Feldzüge 1761 und 1762 mit, und kommandirte in der Schlacht bey Freyberg ein Korps Freywillige, wo er mit einem Bajonettstiche schwer verwundet ward. Nach dem Frieden setzte ihn der König als Major zum Ingenieurkorps, und gab ihm nachher den Auftrag, die jungen Officiere der berlinischen Garnison in der Ingenieurwissenschaft zu unterrichten, welches er auch mehrere Jahre that. Ganz schien ihm insofern seine Lage nicht angenehm, daß er bloß Lehrer, und nicht im thätigen Militärdienste war; und da er ein kleines Kapital besaß, so forderte er im Anfange des J. 1775 seinen Abschied, und derselbe wurde ihm, zufolge einer Kabinetsordre vom 23. Januar 1775, schriftlich und in Gnaden ertheilt. Im Abschiede wird, wie gewöhnlich, auch bezeuget, „daß er während der ganzen Zeit seiner „obgehabten Kriegsdienste sich als ein rechtschaffener Of„ficier betragen habe". Mehr braucht es wohl nicht, um die Ehre des Herrn v. la Vilette gegen die Verläumdungen des Hrn. v. Z. zu retten. Wer seinen Abschied schriftlich und in Gnaden erhält, wird nicht weggejagt, und einem Verräther wird man nicht einen schriftlichen Abschied und in Gnaden geben. Hr. v. la Vilette hielt sich, nachdem er seinen Abschied bekommen hatte, noch einige Monate in Berlin auf. Er ging nachher in sein Vaterland Languedok, wo er sich ankaufte, und verschiedene Landes oder wüste Gegenden urbar zu machen suchte; daher er sich von seinen Freunden in Berlin verschiedene Saamen zu Küchenkräutern, die in Frankreich

reich nicht gewöhnlich wachſen, verſchrieb, um ſolche dort auszuſäen. Im März 1790, eben als die Zimmermannſchen Fragmente nach Berlin kamen, befand ſich der Hr. v. la Vilette auch in Berlin. Er erſchien bey Hofe und in den angeſehenſten Geſellſchaften, und der König ertheilte ihm unterm 1. April 1790 den Charakter und das Patent eines Oberſten von der Armee. Würde dieſes alles einem Manne geſchehen ſeyn, der ſich ſo ehrvergeſſen aufgeführt hätte, wie es der Hr. v. Z. die Unverſchämtheit hat von dem Hrn. v. la Vilette zu erzählen, mit der zwiefachen Unverſchämtheit, vorzugeben: "daß er dieſe Sache aus allen nöthigen "Originalien und Aktenſtücken kenne"?

Wir überlaſſen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Leſers, ob wohl jemals noch ein Schriftſteller ſich auf eine ſo ganz unverzeihliche Art vergangen habe? Wir überlaſſen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Leſers, was man von der Geſinnung und von der Wahrheitsliebe des Hrn. Ritters v. Z. urtheilen müſſe, welcher vorgiebt, er kenne eine Sache "aus allen nöthigen Aktenſtücken", wovon es aus den unverwerflichſten Zeugniſſen zu beweiſen iſt, daß ſie unwahr iſt? Wir überlaſſen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Leſers, wie es wohl dieſem Hrn. Ritter v. Zimmermann, der ſo leichtſinnig mit der Wahrheit und mit der Ehre anderer Leute ſpielt, anſtehe, bey Gelegenheit eines Pasquills, worinn zu ſeiner Vertheidigung, die Ehre ſo vieler rechtſchaffener Leute angegriffen ward, öffentlich zu ſagen: "Viele deutſche Gelehrte haben es "ſeit einiger Zeit für zuträglich gehalten, daß man mir "alle Ehre, mich aller Achtung und Zutrauens bey allen "Menſchen beraube. Alle Kunſtgriffe menſchlicher

"Bos-

"Bosheit haben dieſe gelehrte Herren in unzählbaren "Schriften gegen mich verſchwendet. — Ich vergab mei"nen Feinden ihren Unedelmuth, ging ſtille dahin, wo "ich etwas Gutes thun konnte!" Wir überlaſſen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Leſers, ob wohl die ſehr zählbaren Schriften der Gegner des Hrn. Ritters, oder vielmehr ſeine Fragmente ſelbſt, den Erfolg haben mußten, daß das Zutrauen und die Achtung des Publikums gegen ihn gemindert ward; beſonders, ob eine ſolche Erzählung, wie dieſe wider den Hrn. Oberſten v. la Vilette, wohl etwas Gutes ſeyn könne, und ob derjenige, der ſich nicht entblödet, ſolche unedelmüthige Unwahrheiten mit dem falſchen Vorgeben, er kenne ſie aus allen nöthigen Akten, öffentlich drucken zu laſſen, noch Anderer Unedelmuth anklagen dürfe?

Wir wiſſen nicht ſicher, ob der Hr. Oberſt von la Vilette etwas von den Fragmenten und der Ihn darinn betreffenden unverſchämten Erzählung gehört hat; aber jeder rechtſchaffene Mann wird leicht erachten, wie dieſer an ſeiner Ehre ſo muthwillig gekränkte preußiſche Staabsofficier berechtigt ſeyn würde, Hrn. v. Z. zu begegnen, und welche Genugthuung er fordern dürfe. Wenn nun einmal, — wie es doch leicht geſchehen könnte, — der Hr. v. la Vilette perſönlich vor unſerm Herrn Ritter ſtände, um ihn wegen der höchſten Kränkung ſeiner Ehre zur Rede zu ſtellen, welche Mine würde dieſer machen, welche Stellung würde er annehmen! Er, der ſchon fürchtete, "Tod und Vernichtung würden ihm "gedrohet werden" *), wenn er wider einige berliniſche Schrift-

*) Fragmente, 1ſter Theil, S. 6, IIIter Theil, S. 326.

Schriftſteller ſchriebe, und welcher ſchon "in der "gröſsten Gefahr und in dem ſchrecklichſten Gemüthszu"ſtande" geweſen zu ſeyn verſichert, als Friedrich II. konvulſiviſch huſtete!

Wir überlaſſen es der eigenen Ehrliebe des Hrn. v. Z., wie er ſo unverzeihlich ehrenrührige Unwahrheiten wieder gut machen will. Die demüthigſte öffentliche Abbitte ſcheint bey ſolcher unerhörten Beleidigung durchaus nothwendig, obgleich kaum hinlänglich ſeyn zu können. Daſs er wiſſentlich den Hrn. v. la Vilette habe beleidigen wollen, wird freylich niemand glauben; er dachte auch wohl nicht, indem er ſchrieb, daſs dieſer ihm ſo nahe wäre. Aber wer kann den unbegreiflichen Leichtſinn entſchuldigen, mit dem er ſo ehrenrührige Sachen hinſchrieb? Er mag irre geführt worden ſeyn, wodurch er will; ſo wird bey unbefangenen Leuten die unverzeihliche Unbeſonnenheit, daſs er Unwahrheiten aus Akten und Originalien zu kennen vorgab, kaum jemals verzeihlich gemacht werden können. Wie können Aktenſtücke über eine Sache exiſtiren, die von Anfang bis zu Ende erdichtet iſt? Wir wenigſtens können noch nicht begreifen, wie dieſs möglich ſeyn könnte. Schämen ſollte ſich, und wird ſich hoffentlich, Hr. v. Z. im Innerſten ſeines Herzens, daſs er ſich auf ſo unerhörte Art verging.

Sein groſser Dünkel, alles beſſer zu wiſſen, wovon er doch gar nicht recht unterrichtet iſt, zeigt ſich gleich

*) Fragmente, IIIter Theil, S. 60.

gleich darauf S. 280, wo er die Geschichte des im J. 1746 enthaupteten unglücklichen Serbers (nicht Färbers, wie Hr. v. Z. schreibt) zuverläßiger erzählen will. Faſt alles iſt unrichtig. Er nennt Serbern einen preußiſchen Hofrath und preußiſchen Agenten in Danzig, da er doch den Charakter als Geheimrath hatte und preußiſcher Reſident in Danzig war. Von dieſem unglücklichen Manne erzählt Hr. v. Z., der ſo gern wunderbare Mährchen erzählt, die Legende: "Er wollte Vergiftungen des "ganzen Königl. preußiſchen Hauſes an Höfen vorſchla"gen, die ſolche Schandthaten verworfen hätten, und ge"ſtand dieß auch in den Prozeßakten". — Ferner giebt er vor, "er ſey durch einen völligen Kriminalprozeß ge"richtet, und zu einer noch härtern Todesſtrafe verur"theilt, aber der König habe die Todesſtrafe gemildert". Beides iſt ganz falſch. In dem Auszuge aus dem Urtheile des unglücklichen Mannes, der in die berliniſchen Zeitungen 1746 vom 25. Oktbr Nr. 178 auf Befehl eingerückt wurde, heißt es: "Er hat nicht al"lein geſtanden, ſondern iſt auch durch ſeine eigene Hand "überführt worden, daß er allerhand gefährliche und un"verantwortliche Sachen und Nachrichten erdichtet, "ſolche aus höchſtſtrafbaren und malicieuſen Abſichten, "um allerhand Mißtrauen und Feindſchaft zu erregen, "in der Welt ohne Scheu debitirt, und wider Se. Königl. "Majeſtät und Dero Staat ſelbſt zu konſpiriren ge"ſucht habe". Hier iſt kein Wort, das auf die angebliche vorgehabte Vergiftung gezogen werden könnte. Warum ſollte man ein ſo großes Verbrechen, wenn es der Verurtheilte in den Akten ſelbſt geſtanden hätte, im Urtheile nicht angeführt haben, da es ein ſo wichtiger Grund der Verurtheilung geweſen ſeyn würde. Eine ſolche Vergiftung würde aber

an

an ſich ſo unmöglich geweſen ſeyn, als ſie abſcheulich iſt. Es giebt indeſſen doch die Natur der Sache, daß wenn F. auch einem auswärtigen Hofe ſo etwas vorſchlagen zu dürfen geglaubt hätte; ſo hätte er doch wenigſtens, wenn er von ſeinen Korreſpondenten nicht ganz für kindiſch hätte wollen gehalten ſeyn, eine Möglichkeit angeben, jemand aus der Küche oder einen Hofbedienten u. d. gl. anzeigen müſſen, von welchem er glaubte, daß er ſich zu einer ſolchen abſcheulichen That wolle gebrauchen laſſen. Es iſt aber gar kein Mann dieſer Art eingezogen, oder in dieſer Sache verhöret worden. Seine einzige Mitſchuldige waren: ein Kommiſſionsrath F*., der auf die Sternſchanze bey Magdeburg geſetzt ward; und der Reſident eines auswärtigen fürſtlichen Hofes, der ein Unterthan war, und deſſen Hof von dieſer Sache nichts gewußt hatte noch haben konnte. Er hieß H. und ward auf die Feſtung Spandau gebracht. Sonſt wurden noch einige Offiziere und andere Perſonen befragt, die mit Ferbern umgegangen waren, aber keinesweges ſchuldig befunden wurden. Die ausdrücklichen Anzeigen: Daß "F. wider den König und wider den Staat konſpi"rirt habe", zeigt auch genugſam die eigentliche Natur ſeines Verbrechens. Es war damals ganz Europa geſpannt. Der Wiener Hof und deſſen Alliirte führten noch, ohne großen Vortheil, den Krieg mit dem Hauſe Bourbon in Italien und in den Niederlanden. Er hatte zwar erſt 1745 den Dresdner Feinden mit dem Könige geſchloſſen, aber er arbeitete unmittelbar darauf unermüdet dem Könige wieder Feinde zu erwecken; es glückte ihm,

mit Rußland d. 22 May dieses 1746sten Jahres eine Allianz zu schließen, die dem Ansehen nach defensiv seyn sollte, aber die geheimen Artikel derselben waren von ganz anderer Natur, und besonders der vierte geheime Artikel *) war geradezu wider den König von Preußen und auf die Wiedereroberung Schlesiens gerichtet. Der Wiener Hof suchte die Garantie des Dresdner Friedens zu St. Petersburg und auf dem Reichstage zu Regenspurg zu verhindern, er suchte Rußland immer mehr Mißtrauen gegen den preußischen Hof beyzubringen, und wo möglich die Republik Polen zum Beytritte zu dem Petersburgischen Traktate zu bewegen. Der König, sehr aufmerksam auf das, was in diesem kritischen Zeitpunkte an allen Höfen vorging, merkte, welche widrige Plane man wider Ihn auszuführen suchte. Es ward entdeckt, daß der unglückliche Zerber eine Korrespondenz führte, die zu Begünstigung einer Konspiration wider den preußischen Staat diente, und vermuthlich wird diese Korrespondenz mehr Licht darüber gegeben haben. Die Wichtigkeit der Sache bewog den König zu den ernstlichsten Maaßregeln. F. ward in der Nacht zwischen dem 3ten und 4ten Oktober durch den Kommendanten in Berlin Grafen Hake arretirt, seine Papiere versiegelt, und er selbst sogleich nach Spandau gebracht. Hr. v. Z. sagt, demselben sey ein völliger Kriminalprozeß gemacht worden. Wenn dieser Ausdruck anzeigen soll, daß

sey

*) Recueil de Deductions etc. de Mr. le Comte de Hertzberg T. I. p. 32.

ſey nach der gewöhnlichen Rechtsform durch das Kriminalkollegium geſchehen; ſo iſt das Vorgeben abermals falſch. Da es eine Staatsſache war, ſo wurden die Papiere und Korreſpondenz im Kabinette examinirt. Darauf bekam der damalige Oberauditeur Hr. v. Pawlowsky vom Könige unmittelbar den Auftrag, daß er den Gefangenen in Spandau, ſo wie auch die übrigen beſchuldigten Perſonen über dieſe Papiere, Korreſpondenz, und alles dahin Gehörige vernehmen mußte; und er reiſete faſt alle zwey Tage nach Potsdam, um dem Könige ſelbſt mündlich alle Protokolle und Ausſagen vorzulegen. Nachdem alles völlig auseinandergeſetzt, und die Schuldigen ihrer Verbrechen überwieſen waren, auch ſie ſelbſt geſtanden hatten; ſo ward das Urtheil über ſie geſprochen. Daſſelbe ging in Anſehung des unglücklichen F. dahin: „Daß er nach Entſetzung von „allen ſeinen Ehren und Würden, und Konfiskation ſeines „Vermögens*) enthauptet, und ſein Kopf auf einen Pfahl „geſteckt werden ſollte;“ denn dem Könige war ſehr daran gelegen, bey den damaligen im Finſtern ſchleichenden Machinationen, denjenigen, welche ſich gelüſten laſſen möchten, daran Theil zu nehmen, ein in die Augen fallendes abſchreckendes Beyſpiel zu geben. Die Exekution ward den 22ſten Oktober vor Spandau vollzogen, und die Akten in das Archivkabinett gebracht. Obige Umſtände hat

*) Dieß iſt bekanntlich den Hochverrath ſonſt Rechtens; aber daß Konfiskation erlieſ der König, wie die öffentliche Bekanntmachung ſagt: “Aus beſonderm Mitleiden gegen “ſeine Ehefrau, welche an ihres Ehemannes Verbrechen “unſchuldig befunden worden.” Alſo die Todesſtrafe milderte der König nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt.

der sel. Hr v. Pawlowski mehrmals seinen Freunden erzählt, und hinzugefügt, daß die Korrespondenz des F. wahrer Hochverrath gegen den Staat gewesen sey; aber von der vorgeblichen Vergiftung hat er nie ein Wort gesagt. Zu den Beweisen, wie großmüthig sich der König gegen die Familie des unglücklichen F. bezeigte, welche Hr. v. Z. S. 282 erzählt, und welche ganz richtig sind, kann noch hinzugesetzt werden, daß der König auf die Supplik des rechtschaffenen Vaters des Unglücklichen, den Kopf desselben nach einiger Zeit wieder vom Pfahle abnehmen ließ.

Allerhand Geschichtchen erzählt hier ferner Hr. v. Z. wahr und falsch, halb wahr und halb falsch, ganz ohne Zusammenhang oder Darstellung zu irgend einem Zwecke. S. 296 u. f. f. erzählt er eine Anekdote von dem sel vortreflichen Minister v. Münchhausen, welche an sich selbst wahr ist, ob sie gleich Hr. v. Z. nicht ganz richtig erzählt. Er giebt dabey auf mancherley Weise ein Beyspiel seines schlechten Gedächtnisses. Er versichert S. 296: „Er habe diesen Minister in „Berlin oft in seinem Hause gesehen.“ Da aber Hr. v. Z. in Berlin nur sehr wenige Tage war; und da der Herr von Münchhausen ohnedieß bekanntlich sich nicht sehr viel sprechen ließ, so wird dieses oft wohl nur ein kleiner Kunstgriff seyn, um sich ein Ansehen zu geben. Ferner erzählt er S. 298 die gedachte Anekdote von einer sehr dreisten Antwort, welche einmal der sel. Hr. Minister v. Münchhausen dem Könige gab *). Er

*) Hr. v. Z. setzt diese Antwort durch seine Erzählung in ein ganz falsches Licht, so wie er dieß mit mehreren Anekdoten thut. Der sel. Hr. v. M. war nicht, wie Hr. v. Z. sagt

Er giebt vor: "M. habe diese Antwort seinem Freunde "Sulzer, und dieser ihm (dem Hrn. v. Z.) erzählt." Es war wohl eben nicht im Charakter des sel. Hrn. v. Münchhausen, eine so dreiste Antwort selbst weiter zu erzählen, welches das Ansehen eines Eigenlobs würde gehabt haben. Wir haben schon im Isten Theile dieser Anmerkungen S. 239 bemerkt: "daß Hr. v. Z. Sulzern mancherley "zuschreibt, wenn ihm kein anderer Namen als Sulzer "einfällt, was dieser nicht gethan hat, oder nur daran "hat denken können." Wir zweifeln also auch, aus verschiedenen Ursachen, daß Hr. v. Z. diese Anekdote von Sulzern erfahren habe, unter andern deswegen, weil wir den Mann kennen, welcher (nebst den drey Seite 295. erzählten Anekdoten,) auch diese Antwort des Hrn. v. Münchhausen (aus dem Munde eines Herrn, der sie an des Königs Tafel gehört hatte) dem Hrn. v. Z. erst im J. 1787 erzählte. Hr. v. Z. wußte sie damals nicht, wußte überhaupt äußerst wenig von Friedrich II., von seiner Regierung u. s. w. und nahm diese und jede andre kleine Anekdote oder Erzählung mit bewundernder Theilnehmung an; daher es überhaupt wohl befremden muß, daß er ein paar Jahre darauf in den Fragmenten über alle Gegenstände der Regierung Fr. II. einen so entscheidenden Ton annimmt. Der Mann übrigens, der dem Hrn. v. Z. erst

verneint, "äußerst beleidigt und aufgebracht", sondern er sagte die Worte ernsthaft und kalt, wodurch sie viel mehr Gewicht hatten; auch setzte er weder Nein noch Aber hinzu, wie ihn Hr. v. Z. hinzusetzen läßt, und wodurch die Antwort viel an Kraft verliert

im J. 1787. erzählte, was er jetzt vorgiebt von Sulzern, den er im J. 1775 zuletzt sah, gehört zu haben, ist — der Redakteur dieser Anmerkungen selbst.

S. 300. erzählt Hr. v. Z. eine Anekdote von Bastiani, die Moore (Abriß des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland ꝛc. aus dem Engl. Leipz. 1779. 8. S. 379) schon erzählt hat, und rühmt sich doch immer, daß er Dinge erzähle, die in keinen andern Büchern stehen, wie gleich darauf S. 301. mit Verwunderung zu lesen ist.

Ueber das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von Fr. II. Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang, groß und gut zu handeln, und denn doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

Dieß Kapitel ist, so wie die andern alle, voll von halb wahren und ganz falschen Anekdoten. Gleich S. 308 ist eine Unwahrheit erzählt: Der König habe ein einzigesmal diejenigen, welche gegen ihn gesprochen hätten, bedeuten lassen: "Er "verbiete ihnen diesen Zeitvertreib nicht. Nur sollten sie "denselben in Kaffehäusern, Wirthshäusern, und andern "öffentlichen Orten unterlassen; sonst möchte er genöthigt "seyn, bloß wegen des Wohlstandes und der Polizey, dieß zu ahnden." Wann? Wo? Wie? wäre eine solche Verordnung ergangen. In Potsdam und Berlin wenigstens hat niemals jemand etwas davon gehört. S. 229 erzählt er wieder: Der Hr. v. d. H. habe dem Könige gesagt: "Er sey er"staunt gewesen, daß man die Vie privée du Roi in Ber"lin öffentlich verkaufe, welches doch wegen des gemeinen "Mannes unterbleiben solle; darauf habe der König geant"wortet: Non, il faut laisser courir cette sottise." Nun? warum dachte denn damals der König in dieser Gesinnung, die seinem Charakter so angemessen ist, nicht an den Wohlstand und die Polizey?

Daß die S. 314. und 315 erzählte Geschichte von einem Obersten, der eine Kritik über des Königs Feldzüge soll geschrieben haben, wahr sey, zweifeln wir aus guten Gründen. Offiziere, die sehr lange nahe um den König waren, haben nie davon gehört. Soll sie, wie es scheint, auf den sehr bekannten und verdienten Obersten v. Gaudi gehen, der hernach als Generallieutenant starb; so ist sie gewiß nichts als eine leere Legende.

S. 316. Was dort über die Opposition in der Armee während des siebenjährigen Krieges gesagt wird, war 1) bey weitem nicht so arg, wie Hr. v. Z. es vorstellt, und 2) ging es damit so ziemlich natürlich zu. Jeder General, und noch mehr jeder General welcher einmal besonders kommandirt hat, hat Anhänger, und jeder General macht wohl einmal Fehler. Der König rügte diese Fehler, oder beurtheilte doch die von seinen Feldherrn allein ausgeführten Dinge nicht immer so, wie diese sie beurtheilt wünschten, zuweilen auch nicht so, wie Eigenliebe und Schmeicheley sie ihnen vorstellte, und das gab denn, wie natürlich, zu Mißvergnügen Anlaß. Hr. v. Warneri, dessen Hr. v. Z. gleich dabey gedenkt, war, wie bereits erinnert worden ist, schon seit dem Anfange des J. 1758 aus der Armee, hat also nur die Feldzüge von 1756 u. 1757 mitgemacht, und war mit allen seinen wirklichen Fähigkeiten und seiner Tapferkeit ein etwas selbstgefälliger und ungeduldiger Mann. Das Kompliment, welches der K. ihm, zufolge S. 216 machen ließ, und Hr. v. Warneri selbst in seinem Werke erzählt, war — ein Kompliment, und ein gnädiges Kompliment; daß aber wie Hr. v. Z. vorgiebt: "v. W. "sey immer zu des Königs kleiner Tafel gezogen worden,

"und

"und damals ein Favorit des Königs gewesen" iſt völlig unwahr, wie alle bezeugen können, welche damals im Hauptquartiere waren, davon noch viele leben. Es iſt ganz ſeltſam, wenn (ebend.) Hr. v. W. ſich das Verdienſt zuſchreibt, die Vereinigung der öſtreichiſchen und ſächſiſchen Armee gehindert zu haben. Das wurde durch die Natur des Terrains gehindert; und wenn auch alle die Fehler, welche nach Warneri (Campagnes de Frédéric II. S. 27) von den Generalen Fortade und Meyring gemacht werden ſeyn ſollen, wahr wären; ſo würde doch der Poſten des G. Retzow bey dem Lilienſtein allein die Sachſen haben zurückhalten können. Alles obige iſt das Urtheil eines erfahrnen Offiziers. Das ganze Werk des Hrn. v. Warneri iſt übrigens wie wir ſchon im 1ſten Theile S. 302 angeführt haben, ein ſehr mangelhafter ſelbſt wider den Willen des V. gedruckter Entwurf.

Das Daſeyn der pasquillantiſchen Geſpräche (nicht Briefe, wie Hr. v. Z. falſch ſagt,) über die Theilung von Polen, erfuhr Friedrich durch Voltaire *) und ließ ſich darauf ſelbige kommen **). — Es iſt unbegreiflich, wie Hr. v. Z. ſchreiben kann, daß der König ſie mit der Poſt erhalten, da das Gegentheil aus des Königs Werken erhellt. Daß ein Kammerherr des Königs an der Tafel demſelben ſollte geſagt haben: "Dieſe Geſpräche wären "ſchön, wahr und treffend geſchrieben," wird von Leuten

*) S. Oeuvres poſth. de Fred. T. IX. S. 262.

**) Ebend. S. 265. eher Oeuvr. de Voltaire Edit. de Beaumarchais, Tom. LXXXVII. S. 139. 148. 151 Ed. in 12.

ten, die auch um den König waren, sehr bezweifelt. Die Unhöflichkeit gegen eine Person gleichen Standes wäre schon sehr groß gewesen, und von einem Hofmann gegen einen König ließe sie sich kaum denken. Das weiß man wohl, daß der König bey Tafel den sel. G. A. v. Knyphausen über diese Gespräche gefragt, ob er sie gelesen? Als Knyphausen es verneinte, sagte Friedrich scherzend: "Lisez-les! ils Vous feront plaisir; car je sais que Vous aimés tout ce qu'on imprime contre moi."

S. 324. f. f. Die ganz erdichtete Geschichte von dem Hofbuchdrucker Bourdeaux, den Hr. v. Z. ein Manuscript der Pucelle mit Erlaubniß des Königs drucken lässet, ist schon im 1ten Theil dieser Anmerkungen S. 150 f. f. in ihrer ganzen Absurdität gezeigt worden.

S. 326 sagt Hr. v. Z.: "Alle Menschen in "Potsdam wissen, daß wenige Jahre vor des Königs "Tode ein Pasquill gegen den König am Schlosse so hoch "angeklebt gewesen, und daß der König befohlen, es weiter "unten an die Ecke des Schlosses anzukleben, damit "die Leute im Heraussehen sich nicht das Genicke ver"drehen möchten." Mit Erlaubniß unsers Herrn Ritters: Kein Mensch in Potsdam weiß etwas von der wirklichen Existenz eines solchen angeklebten Pasquills. Kein Mensch von den Domestiken und Officianten, die um den König waren, weiß, daß jemals der König so etwas befohlen hätte. Es war ein Stadthistörchen, ein se non è vero, è ben trovato, wie dergleichen Histörchen bey Hunderten in Berlin und in allen andern grossen Städten herumzugehen pflegen. Diese leere

Sa-

Sage hat Hr. v. Z. der ſich das Anſehen giebt, als erzähle er lauter Sachen, welche vor ihm noch nie in andern Büchern erzählt wären, aus der von ihm ſo oft verachteten berliniſchen Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen (VIte Sammlung S. 41) abgeſchrieben hat.

S. 327 ſagt Hr. v. Z. von den berüchtigten Memoires pour ſervir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-meme: "Vermuthlich hatte "man unter den Papieren des Hrn. v. Voltaire etwas gefunden, das er in der Zeit ſeiner nahen Abreiſe von Pots"dam, oder bald nachher möchte zuſammengetragen haben, "um ſich nach dem Streite mit Maupertius wegen ſeiner "Ausſtoßung aus Potsdam zu rächen. Das ganze iſt aber "doch eine Rhapſodie von verdrehten Geſchichten, verſtellten Wahrheiten, groben Erdichtungen, und wirklichen "Abſurditäten. Es iſt unmöglich, daß ein ſo großer "Kopf, wie Voltaire war und für alle Zeiten ſeyn wird, "dieß alles ſo geſchrieben habe. Am wenigſten kann "dasjenige von ihm ſeyn, was die Zeiten des ſiebenjährigen Krieges, und die Zeiten nach dieſem Kriege "betrift. Denn wer weiß nicht, daß damals Voltaire "auf das vollkommenſte mit dem Könige ausgeſöhnet war, daß er von demſelben wirkliche Gnadenbezeugungen erhielt, und von Friedrich nie mehr anders "als mit Bewunderung ſprach, und mit der größten "Ehrfurcht." Alles dieß iſt aus der Luft gegriffen; nur ausgenommen, daß dieſe Memoires in Anſehung des Privatlebens Fr. II. eine Rhapſodie von verdrehten Geſchichten und wirklichen Abſurditäten ſind, aus welcher aber ſich Hr. v. Z. doch nicht geſchämt hat, die verdrehte Geſchichte und Abſurdität von der Verſtümmelung des Königs, zu nehmen *) und mit noch mehr

*) S. dieſe Anmerkungen ſiehe Th. S. 227.

absurden Erdichtungen zu verdrehen. Sonst ist es ein abermaliger Beweis von seiner großen Unwissenheit, daß er für unmöglich halten will, daß Voltaire diese Memoires geschrieben habe. Vergebens sucht er sie Voltairen abzusprechen. Zur Ehre von Voltairen hätte man gern daran zweifeln mögen; aber dieß kann man nun gar nicht, da Condorcet diese elende Scharteke seiner eigenen Vie de Voltaire, als ein von Voltaire herrührendes Werk beyfügt *), und da sie dadurch selbst in die große Sammlung der Oeuvres de Voltaire aufgenommen ist. Nicht in der Zeit seiner nahen Abreise von Potsdam, wie v. Z. ganz ohne Kenntniß vorgiebt, schrieb sie Voltaire; denn er erzählt ja seine Geschichte in Frankfurt am Mayn darin; auch nicht gleich nach seiner Abreise, sondern entweder aux Delices oder in Ferney, wie jeder muthmaßen muß, wenn man in s. Oeuvres, Edit. de Beaumarchais T. XCII. die Seiten 303. u. f. f. liest. Beynahe möchte man glauben, daß er sie im J. 1757. abfaßte; denn er hat die spätern Zusätze immer selbst genau bezeichnet. — Daß Voltaire alles geschrieben habe, ist leider nicht, wie Hr. v. Z. S. 328. behauptet, unmöglich, sondern es ist wahr, wie es die Herausgabe dieser Memoires in seinen Werken erweiset. Auch braucht man ja nur Voltairens Briefwechsel mit seinen übrigen Freunden zu lesen, um, was er in den Memoires erzählt, sehr übereinstimmend mit seinen Gesinnungen zu finden. Er vergaß nie, daß der König

*) Man sehe auch den 1sten Theil dieser Anmerkungen S. 153.

König Maupertuis Recht gegeben hatte, und daß er in Frankfurt in Verhaft genommen worden. Jenes mußte der König thun, wegen der unwürdigen Art, wie sich V. bey dieſem Streute benahm; dieſes hatte ſich Voltaire dadurch ſelbſt zugezogen, daß er heimtückiſcher Weiſe Sachen mitgenommen hatte, die ihm waren anvertraut geweſen. Die Begegnung, die ihm in Frankfurt widerfahren iſt, hat V. beſtändig falſch vorgeſtellt, und theils mit komiſch-theils hämiſch-erdichteten Umſtänden den Geſichtspunkt ganz verrückt. Jeder König, dem ein Ausländer, der in ſeinem Dienſte geweſen war, anvertraute Sachen mitgenommen hätte, würde ihn haben anhalten laſſen, bis er ſie ablieferte. Dieß darf ſogar ein Privatmann von der Gerechtigkeit fordern. Als V. vom Könige v. Frankreich wegen eines Pasquills in die Baſtille geſetzt ward, woran er unſchuldig war, hat er nicht über Ungerechtigkeit geſchrieen; aber als ihn Fr. II. anhalten ließ, und er wiedergab, was er wiederzugeben ſchuldig war, that er, als wäre das Völkerrecht in ſeiner Perſon beleidigt worden. Seine Aufführung gegen den König war ſo unwürdig, als die Aufführung des Königs gegen ihn edel war *). Die unedeln Benennungen, die er in ſei-

*) Es iſt, alle Umſtände zuſammengenommen, mehr als wahrſcheinlich, daß Voltaire, ſo ſehr er ſich in Frankfurt zu ſperren ſchien, dennoch heimlich eine Abſchrift der Poëſies diverſes behalten hat, und daß dieſe zuerſt im J. 1758. an einen Buchhändler in Lyon verkauft wurde. Dem Redakteur dieſer Anmerkungen hat ein nun verſtorbener glaubwürdiger Mann, der eine Zeitlang in Berlin und Potsdam Voltairs Sekretär war, erſtanden, daß er auf Voltairens Befehl, eine Abſchrift der Poë-

er in seinen Briefen dem Könige giebt, zeigen ihn von einer höchstschlechten Seite. Zu eben der Zeit, da er dem Könige schmeicheite (an welchen er sich zuerst wieder anzuschließen gesucht hatte), behandelte er ihn in seiner Korrespondenz nach Paris aufs schimpflichste. Man lese nur seine Oeuvres, Edit. de Beaumarchais Tom. LXXII. S. 367. 376., wo er die Pompadour aufhetzt, S. 381. 452. 462., wo er gar eine kriegerische Maschine gegen Friedrich gefunden haben will; T. LXXIII. S. 353., wo er der gewissen Hoffnung ist, und sich herzlich freut, daß Friedrich unterliegen wird, nachdem er schon S. 52. erklärt hat, daß er weit entfernt sey, sich für Fr. II. zu interessiren; ebend. S. 137. wo er den König zu einem bloßen Kurfürsten gemacht zu sehen wünscht, u. d. m. Selbst gegen d'Alembert äußert er dergleichen Gesinnungen über Fr. II., wie man sich (Oeuvr. T. LXXXIX. S. 137. u. f. S. 408) überzeugen kann. Und alles dieses ist aus Briefen, während des siebenjährigen Krieges; ist aus einem Zeitpunkte, in welchem er, wie Hr. v. Z. vorgiebt, mit dem Könige aufs vollkommenste ausgesöhnt gewesen, von ihm Gnadenbezeugungen erhalten, und nur mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung von ihm gesprochen haben soll!

Ht.

Poésies diverses hat machen müssen. Man lese auch in Voltaireus Correspondence générale den Brief v. 7. Jan. 1759, wie cavalièrement da Voltaire von der Erscheinung der Poésies diverses gegen Darget spricht, welcher rechtschaffene Mann deshalb mit Recht in Verlegenheit war, da sie auch ihm waren anvertrauet gewesen.

Hr. v. Z. verräth seine Unwissenheit hiebey auf mehr als eine Art. Hier sagt er S. 327: "Es ist unmöglich, daß Voltaire die Memoires pour servir à la vie de Monsieur de Voltaire kann geschrieben haben." Im ersten Theile der Fragmente S. 194, wo er beschäftigt ist, mit seiner gewöhnlichen niederträchtigen Schadenfreude, hämischen Verdacht auf die Einwohner Berlins bringen zu wollen, sagt er: "Damals sprach man in Berlin völlig pünktlich und buchstäblich so, wie Voltaire seitdem in seiner lügenhaften *Vie privée de Frédéric*." Also die Vie privée de Frédéric hat, nach Hrn. v. Z., Voltaire geschrieben; aber daß er die Memoires pour servir à sa vie geschrieben hat, ist, nach eben diesem Hrn. v. Z. unmöglich. Wie gut es doch ist, die Bücher zu kennen, von denen man spricht! Hr. v. Z., der hier so wie allenthalben in so stolzem Tone entscheidet, wußte nicht einmal, daß beides einerley Buch ist, und den Titel führt: La vie privée du Roi de Prusse, ou Memoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui même. Amsterdam. 1785. 12.

Fast beständig findet man unsern Ritter mit sich selbst im lächerlichsten Widerspruche, weil er gar nicht recht überlegt was er schreibt, und bald vergißt, was er geschrieben hat. Hier giebt er S. 334 vor: "Der Hr. Minister v. Herzberg habe nicht "Nachricht von allen Summen geben können, die der König zum Besten seiner Länder verschenkte, weil er nur "öffentlich bekannte Materialien habe sammlen müssen, da er keine vom Könige erhielt *)." Und nun setzt

*) Was also ein Minister über solchen Gegenstand nicht vom Könige erhält, ist nach Hrn. v. Z. öffentlich bekannt,

setzt er pathetisch die vermeinte Ursache hinzu: "Fest und groß hatte Friedrich in sich selbst beschlossen, "niemand von seinen Thaten Rechnung abzulegen." Da ihm dieser pathetische Ausspruch S. 334 aus der Feder floß; so hatte er vergessen, daß er S. 165 f. f. ein großes Kapitel gemacht hatte: Ueber die Rechnung, die Fr. II. jährlich seinen Ministern ablegte, daß er daselbst von dieser den Ministern jährlich abgelegten Rechnung S. 166 ausdrücklich sagte: "Nun ging er in sein Kabinet; und "holte seine Rechnung über die im letztern Jahre zum "Besten seiner Unterthanen verwendeten Summen", und daß er ganz im Detail erzählte, wie der König von jeder Summe und wie sie angewendet worden, seinen Ministern Nachricht gab. Hr. v. Z. unterscheidet fast nie recht, verwirrt vielmehr die Begriffe immer untereinander. Friedrich II. hat viele Geschenke an Privatpersonen in der Stille gemacht, wovon außer dem Beschenkten fast niemand etwas erfahren hat: man weiß Beyspiele davon von verschiedenen Generalen, denen er verbot jemand etwas von dem Geschenke zu sagen, und es existiren noch Schreiben von seiner eigenen Hand, welche ein solches Verbot enthalten; aber diejenigen Summen, welche er zum Besten seiner Länder verwendete, waren nicht zu verheimlichen. Städte und Dörfer lassen sich nicht bauen, Fabriken nicht anlegen, Moräste nicht aus-

kannt. Also alle wichtige Schriften, die im geheimen Archive und in den Registraturen des Generaldirektoriums liegen, sind öffentlich bekannte Materialien! Könnte doch Hr. v. Z. nur ein wenig richtig und bestimmt schreiben! Wenn man diese Fragmente untersucht, möchte man beynahe glauben, er habe das Schreiben verlernt.

austrocknen, u. ſ. w. ganz insgeheim. Es wäre vollends ſchlimm für die Miniſter, wenn ſie dieß nicht erfahren hätten.

Hr. v. Zimmermann ſieht nicht, wie gar verkehrt er urtheilt! Jedem Miniſter iſt ja ein Departement anvertrauet, das muß er genau kennen und für deſſen Wohlſtand ſorgen. Soll etwas Gutes geſtiftet werden; ſo muß es ja durch den Miniſter des Departements geſchehen, und alſo mußten es die Miniſter wiſſen, es mußte aktenmäßig bekannt ſeyn. Ferner wurden ja die Zahlungen der zum Beſten des Landes jährlich verwendeten Summen gewöhnlich auf die Generalkaſſen angewieſen, deren Beſchaffenheit und Zuſtand den Finanzminiſtern kein Geheimniß ſeyn konnte, und das Auszahlen und Uebermachen groſſer Summen konnte denjenigen, die näher mit den Geſchäften zu thun hatten, auch nicht verborgen bleiben. Aber wie dieß und jenes eigentlich zugehet, davon hat Hr. v. Z. faſt nie einen deutlichen Begriff. Auch in dieſem Kapitel, ſo wie in den vorigen, macht er viel unnützes Geſchwätz, und ſucht zuweilen Geſinnungen beym Könige, die er nicht hatte. Zuweilen ſcheint es, Hr. v. Z. ſtelle ſich ungefähr den König ſo vor, wie er ſelbſt iſt: Mit nicht wenig Prätenſion. Selbſt in des Königs Schweigen und ſtillem Handeln findet er immer gleichſam etwas Wunderbares, etwas Abſichtvolles, kurz einen gewiſſen *Apprêt*, welcher, wenn er wirklich da geweſen wäre, des Königs Charakter verringern würde. Es kam aber bey dem Edlen Manne alles aus dem groſſen Gedanken an Seine Pflicht, welcher Ihn durch

ganzes Leben leitete. Alles was Hr. v. Z. in dieſem Kapitel mit leerer Wortfülle in die Kreuz und Quere ſchwatzt, ohne fähig zu ſeyn, ſeine Raiſonnements und Beyſpiele ſämmtlich unter Einen hellen Geſichtspunkt zu bringen, ſagt der König ſelbſt viel beſſer in einem Briefe an Voltaire, in den wenigen Worten *): „Je penſe „comme Epictète: *Si l'on dit du mal de toi et qu'il ſoit „veritable, corrige-toi; ſi ce ſont des menſonges, ris-en.* „J'ai appris avec l'age à devenir bon cheval de poſte; „et je ne m'embaraſſe pas des roquets qui aboient en „chemin."

*) S. Oeuvres poſth. de Fr. II. T. IX. p. 262.

Ueber den dritten Band
der
Zimmermannſchen Fragmente
über
Friedrich den Großen.

Ueber das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Von Friedrichs Geſundheitsumſtänden, von ſeinen mediciniſchen Kenntniſſen und Begriffen, von ſeiner letzten Krankheit und von ſeinem Verhalten gegen ſeine Aerzte.

Ueber das acht und zwanzigſte Kapitel.

Vom Gange ſeiner Krankheit in der Neige ſeiner Tage. Von ſeiner guten und üblen Laune während dieſer Zeit.

Ueber das neun und zwanzigſte Kapitel.

Von ſeinem Tode und von ſeinem ganzen Verhalten in ſeinen letzten Tagen.

Wir nehmen dieſe drey Kapitel zuſammen. Sie ſind, ſonderlich die beiden erſten, eigentlich eine Umarbeitung des Werks des Hrn. Ritters: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor ſeinem Tode, welches ſo berühmt geworden iſt, und ſo mannigfaltige Urtheile erfahren

fahren hat. Die meiſten Stimmen waren bekanntlich wider daſſelbe. Der Redakteur geſteht, daß er von jeher gelinder darüber geurtheilt hat, als der gröſßte Theil des Publikums. Es iſt doch ſehr intereſſant, in das Krankenzimmer des groſßen Mannes hineinzuſehen, und ihn in ſeinen letzten Tagen, wo die Natur ſchon ſinkt, zu beobachten; es macht auch kein geringes Vergnügen, die Unterredungen eines Mannes, wie Friedrich II., mit einem Manne von ſo unſtreitigen Verdienſten, wie Hr. v. Z. als Arzt und ſonſt iſt, vor ſich zu haben. Freylich iſt nicht zu läugnen, daß Hr. v. Z. unvorſichtig genug geweſen iſt, uns einen groſßen Theil dieſes Vergnügens auf ſeine eigene Koſten zu verſchaffen; und man möchte wohl, aus wahrer Hochachtung gegen ihn, wünſchen, daß er ſich hier beſſer benommen hätte. Die ſo ſehr auffallende Art, ſein liebes Ich allenthalben hervorzuziehen, nebſt der in ſeinen Unterredungen auffallenden Begierde, nicht des Königs Geſundheit, ſondern ſein liebes Ich zum erſten Augenmerke zu haben; die Wichtigkeit, welche er auf ſich und ſeine Sendung nach Potsdam ſetzte, wo er denn doch zum Beſten der Geſundheit des Königs eigentlich nichts that; die komiſche Aengſtlichkeit, mit welcher er bey ſeiner Sendung ſich lauter Gefahren, lauter Schreckliches u. ſ. w. vorſtellte, wozu er ſich ſogar durch Beten Kraft verſchaffen wollte, und die komiſche Emphaſe, mit welcher er auf die vermeinte politiſche Geheimniſſe deutet, die ihm der König ſoll vertrauet haben, u. d. gl. mehr, zeigen freylich, daß er innerlich dachte:

Oh 'tis the ſweeteſt of all earthly things
To gaze on Princes and to talk with Kings *).

Man

*) Pope's Works, T. IV. S. 243.

Man merkte freylich, daß es der Hauptzweck der Bekanntmachung ſeines Buchs war, es ganz Deutſchland wiſſen zu laſſen, Ihm ſey dieß ſüße Glück wiederfahren; aber Deutſchland merkte auch, daß dies Glück in ihm eine Stimmung des Geiſtes zuwege brachte, die ihn eben nicht zum beſten Geſellſchafter macht. Indeſſen, auch das war Gewinn für Menſchenkenntniß, daß man den Charakter eines Mannes, wie Hr. v. Z., in ſeinen kleinen Schwachheiten ſah, die er ſelbſt, ohne es zu merken, gutherzigerweiſe zur Schau trug. Der Redakteur hat immer geglaubt, man müſſe etwas indulgent gegen ſolche kleine Schwachheiten verdienter Männer ſeyn *). Muß man doch die Thorheiten der Dummköpfe ertragen, und bey Männern von Talenten können bey ſolchen geſellſchaftlichen Schwachheiten immer noch ihre übrigen Verdienſte beſtehen. Allenfalls etwas feine und lachende Satyre bringt die Sache gar bald in Ordnung; wie in gegenwärtigem Falle der ehrliche Hoſenmacher. Man muß nur nicht alles allzu ſolenn anſehen, wie wir Deutſchen oft thun; ein wenig Lächeln iſt auch gut, und man kann einen Mann immer noch ſchätzen, wenn man auch ſiehet qu'il prête un peu au ridicule. Freylich waren einige andere Seiten in dieſen Unterredungen, die in einem ernſthaften Geſichtspunkte ſtehen mußten. Z. B. die Indelikateſſe, deren Hr. v. Z. ſich ſelbſt rühmte, Leute, die nichts Böſes gethan hatten, ganz ohne Veranlaſſen dem Könige in einem ſchlechten, und noch dazu in einem falſchen Lichte gezeigt zu haben; beſonders die ganz falſche Schilde-

*) S. Anmerkungen, 1ſter Theil, S. 19.

rung der Stadt Berlin, der er, ohne sie zu kennen, auf den Glauben der elendesten Legenden, mit unartiger Leichtsinnigkeit eine allgemeine Sittenverderbniß Schuld gab, die nie daselbst geherrscht hat. Ferner, der Widersinn, der zu hämisch ist, als daß man ihn für ein bloßes Wortspiel halten könnte, daß er diese vermeinte Sittenlosigkeit von der Aufklärung herzuleiten suchte; wobey ihm noch dazu persönlich die verworfenste Undankbarkeit zu Schulden kam, gegen eine Stadt, in der ihm nichts als Freundschaft und Wohlwollen, und diese in einem hohen Grade waren erzeigt worden, und wo er selbst, da ihm sein berühmter Namen zu Menschen von allen Ständen und in so viele Familien Zutritt verschaffte, gewiß nie eine Spur der krapulösen Sittenlosigkeit erblickte, die er, unwürdig genug, dieser ganzen Stadt zuschrieb. Diese Seiten des Zimmermannischen Werks waren freylich allzu ernsthaft, als daß man nicht lieber die Augen davon abgewendet, und zur Ehre des Hrn. v. Z. und der deutschen Litteratur überhaupt, lieber gewünscht hätte, es wäre so etwas nie geschrieben worden.

Bey dieser neuen Ausgabe, da er das Werk über die Unterredungen in diesen Kapiteln der Fragmente verarbeitete, hätte ein Mann von so großen Kenntnissen, der die Stimme des einsichtsvollen Publikums so deutlich gehört hatte, sehr wohl mehr Gebrauch davon machen können, um vorherige so sehr in die Augen fallende Fehler zu vermeiden. Er hat auch wirklich manche Auswüchse der Eitelkeit beschnitten, aber nicht nur noch allzuviel stehen lassen; sondern manches wieder hereingebracht, das eben so arg und eben so lächerlich ist. Kurz, das Werk ist leider!

der! nichts beſſer als vorher *), und wen es vorher zum Widerwillen oder zum Lachen gebracht hat, der wird beides noch nicht zurückhalten können. Die genaue Vergleichung mit der vorigen Ausgabe könnte in gewiſſer Betrachtung intereſſant werden, und manche komiſch-charakteriſche Veränderungen würden ſich da zeigen. Aber dieß würde uns zu weit führen. Einige wenige Anmerkungen über dieſe drey Kapitel wollen wir doch hieher ſetzen.

S. 37 hebt die Erzählung an, wie Hr v. Z. das erſtemal zum Könige fuhr; und da findet ſich denn auch die bekannte wichtige Nachricht, daß Hr. v. Z., als er bey dem egyptiſchen Obelisk vorbeyfuhr, betete. Dabey iſt in dieſer zweyten Ausgabe der ganz ſeltſame Zuſatz: "Ein Engländer hätte da nicht gebetet; mancher Berliner hätte da auch nicht gebetet, aber in "meiner Lage gezittert". Welche komiſch-windſchiefe Behauptungen! Kennt Hr. v. Z. alle beyluſtige Engländer, daß er ſo gewiß weiß, keiner hätte gebetet! Wesley und Whitefield möchten wohl gebetet haben, und wer weiß, welcher Engländer noch ſonſt! Daß mancher Berliner da nicht würde gebetet haben, darinn hat Hr. v. Z. vollkommen

*) Auch bis auf die geringſten Kleiniakeiten findet man hier den Mangel an Genauigkeit in Thatſachen. Wir wollen nur Ein Beyſpiel anführen. Hr. v. Z. ſagt S. 2: „Eine „elende Hütte zu Schlettau war Friedrichs Aufenthalt „im Winter von 1759 — 1760". Nicht doch! Der König hatte den ganzen Winter über ein ſehr gutes Quartier zu Freyberg; — und Hr. v. Zimmermann ſelbſt berichtet uns ja (Bd. I. S. 245), daß Mitſchell daſelbſt Wochenlang mit ihm allein aß; welches letztere auch nicht richtig iſt. (S. übrigens, Oeuvr. poſth. T. IV. S. 57 und T. X. S. 205 und f.) Erſt nach der Mitte des Aprils (den 23 — 25) verließ er Freyberg, und nahm das Lager bey Schlettau.

Recht; aber daß er glaubt, irgend ein Berliner in seiner Lage, — daß heißt, der ein Arzt wäre — würde gezittert haben, ist ein sehr lächerlicher Irrthum. Niemand zitterte vor dem Könige, der bey ihm in Geschäften etwas zu thun hatte; es müßte denn jemand gewesen seyn, der vorher wußte, daß der König auf ihn höchst ungnädig wäre, oder der sonst kein gutes Gewissen gehabt hätte. Es ist Jedermann bekannt, daß der König dem sehr leutselig begegnete, den er rufen ließ, daß er es dem, den er zum erstenmale sprach, sehr leicht machte, und ihn durch ruhige und gnädige Anreden die Furcht zu benehmen suchte. Dieß wußte wohl jeder Berliner. Wer daher mit dem Könige in Geschäften zu sprechen hatte, sprach ganz unverzagt, und ging ganz ruhig wieder fort. Gesetzt, der König hätte auch einmal ein ungnädig Wort gesagt, so zitterte derjenige nicht gleich, welcher glaubte, es nicht verdient zu haben; am wenigsten zitterten die Aerzte, wenn sie der König rufen ließ. Es gehört die pathetische Aengstlichkeit und die selbstgefällige Wichtigkeit des Herrn v. Z. dazu, welche Mücken für Elephanten ansieht, um es für eine schreckliche und gefährliche Sache anzusehen, daß er zum Könige gerufen ward. Fand Hr. v. Z. indessen seinen Geist so gesunken, daß er ihn durchs Gebet aufrichten wollte; so haben wir gar nichts gegen einen so guten Gebrauch. Nur wünschten wir, daß er auch das Gebet nicht vergessen hätte, wo es vielleicht noch nöthiger gewesen seyn möchte, und noch heilsamere Wirkungen könnte gehabt haben. Hätte er doch mit Inbrunst gebetet, als der Fürst der Finsterniß, der Vater aller spiritose invenzioni, ihn auf die Zinne seiner Einbildung auf die Zinne des Tempels führte, in welchem er so gern

opfert,

opfert, als er ihm den Beyfall aller Reiche der Welt in der Ferne zeigte, wenn er Fragmente über Friedrich *II.* schreiben, und dessen Geschichte mit solchen neuen Legenden ausschmücken würde, wie die im dritten und fünften und zwanzigsten und fünf und zwanzigsten und so vielen andern Kapitein! Da wäre Betens mehr Noth gewesen, als da er zu Fr. II. auf seinen Ruf ging; ein Arzt zu einem Kranken!

Religiöse Gesinnungen sind so ehrwürdig, daß der Mann, der sie hat, sich hüten sollte, sie so zur Schau zu tragen, daß sie durch Entgegensetzung weniger geschätzt werden könnten. Hr. v. Z. glaubte, vor Fr. II. zu treten, sey eine so gefährliche Sache, daß er sich durch Gebet stärken müsse, um in dieser Gefahr standhaft zu bleiben. Er sagt dieß selbst mit den pomphaftesten Worten, stellt aber dabey auf eine unbegreiflich unbedachtsame Weise sich und K. Fr. II. in Kontrast. S. 212 sagt er: "Friedrich der "Große hielt sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefähr gebahr. — Ihm mangelte der erhabene Trost, der "von unserer Abhängigkeit von Gott fließet". — Er fährt fort, S. 213 den großen Werth des Glaubens an Gott, und folglich des Gebets zu preisen, und sagt: "Religiöse Gesinnungen geben also den edelsten, "den größten Heldenmuth, den Friedrich an sich selbst "hatte, und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine "Furcht von irgend einer Art kommt in den bedenklichsten "Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser "Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein "von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen "zu Gott fließet, trat ich, am Morgen des 14sten Junius "1786, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrocknem Sinn, und innerer Ruhe". Man sieht also,

Hr. v.

Hr. v. Z. scheint seine Gefahr (wie er denn immer von Gefährlichkeit, Schrecklichkeit, Bedenklichkeit seines Aufenthalts in Potsdam schreibt), als Arzt vor dem kranken Könige zu stehen, den er den schrecklichen König nennet, für größer gehalten zu haben, als alle die Gefahren, die der König ausgestanden hatte. Denn, um unerschrocken vor den König zu treten, berichtet er, nicht nur überhaupt durch religiöse Gesinnung, nicht nur, durch Gebet gestärkt worden zu seyn; sondern auch, wie er versichert, mit einer Kraft, die allein aus Gott kam. Eine solche Kraft, wenn man in einer so ernsthaften Sache nicht mit Worten spielen will, sollte doch wohl kräftiger seyn, als die Gesinnungen eines Friedrichs, von dem Hr. v. Z. S. 212 versichert: "Er habe das Leben für den Hauch eines Un"gefähres gehalten, und habe des erhabenen Trosts erman"gelt, der aus unserer Abhängigkeit von Gott fließt". Gleichwohl überstand ja Friedrich die größten Gefahren, bey Ermangelung eines in der That so wichtigen Trostes; daraus müßte man nach Hrn. v. Z. Darstellung schließen, die Gefahren des Königs wären geringer gewesen, als die Gefahr des Ritters. Ja, was noch mehr ist, von Friedrich dem Großen, von dem Hr. v. Z. kurz vorher gesagt hatte: "daß er den Trost der Abhängigkeit "von Gott nicht kannte", von dem sagt er S. 213 mit unbegreiflicher Unbedachtsamkeit: "Er habe den edel"sten, den größten Heldenmuth, den religiöse Ge"sinnungen geben, aus sich selbst gehabt". Soll man seinen Augen trauen? Was will Hr. v. Z. damit sagen? Doch wohl nicht: ein großer Mann, wie Friedrich, habe religiöse Gesinnungen nicht nöthig, sondern nur gewöhnliche Leute, wie etwa der

Hr. Rit-

Hr. Ritter von Zimmermann? Das kann er doch wohl unmöglich haben ſagen wollen: und doch folgt dieß unmittelbar aus ſeiner ſo ſchiefen Darſtellung; denn er ſagt, den Muth, wozu ihm Kraft nöthig geweſen wäre, die allein von Gott gekommen, habe Friedrich aus ſich ſelbſt gehabt. „Es iſt unbegreiflich, wie Hr. v. Z. dieſe Begriffe in einen ſo gar widrigen Kontraſt ſtellen konnte. Und was das ärgſte iſt, ernſtlich wird doch Hr. v. Z. ſelbſt nicht behaupten, daß Friedrichs Gefahren im Kriege u. ſ. w. kleiner geweſen wären, als die ſeinige, da er als Arzt vor Friedrich trat; und dieſe Gefahren konnte der König, durch eigene Kraft, doch wirklich unerſchrokken bis zu Ende aushalten. Hingegen der Hr. v. Z., welcher verſichert, mit einer Kraft, die allein von Gott kommt, vor den ſchrecklichen König unerſchrocken getreten zu ſeyn, wirkt gar nichts durch dieſe Kraft, und ſie wirkt nichts auf ihn; ſondern er ſchildert ſich ſelbſt als einen Mann, der bey den geringfügigſten Gelegenheiten feig, unentſchloſſen und außer aller Faſſung war. Kann man auf eine ungeſchicktere und unüberlegtere Art den Werth religiöſer Geſinnungen zweydeutig machen, als durch dieſen Kontraſt, auf den Hr. v. Z. ſeine Leſer führet? Er erzählt ſelbſt, „daß er den folgenden Tag in dem ſchrecklichſten Ge„mächszuſtande war, daß er Blut hätte ſchwitzen, wenn „man Blut ſchwitzen könnte" *). — als — der König konvulſiviſch huſtete. Er kann nicht ängſtlich und pathetiſch genug ſagen: „welche Angſt, welcher „Unmuth, welche Gefahren, welche Schrecken ihn um„gaben" **), — als er „ganz allein ſtand bey dieſem „ſchreck-

*) Fragmente, IIter Theil, S. 40. **) S. 62.

"schrecklichen großen Manne in der allgemeinsten feyerlichen "Stille, und weit umher herrschender Ruhe" *), abzuwarten, daß der König, nach dem heftigen konvulsivischen Husten "abwechselnd schlummerte und hustete" **), bis endlich, "nachdem er vier ganze Stunden auf diesem "gefährlichen Posten ausgehalten hatte; — der Leser, dessen Erwartung diese pathetische Erzählung angespannt hat, merke hoch auf! — "bis endlich einige "Stuhlgänge kamen, — und der Hr. Ritter v. Z. mit "ziemlich verdrießlicher Mine des Königs von seinem "gefährlichen Posten entlassen wurde" ***).

Es ist fast unmöglich, nicht zu lachen, wenn man sieht, welche Wichtigkeit die angestrengte Einbildung des Herrn Ritters ganz gewöhnlichen Dingen giebt; in welchem pathetischen Tone er sie erzählt; wie er kleine Unannehmlichkeiten zu Gefährlichkeiten, ganz gewöhnliche Entschlossenheit zu Heldenmuth macht; aber es ist auch unmöglich, nicht darüber unwillig zu werden, daß er, um seine Wichtigkeit wichtiger zu machen, auf eine unanständige Weise Gott und die Religion ins Spiel bringt, und Gesinnungen, die vernünftigen Menschen ehrwürdig sind, auf eine so sehr verkehrte Art darstellt; damit er nur sich selbst auf eine ausserordentliche Art darstellen mögte.

Daß Hr. v. Z. nur auf sich selbst, sehr wenig aber auf den König Rücksicht nahm, zeigt sich auf allen Blättern; und gar seltsam ist es, wie er sich in seine Grillen über sein liebes Ich verwickelt, und in Widersprüche geräth. Er hatte den kranken König

*) Fragmente, IIIter Theil, S. 60. **) S. 65. ***) S. 66.

König zuerst gesehen. In der ersten Ausgabe hatte er berichtet: „Er habe über dessen Krankheit seine Mei„nung nicht gesagt". Hier setzt er nun S. 47 den Grund hinzu: "denn meinen Abschied hätte ich auf "der Stelle erhalten, wenn dem Könige bekannt geworden "wäre, was ich von seinem Zustande dachte". Man kann zugeben, daß Hr. v. Z. gute Gründe gehabt haben kann, dem Könige nicht gleich seine Meinung zu sagen; aber daß er Ihm nachher dieselbe auch nie offenherzig sagte, scheint sich mit der Pflicht eines Arztes und eines freymüthigen Mannes nicht ganz vereinigen zu lassen. Daß er auf der Stelle würde seinen Abschied erhalten haben, wenn er seine Meinung gesagt hätte, ist gar nicht ausgemacht, und nicht einmal wahrscheinlich. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß Hr. v. Z. durch seine Gründe und Vorstellungen mehr bey dem Könige würde ausgerichtet haben, als die Aerzte, die des Königs Unterthanen waren, weil es nur von ihm abhing, noch freymüthiger zu reden. Gesetzt, daß der König ihn auch auf eine kurze Zeit ungnädig angeblickt hätte; so würde er ihm deshalb nicht gleich den Abschied gegeben haben; und wäre es auch geschehen, so hätte Hr. v. Z. das Bewußtseyn mit sich genommen, seine Pflicht gethan zu haben. Nun hat er aber aus Furcht vor dem Abschiede dem Könige gar nichts gesagt, und das Seltsame ist, daß er S. 74 uns nieder einbilden will: "Er habe sich von Gottes Gnade" (denn er muß immer Gott in seine Geschäfte mischen) "nichts gewünscht, als nur einen baldigen guten "Abschied, von Friedrich dem Großen". Wie nun! wenn er den wünschte, warum fürchtete er ihn denn kurz vorher, so sehr, daß er stumm ward? Wenn er ihn wünschte, wenn er ihn nur wenigstens

nicht

nicht fürchtete; so konnte er ja seine Meinung, als ein groſser Arzt, und als ein freyer Schweizer, aufs freymüthigste sagen. Aber man merkt leider! beide Eigenschaften nicht in seinen Unterredungen mit dem Könige. Er zeigt sich bloß als einen sich biegenden und schmiegenden Hofmann, der nichts Unangenehmes sagen will, weil er einen ungnädigen Blick fürchtet, und der sich unendlich glücklich fühlt, wenn er einen gnädigen Blick erhält. Ein einziges Beyspiel wollen wir nur anführen, wie weit diese Gesinnung bey Hrn. v. Z. gehe.

Am dreyßigsten Junius hatte Hr. v. Z. mit dem Könige von Diät gesprochen, und der König hatte den Mittag sehr viel gegessen, wovon die Folgen sich schon selbst an der Tafel zeigten: Hr. v. Z. sagt nun S. 104: "Um drey Uhr, wie mir befohlen war, "erschien ich mit langsamen Schritten, muthlos, mit zu"rückgepreßtem Grame und mit wahrem Widerwillen "vor Sr. Majestät". Man sollte wohl denken, dieser Gram wäre daher gekommen, weil der König sich so schlecht befand, und der Widerwillen, daher, daß der König gegen die Ermahnungen seines Arztes, und gegen seine eigne Kenntniss (S. 99) bey der Tafel nicht mehr Diät beobachtet hätte. Wäre aber dieses der Fall gewesen; so hätte man wohl erwarten sollen, daß Hr. v. Z., als ein groſser Arzt und als ein freyer Mann, etwas darüber würde geäussert haben. Selbst die harten Worte, welche der König (S. 105) sagte, wären einem andern Arzte die beste Gelegenheit gewesen, dem Könige vorzustellen, daß er Ihm zu nichts nütze werden könne, wenn Er seinen Appetit nicht mäßigen wolle. Gerade zu der Zeit, da der König so sehr litt, wäre es wahrscheinlich

am

am aufmerksamsten gegen die Warnungen seines Arztes gewesen. Aber man findet nicht, daß dieser auch nur das geringste hier gesagt habe, was zum Besten des Königs hätte dienen können. Er macht ihm S. 105 bloß Komplimente, leitet ihn von seinem Zustande ab, sagt ihm, „Er habe „noch gute Zwischenräume“ u. dgl. ohne Ihm mit einem Worte zu sagen, daß Mangel an Diät die Ursache Seines Uebels sey. Der Arzt siehet hier bloß auf sich, aber gar nicht auf den König. Man merkt aus der eigenen Erzählung, daß des Hrn. v. Z. Gram und Widerwillen und die langsamen Schritte nur daher kamen, weil er befürchtete, die üble Verdauung würde Ursache seyn, daß der König ihm finstere Blicke machen werde: denn sobald der König ihn freundlich ansiehet; so ist er vor Freuden außer sich. Er sagt S. 107. in seiner gewohnten übertreibenden Schreibeart: "Fernweg von Königen verwünschte "ich mich in irgend einen armen Winkel der Freyheit, "am Anfang dieser Viertelstunde; und an ihrem Ende zähl"te ich sie unter die glücklichsten meines Lebens." Da er nachher (S. 108) dem Könige etwa mit einem Worte sagt, „daß er nicht gut verdaue“, und der König nicht einmal ungnädig wird, sondern nur eben nicht darauf achtet, und von etwas anderm spricht; "so verwünscht" unser Hr. v. Z. gleich "seine Unbesonnenheit," und S. 109 heißt es vom Nachmittage desselben Tages: "Der König "sagte, zu meinem großen Vergnügen — kein Wort von Sachen seiner Gesundheit". Das laß mir einen Arzt seyn, den es der Mühe werth ist vierzig Meilen weit holen zu lassen!

Nichts kann demüthigender für Hrn. v. Z. seyn, als wenn man des Hrn. Prof. Selle Krankheitsgeschichte des Königs mit den Fragmenten des Hrn. v. Z. vergleicht. Jene ist Aerzten und Nicht-Aerzten interessant; und was ist diese? Jene scheint wenig zu wollen, leistet aber was sie sollte. Diese verspricht viel; und was leistet sie? Selle erzählt alles so ruhig, so treffend, so einleuchtend; Zimmermann aber scheint immer in den Lüften zu schweben und gehet auf Stelzen. Zimmermann träumt immer lächerlicherweise von Gefahr, (z. B. S. 37, 52, 60, 65, 71 u. s. w.) wo doch gar keine Gefahr vorhanden war. Selle thut ruhig und sorgfältig seine Pflicht, unbekümmert, ob der König gnädig aussieht oder schilt. Gleichwohl hätte Selle, als ein Unterthan des Königs, etwas von dessen Ungnade fürchten können, Zimmermann aber gar nichts, da er ein Ausländer war. Endlich, Selle dachte nicht wie Hr. v. Z. (S. 62.) „Nun ist es wohl allgemein bekannt, daß „dieser große König da — mich zu sich hat rufen lassen *) — Mit den Zähnen knirschet gewiß schon jetzt der „Neid." — Selle, ohne Eitelkeit, und ohne an Neid zu denken, that zur Herstellung der Gesundheit des Königs, so viel den Umständen nach möglich war, Zimmermann that so gut als gar nichts, sondern machte bloß den beau parleur!

Wer wird es Hrn. v. Z. verübeln, daß er mit Wohlgefallen und Rührung an die Unterredungen zurückdenkt, die er mit dem großen Kö-

*) In der ersten Ausgabe (kl. Ausg. S. 40) setzte die Eitelkeit des Hrn. v. Z. noch hinzu: „Zu größerer Ehre „kann kein Arzt in der Welt gelangen." Dieß ist denn doch in den Fragmenten weggeblieben.

Könige hielt. Aber daß er alles ſo gar wichtig macht, daß er ſo ſehr alles auf ſein liebes Ich bezieht, iſt ihm von den unbefangenſten und billigſten Leuten vom Anfange an verdacht worden. Es gehört keine geringe Klugheit dazu, vor dem Publikum von ſich ſelbſt zu reden! Dieſe alte Wahrheit beſtätigt Hr. v. Z. aufs neue. Man hätte ihm wohl zutrauen ſollen, daß er dieſes endlich fühlen würde, und daß ſeine curae ſecundae aus dieſen Fragmenten mehr von dem ſelbſtgefälligen Geſchwätz würden weggenommen haben, welches allen Leſern ſo allgemein auffiel, und worüber ſo allgemein iſt gelächelt worden. Aber auch nach manchen Aenderungen dieſer Art, iſt nur gar zu viel davon noch geblieben!

Sonderbar iſts übrigens genug, daß Hr. v. Z. bey ſeiner Selbſtgefälligkeit nicht ein mal den Werth der Worte kennet. Er ſagt S. 107: "Häufig nannte mich der König ſogar mon "ami!" Dieß ſogar iſt nun gewiß ſehr am unrechten Orte. Wenn ein notoriſch vornehmerer Mann einen notoriſch geringern Mann *mon ami* nennt; ſo ſagt der erſtere nichts, wobey der letztere "die größte Mühe haben ſollte, Thränen ſeiner "Erkenntlichkeit zurückzuhalten," welches wie Hr. v. Z. verſichert, bey ihm der Fall wegen der Benennungen des Königs geweſen ſeyn ſoll. Hat Hr. v. Z. niemals zu einem Handwerksmanne, z. B. zu einem Hoſenmacher, beyläufig mein Freund geſagt? Und wenn nun dieſer ſagen wollte: "Der Hr. Leibarzt hat mich ſogar ſeinen Freund genannt!"

Die Stelle, wo Hr. v. Z. ſich ſo ſehr viel darauf zu gute thut, daß der König, ſeiner Mei-

nung nach, ihm ein wichtiges Staatsgeheimniß anvertrauet, und dabey sogar gesagt habe: "ceci soit dit entre nous," hat allgemein ein mitleidiges Lächeln erregt, und vielleicht am meisten bey denjenigen, die den König am genauesten kannten. In der ersten Ausgabe der Unterredungen (kl. Ausg. S. 81.) sagt Hr. v. Z. von diesem vermeinten Staatsgeheimnisse, es wären "einige "wichtige Dinge gewesen". Hier in den Fragmenten S. 112 ist er schon offenherziger, indem er sagt, es wären "einige sehr wichtige Dinge über den da"maligen Gang der Sachen in Holland gewesen." Und hätte er noch eine neue Auflage machen können; so würde er vielleicht zuletzt das ganze Geheimniß öffentlich haben drucken lassen. Wenigstens scheint er im Reden nicht so verschwiegen zu seyn; denn man hat recht gut erfahren, was es gewesen ist, und man weiß dadurch, daß es etwas ist, was der König mehrern Personen gesagt hat; welches also schon zeigt, daß hier kein außerordentliches Vertrauen des Königs gegen Hrn. v. Z. vorhanden war.

Wenn Fr. II. jemand sprechen wollte, so pflegte er sich vorher genau nach allem, was ihn anging, nach seinem Charakter, nach seinem häuslichen Leben, nach seinen Lieblingsbeschäftigungen, nach seinen Schwachheiten u. s. w. zu erkundigen, und sich alles erzählen zu lassen, was man von ihm wußte. Er gab dabey auf die kleinsten Umstände Achtung, weil er recht gut wußte, daß man daraus zuweilen am ersten auf den Charakter des Menschen schließen kann. Nach diesen Nachrichten pflegte er denn sein Gespräch einzurichten

richten. Es war ihm auch sehr gewöhnlich, demjenigen, mit dem er sprach, verschiedene Fragen vorzulegen, und aus dessen Antworten auf seinen Charakter noch näher zu schließen. Es sagte daher jemand, welcher den König sehr genau kannte: Man könne eher aus den Fragen, die der König an jemand ergehen ließe, als aus dem was Er ihm gesagt, urtheilen, was er von jemand gehalten habe. Einige Anreden des Königs an Hrn. v. Z. scheinen wohl nur die Absicht gehabt zu haben, zu hören was er darauf antworten würde.

Daß sich der König nach dem Hrn. v. Z. und nach dessen ganzem Leben erkundigt habe, ehe er ihn kommen ließ, weiß man zuverlässig; und es ließ sich auch wohl nicht anders erwarten. Nun war ihm gewiß auch nicht verborgen geblieben, daß Hr. v. Z., als er im J. 1771 jedes Wort, was er mit ihm sprach, aufschrieb, und in andre Hände kommen ließ, so daß das ganze Gespräch bald darauf gedruckt ward *). Daß der König einem fremden Arzte Staatsgeheimnisse anvertrauen, daß er glauben sollte, derselbe werde sie auf ein bloßes ceci soit dit entre nous verschweigen, dazu war er ein viel zu alter und geübter Politiker, und es ist offenbar, daß ihn der

*) Ob dieß mit Hrn. v. Z. Vorwissen oder nicht geschehen sey, thut nichts zur Sache, sonderlich in Rücksicht auf den König. Wer vorsichtig ist, wird eine solche Unterredung nicht schriftlich andern mittheilen, am wenigsten solchen, welche die Abschrift in die Druckerey schicken. So haben viele andere Leute, auch berühmte Gelehrte gehandelt, die so gut mit dem Könige sprachen als Hr. v. Z.

Umstand des ehemals gedruckten Gesprächs noch weniger zu vorzüglichem Vertrauen in die Verschwiegenheit des Hrn. v. Z. habe disponiren können. Leute, die den König und dessen Politik genauer kennen, sind der Meinung, daß gerade die Idee des Königs von der Eitelkeit des Hrn. v. Z., sich gewisser Unterredungen zu rühmen, und sie weiter zu bringen, diesem die politischen Erzählungen und das gnädige *ceci soit dit entre nous* möge zugezogen haben. Sie glauben, der König, der sich nach allem was Hrn. v. Z. anging, wie gewöhnlich, erkundigt hatte, habe auch sehr wohl gewußt, daß er mit einer hohen Person in Korrespondenz stehe. Er habe also Seine Meinung über diesen und jenen politischen Gegenstand unvermerkt in die Unterredung mit einfließen lassen, weil Er auf Hrn. v. Z. Schwatzhaftigkeit rechnete, und weil es Ihm sehr lieb war, wenn durch dieselbe auf eine so ganz unbefangene Art Seine Gesinnungen in einem gewissen Zirkel unter der Hand bekannt würden. Hr. v. Z. freylich, der den König und sich nicht kannte, glaubte, es geschehe dieß alles aus bloßem ganz besonderm Vertrauen auf seine Verschwiegenheit, oder vielleicht gar — auf seine politische Einsicht! — Man irrt sich ja wohl manchmal in der Welt! —

Hr. v. Z. hat, wie wir mehrmals gesehen haben, das Unglück, bald zu vergessen, was er selbst geschrieben hat. Hätte er doch hier im IIIten Theile seiner Fragmente, wo er meint, der König habe ihm, einem unbekannten Fremden, Staatsgeheimnisse anvertrauen wollen, sich an ein paar Stellen aus dem Isten Theile erinnert; so hätte

er

er vielleicht die Sache aus einem ganz andern Geſichtspunkte angeſehen, und ſich weniger lächerlich gemacht. Er ſagt im Iſten Theile dieſer Fragmente S. 164: "Der König, ſo unterhaltend er auch "immer war, ſagte nicht nur nichts, als wovon er wünſch"te, daß alle Menſchen es wiſſen, ſondern zumahl "auch das, was er ausgebracht haben wollte." und S. 166 fügt er hinzu: "Der König ſaate über Haupt"ſachen, nichts als was er durchaus ſagen wollte, je"doch ſehr oft etwas, wie mir verſichert iſt, als wenn es "ihm entfallen wäre, und denn ſtellte er ſich, als wenn "er ſich zurückzöge." Sollte es wohl mit unſerm guten Hrn. v. Z. anders geweſen ſeyn? Der König mag doch wohl ein wenig über ihn weggeſehen haben — ceci ſoit dit entre nous!

Hätte Hr. v. Z. ſich doch ſeiner obigen richtigen Bemerkungen erinnert; ſo wäre ihm vielleicht eingefallen:

Mutato nomine de te
Fabula narratur

und er hätte von dem ceci ſoit dit entre nous, mit welchem ſich der König zurückzog, ganz geſchwiegen! Er hätte manches was der König ſagte, anders beurtheilt, gerade weil es der König ihm ſagte, von dem ſchon einmahl ein Geſpräch mit dem Könige war gedruckt worden. So etwas vergaß der König nicht. Es ſind in den Geſprächen des Königs mehrere Dinge, von denen man nach Seinem bekannten Charakter gewiß glauben kann, daß ſie ihm aus dem Herzen gingen; dahin gehört der letzte rühren-

rende Abschied (S. 168) "Mon cher Mr. Z. souve-"nez-vous du bon vieillard, que vous avés vu ici." Andern aber kann man, selbst in Hrn. v. Z. Erzählung, deutlich die Absicht ansehen, warum sie der König aufs Tapet brachte.

Das neun und zwanzigste Kapitel ist voll von einer Menge kleiner falschen Nachrichten. Besonders ist S. 182 — 184 in der Nachricht von dem Tode des Königs und von dem, was unmittelbar nach dem Tode vorgieng, fast kein einziger Umstand, fast auch nicht der geringste Nebenumstand *) richtig. Was der K. wie Hr. v. Z. S. 184 vorgiebt vor seinem Tode soll geredet und befohlen haben, ist von Anfange bis zu Ende erdichtet. Weder mit dem Hrn. Grafen von Herzberg, noch mit sonst jemand hat der König von Seinem Tode gesprochen, oder irgend etwas verordnet, was nach Seinem Tode solle vorgenommen werden **), wie wir dieses schon im 1sten Thei-

*) Z. N. S. 182 "Es wären augenblicklich die Papiere und "Cabinetten versiegelt, und nachher der jetzige König vom "Tode benachrichtigt worden". Wie hat sich Hr. v. Z. vorstellen können, man würde ohne Befehl des neuen regierenden Königs irgend etwas gethan haben. Das augenblickliche Versiegeln ist um so viel mehr falsch gesagt, da er gleich darauf auch sagt: "Der König war augenblicklich in Sanssouci." Die Natur der Entfernung giebt selbst, daß es über eine halbe Stunde dauerte. Er sagt: "Der König stieg aus seinem "Wagen." Dergleichen kleine Umstände mag Hr. v. Z. gar zu gern anführen, um sich das Ansehen zu geben, als wüßte er alles ganz genau; aber sie sind immer falsch. Der König kam zu Pferde.

**) Lächerlich ist es, daß Hr. v. Z. S. [illegible] den Befehl, den der König über das gegeben haben soll, was nach seinem Tode vorgenommen werden sollte, auch französisch anführt, um sich das Ansehen zu geben, als wüßte er des Königs eige-

Theile dieser Anmerkungen S. 139. bey Gelegenheit einer andern Unwahrheit des Hrn. v. Z. angezeigt haben. Es ist ganz unverständig, daß er hier S. 184. auf den Glauben einer Legende, die ihm jemand aufgeheftet hat, Hrn. O. K. R. Büsching darinn widerspricht, "daß der König Ihm "selbst ganz unvermuthet gestorben wäre". Hr. v. Z. will, seinem Dünkel gemäß, alles besser wissen, ohne je die Zeugnisse abgewogen zu haben, oder die zum Theil von ihm selbst angeführten Umstände überlegt zu haben. Hr. O. K. R. Büsching hatte seine Nachricht vom Tode des Königs vom Hrn. G. R. Schöning *), der bey der ganzen Krankheit des Königs ein Augenzeuge war; also war es das vollgültigste Zeugniß; und Hr. Prof. Selle, der auch beym Tode gegenwärtig war, bezeugt eben dieses **). Wie wenig kommt es also Hrn. v. Z. zu, auf ein bloßes ungegründetes Hörensagen, wider die Nachrichten zweyer Augenzeugen, mit solcher Präsumtion zu sprechen, zumal da er noch dazu selbst kurz vorher S. 174. umständlich angezeigt hat, "Der König habe geglaubt noch "länger zu leben." — Nirgend findet man doch bey ihm nur die geringste Ueberlegung!

eigene Worte, da doch der König niemals diese Worte, auch nicht ähnliche gesprochen hat. Eben so wenig ist es wahr, was Hr. v. Z. S. 175 versichert, daß der König den 15ten Augusts, als ihm die Rapporte (auch der Beamten die gewöhnlich einlaufenden Briefe und Bittschriften) gebracht worden, gesagt habe: "Es wird mir schwer: "Aber noch habe ich Kräfte zu arbeiten, und auch die "letzten Augenblicke gehören dem Staate!" So handelte der große Mann, aber er sprach nicht davon.

*) S. Büschings Character Fr. II. S. 227. f. f.

**) S. Dessen Krankheitsgeschichte des Königs S. 60.

Wir wollen hier aus dem Munde von Augenzeugen erzählen, was in den letzten Stunden nach dem Tode des Königs vorging.

Der König starb sanft, nach und nach, und Ihm selbst unvermuthet. Sobald kein Zweifel war, daß Er tod sey, ritt der Hr. General Graf v. Görz, welcher die Nacht über in Sanssouci geblieben war, zum neuen Könige nach dessen Weinberg. Darauf ward der Leichnam des verstorbenen Königs von dem großen Stuhle, auf welchem er mehrere Wochen krank zugebracht hatte und gestorben war, abgehoben, und mitten in demselben Zimmer auf eine Feldbettstelle gelegt. Er war in ein Kasakin gekleidet, und hatte auf dem Haupte eine Mütze v. Filz von dem Schnitte der gewöhnlichen kordouanenen Reisemützen. Die Anwesenden, nehmlich der Hr. Graf v. Herzberg, Herr Prof. Selle, ein Sekretär aus der geheimen Staatskanzley, der kurz vorher aus seinem Quartiere in der Vorstadt war gerufen worden, und die beiden Kammerhusaren des Königs, gingen nun in das Vorzimmer, oder in das sogenannte Konzertzimmer, um die Ankunft des jetztregierenden Königs zu erwarten. Derselbe gieng in das Zimmer, wo der Leichnam lag, betrachtete denselben einige Augenblicke, fragte nach der Zeit des Todes, ob der König viel gelitten habe u. s. w., welche Fragen Hr. Selle und Hr. Schöning beantworteten. Verschiedene mit Edelsteinen besetzte Dosen und andere Präsenten wurden von dem letzten in einem Tischkasten verwahrt, und dem Könige auf einen Augenblick der an das Sterbezimmer stoßende Alkoven gezeigt, wo die Kommoden und Kasten mit den

Pa-

Papieren, Dosen, Banketen, u. s. w. befindlich waren. Hr. Schöning übergab dem Könige nebst dem Petschafte des hochsel. Königs, dessen Portefeuille, welches Finanzetate und andere Rechnungssachen enthielt. Beym Herausgehen aus dem Zimmer ward dem Könige die Versiegelung in Erinnerung gebracht. Diese verrichtete der Sekretär und überreichte dem Könige den Schlüssel. Vorher [illegible] der Leichnam während der Versiegelung der hin[illegible] Thüre, so zur Bibliothek führt, ins Concertzimm[illegible] getragen werden. Der König ging darauf durch [illegible]en runden Saal, und durch noch zwey andre Zimmer, bis ins dritte, welches damals der Hr. Graf v. Herzberg bewohnte. Hier übergab Er, wie auch Hr. v. Z. S. 185 anführt, dem Hrn. Grafen den schwarzen Adlerorden. Er schrieb darauf eigenhändig verschiedene Briefe an die verwittwete Königinn und an verschiedene Personen des königlichen Hauses. Darauf ward nach den Geheimenkabinetsräthen geschickt. Ehe dieselben kamen, fing der Sekretär auf Befehl des Königs gleich an, einige Notifikationsschreiben zu machen. Sobald die Kabinetsräthe ankamen, beschäftigten sie sich ebenfalls damit, ausser einem von denselben, welcher nach dem alten Schlosse in Potsdam fuhr, um in demselben die Zimmer des Königs zu versiegeln. Der König unterschrieb sogleich die Notifikationsschreiben, machte bey einigen eigene Postskripte, fertigte darauf verschiedene Offiziere nach Berlin, Schlesien, u. s. w. ab, und verlangte darauf die für das Kabinett eingelaufenen Briefe, welche theils der König aus dem Konzertzimmer mitgenommen hatte, theils die Geheimenkabi-

netsräthe mitbrachten. Er erbrach sie alle und sagte bey den meisten seine Resolution, was darauf geantwortet werden sollte; worauf Er sich nach den neuen Zimmern begab, nachdem diese Expedition etwa zwey Stunden gedauert hatte. Kurz darauf ward nöthig gefunden, das Sterbezimmer wieder zu entsiegeln, weil ein Kleidungsstück darinn war vergessen worden, welches dem Leichnam angezogen werden sollte. Es ward darauf zum zweyten male versiegelt, und der Schlüssel wieder dem Könige überreicht. Nach Erinnerung Hrn. Schönings ward zu mehrerer Sicherheit der dort verwahrten Kostbarkeiten und Papiere, auf Befehl des Königs, eine Wache von 1 Officier und 30 Mann kommandirt, und auch vor den Fenstern des Sterbezimmers eine Schildwache gestellt. Denn, wie bekannt, war sonst in Sanssouci bey Tage niemals ein Soldat zur Wache *). Gegen Mittag wurden die Geheimen Kabinetsräthe und die Geheimenkabinetssekretarien nach Sanssouci gefordert, und nach einem entworfenen Eidesformulare, in den neuen Zimmern, vor dem Könige, durch den Hrn. Grafen v. Herzberg beeydigt. Die Behandlung des K. Leichnams ist schon im 1sten Theile dieser Anmerkungen S. 139 angezeigt.

Dieß ist die wahre Erzählung desjenigen, was unmittelbar nach dem Tode Fr. II. vorging, nach dem Berichte von Augenzeugen. Dadurch

wird

*) So lange der König in Sanssouci wohnte, kam alle Abend ein Unteroffizier mit 6 Mann Grenadieren zur Wache aus der Stadt, welche des Morgens wieder abgingen. Sie hatte aber nur zwey Posten, einen beym Eingange an der Kolonade, und den andern vors Gerichte vom Königl. Schlafzimmer waren sie also weit entfernt.

wird Hrn. v. Z. theils sehr unrichtige, theils ganz erdichtete Erzählung völlig widerlegt.

Sehr lächerlich ist es, daß Hr. v. Z. aus dem Büchelchen de l' Amerique, des sogenannten Philosophe la Douceur, von welchem er sich ganz ohne die geringste Ursache und ohne es im geringsten zu untersuchen, einbildet, Friedrich der Große habe es geschrieben, hier S. 4 beweisen will, "daß sich Friedrich in seiner Jugend eins, zwey, drey" — (so drückt sich Hr. v. Z. nach seiner Art witzig aus) — "mit Freudenmädchen behulfen habe;" weil der Verfasser in seiner Schrift eine solche reden läßt. Eben so lächerlich ist es, daß er S. 10. die unmaßgeblichen und sehr seichten Gedanken dieses Verfassers über den Ursprung der Lustseuche als Gedanken des Königs anführt. Wir haben schon im 1sten Theile dieser Anmerkungen S. 181 angeführt, daß ein Franzos, Namens Bonneville, der Verfasser dieser Schrift war, wie in Berlin genugsam bekannt ist. Wir ergreifen diese Gelegenheit, dasjenige, was wir ebendaselbst von dem gedachten Bonneville gesagt haben, zu berichtigen. Die eigentliche Ursache seiner Gefangennehmung weiß man nicht genau, aber eine angesehene Militärperson hat den Redakteur folgendes versichert. Bonneville war Adjutant des berühmten Marschalls von Sachsen gewesen. Er besaß aus der Verlassenschaft desselben verschiedene wichtige Manuscripte und Plane, die er dem Könige verkaufte. Er hielt sich in Potsdam als Offizier à la Suite auf, hatte aber kein Patent. Man glaubte, die Ursache seines Gefangensitzens sey gewesen, daß er die militärischen

Manu-

Manuſcripte und Plane, die ihm der König abgekauft hatte, um alleiniger Beſitzer davon zu ſeyn, anderweit verkauft habe. Daß ihm wegen der Marines und wegen der Poſſies diverſes etwas Schuld gegeben worden, wird von einigen bezweifelt. Sehr vermuthlich iſt dieß eben der Bonneville, welcher verſchiedene theatraliſche Stücke aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt hat, welcher Verfaſſer der bekannten Schrift: les Jeſuites chaſſés de la Maçonnerie, und einer der Deputirten der jetzigen Nationalverſammlung in Paris iſt.

Ueber das dreyßigſte Kapitel.

Von der Wendung, die der Charakter der Brandenburger bisher durch ihre Regenten nahm. Von der Art, wie man zuweilen den großen Friedrich mißverſtand. Von der jetzigen Reinheit der Sitten in Berlin. Von den ſublimen Nationaltugenden der Brandenburger insbeſondre der Berliner.

Ueber den Charakter, den ein Volk durch ſeinen Regenten annimmt, zu urtheilen, iſt wohl eine der ſchwerſten Unternehmungen. Welche Kenntniß des Landes und der Einwohner, und welcher Ueberblick gehörte dazu, um zu unterſcheiden, in wie fern ſich die Einwohner aus ſich ſelbſt bildeten, und was ſie von ihren Regenten an Bildung empfingen. Denn freylich wirkt in jedem Lande der Charakter des Regenten auf die Unterthanen, aber auch ſie wirken auch aus innerer Kraft. War Hr. v. Z. der Mann, der in dieſer Abſicht von den Brandenburgern urtheilen konnte? Er hat nicht die geringſte gründliche Kenntniß vom Lande, von den Einwohnern und den Regenten, wovon ſelbſt in dieſen Anmerkungen Proben genug ſind. Auch iſt, was er hier darüber ſagt, ſo ſchal, ſo kahl, ſo ſchief, daß es wirklich die Mühe nicht werth iſt, ſich dabey aufzuhalten; dazu kommt denn ſeine Sucht, ſich über

die Brandenburger ſpöttiſch aufzuhalten, und an ihnen zu reiben, wodurch alles was er ſagt, noch viel ſchiefer wird.

Wie verkehrt er auch einzelne Perſonen beurtheile, wenn er ſich an ihnen reiben will, und wie er alles ſichtlich verdrehet, um ſein Mütchen kühlen zu können, davon zeigt hier ein unwürdiger Ausfall auf Hrn Nicolai. Derſelbe ſchrieb im J. 1788 (in der Vorrede des erſten Hefts ſeiner Anekdoten): "Wenn ich über viele wichtige Ge"genſtände etwas weiß — ſo habe ich es meiner mehr "als zwanzigjährigen Aufmerkſamkeit auf die Verſtimmungen des Königs, und auf die Folgen derſelben, die mir "vor Augen lagen, zu danken. Meine Ueberzeugung von der "Weisheit ſeiner Regierung ward zuerſt in den Jahren der "allgemeinen Theurung 1771 bis 1772 ſehr lebhaft." Jeder aufmerkſame Leſer wird wohl deutlich ſehen, daß dieſer Schriftſteller hier von der Lebhaftigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung, von dem redet, was er im J. 1788 etwa wußte, und daß er ſeine zwanzigjährige Aufmerkſamkeit auf dieſen großen Mann von dem J. 1788 an zurückrechnete, in welchem er über Friedrich II. ſchrieb. Der Jüngling iſt auf Regierungsangelegenheiten noch nicht ſo lebhaft aufmerkſam als der Mann, und iſt auch nicht ſo fähig, darüber reif zu urtheilen. Hr. v. Z. thut aber, als hätte Hr. N. erſt zwanzig Jahre beobachten müſſen, ehe er die Regierungsweisheit Friedrichs erblickt habe, und als ob Hr. N. der blos von der Zeit der Lebhaftigkeit ſeiner eigenen Ueberzeugung redet, hätte ſterben können, ohne ihn wäre ſonſt niemand davon überzeugt geweſen, oder gar, K. Fr. II. habe vor 1772 wenig Weisheit

heit gehabt, weil er sie nicht beobachtet hätte. Daß Hr. v. Z. ähnliche Präsumtion von sich merken lasse, ist leider! sehr bekannt; so viel uns aber bewußt ist, hat sich Hr. N. solcher Unbescheidenheit nie schuldig gemacht. Gleichwohl sagt Hr. v. Z. S. 225, 226, ganz spöttisch: „Also hat der Hr. Buchhändler Friedrich „Nicolai die Regierungsweisheit Friedrichs des Großen „nach einer so beständigen Beobachtung, nach einer mehr „als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit, doch erst lebhaft „in den Jahren 1771 und 1772 erblicket? — Also hielt „man vor dieser großen Entdeckung des Herrn Nico„lai, Friedrich den Großen für einen bloßen Soldaten? „So wenig Weisheit in der Verwaltung seiner Staaten „hatte jedoch Friedrich seit dem Augenblicke seiner Thronbe„steigung nicht gezeiget, als sein aufmerksamer Beobach„ter, Herr Nicolai, vermuthen läßt". Wir führen hier diese spöttisch seynsollende Stellen nicht an, um Hrn. N. zu vertheidigen, sondern nur um abermal an einem deutlichen Beyspiele zu zeigen, wie Hr. v. Z. Schriften lieset, und wie er deren Sinn verdrehet, wenn er, in seiner Leidenschaft sich vorsetzt jemand schnöde zu begegnen. Es wäre wohl zu wünschen, daß er selbst, möchte es nun als Jüngling oder als Mann gewesen seyn, den König Fr. II. erst zwanzig Jahre beobachtet hätte, ehe er unternahm, etwas über denselben zu schreiben.

S. 227 und f. f. giebt Hr. v. Z. einen sehr deutlichen Beweis, wie sehr Hern er mit hämischem Wohlgefallen von den Brandenburgern Uebels reden mag. Er entblödet sich nicht, den Rechtsgelehrten dieses Landes, welche unter Friedrich II. immer durch Gerechtigkeit, Weisheit und Menschlichkeit verehrungswerth gewesen sind, die schimpflichsten

Vorwürfe zu machen, welche noch dazu auf groben Unwahrheiten beruhen. Er ſagt: Fr. II. vertet „gleich (im Anfange der Regierung) alle Tortur. Die „Rechtsgelehrten erſchraken über dieſe Neuerung, und „glaubten, nach Abſchaffung der Daumſchraube ſeyen „alle Wege zur Wahrheit verſchloſſen. Man un„terließ keine Art von Vorſtellung gegen dieſe den „preußiſchen Juriſten an Herz und Eingeweiden „wühlende Neuerung. — So viel verwilligte der „König doch hierauf, daß die Tortur nicht durch ein „ordentliches Edikt und Proklama abgeſchaffet werden „ſolle. — Aber fürchterlich groß blieb dennoch bey einigen „preußiſchen Richtern der Hang für die alte Gewohnheit „und die liebe Tortur“. Es iſt doch unverzeihlich unartig, wider alle Wahrheit die Geſinnungen brandenburgiſcher Rechtsgelehrten ſo vorzuſtellen, als hätten ſie beſondern Gefallen an der lieben, ihnen an Herz und Eingeweide feſtſitzenden Tortur gehabt, und ſie hätten keine Art der Vorſtellung wider die Abſchaffung derſelben unterlaſſen. Gerade entgegengeſetzt war von jeher die Meinung dieſer verehrungswürdigen Männer, deren billige Geſinnungen wir hier gegen die Verläumdungen und Unwahrheiten des Hrn. v. Z. retten müſſen. Man ſieht allenthalben in dieſen Fragmenten, mit welcher hämiſchen Freude er, ſo oft er kann, die preußiſchen Unterthanen ſo vorzuſtellen ſucht, als hätten ſie die wohlthätigen Regierungsanſtalten Fr. II. verkannt oder ſich ihnen widerſetzt; und, um dieß vorzuſpiegeln, verſchmähet er auch nicht die niedrigſten Erdichtungen. Zeigt dieſe unwürdige Art zu verfahren, wohl den Charakter des Hrn. v. Z. in einem vortheilhaften Lichte? Pfui! Er ſollte ſich ins Herz ſchämen, daß er ſo hämiſch afterredet, und ſich dadurch ſelbſt in den Augen aller Vernünftigen ſo ſehr herunterſetzt

terſetzt. Faſt nicht eine Zeile in den obigen Stellen iſt richtig. Es iſt nicht wahr, daß Fr. II. bey Antritt ſeiner Regierung alle Tortur aufhob. Es iſt nicht wahr, daß jemals preußiſche Rechtsgelehrten, weder das Juſtizminiſterium, noch Landeskollegien, noch Untergerichte, noch einzelne Rechtsgelehrten, auch nur Eine Einzige Vorſtellung bey dem Könige wider die Abſchaffung der Tortur eingegeben hätten. Alſo, da dieß nicht wahr iſt, ſo iſts auch nicht wahr, daß der König auf ſolche Vorſtellungen verwilligt hätte, die Abſchaffung der Tortur ſollte nicht öffentlich bekannt gemacht werden.

Dieſe grobe Verunglimpfungen der preußiſchen Juſtiz, die ſich Hr. v. Z. erlaubt, nöthigen uns, zu völliger Widerlegung derſelben, aus der ſicherſten Quelle, hier eine kurze Nachricht von allem zu geben, was jemals durch den König und durch das Juſtizminiſterium wegen Abſchaffung der Tortur iſt verhandelt worden.

Unterm 3ten Junius 1740 gab der König eine Kabinetsordre an den erſten Juſtizminiſter Hrn. von Cocceji *). Dieſelbe enthielt: „daß bey den Inquiſitionen die Tortur gänzlich abzuſchaffen, außer bey „dem *crimine laeſae Majeſtatis* und Landesverrätherey, „auch denen großen Mordthaten, wo viele Menſchen „ums Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren „Konnexion herauszubringen nöthig iſt, implicirt „ſind. Hingegen ſollen in allen übrigen Fällen, wenn die „Delinquenten die ſtärkſte und ſonnenklare Indicia wider „ſich haben, und doch aus hartnäckichter Bosheit nicht geſtehen wollen, dieſelbe nach den Geſetzen beſtraft werden".

*) Sie iſt abgedruckt in Behmii novum Jus eccles. S. 478.

Dieſer verehrungswürdige Miniſter war weit entfernt, eine Einwendung oder Vorſtellung dem Könige wider die Abſchaffung der Tortur zu machen. Er theilte aber dem Hrn. Miniſter v. Broich, der damals das Kriminaldepartement hatte, unterm 19. Junius verſchiedene Zweifel mit, welche ſich theils darauf bezogen, da der König nicht (wie Hr. v. Z. vorgiebt) alle Tortur aufgehoben, ſondern dieſelbe noch bey gar mancherley Fällen zugelaſſen hatte; ob nicht noch einige Fälle wären, wo ſie auch noch zugelaſſen werden möchte; theils bezogen ſie ſich darauf, wie nach aufgehobner Tortur dieß und jenes anders eingerichtet werden müßte. Dieſe Zweifel wurden dem Kriminalkollegium zu Berlin [an welches ohnedieß alle wichtige Kriminalfälle aus allen Provinzen zum Gutachten kommen *)] vorgelegt. Daſſelbe erſtattete ſein Gutachten darüber unterm 29. Julius deſſelben Jahres. Wir bedauern, daß der Raum nicht geſtattet, hier aus dieſem merkwürdigen Gutachten einen Auszug zu geben. Er würde die vollſtändigſte Widerlegung der Zimmermanniſchen Verläumdungen der preußiſchen Juſtiz ſeyn.

Man weiß, wie wenig damals noch in allen Ländern die Begriffe über die Kriminaljuſtiz geläutert waren, und es wäre alſo gar kein Wunder geweſen, wenn damals ein ſolches Kollegium wider die Abſchaffung der Tortur proteſtirt hätte. Aber wir trauen uns zu verſichern, daß damals kaum in einem andern deutſchen Lande über die Abſchaffung der Tortur ſo gemäßigt würde geurtheilt worden ſeyn. Dieſe alten Rechtsgelehrten erſchraken nicht, wie Hr.

*) S. Beyträge zur preußiſchen Rechtsgelehrſamkeit, IVter Band, S. 221 - 227.

Hr. v. Z. träumt, über die Neuerung der Abſchaffung der Tortur; ſie ſchlugen nicht vor: irgend eine Art von Vorſtellung dawider zu machen, noch weniger ſah man, daß nach der Zimmermanniſchen niedrigen Verunglimpfung "ihnen dieſe Neuerung an "Herz und Eingeweiden wühlte". Sie ſagten vielmehr ausdrücklich in dieſem Gutachten: "Es iſt nicht "ohne, daß die Tortur ein trügliches Mittel ſey, die "Wahrheit herauszubringen, wie dieſes in vielen von "uns eine Zeither allerunterthänigſt abgeſtatteten Gutachten "ſelbſt angeführet worden". Die Gründe, in wiefern (nach dem eigenen Principium des Königs, der die Tortur nicht in allen Fällen abgeſchafft hatte) noch in einigen wenigen Fällen die Tortur und wie ſie beyzubehalten, ſind ruhig und pflichtmäßig vorgetragen. Ihr Gutachten geht auch dahin, "daß die Ab"ſchaffung der Tortur nicht öffentlich bekannt zu machen"; damit die Inquiſiten nicht hartnäckiger im läugnen würden.

Dieß letztere ſcheint auch immer die Meinung des Juſtizminiſteriums geweſen zu ſeyn. Es ließ wegen der Tortur nichts öffentlich bekannt machen, aber es iſt auch nie von demſelben oder von irgend jemand eine Vorſtellung an den König geſchehen, wozu ſonſt das Gutachten des Kriminalkollegium die nächſte Veranlaſſung könnte gegeben haben, wenn den preußiſchen Rechtsgelehrten die Tortur lieb geweſen wäre, wie Hr. v. Z. zu behaupten ſich nicht entblödet. Es liefen bey dem Juſtizminiſterium zuweilen Anfragen ein, über einzelne Fälle, ob in denſelben die Tortur zu gebrauchen ſey; welches geſchehen mußte, da der König in verſchiedenen Fällen die Tortur zugelaſſen hatte, und die An-

wendung bey einem einzelnen Falle wohl zweifelhaft seyn konnte. Das Justizministerium stimmte aber immer für die mildere Seite, und selbst in den wenigen vorkommenden Fällen, wo nach dem Inhalte der Kabinetsorder die Tortur wirklich zuläßig war, verordnete es dieselbe nicht aus eigner Macht, sondern fragte allemal erst beym Könige an. Kann man deutlicher sehen, wie unverschämt die Verläumdung ist, daß den preußischen Rechtsgelehrten die Tortur lieb gewesen sey? Daß der König die gelindere Seite wählen würde, war zu präsumiren; also daß das Justizministerium in allen Fällen anfragte wo es hätte entscheiden können, zeigt, wie weit dessen Gesinnungen jederzeit von den unwürdigen Gesinnungen entfernt waren, die Hr. v. Z. den preußischen Rechtsgelehrten beylegt.

Ein solcher Fall war im J. 1752, da bey einem Schäfer im Amte Oschersleben ein gewaltsamer Einbruch, und dabey große Grausamkeiten von den Räubern verübt worden waren, unter welchen zwey Bürger des Orts waren. Auf die Anfrage des sel. Großkanzlers von Cocceji, gab ihm der König unterm 13. März 1752 zur Resolution: „Daß, da gegen nurgedachte beide Bürger verschiedene schwere „Indicia vorhanden, selbige aber alles läugnen, und sich „dadurch loshalstern wollen, Ich erlauben will, daß solche „mit dem ersten Grade der Tortur *), jedennoch aber „weiter

*) Hr. v. Z., der immer mit größter Präsumtion sich das Ansehen giebt, als wäre er aufs genaueste unterrichtet, da er doch so schlecht unterrichtet ist, sagt S. 229: „Niemand wird Einen Fall angeben können, in welchem, „nach dem Jahre 1743, auch schon vorher, ein einziger Mensch in den preußischen Staaten die ordentliche Tortur erlitten habe". Hier ist nun Ein Fall, obgleich freylich ein einzelner, wo die Tortur auf ausdrück,

"weiter nicht, belegt, und dadurch wo möglich, zum Be-
"kenntniſſe der Wahrheit gebracht werden". Der Kö-
nig ſetzte hinzu: "daß die Urſachen, warum Ich
"in gewiſſermaßen *) die Tortur abgeſchafft, bekannt
"ſind, und allemal dieſelben bleiben. Wobey aber Ich den-
"noch der Meinung bin, daß, wenn in ſehr ſchweren und
"die öffentliche Sicherheit und Ruhe ſtöhrenden Ver-
"brechen, ein Delinquent ſeines Verbrechens durch Zeugen,
"oder durch andere gegen ihn klar herausgebrachte Um-
"ſtände dergeſtalt völlig überführet wird, daß zu deſſen
"rechtlicher Beſtrafung nichts weiter, als nur ſein eigenes
"Geſtändniß fehlt, — alsdann, Meinem Sentiment nach,
"dennoch über einen ſolchen behaften Maleſikanten nach der
"Rigueur der Geſetze verfahren werden, und derſelbe, ſeines
"Läugnens ungeachtet, mit der ordinairen Strafe bil-
"lig belegt werden kann". Man ſieht hier deutlich, wie
ſich beym Könige die Begriffe von der Tortur durch
die Erfahrung nach und nach aufklärten. Die
menſchenfreundliche Theorie iſt bald gemacht, aber
die Praxis in einzelnen bedenklichen Fällen, führt
auf Schwierigkeiten; daher iſts den Rechtsgelehr-
ten, welche die verwickelteſten Fälle ſo oft vor ſich
haben, wohl zu vergeben, wenn ſie in einzelnen

dröhlichen Befehl des Königs gebraucht ward. Was übrigens Hr. v. Z. mit dem Jahre 1743 ſagen will, iſt gar nicht abzuſehen; denn in dieſem Jahre iſt nichts wegen der Tortur erwogen. Aber er hat es ſehr an ſich, der-gleichen kleine Umſtände aufs Gerathewohl einfließen zu laſſen, damit man glauben ſoll, er wiſſe alles viel ge-nauer als andere.

*) Da iſt ein eigenes Zeugniß des Königs, daß Er nicht beym Antritte Seiner Regierung alle Tortur abgeſchafft hatte, und noch im J. 1752 der Meinung war, ſie ſollten nur ge-wiſſermaßen abgeſchafft ſeyn. Konnten nun die preuſſi-ſchen Rechtsgelehrten weiter gehen wie der König? Sie dachten aber, wir wiederholen es, ſchon damals von der Tortur milder, als damals die Rechtsgelehrten vieler andern deutſchen Länder dachten.

Fällen zweifeln, was eigentlich zu thun am beſten ſey. In der Kabinetsorder vom J. 1740 verordnete der König noch die Tortur zu Erforſchung der Wahrheit, in ſehr ſchweren Verbrechen, in allen übrigen aber nicht; hier will Er auch in den ſchweren Verbrechen des Läugnens ohnerachtet, und ohne durch die Tortur das Bekenntniß herausbringen zu wollen, ſobald die Delinquenten überführt ſind, beſtraft wiſſen. Sehr merkwürdig iſt es aber, daß er dieſes nicht befehlsweiſe, ſondern nur als Sein Sentiment angiebt, und dadurch gleichſam das Sentiment ſeines Juſtizminiſterium nicht ausſchließt. Es ſcheint übrigens damals dennoch ſeine Meinung geweſen zu ſeyn, die Tortur möchte zu Herausbringung von Komplicen, bey ſehr ſchweren Verbrechen, in einzelnen Fällen erlaubt werden können. Er hat überhaupt den ſchweren Fall, wie man ſich benehmen müſſe, wenn der Delinquent noch nicht völlig überführt iſt, und doch nicht bekennen will, immer unentſchieden gelaſſen.

Im J. 1754 ward bey dem Könige wegen zwey Fälle von Mord und einer groſſen Räuberbande angefragt. Darauf gab der König zwey Kabinetsordern, welche in den Beyträgen zur preußiſch-juriſtiſchen Litteratur (IVter Bd. S. 202) abgedruckt ſind. In der erſten vom 27. Junius 1754 ſagt er: "daß Er die Tortur allemal, theils als ein grauſames, theils als ein ungewiſſes Mittel anſehe". Und in der zweyten vom 4. Auguſt: "daß Er die Tortur "gänzlich abgeſchafft habe". Hier alſo, erſt im J. 1754. ward eigentlich vom Könige alle Tortur abgeſchafft, nicht, wie Hr. v. Z. ohne Kenntniß der wahren Umſtände vorgiebt, beym Antritte Seiner Regierung.

Im

Im J. 1772 wurden doch bey einer groſsen Diebesbande in Stargard, die hartnäckig läugnete, die ſogenannten Tröge *) gebraucht, welche zwar keine Tortur, doch ein Zwangsmittel zur Erforſchung der Wahrheit ſind. Das Pommerſche und das Berlinſche Kriminalkollegium mißbilligten aber den Gebrauch derſelben. Im J. 1778 wurden dieſe Tröge auch bey den Mordbrennern in Müncheberg gebraucht.

Gegen das Ende der Regierung dieſes groſsen Königs fand ſich ein Vorfall, bey dem es ſcheint, Er ſey, ſo ſehr ſonſt ſein edles Herz zur Milde geneigt war, dennoch der Meinung geweſen, es könnten wohl zuweilen Fälle eintreten, wo man durch Zwangsmittel das Bekenntniß der Delinquenten bewirken muß. Es war in der Stadt Wittſtock das rathhäusliche Depoſitum mit Gewalt erbrochen und beſtohlen worden, wobey die ganze Stadt, und beſonders Wittwen und Waiſen ſehr litten. Ein Bürger, der ſchon vorher Diebſtahls wegen zur Feſtungsarbeit in Spandau war verurtheilt geweſen, war, nebſt ſeiner Frau höchſt gravirt. Nachdem er nach einer langen Unterſuchung nicht hatte zum Bekenntniſſe können gebracht werden, ſchickte die Bürgerſchaft Deputirte nach Potsdam, um die Erlaubniß zu erbitten, daß die Inquiſiten mit Schärfe möchten zum Bekenntniſſe gebracht werden; weil ſie durch das Bekenntniß das Geſtohlne wieder zu erhalten hofften. Der König erließ an den Hrn. Groſskanzler v. Carmer unterm 29. Jan. 1786 eine Kabinetsordre, worinn es heißt: „Ihm iſt zwar

*) Sie ſind abgebildet in den Beyträgen zur preuſsisch-brandenburgiſchen Litteratur, IVter Bd. S. 200.

„die Anwendung aller peinlichen Queſtions in den Ge„ſetzen verboten, und dergleichen müſſen auch nicht geſche„hen, aber da ſind ja wohl andere Mittel, um ſolche böſe „Menſchen zum Geſtändniß zu zwingen: man darf ſie „nur ſcharf einſperren, und ihnen nichts als Brod und „Waſſer nothdürftig zukommen laſſen, und andere mä„ßige Schärfe gebrauchen; ſo werden ſie das nicht aus„halten, ſondern bald zum Bekenntniß zu bringen ſeyn". Da der Magiſtrat zu Wittſtock hiernach beſchieden ward, ſo glaubte derſelbe, der unbeſtimmte Ausdruck, mäßige Schärfe zu gebrauchen, könne ihn (wie man es auch beynahe nicht anders auslegen kann), zu einer mäßigen und beſtimmten Anzahl von Streichen mit haſelnen Stöcken auteriſiren *), wodurch auch wirklich das Bekenntniß des Mannes und der Frau ſogleich bewirkt ward. Als das Kammergericht in Berlin den Gebrauch dieſes Zwangsmittels aus den Akten erſah, billigte es den Gebrauch deſſelben dennoch nicht.

Dieſe Geſinnung eines verehrungswürdigen Landeskollegiums, kann allein die hämiſche Beſchuldigung widerlegen, welche Hr. v. Z. den preußiſchen Richtern wegen des Gebrauchs der Schläge macht. Er ſagt: „Sie liehen aus der Militärprocedur „die alte ruſſiſche Methode, etwas hart beſchuldigte Delinquenten mit kleinen Stöcken bis aufs Blut zu prü„geln. Friedrich ertheilte aber das ſchärfſte Verbot auch „gegen dieſe Barbarey eingeſchränkter Juriſtenköpfe". Eigentlich iſt nicht einmal an den König ſelbſt etwas von dieſem Mißbrauche gelanget. Er ſelbſt hat unmittelbar kein Verbot dagegen ertheilt, ſondern die Ver-

*) S. Schlözers Staatsanzeigen, XXXVIIItes Heft, S. 234. wo dieſe Geſchichte, obgleich in einigen Nebenumſtänden unrichtig, erzählt wird.

Verbote deſſelben kamen von dem Juſtizminiſterium und von den Landeskollegien *). Hr. v. Z., ob er, gleich nur von einigen preußiſchen Richtern redet, will doch nach ſeiner ganzen Darſtellung der Sache zu verſtehen geben, als wärs dieſer Mißbrauch in preußiſchen Landen gemein, und allein nur in denſelben. Aber findet man ſolchen Mißbrauch nicht auch in andern Ländern? Bey Landeskollegien und großen Magiſtraten hat ſich in preußiſchen Landen ein ſolcher Mißbrauch nie gefunden; er fand ſich nur zuweilen bey Untergerichten oder Patrimonialgerichten, iſt auch von den Landeskollegien beſtändig gemißbilligt, und nach Befinden beſtraft worden; und es gereicht der preußiſchen Juſtiz zur Ehre, daß wider dieſen, in allen Ländern gewöhnlichen Mißbrauch, in den preußiſchen Staaten früher ſind Geſetze gegeben worden als in andern Ländern.

Was Hr. v. Z. darüber ſagt: Wie man Friedrich den Großen mißverſtand, iſt meiſt ſchales und verkehrtes Gewäſch. Es könnten andere ein viel wichtigeres Kapitel machen: Wie Hr. v. Z. Friedrich den Großen mißverſtand. Eben ſo ein unſeliges Gemiſch von widerſinnigen Dingen, von Lobe und von Spotte, vom Lobe das dem Spotte widerſpricht, und vom Spotte der dem Lobe widerſpricht, iſt, was er über den Nationalcharakter der Brandenburger, und über die Reinheit der Sitten in Berlin ſagt. Er hatte die Sitten dieſer großen Stadt auf die unwürdigſte und unedelſte Art verunglim-

*) Alle deshalb ins Land ergangene Verordnungen ſind angezeigt in den Beyträgen zur preußiſchen Rechtsgelehrſamkeit, IVter Band, S. 199.

glimpft. Er muß dieſe Verunglimpfungen widerrufen, weil ihm (S. 242) der Herr Graf von Hertzberg ausdrücklich ſagte: „ſeine Schilderungen wären „Unwahrheit". Gleichwohl läßt er kurz vorher (S. 239) die abgeſchmackteſten Unwahrheiten über Berlin wieder abdrucken, und im ganzen Buche gründet er elende Spöttereyen darauf, als wären ſie Wahrheiten. Er ſpricht Gutes von Berlin, gezwungen, gefällt ſich aber ſichtlich, wenn er Unwahrheiten zum Nachtheil der Sitten dieſer Stadt verbreitet. Er zeigt ſich hier von der verächtlichſten Seite. Ein Mann, der ſich ſelbſt ſo wenig reſpektirt, verdient keine Widerlegung; man kann nur bedauern, daß er ſich ſo ſehr vergeſſen hat. Er läßt die Dinge eine Geſtalt annehmen, nachdem er gerade bey Laune iſt; wobey er ſich ſo wenig um Wahrheit als um unzuvereinigende Widerſprüche bekümmert. Man kann von ihm mit mehrerm Rechte ſagen, was von einem berühmten Engländer geſagt ward:

The genius of Z. for the honour of trade
Has a great linguaſactory recently made. —
'Tis a kind of a *Mint*, made for *Characterſtriking*,
And *coining anew*, to the orator's liking;
'Tis Mint, when you put a *fair character* in,
Impreſſes upon it the *picture of ſin*:
But if it be *black* or *deform'd to the view*;
It can *beautify* it alſo, by *coining anew*,
And what is ſtill more, it can *alter* with eaſe
Appearances, juſt as the Orators pleaſe!

Ueber

Ueber das ein und dreyßigſte Kapitel.

Von einigen Folgen von Friedrichs Tode. Vom Grafen Mirabeau. Von der berliniſchen Aufklärungsſynagoge, und ihrer Jeſuitenriecherey.

Dieß iſt das berüchtigte Kapitel, das niemand, weder der Anhänger noch der Gegner des Hrn. v. Z., gebilligt hat. Die verwirrteſten Begriffe, die ſinnloſeſten Behauptungen, die offenbarſten Widerſprüche wechſeln bis zu Ende ab mit Verläumdungen und pöbelhafteſten Schmähungen wider einige berliniſche Schriftſteller. Dieß Kapitel iſt ein vorgehaltener Spiegel; man wird aber darinn ſehen, nicht wie es in Berlin, ſondern nur wie es in unſers Herrn Ritters Kopfe ausſieht. Er ſpricht in dieſem Kapitel allenthalben höchſtverächtlich von den berliniſchen Schriftſtellern; und um dies noch mehr thun zu können, giebt er vor, die Grundlage von Mirabeau's Büchern die preußiſche Monarchie betreffend, ſey von berliniſchen Gelehrten; ein kindiſches Vorgeben, welches der Augenſchein widerlegt. Hrn. v. Z. kam es übrigens am wenigſten zu, von dieſen Büchern des Gr. M. verächtlich zu reden. Durch dieſe Fragmente hat er ſich gewiß nicht einmal bis zu dem Werthe des Verfaſſers des Werks ſur la Monarchie pruſſienne erhoben, wie aus dieſen Anmerkungen genugſam erhellet. Und fühlte er nicht, daß er ſich bis unter den Verfaſſer der Hiſtoire ſecrette de Berlin erniedrigt

bringt durch ſeine geheime Nachrichten von Berlin, durch ſeine unwürdigen Unwahrheiten von einer ausſchweifenden Sittenloſigkeit in Berlin, die nie daſelbſt exiſtirte, und durch ſeine bittern und unverdienten Verunglimpfungen berliniſcher Gelehrten, welche bey dem ganzen vernünftigen Deutſchlande, die Hochachtung die ſie ſonſt verdienten, ſeitdem nicht verwirkt haben, ſeitdem unſer Hr. Ritter einen unverſöhnlichen Groll auf ſie warf. Er zeigt allenthalben eine ſehr große Meinung von der Wichtigkeit ſeiner Thaten; daher vermeint er auch, durch dieſes Kapitel einen ſo heftigen Zorn bey dieſen berliniſchen Gelehrten erregt zu haben, daß er ſogar S. 360 lächerlicherweiſe glaubt: Sie würden „ihm gleich bey Erblickung der Aufſchrift dieſes Kapitels „Mord und Vernichtung drohen". Aber diejenigen, die er am heftigſten anfeindete, fühlten nichts bey dieſem Kapitel, als Verachtung eines ſolchen unverdienten Angriffs, und herzliches Bedauern, daß ein Mann von Hrn. v. Z. anderweitigen Verdienſten ſo tief ſinken konnte. Der Redakteur ſelbſt ſagt hier mit Voltairen: „Les gens faibles, „quelque eſprit qu'ils aient, ſont capables de croire que „deux & deux font cinq. J'ai une autre maladie, c'eſt „d'être ſenſiblement affligé de voir tant de faibleſſe dans „les hommes de merite *)".

Dieſes Kapitel iſt das einzige, in welchem Hr. v. Z. vom Zuſtande der Gelehrſamkeit in den preußiſchen Landen unter K. Fr. II. redet. Und welches Kapitel! Sollte von den Gelehrten in Berlin und in den preußiſchen Ländern überhaupt, ſonſt nichts

*) Voltaire Oeuvres Ed. de Kehl. T. LXVI. p. 163.

nichts bemerkenswerth seyn, als die so widrigen, in diesem Kapitel abgehandelten Gegenstände; selbst, wenn die Thatsachen so durchaus wahr wären, als sie durchaus falsch sind? Fühlte Hr. v. Z. nicht, daß er, selbst ein berühmter Gelehrter, in einem Werke über Friedrich den Großen, nothwendig den Zustand der Gelehrsamkeit unter diesem Regenten nicht übergehen konnte? Fühlte er nicht, wie unanständig es einem Manne wie er seyn müßte, sonst nichts als nur dieß davon zu sagen? Er selbst hatte doch auch einen gelehrten Ruhm zu verlieren. Oder glaubte er, er könne ihn nicht verlieren, er möchte auch machen was er wollte?

Während der langen Regierung Friedrichs des Großen, ward sehr viel für die Wissenschaften gethan, in Seiner Hauptstadt und in Seinem ganzen Lande. Hätte Hr. v. Z. weniger blinde Leidenschaft gehabt, und mehr litterarische Kenntnisse, woran es ihm, wie an allen historischen Kenntnissen, freylich sehr zu mangeln scheint; so hätte er doch billig einen wenn auch nur kurzen Umriß dieser merkwürdigen Periode der deutschen Gelehrtengeschichte entwerfen sollen. Es geschahen in allen Wissenschaften wichtige Fortschritte, und in vielen Wissenschaften früher, als in dem übrigen Deutschlande; welches hierdurch auch viele wohlthätige Früchte desjenigen Geistes genoß, der sich unter Friedrichs des Großen Regierung in Seiner Hauptstadt und in Seinem Lande ausbreitete. Es sey dem Redakteur erlaubt, anstatt sich auf den gehässigen Inhalt des ein- und dreyßigsten Kapitels, der keine Auseinandersetzung und Widerlegung verdient, weiter einzulassen, hier in einem kurzen und schwachen Entwurfe

anzu-

anzuzeigen, was ſeiner Meinung nach ein würdigerer Inhalt eines ſolchen Kapitels geweſen ſeyn würde: nehmlich die vornehmſten Fortſchritte in verſchiedenen Wiſſenſchaften, welche in Berlin und in den preußiſchen Landen früher gethan wurden, als in den meiſten andern deutſchen Ländern, anzugeben, und die hauptſächlichſten großen Gelehrten zu nennen, welche dieſe Regierung verherrlichten.

Philoſophiſcher Geiſt und edle Freyheit zu denken, verbreiteten ſich von Berlin aus in die preußiſchen Länder, unter Friedrich dem Großen viel früher, als in dem ganzen übrigen Deutſchlande. Tolerante Geſinnungen, die edle Wirkung von beiden, waren daſelbſt ſchon allgemein, wurden empfohlen und mit männlichem Muthe vertheidigt, als noch in den meiſten deutſchen Ländern ganz entgegengeſetzte Geſinnung nur allzuſehr regierte.

Die Verbeſſerung in den theologiſchen Kenntniſſen, — ganz Deutſchland weiß es, und erkennt es mit Danke — gingen von Berlin und Halle aus. Reinbeck that durch ſeine Betrachtungen über die Augſpurgiſche Konfeſſion einen Schritt, deſſen große Wichtigkeit wir nicht mehr ganz deutlich erkennen, weil wir ſeitdem in Kenntniſſen ſo weit fortgeſchritten ſind, und den Zuſtand der Theologie vor Reinbeck und die Beſchaffenheit der Zeit vergeſſen haben, wo die zu Wertheim herausgekommene Ueberſetzung der Bibel, welche die aufgeklärteſten Theologen, ſelbſt ein Moshеim billigte, als gottesläſterlich im ganzen Reiche verboten ward. Was S. J. Baumgarten und Semler thaten, wird auch zwar, aber vielleicht nicht genug geſchätzt, weil wir ganz

vergeſſen

vergeſſen haben, welchen Schutt ſie wegräumten. Die Verdienſte der verehrungswürdigen Männer: Sack, Spalding, Dietrich, Teller, Büſching, Nöſſelt, Eberhard, Steinbart u. a. ſowohl um Theologie als um Religion, wagen ſelbſt die nicht zu läugnen, welche jetzt die Mine annehmen, Aufklärung überhaupt, und beſonders in der Theologie, verdächtig oder verächtlich zu machen; worunter auch unſer Hr. v. Z. gehört.

Welche weſentliche Verbeſſerungen hat nicht die Rechtsgelehrſamkeit den preußiſchen Landen unter Friedrich dem Großen zu danken! Wir erhielten eine wichtige Reform in Abſicht des Prozeſſes durch den Coccejiſchen Codex Fridericianus, den andere noch nachahmten, als bey uns ſchon die größere Verbeſſerung durch die Carmerſche Prozeßordnung geſchehen war. Das Geſetzbuch, das unter K. Fr. II. angefangen, und unter König Fr. Wilh. II. vollendet ward, iſt einzig in ſeiner Art. Nie iſt ein ſo wichtiges als wohlthätiges Unternehmen zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande in ſolchem Umfange und ſolcher Vollkommenheit ausgeführt worden. Kaum wird ein anderes Land zu finden ſeyn, wo ſo viele Staatsminiſter ächten philoſophiſchen Geiſt mit bewährter praktiſcher Rechtsgelehrſamkeit in ſo großem Maaße verbanden. Cocceji, Münchhauſen, Zedlitz, Carmer, welche Namen! Und, wer Berlin und die preußiſchen Provinzen kennet, wird auch die große Anzahl philoſophiſcher und zugleich praktiſcher Rechtsgelehrten kennen, durch welche unſere höchſte Landeskollegien und unſere Gerichtshöfe doppelt verehrungswürdig werden.

Große praktische Aerzte waren in Berlin und in allen preußischen Landen. Die Chirurgie stieg bey uns früher zur Vollkommenheit, als in allen andern deutschen Ländern. Schmucker und Theden waren groß ehe sie berühmt wurden, hatten vierzig Jahre praktische Erfahrungen gemacht, ehe sie ein Buch schrieben. Daß ein Arzt, wie Hr. v. Z., Berlin wählte, um durch eine wichtige Operation Hülfe für sich selbst zu suchen, ist allein genug zum Lobe der berlinischen Chirurgie.

Die Anatomie hat Männern wie Lieberkühn, Meckel und Walter, die wichtigsten Entdeckungen zu danken. Außerdem bildeten sich auf dem anatomischen Theater zu Berlin eine Menge junger Aerzte, die in ganz Deutschland in ihrer Wissenschaft Nutzen stifteten.

In der Chemie hatten wir schon seit Anfange der Regierung Fr. II. Neumann und Pott. Und wir besaßen sehr lange Markgrafen, den Mann, der in seiner Wissenschaft weit über sein Zeitalter wegsah. Unter ihm bildeten sich der für seine Verdienste nicht genugsam bekannte Rose; und Gerhard, Achard und Klaproth, welche jetzt noch Berlin Ehre machen. Zu ihm wallfahrteten viele wißbegierige Ausländer; der auch für Berlin allzufrüh verstorbene Ferber dankte ihm, daß er seine erste Kenntnisse in der Chemie auf den rechten Weg geleitet hatte.

In der Botanik wirkte Gleditsch, einer der Ersten in seiner Wissenschaft, lange Jahre im Stillen viel für dieselbe.

In

In der Mathematik besaß Berlin Euler, Lambert und la Grange, Männer der ersten Größe.

In der Kriegskunst haben die preußischen Schriftsteller allen andern Deutschen zum Muster gedient, und vielleicht den Schriftstellern mancher andern Nationen, weil alle Theile dieser wichtigen Kunst in der preußischen Armee vorzüglich ausgebildet wurden, manche eine ganz andere verbesserte Gestalt gewannen, einige mit Riesenschritten zur Vollkommenheit gingen. Der König selbst, Stille, Saldern, Gaudi, Pfau, Tempelhoff, Hennert, und manche Ungenannte gehören zu den Schriftstellern des ersten Ranges in diesem Fache. Der vortrefliche östreichische Veteran wohnte und schrieb im preußischen Schlesien. Das Werk des Hrn. v. Struensee über die Befestigungskunst, ist das vollständigste und beste, das in Deutschland vorhanden ist. Es besitzt überdieß die preußische Armee nicht wenig Generale und Staabsofficiere, die nichts militarisches haben drucken lassen, die aber durch weitläuftige wissenschaftliche Kenntnisse aller Art, verbunden mit ihrer Erfahrung und großen Kenntnissen in der Kriegskunst, sich zu sehr vorzüglichen militarischen Schriftstellern qualificiren würden. Wer kennt nicht Möllendorf, Kalkstein, die Anhalte, Henkel, Kalkreuth, Raumer, Schliessen, Scholten, Geusau, Golze und so viele andre verdiente Männer dieser Art!

Statistische Nachrichten über innere Landesangelegenheiten wurden in den preußischen Staaten früher begünstigt, als in manchen andern Ländern. Welches Land hat von seinen meisten Provinzen so genaue Topographien, als das preußi-

sche? Und dieselben sind sämmtlich von den Staatsministern des Departements theils veranlaßt, theils ganz besonders unterstützt worden. Preußische Geschäftsleute aus den höhern Finanzkollegien haben eben nicht viel über Finanz- Handlungs- und statistische Gegenstände geschrieben. Wie sehr aber gelehrte Kenntnisse und philosophischer Geist mit den eigentlichen Departementskenntnissen bey vielen dieser Männer vereinigt sind, kann derjenige beurtheilen, der zuweilen das Glück gehabt hat, Aufsätze von manchem dieser Männer zu lesen, welche nicht zum öffentlichen Gebrauche, sondern für die Geschäfte bestimmt waren, aber den besten Schriftstellern Ehre gemacht haben würden. Es ist zu vermuthen, daß die preußischen Staaten auch hierin wohl einen Vorzug vor manchen andern Ländern haben möchten.

Jacobson schrieb in Berlin zuerst in Deutschland praktisch über Zeugmanufakturen, lieferte ein technologisches Wörterbuch, so wie Krünitz ein großes ökonomisches Wörterbuch, schätzbare Sammlungen, und einzig in ihrer Art.

Die preußischen Lande besaßen in diesem Zeitraume die beiden großen Männer, welche in der spekulativen Philosophie allein Epoche machten, Wolf und Kant. Sie besaßen auch A. G. Baumgarten, Moses Mendelsohn, und Lambert, nebst so vielen andern, die in den philoserhischen Wissenschaften so viel leisteten.

In Berlin fing man zuerst an, die Philosophie, welche sich bis dahin bloß mit Abstraktion und Demonstration beschäftigt hatte, mehr in die Welt zu bringen, und auf andere Wissenschaften und Künste anzuwenden. Die gro-

ßen

ßen Verdienste, welche hierin Lessing, Moses Mendelsohn, Sulzer, Eberhard, Garve, Engel, und andere sich erwarben, sind weltbekannt. Lessings Laokoon und Engels Mimik sind Werke, dergleichen keine andere Nation in Europa aufzuweisen hat. Sulzers Wörterbuch der schönen Wissenschaften und Künste ist bey weitem das beste was in irgend einer Sprache zu finden ist.

Der Vortrag wissenschaftlicher Kennntnisse in unwissenschaftlicher Form und mit Anwendung auf Gegenstände, welche auch diejenigen interessiren, die nicht Gelehrte von Profession sind, hatten den wohlthätigen Erfolg, daß litterarische Kenntnisse sich in mehrere Stände ausbreiteten, woran es bis dahin in Deutschland sehr gefehlt hatte, und an manchen Orten noch fehlet. Dieß brachte den Wissenschaften mehr Achtung zuwege, und durch diese Achtung konnten sie mehr wirken. Man muß sich Deutschland nur recht lebhaft vorstellen, wie es in Absicht auf Kenntnisse und auf gesellschaftliches Leben vor funfzig Jahren war, und wie es zum Theile an einigen Orten noch ist; man muß an den Unterschied denken, den Geburt, Ahnen, Stand, Titel, immer in unsern Gesellschaften machten und noch machen. Ein Gelehrter oder ein Künstler zu seyn, gab in Berlin gewiß viel früher ein Recht zum Zutritte zu den besten Gesellschaften und zum Umgange mit den vornehmern Ständen, als in vielen andern deutschen Residenzstädten. Vielleicht sind sogar noch jetzt einige verhanden, wo jenes noch kein Recht giebt.

Für die Schulen, diese Säugammen einer gesunden Nachkommenschaft, ist allenthalben noch bey weitem nicht genug geschehen; aber auch hierin

zeichneten sich die preußischen Lande unter Friedrich dem Großen vortheilhaft aus. Die nachher so berühmt und berüchtigt gewordene östreichische Normalmethode ward in Berlin von Hähne unter dem Namen der Litteralmethode erfunden, und auch bald wieder abgeschafft, da man ihre Unzweckmäßigkeit einsah. Aber zu gleicher Zeit führte Hecker zuerst den Gedanken aus, durch eine sogenannte Realschule, diejenige junge Leute, die sich nicht dem Studiren widmen, das zu lehren, was sie im gemeinen Leben wirklich brauchen können; da bisher in allen Ländern in den Schulen nur für die gelehrte Jugend gesorgt worden war, die man mehr durch Worte als durch Begriffe zum gelehrten Stande zuzubereiten meinte. Diese nützliche Anstalt besteht noch, ist mannichfaltig nachgeahmt worden, und hat Gelegenheit gegeben, daß auch in den eigentlichen gelehrten Schulen mehr Realkenntnisse gelehrt werden. Noch viel wohlthätiger für die sonst allenthalben im Unterrichte so sehr vernachlässigten niedern Stände ist die vortreffliche Methode des Hrn. von Rochow geworden. Er gab durch seine musterhaften Schulen, so wie durch seine Schriften, ganz Deutschland ein Beyspiel, wie Unterricht auch den Bauerstand dem Staate nützlicher machen kann und muß. Der Hr. Minister von Zedlitz gab ein Beyspiel durch die Normalarmenschule in Berlin, wie die Rochowsche Methode für Bürgerkinder anzuwenden ist. Durch den Eifer des Hrn. Generals und Gouverneurs v. Möllendorf ward die Garnisonschule in Berlin auf einen bessern Fuß gesetzt. Durch den Eifer des Hrn. Generals v. Pfuhl entstand eine Schule für sein

Regiment in Berlin, welche ein Muſter für andere Garniſonſchulen ſeyn kann, und ſchon wirklich geworden iſt. Der Hr. General v. Rohdich hat das groſſe Waiſenhaus in Potsdam mit unermüdetem Eifer in beſſern Stand geſetzt. Ihm iſt zu danken, daß die armen Kinder nicht mehr in den Mauern des Hauſes eingeſchloſſen ſind, ſondern bey Bürgern und Bauern in die Koſt gethan werden, und dadurch geſunder und im gemeinen Leben brauchbarer werden. Auf ſeine Veranlaſſung ward durch den Herrn Feldpropſt Kletſchke die Potsdamſche Garniſonſchule angelegt, deren vortreffliche Einrichtung aufs deutlichſte zeigt, mit welchem Nutzen die Rochowſche Schulmethode auf Soldatenkinder angewendet werden kann. Eine Menge Gymnaſien und niedere Schulen ſind in den preuſſiſchen Landen verbeſſert worden. Die Namen der edlen Männer, Büſching, Reſewitz, Funke, Meierotto, Röttger, Gedike, Lieberkühn, Struve, Fiſcher, und vieler andern mehr, wird noch die durch ihren Eifer beſſer unterrichtete Nachkommenſchaft mit Danke nennen. Baſedows pädagogiſche Ideen wurden in den preuſſiſchen Staaten zuerſt mit Eifer unterſtützt, und durch praktiſche Anwendung näher modificirt. Baſedow hätte durch ſein Elementarwerk bey weitem nicht das geleiſtet, was er leiſtete, wäre er nicht nach Berlin gekommen, und hätte daſelbſt endlich den Mann gefunden, den er an vielen Orten vergebens geſucht hatte, einen Chodowiecki, der dieſe Methode auf ſo vorzügliche Weiſe ſinnlich darſtellte. Die jüdiſchen Freyſchulen in Berlin, waren die erſten moraliſchen Schulen dieſer Nation.

Im Jahre 1750 ſchrieben Ramler und Sulzer in Berlin das erſte gute kritiſche Blatt,

zu einer Zeit, wo es in Deutschland noch gänzlich daran fehlte, zu einer Zeit, wo der wahre gute Geschmack noch ganz in der Kindheit war. Ganz Deutschland erkennt, welcher großer Schritt zu reiferer und freyerer Beurtheilung der Werke des Geistes, die sonst in Deutschland so selten war, durch die Litteraturbriefe geschah. Die todte Einförmigkeit und die feyerliche Aengstlichkeit fingen von der Zeit an, in den deutschen prosaischen Schriften immer seltner zu werden. Es entstanden außerdem noch in Berlin zwey der vorzüglichsten deutschen Journale, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die allgemeine deutsche Bibliothek. Jedermann erkennt, daß durch dieselben die edle Freymüthigkeit im Urtheilen allgemeiner geworden ist, daß durch dieselben in ganz Deutschland viele litterarische Kenntnisse mehr in Umlauf kamen, mehrere Geisteskräfte sich entwickelten, und daß Deutschland manche wohlthätige Revolution in der allgemeinen Art zu denken diesen Journalen verdankt.

Gleim, Ramler, Kleist, welche Namen als Dichter! Außer ihnen entstand und lebte in den preußischen Staaten noch die Dichterinn Karschinn, als Kind der Natur einzig in ihrer Art.

Auf dem Theater zu Berlin sahen wir oft sehr vorzügliche Schauspieler. Wir besaßen lange Lessing und Engel, die vornehmsten Zierden des deutschen Theaters überhaupt. Miß Sara Sampson und Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und der Schlaftrunk, Stücke, die für klassisch werden gehalten werden so lange ein deutsches Theater existirt, entstanden in Berlin.

Die

Die beiden Graune, Quanz, Bach und Benda ſtifteten in Berlin eine muſikaliſche Schule, die Originalität hatte, und auf viele deutſche Komponiſten wirkte. In der letzten Hälfte der Regierung des Königs beſaßen wir Reichard und Schulze. Die muſikaliſche Kritik ging von Berlin aus, zu einer Zeit, wo man in ganzem übrigen Deutſchlande noch nichts davon wußte, und wirkte zwar unvermerkt, aber gewiß daurend auf den Charakter der deutſchen Muſik überhaupt. Quanzens Anweiſung zum Flötenſpielen, und Bachs Anweiſung zum Klavierſpielen werden noch ſehr lange für klaſſiſch geachtet werden. Kirnberger iſt den einſichtsvollen Muſikern der vorzüglichſte Lehrer der Harmonie. Die beſte Anweiſung zum Singen, die wir haben, gab Agrikola heraus. Die beſte Anweiſung zu Fugen iſt von Marpurg; von Krauſe die erſte gute Schrift, die über muſikaliſche Poeſie in deutſcher Sprache geſchrieben ward.

Rode, Meil, Chodowiecki, entſtanden in Berlin ohne Protektion, ohne Unterſtützung, bildeten ſich ſelbſt, und ſind jeder einzig in ſeiner Art.

Kein Land hat ſo viele Staatsmänner vom erſten Range gehabt, die zugleich vorzügliche Schriftſteller waren, als das preußiſche während der Regierung Friedrichs des Großen. Auch nach der Regierung deſſelben pflanzte ſich dieſer Vorzug fort; aber wir reden hier nur von der Regierungszeit Friedrichs II. Borke überſetzte den Julius Cäſar des Shakeſpear (im J. 1744)

zu einer Zeit, da das übrige Deutschland diesen großen Mann kaum kannte, und da ihn noch die Gottschedsche Schule unausgelacht auslachen durfte. Coccejî nimmt schon durch sein Jus civile controversum und durch seinen Commentarius in Grotium einen ehrenvollen Rang unter den juristischen Schriftstellern ein. Zedlitz durch kleine Schriften voll philosophisches und patriotisches Geistes, Heinitz durch Schriften voll tiefer Kenntnisse in der Mineralogie und in der Finanzwissenschaft, werden zu den vorzüglichen jetztlebenden Schriftstellern Deutschlands gezählt. Herzberg, gleich berühmt als Schriftsteller und als Minister, ward der Vertheidiger der Rechte, und der Geschichtschreiber des Staats, dem er so rühmlich diente. Auch besaß diese Regierungszeit mehrere Minister, die nicht schrieben, aber die alle gelehrte Einsichten dazu besaßen, welche die Wissenschaften vorzüglich kannten und vorzüglich beschützten, und oft unbemerkt das stille gelehrte Verdienst hervorzogen und belohnten. Wir nennen hier nur Waiz von Eschen, Schulenburg, Hoym, Münchhausen und Cramer: und wie viel mehrere könnten wir nicht nennen!

Diese merklichen Fortschritte in den Wissenschaften entstanden nicht durch Belohnungen des Regenten, nicht durch kostbare Anstalten, die in so manchen andern Ländern bey aller guten Absicht so wenig wirken; sie entstanden durch eigene Entwickelung der Geisteskräfte, durch innern Trieb für die Wissenschaften, und waren um so viel verdienstlicher.

Hat der Redakteur Unrecht, wenn er glaubt: eine ähnliche, wenn auch nur leichte Ausführung des angenehmen Bildes, wie der menschliche Geist sich unter Friedrich dem Großen entfaltete, würde dem Leser angenehmer und nützlicher gewesen seyn, Hrn. v. Z. aber mehr Ehre gemacht haben, als unvernünftige Beschuldigungen und pöbelhafte Invektiven gegen Berlinische Gelehrte denen Hr. v. Z. nicht wohl will; selbst wenn auch diese Gelehrten solche Beschuldigungen und Schimpfwörter verdient hätten, da sie doch dergleichen gewiß nicht verdienen. Hat der Redakteur Unrecht, wenn er glaubt, durch seinen leichten und noch unvollkommenen Entwurf dieses Bildes, die Leser angenehmer unterhalten und lehrreicher beschäftigt zu haben, als wenn er des Hrn. v. Z. grobe Invektiven auseinandergesetzt, und widerlegt hätte? Es war wenigstens eine kleine Erholung von dem Mißmuthe, den die Art, wie sich Hr. v. Z. allenthalben in diesen Fragmenten zeigt, jedem vernünftigen Menschen erregen muß.

Ueber das zwey und dreyßigste Kapitel.

Von einigen noch nicht genug betrachteten Seiten von Friedrichs Größe, auch noch einige Züge aus seinem Geiste und Charakter und von mancherley irrigen niedrigen und kleinlichen Begriffen von ihm.

Ende gut alles gut! Hr. v. Z. bleibt sich in diesem letzten Kapitel ganz gleich, an Ordnung und an Wahrheit, an Schicklichkeit und an Zweckmäßigkeit.

Wenn er z. B. nur ein klein wenig an ordentliche Eintheilung und Zusammenstellung der Materien gedacht hätte, die doch auch ein Fragmentenschreiber billig nicht ganz entbehren sollte; so würde ein großer Theil dieses Kapitels offenbar ins dreyßigste gehören, wo er abhandeln wollte, wie man den großen Friedrich zuweilen mißverstand. Denn, irrige niedrige kleinliche Begriffe von Friedrich dem Großen, sind doch wohl nichts als Mißverständnisse? Einige noch nicht genug betrachtete Seiten und die sogenannten einige Züge aus seinem Charakter, sind unmaßgebliche Räsonnemente und unbedeutende und zum Theile ganz falsche Anekdötchen, die unser Fragmentenschreiber auch mit eben dem Rechte in zehn andere seiner Kapitel hätte setzen können.

Gleich

Gleich S. 331. erzählt Hr. v. Z. ein gar läppisches Anekdötchen von dem sel. General und Oberstallmeister v. Schwerin: "Der König pfiff, "ließ von Sanssouci zwey Heiducken mit einer Trag-"schäse kommen, zwang den guten Schwerin, sich in "die Tragschäse zu setzen, und ging immer nebenher." Dieses elende Anekdötchen soll die noch nicht genug betrachtete Seite von Friedrichs Größe erläutern, daß Er die Schmeicheley nicht geliebt habe. Fast möchte man glauben, Hr. v. Z. hätte diese Seite von Friedrichs Größe selbst noch nicht genug betrachtet gehabt, als er den König sprach; denn man findet in allen drey und dreyßig Unterredungen, daß er allenthalben dem Könige schmeichelte, und ihm, selbst über seine Gesundheit, wo es als Arzt seine Pflicht gewesen wäre, fast nie die reine Wahrheit sagte. Daß übrigens der Hr. Oberstallmeister v. Schwerin dem Könige eben nicht schweichelte, ist denen die um den König waren, bekannt genug; und daß der König direkte und grobe Schmeicheley nicht ausstehen konnte, daß er das Lob solcher Leute, die er selbst nicht für lobenswürdig hielt, verachtete, und nur für den Beyfall der Leute die er schätzte empfindlich war, ist in manchen glaubwürdigen Büchern genugsam angezeigt, und mit wahren Beyspielen bestätigt worden. Aber die Anekdote vom Oberstallmeister v. Schwerin, womit Hr. v. Z. hier eine genugsam bekannte Wahrheit nochmals bestätigen will, hat nur zwey Fehler: 1) Ist sie nicht wahr; denn diejenigen Personen, welche viele Jahre lang um den König waren, müßten von solcher auffallenden Begeben-

heit

heit etwas wissen; und nie hat einer derselben etwas davon gehöret. 2) Kann sie nicht wahr seyn; denn der König hatte keine Tragschäse in Sanssouci, wo auch niemals einer von seinen Heyducken war, die sobald er pfiff, mit einer Tragschäse hätten kommen können; indem sie immer in Berlin blieben. Als der König den Grafen Hodiz, dessen Ankunft Er aber NB. vorherwußte, da er wegen Gicht nicht gehen konnte, aufs Schloß zu Sanssouci tragen ließ *), ward die Porteschäse aus dem neuen Schlosse geholt, und die Träger waren ein Paar Stallleute.

Nachdem Hr. v. Z. also S. 331 vom Oberstallmeister v. Schwerin eine einfältige Legende erzählt hat, so säumt er nicht, sogleich darauf S. 335 vom Feldmarschall v. Schwerin eine eben so unwahre und noch viel abgeschmacktere Legende zu erzählen; wodurch er noch dazu das Andenken dieses verehrungswürdigen Generals auf eine unverantwortliche Weise beschmitzt. Er erzählt, es habe eine Kälte zwischen Friedrich dem Großen und dem großen Schwerin geherrscht, und weil er nun, wie bekannt, von den meisten Dingen solche eigentliche Ursachen weiß, welche sonst in keines Menschen Sinn kommen können; so fährt er fort: "Aber die eigentliche Ursache, wo"durch der Feldmarschall Schwerin den König ganz am "Anfange seiner Regierung beleidiget hat, ist bemerkens"werth. Schwerin hatte unstreitig die Schlacht bey Mol"witz gewonnen. Damit nun dieß die ganze, doch eigent"lich von dem Könige angeführte Armee verstehe und "wisse,

*) S. Büschings Verträge, Anhang. S. 9

"wisse, gab Schwerin am Abend dieser Schlacht, noch "bevor der König von seiner Entfernung vom Schlacht"felde zurückkam, die Worte: Jesus Christus, zur Pa"role, und andre eben so andächtig lautende Worte zum "Feldgeschrey. Jeder Offizier in der ganzen Armee "konnte aus diesen Worten auf die Abwesenheit des "Königs schließen." Wenn dieß letztere die Absicht gewesen wäre, so hätte der ewigverehrungswürdige Schwerin, dieser große Feldherr, hier gehandelt, wie er in seinem Leben sonst nie handelte, nicht nur nicht als ein kluger General, sondern auch warlich nicht als ein Patriot. Der Erfolg, wenn die ganze Armee unmittelbar nach der gewonnenen Schlacht, besonders durch ein so außerordentliches Verfahren des Feldherrn, die Abwesenheit des Königs erfahren hätte, würde nothwendig gewesen seyn, daß bey vielen der Muth gesunken und Verlegenheit entstanden wäre. Dieß kann unmöglich des Feldmarschalls Absicht gewesen seyn; denn er war ja dafür, daß der Feind noch an eben dem Abende sollte verfolgt werden; wie könnte er durch Bekanntmachung der Abwesenheit des Königs den Muth der Armee haben vermindern wollen? Man überlege auch nur, daß, nach der sichersten Nachricht eines der größten Feldherrn dieser Zeit, der selbst ein Augenzeuge war *), Schwerin dem Könige den Rath gegeben hatte, sich vom Schlachtfelde zu entfernen. Wäre es von ihm nun nicht hämisch gewesen, wenn er dieß, was er selbst veranlaßt hatte, auch gleich zum Nachtheile des Königs, ohne alle Rücksicht auf die Folgen, hätte der

*) S. Nicolai Anekdoten Th. II. S. 190.

der ganzen Armee bekannt machen wollen? Dieſer groſse Feldherr war nicht fähig ſo zu handeln. Die ganze Anekdote iſt eins von den vielen Ammenmährchen, welche Hr. v. Z. auf leeres Hörenſagen nachſchreibt und für Fragmente über Friedrich den Groſsen ausgiebt. Niemand von den Perſonen, welche den Feldmarſchall Schwerin und auch ſeine Verhältniſſe gegen den König kannten, hat jemals von dieſer Anekdote gehört *). Der Redakteur hat die Mühe nicht geſcheuet, bey mehrern noch lebenden Officieren und Soldaten, welche bey der Schlacht von Molwitz gegenwärtig waren, ſich zu erkundigen. Kein einziger kann ſich erinnern, was am Abende der Schlacht bey Molwitz die Parole und das Feldgeſchrey geweſen. Es würde ſich aber gewiß irgend jemand derſelben erinnern, wenn ſie ſo gar auffallend geweſen wären. Hr. v. Z. ſcheint nicht einmal zu wiſſen, daſs das Wort oder die Parole allemal der Namen einer Stadt, hingegen das Feldgeſchrey der Namen einer Perſon iſt. Es müſste alſo der Armee doppelt aufgefallen ſeyn, wenn der Feldmarſchall, wider die allgemeine Gewohnheit, den Namen einer Perſon und einen ſo ſehr auffallenden Namen zur Parole gegeben hätte. Die Armee würde ſich über den ſonderbaren Einfall des Feldmarſchalls freylich gewundert haben; aber ſie hätte daraus nicht, wie Hr. v. Z. träumt, auf die Abweſenheit des Königs

*) Der Recenſent der Zimmermanniſchen Fragmente in den Greifswaldiſchen kritiſchen Nachrichten vom J. 1790 Nr. 18. S. 149. ſagt: "Er wiſſe, daſs der Feldmarſchall Schwerin die Sache ganz anders erzählte."

nigs ſchließen können. Des Königs religiöſe Geſinnungen waren im Jahre 1741 keinesweges ſo allgemein bekannt, und wären ſie auch bekannt geweſen; ſo hätte einer oder der andre eben ſo gut ſchließen können, der König habe mit dem Namen irgend einen Spaß treiben wollen, als daß er abweſend wäre, und ein anderer die Parole ausgegeben hätte.

Geſetzt aber, die Worte Jeſus Chriſtus wären auch, es ſey als Parole oder als Feldgeſchrey, am Abende der Schlacht von Molwitz ausgegeben worden; ſo konnte dennoch dieſes unmöglich die eigentliche Urſache einer Kälte zwiſchen dem Könige und dem Feldmarſchalle von Schwerin ſeyn, wie Hr. v. Z. träumt. Er iſt ſo unwiſſend, nicht einmal zu wiſſen, daß der Feldmarſchall Schwerin, nachdem er in der Schlacht zweimal verwundet war, darauf gegen Abend das Kommando der Armee dem Erbprinzen von Deſſau übergab. Dieſer alſo hat die Parole ausgegeben; und man hat nicht gehöret, daß jemals zwiſchen demſelben und dem Könige eine Kälte wegen der Molwitzer Schlacht entſtanden wäre. So elend und widerſprechend ſind faſt alle Mährchen ausgedacht, welche Hr. v. Z. vorbringt.

Sehr komiſch ſind die mancherley militariſchen Unterſuchungen, in die ſich hier Hr. v. Z. einläßt, mit vieler angenommener Wichtigkeit und mit ſo weniger Kenntniß, daß er dem Militar lächerlich wird, und daß auch derjenige, der nicht vom Metier iſt, meiſt die Ungereimtheit einſieht.

Er wirft S. 333 die Frage auf: "durch "welchen General der König sich gebildet habe?" Nachdem er etwas über den Julius Cäsar geschwatzt hat, damit er nur mit angenommener Wichtigkeit sagen kann: "Er wisse zuverlässig *), was Friedrich II. über den Julius Cäsar gesprochen habe"; hat er

*) Mit eben der Wichtigkeit setzt er hinzu: "Im Schreibkabinette im neuen Schlosse zu Sanssouci sah ich" (gerade als ob Er es allein, und nicht alle Reisenden gesehen hätten, denen das neue Schloß vom Kastellan gezeigt wird) "ein einziges Brustbild, ein altes für achtzehntausend "Scudi in Rom gekauftes Original, und dieß war das "Bild von Friedrichs geliebtem Cäsar." Es ist dem Hrn. v. Z. wie wir es mehrmals schon gefunden haben, sehr gewöhnlich, Nebenumstände dreist anzuführen, damit es das Ansehen habe, er wäre ganz genau unterrichtet; aber eben dadurch verräth er bey denen, welche besser unterrichtet sind, oft so sehr seine Präsumtion als seine Unwissenheit, indem er entweder dergleichen Umstände erdichtet, oder sie ganz ununterrichteten Leuten nachschwatzt. Dieses Brustbild ist nicht in Rom gekauft und kostet nicht achtzehntausend Scudi. Herr v. Z. hätte in der Beschreibung von Berlin und Potsdam III. Band S. 1237 finden können, daß es aus der Sammlung des Kardinals Polignac ist. Diese aus 311 Stücken bestehende Sammlung ward nicht in Rom sondern im J. 1754 in Paris gekauft. Der König bezahlte dafür 36,000 Rthlr, folglich ists lächerlich zu sagen, ein einziges Stück davon habe 18,000 Scudi gekostet. Im gedruckten Katalogus dieser Sammlung ist dieses Brustbild No. 311, oder das letzte Stück, und darinn bezeichnet, "ouvrage *unique*, fait *d'après nature*, wie denn der Anpreisungen in diesem Katalogus nicht wenig sind, die der Kenner nicht unterschreiben wird. Wer aber andere schöne Stücke dieser Sammlung kennet, wird gestehen, daß es gar nicht einzig obgleich ein schönes Brustbild zu nennen ist. Winkelmann sagt von diesem Brustbilde: "Es finden sich in verschiedenen "Museen Köpfe, welche den Namen des Cäsar führen, "und kein einziger gleicht völlig den Köpfen auf dessen "Münzen. — Eine große Thorheit aber ist es in allen "Fällen, vorzugeben, daß ein Buste im Museum des "Kardinals Polignac als Ein einziges Stück anzusehen "sey, und nach dem Leben gearbeitet worden." S. Winkelmanns Geschichte der Kunst. Dresdner Ausgabe II. Th. S. 383.

er zur Beantwortung dieſer Frage weiter nichts anzuführen, als daß der König den alten öſtreichiſchen Feldmarſchall Traun, der im J. 1744 in Böhmen wider Ihn kommandirte, und Ihn lehrte durch Schaden klug zu werden, ſeinen Lehrer nannte. Dieß ſteht wenigſtens in zehn Büchern, durfte alſo hier am wenigſten wiederholt werden, wo lauter inaudita gegeben werden ſollen, und löſet gar nichts von der Frage auf, "durch weſſen Beyſpiel Friedrichs groſſe militariſche Talente ſich am meiſten entwickelt "haben". Hr. v. Z. ſagt: "Weder Schwerin noch der "Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau ſcheinen dieſe Generale "geweſen zu ſeyn". Warum ſcheint dieß unſerm Hrn. v. Z. ſo? Glaubt er davon urtheilen zu können?

S. 336 will er nun unterſuchen, "wie ſich "Friedrich bemühet habe, gute Generale zu ziehen"? — Antwort: "durch das Herbſtmanöver in Potsdam, "welches man die Exercierzeit ſeiner Generale hieß, wo "er ihnen beſondere Korps gab, die ſie nach ihrem eigenen Gutbefinden und nach der Lage des Bodens anführen "mußten". Darauf ſagt er (S. 338): "Er hoffe, "daß er keinen von den preußiſchen Feldherren beleidige, "wenn er ſage, ſie haben ihre Bildung in irgend einer "Schule erhalten", und tröſtet ſie — ſollte man es glauben? — mit Anführung einer Stelle aus ſeinem eigenen Buche von der Erfahrung in der Arzneykunſt; bey welchem Titel er ſich füglich hätte erinnern können, daß er keine Erfahrung in der Kriegskunſt habe, und daß er ſich leicht lächerlich machen dürfte, wenn er über Bildung der Feldherren zu urtheilen ſich unternimmt.

Kriegserfahrne Offiziere verſichern: Wenn jemand die Potsdamſchen Herbſtmanöver die Exercierzeit

der Generale genennt hat, ſo war es ſo zu verſtehen, daß Generale daſelbſt die Truppen exercierten, nicht daß ſie exerciert wurden. Auch bey den Revüen in den Provinzen manövrirte der König gegen irgend einen General, und irgend ein General gegen ihn, gewöhnlich nicht, wie Hr. v. Z. meint, nach Gutdünken, ſondern die Stellung war größtentheils vorgeſchrieben. Diejenigen, welche auf dieſe Art wider den König manövrirten, ſollten nicht, wie Hr. v. Z. träumt, ſich erſt zu Generalen bilden, ſondern waren es ſchon; das heißt, ſie verſtanden das ihnen anvertraute Korps zu führen, und es mit Verſtande ſo manövriren zu laſſen, wie es die Umſtände erforderten, und wie ſie ein ſolches auch am Tage der ernſtlichen Aktion würden anzuführen gewußt haben. Dieß lernten die Generale nicht in Potsdam und auf den Revüen, ſondern ſie wußten es vorher. Wie wenig wußte Hr. v. Z., was er redete, wenn er von Bildung der Generale ſprach! So wichtig die Anführung der Truppen und das Manövriren iſt, ſo gehört doch zu einem Generale noch viel mehr, z. B. vorzügliche Lager zu nehmen, die Subſiſtenz einer Armee zu berechnen und das dahin Gehörige zu beſorgen, die Art des Feindes im Kriege kennen zu lernen u. ſ. w. Dieß und vieles andere mehr konnte doch niemand bey den Herbſtmanövern in Potsdam lernen. Hat denn Friedrich ſonſt aber nichts gethan, um ſeine Generale zu bilden? Herr v. Z. ſucht doch die Sachen immer da, wo ſie nicht liegen! Er vergißt ganz des Königs bekannte Inſtruction aux Généraux; denn dieſe ſchrieb er ausdrücklich zur Bildung der Generale. Die hätte er alſo hier nennen müſſen; und hätte er ja eine hieher gehörige Anekdote anzuführen gewußt,

gewußt, ſo hätte es die ſeyn müſſen, daß der König den auserleſenen Officieren, die er als Quartiermeiſterlieutenante in ſein Gefolge nahm, eine Zeitlang ſehr lehrreiche Diſcurſe über verſchiedene Theile der Kriegskunſt hielt, die er mit praktiſchen Beyſpielen größtentheils aus ſeinen eigenen Feldzügen erläuterte. —

Was er S. 340 und f. f. von den Belagerungen des Königs erzählt, iſt alles ganz ſchief. Hier iſt das Urtheil eines erfahrnen Officiers darüber:

„Daß dem Könige die Belagerungen mißlangen, entſtand daraus, daß er ſie übereilte, daß er zu ſchnell zum Ziele eilte, daß er ſo wenig Zeit als möglich dabey verlieren wollte. Daher wurden die Vorarbeiten nicht ſolide genug gemacht, oder man ließ ſolche weg, deren Nothwendigkeit nach einiger Zeit eingeſehen wurde, und die denn doch gemacht werden mußten. Alles dieſes lag in dem thätigen immer vorwärts dringendem Geiſte des Königes, und auch in den Umſtänden des ſiebenjährigen Krieges. Bey ſo vielen Feinden von allen Seiten mußte dieſer ganz anders geführt werden, als andre Kriege. Der König mußte immer alles wagen, alles verſuchen, alles ſchnell abzuthun ſuchen, um einem neuen Feinde ſich entgegen ſetzen zu können. — Lächerlich iſt es, wenn Z. (S. 343) ſeinem ſo oft ohne genugſamen Grund tadelnden Landsmanne, dem Gen. Warneri, es als Tadel nachſchreibt, daß bey der Belagerung von Prag der König auf dreyßig Meilen weit keine ſchwere Kanone hatte, daß die Mörſer erſt nach einem Monate nachkamen u. ſ. w. Die Sache iſt zum Theile wahr; aber die natürliche Urſache davon war, daß man dieſe Dinge nicht durch die Luft herbeyführen kann, daß der König, bey dem Entwurfe zu dem Feldzuge unmöglich voraus ſehen

„konnte, daß er eine Belagerung der Art, das heißt, „gegen eine Besatzung von 40,000 Mann zu führen haben werde, daß, bey der unglaublichen Geschwindigkeit, „mit welcher er bis Prag vordrang, diese Dinge nicht „mit der Armee zugleich da, nicht einmal, aus der vorher „angeführten Ursache, in den Hauptdepots vorbereitet seyn, „und fertig da liegen konnten. Also zeigt es Mangel an „Kenntniß an, dieß dem Könige vorzuwerfen. S. 344 „sagt Z.: „„6000 bis 8000 Preußen belagerten fast „„20,000 Oestreicher in Breslau““. Nicht sechs, bis „achttausend, sondern 14,000 Preußen belagerten 17,000 „Oestreicher. Warum die Sachen übertreiben? Die „Wahrheit ist rühmlich genug. Auch vor Prag blieben mehr, als 25,000 Mann zurück. Wenn sich doch „der gute Ritter nicht immer auf Warneri bezöge; nicht „diesen immer Augenzeuge nennte! Wir wissen ja alle, „daß er von 1758 an nicht mehr bey der Armee war. „Auch beruft W. selbst in der Vorrede sich nur auf Nachrichten“.

S. 350 f. f. und S. 385 f. f. schreibt Hr. v. Z., dieser Mann, der lauter neue Schätze versprach, aus den Schriften dieses Augenzeugen ganze Seiten voll Anekdoten und Räsonnemente ab, davon mehrere noch dazu nicht einmal richtig sind *). Vermuthlich glaubte er, des Gen. Warneri Schriften wären noch nicht genug betrachtet!

Herr

*) Kann etwas unrichtiger seyn, als daß der General Warneri vorgiebt, die preußische Armee sey im J. 1757 von 150000 auf 40,000 Mann geschmolzen, und daß Friedrich im J. 1759 abermals zwey Drittheile seiner Armee verloren habe. Wo wären denn alle die Rekruten und ihre Ausrüstung so geschwind wieder hergekommen? Gleichwohl schreibt Hr. v. Z. S. 346 diese unverleugnete Uebertreibungen als Wahrheit nach. Tempelhof, der doch wohl

Herr Nicolai hatte einer falſchen, und die preußiſche Armee entehrenden Nachricht dieſes Generals, der Wahrheit gemäß, widerſprochen. Er hatte geſagt *): "Der General W. giebt vor, die Infanterie des "Königs habe in den letzten Jahren des Krieges, faſt bloß "aus zuſammengelaufenem Geſindel und Deſerteuren "beſtanden, welche der König bloß durch unzuläßige Frey"heiten, die er ihnen verſtattet habe, zuſammengehalten "hätte. Unglaublich iſt es, daß ein geweſener preußiſcher "General ſo etwas ſchreiben konnte". Er konnte dieſes wohl um ſo viel ſicherer ſagen, da es eine unſtreitige Wahrheit iſt, und da es Hr. v. Tempelhof, den doch wohl jedermann für einen kompetenten Richter halten wird, eben daſſelbe **) ſchon vor ihm geſagt hatte. Aber Hr. N. hatte das Unglück in des Hrn. v. Z. Ungnade gefallen zu ſeyn, dieſer wollte alſo Hrn. N. widerſprechen, um ihn die Schwere ſeiner Ungnade fühlen zu laſſen. Er ſagt daher S. 347 ganz ſpöttiſch: "Es ſey unglaublich, daß Hr. N. aus "ſeiner Berichtigungsboutike", — ſo nennt Hr. v. Z. eben ſo artig als witzig des Hrn. N. Anekdoten von Fr. II. — "den General W. und den König, der eben "ſo ſpricht wie Warneri, zu berichtigen hoffe". Wie? der König ſollte von ſeiner eigenen Armee

wohl glaubwürdiger iſt, ſchlägt, nach einer ſpeciellen Liſte, (Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Iſter Theil S. 83) die ganze preußiſche Armee, die im J. 1756 ins Feld rückte, nicht zu 150,000, ſondern zu 122,913 Mann an. S. 322 ſchlägt er die Armee des Königs in Schleſien in der Schlacht bey Leuthen zu 28,600 Mann an. Alſo glaubte Hr. v. Z., die übrigen preußiſchen Armeen und Korps in Sachſen, Pommern, Preußen, Weſtphalen, desgleichen alle Garniſonen, hätten am Ende des Jahres 1757 nur 11,400 Mann betragen?

*) Anekdoten von Fr. II. IIItes Heft S. 331.

**) Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, IVter Theil S. 12.

so sehr verächtlich gesprochen haben? Der König sollte gesagt haben: die Armee habe fast bloß aus zusammengelaufenem Gesindel bestanden, welche er bloß durch unzuläßige Freyheiten zusammengehalten hätte? Das ist in der That unglaublich! Um etwas so ganz unglaubliches nun vermeintlich zu beweisen, führt Hr. v. Z. zwey Stellen aus den Werken des Königs an: 1) T. IV. S. 81, wo Er bey Gelegenheit der widrigen Lage im Anfange des Feldzugs 1760 sagt: "Die Regimenter, die bey Ma„xen gefangen wurden, wären zwar im Winter 1759 bis „1760 wiederhergestellt worden, aber", setzt Er hinzu: "ce n' étaient ni de vieux soldats ni de troupes pour „l'usage; *on ne pouvait s'en servir que pour la montre.* „Car que faire d'un ramas d'hommes, moitié paysans „saxons, moitié deserteurs de l'ennemi"? Und 2) eine Stelle T. V. S. 161, 162, wo der König von dem Zustande der Truppen nach ebengeschlossenem Frieden sagt: „dans les régimens d'infanterie, on ne „trouvoit gueres *au dela de cent hommes*, qui *eussent servi* „*au commencement de cette* guerre". Hr. v. Z. versichert: "Mit diesen Worten berichtige der König den „Berichtiger Herrn Nicolai". Das würde Hr. N. gern angenommen haben, der so oft gezeigt hat, daß er sich willig berichtigen läßt, wenn sich findet, daß er geirret hat. Aber hier scheint es gar nicht der Fall zu seyn; denn Hr. N. könnte noch ganz Unrecht haben, aber diese angeführten Stellen würden ihn nicht widerlegen. Das hätte Hr. v. Z., wenn er die geringste Ueberlegung gebraucht hätte, selbst fühlen müssen. So wie die, nach dem Vorfalle bey Maxen, aus Noth und in Eile zusammengerafften neuen Regimenter, war ja nicht die ganze Armee beschaffen! Hr. v. Z. hätte selbst aus den Worten des Königs

sehen

ſehen können, daß dieß deſſen Meinung auch gar nicht war. Er ſagt ja von dieſen neuen Regimentern, ſie wären nicht *pour l'uſage*, ſondern nur *pour la montre* geweſen, wodurch er ſie offenbar gegen ſeine Armee kontradiſtinguirt, von welcher Er im Feldzuge 1760 ſo guten Gebrauch machte. Hr. v. Z. hätte auch noch bedenken ſollen, daß ſelbſt dieſe in Eil zuſammengebrachte Regimenter gegen Ende des Kriegs beſſer waren, als wenige Wochen nachdem ſie waren angeworben worden. Und wenn gleich am Ende des Krieges 1763 in jedem Infanterieregimente nicht „über hundert Mann wa„ren, die im Anfange des Krieges gedient hatten"; ſo hindert dieß gar nicht, daß deswegen auch alle Neuangeworbene hätten Einländer ſeyn können. Hr. M. hatte ja ſelbſt geſagt: "Allerdings waren die "meiſten davon entweder Veteranen, deren Kräfte erſchöpft "zu werden anfingen, oder junges geworbenes Volk; daher "war freylich dieſe Infanterie nicht was ſie zu An"fange des Krieges war". Die angeführten Stellen aus den Werken des Königs gehören alſo hier gar nicht zur Sache, und es ſcheinet, Hr. v. Z. ſchickt ſich gar nicht zum berichtigen, weil er nicht die Gabe hat, recht zu leſen und recht zu verſtehen. Aber wie? Wenn etwa Hr. v. Z. auch nicht hätte leſen wollen, nicht hätte verſtehen wollen, damit er nur gegen denjenigen, gegen den ihm Groll im Herzen ſaß, vornehm thun, und über ihn wegwerfend ſpotten könnte! Faſt ſollte man glauben, dieß wäre hier der Fall; denn zehn Zeilen nach der vom Hrn. v. Z. angeführten Stelle des T. V. Oeuvres de Fr. II. S. 162 ſagt der König: „Voilà quel „était l'état de l'armée, lorsqu' après la paix d'Hubertsbourg elle rentra dans ses quartiers; les regimens se

„*trouvaient alors plus composés de naturels que d'étrangers*".
Siehe da! Da ſpricht ja der König nicht wie Warneri, ſondern wie Nicolai! Auf der folgenden Seite ſagt der König, es wären gleich nach dem Frieden, aus der Armee 30,780 Soldaten verabſchiedet *) worden, um das Land zu bauen. Das waren doch alſo Einländer, und dieſe Einländer waren übrig; denn der König ſetzt hinzu: es wäre "bey jedem Regimente die Anzahl der bleibenden Ein„länder auf 720 Mann feſtgeſetzt worden". Wie kam es denn wohl, daß der Herr Ritter dieſe Stellen, wodurch ſein ganzes nachgeſchriebenes Gewäſche widerlegt wird, gar nicht anführte? Und dieſe Stellen ſtehen zehn Zeilen nach der von ihm angeführten Stelle, auf die er ſo groß thut. Beynahe möchte man glauben, er habe die Werke des Königs geleſen wie Bliſil die Bibel!

Wir wollen noch über die damalige Beſchaffenheit der Armee aus einem ſchriftlichen Aufſatze eines verdienten Offiziers, eine Stelle hieher ſetzen: „Allerdings beſtand die Armee beym Ende des ſiebenjährigen „Krieges aus drey Viertheilen Landeskindern. Was der Kö„nig von den bey Maxen gefangenen Regimentern ſagt, gilt „nicht von der ganzen Armee. Der König ſelbſt ſagt (Oeuvr. „poſth. T. V. S 162): Es wurden mehr als 30,000 Ein„länder

*) Außer dieſen wurden ja bekanntlich in den letztern Jahren des Krieges von den Landſtänden von Pommern, der Kur- und Neumark, Magdeburg und Halberſtadt 24 Bataillone Landmiliz und einige Schwadronen Provinzialhuſaren geworben und unterhalten, welche größtentheils Einländer waren, und ſich ſehr brav hielten. Wenn nun zu dieſen Einländer zu finden waren, wie wäre es zugegangen, daß die Armee ſelbſt, wie A. und mit ihm Hr. v. Z. vorgiebt, mein aus Vagabunden und Deſertoren beſtanden hätte? Alle dieſe Landmiliz und Provinzialhuſaren wurden auch beym Frieden verabſchiedet.

„länder entlaſſen. Und doch behielt jedes Regiment Infan-
„terie noch 720, ſo wie jede Schwadron Kavallerie 84 Ein-
„länder übrig; wohl aber fehlte es uns beym Frieden an der
„feſtgeſetzten Anzahl von Ausländern, die der König
„für ein jedes Regiment Infanterie auf 500, oder für jede
„Kompagnie auf 50, und für jede Schwadron auf 60
„beſtimmt hatte, und es fehlte uns daran, ob wir gleich
„von den verſchiedenen gänzlich reducirten Freyregimen-
„tern dergleichen erhielten, wenigſtens bey der Reiterey
„durchaus. Wir behielten an der Stelle der Fehlenden ſo
„viel Einländer zurück, und ließen dieſe, nach Maß-
„gabe der ankommenden Ausländer, gehen. Nicolai hat
„alſo ganz Recht, und der Ritter verwirret nur die Dinge.
„Aber das iſt kein Wunder; denn er hat vom ganzen Solda-
„tenweſen nicht einen einzigen richtigen Begriff. — Freylich
„waren die Soldaten nicht mehr ganz die alten Preußen,
„aber das ſagt Nicolai ſelbſt. —

„Wahrſcheinlicherweiſe hat der Ritter daraus, daß der K.
„ſagt: Dans les regimens d'Infanterie on ne trouvoit guè-
„res au delà de cent hommes qui euſſent ſervi au commen-
„cement de la guerre, die Folge gezogen, das Uebrige ſey
„Deſerteure und Landſtreicher geweſen; und nicht daran ge-
„dacht, daß der König immerfort aus dem Lande Rekruten
„zog. Bey der Reiterey war die Anzahl der mit in das Feld
„Ausgerückten viel größer. Das Regiment, bey welchem
„ich ſtand, hatte bey dem Frieden noch beynahe 300 Mann,
„welche mit ausmarſchirt waren, ob es gleich über 1600 Mann
„überhaupt, und in der einzigen Schlacht bey Kunersdorf
„allein beynahe 300 Mann an Todten verloren hatte. Um
„dieſes deſto begreiflicher zu finden, muß man aber nicht ver-
„geſſen, daß unter jenen 1600 viel Ueberläufer, und daß
„dieſe, als Ueberläufer, von dem Feinde zu uns gekom-
„men und angenommen waren. Von der Reichsarmee haben
„wir uns nie ſehr ſtark durch Gefangene rekrutiren können;
„denn nach der Schlacht bey Roßbach bis zum Treffen bey Frey-
„berg, von 1757 — 1762, hat ſie nie einen großen Angriff

„ausge-

„ausgehalten. Auch giebt es nur nach dergleichen großen „Echecs viel Ueberläufer. Ich bin fest überzeugt, daß in „unserer ganzen Armee nicht 6000 Mann von diesen Truppen „im Dienste gewesen sind; höchstens vielleicht 8000. — Bey „der Auseinandersetzung dieser Punkte muß man nur sorg„fältig die bey dem Frieden vorhandene Anzahl der Aus„länder von der Zahl der Einländer überhaupt, und die „im J. 1756 Ausmarschirten überhaupt von den im J. „1763 bey der Armee befindlichen Einländern unterscheiden. „Der Einländer waren bey den alten Regimentern (ich „rechne die bey Maxen gefangene ab, ob sich gleich auch „viele von diesen — wie man im Kriege zu sagen pflegt — „selbst ranzionirt, d. h. auf irgend eine Art selbst aus „der Gefangenschaft befreyet hatten) viel mehrere als der „Ausländer. Dieses sagt, wie gedacht, der König selbst, „und wir wissen es auch alle. Aber unter jenen Einlän„dern waren freylich, bey der Infanterie besonders, der „größte Theil erst während des Krieges aus den Kantons ge„zogen, und wirklich zum Theil sehr junge Leute. Und „dann befanden auch unter den Ausländern bey dem Frie„den wieder sich noch viele, welche schon mit ausmarschirt „waren. Das ging, bey dem Werbe Etat vor dem sieben„jährigen Kriege, auch sehr natürlich zu. — Das obenge„dachte Regiment hatte zum Theil bis zur Zeit der Schlacht „bey Kollin keinen einzigen Ueberläufer".

S. 340 versichert Hr. v. Z. von sich selbst, daß er ehemals vom Oberstlieutenant le Febvre eine falsche Erzählung gemacht habe, und verbessert seinen Fehler dadurch, daß er dessen Geschichte abermals nicht richtig erzählt. "Der König soll selbst die Be"lagerung von Schweidnitz als Ingenieur besorgt haben". Das ist eine ganz neue Nachricht unsers Ritters, und seiner Einsichten in die Geschichte des Königs und in die Ingenieurkunst würdig.

Eben

Eben so ist S. 351 lustig zu lesen, wie er Hrn. Venini, mit dem er sich gewaltig viel zu thun macht, über wahre Kleinigkeiten widerlegen will, und selbst diese Kleinigkeiten nicht recht weiß, sondern S. 353 alles schief und falsch erzählt. Auch S. 355 und 356 ist komisch, wie er con compiacenza erzählt, daß ihm Herr Professor Wegelin soll gesagt haben: "Die Kriegsschule in Berlin" (welche mit Wohlnehmen des Herrn Ritters keine Kriegsschule, sondern eine Ritterakademie ist) "sey ein Meisterstück des Königs, und die Instruktion dazu "sein bestes Werk"; (folglich also besser als die Memoires de Brandebourg, und die Histoire de la Guerre de sept ans, und die Instruction pour les Généraux,); und daß Friedrich II. dem Herrn Minister v. d. Horst etwas soll gesagt haben, was doch dießmal wirklich nur loci communes sind.

S. 362 und f. f. strömt ein Fluß von schlesen politischen Kannengießereyen, der unserm Herrn Ritter in irgend einer neuen Welt vor Hannover schon etwas Ansehen geben könnte. Mit eben solcher Wichtigkeit erzählt er S. 376 und f. f. eine Geschichte vom sel. General Gr. v. Vorke, die wirklich jedermann in Berlin bekannt ist, und sagt sehr komisch-wichtig: "Kein Mensch wußte, warum der Gr. "v. Vorke die Stelle als Oberhofmeister verlor. Dieß weiß "ich aber ganz genau". Um dieß nun zu beweisen, erzählt er die Geschichte nicht genau; denn nicht an der Tafel des Königs sprach der Graf Vorke die Worte die dem Könige mißfielen; auch waren es nicht genau die Worte, die Hr. v. Z. dem Grafen in den Mund legt, noch genau die Worte des Königs, die er als wörtlich genau anzugeben

sich

ſich das Anſehn giebt. Hr. v. Z. läßt den Grafen v. Yorke auch ſagen: "Der König muß fodern, weil ſeine "Vaſallen größtentheils kein Gefühl für die allgemeine "Wohlfahrt haben, nichts für das Beſte des Königs "und des ganzen Landes empfinden". Dieß iſt eine große Verunglimpfung. Der edle Graf von Yorke kann dieß unmöglich von ſeinen Mitvaſallen geſagt haben. Er kannte ſie beſſer, und auch die bekannte Geſchichte ſtreitet dawider, wie ſchon ein einſichtsvoller Mann anderwärts *) gezeigt hat.

S. 367 und 369 läßt der Hr. v. Z. zwey ſchöne Stellen aus Briefen Katharina der Großen abdrucken. Ob er dazu Erlaubniß gehabt habe, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Genug, da dieſe intereſſante Briefe einmal gedruckt ſind, ſo wird ſie jeder mit Vergnügen leſen, nur allenfalls wünſchen, lieber die franzöſiſche Urſchrift, als Hrn. v. Z Ueberſetzung hier abgedruckt zu ſehen. Indeſſen, da der Hr. v. Z. durch den Abdruck derſelben alle ſeine Leſer hat wollen wiſſen laſſen, daß er mit Katharina der Großen im Briefwechſel ſtände; ſo hätte er wenigſtens nicht unüberlegterweiſe in eben dieſem Kapitel Geſinnungen verrathen ſollen, die mit den Geſinnungen dieſer großen Frau gerade im Widerſpruche ſtehen. S. 367 ſteht im erſten Briefe der Kaiſerinn: "Choiſeul hatte nichts im Munde als das Gleichgewicht "von Europa: dieſes metaphyſiſche Gleichgewicht, das im"mer alle Mächte aus dem Gleichgewichte brachte u. ſ. w". S. 375 will Hr. v. Z. aber den König Fr. II. vertheidigen, und ſagt: "Friedrich mußte damals, nach dem "unver-

*) S. Neues deutſches Muſeum, 6tes Stück, S. 667.

"unvermeidlichen Zusammenhange seines Systems,
"sich und seinem Staate größere Kräfte verschaffen, um
"sich gegen seine Nachbarn im Gleichgewichte zu erhalten.
"— Oesterreich, Bayern und Sachsen, konnten durch die
"Theilung der österreichischen Monarchie drey Mächte wer-
"den, von denen jede insbesondere ihm gleich gewesen wä-
"re, oder gar überlegen. Unumgänglich mußte er also
"auf Schlesien greifen". Wie unüberlegt! Da er den Brief der Kaiserinn hatte drucken lassen, so hätte er diese unmaßgebliche Reflexion immer bey sich behalten mögen. Doch dieß ist nicht das erstemal, daß Hr. v. Z. vergißt, was er acht Seiten vorher hat drucken lassen.

Alles macht doch Hr. v. Z. schief! S. 383 will er die Größe der preußischen Dörfer wider Hrn. Denina vertheidigen, der sie für kleiner wie die in der Lombardey und Savoyen hält. Er sagt: "Hr. Denina kenne das preußische Land nicht genug", und fügt hinzu: "In Schlesien giebt es meilenlange Dörfer; und "dieß auch zum Theile in einigen Gegenden von Westphalen, "auch im Halberstädtschen und Magdeburgischen". Daß Hr. Denina das preußische Land nicht kennet, hat seine vollkommene Richtigkeit; nur ists auch richtig, daß der Vertheidiger dieses Landes, Hr. v. Z., es eben so wenig kennt. In Schlesien sind einige so lange Dörfer; aber in Westphalen ist, was man einigermaßen dahin rechnen könnte, hauptsächlich die Enneper Straße, im Schwelmer Grunde, die wohl über eine Meile lang, aber kein Dorf, sondern nur eine lange Reihe ganz einzeln stehende Häuser ist, zwischen welchen Gärten und einiges Ackerland sind. Im Magdeburgischen und Halberstädtischen ist kein einziges Dorf, daß ¾ Meile, viel weniger eine Meile lang wäre; man müßte denn einige Kolonistenetablissemente dafür annehmen, z. B. bey denjenigen, welche

welche drey Städte, Salze, Schönebeck und Frohse verbinden; da ist die mit Häusern besetzte Landstraße wohl $\frac{1}{2}$ Meile lang. Aber sah denn Hr. v. Z. nicht, daß Hr. Denina den Ackerbau und den durch denselben bewirkten Wohlstand des Landmanns beider Länder zu vergleichen vermeinte? Da hätte er ihm allenfalls den Wohlstand der magdeburglichen, halberstädtischen, ukermärkischen, litthauischen und anderer Bauern entgegensetzen, und überlegen sollen, daß eine noch so lange mit Häusern besetzte Straße voll Tagelöhner, Spinner oder Eisenarbeiter, kein Dorf ist.

Unser Herr Ritter hat überhaupt eine ganz eigene Art zu vertheidigen, so wie anzugreifen, die oft sehr ins Komische fällt. Wir führen nur noch ein Beyspiel davon an, als das letzte Beyspiel seiner thörichten und falschen Behauptungen. Er berichtet S. 395: "Eine vornehme Dame habe gesagt: Ich weiß "nicht, warum man so viel Aufhebens von dem verstorbe"nen Könige von Preußen macht, und ein hochadlicher "Dummkopf habe ihr Beyfall zugewinkt". Nun setzt er hinzu: "Barbaren haben wirklich Friedrich den Großen "besser verstanden". Bravo! Und wer sind denn diese Barbaren, wodurch die vornehmen Damen und hochadlichen Dummköpfe in Deutschland sollen widerlegt werden? —

Fürs erste: Der Generalkapitän der Mainatten, der an den König soll geschrieben haben, um ihn zu bitten: „Er möchte doch so gut seyn, zu ihm „zu kommen, und ihm helfen Morea erobern". Hr v. Z. versichert: dieser Brief sey wirklich merkwürdig; er wird also vermuthlich denselben besitzen. Es ist nur Schade, daß diejenigen, welche unter Friedrich II.

in den auswärtigen Geschäften gearbeitet haben, von diesem merkwürdigen Briefe gar nichts wissen.

Der andere Barbar, welcher des Hrn. v. Z. vornehme Freundinn widerlegen soll, ist der berühmte Hyder Aly. Hr. v. Z. wendet einige Seiten an, um mit großen Lobeserhebungen von einem Gesandten zu reden, der in den siebziger Jahren versicherte, vom Hyder Aly zu kommen. Hr. v. Z. sagt S. 399 unter andern: "Ein annehmend vernünftiger Mann "war dieser Gesandte des Hyder Aly. Sehr gut kannte "er Indien und Europa. Einige hielten ihn für einen "Engländer, weil er sehr gut englisch sprach; wahrschein"lich war er ein englischer Jude". Mit der Vernunft ließ es sich wohl halten. Wie genau er Indien kannte, konnte in Berlin eben niemand so genau beurtheilen; daß er aber Europa nicht kannte, war aus seinen sehr luftigen Handlungsprojekten abzunehmen. Daß ihn jemand für einen Engländer sollte gehalten haben, müßte sonderbar zugegangen seyn; denn verschiedene Juden in Berlin hatten ihn vormals in Hamburg gekannt, und wußten, daß er ein deutscher Jude war, und mit einem offenbar deutschen Namen Moses Goldschmid hieß, welches er auch, so viel man sich erinnert, gar nicht läugnete. Niemand, als vielleicht einige Leute, denen damals der Kopf von unabsehbaren Handlungsprojekten schwindelte, hielt diesen Menschen für im geringsten merkwürdig. Ob er wirklich ein Gesandter des Hyder Aly gewesen, oder ob er nur zu den zahllosen Abenteurern gehörte, welche etwas anspinnen, um zu versuchen, ob etwa für sie ein Vortheil daraus erwachsen möchte, ist wohl noch sehr unausgemacht. Die abenteuerliche Geschichte

von seinem angeblichen Unglücke, welche Hr. v. Z. romantisch genug wiedererzählt, ward von den Meisten für eine bloße Legende gehalten. Der Sprachen, worinn seine angeblichen Briefschaften geschrieben waren, war niemand recht kundig, und noch weniger konnte irgend jemand beurtheilen, ob sie diejenigen geschrieben hätten, welche sie geschrieben haben sollten.

Der König selbst hielt die Sendung dieses Menschen für so äußerst unwichtig, daß er nicht einmal seinem Departemente der auswärtigen Geschäfte davon Nachricht gab. Wir können aus der sichersten Quelle unsere Leser benachrichtigen, daß von dieser angeblichen Gesandtschaft des Hyder Aly im Königl. geheimen Archive auch nicht ein Blatt lieget, nicht einmal das angebliche Kreditiv; obgleich Hr. v. Z. S. 400, — der doch auch noch auf der letzten Seite seines Buchs eine Unwahrheit sagen mußte, — versichert: die Briefe der beiden Barbaren "wären in dem Königlichen Archive in Berlin "sehr wohl aufgehoben".

* * *

Der Redakteur dankt Gott, daß er endlich eine Arbeit geendigt hat, die gleich mühsam und unangenehm ist. Es ist freylich wohl kein Beyspiel in der Litteratur, daß ein Buch mit so vieler Prätension angekündigt ward, das doch so ganz unbrauchbar ist, als die Zimmermannschen Fragmente. Dem Redakteur thut es leid, daß ihm das Loos werden mußte, dieß umständlich

zu

zu zeigen, und er würde die Zeit bedauern, welche er auf seine so sorgfältigen und höchstmühsamen Untersuchungen hat wenden müssen; wenn der Zweck und Erfolg derselben weiter nichts wäre, als zu zeigen, daß der Verfasser der Fragmente einer der schlechtesten und unwissendsten historischen Schriftsteller ist. Wenn aber der Redakteur durch Wegräumung falscher Nachrichten, die Wahrheit der Geschichte des großen Königs, und die Beschaffenheit der preußischen Lande unter seiner Regierung, in einigen Stücken in ein besseres Licht hat setzen können; so hält er seine Bemühung nicht für ganz übel angewendet. Er wünscht und hofft, Hr. v. Z. werde durch bessere und nützlichere Schriften den Fleck, den er sich durch die Fragmente über Fr. II. in seiner litterarischen Reputation machte, auszuwischen bemühet seyn. Solchen künftigen wohlgerathenen Werken des Hrn. v. Z. Beyfall zu geben, wird ihm sehr viel erfreulicher seyn, als ein schlechtes zu widerlegen. Jenes ist Genuß, dieses Mühseligkeit.

Druckfehler

im IIten Theile der Anmerkungen.

Seite.	8	Z.	9, gewiß nicht, l. kaum.
—	15	—	6, von unten: nach macht, wird ein Punkt gesetzt.
—	16	—	6, 3; l. 4. NB. Die letzten Jahre geben eine noch viel größere Summe.
—	19	—	1, ½ l. ⅓.
—	23	—	9, Schwed. l. Schwedisch.
—	41	—	14, Verhältnisse l. Verhältniß.
—	56	—	10, 170,000 l. 270,000.
—	58	—	4, von unten: abrechnen l. abnehmen.
—	81	zwischen Z. 8 und 9 wird IV gesetzt.	
—	82	Z.	8, von unten: Fonritüren l. Fournitüren.
—	99	—	19, nach Kochuex muß ein Komma stehen.
—	108	—	21, stand l. stehet.
—	104	—	18, Zweige l. Zweig.
—	131	in der Note Z. 4, Ephraim Veitel l. Veitel Ephraim.	
—	134	Z.	8, nach Millionen l. jährlich.
—	139	—	8, erstere, l. letztere.
—	204	—	11, solche Untersuchung l. Urtheil.
—	204	—	12, vollendet l. gefället.
—	211	—	11, von unten: ausdrücklichen Anzeigen l. ausdrückliche Anzeige.
—	221	—	6, hat wird ausgestrichen.
—	227	—	9, von unten: an l. aus.
—	248	—	2, hon l. bon.

Namen-

Namenregiſter.

A. Seite

Achard (Akademiſt) 274.
Adelung (Verf. des Wörterbuchs) 168.
Agrikola, Hofkomponiſt) 281.
d'Alembert 324.
Anhalt 275.
d'Argens (Markis) 119. —
152.
Arnold (Müller) 152.
Aufklärungspnagoge 269.

B.

B. * (Graf) 141.
Bach (Kapellmeiſter) 281.
Baſedow (Prof.) 279.
Baſtiani 216.
Baudouin (Kaufmann) 78.
Baumann (Fortſetzer von Süßmilch) 42. 45. 49.
54. 56.
Baumgarten (A. G.) 276.
Baumgarten (S. J.) 271.
Benda (Konzertmeiſter) 281.
Bernhard (Kaufmann) 79.
Bliſil 298.
Bonneville 253.
v. Borke (General) 281.
301.
Bourdeaux 240.
v. Breich (Miniſter) 260.
Büſch (Profeſſor) 77. 79.
80. 111. 117.

Seite

Büſching (O. K. R.) 3.
10. 18. 34. 42. 45. 51.
70. 76. 114. 119. 249.
273, 279.
Bute (Lord) 146.

C.

Condi (Regiſſeur) 98.
v. Carmer (Großkanzler) 193.
265. 273. 282.
Chodowiecki 279. 281.
v. Cocceji (Großkanzler) 259.
262. 273. 282.
Condorcet 322.

D.

Daun (Feldmarſchall) 128.
Darget 324.
Denina (Abt) 76. 95. 101.
194. 301. 303.
v. Derſchau (Miniſter) 183.
Deſſau (Erbprinz von) 289.
Deſſau (Leopold, Fürſt von) 291.
Dieterich (O. K. R.) 273.
v. Dörnberg (St. Min.) 177.
la Douceur 253.

E.

Eberhard (Prof.) 273. 277.
Engel (Prof.) 277. 280.
Ephraim 130. 131.

Seite

Euler (Prof.) . 275.

F.

F. * (Kommiſſionsrath) 211.
le Febvre (Oberſtlieut.) 300.
Ferber (Geh. Rath) 210.
Ferber (Oberbergrath) 274.
v. Finkenſtein (Präſident) . . 167.
Fiſcher (Prof.) . 279.
v. Forcade (General) 219.
v. Fouquet (General) 118.
Friedrich I. (König) 61. 116.
Friedrich II. (König) 118. 119. 124. 132. 217. 220. 228. 275. 297.
Friedrich Wilhelm I. (König) 39. 47. 116.
Friedrich Wilhelm II. (König) . 113. 250.
v. Fürſt (Großkanzler) 160. . . . 196. 197.
Funke (Konſiſtorialrath) 279.

G.

Galſter (Geh. Kabinetsrath) 190. 200. 202.
Garve (Prof.) . 277.
v. Gaudi (Oberſt) 218. 275.
Gedike (O. K. R.) 279.
Gerhard (Geh. F. R.) 274.
v. Geuſau (General) 275.
v. Gersdorf . . 154.
Girard (Kaufmann) 78.
Gleditſch (Prof.). 274.
Gleim . . 280.
v. Görne (Miniſter) 105. . . 190.
v. Görz (General) 250.
Goldſchmid (Moſes) 304.
v. Golze (Generallieut.) 275.
la Grange (ber. Mathematiker) . . 275.
Grann (Kapellm. und Konzertm.) . 281.
v. Grollmann (Oberſt) 142.
Gumperz (Münzunternehmer) . . 130.

H.

H. * (Reſident) . 211.
Hähne . . . 278.
Hailes (engl. Geſandter) . . . 113.
Hake (Graf) . 212.
Hausmann (Kaufmann) 27.
Hecker (O. K. R.) 278.
v. Heinitz (Staatsminiſter) . . . 282.
Helvetius . . 98.
Henkel (General, Graf) 275.
Hennert (Geh. Forſtr.) 275.
v. Herzberg (Graf und Staatsm.) 29. 49. 71. 108. 109. 224. 251. 268. 282.
v. Heuking (Oberſt) 116.
Hyder Aly . . 305.
v. Hoym (Graf und Staat-miniſter) . 282.
Hovelac (Kaufmann) 81.
v. d. Horſt (Staatsminiſter) 1. 107 109. 191. . . . 217. 301.
Hüguenin (Uhrmacher) 87.

J.

Jacobſon . . 276.
Jeſuitenriecherey . 269.
Iſaak Moſes (Münzunternehmer) . 130. 138.
Ihig (Münzunternehmer) . . . 130.
Julius Cäſar . . 290.

K.

v. Kalkreuth (General) 275.
v. Kalkſtein (General) 275.
Kant (Prof.) . 276.
Karſchinn . . 280.
Katharina II. (Kaiſerinn) 302.

Kirn-

Seite

Kirnberger (Muſiker) 281.
Klaproth (Prof.) 274.
v. Kleiſt (Dichter) 280.
Kletſchke (Feldpropſt) 279.
v. Knyphauſen (Geh. Rath) . . 220.
Köppen (Geh. Rath) 135.
Kompagnie (oſtindiſche) 100.
Krauſe (Adv. und muſikal. Schriftſteller) 281.
v. Krokow (Generallieutenant) . . 97.
Krünitz (Dr.) . 276.

L.

Lambert . 275. 276.
de Launay (Geh. Finanzrath) 15. 85. 88. 93. 94.
Lentulus (General) 81
Leonhardi . 51. 57.
Leſſing . 135. 277. 280.
Lieberkühn (ber. Anatomiker) . . . 274.
Lieberkühn (Direktor der Schule in Breslau) 279.

M.

Malmotten (Generalkapitän der) . . 304.
Maria Thereſia (Kaiſerinn) . . . 144.
Marpurg (muſikaliſcher Schriftſteller) . 281.
v. Maupertuis 151. 223.
Merkel (Prof.) . 279.
Meierotto (Kirchenrath) 279.
Meil (berühmter Zeichner) . . . 281.
v. Meyrinck (General) 219.
Mendelsſohn (Moſes) 276. . . . . 277.
Michelet (Kaufmann) 78.
Miniſterrevüe . 182. f. f.
Mitſchell . . . 233.
Mirabeau (Graf) 6. 13. 29.

Seite

37. 50 76. 85. 94. 97. 110. 116. 198. 269.
v. Möllendorf (General) 275. . . . 278.
Moheau. . . 30.
Moore . . . 216.
Mourmann (Kaufmann) 26.
Moſes ſ. Mendelsſohn
v. Mosheim (Abt) 272.
v. Münchhauſen (St. Miniſter) 214. 273. 282.
Münzweſen . 125. f. f.

N.

Neumann (Reg. Rath) 153.
Neumann (Chemiker) 274.
Nicolai (Fr.) 34. 256. 295.
Nöſſelt (Dr. und Prof.) 273.

P.

v. Pawlowsky (Generalauditeur) 198. 213.
v. Pfau (General) . 275.
v. Pfuhl (General) 278.
Polignac (Kardinal) 190.
Pompadour . . 224.
Population der preuß. Lande . . 29. f. f.
Pott (Chemiker) . 274.

Q.

Quanz (Muſiker) . 281.

R.

v. Ramin (Gouverneur) 180.
Ramler (Prof.) 279. 280.
Randel (Kriegsrath) 56.
Ransleben (Geh. Finanzrath) . . 161.
v. Raumer (General) 87).
v. Rebeur (Kammergerichtspräſident) . 162.
Regie . . . 83.
Reichardt (Kapellm.) 281.
Reinbeck (Propſt) . 278.

Reſewitz

Seite
Reſewitz (Abt) . . 279.
v. Retzow (General) 134 —
. . . . 319.
v. Rochow . . 45. 278.
Rode (Maler) . . . 281.
Reimer (Propſt) . 279.
v. Rohdich (General) 279.
Roſe (Chemiker) . 274.

S.

Sack (Oberhofprediger)
. . . . 273.
v. Saldern (General) 275.
Schatzkammer des Königs . . 107. f. f.
Scheibler (Geh. Rath) 163.
v. Stwinkelmann (Graf) 115.
v. Schlabberndorf (St. Miniſter) . . 190.
Schleier (Juſtitiarius) 166.
v. Schliefen (General) 275.
v. Schmettau (Graf) 154.
Schmucker (Generalchirurgus) . . 274.
Schöning (Geh. Rath) 249.
. . . 251 252.
v. Scholten (General) 275.
v. Schulenburg (Graf und Staatsminiſter) 283.
Schulze (Kapellmeiſter) 281.
v. Schwerin (Feldmarſchall) . 286. 291.
v. Schwerin (Oberſtallmeiſter) . . 285.
Selle (Prof.) 242. 249.
Semler (Dr. und Prof.) 272.
Svim (Münzmeiſter) 137.
Spalding (O. K. R.) 273.
Steinbart (Dr. u Prof. 273.
Steiter (Geh. Kab. R.) 278.
v. Stille (General) 275.

Seite
v. Struenſee (Staatsminiſter) . . 275.
Stuve (Profeſſor) . 279.
Süßmilch . 30. 49. 60.
Sulzer . 215. 277. 279.

T.

v. Tauenzien (General) 134.
Teller (O. K. R.) . 273.
v. Tempelhof (Oberſt) 275
. . . . 295.
Theden (Gen. Chirurg.) 274.
Tod Friedrichs II. 250.
Tortur (Abſchaffung der) 258.
Traun (Feldmarſchall) 291.
Trutte (Kaufmann) 81.

V.

Veteran (d. öſtreichiſche) 275.
la Vilette (Jugendfreund.) 202.
Voltaire 219. 231. 270.

W.

Walz (Staatsminiſter) 282.
Walter (der Anatom.) 274.
v. Warneri (General) 218.
. . 293. 294 295.
v. Wartenberg (General) 199
. . . . 200.
Weddigen . . . 18.
Wegelin (Prof.) . 301.
Wesley . . . 233.
Whitefield . . 233.
Winkelmann . . 190.
v. Wolf (Kanzler) 276.

Z.

v. Zedlitz (Staatsminiſter) 160 273. 278. 282.
Zimmermann (in Schleſien) . . . 44.

X. III. 94.

Justus Möser's

sämmtliche Werke.

Neu geordnet

und aus dem Nachlasse desselben gemehrt

durch

B. R. Abeken.

Zehnter Theil.

Mit einem Namen- und Sachregister über alle zehn Theile.

Berlin.

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

1843.

KÖNIGL.
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
BERLIN.

Justus Morser.

Leben
Justus Möser's

von

Friedrich Nicolai.

Mit Beilagen.

Möser's Briefwechsel.

Herausgegeben

von

B. R. Abeken.

Berlin.
Verlag der Nicolaischen Buchhandlung
1813.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt.

	Seite
Leben J. Möſer's von Fr. Nicolai	1
Beilagen	86
Möſeriſche Stammtafel	131
Briefwechſel mit Fr. Nicolai	137
Vermiſchte Briefe:	
Möſer an ſeinen Bruder Zacharias	201
Thomas Abbt an Möſer's Gattin	203
Möſer an Gleim	205
Briefwechſel mit Abbt	217
Graf W. v. d. Lippe an Möſer	226
Möſer an J. D. Michaelis	226
Michaelis an Möſer	229
Käſtner an Möſer	232
Goethe an Frau v. Voigts	233
Möſer an Urſinus in Berlin	234
Schmidt an Möſer	240
Frau v. Voigts an Goethe	241
Goethe an Frau v. Voigts	242
Graf v. Hertzberg an Möſer	247
Hegewiſch an Möſer	249
Möſer an Becker in Gotha	251
Zimmermann an Möſer	254
Fragment eines Briefes von Möſer	256
Brockmann's Empfindungen bei Möſer's Tode	257
Regiſter über alle 10 Theile	261

Leben Justus Möser's,

von

F. Nicolai.

Mit Beilagen.

Der groſse Mann, der auf ſein Vaterland und auf ſein Zeitalter wirkt, gehöret ſeinem Zeitalter und der Nachwelt an, der originale Schriftſteller den Leſern, die ihn faſſen können, der intereſſante Geſellſchafter dem geſelligen Cirkel, dem ſein Umgang lehrreich und angenehm iſt, der edle Freund ſeinen ihm gleichgeſtimmten Freunden, der gewiſſenhafte Geſchäftsmann ſeinem Wirkungskreiſe, der wohlwollende Menſchenfreund denen, deren Schickſal er verbeſſerte, und den Hülfsbedürftigen, die er unterſtützte, der ſorgſame und liebreiche Hausvater ſeiner durch herzliche Liebe mit ihm vereinigten Familie. Möſer war alles dieſes in vorzüglichem Maße: ich habe ihn in allen dieſen Verhältniſſen, und in

den meisten genau gekannt; und doch fühle ich, daß ich seinen Werth weder so lebhaft, noch so anschaulich, noch so innig schildern kann, als ich ihn empfinde. Mösers Leben selbst, seine individuelle Lage, die Beschaffenheit seiner Handlungen, die Entwicklung und die Anwendung seiner Talente, die Wirkung seiner Schriften machen, daß das Unternehmen, dem großen vermischten deutschen Publicum einen Mann in seinem ganzen Verdienste darzustellen, den es nur durch einige Schriften kennt, mit vielen innern Schwierigkeiten verknüpft ist.

Der Mann, dessen Loos war, Thaten zu thun, die Jedermann in die Augen fallen, der Eroberer, welcher Länder besiegte, der Staatsmann, welcher großen Ländern eine andere Gestalt gab, macht es seinem Biographen leicht, sein Verdienst und Unverdienst in helles Licht zu stellen; denn alle allgemein bekannte Handlungen erklären und bestimmen selbst jedem Leser die Talente und den Character. Aber es giebt auch der Handlungen sehr viele, welche Stärke des Geistes, Größe der Seele, Festigkeit des Characters, wohlwollende Theilnehmung, feines Empfindniß und vorzügliche Geisteskräfte so nothwendig erfordern, daß, wer während seines Lebens ununterbrochen auf diese Art handelte, nothwendig ein großer Mann gewesen sein muß; nur daß diese Handlungen, ihrer Natur nach, oder durch die sie begleitenden Umstände, dem vermischten Publicum, das ganz Deutschland erfüllet, im großen allgemeinen Gemälde oft nicht anschaulich darzustellen sind. Der Frühlingsthau erquickt und befeuchtet das Land; wer mag es wagen, sein Bild vor die Augen zu bringen? So war Möser!

Er scheint von sich selbst dergleichen Gedanken gehabt zu haben, eben so sehr aus Bescheidenheit als aus Beurtheilungskraft. Unter seinen nachgelassenen Schriften fanden sich zwei unvollendete eigenhändige Aufsätze, worin er auf ganz verschiedene Art versucht hat, sein eigenes Leben

zu beſchreiben. Der erſte Aufſatz beſteht nur aus folgenden wenigen Worten:

„Sie wollen, ich ſoll Ihnen mein Leben beſchreiben,
„und zwar auf eine Art, die mir Ehre mache. Allein
„Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem man
„immer ſagt: er ſitzt und ſchreibt, wenig erlebt; und
„wenn er ſich eidlich verpflichtete, Alles, was ihm anvertraut werden würde, mit ſich in's Grab zu nehmen,
„noch weniger zu erzählen hat.“

Zwar hätte dieſer vortreffliche Mann gewiß ſehr viel höchſt Intereſſantes von ſich erzählen können. Wohl wahr aber iſt's, daß Vieles, was er that, in der Erzählung nicht ganz den Werth haben kann, als in der Wirklichkeit ſelbſt. Er hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigſten und wohlthätigſten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und deſſen innere Verfaſſung in Deutſchland nur Wenigen bekannt iſt. Seine Schriften haben einen ganz originalen Character, und erheben den Verfaſſer zu einem der erſten deutſchen proſaiſchen Schriftſteller; aber wegen der beſtändigen Beziehung auf das, was ihm am nächſten lag, ſind ſie in Deutſchland bei weitem nicht genug bekannt und geleſen. Er beſaß ſeltene Weltkenntniß, Menſchenkenntniß, und geſellige Tugenden, die aber nur in einem eingeſchränkten Cirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten.

Der Biograph eines verdienten Mannes in England oder Frankreich darf vorausſetzen, daß ſeine in der Hauptſtadt verſammelten vorzüglichſten Leſer jenen perſönlich kannten, oder wenigſtens doch von Vielem, was ihn anging, einen anſchauenden Begriff haben. Der Biograph eines deutſchen großen Mannes muß ſich erinnern, daß der beträchtlichſte Theil ſeiner Leſer den Schriftſteller vielleicht nur obenhin, und den Menſchen gar nicht kennt. Wenn ich alſo unternehme, Möſers Verdienſte und Character zu ſchildern, ſo darf ich nicht hoffen, beide vollkommen in das Licht zu

ſetzen, worin ich eigentlich wünſchte, daß ſie erſchienen. Ich werde vielleicht denen, welche den großen Mann kannten, zu viel, und denen, die ihn nicht kannten, nicht genug ſagen. Ich kann nur einzelne Züge ſammeln; vielleicht iſt's nicht blos meinem Unvermögen zuzuſchreiben, wenn ſie für das große deutſche Publicum nicht in Einen Punkt zuſammenzuſtellen ſind, wodurch das Auge des Leſers den Mann von ſeltenen Verdienſten in ſeiner ganzen Größe erblickt.

Möſers Familie ſtammt aus der Kurmark her. Sein Urältervater war zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts Rathsverwandter der Stadt Brandenburg an der Havel. Sein Aeltervater war ſucceſſiv Conrector zu Magdeburg, zu Kiel und zu Hamburg am Johanneum; deſſen älteſter Sohn Johann, Möſers Großvater, zu Hamburg geboren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück; und deſſen Sohn Johann Zacharias war daſelbſt Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident, ein Vater von vier Söhnen, von denen ihn nur unſer Möſer überlebte. Da dieſer keine männliche Erben hinterlaſſen hat, ſo geht der Namen aus; es wäre denn, daß in der Mark Brandenburg noch Seitenverwandte vorhanden wären.

Im zweiten eigenhändigen Aufſatze Möſers über ſein Leben beſchreibt er die Zeit ſeiner Kindheit und Schuljahre mit der ihm eignen Laune, und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen Andern folgendermaßen von ſich reden läßt:

„Wenn ich meinen Möſer zu bitten pflegte, daß er mir „einige Umſtände ſeines Lebens, um ſie zu ſeinem An„denken aufzuſchreiben, mittheilen möchte, ſo verwies er „auf ſeines Vaters, des um ſein Vaterland wohl ver„dienten Kanzleidirectors und Conſiſtorialpräſidenten Jo„hann Zacharias Möſer, große Bibel, worin derſelbe ei„genhändig beurkundet hätte, daß ihm den 14ten Dec. „1720 ein Söhnlein geboren worden, welcher in der Taufe „den Namen Juſtus empfangen habe; und wenn ich „ihn um die Art ſeiner Erziehung befragte, antwortete

„er insgemein, daß er ſie ſo gut und nicht beſſer als An„dere ſeines Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß ver„diene keinen beſondern Ruhm; er hätte Vieles geſchwin„der als Andere gelernt, und das Wenige, was er ge„wußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens glaube „er, daß ſeine beiden Freunde von der erſten Kindheit „an, der nachherige helmſtädtſche Profeſſor Lodtmann*) „und der Superintendent Bertling**), weit mehrern „Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling ſeiner „Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung ge„weſen, der in der Obſtleſe lieber auf einem Baum als „hinter einem Buche geſeſſen hätte. Das Merkwürdigſte, „was ihm in ſeinen jüngern Jahren begegnet wäre, be„ſtände darin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr „erreicht gehabt, aus ſeines Vaters Geldſchranke eine „Kleinigkeit***) entwandt und, als ſein Informator ſol„ches gemerkt und ſeinem Vater hinterbracht, die Flucht

*) Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann war 1720 zu Osnabrück geboren, bekannt als Schriftſteller durch die Monumenta Osnabrugensia. Er kam im Jahre 1751 als Profeſſor der Philoſophie und Rechte nach Helmſtädt, und ſtarb im Jahre 1755.

**) Ernſt Auguſt Bertling, geboren zu Osnabrück im Jahre 1721. Er ſtudirte mit Möſern zugleich in Jena, anfänglich die Rechte, ging aber bald zur Theologie über. Er ward im Jahre 1748 als Profeſſor der Gottesgelahrtheit nach Helmſtädt berufen. Als er daſelbſt im Jahre 1749 Doctor der Theologie ward, ließ unſer Möſer als Glückwunſch an ſeinen vertrauten Freund die Abhandlung de veterum Germanorum et Gallorum Theologia mystica et populari drucken. Bertling ward im Jahre 1750 Generalſuperintendent zu Helmſtädt; 1753 kam er als Rector und Profeſſor des Gymnaſiums nach Danzig, wo er 1769 ſtarb. — Es iſt beinahe zu ſchließen, daß Möſer dieſen angefangenen Aufſatz über ſein Leben ſchon zwiſchen den Jahren 1750 und 1753 geſchrieben habe, weil er ſeinen Freund einen Superintendenten nennt.

***) Zwölf Groſchen.

„genommen hätte, da er sich dann zum Thor hinaus ge„macht, und in Gesellschaft einiger preußischen Ausrei„ser, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt „Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld „bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und „nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine „Thür gewandt, und ein Almosen bitten wollen; allein „wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme „vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und „gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein „Mann sechs Pfennige gegeben hätte *). Damit wäre „er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem Brodte „zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, „wo er sich, ohne zu wissen was er thun wollen, auf ei„nen Stein niedergesetzt und sein Brod verzehrt hätte **)."

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljah„ren; dem ich jedoch nach dem Berichte von Andern hin„zusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, „jedoch Alles mit guter Art, und bei einem Jeden be„liebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen „Lehrern als ein feuriger Kopf, und besonders als ein „trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug „zu finden gewußt, um eine Declamation von zwei Stun-

*) Es war ein Domherr. M. hatte noch einen Treffenhut auf; an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg; dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w. zu holen; denn er war willens nach Amsterdam, und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit Niemand die wahren Umstände merken sollte.

„den zu halten. Hierin hätte er Alle von seinem Alter „übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und „vorgedachte seine beiden Freunde mit Andern eine ge„lehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen „von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu „dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bert„ling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die ge„lehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender ver„fertigt, und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie „hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, „daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zu„rückbringen können.“ *)

Von einem Jünglinge, der schon in der Schule mit so viel Fähigkeit, zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von innen herausarbeitende Thätigkeit zeigte **), ist zu vermuthen, daß er in seinen Universitätsjahren viel werde gelernt haben; eben weil ihm Lernen so leicht ward, und weil sich nachher zeigte, daß er so viel wußte; aber es ist auch zu vermuthen, daß er viel früher als andere Jünglinge fähig und geneigt gewesen, nicht blos zu hören oder nachzuschreiben, sondern durch seinen hellen gesunden Verstand die von seinen Lehrern gehörten Ideen zusammenzustellen, zu vergleichen, zu beurtheilen, und dadurch eigene Gedanken zu erwecken.

Wir Deutschen suchen noch immer Lebenslang einen grössern Werth als andere Nationen in dem, was im gemeinen gelehrten Leben Studiren heißt, nämlich in dem Lernen auf Schulen und Universitäten; denn nicht wenige Deutsche vermeinen noch immer, wenn sie die Anfangsgründe der

*) Einen dritten Anfang einer Selbstbiographie, die sich in Mösers schriftlichem Nachlasse fand, enthält die erste Beilage.
A. d. H.

**) S. Beilage 2.

Wissenschaften sich haben vorsagen lassen, hätten sie die Wissenschaften selbst erlangt. Daher berichten auch die Biographen unserer berühmten Gelehrten oft umständlicher als nöthig wäre, nicht nur auf welchen Universitäten und wie lange der Verstorbene studirt habe, sondern auch, welche Lehrer ihm mit der Metaphysik, dem ersten Gegenstande deutscher Studentenweisheit, oder mit dem, was etwa neue scholastische Mode an die Stelle der ältern Metaphysik setzt, den Kopf so sehr angefüllt haben, daß für nützlichere Wissenschaften weniger Raum blieb, oder welcher steifgelehrte Antecessor und Ordinarius den Schüler durch die Irrgänge der Pandecten ohne herausleitenden Faden geführt, oder dessen gesunden Verstand über die dornichten Wege des canonischen Rechts, nicht ohne einige Verletzung, habe stolpern, oder ihn im Criminalrechte aus Vorliebe zu Kaiser Carls peinlicher Halsgerichtsordnung habe lustwandeln lassen.

Die Methode zu studiren auf den deutschen Universitäten war in Mösers Jünglingsjahren noch ziemlich auf dem gelehrten Grundsatz gebauet, daß man für die Schule, aber eben nicht für's menschliche Leben lernen müsse; wie denn damals der Glaube fast allgemein war, der Sitz der Gelehrsamkeit sei ausschließend nur auf hohen Schulen *),

*) Ich selbst habe einen sehr gelehrten Mann gekannt, der noch im Jahre 1768 ganz im Ernste behauptete, es sei zweckwidrig, in Residenzstädten öffentliche Bibliotheken anzulegen, welche, seiner Meinung nach, nur auf Universitäten vorhanden sein müßten: „Denn, „sagte er, auf Universitäten sind die Lehrer alles menschlichen Wis„sens versammelt, welche davon durch ihre Schüler in dem übrigen „Lande so viel ausspenden als nöthig ist. Diese Lehrer also haben „öffentliche Bibliotheken nöthig. Die wenigen in Residenzstädten „und sonst befindlichen Gelehrten und gelehrte Geschäftsleute kön„nen zu den Büchern, welche sie etwa nöthig haben, sich das Geld

ſo daß man alle Gelehrſamkeit nur allein in Beziehung auf dieſelben betrachtete. Die theologiſchen Doctoren bewahrten damals das Syſtem ſeligmachend zu lehren allein in ihren Facultätsſeſſionen, und in ihren Hörſälen zogen ſie neue theologiſche Doctoren, die wieder das Syſtem bewahrten, und nur allzugelehrte Prediger, unbekümmert ob Laien in der Welt wären, und ob denſelben die theologiſchen Syſteme und die Gelehrſamkeit der Doctoren etwas nützten. Die Rechtsgelehrten, gleich ſchwerfällig, wenn ſie gelehrt und wenn ſie elegant ſein wollten, verachteten den gemeinen Rechtsgebrauch; und wenn es viel war, ſprach ihre Facultät Recht wie im alten Rom; ja ſelbſt ihr deutſches Jus publicum war ſehr gelehrt auf's Herkommen und auf die Demonſtration gebauet, ohne Rückſicht, was etwa im H. Röm. Reiche deutſcher Nation, auch nur ſeit Kaiſer Leopolds des Erſten Zeiten, ſich zugetragen, oder verändert hätte; denn ein Pütter oder Steck lehrten damals noch nicht! Die Philoſophen — wie ſie freilich immer zu thun pflegen — disputirten und demonſtrirten a priori, als wäre gar keine wirkliche Welt vorhanden, und die Erfahrung nichts werth. Blos die Aerzte, von Sydenham und Friedrich Hoffmann geführt, ſuchten wenigſtens das kranke wirkliche Leben einigermaßen kennen zu lernen, obgleich damals, wo nicht mehr, doch gewiß eben ſo viel Menſchen an allzugelehrt ſchieſen theoretiſchen Syſtemen mögen geſtorben ſein als jetzt an der allzugelehrt ſchieſen practiſchen Beobachtung.

Der ſteife Lehrton ward damals für eine unvermeidliche Beilage ächter Gelehrſamkeit gehalten. Zu der Zeit, als Möſer im Jahre 1740 zuerſt die Univerſität bezog, wär es in ganz Deutſchland mit der Art zu ſtudiren beinahe ſo be-

„füglich vom Kaffee und anderm unnöthigen Luxus abſparen." Es ſcheint, die Theorie dieſes gelehrten Mannes ſtellte ſich, vermuthlich a priori, den Luxus der Gelehrten in den Reſidenzſtädten ſehr groß vor

ſchaffen wie mit der damaligen Art ſich zu kleiden. Steif, eingezwängt, unnatürlich waren alle Kleidungsarten; man mußte die Schlafröcke erfinden, um wenigſtens zu Hauſe ungezwungen zu leben. Seitdem iſt freilich die Art ſich zu kleiden geändert und etwas natürlicher geworden, ſo wie auch unſere Art auf Univerſitäten zu ſtudiren. Doch kommt es mir zuweilen vor, als wäre in der letztern hin und wieder noch Manches von theoretiſchen großen Haarbeuteln, ſpeculativen langen, fein gerade gefalteten Manſchetten und deducirten ſteifen Schößen, welche dadurch weder bequemer, noch natürlicher, noch zweckmäßiger ſitzen wollen, weil ſie nach einer neuerfundenen Form zugeſtutzt ſind, die ein anderes Anſehn hat als diejenige, mit welcher im Jahre 1749 unſere Univerſitäten ſich ſehr zierlich dünkten.

Möſer ſtudirte in den Jahren 1740 und 1741 zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen, einer Univerſität, welche damals ſchon, ſonderlich in der Rechtswiſſenſchaft, unter der Curatel eines der einſichtsvollſten Geſchäftsmänner, vorzüglich beſtimmt war, eine hohe Schule auch für die wirkliche Welt zu werden; das war ſie aber, wenigſtens damals, noch nicht. Wie viel, unmittelbar nach Möſers Zurückkunft von beiden Univerſitäten, die damals gebräuchliche Schulphiloſophie und die danach modificirten Lehrmethoden in allen Wiſſenſchaften auf ſeine Art zu denken mögen Einfluß gehabt haben, iſt nicht bekannt. Gewiß iſt's, daß er in reifern Jahren dem abſprechenden Lehrertone, welcher ſonſt auf Univerſitäten noch allgemeiner wie jetzt herrſchte, eben nicht gewogen war. Und ſo tolerant er über Meinungen urtheilte, ſo lächelte er dennoch, ſonderlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, bei bekannten Veranlaſſungen, über die Anmaßung derjenigen, welche glauben, durch Lehren der Theorie die Praxis der bürgerlichen Geſellſchaft regieren zu können, beſonders aber derjenigen, welche jetzt wieder ſo laut ankündigen, daß ſie mit ihren theoretiſchen formalen Gril-

len die wirkliche Welt, die sie nicht kennen, sehr kräftig verbessern oder gar umkehren wollen.

Möser wußte übrigens damals schon, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch ist. Die früheste Bildung im väterlichen Hause muß ihn außerdem schon dürrer Schulweisheit abgeneigt gemacht, und ihn eher auf Weisheit geführt haben, im menschlichen Leben anwendbar. Diese wird weder durch störrige Demonstrationen noch durch steife Deductionen erlangt, sondern bildet sich nach und nach durch Kenntniß der Neigungen und Charactere der Menschen, und durch helle Reflexionen darüber *).

Sein Vater war ein im Lande sehr angesehener, äußerst thätiger Geschäftsmann. Seine Mutter gehörte zwar zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseins halten, und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache, und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an. In einem Schreiben an mich **) berichtet er selbst, „daß er seine ersten „Schulübungen nach Marivaux gemacht, und damals „seinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen „habe". Wenn man die Schreibart und die Weltkenntniß dieser beiden französischen Schriftsteller gegen die rohe Schulgelehrsamkeit hält, welche damals in Deutschland nur allein für Gelehrsamkeit galt, so ist leicht einzusehen, daß ein Jüngling, der schon in seinen frühen Jahren ihnen so viel Ge-

*) S. Beilage 3.

**) S. den Brief vom 17. Dec. 1785.

schmack abgewann, daß er sie mehrmals durchlas, hellere Ideen über Schulweisheit und wirkliches menschliches Leben von der Universität zurückbrachte, oder doch bald nachher sich erwarb, als Mancher von seinen grundgelehrten Lehrern je erlangt hat. Ueberdies ist zu bedenken, daß Möser in seiner früheren Jugend sich nicht etwa nach Marivaux spitzfindigen dramatischen Stücken bildete, sondern nach dessen beiden Romanen, wie aus seinem obigen Schreiben erhellet. Diese sind aber in ihren höchst interessanten Situationen, in ihren so sehr wahren und so fein nüancirten Characteren voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, welche die Menschen nimmt und beurtheilt, wie sie sind und sein können, worauf die störrische erfahrungslose Schulweisheit gewöhnlich gar nicht achtet. Dem Jünglinge, der schon jene zu fühlen und zu schätzen fähig war, konnte diese wohl eben nicht sehr, wenigstens nicht lange behagen.

Im Jahre 1746 heirathete er. Seine Gattin, eine geborne Brouning *), war eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Mösers würdig **). Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort; denn auch sie war eine Freundin und Kennerin der französischen Sprache und Litteratur. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drei Bände *Epitres diverses* in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die französische Sprache und Versification nicht ohne Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine

*) Ihr Vater war geheimer Secretair des damaligen protestantischen Bischofs von Osnabrück, Herzogs Ernst August von York.

**) S. Beilage 4.

Tochter, eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Mösern außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beigetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Character sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war *).

Indeß würde Möser durch eine blos französische Bildung, wenigstens als Gelehrter und Schriftsteller, schwerlich der Mann geworden sein, der er nachher ward. Man sieht dies aus seinen ersten Schriften, welche in diese Zeit fallen: aus dem Versuch einiger Gemälde von den Sitten, aus seinen Beiträgen zu der deutschen Zuschauerin, aus dem Trauerspiele Arminius; welche Schriften alle zwischen Gottsched und Marivaux schwanken. Seine nachher herausgegebenen Werke sind durchaus von einer ganz andern Art. Ein ganz anderer Geist wehet darin; von seiner frühern Bildung nach französischen Schriftstellern ist darin fast keine Spur.

Mösers Einsichten und Talenten einen mannigfaltigern Schwung zu geben, trug besonders ein anderer, sowohl mit ihm als mit dem Domherrn von Bar innigstvertrauter Freund bei, Herr J. F. von dem Bussche, dessen Andenken Möser hernach eine eigene, im Jahre 1756 zuerst gedruckte Schrift: der Werth wohlgewogner Neigungen betitelt, widmete. Derselbe hat zwar nie ein öffentliches Amt bekleidet, oder etwas zum Drucke geschrieben, hatte aber seinen Geist durch das Studium mehrerer Wissenschaften, und durch Reisen in Italien, Frankreich und England sehr ausgebildet. Möser erwarb sich die Kenntniß der Sprachen dieser Länder, und die Lectüre der besten engländischen

*) S. Beilage 5

und italiäniſchen Schriftſteller gab ſeinen Einſichten und Talenten auf mancherlei Weiſe eine veränderte Richtung.

Dazu trug auch zugleich ſelbſt der Kreis ſeines Geſchäftslebens bei, welcher ihn nothwendig auf Landeskenntniß brachte, wozu Diplomatik und Geſchichtsforſchung — Studien, worin er ſich nachher ſo groß zeigte — unumgänglich nöthig waren. Doch würde er vielleicht nur ein vorzüglicher Geſchäftsmann, nicht ein ſo ſehr vorzüglicher Schriftſteller geworden ſein, wenn nicht die thätigſte Zeit ſeines Geſchäftslebens, und zugleich ſein Alter zwiſchen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftſtellers Feſtigkeit zu bekommen pflegt — in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges gefallen wäre. Man muß ſich die ganz individuelle Verfaſſung von Möſers Vaterlande, und die Lage der Sachen während und bald nach dem Kriege recht deutlich vorſtellen, um einzuſehen, welche wichtige Wirkung dieſes Alles auf ſeine Geiſtesfähigkeiten und Weltkenntniß, auf ſeinen Character als Geſchäftsmann und als Schriftſteller gehabt hat *).

Die Erſchütterungen des ſiebenjährigen Krieges hatten, wie die Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen, daß viele Charactere ſich auf eine Art entwickelten, wie ſonſt nicht leicht. Dieſer Krieg war für ganz Deutſchland kritiſch, noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück.

Klein, und im Kriege, ſagt ſchon genug für einen ſolchen Staat. Feinde durchziehen ihn, welche durchaus ohne Bedenken Alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; ſelbſt wenn ihn Freunde durchziehen, vergeſſen ſie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wiſſen dies allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, auf irgend eine Art freundſchaftlich zu benennen.

Dieſer kleine Staat iſt ein geiſtlicher Staat. Wer el-

*) S. Beilage 6.

nen geiſtlichen Staat nennt, nennt eine Ariſtocratie, und von ganz beſonderer Art, worin eine Menge Rückſichten, Combinationen und Unterhandlungen, wie in einen Brennpunkt, zuſammenlaufen. Nur Wenige, nämlich die Domherren, ſind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach, fähig, wenigſtens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hiezu gehört, hat ſeine Abſichten und ſeine Partei. Früh gewöhnt, jene, und oft auch dieſe geheim zu halten, weil natürlich die Abſichten Vieler müſſen vereinigt werden, um die Abſicht eines Einzigen zu erreichen, beobachtet Jeder den Andern beſtändig, ſucht ihm unvermerkt zu Gefallen zu leben oder zuwider zu ſein, nachdem es die Umſtände erfordern, ſeinen Zweck immer im Sinn behaltend, und die Mittel dazu von weitem vorbereitend.

In einem ſolchen geiſtlichen Staate iſt die Wahlfähigkeit im activen und paſſiven Sinne zwar in ſofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unnachlaßliche Bedingung iſt. Aber es bleibt immer ein großes Problem der Klugheit, im Voraus zu ſehen, wie Viele von der nächſten wirklichen Regierung ausgeſchloſſen ſein werden, wie Wenigen es möglich iſt gewählt zu werden, und wie wenig oder viel Wahrſcheinlichkeit dazu bei Jedem von dieſen Wenigen Statt finde, um danach ſein Benehmen ſchon ſeit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein proteſtantiſcher Domherr in Osnabrück gar nicht Biſchof werden, und ſeit länger als zweihundert Jahren iſt kein katholiſcher Domherr aus dem Capitel, ſondern immer ein Fürſt oder Fürſtenſohn gewählt worden. Dies iſt aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Biſchof und Landesherrn zu wählen, und dazu gewählet zu werden, bleibt immer den Domherren; der Fall, daß das letztere wirklich ausgeübt werde, kann durch einen Zuſammenfluß unverhergeſehener Umſtände täglich wieder kommen; und bei jeder Wahl, ſelbſt wenn ſie ſchon vorher auf einen auswärtigen Prin-

zen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr sein, der nicht eine Partei zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte; ungerechnet noch die Autorität und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten Statt finden, wenn während einer Sedisvacanz das Regiment von dem Domcapitel geführt wird.

Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daß neben dem regierungsfähigen Domcapitel, bestehend aus alten Edelleuten, die Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze, welche die Ländtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium haben, landtagsfähig sind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, den unmittelbarsten Einfluß auf die Landesgeschäfte haben; und in Osnabrück ist noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, hingegen das Domcapitel größtentheils katholisch *). Dies setzt eine Menge Menschen, die noch dazu sehr nahe neben einander leben, in eine sonderbare Thätigkeit, wovon man in einem großen monarchischen Staate kaum einen Begriff hat; und wenn dieses beständige mannigfaltige Bestreben auch nicht immer eine Schule der Menschenliebe sein sollte, so ist es gewiß eine sehr lehrreiche Schule der Menschenkenntniß, in die besonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Ist er ein Biedermann, so muß er zwar innere Güte und Festigkeit des Characters haben, aber früh lernen, sich mit Klugheit und Vorsicht nach allen Seiten zu schmiegen, wenn er sich selbst erhalten will, um dem Staate dienen zu können.

Osnabrück ist ferner ein geistlicher Staat von ganz besonderer Art, nicht nur aus katholischen und prote-

*) Die Anzahl der Domherrn ist 25, worunter drei lutherisch sein müssen, weil im Normaljahre 1624 diese Anzahl verhanden war.

stantischen Domherrn und Staatsbeamten zusammengesetzt, sondern auch die Rittergutsbesitzer sind meist protestantisch; und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Combinationen im höchsten Maße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen soll und muß. Die Regierungsform eines geistlichen Staats ist von jedem weltlichen Staate, er habe eine Form, welche er wolle, wesentlich unterschieden; denn er ist ursprünglich katholisch, gegründet auf die nach Kirchengesetzen der finstersten Jahrhunderte über alles Weltliche weit hinaus reichen sollende geistliche Gewalt, welche der katholische größere Theil der Domherren, Priester, oder nicht, durch den Cölibat, von jedem Laienstande abgesondert, im strengsten Sinne behaupten muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennet, die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider; aber die wenigen Protestanten im Domcapitel, und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen; denn der Staat kann einmal nicht anders als nach denselben regiert werden; und das erste Erforderniß eines practischen Staatsmannes ist doch, daß er helfe, den Staat nach denjenigen Principien regieren, auf die er gegründet ist, mögen sie sonst auch beschaffen sein wie sie wollen, weil jener sonst nicht bestehen kann. So wird in Osnabrück, wie in sehr vielen Staaten von allerlei Beschaffenheit, Wahrheit auf Irrthum gegründet; und die Folgen finden sich auch nach dem practischen Verhältnisse des Irrthums und der Wahrheit.

Endlich veranlasset auch die dem kleinen osnabrückschen

Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bei keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheirathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Churhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu, ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion, zu welcher sich der Landesherr bekennet, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheile gereicht. Die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholischen und Protestanten gemischt ist, verursacht auch ganz natürlich mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander. Die katholischen Geistlichen, Priester oder nicht, betrachten im Herzen die Protestanten immer als Usurpatoren, welche sie noch einmal zu ihrer Kirche, sei es mit Gewalt, oder mit sanftern, oder sanfterscheinenden Mitteln, zurückzubringen hoffen, bis dahin aber durch Mittel beiderlei Art, sobald sie nur können, möglichst einzuschränken, und ihre eigene Gewalt auszudehnen suchen. Und dies können und dürfen sie vermöge ihrer größern Macht und der consequentern Einrichtung ihrer Hierarchie wagen, und wagen es gern. Hingegen die Protestanten, ob sie gleich die Nothwendigkeit, zu ihrer Vertheidigung immer wachsam zu bleiben, wohl einsehen, sind dennoch allenthalben minder mächtig, in ihrer inneren Verfassung weniger consequent, vielleicht oft auch weniger schlau. Sie geben katholischen Grundsätzen und Ueberlegungen leichter nach, als die Katholischen protestantischen, und merken sehr oft die Folgen ihrer Nach-

giebigkeit eher nicht, als bis es zu spät ist. Wenn auch gleich Klugheit, Patriotismus, Achtung für Verfassung und verträgliche Gesinnungen, und Nachgiebigkeit, welche oft durch politische Rücksichten mehr als durch eigentliche Aufklärung, der man sie zuschreibt, bewirkt werden, dergestalt das Gleichgewicht halten, daß der Staat in äußerlicher und innerlicher Ruhe bleibt, so gehen doch in den Gemüthern und in kleinen Cirkeln beider Parteien Bewegungen vor, wovon man in einem blos protestantischen Staate kaum einen Begriff hat. In dem osnabrückschen Staate macht daher die jedesmalige Veränderung des Landesherrn, die allenthalben höchst wichtig ist, eine sehr vervielfachte Bewegung in den Gemüthern. Ich kann sie mir um desto lebhafter vorstellen, da mein Freund Möser mir über manche dahin gehörige Gegenstände oft mündlich so Vieles darüber erzählte. Es ist zum Beispiele natürlich, daß zur Zeit, wenn die Lebenszeit und Regierung eines protestantischen Landesherrn und Bischofs zu Ende zu gehen scheint, die Katholischen aufmerksam werden, welchem der benachbarten katholischen geistlichen Fürsten das Bisthum Osnabrück wohl zu Theile werden möchte, und daß besonders die Domherren, welchen anscheinend die Wahl zusteht, die Augen nach allen Seiten richten, damit jeder von seinem Antheile am Wahlrechte, theils in Absicht der Wahl selbst, theils in seiner nachherigen Lage, die möglichsten Vortheile ziehe. Eben so natürlich ist es, daß, wenn die Regierung eines katholischen Bischofs zu Ende gehet, beide Theile, Protestanten sowohl als Katholische, ihre Augen auf das Churhaus Braunschweig-Lüneburg richten, und die Umstände berechnen, welche jedem nach seiner Lage und Absichten zuträglich oder hinderlich werden können.

Zu Mösers Zeiten, da der Eröffnungsfall des Bischofthums gerade in die Zeit des siebenjährigen Krieges traf, ereigneten sich ganz besondre Vorfälle. Der Churfürst von

Cöln, Clemens August, ein geborner Prinz von Baiern, war seit 1729 auch Bischof von Osnabrück. Da aber, nach Aufhebung der Convention von Kloster-Seven, die alliirte Armee in's Stift rückte, so ward durch dieselbe der Bischof, als zur östreichischen Partei gehörig, so gut wie entsetzt. Die von demselben zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des commandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Churfürst starb. Nun trat die während der Sedisvacanz gewöhnliche Regierung des Domcapitels ein, welche bis in den Januar 1763, das heißt bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, dauerte. Es sendete alsdann der König von England zwei hannöversche Commissarien zur Landesregierung, und befahl allen Einwohnern, denselben zu gehorchen. So blieb es bis in den Februar 1764. Da geschah, was man vorher nicht gesehen hatte, daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne *) die osnabrückische Inful und mit ihr den osnabrückischen Scepter zuwendete; welches wenigstens für das Land den Erfolg hatte, daß es die alliirte Armee, von der es vorher nicht viel anders als feindlich behandelt ward, nunmehr in einer ganz entgegengesetzten Gestalt sah **).

Aus Zusammenhaltung aller dieser Umstände läßt sich einigermaßen Mösers Lage ermessen, welche auf seinen Cha-

*) Sterne dedicirte Ihm daher zwei Jahre hernach, in seiner gewöhnlichen Laune, ein Buch folgendergestalt:

Dem Hochwürdigsten
in Gott Vater
(nur drei Jahr alt).

**) Im Februar 1764, als der Prinz gewählt wurde, war der Friede geschlossen; und die Armeen waren bereits im Winter 1762 auf 63 abgezogen, als der König von England am 5. Januar 1763 die Landesregierung übernahm. A. d. H.

racter als Geschäftsmann und als Mensch, und auch als Schriftsteller unstreitig den sichtbarsten Einfluß haben mußte. Er lernte früh sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von dem entgegengesetztesten Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung, alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt; durch welche Neigung bei ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freilich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxien und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theile auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteien, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Characters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward.

Als Möser von der Universität zurückkam, ließ er sich unter die Zahl der Advocaten aufnehmen *): und schon im Jahre 1747 ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae **) aufgetragen. Nicht lange dar-

*) Aus den Advocaten wurden damals alle Beamte und Richter gewählt; und bei der Verfassung der Gerichte und der Unwissenheit der höheren Stände war ein guter Advocat ein Mann von großer Bedeutung — Mösers gerichtlicher Beistand schien auch darum wichtig, weil sein Vater Präsident des Justiz-Collegiums in Osnabrück war.

**) In dieser Qualität lag ihm ob, die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Exemtionen von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) hatte; und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

auf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Secretars *), und nachher eines Syndicus der Ritterschaft **). Diese letztern Aemter gaben ihm aber bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin, und auch noch nachher, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bei der Regierung ernannt ward, machte er sich vorzüglich als Advocat um das Vaterland verdient. Wider den an sich so nöthigen als nützlichen Advocatenstand sind nicht wenige Personen mit Vorurtheilen eingenommen, weil man freilich Beispiele genug hat, daß er gemißbraucht worden, das Recht zu verdrehen, und hülflose Unterthanen und Mitbürger zu unterdrücken. Möser aber war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advocaten im Stifte Osnabrück der einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimenrathspräsidenten, den Dompropst von K.. ***), die Feder führte. Möser selbst und andere glaubwürdige Personen schilderten jenen Mann als einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gerichte zu vertheidigen. Schon hierdurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß auch im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher bekam

*) Secretair der Ritterschaft wurde Möser schon i. J. 1742. A. d. H.

**) Die Landstände des Stifts Osnabrück sind in drei verschiedene Corpora eingetheilt, nämlich: 1) das Domcapitel, 2) die Ritterschaft, 3) die Deputirten der Städte. Jedes Corpus hat seinen Syndicus und Secretar.

***) Er starb kurz vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges.

er auch auf Vermittelung der Landſtände, beſonders der größtentheils proteſtantiſchen Ritterſchaft, wie eben gedacht, die Stelle eines Advocatus patriae.

Es iſt ein merkwürdiger Zug an Möſern, daß er von Jugend auf eine Abneigung fühlte, ein richterliches Amt zu übernehmen — vielleicht, weil er nicht gern entſchied; und daß er hingegen, wie er ſelbſt oft ſagte, mit Leidenſchaft Advocat geweſen war — vielleicht, weil er da mehrere Seiten eines Gegenſtandes beſſer unterſuchen, entwikkeln, und gegen einander ſtellen konnte. Dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigung in ſeinen beſten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in ſeinen Schriften ſo auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichſam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzuſuchen, welche nicht eigentlich die ſeinige war. Auch beförderte ſeine Praxis als Advocat wahrſcheinlich bei ihm die Neigung zu Studien, welche ihn nachher ſo ſehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander ſetzen ſollte, in wie fern einem Stande oder einem Gute die Befreiung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zuſtehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen den Bauern, der Verfaſſung gemäß, habe? ob die Geiſtlichkeit, nach der erſten Einrichtung, ſtatt der unter der Benennung des Zehenten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturproducte zu fordern habe? *) u. dergl. m.: ſo mußte er nothwendig die ältere Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes befragen; und dadurch entwickelte ſich bei ihm der Keim zu vielen gelehrten Unterſuchungen, welche nachher

*) Man ſehe Möſers Brief an mich (vom 20. Dec. 1778); und den Auszug eines wichtigen Gutachtens über den letzten Gegenſtand in den Phantaſien, IV. Th.

in seinen Phantasien und in seiner osnabrückischen Geschichte so herrliche practische Früchte trugen.

Mösers Talente als Advocat, und die Freimüthigkeit, mit welcher er jederzeit, ohne alle Menschenfurcht, das Recht der Unterdrückten vor Gerichte darstellte und vertheidigte, machten, daß die protestantische Partei im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah. So ward er auch dem hannöverschen Ministerium bemerklich gemacht, welches während der Regierung eines katholischen Bischofes natürlich immer geneigt ist, sich der Protestanten anzunehmen. Der berühmte Premierminister G. A. von Münchhausen ward von Mösers juristischen Kenntnissen und Rechtschaffenheit so sehr überzeugt, daß er ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sogar die wichtige Stelle eines Oberappellationsraths in Celle anbot. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten osnabrückischer Patrioten, welche damals schon hofften, es würde ihm bei veränderter Regierung ein wichtiger Theil der Landesangelegenheiten aufgetragen werden, welchdurch den Krieg schon in so kritischer Lage waren.

Als die Franzosen mit ihrer Armee im Sommer 1757 in's Stift Osnabrück einrückten, nannten sie sich zwar Freunde, aber sie forderten freundschaftlich große Lieferungen und eine Menge Fuhren; und die Winterquartiere zehrten das Land aus. Als diese Truppen darauf, nach der Aufhebung der Convention vom Kloster Seven, der alliirten Armee weichen mußten, wurden auch von dieser dem Hochstifte Osnabrück Lieferungen und Contributionen aller Art aufgelegt *). Hier

*) Wie stark das Hochstift, sowohl durch die französische, als durch die alliirte Armee, mitgenommen worden, zeigt eine mit acten-

ward Möser auf Veranlassung der Stände zu den dahin gehörigen mehrentheils so beschwerlichen als delicaten Geschäften gebraucht. Er mußte deßhalb oft der alliirten Armee nachreisen, und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagt, daß durch die Art seines Betragens gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viel Unannehmlichkeiten gespart worden. Denn seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art, die wahre Lage der Sachen in's Licht zu setzen, seine simplen Plane, Alles so viel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und das Offene und Gerade in seinen Handlungen, machten ihn allenthalben sehr beliebt, und erwarben ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand *) und der vornehmsten Generale.

Mit welcher Menge von Menschen, in höchst verschiedenen Lagen, ein Mann, der in Geschäften dieser Art thätig ist, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menschlicher Characters und menschlicher Gesinnungen aller Art der erhält, welcher mit Mösers feinem

mäßiger Genauigkeit, und zugleich mit vieler Laune geschriebene kleine, jetzt sehr rare Schrift: Lettre d'un Membre des Etats de l'Evêché d'Osnabrüc, du 10. Nov. 1759. 4. Doch ward von England nachher ein Ansehnliches wiederbezahlt; die freundschaftlich einmarschirten Franzosen aber vergütigten nichts.

*) Damals, im Jahre 1760, ward das erste Beispiel seines Talents zur launigen Schreibart gedruckt: das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterquartierlustbarkeiten bei der hohen alliirten Armee. Möser kam zwei Tage vor dem Geburtstage des Herzogs im Hauptquartiere zu Marburg an, schrieb in wenig Stunden dies feine Compliment an den großen Feldherrn, und schickte es noch am Tage seiner Ankunft in die Druckerei. Es ward sehr wohl aufgenommen, und that ihm und dem Lande, bei dem verwickelten Geschäfte, das er auf sich hatte, gewiß keinen Schaden.

und schnellem Beobachtungsgeiste versehen ist, braucht nicht erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden.

Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menschen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ward im Jahr 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen, mit Einwilligung der damals regierenden hannöverschen Commissarien, nach London geschickt, um mit dem engländischen Commissariate wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete alliirte Armee zu liquidiren, und deren Bezahlung zu betreiben. Die Zeitumstände veranlaßten hier, daß seine Anwesenheit in London seinem Vaterlande indirect noch nützlicher werden konnte.

Als der Bischof und Churfürst Clemens August 1761 gestorben war, und nun, dem westphälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden mußte, verzog sich die Bestimmung desselben doch noch zwei Jahre lang, weil der Hof zu London unschlüssig war, welcher Prinz zu wählen sei. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bei Jahren war, des Königs zweiten neugebornen Prinzen zum Bischof zu machen, ob sich gleich dabei verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten *). Gerade in diesen kritischen Zeitraum traf Mösers Aufenthalt in England. Da er schon vorher dem Ministerium

*) Z. B. der Hof zu London verlangte vom Domcapitel zu Osnabrück, daß es, wenn der Prinz minorenn stürbe, abermals einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle; wozu es sich durchaus nicht verstehen wollte. Das Domcapitel wurde überhaupt unter der Hand vom kaiserlichen Hofe unterstützt; welches sich zeigte, sobald die alliirte Armee zurückgetrieben ward, und die französische Armee sich wieder dem Stifte näherte.

zu Hannover so vortheilhaft bekannt war, so ward es ihm leicht, das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers in London, Herrn von Behr, zu erwerben, der ihn über manche die Regierung von Osnabrück betreffende Gegenstände zu Rathe zog. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate dort zu bleiben; und sein Beobachtungsgeist war nie müßig in London, in der kleinen Welt, wo für einen hellen Kopf so viel zu beobachten ist.

Der große Chatham war damals zwar nicht mehr im Ministerium; aber sein Vaterland empfand noch die wohlthätigen Folgen der weisen Verwaltung des Mannes, desgleichen keiner wiedergekommen ist. Großbritannien fand sich nach dem Frieden auf einem sehr hohen Punkte der Nationalgröße so wie des Nationalwohlstandes; und obgleich Bestechung, Leichtsinn, Ueppigkeit, Verschwendung und Sittenverderbniß schon damals nur allzusehr begannen an dessen vortrefflicher Constitution unbemerkt zu nagen, so genoß Großbritannien doch die Früchte derselben noch reiner und in viel größerm Maße als jetzt. Die Einwohner fühlten ihr Glück, und waren damals weit mehr als jetzt, so wie sie ihr Landsmann Goldsmith schildert:

Stern o'er each bosom reason holds her state.
With daring aims irregularly great,
Pride in their port, defiance in their eye,
I see the lords of humankind pass by,
Intent on high designs, a thoughtful band,
By forms unfashion'd, fresh from nature's hand,
Fierce in their native hardiness of soul,
True to imagin'd right, above controul,
While ev'n the peasant boasts these rights to scan,
And learns to venerate himself as man.

Eine solche Nation in ihrer genialischen Kraft, ja selbst
Im Uebermuthe ihres Muthes,
erscheint in unendlich mannigfaltigen Gestalten. Alles

ſtrebt mit einander und gegen einander, Alles öffnet ſich lebendiger Beobachtung. Landesverfaſſung, Politik, Induſtrie, Handlung, Litteratur, Schauſpiele, Nationalbeluſtigungen, und vor Allem menſchliche Charactere von der intereſſanteſten und verſchiedenſten Art, beſchäftigten Möſers Aufmerkſamkeit. Auch das Geringſte entging ihm nicht *). Dieſer Zuwachs von Kenntniſſen hatte auf ihn als Geſchäftsmann und als Schriftſteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenſtände, worauf er nachher in ſeinen Schriften ſeine Augen richtete, deutet hierauf; und ſeine unnachahmliche Laune ward hier hauptſächlich, wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Biſchofe brachte verſchiedene publiciſtiſche Fragen in Bewegung. Das Domcapitel meinte der Vormund des minderjährigen Regenten ſein zu müſſen, weil er ein Biſchof war, und verlangte daher bis zu deſſen Volljährigkeit, das heißt zwanzig Jahre lang, das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren. Der Vater glaubte der natürliche Vormund zu ſein, weil der neuerwählte Landesherr ein Fürſt war, und ſetzte ſich ohne Weiteres in Beſitz der Oberaufſicht und Anordnung der Regierung. Beide Theile hatten Gründe für ſich, welche ſie auch in gar gelehrten Deductionen ausführten. Die Gründe des Königs von England trug Möſer mit vieler Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, und mit großem Scharfſinne vor **), ſogar aus dem

*) In ſeinen Phantaſien (I. Th. Nr. X.) beſchreibt er ein Speiſehaus für Bettler im Kirchſpiele St. Giles in London, wohin ihn der berühmte komiſche Schauſpieler Shutter führte, der zum Behufe ſeiner Kunſt an ſolchen Orten die Natur im high life below stairs aufzuſuchen pflegte.

**) Die Deduction iſt betitelt: Rechtliche Behauptung der Gründe, worauf die von Sr. K. M. von Großbri-

canonischen Rechte, wodurch das katholische Domcapitel hauptsächlich zu siegen gedacht hatte; und außerdem war auf Seiten des Königs noch die Macht. Beide Theile schlossen endlich einen Vertrag, wobei der mindermächtige so viel erhielt, als der mächtigere ihm füglich lassen konnte. Ferner war ein großer Streit: ob das Domcapitel, oder der König den Gesandten beim Reichstage zu Regensburg senden, und ob während der zwanzig Jahre die Stimme des minderjährigen Bischofs (der doch gewiß ein Protestant war) auf dem Reichstage für eine protestantische, oder vielmehr für eine katholische müsse gerechnet werden? welches letztere nach der sonderbaren Behauptung des Domcapitels nothwendig sein sollte. Man fand bald den kurzen Ausweg, daß, den Rechten beider Theile unbeschadet, während der zwanzig Jahre die osnabrückische Stimme am Reichstage ganz ruhen sollte, wo so manche nicht ruhende Stimme wenig entscheidet. Die Regierung des Landes aber war wesentlich, konnte nicht ruhen. Diese dem Könige von England zu lassen, der sie schon übernommen hatte, mußte das Domcapitel zugeben; und Möser, der eines Theils dieser Angelegenheiten wegen schon in London war zu Rathe gezogen worden, bekam vom Könige insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den hannöverschen Minister in

tannien in Ansehung der osnabrückschen Bischofswahl und der Regierungseinrichtung im Stifte — genommenen Maßregeln gebauet sind. 1767. Fol. In den jetzt gesammelten vermischten Schriften Mösers hat von dieser Deduction nichts eingerückt werden können, weil die Ausführung eines vergessenen publicistischen Streits allzuwenigen Lesern interessant sein würde.

London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören. *)

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delicatere Lage denken; denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und sollte das so oft entgegengesetzte Interesse zugleich beider Parteien besorgen **). Der Einsichtsvollste hätte hier scheitern können; und es würde kein Beweis eines wesentlichen Fehlers sein, wenn ein Geschäftsmann in solcher schwierigen Lage, auch bei der unbescholtensten Aufführung, irgend einer der entgegengesetzten Parteien hätte mißfallen müssen. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, ver-

*) S. Mösers Briefwechsel mit mir, den Brief vom 26. Jun. 1765. Er sagt daselbst ausdrücklich: „Er sei vom Könige dem klei„nen Bischofe zugeordnet, und schlechterdings instruirt, in al„len Sachen sein Gutachten vorher abzugeben." Diese eigenhändige Nachricht Mösers ist um desto merkwürdiger, da Personen, welchen sonst die Geschichte der letzten Regierungsveränderung wohl bekannt ist, nicht wußten, daß Möser schon von Anfang an einen so entschiedenen Einfluß in alle Regierungsangelegenheiten gehabt habe.

Man lese zu dieser Anmerkung Nicolai's die Beilage 7.

**) Dies dauerte viele Jahre lang. In einem Briefe an mich, vom 6. Apr. 1792, schreibt er bei einer Gelegenheit seines Amtsjubiläums: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig „Jahren Vieles erfreuet, Wenig betrübt und Nichts gekränkt hat; „ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Her„ren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, „und für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et „sic vice versa."

bunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit, daß, bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen, Jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürstbischof wirklich zur Regierung kam; eine Epoche, wo sich gewöhnlich manche Gesinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundschaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken Manches sich änderte, blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Bischofs und der Stände.

Im Jahre 1762 war ihm, mit Beibehaltung seiner andern Aemter, von dem während der Sedisvacanz regierenden Domcapitel die mit einem guten Gehalte verknüpfte Stelle eines Justitiarius beim Criminalgerichte *) in Osnabrück verliehen worden. Im Jahre 1768 legte er dieses Amt wieder nieder **), als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb.

Im Jahre 1769 bekam er eine Zulage zu der Pension, welche er schon vorher, für die vielen dem Lande während des Krieges geleisteten Dienste, aus der Landeskasse genossen hatte. Es verdient hier wörtlich eingerückt zu werden, was Möser mit der ihm eigenthümlichen Laune über diese unverlangt erhaltene Zulage auf einen Brief des hannöverschen Ministers eigenhändig geschrieben hat. Es characterisirte beider edle Gesinnungen. Möser sagt:

„So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, und „ich möchte sagen, wider mein Verlangen zugelegt war, „indem ich auf wehrmaliges Sondiren der Regierungs-

*) Vermöge dieser Stelle hatte er die vorfallenden Inquisitionen zu führen, und das dahin Gehörige zu besorgen.

**) Hier hat Nicolai geirrt. Möser bekleidete die Stelle des Justitiarius bis an seinen Tod. A. d. H.

„räthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hätte, und „doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tiſch brin„gen laſſen wollte, wenn ich auch zehnmal ſo viel ein„zunehmen hätte, eben ſo hätten ſie noch an einen neuen „Rang und neuen Titel *) für mich gedacht, wie mir „der Regierungsrath v. d. Buſſche eröffnete. Ich ſchrieb „deßwegen bei Gelegenheit der Dankſagung für die Zu„lage an den Miniſter, daß er mich ja mit Titeln und „Hörnern verſchonen möchte, indem ich das Recht durch „einen Zaun zu kriechen nicht daran geben wollte. Hier„auf antwortete der Herr von Behr:

London, den 18. Juli 1769.

„Die gute Geſinnungsart von Ew. Wohlgeboren be„ſtätigt Deroſelben Geehrtes vom 8ten dieſes Monats. „Ich bin allemal davon überzeugt, und das Wenige, was „der König, Namens des Herrn Biſchofs, Denenſelben „gnädigſt zugewandt haben, bitte ich nicht als eine Er„munterung zu Dero fernern Bemühungen für das ge„meine Beſte, ſondern als ein Zeichen des guten Willens „anzuſehen, den man ſtets für Dieſelben heget. — Was „den Titel anbetrifft, ſo denke ich wie Ew. W., daß es „eine ſehr gleichgültige Sache für einen verdienten Mann „iſt. Denenſelben wird die Wahl darunter allemal frei „ſtehen. Ich mache mir aber eine Ehre daraus, daß „Ew. W. ich hierunter beſſer gekannt habe als der Herr

*) Möſer hatte bis dahin keinen Titel von der Regierung erhalten; der Titel eines Juſtizraths, den er von 1762 bis 1783 führte, ward ihm vom Publicum nur zufällig gegeben, weil nämlich ſein Vorfahr in der Stelle eines Juſtitiarius beim Criminalgerichte denſelben gehabt hatte. Aber das Domcapitel, welches Möſern die Juſtitiarſtelle ertheilte, kann zwar erledigte Aemter vergeben, aber nicht Titel beilegen.

„R. R. v. d. B. Wenn es einst so weit in einem Lande „kommt, daß die Ehrenstellen danach gerechnet werden, „wie man sich am meisten um das gemeine Beste ver„dient macht, so halte ich es für glücklich.“ — —

Im Jahre 1783, bei dem wirklichen Regierungsantritte des Fürstenbischofs, nahm Möser auf wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer Justizrath an *).

Wie große Dienste er dem Hochstifte Osnabrück geleistet hat, läßt sich hier vor den Augen des ganzen Deutschlands nicht deutlich schildern. Möser mag mich selbst entschuldigen, ungeachtet der bescheidene Mann, als er eine allgemeine Wahrheit vortrug, gewiß nicht an sich selbst dachte. Er sagt **):

„Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze aus, „wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt, wie Frank„reich und England, und folglich stehen diejenigen Per„sonen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen, „oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der „Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Rei„chen befinden. Wir können uns also nie schmeicheln, „solche Biographien zu erhalten, wie unsere Nachbarn „haben. Wir können höchstens Helden und Gelehrte (und „dergleichen Muster brauchen wir so gar viel nicht), aber „nie den Mann, der dem Staate im Cabinette und auf „dem Rathhause dienet, zu einem Terray oder Beckford „machen. Der Minister eines Bischofs oder Reichsgra„fen mag seinem kleinen Staate noch so große Dienste „leisten, und zehntausend Unterthanen glücklich machen; „sein Ruhm wird mit ihm bald in die Grube sinken, „wenn er auf einen solchen Biographen warten soll, wie „die Engländer und Franzosen haben.“

*) S. Beilage 8.

**) S. Phantasien I Th. Nr. LXIII.

Meine Leſer werden es mir alſo um ſo leichter verge-
ben, daß ich von Möſers Verdienſten als Geſchäftsmann
hier weiter nichts genauer aus einander ſetze, ſelbſt verſchie-
dene wichtige Gegenſtände betreffend, wovon ich unterrich-
tet ſein könnte. Dies bliebe allenfalls einem Biographen
überlaſſen, der ihn blos für osnabrückſche Leſer ſchil-
dern wollte. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß Möſers Ver-
dienſte in ſeinem Geſchäftsleben außerordentlich groß gewe-
ſen ſein müſſen, wenn man ſich die oben beſchriebene com-
plicirte Verfaſſung des Stifts Osnabrück deutlich vorſtellt,
nach welcher bei jedem dortigen Geſchäftsmanne, der nahe
am Ruder der Regierung ſteht, manche ſchwer zu befriedi-
gende Forderungen zuſammen kommen müſſen, und wenn
man dabei bedenkt, daß Möſer in einer ſo langen Reihe
von Jahren und unter ſo mannigfaltigen Veränderungen
dennoch ununterbrochen den Beifall aller Parteien, zugleich
des hannöverſchen Miniſters, des Biſchofs und der Land-
ſtände *), ja des ganzen Publicums Vertrauen bis an ſein
Ende hatte, und daß beſonders auch das Domcapitel, dem
er zuweilen entgegenarbeiten mußte, ihm nie die ſeiner Recht-
ſchaffenheit gebührende Hochachtung verſagte **).

Und dieſes ſeltene Vertrauen erhielt Möſer nicht etwa
durch jene ſchleichende Politik, welche bei Männern, die ſich
in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzu-

*) Ein Beweis einer ausgezeichneten Hochachtung iſt das Feſt
auf Möſers funfzigjährige Amtsfeier, welches die osnabrückſche Rit-
terſchaft den 17ten Jänner 1792 (zwei Jahre vor ſeinem Tode)
veranſtaltete, welches Hr. D. Klenker in der berliniſchen Monats-
ſchrift (März 1792, S. 200) rührend beſchrieben hat.

**) S. Beilage 9. Für Landſtände hätte hier Ritterſchaft
ſtehn ſollen. Denn Domcapitel und Städte widerſetzten ſich ſei-
nen guten Abſichten oft mit Nachdruck, und oft mit Erfolg.
A. d. H.

oft zu finden sein soll. Er wußte nicht etwa bei jeder Partei sich schlau hinzuzudrängen, kleine Absichten zu errathen, um durch deren Beförderung größere Absichten für sich selbst zu erreichen, ungebührliche Gefälligkeiten zu erzeigen, um gleiche zu erwarten, den guten Namen eines Andern zu untergraben, um dessen Einfluß zu mindern, zwei Parteien zu erwecken, um eine durch die andere zu lähmen, auf geheimen Wegen das zu suchen, was auf öffentlichen ohne Scham nicht zu erlangen wäre, seine wahren Absichten und Handlungsarten unter fremden Schein zu verstecken, um die, welche sie hindern konnten, irre zu führen, den, der seinen Absichten nicht entsprach, insgeheim zu stürzen, damit er nicht schaden könne, und, wo dies nicht Statt fände, allenfalls sich zu rächen, um furchtbar zu bleiben, und was der Künste mehr sind, welche in vielen Ländern die Staatspraxis von jeher an die Hand gegeben hat. Möser kannte sie alle; dafür bürgt seine große Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Character war viel zu edel, als daß er sie selbst jemals hätte brauchen wollen. Zwar besaß er vollkommen die feine Weltklugheit, welche lehret, Menschen und ihre Absichten richtig zu beurtheilen, und schnell die Mittel zu finden, wie man auf sie und durch sie wirken kann. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen, und wann er zu reden hatte, und wie mit Jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen, was ausgeführt werden sollte. Vorzüglich viel wirkte auch das Vertrauen, welches Jeder in ihn setzte; und die Hauptstützen dieses Vertrauens waren die allgemeine Meinung von seiner so oft erprobten Klugheit, die einstimmige Ueberzeugung von seiner großen Einsicht und Erfahrung in allen Landesgeschäften, wodurch er fähig war, Alles leicht einzusehen und auszuführen, sein allgemein erkannter Biedersinn, seine allgemein erkannte offene

und redliche Art zu handeln. Wer etwas Schlechtes ſuchte, durfte nicht hoffen, ihn ſeinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterland Erſprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er ſich immer bereit ſo viel möglich beizuſtehen. Doch war es ihm nicht genug, daß gute Abſichten auszuführen wären; er ließ die beſten Vorſchläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte, welche deren Ausführung möglich machten, wohl wiſſend, daß ohne Ausführung die ſchönſten Vorſchläge wenig werth ſind. Zugleich war er weit von dem Eigenſinne der theoretiſchen Staatsmänner entfernt, welche, wenn ſie unzulängliche Mittel ausgedacht haben, dieſe blindlings anwenden, ohne Rückſicht, ob je dadurch der Zweck könne erreicht werden *).

Es giebt nicht wenig Geſchäftsleute, die mit den Geſchäften beinahe zu Werke gehen, wie die Engländer bei Bezahlung ihrer Ausgaben; die kleinen, welche ihnen eben

*) Mercier ſagt ſehr treffend von dem durch ſein Wohlwollen ſo ſchätzbaren, und durch ſeine Unfähigkeit zur Ausführung der Geſchäfte als Staatsminiſter ſo unbedeutenden Türgot: „Trop entêté „de ses idées, avec des lumières et des vertus, il n'avait aucune „connaissance des hommes. Demi-économiste, pétri de bonnes „intentions, voulant le bien et le cherchant, son entêtement le „mit de niveau avec l'ignorance, parce qu'il lui ôta la connaissance détaillée et la vraie conduite de l'homme d'état proprement dit.“ (*Tableau de Paris*, T. VIII. Chap. DCXLVI.) Man könnte etwas Aehnliches von Necker ſagen, bei welchem Selbſtvertrauen und guter Willen ohne Kraft vielleicht ungefähr ſo wirkten, wie bei Türgot Theorie und Eigenſinn. Auch kann man beinahe auf Necker anwenden, was Mercier gleich darauf von Türgot ſagt: „Il débuta par des réformes absolument inutiles, *au „lieu de profiter de l'instant de faveur et d'enthousiasme, qu'il „avait inspiré*, et dont il jouissait, pour frapper avec force et „fermeté un coup régénérateur.“

unter die Hand kommen, werden mit barem Gelde, alle größere aber durch Papier und Anweisungen auf Andere abgemacht. Möser arbeitete in allen wichtigen Geschäften selbst; und wenn er Andern minder wichtige übertrug, so hatte er auch diese reiflich durchdacht, und gab entweder im voraus Anleitung, wie sie auszuführen waren *), oder beurtheilte das, was Jene gearbeitet hatten, nach eigener Einsicht, ohne sich jemals blos auf Andere zu verlassen. Hiezu half ihm sein durchdringender Geist, von jeher gewohnt, jeden vorkommenden Gegenstand ganz durchzudenken, und nichts anzugreifen, was er nicht übersah.

Mösers gründliche Gelehrsamkeit unterstützte seinen natürlichen Scharfsinn, und hinderte oder verwirrte nie den klaren Blick des gesunden Verstandes, welches sonst bei gelehrten Geschäftsleuten eben nicht selten ist. Addison, einer der ersten engländischen Schriftsteller, welcher durch Gunst und durch die große Meinung, die man von seinen allgemein anerkannten Talenten hatte, die hohe Würde eines Staatssecretärs erhielt, mußte sie niederlegen, weil er bald selbst seine Unfähigkeit fühlte **). Er konnte im Parlamente nicht reden, ohne daß seine Begriffe sich verwirrten, ja er blieb einmal gleich beim Anfange der Rede stecken; er war

*) Möser leate in den Phantasien (2. Theil, Nr. XLVI.) einem reisenden Franzosen Folgendes in den Mund, das sehr vermuthlich von ihm selbst gelten soll: „Was würde es für eine beschwer„liche Arbeit sein, alle Sachen selbst einzusehen, und, so wie euer „Hr. M... thut, bei jedem Ja und Nein, was er auf die ein„gekommenen Vorstellungen setzt, mit einem Buchstaben noch be„sonders zu bemerken, ob das Nein solle piano, andante, andantino, „grave, forte, piacevole, grazioso, oder staccato und allabreve „ertheilt werden?"

**) S. Johnson's Life of Addison, in Johnsons Works (London 1787 gr. 8.) Vol. III. S. 67 ff.

zurückhaltend, taciturn, und ängſtlich, wenn er im Geheimenrathe und ſonſt über Geſchäfte ſprechen ſollte; er konnte oft ſelbſt mit gemeinen Expeditionen nicht fertig werden, weil er in der Wahl der Ausdrücke künſtelte, und immer ſchön ſchreiben wollte. Das war bei Mösern gar nicht der Fall, dem Alles leicht ward, was er unternahm, der jederzeit natürlich und zweckmäßig redete und ſchrieb, und, weil er überhaupt niemals Gelehrſamkeit zeigen wollte, ſich auch nie einfallen ließ, nach Gelehrſamkeit oder zierlicher Schreibart da zu haſchen, wo ſie nicht hingehören.

Ein Engländer, welcher über Gelehrte und gelehrtes Weſen ein zwar nicht ſchlechtes, aber doch auch nicht claſſiſches Buch geſchrieben hat, behauptet *): „Gelehrte könn„ten Staatsmänner, aber Staatsmänner nicht leicht Ge„lehrte werden.“ Dies mag wahr und falſch ſein, nachdem man es nimmt, wie mehrere allgemeine Sätze. Staatsmänner werden freilich nicht leicht eigentliche Gelehrte werden können oder wollen, weil Gelehrſamkeit, ſo wie wir ſie nun einmal jetzt durch Bücherleſen erlangen und durch Bücherſchreiben anwenden, von Jugend auf ein anſtrengendes Studiren erfordert; daher ſchwerlich jemand im reifern Alter ein ſolches Studium erſt wird anzufangen Luſt haben, wenn er nicht etwa gelehrt war, ehe er zu den Geſchäften kam, wie z. B. Thuanus, Grotius und Bolingbroke. Daß aber zum Geſchäftsmanne andere Talente gehören als zur Gelehrſamkeit, davon iſt ſchon Addiſon ein ſehr auffallendes Beiſpiel, ein Mann, der noch dazu nicht ein bloßer Stubengelehrter war, ſondern in der großen Welt lebte. Noch weniger wird alſo der Gelehrte, welcher blos in ſeiner Studirſtube mit Büchern umzugehen gewohnt iſt, und am allerwenigſten derjenige, bei dem

*) S. Essay on the manners and Genius of the litterary character, by *J. d'Israeli*. (London 1795. 8.) S. 182.

selbst das, was er practische Vernunft nennt, wenig mehr als theoretisches Formenspiel genannt zu werden verdient, der Gelehrte, der an einer todten politischen Theorie klebt, womit er doch meint den Staat regieren, oder gar umformen zu können, auch nur in den untern Geschäftsstellen je ein mäßig brauchbarer, geschweige ein vorzüglicher Mann werden; er müßte denn die unter den Weisen a priori so seltene Klugheit besitzen, seine speculative Weisheit auf der Studirstube zu lassen, wenn er in die wirkliche Welt tritt. Denn in jedem Staate, ja in den kleinsten oft am meisten, kommt Alles blos auf Wirkung und Gegenwirkung an, wobei die todte formale Speculation so gut wie gar nichts hilft; weil bei dieser Alles auf einförmigen einseitigen Gang eigener Ideen, Nichts auf Gegenwirkung berechnet berechnet ist, welche doch in der Welt nirgend fehlt und fehlen kann *). Daher wird, um in allen Geschäften, besonders aber in Staatsgeschäften brauchbar zu sein, hauptsächlich erfordert eine lebendige Kenntniß der Menschen, ihrer Charactere, ihrer Gesinnungen, besonders des großen Hebels aller menschlichen Geschäfte, der Leidenschaften und Neigungen der Menschen, und der Art auf diese Neigungen zu wirken. Diese Kenntniß erwarb sich Möser schon

*) Ich kann nicht umhin, hiebei auf Herrn Büsch's Erfahrungen zu verweisen, besonders im 1sten Bande auf die überaus schöne Abhandlung über die Einförmigkeit, und auf die eben so trefflichen Gespräche über den gesunden Menschenverstand, worin diese und andere von der Menge unserer Stubengelehrten oft verkannte Wahrheiten mit vielem Scharfsinne auseinandergesetzt sind. Besonders S. 131, S. 169 ff., S. 209, S. 214, S. 217, S. 258, 271. Dieses höchst schätzbare Buch wird bei weitem nicht so allgemein gelesen, als es verdiente. Es sollte in jedes jungen Mannes, der zur Gelehrsamkeit oder zu Geschäften erzogen wird, besonders aber auch in den Händen der Prinzen und ihrer Lehrer sein.

ſehr früh, und benutzte mit hellem Sinne ſeine zufällige Lage, um ſie leicht erwerben zu können, wie oben iſt angeführt worden. Dies machte ihn vorzüglich geſchickt zu allen Weltgeſchäften überhaupt, und zu Staatsgeſchäften insbeſondere.

Ob aber Möſer gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeſchäften, bei Kriegsheeren, und überhaupt in dem großen vermiſchten Cirkel des Weltlebens zubrachte, ſo ward dadurch doch nie ſein Herz verhärtet oder unempfindlich gemacht *). Nie verlor er im geräuſchvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einſamen Studirzimmer, noch den Sinn für häusliche Glückſeligkeit, für Menſchlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle ſeine Empfindungen und geſellige Tugenden, die vorzüglich ſeinem eigenen häuslichen und freundſchaftlichen Cirkel eigen waren.

Der Vorſatz, ſolche für die Menſchheit und die bürgerliche Geſellſchaft wohlthätige Geſinnungen unter ſeinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufſätzen, welche ihn in der zweiten Hälfte ſeines Lebens am meiſten beſchäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: Pa-

*) Tout homme, qui vit beaucoup dans le monde, me persuade, qu'il est peu sensible; car je ne vois presque rien, qui puisse y intéresser le coeur, ou plutôt rien, qui ne l'endurcisse; ne fut-ce que le spectacle de l'insensibilité, de la frivolité et de la vanité, qui y regnent. S. *Oeuvres de Chamfort* T. IV. p. 85. So war das Weltleben im ehemaligen Frankreich; in Deutſchland iſt's hoffentlich nicht völlig ſo arg. Doch giebt auch bei uns das Weltleben, ob es gleich nicht zu vermeiden iſt, und nicht vermieden werden muß, dem denkenden und wohlwollenden Manne Gelegenheit genug, ſich in ſeine Hütte zu wünſchen, wo er ſich ſelbſt leben kann.

trietische Phantasien in vier Bänden zusammen gedruckt; und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im October des Jahres 1766 fingen nämlich die Osnabrückschen Intelligenzblätter *) unter Mösers Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahrs 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten, die ihm „von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in die Hand „gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen **),“ menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere, selbst vornehmen Standes, noch ziemlich roh waren, einer bessern Cultur näher zu bringen, und eine gewisse Vereinigung der cultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hiezu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung und seine ernsthafte und Erholungs-Lectüre an. Er war gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat,

*) An den Osnabrückschen Unterhaltungen, welche der jüngere D. Lodtmann zu Osnabrück herausgab, hat Möser nie Antheil gehabt, ob dies gleich im Gelehrten Deutschlande vermuthet wird.

**) Möser sagt dies wörtlich in einem Briefe an mich vom 20. Febr. 1775

und sodann auefliegt in anmuthige, von der Sonne beschienene Gefilde, Honig aus den schönen Blüthen zu saugen, aber mit dem Honige Stoff zu neuen Zellen einbringt, und also selbst durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.

Daher sind viele von diesen höchst schätzbaren, durch den Abdruck der Phantasien in ganz Deutschland bekannt gewordenen Aufsätzen eigentlich nur local für Osnabrück. Es geht dabei für uns Leser außer diesem Lande freilich etwas verloren. Sollten wir aber diese edlen Trauben gar nicht kosten wollen, weil sie einen gout de terroir haben? Jeder bewundert gewiß immer in Mösers patriotischen Phantasien seine weitläuftige Gelehrsamkeit, welche er auf eine bisher kaum irgendwo bemerkte Art zum allgemeinen Besten anzuwenden wußte, seinen Reichthum von Einkleidungen, um oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit zu geben, die unerschöpfliche Laune, womit er ernsthafte Gegenstände aufheiterte, und die über das Ganze ausgebreiteten milden Gesinnungen des Wohlwollens, der Gutherzigkeit und der Menschlichkeit *).

Freilich war es hiebei etwas unbequem, daß mehrere Gegenstände, welche sich auf die innere Verfassung von Osnabrück beziehen, ungeachtet der gelegentlichen Erklärungen, zuweilen von auswärtigen Lesern nicht genug gefaßt wurden, und daß er wegen der Art, wie er sich über manche Gegenstände wegen der localen Lage in Osnabrück ausdrükken mußte, auch hin und wieder mißverstanden ward. Dahin gehört besonders, was er in den Phantasien an mehrern Orten über Leibeigenschaft sagt. Es ist Alles mit richtiger historischen Entwickelung und mit seltenem Scharfsinne ausgeführt; aber es fiel sehr auf, daß Möser die Leibeigenschaft zu vertheidigen schien. Um zu sehen, daß er

*) S. Beilage 10.

hierüber und über andere Gegenſtände nicht anders ſchreiben konnte, wie er ſchrieb, verdient ſeine Vorrede zum dritten Bande der Phantaſien nachgeleſen zu werden. Er ſagt darin unter andern:

„Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frei geſagt zu „haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen „hatte; und da mir die Liebe und das Vertrauen „meiner Mitbürger eben ſo wichtig waren als das Recht „und die Wahrheit, ſo habe ich, um jenes nicht zu „verlieren, und dieſer nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müſſen, die mir, wenn ich für ein großes Publicum geſchrieben hätte, vielleicht zu klein „geſchienen haben würde. — Der wahre Kenner wird „ſich durch dieſe Blendungen nicht irre machen laſſen. „— Das Sonderbarſte aber iſt, daß man mich daheim „als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigſten Vertheidiger deſſelben angeſehen hat.“

Wie er hier verſtanden ſein wolle, erklärte er noch deutlicher in einem Briefe an mich vom 21ſten Jänner 1778, da er in einem freundſchaftlichen Briefe offenherziger ſprechen konnte, als öffentlich. Folgendes ſind ſeine Worte:

„Ich wünſchte nicht gern in dem Verdacht zu ſein, „daß ich das Pro und Contra über viele Gegenſtände „hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. „Sehr wichtige Localgründe haben mich dazu genöthigt; und ich würde gewiß dem Leibeigenthume „einen offenbaren Krieg angekündigt haben, „wenn nicht das hieſige Miniſterium und die ganze Landſchaft aus lauter Gutsherren beſtände, deren Liebe „und Vertrauen ich nicht verſcherzen kann, ohne „allen guten Anſtalten zu ſchaden.“

Es möchte freilich wohl wehe thun, daß ein edler Möſer über das Leibeigenthum nicht in eben dem hohen men-

schenfreundlichen Tone schreiben konnte, mit welchem Voltaire die Leibeigenen auf dem Jura vertheidigte, und mit welchem Wilberforce noch jährlich im engländischen Parlamente für die Freilassung der Neger spricht. Daß aber der edle Möser nicht aus Heucheiei und Mantelträgerei so schrieb, wie er schrieb, werden billige Leser einsehen, welche bedenken, daß wir nirgend in Deutschland wahre, das heißt uneingeschränkte Freiheit haben, über Gegenstände, welche auf Mißbräuche von Landesverfassungen deuten, ohne weitere Umstände so zu schreiben, wie ein Voltaire schrieb und ein Wilberforce spricht. Es scheint zuweilen als wäre diese Freiheit in Deutschland da, und die Gelehrten, welche gern auf die Wirkung ihrer Schriften einen großen Werth setzen mögen, bereden es sich selbst; aber wirklich ist dem nicht so. Auch Möser mußte sich begnügen, wenig Gutes zu stiften, wenn er nicht vieles stiften konnte. Wollte er die oben bemerkten allgemeinen Zwecke seiner Blätter erreichen, wollte er das Vertrauen und die Liebe des aus Gutsherren bestehenden Ministeriums und der Landschaft behalten, so konnte er manche Wahrheiten nicht gerade heraus sagen, so mußte er sich hüten zu beleidigen; und es wird leicht für Beleidigung geachtet, wenn man Vorurtheile geradezu angreift, die mit dem Nutzen der Mächtigen verknüpft sind.

Um Mösers Aufsätze über das Leibeigenthum nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man auch immer vor Augen haben, daß er local von dem im Hochstifte Osnabrück noch bestehenden Leibeigenthume spricht, welches allerdings von andrer Beschaffenheit und an sich viel milder ist, als in manchen andern Ländern, und dadurch, daß die Rechte des Gutsherrn und des Leibeigenen bestimmt sind, und daß der Leibeigene gegen seinen Herrn Recht erlangen kann, weit erträglicher wird; wobei auch nicht vergessen werden muß, daß mit dem freilich immer an sich harten Zustande der Leibeigenschaft zufällige Vortheile verknüpft sein

können *). Möser gehörte nicht zu den theoretischen Politikern, welche sich mit Träumen über ein leicht zu entwerfendes, nie aber auszuführendes Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung herumtreiben; sondern er lebte in der wirklichen Welt, und suchte darin zu wirken. Er wußte sehr wohl, daß ein Uebel, welches in eine gegebene Verfassung tief eingreift, nicht allemal ganz gehoben, sondern oft nur gemildert werden kann; und zur Milderung dessen, was die Leibeigenschaft Hartes hat, war Möser in seinem Geschäftsleben, sonderlich durch Beförderung einer unparteiischen Rechtspflege, äußerst thätig.

Mösers verschiedene Aufsätze über das Leibeigenthum in den Phantasien haben überdies mannigfaltigen Nutzen. Er hat zuerst den Ursprung des Leibeigenthums historisch auseinander gesetzt, und zugleich die Spuren und Folgen desselben in einer noch bestehenden Verfassung gezeigt, welches die Begriffe davon berichtigt, und für die alte deutsche Geschichte, für die Verfassung und die Rechte mehrerer deutschen Länder, für die menschenfreundliche Philosophie selbst, welche gern den Leibeigenen helfen wollte, gleich wichtig ist. Z. B. sein Aufsatz: **Ueber den Unterschied der Hörigkeit und Knechtschaft** **), desgleichen die **Gedanken vom Ursprunge und Nutzen der sogenannten Hyen, Echten oder Hoden** ***) sind Meisterstücke, wodurch eine Menge allgemeiner Vorurtheile und Irrthümer in dieser Materie vertilgt, und ganz neue Aussichten geöffnet werden. Seine übrigen Aufsätze über den Ursprung (oder, wie er es zuweilen nennt, über die **Naturgeschichte**) des Leibeigenthums †), wenn gleich Man-

*) Man sehe z. B. Mösers Phantasien, 4. Theil, Nr. LXIII.
**) S. Phantasien, 3. Theil, Nr. I.
***) S. den 3. Theil. Nr. LXVI.
†) Z. B. Phantasien, 3. Th. Nr. LX., 4. Th. Nr. LXI.

ches mehr scharfsinnig als ganz genau historisch richtig sein sollte, indem der Eigennutz, der Druck und die Herrschsucht mächtiger Grundbesitzer über Aermere und Schwächere noch weit mehr in Anschlag hätte kommen können *), zeigen doch die unstreitige Wahrheit, daß ehemals oft das Leibeigenthum zum Besten der Leibeigenen eingeführt, und mehrentheils von ihnen selbst gewählt worden, daß daher leibeigen zu sein ehemals ein Vortheil sein konnte, und es noch bis jetzt in gewissen Verfassungen unter gewissen Umständen sein kann. Nur sollten menschenfreundliche und billige Landesherren und Gutsbesitzer bedenken, daß die Umstände, worunter das Leibeigenthum vortheilhaft war, fast allenthalben sich völlig geändert haben. Es ist mit der Leibeigenschaft beinahe eben so als mit dem Leibzolle der Juden. Die Juden selbst bewirkten ehemals im Mittelalter, daß sie auf allen Heerstraßen einen Leibzoll gaben, um bei ihren Handlungsreisen sicher für ihr Leben und ihre Güter zu sein. Aber jetzt, bei ganz veränderten Umständen, ist der Leibzoll der Juden nichts als eine schimpfliche Erniedrigung und eine unwürdige Gleichsetzung eines Menschen mit einem Stücke Vieh oder einem Stücke Waare. So wie dieser Zoll, sollte auch das Leibeigenthum aufgehoben werden. Daß dieses nicht geschehen sollte, wird dadurch nicht bewiesen, daß fast in allen Ländern, wo Leibeigenthum seit undenklichen Zeiten herrschet, der Bauer nicht von demselben entbunden sein, und für sich selbst sorgen mag. Dies zeigt nur entweder stupide Unthätigkeit und Sorglosigkeit, oder auch so viel, obgleich groben, doch gesunden Verstand, um einzusehn, daß bei einer blos nominalen Freiheit, ohne Mittel sie zu gebrauchen, ein schlechter Zustand noch schlechter werden kann. Und wenn im Hochstifte Os-

*) Man sehe unter andern Schmids Geschichte der Deutschen, 1. Band, S. 433, 434.

nabrück, so wie in manchen andern Ländern, Fälle vorkommen, daß Bauern sich selbst in's Leibeigenthum sogar einkaufen, so deutet dieses nur auf höchst fehlerhafte Einrichtung in Absicht auf die nöthige und ehrwürdige Klasse der ackerbauenden Menschen: daß nämlich diese ihr dem Staate so unentbehrliches Geschäft nicht treiben kann oder darf, bis sie ihrer körperlichen Freiheit entsagt; so wie ehemals bei einer fehlerhaften Verfassung, welche die Landstraßen unsicher machte, die Juden das Recht ihren Leib zu verzollen auch wohl erkaufen mochten, weil sie sonst ihren Leib und ihre Güter gar verloren. Es ist aber in der Natur der Sache, daß Leibeigenschaft die mehrere Hervorbringung der natürlichen Producte und die mehrere Bevölkerung hindert. Da nun bessere Einsichten in die Regierungskunst und in die Staatswirthschaft die Wichtigkeit beider Gegenstände zeigen, so wird eine zweckmäßige, nicht tumultuarische Aufhebung immer wünschenswürdig bleiben; und die Art ihrer Entstehung nebst der Art ihrer jetzigen verschiedenen Beschaffenheit muß an jedem Orte zu einer vernünftigen Aufhebung den Weg bahnen, wobei beiden Theilen so wenig als möglich zu nahe geschieht. Möser sah dies ein, und hat in verschiedenen Aufsätzen ziemlich angedeutet, und in verschiedenen andern unverholen angezeigt, daß das Leibeigenthum könne und müsse aufgehoben werden, und hat auch geradezu Vorschläge zur Art der Freilassung in Osnabrück gethan *). Ich weiß nicht, ob ein osnabrückscher Gutsherr es versucht hat, einen von diesen Möserschen Vorschlägen **) auszuführen. Rühmlich würde es ihm sein;

*) Z. B. im 3. Theile, Nr. LIV. und im 4. Theile, Nr. LXIII. LXIV.

**) Wie mir zuverlässig versichert werden, hat die Landesregierung in Osnabrück die Aufhebung der Leibeigenschaft in einzelnen Fällen gern, und hält sie also doch für nützlich; und wenn der Guts-

denn von oben herab muß ſolche Verbeſſerung kommen; der Bauer kann und ſoll nicht den Anfang machen; daß dabei zweckmäßig zu Werke gegangen werden müßte, verſteht ſich von ſelbſt; und das von Möſern entworfene Formular zeigt, wie reiflich er alle dazu nöthige Umſtände erwogen hatte.

Dieſem Menſchenfreunde war zwar, es iſt nicht zu leugnen, durch die beſondere osnabrückſche Verfaſſung, welche er beſtändig nicht nur im gemeinen Leben, ſondern auch im Geſchäftskreiſe vor Augen hatte, der Begriff der Leibeigenſchaft gewöhnlicher geworden; und nachdem ſein Scharfſinn aus der Geſchichte die Entſtehung entwickelt hatte, lebte er in Gedanken mehr in der alten Zeit, wo Hörigkeit und Leibeigenthum noch wohl überwiegende Vortheile waren, und der Beſitz des Grundes allein die Nation formirte. Er konnte daher von Heloten und Leibeignen, welche nothwendig in die Brüche fallen müßten, wenn ſie keine Actie in der Geſellſchaft, die das Land unter ſich theilte, hätten erlangen können, mit mehr Gleichgültigkeit reden, als in der jetzigen Lage der Dinge eigentlich ſchicklich ſein möchte, wo das, was eine Nation bildet, noch auf andern Gegenſtänden beruhet als auf der urſprünglichen Theilung des Bodens, und wo man nicht mehr als ein Wehr in den Krieg ziehet. Freilich, die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge veranlaſſet, daß in jedem Staate mehrere Menſchen in die Brüche fallen. Denjenigen aber, denen dies wiederfährt, iſt es nicht gleichgültig, daß ſie ſo fallen, und wie ſie fallen; und dem Menſchenfreunde kann es auch nicht gleichgültig ſein. Wenn gleich alſo vielleicht ein etwas einſeitiger Geſichtspunkt zuweilen Möſers Scharfſinn zu ſtark in Bewegung ſetzte, ſo ſchlug doch ſein Herz warm für die Menſchheit. Er wußte ſehr wohl, und fühlte auch recht innig das Elend, das den Leibeignen, wenn

herr mit ſeinen Bauern einig iſt, hat kein Dritter etwas dabei zu erinnern.

auch vielleicht in Osnabrück nicht so sehr, doch gewiß an vielen andern Orten *) mannigfaltig drückt. Er wußte wohl, es

Gehn Viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh',
Und Andre zerren dran und melken,
Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendiren,
Und gar ein böser Brauch;
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es sind ja Menschen auch.

Aber freilich wußte Möser auch, daß mit der bloßen Wärme eines Menschenfreundes wenig ausgerichtet wird, und daß die Großen und Mächtigen, welche sich im Besitze alter Rechte befinden, die durch die gänzliche Veränderung der Umstände dem allgemeinen Wohle schädlich und für ihre Nebenmenschen äußerst drückend geworden sind, erst müssen, wo nicht großmüthig, doch billig handeln wollen, wenn Hülfe geschafft werden soll; er deutete also gern alle Mittel an, welche dazu führen können, ohne eine nicht zu ändernde Verfassung umzustoßen. Mehrere Aufsätze in den Phantasien **) zeigen genugsam, wie gern Möser, der

*) Man lese z. B. nur ein mit Verstande und warmer Menschenliebe geschriebenes Buch, das traurige Wahrheiten hierüber enthält: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts, von G. Merkel (Leipzig 1797. 8.)

**) Z. B. „Alle sind die unbestimmten Leibeigenthumsfalle „zu bestimmen", im 3. Theile, Nr. LXV. „Gedanken über den „Stillestand des Leibeigenen", im 3. Theile, Nr. LXVIII. „Alle „sollte jeder Gutsherr seine Leibeigenen vor Gerichte vertreten, und „den Zwangdienst mildern", im 4. Theile, Nr. LXVI. „Ueber die „osnabrückschen Zehnten", im vierten Theile, Nr. LXVII. u. a. m. Ueber die letztern s. Beilage 11.

edle Menſchenfreund, alle Unbilligkeiten und Bedrückungen rügte, worunter zuweilen auch in Osnabrück, ſo wie anderwärts, der Landmann noch ſeufzen mag, und daß er ſie wenigſtens zu lindern ſuchte, da noch keine Hoffnung zu ſein ſcheint, ſie ganz abgeſtellt zu ſehen *).

Ferner hat Möſer viel dazu beigetragen, den Schulunterricht, ſoweit er auf die Religion, das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbeſſern. Er veranlaßte es auch, daß das Kloſter Berßenbrück aufgehoben, und die Hälfte von deſſen Einkünften zur Beſoldung der Schulmeiſter auf dem Lande beſtimmt wurde. Es gehörte indeß zu ſeinen Eigenheiten in Abſicht auf den Landmann, daß er bei den neuern Bemühungen, die Landleute durch Unterricht aufzuklären, nicht ganz in das allgemeine Lob einſtimmte. Theils mochte er hier auch wohl den osnabrückſchen Schulunterricht zunächſt vor Augen haben, und der Meinung ſein, daß jener von dieſem nicht viel zu erwarten hätte; theils überhaupt hielt er nicht viel von theoretiſchem Unterrichte, der durch Lehren und Anhören erlangt wird, und nicht zur Erfahrung und zum Selbſthandeln führt, ſondern wollte — beſonders bei Landleuten, welche handeln, nicht leſen ſollen — Alles practiſch betrieben, und die Jugend früh auf die wirkliche Welt aufmerkſam gemacht, und dahin geführt wiſſen. Nun iſt's freilich wohl wahr, wenn der Bauer allenthalben durch das Beiſpiel ſeines Gutsherrn, Amtmannes und Predigers practiſch zu Fleiß, Frugalität und zu allen moraliſchen Neigungen erzogen würde, wäre es unendlich beſſer. Es könnte auch wohl ſein, daß in Deutſchland einige ſcharfſinnige und menſchenfreundliche Männer nicht nothwendig auf die neue Wiſſenſchaft, jetzt Pädagogik genannt, hätten denken dürfen, wenn wir in Verfaſſungen lebten wie in England, wo die Jugend durch die Nation und durch die Verfaſſung

*) S. Beilage 12.

ſelbſt erzogen wird. Möſer konnte ſich bei der Idee, Landleute durch Schulunterricht zu verbeſſern, von der Idee des gewöhnlichen Schulunterrichts voll unnützer Lehren und vergeblicher Zergliederungen *) nicht ganz losmachen. Er hatte die rekanſche Landſchule und die potsdamſche Garniſonſchule nicht geſehen. Doch nahm er mit größtem Beifalle die Idee auf, die Dorfſchulen ſo einzurichten, daß in denſelben hauptſächlich der geſunde Verſtand der Bauerkinder entwickelt würde; ob ſein Scharfſinn gleichfalls auch ſich Zweifel machte, wie es den Kindern gehen möchte, wenn ſie hernach im gemeinen Leben ſo viel dem geſunden Verſtande Zuwiderlaufendes finden würden. Hierüber mag freilich dem Menſchenfreunde überhaupt wohl ein Seufzer entfahren; wobei aber doch die Ueberzeugung feſt ſein kann, daß nicht bei Bauerkindern allein, ſondern auch bei Kindern aller Stände in den Schulen hauptſächlich der geſunde Verſtand entwickelt werden ſollte **).

Ich habe mich über dieſe Gegenſtände etwas umſtändlich herausgelaſſen, weil es mir ſcheint, es ſei Möſer hierüber am meiſten mißverſtanden worden. Was ich darüber geſagt habe, kann auch dienen, manche Stellen in Möſers Schriften zu erklären, die man für Paradoxie hielt, und die eher Ironie waren, worunter ſeine durch die locale Lage nöthig gemachte Behutſamkeit gute Abſichten verſteckte ***).

*) Man ſehe im Briefwechſel ſein Schreiben an Herrn Rath Becker zu Gotha. Es iſt auch abgedruckt in Schlichtegrolls Nekrolog, 4ten Bandes 2te St.

**) S. Beilage 13.

***) In dem obengedachten Briefe an mich ſagt Möſer darüber: „eine ſehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich „entweder den Präſidenten meines Collegiums, oder den Herrn Land„marſchall, deren Stellen der Localleſer kannte, öffentlich zur „Schau ſtellte, und über Sachen, worüber ich in den Collegien „vortrug, meine Meinung in's Publicum ſchrieb. Hiezu gehört eine

Zwar sprach sich der gutmüthige Mann in vertrauter Unterhaltung selbst nicht von aller Neigung zur Paradoxie frei. Nihil enim humani a se alienum putabat. Doch hatte bei ihm Vieles, das wie Paradoxie aussah, noch einen besondern Zweck, der ebenfalls aus seiner Lage zu erklären ist.

Man erlaube mir hier etwas von meiner eigenen gelehrten Bildung zu sagen, weil Mösers Art manche Gegenstände in seinen Phantasien darzustellen, dadurch kann erläutert werden. Zwischen mir und meinen verewigten Freunden Lessing und Moses Mendelssohn war von der ersten Zeit unserer Freundschaft das stillschweigende, und hernach das ausdrückliche Uebereinkommen, daß wir jeder in seinen Principien dogmatisch, in der Untersuchung aber skeptisch sein wollten. Ueber Dinge, von welchen wir wußten, daß wir in Principien nicht einig waren, disputirten wir nicht leicht; es wäre denn, daß wir in der Folge unsers beständigen Gedankenwechsels übereingekommen wären, einer des andern Grundsätze ausdrücklich zu prüfen. Sonst war es uns gewöhnlich, über Gegenstände, womit wir entweder noch nicht ganz im Reinen zu sein glaubten, oder die wir zur nähern Prüfung von mehrern Seiten betrachten wollten, Gründe und Zweifel für und wider alle Meinungen unparteiisch aufzusuchen, und oft lebhaft einer gegen den andern auseinander zu setzen; blos der Untersuchung wegen, ohne Rücksicht auf eines jeden sonstige Ueberzeugung. Da ich hierüber, so wie über Manches, meine verewigten Freunde betreffend, mich mit Mösern oft unterhielt, so hatte es seinen vollkommensten Beifall, als das beste Mittel, die

„ganz eigene Behutsamkeit. — Zur Stelle wußte man meine „wahre Meinung recht gut; und diejenigen, die ich zum Besten „hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß „ich es gut meinte."

Beurtheilungskraft zu schärfen, und sich parteiloser zu machen, indem alle Seiten eines Gegenstandes betrachtet, und die Gründe abgewogen würden, die Wahrheit genauer zu erforschen, indem sie in mannigfaltigen Gesichtspunkten gesucht würde, Widerspruch ertragen zu lernen, und sich in eines Andern Stelle zu setzen fähig, tolerant gegen Anderer Meinungen, und eben dadurch weniger einseitig und absprechend zu werden. Er gestand, daß er in seinen Schriften öfter für eine Meinung Gründe gesucht habe, die nicht eigentlich die seinige war *). „Ich mußte dies", sagte er, „schriftlich thun, weil ich keinen Lessing und Moses zum „mündlichen Gedankenwechsel hatte." Und wie oft haben wir in Pyrmonts schattigen Gängen auf gleiche Weise über wichtige Wahrheiten wechselseitige Zweifel aufgeworfen, und durch wechselseitige Gründe zu lösen gesucht, oder sie auch ungelöset gelassen, zufrieden mit dem Gewinne für Geist und Herz, der durch die unparteiische Untersuchung der Wahrheit erlangt wird!

Mösers zweites noch wichtigeres Werk ist seine Osnabrückſche Geſchichte; ein Buch, welches für die Geschichte des ganzen Deutschlands eine neue Epoche macht, aber als ein solches vielleicht noch nicht bekannt genug ist. Er ließ es im Jahr 1765 zuerst bogenweise drucken, hernach ward es sehr verändert und verbessert, und mit einem zweiten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt **).

Ich habe schon bemerkt ***), daß Mösers Geschäftskreis ihn bei Untersuchung vieler rechtlichen Fragen natürlich auf diplomatische Forschungen brachte. Die diploma-

*) Man sehe oben S. 25.

**) Das Nähere über Entstehung und weitere Gestaltung der Osnabrückiſchen Geſchichte findet man in Stüve's Vorrede zum dritten Bande derselben. A. d. H.

***) S. oben S. 16, 25.

tiſchen Sammlungen ſeines Freundes Lodtmann gaben ihm dazu noch nähere Veranlaſſung, wie er ſelbſt in der Vorrede erzählt. Aber es ward ſein weit umfaſſender Geiſt erfordert, um in der Geſchichte eines kleinen Landes, bei dem er zur richtigen Darſtellung der neuern Zeiten bis in die älteſten Zeiten zurückgehen mußte, den Keim zu den wichtigſten Aufſchlüſſen in der allgemeinen deutſchen Geſchichte zu finden. Er überzeugte ſich nämlich, daß man jede alte Geſchichte auf die Beſchaffenheit und Verfaſſung der gemeinen alten Einwohner gründen müſſe, worunter die gemeinen Landeigenthümer die wahren Beſtandtheile der Nation wenigſtens ſo lange waren, als noch nicht durch den mehr verbreiteten Gebrauch des Geldes der Boden aufhörte ausſchließend Werth zu haben. Bis auf Mösern hatte die alte deutſche Geſchichte nur in der Geſchichte der Könige und ihrer Kriege beſtanden, und die älteſten Nachrichten des Cäſar, des Tacitus u. ſ. w. waren ſehr mißverſtanden worden, weil man die natürliche Beſchaffenheit des Landes und die eigentliche Verfaſſung ſeiner Einwohner aus der Acht ließ und Zeiten und Einrichtungen auf eine unverantwortliche Art verwechſelte.

Die Wohnung und Verfaſſung des gemeinen Landeigenthümers im Hochſtifte Osnabrück und in einem großen Striche von Weſtphalen iſt zum Theile noch ganz eben ſo wie im Mittelalter, zum Theile trägt ſie die deutlichſten Spuren deſſen, was ſie damals war; ja man wird veranlaßt zu muthmaßen, ſie gebe ein ziemlich genaues Bild von der Verfaſſung der ſaſſiſchen gemeinen Landeigenthümer zu Cäſars Zeiten. Die Bauern in Osnabrück wohnen noch in abgeſonderten durch Wall und Graben befriedigten Höfen *); und von vielen der älteſten deutſchen Rechte und Einrich-

*) Hier irrt Nicolai; nur ältere adlige Schlöſſer waren damals, und finden ſich noch mit Gräben umgeben. A. d. H.

tungen, welche in andern Ländern beinahe völlig aus der Uebung gekommen und veraltet sind, findet man hier noch ganz frische Spuren. Daher konnte auch Möser, wie er ebenfalls in der Vorrede seiner Geschichte erwähnt, den Anfang dieses Werk zu schreiben, welches eine unermeßliche Belesenheit voraussetzt, auf seinen Reisen im siebenjährigen Kriege machen, und die Beweise aus den ersten Quellen erst nachher zusammenlesen, welches sonst ein unerklärliches Wunder wäre. Es war aber vorher von ihm, durch seine practischen Geschäfte und Studien, der Hauptfaden der Geschichte schon sehr genau gefaßt; und je mehr er nun las, desto deutlicher mußte Alles werden, weil er die Hauptanlage richtig gemacht hatte. Indeß, nach seiner unumschränkten Wahrheitsliebe, änderte und besserte er unermüdet, so wie er in den historischen Quellen fand, daß er irgend worin möchte geirrt haben; wovon besonders die zweite Ausgabe sehr viele Beweise liefert.

In der allerältesten deutschen Geschichte, welche bis zu den Zeiten Cäsars hinaufgeht, giebt Mösers Werk die wahrscheinlichsten Aufschlüsse, da es zuerst auf die wichtige Bemerkung führt, wie wesentlich die Völker, welche ihrer Verfassung nach Sassen waren (auch noch ehe dieser Name selbst aufkam), die Völker nämlich, wo jeder gemeine Landeigenthümer auf seinem Hofe saß und seinen Acker baute, von den Sueven, die keine abgesonderte Landeigenthümer waren, unterschieden gewesen, und warum diese natürliche Feinde von jenen sein mußten. Da aber die Verfassung der Sassen Mösern so deutlich vor Augen schwebte, hingegen die ehemalige suevische Verfassung *) ihm weniger

*) Möser meint §. 6, 7. seiner Einleitung: Die suevische Einrichtung setze schon eine Revolution voraus, und sei in der größten Noth vorgenommen worden. Er behauptet nämlich (§. 8): die Verfassung der Sassen, „wo jeder Hof gleichsam ein unabhän-

deutlich war, ſo beurtheilte er die letztere vielleicht noch nicht ganz richtig, ſo treffliche Fingerzeige er auch gab, und hat einem künftigen deutſchen Geſchichtſchreiber noch Raum gelaſſen, die von ihm eröffnete Bahn weiter zu verfolgen; zumal da ſie gewiß in alten oberdeutſchen Rechten einige

---

„giger Hof war", ſei die erſte Anlage der Natur. Mir ſcheint dieſe ſaſſiſche Verfaſſung keineswegs die erſte oder älteſte zu ſein; ſondern ich halte die ſuevifche für viel älter, und obgleich für viel kriegeriſcher, doch für viel unvollkommener. Die ſaſſiſche ſetzt ſchon einen Landfrieden und Ackerbau voraus. So weit waren die ohne Landeigenthum in Stämmen lebenden Sueven noch nicht, da in jedem Stamm der Ackerbau höchſt unbeträchtlich, und Krieg und Jagd, höchſtens Viehzucht nebſt Müßiggang Alles war. Tacitus ſagt: (Germ. cap. XV.) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et *infirmissimo cuique* ex familia, ipsi hebent; mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et *oderint quietem*. Das waren gewiß keine für ihren Hof beſorgte Saſſen! Seneca (de ira, lib. I. cap. 11.) ſagt von den Germaniern ſeiner Zeit, nämlich von denen zwiſchen dem Rheine und der Donau, welche den Römern bekannt waren: Armis innascuntur immutriunturque, quorum *unica cura est*, alia negligentibus. Ich habe im II. Bande meiner Reiſebeſchreibung in der Beilage XII. 1. die Verfaſſung der Sueven, — welche in Stämmen lebten, ſo wie die Clans in Schottland, und ungefähr in dem Grade der Cultur ſein mochten wie die kriegeriſchen Wilden in Amerika, — im Gegenſatze der Saſſen, wie es mir ſcheint, deutlich auseinander geſetzt. Der Keim zu Allem dieſen liegt ſchon in Möſers Oſnabrückſcher Geſchichte; und ich habe ihn nur weiter entwickelt. Es iſt ſonderbar, daß er ſelbſt nicht einen Schritt weiter ging. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, oder eigentlich nicht daran gedacht, mündlich mit ihm darüber zu reden, weil die Ideen, welche ich ſchon lange hatte, und die ich jetzt nur bei Gelegenheit bekannt machte, mir in ſeiner Geſellſchaft nicht beifielen.

Spuren der älteſten ſueviſchen Verfaſſung finden werden, obgleich freilich gewiß nicht ſo deutlich als im nördlichen Deutſchlande von der ſaſſiſchen Verfaſſung; eben weil die ſueviſche älter iſt und nothwendig eher untergehen mußte, da in Oberdeutſchland ſich viel früher Alles verbürgerte *). Schmid hat dieſen weitern Schritt nicht gethan. Denn ſo ſchätzbar auch ſein Werk in Abſicht auf die älteſte deutſche Geſchichte iſt, und ob man gleich deutlich ſieht, daß er Mösers Osnabrückſche Geſchichte zur Hand hatte, ſo begriff er doch gar nicht den weſentlichen, in der Geſchichte ſo ſehr fruchtbaren Unterſchied zwiſchen Sueven (oder in gewiſſem Verſtande Germanen **)) und Saſſen, worauf Möſer deutet ***), ohne ihn genau anzugeben. Daß Schmid Mösers Idee nicht ganz begriff, kam wohl theils daher, daß er ſich die ſaſſiſche Verfaſſung, wovon jetzt in Oberdeutſchland kaum eine Spur übrig iſt, nicht deutlich genug vorſtellte, theils auch daher, weil Möſer in ſeiner

*) Ueber dieſe lichtvolle Idee Mösers ſehe man im Briefwechſel, im Briefe an mich vom 5. April 1767, ſeine vortrefflichen Ideen über die Art, wie man die älteſte Geſchichte ſchreiben ſollte. Sie iſt ganz genau ſowohl auf die älteſte deutſche als auf die älteſte römiſche Geſchichte anzuwenden. Man ſehe auch was er in dem Briefe vom 14. Dec. 1778 über den angehenden amerikaniſchen Staat ſagt.

**) Man ſehe von der Hermannie: Osnabr. Geſchichte, 1. Th. 1. Abſchn. §. 20. 25.

***) Z. B. Osnabrückſche Geſchichte, 1. Band, 3. Abſchn. §. 4. 5. Man ſehe auch in den Phantaſien (1. Th.) den Aufſatz: warum die alten Saſſen ſich der Bevölkerung widerſetzt haben. Wenn man darüber weiter nachdenkt, ſo wird man finden, daß die alten Sueven gar keine Urſache hatten, die Bevölkerung nicht zu begünſtigen, daß alſo ſelbſt ihre zunehmende Anzahl ſie zu Auswanderung und Krieg geneigter machen, und ihnen im Kriege durch die Anzahl ſolcher Leute, die zu Hauſe nichts zu verlieren hatten, ein groſſes Uebergewicht geben mußte.

Geschichte in der That Manches als bekannt voraussetzt, was den Lesern außer Westphalen, wenn auch nicht ganz unbekannt ist, doch wenigstens nicht so deutlich vor Augen stehet.

Mösers Werk ist voll von feinen, gleichsam nur beiläufig hingeworfenen Bemerkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben *) demjenigen, welcher dar-

*) Dahin rechne ich, besonders in Absicht auf die älteste Geschichte, zwei Bemerkungen: 1) Im 1sten Theile, 1. Abschn. § 27. „Daß, als Cäsar in Gallien ankam, die Nation schon in dem Privatgefolge einiger Fürsten steckte." Davon finden sich in den alten Schriftstellern Spuren, und es ist hierin wohl der hauptsächlichste Unterschied zwischen Galliern und Germanen zu finden, welche sonst in Absicht auf Verfassung und (wie ich wenigstens, aus guten Gründen, glaube) auch in der Sprache so viel Aehnliches hatten. Es gewinnen alle damalige Kriege und die ganze Geschichte der damaligen Zeit ein ganz anderes Ansehen, wenn man sich die Gallier als im Gefolge, und die Germanen als in einer Heermannie vorstellt; wenn man nämlich vorher bei Möser den Begriff des Gefolges und einer Heermannie recht deutlich gefasset hat. Arioviſts Heer, dessen bleße Avantgarde (Harudes, Har-ud; s. meine ebengedachte Beilage zur Reisebeschreibung im 11ten Bande S. 33. und im 12ten Bande S. 132) 24,000 Mann stark über den Rhein ging, war gewiß kein Privatgefolge. Aber, wie man aus Cäsars Geschichte siehet, die gallischen Aedui und Arverni und Sequani hatten Fehden, wo Gefolge Statt fanden. 2) Im ersten Theile Abschn. 3, §. 3, N. f.: „daß ein Germanier sehr wohl dreierlei zugleich sein konnte: ein Bojer von seiner Nation, ein Markmann, weil er im Gränzhanne stand, und ein Hermundur, weil er im Gränzhanne den Verposten hatte." Hier liegen die Grundzüge zu der in der ältesten Geschichte sehr weitgreifenden Wahrheit, daß ein großer Theil der Namen, welche wir in den alten Schriften als Völkernamen finden, oft ganz andere, theils einzelne, theils collective Bedeutungen hat. Ich habe diese Wahrheit, wie es mir scheint, dadurch noch einleuchtender gemacht, daß ich in den eben

auf zu achten weiß. Daher will daſſelbe aber auch nicht ſowohl geleſen, als vielmehr ſtudirt ſein. Es wäre daher auch zu wünſchen, daß der vortreffliche Mann mehrere ſeiner herrlichen fruchtbaren Ideen etwas näher auseinander geſetzt und deutlicher gemacht hätte. Noch mehr aber wäre zu wünſchen, daß er die Geſchichte hätte weiter fortſetzen wollen. Daß er in der deutſchen Geſchichte des Mittelalters etwas Außerordentliches würde geleiſtet haben, iſt gewiß, da er die wichtigſten Quellen mit ſo großer Sorgfalt und philoſophiſcher Ueberſicht geleſen hatte, ſie ſo genau beurtheilen konnte, ſich daraus die wahre Beſchaffenheit der deutſchen Verfaſſung im Mittelalter ſo deutlich auseinandergeſetzt hatte, und den Faden, an den er die Geſchichte knüpfte, ſo feſt hielt. Dies zeigt auch ſein neuer Plan der deutſchen Reichsgeſchichte, in den Phantaſien (1. Theil), welcher mit Rückſicht auf Schmids Geſchichte der Deutſchen entworfen iſt, mit welchem Buche Möſer, ſo ſehr er es auch von einer gewiſſen Seite, wie billig, ſchätzte, dennoch im Ganzen gar nicht zufrieden war. Und in der That, ſo viel auch der würdige Schmid vor andern ehemaligen deutſchen Geſchichtſchreibern voraus hat, ſo würde er, Möſers trefflichen Ausſichten folgend, noch viel mehr haben leiſten können.

Ich komme nun zu Möſers vermiſchten Schriften, welche ich jetzt geſammelt habe und auf's neue herausgebe. Ich will kurz davon Rechenſchaft ablegen. Sie ſind in vier Abtheilungen getheilt.

---

gedachten Beilagen zu meiner A. B. die Bedeutungen mehrerer Namen aus den keltiſchen Sprachen zu erklären geſucht habe. Alles, was ich darüber ſeitdem geleſen habe, beſtätigt mich in dieſer Entdeckung. Haben aber Möſer und ich Recht, ſo bekömmt Vieles in der älteſten Geſchichte eine ganz andere Geſtalt.

I. Die bereits gedruckten Schriften.

Sie waren theils einzeln, theils in periodiſchen Schriften erſchienen. Die Jugendarbeiten rechne ich nicht dazu, welche ganz wieder zu drucken nicht dienlich ſein würde; daher in der vierten Abtheilung nur auszugsweiſe einige Proben davon gegeben werden. Ich habe nur wegen folgender Schriften und Aufſätze etwas zu erinnern.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenſchaften. Dieſe Schrift erſchien zuerſt im Jahre 1756, und ward 1777 in Bremen wieder gedruckt. Sie hält gleichſam das Mittel zwiſchen den oben ſchon angeführten Jugendarbeiten und zwiſchen den reifern Schriften. In der Schreibart merkt man hin und wieder den jungen Mann an einer gewiſſen Wortfülle, wovon Möſer nachher weit entfernt blieb. Aber ſie iſt voll ſchöner Gedanken, und mit Theilnehmung, mit Würde, und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer geſchrieben, welches Möſers beſter Zeit Ehre machen würde. Sie handelt den Satz ab: Man dürfe in ſeine Tugend kein Mißtrauen ſetzen, wenn ſie gleich nur durch natürliche Güte und durch Neigungen gewirkt werde; ein Satz, welcher zu jetziger Zeit auch wohl zu beherzigen iſt, da eine neue ſtrenge Philoſophie die Neigungen von der Moral ganz ausſchließen, und die letztere beinahe blos zur Logik machen möchte. Dieſe Schrift war übrigens dem Andenken ſeines vertrauten Freundes, des ſchon oben angeführten Herrn J. F. von dem Buſſche gewidmet. Möſer ward der Vormund von deſſen ſechs nachgelaſſenen Kindern. Unter denſelben war einer, der an Möſern lebenslang mit unumſchränktem Vertrauen hing, und im reifern Alter nur auf deſſen Vorſtellung die wichtige Stelle als Geheimerrath annahm, worin er dem Hochſtifte Osnabrück ganz vorzügliche Dienſte leiſtete.

Die launige Vorstellung Joseph Patridgen ist oben schon erwähnt. Auch hievon erschien im Jahre 1777 eine neue Auflage.

Harlequin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen, erschien zuerst im Jahre 1761 zu Hamburg, und ward 1777 zu Bremen wiedergedruckt. Diese kleine Schrift voll Laune und Menschenkenntniß zeigte Mösern zuerst als einen Schriftsteller von nicht gemeiner Art. Sie ward vermuthlich dadurch veranlaßt, daß damals verschiedene Schriftsteller die Verbesserung der deutschen Schaubühne auf gut Gottschedisch darein setzen wollten, daß die lustige Person verbannt würde *), aber dagegen Stücke auf die Schaubühne brachten, elender als alle Harlequinaden. Diese Veranlassung ist jetzt nach mehr als dreißig Jahren in dieser Schrift kaum merklich; denn Möser spielte nur leicht auf die Dummköpfe seiner Zeit an. Er zeigte mit unnachahmlicher Laune, daß dem Weisen auch Frohsinn und Lachen nicht unziemlich ist; und auch jetzt noch wird seine Schutzschrift des Possenspiels treffend und nicht veraltet sein, da' die heitere Laune **) von der deutschen Schau-

*) Man sehe die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 11. T. S. 306 ff.

**) So wie überhaupt die deutsche Sprache, bisher blos gebildet von einem kleinen unter dreißig Millionen lebender Menschen schreibenden und lesenden Völkchen von Schriftstellern und Lesern, immer noch in Ausdrücken des geselligen Lebens und besonders der Conversation am ärmsten ist, so haben wir auch kein Wort, das französische gai zu bezeichnen. Es begreift mehr als Munterkeit, und weniger als Lustigkeit. Eben so wenig haben wir Wörter für die englandischen Begriffe arch oder fun oder wag. Selbst humour wird durch Laune nur unvollkommen ausgedrückt. Figaro ist gai in seiner ganzen Rolle; auch habe ich wenigstens diese Rolle noch von keinem deutschen Schauspieler so spielen sehen, wie sie eigentlich gespielt werden sollte. Vielleicht wollen oder können wir Deut-

bühne gewichen zu sein scheint, da die meisten Lustspiele platte Schilderungen ganz gemeinen Lebens und ganz gemeiner Charactere enthalten, hingegen im Tragischen so sehr oft sich nichts als nur plumpe und platte Caricatur findet, und vielleicht kein einziger Schauspieler vorhanden ist, der den gosso grazioso spielen wollte — oder könnte!

Möser entwarf auf seiner Reise nach England im Jahre 1763 ein Nachspiel mit Harlequin, betitelt: die Tugend auf der Schaubühne, gleichsam einen Beleg zu seiner Vertheidigung des Groteske-Komischen. Er sendete es mir aus London mit einem ernsthaften Schauspiele; und dies war der Anfang unserer Correspondenz, welche den ersten Grund zu der vertrauten Freundschaft legte, deren Andenken mich noch glücklich macht. Ich gab beide Stücke dem Schauspieler Döbbelin, der sie aufzuführen versprach, nach vielen Jahren sie nicht aufführte, und sie mir, ich mochte anfordern so viel ich wollte, auch nicht wiedergab. Blos das Nachspiel ward durch die Bemühungen eines eifrigen Liebhabers der Litteratur endlich wiedergefunden. Ich glaube, ob es gleich als theatralisches Stück wenig Verdienste hat, wird doch den Lesern nicht unangenehm sein, daß ich es als den Nachlaß eines Mannes abdrucken lasse, der bei der gründlichsten Gelehrsamkeit und bei dem unbescholtensten moralischen Character das dulce desipere in loco gar nicht unter seiner Würde hielt, und den Vorschlag, den alten Geckorden wieder zu erneuern, nicht etwa blos

---

schen nicht gai sein, sobald wir über fünf und zwanzig Jahr alt sind; und vor dem fünf und zwanzigsten Jahre können es auch so wenig Jünglinge. Unsere Jugend, von seinsollendem poetischen Genie aufgeschwellen, oder von theoretischer Schulweisheit ausgedörrt, ist ja oft so exemplarisch gesetzt und solenn, daß sie im dreißigsten Jahre vor lauter Weisheit und Genie schen alt und kindisch wird. Die gaieté eines sechszigjährigen Franzosen, den eine muntere Jugend gern zwischen sich hat, kennt man in Deutschland fast gar nicht.

im Scherze that. Es würde dies eine wichtige Verbesserung vieler jetzigen, theils sehr hochweisen, theils sehr hochsteifen, theils sehr hochnaserümpfenden, theils sehr hochspielenden, allemal aber hochlangweiligen Gesellschaften sein. Ich bitte nachzulesen, was Möser darüber sagt, wie es zugegangen, „daß unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, „so aufgelegt zur Freude gewesen" *); doch auch seine feine Cautel, daß die Geckheit zünftig, nicht aber unzünftig sein müsse, dabei wohl zu beherzigen.

Harlequin gab übrigens Gelegenheit, daß Abbt Mösers Bekanntschaft suchte **), welche bald in zärtliche Freundschaft überging. Abbt kam mit Mösern in die genaueste Verbindung, und war in dessen Hause zu jeder Zeit willkommen. Möser schätzte Abbts Talente und Herz, und würde zu dessen Bildung noch viel mehr beigetragen haben, wenn Abbt nicht so früh gestorben wäre; und wahrscheinlich hätte er länger gelebt, wenn er Mösern gefolgt, und nicht an einen Hof gegangen wäre ***).

Das Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn Johann Jacob Rousseau, erschien zuerst 1765, und 1777 zum zweitenmale. Es ist eine durch den sel. Abt Jerusalem veranlaßte scharfsinnige und sehr fein gewendete Vertheidigung des Satzes: daß eine blos natürliche Religion für große Gesellschaften nicht hinreichend sein würde. Die Anmerkungen, welche Abbt über diese kleine Schrift machte †), verdienen nachgelesen zu werden.

*) In dem Aufsatze: den alten Geckerden sollte man wieder erneuern, in den Phantasien, 2. Band.

**) S. Abbts Werke, 3. Theil, S. 60.

***) Man sehe Mösers vortreffliches Urtheil über Abbt in seinem Briefe an mich vom 11. Febr. 1767; desgleichen auch Abbts Werke, 6. Theil, S. 7.

†) S. Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 21. Theil, S. 37.

Das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Secte zur christlichen Religion, erschien zuerst im Jahre 1773, blos als Manuscript für Freunde, und ward durch eine neue in Bremen 1777 erschienene Auflage öffentlich bekannt. Es enthält eine sehr sinnreich vorgetragene Hypothese, nach welcher ein Jude von der pharisäischen Secte ganz natürlich zur christlichen Religion geführt werden müßte. Die Veranlassung war eine Aeußerung Moses Mendelsohns in einem Briefe an Abbt, über einige Wahrheiten der christlichen Religion *). Dieses Schreiben von Moses ist nicht vorhanden, und man weiß also nicht, was er darin geäußert haben mag. Da aber im Jahre 1777 Mösers Schreiben an den Oberrabbinen öffentlich bekannt ward, so konnte es fast nicht fehlen, daß es mußte mißverstanden werden, da der Leser weder Veranlassung noch Zweck wußte. Es fand sich daher unter Mösers nachgelassenen Schriften ein Aufsatz, welcher, ohne die eigentliche Veranlassung anzugeben, den Sinn dieser kleinen Schrift näher zu bestimmen suchte. Er war vermüthlich für eine neue Ausgabe bestimmt, und findet am Ende des jetzigen Abdrucks seinen gehörigen Platz.

Das Sendschreiben an Voltaire über den Character D. M. Luthers ließ Möser französisch drucken. Aus einem Schreiben an mich **) sieht man, daß seine Absicht zugleich gewesen, Voltairens Manier nachzuahmen. Wenn er auch zugesteht, daß ihm dieses nicht gelungen, so ist doch der Aufsatz geistvoll, und vertheidigt Luthers Reformation sehr gut wider einige leichtsinnige Einfälle Vol-

Desgleichen seinen Brief an Möser, in Abbts Schriften, 6. Band, S. 10. und S. 17.

*) Man sehe im Briefwechsel, Brief an mich vom 3. Nov. 1773.

**) Vom 17. Dec. 1785.

tairens. Einen französischen Abdruck habe ich aller Mühe ungeachtet nicht auftreiben können; genau weiß ich auch deshalb das Jahr der Originalausgabe nicht anzugeben. Beim Abdrucke in dieser Sammlung ist das Jahr 1765 genannt; allein wahrscheinlich erschien das Original schon früher; denn die Uebersetzung, welche ich hier abdrucken lasse, kam zu Lübeck, und zwar, wie der Titel sagt, 1765 zum zweitenmale heraus. Uebrigens mag wohl diese Uebersetzung freilich dem Originale nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren lassen; einige offenbare Nachlässigkeiten sind verbessert *).

Das Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur erschien im Jahre 1781. Es ward durch den bekannten Brief K. Friedrichs II. an seinen Minister Herzberg über die deutsche Sprache und Litteratur veranlaßt. Diese kleine Schrift zeigt, mit welchen hellen Augen Möser unsere Litteratur übersah, und wie scharfsinnig er das besondere Verdienst jedes der vorzüglichsten Schriftsteller unterschied; ein gleich deutliches Zeichen, wie sehr er seinen geistigen Genuß vermannigfaltigte, und wie fein er wählte. Dieses Schreiben ist unter allen Schriften, welche bei dieser Gelegenheit herauskamen, die kürzeste, und bei weitem die beste. — Unter Mösers Papieren findet sich eine französische Uebersetzung dieses Schreibens: man weiß nicht, von wessen Hand.

Möser hat zur allgemeinen deutschen Bibliothek nur eine einzige Recension geliefert **), welche in gewisser Rücksicht eine zweifache genannt werden kann, da sie zwei

*) Später erhielt Nicolai das Original; sein Enkel fand es in dessen Nachlaß; und so erscheint es in dieser Sammlung.
A. d. H.

**) Abgedruckt in des 6ten Bandes 1stem Stücke.

Bücher beurtheilt. Sie betrifft hauptsächlich ein nun vergessenes Büchlein: Von dem deutschen Nationalgeiste, welches im Jahre 1765 ein Mann herausgab, gegangen durch böse und gute Gerüchte, der damals in mehrern Schriften, besonders in dieser und in zwei andern, betitelt: Reliquien, und Was ist gut kaiserlich? seine Gelehrsamkeit und Einsicht auf die niedrigste Art zu hämischem und politischem Parteigeiste mißbrauchte *). Es kam damals unter dem Titel: Noch etwas zum deutschen Nationalgeiste, ein mit vielem Geiste geschriebenes Büchlein heraus, das zu den guten deutschen prosaischen Schriften gehört, und jetzt noch gelesen zu werden verdient. Der Verfasser war Hofrath Bülow in Zerbst, ein Mann von trefflichen Talenten, der nur zu früh starb. Er beleuchtete die Schrift: vom deutschen Nationalgeiste mit vieler Gelehrsamkeit und Munterkeit, und zeigte, die Schrift hätte eigentlich betitelt sein sollen: Von der Unterthänigkeitspflicht der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser. Möser beurtheilte in der Allgem. Deutsch. Biblioth. beide Schriften mit seiner originalen Laune; daher ich glaube, dieser Aufsatz werde billig in dieser Sammlung aufbehalten. Es scheint, der Verfasser der ersten Schrift habe seitdem seine Meinung geändert, und betrachte wenigstens jetzt das politische Unding, deutscher Nationalgeist genannt, von einer etwas andern Seite **).

II. Bisher ungedruckte Schriften.

Das Nachspiel: die Tugend auf der Schaubühne, habe ich schon oben angeführt. Das Uebrige sind meist un-

*) Man sehe die Allgemeine deutsche Bibliothek, 9. Band. 1. St. S. 227. 9. B. 2. St. S. 96.

**) S. v. Mosers Mannigfaltigkeiten (Zürich 1796. 8.), IIr Band, S. 14, verglichen mit dem 1sten Bande, S. 153.

vollendete erſte Entwürfe, wovon aber keiner eines Möſer unwürdig iſt. Ich will hier eine kurze Nachricht davon geben.

Vom Anticandide, oder der Fortſetzung des Voltairiſchen berühmten Candide iſt nur der Plan und das letzte Capitel vorhanden, nebſt wenigen Fragmenten. Schade, daß dieſer philoſophiſche Roman nicht ganz vorhanden, und, wie es ſcheint, auch nicht ganz ausgearbeitet worden iſt! Das wenige Vorhandene zeigt, was es unter Möſers Händen geworden ſein würde.

Zwei Fragmente zu einer Bauerntheodicee ſind in Möſers gewöhnlicher launigen Manier.

Mehrere Fragmente, voll der mannigfaltigſten Ideen, zu einer Abhandlung über des berühmten Kant Aufſatz: Ueber die Theorie, laſſen gleichfalls bedauern, daß dieſe Abhandlung nicht geendigt worden.

Fragmente zu zwei ganz verſchiedenen Abhandlungen, die eine: Ueber den Leibeigenthum *), und die andere Gegen den Leibeigenthum. Möſern lag dieſe Materie ſehr am Herzen; und da die Praxis ſeines Landes ihm genugſam zeigte, daß das Leibeigenthum dort ſchwerlich werde aufgehoben werden, ſo war er immer bereit, auf mancherlei Art zu deduciren, wie das Leibeigenthum ehemals ganz natürlich habe entſtehen müſſen.

III. Briefwechſel.

Der erſte Abſchnitt enthält aus meinem acht und zwanzigjährigen Briefwechſel mit Möſern dasjenige, was das Publicum intereſſiren kann. Es ſind ſehr viel Züge

*) Möſer ſchrieb allezeit der Leibeigenthum, ſo wie man etwa ſchreibt, der Reichthum. Ich ſchreibe, mit Adelung, das Leibeigenthum; denn dies Wort iſt ja eine Zuſammenſetzung des Worts Eigenthum, welches den Artikel das erfordert.

darin, welche den herrlichen Mann schildern, so wie er war. Dabei finden sich manche interessante gelehrte Anmerkungen und Ideen; es findet sich Manches, das zur Geschichte seiner Schriften gehört, und man wird es mir hoffentlich auch verzeihen, daß ich viele Beweise seiner wahren Freundschaft gegen mich und der Sympathie mancher seiner Gedanken mit den meinigen abdrucken lasse. Es ist wohl eine unbescholtene Ruhmredigkeit, nicht zu verbergen, daß man eines Mannes, wie Möser, vertrauter Freund war. Von meinen Briefen sind nur ein Paar abgedruckt, welche dienen, etwas in Mösers Briefen zu erläutern.

Der zweite Abschnitt enthält den vermischten Briefwechsel. Er ist nur klein, doch nicht unwichtig. Es ist ein Brief Mösers an Abbt, ein Paar ungedruckte Briefe von dem Minister Grafen Herzberg an Möser, einer vom Geschichtschreiber Schmid an denselben, zwei Briefe von Möser an Hrn. Geh. R. Ursinus in Berlin, Balladen und Minnelieder *) betreffend. Die letztern beiden Briefe zeigen, wie sich Mösers biegsamer Geist in alle Arten der Litteratur schmiegte. Ein schon gedruckter **) Brief an Hrn. Rath Becker in Gotha ist merkwürdig durch Mösers Gedanken über den Unterricht des Landmannes.

IV. Jugendarbeiten.

Davon ist etwas Weniges beibehalten, das Mösers nicht unwürdig ist. Es sind einige Stücke aus den Gemälden der Sitten und der deutschen Zuschauerin, zu zeigen, wie der Mann in seiner Jugend schrieb, der nachher allgemein den Ruhm eines der ersten deutschen prosaischen

*) Die darin erwähnten Fragmente von Westphälischen Minneliedern sind abgedruckt in den Phantasien, III. Theil; desgleichen in der Allg. d. Bibl. XXXVII. Band S. 370.

**) In Schlichtegrolls Necrolog.

Schriftſteller erlangt hat. Ferner ein großer Theil der Vorrede des Trauerſpiels **Arminius**, welches zeigt, wie gut Möſer ſchon damals die alte deutſche Geſchichte ſtudirt hatte. Das Trauerſpiel ſelbſt, da es aus der gottſchedſchen Zeit, nach franzöſiſcher Manier geformt, in gereimten Alexandrinern geſchrieben iſt, würde jetzt nicht intereſſiren *). Möſer war kein Dichter; aber wer macht in der Jugend nicht Verſe? und zu zeigen, daß er dazu wohl einiges Talent hatte, iſt auch ein kleines Gedicht zur Probe abgedruckt.

Möſer, als Schriftſteller überhaupt genommen, war nicht in der Lage, Plane zu weitläuftigen Schriften zu entwerfen und auszuführen. Seine **Osnabrückiſche Geſchichte**, ein Werk voll Gelehrſamkeit und Scharfſinn, welches das entſcheidendſte Talent vorausſetzt, entwarf er anfänglich gleichſam nur zum häuslichen Gebrauche **). Erſt, indem ſein weit umfaſſender Geiſt die Gegenſtände entwickelte, bildete ſich das Reſultat zu ganz neuen fruchtbaren Ausſichten in die allgemeine deutſche Geſchichte überhaupt.

So entſtanden auch alle ſeine herrlichen Aufſätze entweder aus dem Cirkel ſeines Geſchäftslebens, oder aus der Begierde, die Sitten der zunächſt um ihn lebenden Geſellſchaft zu beſſern.

In tenui labor, tenuis non gloria!

Denn er brachte zu dieſen kleinen Aufſätzen Talente, welche auch zu größeren Werken hinlänglich geweſen wären: Erfindungskraft, verbunden mit Scharfſinn, ächtem Witze und

*) S. Beilage 14.

**) In ſeinem Briefe an mich vom 1. Juli 1776 verſichert er, die Endigung dieſes Werks liege ihm am Herzen: „weil der (da„mals noch minderjährige) Biſchof mit der Zeit von der Verfaſ„ſung des Landes, was er regieren ſoll, unterrichtet werden muß.“ Ob und in wie fern der Biſchof dies Werk ſtudirt hat, iſt mir nicht bewußt.

munterer Laune, vor Allem aber eine Menſchenkenntniß und eine Philoſophie des Lebens, welche nur in der wirklichen Welt erlangt wird. Daher findet man in Möſers Schriften nie weder den Dünkel, noch die Einſeitigkeit unſerer vielen theoretiſchen Stubengelehrten, welche Nichts an ſich und Anderen beobachten mögen, ſondern ohne Erfahrung, deren Werth ſie nicht kennen, Alles aus ihrem Gehirne herauszuklügeln vermeinen, und daher weit ſuchen, ohne zuweilen ſogar nur das zu treffen, was vor Augen liegt. Man findet bei Möſern gründliche Gelehrſamkeit, ſelten aber in gelehrter Geſtalt, nie die trockene Schulweisheit des Katheders, nie die beredtſeinſollende Wortfülle der Kanzel, oder den ſteifen Reſolutionsſtyl der Kanzlei, ſondern allenthalben die Stimme der reifen Erfahrung, vereint mit dem ſchlichten geſunden Verſtande, wodurch allein die menſchliche Geſellſchaft beſteht und regiert wird. Alles lebt in dieſen Aufſätzen, allenthalben ſehen wir die mannigfaltige wirkliche Welt vor uns, Alles können wir auf uns anwenden, Alles iſt uns nahe, ohne gemein zu ſein; und wo auch der Gegenſtand gemein wäre, wird er gehoben durch die Wichtigkeit des Einfluſſes, den uns der Schriftſteller mit großer, aber verſteckter Kunſt vor die Augen zu bringen weiß, und durch die mannigfaltige Art der Einkleidung, die dem Gegenſtande ſo natürlich zuſagt, daß ſie nicht für Einkleidung, ſondern für einen Theil des Gegenſtandes ſelbſt zu gelten ſcheint. Möſer hatte die Gabe, anmuthig zu ſein, doch nicht fade, munter zu ſein ohne Gernwitz, freimüthig zu ſein, ohne zu beleidigen, viel zu ſagen ohne Prätenſion, belehrend zu ſein ohne Lehrerton, ausführlich ohne Langeweile, deutlich ohne Seichtigkeit, gründlich ohne Dunkelheit und Steifſinn.

Möſer mußte durch dieſe Talente bei uns um ſo mehr glänzen, je ſeltener ſie von jeher in Deutſchland bei den Schriftſtellern waren, welche für die Welt zu ſchreiben vermeinten. Sie ſchrieben oft nur für ſich und ihren engen

Geſichtskreis. Es möchte von nicht wenigen deutſchen Schriftſtellern, auch von denen, welche uns ihre eigene reine transſcendentale Vortrefflichkeit ſelbſt auseinander zu ſetzen bemühet ſind, wohl mit Recht heißen können: „Cet homme „a bien du merite, mais c'est du baume dans un vilain „vase. S'il est savant, tant mieux pour lui, mais non „pas tant mieux pour les autres“ *). So war Möſer nicht.

Möſer als Schriftſteller iſt ſchon ſehr richtig mit Franklin verglichen worden **). Allerdings findet ſich in allen Aufſätzen beider Schriftſteller „ein Anſtrich von Sonder„barkeit, verbunden mit thätiger geſunder Vernunft und „Menſchenliebe“. Bei beiden ſind „Originalität, Eifer zur „Verbreitung heilſamer gemeinnütziger Wahrheiten, Witz „und Laune“ beinahe in gleich großem Maße anzutreffen. Indeß da Franklins gelehrte und politiſche Laufbahn ganz anders gerichtet war als Möſers, ſo ſcheint mir, unter den Ausländern, Niemand als Schriftſteller Möſern näher zu vergleichen wie Addiſon, der ihm an Fähigkeit zu Geſchäften ſo ganz unähnlich war; obgleich der Geſchäftskreis beider Schriftſteller einige Aehnlichkeit hatte. Beiden war die feine Weltkenntniß, die ungeſuchte Eleganz, der Sinn für das Schickliche, die mannigfaltige Einkleidung und die Gabe, ganz kleine Gegenſtände zu wichtigen Folgen anzuwenden, gemein. Der Zuſchauer und die Phantaſien ſtehen in gleichem Range.

Unter den Deutſchen iſt Möſer an reifer Weltkenntniß und an Eifer, ſie zum Beſten ſeiner Mitbürger anzuwenden, Büſch ***) am meiſten zu vergleichen; nicht in der Ein-

*) S. Etwz Schriften, I. Th. S. 125.

**) S. Berliniſche Monatsſchrift, 1783. Jul. S. 37. 38.

***) In Büſch's Erfahrungen, beſonders in der meiſterhaften Abhandlung über die Einförmigkeit, im I. Bande.

kleidung, welche bei Büſch, nach ſeiner Abſicht, milde Belehrung ſein ſollte, die nie in Lehrerton ausartete, ſo wie auch bei Knigge in ſeiner Schrift vom Umgange. Engel und Lichtenberg ſind in Abſicht auf Sinn und Einkleidung Möſern, jeder auf eine andere Art, gewiſſermaßen mehr congenial. Leſſing und Wieland, deren Geſellſchaft Möſer ſonſt nicht unwürdig iſt, haben Gegenden der Litteratur angebauet, die von der ſeinigen zu weit entfernt ſind.

Sturz *) iſt ihm gewiſſermaßen am ähnlichſten, aber doch ſehr weſentlich von ihm unterſchieden. Beide beſitzen die reife und mannigfaltige Weltkenntniß, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht ſo gar gemein iſt, unter den Deutſchen aber am ſeltenſten gefunden wird; beide haben Menſchen aus allen Ständen kennen lernen, und ſchildern ſie mit gleich großem Talente nach dem Leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von dieſen Schriftſtellern ſah Welt und Menſchen aus ganz verſchiedenem Standpunkte, beurtheilte ſie alſo auch anders.

Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möſer im Geſchäftskreiſe und in der bürgerlichen Geſellſchaft. Möſer kannte die feine Geſellſchaft auch, wenn nicht durch den Hof, doch durch die, welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bei, den Ton des Mittelſtandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Geſellſchaft weitumfaſſender iſt und höhere Zwecke hat als blos den Ton, ſo ſind auch Möſers Abſichten weitumfaſſender und gehen mehr auf's Nützliche. Sturz amüſirte ſich ſelbſt, und ſuchte Andere zu amüſiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwiſſenſchaft, mit einer Kenntniß der Conve-

*) Im deutſchen Muſeum, im October 1781, S. 309., und im Februar 1781, S. 178., ſind über Möſer und Sturz als Schriftſteller ſehr feine Bemerkungen, welche nachgeleſen zu werden verdienen.

nienzen der Lebensart in der großen Welt und in einer leichten Schreibart, dieser Convenienz selbst angemessen, dergleichen vor ihm bei keinem deutschen Schriftsteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, sah an Menschen und Gegenständen vorzüglich die äußere Seite, sowie sie sich in der feinen Gesellschaft mit Vortheile oder Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wußte in's Innere der menschlichen Charactere und Handlungen zu dringen, und stellte sie vor in der Absicht, das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann, hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart, und fast beständig die höfliche Wendung, die das Widrige, was zu sagen ist, verschleiert, und, wie von ohngefähr, etwas Verbindliches einfließen läßt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung; aber indem er äußerlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern, in dem, was die große Welt Gesellschaft heißt, wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen *) — „wo Alle schwatzen, „Niemand sich unterhält, — im Gedränge, wo man einsam ist". Möser kannte die große Welt auch, war oft in großer Gesellschaft, und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung, sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniß vielseitiger war. Er konnte also Jeden tiefer beurtheilen, und selbst an dem allerunin teressantesten Menschen, wenn er mit einem solchen in Gesellschaft sein mußte, eine interessante Seite finden **); und

*) Sturz's Schriften, 1. Theil. S. 104.

**) Es kam mehrere Jahre nach Pyrmont ein Mann, mit welchem fast Nichts zu reden war, und den also Leute von Geiste eben

mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der polirten Welt so selten ist, wußte er Menschen an Menschen zu knüpfen. Sturz sah das menschliche Geschlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgesellschaften, welches eben nicht der erfreulichste Gesichtspunkt ist. Er sagt mit Bitterkeit: „Lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt „euern Nebenbuler im Amte, im Verstande, im Glücke kennen; erhebt euch durch irgend ein Verdienst, und glaubt „in der Unschuld eures Herzens, daß man euch liebt und „schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als vergiftetet ihr die Luft, wie eure Clienten euch „für genossene Wohlthaten anspeien; ertragt der Glücklichen „stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebt die „Menschen, wenn ihr könnt." *) Möser hingegen schrieb die herrliche Politik im Unglücke**), worunter er hauptsächlich rechnete, „das Leere der glänzenden Freuden zu erkennen". Wäre er unglücklich geworden, würde es ihm leicht gewesen sein, diese Politik selbst auszuüben, ihm, der

---

nicht suchten, und sich zuweilen wohl gar unvermerkt von ihm wendeten. Möser entdeckte seine einzige vorzügliche Seite, daß er ein guter Whistspieler war, und spielte fast täglich ein Stündchen mit ihm. Mösers vortreffliche Tochter sagt (in der Vorrede des IV. Bandes der Phantasien) von ihrem Vater: „Er hasse die Schreiber, wie „die Spieler, ob er gleich sehr gern schreibe und spiele." Er war aber weise im Spielen wie im Schreiben. Da ich gar nicht spiele, sagte er mir oft im Scherze: Wer ein rechter alter Deutsche nach dem Tacitus (Cap. XXIV.) sein wolle, müsse, wie unsere Vorväter, ernsthaft und hoch, lucrandi perdendive temeritate, spielen. Er liebte auch hoch zu spielen; doch wendete er nie mehr Zeit und Geld auf's Spiel, als er sich vorgesetzt hatte.

*) Sturz Schriften, I. Band, S. 134.

**) S. Phantasien, III. Band, Nr. VIII — XIII.

ganz andere Freuden kannte. Er würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht „der Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid" ertragen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit trauriger Anstrengung. Möser hätte freilich verzweifelt, diese verächtliche Menschen lieben zu können, aber nicht, überhaupt die Menschen zu lieben; denn er kannte die Menschen mannigfaltiger; und wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger, im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Lebens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Hofes und der großen Welt. Sturzens Schilderung ist schrecklich wahr, aber nur von wenigen der Menschen, „die im Leeren der glänzenden Freuden leben". Der Hof kann sehr leicht eigensüchtig und fühllos machen, sowie die Macht den Fühllosen im Kriege hart und übermüthig, und die äußerste Noth den Unterdrückten grausam. So sind aber nicht die Menschen überhaupt. Der thätige Mittelstand, der sich beständig wechselseitig braucht, ist sittsamer und milder, und man darf nicht so leicht an ihm verzweifeln; auch hebt sich eher seine Moralität wieder durch eigene Kraft; und dieser schätzbare Mittelstand war Mösers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftsteller. Die verschiedene Art, Menschen von verschiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftsteller so verschiedenes — es ist kein deutsches Wort da; die Franzosen nennen es *faire* — den sichtbarsten Einfluß. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: Wer ist glücklich? und dessen berühmte Reise nach dem Deister *) sind beinahe Mösersch, und Mösers: Ein kleiner Umstand macht Vieles **), ist beinahe Sturzisch.

Die Lage, worin Möser seine Lebenszeit zubrachte, er-

*) S. Sturzens Schriften, I. Band S. 241 und S. 252.
**) S. Mösers Phantasien, IV. Band Nr. XVI.

klärt zwar genugsam, warum sich Vieles in seinen Schriften auf eine gewisse Art bildete und modificirte; aber manche deutsche Leser einer Biographie wollen mehr wissen. Es soll ihnen psychologisch gezeigt werden, wie ein Schriftsteller gerade das geworden ist, was er war; eine Forderung, welcher sogar manche Lebensbeschreiber Genüge zu thun dachten, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Bei dem Manne, der seine Brodwissenschaft zunftmäßig erlernt, oder sein System nach der Schulmethode begriffen hat, um es methodisch wieder mündlich oder schriftlich von sich zu geben, kann man auch recht methodisch zeigen, wie er dazu kam. Man kann im Hauskalender genau annotiren, wann und wie der Garten mit einer blühenden Dornenhecke umzogen, und wann sie schadhaft geworden, und wieder geflickt ward. Aber du fragst, wie es zugeht, daß dieser Obstbaum vor allen andern, die um ihn stehen, so schlank gewachsen ist, daß Stamm und Zweige so gesund, daß dessen Früchte so vorzüglich schön sind. Ich sage: er ist so gewachsen aus eigener innerer Kraft; setze dich in seinen Schatten, und geneuß die edlen Früchte. Wer Mösers Schriften nicht fleißig und con amore gelesen hat oder lesen will, wird wenig von dem verstehen, was ich darüber sagte.

Der persönliche Character eines Mannes läßt sich für den, der nicht persönlich mit ihm umging, selten recht anschaulich, noch weniger individuell schildern; und derjenige, der mit ihm umging, bedarf der Schilderung nicht. Und doch mag der Leser von einem geliebten Schriftsteller gern, so wie jeden Lebensumstand, so auch jeden Characterzug kennen, wenn es auch unvollkommen wäre! — Und nur sehr unvollkommen kann der edelste Character geschildert werden, der, dessen Eigenheit nicht im mindesten an Caricatur gränzt, der, wo alle Fähigkeiten des Verstandes und alle gute Eigenschaften des Herzens im vollkommensten Eben-

maße stehen, sich wechselseitig dergestalt erleuchten, daß sie ein großes, vollkommenes, in sich zusammenströmendes Licht ausmachen.

Daß Mösers Character vorzüglich gewesen sei, erhellet schon daraus, daß er bei den schwierigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende genoß, in einem Lande und in einer Verfassung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht ist; aber wie vorzüglich sein Character gewesen, wer wagt es so auseinander zu setzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverläßig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Prahlerei, gastfrei ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr; im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrliche Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen, und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst; und du hast Mösers Character! *)

Er war glücklich im häuslichen Leben mit einer Gattin voll Verstand, Theilnehmung und allen wirthschaftlichen Tugenden. Er hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm

*) S. Beilage 15.

ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, einer Frau, an Geist und Herz ihres Vaters ganz würdig. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattin *) widmete seine Tochter sich ihm ganz; und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen. Nächst ihr war ihm der Enkel seines ehemaligen vertrauten Freundes, Herr Kanzleirath von Bar **), der ihn bis in den Tod mit ununterbrochner Ergebenheit liebte, vorzüglich zugethan. Diesen, und seiner geliebten Schwester Kinder, welche in Osnabrück verheirathet sind, sah er wie seine eigene Kinder an, und liebte sie väterlich ***). Ihnen und seinen dortigen Freunden, welche den Cirkel seines Umgangs ausmachten, dankte er die glücklichsten Stunden seines Alters. Er erwähnte ihrer oft gegen mich bei unserm Aufenthalte in Pyrmont, wenn er sich seines zufriednen Lebens in seiner Vaterstadt freute. Mit welcher innigen Freundschaft ich selbst an ihm hing, sowohl ehe ich ihn persönlich kannte, als nachdem ich ihn im Jahre 1781 persönlich hatte kennen lernen, wie vieles Vertrauens er mich würdigte, an wie vielen Seiten unsere Gesinnungen sich berührten, hier zu beschreiben, würde vielleicht anmaßend aussehen, und doch meinem Herzen nicht genug thun; meinen Lesern aber würde jede Beschreibung nur schwach scheinen; denn die Innigkeit der Empfindungen vertrauter Freundschaft und der Liebe können ihrer Natur nach dem großen Publicum nie ganz offen sein.

---

*) Sie starb im Jahre 1787.

**) Später Land-Drost zu Osnabrück; seit dem 30. Mai 1835 Jubilarius und Geheimer Rath. A. d. H.

***) S. Beilage 16.

Mösers Person war von mehr als gewöhnlicher Größe, so sehr, daß sich sein Vater nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schikken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß sieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nie übereilt. In seinem Angesichte war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. Ich wünschte, es möchte das Bildniß, was vor dem Titel steht *), diesen unnachahmlichen Ausdruck, den es nicht verfehlt, ganz haben fassen können. Er ist beinahe erreicht in der herrlichen Zeichnung, wonach er gestochen worden, gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charactere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Mösers ihre ohnedies schon sichere Reißfeder zu noch innigerm Ausdrucke führten. Der Umriß im Profile am Ende dieser Lebensbeschreibung **) ist geätzt nach einem Wachsbilde in gleicher Größe von Hrn. Wessel, einem geschickten Bildhauer in Osnabrück, der sich in seiner Kunst in England vervollkommnete. Die Münze auf dem Titel ***) ließen einige Freunde Mösers im Jahre 1779 zu seinem sechszigsten Geburtstage prägen. Sie hat blos Werth als ein Denkmal der Freundschaft.

*) Statt des Bildnisses ist dem ersten Bande dieser neuen Ausgabe ein Stahlstich von Eichens, nach dem in Osnabrück errichteten Standbilde Mösers, beigegeben worden. A. d. H.

**) Steht jetzt zu Anfang der Lebensbeschreibung in einem Holzschnitte von O. Vogel. A. d. H.

***) Ein Abdruck derselben befindet sich auf dem innern Titel dieser Lebensbeschreibung, S. 1. A. d. H.

In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten; aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen, das Homer seinem Göttern zuschreibt. Er war gastfrei, und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war mäßig. Der Vorfall in seinen Kinderjahren, da er sich selbst in die Lage gesetzt hatte, Jemanden um eine Gabe ansprechen zu müssen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Da ich bei unsern jährlichen Zusammenkünften in Pyrmont gemeiniglich bei ihm blieb, bis er abreisete, so habe ich ihn oft gesehen, ehe er wegfahren wollte, eben wie Yorick in Montreuil *), umringt mit Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

Er war nichts weniger als habsüchtig; aber er ist in jüngern Jahren eine ziemliche Zeit lang daran gewesen, Gold machen zu wollen; worüber er auch mit dem bekannten Metallurgen Kramer in Braunschweig correspondirte, der ebenfalls an die Möglichkeit des großen Werks glaubte. Die Liebe zu seinem jüngern Bruder Joh. Zacharias, welcher, um das Geheimniß, den Stein der Weisen zu erfahren, sich Ein Jahr in Algier und Tripolis aufgehalten hatte, bewog ihn, an diesen kostbaren Versuchen Theil zu nehmen. Er lächelte selbst darüber, wenn er im Vertrauen davon erzählte, und setzte hinzu: Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte! Dies war bedeutend gesagt von dem Manne, der immer in weiser Zufriedenheit lebte, der sich nie von Mißvergnügen plagen ließ, daher sich auf solche Wünsche einschränkte, deren Erfüllung er in seiner Gewalt hatte **).

*) S. Yorick's empfindsame Reisen, 1. Band, S. 95.
**) S. Einleitung S. 45. A. d. H.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Männern, die im Rufe mehr gewinnen, und dagegen verlieren, wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Character war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche Andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden Andern, und drückte Niemand. Er wußte das Eigenthümliche und das Beste jedes Characters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln, und suchte ihn dem gemäß zu unterhalten. Man erzählt von Hume, er sei still und trocken gewesen, wenn ihn die Gesellschaft, in welcher er war, nicht interessirt habe. Möser, obgleich in ungewünschter Gesellschaft etwas ernsthaft, war immer aufmerksam und für jede Unterredung gegenwärtig, nie abwesend oder zerstreut. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gespräches, vertheidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen, belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln; und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werths seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Werth, trug ihn aber nie zur Schau, von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war treffend, aber urban, so wie sein Scherz, seine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urtheile von einzelnen Menschen waren weder heftig noch hämisch, aber treffend wahr, sobald es sich thun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend, und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nie beleidigt; und Wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen Alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

So lebte er in beständiger Beobachtung seiner Pflichten und in ungestörtem Geistesgenusse, glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch Nichts. Er war meist

gesund, und vorbeigehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad.

Bei herannahendem Alter empfand er öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Es war dieses vielleicht blos eine der gewöhnlichsten Unbequemlichkeiten des Alters; er schrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und erklärte diese innern Spannungen durch eine sehr sinnreiche Hypothese, vermöge welcher er zu deduciren wußte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oeconomie wieder herzustellen *). Diese Gedanken, bei ihm zu einer festen Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, sobald er seine Beschwerden verspürte, sich ganz ruhig auf's Bette streckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, selbst schlaflose Nächte nicht achtete; denn das Uebel brachte gewöhnlich Schlaflosigkeit mit sich, und er war nicht zu bewegen, Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert, und vielleicht endlich die Krankheit ganz gehoben hätten. Er scherzte oft mit seinen Freunden über seine eigene Beharrlichkeit; aber diese gründete sich auf die feste Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel selbst heben werde, welches er ganz gewiß hoffte; um so mehr, weil die Krämpfe von Zeit zu Zeit aufhörten, er sich zu bessern glaubte, sich auch wirklich besser befand, welches bei so dauerhaftem Körper und so gleichmüthigem Geiste nicht zu verwundern war **).

*) Man sehe im Briefwechsel seinen Brief an mich vom 17. Dec. 1785, und das hinter demselben abgedruckte, in Mösers Nachlasse gefundene Blatt; desgleichen den folgenden Brief.

**) S. Beilage 17.

Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobei er ſich leidlich befand, und zuweilen bei ziemlich munterer Laune war. In der Nacht vom ſiebenten zum achten Jänner empfand er ängſtliche Bewegungen. Er hielt ſie anfänglich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreien. Bald aber merkte er ſeinen Irrthum, fühlte, daß es Todesſchweiß war, und ſagte, eingedenk ſeines Streits mit ſeinen Freunden über die Richtigkeit ſeiner Hypotheſe, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Proceß verloren!“ Er gab ruhig noch einige Aufträge *), ließ ſeiner vortrefflichen Tochter, der zweiten Hälfte ſeines Herzens, für alle Beweiſe ihrer Zärtlichkeit danken, und ſagte: Er ſei nun müde, und wolle ſchlafen. — So entſchlief er, ruhig, ſo wie er lebte.

Noch mehr über den Mann und den Freund zu ſagen, erlaubt mir meine Empfindung nicht, die mich übernimmt, indem ich ſchreibe.

Seine Beerdigung war äußerſt feierlich, nicht des Pomps wegen, ſondern wegen der herzlichen Theilnehmung, da eine große Anzahl Menſchen aus allen Ständen dazu freiwillig und ungebeten kamen, ſogar Bauern vom Lande, um einem allgemein verehrten Manne das letzte Zeichen ihrer Zuneigung zu geben **).

Es gilt von ihm, was Tacitus vom Agricola ſagt: Finis vitae ejus nobis luctuosus, patriae tristis, extraneis etiam ignotisque non sine cura fuit.

*) Man ſehe Herrn D. Kleukers Nachricht von Möſers Tode in der Berl. Monatsſchrift, 1794. Mai, S. 489.

**) S. Beilage 18.

Beilagen.

I.

Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu sein, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl, weil ich nicht eben so gut als ein Anderer schreiben kann, ich sei den 14. December 1720 geboren, und von meinen lieben Aeltern fleißig zur Schule gehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in Allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß; und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sei, so würde ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wendungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt.

Mein Glück ist dabei, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesichte und gerade mit so viel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhle, oder an meinem Schreibtische lache ich oft ungesehen und ungehört; aber in Gesellschaften, und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch sehr selten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidiget, so lange er ein Thor für sich blieb.

Indeſſen mag ich doch früh ſchon viele Gefälligkeit gegen mich ſelbſt gehabt haben; denn ich ſchrieb ſchon im vierzehnten Jahre meines Alters meinen Lebenslauf. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, meinen Aeltern entlaufen und nach Münſter gegangen war, wo ich hungrig ankam, und, weil ich kein Geld mitgenommen hatte, mein Brod vor den Thüren ſuchen ſollte. Ich ging von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreiſe herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe anſprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich ſtammelnd meine Noth eröffnete, gab mir ſechs Pfennige und den Rath, geſchwind wieder zurück und zu meinen Aeltern zu gehen. Wie reich war ich nicht mit dieſer Summe! ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterſtadt führte. Hier ſetzte ich mich müde an einen Bach nieder, um zu trinken; und eine Weibesperſon, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landſtreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil ſie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, ſo nahm ſie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernſcheune, und verſorgte mich des andern Tages von dem Brodte, was ſie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum erſtenmal ein Ei in der Aſche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir ſchon mein Lehrmeiſter, den meine Aeltern bei mir hielten, und der mir, ſobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte alſo meine getreue Gefährtin verlaſſen, und dieſes geſchah ohne Thränen. Meine Aeltern waren froh, ihren verlornen älteſten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeiſters Elberfeld, ward mir die Strafe geſchenkt. Die Schickſale auf dieſer Reiſe füllten meinen vierzehnjährigen Lebenslauf.

Doch war derselbe nicht ganz von gelehrten Streichen leer. Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der helmstädtsche Professor Lodtmann und ich, wir hatten im zwölften Jahre unsers Alters eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin wöchentlich allerhand Abhandlungen, deren eigentlicher Werth darin bestanden haben würde, daß sie in einer selbst gemachten Sprache geschrieben waren, verlesen werden sollten. Wir waren aber damit nicht viel weiter gekommen, als daß wir eine Grammatik und ein Wörterbuch dazu verfertigt hatten, und, wie sich das versteht, eine gelehrte Zeitung darin schrieben. Hiemit schieden wir aus der Schule des Cantors, der uns in diesem Spielwerke nicht gestört hatte; aber unser folgender Lehrer, dem mein Lebenslauf, welchen ich in jener Sprache geschrieben hatte, in die Hände fiel, nöthigte uns mit Schlägen zu unserer Muttersprache.

Oft habe ich nachher gewünscht, daß er unsern Trieb genutzt, und uns, weil wir doch weiter nichts als etwas ganz Besonderes suchten, im Hebräischen, oder Arabischen zu schreiben aufgemuntert hätte. Dafür quälte er uns mit der lateinischen Poesie, und ärgerte sich, daß wir die Aufgaben, welche er uns in Prosa gab, sofort in Versen niederschrieben, und ihm dieselben sodann vorlasen, um ihn zu vermögen, uns etwas Mehreres zuzumuthen. Aber es half nichts; wir wurden mit Schlägen angehalten, die Aufgaben erst in Prosa aufzuschreiben. Doch war er der beste Lehrer für langsame Köpfe.

So sehr uns dieser unterdrückt hatte, so flüchtig machte mich sein Nachfolger, der Conrector Ponat. —

2.

Es ist noch ein Büchelchen, ein Manuscript, aus Mösers sechszehnten Lebensjahre vorhanden: Protocollum ju-

diciale Societatis Crescentis, scriptum ab Ernesto Augusto Bertlingio. 1736, welches ein Tagebuch, Acten u. ſ. w. einer Geſellſchaft enthält, die ſich in der Form eines Gerichtshofes bildete. Sie hat einen Director, Con-Director, Confirmator, Assessores, Quaestor, Secretarius, und aus dem Tagebuche geht hervor, daß die Knaben das Gerichts- und Advocatenweſen ſich zu Spiel und Unterhaltung appretirt. Durchaus herrſcht in demſelben der Kanzleiſtil; in den gebräuchlichen lateiniſchen Formeln wird citirt, ab instantia losgeſprochen, condemnirt; dies Alles aber, wozu gewöhnliche Knabenſtreiche Anlaß gaben, geht unter den Gliedern der Geſellſchaft vor, zu der außer Möſer, der bald Director iſt, Lodtmann, Bertling und Berghoff, nachmals, als Bürgermeiſter von Osnabrück, in vielen Dingen Möſers heftiger Gegner, gehören. Eine Kaſſe wird gebildet, deren Beſtand das Tagebuch errathen läßt, indem es unter dem 15. Febr. anführt: „Legte der Hr. Berghoff. als Quaestor, die Rechnung ab, und der Hr. Director bekam 5 Liards, der Hr. Con-Director, Confirmator u. ſ. w. 1 Liards.“ Auch ein eigener Kalender wird geſchaffen, worin die Jahre viel kürzer als in dem üblichen. Doch dauert es nicht lange, ſo entſtehen Zwiſtigkeiten in der Geſellſchaft, die am Ende dahin führen, daß ſich dieſelbe trennt; worauf die eine Partei eine neue unter dem Namen Societas proficiens, Lodtmann an ihrer Spitze, bildet. Möſer ſchreibt einen „Spott-Brief“ an jenen, deſſen Ende: „Valete, et plaudite cum vestris 8 grossis“. dem Beſtand der Kaſſe, in die ſich jedoch hernach die beiden Parteien theilen. Möſers Societät, die ſich die Florentiſche nennt, blüht indeß ſo ſehr, daß Lodtmann in einer langen, wohlgeſetzten Rede auf Wiedervereinigung anträgt. Damit ſchließt das Tagebuch. Das Ganze iſt ein Spiel, ein Scherz, aus dem aber ein zeitiger Beobachter wohl geſchloſſen haben würde, daß dieſe Knaben einſt das Leben und ihren Beruf mit Ernſt

und Kraft ergreifen und durchführen, daß sie vor Zersplitterung ihrer Kräfte sicher sein werden.

3.

Ueber das hier von Nicolai Mitgetheilte äußerte sich ein Freund Mösers so: Mösers wissenschaftliche Bildung hatte eine ganz andere Richtung genommen als die in seiner Jugendzeit gewöhnliche. Er hatte zwar auch Jurisprudenz studirt, und wandte die dahin gehörige Kenntniß als Advocat an; allein Kritik des Textes, Exegese, Conjecturen, Controversen, und was sonst zur römischen jurisprudentia elegantiori gerechnet wird, war seine Sache nicht. Er forschte lieber nach den alten Einrichtungen, Gewohnheiten und Rechten des Landes, um dieses anzuwenden, geltend zu machen und das Alte möglichst zu erhalten. Auch liebte er, so sehr er sich auch stets als ein wahrer Weiser bewiesen hat, das Studium der Philosophie, so wie dieselbe in Büchern und nach Systemen gelehrt wird, nicht. Wenn in seiner Gegenwart von der Geisterwelt und dem, was dahin gehört, die Rede war, schwieg er, und man bemerkte höchstens ein Lächeln auf seinen Lippen. In den späteren Lebensjahren äußerte er über religiöse Ansichten und Lehren nur die toleranteſten Gesinnungen. Dagegen zeigten seine Gespräche, daß er sich schon in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege viel mit schöner Literatur, besonders mit der französischen und englischen, aber auch mit deutschen Schriften dieser Art aus jener Periode beschäftigt hatte. Marivaux, Voltaire, Shakspeare und Gottsched (letzterer jedoch nicht ohne ein ironisches Lächeln) wurden oft von ihm genannt; so auch die Romane von Richardson und Fielding. Er hatte eine unendliche Menge von Romanen, besonders französischen, gelesen, und las die neuern auch noch im Alter gern.

4.

Sie war auch eine Frau von einem energiſchen Charakter, blieb nicht ohne Einfluß auf den Gatten als Geſchäftsmann; und bei Beſetzung von Aemtern ſoll Möſer mannigmal mehr dem Willen ſeiner Frau als der eigenen Anſicht gefolgt ſein. Schwerlich in bedeutenden Fällen. Wie gewiſſenhaft Möſer in ſolchen war, bezeugt ein Brief an einen ſeiner Neffen, Friderici, den wir auch deßhalb mittheilen, weil er dem Vorwurf, den man Möſern gemacht hat, und deſſen unſre Einleitung (S. 50) gedenkt, begegnet.

Liebſter Herr Vetter.

Wenn ich könnte, was ich wollte, ſo ſollte Ihnen, lieber Vetter, leicht geholfen werden. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich dazu hier im Lande kein Mittel weiß. Gleich zu Anfang der jetzigen Regierung war man beſorgt, daß ſich viele Hannoveraner beim Herzoge melden, und in die hieſigen Landesbedienungen eindringen würden. Die Landſtände nahmen daher von einigen Vorfällen Gelegenheit, Beſchwerde darüber zu führen, und Se. Königl. Hoheit zu bitten, den Einheimiſchen die Landes-Bedienungen nicht zu entziehen. Man unterſuchte dieſe Beſchwerden von Seiten der Regierung, und der Herzog verſicherte, daß die Stände deßhalb unbeſorgt ſein möchten. Ja man hat ſogar nachmals, da Se. Königl. Hoheit, dieſer Verſicherung uneingedenk, Einen und Andern zur Beförderung empfohlen hatten, Höchſtdieſelben an Ihr eigenes Verſprechen erinnert, und iſt damit ſelbſt der höchſten Empfehlung bei der Regierung ausgewichen. Und nun ſoll ich derjenige ſein, der einen Ausländer in Vorſchlag bringt? ich ſoll die Landſtände dem Landesherrn unwillig machen? ich ſoll die Aeltern und Bedienten dieſes Landes, die für ihre Kinder eine Bedienung wünſchen, mir zu Feinden machen? dadurch

meine Liebe und Achtung, wodurch ich Alles zum Vortheil meines Herrn lenken muß, auf's Spiel ſetzen? und wenn ich, wie jeder Andre, der Negotiationen zu führen hat, der Hülfe guter Freunde bedarf, nur Feinde und Verfolger in meinem Wege finden? Das geht in Wahrheit ſo nicht, wie man will, und die Herrn, welche mir einen ſo großen Einfluß zuſchreiben, überlegen nicht, was ſie ſagen.

Indeſſen will ich gern darauf denken; ich habe Herrn R. Lodtmann und Ihren Hrn. Bruder gebeten, mir den Fleck zu zeigen, worauf ich Sie ſetzen kann; und Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß es mir an gutem Willen für meiner Schweſter Kinder fehle.

An Ihren Herrn Vater ſchreibe ich noch wegen eines andern Projects; man muß auf mehrere Büſche klopfen, um Wild zu finden.

Leben Sie wohl, und ſein Sie verſichert, daß es mir ſehr nahe gehe, Ihnen nicht ſo helfen zu können, wie ich wohl wollte.

Oſnabrück, den 10. Febr. 1787.

5.

G. B. von Bar war den 3. Januar 1701 geboren, mithin zu der Zeit, als Möſer die Univerſität verließ, 41 Jahre alt, faſt zwanzig Jahre älter als jener. Er verließ 1744 Oſnabrück, und lebte bis 1754 in Hamburg; von da bis 1757 in Wien; dann bis zum 6. Auguſt 1767, da er ſtarb, wohnte er auf Barenaue, dem Stammgut der Familie, ohnweit Oſnabrück. Der genauere Umgang mit Möſer kann daher vor dem Jahre 1757 nicht angefangen haben, und wird nicht nur durch Möſers Abweſenheit bei den Kriegsheeren oft unterbrochen, ſondern auch nach dem Frie-

den und nach Mösers Rückkehr aus England dadurch behindert worden sein, daß beide nicht an einem Orte wohnten, und sich nur sehen konnten, wenn Möser — was doch auch nicht oft geschehen konnte — einen oder mehrere Tage auf Barenaue verweilte. Hieraus scheint zu folgen, daß der Herr von Bar keinen großen Einfluß auf Mösers Bildung gehabt haben kann. Dasselbe gilt auch von der Tochter, welche Möser vor dem Jahre 1758 nicht gesehen haben wird. Von dieser Zeit an pflegte sie bei den schriftlichen Unterhaltungen des Vaters die Feder zu führen.

Ein Schreiben des Herrn von Bar an den Verfasser des Harlequin befindet sich in Th. Abbts vermischten Werken, Th. 3, S. 63. Ein in demselben Buche aufbewahrtes Schreiben der Tochter an denselben theilen wir, als sehr characteristisch für Möser, hier mit.

La critique des Berlinois est nécessaire pour relever l'éloge, qu'ils donnent avec une économie, qui leur paroit propre. Cependant elle a droit de Vous flatter. Le rendez-vous donné pag. 355 au Spectacle d'Arlequin n'est pas un éloge moins sensible, que la preference adjugée à Arlequin sur Caton. Mais pour la comparaison d'Arlequin avec jenem luſtigen Thiere (que pour la majesté du sujet je crois être un écureuil, et non un singe), das die Rolle vergaß, und klaubte, plus jolie que bien juste, puisqu'il me semble que Vous alléguez Aristote même d'une façon convenable à Arlequin et non à un pédant. La remarque: Wenn die Deutschen einen National-Character haben, so iſt die philoſophiſche Ernſthaftigkeit unſtreitig ein Hauptzug derſelben, ne serait point faite à Votre sujet, si les Berlinois avoient l'honneur de Vous connoitre personnellement, et si même ils avoient bien examiné Vos autres ouvrages, où je crois qu'ils pourroient trouver bien des traits fort graves et sérieux, assaisonnés du badinage le plus enjoué. En critique sévère on pourroit

Vous taxer à ce sujet d'inadvertance, que je suppose provenir de ce que Vous êtes un peu vif et universel. Les gens de goût ne Vous condamneront jamais de ne point borner le génie et l'imagination, dont le ciel Vous a doué. Vous savez en faire usage avec succès. J'en dis autant de la diversité de Votre lecture, qui ne brille pas mal dans Votre Arlequin; mais elle est si naturellement parsemée, qu'il n'y paroit ni dessein ni déplacement, surtout puisque Vous ne sortez pas du but, que Vous Vous êtes proposé. Hagedorn fut moins heureux à faire usage de sa vaste littérature dans l'occasion de son Ode sur le Vin. On lui reprochoit finement: Vous nous promettez par Votre titre de nous mener à la cave, et Vous nous entrainez dans une bibliothèque.

6.

„Es iſt ſehr ſchwer, ſich jetzt noch die Lage der Dinge im Bisthum Osnabrück vor dem Kriege deutlich vorzuſtellen. Die Unwiſſenheit, Rohheit, der Uebermuth des Adels und der Geiſtlichkeit, die Kriecherei, Schlauheit und Gewinnſucht der Andern ging ſehr weit. Alles verachtete und unterdrückte den Landmann, der bei dem Gutsherrn noch Schutz und Hülfe gegen Beamte, Gerichte und Advocaten, die ihn ausplünderten, ſuchte. Ein Advocat, der ein ehrlicher Mann war und es mit dem Volke in der That gut meinte, hatte nothwendig die Zuneigung des letztern."

Bemerkung eines jener Zeit Kundigen.

7.

Zu dieſer Stelle macht der oft erwähnte Freund Möſers folgende Bemerkung:

„Der Auftrag iſt unklar und auch nicht richtig dargeſtellt. Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß Angelegenheiten, die vor die Landſchaft gehörten, nicht Regierungs-Sachen waren, und daß, umgekehrt, Landſtände keine Regierungs- oder Verwaltungs-Behörden ſind, daß beide vielmehr als verſchiedene Parteien einander gegenüber ſtehen. Wenn Möſer, höchſt ſeltſamer Weiſe, die Geſchäfte beider Parteien zu behandeln hatte, ſo kam dies daher, daß er die beiden an ſich völlig incompatiblen Aemter des Geheimen Referendarius und des Ritterſchaftlichen Syndicus mit einander verband; eine Anomalie, von der man wohl nie ein Beiſpiel in ganz Deutſchland geſehn hat, und über welche ſich ſchon bei ſeinem Leben Jeder verwunderte, der darauf aufmerkſam wurde. Wegen desjenigen, was Möſer als Syndicus thun mußte, hatte er ſo wenig vom Könige als von dem Miniſter Aufträge zu empfangen; hier ſtand er allein im Dienſte der Ritterſchaft.

Hiernächſt waren der Miniſter in London und die Regierung in Osnabrück nicht zwei coordinirte Behörden, ſondern letztere war jenem ſubordinirt; ſo daß die Regierung über alle erhebliche Sachen, z. B. wenn eine Dienſtſtelle vergeben, ein Geſetz erlaſſen, eine Veränderung bei den Domainen gemacht werden ſollte, nach London berichten mußte; worauf denn der König, ſpäter der Herzog von York, nach dem Vortrag des Miniſters, entſchied. Möſer hatte hier alle Regierungs-Anlegenheiten den Regierungs- oder Geheimen Räthen vorzutragen, und er trug Alles, was nicht ganz unerheblich war, ſchriftlich vor, und ſein Vortrag blieb bei den Acten. Es iſt aber allenthalben Sitte, daß der, welcher den Gegenſtand und die Anträge der Parteien referirt, dem Vortrage ſeine mit Gründen unterſtützte Meinung, oder ſein Votum, beifügt, und den Entwurf der danach zu erlaſſenden Verfügung (Entſcheidung, Reſolution, Reſcript, oder Bericht an die obere Behörde) anhängt. So geſchah es auch hier. Sind dann die Räthe mit dem

Referenten einverstanden, so verfährt man nach dessen Antrag; tritt aber eine Verschiedenheit ein, so können zwar in der Regel die votirenden Mitglieder nach Mehrheit der Stimmen, ohne Rücksicht auf die Ansicht des Referenten, verfahren oder berichten; allein da bei der osnabrückischen Regierung kein Collegium bestand, sondern nur einer oder zwei Räthe cum voto angestellt waren, so war verfügt worden, daß in diesem Falle dem Bericht der Räthe Mösers Relation beigelegt werden solle. Dies war nichts Außerordentliches, und bedurfte auch des Geheimnisses nicht, sondern war nöthig, wenn der Minister in London die Sache sollte beurtheilen können, da die Acten nicht, wie sonst geschieht, dem Bericht beigelegt werden konnten."

Die Note, die Nicolai zufügt, widerlegt die mitgetheilte Ansicht nicht. Das Vorher in ihr ist in Bezug auf die Regierungsräthe zu verstehen, denen ein sachkundiger Mann vom Fach zur Seite stehn mußte.

Inzwischen ist gewiß, daß Möser von 1765 oder 68 bis zu seinem Tode in allen Regierungs-Angelegenheiten den wichtigsten Einfluß hatte. Dies war unausbleiblich mit der Stelle des Geheimen Referendarius verbunden; und daher hatte auch Mösers Nachfolger denselben Einfluß.

8.

Im Jahre 1778 war die Regierung zu Osnabrück abermals auf einen höhern Titel und Rang für Möser bedacht, und wendete sich deßhalb an den königlichen Vormund. Wie Möser auch jetzt ablehnte, geht aus dem Schreiben hervor, welches wir hier mittheilen.

Postscript.

Auch würden Wir gnädigst geneigt gewesen sein, dem Rath Möser die für denselben unterm 4. huj. von euch

vorgeſchlagene Diſtinction widerfahren zu laſſen, wenn ſie nicht von ihm mittelſt eines mit eurem Vorſchlag zugleich eingelaufenen Privat-Schreibens, mit Anführung der dazu habenden Urſachen, verbeten worden wäre. Wir bleiben alſo dabei beſtehen, beſagten Rath Unſers gnädigſten Wohlwollens und vollkommener Zufriedenheit über ſeine dem Biſchof, Unſerm Prinzen, und dem Lande mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als unverdroſſenem treuen Eifer leiſtende nützliche Dienſte bei dieſer Gelegenheit zu verſichern, wovon ihr ihn benachrichtigen, und zu dem Ende ihn dieſes Unſer Postscriptum leſen laſſen werdet. Ut in rescripto. St. James, den 22. Decembris, 1778.

George R.

v. Alvensleben.

An
die Regierung zu
Osnabrück.

Auch das Patent, wodurch Mösern im Jahre 1783 der Titel Geheimer Juſtizrath zu Theil ward, den er nun nicht mehr mit Schicklichkeit ablehnen konnte, hat ſich erhalten.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden Königlicher Prinz von Großbritannien, Frankreich und Irland, Biſchof zu Osnabrück, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg u. ſ. w. Urkunden und bekennen hiemit, daß Wir Uns bewogen gefunden haben, Unſern Rath und Referendarium bei Unſrer Regierung in Osnabrück, Juſtus Möſer, zu Bezeugung Unſrer beſondern und vorzüglich gnädigen Zufriedenheit über die Uns und Unſerm ganzen Lande geleiſteten treuen und erſprießlichen Dienſte zu Unſerm Geheimen Juſtiz-Rath und Geheimen Referendarium zu ernennen.

Thun das auch Kraft dieſes alſo und dergeſtalt, daß Wir ihm zugleich den Rang Unſers Vice-Canzlers dergeſtalt bei-

legen, daß beide ſolchen nach ihrem Dienſtalter zu nehmen haben ſollen. Urkundlich Unſerer eigenhändigen Unterſchrift und Inſiegels. Gegeben Hannover, den 16. Auguſt 1783.

Frederick.

Patent
für den Geheimen Juſtiz-Rath Möſer.

Noch ehe dieſes Patent abgefaßt wurde, ſchrieb der junge Biſchof (unter dem 10. Auguſt) an Möſer, und theilte demſelben ſeine Abſicht, ihm jenen Titel zu verleihen, mit. Auch dieſes Schreiben iſt noch vorhanden.

La connoissance, que j'ai, Monsieur, du zèle et des succès généralement reconnus, avec lesquels vous avez travaillé jusqu'ici dans les différens départements, dont vous êtes chargé, m'ayant fait désirer de vous donner un témoignage du cas, que Je fais de votre merite, Je viens de charger Monsieur le Ministre de Bussche de vous remettre la patente de Geheimter Juſtiz Rath. Je souhaite, que cette démarche de ma part vous cause autant de satisfaction, que J'en ai à reconnoître ainsi publiquement Vos services, et que Votre santé Vous permette de les continuer encore bien des années.

Je suis avec une parfaite estime
Monsieur
Votre affectionné
Frédérick.

A Hannover, ce 10. Aout 1783.

Der ganze Brief, ſelbſt die Adreſſe, eigenhändig geſchrieben.

9.

Zeugnisse für Möser.

Aus einer Rede des Herrn Geheimenrath von Bar,

gehalten bei der Einweihung des Möser-Denkmals,
am 12. September 1836.

— „In seinem öffentlichen Leben erhielt Möser als Advocat und Syndicus der Ritterschaft sowohl im Inals im Auslande einen großen Ruf, und ein solches Zutrauen, daß damals hier kein erheblicher Rechtsstreit geführet worden ist, in dem sein Rath nicht gefordert wäre, und daß, als die für dieses Land höchst unglücklichen Zeiten des siebenjährigen Krieges eintraten, alle Einwohner nur auf ihn, als auf den Mann sahen, der Milderung in den Forderungen der Krieger und Schonung des Landes bewirken könne. Er hatte oft das Glück, durch seine Umsicht, durch seine gerade Offenheit und schnelle Art zu handeln, das Vertrauen der Feldherrn zu gewinnen; und das Land erkannte damals mit Dankbarkeit, daß durch seine Bemühungen große Anforderungen erlassen oder gemindert, und manche Drangsale abgewendet waren. Wesentlicher Gewinn aber wurde den Landeseinwohnern durch Mösers uneigennütziges und den Umständen angemessenes Benehmen zu Theil, als nach beendetem Kriege es darauf ankam, für die der englischen Armee gemachten Lieferungen Vergütung in England zu erhalten, wo er durch kluges und zweckmäßiges Unterhandeln seine Absicht viel früher und besser erreichte als die mit gleichen Aufträgen Abgeordneten anderer norddeutschen Länder.

Recht segensreich in seinen Folgen aber wurde dieser

Aufenthalt in England für Osnabrück dadurch, daß Möser dem um das Wohl seiner Völker stets väterlich besorgten Könige Georg III. persönlich bekannt wurde, und diesem so großes Vertrauen in seine Einsicht und Rechtlichkeit einflößte, daß er ihm eine Stelle übertrug, welche Einfluß auf alle Regierungsangelegenheiten des Fürstenthums gab, der ihm bis zu seinem Tode blieb.

Wie viel Möser von dem an zum Besten des Vaterlandes that und wirkte, davon enthalten die vorhandenen Gesetze, die Verhandlungen mit den Landständen und Behörden und andere Denkmäler unzählige Beweise, davon genießen wir noch die Früchte, und es kann nie vergessen werden. Sein Streben war stets dahin gerichtet, Jedem die Rechte zu erhalten, welche Gesetze ihm zugesichert hatten, oder durch alten Brauch und Besitz geheiligt waren. Er bestand nicht eigenwillig darauf, daß nur das geschehen solle, was nach seiner Ansicht das Bessere war, sondern er achtete auch Anderer Meinungen; ja er nahm selbst auf Vorurtheile schonende Rücksicht, und bemühete sich, die, welche Abstellung des Alten und Neuerungen forderten, über die früheren Verhältnisse und die Vortheile des Bestehenden zu belehren.

Es leben nur noch wenige von denen, die es selbst gesehen und erfahren haben, wie sehr Möser von Allen, die ihm nahe standen, geliebt und verehrt wurde. Ich kann die vielen Abendstunden, in welchen ich während der letzten fünf Jahre seines Lebens an seiner Seite saß und ihm zuhörte, nicht vergessen, und schätze mich glücklich, da mir vergönnt ist, meine unauslöschliche Dankbarkeit für die von ihm erhaltenen Belehrungen öffentlich auszusprechen." —

Vor hundert Jahren, wenn man einen Autor, namentlich einen Classiker herausgab, pflegte man Testimonia anderer bedeutender Autoren vorauszuschicken, um jenen zu em-

pfehlen und in ſeinem Gewichte darzuſtellen. Unwillkürlich ſind wir in der Einleitung zu Möſers Werken dieſer Sitte gefolgt; doch nicht, um den Werth deſſelben durch Zeugniſſe darzuthun. Er bedarf deren nicht. Aber etwas Schönes und Bedeutendes liegt in Zuſammenſtellung ſolcher Zeugniſſe, wenn ſie von Zeitgenoſſen und von ſolchen Männern ausgehn, auf die der Autor zunächſt eingewirkt. So dienen ſie zu deſſen Characteriſtik, und bewähren und beurkunden die eigentliche Größe des Mannes, das Thun und Wirken deſſelben für ſeine Zeit, den Eindruck, den er auf die Tüchtigſten der Zeitgenoſſen gemacht. Und

wer den Beſten ſeiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

In dieſem Sinne fügen wir jenen Zeugniſſen noch einige bei.

„Seit 1764 war Juſtus Möſer das eigentliche Haupt der Verwaltung, und ſein klarer Geiſt wußte die Bedürfniſſe und die Mittel ſo hervorzuheben, daß auch die Stadt Osnabrück, auf die er nur mittelbar wirkte, die Frucht nicht entbehrte. Er wußte die Streitſucht der Behörden zu unterdrücken; der Proceß über den Zuchthausbau wurde verglichen. Dann erweckte er den Sinn für Beförderung des Gewerbfleißes, eines größeren Handels; die grundlos verdorbenen Wege wurden hergeſtellt, das gemeinſchädliche Hauſiren beſchränkt, und den Handwerkern Mittel zur Vervollkommnung geboten. Vor Allem erſtreckte ſich ſeine Sorge auf das Land; hier den Ackerbau zu befördern, die Leinwandweberei zu heben, durch zweckmäßige Geſetze den Rechtszuſtand zu ſichern und gute Gewohnheiten zu ſchützen, das waren ſeine Lieblingsſorgen. Und wenn auch Manches erfolglos verſucht iſt — wer kann es verkennen, wie viel hier bewirkt worden!“

Geſchichte der Stadt Osnabrück, von G. Stüve. Th. 3, S. 311.

„Der edle Möſer, der in ſeiner nicht vollendeten, aber bis jetzt unübertroffenen Geſchichte von Osnabrück auf die altgermaniſchen Zeiten zurückgehend, zuerſt an einer einzelnen Provinz gezeigt hat, wie man die teutſche Geſchichte dem Volksleben näher bringen, oder dieſes vielmehr in ſeinen Grundzügen aufſpüren müſſe, hat in ſeinen Patriotiſchen Phantaſien darauf hingewirkt, das Begreifen der äußeren Lebensverhältniſſe in der Verfaſſung, im Recht, im Geſchäfte zu erleichtern, und die Gegenwart aus der Vergangenheit verſtehen zu lernen. Mit natürlicher Beredſamkeit hat er den Mittelſtand gelehrt, das viele Gute, das ihm gehöre, richtig zu ſchätzen, und in den altheimiſchen Tugenden der Mäßigkeit und der Genügſamkeit die Vermehrung des Wohlſtandes zu begründen. Die Blätter fanden viele dankbare Leſer. Wie ganz anders als das gleichzeitige Leben in Frankreich! wo bei zunehmendem Verderbniß der Regierung und der Sitten der Großen die Unzufriedenheit des Volks vermehrt, und durch die Schriftſteller die allgemeine Gegenbewegung immer ſichtbarer vorbereitet wurde.“

Geſchichte der Teutſchen, von J. C. v. Pfiſter. Bd. 5. S. 485.

„Den Untergang ſeines lieben Hochſtifts Osnabrück ſah J. Möſer nicht mehr. In den erſten Jahren des Revolutionskrieges endigte er ſein den Wiſſenſchaften und den Geſchäften gleich unermüdet gewidmetes Leben im vier und ſiebenzigſten Jahre. Zu Jena und Göttingen in die academiſche Laufbahn eingeführt, zu einer Zeit, da ſelbſt die letztere noch nicht bedeutend war, iſt er durch eigene Erfahrung und Studien durch alle Stufen der indeſſen fortgeſchrittenen Aufklärung mit vorangegangen, ohne ſeine originellen teutſchen Grundzüge aufzugeben. Von ſeinem öffentlichen Leben iſt es genug zu ſagen: er war Advocatus patriae bei den osnabrückiſchen Ständen, und zugleich Vormund des

jungen Biſchofs, eines engliſchen Prinzen, ohne den Titel zu haben. Die Beſchwerden, die er in jener Namen aufſetzte, entſchied er unter dieſem, und behielt beider Theile gleich hohe Achtung; einfacher als Spittler, der nach dem wohl erworbenen Ruhme ſeines göttingiſchen Lehrſtuhls in ſein Vaterland als würtembergiſcher Miniſter berufen wurde. Faſt in allen Fächern der Wiſſenſchaften hat Möſer Zeugniſſe ſeines leſſing-ſkeptiſchen Unterſuchungsgeiſtes gegeben, und einen eben ſo ausgedehnten Briefwechſel geführt. Die Abhandlung von Kant über den Gemeinſpruch: „das mag in der Theorie richtig ſein, taugt aber nicht für die Praxis", und beſonders die Behauptung deſſelben: „wie es unmöglich ſei, daß ein ganzes Volk einer gewiſſen Klaſſe von Unterthanen den Vorzug des Herrenſtandes erblich einräumen ſollte", beſchäftigte ihn noch in ſeinem letzten Jahre und gab ihm Veranlaſſung zu einer Erläuterung „über Theorie und Praxis". Möſer hat das Leibeigenthum nach Zeit und Ort vertheidigt; aber Niemand hat freiſinniger darüber gedacht als er. Die beſte Berichtigung zu Friedrichs II. Schrift über teutſche Sprache und Litteratur hat Möſer in einem Schreiben über denſelben Gegenſtand gegeben. — Endlich hat er den Anfang der groſſen Veränderung, welche die Revolutionszeit in die Denkart, in die Lebensweiſe und Sitten auch der Teutſchen gebracht, recht wohl in's Auge gefaßt. Die Darſtellung des ganzen Ergebniſſes aber mag einem zweiten Möſer überlaſſen bleiben."

Derſelbe, daſelbſt S. 634 bis 38.

„Ein hauptſächliches, nie genug zu preiſendes Verdienſt iſt es, daß Möſer (in den Patriotiſchen Phantaſien) mit aller Kraft der Beredſamkeit, des Verſtandes und Witzes, oft bis zu Thränen rührend, Enthaltſamkeit, Mäßigkeit, Weisheit lehrt, daß er den Menſchen mittleren Standes das groſſe, viele Gute, das ihnen gehört, zeigt, ſie vor Ei-

telkeit und Mißvergnügen mit ihrem Zustande bewahrt, und, fern von Empfindsamkeit und Schöngeisterei, das Achtungswerthe an einem Handwerker, einer Hausmutter, einer Bauerfrau, einem Vogte u. s. w. lobt. Mit Entzücken erinnert sich der Recensent, dies Buch in den Händen von Landleuten gesehen zu haben, die sich daran labten, im Stillen den Verfasser segneten, und von ihm lernten."

Biester, in einer Recens. der Patriotischen Phantasien. Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 33. Seite 9.

Worte des Herrn von Goethe über Justus Möser und dessen Schriften.

Siehe von Goethe's Leben, dritter Band.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen Andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremd-

lings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß, die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung vorläufig gehoben worden.

An dieſen kleinen Aufſätzen, welche ſämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig beſtehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man ſich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja ſchädlich wäre. Wie vorurtheilfrei ſetzt der Verfaſſer die Verhältniſſe der Stände auseinander, ſowie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechſelſeitig ſtehn! Man erfährt ihre Berechtſame zugleich mit den rechtlichen Gründen; es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt, und was es für Intereſſen bringt. Wir ſehen den Beſitz und ſeine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verſchiedener Art, ſodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengeſetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanſe, finden wir in der ältern Epoche in groſſer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältniſſen hat es eine merkwürdige und ſchöne Lage; es kann ſich die Producte des Landes zueignen, und iſt nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort ſelbſt mitzuwirken. Nun aber, in der ſpätern Zeit, liegt es ſchon tief in der Mitte des Landes; es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeſchloſſen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargeſtellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küſten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die groſſen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgeſetzt, und ernſtliche Vorſchläge

gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls in einem ewigen, schwer zu lösenden Zirkel. Doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar; deßwegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben: bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und er-

ſchöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieſes Alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Character des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe Einſicht, freie Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich, und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff ſtand, es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, ſich eines ſo reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerſpenſtigſten Gegenſtände mit ſo viel Freiheit zu handhaben?

Doch das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir das, was wir ſchätzen und verehren, uns auch wohl möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

10.

Die wöchentlichen Osnabrückiſchen Intelligenz-Blätter oder Anzeigen erſchienen auf Veranſtaltung der Regierung und unter Mösers Aufſicht und Redaction zuerſt im Jahre 1766, wo das erſte Blatt am 4. October ausgegeben wurde. Sie enthielten Ausſchreiben der Regierung, Edictal-Citationen, gerichtliche Urtheile und anderweitige den bürgerlichen Verkehr betreffende Anzeigen;

zugegeben wurden jeder Nummer, ohne weitere Abzeichnung und bei fortlaufender Seitenzahl, Aufsätze verschiedenen Inhalts. Möser selbst machte mit ihnen den Anfang, indem die vier ersten Blätter eine Abhandlung von dem Verfall des osnabrückischen Linnenhandels und den Mitteln, solchem wieder aufzuhelfen, das fünfte eine von der nothwendigen Anlage eines spanischen Wollmarkts in hiesiger Stadt enthält. Man sieht sofort, welche Richtung Möser diesen Blättern geben wollte. Die sechste Nummer brachte die Spinnstube. Anfangs unterzeichnete sich Möser mit einem J. M., was später unterblieb, wogegen er andre Signaturen wählte, oder solche ganz wegließ. Vom Jahre 1768 an erschienen die Aufsätze, die, wie vorher, mit den Anzeigen wöchentlich ausgegeben wurden, von denselben getrennt, unter dem Titel: Nützliche Beilagen zum Osnabrückischen Intelligenzblatt; welcher Titel im Jahre 1773 in: Westphälische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen verwandelt wurde. Die Vorrede zum vierten Theil der Patriotischen Phantasien giebt an, die Intelligenzblätter mit den Beiträgen seien bis in die Mitte des Jahres 1782 unter Mösers Aufsicht geblieben. Doch lieferte er noch Manches für die letztern; wie denn der Aufsatz: Schreiben eines Edelmanns ohne Gerichtsbarkeit an seinen Nachbar mit der Gerichtsbarkeit, das letzte aus den Beiträgen in die Patriotischen Phantasien aufgenommene Stück, unter dem 26. Juli 1783 in jenen erschien. Dann erfolgten die Mittheilungen spärlicher, jedoch bis in das Jahr 1792 hinein, da die französische Revolution Mösern anregte, seine Landsleute zu belehren und zu warnen. Diese Stücke nahm Nicolai in die Vermischten Schriften auf; in unsrer Ausgabe finden sie sich im fünften Bande.

Es ist von Interesse, Mösern selbst die Grundsätze aussprechen, von der Weise reden zu hören, in der er das Be-

ſchäft des Redacteurs eines vaterländiſchen Wochenblattes übte. Deßhalb theilen wir eine Anmerkung wegen der Intelligenz-Blätter mit, wie ſich dieſelbe unter dem 17. October 1767 in ihnen findet. Man wird aus ihr auch erkennen, daß es ihm an den Leiden eines Redacteurs auf dieſem Felde nicht fehlte, daß er ſich aber mit guter Laune und Bonhommie in ſie zu finden wußte.

„Wir müſſen, ſagt er, bei den einlaufenden Aufſätzen bemerken: daß

1. viele darunter nicht local ſind. Die Abſicht dieſer Intelligenz-Blätter iſt nicht, allgemeine Abhandlungen einzurücken. Es müſſen daher alle moraliſche, phyſicaliſche, ökonomiſche, hiſtoriſche, antiquariſche und ſonſtige Abhandlungen, welche hierin einen Platz haben wollen, ſo viel immer möglich, hieſiges Land betreffen, und nicht zu ſehr aus der engen Sphäre fallen, worin dieſe Blätter geleſen werden.

2. ſind oft einige ſatyriſch, und wohl gar beleidigend geweſen; weßwegen man ſie hat unterdrücken müſſen. Da nur zu viel Welt und Kunſt dazu gehört, Satyren für das feinere Publicum zu ſchreiben, ſo iſt einem Jeden wohlmeinend zu rathen, ſich damit nicht leicht abzugeben.

3. wiſſen Einige ihre Aufſätze nicht recht anzufangen, und verfallen daher auf geiſtreiche Capriolen, oder überflüſſige Lobſprüche dieſer Blätter. Beides iſt dem Leſer ekelhaft. Daher kann Jeder ſeinen Aufſatz nur mit einigen Punkten . . . anfangen, und dann ſich ſogleich in die abzuhandelnde Materie verſetzen. Der Leſer denkt zu den Punkten das beſte Compliment hinzu; man erſparet Zeit und Raum, und kommt gleich zur Hauptſache.

4. ſind oft Leute von geſunder Vernunft und reifer Einſicht zu furchtſam, um ſich öffentlich auszudrücken. Dieſe können verſichert ſein, daß man ihren Aufſätzen, wenn ſie eine wichtige Wahrheit enthalten, die gehörige Wendung und Einrichtung gern geben werde.

5. ist bemerkt worden, daß zu wenig von dem hiesigen Landhaushalt und Ackerbau darin vorkomme; weßwegen man wünscht, daß erfahrene Landwirthe, die das Eigene der hiesigen Wirthschaft kennen, oder sonst einen glücklichen Versuch gemacht haben, etwas von ihrer Arbeit liefern mögen.

6. geben sich oft Einige mit Widerlegungen ab, welche blos niederreißen. Auch diese werden nicht leicht eingerückt, weil sie selten interessant sind, und ein Jeder ohnehin wohl weiß, daß das Widerlegte ein problematischer Vorschlag gewesen. Eine Widerlegung muß zugleich etwas Neues liefern, sich durch eine gute Wendung unterscheiden, und mit Geschmack geschrieben sein."

Es entsteht eine eigenthümliche Empfindung, wenn man die Westphälischen Beiträge durch die achtzehn Jahre, während deren Möser sie redigirte, verfolgt, dann dieselben an Interesse und Gewicht verlieren, bald sich Schöngeisterei und oberflächliches Vielwissen einschleichen sieht; späterhin Mösern hie und da auftauchend, zum letztenmal unter dem 12. Mai im Jahre 1792; das nächste Jahr ohne eine Spur von ihm; endlich unter dem 11. Januar 1794 die einfache Todesanzeige von seiner Tochter; worauf dann am 25sten das vortreffliche Gedicht Brortermanns: Empfindungen bei Mösers Tode, uns den Werth des Geschiedenen noch einmal mit einem Blicke überschauen läßt.

Im Jahre 1774 entschloß sich Möser, eine Sammlung von Aufsätzen aus den Westphälischen Beiträgen unter dem Namen Patriotische Phantasien herauszugeben, und in demselben Jahre erschien deren erster Theil, dem sofort ein zweiter folgte (s. die Briefe an Nicolai vom 2. April 1774 u. ff.). Möser sagt zwar, seine Tochter habe alles in ihnen Enthaltene ausgesucht; wie sie sich denn auch als Herausgeberin nennt, und Vorreden zu den einzelnen Theilen geschrieben hat. Was aber auch der Grund gewesen sein mag, weßhalb Möser ihren Namen verschob — das ist gewiß,

daß er seine Aufsätze für die Sammlung revidirte, besserte, abkürzte oder mehrte, kurz, die eigentliche Redaction besorgte. Einige Anmerkungen, die wir den Patriotischen Phantasien zugefügt haben, und die auf Veränderung der Ueberschriften, auf Abkürzung, zugefügte Noten u. s. w. hinzeigen, beweisen dieses hinlänglich. Wie wenig bekümmert Möser, bei seinem Reichthum, um einzelne seiner Arbeiten war, geht aus einem Briefe von Nicolai vom 15. October 1776 und einem von Möser vom 21. October 1780 hervor. Dieser Umstand unter anderm ließ den Herausgeber nicht zu ängstlich sein in Mittheilung einer Nachlese aus den Westphälischen Beiträgen und aus Mösers literarischem Nachlaß. Noch muß bemerkt werden, daß einige wenige Aufsätze der Patriotischen Phantasien, zum Theil früher in andern Journalen erschienen, zum Theil Resultate von Regierungs-Verhandlungen, nicht den Westphälischen Beiträgen entnommen sind.

11.

Es macht dem Herausgeber große Freude, hier eine Bemerkung eines Sachkundigen über Mösers Schrift von den Osnabrückischen Zehnten und die Wirkung, welche dieselbe gehabt, mittheilen zu können.

„Durch sein Gutachten über die Zehnten hat sich Möser eins seiner schönsten Denkmale als Rechtsgelehrter, Rechtshistoriker, als Staatswirth und Cameralist im wahren Sinne des Worts gesetzt. Es ist nur zu beklagen, daß das Gutachten noch immer blos Manuscript ist; der Aufsatz in den Patr. Phantasien (Th. 4, 67) ist nur ein magerer Auszug, wobei die wichtigen, dem Original als Beläge dienenden Documente fehlen.

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich unter den Germanisten die Lehre ausgebildet, daß die Vermuthung stets dafür streite, ursprünglich sei alles Land dem Natural-Zehntzuge unterworfen gewesen, feste Abgaben aber an Geld oder an Korn für den Zehnten haben nicht die Natur von eigentlichen Realabgaben angenommen, sondern seien nur als ein Pacht-Aequivalent des Natural-Zehntens zu betrachten; mithin stehe es dem Zehntherrn frei, jederzeit den Zehnten wieder vom Felde zu ziehen, sofern die Pflichtigen nicht den Beweis der erworbenen Freiheit vom Natural-Zehnten liefern könnten. Zu dieser strengen Schule gehören vorzüglich Pufendorf, Bülow und Hagemann, Runde u. m. a. Eichhorn, in der Einleitung in das deutsche Privatrecht, §. 254, verwirft schon wieder die strenge Theorie, und neigt sich zu den Möserschen Ansichten hin.

Im Oenabrückischen, wo wegen localer Verhältnisse mit wenigen Ausnahmen keine zehntpflichtige Fluren, sondern nur zehntpflichtige Grundstücke vorkommen, wurde die strenge Lehre erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Praxis eingeführt; und als sie sich der Gerichtshöfe bemeisterte, war es Möser, der auf Veranlassung der Regierung durch sein Gutachten der Sache den Wendepunkt gab, und das alte wahre Recht herstellte. Sein Ansehn und seine gründliche Abhandlung bewirkten, daß es späterhin keinem Zehntherrn mehr einfiel, den Versuch der Einführung eines neuen Rechts zu wagen.

Erst i. J. 1820 fand sich die K. Kloster-Kammer in Hannover bewogen, einen neuen Versuch zu machen, die Stadt-Zehntpflichtigen zu Hoyel, Amts Gröneberg, zu Anerkennung ihres vermeintlichen Rechts auf die Natural-Zehnten gerichtlich zu vermögen. In den beiden ersten Instanzen hatten ihre Bemühungen aber keinen Erfolg, weil hier die Möserschen Ansichten und Belehrungen zu tief Wurzel geschlagen hatten; in der dritten Instanz, beim Oberappel-

lations-Gerichte in Celle, wo die Möſerſche Theorie bis dahin anſcheinend unbekannt geblieben war, fand ſie keinen Eingang, wurde vielmehr von den Lehren der ältern Germaniſten, die fortwährend Praxis des Gerichts geblieben waren, beſiegt. Trotz dem iſt die Kloſter-Kammer im Jahre 1810 noch nicht dahin gekommen, ihren Sieg gegen die Zehntpflichtigen verfolgen zu können, indem die definitive Entſcheidung der Sache durch mancherlei Nebenſtreitigkeiten hingehalten wird. Anſcheinend iſt aber die Hauptſache der Beendigung nahe, und die Pflichtigen werden bald nicht mehr umhin können, das formale Recht der Zehntherrſchaft auf Natural-Auszehntung anzuerkennen. Es iſt aber dennoch zu erwarten, daß die Kloſter-Kammer nie zu Ausübung ihres erſtrittenen Rechts und zur Benutzung ihres Sieges werde gelangen können, indem ſie nur das Recht erſtritten hat, die zehntpflichtigen Grundſtücke, nicht aber das ganze Areal der Feldmark von Hoyel in natura auszuzehnten, und ſie, in Ermangelung einer Zehntrolle, eines Zehntreceſſes, oder einer Zehntbeſchreibung, wie mit Sicherheit vorauszuſehen iſt, nicht im Stande ſein wird, gehörig zu beweiſen, welche einzelne Grundſtücke in der Feldmark urſprünglich die zehntpflichtigen geweſen ſind.

Die Veröffentlichung des Möſerſchen Gutachtens bleibt für die Rechtswiſſenſchaft immer ſehr zu wünſchen. Freilich wird bei dem jetzt exiſtirenden Ablöſungs-Geſetze künftig die Streitfrage weniger practiſches Intereſſe haben, als ſie früher hatte. Hätte bei dem Entſtehen des Proceſſes mit den Hoyelſchen Zehntpflichtigen ein Abdruck des Gutachtens exiſtirt, ſo wäre vielleicht die Sache in der letzten Inſtanz anders entſchieden; wenigſtens hätte der Sachführer der Kloſter-Kammer, der anſcheinend das vollſtändige Gutachten und die Documente ſo wenig als der Sachführer der Pflichtigen kannte, die Möſerſche Theorie nicht für eine bloße Hypotheſe ausgeben, und nicht die Behauptung

wagen können, daß die beigebrachten Documente nur Auszüge und aus dem Zusammenhange gerissene Sätze seien."

Welches Gewicht Möser selbst auf diese Schrift legte, geht aus einem Briefe an Nicolai vom 20. December 1778 hervor.

12.

Der Mann, dem ich bei der Herausgabe der Möserschen Schriften so manche Belehrung und Berichtigung verdanke, theilte mir folgende Bemerkung mit:

„Das, was in der Nicolai'schen Biographie von der Leibeigenschaft oder Hörigkeit gesagt ist, ist zur Antiquität geworden. Mösers Schriften, besonders sehr viele Aufsätze in den Patriotischen Phantasien, zeigen, daß er sehnlichst und aufrichtig eine Aenderung wünschte; wenn gleich auch oft verschiedentlich gezeigt worden ist, daß das Loos der Bauern hier nicht schlimmer, oder wohl besser als in andern Ländern war. Die Denkungsweise aller Klassen der Landeseinwohner machte eine Aufhebung des Leibeigenthums zu jener Zeit so gut als unmöglich; sowohl eine Aufhebung durch Gesetze als durch Verträge. Das letztere fand bei den Bauern selbst den stärksten Widerspruch; und dieser wurde durch die mangelhafte Gesetzgebung und die noch schlechtere Justizverwaltung veranlaßt. Einer milderen und schonendern Behandlung der Eigenbehörigen, welche doch oft, als Folge der zunehmenden Civilisation, bemerkt wurde, stand bei vielen Gutsherrschaften die Gewinnsucht im Wege. Gesetze, die auf indirectem Wege die Aufhebung der Eigenbehörigkeit würden befördert haben, fanden bei den Ständen den entschiedensten und hartnäckigsten Widerspruch; z. B. wegen Abfindung der von freien Höfen abgehenden Kinder; Aufhebung der Moratorien u. a.

Möſer arbeitete ein ausführliches Gutachten aus, in welchem er zeigte, daß eine harte und drückende Behandlung der Eigenbehörigen, wenn ſie von der Kammer des Regenten ausgehe, nicht blos die zunächſt betroffenen Kammer-Bauern mißmüthig und arm mache, ſondern daß davon auch, wenn andre Gutsherrn dem Beiſpiele folgen würden, die nachtheiligſten Folgen für alle andere Eigenbehörigen, mithin für das ganze Land zu beſorgen ſeien."

13.

Möſers Verdienſte um den Schulunterricht beſtanden zunächſt darin, daß er den evangeliſchen Bewohnern katholiſcher Kirchſpiele die Erlaubniß erwirkte, Schulen haben zu dürfen; dann, daß er bei den vielen Widerſprüchen der Unterthanen, welche durch dieſe neuen Stiftungen veranlaßt wurden, in den einzelnen Fällen die Mittel herbeizuſchaffen ſuchte, um das Errichten der Schulgebäude und die Beſoldung der Lehrer möglich zu machen.

Auch um das proteſtantiſche Kirchenweſen hat Möſer ſich verdient gemacht. Er war es, der die Aufhebung des Kloſters Berßenbrück bewirkte, und dadurch eine Vergütung der Unbilden einleitete, welche proteſtantiſche Gemeinden im Jahre 1656 durch den Volmar'ſchen Durchſchlag (in den kirchlichen Angelegenheiten des Hochſtifts Osnabrück, das Normaljahr betreffend) erlitten. Schledehauſen z. B., eine i. J. 1650 ganz proteſtantiſche Gemeinde, mußte damals ſeinen lutheriſchen Prediger vertreiben ſehen, um einem Mönche Platz zu machen, der vor leeren Wänden Meſſe las, und von ſeiner Pfründe behaglich lebte. Die Gemeinde irrte über hundert Jahre hirtenlos umher, bis Möſer es durchſetzte, daß ein Simultaneum eingeführt wurde. Freilich erreichte er zu ſeinen Lebzeiten ſeinen Zweck nicht ganz, da

proteſtantiſche Intoleranz dem guten und weiſen Plane Hinderniſſe ſchuf.

Große Verbeſſerungen und Reformen konnte Möſer der beſtehenden Verhältniſſe wegen nicht ausführen. Aber er brach die Bahn und machte Fehler des Weſtphäliſchen Friedens und der Anhängſel deſſelben gut.

Möſer als wirkender Staatsmann iſt von ſeinem Biographen zu wenig hervorgehoben, weil derſelbe ihn als ſolchen und ſein Terrain zu wenig kannte. Rehberg war wohl der Einzige, der, als Mitarbeiter Möſers, beides zu ſchildern im Stande geweſen wäre. Eine Stelle in ſeiner Schrift: Zur Geſchichte des Königreichs Hannover (S. 92): „Wer Gelegenheit gehabt hat, die Archive jener Zeit (1770 bis 1780) einzuſehn, wird darüber erſtaunen, an welchen Gegenſtänden wohlwollende Staatsmänner damals genöthigt waren, ihre Kräfte aufzureiben" — dieſe Stelle deutet offenbar auf die Religionsſtreitigkeiten, wo der Katholicismus nach damaliger Zeit lenkſam, der Proteſtantismus aber hartnäckig war und Oppoſition machte.

Was das Schulweſen betrifft, ſo iſt hier wohl der Ort, den in der Einleitung erwähnten Brief Möſers an Baſedow mitzutheilen, der im Concept vorhanden iſt.

Wohlgeborner Herr!
inſonders hochgeehrteſter Herr Profeſſor!

Das Methodebuch iſt richtig ankommen, und ſofort mit großer Begierde geleſen worden. Beſonders bewundre ich den Eifer und die Dauer, womit Ew. Wohlgeb. ſich die übernommene Sache angelegen ſein laſſen. Es gehört ein ganzer Heroismus dazu. Man ſieht aber doch endlich aus dem glücklichen Erfolge, was ein Mann von Einſicht und Arbeit in dieſem Falle thun kann.

In der Geſchichte, worüber Ew. Wohlgeb. meine Meinung verlangen, ſcheinen Dieſelben dem Plane des Hrn.

Millers in der Vorrede zu Abbts Fragmenten folgen zu wollen. Hiemit ſtimme ich nicht überein. Die Geſchichte muß keine Lehrerin der Moral, ſondern der Politik ſein. Die Verſchwendung z. E. iſt ein moraliſches Laſter; allein die Geſchichte muß es nur als ein politiſches behandeln. Von einer Maitreſſe, wie die Gräfin . . ., würde ich nichts ſagen, weil ſie beſtändig hinter den Bettvorhängen geblieben, deſto mehr aber von einer Maintenon.

— — — —

Meiner Meinung nach ſollten die Kinder durch die Geſchichte ſofort von dem Original-Contract, welchen die bürgerliche Geſellſchaft, worin ſie leben, errichtet hat, belehret werden. Sie ſollten frühzeitig lernen, was ein eigener, ein erbrecht eigener Heerd ſei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer ſolche an ihrer Stelle in dem engen National-Ausſchuſſe führe; wie weit die Vollmacht dieſes Stimmführers gehe; und wie viel ſie von ihrem Eigenthum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Beſten aufgeopfert haben. Sie ſollten wiſſen, daß Alles, was ſie dereinſt an der ſchuldigen Aufopferung ermangeln laſſen, die erſte politiſche Sünde, und Alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der beſtellten Obrigkeit genommen würde, das erſte politiſche Verbrechen der letztern ſei. Die chriſtlichen und moraliſchen Tugenden oder Untugenden ſollten ihnen ſo vorgelegt werden, wie ſie in jenem Falle das Verderben des Staats, in dieſem aber die Sclaverei der Unterthanen beförderten. Nach dieſen beiden Hauptſeiten ſollten Lob und Tadel wirken.

Wir Menſchen ſind tenaces proprietatis viri; und wenn wir die Ehre nicht als ein Recht, als ein Reſultat unſers Eigenthums im Staate beſäßen — wir würden auf den Schimpf nicht viel geben. Kein Bauer läßt ſich einen Daumenbreit von ſeinem Eigenthum nehmen; er läßt ſich nicht einmal von ſeinem Pfarrer einen Schelm ſchelten. Allein

er wird fortgehen und nichts sagen, wenn dieser ihn einen unbarmherzigen, einen unchristlichen Menschen nennt. Warum? Jene Benennung greift ihm in sein wahres Eigenthum. —

14.

Der Gegenstand des Trauerspiels **Arminius**, gedichtet im Jahre 1748, und erschienen: Hannover und Göttingen, bei J. W. Schmid, 1749, ist der Tod des Helden, durch sein Trachten nach königlicher Gewalt und durch den Haß des Segest herbeigeführt. Es ist dem Herrn von dem Bussche gewidmet, dem Möser einige Jahre später in einer oft erwähnten Schrift ein so schönes Denkmal stiftete. „Ew. Hochwohlgeboren Gnaden reizenden Aufmunterungen, heißt es in der Dedication, habe ich es noch allein zu verdanken, wenn die hiesigen vielen kalten Umstände, welche den Nerven des Geistes alle Reizbarkeit entziehen, und sie zu schlaffen Saiten machen, die nicht eher zittern als bis sie ausgetrocknet sind, meinen Trieb zum Dichten noch nicht völlig erkaltet, sondern denselben gegen alle tödtende Verachtung verhärtet haben.“ Es folgt dann eine Vorrede, die wir vollständig in die Sammlung der Möser'schen Werke aufgenommen haben. Sie schien uns dieses zu verdienen wegen der gesunden Gedanken, die sie in Bezug auf die Gegenstände der dramatischen Kunst enthält, und weil sie von dem Ernst und der Eigenthümlichkeit zeugt, mit welchen in so früher Zeit schon Möser das alte Deutschland betrachtete, dem er in seinen späteren Werken ein so herrliches Monument gesetzt hat.

Möser wollte, jener Dedication zufolge, „in seinem Arminius die wahre Menschenliebe von einer gewissen Seite abschildern; er wollte sie vorstellen, wie sie den Schein der Großmuth sorgfältig vermeidet und dem Unglück der Men-

ſchen ſo zeitig zuvorkommt, ehe ſie mit dem kränkenden Namen der Barmherzigkeit belegt werden kann, ehe ein flehender Fußfall den Hochmuth des Gebers zu einem unerträglichen Mitleid zwingt, ehe die nothleidende Demuth alle Empfindung ihrer ſelbſt zerknirſchet, und ſich zu ſolchen Erniedrigungen gezwungen hat, welche nagender als alle Unglücksfälle ſind.“ Dieſe Menſchenliebe ſollte in dem Benehmen Armins gegen den mit ſeinem Verderben umgehenden Segeſt dargeſtellt werden; und ſo wäre der Hauptgedanke des Trauerſpiels in den Worten Thusneldens ausgeſprochen, womit ſie ihren Gatten in ſeiner Großmuth gegen ihren Vater beſtärkt. Wir theilen ſie, um eine Probe von dem Styl der Tragödie zu geben, hier mit:

Armin, du kennſt noch nicht der Großmuth ſeltne Kraft,
Die den empörten Haß auch wider Willen beuget,
Wenn man vor ſeiner Höh' ſich als erniedrigt zeiget.
Nur ſolche Großmuth ſchmerzt, und macht den Ehrgeiz roth,
Die ihn empfinden läßt die Größe ſeiner Noth,
Die, uns erniedrigend, der Gnade Anſehn traget,
Und uns von ſtolzer Höh' des Dankens Laſt auflegt.
Doch wenn man ſeinem Feind die ſanfte Freude macht,
Als hätte uns ſein Haß zu ſolcher Furcht gebracht,
Daß wir die Ruhe nun mit Opfern ſuchen müßten,
Und uns vor ſeinem Zorn ſonſt nicht zu ſichern wüßten,
Dann glückt der Großmuth Macht, die einer Roſe gleicht,
Die nur noch ſchöner wird, wenn ſich wenig zeigt.

Dem Gedanken, einen Helden zu ſchildern, in deſſen Lage und Verhältniſſen die Großmuth zu einem Fehler, zu einer Schwäche wird, und durch dieſen Fehler des Helden Untergang herbeizuführen, können wir unſern Beifall nicht verſagen; manche Aeußerungen über dramatiſche Kunſt, wie ſie in der Vorrede gemacht werden, überraſchen uns, wenn wir erwägen, in welcher Zeit ſie gemacht wurden. Aber die Ausführung in dem Trauerſpiel bleibt weit hinter dem Gedanken zurück; und wir müſſen Nicolai'n beitreten, der

daſſelbe in den Vermiſchten Schriften nicht wieder abdruk-
ken ließ, „da es allzuſehr an die Gottſched'ſche Zeit erin-
nere, und nach franzöſiſcher Manier geformt ſei". Es iſt
ein Zeugniß, wie ſchlimm es mit der dramatiſchen Kunſt
und dem Geſchmack vor hundert Jahren in Deutſchland
ausſah. Das Beſte in dem Trauerſpiel ſind politiſche Ma-
rimen, und es iſt gut gedacht, daß das Volk ſich für die
Erhebung Armins auf den Thron ſo willig zeigt, die Vor-
nehmen aber ſofort Partei gegen ihn und das Volk ma-
chen. Man ſieht, Möſer hat das Weſen beider wohl er-
kannt. Die Darſtellung aber iſt ſchwach: da iſt keine Mo-
tivirung, keine Fülle des Ausdrucks, kurz, keine Spur von
eigentlicher Poeſie. Man kann ſich keinen größern Contraſt
denken als etwa Shakeſpeare's Coriolan und dieſen Ar-
min. Welche Scenen würde jener Dichter geſchaffen ha-
ben, wenn er den deutſchen Helden geſchaffen hätte, das
Volk überredend, ihm die Krone zu geben! Möſer giebt
eine ſolche Scene gar nicht. Er läßt mit dem Anfang des
vierten Acts den Arminius auftreten mit den Worten:

Jetzt hat ſich, Adalbert, das Volk für mich erklärt,
Und mir zu ſeiner Treu den Zepter auch gewährt

Das iſt Alles. Doch wir thun Unrecht, indem wir hier
das höchſte Muſter zu einer Vergleichung wählen, da ein
anderes Exempel näher liegt. Möſer wollte auch Scenen
ſchaffen, wo widerſprechende Gefühle in der Bruſt des Men-
ſchen kämpfen, wie Corneille ſolche leidenſchaftlich-rhetoriſch
geſchaffen hat: er ſtellt uns Thusnelden als Tochter Segeſts
und als Gattin des von dieſem angefeindeten Armin dar.
Aber da iſt auch nicht von ferne die Rhetorik des franzö-
ſiſchen Dichters erreicht.

Zum Dichter war Möſer nicht beſtimmt. Wir danken
ſeinem Genius, daß er ihn ſobald auf das Feld führte, wo
ſein eigenthümliches Talent, ſeine Größe ſich entfalten konnte.

Eine der vorzüglicheren Scenen, die zugleich ein Zeug-

niß von Mösers politischer Klugheit und Einsicht giebt, führen wir hier als Probe noch auf: es ist der fünfte Auftritt der ersten Handlung:

Adelbert (ein Graf oder Begleiter des Armin)
Das Volk erwartet dich

Armin
Geduld! es kann verziehn

Adelbert
Aus seiner Brust tönt nichts als König und Armin
Die Großen dampften fast vor neidischer Bewegung;
Ihr Blick, ihr düstrer Blick verrieth des Herzens Regung,
Die, von des Harmes Schwall beklemmt, sich kaum noch hielt,
Daß sie nicht heulend gleich an mir den Muth gekühlt
Ihr Eifer fraß das Volk, das sich für dich erklärte,
Und dadurch ihre Wuth, statt sie zu schwächen, mehrte
Die Rachsucht wächset nur durch eigne Ohnmacht an,
Weil dann kein Großmuthsschein sie schimpflos halten kann

Armin
Der Großen schwacher Zorn wird bald von selbst vergehen,
Wenn sie das ganze Volk auf meiner Seite sehen. — —

Adelbert
Ach nein! Ihr Eigenstolz, der nur die Freiheit liebt,
Weil ihnen dieses Wort das Recht zu wüthen giebt,
Wird eh sich um das Land in Blut und Flammen stürzen,
Als unter deinem Schutz sich um dies Recht verkürzen
Du baust zwar auf das Volk, das dir sein Herz geweiht;
Allein du kennst noch nicht den Werth der Ehrlichkeit.
Sie steht der Falschheit bloß, die sich mit List verriegelt,
Und ihren giftgen Pfeil durch jener Bögen stuzelt
Du kennst der Großen List; ihr schmeichlerisch Geschwätz,
Das sich mit Freiheit schminkt, zieht leicht das Volk in's Netz
Die List beräth die Macht, und ihr gefährlich Schmeicheln,
Der Demuth seiner Stolz, bequem das Volk zu streicheln.
Ihr Mund, der oft mit Ruhm von deinen Thaten spricht,
Beschleicht das gute Volk; und dieses merkt es nicht

Segeſtes raſt vor Zorn, wenn er dich nennen höret,
Ob ſeine Tochter gleich dich als Gemahl verehret;
Ja Siegmund, ſeinen Sohn, verwünſcht er tauſendmal,
Weil er dich heimlich liebt; des Neides blauer Schwall
Raucht aus Katwaldens Bruſt, der wüthend ſtampft und zittert,
Und gern zu deinem Sturz der Welten Bau erſchüttert.
Drum, willſt du ungeſtört der Deutſchen König ſein,
So muß der Großen Blut den neuen Purpur weihn.
Dies fühlt des Pöbels Stolz, und nähert es dem Throne,
Und dieſe Schmeichelei verſchönert ihm die Krone.
Das Volk erkaltet leicht. Im Anfang iſt es gut;
Drum brauche ja geſchwind die nützlich blinde Wuth.
Jetzt ſieht es ruhig froh der Großen Haupt zerſchmettern;
Ein Sclav dünkt ſich geehrt, wenn Gott mit ſeinen Wettern
Die Großen dieſer Welt unpäßlich niederſchlägt,
Und ſeiner Hütte ſchont. Jetzt iſt das Volk erregt;
Und willſt du lange noch mit ſeinem Eifer ſchalten,
So muſt du es geſchwind ohn' andre Häupter halten.

Armin.

Die Güte hat mir noch bisher das Schwert geraubt.

Adelbert.

Die Güte iſt umſonſt. — — —

In der Einleitung (S. 31.) iſt eines Gedichtes vom Jahre 1748 gedacht worden, welches Mösern mit großer Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben werde. Der Herausgeber kann nun verſichern, daß es von ihm iſt. Nachdem jene Einleitung geſchrieben worden, erhielt er ein noch früheres, welches Möſer im Jahre 1743 „am Stiftungstage der Georgia Augusta in öffentlicher Verſammlung vortrug.“ Es bezieht ſich auf den im Sommer jenes Jahres bei Dettingen erfochtenen Sieg, und iſt betitelt: Die gerechten und ſiegreichen Waffen Sr. Königlichen Majeſtät in Großbritannien und Churfürſtlichen Durchlaucht zu Hannover, Georgs des Andern, beſungen im Namen der Deutſchen Geſellſchaft in Göttingen von

Juſtus Möſer. Eine Probe von dieſem, ſo viel bekannt iſt, älteſten Erzeugniß der Möſer'ſchen Muſe, welches aus ſechsundachtzig vierzeiligen Strophen beſteht, möge hier noch einen Platz finden.

— — — —

Dein unbeſiegter Arm in feuriger Bewegung,
Die Bilder neuer Art, die aufgebrachte Neigung,
Von Deinem Blick geſtärkt, gewehrte wohl ein Lied,
Das die geweihte Gluth aus Deinem Urbild zieht.
Doch Andre mögen Pracht und Gluth und Worte wählen;
Wer von Georgen ſingt, darf nur von ihm erzählen;
Es wird der Folgewelt die Wahrheit doch ein Schein,
Und die Erzählung auch ein ewig Wunder ſein.
Denn, täuſcht mich's, oder trennt ein Strahl von Deinem Lichte
Der Augen Widerſtand, das ausgedehnte Dichte?
Ein Blick dringt durch die Nacht, wo er ſich ſonſt verlor.
Wie? ſtellt ſich mir nicht Mars in lichter Klarheit vor?
Wie? oder iſt's Armin? iſt's Wilhelm, der da ſtreitet?
Er, deſſen Tritt der Sieg, die Fauſt der Tod begleitet?
Nein! nein! Germanicus Georg kommt, ſieht und ſiegt,
Vor dem die Unterwelt in gleicher Wage liegt,
Der, macht Gewalt und Liſt das Unrecht übergewichtig,
Von ſeiner Höhe ſchaut, ſo ſchwebt ſie wieder richtig.
Wie wenn ein ſtolzer Nord aus Felſenklüften ſtürmt,
Dem Himmel wüthend droht, und Berg auf Berge thürmt,
Ein Blitz den andern ſchlägt, der Schlag die Welt betäubet,
Und das gewälzte Meer den Schaum zum Pole treibet,
Der Meergott königlich dem wilden Frevel bräut,
Sein fürchterliches Wort, dem Wind und Meer gebeut,
Der Winde zitternd Heer zerdrängend ſich verklüftet,
Und den beſchimpften Zorn aus banger Tiefe lüftet,
Des Meers verwegner Schaum ſich ängſtiglich verkriecht,
Und den erzürnten Gott in blauen Wellen wiegt:
So, Herr! verfuhrſt auch Du, wenn ſtolze Feinde raſen,
Wenn Unrecht, Liſt und Tod nach Deinen Freunden graſen,
Wenn dort der Feinde Blitz in rothen Flammen ziſcht,
Und ungeſtraft die Welt mit Gluth und Tod vermiſcht.

Du zeigſt nur Deine Macht — das Wetter iſt zertheilet,
Der Deutſchen Heiland kommt; ein trotzig Kriegsheer eilet,
Das ſich im Buſen ſchämt, ſich banaſam froh verkreucht,
Gleich einem blaſſen Aeh, wenn es der Donner ſcheucht.

— — — —

Hier finden auch wohl ein paar Strophen aus dem eben erwähnten Gedichte Möſers auf die Säcular-Feier des Weſtphäliſchen Friedens einen ſchicklichen Platz; ſie werden das über jene Ode in der Einleitung gefällte Urtheil beſtätigen. (Einl. S. 31.)

Ihr! unempfindliche Gemüther!
Die ihr des Friedens edle Güter
In eklem Gleichſinn ſonſt verſchlieſt,
Erhebt euch aus dem Rang der Thiere!
Zeigt, daß der Reiche Wohl euch rühre,
Das euer eignes mit betrifft.
Iſt es nicht ein verkehrt Beginnen,
Nur dann die Stille lieb gewinnen,
Wenn ſchon der Maſt im Sturme kracht,
Das Glück der Mangel koſtbar macht?

Ihr! die ihr, wie der Stolz euch lenket,
Den Frieden raubt, den Frieden ſchenket,
Erſtaunt eh ihr den Krieg beſchließt.
Nur groß ſein blos zum Unterdrücken,
Die Treu' im eignen Blut erſticken,
Das ſie vor eurem Wahn vergießt,
Das iſt es nicht, was ihr beſchworen.
Ihr ſeid auch nicht zum Mord erkoren;
Kein Erbrecht kann euch das verleihn,
Der Unterthanen Peſt zu ſein.

Herr! tilge hp ſie von der Erden,
Laß ſie im Leben ſtammles werden,
Um die ſo manche Mütter ſchrein . . .
Doch nein . . . zur Fülle unſrer Freude
Laß keinen Sterblichen im Leide,
Laß ſie gebeſſert glücklich ſein.

Verdirb der Schmeichler falſch Geſchwätze,
Und lehre ſie, Herr! dies Geſetze:
Der König ſei des Volkes Knecht,
Gemeines Wohl ihr einzigs Recht.

15.

Die kurze generelle Darſtellung der Perſönlichkeit Möſers im Anfang der Biographie, wie das hier Mitgetheilte — ſo ſagte mir ein Mann, der Möſern genau kannte — iſt gut und wahr. Zu bedauern iſt es, daß er in Osnabrück ſelten einen für ihn intereſſanten Geſellſchafter fand, daß beſonders ihm Freunde fehlten, deren Anſichten und Kenntniſſe er gegen die ſeinigen hätte austauſchen können. Er mußte ſich allenthalben auf ſeine eignen Wahrnehmungen und auf Bücher verlaſſen. Die Einſeitigkeit, die man hie und da in ſeinen Schriften bemerkt hat, iſt ohne Zweifel Folge davon, daß ihm der Umgang mit unterrichteten und ſelbſtdenkenden Männern fehlte, welchen er nur in dem während einer Reihe von Jahren fortgeſetzten vierwöchigen Sommer-Aufenthalt in Pyrmont fand. Möſer iſt hier wohl mit Niemand mehr und vertraulicher umgegangen als mit dem Kanzlei-Director Gruner, der etwa zwanzig Jahre jünger als er war, und 1787 ſtarb. Dieſer hatte vielen natürlichen Verſtand und gute Beurtheilung, war dabei von einer durch nichts zu trübenden Heiterkeit, die oft in die lauteſte Fröhlichkeit überging. Indeß waren ſeine Kenntniſſe auf Jurisprudenz und die Erfahrungen, welche er bei deren Anwendung hier gemacht hatte, beſchränkt, und er hatte nicht die hohe Beſonnenheit und Milde gewonnen, durch welche Möſer Perſonen jedes Alters und Standes ſo ſehr für ſich einnahm. Gleichwohl ſchmerzte der frühzeitige Tod dieſes Mannes, der Möſern unter allen hieſigen

Freunden vielleicht der liebste war, und deſſen Umgang ihm nicht erſetzt werden konnte, ihn vorzüglich tief.

16.

Nicht beide Töchter ſeiner geliebten Schweſter Erneſtine Juliane waren in Osnabrück verheirathet, ſondern nur eine, und zwar an den Kanzlei-Director Lodtmann; die andre war mit dem Regierungsrath Buch zu Bentheim vermählt. Wir theilen hier zwei an das letztere Ehepaar gerichtete Briefe Mösers mit. Sie zeugen von dem naiv-gutmüthigen Tone, in dem er zu den Seinigen redete, wie von der Autorität, die ihm von dieſen freudig zugeſtanden ward. Wir verdanken die Mittheilung dieſer Briefe der Tochter jener Regierungsräthin Buch, der Frau Hofräthin Herſemann in Münſter, die bei Ueberſendung derſelben dem Herausgeber ſchrieb:

„Ich habe zwar nur dunkle Erinnerungen von dem theuren Manne, aber in mündlichen Mittheilungen meiner Mutter viel von ſeiner Liebe zu uns Allen gehört. Sie verehrte ihn wie einen Heiligen, und jede Kleinigkeit war als Andenken von ihm ihr von hohem Werth. So wurde der Staub eines Bouquets von Feldblumen, mit Stroh zuſammengebunden, welches er ihr auf einem Spazirgange, vor mehr denn ſechzig Jahren ſchenkte, aufgehoben, und mußte, nach ihrem Willen, mit in ihren Sarg gelegt werden.“

Liebſte Couſine!

Hilf Gott mit Gnaden! Es iſt ja ſo manches Dingerle von zärtlichem Geſieder in's Kindbette gekommen, daß man eben nicht fürchten darf, die Einzige unter Tauſenden zu ſein, die dabei ihre ſchöne Taille verliert. Kinderkriegen

iſt ja kein Halsab; und wer A ſagt, muß auch B ſagen. Wozu denn alle die Angſt, Mißmuth und traurige Vorſtellung, womit wir uns die guten Stunden verderben, und die böſen noch trauriger machen! Wiſſen Sie wohl, meine liebſte Couſine, daß man vor Angſt etwas thun kann, was man ſonſt wohl bleiben laſſen würde? und daß, um ein Held zu bleiben, man auch bisweilen eine heroiſche Miene machen muß? Geht, da ſitzen Sie nun an dem langen Winterabende, und ſchaudern bei dem Urheber alles Uebels in einander, und machen ihn ſo angſt, daß er Sie nothwendig wieder angſt machen muß. Mich däucht, er thut ſchon ein Gelübde über das andere. Aber wanne! wanne! wenn ich dabei wäre, wie würde ich die melancholiſchen Schwärmer aus einander jagen! Ein Herz gefaßt! den rechten Fuß vorgeſetzt, ſteif in's Geſicht geſehn, und nun dem winſelichten Herzen Trotz geboten, das Sie danieder wimmern will! Bei meiner Treu! ihr ſeid mir ein artiges Völkchen, das nicht eher wieder lachen wird, als bis die Hebamme ruft: da iſt der Junge! Iſt das aber billig, liebe Kinder? und hat die Erwartung nicht auch Freuden, die man mit Dank genießen muß? — Aber mit Ernſt von der Sache geſprochen. Wenn ich ſpaziren reite, ſo ſtelle ich mir vor, aus jedem Nebenwege ſpringe ein Hund hervor, ziehe den Zügel an, und ſetze mich in Poſitur. Dann erſchrecken wir, mein Pferd und ich, niemals, und es geht Alles gut. Aber ſitze ich in Gedanken, oder gebe nicht auf mich acht — ſchnups ſetzt der Gaul auf die Seite, und pums! da flöge ich hin, wenn ich mich nicht noch an der Mähne hielte. Dieſes ſei Ihnen, liebes Kind, zur Lehre geſchrieben. Ich will damit ſo viel ſagen: man muß ſich immer gefaßt halten; und was nicht unerwartet kommt, das ſchadet nur halb.

Ihr Zimmerchen, worin der Junge die vier Wände zuerſt beſchreien ſoll, iſt fertig und bereit zu Ihrer Aufnahme; es iſt dasjenige, worin ich bisher geſchlafen habe, und ich

bin nun unten einquartirt. Dieſes liebe Zimmerchen iſt ruhig und bequem; und wenn es ſo glücklich iſt, Ihnen Freude und Muth zu geben, ſo treten Sie Ihre Reiſe in Gottes Namen an.

Meine beſten Empfehlungen an den lieben Mann; und wenn er ſagt, daß „daß allerbeſte Weib des Mannes ärgſte Plage ſei", ſo laſſen Sie dieſes ſo lange gut ſein, bis die Zeit der unruhigen Erwartung vorüber iſt. Hiemit Gott befohlen.

Wir ſind alle wohl; zu Blankenburg auch; ein gut Exempel zur Nachfolge.

Osnabrück, den 13. Dec. 1778.

J. Möſer.

Wohlgeborner Herr!
Hochgeehrteſter Herr Vetter!

Ew. Wohlgeb. danke ich gehorſamſt für Ihren wohlgemeinten Glückwunſch; und nun — alle fernere Ceremonie bei Seite — muß ich Ihnen ſagen, daß Sie mir den Mund nicht umſonſt nach einem Beſuch von Ihnen und den lieben Ihrigen wäſſericht gemacht haben ſollen. Juſt Robinſon wird ſchon dafür ſorgen, daß künftigen Sommer ein Canot zu Ihrer allerſeitigen Ueberfahrt in Bereitſchaft ſei; und der Philoſoph Wilhelm der lieben Mama begreiflich machen, daß es Pflicht ſei, einem alten guten Onkel auch etwas von dem Vergnügen mitzutheilen, was ſie in dem Schooße ihrer Familie ſo herzlich genießt. Sie weiß, wie ſehr mir das Glück und die Freude meiner Schweſter-Kinder am Herzen liegt, und daß ich keine größere Freude in der Welt habe, als die gute Mutter mit der frohen Gruppe zu ſehen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Inſel mit guten Schildkröten beſetzt, und für jeden Kleinen eine geflochtene Hütte zu nächtlicher Ruhe bereit ſei.

Damit Sie auch nicht glauben, daß dies eine bloße

Phantaſie ſei, ſo werden Sie aus der Vorrede des Anſchluſſes ſehen, daß ich ſchon ſeit mehreren Jahren aufgehört habe zu phantaſiren, und ernſtlich entſchloſſen ſei, meine alten Tage, wie Robinſon, in Ruhe zuzubringen.

Leben Sie indeſſen fein wohl mit den lieben Ihrigen, umarmen die gute Mutter der kleinen Weltumſchiffer in meinem Namen, und ſagen den Kleinen, daß die Reiſe von Bentheim nach Osnabrück nicht ſo weit ſei als von dort nach den Inſel. Die Auſtern könnten ſie dann unterweges fangen, und eine Ladung davon mitbringen. Vale iterum.

Osnabrück, den 21. Dec. 1786.

J. Möſer.

17.

Möſer, über das Spiel ſeiner Nerven.

März 1792.

Meine Nervenzufälle kommen noch immer wieder, und unterhalten mich oft ſo ſehr, als ſie mich quälen. Im vorigen Winter hatte ich ſie, wiewohl durch meine eigene Schuld, zu einer außerordentlichen Höhe gebracht.

Es waren nun ſchon ſechs Nächte vergangen, ohne daß ich auch nur des allergeringſten Schlafs genoſſen hatte; und die ſiebente, welche jetzt heranrückte, machte mir auch nicht die mindeſte Hoffnung dazu, indem alle meine Sinne ganz beſonders geſpannt waren.

Von Unmuth hingeriſſen, ſetzte ich unbeſonnener Weiſe meine Fußſohlen an einen warmen Ofen, und erhitzte ſolche über eine Stunde, in der Meinung, dadurch irgend eine günſtige Veränderung zu bewirken. Allein dieſes ſonſt in meinem Leben nie verſuchte Mittel that eine ganz verkehrte Wirkung.

Vorhin hatte ich, ſo oft mich das Nervenfieber heimſuchte, und ſobald ich des Nachts die Augen ſchloß, nur ein weites, ſchönes, lichtes Feld vor mir, worauf allerlei Formen von Gegenſtänden, die jemals durch's Auge einen Eindruck auf mich gemacht hatten, ſich in den ſchönſten und herrlichſten Farben zeigten, und in fortgehender Bewegung unaufhörlich veränderten. Die Farben richteten ſich mehrentheils nach den Tapeten des Zimmers, worin ich den Tag zugebracht hatte, und waren einmal alle feurig, da ich des Abends auf meinem Ruhebette gelegen und die Augen gegen einen Windofen, worin die Flamme ſpielte, gerichtet gehabt hatte. Dieſes fiel mir ſo beſchwerlich, daß ich des Nachts die Augen offen halten mußte. Die Formen aber, welche ſich zu anderer Zeit in ſanften Farben hervorthaten, ſpielten mehrentheils nur als Malereien auf einem lichten Grunde, und erhoben ſich nur ſelten zu ganzen hervortretenden Figuren.

Jetzt aber, da ich den böſen Verſuch mit den Füßen am Ofen gemacht hatte, konnte ich die Schöpfung, welche ich nach geſchloſſenen Augen vor mir hatte, ſchlechterdings von der wirklichen Welt nicht unterſcheiden. Der Saal, worin ich ſaß, war vollſtändig in ſeiner Art; eine Menge von Perſonen, in deren Geſellſchaft ich mich befand, war in ihrer ganzen Geſtalt und im vollkommenſten Putze ſo leibhaftig vor mir, daß ich den Entſchluß faßte, zu verſuchen, ob ich dieſe Schöpfung nicht in meine Macht bekommen und mir diejenigen Perſonen und Sachen, welche ich zu ſehen wünſchte, darſtellen könnte. Allein dieſes wollte mir, aller Anſtrengung der Gedanken ungeachtet, ſchlechterdings nicht gelingen. Der Saal, die Geſellſchaft und Alles, was ich ſah, bildete ſich unter beſtändigen Veränderungen nach ſeinen eigenen Geſetzen, ohne ſich nur im mindeſten von mir befehlen zu laſſen; und ehe ich mir's verſah, ſaß ich in einer großen Geſellſchaft an einer wohl zugerichteten Tafel.

Mich ſelbſt ſah ich nicht; ich befand mich gleichſam im Schatten; aber meinen Arm, ſoweit er einem ſelbſt bei Tiſche insgemein in's Auge fällt, ſah ich mit einem Glaſe Wein nach dem Munde fahren; und weil ich in dieſem Augenblicke noch mit dem Gedanken beſchäftigt war, dieſe Schöpfung, ſo wie ich zuvor gedacht, nach meinem Verlangen abzuändern: ſo ging mir der Mund offen und ich erſchrak, als der Wein nicht kam, weil ich glaubte, das Glas verſchüttet zu haben. Ebenſo ging es mir mit einem Stücke Braten, was mein Arm gleich darauf, da ich über das verſchüttete Glas nachdachte, auf der Gabel zum Munde führte. Die Geſellſchaft war übrigens in der völligen lebenden Bewegung, worin eine zu Tiſche ſitzende Geſellſchaft zu ſein pflegt; die Tafel war in der beſten Ordnung, die Teller mit Speiſen gingen herum, und ich hörte eine mir zur Seite ſitzende Dame die Worte ſagen: „Es iſt wirklich ein betrübter Fall.“ Doch war ich in dem Augenblicke zweifelhaft, ob ich dieſe Worte mehr aus ihrer Phyſiognomie als aus ihrem Munde vernommen hatte. Wenn ich aber dennoch ſchwören ſollte, würde ich das letzte mit Glauben annehmen.

Es folgten auf dieſe Scene mehrere ähnliche; aber keine einzige unter allen hatte fremde von mir ungeſehene Geſtalten, oder neue Formen; und daß ich die Perſonen nicht erkannte, mochte daher rühren, weil ich kurzſichtig bin, und auch im wirklichen Leben keine ſcharfe Eindrücke von den Geſichtszügen der Menſchen erhalte, welche ſich um und neben mir befinden. Bei dem Allen iſt es doch ſonderbar, daß die Nerven, deren Zitterung ich deutlich in mir fühle, ſo eigenwillig mit den erhaltenen Eindrücken ſpielen, und gleichſam einen Staat im Staate formiren. Wenn ich hierüber nachdenke, ſo freut es mich oft, daß ich nicht einen Tropfen dickes Geblüt, und nicht den mindeſten Hang zur Schwermuth habe. Was für Erſcheinungen würde ich

daraus machen, wenn ich Malagrida wäre, und etwas zu inbrünstig vor der H. Thereſia gekniet hätte!

Aber nicht meine Augennerven allein erlauben ſich dieſe Schwärmerei, ſondern auch meine ganze Phantaſie iſt alsdann unaufhörlich mit Gegenſtänden des Denkens beſchäftigt, die ſie, ohne ſich von mir einreden zu laſſen, nach ihrem Willen behandelt. Oft widerſtehe ich ihr, und wende ſie eine Zeit lang auf einen von mir gewählten Gegenſtand. Allein dieſer Kampf greift mich außerordentlich an; ich halte ihn ſelten über zwei Minuten aus, und merke am Ende, daß die Phantaſie gar nicht nachgegeben, ſondern für ſich fortgearbeitet hat, und ich nur bei dem Haften meiner Seele an dem erwählten Gedanken ihr Spielwerk nicht beachtet habe. Daher gebe ich ihr auch jetzt nur immer nach, und laſſe ſie ſchwärmen. Bringt ſie durch ihre Combinationen was Gutes, ſo behalte ich es, und vergeſſe das Uebrige. Sie hält aber ſelten lange bei einer Sache aus, und geht durch den geringſten Nebenumſtand leichtfertig zu einem andern über; oder es müßte ein beſonderes Lieblings-Thema ſein, woran ich den Tag vorher lange gedacht hatte.

Alſo, denke ich, liegt auch dieſes Vermögen der Nerven, oder des darin befindlichen Saftes, was nicht blos die Eindrücke der Sinne aufgefangen, ſondern auch von den daraus gezogenen Schlüſſen und Wahrheiten ſeinen Eindruck empfangen hat, und nach den daraus entſtandenen Regeln verbindet oder abſondert, nicht unter den Befehlen unſrer Seele; und wenn dieſe gleich allein das Recht hat, was jene verbindet oder abſondert, zu billigen oder zu verwerfen, ſo mag es doch ein ſehr trauriger Zuſtand ſein, wenn ein Menſch von Jugend auf mit ſchlechten oder ſchwarzen Eindrücken erfüllet, oder von Gram und Kummer heimgeſucht iſt, und einer mit ſolchen Gegenſtänden allein beſchäftigten Phantaſie das Feld überlaſſen muß.

18.

Möſer liegt in der Marien-Kirche zu Osnabrück begraben, wo ein einfacher Stein ſeine Gruft bedeckt. In einer Verfügung vom 13. April 1789 ſagt er:

„Mit meiner Beerdigung mag es eben ſo gehalten werden, wie mit meiner ſeligen Frauen.

Mein Grab in Marien-Kirche iſt bereits bezahlt; und iſt ſolches neben meiner lieben Frauen, womit ich im Tode wieder vereiniget zu werden wünſche, in der Hoffnung, daß wir dann ewig vereiniget bleiben werden.

Meine Grabſchrift kann enthalten:

Patri — filia unica — cum marito suo posuit."

So lautet auch dieſelbe, mit der nöthigen Ausfüllung zu Bezeichnung der Aemter und Titel.

Möserische Stammtafel.

Georg Möser,
Rathsverwandter der Stadt Brandenburg.
Gem. Elisabeth Matthiassen.

Zacharias Möser, geb. 1601, Philos. Mag. 1622, Conrector zu Magdeburg 1625, Rector zu Kiel 1632, Conrector zu Hamburg am Johanneum 1646, Emeritus 28. Oct. 1680, † 1682. 1ste Gem. Barbara Schragin, Wittwe des Archidiaconi Vögelers in Magdeburg. 2te Gem. Gesa Stayhorst, eine Tochter Nicolaus Stayhorsts, Predigers an St. Johann zu Hamburg, † 1696.

2.	2.				
Barbara Elisabeth, geb. 1661, † 27. Febr. 1694.	**Johann,** geb. zu Hamburg 4½. Juli 1683, Phil. M. 1683, erster Prediger an St. Marien in Osnabrück 8. Mai 1698, † 12. Juli 1699. Gem. Anna Maria Münnich, geb. 17. Juli 1670, verheir. 26. April 1689, † 3. Febr. 1710.	**Barthold George,** geb. 1665, † 1668.	**Margaretha Gertrut,** geb. 1668, † 1669.	**Ursula,** geb. 1670, † 1672.	**Nicolaus,** geb. 1673, starb zu Jena als Student ums Jahr 1693.

Johann Zacharias, geb. den 21. April 1690, J. U. D. 1716, Gograf zu Iburg 1723, Kirchenrath an St. Marien 1731, Canzlei- und Consistorial-Rath 1736, Director 1756, † 23. Januar 1768. Gem. Regina Gertrud Alverfeld, geb. 1695, verheir. 1716, † 15. April 1758.

Catharina Lucia, geb. 7. Februar 1718, verh. 16. Oct. 1737, † 1770. Gem. Caspar Franz von Gülich, Ghur-Cölnischer Agent zu Osnabrück 1746, † 27. April 1762.	**Justus,** geb. 14. Decbr. 1720, Secretar der Ritterschaft zu Osnabrück 1742, Advoc. 1744, Advoc. Patriae 1747, Syndicus 1755, Criminal-Justitiarius und Rath 1762, Geh. Referendarius 1768, Geh. Justizrath 1783, † 8. Jan. 1794. Gem. Regina Juliana Elisabeth Brouning, geboren 1. Oct. 1716, verheir. 1740, † 1787.	**Margaretha Catharina Elisabeth.**	Zwillinge. **Adel Ludwig** († 27. Jan. 1745) und **Johann Zacharias,** geb. 3. Nov. 1726, Advoc. zu Osnabrück, Criminal-Actuarius 1762, † im Dec. 1767.	**Erneslina Juliana,** geb. 30. Juni 1729, verheir. 15. Juni 1751, † 1765. Gem. Georg Friderici, Regierungs-Rath zu Blankenburg † 1792.	**Catharina Gertrud,** geb. 1732, † 1736.	**Anna Maria Elisabeth,** geb. 26. Dec. 1734, † 2. Mai 1754.	**JohannChristian Friederich,** geboren 3. Jan. 1737, † 1740.

Johanna Wilhelmina Juliana, geb. 5. Juni 1749, verheir. 4. Mai 1768. Gem. Justus von Volgts, Königl. Großbrit. Rath 1768.

Johann Ernst Justus, geb. 2. Sept. 1753, † zu Göttingen den 9. Mai 1773.

Mösers Briefwechsel.

I.

Briefwechsel mit Friedrich Nicolai.

1.

London, den 21. Jan. 1764.

Ew. — werden dem Verfasser des Harlequins mehr als Andern eine Thorheit zu Gute halten. Eine gewisse Begebenheit hat ihn wider seine eigene Erwartung verleitet, eine weinerliche Comödie *) zu entwerfen, welche ich hiebei zur gefälligen Bekanntmachung überschicke; und wie ich einmal die Feder angesetzt hatte, so glaubte ich, ein Nachspiel **) gehörte dazu. Das ist die kurze Geschichte meiner Thorheit, welche in der Vorrede ***) weiter ausgeführt ist; und nun wird es darauf ankommen, ob Ew. — solche des Drucks werth schätzen werden; wo nicht, so mögen sie ungesehn und ungelesen verderben.

*) Diese Comödie ist leider, wie ich schon in Mösers Leben S. 64. erzählt habe, verloren gegangen. Sie hieß, so viel ich mich erinnere, Isabelle. N.

**) Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlequins Heirath. N.

***) Diese Vorrede ist auch nicht vorhanden. N.

Eine andere Sache liegt mir aber mehr am Herzen. Vor einem halben Jahre, wie ich mich eine Zeit lang in Braunschweig aufhielt, wurde ich von dem Herrn Abt Jerusalem *) bewogen, dem Herrn Rousseau in einem gewissen Ton zu antworten **); ich that es, wies ihm meinen Aufsatz, und er sprach davon gegen den Erbprinzen ***), welcher mich itzt hier in London darum gemahnt hat.

Diesen meinen Aufsatz gab ich nachmals dem Herrn Legationssecretair Zink aus Hamburg, welcher mit mir auf der Londner Schenke in Hannover war; und da ich bald darauf Deutschland verlassen habe, so weiß ich nicht, ob er im Druck erschienen ist, oder nicht. Es sind wenigstens sechs Monate verlaufen, daß ich nichts davon gehört habe; und ich vermuthe fast, daß ihn gewisse freie Ausdrücke, da ich doch den Aufsatz vorher, weil meine Absicht nie gewesen, etwas gegen die Religion zu schreiben, sowohl durch Hrn. Jerusalem als einen andern geschickten Theologen übersehen lassen, an der Bekanntmachung in Hamburg gehindert haben. Vielleicht hat er es auch vergessen, ungeachtet er ihn mir fast abgepreßt hat.

Ich bin also frei genug, an Ew. mein Concept zu übersenden; befürchte aber fast, daß es an einigen Stellen unlesbar sein werde, daher es einen verständigen Corrector erfordern wird. Ich sollte denken, wenn Hr. Zink es dem Druck übergeben, so möchte es auf der letzten Neujahrsmesse zum Vorschein gekommen sein; welches Ew. dort am besten erfahren werden.

---

*) Möser stand mit dem Abt Jerusalem in vertrauter Verbindung; und seine Tochter, Frau von Voigts, war von ihrem 17ten Jahre an einige Jahre hindurch in dem Hause desselben zu Braunschweig. N.

**) Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen. N.

***) von Braunschweig, jetzt regierenden Herzog. N.

Dieſen Brief ſende ich mit der Suite des Erbprinzen von hier. Sollten Ew. mich mit einer Antwort beehren, ſo erſuche, ſolche auf meine Adreſſe nach Osnabrück zu ſchicken, weil es mir von dorther am ſicherſten zukömmt. Vor einigen Tagen ſchickte mir ein Gelehrter aus Deutſchland ſeine Schriften hieher, um ſie der Königlichen Geſellſchaft vorzulegen, und ihm den Titel eines Mitglieds zu verſchaffen. Sie mochten einen Thaler werth ſein; ich mußte aber hier fünf Pfund Sterling Porto dafür erlegen.

Sollten Ew. von hier aus etwas verlangen, ſo diene ich mit vielem Vergnügen. Bis im Mai bleibe ich gewiß hier.

Ich habe die Ehre — u. ſ. w.

d. 21. Jan. 1761.

London: in Cleveland's Row, Russels-Court, against St. James Palace.

Möſer,
Conseiller et Syndic des Etats de l'Evêché d'Osnabrück.

2.

Osnabrück, den 28. Jan. 1765.

Euer Schreiben vom 18ten iſt mir dieſen Morgen zugekommen; und ich kann darauf, ſo viel den Hechtel *)

*) Hechtel war ein damals wegen vieles Nachdruckens berüchtigter Buchhändler. Er war in Frankfurt am Main etablirt geweſen, ward im ſiebenjährigen Kriege auf Requiſition des kaiſerlichen Geſandten von da vertrieben, weil er das berühmte Mémoire raisonné und andere vom preußiſchen Hofe bekannt gemachte Schriften nachgedruckt und verkauft hatte. Er zog an vielen Orten herum, und ließ auch ſeine vielen Nachdrucke, womit er unter andern auch mich heimſuchte, bald da bald dort heimlich erſcheinen. N.

betrifft, mit vollkommener Gewißheit antworten, daß in hieſiger Druckerei für ihn gar nichts gearbeitet werde, auch möglicher Weiſe nicht gearbeitet werden könne; weil der Meiſter ſchon ſeit Jahr und Tag um einen Setzer und Geſellen geſchrieben, ſolchen aber nicht erhalten können, folglich kaum in Stande iſt, dasjenige, was von Landes und Regierungs wegen erfordert wird, zu rechter Zeit abzudrükken. Ich erfahre dieſes am meiſten, da ich zu meinem Vergnügen und für doppelte Zahlung monatlich einen Bogen von einer Osnabrückiſchen Geſchichte abdrucken laſſe, und alle Mühe habe, dieſen noch zu erhalten. Ich habe ihn bei dieſer Gelegenheit noch vor 8 Tagen beſucht, und er war in ſolcher Verlegenheit, daß er zweifelte, ob er dieſes Jahr ſeinen Kalender würde zu Stande bringen können; ergo ... Wir müſſen ſogar unſer Geſangbuch zu Bielefeld drucken laſſen; und in Weſtphalen iſt ſchwerlich jetzt eine Druckerei, welche einen ſolchen Nachdruck, wie Sie von Hechtel befürchten, mit einigem Vortheil liefern könnte *). Eine ehedem hier geweſene Buchhandlung, welche ſich vom Nachdrucke hauptſächlich unterhalten, iſt im Anfange dieſes Säculi, da ſie des Erasmi Franciſci Werke nachgedruckt und auf die Frankfurter Meſſe gebracht, durch deren Confiscation geſtürzt worden. So viel davon!

Den erſten Theil von der Allgemeinen Bibliothek habe ich erhalten, aber auch ſogleich gewünſcht, ſelbigen verdienen zu können. Nur beſorge ich, daß meine Recenſionen zu ſpät einlaufen möchten, weil wir hier keine einheimiſche Producte haben, und auf die Leipziger Meſſe allein Staat machen können.

Der hieſige Rector und Profeſſor Wagner hat bei ſeinem Bruder in Ulm eine Ueberſetzung des Cäſar drucken

*) Die Meyerſche Buchdruckerei in Lemgo war damals ſchon ſehr anſehnlich; aber dieſe befaßte ſich nie mit einem Nachdrucke. N.

lassen, welche, wie ich fast vermuthen kann, nicht sonderlich gerathen ist. Gesehen aber habe ich sie noch nicht. Sollte solche in der Bibliothek angezeigt werden, so bitte ich, den guten Mann keinem zu strengen Urtheile zu unterwerfen. Er ist schon halb schwindsüchtig vor Angst, und stürbe gewiß vor Schrecken.

Wenn Hechtel hier jemals etwas unternehmen sollte, so mag er sich an den Minister nach London, oder an hiesige Regierung, oder an die Landschaft wenden; er fällt allemal in meine Hände, indem ich einmal vom Könige unserm kleinen Bischofe zugeordnet, und schlechterdings instruirt bin, in allen Sachen mein Gutachten vorher abzugeben.

3.

Osnabrück, den 11 Febr. 1767.

Der Tod unsers rechtschaffenen und vortrefflichen Freundes *) wird uns und Allen, die ihn gekannt haben, gewiß allezeit gleich empfindlich bleiben. Er fing erst an sich zu bilden, und seiner Stärke diejenigen Annehmlichkeiten zu geben, welche den Helden zum großen Manne machen. Ewig Schade für die Wissenschaften, daß sie diesen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre lang behalten mögen! Die Hoftafel ist zu stark für seine Jahre und sein Feuer gewesen. Auch der Mäßigste, wenn er muthig und gefällig ist, wird leicht zu einem Wenigen, aber oft, verführt **). Zu seinem Unglück hatte er seinen Herrn lieb

*) Nämlich Abbts. N.

**) Man s. die vortreffliche Schilderung dieses Herrn, die Moses Mendelssohn nach dem Leben machte, in der zweiten Aus-

gewonnen, einen Herrn, der seine feinsten Bemühungen einzusehen und zu schätzen wußte. Und dies hielt ihn in einer beständigen Leidenschaft, in einer unaufhörlichen Bestrebung zu gefallen. Wie er mir zuerst seinen Vorsatz nach Bückeburg zu gehen entdeckte, und mit einer Art von Entzückung die gnädige und schmeichelhafte Begegnung des Herrn Grafen rühmte, nahm ich eben daraus einen Grund, ihm davon abzurathen; und der Herr Abt Jerusalem warnte ihn ebenfalls vor der Gefahr, welche mit einer zu großen Liebe gegen große Herrn im persönlichen Umgange verknüpft wäre. Er wollte aber nicht, und konnte sich nicht entschließen, sich zu weit von seinen westphälischen Freunden zu entfernen *). Er war zu Minteln durch meine Schwiegerin, die Superintendentin Schwarz, unvermerkt mit uns Allen bekannt, und, wie es seine Gemüthsart mit sich brachte, leicht vertraut geworden. Er hatte sein eignes Zimmer in meinem Hause, und ward von den Meinigen als ein Sohn und Bruder aufgenommen, wenn er zu uns kam, und dieses that er so oft als er nur entwischen konnte. In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes, und wie er von Genf zurückkam, mußten wir ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dies war auch der Fehler seiner Schriften, der aber die wahre Hochachtung im geringsten nicht minderte, welche man von seinen wahren Verdiensten hatte. Er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und theilte mir das Schreiben offenherzig mit, worin ihm sein Freund Moses gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom Verdienste in's Feuer zu werfen **). Nicht allein

---

gabe von Abbts Correspondenz (Berlin 1782), Anmerkungen, S. 82 folgg. Man s. aber auch meinen Brief an Abbt Nr. 91. S. 383 f. N.

*) Abbt war nämlich nach Marburg und Halle berufen, wogegen er die Stelle zu Bückeburg verzog. N.

**) Ganz so arg war es nicht. Man s. in Abbts Correspon-

das, sondern er arbeitete sein Werk wirklich um. Gewiß, ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden sein würde! Man war froh, ihm etwas verzeihen zu können.

Es schien als wenn er seine Gegenstände durch ein weit schärferes Glas als Andere beurtheilte, und seine Ausdrücke waren nach dem Maße seiner eigenen Empfindungen gerecht; aber nicht nach dem Maße, welches die Menschen insgemein haben, und nach welchem er sich doch in seinen Schriften zu richten hatte. Er kam aber jetzt gerade von diesem Kunststil, welcher vielleicht für eine Optik in der Moral, worin man die Ingredienzien der Tugend durch's Vergrößerungsglas untersucht, gerecht gewesen sein würde, zurück, und würde in seinem nächsten Werke so deutlich und reizend als stark gewesen sein.

Er hatte sich ehedem vorgesetzt gehabt, den Tacitus zu übersetzen; und ich glaube, daß dieses sein Werk gewesen wäre. Die Menterei des Catilina vom Sallust hat er übersetzt hinterlassen, und der Herr Graf von Bückeburg wird solche zum Druck befördern. In das Wort Menterei hatte er sich verliebt; ich höre aber doch, daß es nun die Zusammenrottung sei. Sonst glaube ich nicht, daß er bei seinen noch jungen Jahren etwas Hauptsächliches hinterlassen habe.

Seine ersten Gedanken hat er wohl in den Briefen über die neueste Litteratur und in andern kleinen Beurtheilungen guten Theils angebracht, und hienächst mit der italiänischen und engländischen Sprache sich eine gute Weile abgegeben. Die Franzosen würden uns aus erstern einen Esprit de Mr. Abbt, wie den Esprit de Desfontaines, geben. — Es gefiel ihm auch nicht, daß er sich den schönen Wissenschaf-

---

denz zweiter Ausgabe den Brief Nr. 60 von Moses, S. 272 f. und den Brief Nr. 94 von mir, S. 389. Desgleichen Abbts Brief Nr. 61. S. 281.

N.

ten und der Mathematik so vorzüglich gewidmet hatte. Er wünschte ein Rechtsgelehrter und Publicist zu sein, und die unfruchtbare Ehre eines Schriftstellers mit einem guten einträglichen und angesehenen Posten vertauschen zu können. Wenn er gelebt hätte, so glaube ich, daß er diesen seinen Plan ausgeführt haben würde, wozu er Genie und Arbeitsamkeit genug, und in seinem damaligen Posten viele Gelegenheit hatte.

Er freuete sich nie mehr, als wenn ich ihm seine schönen Theorien mit einem practischen Einwurfe vereiteln konnte. Wie er in den Litteraturbriefen so sehr die Heloten gegen den Lycurg vertheidigt hatte *), und ich ihm begreiflich machte, daß die Bürger zu Sparta, nach unserer Art zu reden, Brauhäuser besessen hätten, wovon sie auf eigene Kosten gerüstet zu Felde ziehen müssen, daß in dieser Last die bürgerliche Ehre bestanden, daß die Heloten entweder Heuerlinge oder Beiwohner gewesen, und Lycurg ein seltsamer Gesetzgeber gewesen sein würde, wenn er solchen mit jenen eine gleiche Ehre angemuthet hätte, so ergötzte er sich über seine Unerschrockenheit, womit er seine Meinung der ganzen Welt aufgedrungen hatte. Es war ihm gegangen wie dem Herrn von Montesquieu, der die Gesetze der Barbaren für personal hält, weil die Franken, Römer und Burgunder in einem Lande verschiedene Rechte gehabt hätten; da sie doch eben deßwegen real waren, daß der Franke als Hüfner oder Landeigenthümer nicht mit den Leuten in der dritten Etage einerlei Dienste, Ehre und Rechte haben konnte. Wäre Abbt einige Jahre in seiner Station geblieben, und hätte seine Einsichten durch die Erfahrung befestigen können, so würde er wenige seines Gleichen gehabt haben.

*) Man s. die Litteraturbriefe, Bd. 22, S. 115, 118, 120 folgg. bis 127. R.

Ew. fragen noch nach einem Bildnisse von ihm. Wie ich höre, so wird der Herr Graf dasjenige, so zu Bückeburg ist, in Kupfer stechen und vor den Sallust setzen lassen. Dies Bild soll aber auch zu schön sein. Ich habe noch eins von ihm, so ihm sehr ähnlich, aber nur mit Cravon gemacht ist.

Die Grabschrift, so ihm der Herr Graf setzen lassen, und noch ein Brief, der, weil er darin von seinem Tode schreibt, vielleicht merkwürdig ist, kommen hiebei.

Ich habe durch unsern Abbt die beiden ersten Theile der allgemeinen Bibliothek erhalten, in Hoffnung, solche durch einige Aufsätze darin verdienen zu können. Da ich aber bisher keine Zeit übrig, und eine Osnabrücksche Geschichte unter Händen gehabt, worin ich verschiedene besondere Grundsätze sowohl in der deutschen Rechtswissenschaft als der deutschen Geschichte angenommen habe, ohne deren Bekanntmachung ich meinen Beurtheilungen das Gewicht zu geben nicht recht im Stande bin, so werden Sie mit mir Geduld haben müssen.

3.

1.

Nicolai an Möser.

Berlin, den 19. März 1767.

Ew. Schreiben vom 11. Febr. habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten. Ich beweine noch mit Ihnen den Tod unsers Abbt. Ich habe jetzt wirklich angefangen, sein Leben zu beschreiben, und da ich vor der Messe kaum noch ein paar Wochen dazu Zeit habe, so befürchte ich Ihnen kein Genüge zu thun. Inzwischen, was ich kann, soll geschehen. Ich werde sein Leben ganz simpel beschreiben, sei-

nen Character schildern, und in Absicht auf seine Schriften und sonderlich auf seine Schreibart werde ich ein strenger Kunstrichter sein.

Seine Schreibart scheint mir, je mehr ich es überlege, aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus entstanden zu sein. Er wollte wichtige Sentenzen in wenig Worten ausdrücken. Zuweilen aber waren seine Gedanken entweder noch nicht reif genug, oder er hatte nicht Geduld genug, sie so zu wenden, daß sie sich natürlich ausdrücken ließen. Er glaubte also, die Schuld läge an der Sprache, und machte neue Wörter, oder er verlor sich in Metaphern, um seine Gedanken klarer darzustellen. In Kurzem ward er dieser Schreibart so gewohnt, daß sie ihm natürlich ward, und er sie auch brauchte, wenn die Ursachen, die sie zuerst veranlaßten, nicht da waren.

Ich lese in der Vorrede zu seiner Welthistorie, daß Ew. ihm Ideen zu einem Plan zur Weltgeschichte gegeben haben. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, welche Ideen dies waren.

Ich begreife aber nicht, wie Abbt in der gedachten Vorrede sagen kann, Winckelmann habe ihm Aussichten gegeben. Ich wünschte auch dieses erklärt zu sehen. Er hat sich doch wohl nicht einen ähnlichen Roman von der Weltgeschichte machen wollen, als Winckelmann sich von der Geschichte der Kunst machte? Kurz, ich verstehe meinen Freund hier nicht. Ich habe ihm jederzeit abgerathen, sich mit diesem Auszug zu befassen *). Ich kannte ihn zu gut, um mir schon im voraus vorzustellen, auf welche Irrwege er gerathen könnte. Außerdem sah ich, wie unmöglich es ihm fallen würde, in kurzer Zeit 7 oder 8 Bände voll zu schreiben. — —

*) S. meinen Brief an Abbt, Nr. 94. S. 349 und Moses Brief, Nr. 95.

5.

Osnabrück, den 3. April 1767.

Ew. geehrtestes vom 19ten praeter. erhalte ich erst heute; und da ich auf die mir vorgelegten Fragen mit der ersten reitenden Post antworten will, so muß ich mich nur kurz und eilig trummeln. Wir sprechen doch von dem redlichen Abbt?

Die Ideen, so ich ihm zu einem Plane seiner Allgemeinen Welthistorie gegeben haben soll, und wovon er in seiner Vorrede zu derselben erwähnt, sind mir wirklich entfallen. Ich erinnere mich nur, daß ich seinen ganzen Vorsatz, einen Auszug aus anderer Leute Arbeit zu machen, nie gebilliget, und ihm beständig davon abgerathen habe. Ein Mann wie er mußte nicht nach Copien arbeiten; er durfte und konnte wohl selbst die Originalien ansehen, und sein Auge würde ihm allezeit ein Mehreres entdeckt haben, als alle seine Vorgänger gesehen hatten. Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von Andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen. Ein solches Werk wird allezeit etwas Gedehntes behalten. Beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden. Der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht, oder mehrentheils witzig.

Ueber die Frage: ob es rathsam sei, daß er sich seinen Lehnstuhl unter den Apfelbaum im Paradiese setzte, und aus diesem Standpunkt die nach und nach keimenden Völker um sich herum entstehen sähe, mithin in der ersten Geschichte die Feder dem Auge in der Ordnung folgen lasse? erinnere ich mich etwas gesagt zu haben. Es ist aber vielleicht besser, daß es mit ihm verloren ist. — In Ansehung der römischen Historie besinne ich mich noch, daß ich ihm

rieth, Rom erſt aufmerkſam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypotheſe anzunehmen, daß aus Landbauern Bürger geworden wären; weil ihm dieſes, nämlich daß ſich Bauerrecht in Bürgerrecht verwandelt hätte, ungemeine Dienſte thun würde. Und wirklich, nichts macht die römiſche Geſchichte wahrſcheinlicher als die Gradation, welche ſich in der Ausartung ihrer ländlichen Begriffe findet. Zum Beiſpiel: daß der jüngſte Sohn das Haus erbte, daß der filius emancipatus von der Erbſchaft ausgeſchloſſen war u. ſ. w., war lauter Bauerrecht, und verlor ſich nachdem ſie mehr verbürgerten. — Alles Uebrige ſind einzelne Gedanken geweſen, welche au bout de la plume kamen, und ihm zugeſchickt wurden.

Was er mit den Ausſichten, die ihm Herr Winckelmann gegeben, ſagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Vielleicht gedachte er deſſen Geſchichte der Kunſt mit der politiſchen in Verbindung zu bringen, die Werke der Freiheit mit den Denkmälern der ſclaviſch gehaltenen Völker zu vergleichen, die Wirkungen jeder politiſchen Verfaſſung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunſt zu zeigen, und die Reiſe eines jeden Staats, einer jeden Sprache, und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geſchichte der Kunſt mit zu erweiſen. Wenigſtens würde ich ſolches von ihm erwartet haben. — Es kann aber auch ſein, daß er einen andern Gedanken dabei gehabt. Es giebt mehrere Arten von Antiken als diejenigen, welche Herr Winckelmann zu ſeinem Gegenſtande erwählt; ich meine diejenigen, welche Monteſquieu in ein großes und vortreffliches Gemälde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben. Von dieſen hatten wir oft geſprochen, und gewünſcht, daß ein Winckelmann, der Philoſophie und Hiſtorie genug beſäße, ſolche mit einem ſchärfern Auge betrachten möchte.

Ich habe die Zeit nicht, mich hierüber weitläufiger zu erklären. Um mich kurz auszudrücken, will ich nur sagen, wie ich wünschte: daß Jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions *) in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen, mithin Hand an's Werk legen möchte; weil ich alle Augenblicke fühle, daß das Costum der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freiheit z. B. ist das Recht der Bettler, in einer Periode, wo die Landbesitzer von ihrem Acker zu Felde ziehen, und ihre Ehre in diese ihre Schuldigkeit setzen. Daher werden in den Urkunden einer gewissen Zeit liberi et pauperes allezeit zusammengesetzt. Freiheit wird aber ein Vorzug, wenn die Monarchie Alles unter ihrer Macht faßt; und Freiherr ward ein Ehrentitel, nachdem die Territorialhoheit den Adel beschattete. Ich könnte unzählige Worte anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben, und den politischen Begebenheiten zur Controle dienen. Es ist unglaublich, wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankömmt. Der Freeholder ist der höchste Grad, den wir ausdrücken können. Den Quiriten, den Wehr, d. i. den Proprietarium *originarium* liberum, kennen wir nicht mehr, und können ihn nicht mehr nennen. Jeder Landmann, wenn er auch Freeholder ist, heißt ein Bauer, cultor. Der Adel hat Männer, Leute, lauter Worte, die spät in einer von der Herrschaft schon bedeckten Verfassung geboren sind; und die Römer, um das Dominium

*) Eine Aufgabe der berlinischen Academie der Wissenschaften, wobei Michaelis in Göttingen den Preis erhielt. N.

zu definiren, mußten sagen: est id, quod civis romanus etc. possidet. Damals war ihre Sprache schon gesunken. Das Eigenthum ist blos Patrimonium *Quiritia*; und in keiner Monarchie ist in dem alten Verstande ein Dominium alicujus privati, weil der Kopf des Besitzers nicht mehr das caput Quiritis ist. Die Römer verloren den Begriff des Quiritis, und es verwandelte sich Alles in Cives, so wie sie nach und nach ihren statum originarium verloren. Eben so hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nöthig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Carln dem Großen verständlich zu machen *). Doch ich schweife aus. Ich wollte nur sagen, daß ich Jemanden wünschte, der die Sprache so studirte, wie Winckelmann die Antiken, und daß es vielleicht der Gedanke unsers seligen Freundes gewesen, sich dieses in der Geschichte zu Nutze zu machen.

Was ich von seinen kleinen Schriften habe und von Rinteln auftreiben kann, will ich überschicken; ingleichen wo möglich die versprochene Recension vom Nationalgeist. Doch kann ich nichts versprechen, weil ich beinahe mein ganzes Lesen daran geben muß, da ich mich als ein williger Gaul ohne Noth in Arbeiten verwickeln lasse, die ich zum Henker werfen sollte.

*) Diese lehrreichen und treffenden Ideen hat Möser zum Theil nachher in der Vorrede zum ersten Theil der Osnabrückschen Geschichte und an andern Orten seiner Schriften mehr entwickelt.

N.

6.

Osnabrück, den 10. Sept. 1781.

— Ich war Willens, das Versprochene sogleich zu überschicken. Allein die unendlichen Zerstreuungen, worin ich mich Amtshalber befinde, haben mich von einer Zeit zur andern aufgehalten, und die Messe tritt schon wieder ein, ohne daß ich fast zu mir gekommen bin. Ich sende jedoch endlich die Recension vom Deutschen Nationalgeist hiebei, und habe zugleich ein anderes Stück, welches der Pendant zum Nationalgeist ist, beurtheilt *). In dieser Beurtheilung sind einige starke Züge, welche à coeur anstößig sein könnten, mit eingeflossen. Doch habe ich ihnen am Ende ein Correctiv beigefügt.

Moses Mendelsohns Phädon wird den Beifall mächtiger **) Leser gewiß erhalten, aber auch von manchem gemeinen Leser mehr bewundert als begriffen werden.

Das Denkmal, welches Sie unserm gemeinschaftlichen Freunde ***) gestiftet, hat mir ein wahres Vergnügen gemacht, und ich finde die Treue und Simplicität, womit es gefaßt ist, besser als die prächtigste Lobrede. Er ist in der Jugend gestorben, und sein Leben war nicht reich genug an Stoffe zu einem stärkern Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von demjenigen, was er geleistet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnet

*) Man s. B. 9. S. 240 folgg.

**) Möser gebrauchte im familiären Stil das Wort mächtig auf ungewöhnliche Weise, wie man schon in diesem Briefwechsel gesehn haben wird. Von Dingen, statt groß, ausgedehnt; von Menschen, statt einsichtsvoll, denkend, vermögend die richtigen Begriffe zu fassen. N.

***) Abbt. N.

hätte. Bei einem Menſchen von ſeinen Jahren habe ich nie das reiſe und ſcharfe Urtheil gefunden, das er beſaß.

Ich lege meine Anzeige von dem Tode des Herrn von Bar hiebei *). Acht Tage vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch **), und war höchſt traurig darüber, daß er noch zuletzt ſein Gedächtniß und vielleicht ſeinen Verſtand verlieren würde. Zwei Jahre vor ſeinem Ende erbte er ſeiner Brüder Güter im Hildesheimiſchen; aber ohne das Vermögen zu haben, der Welt noch zu genießen. Es koſtete ihm Mühe, ein Glas Wein herunter zu bringen.

7.

Ostadrück, den 3. Nov. 1773.

Ew. werden mir gütigſt verzeihen, daß ich die glückliche Ankunft des guten Sebaldus nicht eher gemeldet, und zugleich meinen Dank dafür abgeſtattet habe; der Verluſt eines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, welchen ich damals in Göttingen an den Maſern verlor, hat mich lange ganz unmuthig gemacht; und meine vielfältigen Berufsgeſchäfte, welche mir, ſo lange ich nur eine fröhliche Morgenſtunde hatte, Spielwerk waren, verwandelten ſich in ſolche unbequeme Bürden, daß ich ſie auf keiner Schulter zur Tracht bekommen konnte. Allmälig fange ich an ſie wieder herumzuſchwenken; und ſo hoffe ich noch nicht ganz alt und

---

*) Nämlich des Verfaſſers der bekannten Epitres diverses, eines vertrauten Freundes Moſers. Die kleine Nachricht iſt abgedruckt in der Allg. D. Bibl. VI, 2. S. 324. N.

**) Er ſtarb auf ſeinem Gute Barenau, unweit Ostadrück. N.

mürde zu werden. Der gute Sebaldus hat inzwischen seine Sache vor allen kritischen Tribunalen rechtskräftig gewonnen, und ich kann ihm nur noch meinen aufrichtigen Glückwunsch zujauchzen. In der That scheint er mir auch das rechte weise Maß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist wie in dieser, besonders wenn die Episode im letztern Buche, welche jetzt noch etwas willkürlich zu sein scheint, zu einer nöthigen Maschine im künftigen Theile gemacht wird. Der Verfasser hat zwar in der Vorrede protestirt, daß er keine epische Geschichte liefere; aber die Verbindung aller Figuren zu einem Hauptzweck bleibt doch immer eine Hauptsache in jedem Gemälde.

Da ich für meine Freunde ein offnes Haus halte, so ist Abbt oft einige Wochen bei mir gewesen. Ich habe meine Einrichtung aber so, daß meine Freunde bei mir so wie im Wirthshause sind, und sie Besuche geben oder annehmen und überhaupt thun können, was sie wollen, ohne daß ich schuldig bin, die Honneurs zu machen. Ich kann also selbst nicht wissen, welche Arten von Verbindungen Abbt hier vielleicht noch sonst gehabt hat.

Von den beiden anliegenden Exemplaren *) bitte ich eins Herrn Moses Mendelssohn zukommen zu lassen, ohne ihn auf die Spur zu bringen, woher es kommt. Eine Aeußerung von ihm in einem vertrauten Briefe an Abbt, worin er sich über gewisse Wahrheiten unserer Religion sehr scharf ausdrückte, hat ihn veranlaßt.

Es sind nur wenig Exemplare von dem Schreiben gedruckt, die ich selbst blos an einige Freunde verschickt habe.

*) Es war das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbiner zu Utrecht. N.

8.

Osnabrück, den 2. April 1774.

Ich bin Willens, einige kurze Aufsätze, welche seit einigen Jahren in den hiesigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt sind, insgesammt die politische Moral und die Polizei betreffen und mehrentheils ihren eigenen komischen Ton haben, unter dem Titel von Patriotischen Phantasien sammeln und abdrucken zu lassen, und halte mich verpflichtet, solche Ihnen vor Andern zum Verlag anzubieten. —

9.

Osnabrück, den 21. August 1774.

Hiebei erfolgt, was ich zum ersten Theil der Patriotischen Phantasien bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht, und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern, was zu lokal war, oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug. Da mir die Sachen oft zu mannigfaltig werden, so unterscheide ich zuweilen nicht fein genug, und überlasse Ew. die Vollmacht, wegzustreichen*), was Ihnen nicht ansteht. Eigensinnig und ruhmsüchtig bin ich nicht.

Da ich nur immer so à bâton rompu arbeiten kann, so geht die Fortsetzung meiner Geschichte etwas langsam. Hätte ich den Codicem diplomaticum nur erst abgedruckt, so würde es geschwinder gehen. Ich darf aber mit diesem, um einige katholische Domherren, die mir unter der Hand

*) Dieser Erlaubniß mich zu bedienen, habe ich wahrlich keine Ursache gefunden.

N.

gedienet haben, nicht bloß zu ſtellen, noch nicht an's Licht treten. Alſo noch ein Bischen Zeit und Geduld, — und vielleicht ſterben wir unterdeſſen.

Die Judenbekehrung iſt meine Abſicht nicht. Es iſt dieſes nur eine Wendung*), um zu zeigen, wie die chriſtliche Religion eine Folge der jüdiſchen Theorie ſein könne .... Sie haben mich alſo nicht von der rechten Seite angeſehen.

Mehreres will ich heute nicht hinzuſetzen, da ich eilig bin. Vale, qui valere dignus es!

10.

Düsseldorf, den 11. Nov. 1775.

Ew. überſende hiebei den zweiten Theil der Patriotiſchen Phantaſien, womit das Werk für diesmal geſchloſſen werden ſoll. Der Druck des erſten Theils hätte wohl etwas beſſer ſein können**); indeſſen iſt er doch wenigſtens ziemlich correct, obwohl in manchen mir anhängenden Sprachſchnitzern nicht, wie ich wünſchte, verbeſſert.

Den Verfaſſer der natürlichen Tochter, eines Luſtſpiels, welches bei Perrenon zu Münſter gedruckt iſt, empfehle ich Inhalts der Anlage zur geneigten Beurtheilung. Es iſt ein junger katholiſcher Rechtsgelehrter***), der wirklich, als eine gefüllte Roſe auf einem wilden Stocke,

*) In dem Schreiben an den Oberrabiner. N.

**) Die erſte Ausgabe war durch einen Fehler des damaligen Buchdruckers auf ſchlechtem Papiere gedruckt. N.

***) Der nachher rühmlich bekannt gewordene Hr. Sprickmann. Die kurze Recenſion ſteht in der Allg. Deutſchen Bibliothek, XXXIII, 2. S. 513. N.

ein gerechtes Lob verdient, und dem es an seiner Beförderung in Münster, wo er bei der neuen Academie angesetzt werden soll, sehr schaden könnte, wenn er auf eine unbescheidene Art critisirt würde. Sein Stück hat wirklich Vorzüge, ob es gleich ein Bischen sehr lang und etwas langweilig gerathen ist.

Das Uebrige, was ich zu sagen habe, so wie eine kleine Vorrede zum zweiten Theil von meiner Tochter, wird mit meinem Bildnisse nachfolgen.

11.

Osnabrück, den 20. Febr. 1775.

Die Freuden des jungen Werthers haben hier, wie überall, einen lauten Beifall gefunden, und ich wünsche, daß solche der neuen Ausgabe der Leiden, welche veranstaltet wird, beigefügt werden mögen, um die Schwachen zu stärken. Ich hänge mich nicht!

Wo bleiben Sie aber mit Ihrem Sebaldus? Man will hier wissen, daß der andere Theil von den dortigen Censoren verworfen worden*), weil er zum Indifferentismus führen sollte. Dieses scheint mir aber nicht wahrscheinlich, wenn es auch wahr sein sollte.

Die verlangte Abbildung von mir kommt hiebei, so gut und schlecht, wie sie hier zu machen gewesen. Daß ich sechs Fuß neun Zoll rheinländisches Maß halte, ist nicht nöthig dabei zu bemerken, aber wohl dieses: Geb. den 14. Dec.

*) Das ist nicht geschehen. Wohl gab es aber Geistliche in Berlin, welche es zur Gewissenssache machten, dieses Buch nicht zu befördern. N.

1720, gemalt 1774. Von Gestorben wollen wir bei dieser Ausgabe noch nichts erwähnen. Ich denke es bis zu Ende dieses Jahrhunderts zu verschieben.

Das Stück vom Herkommen*) erfolgt hiebei, mit einigen Noten, die mir zu dessen Aufklärung nöthig geschienen. Sie können davon, und überhaupt von Allem verwerfen, was Ihnen nicht gefällt. Ich appellire von Ihrem Urtheil nicht, und erkenne mich nur für einen Laien in dem Orden der schönen Geister. Meine Bestimmung hat mir nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden. Allein es muß auch nur Ihr Urtheil sein, und Sie müssen es nicht machen, wie Artaxerxes beim Metastasio:

Perchè ammirizia in giudice è colpa,
Ad Artabano il giudizio ho commesso.

Der allerhöchste Beifall, dessen Sie erwähnen, ist mir nicht gleichgültig**). Ich habe immer gewünscht, nützliche Wahrheiten, die mir von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen; und zu dieser Absicht ist mir der Beifall einer ungelehrten Person von richtigem Gefühl angenehmer als aller übrige. — Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk***), wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt.

*) Man s. diesen niedlichen Aufsatz in den Patriotischen Phantasien, Bd. 2, S. 357. Meier hatte dies Stück vergessen. Es war mir durch einen Zufall zu Gesichte gekommen, und ich hatte ihn ersucht, es doch nicht wegzulassen. N.

**) Die nachher verewigte, jetzt hochselige Königinn von Preußen las Meiers Phantasien mit Beifall, und hatte dies mich wissen lassen. N.

***) Ein Spielwerk, welches unsere tiefen theoretischen Philo-

— Das Glossarium von Ihre hätte ich gern, weil ich eine eigene Bibliothek von etymologischen Werken, und die stärkste Neigung zu diesem Studium habe, worin ich mich doch nie in meiner völligen Größe zeigen werde, aus Furcht, in Anderer Augen eben so klein zu werden, als ich in meinen eigenen bin, wenn ich es am besten gemacht habe.

12.

Osnabrück, den 10. Dec. 1778.

Alles, was Ew. mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ist, so weit ich urtheilen kann, richtig überkommen. Ich habe aber bis dahin den Empfang nicht angezeigt, weil ich einen großen Vorsatz hatte, viel zu schreiben, und nie die Zeit gewinnen konnte, ein so wichtiges Werk auszuführen. Nun aber, da ich durch Ew. Schreiben vom 2ten dieses gezwungen bin etwas zu antworten, kann ich Gott Lob mit leichtem Herzen anzeigen, daß ich mit dem Druck meiner Phantasien so halb und halb (denn der Corrector hat wirklich so ein Bischen überzwerch gesehen, und S. 41*) einen rechten pot pourri gemacht) zufrieden bin, meine Frau aber den Kupferstich gar nicht für den Abdruck ihres Mannes

sehen seit einiger Zeit fast ein wenig zu fein und zu arg treiben. Man s. auch in den Phantasien, Theil 2, in dem 69. Stücke, was Möser von der Wirkung und practischen Brauchbarkeit der theoretischen Philosophie hielt. Desgleichen sagt er im 1sten Bande, in einer Abhandlung vom moralischen Gesichtspunkte, sehr treffend: „Die Leute, welche von der Falschheit der menschlichen Tu„genden schreiben, wollen immer Zünder ohne Zündung, und Blitze „haben, die nicht zünden.“ N.

*) In der zweiten Auflage sind die Fehler verbessert. N.

erkennen will*). Ich kann aber dem Einen so wenig wie dem Andern abhelfen; und so ist es bei mir ein ewiges Gesetz, was mir in manchem hypochondrischen Augenblick bereits probate Dienste geleistet hat, mir die Ehre der Autorschaft nicht gar zu nahe zu nehmen.

Einen dritten Theil kann ich noch nicht versprechen; ich habe lange gefühlt, daß es bei zunehmenden Jahren nicht mehr so geht wie vordem, und möchte mir nicht gern von dem Publicum die Thür weisen lassen. Daher will ich es lieber noch ein Jahr ansehen, und immittelst erwarten, ob die von Zeit zu Zeit noch fortgehenden Entwürfe für das hiesige Intelligenzblatt sich einigermaßen heben wollen. Seit einiger Zeit will mir Nichts mehr gefallen. Der Arzt giebt es auf den Nierenstein, und verordnet mir täglich ein Maß von dem guten Weine dieses Namens; ich aber auf das tacitis seniorum annis.

Das deutsche Publicum ärgert mich zuweilen von Herzen. Die Leiden und Freuden des jungen Werthers ließen der Kunst des Herrn Goethe Gerechtigkeit widerfahren, und riefen nur eine Wahrheit etwas laut aus, die Herr Goethe selbst nicht verkennet, und die man bei dem Geräusche, welches sein Werk machte, vergessen konnte. Einen solchen Gegner würde ich für meinen besten Freund gehalten, und die Leiden und Freuden als einen Beifall für mein täuschendes Kunstwerk aufgenommen haben . . . . . Und siehe da! man nimmt es im Ernst übel!

*) Der Kupferstich vor dem XXIII. Bande der Allg. D. Bibliothek ist gemeint. Doch ist dieser noch ähnlicher als der vor der neuen Ausgabe der Phantasien. Herr Gottlob hat den trefflichen Möser verschönern wollen, hatte ihn so roth und weiß gemacht, hatte jede bedeutungsvolle Runzel und Ecke abgestrichen, hatte ihn so rund und unbedeutend gemalt, daß von Möser nichts im Bilde war. Der Kupferstecher machte das Gesicht auch fein rund und flach.

N.

Das verlangte Ding erfolgt hiebei*). Wenn der Herr Miniſter ſich etwas Neues dabei vorſtellt, ſo irret er ſich. Dieſes iſt noch in der Arbeit, und kömmt — nie zu Stande.

Eine ordentliche Antwort auf alles Uebrige bleibe ich noch ſchuldig; ita testor.

13.

Osnabrück, den 20. Juni 1776.

Es hat mich recht gefreuet, daß Ew. ſich noch vorm Tode bekehrt, und im dritten Theile des Nothankers das Aergerniß weggenommen haben, worüber alle Rechtgläubige ſo ſehr aufgebracht waren. So fällt man in der Welt, wie im Roman, zuletzt den Orthodoxen in die Hände. Ein paar Epiſoden mehr hätten das Werk noch wohl ein Bischen verlängern können; aber es ſcheint, die Braut war endlich des Tanzens müde, und wollte nun auch einmal — ausruhen.

Was ſagen Sie aber dazu, daß die Altonaer Zeitung den Martin Dickius, bei welchem ich wider meinen Willen die Gevatterſtelle habe übernehmen müſſen**), dem ehrlichen Sebaldus zum Compagnon gegeben hat? Hier müßte man wohl ausrufen: Quo, quo, scelesti?

Einen dritten Theil zu den Phantaſien kann ich Ihnen

---

*) Vermuthlich ein Aufſatz über die Concursproceſſe, der hernach im III. Bande der Phantaſien gedruckt ward. Der damalige Juſtizminiſter und nachherige Großkanzler, Herr von Fürſt, der gehört hatte, daß Möſer etwas darüber geſchrieben habe, erſuchte mich, es ihm zu verſchaffen. N.

**) Dies Buch war Möſern zugeeignet, aber ohne deſſen Wiſſen und Willen, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Zueignungsſchrift ſagt. N.

noch zur Zeit nicht liefern; vielleicht geschieht es übers Jahr, wenn ich meinem allmälig vertrocknenden Humor noch so viel entreißen kann. Aufsätze dieser Art erfordern ihren eignen Augenblick; fehlt dieser, so wird Alles steif und lahm, und man wird Pédagogue ohne Beruf.

Wenn Sie den ersten Theil wieder auflegen wollen, so wünschte ich, daß die Westphalismen, deren man mich vermuthlich beschuldigen wird, ausgemärzt werden könnten. Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Compendium der schönen Wissenschaften gelesen habe, und in denselben nur so ein Bischen naturalisire, wie die ausgelernten Fechter sprechen, so besorge ich immer, von dieser Seite den Rechtschreibern anstößig zu sein.

Eine Stelle, welche die Eroberung von Lissaben durch die Hanseatische Compagnie erzählt, habe ich ganz weggestrichen. Zu derselben hatte mich Herr Willebrand in seiner Hanseatischen Chronik verführt, und ich hütete mich nicht davor, daß der Herr Verfasser das, was er S. 9 davon erzählt, in einer Anmerkung hinter der Vorrede p. I zurückgenommen oder bezweifelt hat. Allenfalls müßte eine Note:

S. Willebrands hanſiſche Chronik, S. 9, jedoch vergleichen mit der Anzeige irriger Stellen, S. I.

darunter gesetzt werden, damit mich nicht ein Criticaster deßfalls einer Uebereilung beschuldige.

Ich bin, wie der weise Junker, hasta la muerte . . .

N. S. Ein alter musikalischer Junker, der vor zwanzig Jahren seinen Organistendienst aufgeben mußte, weil er nicht orthodox war, und sich seitdem vom Klaviermachen ernährt, plagt mich, die Anschlüsse beizufügen.

14.

Osnabrück, den 1. Juli 1776.

Ew. werden mein Schreiben vom 20. Juni vermuthlich erhalten haben; ich beziehe mich also darauf, und versichere nochmals, daß zu einem dritten Theile kein Vorrath sei. Wenn ich es aufs Genaueste zähle, so sind etwa zwanzig Stücke vorhanden, die ich entweder dem ersten Theile, der doch etwas schwächer ist als der andere, hinzufügen könnte, oder etwa in der Zeit eines Jahres so vermehren müßte, daß daraus ein Band erwachsen könnte. Das letztere hängt von günstigen Augenblicken ab, die sich nicht erzwingen lassen; und wenn Sie wüßten, in wie vielen Küchen ich unter einander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat maitre Jacques *) ist, so würden Sie nichts mehr von mir fordern.

Meiner Einleitung zur Osnabrückschen Geschichte würde ich lieber einige Zeit schenken. Ich habe von Anfang die Absicht gehabt, solche blos als Manuscript abdrucken zu lassen, und das Urtheil würdiger Männer darüber einzuholen, sodann aber erst eine förmliche Ausgabe davon zu zu geben. Da ich aber zweihundert Exemplare davon abziehen lassen, so ist sie weiter gekommen, als ich anfangs wünschte, und nun dermaßen rar, daß letzthin 12 Commissionen auf ein Exemplar, das sich in der Richterschen Buchhandlung in Hannover, welche distrahirt ward, gefunden hatte, eingelaufen sind. Dieses liegt mir am Herzen, und ich möchte gern vor meinem Ende das Angefangene zu Stande bringen, zumal da der Bischof mit der Zeit von der Verfassung des Landes, welches er regieren soll, unterrichtet wer-

*) Anspielung auf den Maitre Jacques beim Moliere (im Avare), der Koch und Kutscher zugleich war. N.

den muß. Dieſes hält mich vom Phantaſiren zurück, und beläſtet die freudige Einbildung zu ſehr, um ſich nach ihrem Muthwillen zu beſchäftigen. Haben Sie doch ſelbſt Ihren Nothanker im dritten Akt zur Ruhe gebracht, da er doch gar wohl bis zum fünften hätte figuriren können.

Leben Sie wohl!

15.

Nicolai an Möſer.

Leipzig, den 15. Oktober 1776.

Geſtern erhalte ich Ew. Schreiben mit dem corrigirten erſten Theile Ihrer Phantaſien. Ich erſehe daraus, daß Sie zu dem dritten Theile nur etwa zwanzig Stücke vorräthig haben. Ich will Sie auch nicht übereilen; vielmehr will ich Ihnen der glücklichen Augenblicke, die zu Phantaſien nöthig ſind, recht viele wünſchen.

Indeß will ich auch lieber den neuen Abdruck des erſten Theils laſſen, bis auch der dritte fertig werden kann; denn ich wollte die neue Ausgabe zuſammen drucken, und nur von der alten die Theile einzeln geben.

Ich wollte deßhalb nicht gern (nach Ihrem Vorſchlage) die vorräthigen Stücke der neuen Auflage des erſten Theils beifügen, weil ſonſt die Beſitzer des erſten Theils dieſe Vermehrung entweder nicht haben würden, oder denſelben noch einmal kaufen müßten. Ich halte alſo am beſten, dieſe Vermehrungen zu einem dritten Theile aufzubehalten. Wenn Sie die Osnabrückſchen Nachrichten recht durchſehen, ſo wird ſich vielleicht noch Manches finden, das eines neuen Abdrucks würdig iſt. Sie hätten im zweiten Theile auch

an die allerliebste Erzählung: das Herkommen, nicht gedacht, wenn ich Sie daran nicht erinnert hätte. Rechnen Sie nur darauf, daß Ihre Aufsätze deßhalb nicht uninteressant werden, weil sie local für Osnabrück sind. Die Art, wie Sie diese localen Objecte behandeln, macht sie interessant für Jedermann.

Ich glaube, es wird nützlich sein, bei dem dritten Theile ein Sachregister über das ganze Werk zu machen. Die Mannigfaltigkeit der Materien erfordert es. Wissen Sie etwa Jemand, dem Sie es aufzutragen für gut fänden, so könnte es vielleicht vom ersten und zweiten Theile mit Muße gemacht werden. Denn die neue Edition soll ungefähr Seite auf Seite kommen, nur sauberer gedruckt und ausgeziert erscheinen.

Dazu soll denn auch Ihr Bildniß umgestochen werden. Hier findet sich aber eine Schwierigkeit. Die guten Kupferstecher finden das Bild zu hart gemalt, und glauben nicht, daß sie danach etwas Gutes machen könnten. Nun wäre die Frage: ob wohl noch ein besseres Gemälde vorhanden wäre, und wenn dies nicht: ob etwa noch eine Zeichnung nach der Natur gemacht werden könnte? Ich überlasse Ihnen, ob es nicht malerischer aussehen würde, sich in einer Mütze zeichnen zu lassen — in dem Augenblicke, in welchem Ihnen etwa die Phantasie von der Spinnstube oder von der allerliebsten Braut gekommen ist. — Denn ich meine, zu solchen Phantasien muß man recht gemächlich sein, ohne eine wohlfrisirte Perücke aufzusetzen. Ich bitte mir hierüber Ihre Antwort auch aus.

Die Hoffnung, Ihre Osnabrücksche Geschichte vollendet zu sehen, ist mir äußerst angenehm. Es ist schwerlich so leicht ein anderes historisches Buch zu finden, das dem Kenner und dem Liebhaber gleich interessant ist.

Ich sende Ihnen hiebei einen Almanach von Volksliedern, von welchem die Vorrede von mir, die Lieder

aber alle ächte Handwerksburschen- und Pöbellieder sind. Meine Absicht ist, unsern seinwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben. Könnten Sie mir dazu einige aus den osnabrückschen und andern westphälischen Gegenden schaffen? Ich dächte, es müßte da schöne Spinnstubenlieder geben. —

16.

(Erhalten den 9. Juni 1771.)

Ihre beiden letztern Briefe habe ich unbeantwortet gelassen, weil ich es mit guten Freunden so genau nicht nehme, und zu Ihnen das Vertrauen hege, daß ich Sie auch wohl in der Nachtmütze, die Sie mir in effigie aufsetzen wollen, empfangen dürfte. Jetzt aber, da sich unsre Kaufleute, welche nach Leipzig wollen, bei mir melden, mag ich Ihnen ferner nicht verhalten, daß wir hier keinen Maler besitzen, von dem ich mich zur Schau stellen lassen dürfte. Der vorige *) war ein Michel Angelo della Scopa, und der künftige wird gewiß nicht di Buonarota sein. Also werden Sie die Hoffnung, mich in atto di Fantasia zu sehen, fahren lassen müssen; es wäre denn, daß ein gewisser Maler in Leipzig **), dessen Namen mir entfallen ist, und der sich bereits seit einem Jahre verbindlich gemacht hat, hier 20 Bildnisse für 500 Rthlr., die ihm auch

*) Nämlich der das Bildniß malte, das vor der A. D. Bibliothek steht. N.

**) Der verstorbene Herr Gottlob. N.

verſichert ſind, zu malen, ſeinem Verſprechen nachkommen ſollte.

Einen dritten Band meiner Phantaſien kann ich nicht weiter verſprechen. Was ich jetzt mache, gefällt mir nicht, und es iſt beſſer, ich höre auf zu ſchreiben, ehe Andre aufhören zu leſen.

Weſtphäliſche Volkslieder habe ich einige geſammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodien zu notiren, und ich wußte auch nicht, ob Sie bei Ihrem Vorſatze beharreten. Sie ſollen aber erfolgen, wenn Sie es verlangen. Die Idee des neuen Almanachs war vortrefflich; ich ärgere mich immer über die Critiker, die blos nach der Scheibe ſchießen, da ſie, um ihre Accurateſſe zu bezeugen, zugleich einen Haſen erhaſchen könnten. In dieſem Stücke ſind Sie ein dreifacher Meiſter.

Vale, qui valere dignus es!

Geſchrieben auf der Hand vor'm Kamin, Nachts um 1 Uhr. Wer's leſen kann, iſt nicht blind!

17.

Osnabrück, den 9. Juli 1771.

Es hängt lediglich von Ihnen ab, wie Sie es mit der neuen Ausgabe meiner Phantaſien halten wollen; der mehrſte Vortheil mag hier entſcheiden, und nicht meine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit, die ſich, Gott ſei Dank! ſo ziemlich bändigen läßt. Der Maler von Leipzig, ich glaube daß er Gottlieb oder Gottlob heißt, iſt bereits ſei drei Monaten hier auf einem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Anfangs wollte er um aller Welt willen nicht nach Weſtphalen; und nun gefällt ihm ſein erſter Aufenthalt ſo wohl, daß er nicht

weiter kommen kann. Zwölf Bildniſſe, worunter das meinige mit iſt, hat er für 300 Rthlr. übernommen; dabei hat er die freie Bewirthung ꝛc. Ich hoffe, er wird doch gegen den Winter wieder abreiſen wollen, und auf dieſen Fall kann ich mein Bildniß verſprechen.

Den Reſt der Phantaſien ſollen Sie nebſt dem revidirten zweiten Theile auf Michaelis haben. Eine beſſere Ordnung nach den Materien wäre freilich gut; aber wer ſoll ſie machen? Und verführt es nicht noch Manchen, ein ernſthaftes Stück mit anzuſehen, wenn es ſo zwiſchen den luſtigen ſteht? Unſere katholiſchen Prieſter leſen die halbe Meſſe vor, und die halbe nach der Predigt, damit der Chriſt, der eine ganze Meſſe hören muß, die Predigt auch mit hören müſſe. Denken Sie ſelbſt: ein ganzer Theil von lauter politiſchen Räſonnements, die nicht aufhören und zuweilen nur Einen Gedanken wiederholen!

Ein Regiſter wäre auch gut; dieſes würde ich aber ſelbſt machen müſſen, wenn es ſo recht gerathen ſollte; und das koſtete wieder Zeit und Mühe . . . Der Codex Fridericianus hat auch kein Regiſter. Vielleicht bedenke ich mich doch noch wohl.

Die Volkslieder kommen hiebei; ſie gefallen mir aber auf dem Papier ſo nicht, als wenn Meiſter Seuberlich ſie ſelbſt ſingt. Nun! was nicht gefällt, kann wegbleiben *).

Mit meiner Osnabrückſchen Geſchichte bin ich verlegen; ich glaube nicht, daß ich etwas zu Stande bringe, wenn ich es nicht wie vorher mache, und ſie bogenweiſe dem Druck überliefere. So wird dann ein Bogen nach dem andern fertig, und ich ſtehle mir meine eigene Arbeit ab. — Ich ſtehe bei der hieſigen Regierung, die mit zweien fremden Geheimen Räthen aus Sachſen und Heſſen beſetzt iſt, mut-

*) Die plattdeutſchen Lieder im zweiten Theile des Almanachs ſind von Moſer mitgetheilt

terſeele allein, habe alſo alle Reſolutiones anzugeben und zu entwerfen, die ſich monatlich über 50 belaufen; und das nimmt mir einen Haufen Zeit weg, ohne was ich in meinen andern Departements thun muß. Doch iſt es ein Glück für mich, daß ich mich meinen Favoritarbeiten nicht überlaſſen kann. Bei jenen behalte ich Hunger und Durſt; aber bei dieſen würde ich mich in weniger Zeit um meine Geſundheit ſchreiben. So ſpricht wenigſtens meine Frau; und ſie hat zuweilen Recht. Die Ihrige wird vermuthlich auch ſo ſprechen, da Sie alle Verbindungen mit dem Publicum aufopfern wollen. Was gelobt man nicht in der Angſt? Die Stunde wird aber auch wieder kommen, wo Sie einen glücklichen Einfall haben werden, und ihn ohne einen und andern Freund nicht genießen können. Und dann werden auch wohl mehrere dazu gebeten, bis endlich der Verleger die ganze Welt invitirt. Das erwarte ich gewiß; und bin auch dafür mit der vollkommenſten Hochachtung Ew. gehorſamſter Diener.

18.

Oſnabrück, den 14. Sept. 1771.

Hiebei überſende ich Ihnen, wertheſter Herr und Freund, den Reſt meiner Phantaſien, und überlaſſe es Ihrer Wahl, was Sie damit machen wollen. Man wird endlich ſteif und alt; und mich däucht oft, die Munterkeit, wodurch ich meine Vorſtellungen zu heben ſuche, ſei nicht mehr ſo wahr als vordem; es ſei heiße Liebe in dem Munde eines Greiſes. Jedoch nehme ich mich ſo viel möglich in Acht, von Sachen zu ſchreiben, deren Wahrheit und Nutzbarkeit ich nicht lebhaft empfinde, um auf dieſe Weiſe meine Armuth

nicht zu verrathen. So machen es kluge Koketten; und wohl dem, der ein leicht thränendes Auge zum Ausdrucke der Freundschaft gebrauchen kann, um auch seine natürlichen Schwachheiten zu nutzen!

Mein Bildniß hat Herr Gottlob mit auf Leipzig genommen. Er wünschte, daß es dort gestochen werden möchte, von Herrn Geyfern. Ich überlasse dieses Ihrem Gutbefinden.

Hrn. Ursinus hätte ich billig das hier anliegende Blatt *) mit übersenden sollen, worin ich des Minneliedes gedacht, was uns Westphälingern gehört, und bitte, es demselben mit meiner ergebensten Empfehlung gelegentlich zuzustellen. Leben Sie wohl!

19.

Osnabrück, den 21. Januar 1778.

Die mir zugesandten Bücher sind mit einander richtig eingetroffen, und mit diesen noch die ersten Bogen von der neuen Auflage meiner Phantasien, die ihr Glück noch besser in der Welt machen, als ich ihnen zugetrauet hätte. Erhebliche Druckfehler habe ich darin nicht bemerkt, außer daß im dritten Theile Seite 20. Zeile 9. anstatt Arabelle von Ihnen, entweder Arabelle von *** Ihnen geschrieben, oder das von ganz wegbleiben muß.

Von der Recension in der A. D. B. **) sage ich nichts,

*) Mösers zwei Briefe an Herrn B. A. Ursinus stehen in dieser Sammlung. Das hier erwähnte Blatt ist nachher gedruckt worden in den Patriotischen Phantasien. III. Theil. Nr. 55.

N.

**) Allg. Deutsche Bibliothek, XXXIII, 1. S. 3

weil sie zu viel Gutes von mir sagt; und der Herr Recensent hat mir in dem einzigen Stück wahre Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich eine gute Erinnerung mit Dank annehme. Diese bewegt mich aber doch, eine Erinnerung an das Publicum zu machen, welche ich hiebei schließe, und welche zur Vorrede vor dem dritten Theil dienen kann.

Ich möchte nicht gern in dem Verdacht sein, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Localgründe haben mich dazu genöthigt; und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sei Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht, und Manches durchgesetzt, was Andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasien könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen, oder durch die danach gemachten Einrichtungen erläutern; aber dieses würde zu weitläuftig geworden sein. Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Collegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der Localleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Collegien vortrug, meine Meinung in's Publicum schrieb. Hiezu gehört eine eigene Behutsamkeit; und hieran hat der Herr Recensent nicht gedacht. Zur Stelle wußte man meine wahre Meinung recht gut; und Diejenigen, die ich zum Besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meinte.

Sollte der dritte Theil nicht stark genug werden, so lege ich noch einige Stücke zur Ausfüllung bei, insofern sie Ihnen dazu gut genug scheinen. Sonst können Sie solche nur unter die Bank werfen.

Von der mir gegebenen Erlaubniß, noch mehrere Bücher fordern zu mögen, werde ich ein andermal Gebrauch machen. Melden Sie mir aber, wie weit ich nach dem gewöhnlichen Curse gehen darf. Geizig bin ich nicht; auch sind die Phantasien wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, um damit Geld zu verdienen. Aber die Beruhigung, daß ich nichts schuldig bin, gehört mit zu meinem Vergnügen. Verfahren Sie hier wie ein Engländer, der seinem Freunde keine Guinee borgt, ohne einen Wechsel auf Summe und Zeit von ihm zu nehmen, und dieses mit dem Nationalzusatze: Business will be done in a regular way.

Man sagt hier, Sie wären der Verfasser von dem Lustspiele Lavater*); ich habe es noch nicht gelesen. Wo ist denn der Volksalmanach geblieben? Leben Sie wohl!

20.

Osnabrück, den 16. August 1778.

Werthgeschätzter Freund! Es ist zu seiner Zeit Alles richtig eingegangen, was Sie mir zugeschickt haben, und die Hoffnung, die ich hatte, Ihnen etwas Gewissers wegen meiner Osnabrückschen Geschichte zu melden, hat meine Antwort, wie eine Danksagung für alle Beweise Ihrer Freundschaft, aufgehalten. Jetzt aber, da mir mein Arzt das Arbeiten verboten, weil ich mich bei der Hitze etwas zu sehr übernommen hatte, kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß diesen Winter noch nichts daraus werden kann. Sie sehen aus dem Anschlusse, daß ich wirklich mit der

*) Ich habe ein Lustspiel unter diesem Titel, so viel ich mich erinnern kann, nie gesehen. N.

Fortsetzung beschäftigt bin, und, um den Druckfehlern so viel möglich vorzubeugen, solche als Manuscript erst abdrucken lasse. Es sind also nicht ganz leere Hoffnungen, die ich gebe; und da ich mit den mir angebotenen Bedingungen vollkommen zufrieden bin, so wird nichts als der Mangel an Gesundheit mich abhalten, den ersten Versuch, wovon ich hier, weil ich mir au pied de la lettre meine Arbeit stehlen muß, nur 200 Exemplare auf meine Kosten abdrucken lassen, mit einer Fortsetzung bis auf den Untergang des Großherzogthums Sachsen unter Heinrich dem Löwen von neuem auflegen zu lassen. Allein ob demnächst noch weiter etwas erfolgen werde, dieses kann ich auf dem Faulbette, worauf ich dieses schreibe, nicht versichern, und noch weniger versprechen. Gegen die nächste Messe will ich Ihnen bestimmter schreiben.

Zu Pyrmont, wohin ich, um mich zu zerstreuen, eine Ausflucht unternommen, habe ich die beiden Herren von Stosch aus Berlin kennen lernen *), die mir mehr als alle unsere Genies gefallen haben. So ein Paar Männer möchte ich hier haben, und ich wollte gern auf alle übrigen Verzicht thun.

Ist der Herr Nicolai **), dessen Gedichte Sie mir überschickt haben, ein Verwandter von Ihnen? Seine Sachen haben mir überaus wohl gefallen. Man sieht doch endlich einmal wieder wahre schöne Empfindungen und einen gesunden dichterischen Ausdruck. Eine ganze Weile habe ich

*) Es war der Königliche Leibarzt Herr G. A. Muzell, und dessen Bruder Herr Muzell-Stosch, der Freund Winckelmanns (dessen Briefe an ihn zu Berlin 1781, 8. gedruckt worden). Der letzte hatte von seiner Mutter Bruder, dem berühmten Herrn von Stosch in Florenz, der ihn zum Erben einsetzte, den Namen Stosch angenommen. N.

**) Der jetzige Russ. Kaiserl. Staatsrath, Hr. von Nicolai N.

mich ſonſt über meinen eigenen Geſchmack geärgert, der dasjenige nicht ſchön finden wollte, was Jedermann doch ſo laut lobte. Ich fing an zu reimen, als Günther unſer Held war, und glaubte, ich wäre in der Wiege verdorben. Aber die Gedichte des Herrn Nicolai haben mich wieder beruhigt.

Meiſter Seuberlich wird ſich nun auch wohl empfehlen, wenn er nicht noch einige erhebliche Entdeckungen macht. Aber können Sie alt werden, ohne zu ſchreiben? Mich dünkt, das Schreiben iſt eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt, und nicht eher nachläßt, als bis man ſtirbt. Es geht damit wie mit den Weibern; im Alter hat man ſie am nöthigſten, und oft noch am liebſten, wenn einen Alles verläßt, und ein gutes Weib unſre Plagen theilt. — Die Meinige bringt mir eins vom Beſten, und will nun auch, daß ich nicht mehr ſchreiben ſoll. Alſo leben Sie wohl!

21.

Osnabrück, den 14. December 1778.

Die Beſchreibung von Berlin hat Ihnen, liebſter Freund, gewiß mehr Stunden gekoſtet, als der Leſer, der ſie in ſeinem Lehnſtuhle lieſet, zählen und glauben wird; und ich danke Ihnen von Herzen für das mir zugeſchickte Exemplar.

Die Fortſetzung meiner (Osnabrückſchen) Geſchichte erfolgt hiebei, zu Ihrer Erbauung; aber noch nicht zum Druck. Ich habe ſowohl in dieſen Bogen als in der vorhergehenden Ausgabe noch Verſchiedenes zu ändern. Beſonders habe ich noch hie und da zu ſehr anticipirt. Wir Autoren ſind zu eilig, und befürchten Dasjenige zu verlieren, was wir nicht gleich ganz heiß auftiſchen.

Am meiſten befürchte ich, daß Manches, was zu ver-

altet ist, und doch zur Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienstmannschaft; und doch giebt mir dieses allein den mächtigen, und für eine kleine Landesgeschichte nur gar zu mächtigen Faden. Ich kann mir aber nicht helfen; mit der moralischen Schnur ist es Kinderei in der Geschichte; und alle reißen ab, außer jenem nicht.

Einigermaßen beruhigt mich das Schauspiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutschland erlitten hat, Jedem lebendig vormalt. Hier machen die dreizehn Provinzen den Heerbann, und die regulaire Armee die Dienstmannschaft aus. Letztere ist, wenn auch der ganze Heerbann, worunter sie doch alio respectu mit gehört, aufgeboten wird, von dem gemeinen Aufgebot entschuldigt, ungeachtet sie für Löhnung dient, und jener auf eigene Kosten marschirt. Währet der Krieg noch einige Jahre, so vermehrt sich immer die Zahl der Regulairen, die übrigens zu Hause Landwirthe wie Andre sind; und die Uebrigen sinken unter der Last der Löhnung, so wie unter der Verachtung, weil man sie, ihrer Unbrauchbarkeit wegen, nicht aufbietet. Ihre besten Leute werden Officiere, und ziehen den respectum militarem ihrem respectui heribannali sive civico vor *).

Nun frage ich Sie, ob Sie mich verstehen? und ob ich deutlich genug bin? Unser ganzes Steuer- und Fuhrwesen, Adel und Leibeigenthum, kurz Alles, was Freiheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt sich mit diesem einzigen Faden; und ich beschreibe blos die physicalische Geschichte einer politischen Verfassung. Jede Geschichte

*) Mir scheint diese Vergleichung äußerst treffend und einleuchtend. Fast eben so geht es jetzt in der französischen Revolution.
N.

muß die Naturgeſchichte des Originalcontracts einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn ſie jemals im eigentlichen Verſtande pragmatiſch ſein ſoll. Dieſes iſt das Reſultat von unzähligen Verſuchen, die ich in Gedanken darüber angeſtellt habe, und worüber ich mich in der Vorrede noch weiter erklären will.

Aber nun der Druck? Auf Oſtern kann ich mit Durchſehung desjenigen, was bis dahin abgedruckt iſt, füglich fertig werden. Aber gern hätte ich ſofort noch eine Periode, bis auf den Ausgang des Großherzogthums Sachſen, dabei. Dieſe wird Manches deutlicher als jetzt erkennen laſſen. Nur weiß ich nicht, ob ich damit zu Stande kommen werde. Im Kopfe iſt ſie richtig, aber auf dem Papiere kaum angefangen; und meine Kräfte nehmen ab, beſonders im Sommer; daher ich nicht gewiß ſagen kann, ob ich gegen Michaelis mit dieſer letzten Periode fertig werde. Zu dieſer Periode könnte ich einige auserleſene Urkunden mit anhängen, die bei der carolingiſchen abgehen, und höchſtens aus 10 oder 12 Stücken, ſo bereits gedruckt ſind, beſtehen. Doch auf Oſtern werde ich hievon ſicherer urtheilen können. Sie ſollen ſodann das Eine oder Andere haben, und ich werde auch dann ſchon weiter als jetzt ſehen können.

Meiſter Senberlich *) kann mit Recht aufhören; er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apoſtel Heiden; und die Narren, die ihm nachſchreien, haben ihm mehr zu danken, als ſie erkennen wollen. Wehe dem armen Geſchöpfe, deſſen Geſchmack ſich von ſolchen Windfedern leiten läßt!

Die Berliniſche Geſchichte **) bin ich noch nicht genau

*) Möſer meint den Almanach von Volksliedern. N.

**) Nämlich die hiſtoriſche Einleitung zu meiner Beſchreibung von Berlin. N.

durchgegangen. Die Schrift iſt mir in opere tam longo etwas zu fein. Vale!

Den 14. December 1778, da ich mein 59. Jahr antrat.

Einige andere Stücke von mir, ſo einigermaßen intereſſiren könnten, lege ich hier bei. Dem Herrn Miniſter von Fürſt hatte das Stück in den Phantaſien über den Concurspreceß im 3. Thl. S. 251. gefallen, und er wünſchte eine Erläuterung über den Aeußerpreceß. Dieſem Zwecke iſt das Stück Nr. 9 und 11 gewidmet *).

22.

Osnabrück, den 20. December 1778.

Vor 8 Tagen ſchrieb ich Ihnen, liebſter Freund, unter einem Umſchlage an Herrn Büſching, dem ich eben ein großes Packet zu ſchicken hatte; und gleich nachher fand ich das hiebei gehende Blatt auf meinem Tiſche, welches vermuthlich zu demjenigen gehört, was ich Ihnen von meiner Geſchichte überſandt habe.

Vor einiger Zeit habe ich ein Gutachten wegen der hieſigen Zehnten **) entworfen, und blos aus einer Induction aus einer Menge beigelegter hieſigen Urkunden gezeigt, daß keine Zehnten zu Anfange vom Felde gezogen, ſondern den Leuten zu einem leidlichen Preiſe gelaſſen worden; ſo daß durchaus die Regel für die urſprüngliche Ablöſung gefaſſet, und Keiner zum Zugzehnten gelaſſen werden müßte, als inſofern er davon im Beſitz geweſen zu ſein erweiſen

*) Abgedruckt im IV. Theile. Nr. 56. N.

**) Ein Auszug dieſes Gutachtens iſt im IV. Theile der Phantaſien gedruckt. N.

kann. Dieses, sage ich, habe ich aus einer bloßen Kette von Factis und Datis, worüber die Urkunden beigelegt sind, und zwar, wie ich mir schmeichele, dergestalt gezeigt, daß kein ehrlicher Mann daran weiter zweifeln kann, und selbst das Reichskammergericht, wohin jenes Gutachten in einer gewissen Sache geschickt ist, seine bisher hierunter angenommene Meinung ändern wird.

Vielleicht könnte diese Abhandlung, es sei nun, daß ich ihr die Gestalt eines Gutachtens lasse, oder dasselbe noch umschmelze, im Preußischen ihr Glück machen, wo man auch darauf bedacht ist, und wenigstens immer mehr Bedacht nehmen wird, den Zehntherren Ziel zu setzen. Und andere Länder, die ein starkes Militair haben, oder wo der Landesherr gern allein dasjenige ziehen möchte, was die Unterthanen abgeben können, werden es auch gern vernehmen, daß ein solches Principium außer allem weitern Zweifel gestellt sei.

Es käme also darauf an, ob Sie dasselbe in Verlag nehmen, und, falls ich es in der Gestalt eines Gutachtens ließe, einen dortigen geschickten Mann finden könnten, der eine Vorrede dazu schriebe. Denn wenn ich nicht die Zeit habe, es umzuschmelzen, so wollte ich es nicht selbst herausgeben, sondern herausgeben lassen. Es wird zusammen so viel als einen Band der Phantasien ausmachen, vier oder fünf Bogen Text, und das Uebrige Urkunden aus dem X., XI., XII. und XIII. Jahrhundert, die noch ungedruckt sind, und worauf ich mich in der Folge meiner Geschichte ohnehin beziehen muß.

Leben Sie wohl, und schenken Sie dem Publicum auch bald wieder etwas, wobei es sich erfreuen kann.

23.

Osnabrück, den 14. April 1779.

Da sich heute einige Kaufleute bei mir gemeldet, welche morgen nach Leipzig reisen wollen, so sende ich Ihnen hiebei etwas für einen Liebhaber, was in den Laden sonst nicht gekommen ist, und auch nicht darin kommen wird *).

Mit meiner Geschichte werde ich nach Ihrem Vorschlage verfahren. Wenn mich keine Krankheit abhält, so werde ich vor Ende des Jahres fertig.

Das Gutachten, wovon ich letzthin gemeldet, habe noch nicht wieder angesehen, weil ich zu eifrig auf das Andere bin. Requiescat usque dum.

Vale, qui valere dignus es!

24.

(Erhalten den 23. Juli 1779.)

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger würdiger Mann **), der unter einem vielleicht wenig glänzenden Kleide viele Talente in der Mathematik verbirgt, und darauf reiset, um etwas in der Baukunst und Mechanik zu erlernen, hat mich um eine Adresse an Sie gebeten, und ich theile diese ihm um so viel lieber mit, weil ich zum voraus weiß, daß er Ihnen nicht unangenehm

*) Die Deduction des Herkommens in Ansehung der Absteuer adelicher Töchter im Stifte Osnabrück, Folio. Die sehr interessante Vorrede ist nachher im IV. Bande der Phantasien abgedruckt worden. N.

**) Herr Hollenberg. N.

ſein wird. Er iſt in der Werkſtätte als ein Handwerker erzogen, und von Herrn Profeſſor Lichtenberg, wie derſelbe vor einigen Jahren hier war, als ein Autodidactus in der Algebra nach Göttingen zu gehen beredet worden. Da hat er ſich drei Jahre aufgehalten, und nicht allein den Unterricht, ſondern auch die Freundſchaft eines Käſtner genoſſen. Ich habe ihm hierauf einiges Reiſegeld von unſerm Biſchofe verſchafft, was er nun dort noch zu verzehren gedenkt, weil er glaubt, daß Berlin ein Ort ſei, wo für ihn noch Vieles zu ſehen ſein würde. Mehreres brauche ich Ihnen von ſeiner Abſicht nicht zu ſagen, und meine Freiheit werden Sie auf die gute Rechnung unſerer Freundſchaft ſetzen.

An meiner Geſchichte arbeite ich, ſo viel es nur meine Zeit erlaubt; und noch darf ich hoffen, mein Verſprechen zu erfüllen.

25.

Osnabrück, den 20 October 1779.

Wertheſter Freund! Unter dem Hakenpflug *) verſtehe ich einen ſolchen, der noch ungekünſtelt iſt, und von der erſten einfältigen Erfindung zeugt. Dieſen habe ich mir alſo vorgeſtellet, daß die Deutſchen, ehe ſie den Gebrauch des Eiſens gekannt, einen umgekehrten Aſt dazu genommen, als z. B.

*) Dies bezieht ſich auf das von Meſer ſelbſt angegebene Kupfer zum 1ſten Bande der Osnabrückiſchen Geſchichte. N

daß ein Mann den Ast in A gedrückt, und ein anderer vor B die Pferde gespannt. Hernach, wie das Eisen aufgekommen, hat man den Zapfen in C beschlagen, und zuletzt das Eisen, welches die Furche aufnimmt, hinzugesetzt. So scheint mir der Gang der Erfindung gewesen zu sein, und so verstehe ich unter einem Hakenpfluge jene erste Anlage. Eben so grub man in der ersten Periode mit hölzernen Spaden, beschlug sie in der zweiten und machte sie in der dritten ganz von Eisen. Hieraus wird Herr Weil meine Meinung leicht errathen.

Mit dem zweiten Theil meiner Geschichte bin ich ziemlich weit gekommen, so daß ich hoffen kann, ihn nach Weihnachten abzuschicken. Doch wünschte ich nicht, daß Sie ohne Ausnahme darauf rechneten, weil oft unverhergesehene Verhinderungen den besten Vorsatz vereiteln können.

Das Gutachten, wovon ich einmal geschrieben, muß noch beruhen, und ich werde mich gegen Ostern weiter darüber erklären.

Vale, qui valere digmus es!

26.

Osnabrück, den 23. Januar 1780.

Druck und Papier der neuen Auflage der Osnabrückschen Geschichte gefallen mir recht gut; aber vor Druckfehlern bin ich sehr besorgt, besonders da, wo die Worte äußerlich richtig zu sein scheinen. So steht z. B.

p. 10. l. 7. heimlich führen anstatt heimführen;

p. 14. l. 4. von unt.: Grundword oder Weidegeld, für Grund-, Word- oder Weidegeld;

welche einem Corrector, der auf die Sache, und nicht blos auf den Buchstaben sieht, billig nicht hätten entgehen sollen.

An andern Druckfehlern, die aber ein Jeder leicht verbessern kann, als p. 10. propinqui statt propinequi. p. 16. Ausmerker für Ausmärker — fehlt es auch nicht.

Ich werde diese Fehler, so wie ich die Bogen erhalte, bemerken *), um sie zu seiner Zeit hinten an drucken lassen zu können. — — —

So viel von meiner Geschichte. Ueber meine Phantasien erhalte ich die mehrsten Complimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen, besonders was den Leibeigenthum betrifft. Es scheint, daß Er ihn ganz umschaffen wolle.

Nun habe ich noch eine Bitte. Man ist bei der Regierung und bei der Landschaft hieselbst gewillet, eine Kanzlei oder ein Collegienhaus zu bauen; und ich möchte hierüber gern den Rath eines dortigen Baumeisters haben. Das Detail und die Bedürfnisse dieses Hauses finden sich in dem hiebei gehenden Pro Memoria. Es kömmt also nur darauf an, daß Sie einen geschickten Mann aussuchen, welcher den Riß ausführt **). Es ist mir sehr daran gelegen, denselben noch vor Ostern, und von einem Baumeister zu haben, der sich nennen darf.

Meine Freunde haben mich an meinem 60sten Geburtstage mit beikommender Medaille beehrt, die aber in der Ausführung verunglückt ist ***).

*) Ist nachher nicht erschehen N

**) Ich trug die Besorgung dem jetzt verstorbenen Herrn Bauinspector Manger in Potsdam auf, der die Risse einsendete N

***) Ein Abdruck derselben befindet sich auf dem innern Titel der Lebensbeschreibung, S. I. dieses Bandes A. d. H.

27.

Osnabrück, den 19. Februar 1780.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen wegen des Collegienhauses neue vergebliche Mühe verursachen muß. Der Mann, welcher den Situationsplan entworfen, hat sich ganz ungewöhnlicher Weise der Decimalruthen, die man sonst nur bei großen Landmessungen gebraucht, bedient.

Der Riß des Kanzlei- oder Collegienhauses ist nach hiesigen gemeinen Fußen, deren 16 auf eine Ruthe gehen, aufgetragen; und 10 Fuß auf dem Situationsplan sind jenen 16 gleich. In Berlin wird rheinländisches Maß üblich sein, nach welchem 12 Fuß eine Ruthe ausmachen. — Die hiesige Ruthe ist der calenbergischen bis etwa auf eine Linie gleich.

28.

Osnabrück, den 26. März 1780.

Wertheſter Freund! Zuerſt danke ich Ihnen für die gütige Beſorgung der mit heutiger Poſt eingelangten Riſſe, welche meiner Neugier zwar ſchon einen vergnügten Blick abgeleckt, ihre nähere Prüfung aber in einer Conferenz nach der Oſterwoche zu erwarten haben. Alsdann ſchreibe ich Ihnen weiter.

Hiernächſt empfangen Sie hiebei das Ende meiner Geſchichte, nebſt der Vorrede, daß alſo der zweite Theil völlig abgedruckt werden kann. Sollte auch hier ein Kupferſtich nöthig ſein, ſo würde derſelbe einen Ritter im Harniſch, und die Landbauern als Sclaven vorſtellen müſſen *).

*) Es war nicht Nicolai's Ernſt, daß dieſer Kupferſtich geſtochen werden ſollte, ſondern es war nur ſein Urtheil von der Veränderung des Landes in dieſer Periode. N.

An eine Fortsetzung derselben gedenke ich noch nicht, und ich habe mir vorgesetzt, diesen Sommer nichts für mich zu arbeiten. Ob's ausgehalten werden wird, steht dahin. Man hat im Alter sein Spielwerk so nöthig wie in der Jugend, und je früher man nachgiebt, deste eher sinkt man auch. Aber die historischen Arbeiten erfordern zu viel Nachschlagen und Nachlesen. Das Phantasiren aus dem Kopfe geht besser von der Hand, und man kann es auf dem Stuhle verrichten.

29.

(Erhalten in der Ostermesse 1790 zu Leipzig.)

Werthester Freund! Dem Herrn Manger bitte ich, falls meine Antwort auf die eingeschickten Risse sich in etwas verziehen sollte, nur gelegentlich zu eröffnen, daß dieselben allhier sehr vielen Beifall gefunden, aber erst zur Approbation nach England müßten, ehe und bevor ich ihm das Weitere melden könnte. Vale!

30.

Osmannstädt, den 29. April 1790.

Liebster Freund! Unter meinen längst verworfenen Papieren habe ich noch die hierbei gefundenen Bruchstücke von den Briefen unsers seligen Freundes *) aufgefunden; das

*) Abbt. Ich ersuchte Moses darum, als ich den 4ten und die folgenden Theile von Abbts vermischten Werken durch einen Freund herausgeben ließ.

Uebrige iſt Alles verwerfen und verloren. Doch mag kein großer Schade dabei ſein; denn ſo angreifend er war, ſo träge bin ich; und das giebt keine gute Correſpondenz, wenigſtens keine gelehrte. Ich ſchreibe meine Briefe mehrentheils im Stehen und auf der Hand, wenn ich von andern Arbeiten ſtumpf und ermüdet bin. Fremde erhalten, was ihnen gebühret, Freunde hingegen ſelten mehr als ein Vale; oder, wo ich mich über etwas herauslaſſe, mehrentheils eine halbentwickelte Idee; und das reizt ſie nicht; wie denn auch unſer ſel. Abbt ſchrieb, daß die Beſchleunigung meiner Antworten im umgekehrten Verhältniſſe mit meiner Freundſchaft ſtehe.

Ob Sie jene Bruchſtücke mit abdrucken laſſen wollen *), müſſen Sie ſelbſt wiſſen; die Ehre Ihres Freundes iſt bei Ihnen ſo gut wie bei mir verwahrt; und ich habe hie und da nur etwas ausgeſtrichen, was lebende Männer beleidigen könnte.

Das mir zugeſchickte Kupfer **) iſt wohl gerathen: ſo iſt auch der Corrector jetzt ziemlich aufmerkſam. Vale!

31.

Osnabrück, den 21. October 1780.

Wertheſter Freund! Gewiß habe ich oft genug an den Herrn Manger gedacht, und mich ſchon mehrmals darüber geärgert, daß elende Streitigkeiten der Dikaſterien, wovon

*) Sie ſind abgedruckt in Abbts vermiſchten Werken, VI. Th. S. 3 fg. N.

**) Zum 1ſten Bande der Osnabrückiſchen Geſchichte, von dem berühmten J. W. Meil N.

das eine nicht in dieſe und das andere nicht in jene Etage verſetzt ſein will, den Bau, wozu die Gelder bereits ausgeſetzt und ein großer Vorrath von Materialien angefahren iſt, wider alles Vermuthen aufhalten. Allein ich habe der Sache nicht ſo abhelfen können, wie ich gewünſcht, und muß die nächſte landtägliche Verſammlung, die jährlich nur einmal gehalten wird und den 8. Januar künftigen Jahres ihren Anfang nimmt, abwarten. Alsdann erſt können dieſe Streitigkeiten zwiſchen den Ständen gehoben, und die weitern Reſolutionen ausgefertiget werden. Bis dahin alſo muß ich Herrn M. bitten, mit mir Geduld zu haben.

An einen vierten Theil meiner Phantaſien kann ich höchſtens über's Jahr denken. Der Stücke, die ich ſeit dem dritten Theile geliefert habe, werden noch viel zu wenig ſein, und ich erinnere mich derjenigen, was Sie aus den Braunſchweigſchen Anzeigen*) anführen, nicht; doch kann es von mir ſein, weil ich Manches bei einem augenblicklichen Einfall ſchreibe, und, wann dieſer vorüber iſt, es ganz wieder vergeſſe. Es ging mir mit dem abgeſchafften Herkommen, was Ihren freundſchaftlichen Beifall hatte, eben ſo; ich hatte es für einen Freund, der ſich von mir ein Sujet zu einer komiſchen Oper ausgebeten hatte, und darüber geſtorben iſt, entworfen, und ver-

*) Ich fand den höchſt intereſſanten Aufſatz: „Ein kleiner Umſtand thut oft Vieles", der nachher in den Patriotiſchen Phantaſien, IVr Thl. abgedruckt worden, zufällig in Nr. 13 der Braunſchweigſchen Anzeigen von 1774, mit A. unterzeichnet. Dieſer Aufſatz fiel mir ſo auf, daß ich mich in Braunſchweig erkundigte, wer der ungenannte treffliche Kopf ſei, der dieſes Stück habe ſchreiben können? Da erfuhr ich denn, daß es aus den Oſnabrückſchen Anzeigen in die Mindenſchen, und von da in die Braunſchweigſchen ſeinen Weg gefunden hatte; und da war leicht zu ſchließen, daß Möſer der Verfaſſer ſei.

geſſen, daß ich es hatte nachher abdrucken laſſen. Ich habe noch eine Menge von Aufſätzen liegen, die ich bei guter Laune angefangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erſte Augenblick nicht wieder kommt; und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet.

Meine Osnabrückſche Geſchichte zieht mich zu ſehr an ſich; ich flicke noch immer an ihrer Fortſetzung, und die Zeit allein kann es entſcheiden, ob ich ſo weit damit kommen werde, daß noch ein Band voll wird. Die neue Auflage hat mir ſonſt in ihrer äußern Schönheit ſehr wohl gefallen; die Druckfehler ſind auch erträglich, und ich kann ſie beim dritten Theile anzeigen.

32.

(Erhalten den 14. Mai 1781.)

Liebſter Freund! Ich habe einen ſchlechten Winter gehabt, und darüber außer meiner Amtsarbeit wenig beſchicken können. Meine Freunde ſagen, es ſei Hypochondrie; und in dieſer Vorausſetzung bitte ich Sie, mir doch vor allen

Recherches sur la cause des affections hypochondriaques — par *Claude Revillon* — à Maçon, 8 Bogen, 8. 1779.

oder die Ueberſetzung davon, welche die Ettingerſche Buchhandlung in ihrer Zeitung vom 10. Januar 1781 verſprochen hat, zu ſchicken. Die Hypochondriſten wollen immer ihr Uebel geſchwind los ſein, und übereilen ſich insgemein.

33.

Osnabrück, den 9. October 1782.

Liebster Freund! Meine Gesundheit hat sich zwar nach gebrauchtem Meinberger Bade sehr gebessert, aber doch noch nicht so, daß ich neben meiner Berufsarbeit noch etwas nach meinem Wunsche vernehmen kann. Indeß, hoffe ich, wird die Winterkälte mich noch einmal zum rüstigen Manne machen, damit ich ein und Anderes, und wenigstens einen Theil meiner Geschichte vollenden kann.

Den zweiten Theil von Ihren Tempelherren habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen dafür den besten Dank. Jedoch ärgert es mich, daß Sie sich auf diese Art herumzanken müssen. Lieber hätte ich die darin enthaltenen Zusätze und Erläuterungen in einer andern Brühe genossen; indeß hätten Sie uns diese vielleicht gar nicht gegeben, wenn Herr H** nicht aufgetreten wäre.

Mehreres schreibe ich Ihnen heute nicht, da die Post abgeht, und ich zu lange gewartet habe. Leben Sie also wohl, und melden mir, ob Sie noch Ihre Reisebeschreibung herausgeben wollen. Gewisse Anstalten und Institute großer Herren, wovon man auch sagen kann: Multum est humanis in rebus inane, sind doch immer besser als Parforcejagden, und man schmeichelt einer solchen fürstlichen Marotte eher als einer andern Maitresse. Vale iterum!

34.

Osnabrück, den 20. Februar 1783.

Liebster Freund! Den hiebei gehenden Brief hätte ich Ihnen schon vor 6 Wochen schicken sollen. Aber wie es

denn so geht, wenn man nicht recht wohl ist — keine Lust zu schreiben hat — sich freut, sein Officium taliter qualiter thun zu können — so ein Brief bleibt wohl ein Weilchen auf'm Tisch liegen.

Nun will ich Ihnen noch sagen, daß ich den langen Winter so ziemlich überstanden, und alle Hoffnung habe, in diesem Frühjahr zu einer neuen Gesundheit zu gelangen. Meine Nervenkoliken, die mich seit zwei Jahren wenig haben schlafen, denken und genießen lassen, fangen an sich zu verlieren; und wenn diese fort sind, so denke ich noch etwas mehr als mechanische Amtsarbeiten unternehmen zu können, und noch einen Theil zu den Patriotischen Phantasien zu liefern. Aber die bösen Sammler raffen mir gleich Alles weg, was ich in das hiesige Intelligenzblatt vor Jahren geschrieben habe, und fragen mich blos, ob ich noch etwas hinzuzufügen oder zu verbessern habe; wo nicht, so würden sie drucken lassen, wie sie es hätten.

Ich hoffe, Sie befinden sich wohl, und haben nun Ihre Reisen bald geendigt. Ich denke diesen Sommer pro roborando sanitate auch eine zu unternehmen. Ob ich aber bis Berlin kommen werde, steht dahin.

Herrn Mendelssohns Jerusalem habe ich schon zweimal gelesen, und ich wüßte nicht, daß mir kürzlich ein Werk so wohl gefallen hätte als dieses. Aber seine Buchstabenmenschen*) hat er mir aus der Seele gestohlen; ich hatte auch eine lange Betrachtung darüber entworfen, und dachte sie einst mitzutheilen. Nun, fürchte ich, kommt sie zu spät, und wie der Senf nach der Mahlzeit. Leben Sie wohl, und bleiben mein Freund!

*) Man sehe die schöne Stelle in dem Jerusalem, S. 61 bis 63. N.

35.

Osnabrück, den 2. April 1785.

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger Maler, welcher auf die Academie nach Dresden geht, wird Ihnen, wenn Sie ihn sprechen, sagen können, daß ich mich jetzt mit jedem Tage bessere, und mit diesem Frühjahre meine völlige Gesundheit wieder zu erhalten hoffe. Aber Ihr Rath, den Sie mir einst gaben, die Theile des Unterleibes alle Morgen kalt zu waschen, taugt den T.... nicht. Ich hatte dieses zu der Zeit, wie Sie mir den Rath ertheilten, bereits zwölf Jahr gethan, und mich dem Anschein nach frisch und munter dabei befunden. Denn ich schrieb ihm die schöne Erfrischung, und was ich nebenher fühlte, andern Umständen zu. Allein zuletzt setzte ich ein Mißtrauen in das Kaltbaden, unterließ es, und habe nun drei Jahre zugebracht, um die Verengung und Versteifung der Gefäße des Unterleibes, welche das kalte Baden mit der Zeit gewirkt hatte, wiederum zu heben. Dabei könnte ich Ihnen jetzt unzählige Beispiele von Solchen, die kalt gebadet und sich dadurch um ihre Gesundheit gebracht haben, anführen, wenn es zu Ihrer Ueberzeugung nöthig sein sollte. Selbst der *** nebst zweien seiner Brüder sind dadurch unglücklich gemacht worden, da die andern Kinder, welche nicht kalt gebadet haben, so munter sind wie die Lerchen. Ich schreibe dieses, um Sie selbst davor zu warnen, wenn Sie sich auch dieser hereischen Curart bedient haben, und unbehaglich befinden. Es ist wahrlich eine Anglomanie, wenn wir deutschen Kartoffelfresser den fleischfressenden und mit starken Getränken genährten Engländern hierin nachahmen; und selbst dem Engländer, der sich den Kopf alle Morgen badet, bleibt der kleinste Schnupfen auf der Brust haften, weil er nicht über

den Kopf zur Nase kommen kann, indem die Haut auf dem Kopfe durch das kalte Wasser zu sehr abgehärtet ist. — Doch es ist Niemand geschwätziger als ein Reconvalescent.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und lassen Sie mich wissen, daß Sie sich wohl befinden.

36.

Osnabrück, den 17. December 1765.

Liebster Freund! Das Stück Nr. 49 *) ist völlig so geblieben, wie ich es 1746 entworfen, und mit dem Ministerialbefehle: „mich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten," zurück erhalten habe **). Sie werden sich davon leicht überzeugen, wenn Sie die Compagnons dazu in dem Versuche einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit nachschlagen. Ihnen ist es vermuthlich aufgefallen, weil man zu der Zeit in Deutschland noch wenig so schrieb. Allein ich hatte meine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht, meinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgelesen, und nach französischen Mustern gearbeitet; das machte mich in der Moral zu fein und fast spitzfindig. Nachher studirte ich nach Voltairen, und gab in seiner

*) Im IVten Bande der Phantasien. N.

**) Nämlich dieser Aufsatz hatte in einem Wochenblatte: Versuch eines Gemäldes der Sitten unserer Zeit, welches M. im J. 1746 zu Hannover herausgab, gedruckt werden sollen. Man sieht, wie engherzig damals die Gesinnungen in Hannover waren. Man sieht aber auch, welche Anlage zur trefflichen Schreibart M. schon damals hatte. Dieser verbotene Aufsatz ist besser als einer der im Wochenblatte abgedruckten. N.

Manier ein Schreiben über den Character Martin Luthers und ſeiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß ſeine Manier ihm allein wohl ſtand, und daß man ſeinen ganzen Geiſt haben müſſe, um ſich nach ihm zu bilden. Eine Zeitlang gefiel mir der Abbé Cover; und zuletzt zog mich Rouſſeau ganz an ſich. Daher kommt die Verſchiedenheit meines Stils. Harlekin iſt in dem gewöhnlichen Gerichtsſtil geſchrieben; und ein Franzoſe, der ihn in einem Brüſſeler Journale überſetzt, und den stile du barreau nicht verſtanden, hat ein ganz poſſirliches Ding daraus gemacht. Bei dem Allen bleibt Marivaux, ille meos habuit qui primus amores, mein alter Liebling, und ich ſchäme mich nicht, es zu bekennen, daß ich ihm Vieles zu danken habe. Das allgemeine Urtheil, was man insgemein von ihm fället, trifft ſeine Theaterſtücke, aber nicht ſeine beiden Romane, die in meinen Schuljahren in aller Dilettanten Händen waren. Jedoch iſt jetzt Rouſſeau der einzige unter den Franzoſen, qui spectatorem oblectat. So viel hievon!

Den guten Rath, mich der Kämpfſchen Klyſtire zu bedienen, befolge ich inſofern, daß ich mir Ruhe dadurch verſchaffe, wenn ich zu lange ſchlaflos bin *). Aber einen anhaltenden Gebrauch habe ich noch nicht davon gemacht, weil ich mir noch immer ſchmeichle, durch Hülfe der Natur zu geneſen. Das künftige Frühjahr ſoll hierüber entſcheiden; indem ſich meiner Meinung nach gegen dieſe Zeit

*) Ich laſſe dies und was folgt abdrucken, damit man meines Freundes eigentlichen Begriff von ſeinen Leibesbeſchwerden erkenne, weil davon auch ſchon etwas öffentlich erwähnt worden iſt (Berliniſche Monatsſchrift 1794, S. 489.). Vielleicht hätte ſein Leben verlängert werden können, wenn er auf dieſe ſinnreiche und vielleicht in gewiſſer Betrachtung nicht ganz unwahre Theorie nur nicht allzuviel gegeben hätte. Man ſehe auch den Brief Nr. 38., deſſen ſcherzhafte Dreiſtigkeit wohl kein Leſer verkennen wird. N.

jede Stockung in meinem Körper aufgelöset haben muß. Die Natur bedient sich hiezu, wie in allen Rheumatismen, des Weges der Abschwächung, und die Klystire stärken.

Mein Uebel besteht blos in einer Straffheit der Nerven, welche ich mir durch kaltes Baden zugezogen habe, die sich in den äußerlichen Theilen schon ganz verloren hat, und sich hoffentlich eben so nach und nach in den innerlichen verlieren wird. In dieser Absicht lasse ich alle Krämpfe ausdauern, und sehe solche als wohlthätige Bemühungen der Natur an, die zu dem großen Zwecke der Befreiung arbeiten.

Daß Sie künftiges Jahr nicht nach Pyrmont kommen wollen, hätten Sie nicht nöthig gehabt so früh zu sagen; so hätte ich doch wenigstens die Hoffnung noch eine Zeitlang behalten.

* * *

Unter Mösers Nachlasse fand sich über die Hypothese, wodurch er seine Unpäßlichkeit zu erklären suchte, Folgendes. Er hatte es vermuthlich zum Behufe einer eigenen Lebensbeschreibung aufgesetzt, in welcher er von sich in der dritten Person reden wollte.

„In seinem 50sten Jahre wählte er sich ein ganz neues „System zur Erhaltung seiner Gesundheit, welches vielleicht „einige Nachahmung verdient. Er war von Jugend auf „ein frischer, starker und gesunder Mann. Allein in sei„nem 30sten Jahre um Mitternacht, als er im eifrigsten „Schreiben war, dünkte es ihn, daß sich auf einmal eine „Menge von Blähungen, besonders im Rücken und in der „Brust, erhoben. Er wurde bald hierauf von einem Blut„speien übereilt, nachdem er drei Glas Bleichert getrun„ken und befand sich immer schwächlicher. Jedoch erhielt „er sich durch seine gute Diät, durch Brusttränke und eine

„dreijährige Enthaltung von Wein, Bier und allen hitzi„gen Sachen. Indeß behielt er doch immer etwas von „der Hypochondrie, ein Drücken oberhalb des Magens „und ein anscheinendes Fieber zu den Verdauungszeiten, „welche des Nachts mit einem kalten Schweiße und einer „anhaltenden Schlaflosigkeit nach Mitternacht begleitet wur„den. Dies währte unter allerhand Abwechselungen an „zwanzig Jahre fort. Er trank jährlich den Pyrmonter, „auch wohl den Selterser Brunnen, brauchte viel China „und Rhabarber; aber Alles ohne dauerhafte Wirkung."

„Endlich machte er folgenden Schluß: Die vermeint„lichen Fieber sind wohlthätige Bewegungen der Natur, „wodurch sie sich desjenigen bei sitzenden Gelehrten zu ent„ledigen denkt, was arbeitende Leute durch den Schweiß „verlieren; und der nächtliche Schweiß ist ein Zeichen, „daß die Haut bei Tage wenig ausdünstet, und nur als„dann etwas durchläßt, wann ihr Netz durch einen kur„zen Schlaf erschlaffet worden."

„Anstatt also diese Bewegungen oder die sogenannten „Echauffemens durch kühlende Mittel zu unterdrücken, „will ich sie vielmehr befördern; aber ich muß alle Ver„stopfungen der Haut und der innern Theile heben. — „Daher brauchte er erst im Frühjahr eine Dose von Löffel„blatt, welche ihm die Lunge merklich befreite; zugleich „rieb er sich mit einer Bürste von Ziegenhaar alle Mor„gen ganzen Körper, und trug des Tages ein Hemd von „Flanel."

„Jetzt fühlte er, daß alle Echauffemens wohlthätig „wurden; er vermehrte dreist die Bewegungen, die ihm „vorher, da die Lunge verschleimt, und die Haut zu fest „war, beschwerlich und schädlich gewesen wären; und „wie er sich so fühlte, aß und trank er etwas mehr, als „er vorher gethan. Merkte er eine Verstopfung, so ge„noß er des Mittags eine Bouteille guten Tokaier, oder

„eine Bouteille recht alten Rheinwein; und dieſe ſtärkte „den Magen ſo, daß des andern Morgens die Verſtopfung „aufhörte. Die laxirenden und purgirenden Mittel hielt „er bei geſundem Körper für ſchädlich, und glaubte, daß „eine Verſtopfung von der Ohnmacht des Magens und „des Eingeweides herrührte.“

„Bei dieſer Diät, wobei er zugleich das Aderlaſſen „ganz unterließ, ſtärkte ſich ſein Körper zuſehends. Da„bei befliß er ſich eines beſtändig guten Humors, ſang des „Morgens, wann er aufſtand, veränderte Wäſche und Klei„dung, wenn . . .“

Hier iſt der Aufſatz abgebrochen.

37.

Löwenberg, den 22. März 1786.

Theuerſter Freund! Endlich, und nach einem langen und beſchwerlichen Krankenzimmerleben bin ich wieder an die freie Luft gekommen. Aber noch bin ich nicht im Stande, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Alles zu ſagen, was ich Gutes und Dankbares für Sie empfinde *). Auch kann ich Ihnen auf Ihre Reiſebeſchreibung von Pyrmont **), die ich mit ſo vielem Vergnügen geleſen, nicht in dem Geiſte antworten, womit ich es zur andern Zeit thun werde. Sie haben ohnehin auf Ihrer ſilbernen Hoch-

---

*) Wir hatten mit Mösern und ſeiner vortrefflichen Tochter im Sommer 1785 die Curzeit in Pyrmont auf eine höchſt angenehme Art verbracht. N.

**) Dies bezieht ſich auf einen Brief von mir, der unſere Rückreiſe ſchilderte. N.

zeit *) so vielen Witz zu genießen gehabt, daß Ihnen eben nicht neu danach sein wird. Also nun zur Hauptsache. Ich habe zu dem vierten Bande meiner Phantasien was ich hatte und bekommen konnte gesammelt, und gedenke Ihnen etwa 14 Tage nach Ostern den ganzen Vorrath zuzuschicken. Dieses wird dann auch das letzte sein, was das Publikum in dieser Art von mir zu gewarten hat. Denn ich denke meine noch übrige Zeit blos der vaterländischen Geschichte zu widmen, die mir immer am Herzen liegt, und jetzt die Stelle der Andacht bei mir vertritt, wozu die Damen ihre Zuflucht nehmen sollen, wenn sie nicht mehr kokettiren können.

Der Brief von meiner Tochter hat schon 6 Wochen bei mir gelegen. Vale, qui valere dignus es! Datum Osnabr. XI. Cal. Aprilis MDCCLXXXVI.

38.

Osnabrück, den 22. Mai 1787.

Liebster Freund! Wenn ich keine Minute von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu Pyrmont verlieren soll **), so müssen Sie den 30. Jun. Abends um 10 Uhr bei der mit-

*) Am 12. Dec. 1785. Eine Gesellschaft auserlesener Freunde hatte diesen Tag mit einem Feste gefeiert, dessen ich mich noch mit Rührung erinnere. Es wurden von mehreren trefflichen Köpfen sehr schöne kleine Gedichte und Aufsätze bei dieser Gelegenheit gedruckt. N.

**) Ich pflegte seit 1783 meinem Freunde jährlich bei Zeiten zu melden, zu welcher Zeit ich nach Pyrmont kommen könnte, und zu fragen, ob und wann er käme, um mich so einzurichten, daß ich so wenig als möglich von seinem Umgange verlöre. N.

teilsten Treppe vor dem Niemeyerschen Hause sein; und dann fliege ich in Ihre Arme. Da ich weder den Brunnen zu trinken, noch das Bad zu gebrauchen denke, sondern blos darauf ausgehe, gute Freunde zu sehen, so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich ganz für Sie da sein werde. Mit meiner Gesundheit hat es sich dieses Jahr mächtig geändert, und ich denke in meinem hundertsten Jahre noch ein Buch darüber zu schreiben, daß die Krämpfe wohlthätige Bemühungen der Natur sind, um eine Stockung in den Nerven zu heben, daß man ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit weder durch kalte Bäder unterdrücken, noch durch Klystiere von ihrer Arbeit abziehen müsse, und daß Schlaflosigkeit und Schmerzen die natürlichen Begleiter jener großen Operation sind, die man ausdauern muß, um völlig zu genesen. Dabei werde ich eine Hypothese auskramen, die eine ganze Revolution in der Medicin veranlassen soll, und die darin besteht, daß eben eine solche Bewegung, wie der motus peristalticus in den Eingeweiden ist, in dem ganzen Nervensystem herrsche, gegen jede Stockung in demselben mit immer stärkern Kräften angehe, den verstockten Ort endlich zum Krampfen zwinge, und dadurch die Auflösung des Knotens bewirke. Dieses ist, nach meiner Erfahrung, so gewiß, als ungewiß es ist, ob ich jemals einen Arzt davon überzeugen werde. Aber daran werde ich mich nicht stoßen; genug, daß ich im hundertsten Jahre schreibe, und das Privilegium zu radotiren habe. Das Beste bei dem Allen ist, daß ich mich wirklich sehr gebessert habe; die Hypothese mag nun richtig sein oder nicht.

Ein herzliches Lebewohl, bis wir uns in Pyrmont sehen!

39.

Osnabrück, den 6. Juni 1787.

Liebster Freund! Der Tod meiner lieben Frau, welcher mich nach einem 41jährigen Ehestande betroffen hat, sollte mich beinahe abhalten, eine Reise nach Pyrmont vorzunehmen. Indeß, da alle meine Freunde wollen, daß ich das Trauerhaus verlassen soll, so will ich mich nicht widersetzen. Aber in Ansehung der Zeit sehe ich keine Aenderung zu machen *), weil gerade am 20. Jul. unser Bischof, der Herzog von York, zu uns kommt, und ich noch zur Zeit nicht einsehe, daß ich alsdann werde abwesend sein können. — —

Sehen Sie indessen zu, ob Sie nicht ein paar Tage auf künftige Rechnung anticipiren können. Ich werde einen jeden derselben als mir geschenkt annehmen.

40.

Osnabrück, den 17. April 1789.

Edler Herr und Freund! Am 4. Juli Abends um Glock 9 werde ich q. S. in Pyrmont sein; und das Vergnügen, Sie dort zu sehen, wird auf meine Gesundheit besser wirken als Bad und Brunnen, deren ich keins gebrauche. Da wir auch alsdann Zeit genug haben werden, mit einander zu plaudern, so sage ich Ihnen heute auch weiter nichts, als *ἔρρωσο*! zu deutsch Vale!

*) Ich hatte ihn gebeten, wo möglich, 8 Tage später zu kommen. N.

41.

Osnabrück, den 2. Mai 1789.

Liebſter Freund! Wenn ich auf das Vergnügen rechnen kann, Sie in Pyrmont zu ſehen, ſo werde ich allen Bedacht darauf nehmen, an 4 Wochen dort zu bleiben. Aber eilen Sie ſich auch, um unſer Vergnügen zu verlängern.

Ich habe vor einiger Zeit die Histoire secrete de la Cour de Berlin geleſen. Der gute Mirabeau iſt ſo ſehr in ſeinen eigenen Verſtand, ſeine Einſicht, ſeine Feinheit, ſeine Schlauigkeit und ſeine Eſpionage verliebt, daß er nicht geſehen hat, wie ihn der Deutſche unter einer phlegmatiſchen Miene eben ſo gut zum Beſten gehabt haben kann, als er Andere zu hinterſchleichen gewußt oder gemeint hat. Bei dem Allen iſt es doch auch eine entſetzliche Etourderie, die alle Herzen der Deutſchen gegen ſeine Landsleute verſchließen wird, eine ſolche Charakteriſtik ins Publikum zu ſchicken, und die Verläumdung der Großfürſtin von R. von einer Art, die ihm billig eine Züchtigung zuziehen ſollte. Plura coram. Vale amicorum optime!

42.

Osnabrück, den 22. März 1791.

Liebſter Freund! Ich denke, Sie leben noch, ob Sie gleich ſeit einiger Zeit wenig von ſich hören laſſen. Was mich anbelangen thut, ſo denke ich dieſes Jahr am 1. Juli in Pyrmont zu ſein, nicht um das Waſſer zu gebrauchen, ſondern meine guten Freunde zu ſehen, und einen Abend mit ihnen vergnügt zuzubringen. Ob Sie auch dahin kom-

men werden, iſt heute meine Frage, und mein Wunſch, daß Sie dieſe mit einem vernehmlichen Ja! beantworten mögen.

Der Frau Gemahlin bitte ich mich beſtens zu empfehlen, und was ich Ihnen ſonſt noch zu ſagen hätte, von mir in Pyrmont anzuhören.

43.

Osnabrück, den 6. April 1792.

— Mein Amtsjubiläum iſt, wie Sie in der Berliniſchen Monatsſchrift geleſen haben, ſehr feierlich begangen worden; und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß mich in den funfzig Jahren Vieles erfreuet, Wenig betrübt und Nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in ſehr beſondern Verhältniſſen ſtehe, indem ich Herrn und Ständen zugleich diene, für dieſe die Beſchwerden und für jene die darauf zu ertheilenden Reſolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für ſich hat? Am Ende iſt doch für Kläger und Beklagte der liebe Friede das Beſte; und zu dieſem Zwecke kann man wohl mehrern Herren zugleich dienen.

Nach Pyrmont denke ich dieſes Jahr am letzten Junius abzugehen, und mich drei Wochen dort aufzuhalten. Da mein ganzer Zweck bei dieſer Reiſe darin beſteht, noch einmal in meinem Leben einen alten Freund wieder zu ſehen und, wenn's Gott gefällt, mir auch wohl noch einen neuen zu erwerben, ſo würde es mir eine wahre Freude ſein, Sie dort zu treffen, und, da ich mich dort ſo ganz ungeſucht und unvermißt denke, nur für Sie und den Tag zu leben. Für allen hohen Genuß bin ich nicht mehr, und ziehe, wie billig, die Freundſchaft der Liebe vor. Meine

Tochter wird mich begleiten. Sie empfiehlt sich Ihrer Freundschaft ganz gewiß, ob ich sie gleich nicht darum gefragt habe, weil sie seit acht Tagen auf dem Lande bei der Frau von Mönster die Nachtigallen erwartet.

Ich bleibe damit hasta la muerte

der Ihrige.

44.

Osnabrück, den 29. Dec. 1792.

Liebster Freund! Um Verzeihung, daß ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Da ich voraussah, daß ich mit dem fünften Bande der Patriotischen Phantasien in diesem Jahre nicht fertig werden konnte, so kam ich erst auf's Verschieben; und hernach geht's denn so, wie es wohl zu gehen pflegt. Die Stücke in der Berlinischen Monatsschrift reichen bei weitem noch zu einem Bande nicht zu; und dann habe ich in dem Systeme, das ich darin wegen der Landaktien angelegt habe, noch eine und andere Ausfüllung zu machen, welche zur Kette der obigen gehört; wie ich denn noch heute an Herrn Biester einen kleinen Aufsatz schicke, der meiner Behauptung zu Statten kommt. — Aus dem mir zugesandten Wochenblatte *) wird wenig zu gebrauchen sein. Es ist zu viel gesuchter und verschwendeter Witz darin, und Mqnches, was damals noch glänzte, ist jetzt aus der Mode.

Da meine Gesundheit sich zu bessern anfängt, so rechne

---

*) Möser besaß selbst kein Exemplar des (bei dem 30sten Briefe gedachten) von ihm herausgegebenen Wochenblatts. Ich fand eines zufällig, und schickte es ihm. N.

ich noch etwas auf die Zukunft. Der Himmel erhalte Sie, liebſter Freund, auf gleiche Weiſe, und gönne mir auch dieſes Jahr das Vergnügen, Sie in Pyrment zu umarmen. Dieſes iſt mein Neujahrswunſch.

Was quälen uns die Emigrirten! Die armen, unglücklichen Leute!

II.

Vermiſchte Briefe, von und an Möſer.

I.

Möſer an ſeinen Bruder Zacharias.

Osnabr. ce 26. Juin 1751.

Mon cher frère

Qui auroit jamais cru que je Vous écrirois pour Tripolis? et que l'aventure Vous conduiroit de la Saxe en Barbarie? Vous, mon frère, qu'on attendoit en Westphalie avec la plus tendre impatience? Mais tel étant l'effet de Votre passion favorite, ou plutot la suite de Vos brillantes chimères, mon étonnement a cédé bientot à des réflexions plus sérieuses, qui roulèrent sur les moyens de Vous faire regagner le port. Je compris naturellement, que Vous n'aviez pas encore un mérite assez formé pour être utile aux intérêts de Mr. le Conseil, et qu'il devroit avoir bien de la complaisance pour

Vos foiblesses en cas qu'il voudroit se donner la peine de Vous former à son service. Toutefois je me dis à moi même: que fera-t-il, si son maitre l'abandonne? si mon frère est réduit encore une fois sur le pavé de Tripolis? Y trouvera-t-il les moyens pour s'en retourner et pour venir rejoindre une famille desolée, quand même le repentir lui en fournit le dessein? Je tremblois toutes les fois que j'y pensois, et je tremble au moment qu'il est, que Vous ne fassiez un pas, qui Vous entrajnera dans l'abime sans la moindre ressource. Enfin notre beau frère s'est chargé de la peine de Vous assurer au moins une honnête retraite, en cas qu'il ne plaisoit plus à Mr. le Consul de Vous garder auprès de sa personne. Ce n'est pas pour Vous attirer ici à force, qu'on prend ces mesures, mais uniquement dans le dessein de Vous préserver contre toute démarche ultérieure. Restez, s'il Vous plait; je sais qu'on ne devient habile homme qu'autant qu'on exécute un plan favori. Je sais que c'est le Votre d'aventurer un peu. Mais profitez-en pour Vous perfectionner, ou du moins pour Vous convaincre que l'aventure est une marâtre, qui n'a pas toujours soin de ses enfans. Surtout ne pensez pas à vouloir faire de l'or. Les honnêtes gens confondent l'alchymiste et le fourbe; et pour peu qu'on veut réflechir, il est aisé à comprendre, et même a priori, qu'il est du tout impossible de changer par le feu, qui a une force dilatante, des metaux grossiers en or, qui est le plus subtil et le plus pesant de tous. Comment donner à une masse, dont on ne sauroit rétrécir les pores par le feu, la pesanteur de l'or? Mais il ne vaut pas la peine de parler d'une sottise hors de la mode. Les siècles grossiers fournissoient un terrain assez reconnoissant à ces sots de métier, et c'est dans le siècle où nous sommes le caractère d'un petit esprit de vouloir songer encore à faire

de l'or. Tant de preuves manquées, tant d'habiles hommes dupés, la pauvreté des adeptes, dont la malicieuse politique affecte toujours un air de piété pour se sauver des reproches, qu'on pourroit leur faire sur leur triste figure, et enfin le triste exemple de ceux, qui ont traité cette brillante fourberie du dernier mépris, n'auront-ils pas de quoi Vous donner au moins un préjugé assez fort contre un art, qui n'a jamais, oui jamais enrichi son possesseur? Ah mon frère, abandonnez-le, et soyez persuadé, qu'en cas qu'il seroit possible de faire de l'or, il perdroit de son prix, et il faudroit chercher un autre metal de prix, pour le substituer au défaut de l'autre. Enfin, retournez, s'il vous plait; Vous n'avez rien à craindre. Vous serez toujours le bien venu; on a eu soin de déguiser à nos parens ce qu'il y avoit de reprochable dans Votre conduite. Et si Vous aimez mieux de rester, eh bien! soyez honnête, profitez de l'occasion pour apprendre des langues du pais, tachez de vous former quelques idées sur le commerce; voyez s'il n'y a rien de remarquable touchant l'antiquité dans cette Utica des anciens, des monnoies, des livres etc. Enfin, aimez moi et marquez nous plus de confiance, que Vous n'avez fait jusqu'ici. Adieu, mon cher frère.

Möser.

2.

Thomas Abbt an Mösers Gattin.

A la veille de mon départ, l'encre dans un grand verre, faute d'écritoire déjà empaqueté, au milieu de la désolation, qui règne dans ma chambre, et le coeur

presque déchiré, j'écris encore à ma chère Maman, pour lui dire, que malgré toutes les preuves de sa bonté pour le pauvre adoptif, reçues particulièrement pendant ma présence, je ne m'étois pourtant pas attendu à goûter l'unique plaisir d'être chéri d'elle au degré, dont me font foi ses lettres réitérées. Vous avez bien raison de dire, que mes parens en Westphalie sont plus que parens pour moi. Je ne désire à présent plus rien dans ce monde ci. La fortune s'est acquittée envers moi. Eloigné de ceux, qui m'ont donné la vie et bien plus que la vie, de l'éducation; séparé d'un petit nombre d'amis à Berlin, éloigné des uns sans espérance de passer mes jours auprès d'eux, séparé des autres sans pouvoir me flatter de les rejoindre; l'ambition, jadis le premier idole de mon coeur, amortie par les obstacles, que j'ai presque toujours rencontrés; la sotte vanité, qui m'a fait faire bien de folies, affaiblie par les dures leçons, qu'après coup elle m'a toujours faites recevoir: tous mes souhaits se sont bornés à me rendre cher à des personnes dignes d'estime et à les intéresser pour moi au point, que par les témoignages, qu'elles m'en donneroient, je me sentirois frère, ami, fils et — presque dans le même moment, confondant ainsi dans le doux trouble de sensations agréables les différentes relations, par lesquelles je serois engagé.

Je ne fais pas l'application; je la sens trop pour daigner de l'exprimer par des mots. Chère Maman, il nous faudroit encore une soirée, du thé devant nous, livre ou recueil de pensées à la main; et les yeux de Votre fils parleroient. Les pauvres langues que celles, dont on se sert dans une lettre! —

Tenez pour sûr, que Votre fils n'aura des momens heureux en chemin que quand il lira des lettres de ses parens, nouveaux par la date, anciens par l'attachement mutuel.

Il est près de minuit, et j'ai encore deux lettres à écrire. J'embrasse respectueusement ma chère Maman; je souhaite de tout mon coeur le prompt rétablissement de mon petit frère, je salue tendrement ma petite soeur; quant à l'ami bienfaisant, qui se trouve à Hannovre, je n'ai pas manqué de lui écrire. Que le Seigneur le conserve pour récompenser par lui et en lui tant de mérites. Amen!

B. ce 26. d'Avril 1763.

Votre très-obéissant et très-devoué fils
Abbt.

Addr. — Abbt, Professeur au service du Seren. Landgrave de H. C. — — à Francfort sur le Main.

Me. G. voudra bien agréer mes très humbles respects. Les beaux pistolets! Mais je ne dis pas cela comme l'illustre Ninon disoit: Ah le beau billet de la Chatre!

3.

An Herrn Canonicus Gleim.

Osnabrück, den 24. Juli 1756.

Ew. — danke ich nochmals gehorſamſt für die mir jüngſt nach Blankenburg mitgetheilte Nachricht; und obſchon ein Advocat wie ich wiſſen muß, daß Sachen von verſchiedener Art nicht mit einander vergütet werden können, ſo wage ich es doch, Ihnen dagegen einen Auszug aus dem Heldengedichte mitzutheilen, wovon ich die Ehre gehabt habe mit Ihnen in Halberſtadt neulich zu ſprechen. Ew. ſehen daraus, daß ich einmal in meinen muthigen Jahren den Vorſatz gehabt habe, dieſen Dichter

herauszugeben, und meine Absicht erstreckte sich auf nichts weiter als auf eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts geschrieben haben. Der Herr Geheime Rath von Schwichelt hatte mir bereits die Erlaubniß, sämmtliche Stadensche Handschriften, welche den Otfried betreffen, und auf der Hannöverischen Bibliothek in 12 Bänden vorhanden sind, zu gebrauchen verschaffet. Durch Herrn Abt Jerusalem standen mir die Wolfenbüttelschen Handschriften zu Dienste. Herr Rath Arkenholz wollte mir von der Casselschen Bibliothek das dort befindliche schöne Stück mittheilen. Von Leipzig hätte ich vielleicht durch gute Freunde das dortige auch erhalten. Allein nach einem Ueberschlag meiner Zeit und Kräfte verzweifelte ich an der Ausführung; und seitdem ich mich in Zeit von zehn Jahren an unseligen Processen mürbe und hypochondrisch geschrieben, so ist diese jugendliche Hitze verschwunden; obschon ich mir eben jetzt, da ich die schwersten Jahre überstanden, einige Muße wieder verschaffet habe.

Sie müssen sich aber durch den hiebeigehenden Subscriptionsplan keine gar zu große Vorstellung von dem Herrn Reinbott von Doren machen. Er steht mit den Schwäbischen Minnesingern ungefähr in dem Verhältniß, worin Gottsched und Haller stehen. Des Reinbott Heldengedicht auf den Ritter Georg ist eine gereimte Legende, statt daß die Minnesinger eine Art der Vollkommenheit und Reife erreicht haben, welche noch jetzt von den großen Kennern bewundert werden muß.

Was ich von den Minnesingern in Manuscript besitze, sind vier Bogen auf Pergament in Quart geschrieben, und Ueberbleibsel einer großen Sammlung, welche verloren gegangen. Der Graf Tessin fand zu Stockholm in dem königl. Pferdestalle die vortrefflichen Gemälde wieder, welche seine Landsleute ehemals in Deutschland erbeutet hat-

ten. Auf gleiche Art habe ich die wenigen ſchönen Lieder wieder angetroffen, welche ich beſitze; nur mit dem Unterſchiede, daß jene zu Vorhängen, dieſe aber zu Umſchlägen um einige Pachtrechnungen aus dem 16ten Jahrhundert mißbrauchet waren. Es iſt wirklich ein Schimpf für uns Deutſche, daß nicht dieſe ſämmtlichen Ueberbleibſel der wahren unverfälſchten und gleichwohl zierlichen alten deutſchen Sprache auf eine anſtändige und prächtige Art im Druck erſcheinen. Sie verdienten es beſſer als Picards und Coypels Figuren zum Don Quichote. In England that ſich einmal eine Geſellſchaft zuſammen, welche alle würdigen Werke, wozu ſich keine Verleger finden wollten, auf ihre Koſten drucken zu laſſen ſich vereinigte. Ob nun ſchon eine ſolche Geſellſchaft, wenn ſie auch aus lauter Carterets beſtünde, wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten, welche die Herren Buchhändler dagegen machen würden, ſich nur in Weitläuftigkeit und Schaden ſtürzen würde, ſo glaube ich doch, wenn in unterſchiednen Gegenden Deutſchlands einige Freunde ſich der Sache annähmen, daß eine hinlängliche Subſcription zu Stande zu bringen wäre. Nur müßte dafür geſorgt werden, daß dies Werk durch die Pracht ſowohl als durch ſeinen Nutzen gefiele, weil erſtere mehr Liebhaber unter den Büchersammlern findet. Hätten die Minneſinger es dahin gebracht, daß ſie unter den Heiligen im Kalender, oder auch nur unter den Doctoribus communibus in glossa ſtänden, ſo wollte ich hier gewiß einen guten Theil davon abſetzen. Goldaſt, der geſchworne Liebhaber dieſer Lieder, wußte die Kunſt, ſie in den wichtigſten Sachen anzuführen. Man findet ſie faſt ſo häufig in ſeiner Replicatione pro sacra Caesarea Majestate illustrissimique Imperii ordinibus adversus Gretserum als in ſeinen Noten zu König Tyrols und der Winsbecker Gedichten; welche wohl verdienten, von ſeinen übrigen Paraeneticis abgeſondert und von neuem aufgelegt

zu werden, da man ſie in den großen Bücherſälen nur ſelten findet, und ich ſie mir aus der Hannöveriſchen Bibliothek habe abſchreiben laſſen müſſen.

Um aber wieder auf meine Stücke zu kommen, ſo muß ich doch wohl mit einer Probe die Gewähr leiſten, daß ſie von der beſten Art ſind. Ich nehme ſogleich die erſte Strophe, welche mir aufſtößt:

Eyn Mündel rot myr lachte durch mynes Hertzen Grund
Des ist nicht lang. Wol myr Wol myr der Leben Stunt
Das ich den tsucker süçen rohyn roten munt
By Lilienwitzen Wenghilyn sach Wol myr der Oughenblicke
Wol myr der Mund steyt unvorkust gar rosen-rot
De myr syn lachen also minniglichen bot
Wen ich en seh, so han ich nenerhande not
Wol myr der Stunt, syn minnichlich kosen vrouwet mich dicke
Er steyt noch roter wenn de rote rosen
De keygenst dem Towe des Morgens vro uflöoen sich
So weis ich wol, das ny munt wart so minnichlich
Alsam de munt de also dicke vrouwet mich
So nem ich vor ein keyser-rich yr minnichliches kosen.

Die Stücke ſind überhaupt von Reimarn, Walthern, von Niphen, Kaiſer Heinrichen; und bisweilen ſteht nur darüber et alia. — Eins, welches gleichfalls recht ſchön iſt, fängt ſich an:

Dorch dünster vinster Nebels dicken Blicken sieht men
grauven tag.

Iſt das nicht der Anfang von Addiſons Cato? — Wenn ich wüßte, daß dieſe wenigen Stücke in der Maneſſiſchen Sammlung nicht wären, und dieſe ganz herauskommen ſollte, ſo will ich ſie gern im Original mittheilen; denn abſchreiben laſſen kann ich ſie nicht; und ſelbſt es zu thun, iſt nicht für meine Augen.

Noch habe ich auf einem geretteten Umſchlag 500 Verſe, die den Schluß eines großen Gedichts ausmachen. Ich

kann aber ſo bald nicht rathen, was eigentlich der Inhalt ſei. Der Schluß iſt:

Ever Tughent ist worden an uns schin
Von miner Vrouwen der Keiserin
Der Trouwe an uns ist wol betaghet
Ob se wol Sippe jegen uns jaghet
De hat ir Tugent so irzeiget
Das is jegen mir nun truwe neiget
Ob uwer werde gherouchet der
So gie de Koniginne her
Mit der Burggravin is sam
Do der Markis orloph nam.

Es iſt die Beſchreibung einer hochzeitlichen Feier, und Kyburgh ſcheint der Name der Braut geweſen zu ſein. Wenn es nicht zu ſehr wider die damalige Art zu reden geweſen wäre, das Haus ſtatt des Herrn zu nennen, wie man jetzt thut, und Brandenburg, Autriche, für die Herrn dieſer Länder nimmt, ſo würde ich die Erbtochter des Grafen von Kyburg, oder den Grafen von Kyburg, Namens Hartmann den ältern, welcher eine Gräfin von Savoy heirathete, daraus machen. Allein dem ſei wie ihm wolle, ſo will ich lieber aus der Mitte, wo die Braut, meiner Muthmaßung nach, Kleider von Asbeſt austheilet, noch eine Stelle herſetzen, worin einige Namen vorkommen:

Ein Vur so wart bereite
Da in mon de Pellet leite
So worden se nuwe alaam e
Daran so was nicht schaden me
Wann das der negende Vader brann
So bereit man se vor nuwe san
Als hervor bereit wart.
Der gab se zwene Irmenhart
Zweene der alinen von Pavey
Und van Gerunde der Sazen by
Von Tynal und von Kanit

Da was de Gravinne mit
Von Leonunt und vor Kanar
Und Graven Saviela de clar
Vrien und Gravinnen vil
Der ich nu nicht nennen wil
De sint vor alle genannt
Den wart von Kyburghe Lant
Vingerlin und Gurtel riche
Das teilte se in aller geliche
Ir tugend sich da nicht leidet
Da nu Kyburgh wart gevleidet
Mit zween Konigen nie gie
Da se der Keyser hoch entphie
Das er durch liebe nicht er lie.

Der Verfaſſer gehört nicht zu den Minneſingern; allein vielleicht machte der Inhalt noch Manchen aufmerkſam. Ich habe Stumpfens Schweizer Chronik durchgeblättert, finde aber im Regiſter keinen einzigen von allen Namen, die hier vorkommen; und mehrere nachzuſchlagen, habe ich die Zeit nicht, da ich auf's Land will, den Brunnen zu trinken.

Ew. — Romanzen habe ich in Noten ſetzen laſſen, wie der Anſchluß weiſet; und ich kann auf meine Ehre verſichern, daß zwei Doctores und Profeſſores Theologiä, nämlich mein Schwager, der Doctor Schwarz zu Rinteln, und der von Caſſel dorthin berufene Herr Doctor Plitt, ſolche mit einem Glaſe Wein und einem Stock in der Hand abgeſungen, und dabei auf einer Landcharte von Ungarn die Geſchichte der Fräulein Marianne nachgewieſen haben. Geſtern iſt ſie in meinem Hauſe, in Gegenwart der Gräfin von Schlippenbach und einer hübſchen Fräulein, gleichfalls recht erbärmlich abgeſungen; und hat die eine Frölen, ein allerliebſtes Kind, mit dem Fächer auf die Bilder, ſo im Clavier angeklebet waren, recht jämmerlich gewieſen:

„Was ſoll mir der?“

Nun empfehle ich mich, bis ich die Holzſchnitte dazu werde

überſenden können, und verharre mit vollkommenſter Hochachtung —

N. S. Pardon pour mon Griffonnage! — Ma femme dit, que j'ai fait des hieroglyphes, et vous souhaite mille maux pour avoir dit:

die Eh' iſt für uns arme Sünder.

Ceci vaut un compliment d'elle; il est de sa façon.

4.

An Denſelben.

Osnabrück, den 26. Februar 1757.

Ewr. — geehrteſte beide Zuſchriften laufen ſo eben bei Abgang der Poſt ein; und weil mir nicht viel Zeit mehr übrig iſt, ſo will ich nur in Betreff des Anlehns gehorſamſt erwiedern, daß dazu hieſelbſt keine Hoffnung ſei, indem faſt alles Geld von hier aus ins Mindiſche und Ravenspergiſche zu dem von Sr. Königl. Majeſtät daher verlangten Darlehn geſchaffet worden; und wenn es nicht geſchehen wäre, ſicherlich nicht mehr geſchehen würde, da es nachher erſt bekannt geworden, daß Se. Königl. Majeſtät ſich genöthiget ſehen, Allerhöchſtderoſelben Weſtphäliſche Lande völlig preis zu geben; ſo wie denn Weſel bereits wirklich geräumet, und im Märkiſchen und Kleviſchen einem Jeden das Seinige zu flüchten von öffentlicher Kanzel erlaubt wird. Bei welchen Umſtänden, da bereits eine leichte Partei Franzoſen wirklich den Rhein paſſirt, die große Armee aber im Anzuge iſt, und ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach theilen wird, um eines Theils durch die Wetterau ſich gegen Sachſen auf Erfurt zu wenden, und andern Theils die weſtphäliſchen Lande mitzunehmen, und nach-

mals Halberstadt und Magdeburg in die Mitte zu fassen, Ew. leicht ermessen werden, daß ein Jeder anfange zu fürchten, und sein bares Geld zu verbergen; zumal da Hannover und dessen Alliirte ein besonderes System fassen, und auf gewisse Weite Zuschauer abgeben werden. Se. Königl. Majestät handeln solchergestalt zwar am besten, wenn man dies Beste aus dem Allerhöchsten Gesichtspunkt betrachtet; es ist aber ganz natürlich, daß bei der Lehre der besten Welt auch derjenige sich beklage, welcher durch den Trost, daß er ein Opfer für Alle sei, nur gar zu schwach beruhiget wird. Es ist dadurch, um wieder auf das Darlehn zu kommen, aller Credit gegen die Preußischen Lande hier so sehr gefallen, daß ich gar mit keinem Scheine der Hoffnung auf das Darlehn rechnen kann.

Wegen des Anni gratiae stehe ich noch mit dem Herrn Domherrn von Bussche in Briefwechsel; ich habe ihm die Sache durch eine Speciem facti klar vor Augen geleget, und bin davon auf das vollkommenste überzeugt. Allein er will mich durch ein einzuholendes Responsum des Gegentheils belehren, und darauf haftet nunmehr die Sache.

5.

An Denselben.

London, den 13. December 1762.

Man hat mir auch gesagt, daß ich in London wäre; noch zur Zeit weiß ich aber nur, daß ich in der Fremde bin, so sehr wenige Zeit habe ich gehabt, diese ungeheure Stadt kennen zu lernen. Gleichwohl kann ich Ihnen von ihrer Schaubühne etwas sagen. Denn diese habe ich des Abends

nach wohlverrichteter Arbeit zu meiner Erholung besucht; und ihrer überhaupt nur zwei, als eine zu Coventgarden und die andre in Drury-lane, hier gefunden; welches mir für einen so großen Ort, worin jetzt 1,300,000 Menschen angegeben werden, viel zu wenig scheinet. Doch muß ich dabei sagen, daß die Stadt London, welche in ihrem eigentlichen Bezirk gar keine Bühne hat, mehrmal die Erlaubniß dazu von dem Könige nachgesucht, solche aber nie hat erhalten können, weil man die Bühne nur zur Aufwiegelung des Pöbels gegen den Hof gebrauchen würde; eine Besorgniß, die sehr gegründet ist. Vielleicht aber wäre auch das daraus entstanden, was man zu Rom sah, daß nämlich Privatbürger, um sich Anhang zu erwerben, Schauspiele umsonst gegeben und sich darin einander zu übertreffen bemühet hätten. Die Oper, worin jetzt die alte Mingotti ohne Zähne prima donna ist, rechne ich nicht mit. Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein, und gar nicht prächtig. Wenn alle Plätze besetzt sind, kann jede des Abends 5 bis 600 Pfund eintragen. Im Durchschnitte bringet jede, denke ich, wöchentlich 12000 Thaler auf, und ein guter Acteur bekommt von dem Principal 600 Pfund Sterl. des Jahrs.

Den Geschmack des großen Haufens kann ich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, daß er für die Beggars opera *) sei. Dieses Stück, welches aus lauter schönen Lumpen zusammen geflickt ist, worüber man wechselsweise lachen und weinen kann, wird noch immer mit dem größten Beifall gespielet. Die darin vorkommenden Arien, welche auf alte erborgte Melodien, z. B. auf die französischen Cotillons und Le printems rappelle aux armes gesetzt sind, erwecken noch immer Vergnügen, und müssen bisweilen dreimal gesungen werden. So lange ich hier bin, habe ich noch nicht

*) Von Gay. N.

geſehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden. Der Cothurn und der Soccus laufen beſtändig durch einander. Ein Nachſpiel, worin die Wahl eines Lord Mayor vorgeſtellt wird, iſt ſo platt, wie es ſein kann, und wird doch mit dem größten Beifall aufgenommen.

Mit ihrer tragiſchen Action bin ich gar nicht zufrieden. Die Prinzeſſinnen ſind hübſche drollige Mädchen, und die Prinzen aus dem dritten Gliede. Meiner Forderung nach aber ſollten im Trauerſpiele alle Perſonen von einer, ausnehmenden Leibesgröße ſein, und ihre Zollmaße ſo gut als ein Grenadier haben, um den Cothurn zu erſetzen. Die europäiſche Kleidermode, wenn ich die ſpaniſche ausnehme, iſt dabei den theatraliſchen Königen nicht günſtig; und man erkennt in einem ſolchen Kleide immer den kleinen Acteur. Ihre Action iſt mehr pomphaft als ſtark; und man ſcheint die ſtille Größe in der Stellung, welche die Herzen der Menge zu einer ehrfurchtsvollen Aufmerkſamkeit lenket, gar nicht zu kennen. Daher arbeiten die Prinzen und Prinzeſſinnen beſtändig mit ihren Händen, wie die Candidaten auf der Kanzel, declamiren und ſcandiren dabei, daß einem die Ohren weh thun. Kommt dann ein großer Affect, ein Affect des Zorns oder der Verzweiflung, ſo folgt ihm der Acteur mit der größten Hitze; aber immer ſo, daß er den Esprit de la scene ausdrückt, und den Esprit de la piece dabei vergißt. Der Ausdruck iſt ſchön, aber keinesweges nach dem allgemeinen Ton des Stücks erhöhet oder vertiefet. Wenn Gott der Vater in einer Rolle hier zürnen ſollte — nicht anders als mit Donnern und Blitzen würde er hier vorgeſtellet werden.

Die komiſchen Vorſtellungen ſind beſſer, aber lange nicht ſo, wie ich ſie vermuthete. Ihr einziger Vorzug beſteht in einem lebhaftern und wirkſamern Marſche. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation die Geſchichte auf der Bühne beſſer zuſammen drängen wird. Ihre Sprache iſt ſehr geſchwind.

Außerdem aber sind sie wie andere Leute. Einer der vornehmsten Acteurs, welcher sehr gerühmt wird, und ihr Roscius und Baron gewesen sein soll, Namens Garrick, ist jetzt verreiset. Er hat aber seine Copey in einem mit Namen Foote hinterlassen. Mit dem Original kann ich ihn nicht vergleichen, weil ich ersteres nicht gesehen. Wenn ich ihn aber mit sich selbst vergleiche, so ist er in dem einen Stück genau wie in dem andern, folglich kein Genie, sondern ein sorgfältiger ausgelernter Copist. Er ist zugleich der Verfasser einiger Stücke, die keinen sonderlichen Beifall gefunden.

Seit einigen Abenden wird auf der Bühne in Coventgarden Artaxerres, eine Oper aus dem Metastasio übersetzt, mit großem Beifall aufgeführt. Es gefällt mir aber nicht recht, daß Schauspieler sich mit Opern abgeben. Der König und die königliche Familie erscheinen daselbst alle Donnerstage, und seine Taxe ist jedesmal 20 Pfund. Hier habe ich zuerst gelernt, wie unerträglich es sei, wenn in der Oper statt des Recitativs blos gesprochen wird. Der Abfall ist abscheulich; und wenn ich zu richten hätte, so sollten blos pantomimische Handlungen die Zwischenräume ausfüllen. — Das ist Alles, was ich Ihnen von der hiesigen Bühne melden kann. Sie werden vielleicht aus der Hauptstadt Europens etwas Besseres erwartet haben. Allein es ist in der That nicht anders. Harlekin in London ist wie Harlekin in Deutschland; und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, ist bei der Bühne in keinem Stück befriedigt worden. Vielleicht gehe ich ein ander Mal die neuen Lust- und Nachspiele selbst durch. Vorläufig aber kann ich wohl sagen, daß Shakespear hier noch keinen Voltaire gefunden, und daß ich noch keine Oeffnungen für ein neues theatralisches Genie entdecket habe.

Herrn Klopstock bitte ich, nebst meiner zärtlichsten Empfehlung zu sagen, daß sein Messias hier auch einen Uebersetzer gefunden. Wie man mir sagt, so soll der Mann das

Deutsche nicht verstehen, sondern sich den Text erst durch einen Andern in's Französische übertragen lassen. Das wäre wirklich abenteuerlich; ich fürchte recht, ihn völlig verstellt zu sehen. Ihren Preussen *) habe ich sogleich an seinem Ton erkannt. Er ist so stark in seiner eigenen Manier, daß ich gleich bei der ersten Zeile bei mir sagte: o das ist unser lieber Herr Gleim! — Von den hiesigen schönen Köpfen kenne ich noch keinen einzigen. Alles, was ich schön gesehen habe, sind Mädchenköpfe gewesen.

Dem Herrn Domdechanten von Spiegel antworte ich heute noch nicht, weil ich erst noch zum Lord Grenville gehen, und mit Herrn Westphal, den ich gestern verfehlt habe, sprechen will. Ich bitte, ihm dieses, nebst der Versicherung meines unterthänigen Respects, gütigst zu vermelden. Herr Westphal geht nächstens von hier, nachdem er eine Pension von 200 Pfund erhalten hat.

Leben Sie ja wohl, und vergessen mich nicht. An den Herrn Präsidenten von Heiligenstädt und seine Frau Gemahlin werden Sie hoffentlich meine beste Empfehlung gern übernehmen.

Herrn Klopstocks neue Trauerspiele erwarte ich mit Verlangen. Aber nicht hieher. Denn für des Herrn Domdechanten Brief habe ich 2 Pfund Sterling geben müssen. Das bloße Couvert eines einfachen Briefes kostet 12 Groschen. Was an Herrn Botenmeister, den hannöverischen Residenten im Haag, franco adressirt wird, erhalte ich umsonst. Es darf aber kein Packet sein.

Des Herrn Domdechanten Rechnung soll ante terminum peremtorium gewiß übergeben werden. Das Uebrige beantworte ich nächstens.

*) Gedichte eines Preussischen Grenadiers. N.

6.

Thomas Abbt an Möſer.

An den Verfaſſer des Harlekin im Namen einer kleinen berliniſchen Geſellſchaft. *)

Ruhrort, im April 1761.

Da wir uns aus unſern Großvaterſtühlen zwar ſachte genug erhoben haben, um dem Harlekin, ungeachtet ſeines buntſchäckichten Aufzuges, ein paar Stunden zu ſchenken; da wir ſogar trotz irgend einem Cardinale oder wieneriſchen ſchönen Geiſte mit ihm gelacht haben: ſo kann er immer auch eine halbe Stunde anwenden, um nicht nur dieſen Brief, ſondern auch unſer gedrucktes Urtheil über ihn zu leſen. Es kann ihm nicht fremd ſein, ſcharf genug beurtheilt zu werden, da ein ganzes Parterre ſich oft die Freiheit um einige Thaler erkauft, ihn auszuziſchen, ſo oft er etwas verſieht. Und wenn es uns erlaubt wäre, einen tiefern Blick in ſeine Familienumſtände zu werfen, ſo wollten wir faſt rathen, daß der empfindliche Unwille ſeines Vaters, den er ſelbſt nach ſeiner rührenden Beſchreibung hat empfinden müſſen, aus einer ſolchen etwas harten Kritik des Parterre hergekommen ſein dürfte. Auch wir haben es uns angelegen ſein laſſen, ihn wegen des Rückfalles zu ſeiner unnatürlichen Ernſthaftigkeit etwas zu züchtigen; und wenn er nicht mit Thränen in den Augen uns bittet, zu lachen, ſo werden wir nicht lachen. Nicht daß wir zu der

*) Möſers Harlekin ward in den Literaturbriefen, Th. 12, S. 331 folgg. recenſirt; und Abbt hatte den Einfall, ihm die Recenſion nebſt nachſtehendem Briefe zuzuſchicken. Man ſ. Abbt's freundſchaftl. Correſpondenz, S. 61. Der Brief ſteht zwar ſchon ebendaſ. S. 62 folgg., aber theils nicht vollſtändig, theils iſt er zum Verſtändniß der Antwort nöthig, welche ſich jetzt gefunden hat. N.

Secte unsrer deutschen Gräbersänger gehörten. So ernsthaft sind wir nicht. Und eben deßwegen wollen wir nicht, daß Alles um uns herum, sogar bis auf den Harlekin, ernsthaft werde.

Da wir überzeugt sind, daß es auch hinter uns noch ganz ansehnliche Klassen von Thoren gebe, so wünschen wir wenigstens, daß es sich Harlekin gefallen lasse, ein wenig näher zu uns sich zu gesellen, um uns unsere Zeit desto besser zu vertreiben; gesetzt auch, daß er seiner Klasse ein bischen abtrünnig würde. Wir versichern ihn übrigens, daß wir keine deutsche, keine privilegirte, weder königliche noch herzogliche Gesellschaft ausmachen. Wirklich denken wir darin zu gut von Harlekin, als daß wir ihn Quacksalbern zugesellen wollten.

Er darf also kein Diplom erwarten. Ja es kann sein, daß er von nun an nichts weiter von uns vernimmt, außer daß wir ihm einige Groschenstücke zuwenden. Auch diese Anzeige würde er nicht erhalten haben, wenn nicht ein Glied dieser kleinen Gesellschaft nach Westphalen wäre verschlagen worden. Man hat der Freude nicht widerstehen können, nachdem man auch in dieser Gegend ein Thier erblickt hat, das gleichen Laut giebt und gleiches Futter genießt.

Das Gedruckte darf nur an Mr. Schwarz unter der Adresse: für die Berliner, zurückgeschickt werden.

7.

Möser an Abbt.

Wenn Harlekin seine Maske ablegt, und sich in einem bürgerlichen Kleide zeigt, so ist er oft nur ein sehr gemeiner Mann, den man im Vorübergehen kaum bemerkt, außer

wenn es ihm einmal einfällt, sich durch ein steifes Compliment lächerlich zu machen. Ich befürchte, Sie, meine Herren, werden eben diese Anmerkung machen, nachdem ich meine Maske weggeworfen, oder vielmehr mich von dem Schmutz gereiniget habe, womit mich nur der hämische Kupferstecher, der vermuthlich an seinen Hanswurst gedachte, besudelt hat *). Sie werden aber auch zur Strafe auf das Vergnügen, noch einmal zu lachen, Verzicht thun müssen. Denn nunmehr bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher beim Lauterbach sitzt, und oft vergeblich eine von seinen 24 Stunden zu verlieren wünscht. Das Urtheil, welches Sie über mich gefällt haben, kömmt in vielen Stücken mit demjenigen überein, was ich selbst von meiner Arbeit gedacht habe; und der Affe, welcher bei den Nüssen seine Rolle vergaß, ist wirklich nicht übel angebracht. Allein die ganze Schreibart, der ich mich bedienen zu müssen glaubte, war mir ungewohnt; und mehr als einmal bin ich in Versuchung gewesen, die ernsthafte zu wählen. Ein ganz fremder Umstand, nehmlich mein bisheriger Aufenthalt bei der Armee, hielt mich vornehmlich hievon zurück. Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgends erscheinen. Mit meiner lustigen Maske war ich hingegen überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach; und so wurden die Lichter einigermaßen bezahlt. Dieses gehört zur Geschichte des Harlekins, welcher bei der Armee geboren und erzogen worden.

In den Satz, daß das Lächerliche eine Größe ohne

*) Dies geht auf die erste Auflage des Harlekins vom J. 1761.

Stärke sei, bin ich noch zu sehr verliebt, um ihn sofort aufgeben zu können. Ich möchte ihn gern vertheidigen. Allein die Art der Vertheidigung dürfte viele Rückfälle haben; und so will ich es lieber nicht wagen.

Den christlichen Don Quichote habe ich wirklich im Sinne gehabt, und mich bei der Beurtheilung gewundert, wie ich dafür den englischen setzen können. *)

Zu den Schwierigkeiten, welche sich der Aufnahme des deutschen komischen Theaters entgegenstellen, rechne ich auch besonders mit den Mangel einer allgemeinen Hauptstadt dieses Reichs. In einer solchen Hauptstadt lassen sich mit der Zeit viele idealische Charaktere personificiren, und dem ganzen Reiche zur Intuition bringen; wie mir Herr Lessing, welcher zuerst den wahren Vortheil, den die bestimmten Charaktere der Thiere in der Fabel verschaffen, bemerkt hat, bezeugen wird. Harlekin ist wirklich ein solches Thier in der Fabel; und eben das sind die meisten Charaktere, deren sich die Verfasser dieser Art von komischen Stücken bedienen. Der gemeine Mann kennt sie, wie den Fuchs und den Löwen. Und vielleicht kennen Sie, mein Herr, Tyburn und la Greve, ohne den Platz nennen zu können, wo in Berlin oder Wien die Diebe gehangen werden. Kaum hat sich der eine oder andere von unsern Dichtern so elend berühmt gemacht, daß man ihn zum Thiere in der Fabel gebrauchen kann. Grubstreet, und tausend Benennungen dieser Art sind aus den beiden wahren Hauptstädten Europens überall verbreitet. — —

*) Es scheint blos ein Schreib- oder Druckfehler gewesen zu sein. Die Stelle steht jetzt richtig, Th. 1, S. 78, zweite Note.
N.

8.

Möſer an Denſelben.

Osnabrück, 1762.

Ich denke, es geht Ihnen nunmehr ſo wie mir. So bald bin ich nicht einen Daumen breit hinterm Thor, ſo bin ich über alle Sorgen recht ſehr weit erhaben, und voll ſüßer Träume. Schade nur, daß wir nicht ein Veilchen zuſammen gereiſet ſind. Vielleicht hätten Sie die Anmerkung von der frühen Verrückung eines gewiſſen Kopfes, wovon ich Ihnen einmal ſagte, gegründet gefunden. Hätten Sie ſeines Bruders Sohn vor und nach einer ſchweren Krankheit gekannt, ſo würden Sie wirklich über die Verwandlung als ein ganz ſeltſames Phänomenen erſtaunen.

Vielleicht hätten wir uns von den Vorfällen, welche uns zu Hauſe drückten, in etwas erholet, und Athem aus freier Luft geſchöpfet. Mich ſchlugen damals viele Dinge nieder; und ich war nicht daheim. Sie durften ſich auch kaum fühlen; und ſo vergingen gute Tage und Stunden, welche minder tröſteten als ſie anfangs verſprachen. Der gute Herr Superintendent iſt mir noch immer eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, ſeitdem ich ſeines Bruders Sohn vor und nach einer Krankheit gekannt habe. Dieſer war wirklich ein ganzes halbes Jahr verrückt; und die Verrückung bildete ſich zu einem ganz neuen Charakter aus, ſo daß der junge Menſch vom Weißen zum Schwarzen überging. Aus vielen jugendlichen Handlungen des ältern ſchließe ich auf eine gleiche Criſin; und die Sache verdiente wirklich eine ernſthafte Betrachtung. Die Geſchichte unſerer Seelen hätte vielleicht aus einem Tollhauſe anſehnliche Beiträge zu erwarten. Und wer weiß, ob wir nicht auf Mittel kämen, dumme Jungen raſend, und aus Raſenden Virtuoſen zu machen? Doch wir wollen es bleiben laſſen. Die Leute bekommen ihre Rückfälle; das wiſſen Sie.

Wenn Sie nun nach Frankfurt kommen, so werden Sie den Herrn Superintendent Plitt sprechen; und dann bitte ich um meine gar schöne Empfehlung. Ich verehre in ihm einen Mann von einem recht guten Temperament. Sie werden ihn vergnügt finden; darauf wette ich. Und was will man mehr? In Genf werden Emil und Sophie *) nun wohl ein halbes Dutzend Kinder mit einander haben; denn sie schienen beide von guter Art zu sein. Sollten Sie das Glück haben, das Paar zu sehen, so erkundigen Sie sich vor Allem, ob... —

Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen, so bringen Sie mir doch so etwas mit; einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird. Vor Allem lassen Sie sich dort die Art zeigen, wie sie die großen Käse machen; hievon ist doch noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke zu Genf sind, so erinnern Sie sich, daß Cäsar darüber gegangen.

Sollten Sie auch dort am Fuße der Alpen eine Julie oder Sophie finden, so lassen Sie sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westphalen zu werfen. Es giebt gute Leute überall, und ein Mädchen aus dem pays de Vaud hat ihre Reizungen eben so gut als eine Pariserin. — —

*) Rousseau's Emile. N.

9.

Abbt an Möſer.

Bückeburg, Mittwochs den 21. Mai 1766.

Dear Sir! Ich habe heute Ihren Brief erhalten und danke Ihnen dafür herzlich. Ich bin jetzt gottlob wieder beſſer; mein Anfall war mehr ſchmerzhaft; und ich wäre, nachdem die Gefahr vorüber war, beinahe an einem zurückgetretenen Schweiße, worüber ich in Ohnmacht gefallen war, und worin mich zum Glück noch mein Bedienter antraf, in der Nacht todt geblieben. Ich ſagte eben: zum Glück, ohne daß ich recht weiß, ob ich es ſagen darf. Denn ich wäre auf eine ſehr angenehme Art aus dem Leben herausgerutſcht; und da es ſo viele unangenehme Todesarten giebt, ſo kann man vielleicht wohl ſagen, que c'est perdre une belle occasion que de manquer une sortie de la vie, qui auroit été aisée. Uebrigens bin ich wieder geneſen; und wenn einen Höfling die Gnade ſeines Herrn plötzlich heilen kann, ſo muß der meinige Arzt geweſen ſein, da er mich zweimal in meiner Krankheit beſucht hat, und ausdrücklich deßwegen vom Baume, eine Meile von hier, hereingereiſet iſt. Nichts deſto weniger haben Sie Recht, daß ich mich nach Ihrem edlen häuslichen Leben ſehne, und nach der Freude, lauter Geſichter von Fremden anzugucken. Ich glaube, Gott verzeihe mir's, daß ich aus lauter Ausgelaſſenheit ohne Hoſen herumſpringen würde, um mich einmal recht in der vezzosa libertà zu fühlen. Unterdeß, wann es geſchehen wird, weiß ich nicht genau. Ich muß die Zeit abpaſſen, wenn der Herr nebſt der Gräfin in Hagenburg, und ich nicht mit ſein werde; dann fliege ich zu Ihnen; aber es muß keine Hochzeit dort ſein, außer die meinige *); und auch keine Ba-

*) Es hatte damals eine Demoiſelle aus Möſers Hauſe gehei-

ſtereien. Denn da würde ich meine beſte Gerichte, Köhren mit ihnen, verlieren.

Morgen gehe ich in Affairen nach Hannover, und werde dort den ehrwürdigen Hrn. von Münchhauſen kennen lernen, worauf ich mich ſehr freue. Ich bleibe dort bis in die nächſte Woche. — Hier folgt der Anfang meiner Hiſtorie. Ich habe es gewagt, Sie in der Vorrede öffentlich als meinen Freund zu nennen, weil ich immer an das Swiftiſche *orna me* denke, und mit Ihnen gar zu gern ſtolzire. Zugleich ſteckt eine verzweifelte Liſt darunter. Nachdem ich dem Publicum nun einmal geſagt habe, daß Sie mir zuweilen ſchreiben, ſo kann ich nun mich gegen daſſelbe über Sie beklagen, wenn Sie aufhören es zu thun; und die Schande werden Sie ſich hoffentlich nicht zuziehen. Sehen Sie wohl, mein theurer Herr, ſo weiß ich Ihre vim inertiae zu packen! Das Titelkupfer hatte ich als eine Grille nach Halle hingeſchrieben; allein anſtatt der Simplicität, da ich nur zwei Figuren wollte, haben ſie Gott weiß was für Creaturen noch in Halle zugeſetzt; und damit iſt denn das geworden, was Sie jetzt ſehen. Hauſen hat auch ſchon angefangen, etwas von der neuen Hiſtorie herauszugeben. Das müſſen Sie ſich aber kommen laſſen. Mich dünkt, er greift nicht tief genug in der Geſchichte von Deutſchland, außerdem daß er den Plan ganz ändert, und ganze Nationen in der Geſchichte einzeln herunter erzählt. Doch ich will Ihnen im Urtheil nicht vorgreifen. Nicolai ſchickt Ihnen wieder ein Stück von der Bibliothek. Ich habe nichts darin als die Recenſion von Kollars Schrift. Der Herr von Moſer hat etwas herausgegeben, was er Reliquien nennt. Ich glaube wirklich, daß es die Reliquien ſeines Feuers und ſeines Geiſtes ſind; denn der Mann

---

rathet, die lange dort zur Geſellſchaft geweſen, und Abbten bekannt war. Er ſchickte ein Reh auf ihre Hochzeit. N.

fängt an ſich ſo unbarmherzig abzuſchreiben, daß ich in den belobten Reliquien zweimal auf Stellen geſtoßen bin, die von Wort zu Wort in dem nehmlichen Buche von einem Alphabet zweimal abgedruckt ſtehn. Seine Reflexionen vermehren ſich, ſcheint es, wie die Stückchen Holz vom Kreuze Chriſti.

Anderes, was mir Nicolai von der Meſſe geſchickt, iſt nichts als Sammlung von Poeſien; auch Zachariä's Cortes, von dem ich mit Ungeduld Recenſionen erwarte; weil ich nicht Willens bin, ihn jemals zu leſen, ob Sie gleich unter der Zahl der Subſcribenten ſtehen. Wie geht's mit der Osnabrückſchen Geſchichte? Wann wollen Sie einmal alle barbarus, die bisher in der deutſchen Geſchichte herumgewühlt, gaffen machen? Doch addio, carissimo! — Wenn ich meiner Mama ihre lieben Hände durch Küſſen heilen könnte, ſo wollte ich ſie wohl zum Schreiben bringen.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, daß der junge Herr Graf das Wild auf ſeine Rechnung ſchreiben laſſen, daß er es mir alſo geſchenkt, daß ich es Ihnen auch aus edlem Trieb und Großmuth ſchenke, und daß Sie mir nur für ½ Rthlr. Botenlohn obligirt bleiben, den ich erſt noch bezahlen muß. Ich bin nur froh, daß das Geſchöpf noch hingekommen iſt. Ich dachte in meiner Krankheit immer daran. Meine Schweſter Jeannette muß mir verzeihen, daß ich ihr ſo lange nicht geſchrieben habe. Alle Andere grüße ich vielmals. *)

*) Andere Briefe von Abbt an Möſer ſtehn in Abbt's Vermiſchten Werken, Th. 6, S. 3 — 36. N.

10.

Graf Wilhelm von der Lippe an Möſer.

Bückeburg, den 4. November 1766.

Wohlgeborner,
Hochzuehrender Herr Regierungsrath.

Es hat Gott gefallen, Meinen Hof- und Regierungsrath Abbt geſtern Abend ſpät, nach einer kurzen Unpäßlichkeit, aus dieſer Welt abzuforderu. In welcher Maße Ich durch dieſen großen Verluſt gerühret bin, läßt ſich nicht ausdrücken. Die mir bekannte Hochſchätzung des Wohlſeligen gegen Ew. Wohlgeb., und die ſchriftliche Correſpondenz, welche er mit Denenſelben unterhalten, veranlaßt Mich zu vermuthen, daß Ew. W. daran gelegen ſein möchte, von dieſem betrübten Vorfall ohne Zeitverluſt benachrichtigt zu werden. In ſolcher Abſicht habe ich die Ehre, Gegenwärtiges an Ew. W. abgehen zu laſſen; der Ich ſehr wünſche, angenehme Gelegenheiten zu haben, um Ew. W. die Verſicherung derjenigen vorzüglichen Hochachtung wiederholen zu können, womit Ich bin

Ew. W.

ergebenſter Diener
Wilhelm, Reg. Graf zu Schaumburg-Lippe.

11.

Möſer an J. D. Michaelis.

Ihre Parodien ſollen mir ſehr willkommen ſein. Wofern ſie aber gegen das Ende des Jahrs einförmig werden ſollten, welches der Genius in Gnaden verhüten wolle, ſo

ſchicke ich das Packet auf einer preußiſchen Poſt zurück. Jenen Fehler ſehe ich faſt als nothwendig an, weil unſre gelehrte deutſche Sprache zu arm iſt, die niedrigen Scenen des täglichen Lebens edel und kräftig zu malen. Hätte ſich ſo, wie in England, die Sprache einer Provinz zur allgemeinen erhoben, ſo würden wir einen weit größern Reichthum von ſchnurrigen, drolligen und äffenden Ausdrücken für Bilder von gleicher Art haben, und deren von der ſchöpferiſchen Laune des gemeinen Mannes noch immer mehr erhalten als jetzt, da wir alles Provinciale verlieren und die Bildung unſrer Sprache kalten Philoſophen überlaſſen. Man hat der niederſächſiſchen Sprache den Vorzug vor der in Schriften üblichen oberſächſiſchen einräumen wollen, ohne zu bemerken, daß jede Provincialſprache in gewiſſem Maße reicher und nachdrücklicher ſei als die allgemeine deutſche. Ich führe dieſes zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provincialſprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodien zu bringen und ſolche für das Burleske zu naturaliſiren. Vielleicht wäre die bergmänniſche, welche Vielen ſchon bekannt iſt, hiezu die geſchickteſte; und wie würde ich mich freuen, wenn Sie unſer deutſches Grubſtreet, oder die Lieder, welche auf den Jahrmärkten verkauft werden, eines philoſophiſchen Blicks werthſchätzten! Laſſen Sie ſich aber durch dieſen vielleicht unbeachtbaren Vorſchlag in der Hauptſache nicht irre machen. Es geht mir wie den unſchuldigen Mädchen, die wohl fühlen, daß ihnen etwas fehlt, ohne einen deutlichen Begriff von dem Fehlenden zu haben. Wenn ich alte Barden-Lieder leſe, ſo empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen ſowohl in den Bildern als im Ausdruck, glaube auch wohl, daß die neuern Barden, wenn ſie die Dichter der mittlern Zeit nützten, uns glücklicher täuſchen und das ſpäter Uebliche leichter für das Aeltere ausgeben könnten, als das ſelbſterfundene Alte. Allein ich bin nicht im

Stande, die Art und Weise näher anzugeben. Gleim allein hat diese Quellen sowohl in seinen Kriegsliedern als in seinen Romanzen genutzt, und ich rechne ihm dieses zu einem besondern Verdienste an. Dieser wird Ihnen hierin am besten rathen.

Bisher hat man in den Parodien sich fast nur mit dem Contrastirenden beholfen; eine Manier, die, sparsam gebraucht, ihre Wirkung thut, aber in einiger Menge selbst an dem immer contrastirenden Voltaire zu sehr auffällt. Eben so ist es mit den veralteten Worten,

mit der Königin milde
dem Degen freyssan
der Würmin schadesan
und der Magd wohlgethan.
Dem Recken geheure,
der so mannich Abenteure
und fideln und hofiren
im Heldenbuch gethan.

Indessen wenn das Bild glücklich gewählt ist, so liest man es doch noch gern; als z. B.

Ein blankes Aermlein weisse,
Recht als ein Hermelin,
Schwank da mit ganzem Fleisse
Die edel Kaiserin.
Sie schmuckt sich an sein Wangen
Und küßt ihn an den Mund;
Also stund vor ihm brangen
Die Kaiserin zu der Stund.

Und ich wünschte, daß man besonders die alte Sitte, welche doch immer gefällt, aus den Schriften unsrer alten Dichter besser nützen möchte. Wie der kühne Kern Herebrant die minnigliche Magd von Tarsis geheirathet hatte, so findet Heinrich von Ofterdingen sie des andern Morgens im Bette

Mit Armen fein umfangen
In ehrentreichem Muth;
Die Nacht war hingegangen
Eh es sie dauchte gut.

Hier will ich alle unsre Neuern fragen, ob sie an den ehrentreichen Muth würden gedacht haben?

Noch eins beiläufig. Homer braucht bei seinen Helden oft einerlei Beiwort; ein Gleiches thun unsre alten deutschen Dichter, die den Homer nie gelesen haben. Es ist immer

Wolf Dieterich der milde
Der kühne Berner
Der Kaiser reiche
Der freissliche Than;

und wenn ich mir vorstelle, daß beider ihre Lieder der Gesellschaft vorgesungen wurden, so mußte es dem Begriffe der Zuhörer sehr zu Statten kommen, daß die handelnden epischen Personen allezeit unter einerlei Character erschienen. Auf der Bühne thut einerlei Kleidung eben die Wirkung, die hier einerlei Beiwörter thun. Der milde Wolf Dieterich ist gewiß in eben dem Geschmack wie pius Aeneas; und der Becher von Golde wohlgethan, oder die Magd wohlgethan hat sehr viel Aehnliches mit Homer's öfterem εὐεργ . . . .

12.

J. B. Michaelis an Möser.

Halberstadt, den 26. Januar 1772.

Theuerster Herr Justizrath!

Möchten doch meine Bemühungen, wovon ich Ihnen hiemit den ersten Versuch zu überschicken die Ehre habe, nur den kleinsten Theil der gütigen Gesinnungen verdienen, deren Sie meine Muse würdigen.

Das arme hypochondrische Mädchen hat für diesmal in einem ziemlich ernsten Tone geleiert. Ob sich die From-

men unsrer Zeit deßwegen wieder so bald mit ihr aussöhnen möchten, steht zu erwarten. Es ist auch eigentlich meine Absicht nicht. Was mir die gute oder böse Laune in ernsthaften Stunden eingiebt, schreibe ich scherzhaft oder ernsthaft nieder, nachdem das Autorwetter ist, und daraus entsteht dann ein Ding wie der Pastor — Amor, oder wie die Gräber der Dichter.

Sie scheinen, mein verehrungswürdiger Freund, bei den vortrefflichen Maximen über das Komische meinen Aeneas in Gedanken gehabt zu haben. Wäre es nicht zu stolz für mich, ich glaubte, Sie hätten meiner Seele ihre geheimsten Gedanken entrissen; so sehr stimmen Ihre Reflexionen mit dem überein, was ich seit vielen Jahren bei meinem Umgange mit der komischen Muse gedacht und wieder gedacht habe. Niemand kann wohl den Mangel am Komischen in unsrer gelehrten Sprache mehr fühlen als ich. Ich habe von jeher die Provincialismen in Schutz genommen; aber leider! ist unser Publicum gar zu wenig daran gewöhnt; und — vergeben Sie mir — am wenigsten die Herren Niedersachsen. In Obersachsen lernt man leichtlich einen Provincial-Ausdruck in seine Sprache hinübertragen; man sieht aus dem Zusammenhange, was er heißt; und wenn er einmal verstanden ist, so ist er auf immer in der Mundart des Lesers geborgen. Ganz anders sind die Herren Niedersachsen. Schon in Leipzig waren einige, mit denen ich Umgang hielt, der beständige Fluch meiner provinciellen Freibeuterei. Es schmerzte mich um so viel mehr, da meine oberlausitzer Sprache eine Menge der drolligsten Ausdrücke hat. Lessing, mein Landsmann, hat sie wohl zu nützen gewußt, wie seine theatralischen Schriften auf allen Seiten zeigen.

Auch wegen der Monotonie in Parodien bin ich ganz Ihrer Meinung. Vernachlässigtes Costume und Contrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen sind Quel-

len, die jeder Stümper bis zum Ekel erſchöpft; und woher immer neue?

Wie ſehr ich Monotonie in meinem Aeneas verabſcheue, iſt dies ein Beweis, daß ich mit jedem Geſange ein andres Metrum wähle. Man ſollte nicht glauben, welchen weſentlichen Einfluß eine ſolche Kleinigkeit als Sylbenmaß und Stellung der Reime auf die Gedanken und die ganze Form des Ausdrucks habe!

Unſre alten Deutſchen habe ich, wie Sie ſehen werden, wenn ich den Aeneas herausgebe, nicht ungebraucht gelaſſen. Eine ganze Menge davon liegt beſtändig um mich herum, und Sie ſollten mich manchmal eher für einen Antiquarius als Parodiſten des Maro halten. Ueberhaupt ſind die alten Deutſchen meine Lieblinge, von den Minneſängern bis auf Martin Opitz.

Unſer Gleim überſchickt Ihnen ſein Lied an die Muſen, und unſer Jacobi Nachrichten wegen der Gleimſchen Pränumeration. Beide laſſen ſich Ihnen auf das verbindlichſte empfehlen.

Ich aber, mit einem Herzen, das den ganzen Werth Ihrer gütigen Geſinnungen gegen mich zu ſchätzen weiß, durchdrungen von dem lebhafteſten Danke, wünſche nichts eifriger als Ihnen unter jeden Umſtänden zeigen zu können, mit welcher wahren Hochachtung und Verpflichtung ich ſei

Ihr

gehorſamſt ergebenſter
Michaelis

13.

Käſtner an Möſer.

Göttingen, den 9. Decemb. 1772.

Ew. — nur zu ſchreiben, um Ihnen meine Hochachtung zu verſichern, habe mich nie überwinden können, weil mir dieſes gerade ſo vorkömmt, wie wenn man einen ehrlichen Mann, der eben im Trinken begriffen iſt, beim Ermel zupfen läßt, daß er abſetzen, und ſich umſehen muß, wer am andern Ende der Tafel ſeine Geſundheit trinkt.

Jetzo aber glaube ich Ew. — ſelbſt ein Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen den Herrn Hollenberg empfehle, deſſen Sie ſich ſchon auf eine ſo edle Art angenommen haben.

Durch den Tod ſeines Vaters leiden die Wiſſenſchaften einen größern Verluſt, als ſie durch den Tod manches Profeſſors leiden würden. — Von den großen Fähigkeiten und dem brennenden Eifer dieſes jungen Menſchen ließ ſich deſto mehr erwarten, da er bei dem Kopfe auch die Hände zu brauchen geſchickt iſt, und alſo in praktiſcher Anwendung der Mathematik ungemein brauchbar würde geworden ſein. Denn die Leute, die Kopf und Hände zugleich brauchen können, ſind noch immer ziemlich ſelten, da ſich ſeit dem ehrwürdigen Urſprunge der vier Facultäten in den Zeiten, da man vier Elemente, vier Monarchien, und was weiß ich wieviel Quaterniones Imperii? hatte, die Gelehrten den Kopf zugeeignet und die Hände den Handwerkern überlaſſen haben; obgleich zur Ehre unſerer Zeiten jetzo viel Gelehrte die Hände auch recht gut zu brauchen wiſſen, und zwar mit noch weniger Kopf als die Handwerker.

Ob es möglich iſt, daß Herr Hollenberg ſich noch, ſeinem Triebe gemäß, in den Wiſſenſchaften, durch die er nützlich werden würde, vollkommner machen kann, das

wird auf ſeine Glücksumſtände ankommen, und Ew. — Schutz wird darein den beträchtlichſten Einfluß haben. —

Abraham Gotthelf Käſtner.

14.

Göthe an Frau von Voigts.

Madame!

Man ergötzt ſich wohl, wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet; ſollte denn das Publicum härter, untheilnehmender als ein Fels ſein? Schändlich iſt's, daß die garſtigen Recenſenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.

Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotiſchen Phantaſien Ihres Vaters, die durch Sie erſt mir und hieſigen Gegenden erſchienen ſind. Ich trage ſie mit mir herum; wann, wo ich ſie aufſchlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele.

Empfehlen Sie mich Ihrem Hn. Vater, nehmen Sie dieſen Gruß ſo mit ganzem Herzen auf, wie ich ihn gebe, und laſſen ſich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Madame

Dero

Frankfurt am Main, d. 28. Dec. 1774.

ergebenſter
Goethe.

15.

An den Geh. Kriegsrath Urſinus in Berlin.

Osnabrück, den 24. December 1776.

Wie ſehr Vieles werden Sie nun, freundſchaftlicher Mann, von der guten Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen müſſen, da ich Ihnen offenherzig geſtehen muß, daß ich der Verfaſſer der von Ihnen ſo ſehr bewunderten Stücke nicht bin *), und als Reimer noch in's medium aevum der deutſchen Dichtkunſt gehöre, ob man mir gleich die unverlangte Ehre angethan hat, einige Lieder, die ich gewiß vor 30 Jahren geſungen, ich weiß nicht in welchen Almanach der neuern Muſen aufzunehmen.

Oft habe ich aber gewünſcht, daß ein Bürger unſere alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen ſo kräftig ſind und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geſchmacklos findet, behandeln möchte. Oft habe ich den h. Petrus mit dem gedoppelten Schlüſſel und andre Maſchinen der chriſtlichen Mythologie, welche in dieſen Erzählungen, ſo wie überhaupt alle Götter in dem erſten Fortgange der Dichtkunſt, ſo

*) Herr Urſinus beſchäftigte ſich damals mit der Herausgabe ſeiner „Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart," welche im Jahre 1777 heraus kamen. Er hatte Möſern um Beiträge erſucht, und ſich auf einige Gedichte in einem Muſen-Almanach berufen, welche mit M. unterzeichnet waren, und die von Verſchiednen Möſern waren zugeſchrieben worden. — Zugleich hatte Herr Urſinus, um eine Probe ſeiner Arbeit zu geben, die von ihm überſetzte ſchöne Ballade von der Beichte der Königin Eleonore beigelegt, welche in jener Sammlung gedruckt ſteht, und wovon M. gegen das Ende dieſes Briefes redet. N.

gute Dienste thun, bewundert. Und so ist es mir ein ausnehmendes Vergnügen gewesen, daß Sie den Geschmack unserer Nation hierauf vorbereiten wollen.

Eine dieser Volkserzählungen, worin Petrus einem Schneider zuläßt, ein Bein von Gottes Fußschemel auf seinen diebischen Kameraden herabzuschleudern, und Gott, wie er nach Hause kommt und die Ursache erfährt, ihm das Wanne! Wanne! zuruft, wenn ich so hastig wäre wie du! bringt eine der wichtigsten Religionswahrheiten dem gemeinsten Manne vor Augen; und der sinnliche gemeine Ausdruck kann schwerlich höher getrieben werden, so sehr auch übrigens gegen die Regel ne Deus intersit gefehlt worden; wenn man die Zeiten, wo die Götter noch leichtfertig bei der Hand waren, mit den unsrigen, wo die Wunderwerke sparsam sind, vergleichen darf.

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unsern Volkserzählungen also schließt:

Er sprach: Geh hin, ich sprech dich los
Des schweren Sündenfalls;
Doch saß ich nicht an Gottes Statt,
Ich bräche dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigene der Ballade, welche Sie mir zur Probe überschickt haben, aber doch auch ihren Werth, und nicht den Fehler der englischen, welche bei der Beichte einen Zuhörer und wohl gar einen Laienbruder duldet. Einem unkundigen Lutheraner wird es auch nicht sogleich einleuchten, warum die Königin ihre Sünden, nach heutiger Art zu reden, einem fremden Mönche in die Kappe schüttet. *)

Diese Fehler des Originals hat aber der Uebersetzer nicht zu verantworten, als welchem ich wegen der Manier

*) Den Grund der Ohrenbeichte an fremde Geistliche hat Möser selbst angegeben, in dem Aufsatze: Noch etwas über die Geburtsrechte. N.

ſowohl als wegen des Coſtums die vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren laſſe. — Sollte aber im Original die Abſolution nicht etwas mehr mit einem alten Formular übereinkommen als die deutſche?

Der Eifer des h. Auguſtins, der Concilien und Capitularien gegen die Balladen, welche zuerſt in sollennitatibus sanctorum geſungen wurden, halte Sie nicht ab, das Publicum mit der angekündigten Sammlung zu beſchenken!

Möſer.

N. S.

Mit einigen alten Minneliedern könnte ich Ihnen noch dienen. Sie ſind aber ſehr unleſerlich, indem das Pergament, worauf ſie geſchrieben, einige hundert Jahre zu Umſchlägen alter Rechnungen gebraucht worden. Keines davon befindet ſich in den bisher gedruckten Sammlungen; und beſonders finden ſich einige darunter vom K. Heinrich, deſſen blühender Stil aus dem einzigen Stücke, was ſich voran in der Maneſſiſchen Sammlung findet, ſogleich kenntbar iſt. Der Anfang iſt:

Owe herzeliker Leyde
De ick sende tragen muſs
Owe lichter Oghen weide
Wanner wird mir sorgen Buſs
Wanner soll din roter Mund mich lachen an
Und sprechen: O du selig man
Was du wilt das sy gethan!

16.

An Denſelben.

Osnabrück, den 12. Juli 1777.

Würdiger lieber Herr (Stylo vetere)!

Bei Durchleſung der mir gütigſt zugeſandten ſchönen Balladen habe ich es mehrmals bedauert, daß wir Deutſchen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweiſen haben; ſie würden mir lieber ſein als die Knochen aller 11000 Jungfern zu Cölln. Unſtreitig haben unſre Vorfahren auch geſungen, und zwar gut, weil Karl der Große es werth hielt, ihre Lieder zu ſammeln. Allein überall, wo das Hof- und Stadtleben, was immer neue und koſtbare Ergötzungen erfordert, zu früh angefangen hat, haben ſich jene ländlichen Luſtbarkeiten verloren. Ein alter Than, der jährlich die Vaſallen ſeines Clans einmal zur Tafel hatte, mochte froh ſein, ſeine Gäſte nach der Mahlzeit mit einer Ballade zu unterhalten; und die Sänger, welche ihr altes Lied wiederholten, hatten hier ſo leicht nicht zu beſorgen, daß man ihrer müde würde, indem ſie des Jahrs vielleicht nur einmal in ihrem Kreiſe herumkamen. Aber an Höfen und in Städten hört man ein Lied leicht zu oft, und Jeder, der für ihr Vergnügen arbeitet, ſinnt auf etwas Neues und Koſtbares. Man lacht hier über den Landjunker, der ſich noch an einer fahrenden Oper ergötzt, und dieſer ſchämt ſich der Natur und — der Ballade, bis er, des Hof- und Stadtlebens ſatt, in ſein altes Bergſchloß zurückkehrt, und noch einmal vor ſeinem Ende ſich an den alten guten Zeiten ergötzt. Dieſes ſcheint mir die Urſache zu ſein, warum ſich in den ſchottiſchen Gebirgen von der alten Dichtkunſt mehr als in allen andern Ländern erhalten hat. Doch hat man auch in Frankreich noch einige, wie die Chatelaine de St. Gilles und die Romance von D. Ancassis et

de Nuolette, welche 1760 zu Paris unter dem Titel Les amours du bon vieux tems herauskamen. Die letztere ist eine fahrende Oper, worin nach jedem Gesange die Erzählung der Geschichte in Prosa fortgeht, und durch ein mimisches Spiel unterstützt wird. Dergleichen geschah auch bei den Balladen, wie man aus den Schlüssen verschiedener Kirchenversammlungen schließen muß.

Doch warum schreibe ich dieses dem Manne, der dieses besser als ich weiß? Aber was thut man nicht, um seine dankbare Aufmerksamkeit zu zeigen?

Die Ausführung des Hrn. Chodowiecki in dem Titelkupfer ist schön, aber an Erfindung nicht reich genug; es herrscht eine einförmige Aufmerksamkeit darin, und ich hätte wenigstens gewünscht, daß einer von den Zuhörern mich angeblickt hätte, um mich mit seinen Augen zu fragen, ob das nicht vortrefflich sei?

In der Vorrede ist der Name Dugdale verdruckt; und das Doomsday-book ist nicht sowohl ein Lehnsprotokoll, als die verbesserte Reichs-Lehns-Matrikel, oder vielmehr der moderirte Anschlag aller Kronlehen, worin enthalten ist, mit wie vielen Reisigen und Gewapneten jeder Kronvasall erscheinen soll. — Schon wieder eine pedantische Note! — Von der Uebersetzung selbst sage ich nichts, als daß sie mir sehr gefallen hat.

Die Volksgeschichte, der ich letzthin erwähnte, ist ungefähr folgenden Inhalts. Ein Schneider kömmt vor den Himmel — Petrus weiset ihn ab — endlich erhält er ein Plätzchen hinter der Thür, wo man ihn nicht sieht. Der liebe Gott mit seinen heiligen Engeln geht einmal spaziren — der Schneider bedient sich der Gelegenheit, den Himmel und Gottes Thron zu besehen. Vor demselben ist eine runde Oeffnung, wodurch Gott Alles sieht, was auf Erden geschieht — der Schneider guckt durch — sieht seinen Kameraden stehlen — reißt in der Eile ein Bein vom Thron,

und schleudert es ihm auf den Kopf. — Der liebe Gott kommt wieder — sieht den Mangel des einen Beins — es kann es Niemand als der Schneider, der allein da gewesen, gethan haben — er wird vorgefordert, und bekennet, was und warum er es gethan. — Darauf sagt der liebe Gott zu ihm: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir auf Erden ergangen sein?“ *)

Das Vehiculum mit der Himmelsthür und dem h. Peter wird auf diese Weise von den gemeinen Leuten sehr gebraucht; es ist ein Werk der heiligen Mythologie, und es ist eine Zeit gewesen, wo mehrere Heiligen, deren Character dem Volke intuitiv war, eben die Dienste thaten, wozu man, nachdem die schönen Wissenschaften wieder aufkamen, die griechischen und römischen Götter gebrauchte. —

Die deutschen Lieder, wovon keines in der Manessischen Sammlung, der einzigen, die wir haben, steht, erfolgen in der Urkunde hiebei. Wenn Sie solche nicht gebrauchen sollten, so erhalte ich sie gelegentlich wieder zurück. Das eine Lied: Twivle nich du leweste myn, ist vielleicht das einzige westphälische Minnelied, was wir haben; es ist zwar nicht eigentlich in unsrer Sprache, aber es hat doch besondre Provincialismen, welche sich in allen andern nicht finden. Der Nachtwächter in dem Stücke: Ich singe und sage, es ist an dem Tage, hat verschiedene Nachahmungen unter den gedruckten Minneliedern. **)

Der Raum verbietet mir ein Mehreres zu schreiben. Leben Sie also wohl!

Möser.

*) Man s. den Aufsatz: Ueber den sogenannten Aberglauben unsrer Vorfahren. N.

**) Man s. Patriot. Phantasien, Th. 3. N.

17.

Der Geſchichtſchreiber Schmidt an Möſer.

Würzburg, den 15. März 1790.

Des Herrn Statthalters von Dalberg Excellenz haben mir Dero in Betreff meiner Geſchichte an Sie (Ihn) erlaſſenes Schreiben überſchickt. Ew. — werden ſich nicht leicht vorſtellen können, wie angenehm einem ein ſolches Urtheil fallen muß, wenn man in einer Gegend lebt, wo wahre Kenner in dieſem Fach ſo ſelten ſind, und wo man im Gegentheil noch beſorgen muß, von Cabalen und Parteigeiſt chicanirt und gequält zu werden. Gott ſei Dank! bis daher iſt noch Alles ruhig vorbeigegangen. Ich werde demnach auch fortfahren, blos nach meiner Ueberzeugung zu ſchreiben.

Ew. — haben vollkommen Recht, wenn Sie glauben, daß mir Dero Entwurf der Osnabrückiſchen Geſchichte nicht entgangen. Nur Schade! daß ein Werk von ſolcher Stärke und Neuheit der Gedanken, beſonders ſolchen, die auf eine Menge von Sachen Licht verbreiten, nicht weiter geführt iſt. Auch die Patriotiſchen Phantaſien habe ich mit einem außerordentlichen Vergnügen geleſen. Möchten doch mehrere Männer in Deutſchland, die ſelbſt Einfluß in die Regierung beſonderer Länder haben, nur hie und da etwas zu Papier bringen! wie ungleich größern Vortheil würde man daraus ziehen können, als aus den Schriften ſo vieler Univerſitätsſtatiſtiker, die ſich ſo ſehr in Deutſchland anhäufen! — Einige Bemerkungen, z. B. die Grundſätze der Engländer in Betreff der Hanſe, waren mir bei Durchleſung der dahin einſchlagenden Urkunden ganz entwiſcht. Ich habe es demnach blos Ihnen zu danken, daß ich nun in dieſer Sache klärer ſehe als zuvor. Daß die gute Zeit Deutſchlands jene war, da das Fauſtrecht

im Gang war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig laſſen werden. Was wird doch noch wohl bei ſo weniger Harmonie der Regenten, bei ſo ſehr in einander laufendem Intereſſe der verſchiednen Glieder des Reiches, bei ſo ſchlechter Commercialverfaſſung und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen aus Deutſchland werden! Eines iſt mir dabei das Unausſtehlichſte, daß, da endlich die Theologen ausgezankt haben, und überhaupt duldſam werden, nun die ſogenannten Publiciſten die Verbitterung zwiſchen den verſchiedenen Religionsparteien nicht allein unterhalten, ſondern noch vergrößern. — Die Bemerkung wegen der Alemannier und Baiern habe noch nicht Zeit gehabt zu prüfen, da mich der Verleger wegen friſchen Manuſcriptes plaget; ich werde aber zu ſeiner Zeit nicht verſäumen, Gebrauch davon zu machen. Wollen mich übrigens Ew. W. unter Dero Freunde zählen, ſo wird mir dieſes einer der angenehmſten Verfälle meines Lebens ſein.

M. J. Schmidt.

18.

Frau von Voigts an Goethe.

Theuerſter Herr Geheimerrath.

Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden, und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein ſo ſehr er dem Könige ſein Urtheil zu gute hält, ſo ſehr ärgerte er ſich über das Nachbeten ſolcher Leute, die unendlich weniger als der König zu beſorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lection zu ſtudiren. Und

im Eifer warf er seine Gedanken auf's Papier, das ich hiebei übersende. Er ist selbst nicht völlig mit seiner Arbeit zufrieden, weil seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten. Indessen werden Sie seine Gesinnungen und seinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken. Ich wünsche, daß es Ihnen als ein Merkmal seiner wahren Hochachtung gefallen, und zugleich diejenige in Ihrem Andenken erhalten möge, die in dem unbeachtetsten Winkel des Erdbodens beharrt —

— — — — —

Immer behalten wir Weiber das Wichtigste bis zum Postscript — und das geschiehet auch hier, nämlich die Bitte um Ihr Schattenbild. Freilich hab' ich's in meiner kleinen Sammlung; allein von Ihnen selbst würde es mir theurer sein, und auch gewiß, daß es Ihnen ähnlich wäre. Wären Portraits so geschwind zu machen wie ein Schattenriß, so bäte ich um dies. Denn nach meinen Gesinnungen für Sie verdiente ich's — nun will ich mich mit dem letztern begnügen. So viel sage ich Ihnen — wenn Möser und seine Tochter jemals nach Weimar hinkommen, so geschieht's, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt.

* * *

19.

Goethe's Antwort.

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt,

und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land geleckt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein Anderer den Brennpunkt, und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.)

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrod einlädt, und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Versuchen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders das sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, um-

serer Litteratur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehn haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.

Wenn der König meines Stücks in Ehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas schicken, das weniger Fläche ist. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters; doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist und ohnausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu diesem Briefe gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünscht wäre, die Sie mir oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar, den 21. Juni 1781.

Goethe.

20.

Goethe an Frau von Voigts.

In meinem letzten Briefe verſprach ich Ihnen auf das baldigſte ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde als eine Silhouette nicht ſein kann. Gegenwärtig ſteht eine Büſte eingepackt da, und wünſcht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeiten im Transport fürchte, ſo bitt' ich um eine Adreſſe nach Osnabrück, wohin der Kaſten abgeliefert werden kann. Leben Sie wohl! Diesmal nicht mehr von einem überhäuften.

Weimar, den 31. Juli 1781.

Goethe.

21.

Derſelbe an Dieſelbe.

Sie ſind gütig, mir oft ein Zeichen Ihres Andenkens zu geben.

Danken Sie Ihrer fürtrefflichen Fürſtin für den Antheil, den ſie an meinem Daſein nehmen will. Sehr lieb wäre es mir, mich durch Sie beſſer kennen zu lernen. Sagen Sie ihr: Sie könne verſichert ſein, daß ich mir's in der Welt ſauer werden laſſe.

Das Leben P. Bernhards von Weimar, das ich zu ſchreiben unternommen hatte, liegt, mit vielen andern Anſchlägen, auf der Seite. Vielleicht kann ich einen geſchickten Mann, den wir jetzt in der Nähe haben, veranlaſſen, es nach meinem Plane zu ſchreiben.

Hrn. v. H. grüßen Sie. Es iſt mir immer erfreulich, wenn ich ſehe, daß die Unarten meiner vorigen Zeiten keinen

so üblen Eindruck bei den Menschen zurückgelassen haben als ich wohl verdient hätte.

Ihrem Herrn Vater schick' ich ehstens von meinen Sachen. Ein Verzeichniß davon bin ich selbst nicht wohl im Stande zu fertigen; es sind so viele Kleinigkeiten.

Leben Sie wohl, und vergessen das versprochene Bild nicht.

Weimar, den 1. März 1782.

Goethe.

22.

Derselbe an Dieselbe.

Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor; und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht.

Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abschrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte sie bald wieder zurück. Ich lege noch eine Kleinigkeit bei, und hoffe zu hören, daß sich Ihr Herr Vater wieder recht wohl befinde. Möchte das versprochene Portrait doch recht balde ankommen, damit ich ihm in dem neuen Quartier, das ich so eben beziehe, seinen Platz anweisen könne.

Weimar, den 5. Mai 1782.

Goethe.

23.

Der Staats- und Cabinetsminister Graf von Herzberg an Möser.

Berlin, den 1. Juni 1787.

Das Schreiben über die Deutsche Sprache und Litteratur und über die Schrift des Königs von dieser Materie, welches Euer Wohlgeb. zugeschrieben wird, ist mir erst seit Kurzem in die Hände gefallen. Es ist mir nicht gleichgültig, sondern sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß ein Mann von so entschiedenem Verdienst, von so großen Einsichten, und ein so wahrer Deutscher in seiner Schrift meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie stimmen in der That mit der Meinung, welche Sie davon hegen, völlig überein, und ich pflichte dem Urtheil, welches Sie von der Schrift des Königs fällen, größtentheils bei. Ich kann es um so mehr mit Wahrheit und erweislich thun, da ich zu der Schrift des Königs von ungefähr Anlaß gegeben, er sie eigentlich an mich gerichtet, und ich ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen gethan, um ihm einen bessern Begriff von der Deutschen Sprache und Litteratur und auch selbst von seiner Nation beizubringen. Die besondern Umstände davon habe ich in einer kleinen Nachricht für mich selbst, für die Nachkommenschaft, und für einige deutsche Freunde aufgesetzt, die ich aber bei des Königs Leben nicht in fremde Hände kommen lassen wollte. Da ich weiß, daß Niemand den Werth von dergleichen Nachrichten besser empfindet als Eure Wohlgeb., so habe ich mir die Freiheit genommen, Ihnen diesen gedruckten Aufsatz durch den jungen Herrn von Fürstenberg zu überschicken, und dieser hat selbigen dem Herrn Rath Helwing aus Lemgo mitgegeben, um ihn weiter an Sie zu befördern. Dieser Schrift (welche ich mir nach geschehener Durchlesung zu-

rück erbitte) habe ich drei kleine Reden oder Abhandlungen beigelegt, welche ich allhier an den drei letzten Geburtstagen des Königs in der Academie vorgelesen, und deren Endzweck vornehmlich dahin geht, den Nationalgeist der Deutschen, besonders der nordischen, mehr zu erheben, und sich selbst mehr kenntbar zu machen, wie der jetzt hier anwesende bekannte Abt Raynal öfters sagt: Ihr Deutschen wißt nicht genug, was ihr seid; — wiewohl unsere junge Deutsche nur zu viel davon wissen. Ferner nehme ich mir die Freiheit, Eurer Wohlgeb. bei eben dieser Gelegenheit ein merkwürdiges altes Landbuch oder Catastrum der Mark Brandenburg zu überschicken, welches vermuthlich in Ihrer Gegend wenig bekannt ist, welches ich bloß für Andere, die mehr Zeit als ich haben, abdrucken lassen, und dessen Werth und Nutzen Niemand besser beurtheilen kann als der Geschichtschreiber von Osnabrück. Ueberdem glaube ich auch, dafern ich es nicht vergessen, die letzte Schrift des hiesigen Hofes in der Baierischen Erbfolgesache beigelegt und Ihnen überschickt zu haben, weil sie nur kurz vor dem Teschener Frieden herausgekommen und wenig bekannt geworden. Da ich die erste Hofschrift, das Exposé des motifs etc. aus leicht zu erachtenden Ursachen in französischer Sprache abfassen müssen, so habe ich diese letzte Hauptschrift hauptsächlich für Deutsche gemacht, und lediglich die Absicht gehabt, zu überzeugen, wahr, deutsch, rein und kurz zu schreiben. Ob ich diesen Endzweck einigermaßen erreicht, ob der König nicht in der Baierischen Erbfolgesache sowohl als bei der letztern Münsterschen Coadjutorie-Wahl sich als einen wahren deutschen Patrioten und als einen ächten Staatsmann gezeigt, und ob dadurch nicht der hiesige Hof den Beifall und das Vertrauen von Deutschland und von ganz Europa verdient, darüber wünschte ich von Niemand mehr ein aufrichtiges Urtheil zu vernehmen als von einem Möser. Ich habe damals in den Schreiben

die ich im Namen des Königs an den Kurfürſten von Cöln und an die beiden Domcapitul von Cöln und Münſter geſchrieben, und welche E. W. vermuthlich geleſen haben werden, ihnen deutlich genug geſagt, daß der König alle Wahl in dem Erzhauſe Oeſtreich ihnen nachtheilig hielte, und daß er ihre wahre Freiheit durch alle dem Reichs- und Völker-Rechte gemäße Mittel unterſtützen würde, wenn ſich die Mehrheit der Stimmen gegen einen fremden Fürſten erklärte; daß er aber dieſe Mehrheit der Stimmen erkaufen ſollte, wie Viele wollten, ſolches war unſerm Staatsſyſtem weder angemeſſen, noch nothwendig. Der hieſige Hof hat auch niemals dergleichen Mittel gebraucht, und ich kann nach meiner Denkungsart nicht dazu rathen.

Eure W. werden ſich vielleicht wundern, daß ich Ihnen ohne perſönliche Bekanntſchaft ſo frei ſchreibe und ſo unerhebliche Schriften ſchicke. Es geſchiehet auch bloß, um die gute Meinung von meinen Grundſätzen, welche Sie in einer öffentlichen Schrift zu bemerken mir die Ehre gethan, einigermaßen zu rechtfertigen, Sie von dem wahren Urſprung der königl. Schrift zu unterrichten, und dabei mir die Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihnen durch eine unmittelbare Zuſchrift meine für Dero Perſon hegende wahre Hochachtung bezeuge. —

E. F. von Herzberg.

24.

Hegewiſch an Möſer.

Kiel, den 31. October 1793.

Wohlgeborner

hochzuverehrender Herr Juſtizrath.

Als ich das letzte Manuſcript zur Geſchichte der fränkiſchen Monarchie zum Druck hergeben ſollte, wurde ich

durch verſchiedene Umſtände, zum Theil ſehr unangenehmer Natur, genöthigt, meine dahin gehörigen Papiere und Zettel durch einen Menſchen, auf den ich mich verließ, in Ordnung bringen und abſchreiben zu laſſen. Ich hatte keine Zeit, ſie vorher, ehe ſie zum Druck abgingen, durchzuſehn. Dadurch wurde eine Anmerkung, die ich zu meiner eignen Notiz auf einen Zettel hingeworfen hatte, mit abgedruckt, die ich weder dazu beſtimmt, noch ſo, wie ſie gedruckt iſt, abgefaßt hatte. Erſt lange nachher, da mir dieſe Stelle gedruckt vor Augen kam, erſchrak ich — dies kann ich mit Wahrheit verſichern — über dieſen contrecoup, der alle die kleine Freude, die mir die gute Aufnahme des Werks verurſacht hatte, vereitelte. Ich eilte bei der erſten Gelegenheit, den Fehler ſo viel möglich wieder gut zu machen, durch eine Anmerkung in der Geſchichte Maximilians I., die aber Ew. Wohlgeb. wohl nicht zu Geſichte gekommen ſein mag. Indeſſen, nachdem ich lange darauf geſonnen, wie ich Ew. Wohlgeb. am beſten überzeugen könnte, wie gern ich jene Stelle vertilgen, und wie gern ich der ganzen Welt meine große Verehrung gegen Sie auf's lauteſte bezeigen möchte, habe ich endlich mich entſchloſſen, ohne weitere Umwege den Schritt eines freimüthigen und ſeiner redlichen Abſichten ſich bewußten Mannes zu thun, Ihnen dieſe unintereſſirte, offenherzige Erklärung zuzuſenden, und Sie zu bitten, meiner Verſicherung, die ich Ihnen hiemit gebe, zu glauben, daß ich mir zum Zuwachs meiner gegenwärtig glücklichen Lage vorzüglich wünſche, mir die Rückkehr Ihrer ehemaligen gütigen Geſinnungen erwerben zu können.

Wenn mein Schreiben dieſe glückliche Wirkung haben ſollte, ſo wird es Ew. Wohlgeb. vielleicht nicht unangenehm ſein, daß ich von meinen jetzigen Umſtänden noch ſo viel hinzufüge: Sie ſind ſo gut, wie ich ſie ſelbſt vor der Kataſtrophe von 1775 bei meinen damaligen großen Ausſich-

ten kaum erwarten konnte. Ich genieße aller der Conſideration, die man auf einem ehrenvollen Poſten wünſchen kann. Ich lehre mit viel Beifall; ich habe mein hinlängliches Auskommen, und auch häusliche Glückſeligkeit iſt mir beſchieden. Bernſtorf iſt mein Gönner, der Kanzler Cramer mein Freund. Das ganze Schimmelmanniſche Haus, insbeſondere die Gräfin B., erweiſet mir viel Freundſchaft. Auf unſrer Univerſität leben die Profeſſoren ſehr geſellſchaftlich, und hier iſt viel gemiſchte Geſellſchaft. — —

Ich werde, vielleicht ſchon künftigen Sommer, eine Umarbeitung der Geſchichte Karls des Großen und der fränkiſchen Monarchie herausgeben. Ich werde mich beſtreben, mit den Veränderungen Ew. Wohlgeb. Beifall zu erhalten.

Ich bin mit großer und wahrer Verehrung,

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſter Diener
D. H. Hegewiſch.

25.

Möſer an den Rath Becker in Gotha. *)

Den 29. Juni 1796.

Gern will ich Ew. patriotiſche Bemühungen durch meine Unterſchrift unterſtützen und Mehrere dazu aufmuntern; aber etwas, das Sie aus der Fülle Ihres Geiſtes und Herzens hervorbringen, noch zu verbeſſern, wage und verſpreche ich in meinem 66. Jahre nicht, beſonders da mir allerhand Nervenzufälle alles anhaltende Nachdenken beſchwerlich machen.

*) Abgedruckt aus Hrn. Schlichtegroll's Necrolog, 1794. Zweite Hälfte, S. 272.

Eins will ich jedoch erinnern. Die Behauptung derjenigen, welche sich der besondern Aufklärung des Landmanns entgegen setzen, worunter ich mit gehöre, ist nicht von allen Seiten dargestellt. Diese sagen: Diejenigen, welche, wie ein General Zieten oder ein Capitän Cook, durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geschickter an, und wirken mächtiger als Andere, die durch schriftlichen oder mündlichen Unterricht gezogen sind; und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle steht, kann alles, was er in seiner Sphäre gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkstätte der Natur wird daher noch selbst einer Realschule mit Recht vorgezogen; und auf die Dauer gleicht die Sprache nur dem Gelde, wodurch keine neuen Waaren in den Handel kommen *), sondern nur die darin vorhandenen bezeichnet werden.

Ew. haben dieses selbst zugestanden, indem Sie Ihr Noth- und Hülfs-Büchlein äußerst zweckmäßig eingerichtet,

*) Die Vergleichung der Sprache mit dem Gelde führt weiter, als mein Freund Möser in dem Augenblick dachte, da er dieses schrieb. Allerdings entstehen durch das Geld neue Waaren, und der Handel ward dadurch erst geschaffen. Ehe Geld da war, konnte bloß das Land angebauet werden, und nur so weit als das Angebaute zu nützen war. Wer kein Land hatte, mußte hörig oder leibeigen oder im Gefolge sein, konnte nie durch eigenen Trieb seine Geisteskräfte ganz entwickeln. Erst durch's Geld entstand Handel, Künste, Industrie, eine Menge neuer Bedürfnisse und neuer Waaren. So ist's auch mit der Sprache, und dem Unterricht durch die Sprachen. Durch die Entwickelung der Begriffe werden die Menschen von der Leibeigenschaft der Vorurtheile befreiet, wonach sie ehemals selbst verlangten, der sie aber nicht mehr bedürfen, wenn sie Ursachen und Wirkungen kennen lernen, und ihre Handlungen danach einrichten. Aber so wie Circulation nur das Geld nützlich macht, und Circulation nicht statt findet, wenn das Geld nicht bei jeder Verände-

und ſolches auf Dinge eingeſchränkt haben, die dem Landmanne nützlich ſind, aber ihm in ſeiner Sphäre nicht vorkommen. Dieſes war auch der einzige wahre Geſichtspunkt, worin die Sache geſtellt werden mußte, und das Geſchichtchen von dem Erhenkten, dem an dem Baume zur Ader gelaſſen wurde, wird mehr wirken als der mitberührte Unterricht in der Religion, der, ſo vortrefflich und ſchön er auch iſt, den Landmann doch nur auf die Gränze der Metaphyſik bringt, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen. Keiner trägt ein Unglück ſtandhafter als der Landmann; keiner ſtirbt ruhiger als er; keiner geht ſo geradezu in den Himmel, wie dieſer; und warum? weil ſeine Tugend nicht auf Sylben, ſondern auf Totaleindrücken der Schöpfung, die er ſo wenig in deutliche Begriffe auflöſen als mit Worten bezeichnen kann, beruhet. Bei der Anatomie der Totaleindrücke geht Vieles von dem Eindruck des Ganzen verloren; und der Mann, der von dem Anblick der wohlthätigen Schöpfung überwältiget, auf ſein Antlitz niederfällt und verſtummet, drückt mehr Dank aus als ein anderer, der ſein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen endlichen Zahlen verrechnen kann. Die Wiſſenſchaft des letztern iſt Luxus der Seele; und dieſer kann ihn mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts ſo ſehr ſchmeichelt als die Vielwiſſerei. —

Jedoch Ew. werden dieſes ſelbſt beſſer einſehen, als ich es vorſtellen kann, und entweder dieſem Einwurfe noch begegnen, oder denſelben als erheblich und ſo weit gelten laſſen, als er mit Recht gelten kann. Verzeihen Sie u. ſ. w. —

Möſer.

---

rung ein Zeichen einer thätigen Induſtrie iſt, ſo iſt's auch mit den Begriffen, durch die Sprache hervorgebracht. Sie wirken nichts, wenn ſie bloß aus einem Munde in den andern unthätig hin- und hergehen; ſie nützen nur, wenn ſie thätig machen. N.

26.

Zimmermann an Möſer.

Hannover, den 22. Juli 1790.

Mit der tiefſten Beſchämung wage ich es, mein geliebter und höchſt verehrter Herr Geheimer Juſtizrath, Sie an mich zu erinnern, da ich einen Brief, mit dem Sie mich den 1. Februar 1789 beehrt haben, erſt heute beantworte, und Ihnen die Schrift des Herrn Freſſon, die ich damals von Ihnen erhielt, erſt heute zurückſchicke.

Aufrichtig und ehrlich geſtehe ich Ihnen, daß ich in der ſchrecklichſten Verlegenheit war, ſo oft ich an die völlige Unmöglichkeit dachte, mich mit Ihnen über einen Gegenſtand zu unterhalten, von dem ich nicht nur gar keine Erfahrung, ſondern auch wirklich keine Begriffe habe.

Herr Freſſon ſagt (pag. 81), man müſſe einen Maulwurf männlichen, nicht weiblichen Geſchlechts langſam in der Hand todt drücken; und dann haben die Finger dieſer Hand in der Zukunft die Kraft, indem man den Puls eine Weile damit befühle, das Fieber zu heilen und die Verdauung gar ſehr zu befördern. — Aufrichtig geſtehe ich, daß mir die Schrift des Herrn Freſſon aus der Hand fiel als ich dieſes las.

Aber eigentlich wollten Sie, mein geliebter Herr Geheimer Juſtizrath, mich bloß mit demjenigen bekannt machen, was Freſſon von ſeiner Erfahrung d'une attitude und von ihrem mannigfaltigen Nutzen in Krankheiten ſagt. ~~Höchſt merkwürdig war es mir freilich~~, daß Sie mir bezeugten: Ihre Erfahrungen kommen völlig mit den Erfahrungen des Herrn Freſſon überein. Ich verſtand dies ſo: daß Sie bei Krampfanfällen von dieſer attitude eben die Vortheile hatten, die dieſer Mann nicht eben in dieſen Uebeln, ſondern in vielen andern verſpricht. Dies giebt

allerdings, nicht gerade der Schrift des Herrn Freſſen, ſondern Ihren eignen Verſuchen und Erfahrungen einen hohen Werth. Mit innigſter Rührung las ich auch in Ihrem Briefe vom 1. Februar 1789 die Worte: daß Sie dieſen Verſuchen und Erfahrungen zufolge mit dem Frühlinge einer neuen Jugend entgegenſehen. Dies war mir genug. Ich dankte Gott für die Heiterkeit Ihrer Seele, und freute mich, daß Sie ein ſo leichtes Mittel gefunden haben, dieſelbe zu erregen und zu unterhalten.

Dies iſt alles, was ich hierüber ſagen kann. Meine ſchwachen Augen ſehen nicht weiter.

Alles, was ich von Ihnen, mein geliebter Herr G. J. R., im vorigen Jahre durch meine Frau hörte, und alles, was man mir jetzt von Ihrem heitern und glücklichen Alter erzählt, macht mir eine unbeſchreibliche Freude.

Das Andenken der Liebe, mit der Sie mich und meine Frau im November 1788 auf einer ſchrecklichen und angſtvollen Reiſe in Ihrem Hauſe und im Schooße Ihrer liebevollen Familie aufnahmen, iſt eine der angenehmſten Erinnerungen meines Lebens. Noch fühle ich aber auch den Schmerz, mit dem ich Sie bald darauf, an Ihrem Geburtstage, im Bette liegen ſah. Dank und Liebe für Sie und für Ihre Frau Tochter wird nie bei mir erlöſchen. Alles, was ich damals auf meiner Reiſe litt, ward durch den Abend vergütet, den ich im November 1788 an Ihrer Seite zubrachte. Einen ſolchen Abend habe ich ſeitdem nicht gehabt.

Meine Frau empfiehlt ſich nebſt mir Ihnen, mein theuerſter Herr, und Ihrer Frau Tochter, mit der zärtlichſten und innigſten Verehrung, mit unſterblichem Danke, und mit den liebevollſten Wünſchen für Ihre Wohlfahrt.

J. G. Zimmermann.

27.

Fragment eines Briefes von Möser.

(Ohne Anzeige: an wen, und wann er geschrieben ist.)

Euer Wohlgeboren können versichert sein, daß mir eine freundschaftliche Kritik angenehmer sei, als das unbedingte Lob, welches man jetzt Manchem aus Bequemlichkeit, um das Werk nicht zu lesen, oder aus Parteilichkeit nur gar zu willig ertheilet. Und Niemand hat auch in der That Ursache, gelehriger zu sein als ich, da ich immer mehr und mehr fühle, daß ich zu spät in die historische Schule gekommen, und besonders in der historischen Kritik zu sehr versäumet bin. Man kann mir aber solches nicht gar zu hoch anrechnen, weil mein Beruf mich zu ganz andern Sachen bestimmet hat, und ich zuerst in dem letztern Kriege, worin ich als Landes-Deputirter mich fast beständig in den Hauptquartieren der Armeen aufhalten mußte, ein historisches Buch zum Zeitvertreibe in die Hand genommen habe. Mancher Typus meiner Geschichte ist im Wagen überdacht, und auf der ersten Station niedergeschrieben. In London kaufte ich mir erst einige Collectiones Scriptorum; und hier war es, wo ich anfing, meine zerstreuten Entwürfe in Ordnung zu bringen. Bei so bewandten Umständen ist es wohl nicht anders möglich gewesen, als daß ich oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen habe. Indeß verlasse ich mich viel auf ein gewisses Gefühl der Wahrheit; und bin darin oft bestärket worden, da ich dasjenige, was mir zuerst bloß möglich geschienen, bei näherer Untersuchung wahr befunden habe.

Eure Wohlgeboren haben mir oft mit Ihren gegründeten Forderungen bange gemacht; und ich hätte gewiß die Feder darüber niedergelegt, wenn mich nicht ein patriotischer Eifer pro libertate privatorum und die Begierde, gewisse

Grundsätze in der Rechtsgelehrsamkeit auszubreiten, bei meinem Vorsatze erhalten hätten. Da mich mein Beruf in die glückliche Verbindung gesetzt hat, daß ich jeden guten Vorschlag zur Wirklichkeit bringen kann, so habe ich es auch gewissermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundsätzen entwerfe und zur Ausübung bringe. — —

Empfindungen bei Mösers Tode.

Möser todt! Der unermüdlich wirkte,
Wie die Götter wirken, eins zur Ruh!
Möser todt! So rufen durch die Lande,
Von der Nordsee bis zum Donaustrande,
Sich die Bessern, die ihn kannten, zu.

O ihr Bessern, die ihr tief im Busen
Faßt und fühlt, was der Verklärte war,
Trocknet eurer Wehmuth heiße Zähren!
Bringt zum Opfer, würdig ihn zu ehren,
Dank und Preis dem großen Schatten dar!

Wie dem Pilger wird, der munterm Schrittes
Durch den Thau der Dämmrung fürder zieht,
Und im ersten, vollsten Tagesschimmer
Rems erhabne, königliche Trümmer
Unabsehbar sich erheben sieht;

Wohl ist's Kummer, Grauen vor dem Wechsel
Aller Größe, was ihn schnell ereilt
Doch wenn, unwillkürlich angezogen,
Jetzt sein Blick von einem Ehrenbogen,
Einem Palast zu dem andern schweift,

Wenn aus den Ruinen der Palaſte
Heil'ge Schauer ihm entgegen wehn,
Und mit dieſem Schauer die Katone,
Brutus Manen und der Scipione
Majeſtatiſch vor ihm auferſtehn;

Wenn das Bild von ihren Götterthaten
Seine ganze Faſſungskraft erfüllt,
Dann verklingt aus ſeiner Bruſt der bange,
Feige Kummer, der mit Feuerdrange
Zur Bewundrung plötzlich überſchwillt;

So erhebt Bewundrung Aller Herzen
Ueber Schmerz und Thränen hoch empor,
Wenn wir unſern Blick vom Sarge lenken,
Und die Thaten des Entſchwebten denken,
Welchen jetzt das Vaterland verlor.

O der Luſt, wenn ſchauernd unſre Seele
Seines Geiſtes Wunderkraft ermißt,
Die mit Adlerflügeln ihn erhöhte,
Daß er fern und ſicher überſpähte,
Was vom Wiſſen wiſſenswürdig iſt!

Dieſes Geiſtes, dem Apollons Gnade
Reichen Dichtergenius verlieh,
Was er überſpähte, darzuſtellen,
Und es klar und lieblich aufzuhellen
Durch das Aetherlicht der Phantaſie,

Der des Franken Witz, des Britten Laune
In die Werke deutſcher Weisheit trug,
Durch Gefühl den Fühlenden entzückte,
Allbezaubernd jedes Herz erquickte,
Das in ſeines Herzens Nähe ſchlug;

Dieſes Geiſtes, der mit ſeiner Fackel
Kühn hinaufdrang zu der Vorwelt Hehn,
Daß wir, da die Nebel niederſchwanden,
Wo die Forſcher ſonſt Ruinen fanden,
Einen hehren, alten Tempel ſehn.

Ha! wer hat die große Kunſt der Herrſcher,
Menſchen zu beglücken, ſo erkannt?
Jedes Staats und jedes Volks Geſetze?
Wer hat dieſer Kenntniß goldne Schätze
Weiſer und getreuer je verwandt?

Woher kommt's, daß wir mit ſolchem frohen,
Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun,
Jetzt, da ganz Europa, tief erſchüttert,
Da ſelbſt England vor Gedanken zittert,
Auf die Lenker unſrer Wohlfahrt ſchaun?

War nicht Er's, —? doch horch! verlorne Stimmen
Klagen durch die nächtlich-öde Luft!
Welch ein Zug! Ein Volk von Grabgefährten
Folgt der heil'gen Aſche des Verklärten
Schwarzverhüllet, langſam zu der Gruft.

Welche Strafgerichte droht der Himmel?
Fragt ein Fremder haſtig, und erbleicht;
Iſt es, Krieg — iſt's Hunger abzubitten,
Daß mit matten, ungewiſſen Schritten
Dieſe Schaar zum Tempel trauernd zeucht?

Fragt's, und mehr denn hundert Finger deuten
Auf die Bahre. „Fremdling, unſer Freund,
Unſer Vater iſt der Erd' entnommen!"
Aufſt der Pilger; aber angſtbeklommen
Seufzt der Landmann himmelauf und weint.

Waiſen, jetzt zum zweiten Mal verwaiſet,
Wanken händeringend an das Grab;
Witwen, — ach! ihr Schützer iſt erblichen! —
Starren ſprachlos auf den fürchterlichen,
Erſten, dumpfen Schaufelwurf herab!

Aller Augen ſtrömen, Aller Kniee
Beben. Strömt, Ihr Thränen, ungeſtört!
Dank und Preis, auch von den goldnen Zungen
Unerreichter Meiſter ihm geſungen,
Ehrt den Todten nicht, wie ihr ihn ehrt.

Register

über die in Möſer's Werken vorkommenden merkwürdigſten Perſonen und Sachen.

A.

Aachen. Begräbniß Carls des Großen daſelbſt. IX, 293.
— Kirchenverſammlung daſelbſt. VI, 243.
— Reichsverſammlung daſelbſt. VI, 178.
Aaron. V, 274.
Aaron Mendez da Coſta. Schreiben an ihn. V, 252 f., 253.
Abaris, Orakel der Scythen. IX, 184.
Abbt, Thomas. X, 65. 93. 141 ff. 145 ff. 151 ff. 183. 203. 217. 218. 221. 224. 226.
Abdeckerei, warum in Deutſchland unehrlich. II, 168.
Abdera, Anekdote von. IV, 86.
Abendmal. V, 265.
Aberglauben unſerer Vorfahren. V, 37. VI, 164.
Ablaßhandel. V, 228.
Abmeierung. II, 115.
— kann dem Hofesherrn nicht überlaſſen werden. III, 309.
— Urſachen derſ. III, 315.
Abraham, Beiſpiel des früheſten politiſchen Lebens. V, 141.
Abſteuer der Töchter der Landbeſitzer. IV, 208. 227. 232.
Acciſe-Firum, Politik, die daraus entſtanden. II, 346.
Accuſations-Proceß, Vorzug deſſelben vor dem Inquiſitions-Proceß. III, 81.
Acht, heimliche, ſ. Freigerichte.
Ackerland im Osnabrückiſchen. VI, 97 f.
Act of navigation. I, 311.
Actie, Bedeutung davon. I, 311.
—, der Bauerhof mit einer verglichen. III, 296.
—, das Reich Gottes darauf gegründet. V, 201.
Adalger, Erzbiſchof von Hamburg. VI, 251. 255.
Adam von Bremen. VI, 162. 324.
Addiſon. V, 31. X, 39 f.
Adel, deſſen Quelle. IV, 260 ff. VI, 22. 38.
—, Beweiſe d. alten. IV, 265 ff.
—, unter Carln d. Großen. VI, 161. 193. 206 ff.

Adel, deutſcher, weshalb bildet er ſich nicht nach dem engliſchen? IV, 256.
—, darf er ſich mit Handlung u. Gewerbe abgeben? IV, 240. 246.
—, über denſelben im Allgemeinen. IV, 257 ff.
—, deſſen Zeichen in China. II, 160.
Adelbert, Erzbiſchof von Bremen. VII 1, 156. 162.
—, Erzbiſchof v. Mainz. IV, 264.
Adele, Aebtiſſin zu Herford. VI, 260.
Adelhard, erſter Abt zu Iburg. IX, 273.
Adelsprobe in Deutſchl. IV, 257.
Adgandeſtrius. IX, 205.
Adhemar, Liebling Kaiſer Friedrichs I., Erfinder des Pfandſpiels. II, 249.
Adolph, Herzog von Cleve. II, 245.
Adolph I., Biſchof von Osnabrück. III, 346. VI, 229. VII 2, 30 ff. 107. 116.
Adolph, Erzbiſchof von Cöln. VII 2, 6. 19. 103.
Adolph, Biſchof von Münſter. VII 2, 191. 195.
Adolph, Herzog von Schleswig. IV, 192.
Adventurers, society of merchants. I, 106. III, 171.
Advocaten-Collegium. I, 371.
—-Zahl, nicht einzuſchränken. III, 196.
Advocatia, Bedeut. d. Worts im Mittelalter. IV, 160. VI, 204 f. 331 f.
— inferior. IV, 272.
Advocatus. I, 384. 391.
— patriae. X, 23.
Aedui. X, 60.
Aegyptiſche Prieſter. IX, 183. 199.
Afterß, od. Afle=foetura. VII 1, 96.
Aftergrafſchaften. VII 1, 159.
Agathias. VI, 44. 109.
Ahnen. IV, 264.
Alanen. VI, 111.
Alberich, oder Elverich, Biſchof von Osnabrück. VII 1, 23. 100 f. 128. 142.
Alberoni, Cardinal. Testam. pol. II, 161. VI, 92.
Albert, Biſchof von der Lippe. IV, 200. 206.
—, von der Lippe. III, 188.
Alberts-Thaler, I, 105.
Albin, Heerführer der Oſtphäler. VI, 166.
Albinus, Gegner des Kaiſer Severus. VI, 145.
Albion. VI, 165.
Alcuin. IV, 350. VI, 189. 312.
Alexander III., Papſt. VII 1, 63. VII 2, 65. IX, 293.
Algarotti. IX, 156.
Aliſe. VI, 123.
Allegiren, das der Rechtsgelehrten. I, 217.
Allemands. VI, 110. 113.
Allemannien. VI, 107.
Allemannier. VI, 145. 146. 149.
Allo. VI, 322. 324.
Allodium, ſ. Wehrgut.
Almoſen, in London ſtirt und zum Etat gebracht. I, 162.
Altar, der erſte in Sachſen. VI, 233.
Altena, Graf Friedrich von. VII 1, 68.
Altermanns (Carls d. Gr.)= Satrapae. VI, 204.

Amazonen, deren Urſprung. I, 401.
Amelung, Graf. VII 1, 70. 82. IX, 271.
Amerika. I, 425. II, 139. IV, 29. 176 ff. V, 148. VI, 99.
Amerikaner. IV, 258 f.
Amisia (Ems). VI, 131 f.
Ammianus Marc. IV, 124. V, 194. VI, 20. 112. 119.
Amsibarii. VI, 123. 135. 235.
Anacletus II., Papſt. VII 1, 51.
Anaſtaſius, Kaiſer. VI, 150.
Andacht, was das Wort bedeutet, und wenn man ſich ihrer bediente. VII 1, 147.
Anerbrecht. VII 1, 188.
Anſoſſi, die Circe deſſelben. V, 27.
Anfrid, Prieſter. VI, 248. 250.
Angelland. VI, 148.
Angeln. VI, 145. 148.
Angelo (Michel) della ſcopa. I, 124. IX, 98.
Angelſachſen. V, 130.
Angelſer. VI, 148.
Angelus, Michael von Drivaſte. IX, 222.
Angrivarier. VI, 117. 125 ff. 131. 143. 166. 236.
Anhalt, Graf Bernhard von. VII 1, 158.
Ankum. VI, 240.
Aneas, rex. V, 274.
Anno, Erzbiſchof von Cölln. VII 1, 26. 28. 87.
Annona, Haber. VI, 316.
Anſchar. VI, 248. 250.
Anſon, Lord, auf der Inſel Tinian. I, 241.
Anti-Candide. IX, 252.
Antiken, mehrere Arten derſelben. X, 148.
Antoninus Philoſophus. VI, 108 111.
Antonius, der heilige. VI, 61.
Antwerpen. III, 173. 181.
Apotheke, halliſche. I, 427.
Appianus. VI, 119.
Aprenius, Anius. IX, 244.
Apulejus, Dea Syra deſſelben. IX, 196.
Ar, er, ir, or, ur; etymologiſche Bedeutung dieſer Silben. VI, 105.
Arabiſche Zahl, tritt ſtatt der römiſchen ein. II, 313.
Archicomes. VI, 265.
Archidiaconen, in alten Zeiten. VI, 198.
—, Amtsgehülfen des Biſchofs. VII 2, 35.
Ardenner Forſt. VI, 307.
Arensberg, Gottfried, Biſchof von. VII 1, 49.
—, Friedrich, Graf von. VII 1, 50.
Arimannia. VI, 30. 41.
Arioviſt. IV, 19. VI, 8. X, 60.
Ariſtophanes. IX, 69.
Ariſtoteles. VI, 8. 10. IX, 69. 86.
Arland, Mahler. V, 251.
Armenanſtalten, deren Verbeſſerung. I, 158 ff. VI, 215.
Armenpolizei unſrer Vorfahren. I, 163 ff.
Arminius. VI, 41. 117. 120 ff. 126 f. 129. IX, 201 ff.
—, Schauſpiel von Möſer. X, 71. 118 ff.
Armuth muß verächtlich bleiben. I, 159.
Arno, See in Amerika. V, 148.
Arnold, Biſchof von Osnabr. VII 1, 67 ff. 95. 123. 136. 139. 165. 168. VII 2, 11. 47. 101.
Arnold, Erzbiſchof von Cölln. VII 1, 56.
Arnolf, König. VI, 232. 283. 309. 311. 323. 338.

Arpent, Verhältniß deſſelben zu Quadratruthen. I, 322.
Arrierbann. III, 102. VI, 129.
Artaxerxes des Metaſtaſio. X, 157. 215.
Artikel und Punkte. IV, 121.
Arverni. X, 60.
Aſcanien, Bernhard v. VII 1, 136.
Aſprenas, Feldherr unter Nero. VI, 121.
Aſwede, Burchard v. IV, 215.
Aubains, was ſie ſind. III, 349.
Aucaſſin, Romance v. X, 237.
Augenausſtechen, wod. dieſe Strafe aufgekommen. VI, 301.
Auguſtinus, der heilige. X, 236.
—, Orden deſſelben. V, 228.
Auguſtus, Kaiſer. III, 78. VI, 38. 119 f. 129.
Auguſtus, Urſprung dieſes Titels. VI, 38.
Aurelianus, Kaiſer. VI, 146.
Aurelius, M., Kaiſer. VI, 144.
Aurinia, deutſche Wahrſagerin. VI, 136.
Aurora, des Herrn von Mencik. IX, 76.
Ausfuhr des Korns. II, 139.
— —, wird in England durch Prämien begünſtigt. II, 139.
Auſonius. VI, 109.
Ausſteuer der Mädchen, von Solon und Lykurg verboten. IV, 214 f.
Austräge, binnen die Macht der Biſchöfe zu mehren. VII 1, 139.
Auswanderungen nordiſcher Nationen, Urſachen derſ. II, 8.
Avaratia. VI, 331.

B.

Baccalaurei. VII 1, 103.
Bacenis, silva. VI, 114.
Backproben. IV, 144.
Baco von Verulam. IV, 28.
Baden, Geſundheitsmittel. III, 140 f.
—, kaltes, ob es dem Unterleibe heilſam. X, 189. 192.
Baiern. VI, 156.
Baiern, verfertigen Mauern in Weſtphalen. I, 177.
Baldwin v. Schledeſen (Schledehauſen), erſter bekannter Stadt-Richter zu Osnabrück. VII 1, 120.
Ballade. X, 235. 237.
Bamberg, Reichstag daſelbſt. VII 1, 54.
Banknote. II, 330.
Bann (bannus). VI, 19. 29 f.
Bannaliſten-Germanen. VI, 108.
Bannat, ungariſches. V, 200.
Bannbruch. VI, 19. 199. 202. 308.
Bannforſt. VII 1, 133.
Bannmeilen, banlieues. I, 276 ff. 290. II, 347. VII 1, 116.
Bar, oder Barr. VI, 31.
v. Bar, Domherr, X, 14. 92. und deſſen Tochter. X, 93.
—, Kanzleirath. X, 80. Nachmals Landdroſt und Geheimerrath. VII 2, VII. X, 93.
Barbaren, veulent toujours un roi. IX, 173.
Barden oder Myſten. IX, 195.
Bardenlieder. X, 227.
Barkhauſen, Kirchſpiel im Stift Osnabrück. VI, 237.
Baron, Schauſpieler. X, 215.
Baronia Anglica. VI, 329.
Bartas, le prince des poëtes françois. IX, 85.
Bartholinus. IX, 189.
Baruth, Herzog. VI, 338.
Baſedow, Brief Moſers an ihn. X, 116.

Baſel, Concilium daſelbſt. IV, 193. V, 222.
Baſiliwiz (Waſiljewitſch), ruſſiſcher Furſt, ertheilt der moskowitiſchen Compagnie in England groſſe Freiheiten. III, 182.
Baſſarnen. VI, 8. 111.
Baſtille. V, 183.
Batavier. VI. 105. 112.
Battenr. II, 271.
Bauer. I, 232. VI, 186. 337. X, 149.
Bauergerichte. VI, 17.
Bauerhöfe. I, 313. 403. VI, 205.
—, Ausheurung derſelben ſchädlich. III, 271.
—, als Actien betrachtet. III, 291.
Bauernhäuſer. III, 143 ff. VI, 102 f.
Bauern-Theodicee. V, 174 ff.
Bauerſchaft, ſ. Bur.
Bauerſprachen. VI, 17.
Baule. V, 219. 225.
Beaumont, Mad. de. I, 212. III, 88.
—, d'Eon de. I, 267.
Bebeland. VI, 78 ff.
Becker, in Gotha. X, 70. 251.
Becket, Thomas. III, 171.
Beckford. I, 438. X, 35.
Beda. III, 166. VI, 161. 204.
Bede, Beede oder Bäte. IV, 337. VI, 324 ff. VII 1, 174. VII 2, 36.
Bediente, alte, Vorſchlag zu deren Verſorgung. I, 167.
Bedlam. I, 386.
Befreiung, ſ. Freiheit.
—, kaiſerliche. I, 318.
Begnadigungsrecht. IV, 135.
Begräbniß auf dem Kirchhofe. III, 73.
Begriffe, Verfeinerung derſelben. III, 250.
Behandlungs- oder Uebergabegebühr. VII 1, 184.
v. Behr, Brief deſſelben an Möſer. X, 31.
Beiträge, weſtphäliſche. VII 2, IX. X, 108.
Bekannt, Gerovius. IX, 241.
Bekehrung im Alter. IV, 182.
Belehnungen von Seiten des Biſch. Gerhard. VII 2, 10 ff.
Belgien, das alte. VI, 146.
Belgier, v. d. Cimbern u. Teutonen nicht berührt. VI, 113.
Belial, filii. IV, 284. VII 1, 167.
Bellmund, oder Ballmund, Bellmündige. III, 343 ff. VI, 61 f.
Belm, daſelbſt ſoll Wittekind getauft ſein. VI, 174.
Beneficia, Pfründen. III, 187.
Ben-Johnſon. IX, 97.
Benno I., Biſchof von Osnabrück. VII 1, 25 ff.
Benno II. VII 1, 27 ff. 82. 87. 91. 100. 114. 128. 130. 156. 163. VII 2, 43.
Bergamo, Vaterland Harlequins. IX, 65. 89.
Berge im Osnabr. VI, 82.
Bergen, Handelsort. I, 95. 97. 149. III, 173.
Berger, Juriſt. IV, 122.
Berg-Opzoom. III, 173.
Berlin, katholiſche Kirche daſelbſt. III, 252.
Bernardus, comes de Welpa. IX, 232.
Berner, oder Bernarius, Biſch. von Osnabrück. VI, 255 f.
Bernhard, heil., von Feierabend. II, 148. 150.
—, wirbt für den Kreuzzug. IV, 287.
Bernhard, Miſſionär in Weſtphalen. VI, 227. 231.

Bernhard I., Herzog v. Sachſen. VII 1, 157.
Bernhard II, Herzog v. Sachſen. VII 1, 154. 157.
Bernhard v. Aſcanien. VII 1, 136. 158. 169.
Bernhard, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg. IV, 204.
Bernhard, Graf, will d. Mahlleute der Kirche zur gemeinen Folge ziehen. VII 1, 23.
Berſenbrück, Kloſter im Osnabrück. VI, 240. VII 2, 109 ff. IX, 276 ff.
Berthold, oſtphäliſcher Heerführer. VI, 151.
Bertinazzi, Harlequin des Königs von Frankreich. IX, 65.
Bertling, Profeſſor zu Helmſtädt. X, 7. 89.
Beſitz, Rothmittel der Römiſchen Rechtsgelehrten. II, 362.
Beſnier, Jeſuit, über Luther. V, 223.
Bettler, deren Glück. I, 154 ff.
Bettlersoper. III, 53. X, 213.
Bevölkerung des Stifts Osnabr. I, 320 ff. V, 41. VI, 96.
—, warum widerſetzten ſich die alten Sachſen derſ.? I, 331.
— Frankreichs. I, 321.
— in Spanien. I, 326.
Bibel, in der proteſtantiſchen Kirche. V, 271.
Bienenzucht im Osnabrückiſchen. III, 168. VI, 79.
Bieſter, Bibliothekar. V, 196. X, 103 f.
Bieſter, Bedeut. d. W. VI, 61.
Bieſterfrei. III, 338. VI, 63 ff.
Billung, Hermann. VII 1, 153. 157.
Binnenburg, in der Stadt Osnabrück. VII 1, 45.
Biographie, Vorſchlag zu einer Weſtphäliſchen. I, 435.
Bippen im Stift Osnabrück. VII 1, 14.
Biſchof, unter Carln d. Großen. VI, 195 ff. 285 ff.
—, erſter v. Osnabr. VI, 241.
—, der polit. Verfaſſung eines Landes gefährlich. VI, 229.
—, wie er die Inveſtitur erhält, und wie ihm gehuldigt wird. VII 1, 104.
—, Wahl deſſelben. VI, 253. VII 1, 15. 49. 50 f. 110.
— von Osnabrück, erhält das Recht Bergwerke anzulegen. VII 2, 101.
Biſchofthum Osnabrück, wann es geſtiftet worden. VI, 230.
Biſchofthümer in den erſten Zeiten. VI, 193.
Blanc, le, lettres sur les Anglois. IX, 100.
Blankena, edle Herren von. VII 2, 43 ff.
Blattern, ob das Einimpfen derſelben zu verbieten. IV, 63.
Blenden, ſtatt der Lebensſtrafe. IV, 142.
Blumwarig, Begriff davon. VI, 15.
Blutbann. VII 1, 143. 179.
Bluthunde, was ſie waren. IV, 284.
Blutrenne. II, 310. 311. VII 2, 92.
Blutzehnte. V, 89. VII 1, 96.
Bock, Thurm in Osnabr. VII 1, 111.
Boda, Kirche daſelbſt. VII 1, 13.
Boden, der Osnabr. VI, 85 f.
Böhmer, Rechtsgelehrter. IV, 122. 351.
Börſtel, Urſprung des Stifts daſelbſt. VII 2, 149.
Boileau. IX, 97. 238.
Boivins (Bovines), Schlacht bei. VII 1, 73. VII 2, 30. 48.

Bojer VI, 111 f. X, 60.
Bojocalus. VI, 124. 129.
Boldewin, Biſchof von Osnabrück. IX, 289.
Bolingbroke. X, 40.
Bonifacius, der heilige. VI, 60. 161. VII 1, 127.
Bonn, Friedensſchluß daſelbſt. VII 1, 6.
Borgloh, Curia fratrum daſelbſt. VII 1, 78.
Bouillon, Mad. de. III, 44.
Bovo, Abt zu Corvey. VI, 281.
Braband, Flor des Handels daſelbſt. III, 173.
Brabander, helfen den Franzoſen in der Erndte. I, 177.
Brache, warum man in Weſtphalen keine hat. I, 321.
Branntweinbrennen, Verbietung deſſelben beim Kornmangel. I, 440.
Branntweintrinken, zu verbieten. II, 151.
Brauanſtalten, deren Verbeſſerung. I, 257 ff.
Braunſchweig-Lüneburg wird Lehn-Herzogthum. VII 2, 99.
Bremen, als Handlungsplatz. I, 98 ff. 143. 345. 386 f. 390. II, 329 f. IV, 179. VI, 91.
—, Freiheit der Stadt. VII 1, 117.
Briefadel. IV, 263.
Brief-Complimente. V, 105.
Brinklieger. VI, 214.
Britannien. VI, 118. 127. 148.
Brixen, Benno II. baſ. VII 1, 36. 41.
Brokhagen, Dorf im Ravensbergiſchen. II, 128.
Brortermann, Osnabrückiſch. Dichter. X, 110. 257.
Brueterer. VI, 116 f. 125. 133 f. 141. 142. 236.
Bruch, Bruchfälle. VI, 11 f.
Brüchte. VI, 25. 329.
Brüchtengerichte, Urſprung derſelben. VII 2, 91.
Brüchtentare. VI, 27.
Brugge. I, 95. III, 173.
Brun, Herzog v. Sachſen. VI, 336.
Bruno, Heerführer der Engern. VI, 166.
—, Biſchof von Osnabrück. IV, 349. VII 2, 99. 160. 165. IX, 288 f.
la Brunere. IX, 231.
Buchſtabenſchrift, Rebikel d. Myſterien. IX, 183.
Buckingham, über den Harlequin. IX, 90. 99.
Bülow, Verfaſſer des Buchs: Noch etwas zum deutſchen Nationalgeiſte. IX, 240. X, 68.
Bürger, G. A. IX, 113. X, 231.
Bürger, ſämmtlich in Uniform zu ſetzen. I, 277 f.
Bürgerrecht zu Rom. VI, 36.
Bürgſchaft der Frau für ihren Mann für ungültig erklärt. III, 79.
Büſch, X, 41. 73.
Büſching. I, 170. 325.
Bur, oder Bauerſchaft, Bedeutung des Worts. VI, 5.
Burgericht. VII 2, 51. 61.
Burgleute, was ſie waren. VII 1, 110. 112.
Burgmannsgut. I, 317.
Burgundier. VI, 112. X, 144.
Buſſche, v. d. IX, 3. 220. X, 15. 62.
Butter, irländiſche. I, 103.
Buttler. IX, 70.
Bvbate, ſ. Bede.

C.

Cäcina. VI, 132.
Cäſar, C. J., und Stellen aus ſeinen Werken citirt. I, 381. IV, 19 f. V, 229. VI, 7. 8. 20. 37. 41. 43. 45. 52. 71. 75. 105. 109. 111. 112. 113. 114. 118. 119. 127. 168. 340. IX, 186 ff. X, 65. 222.
Calais, Marktſtadt der Engländer und zugleich der Hanſe. III, 173.
Callot. IX, 85.
Calvin. V, 215.
Camerarius der Klöſter. VII 1, 16.
Campegius, Card. II, 149.
Campi Martii, Maji, Madii. VII 1, 4 f. 173.
Campomanes, Span. Oberſiscal. III, 263.
Canada. VI, 90.
Candide. V, 245. IX, 257.
Canoſſa. VII 1, 33 f.
Capitano des Harlequin. IX, 84 f. 89.
Capitolinus. VI, 145 f.
Capitularien Carls des Großen. II, 337. V, 85.
Capitular-Soldat. IV, 282.
Capitulation des Biſch. Gerhard v. Osnabrück. VII 2, 8.
Cappeln, im Osnabr. Amte Rechte. VII 1, 61.
Caracalla. VI, 109. 145.
Caricatur. IX, 81.
Carl, Churfürſt. III, 207. 216.
— der Dicke. VII 1, 117. 146.
— der Einfältige. VII 1, 5.
— der Große. VI, XI.
in Bezug auf das Hochſtift Osnabrück: VI, Abſchn. 3, §. 32 — Abſchn. 4, §. 15.
Armen-Geſetze. I, 161 ff.
Capitularien. V, 85.
Dom-Schule in Osnabrück. VI, 311.
Einrichtungen. V, 78.
Erziehung, Sorge dafür. I, 166. VI, 312.
Freie Leute. VII 2, 96.
Freies Geleit. IV, 194.
Freigrafen. II, 338. IV, 187.
Freiheit. I, 380.
Gerechtigkeitspflege. II, 340.
Gilden und andre Verbindungen. I, 337. V, 128.
Gottesfrieden. VI, 45.
Grabſtätte. VII 1, 17.
Grenzen. IX, 286.
Hadrian. V, 269.
Heerbann. VI, 70. 317. 330. 340.
Heerwege. VI, 123. 159.
Heiligſprechung. IX, 293.
Kriegsſtaat. III, 104.
Sorge für Küchenkräuter und Obſtbäume. VI, 311 f.
Landesabtheilung. VI, 193.
Landgericht, oberſtes. VI, 218.
Lieder, geſammelt. X, 237.
Theilung des Reichs. IV, 273. VI, 340.
Verdienſte, berückſichtigt. VII 1, 80.
Verwaltung. II, 204. IV, 273. V, 15. VI, 308. VII 1, 176. 179. 191. VII 2, 36.
Veſten. IX, 269. 285.
Zehntkaſſe. III, 97.
Carl der Kahle. VI, 307. 315. 318. 328.
— IV., Kaiſer. V, 202. VI, XIII. 174. 266. VII 2, 179.
— V. V, 224.
— VI. V, 221.
— — von Frankreich. V, 10.
Carmen biblicum. III, 239.
Carolina, Fruchtbarkeit dieſes Landes. I, 425.

Carolingiſche Periode. VI, 340 ff.
— Urkunde, Streitſchriften darüber. VI, 302.
Carolingiſcher Stamm, Ausgang deſſelben. VII 1, 3.
Carolingiſches Reich, Raub der Barbaren. VI, 339.
Carolsfreie. VI, 63.
Cartel. I, 331. S. Wehr u. Wehrgeld.
Casati. VI, 73.
Caſſel, der Weißeſtein daſelbſt. IX, 148.
Caſſiteriſche Inſeln. IX, 226.
Cataſter, carolingiſches VII 1, 151.
— des Landes. VII 1, 134.
—, brandenburgiſches. V, 203. X, 248.
Catharina II. III, 277.
Cathedralkirche, Monasterium genannt. VI, 223.
Cato. IX, 31.
Catten, Chatten. VI, 105. 109. 114. 115. 134. 135. 140. 147. 163.
—, deren Schandorden. IV, 17.
Catumer. IX, 207.
Cebrenus, Hiſt. IV, 33.
Celten. VI, 101.
Centen, Centenarien. VI, 201.
Cerealis. VI, 139.
Cervantes. IX, 70. 87.
Chabrias. V, 34.
Chairman, in England. VII 1, 141.
Chamaver. VI, 143.
Chamfort. X, 42.
Chariomer. VI, 130. 140 f.
Chatham. X, 29.
Chauci, Cauchi, Cairi, Chauzen, Kauchen. VI, 78 ff. 113. 120 f. 128. 130. 134. 136. 235.
Chechini, Harlequin, vom Kaiſer Matthias gadelt. IX, 65.
Cheruſker. VI, 113. 116 ff. 125. 127. 140.
Childebert II. VI, 26.
Chlodovens, Chlodowig. VI, 44. 149. 150.
Chlotar. VI, 154.
Chodowiecki. X, 238.
Chriſtenthum, bei den Saſſen zu Carls d. Großen Zeit. VI, 163 ff.
Chriſtus. V, 201. 223. 261. 313. VI, 46.
Churchil, Satyren deſſelben. I, 267.
Churechte. VI, 59.
Churfreie. III, 305. VI, 58 f. 285.
Churgenoſſen. VI, 209.
Churmede. VI, 61.
Churmundige. VI, 59 ff. 73.
Cicero. IX, 87. 154. 185. 187.
Cicisbeen. II, 249.
Cimbern. IV, 17. VI, 104.
Civilis. VI, 138 f.
Claeholt, oder Clarholt, Kloſter. VI, 237. VII 1, 51. 67.
Clairon, Actrice. IV, 8. V, 36.
Claus, in Schottland. VI, 162. X, 58.
St. Claude, Abtei. III, 352. V, 154.
Claudianus. VI, 44.
Claudius, Kaiſer. VI, 127. 131. 136.
—, Mathias. IX, 149.
v. Clauer. V, 196.
Clemens III. VII 1, 37.
— V. IV, 283.
— VI. VII 2, 170.
—, heil. VI, 61. VII 1, 29.
—, Joſeph, Churfürſt v. Cölln. II, 245.
— Auguſt, Biſchof von Osnabruck. X, 22. 28.
Clermont, Kirchenverſamml. daſelbſt. VII 1, 108.

Clienten. VII 1, 150.
Cnutus II. (Canutus). VI, 24. 186.
Cobbe, Graf. VI, 247. 253. 262. 273. IX, 287.
Cocceji, Großkanzler. II, 22. IV, 113.
Cochlens. V, 228.
Codex diplomaticus Osnabrugensis. VIII, x.
Cölibat. V, 274.
Cöln, zur Zeit der Römer. V, 183. VI, 139.
—, Handels-Niederlage. VI, 313.
—, Reformation des Erzſtifts. II, 151.
Coesfeld, woher deſſen Name. VI, 126.
Colbert. II, 137.
Colonat-Contract, Formular eines neuen. IV, 319.
Coloniſten für Weſtphalen. I, 421 ff.
Colonus, ſ. Bauer.
Columbus, Barbier deſſelben. II, 236.
Columnae Herculis. VI, 106.
Comitatus. VI, 196 f. 321. 329.
Comites. VI, 183. 193. 196. 203. 207. 296 f. VII 1, 144.
Commerztractat. I, 341. III, 171 ff.
Commodus, Kaiſer. VI, 145.
Compagnie, engliſche, Streit derſ. mit der Hanſe. III, 171.
— —, ihr Stapel in den Niederlanden. III, 174.
—, moskoviſche in England. III, 182.
Complimente, Werth derſelben. IV, 72.
Compositiones. VI, 21.
Concubinat. V, 276.
Concurs-Proceß, Koſten deſſelben. III, 245.
Concurs-Proceß über das Landeigenthum. IV, 247.
Conrad I., Kaiſer. VII 1, 4.
— II. VII 1, 22. 141. 175.
— III. VII 1, 54.
—, König, Sohn Friedrichs II. II, 248.
—, Erzbiſchof v. Mainz. VII 2, 103.
—, Erzbiſchof v. Cöln. VII 2, 135.
—, Biſchof v. Hildesheim. VII 1, 50.
— I. von Velthere, Biſchof von Osnabrück. VII 2, 79 ff. 142.
— II. von Ritberg, B. v. O. IX, 280. 290. 292.
— III. von Diepholz, B. v. O. IV, 200.
— IV. von Ritberg, B. v. O. II, 197. 200. III, 344. IV, 315 (wo irrig C. v. Diepholz genannt iſt). VI, 60. 181. IX, 292.
—, Propſt zu Hildesheim. VII 1, 50. 163.
Conſtantin der Große. VI, 147. 150. 313.
—, Griechiſcher Prinz. VI, 310.
Conſtantius, Kaiſer. VI, 147.
Conſtitution, wann und wie mag eine Nation ſie verändern? V, 177.
—, neue franzöſiſche. V, 190 ff.
Contubernium. V, 276.
Coquette, die liebenswürdige. II, 42.
Coquetterie. II, 77. IV, 101.
Corbulo. VI, 128. 134.
Corecti, Bedeutung des W. III, 348.
Corneille. IX, 144.
Correggio. II, 267.
Corſen. I, 431.
Corven. VI, 237. 315. 333. VII 1, 85 ff. 151. IX, 296.

Corvey, erſter Abt daſelbſt. VI, 262.
Coſtnitz, Kirchenverſamml. daſ. II, 149.
Cotterie. VI, 5. 58.
—, Schreiben an einen Liebhaber derſelben. III, 44.
Coyer, Abbé. IX, 151. X, 191.
Cranach, Lucas. V, 227.
Credit, Nutzen des öffentlichen. II, 135. 322.
Crimen laesae majestatis. VI, 35.
Criminal-Jurisdiction, zur Aufklärung der alten deutſchen. II, 335.
— — der Osnabrückiſchen Biſch. VII 1, 113.
Criminal-Urtheile, von Ungelehrten abzufaſſen. I, 116.
Criſpinus und Criſpinianus. VI, 61. 233. VII 1, 11. 41.
Crodonis ara. VI, 124.
St. Croix, däniſche Inſel. IV, 178.
Crumpipen, Kanzler v. Brabant. I, 439.
Cryſtalle im Osnabrückiſchen. VI, 83.
Cuacian, angelſächſiſches Wort. VI, 78.
Cuddert, heil. III, 146.
Curaten, auf den Pfarren. VII 2, 39.
Custodia pro amore dei, was dies hieß. VII 1, 148.

D.

Dacien. VI, 108. 111.
Dänemark. II, 321. IV, 178. V, 217.
—, von der Hanſe feil geboten. I, 339.
Dänen. VI, 151. 290. 322. VII 1, 114.
Daelfreie. VI, 63.
Dagobert. VI, 151 f. 325.
Dalberg. IX, 156.
Damme, Dorf im Osnabrückiſchen. VI, 133. VII 1, 71. 72.
Danzig, III, 181.
David, König der Juden. V, 252.
Deichband. V, 184. 197.
Deichordnung. I, 403.
Delictum privatum, publicum. VI, 35.
Denarii, deren Gehalt und Gepräge. VI, 311 f.
Denk- und Grabmaler, ſächſiſche. VI, 224.
Depraedatio. VII 1, 113.
Despreaux. IX, 70.
Dethard, Biſchof von Osnabruck. VII 1, 50 ff. 165.
Detmar, Biſchof von Osnabruck. VII 1, 19. 62.
Detmold. VII 1, 170.
Deutſche, wie ſie die Fremden behandelten. II, 13.
—, haben die Handlung aufs Höchſte gebracht. I, 340.
—, deren Myſterien und Volksglauben. IX, 179 ff.
—, deren vermeinte Räubereien. VII, 113.
Deutſche Geſchichte, Hauptperioden derſelben. VI, X.
Deutſchland, deſſen Bewohner bilden ſich zu einem Reiche. VI, 110.
— ſetzt die Krone auf den Degen. VII 1, 3.
—, Hauptvölker deſſ. in der frühern Zeit. VI, 149.
—, Zahl d. Bewohner. I, 325.
—, ältre Zeit deſſ. X, 240.
Devoti. VII 1, 150.
Dichtkunſt, ſchottiſche. X, 237.
Dienſtadel, Urſprung deſſelben. I, 116. IV, 243 ff.
Dienſteid. II, 334.

Dienstgrafschaft. VI, 328.
Dienstleistungen im Hochstift Osnabrück. VII 1, 179 ff.
Dienstleute. VI, 321. VII 1, 149.
Dienstmannschaft. VI, 327 ff. VII 1, 101 f. 106. 109 ff. 117. 149. 151. 166. 173.
Diepholz. VI, 236.
Dieterich, Sächs. Fürst. VI, 158. 265. VII 1, 10.
— von der Mark, Stiftsverweser von Osnabr. VII 2, 190.
—, Bisch. v. Münster. VII 2, 69.
Dieterichsburg. VI, 265.
Dietine. VI, 210. 212. 218. 293. 327. VII 1, 122. 129. 148 ff.
Dio Cassius, citirt. VI, 109. 119. 120. 121. 122. 123. 128. 130. 141. 142. 163.
Diodorus Siculus, cit. VI, 32.
Diocletianus, Kais. VI, 147.
Dis, oder Tuiscon. IX, 196.
Dissen, Edelvogtei im Osnabrückischen. VI, 321.
—, Kirchenvogt daselbst. VII 1, 48. 82.
Ditmar, Bischof. VII 1, 15.
Doctor, Bedeutung d. Worts. VII 1, 103.
Dodo I., oder Thoto, Bischof von Osnabrück. VII 1, 5. 85.
— II., B. v. O. VII 1, 13.
Dörfer, deren Entsteh. VI, 5.
—, im Hochstift Osnabr. VI, 95.
—, deren Vertheilt. VI, 95.
Domcapitel, als Landstand. IX, 228.
—, Vereinigung mit der Ritterschaft. I, 115.
— im Hochstift Osnabr. VII 1, 76 ff.
Domcapitularen. VII 1, 18 ff.
Domesday-book. VI, 328. X, 238.
Domherren zu Osnabrück. X, 18 ff.
Domicellaren. VII 2, 147.
Dominium. IV, 160. VI, 38. 49. 129. X, 149.
— quiritarium, bonitarium. VI, 307. VII 1, 181.
Domitianus, Kaiser. VI. 141.
Domkirche in Osnabr. brennt ab. VII 1, 44. 55.
—, Würden derf. VII 2, 38.
Dompräbenden, wozu sie im 10. u. ff. Jahrhunderten dienten. VII 1, 78 f.
Domschule in Osnabrück. VI, 311.
Domschwestern, woren sie abstammen. VII 1, 81.
Don gratuit, den Kaisern jährlich gebracht. VI, 325.
v. Doren, Reinbott. X, 209.
Dorstadt, Arnold von, Vogt unter Heinrich dem Löwen. VII 1, 62. 83 f.
Dottore, in der burlesken Comödie. IX, 89.
Dreckförden. VI, 257.
Dreini, pagus. VI, 261.
Drente, a. d. Lippe. VI, 179.
Drivasto, Michael Angelus v., Urkunde über ihn. IX, 222.
—, Stadt. IX, 223.
Dröschen, bei offenem Lichte nicht zu verbieten. III, 156.
Drogo, Bischof v. Osnabrück. VI, 336. VII 1, 7. 86. 131.
Droit d'Aubaine. V, 207.
Drost, scultetus, judex villicationis, scholtis. VI, 297.
—, bischöflicher. VII 2, 92 ff.
Druiden der Deutschen. IX, 185 ff.
— der Gallier. I, 381. VI, 52. IX, 185 ff.
Dryden. IX, 81. 96 f.
Ducatus. VI, 175.

Ducatus Saxonum. VI, 261.
— Westphalorum. VI, 261.
Du Fresne. III, 339. VI, 21. 30. 65. 187. 201. 205. 208. 219. 223. 234. 271. 286. 313. VII 1, 24. 64. 108. 122. VII 2, 106. IX, 222.
Dumeri, Ort im Osnabrückiſchen. VI, 306.
Dümmerſee. VI, 84. 306.
Durtich (dortoir). I, 128.
Duſt, was dies iſt. VI, 16.
Duſtwarig. VI, 15.
Dux, Bedeutung des Worts. VI, 175.
Dupen und Hexen. IX, 219.
Dydimus. VI, 157.
Dynaſten, Entſtehung derſ. VI, 317.
Dyoniſche Infanterie. II, 245.

E.

Ebbo, Erzbiſchof von Rheims. VI, 197. 214 ff.
Ebengenoſſen. VII 2, 105.
Ebsdorf, Schlachthof VI, 336.
Ecclesia S. Salvatoris zu Paderborn, erſte ſteinerne Kirche in Weſtphalen. VI, 239.
Echten. I, 336. III, 337 ff. IV, 267 ff. VI, 4. 59. 60. 161. 214.
Echtwort. IV, 160. VI, 4. 16. 215. VII 1, 129.
Eckbert, oder Egbert, Markgr. VII 1, 38. 41. 114.
Edda. IX. 192 f.
Edelgeboren, Bedeutung des Worts. IV, 238.
Edelmann, was er zu beweiſen hat, um als alter zu gelten. IV, 265 ff.
Edelvögte. VI, 204 f. 206. 316 f. 321. 324. 327. 331. 341. VII 1, 173.
Edelvogteien. VI, 204 f. VII 1, 133. 168. 179. 190.
Edgar, König, Geſetz deſſ. VI, 24.
Edle. VI, 322. VII 1, 101. 126. 143.
Edler Herr, Titel. IX, 212.
Edmund, König, Geſetz deſſ. VI, 27.
Eduard der Bekenner, Geſetz deſſ. VI, 22.
— I. macht ganz England zu einem Freihaven. I, 351.
— III. III, 174. 177.
— IV. III, 179.
— VI. III, 178.
Egbert, erſter Herzog v. Sachſen. VI, 259. 319.
—, oder Egibert, Biſchof von Osnabrück. VI, 219. 232. 245. 251. 275. IX, 287.
Eggermühlen, adliches Gut im Osnabrückiſchen. VI, 258.
Egilfried, Biſchof von Lüttich. VI, 230.
Egilmar, Biſchof von Osnabrück. VI, 194. 232. 253. 276. VII 1, 126. 128. VII 2, 61. 85.
Eginhard. VI, 167. 169. 171. 176. 178. 228. 232.
Ehe, woher das Wort ſtammt. IV, 114.
—, Unterſchied der kirchlichen u. bürgerlichen. IV, 114.
—, Militair-, der Engl. IV, 119.
Ehre, des Dienſtes. VI, 321.
—, gemeine. I, 277 ff.
— nach dem Tode. I, 438. II, 315.
Eid, wem er nicht angetragen werden muſſe. II, 362.
Eigen, Abſtammung dieſes W. IV, 181.
Eigenthum, ſ. Dominium.
Einfahrtspfennig. VII 1, 184.
Einheit der Handlung, der Zeit u. ſ. w. im Schauſpiel. IX, 92.

Einimpfung der Blattern. IV, 63.
Einlager. VII 2, 117.
Eintheilung der Menſchen unter den alten Sachſen nach ihrem Stande. VI, 72 f. 162.
Einwohner des Hochſtifts Osnabrück, ihre Zahl. I, 321. 325. 327. V, 44., ihre Herkunft. VI, 3.
—, deren Zahl in England. I, 325.
—, — in Schleſien. I, 325.
—, — in verſchiedenen Ländern. I, 325.
Eleuſiniſche Geheimniſſe. IX, 185. 191. 197.
Eliſabeth, heil. VI, 61.
—, Königin von England. III, 172. 181.
Ellen, cölniſche im Osnabrückiſchen. VI, 313.
Elliot, engliſcher General-Commiſſar. III, 121.
Elſe (*Ilsar*), Fluß. VI, 120.
Elverich, ſ. Alberich.
Emancipatio, was ſie bei den Römern bewirkte. III, 186.
Emden, Marktſtadt der Engländer mit der Hanſe. III, 173.
Emmer, Carl der Große an dieſem Fluſſe. VI, 170.
Emſe, Fluß. VI, 84 f. 126. 131. 133. VII 1, 187.
Emsländer. VI, 135.
Enge, Bedeutung des Worts. VI, 117.
Engelbert, Erzbiſchof v. Cölln. VII 2, 55.; erwerbet. VII 2, 68 ff.
—, Biſchof von Osnabr. VII 1, 117. 136. VII 2, 53. 89. 92. 135 ff. IX, 221. 286.
— — erhält den Fürſtentitel. VII 2, 55.
Enger, Stadt; Kloſter daſelbſt. VII 1, 7.
Engern. VI, 116. 153. 174. 237. VII 1, 68.
England, Engländer:
Ackerbau. II, 139.
Adel. IV, 237. V, 187. 279.
Dienſtwurden. VI, 323.
Einwohnerzahl. I, 325.
Geſetz. I, 292.
Handel. III, 172.
Handlungsreiſende. I, 106.
Hanſe, Verhältniß zu ihr. I, 339.
Kirchliches. V, 273.
Klage des Königs wegen eines verlorenen Unterthanen. III, 83. VI, 35.
Kornhandel. I, 388.
Kronlehen. VI, 328.
Linnenhandel. VI, 86.
Schriftſteller. III, 90.
Staatsſchuld. II, 323 f.
Wechſelrecht. II, 100.
Zünfte. II, 161.
Ennius. IX, 185.
Epicurus. IX, 239.
Epopten. IX, 200.
Eppo, Biſchof v. Zeiz. VII 1, 31.
Erasmus. V, 222. 223. 227.
— Franciscus, Werke deſſ. confiſcirt. X, 140.
Eratoſthenes. VI, 105.
Erbrecht, Erbzins. IV, 159 (hier durch einen Druckfehler Erbrecht). VI, 4. 12. 16. 34. 304. VII 1, 125. 128 ff., ſ. auch Echten.
Erbfolgerecht, der miniſterialium. VII 1, 106.
— in Bezug auf Leibeigenthum. IX, 172 f.
Erbjägermeiſteramt, i. Hochſtift Osnabrück. IX, 220.
Erbkotten. VI, 4.

Erblichkeit der Aemter. IX, 173.
Erbrecht. VII 1, 106.
Erde, rothe. IV, 194.
Erechtheus, Stifter der eleuſiniſchen Geheimniſſe. IX, 183.
Eresburg. VI, 159. 170. 227. 270.
Erfurt, Kirchenverſammlung daſ. VII 1, 6.
—, Reichstag daſelbſt. VI, 333.
Erich, Biſchof von Osnabrück. IV, 291.
Erimbert, vom Biſchof Gosbert nach Schweden geſandt. VI, 248.
Ernſt Auguſt I., Biſchof von Osnabrück. I, 144. 185.
— — II. I, 118. 124. III, 167. 169. 206. 215. VI, 56. 83. 84.
Eroberung, in frühern Zeiten zugleich Wanderung. VI, 155.
Erzählen, Kunſt deſſelben. III, 152.
Erzgraf, ſ. Archicomes.
Erziehung. I, 214. II, 303. III, 133. 240 ff. IV, 15. 24. V, 69. 306 f.
—, nationale, der alten Deutſchen. IV, 15 ff.
— bei den Griechen. III, 68 f.
— in einer pennſylvaniſchen Colonie. III, 70.
— mag wohl ſclaviſch ſein. III, 133.
— des Adels. IV, 20 ff. VII 1, 79.
— junger Gelehrten. III, 131.
— der Handwerker. III, 135 ff.
— der Kinder auf dem Lande. II, 307 ff.
— der Töchter. I, 90.
Eſch, Bedeutung d. Worts. VI, 4. 17.
Esprit de fabrique. I, 266.
Ettnach, daſ. Wittekind getauft. VI, 171.
Etymologiſche Bemerkungen. VI, 105 f. 107 ff. 117. VII 1, 9. 96.
Eugen, Prinz. IV, 272.
Eugenius I., Papſt. VI, 243.
Eumenius (Paneg. Conſt.). VI, 137.
Euripides, Bemerkung über eine Stelle deſſ. IX, 225.
St. Euſtache, Markt der Holländer daſ. IV, 175. 178.
Eutropius. VI, 147. 148.
Evangeliſche Kirche, über ihre Vereinigung mit der katholiſchen. V, 261.
St. Evremont. IV, 185. IX, 87. 134. 239. X, 13. 190.
Exſpectanzen, nicht zu ertheilen. V, 7.
Extravaganten, was ſie ſind. I, 336.
Ezelin, Biſchof v. Hildesheim. VII 1, 27.

F.

Faber, Rechtsgelehrter. I, 217. 219. II, 214.
Fabriken. III, 173. VI, 98.
—, ehemaliges und jetziges Syſtem derſ. I, 109.
— geben dem Handwerk den letzten Stoß. I, 115.
—, deutſche. I, 120. II, 319.
—, Anlegung derſ. II, 126 ff.
Fähnlein, Compagnie. VI, 205. 342.
Fahnlehn. VII 2, 102.
Faien, Bedeutung des Worts. VI, 117.
Familiaris, Bedeutung des Worts. VII 1, 106.
Fauſtrecht. I, 395 ff.
v. Favart. IX, 70.
Febronius. V, 290.

Federowitz, Czar von Rußland. I, 356.
Fehde. VI, 338. VII 1, 99. 105. 113. 133. 151.
Fehderecht. VII 1, 107.
Fehdeverkündigung. VII 1, 113.
Fehlen, Bedeutung des Worts. VI, 117.
Fehmen. IV, 193. 198. 219. VII 2, 123.
Fehmgericht. II, 341. VI, 218 f.
Feiertage, über Abschaffung derf. II, 146.
Ferdinand, Herzog v. Braunschweig. I, 322. IV, 287. VI, 159. IX, 55. X, 27. 219.
Feste, kirchliche. II, 147 ff.
Festus, Landpfleger. V, 257.
Fête des foux. II, 245. IX, 101.
Feuda, Lehen. III, 186. IX, 169 f.
—, deren Unterschied v. der Precarei. VII 1, 125. 130.
— separata, Sunderlehen. VII 1, 156.
Feudum ligium. III, 180.
Feuerprobe. VII 1, 143.
Feuerspritze, in jedem Kirchspiel. III, 158.
Feuerstätten, Zahl derf. in Frankreich. I, 321.
Fideles, so die Lehnmänner genannt. VII 1, 106.
Fielding. IX, 71. 93. X, 90.
Figuren, oder Characteres, stehende in der Comödie. IX, 98.
Filicaja. IX, 150.
Fischbeck, königliche Zelle daf. VI, 270 f.
Fische im Osnabrückischen. VI, 84 f.
Flachs und Hanf im Osnabrückischen. VI, 87.
Flachs, wo er am feinsten bereitet wird. II, 128 f.
Flandern, dessen Blüthe durch den Handel. III, 173.
Flavius, Bruder d. Arminius. VI, 121. IX, 207.
Flechier. IX, 149.
Florimond, Remond de, über Luther. V, 219. 223.
Florus. IV, 16. 17. 18. VI, 20. 120.
Flüsse im Osnabr. VI, 85.
Flur- oder Lagerbuch. II, 359.
Folco, Erzbischof von Rheims. VI, 279.
Fontenay, Schlacht daf. VI, 330.
Fontenelle. IX, 68.
Foote, Schauspieler. X, 215.
Forawerch. VI, 273. 277.
Forban, was es bedeutet. V, 209.
Forbannire, f. v. a. verfehmen. VI, 219.
Formosus, Papst. VI, 283.
Forst, forrestum. VI, 304. 305.
Fossilien im Osnabrückischen. VI, 76 f.
Frager, f. v. a. Richter. VII 2, 106.
Frais, fraislich; Entstehung des Worts. VI, 221.
François, Bedeutung d. W. IX, 93.
Franken. VI, 113. 115. 139 ff. 148. 149. 151. 155. 311. 330.
Frankfurt a. M., Reichs- und Kirchenversammlung daf. VI, 248. 253.
Franklin. X, 73.
Frankreich. I, 186. 310. 321 ff. 388. II, 69. III, 339. IV, 34. V, 177 ff. 190. 205. 207. IX, 139.
Franz von Waldeck, Bischof v. Osnabrück. II, 197. IV, 208.

Franz Wilhelm, Biſchof von Osnabrück. VII 2, 53.
Franzöſiſche Sprache, als Gegenſtand d. Unterrichts. I, 209.
Franzoſen helfen den Spaniern bei der Erndte. I, 177. und bei andern Arbeiten. VI, 92.
— laſſen nur rohe Producte aus Deutſchl. in ihr Land. II, 321.
Fray, was es bei den Holländern heißt. VI, 221.
Freda. VI, 297.
Fredum, ſ. Frieden.
Freeholder. X, 149 f.
Frei, verſchiedene Bedeutung d. Worts. III, 304 ff. 338 ff. IV, 238.
Freibriefe. III, 335.
Freidinge. IV, 188. VII 2, 118.
Freidingsrolle. VII 2, 126 ff.
Freie gemeiner Art. VI, 55 f. 61. 63 f. 72. 285 f. VII 1, 99 f. 142. 183.
—, der arme. V, 154.
Freie Hausgenoſſen. VI, 57.
Freigeiſt. IX, 48.
Freigericht, das erſte. IV, 189.
Freigerichte, weſtphäliſche. IV, 187.
Freigrafen. II, 337. IV, 188. VI, 220. VII 2, 118.
Freiheit des Menſchen. IX, 256.
—, politiſche. III, 266 f. VI, ix. VII 1, 101. X, 149.
—, Perſonal-. II, 202. VI, 300. VII 1, 131.
—, Real-. II, 202. VI, 300. VII 1, 132 f.
—, Steuer-. I, 315. II, 191 ff.
Freiheitsliebe der alten Deutſchen. IV, 153.
Freiherr. VII 1, 101. X, 149.
Freilaſſung der Eigenbehörigen. III, 225.
Freimaurer. I, 289. IX, 200.
Freimeiſterei. I, 118 ff. 288.
Freiſchöpfen. VII 2, 118.
Freiſtamm, was dieſer iſt. III, 287.
Freiſtatt. VI, 298 f.
Freiſtühle. VII 2, 119.
Fremaur, Kaufm. in Smyrna. I, 343.
Freundſchaft. IX, 35 f.
Friderici, Möſers Neffe. X, 91.
Frieden, fredum. VI, 11. 18. 19. 46. 100. 305.
—, Gottes-. VII 1, 110.
Friedensadvocat. II, 216.
Friedrich I., Kaiſer. II, 249. IV, 220. V, 18. VI, 275. VII 1, 60. 67. 129. 144. 151. 169. 188. VII 2, 101.
— II., Kaiſer. I, 392. V, 18. VII 2, 21. 34. 65. 74. 99. 102. 106. 127.
— II., König von Preußen. IX, 136. X, 67. 81. 241. 244.
—, Erzbiſchof von Cöln. VII 1, 51.
—, Biſchof von Osnabrück. IV, 232. 319. X, 22. 34. 91. 95. 97 f.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. X, 81.
Frieſen. VI, 116. 136 f. 145. 148. 155. 175. 235. 237. 330.
Frieſland. VI, 79. 261. 330.
Frieſoyte. VI, 237.
Fritzlar, Verſammlung der Biſchöfe daſ. VII 1, 49.
Frucht, Verkauf derſ. auf dem Halme. II, 117.
Fündlinge. II, 179 f.
v. Fürſt, Großkanzler. X, 160.
Fürſten, welchem judicio ſie nicht unterworfen ſind. IX, 230.
Fürſtenau, Amt im Osnabr. VI, 116. VII 1, 192.

v. Fürſtenberg. IX, 156.
Fulda, Kloſter; Biſchof Goswin dahin verbannt. VI, 245.
Fundus dotalis, ſ. Kirchenerbar.

G.

Gabinius. VI, 128. 134.
Gänſe, deren Naturgang. IV, 179.
Galba, Kaiſer. VI, 128. 134. 138.
Galgen, Recht an denſ. II, 171.
Gallier. VI, 101 f. 118. 138.
—, Myſterien und Volksglauben bei denſelben. IX, 179 ff.
Gamaliel. V, 252. 255.
Gambrivii. VI, 111.
Ganna, Wahrſagerin bei den Deutſchen. VI, 141 f.
Garrick. II, 266 f. IV, 8. V, 36.
Gartenfrüchte im Osnabr. VI, 85.
Garth. IX, 70. 97.
Gatterer, Hiſtoriker. VI, XXI.
Gau. IX, 109. X, 213.
Gebhard, Erzbiſchof v. Salzburg. VII 1, 109.
Geburt, Rechte derſ. IV, 242 f. V, 131.
Geforden. II, 242. X, 63.
Gedanke, der kühnſte, den ein Sterblicher denken konnte. IX, 18.
Gefälle, verſchied. Arten derſ. VII 1, 183.
Gefallen, das leichteſte Mittel dazu. II, 227.
Gefolge. IV, 19. VI, 39. 41. 51 ff. 63. 161. 169. 206.
Gehardi, Komiker. IX, 76.
Geiſt, der heilige. V, 249.
Geiſtliche, reguläre. VI, 238.
Geld, die Sachſen widerſetzen ſ. der Einfuhr deſſ. VI, 217.
Geld, Einfluß und Werth deſſ. VII 1, 188 f.
— hatte man in den älteſten Zeiten in England mehr als in Deutſchland. VI, 179.
—, Troſtgründe bei dem Mangel deſſ. I, 249.
Geldbußen. VI, 213.
Gelehrte, aus welchem Stande die beſten kommen. II, 252.
— ſollen ein Handwerk lernen. III, 128.
—, deutſche, werden Pedanten. III, 129.
— waren ehemals Bildebrüder. I, 114.
Geleit, Geleitsbrief. VII 1, 168. 170.
Gellert. IX, 152.
Gellius, A. VI, 32.
Gemeine, unter Carln d. Gr. VI, 209 ff. 212.
Gemeinſchaft der Güter unter den Landleuten. II, 121.
Genf. IV, 34. IX, 155.
Genoſſen, der Mark u. ſ. w. VI, 12 ff. 16. 214 f.
Gentleman. IV, 239.
Georg III., König v. England. I, 126. IV, 232. 319. 331. X, 30 ff. 96 f.
Georg, Ritter, altdeutſches Gedicht. X, 206.
Gepiden. VI, 147.
Gerde, Dorf im Osnabrückiſchen. VI, 240.
Gerhard I., Biſchof von Osnabrück. III, 188. VII, 73. 101. VII 2, 3. 41.
—, zum Erzſtift Bremen befördert. VII 2, 21 f. 169.
— II., Erzbiſchof. VII 2, 24 f. 27.
Gerichtliche Hülfe, Unterſchied zw. ihr und der außergerichtlichen. III, 109.

Gerichtsbarkeit. IV, 162. VI, 190. 206. 285. 292 ff. 301 ff. VII 1, 135 ff. 143. 176. 181. VII 2, 93.
—, Schreiben eines Edelmanns ohne dieſelbe an ſeinen Nachbar mit derſelben. IV, 162.
Gerichtstag, unter Carln dem Großen. VI, 218.
Germani. VI, 107.
Germania. VI, 29. 107.
Germanicus. VI, 117. 126 ff. 132. 133.
Germanien. VI, 103 f. 110. 163.
Germanier. VI, 106 ff. X, 60.
Gero, Erzb. v. Cöln. VII 1, 11.
Gertrudenberg, Kloſter bei Osnabrück. VII 1, 55. 60. 68.
Geſammtbürgſchaft. VI, 22 ff.
Geſchichte, Methode u. Nutzen derſ. VI, viii. xxvi. VII 1, vi. X, 117.
— in der Geſtalt einer Epopöe. V, 76.
—, deutſche; Hauptperioden derſ. VI, x.
— des deutſchen Reichs, Vorſchlag zu einem neuen Plane derſ. IV, 149. VI, 111.
Geſchichtſchreiber, erſter des Hochſtifts Osnabr. VI, 253.
Geſchmack, in der Baukunſt. III, 111.
Geſchrei. VI, 31. VII 1, 176.
Geſellen, wie viele ein Handwerker halten durfe. I, 365.
Geſetze, geſchriebene, v. d. Alten nicht geduldet. I, 379. VI, 27.
—, allgemeine, der Freiheit gefährlich. II, 20.
— der Frieſen. VI, 217.
Geſetzgebung Carls des Großen verändert. VI, 212 ff.
—, Einfluß d. Bevölkerung durch Nebenwohner darauf. II, 7.
Geſichtspunkt, moral. I, 196.
Geßler, deſſen Titularbuch. IV, 262. V, 189. VI, 38. IX, 211.
Geßner, Salem. IX, 143.
Geſundbrunnen, im Osnabrückiſchen. VI, 84.
Getraideſperre, Gedanken darüber. II, 47 ff. 259.
Getreue, liebe. VII 1, 105.
Gewichte und Ellen, colniſche im Osnabrückiſchen. VI, 313.
Gewiſſenhaftigk., die wahre. II, 236.
Gewiſſensrath, ſollte in jedem Staate eingeſetzt werden. III, 65.
Gilde, Gildonia; Errichtung derſ. II, 33. VII 1, 118.
—, Nutzen einer Geſchichte derſ. I, 145.
Gilderecht nahmen die Vornehmſten einer Stadt. I, 114.
— der Advocaten in Frankreich und England. I, 372.
Gildewort, die erſte Bürgerfreiheit in der Stadt Osnabrück. VII 1, 114.
Girard, Biſchof von Oſtia. VII 1, 87.
Giſeler, Erzbiſchof von Magdeburg. VII 1, 14.
Gleim. IX, 142. 152. 155.
—, Briefe an ihn. X, 205. 211. 212.
Glocken. VII 1, 176 f.
Glöckner d. d. Meſſen. VII 2, 41.
Glücksſpiele am heil. Drei-Königs-Abend. II, 213.
Gnade, was die Deutſchen in früherer Zeit darunter verſtanden. III, 269.
Goding. VI, 33. 35. 57 f. 59. 102. 209. 290. 293. VII 1, 134. 148 ff. 159. 168. 176. VII 2, 120.

Gödingsfolge. VI, 322.
Gödingsſprüche. IV, 155. VI, 102.
Goethe. V, 27. IX, 143 f. 151. 154. X, 101 f. 159. 233. 241 ff. 243 f.
Götter der alten Deutſchen. VI, 47 f. IX, 188.
Göttingen. X, 12. 122.
Götz von Berlichingen, Schauſpiel. IX, 139. 141. 143.
Goldaſt. X, 207.
Goldoni. IX, 91.
Goldſmith. X, 29.
Gosbert, Biſchof von Osnabrück. VI, 247. 253. 273. VII 2, 37.
Goslar, Vertrag daſ. VII 1, 31.
Gosmar, Biſchof von Osnabr. VII 1, 22. 131.
Goswin, Biſchof von Osnabr. VI, 214 ff. 251. 321. IX, 221.
Gothen. VI, 104. 110. 119. 147. 149.
Gott, von Gottes Gnaden. VI, 38.
Gottesfriede. VII 1, 107 f. 110. 143 f. 168. VII 2, 110.
Gotteshaus- und Heiligen-Schutzleute. I, 338.
Gottesrecht. VI, 43.
Gottesſteuern. VI, 270.
Gottfried, Biſchof v. Osnabrück. IX, 291.
Gottſchalk, B. v. O. VII 1, 48. VII 2, 123.
Gottſched. IX, 152. X, 90. 206.
Gowgericht. II, 341. VI, 218. 257. VII 1, 117. 135. 168. IX, 285.
— im Osnabrückiſchen, kommt an den Biſchof. VII 2, 55.
Graf. VI, 192 ff. 199. 202 ff. 207. 209. 256 ff. 259. 287 ff. 292. 316 ff. 321. VII 2, 37.
Grafſchaften im Herzogthum Sachſen. VII 1, 159 ff.
Grasnarbe. III, 220. VI, 75. 80.
Gratianus, Kaiſer. III, 357. VI, 149.
Graun. IX, 97.
Gregor der Große. V, 201.
— VII., Papſt. V, 275. 279. VII 1, 31 ff. 87.
— IX., Papſt. VII 2, 45. 107. 109. 145.
Grenzberichtigungen. VI, 230.
Grenzbeſtimmungen, im Hochſtift Osnabrück. VI, 235. 306.
Grenzgötter. VI, 47.
Greſſet. IX, 70.
Greteſcher Steine bei Osnabrück. VI, 124.
Greve, la. X, 220.
Grönenberg, osnabrückiſches Amt. VI, 116. 153. 256.
Grönengau. VII 1, 10.
Grotius, H. I, 217. IX, 165. X, 40.
Grubſtreet. I, 386. X, 20.
Grundherr, supremus ordinarius. VI, 308.
Grupner, Kanzlei-Director in Osnabrück, Moſers Freund. X, 125.
Grut, Bedeutung des Worts. VII 1, 177.
Gualdo, Dichter. VI, 250.
Gudin, ſein Lob der neuen franzöſiſchen Conſtitution. V, 180.
Gunther, Biſchof v. Osnabr. VII 1, 14.
—, oder Gunthar, Erzbiſchof v. Cölln. VI, 275. VII 1, 77.
Gütersloh, das Spinnen daſ. II, 128.
Guicciardini, über Luther. V, 229.

Guildhall, Hanſiſche Niederl. in London. I, 106. III, 172.
Gunthram, König. VI, 151.
Gutsherrlichkeit. VII 1, 182 ff. 185.

H.

Haar, langes, der vornehmen Deutſchen. IX, 231.
Haarſcher Berg. VI, 123.
Hadrian, Kaiſer. VI, 145.
— I., Papſt. VI, 166. 172. 235.
— IV. VII 3, 92.
Häuſer der osnabr. Bauern, ſ. Bauernhäuſer.
Hagedorn, Dichter. IX, 71. 103. 152.
Hageſtolz, Schreiben an einen angehenden. II, 90.
Hageſtolzenrecht. IV, 318.
Halberde. VI, 4.
Halle in der Grafſchaft Ravensberg. VII 1, 63.
Hallee. IX, 71. 155.
Hamburg, Marktſtadt der Engländer. III, 173.
—, von den Normännern zerſtört. VI, 331.
Hand, todte, eigene. VII 1, 170 ff. 184.
—, und Spanndienſte, Geſchichte derſ. V, 12.
Handel, deutſcher. I, 103 ff.
— der Seeſtädter. I, 96.
— mit Leinſamen. I, 140 ff.
— und Munzwerth im Hochſtift Osnabruck. VI, 313.
Handelscompagnie, Streit der engliſchen und deutſchen. III, 171.
Handlung, deren Verfall in den Landſtädten. I, 94.
—, Beſchaffenheit derſ. im Hochſtift Osnabruck. VII 1, 188 ff.
—, zu ihr ſollten ſich d. deutſchen Städte vereinigen. I, 337.
Handlung, wegen derſ. wird Deutſchland von Engländern bereiſet. I, 106.
—, levantiſche. I, 342.
Handwerk, Urſache des Verfalls deſſ. in kleinen Städten. I, 263.
—, deſſen Verfall befördert ein Reichsabſchied. I, 115.
—, Rouſſeau zufolge ſoll Jeder eins lernen. I, 122.
—, jeder Gelehrte ſollte eins treiben. III, 128.
Handwerker, Georgs III. Reſcript zu ihren Gunſten. I, 126.
— vermindern ſich. I, 109.
—, was iſt er? I, 108.
—, deren Buden in London. I, 109. 113.
— empfangen den letzten Stoß von den Fabriken. I, 115.
—, handelnde in Engl. I, 120.
—, ſeine Sclaverei in der Türkei leidlich. I, 122.
—, warum einige dem Staate abgeſtorben. I, 147.
—, Arbeiten derſ. in den Feierſtunden. III, 151.
Hangebaum. II, 345.
Hanſe. I, 94 f. 338. 393. III, 172 ff. 178 ff. X, 240.
—, Grundſätze derſ. I, 99 ff.
—, Urſachen des Steigens und Fallens derſ. I, 349 ff.
—, deren Meſſen oder Märkte für die europäiſchen Reiche. III, 173.
—, deren Privilegien unterſucht von den engliſchen Regenten. III, 179 ff.
—, weſtphäliſche. VII 2, 28.
Harald, nordiſcher Fürſt. IX, 189.
Harlequin. IX, 63. 104. X, 65.

Harlequins Heirath. IX, 107.
Harniſche, gemeine. VII 1, 148.
Harſt, Gebruder von. VII 2, 50 ff.
Harſte (Nulle), Stiftung des Kloſters daſ. VII 2, 111 ff.
Haruden. X, 60.
Harzburg, Feſtung. VII 1, 31.
Haſe, Fluß im Osnabrückiſchen. VI, 84 f. 123 f. 170.
Hauptmannſchaften, ſ. Obervogteien.
Hauſen, Hiſtoriker. X, 224.
Hausgenoſſen. VI, 57 f. 68. 292. VII 1, 149 ff. 173.
—, königliche. VII 1, 106. 186.
Hauſirer, bei den älteren Sachſen. VII 1, 189.
Heckenſprachen. VI, 17.
Heerbann. V, 151. 157 f. 198. VI, 31. 52 f. 63. 64. 70. 111 f. 157. 170. 172. 179 f. 202. 206. 327. 330. VII 1, 99 ff. 144. X, 174.
—, Geſchichte deſſ. VI, 330 ff. VII 1, 147 ff.
—, Verfall deſſ. VI, 316 ff. VII 1, 147 ff.
—, Unterſchied des neuern vom alten. VII 1, 149.
Heerbanns-Brüche. VI, 202 f.
—-Gut. VI, x.
—-Höfe, Beſetzung derſ. VII 1, 184 ff.
—-Pflicht. VII 1, 117.
—-Rolle. VI, 58. 317 f.
—-Steuer. VI, 64. VII 1, 173 ff.
Heergewedde. VI, 53 ff. 62. 185 f. VII 1, 186. VII 2, 33.
—, in Bezug auf Hörigkeit. III, 191. 265. 316. IV, 245.
Heermannie. VI, 31. 106.
Heermund. VI, 110 ff.
Heerſchild des Reichs. VII 1, 154. 163.
—, herzoglicher. VII 1, 153.
Heerwege der Römer im Osnabrückiſchen. VI, 131.
Heerzopf. VI, 311.
Hegewiſch, Hiſtor. IV, 152. X, 249.
Heide im Osnabrückiſchen. VI, 79 f.
Heiligenſchützung. IV, 333.
Heiligentracht. VI, 47.
Heiligſprechung. I, 438.
Heimſchaet. VI, 17.
Heinrich I., König der Deutſchen. V, 192. VI, 59. 110. 187. 329. VII 1, 4. 5. 114. 117. 144. 149. 153.
— II., Kaiſer. VII 1, 4. 17. 19. 148. 157.
— III., Kaiſer. VII 1, 27. 91.
— IV., Kaiſer. III, 106. V, 106. VI, 232. VII 1, 27. 43. 46. 87. 109. 114. 153. 156. 161. 189.
— V., Kaiſer. VII 1, 47 ff. 49. 53. 133. 157.
— VI., Kaiſer. III, 238. X, 208. 236.
— VII., König. I, 392. VII 2, 55. 75. 101. 104. 112. IX, 286.
— I., König v. England. VII 2, 91.
— III., König von England. Freiheitsbrief deſſelben für die Hanſe. I, 349.
—, Herzog von Baiern. VII 1, 54. 157.
— der Löwe. VII 1, 65 ff. 83. 111. 133. 138. 143. 153 ff. 157 ff. VII 2, 8. 94. IX, 271.
—, Herz. v. Lothringen. VII 1, 154.
—, Biſchof von Holſtein. IV, 199.
—, Graf v. Tecklenburg. VII 1, 65. 103. 160.
Heliogabalus. I, 242.
Heloten. X, 144.
Helvetius. IV, 28.

Henker, in der ersten bürgerlichen Gesellschaft nicht vorhanden. IV, 335.
Henseler. VII 1, IX. VIII, VI. IX.
Herbst-Beden-Schatzungen, s. Bede.
Hercules. VI, 106.
Hercynia silva. VI, 105. 113.
Heregis, Dienstmann des Bischofs Ludolf. VII 1, 13. 23 ff.
Herford, Abtei. VI, 270 f. 333. VII 1, 60. 85.
Heribert, Erzbischof v. Cölln. VII 1, 19.
Herina, oder Herman, Ketzerin. VI, 338.
Hermann, Herzog von Lützelburg. VII 1, 38 ff. 89.
— von Calvela, erster Graf v. Ravensberg. VII 1, 160.
— der Krüppel, Geschichtschreiber. VII 1, 27.
Hermundur. VI, 112. X, 60.
Herodianus. VI, 145. 146.
Herrenstand, über Erblichkeit dess. IX, 158.
Herssebrock, Kloster im Osnabrückischen. VI, 251. VII 1, 55.
Hertfeld, Kloster an der Lippe. VI, 260. 340.
Hertha, Stammutter d. Deutschen. IX, 195 ff.
Herzberg, preußischer Minister. V, 203. IX, 142. X, 67. 247.
Herzoge in den alten Zeiten. VI, 202 ff. 259 ff.
— werden Leute (liti) der Bischöfe. VII 1, 153.
Herzogthum, sächsisches, Beschaffenheit dess. VII 1, 157.
Hesperische Inseln. VI, 106.
Hessen. VI, 155.
—, blinde. V, 26.
Heuerleute. VI, 214.
Hierarchie. V, 221. 282.
Hieroglyphen. IX, 199.
High life below stairs. I, 155.
Hildeger, Erzbischof v. Cölln. VI, 158.
Hildesheim, Bischof v., bleibt in der Schlacht bei Ebsstorf. VI, 336.
Hildnin, Abt zu St. Denys. VI, 321. 323.
Hlotar, König d. Franken. VI, 151.
Hobesleute. VI, 55. 72.
Hochdeutsch, Ausdrücke aus demselben vermehren sich gegen 1572. II, 313.
Hochseburg. VI, 158.
Hoch-Wohl- und Edelgeboren. VII 1, 101. 109.
Hode, s. Hye.
Hörig, hörige Leute. V, 139. 155 ff. 167. VI, 68. 73. X, 252.
Hörigkeit. III, 185. IV, 315. V, 155. 210. VI, 71. VII 1, 101 f. 104 f. 125. 149. 186 ff.
Hörnertragen, Gebrauch und Alter dess. I, 434.
Hörter, Kloster das. VI, 270.
Hof, Begriff des Worts. VI, 204 f.
Hofesgenossen. VI, 72.
Hofgewehr. III, 257.
Hofsprache. VI, 56 f.
Hogarth. I, 124. II, 269. IX, 84.
Holländer, ihre Größe gesunken. II, 138.
Holland. II, 195. VII 1, 22.
Hollandsgänger. I, 168 ff. III, 221. VI, 91. 92. 98.
Holsaten. VI, 136.
v. Holte, Grafen. VII 1, 57 ff. 110. 165.
Holzgrafschaft. VII 1, 191.
Holzschuhe. I, 300.

Holzungsordnung, spanisch-lingische vom Jahre 1590. III, 211.
Homer. I, 134. 397. V, 137. IX, 70. 98.
Homo ligius. III, 169 f.
Honorati, was sie sind. VI, 300.
Honorius III., Papst. III, 346. VII 2, 34. 73.
Horaz. IV, 9. IX, 93.
Horich, normannischer Fürst. VI, 248.
Horstmar, von, Witbold und Bernhard. VII 1, 72. VII 2, 47 f.
Hrobrat, Graf zu Herford. VI, 333.
Hubertus abbas et dux. VI, 320. 321.
Hülfe, gerichtliche, Unterschied zwischen ihr und der außergerichtlichen. III, 109.
Hugo, Graf. VII 1, 190.
Hulde. III, 192. 344. IV, 315.
Huldigung der Bauern. III, 340.
Hume. I, 187. V, 242. VI, 98. IX, 103.
Hundreden, s. Centen.
Hunnen. VI, 104. 113. 150. VII 2, 114. 117. 144. 149.
Hunold I., Verwandter Wittekinds. VI, 255.
Hunte, Fluß im Osnabrückischen. VI, 84.
Huntenburg, Ort im Osnabr. VI, 85.
Hurkinder. I, 367 ff. II, 70. 159. 164.
Hut, s. Hede.
Hye, Hede. I, 336. II, 33. III, 305. 337. IV, 117. 210. VI, 59 ff. 161. VII 1, 182.; s. auch Echten.
Hypochondrie, Grund derselben. III, 131.
Hypochondristen. III, 128.

J.

Jacobi, Fr. IX, 155.
Jade, Fluß in Ostfriesland. I, 403.
Jägerei des Edelmanns. I, 346.
Jagd. IV, 159. VI, 85. 306 ff. VII 1, 129 ff.
Jahreswechsel, der erste. III, 148.
Jamaica. I, 425.
Jaxygen. VI, 130.
Iburg. I, 140. III, 350. VI, 61. 89. 116. 133. 158 f. 212. VII 1, 29. 37. 39. 42. 44. 46 f. 70. 183. VII 2, 181.
Ida, die heilige. VI, 259.
Jengler, Ulrich, Verfasser des Laienspiegel. II, 155.
Jerusalem, Abt. IX, 138. X, 138.
Jesuiten. IX, 74.
Illustris, Bedeutung d. Worts. VI, 163.
Immunität d. Geistlichen. VI, 298.
Imperium, s. Dominium.
Inachus. IX, 183.
Indien, Beförderung d. Handels dahin. V, 218.
Industrie, Cultur derselben. II, 126.
Ingelheim, Kirchenversammlung daſ. VII 1, 6.
–, Reichsversammlung daselbſt. VII 1, 86.
Ingenui der Deutschen. IV, 261. V, 207.
Ingroſſation, statt der Immissio ex primo decreto. IV, 254.
Innocentius II. VII 1, 51.

Innocentius III. VII 2, 20. 31. 115.
— IV. VII 2, 109. 145. 147. 150.
Inguiomerus. VI, 117. 130.
Inſeln, heſperiſche. VI, 106.
Intelligenzblätter, deren Verbeſſerung. I, 260.
Inteſtaterbfolge in Frankreich. V, 295.
Inveſtiturrecht der Kaiſer u. Biſchöfe. VII 2, 33.
Johann XXIII., Papſt. V, 10.
—, König von England. VII 1, 102.
—, Herzog von Brabant. III, 174. VI, 315.
— I., Biſchof von Osnabrück. VII 1, 44. 46.
— II., B. v. O. VII 2, 169 ff. IX, 291.
— III., B. v. O. VI, 62.
— IV. v. d. Hone, B. v. O. IV, 201.
— v. Diepholt, Biſch. IV, 200.
—, Collegiatſtift zu St., in Osnabruck. VII 1, 19. 62.
Johannes de Essendia. VI, 159. 160.
— de Scheelen. VI, 160.
Jordan, Führer des Predigerordens in Deutſchl. VII 2, 28.
Joſeph in Aegypten. IV, 301. V, 84.
— II., Kaiſer. X, 181.
— Clemens, Churf. von Cöln. II, 215.
Irene, griechiſche Kaiſerin. VI, 310.
Irmenſäule. VI, 166. 168.
Iſabella, in der Comödie. IX, 80.
Iſis, Bild derſ. bei den Sueven. VI, 47.
Iſraeliten. I, 221. V, 200. VI, 11. 20.
—, Knechtſchaft d. ihnen. I, 220.
Italiäner, ihr Gewerbe in Deutſchland. I, 177 f. 310.
Italicus, Sohn des Arminius. VI, 130. 131.
Italien. I, 186. 353. III, 173. 368. VI, 146. VII 1, 151.
Italus, Neffe des Arminius IX, 206 f.
Juda, Stamm. VI, 47.
Juden. I, 221 f. II, 70. VI, 189.
—, ihr jährlicher Gang nach Jeruſalem. V, 85.
—, ihre Gewohnheit, auf das Oſterfeſt die Loslaſſung eines Gefang. zu fordern. IV, 134.
Judenſchutz. VI, 25.
Jünger des Biſchofs. VI, 238.
Jugdole, über den Social-Contract. IX, 174.
Julianus, Kaiſer. V, 106. VI, 148.
Julius Capitolinus. VI, 108. 111.
Julius II., Papſt. V, 224.
Jurisdictio kann nicht in corpore haften. IX, 229.
Jus, Definition deſſ. I, 376.
— mortuarii vel spolii. III, 354.
— primi occupantis. IV, 129.
— publicum. X, 11.
Juſtinianus, Kaiſer. III, 78. 195.
Justiniani Institutt. VI, 30.
Juſtinus, Kaiſer. VI, 107.
Juvenalis, Satyriker. V, 33.

K.

Käſtner, Brief von dieſem. X, 232.
Kaffeetrinken, Mittel gegen das häufige. III, 164.
Kaiſer und Könige, in ihren Ländern umherreiſend. I, 316.
Kammer, kaiſerliche. VI, 193.
Kant. IX, 158 ff. 166.
Karſchin, Dichterin. IX, 152.

Karte vom Hochstift Osnabrück. I, 414.
Kartoffeln. I, 299. VI, 81.
Kaufmann, wer sollte so heißen? I, 117.
—, wie soll er sein Geschäft treiben? I, 344.
— und Krämer verschieden. II, 174.
Kaiserswerth, Reichsversammlung das. VII 1, 65.
Kerbstock. II, 145. 309.
Kern, über Vereinig. der evangelischen u. katholischen Kirche. V, 264.
Kindelbier. IV, 35.
Kirche, erste christliche im Osnabrückischen. VI, 227.
—, evangel., über ihre Vereinigung mit der kathol. V, 264.
—, Brand der Domkirche in Osnabrück. VII 1, 44. 46.
—, älterer Bau ders. VI, 238.
—, erste steinerne in Westphalen. VI, 239.
Kirchenbuße. V, 107. VI, 50.
Kirchenfrieden. VI, 17.
Kirchenorbar. VI, 195.
Kirchenväter, tridentin. V, 10.
Kirchenversamml. zu Troyes. VII 1, 47.
— zu Clermont. VII 1, 168.
Kirchenvögte. VI, 198 ff. 288. VII 1, 82. 138.
Kirchhöfe, Vorschlag sie aus der Stadt zu bringen. IV, 169.
Kirchspiele, wie viele in Frankreich; wie viele im Osnabr. I, 322.
Kirchspielsamt, Vorschlag zu einem. II, 110.
Kistenfüllung. IV, 214.
Kleiderordnung, Vorschläge dazu. I, 231.
Klinger. IX, 152.
Klobsleute. VI, 55. 58. 100 f.
Kloster, das erste im osnabr. Sprengel. VI, 251.
Klöster, Absicht derselben. VI, 252.
—, Aufhebung ders. durch die Reformation. V, 217 f.
Kloppenburg und Vechte. II, 236.
Klopstock. V, 40. IX, 70. 98. 143. 151. 155. X, 215.
Klutengericht. VII 2, 128.
Knape, miles servicus. VII 1, 103.
Knechtschaft, deren Verschiedenheit v. Hörigkeit. III, 185.
Knigge. X, 74.
Könige bei d. alten Deutschen. VI, 37. 128 ff.
Kötter, Kotten. I, 292. VI, 4. 5. 36 f. 214. 331.
Koppel, Bedeutung des Worts. VI, 17.
Kornhandlungscompagnie. I, 385.
Kornmagazin, Vorschlag dazu. II, 54.
Kornthearung, Mittel dagegen. II, 26 ff.
Kosebuken. VI, 111.
Krämer. I, 108.
—, Unterschied zwischen ihm und dem Kaufmann. II, 174.
— hindern das Emporkommen der Handwerker. I, 106. 119.
Kreis, niedersächsischer u. westphälischer in Hinsicht auf Seehandlung. I, 287.
—, westphälischer, erster Grund dess. VII 2, 143.
Kreisgesandtschaft, westphälische. I, 443.
Kreishandlungsversamml. I, 285 ff.
Kreuzzüge. VII 1, 73 f. 163.
Krieg, ward ehemals zunftmäßig geführt. I, 116.

Krieg, ſiebenjähriger. VI, 94. X, 16. 22. 28.
Kriegsadvocat. II, 217.
Kriegsart der alten Deutſchen. IX, 208.
Kriegsartikel. VII 1, 107.
Kriegsjahre, Anfang derſ. bei den älteren Deutſchen. VII 1, 145.
Kriegskunſt der alten Deutſchen. IV, 17 ff. VI, 54.
Kriegsrolle. VI, 58. 63. 68.
Kriegsſtaat, nach Carls des Gr. Abſicht. III, 101. VI, 285.
—, biſchöflicher, im 10. u. fgg. Jahrhh. VII 1, 99. 101. 114.
Kriegsſtand unter den alten Deutſchen. VI, 54 f.
Kriegsverfaſſung unter den alten Deutſchen. VI, 7. 31.
Kron- und Erbfolge. IX, 173.
Kunſt, Ruinen der deutſchen V, 129.
Kunſtgefühl, über dieſes, von einem Weinhändler. IV, 10.
Kunſtwerke d. Griechen. II, 21.
Kyburg, Graf von. X, 209.

L.

Lachs im Oſnabr. VI, 85.
Ladungen, gerichtliche, in den Intelligenzblättern. III, 113.
Lagerbuch, ſ. Flurbuch.
Lambert v. Aſchaffenb. VII 1, 32 ff.
Landesbereicherung. II, 131.
Landesgrenze des Hochſt. Oſnabruck. VII 1, 176.
Landesherrn, die Biſchöfe noch nicht. VII 1, 121.
Landeshoheit der Biſchöfe, Entſtehung derſ. VII 1, 125 ff. 132 ff.
Landeskaſſen, deren Alter. III, 95.
Landesuniform. II, 64.
Landfrieden. VII 1, 108. VII 2, 187 ff.
— Kaiſer Friedrichs I. VII 1, 144. 169.
— Maximilians I. IV, 150.
—, weſtphäl. IV, 195. 204 f.
—, egriſcher. I, 399.
—, polniſcher. I, 398.
Landleute, für deren warme Stuben. II, 281.
Landmann, engliſcher und holländiſcher. VI, 99.
Landplagen, moraliſche Vortheile derſ. II, 38.
Landräthe, woraus ſie erwachſen ſind. IV, 206.
Landrecht. II, 216. IV, 195.
Landſchatz in Frankr. I, 323.
Landſchatzungen, was ſie waren. IV, 203.
Landſtädte, deren Urſprung. VI, 6.
—, Verfall der Handlung in denſelben. I, 94.
Landſtände, deren Urſprung. III, 95. IV, 198.
Landtage, deren Entſtehung. VI, 211.
Landtagsfähigkeit. IV, 169.
Landwehr. I, 272. VI, 336. 338. 341. 342. VII 1, 151. 155. 175.
Langen, Conrad von. IV, 192.
Lanze. VI, 32.
Lanzknechte. IV, 285.
Laocoon. V, 33.
Laſſau, de, über den franzöſiſchen Adel. IV, 296.
Latrocinia. VII 1, 113.
Laudemia. III, 305.
Laune, was iſt ſie? V, 79.
—, Mittel wider die böſe. II, 239.
Lavater. IV, 12. IX, 155.
Lazzi, Bedeutung des Worts. VI, 163.

Leda, Gemählde von Arland. V, 231.
Lehenmann, ſ. Homo ligius.
Lehen, ſ. Feuda.
— von Klöſtern und Stiftern den Herzogen gegeben. VII 1, 72.
—, ſächſiſche. IX, 170.
Lehnmann. VII 1, 106.
Lehnmannſchaft, biſchöfliche. VII 1, 99.
Lehnshof. VII 1, 101.
Leibeigenthum. III, 255. 329. 364. IV, 297. 306. 332. V, 136. 147. VI, 92 ff. VII 2, XII ff. 130. X, 170. 174. 181.
— in Mecklenburg. V, 163. VI, 92.
Leibeigner, homo proprius. III, 185. IV, 332., ſ. auch Hörig.
Leibniz. VII 1, 163. IX, 156.
Leibzucht, Leibzüchter. II, 7. III, 145. IV, 116.
Leichenpredigt. II, 317.
Leidenſchaften. V, 306 f. IX, 21 f.
Leinſamen. I, 97 f. 140 ff.
Lentfried, Dompropſt des osnabrückiſchen Capitels. IV, 349. VII 1, 73. 96. 97.
Lenz, Dichter. IX, 152.
Leo I., griech. Kaiſer. IX, 223.
— III., Papſt. VI, 229. 234. 243.
— IV. VI, 268.
— X. V, 224.
Leopold II., Kaiſer. IX, 227.
Leſſing. V, 33. IX, 82. 152. 189. X, 54. 74.
Leudis. VI, 67.
Leute, Liti, Litones. III, 185. 267. VI, X. 50 ff. 66. 69. 72. 164. 190. 321. VII 1, 150 ff.
Leuteeid. VI, 66.
Leutegeld, Leutegut. VI, 66.
Levante. I, 339 f.
Leviten. I, 221.
Leyſer, Juriſt. IV, 122.
Libanius, Soph. VI, 152.
Liberi et pauperes. X, 149.
Libertus. III, 186.
Liberty and property. III, 266.
Lichtenberg, Gött. Profeſſor. II, 354. X, 74.
Liebe zum Vaterlande. IV, 80.
Liefland, mit Hülfe der Hanſe erobert. I, 310.
—, Zug weſtphäliſcher Edelleute dahin. VII 2, 27.
Liemar, Erzbiſchof v. Bremen. VII 1, 33. 41 ff.
Ligeität. III, 190.
Ligius, höriger Mann. II, 102.
Limburger Chronik. I, 137.
Linge, Grafſchaft. VI, 236.
Linguet, über den Leibeigenthum. IV, 309.
Linnen, osnabr. I, 103 ff. VI, 86 ff. 314.
— und Garnhandel. IV, 174.
Lintorf, Kirchſpiel im Osnabr. VI, 237.
Lippe, Sieg an ihr unter Carln dem Großen falſchlich berichtet. VI, 172.
—, Grafen von der. VII 1, 61. 68. 115. 165.
Liſſabon. I, 339. X, 161.
Liti, Litones, ſ. Leute.
Litimonium. VI, 67.
Liveryman, Ehrenamt der Londoner Bürger. I, 290.
Livius. IV, 17. VI, 8.
Locke. IV, 300.
Locus, verſchiedene Bedeutungen des Worts. VI, 299 f.
Lode et vente, Einfahrtsgelder. V, 157.
Lodtmann, Profeſſor, Möſers Freund. VI, v. X, 7. 65. 89.
Loh, Bedeutung des Worts. VI, 17 f.

Lohgerberei, dazu Osnabrück gut gelegen. I, 121.
Lollius, Niederlage deſſ. VI, 120.
London. I, 109. II, 161. III, 173. X, 28. 212.
Longobarden. VI, 32. 55. 107. 153. 163. 307.
Lopinant, Bedeutung d. W. II, 245.
Lorſch, Stiftungen daſ. VII 1, 151.
Lothar (Carls Sohn), Kaiſer. III, 321. VI, 330.
— von Sachſen, Kaiſer. IV, 265. 272. VI, 322. VII 1, 51. 157.
—, König, macht einen Abt zum Herzog. VI, 319.
—, Herz. v. Sachſen. VII 1, 51 ff.
Lotterie, deren Vortheil für den Staat. I, 243 ff.
Louveié. VI, 109.
Lucanus. IX, 190. 192. 193. 194.
Lucius, Papſt. III, 105. VII 1, 79. 91. 95.
Luckner, General. IX, 167.
Lucus, Bedeutung des Worts. VII 1, 70.
Ludgerus, Biſch. v. Münſter. VI, 227. 232. 249. 332. VII 1, 130.
Ludolf, erſter Herzog v. Sachſen. VI, 262 f.
—, Biſchof v. Osnabr. I, 374. VII 1, 10 ff. 86. 129.
— von Holte, Biſchof v. Münſter. VII 2, 80.
Ludwig der Fromme. III, 102. VI, XI. 20. 29. 185. 196. 199. 238. 243. 272. 289. 308. 314 f. 319. 321 f. 328. 330. VII 1, 80.
— der Deutſche. IV, 149. VI, 219. 232. 247. 277. 293. 330. 338. VII 1, 92.
Ludwig der jüngere, Sohn des Deutſchen. VI, 338.
— das Kind. VI, 339.
— IX., der heil. III, 339. 350.
— X. von Frankreich. V, 160.
— XIV. v. Fr. I, 212. IX, 79.
— XV. v. Fr. II, 317.
— XVI. v. Fr. I, 279.
—, Biſchof v. Münſter. VII 2, 173.
Lübeck. VII 1, 121.; ſ. auch die Art. Handlung u. Hanſe.
Lüneburg, Verſammlung der Hanſe daſ. III, 182.
Lüttich, das Domcapitel daſ. VII 1, 78 f.
Lußbarkeiten, Schreiben über ſie. II, 232.
Luther. V, 215. X, 66. 191.
Lycurgus. IV, 215. VI, 217. IX, 183. X, 144.

M.

Mäkler, Sensali, für die Levante. I, 343.
Maetschapy. I, 299.
Magnat, ungariſcher, in der Türkei. I, 122.
Magnus, Herzog von Sachſen. IV, 273. VII 1, 154. 157.
Mahl, Bedeutung des Worts. VI, 286.
Mahljahr. I, 228 ff.
Mahlmann, Mahlleute. VI, 286. VII 1, 23. 124. 142. 183.
Mahlſchuld. VII 2, 124. 127.
Mahnung. VI, 190.
Mahomet. V, 215.
Maimburg. V, 219.
Mainz. VI, 224. VII 1, 36. 47. 74. 87.
Malevendus, Herzog (dux) der Marſer. VI, 129.
Mallet, Hiſtoriker. IV, 139.
Manesſiſche Samml. d. Minnelieder. III, 235. 239. X, 208.

Mania, bedeutet Reich. VI, 29. 107.
Manipulus, Compagnie. VI, 207.
Mann, Ehrenwort. VI, 31.
Mannie. VI, 29 f. 37 ff. 48.
Mannitio. VI, 29.
Mannus. IX, 195.
Mánnio. VI, 205.
Mansus. III, 296. V, 188. 191. 203. 209. VI, XIX. 205. VII 1, 134.
Manufacturen, engl., in Bezug auf die deutschen. II, 319 f.
Marcellus, Nonius. VI, 117.
Marcomannen. VI, 127. 141. 144.
Marcomannie. VI, 107 ff.
Maria, Königin von England. I, 358. III, 179.
Marie, die heil. VI, 61.
Marienfeld, Kloster im Osnabrückischen. VII 1, 169.
Marien-Kirche in Osnabrück. VII 2, 39.
Marienmünster, Kloster im Paderborn. VII 1, 51.
Marius. V, 220.
Marivaux. X, 13. 15. 90. 190.
Mark, Bedeutung des Worts. VI, 11.
—, Grafen von der. VII 1, 69.
Mark Aurel. VI, 144. VII 2, 186.
Marken, kaiserlich-freie. VII 1, 190 f.
Markgenossen. VI, 11. 27.
Markgötter. VI, 47.
Markkötter, s. Kotter.
Markloh, gemeinschaftl. Sammelplatz der Sachsen. VI, 153.
Markmann. X, 60.
Markt, freier. I, 118 ff.
—, Münz- und Zollgerechtigkeit im Hochstift Osnabrück. VI, 281. 311. VII 1, 133.
Marktheilung. I, 290 ff.
Marktstädte. III, 173.
Marmontel. IX, 147. 154.
Marobodnus. VI, 108. 129. 130.
Marquard, Bischof von Osnabrück. VII 1, 41. 94. 128.
Marsi. VI, 111. 128. 134.
Martialis. VI, 141.
Martii campus, s. Campi.
Mascopen. I, 289.
Massillon. IX, 149.
Masson, Bedeutung des Worts im Englischen. I, 289.
Massouei. I, 289.
Mate, Bed. d. W. im Holländischen. I, 289.
Maternian, St., dessen Gute. III, 347.
Mathilde, Kaiserin. VI, 265. VII 1, 7.
Mathildis, Gräfin. VII 1, 33.
Matrimonium ad Morganaticam. IV, 115.
v. Maupertuis. I, 165. V, 243.
Mauritius, Kaiser. VI, 151.
Maximianus, Kaiser. VI, 147.
Maximilian I., Kaiser. II, 189. V, 224.
Maximinus, Kaiser. VI, 146.
Maximus Tyrius. VI, 75. IX, 189.
Maybede, s. Bede.
Mayfeld, s. Campi.
Maygänge. VI, 48.
Mayschatzung, s. Bede.
Meanpou. III, 94.
Mechtildis, Aebtissin zu Herford. IV, 264.
Mede, Bedeutung des Worts. VI, 60.
Medekürige. VI, 591
Meginhard, d. älteste Schriftsteller, bei welchem Osnabrück vorkommt. VII 1, 224.

Meginhard, Bischof v. Osn. VI, 224. 243.
Meginher, B. v. O. VII 1, 21 f. 131.
Meineid. VI, 35.
Meiners. V, 131.
Meinwerck, Bisch. v. Paderb. VII 1, 17. 22. 144. 148. 184.
Mela, Pomponius. IX, 191. 193.
Melchisedek. V, 274. VI, 38.
Melle, Ort im Osnabrückischen. VI, 89.
Menage. I, 435. IV, 104.
Mendelssohn. X, 54. 66. 188.
Mengs. IV, 14. IX, 140.
Menschen, deren Eintheilung unter d. alten Sachsen. VI, 72.
Meppen, Stadt. VI, 131. 237. 272. VII 1, 92.
Mercatores adventuratores. I, 106.
Mercier. X, 38.
Mercur. VI, 133.
Meresuid, die heil. VII 1, 6.
Merseburg. VII 1, 8. 37.
Messias, Lehre von dems. V, 253.
Meßanstalten für das Linnen im Osnabrückischen. VI, 89.
Metastasio. X, 157. 215.
Metrie, la. IX, 79.
Mevius, Jurist. I, 217. 219. II, 213. III, 126.
Michaelis, Prof. in Göttingen. X, 149.
—, J. B., Brief an ihn u. von ihm. X, 228 ff.
Middendorf, freier Stuhl das. VII 1, 57.
Miles, dreifache Bedeutung des Worts. VII 1, 103.
Militairstand, Verfass. dess. I, 116.
Milites ecclesiae. VII 1, 103.
Miltitz. V, 226.
Minden. VI, 237. 336. VII 1, 7.
Mineralien im Osnabrückischen. VI, 82 f.
Mingotti, Sängerin. X, 213.
Minister, Bedeutung d. Worts. VI, 183.
Ministeriales, bischöfl. VI, 322 f. VII 1, 122.
Minnelied, westphälisches. III, 234. X, 239.
Mirabeau. II, 137. V, 206. VI, 98. IX, 75. X, 198.
Missaticum. VI, 194.
Mission des Bischofs Gosbert nach Schweden. VI, 247.
Missionsanstalt Carls d. Gr. VI, 227. 230.
Missus, Sendgraf, s. Graf.
Mißheirath. V, 129.
Mißtheile, Wort, von Möser gebildet. IX, 95.
Mode à la grecque. I, 91.
Modejournale. IV, 40.
Mönch v. St. Gallen. VI, 207.
Mösers Bruder. X, 82. 201.
— Eltern. I, 43.
— Gattin. X, 79 f.
— Grabstätte. X, 133.
— Leben. X, 3 ff.
— Tochter. X, 80. 110. 233. 241 ff.
— Verwandte. X, 126 ff.
Moliere. IV, 122. IX, 67. 69. 88. 91.
Monasteria. VI, 223.
Moncrif, v. IX, 76.
Monnet. IX, 78.
Monopol, s. Commerztractat.
Montaigne. IX, 154.
Montecuculi. I, 131.
Montesquieu. II, 22. 213. III, 80. IV, 150. V, 180. 250. VI, 29. 75. 179. 273. IX, 147 f. X, 144.
Montreuil, Einwohner das. II, 139.

Moore, Moorgenossen, Moorwege. VI, 16 f. 77.
Moyerden. II, 245.
Morgenkorn. I, 272. VII 2, 158.
Moser, F. K. v. IX, 240. 242. X, 69. 224.
Moses, Gesetzgebung betr. I, 221. III, 319. 327. IV, 133. 336. V, 139. 195. 237. 254. 261. 274. VI, 7. 20.
Moskau. I, 353.
Müble, das natürliche Recht der ersten. II, 271.
—, landesherrliche Befugniß zu Anlegung derf. II, 277.
Mühlhausen. VII 1, 31.
Münchhausen, v., Landdrost —, Minister. X, 26.
Münster, Stift. II, 48. VII 1, 51.
Münster, das, zu Osnabrück. VI, 233.
Münzen, italische der Sachsen. VI, 217.
—, osnabrückische. VII 2, 101 f.
—, römische im Osnabrück. VI, 133. IX, 205.
Münzregal. VI, 315.
Münzwerth im Osnabrückischen. VI, 313 f.
Mund, Bedeutung des Worts. VI, 287.
Mundmann, s. Mahlmann.
Mußaggogen, Musen, der alten Deutschen u. Gallier. IX, 186. 195. 200.
Musterien der alten Deutschen und Gallier. IX, 179.
— der Passions- und Apostelgeschichte auf der Schaubühne. IX, 196.

N.

Nachahmung, über dieselbe. V, 101.
Narren- und Eselsfeste. II, 249.
Nationalcharacter der Deutschen. IX, 240 ff.
— der Osnabrücker. VI, 98.
Nationalgeist der Deutschen. IX, 240 ff.
Nationalkleidung, Schreiben eines Frauenzimmers darüber. II, 74.
Nationalton der Cherusker u. Sachsen. VI, 116.
Nationalversammlung der alten Deutschen. VI, 40 f.
Naturalzehnten. VII 1, 97.
Nebenbruchszehnten. VII 1, 97.
Nebenwohner, über d. Schulden derf. IV, 288.
Necker. IV, 258. V, 180. X, 39.
Necrologium der osnabrückischen Domkirche. IV, 339.
Neigungen, Werth wohlgewogener. IX, 3.
Nero, Kaiser. III, 79. VI, 135. 138. 235.
Newton. III, 127. V, 243.
Nicolai, F., Briefwechsel mit Möser. X, 137 ff.
Nicolai, v., russisch-kaiserlicher Staatsrath. X, 172.
Nicole. IX, 234.
Niebuhr. II, 355.
Niedersächsischer u. westphälischer Kreis in Hinsicht auf Seehandlung. I, 287.
Ninon. IX, 88.
Nipben, v., Minnesänger. X, 208.
Nithard, Carls d. Gr. Tochtersohn. VI, 162. 320.
Noah, dessen Söhne. IX, 244.
Nomaden. VI, 116.
Norbert, Abt des Klosters zu Iburg. VII 1, 39 ff. IX, 269 ff.
Norcia, Norsia. I, 389.
Nordamerica, Unruhen daf. V, 152.

Nordland. VI, 273.
Normänner. VI, 259. 330 f. 336 ff. VII 1, 114. 117.
Noſtradamus. II, 246. 249.
Nothanker, Sebaldus. II, 57. X, 152. 156. 160. 163.
Nothfreie. III, 303. VI, 58 f. 73. 285. VII 1, 142.
Nothrecht. III, 224.
Novogrod. I, 149. III, 173.
Nuntien. IX, 229 f.
Nuntii camerae. VII 1, 4.

O.

Obererbexe, ſ. Echten.
Oberforſtgerechtigkeit des Biſch. v. Osnabr. VI, 301 f.
Oberntirchen, Kloſter an der Weſer. VI, 340.
Oberſala. II, 341. VI, 218. 293 ff.
Ochtema, Bedeut. d. Worts. VII 1, 96.
Oeder, über die Bevölkerung des Hochſt. Osnabr. I, 326.
Oel, Wirkung deſſ. III, 166.
Oeſede, Kloſter bei Osnabrück. VI, 83. VII 1, 44. 61. 68. 70. 85.
Oeſtreich. V, 271.
Oeſtreicher. IV, 191.
Offenbarung. V, 235 ff. 260. 312 f.
Officiere des Kaiſers und der Reichsfürſten. VI, 323.
Ohrenbeichte. V, 134.
Ohrfeigentaxe. VI, 28.
Oldenburg, Grafſchaft. VI, 236.
—, Grafen v. VII 1, 10. 160.
Oper. IX, 72.
—, Beggars Opera. III, 53. X, 213.
Orakel. V, 246.
Orbaten. VI, 61 f. 105. 198. 292 f. VII 1, 169.
Orcinia, ſ. Hercynia silva.
Ordalien. IX, 193.
Ordensritter. VII 1, 103.
Ordenszeichen. II, 70.
Ordolf, Herzog von Sachſen. VII 1, 157.
Orſacht, Bedeutung d. Worts. IV, 159.
Original, deſſen Vorzug vor der Copie. II, 222.
Originalcontract, zwiſchen dem Lande und ſeinen Städten in Deutſchland. I, 274.
Orleans, Herzogin v. IX, 238.
Oroſius. VI, 119.
Osbur, italieniſche Ausſprache v. Augsburg. VII 1, 26.
Osnabrück, Stadt. IV, 192. V, 116. VI, 3. 61 f. 89. 167. 224 ff. 238. 311. VII 1, 60. 114 ff. 120.
—, geograph. Lage der Stadt. II, 354.
—, Name der Stadt. VI, 225.
—, Verfaſſung d. Stadt. VII 1, 115 f.
—, große Höhle bei der Stadt. IX, 197.
—, Hochſtift. II, 117. 140. III, 109 f. 164. 167. 168. 272. 274. 359. IV, 198. 232. 292. V, 129. VI, 75 f. 222 ff. 236. 339. VII 1, 76.
—, Beſchaffenheit des Landes. VI, 74 ff.
—, Producte des Landes. VI, 83 ff.
Osnabrückiſche Geſch. Quellen. X, 55. 71.
— Länder, von den Römern entdeckt. VI, 104 ff.
Osning. VI, 301. 304. VII 1, 8 f.
Oſtermann, Graf v. I, 439.
Oſtphalen, Oſtphalinger. VI, 117. 153.
Otabeiti. IV, 30.
Otfried. X, 206.

Otto d. Erlauchte, Herz. v. Sachsen. VI, 336 ff. VII 1, 4. 162.
Otto der Große. IV, 153. VI, xi. 258. 313. VII 1, 4. 7 ff. 34. 86. 137. 146. 153 f. 189. IX, 285.
— II. VII 1, 134. 183.
— III. VII 1, 14. 17. 154.
— IV. VII 1, 6. 19. 31. 33. IX, 169.
— v. Lüneburg. VII 1, 188.
— v. Ravensberg. VII 1, 57 ff. IX, 276.
— v. Tecklenburg. VII 2, 82 ff.
Orford, Mylord, Factor in Aleppo. IV, 237.

P.

Packenträger, Klage wider dieselben. I, 309.
—, Schutzrede derf. I, 304.
—, Urtheil über dies. I, 311.
Paderborn. VI, 138. 167. 170 f. 228. 324. VII 1, 16. 61. 184. IX, 286.
Palälogus, Michael IX, 224.
Pallavicini, Cardin. V, 224. IX, 91.
Pallavicino, Ferrante. V, 10.
Palmyrenischer Geschmack in der Baukunst. III, 114.
Pandecten, was sie sind. II, 213.
Panisbriefe. IX, 227.
Pannel, Bedeutung d. Worts. I, 128.
Pannonien. VI, 108. III, 140.
Paolo, Fra, (Sarpi). V, 225.
Papst, ist Summus eorum. III, 188 f.
Parafreda, was sie sind. VI, 297.
Paraguay. V, 290. IX, 75.
Paris. II, 161. 219. IX, 74.
Parlament in England. VI, 22. 162.
Parlament in Frankreich. VI, 214.
Parma. VII 1, 117.
Partgericht, s. Gewgericht.
Pascal. III, 127.
Paschalis I., Papst. VI, 243.
— II. VII 1, 47 ff.
Patricier, woven sie herstammen. VII 1, 119.
Patrimonium Quiritin. X, 150.
Patrone des Hochstifts Osnabrück. VI, 233.
Paul IV., Papst. IX, 224.
Paulus, Apostel. V, 195. 254. 257 ff.
Pausanias. VI, 106.
Pecking, Gebrauch das. V, 97.
Peculium. IX, 173.
Pedanten. III, 129.
Pedo Albinov. VI, 115.
Pelonse, Bedeutung d. Worts. I, 446.
Pensylvanien. I, 428. III, 70.
Perser. V, 86. IX, 184.
Personalfreiheit, s. Freiheit.
Pest unter den Kreuzfahrern vor Accon. VII 1, 73. 75.
Peter der Große. I, 116.
Peterspfennig. VI, 61.
Petrarch. II, 247.
Petrus, Apostel. V, 39. 270. 281. VI, 233. 291. VII 1, 102. 126. X, 235. 238.
—, dessen Stuhl. V, 285.
Pencinen. VI, 111.
Pfennig, Ursprung des Worts. I, 128.
Pferde im Osnabr. VI, 85.
Pfiffer, Hysteriker. X, 103 ff.
Pflege, s. Echten.
Pflichttag. III, 193.
Pflügen, in Spanien schimpflich. I, 232.
Pfründe, beneficium, d. Kirche. III, 187.

Phädon, von M. Mendelssohn X, 151.
Phantasien, patriotische, von Moser. X, 42 ff. 102. 103. 104. 154 ff. 233. 240.
Pharao. IX, 168.
Pharisäer. V, 253.
Philipp, Kaiſ. VII 2, 6 f. 27. 33.
— III., König v. Spanien. III, 109.
— IV., König von Frankreich. I, 338.
—, Erzbiſchof v. Cöln. VII 1, 68. 157.
— v. Catzenellenbogen, Biſchof v. Oſn. VII 1, 56 ff. 77. 90. 95. 97. 165. VII 2, 30. 41.
— —, der erſte Biſchof, der Hofämter einführt. VII 1, 61.
— Sigismund, Biſchof v. Oſn. I, 182. 184. II, 197. IV, 291.
Phönicier, ſchifften nach Sicilien, Griechenland und Britannien. IX, 184. 226.
St. Pierre, Abbé. IV, 185. V, 280. IX, 248.
Piesberg, bei Oſn. VI, 83.
Pilarus, Landvogt. IV, 136.
Pilgrim, Erzbiſch. von Cöln. VI, 314.
—, Biſch. v. Paſſau. VII 1, 183.
Pinie. II, 135. IV, 157.
Pipin. VI, 156 ff. 234. 343.
Pipy, der beſtändiſche. I, 175.
Piſa, Kirchenverſammlung daſ. V, 222.
Placitum generale, ſ. Reichst.
Plaggen, ſ. Grasnarbe.
Plato. IX, 183. 198.
Plattdeutſch, wann es ſich verliert. II, 313.
Plautus. IX, 69.
Plettenberg, Graf. V, 221.
Plinius d. ältere. VI, 79. 82.
— d. jüngere. V, 106. VI, 130. 141. 143.
Plündern der älteren Deutſchen. VII 1, 113 f.
Plutarch. VI, 8.
Pöbel; iſt die Religion für ihn? V, 240.
Polen. IV, 135. V, 140. VI, 157. 181. IX, 108 f. 173.
Politik der Freundſchaft. I, 294.
Politiſche Verfaſſung, jedes Städtchen ſollte eine eigene haben. III, 67.
Polonius. VI, 106.
Pompejus. V, 229.
Pope, A. V, 228. IX, 70. 72. 86. 88. 97.
Populiscitum. VI, 179.
Portugal. V, 250.
Poſſe, was ſie iſt. IX, 92.
Possessio, ſ. Dominium.
Postadvocatus. VII 1, 21.
Postsequestaneus. VII 1, 21.
Pot de chambre cassé, Comödie. IX, 92.
Potsdamſche Garniſonſchule. X, 53.
Pouvoir législatif. VI, 214.
Practica fur das Landrecht. II, 154.
Präbende, kirchliche, ward nicht umſonſt gegeben. VII 1, 80 f.
Präſcription bei den Römern. III, 299.
Praxis, ſ. Theorie.
— des Richters. IV, 124.
Precarien, was ſie waren. VII 1, 125 ff. 130. 165.
Precaria Alberici. III, 262.
Predigerorden. VII 2, 145.
Premiums offered by the Society at London. VI, 88.
Preßarien, ſ. Precarien.
Preußen. V, 271.
Prieſter, ägyptiſche. IX, 183. 199.
— der alten Deutſchen. VI, 42 ff. 49 f.

Priester, in der carolingischen Zeit. VI, 238 f.
Prinzessinnen-Steuer. V, 129.
Pritchard, Mrs., deren Grabschrift. II, 269.
Privatrechte, Achtung d. Deutschen davor. VII 2, 104.
Privilegien d. Hanse, in England untersucht. III, 178 f.
— gegen Beerbtheilungen. III, 355.
Privilegium de non appellando. VI, 102.
— de non evocando. VII 1, 60. 119.
—, das Wildeshäusische. VI, 322.
Probus, Kaiser. VI, 146 f.
Produits de l'Allemagne. I, 386.
Proprietarius originarius. X, 149 f.
Proprietas, s. Dominium.
Protectio regis vi oppressorum. III, 110.
— et subditorum defensio. III, 112.
Prozesse, Neigung der Osnabrücker dazu. VI, 100.
—, wie sie von den Alten abgekürzt wurden. I, 374.
Pruderie, Begriff ders. IV, 104.
Prümm, Abtei, Münzstätte. VI, 315.
Ptolemäus, Geogr. VI, 148.
Pütter. IV, 152.
Pufendorf. I, 217.
Putz der Kinder. I, 110 ff.
— der Weiber. I, 152 ff. IV, 49.
Pyramiden, ägyptische. IX, 225.
Pyrenäen, Carls des Großen Zug darüber. VI, 167.
Pyrmont. X, 75. 82.
Pythagoras. IX, 183. 200.

Q.

Quaden. VI, 141. 149.
Quakenbrück. VI, 79. 85. 131. 135.
—, Capitel das. angelegt. VII 2, 107 ff.
Querenheim, Kloster. VII 1, 61.
Querimonia Egilmari Ep. VI, 280 f.
Quiete vivere, was es bedeutet. VI, 317.
Quintilian. IX, 149.
Quiritarium dominium. VI, 307.
Quiriten, in Rom. V, 183. X, 150.

R.

Racine. IX, 93. 96.
Radbot, König d. Friesen. VI, 155.
Raleigh, Walter. IX, 174.
Ramdor, v. V, 190.
Ramler. IX, 152.
Raphael. IX, 140.
Rapinae, s. Plündern.
Rasen, s. Grasnarbe.
Raste, was sie ist. VI, 271.
Raunen, Bedeutung d. Worts. IX, 200.
Ravensberg. VI, 236.
—, Otto v. VII 1, 57. 191.
Raynal. X, 248.
Realfreiheit, s. Freiheit.
Realschulen. III, 128.
Recht der Menschheit. V, 144. 190 ff. 196.
—, römisches. I, 213. IV, 216. VI, 94.
— der Soldaten. VII 1, 119 f. 137.
—, Unterschied des wirklichen u. förmlichen. IV, 110.
Rechtsfälle, Sammlung einheimischer. II, 213.

Rechtsweiſungen aus d. Zeit Biſchof Conrads I. VII 2, 103 ff.
Rechtswohlthaten, weibliche. III, 77.
Recke, in der Grafſchaft Linge. VII 1, 72.
Reckenberg, ehmahr. Amt. VI, 116. IX, 286.
Rector, wer ehemals ſo genannt ward. VII 1, 120.
Rector ecclesiae. VII 2, 36 f.
Redemeier, oder Schulze. VI, 57.
Redlichkeit, geheiligte. VI, 49.
Referendarius für das minsaticum. VI, 195.
Reformation der Kirche. V, 217. 249.
Regale ministerium. VI, 203.
Regalien. V, 209. VI, 25. 43. 196. VII 1, 132.
Regeln behalten ihren Werth. III, 254. V, 74.
Regnare, Bedeut. d. Worts. VI, 137.
Reichsabſchied, Urſache des Verfalls des Handwerks, der Gilden und Zünfte in Deutſchland. I, 115. 370.
Reichsabſchiede, in Hinſicht auf Sitten und Gebräuche. I, 434.
Reichsdictine unter Carln d. Großen. VI, 210.
Reichsgeſchichte, deutſche, neuer Plan zu derſ. IV, 149. VI, 111. X, 61.
Reichs- oder Amtsgut. I, 317.
Reichsheerſchild. VII 1, 154.
Reichskammergericht, Vorſchlag zu deſſen beſſerer Unterhaltung. II, 318.
Reichstag unter Carln d. Gr., generale placitum. VI, 197. 220.
Reichstage zu Worms, Magdeburg, Goslar u. Würzburg gegen Heinr. d. Löwen. VII 1, 68.
Reichsunterthanen, mittelbare. VI, 194.
Reichsverſammlung unter Carln d. Gr. VI, 195.
Reichsverfaſſung, Veränderung derſ. VII 2, 59 ff.
Reimchroniken. IV, 91.
Reinbern, Urenkel Wittekinds. VI, 263.
Reinerus, der heil. VII 2, 28.
Reinold, Erzbiſchof v. Cöln. VII 1, 65.
Reiſen, Bedeutung d. Worts. VII 1, 8.
Reiſige, gemeine. VI, 73.
Reiſres, was ſie waren. IV, 285.
Rekahnſche Landſchule. X, 53.
Religion, chriſtliche. VI, 34. 45. 50. 69. 163.
— der alten Deutſchen. VI, 46 ff.
—, deren Einfluß auf den Wohlſtand eines Landes. II, 136 f.
— befördert die Eintracht im Staate. VI, 311.
—, das beſte Hausmittel. V, 71.
—, auf dem Lande ſtärker als in den Städten. V, 176.
—, natürliche. V, 235.
— eine Politik. V, 236.
—, Verſchiedenheit derſ. VI, 74.
Reliquien. VI, 233.
Reme, Reichstag daſelbſt. VI, 333.
Rentekauf für Zinscontract. II, 99. V, 67.
Repräſentation der Gemeinen im Staate. VI, 211.
Resnel, Abbé. V, 228. (Hier durch einen Druckfehler Resnel.)
Retz, Cardinal. IX, 216.

Reuterei, beſtändige, bei den Deutſchen. IV, 261.
Rex, Bed. d. Worts. VI, 137.
Rhaetia. VI, 112.
Rheda. VI, 236.
Rhein, Länder daran, verglichen mit Osnabrück. I, 422.
Rhode-Island, Begnadigungsrecht daſ. IV, 138.
Richard II., Kön. v. Engl. I, 352.
Richardſon. IX, 150. X, 90.
Richenza, Kaiſerin. VI, 322. VII 1, 65.
Richezza, Königin von Polen. III, 338. 355.
Richter, königlicher, deſſen Anſetzung. VI, 182.
Rieſte, Bauerſchaft im Osnabrückiſchen. III, 71.
Rikenze von Schiedeſen, erſter Stadtrichter zu Osn. VII 1, 129.
Ritberg. VI, 236.
—, Grafen von. IX, 292.
Ritterrecht. IV, 224.
Ritterromane, was ihnen zu wünſchen. V, 145.
Ritterſchaft, deren Stufen. IV, 261 f.
— des Landes Osnabrück, zum erſtenmal genannt. IV, 296.
—, deren Vereinigung mit dem Domcapitel, ſ. Domcapitel.
Ritterseigene, ſ. Hörige.
Ritterſpiele. IV, 261.
Robertſon. IV, 150.
Rochefter, Lord. IV, 60.
Römer. I, 223. VI, 104. 115. X. 144.
—, Deutſchland unter ihnen. VI, Abſchn. 3, §. 1—23.
Römerzüge. VII 1, 173.
Röthen (rouir) des Flachſes. I. 301.
Rokker, Biſchof v. Würzburg. VII 2, 52.
Romanus wahlt die osnabrückiſchen Biſchöfe. VI, 242.
Roncaliſche Gefilde. VII 1, 65.
Roßſchweif bei den Türken, was er vorſtellt. VI, 205.
Rothe Erde. IV, 194.
Rothrud, Carls des Großen Tochter. VI, 310.
Rotte, was man ehemals ſo nannte. VII 1, 166.
Rotten, ſ. Röthen.
Roturiers, Ruptuarii, Bedeut. d. W. IV, 284. VII 1, 166.
Rouſſeau, J. J. I, 122. 398. II, 97. 310. IV, 9. V, 27. 41. 43. 230. VI, 46. 86. IX, 151. 154. X, 138. 191.
Rorolanen. VI, 111.
Royer de la Sauvagere, Naturforſcher. VI, 77.
Rudbeck. IX, 244.
Rudolph, Kaiſer gegen Heinrich IV. VII 1, 35. 37.
— I. von Habsburg. VI, XIII. VII 1, 121.
— II., Kaiſer. III, 172. 189.
Rügegericht. VII 2, 124.
Rügen, Inſ. VI, 271. VII 1, 91.
Rulle, Kloſter, ſ. Harſte.
Rune. IX, 199.
Ruprecht, Kaiſer. IV, 194.
Ruptuarii, ſ. Roturiers.

S.

Sachſen. VI, 311. 330. 336. 339. VII 1, 27. 31. 67. 87. 108. 133. 156. 162. 167. 189.
—, Carls d. Großen Kriege mit denſ. VI, Abſchn. 3, §. 35 ff.
Sachſenbuch auf dem Amte Fürſtenau. VII 1, 192.
Sachſenland. VI, 117.
Sachſenrecht. VI, 9.
Sachſenſpiegel. III, 203. 207. 209.
Sachelinge. VI, 237.

Sackkorn, Sackzehnte. VI, 200. VII 1, 97 f.
Sacramente. V, 265.
Sächſiſche Leben. IX, 170.
le Sage. IX, 100.
Sala, Bedeutung des Worts. VI, 295.
Saladin. VII 1, 73.
Salgado de Saamza. III, 112.
Salm, Otto von. VII 1, 65.
Saltus Teutoburgensis. VI, 125. 131.
Salzquellen im Osnabrückiſchen. VI, 84.
Sandhof, deſſen Verdienſt um die osnabrückiſche Geſchichte. VII 1, IX.
Sarmatae. VI, 108. 130.
Saſſen. VI, 113. 115. 128. 135. 141. 144. 147. 149. 151. 153. 155. 161. 162. 192. X, 58.
Satellites regii. VI, 337.
Saterländer. VI, 235.
Sateslente. IV, 205.
Saturninus, Sentius. VI, 121.
Satyren, keine gegen Stände zu ſchreiben. III, 119.
Savannah, Gegend in America. V, 148.
Savaren, Muſiker. IX, 94.
Saxo, Poeta. VI, 162. 169. 207. 332.
Saxoniae Comes palatinus. VI, 195.
Saxonum schola zu Rom. VI, 312.
Scabinei. VI, 213.
Scapin. IX, 99 f.
Scarron. IX, 70.
Schaafzucht im Osnabrückiſchen. VI, 79 f.
Schalksnarren. I, 431.
Schatzung, gemeine. II, 199.
Schauanſtalten im Osnabrückiſchen, ſ. Meßanſtalten.
Schaubühne in London. X, 213 ff.
—, Nachricht von einer einheimiſchen. II, 261.
Scheffelwroge. II, 342.
Schenkung unter den Lebendigen. I, 200.
Schildeſche, Stift im Ravensbergiſchen. VII 1, 6.
Schilling, ſ. Solidus.
Schinderleben. I, 335.
Schirmvogt. VI, 197 ff.
Schismatiker, wer ſo genannt wurde. VII 1, 11.
Schlacht bei Bovines. VII 1, 73.
— Carls d. Gr. bei Detmold. VI, 228.
— bei Obſtorf, ſ. Obſtorf.
— auf dem Haierfelde. VII 1, 166.
— Carls d. Gr. an der Haſe. VI, 228 ff.
— bei Merſeburg. VII 1, 37.
Schlegel, J. E. IX, 83.
Schmeicheley, verſchiedene Arten derſ. IX, 235 f.
Schmidt, Hiſtoriker. IV, 152. X, 59. 240.
Schöpfen. VI, 32. 184 f. 209 ff. 300.
Schöpfenbarkeit. IV, 160. VI, 209.
Schöpfenwahl. VI, 210.
Schöpfung, zerfällt in zwei Hauptſtücke. IX, 255.
Schola Saxonum, ſ. Saxonum.
Schottland, in kirchlicher Hinſicht. V, 273.
Schrae. VI, 109.
Schreigeding, ſ. Geding.
Schulden ſchatzbarer Unterthanen, Mittel ihnen vorzubeugen. I, 219 ff. V, 109 ff.
Schuldner, beſeſſene. II, 105.
—, landſäſſige. III, 355.

Schulen, lateiniſche. III, 127.
—, deren Förderung durch Carl den Großen. VI, 311 f.
Schulenburg, adliches Haus. VI, 61.
Schultheißen. VI, 100 f.
Schulunterricht, Möſers Verdienſte darum. X, 115 f.
Schulze, ſ. Rebemeier.
Schutzgerechtigkeit. VII 1, 182.
Schwaben. I, 177. VI, 114.
Schwabenrecht. VI, 9.
Schwäbiſcher Bund. VI, 107 f. 111 f. 128. 144. 146.
Schwarzwald, ſ. Hercynia.
Schweden. II, 73. 321.
Schweine, Hüten derſ. III, 202.
Schweizer. I, 178.
Schwimmen, darin ſollten die Kinder geübt werden. III, 140.
Scudery, Mlle.; histoire de la coquetterie. IV, 104.
Scultetus, ſ. Droſt.
Scythen. VI, 110.
Sebaldus Nothanker. II, 57. X, 152. 156. 169. 163.
Seck, Joh. Olear., Schreiben in Betreff der Hanſe. I, 394.
Seckendorf. V, 228.
Sédaine. IX, 103.
Seeſtädter verderben den Handel eines ganzen Landes. I, 96.
Segeden, Bedeut. des Worts. III, 220. VI, 74.
Segeſt. VI, 41. 122. 129. 130. IX, 203.
Segimer. VI, 129.
Seidenbau i. Osnabrückiſchen. III, 167.
Seip, Tag, den Sachſen daſ. von Carln dem Großen geſetzt. VI, 177.
Semnonen. VI, 142.
Sendboten. II, 336.
Sendgrafſchaft, Sendgraf. VI, 193 ff. 210. 327.
Sendkorn. VII 2, 37.
Seneca, Philoſ. X, 58.
Sequani. X, 60.
Sergius III., Papſt. VI, 255.
Serviles, manci. VII 1, 134.
Servitium, Bedeut. d. Worts. VII 1, 8.
Servitus. III, 189.
— necessaria. III, 224.
Servius, Comment. Virg. VI, 38.
Servus servorum. III, 188.
Seuche, Rindvieh-, das 9. Jahrhundert hindurch. VI, 331.
Seven, Kloſter; Convention daſ. X, 22.
Severus, Kaiſer. VI, 146.
Sevigné, Frau von. IV, 28. VI, 182.
Shaftesbury. IX, 6
Shakeſpeare. IX, 72 f. 144 f. 147 f. X, 90. 215.
Shutter, Schauſpieler. I, 155.
Sicambri. VI, 115. 119. 141. 142.
Siceboten. VI, 111.
Sidonius Apoll. VI, 142. 150.
Siegfried, Erzbiſch. v. Mainz. VII 2, 29.
Sigwin, Erzbiſchof von Cöln. VII 1, 107.
Silber, deſſen ehemalig. Werth. VI, 314.
Silbergrube im Osnabrückiſchen. VI, 83. VII 1, 101.
Silva Baccnis. VI, 114.
— Caesia. VI, 126.
Simon, Graf von Tecklenburg. VII 1, 65 ff. 82. VII 2, 30. IX, 275.
—, Graf zur Lippe. I, 374.
Simplification, Urſpr. derſ. I, 264.
Simultaneum. V, 131 f.

Sitten und Bildung in Weſtphalen. I, 327. 346. II, 118.
—, politiſche der Osnabrucker. VI, 98.
—, über deren Veränderung. I, 434.
Skaramuſche. IX, 89.
Sklaven, ausgeſchloſſen von d. Myſterien der alten Deutſchen. IX, 199.
Slaven. VI, 154. VII 1, 149.
Socialcontract. V, 127. 178. 182. VI, 58. IX, 173 f.
Socrates. IX, 17. 48 f.
Sögelter Frieſen. VI, 235. 237.
Soeſt, Handel der Stadt. I, 98.
Solatium, was es bedeutet. VI, 297. 331.
Sold, Soldat. VI, 51.
Solidus, Schilling. IV, 353. V, 130. VI, 22. 217. 314 ff.
Solon. IV, 214 f. IX, 183.
Soſiden. VI, 111.
Spalatin, Brief Luthers an ihn. IX, 219.
Spanien. II, 160. V, 221. 250.
Spannen, die Bank; was es bedeutet. VI, 14.
Sparta. X, 144.
Spartianus. VI, 145.
Speisung, Bedeutung d. W. IX, 213.
Spielerbannung auf den Kreuzzügen. VII 1, 167.
Spinnen im Osnabruckiſchen. VI, 87.
Spinnſtube, die, eine osnabr. Geſchichte. I, 127.
Spitzbuben, Aufſuchen derſ. bei Nacht. I, 447.
Spolien, Erwien, eines Biſchofs. VII 1, 49.
Sprache, deutſche. V, 82.
—, franzöſiſche, als Gegenſtand des Unterrichts. I, 209.
Sprache, frieſiſche. VI, 237.
— der Osnabrücker. VI, 98.
Sprengel, biſchöfliche. VI, 195. 235 ff.
Spruckmann. IX, 155. X, 155.
Spurinna. VI, 143.
Staat, mit einer Pyramide verglichen. II, 250.
Staatsactie. VI, 36.
Stadtberge. VI, 227.
Stadtpfarren in Osnabrück. VII 2, 148.
Städte, Intereſſe, welches die Landesherrn an ihnen genommen. I, 391.
Stände, wie viele die alten Sachſen erkannten. VI, 216.
—, Unterſchied derſ. ſchon im erſten Socialcontract gegründet. V, 127.
Stammgut, wovon man diente. IV, 221.
Stating. VI, 139.
Statute, deren Verbindlichkeit. VI, 214.
Staupenſchlag. VII 1, 188.
Staupitz. V, 226.
Steckbriefe, beſſere Einrichtung des Laufs derſ. III, 162.
Steelyard, Bedeut. d. Worts. III, 172. 183.
Stevens, Lectures on heads. I, 268.
Steinfurt, Rudolf v., Stifter des Kloſters Clarholt. VII 2, 51. 123.
Steinigung d. d. Jud. I, 335.
Stellinger. VI, 330 f.
Stephan V., Papſt. VI, 253. 289 (wo Stephan V. zu leſen).
Sterbefall. VII 1, 184. VII 2, 31.
— der Bierfreien. V, 209.
Steuerfreiheit, ſ. Freiheit.
Steuern im Heerbann. VI, 324. VII 1, 173.

Steuern, in Bezug auf Städte und Weichbilder. II, 346 ff.
—, ſind Gemeinheiten nach der Theilung damit zu belegen? II, 191.
Steuerrollen. VII 1, 132.
Steuerſammlung, erſte Veranlaſſung. III, 95.
Steuerweſen, biſchöfl. VI, 268. VII 1, 85 ff.
Stica, Bedeutung des Worts. IX, 222.
Stiftsmannſchaft. IV, 206.
Stiftsſtände. VII 1, 122.
Stifts- (des osnabruckiſchen) Unterthanen, zum erſtenmal von ihnen geſprochen. IV, 201.
Stillſtand d. Leibeigenen. III, 364.
Stimmbarkeit im Staate. IV, 160.
Stipulationen d. Römer. II, 123.
Stockjobberei, Bedeutung d. Worts. III, 41.
Stonehenge. IX, 226.
Stoſch, Hr. v. X, 172.
Strabo. VI, 23. 41. 109. 129.
Strafe. VI, 27 f. 217. 295. 299 f.
Strelitzen, hörige. III, 194.
Strengrafſchaft. VII 1, 158.
Strube, Rechtsgelehrter. II, 214. VI, XXII.
Studiren ſollte man nicht verbieten. III, 125.
Stüve, C., über Möſer. VII 2, X ff. X, 101.
Sturz. X, 74.
Styl, heber, der Kunſt unter den Deutſchen. I, 395.
Sudde, Bedeutung des Worts. VI, 80.
Südjüten. VI, 259.
Südſeecompagnie i. Deutſchland. I, 339.
Sühnde, Verſöhnung. VI, 25.
Sühndegeld und Sühnopfer. VI, 44.
Suetonius. VI, 128. 136. 141.
Sueven. IV, 19. V, 200. VI, 7. 30. 32. 33. 40. 107. 109. 113. 142.
Suidas. VI, 135.
Suitas, Hörigkeit, unter d. Römern u. Deutſchen. III, 185 ff.
—, geiſtliche. III, 189 ff.
Sulzer. IX, 142. 155. X, 157.
Sundergow. VI, 258.
Sunderleute. VI, 68. 73. 100 f.
Sundern. Bedeut. d. Worts. II, 338. VII 1, 47. 70.
Sunniehn, Sunnrike. VII 1, 156.
Supremus ordinarius, Grundherr. VI, 308.
Swift. IX, 70. X, 224.
Syagrius. VI, 151.
Sydenham. X, 11.
Sylla. V, 220.
Symboliſche Bücher. V, 291.
Synodalartikel gegen den Mord. VI, 329.
Synodalbeſchluß über Gottesfrieden u. Aſyle. VII 1, 107.
Synodalgrafen. II, 337.

T.

Tacitus, citirt: II, 124. 338. IV, 15. 16. 17. 18. 209. V, 183. 207. 225. 253. VI, 4. 7. 9. 10. 20. 21. 23. 24. 26. 29. 32. 33. 35. 37. 38. 40. 41. 42. 43. 44. 46. 47. 49. 50. 52. 53. 54. 55. 76. 79. 95. 107. 109. 111. 112. 114. 115. 117. 120. 121. 123. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 142. 143. 162. 164. 191. VII 2, 141. 151. IX, 186. 188. 190. 191. 195.

197. 198. 199. 204. 208. 209. X, 55. 58. 76. 85.
Tafel, runde. I, 288.
Tafelgut der osnabrückiſchen Biſchofe. VII 2, 157. 161.
Tailor, engliſcher Generalſchatzmeiſter. I, 114.
Tanfanae templum. VI, 126.
Taufe der Sachſen. VI, 167 ff.
Tecklenburg, Grafſchaft. VI, 236.
Tectosagen, Volcae. VI, 105.
Teuctterer. VI, 105. 141.
Teniers, Mahler. IX, 85.
Terenz. IX, 67. 69. 91.
Terrau. I, 438.
Territorialgerichtsbarkeit. VII 1, 135 ff.
Territorialhoheit. VI, 129. 192. 326. VII 1, 191. VII 2, 88.
Territorium, Begriff deſſelben. III, 96. 340. V, 210. VI, 184.
Teſſin, Graf. X, 206.
Teſtament. IV, 228. VI, 26. VII 1, 79.
— auf dem Siechbette zu verbieten. IV, 106.
Teufelsbruch. VI, 224.
Teufelsgilden. I, 337. V, 128. VI, 60. 226.
Teufelskinder, ſ. Blutbunde.
Teutobod, König d. Cimbern. IV, 16.
Teutonen. VI, 104. 112 f.
Tezel. V, 226.
Thaten; wer ſoll mit thaten, der muß auch mit rathen. VII 1, 118.
Theater in Neapel. IX, 144.
Thegan, Lobredner Ludwigs d. Frommen. VI, 320.
Thegge, Verſamml. VII 1, 141.
Theodoricus, Dieterich, ſächſiſcher Fürſt. VI, 158. 160.
Theodoſius, Kaiſer. III, 357. V, 8. VI, 149.
Theologia mystica veterum Germanorum et Gallorum. VI, 48. IX, 179.
Theoretiker, neue. IX, 165 f.
Theorie und Praxis. IX, 158.
Thetmar, ſ. Dietmar.
Thevegraf, was er war. VII 1, 139. Vergl. VIII, Vorrede S. IX.
Thietmar, Biſchof v. Minden. VII 1, 71.
Thionville, Kirchenverſamml. daſ. VI, 243.
Thiota, Prophetin. VI, 332.
Thomas, Thomiſten. V, 216.
Thomaſius. V, 248. VI, XXII.
Thromſe. V, 130. VI, 23.
Thuanus. V, 229.
Thüringer. I, 177. VI, 115. 151. VII 1, 87.
Thy, Verſammlungsort einer Bauerſchaft. VII 1, 141.
Tiberius, Kaiſer. VI, 127.
Tiguriner. VI, 104.
Tintoret. V, 30.
Tiſſot. III, 127.
Titular- und Formularbuch, erſtes gedrucktes deutſches. IX, 211.
Tiuphbad. VI, 204. 342.
Todbau oder Todſaat. II, 105.
Todesſtrafen. IV, 126.
Toleranz. IV, 181. V, 73. 293.
Tom Jones. IX, 92.
Torf, ſ. Moore.
Torfacht, ſ. Orfacht.
Tortur. V, 118.
Touf. VI, 204.
Trajanus, Kaiſer. V, 166. 201. VI, 142.
Translationes, reliquiarum. VI, 234.
Trauerſpiele, Aufführ. derſ. in London. X, 214.

Trebellius Pollio. VI, 147.
Treue. III, 190 ff.
Treuga Dei, ſ. Gottesfriede.
Tribur, Reichsverſammlung daſelbſt. VI, 253. 284.
Tridentiniſche Kirchenväter. V, 10.
Trier, Reichsverſammlung daſ. VII 1, 65.
Trinklied, geiſtliches, ſ. Carmen biblicum.
Trithemius. VII 1, 78.
Troſtei, ſ. Troſt.
Troyes, Kirchenverſamml. daſ. VII 1, 47.
Trublet. IX, 78.
Tuisco. IX, 195 f.
Tungri. VI, 107.
Turgot. X, 38.
Turniere. I, 397. IV, 275 f. —, Urſprung derſ. VI, 321.
Turnierrolle Heinrichs I. VI, 329.
Tyburn. I, 386. X, 220.
Tyroler in Weſtphalen. I, 178. VI, 92.
Tzetzes. VI, 106.

U.

Ubert, Biſchof von Präneſte. VII 1, 87.
Ubier. VI, 82. 112. 119.
Uchtepenning. VII 1, 96.
Udo, Biſch. v. Oen. VII 1, 54. —, — Hildesheim. VII 1, 38. 114.
Uebergabegebühr, ſ. Behandlungsgebühr.
Uechten, parere. VII 1, 96.
Uneiae porrorum. IX, 221.
Unehrlichkeit, Bedeutung des Worts. I, 368.
Ungarn in Deutſchl. VI, 339.
Ungenoß, Bedeut. des Worts. I, 378.
Uniform, für alle Bürger vorgeſchlagen. I, 277 ff.
Unſterblichkeit. IX, 283.
Unwan, Erzbiſchof v. Bremen. VII 1, 22.
Urban II., Papſt. VII 1, 108.
Urleg, Entſcheidung d. Waffen. I, 400.
Urſinus, Briefe an ihn. X, 234. 237.
Uraus, Bär u. Eber. VI, 307.
Urtheilfabrik, Vorſchlag dazu. II, 210.
Urtheilfinden ungelehrter Perſonen. I, 417 ff.
Urtheilweiſer, ebenbürtiger. I, 376.
Uſipeter. VI, 105. 141.
Uthilolphus, ſ. Wachelf.
Utrecht, Schule daſelbſt. VI, 241.

V.

Vadé, Schöpfer des Vaudeville. IX, 70.
Valerio, komiſcher Character. IX, 89.
Vannius, Fürſt der Sueven. VI, 130.
Varillas gegen Luther. V, 219. 223.
Varro, Terentius. VI, 117. IX, 188.
Varus, Quint. VI, 121 ff. 132. IX, 208.
Vaterlandsliebe, was ſie iſt. IV, 80.
Vauban, Ritter. III, 97.
Vechte, ſ. Kleppenburg.
Vechteler, Burg. IX, 285.
Vegetius. VI, 124.
Veit, heilige Brüderſchaft deſſ. VII 1, 42.
Velleda. VI, 136. 138.
Vellejus Pat. VI, 121. 122. 129. 135.
Veltheim, Geſchlecht Biſchof Conrads I. VII 1, 80.

Venetianer, ueber die Größe derſ. I, 349.
Venuti, Abbé. IX, 80.
Veränderſetten, Bedeutung des Worts. IX, 157.
Verbalſtunden. III, 348.
Verbalweu. VI, 61. 65.
Verbieſſeen. III, 348. IV, 116. VI, 61.
Verdienſte, keine Beförderung nach ihnen. II, 187.
Vereine zu ſittlichen und bürgerlichen Zwecken. V, 87.
Verfaſſung, carolingiſche. VI, 192 ff.
— der Germanier. VI, 7. 110.
— der Stadt Osnabr. V, 116. VII 1, 115 ff.
— des Reichs, neue Wendung derſ. unter den Carolingern. VI, 192.
—, ſächſiſche. VI, 115. 228.
— der Sueven. VI, 6. 40. 113 f.
Verfehmen, Beſ. d. Worts. IV, 193. 198. VI, 219.
Vergnügungen, Polizei derſ. IV, 32.
—, Sittlichkeit derſ. IV, 28. V, 50.
— des Volks. V, 46.
Verjährung. VI, 291.
Vernunft, reine, (Kants). IX, 159.
Verſprechungen, Anſicht der Römer und der alten Deutſchen darüber. II, 124.
Verſtoggen, Bedeut. d. Worts. VII 1, 141.
Verzicht auf die älterliche Verlaſſenſchaft. IV, 213. 216.
Veſpaſianus, Kaiſer. VI, 138.
Vicar in Savoyen, Schreiben an ihn. V, 230.
Victovalen. VI, 111.
Viehweiden im Osnabruckiſchen. VI, 85.
Viehzucht im Oſn. VI, 85.
Vielgötterei der Deutſchen. IX, 188.
Villiers, Herzog v. Buckingham. IX, 99.
Vir, Wehr. V4, 30.
Virgil. V, 30. VI, 37. IX, 197.
Virginien, Producte des Landes. I, 425.
Virionus. VI, 157.
Vitellius, Kaiſer. VI, 138 f.
Vitus, St.; ſ. Veit. IX, 288.
Vögte der Kirche, was ſie waren. VII 1, 82.
Verden, Amt im Osnabruckiſchen. VI, 89. 116. 132.
Vogelſchießen, Geiſt derſ. in alten Zeiten. II, 72.
Vogt d. Kirche, advocatus. VI, 198 f.
— der Leute, bei den Sachſen. VI, 216.
—, wie er ſein ſollte. I, 235.
Vogtei, ſ. Dominium quiritarium.
Vogteien, Beſchränkung derſ. im Osnabr. VII 2, 159 ff.
Vogtshöfe. VI, 201.
Volcae, ſ. Tertosages.
Volksbildung. V, 68.
Volksglauben d. alten Deutſchen und Gallier. IX, 179.
Volkslieder. X, 164. 166. 235 ff.
Volksverſammlungen, in d. Kirchen gehalten. VI, 299.
Vollerbe. VI, 4. VII 1, 95.
Voltaire. I, 209. II, 20. 23. V, 76. 169. 246. 252. VI, 234. IX, 70. 85. 92. 94. 144. 156. 157. X, 46. 66. 90. 190. 215.
—, Schreiben an ihn über Luther. V, 215.
Vopiſcus. VI, 140. 147.
Vornamen, ſ. Wappen.
Vornehme und Geringe. I, 233.

Vertrag, wie man zu dem guten ſeiner Empfindungen gelangen ſoll. IV, 5.
Votum ad imperatorem, worin der Grund deſſ.? IX, 230.
Vrigraviatus. VI, 196.

W.

Wacholf, Biſchof v. Osnabr. VII 1, 17.
Wachsbleiche, deren Anlegung vor der Stadt Osn. III, 169.
Waffenjunker, miles simplex. VII 1, 103.
Wagner, Dichter. IX, 152.
Wahl der Biſchöfe, ſ. Biſchof.
Wahlcapitulation, neueſte kaiſerliche; Anmerkungen dazu. IX, 227.
Wahre, Bedeutung d. Worts. VI, 15.
Wahrheit, förmliche und wirkliche. IV, 111.
Wahrſager bei den alten Deutſchen und Galliern. IX, 185.
Wahrthürme, ſ. Landwehr.
Wal, erſter Kirchenvogt in Osnabrück. VII 1, 82.
Wald, Dütenburger, ſiehe Saltus Teutoburg.
Waldburg, Stifterin des erſten Kloſters im Osnabrückiſchen. VI, 251.
Waldeck, Verſammlung daſelbſt. VII 1, 73.
Walderich, Graf von Oldenburg. III, 189.
Walraven, Biſch. v. Münſter. II, 342.
Wappen, auf ſie in England und Brabant ſtrenge geſehen. IV, 243.
—, älter als Zunamen. VII 1, 112.
Warburton. IX, 195. 197.
Warens, Mad. de. V, 27.
Warin, Abt zu Corvey. VI, 260.
Waſhington. V, 152.
Waſſerprobe. VII 1, 145.
Waſtinſig. VI, 60.
Watteau, Maler. IX, 70. 86.
Webeſtuhl, in jedem osnabr. Hauſe. I, 214. VI, 87.
Wege zu flicken iſt rathſamer als neue zu machen. II, 284.
Webbum. I, 317.
Wehr. VI, x. 29 ff. 34. 38 ff. 72. 163. 190. 200. 206. 209. 288. 290. 316. 321. 337. VII 1, 139. 143. 150. 179.
— und Gilde in der Stadt Osnabrück. VII 1, 118.
Wehre. VI, 11. 30. 32 f.
Wehrgeld. I, 334. II, 330. V, 210. VI, 21. 22. 25. 39. 66. 218 f. 293 f.
Wehrgut. VI, 36. 317. 337. VII 1, 186.
Wehrung. VI, 177.
Weichbild, Urſprung d. Worts. VI, 62.
Weichbildrecht. VI, 61.
Weihgut. VI, 195.
Weinrechnung, Gedanken üb. eine. I, 149.
Weiſung, Bedeut. d. Worts. VI, 17.
Weizen, frumentum. VI, 316.
Welf I. VI, 322.
Wellenlinie, Linie d. Schönheit. II, 270. IX, 84.
Welt, die beſte, worin ſie beſteht. IX, 254.
Wenden. VI, 154.
Wenzel, König von Böhmen. II, 247. III, 237. IV, 194.
Werinbert wird des Biſchofs höriger Mann. VII 1, 23 f. 94. 101. 127. 130.
Werkhäuſer. IV, 140.
Werner, Biſchof von Münſter. VII 1, 64.

Werther, des jungen, Leiden. IX, 151.
— —, Leiden und Freuden. X, 159.
Weſer, Fluß. I, 385 ff. VI, 71.
Weſtphalen. VI, 117. 126. 153. VII 1, 68.
—, warum Rothe Erde genannt. IV, 194.
Weſtphälinger. I, 177. 284 ff. VI, 92.
Weſtphäliſche Beiträge. VII 2, IX. X, 108.
Weſtphäliſcher Frieden. VI, XXII.
— Kreis, erſter Grund deſſelben. VII 2, 143.
Wette, Witte, Were. VI, 59. 63.
Wetterfreie. VI, 61 f. VII 1, 181. 185. VII 2, 106.
Wheeler, John, Treatise of commerce. III, 171.
Widald, Abt. VII 1, 92.
Wichert, Widekinds Sohn. VI, 265.
Wichmann, Erzbiſchof v. Magdeburg. VII 1, 92.
Widekind. VI, 123. 165 ff. 173 ff.
—, deſſen Familie. VI, 265. VII 1, 8. 112.
Wiedenbruck. VII 1, 7.
Wiekeburg (Wittekindsburg). VI, 174.
Wieland. IX, 149. 155.
Wibo I., erſter Biſch. v. Osn. VI, 241. 292. 308. 310.
— II., oder Wido. B. v. O. VI, 43. 76. 95. 128. 130.
Wilberforce. X, 46.
Wilbert, Erzbiſchof von Cölln. VI, 276.
Wildbann. VI, 301. (Hier durch einen Druckfehler Wildbahn.) VII 1, 7.
Wildeshauſen. VI, 174. 232. 236.
Wildeshäuſiſches Privilegium. VI, 322.
Wildfangsrecht. V, 209.
Wildpret im Osnabr. VI, 85.
Wilhelm der Eroberer. VI, 328.
—, Herz. v. Braunſchw. IV, 192.
—, Herz. v. Julich. II, 162.
—, römiſcher König. III, 191.
Wilkes, Aldermann in London. II, 170.
Willebrand, Biſchof von Paderborn. VII 2, 74.
—, hanſeatiſche Chronik. X, 161.
Willkomm beim Antritt des biſchöfl. Amtes. VII 1, 173.
Winckelmann. IV, 150. IX, 147. 155. X, 146. 148. 150.
Wiſſende, bei den Freigerichten. IV, 193.
Witlage, Amt im Osnabrückiſchen. VI, 89. 153.
Wittekind, ſ. Widekind.
Witwenkaſſe. II, 184.
Witwenverpflegungsanſtalt. III, 52.
Wochenmarkt, für und gegen denſ. II, 254.
Wochenſchriften, neues Ziel für die deutſchen. III, 86.
Wohnungen der Osnabrücker. VI, 91 ff. 102.
Woldemar (Waldemar), König der Dänen. VII 1, 72.
Wolf, Philoſoph. IX, 156.
Wolf-Dieterich. III, 91. IX, 102.
Wolfsgarne. VII 1, 148.
Wolga, Schreiben von ihr. V, 123.
Wollaken, v. d. osnabrückiſchen Landleuten verfertigt. VI, 87.
Wolle, deren ehemaliger Ausgangszoll in England. III, 174 f.

Wollenfabriken, Mittel zu deren Beförderung. II, 140.
Wollenwaaren, engliſche, wie viel in Deutſchl. und im Norden abgeſetzt werden. II, 318 f.
Word, Wordgeld, Bedeut. des Worts. VI, 6.
Worms, Reichs- und Kirchenverſammlungen daſ. VI, 253. VII 1, 32. 54. 68.
Wotileifus, ſ. Wachelf.
Wunder, über dieſe. V, 242.

X.

Xanten. VII 1, 54.

Y.

Young, engliſcher Dichter. IX, 71. 74. 81.

Z.

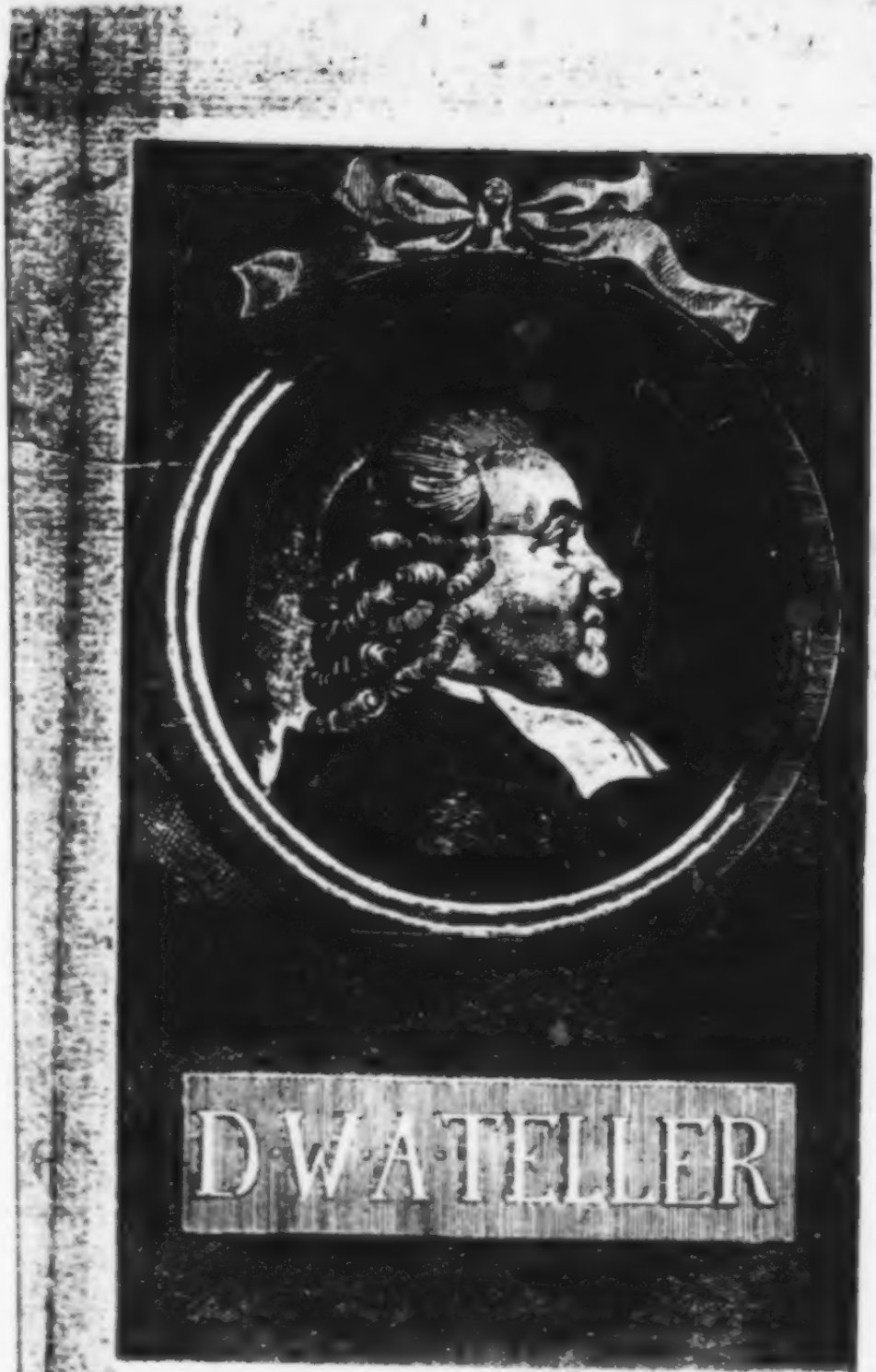
Zachariä, Dichter. IX, 70. 225.
Zacharias, Papſt. VI, 60. VII 1, 96. 127.
Zahl, römiſche, ſ. arab. Zahl.
Zehnten, eingef. III, 97. IV, 334. VI, 6. 188 f. 200 ff. 268 ff. 280 f. 326. VII 1, 6. 15. 85. 92. 99. VII 2, 15 ff. 67 ff. 114 ff. 154 ff. X, 111 ff. 176.
Zehntfeſt d. Juden. VI, 189.
Zehntflur. VI, 200.
Zehntfreiheit. VI, 200. 276.
Zehntgeld. VI, 200 f. VII 1, 46. 94. 96. 182.
Zehntherr. VII 1, 100.
Zehntkaſſe, von Carln d. Gr. eingeführt. III, 97.
Zehntkorn. VII 1, 97.
Zehntloſe. VII 1, 95. VII 2, 51 f.
Zehntpflichtige. VI, 205. VII 1, 95.
Zehntpfunde. VI, 200 f. VII 1, 97.
Zehntproceß mit Corvey u. Herford. VI, 270 ff. VII 1, 60.
Zehntſchilling. VI, 200 f. VII 1, 189.
Zehntſchuldner. VI, 201.
Zeit, beſchloſſene. VII 1, 107.
—, Berechnung derſ. II, 234.
Zeitung, Germanowner. I, 260.
Zettelbank, Vorſchlag zu derſelben. II, 327.
Ziethen. IV, 25. V, 36.
Zigeuner, Sagunner. II, 313.
Zimmermann an Meſer. X, 254.
Zirkellinie, Linie des Reizes. II, 270.
Zoll, Zollfreiheit in England. I, 351. II, 285. III, 174 f.
— in Deutſchland. II, 320 f.
— in Rußland. II, 321.
— verſchiedener Länder. II, 321.
Zollrollen, alte, ähnlich durch ganz Deutſchland. VI, 312.
Zonaras. VI, 123.
Zopf, ſ. Tirpbak.
Zopfhaupt. VI, 342.
Zoroaſter. IX, 183.
Zoſimus. VI, 148. 149. IX, 183.
Zuchthäuſer, Etwas zur Verbeſſerung derſ. IV, 139.
Zug, italiäniſcher, den deutſchen Fürſten zuwider. VII 1, 155.
Zugzehnten. VI, 200.
Zunamen bei der Dienſtmannſchaft, Urſpr. derſ. VII 1, 112.
Zuſchläge. I, 291.
Zwangbrauereien. I, 257.
Zwangkrüge. I, 257.
Zweikampf, Beweis durch denſelben. VII 2, 104.
—, Gedanken darüber. IV, 131.
Zwentibold, Sohn König Arnolfs. VI, 284.
Zwingli. V, 215.
Zwivelten, Bauerſchaft im Osnabrückiſchen. VII 1, 46.

Druckfehler und Verbeſſerungen
im zehnten Theile der Werke Möſers.

Seite 21, Zeile 15 v. o. tilge man das Wort darüber.
— 23 ſetze man unter die erſte Anmerkung: A. d. H.
— 40, Zeile 2 v. u. lies literary ſtatt litterary.
— 50, — 9 — l. widerfährt ſt. wiederfährt.
— 51, — 14 — zu den Worten: „er deutete alſo gern alle Mittel an" ſollte die Anmerkung ſtehen: „Und nicht allein in den Phantaſien, ſondern auch in amtlichen Schriften".
— 63, — 8 — l. Converſation ſt. Conſervation.
— 73, — 4 — l. 115 ſt. 125.
— 88, — 1 — l. ſechszehntem ſt. ſechszehnten.
— 92, — 10 — l. G. L. von Bar ſt. G. B. von Bar.
— 107, — 9 — l. wo möglich ſt. wohl möglich.
— 110, — 1 — l. vorſchob ſt. verſcheb.
— 112, — 6 — l. Sack-Zehntpfl. ſt. Stadt-Zehntpfl.
— 119, — 10 — l. wenn ſie ſich ſt. wenn ſich.
— 120, — 15 — l. Adelbert ſt. Adalbert.
— 123, — 9 — tilge man das Komma nach Wort.
— 188, — 12 — l. roboranda ſt. roborando.
— 193, — 9 — l. den ganzen Körper ſt. ganzen Körper.
— 220 iſt zu der Note zuzufügen: Dies bezieht ſich auf Theil IX., Seite 71. Anm.
— 239, iſt zu der zweiten Note zuzufügen: Nr. 56.
— 257, Zeile 8 v. o. iſt hinter der Ueberſchrift des Gedichts „Empfindungen bei Möſer's Tode" hinzuzufügen von T. W. Brextermann.
— 259, — 16 — l. War nicht Er's? — ſt. War nicht Er's, —?

Wenn ich alle beiden Lieder
lese: so empfinde ich den Mangel
des Eigenthümlichen so wohl
in den Bildern als im Ausdruck,
glaube auch wohl daß sie min-
der würden, wenn sie die Dichter
der mittlern Zeit nachahmten, und
glücklicher würden und das
spätere übliche Dichten für das
ältere ausgeben würden, als
selbstempfundene alte. Allein
ich bin nicht im Stande der Art
und Weise näher nachzugeben.
Gleim allein hat diese Versuche
so wohl in seinen Kriegslie-
dern als in seinen Romanzen
gemacht, und ich rechne ihm die-
ses zu einem besondern Ver-
dienste an.

J. Müller.


D·W·A·TELLER

Gedächtnißschrift

auf

Dr. Wilhelm Abraham Teller.

Von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin,

1807.

Berlin

Vorbericht.

Dieſe Gedächtnißſchrift eines der edelſten Gelehrten und meines vieljährigen Freundes, ward in der öffentlichen Verſammlung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften am 7ten Auguſt 1806 vorgeleſen. Weil die Sammlung der deutſchen Schriften der Akademie wohl ſo bald noch nicht bis zum Jahre 1806 herauskommen möchten, laſſe ich dieſe Ver-

leſung, auf Verlangen mehrerer Verehrer Tellers vorläufig beſonders drucken. Es iſt auch deſſen von dem berühmten **Daniel Chodowicki** im Jahre 1775 geätztes Bildniß beygefügt, welches dem Verſtorbenen, ſo wie er in jüngern Jahren ausſah, ſehr ähnlich iſt.

Berlin den 12 Februar 1807.

Ge-

Gedächtnißſchrift

auf

Dr. W. A. Teller.

Wilhelm Abraham Teller ward am 9ten Jänner des Jahres 1734 zu Leipzig geboren. Sein Vater, Romanus Teller, war Profeſſor der Theologie und Prediger in dieſer Stadt, ſo wie auch Domherr zu Zeitz; ſeine Mutter, eine geborne Schütz. Er ſtudirte auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, erhielt bald daſelbſt eine Predigerſtelle, und ſchon im 27ten Jahre (im J. 1761) die Würde eines Doktors der Theologie, nachdem er kurz vorher zum Generalſuperintendenten und Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt war berufen worden.

Tellers

Tellers hauptsächlichste wissenschaftliche Verdienste liegen zwar ausser dem Kreise der Beschäftigungen dieser Akademie: denn vorzüglich durch seine wohlthätigen Aufklärungen der Theologie ward er für Deutschland einer der wichtigsten Männer; aber gelehrte Verdienste aller Art sind, wegen des innigen Bundes sämmtlicher Wissenschaften untereinander, ein Gegenstand der gerechten Hochachtung einer Gesellschaft, die jede Entwickelung der Kräfte des menschlichen Verstandes zu würdigen weiß. Teller war ausserdem ein grosser Gelehrter, im eigentlichsten Sinne des Worts. Er besaß nicht nur eine gründliche Kenntniß der beiden gelehrten, sondern auch der orientalischen Sprachen, hatte die Geschichte nach allen ihren Theilen studirt, besonders die Kirchengeschichte und literargeschichte, als welche seinen Studien am nächsten lagen, und war von der Natur in einem vorzüglichen Grade mit der Beurtheilungskraft ausgestattet, ohne welche alle Belesenheit und Gelehrsamkeit wenig mehr als eine todte Masse ist. Eine Folge dieser reifen Beurtheilungskraft war auch, daß er in der Philosophie keiner Schule oder Sekte aus-

schlie-

ſchließend folgte, ſondern nur eigenem reifen Nachdenken. Zu dieſen, einen wahren Gelehrten auszeichnenden Eigenſchaften, geſellete ſich noch ein ſehr richtiger Geſchmack und ein ſehr deutlicher und faßlicher Vortrag.

Teller widmete dem edlen Geſchäfte, den menſchlichen Verſtand aufzuklären, ſein ganzes Leben, ſo weit nur ſein Wirkungskreis ging. Er ward deshalb zweymal ſehr hart verfolgt, und iſt dem unparteyiſchen Beobachter noch ehrwürdiger durch die Standhaftigkeit, durch den ruhigen Gleichmuth, womit er Verfolgungen erduldete, ohne je die erkannte Wahrheit zu verläugnen.

Es iſt nur gar zu gewöhnlich, daß wenn irgend ein Syſtem iſt aufgeführt worden, die Anhänger deſſelben ſich dabey im blinden Glauben beruhigen, ohne weiter nachzudenken. Bey keinem Syſteme trifft dieſes mehr zu, als bey einem ſeit langer Zeit feſtgeſetzten theologiſchen Lehrgebäude, beſonders wenn es gar beſchworen worden iſt; denn nun hat es nicht nur in der gegenwärtigen Zeit die obrigkeitliche Sanktion, ſondern auch gewöhnlich, nach dieſer Zeit, die Hoff-

nung zur Erlangung der ewigen Seligkeit für ſich. Eine ſolche Hoffnung wäre den ſchwachen Rechtgläubigen wohl zu gönnen, wenn ſie nur nicht ſo oft mit ſtumpfer Gedankenloſigkeit und mit hartherziger Verdammung aller derer verbunden wäre, die ein ſolches Lehrſyſtem nicht annehmen können und wollen.

So hatte die römiſch-katholiſche Kirche von je her die Unfehlbarkeit des Papſtes und der Concilien als eine unüberwindliche Feſtung um ſich her aufgeworfen. Eben ſo fanden die proteſtantiſchen Kirchenlehrer, nachdem dieſe Feſtung von ihnen mit Erfolge beſtürmt worden war, und ſie nun auf ihren Lorbern ausruhen wollten, für dienlich und bequem, ſich hinter ihre ſymboliſche Bücher, oder hinter unwiderrufliche Beſchlüſſe einer Dordrechtſchen Synode zu verſchanzen. Viele dieſer proteſtantiſchen Kirchenlehrer, ſo ſehr auch von einander geſondert, und ſo arg auch einander verkehrend, kamen darin überein, alle diejenigen noch ärger zu verkehren, von welchen ſie aus ihren willkührlich aufgeworfenen engen Verſchanzungen auf das weitläuftige Feld der Unterſuchung herausgefordert wurden.

Der

Der erſte Trieb zur unparteyiſchen Unterſuchung der ſo verſchiedenen Glaubenslehren, von denen ein jedes Häuflein Lehrer nur allein die ſeinigen für wahr halten will, war dennoch, obgleich lange unterdrückt, ſchon in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter den deutſchen proteſtantiſchen Gelehrten etwas erwacht, und in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts regte es ſich immer lebhafter und immer wohlthätiger. Samuel Werenfels, der ſcharfſinnige und gelehrte ſchweizeriſche Theologe, ſchrieb in ſeine Bibel:

Ista liber eſt in quo ſua quærit dogmata quisque.
Invenit et pariter dogmata quisque ſua!

Da dieſes unſtreitig wahr iſt, ſo mußten nothwendig diejenigen, welche ſich zur Pflicht machten, die Beſchaffenheit der verſchiedenen Lehrmeinungen zu unterſuchen, bis auf die Quelle zurückgehen, um zu erforſchen, wie man darauf gekommen ſey, eine jede Lehrmeinung aus der Bibel zu ziehen, und ob ſie wirklich darin enthalten ſey? Dazu ward erfordert, die Beſchaffenheit dieſer ehrwürdigen alten Sammlung von Büchern, welche auf das ganze menſchliche Ge-

ſchlecht

ſchlechte einen ſo wichtigen Einfluß gehabt hat, näher zu unterſuchen, und da von keinem einzelnen Buche Originalhandſchriften vorhanden ſind, wenigſtens die Beſchaffenheit des gedruckten Textes und der mannichfaltigen ſo oft von einander abweichenden noch vorhandenen Handſchriften, woraus dieſer entſtanden iſt, in Erwägung zu ziehen. Teller beſchäftigte ſich, noch in Leipzig, als ein ſehr junger Gelehrter, ernſthaft mit dieſem Studium. Er war einer der erſten, der in Deutſchland auf die kritiſchen Bemühungen Kennicots, *) den hebräiſchen Text der heiligen Schriften des Alten Teſtaments zu berichtigen, Aufmerkſamkeit erregte. Aber er beſchäftigte ſich nicht bloß mit der Wortkritik, ſo ſchätzbar dieſe auch in mancher Rückſicht iſt. Er war einer von den erſten in Deutſchland, welche vorzüglich die dichteriſchen Stücke des Alten Teſtaments mit Geſchmacke zu erklären und ihre eigenthümliche Schönheiten zu würdigen ſuch-

*) Er überſetzte auch Kennicot's Werk über die Beſchaffenheit des hebräiſchen Textes des Alten Teſtaments aus dem Engliſchen ins Lateiniſche.

ſuchten. Dahin gehört ſeine noch bey ſeinem Aufenthalte in Leipzig angefangene Beurtheilung der von Joh. Andreas Cramer verſuchten, und ehedem mit groſſem Beyfalle aufgenommenen Ueberſetzung der Pſalmen, nebſt verſchiedenen, von ihm ſelbſt verfaßten Ueberſetzungen und Aufklärungen hebräiſcher Gedichte.

Die Geſchichte der nach und nach gelernten und mit einer beſondern theologiſchen Kunſtſprache bezeichneten Lehren und Lehrbeſtimmungen des Chriſtenthums war immer noch viel zu wenig bearbeitet. Teller gab ein ſchönes Muſter, wie dieſer Theil der theologiſchen Gelehrſamkeit zu bearbeiten iſt, in einer lateiniſch geſchriebenen im Jahr 1766 gedruckten Abhandlung *) über die Veränderungen in dem Dogma von der Auferſtehung. Auch in mehreren ſeiner übrigen Schriften finden ſich viele feine Winke und fruchtbare Bemerkungen über den ſo wichtigen Theil der

*) Fides doctrinae de reſurrectione carnis per quatuor priora Saecula; enarratio hiſtorico-critica. Helmſt. 1766. 8.

der theologischen Wissenschaft, über die Entstehung der Lehren.

Vorzüglich aber hat sich Teller dadurch verewigt, daß er mit seltenem Muthe den freyen Untersuchungsgeist in der Theologie geweckt, und durch sein eigenes Beyspiel unter den Lehrern derselben die liberalere Denkungsart befördert hat, welche durch eigene Prüfung erzogt, an die Stelle des leeren Nachbetens eines erlernten oder bestehenden Systems treten muß. Er wagte viel; aber noch viel mehr ward durch ihn gewirkt, als, während seines Amtes zu Helmstädt, im Jahr 1764 sein Lehrbuch des christlichen Glaubens herauskam, von welchem Buche man wohl sagen darf, daß mit demselben in der Geschichte der Versuche zur Verbesserung einer seelenlosen scholastischen Dogmatik, durch deren blinde Annahme die Theologen so lange von dem nöthigen Studium der Exegese und Kirchengeschichte waren abgehalten worden, eine merkwürdige Epoche angehe. Der so bescheidene Verfasser läugnete nicht, daß dieses Buch noch manche Mängel hatte, daher er es nie hat wieder wollen

neu

neu auflegen laſſen. Er erklärte dies im J. 1786, an Jahre nach der erſten Herausgabe, ſelbſt öffentlich in der Vorrede von ihr von ihm beſorgten neuen und vermehrten Ausgabe von Thomas Burnet's Buche *de Fide et Officiis Chriſtianorum* (S. VI) mit dem Beyfügen, nicht weil ihn gereue, das Ganze geſchrieben zu haben, ſondern weil ihm Theile dieſes Buchs und die Schreibart jetzt miſſielen.

Ungeachtet dieſer Mängel war die Hauptidee zu dieſem Buche die vernünftigſte und natürlichſte. Da die Bibel den einzigen Grund alles chriſtlichen Glaubens enthalten ſoll, ſo wollte Teller, ohne alle Rückſicht auf Concilien und Lehrvorſchriften, welche ſie auch wären, in dieſes Lehrbuch nichts aufnehmen, als was wirklich aus der Bibel ſelbſt konnte hergeleitet werden; bloß auf derſelben deutliche Worte ſollte geachtet und nur aus ihrem durch vernünftige Exegeſe erforſchten Sinne ſollten die Lehren hergeleitet werden.

Aber eben, weil nun aus der Dogmatik manche Lehren wegfielen oder anders modificirt wurden, ſo erregten die ſteifen Anhänger der hergebrachten Dog-

matik

matik in manchen Kindern über dies Lehrbuch
gewaltigen Lärm, als wäre die Religion und
der Staat dadurch in Gefahr gerathen. Teller
als ein verderblicher Neuerer verschrien, ja er
einige Jahre lang, selbst für seine bürgerliche
und für sein ganzes zeitliches Glück das Schl
befürchtete. In Kursachsen ward das Buch
nachdem es erschienen war, verboten, mit Ko
tion aller vorgefundenen Exemplarien, und erst,
dem dieses verordnet war, sollte die theologisch
fultät zu Wittenberg die anstößigen Stellen
gut; denn man gab damal noch sehr viel a
Beschluß oder das Bedenken einer Fakultät.
theologischen Fakultät zu Leipzig ward angef
wider dieses Lehrbuch von Amtswegen zu sch
welches aber Ernesti abwendete; der jedoch
abwenden konnte, daß recht brünstige orthodoxe
diger in Leipzig von der Kanzel herab ihre Mi
mung über dieses Buch laut ertönen ließen, vo
vermischten Haufen ihrer Zuhörer, der ein
Buch zu beurtheilen unfähig war. Eine
Zeloten schrieben heftig dawider, und der eigent

der unſers Teller, Prediger zu Zeiz, ſchämte ſich nicht, ſeinen Bruder in einer beſondern Schrift zu verdammen. Es ging ſehr nahe dabey ab, daß nicht der Reichsfiskal wider dieſes unſchuldige Buch excitirt ward, wie ehemal gegen das Wertheimſche Bibelwerk; ein wenig Schaam, zum zweytenmal in Abſurdität ohne Wirkung zu verfallen, ſcheint nur von dieſem übereilten Schritte abgehalten zu haben. In Helmſtädt ſelbſt, dem Wohnorte des Verfaſſers, entſtanden die größten Bewegungen. Zwey theologiſche Doktoren daſelbſt ſchrieen über Ketzerey, und es lag wahrlich nicht an ihnen, wenn Teller nicht ſeines Amts entſetzt und ſchimpflich verjagt ward. Man wiegelte ſogar den Magiſtrat der Stadt auf, in Braunſchweig die Abſetzung Tellers als eine Pollizeymaßregel vorzuſtellen, weil aus Furcht vor ſeiner Ketzerey weniger Studenten nach Helmſtädt kommen, und dadurch die Nahrung der Stadt würde geſchmälert werden. Aber das aufgeklärte Miniſterium zu Braunſchweig wies den Magiſtrat ab, und ob es gleich nicht umhin konnte, in der damaligen Lage des Landes, wo die Partey der ſteifen Or-

ſchoben einen mächtigen Einfluß bey den Landſt
den hatte, auf ihr beſtändig fortdauerndes Geſch
einige Rückſicht zu nehmen, ſo ſuchte es doch
verfolgten Mann möglichſt zu ſchützen, wobey
Einfluß des edlen Jeruſalem nicht zu verken
war.

Kurz vorher, ehe der Lärm wegen des Lehrbu
anging, im May 1764, erhielt Teller einen R
nach Halle, als Profeſſor der Theologie daſelbſt,
des verſtorbenen S. J. Baumgarten Stelle,
dem Prädikate als Konſiſtorialrath. Er lehnte
dieſen Ruf ab, aus Dankbarkeit gegen den herzogli
Braunſchweiglichen Hof, welcher ihn erſt ungef
zwey Jahre vorher, als einen noch jungen Mann,
einer ſo anſehnlichen Stelle nach Helmſtädt ber
hatte. Er konnte damal nicht vorausſehen, we
Verfolgung ihm an eben dieſem Orte, wenige Mo
nachher, ein Buch zuziehen würde, welches zu ſch
den ihn Wahrheitliebe und Ueberzeugung trieb. N
nachdem er über drey Jahre lang mit ſtandhaf
Muthe alles ertragen hatte, wodurch die ſcheinhei
Verfolgungsſucht ihm das Leben zu verbittern ſu

ſo konnte er nicht umhin, in der Mitte des Jahres 1767, einen zweyten auswärtigen Ruf anzunehmen, den nach Berlin, als Oberkonſiſtorialrath und Probſt zu Kölln.

Man hatte ſich in Berlin durch alle die Verkez-gerungen, welche ſeit Erſcheinung des Lehrbuchs über deſſen Verfaſſer ergangen waren, gar nicht irre machen laſſen, ſondern ergriff die Gelegenheit, den Preußiſchen Staaten einen ſo verdienſtvollen Mann zu erwerben, der durch die Standhaftigkeit, womit er hämiſche Verfolgungen ſo lange ertragen hatte, verſtändigen Männern nur noch ehrwürdiger gewor-den war. Der ſel. Oberkonſiſtorialrath Diterich, von dem im Stillen ſo unbeſchreiblich viel Gutes herrührt, war der Erſte, der dem edlen Miniſter von Münch-hauſen den Vorſchlag dazu that, und mir ward das Glück, den Auftrag zu erhalten, Teller'n den erſten Antrag zu machen; *) denn ich war mit demſelben ſchon

*) Wie ſehr der ſtandhafte Mann und der nie den Muth ver-lor, dennoch die Laſt der langwierigen Verfolgung fühlte, erhellt aus ſeiner Antwort, vom 4ten Junius 1767, auf

ſchon einige Jahre in Verbindung, durch die Allgemeine deutſche Bibliothek, an welcher er, von ihrem erſten Anfange an, einen beträchtlichen Antheil gehabt, und auch dadurch auf die verbeſſerte Denkungsart der deutſchen Proteſtanten in der Theologie vorzüglich mitgewirkt hatte.

Dieſer Ruf nach Berlin, zum Mitgliede der oberſten geiſtlichen Behörde einer groſſen Monarchie, beſchämte ſeine Widerſacher und vertilgte bald den Geruch der Ketzerey, welchen die gedankenloſe Rechtgläubigkeit genannt zu werden, an ihm zu ſpüren verſichert hatte. Er aber arbeitete nun unter den edlen Miniſtern Münchhauſen und Zedlitz, und in Geſellſchaft der vortreflichen Männer, Sack, Diterich, Spalding, Irwing, Büſching und Lamprecht. Es war damal die Zeit der ſchönſten Blüthe der ſchönen Re-

gierungs-

meine erſte vorläufige Anfrage. Er ſagt darin: „Ich fühle „die ganze Bürde, zum Niederſetzen, und ſetze den Entſchluß von neuem, Alles zu thun, um loszukommen. „Der Geiſt muß am Ende in ſolcher Wüſtung zuletzt ſelbſt „mit verderben."

gierungszeit Friedrichs des Großen. In allen Zweigen der Regierung herrſchte ein allgemeiner eifriger Trieb zur Vervollkommnung. Es würde ſehr lehrreich ſeyn, die verſchiedenen Charaktere und Handlungsweiſen der edlen Männer zu ſchildern, welche damal das Oberkonſiſtorium ausmachten, und bey aller Verſchiedenheit mit ſo inniger Einigkeit zur Beförderung des Guten arbeiteten. Auch da würde ſich zeigen, daß Teller, der jüngſte unter ihnen, *) vermöge ſeiner Lebhaftigkeit und vermöge ſeiner ſeltenen Gabe verſchiedene Anſichten unter Einen Geſichtspunkt zu bringen, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, gleichſam die bewegende Kraft von Allem war. Wie treflich ſeine Geſchäftsführung geweſen, welchen großen Antheil er dadurch an dem Guten gehabt, was ſeit der Zeit in den Preuß. Landen im Kirchen- und Schulweſen geſtiftet worden, iſt noch Vielen genau bekannt.

Auch

*) Die damaligen theologiſchen Mitglieder des Oberkonſiſtoriums waren an Jahren ſehr verſchieden. Sack war im Jahr 1703 gebohren. Spalding im J. 1714, Diterich im J. 1721, Büſching im J. 1724, und Teller im J. 1734.

Auch in Absicht auf seine gelehrten Bemühungen durfte er jetzt in Berlin freyer athmen, weil er weder Verketzerung, noch viel weniger, unter dem Schilde Friedrichs des Großen, Verfolgung zu befürchten hatte. Daher kamen von ihm mehrere schätzbare Schriften*) heraus. Die wichtigste darunter ist wohl sein Wörterbuch des Neuen Testaments, welches im J. 1772 zuerst, und seitdem mehrmal gedruckt worden. Man findet gründliche Sprachkunde mit reifer Beurtheilung verschwistert, in diesem Buche, dessen großer Verdienst darinn besteht, daß die fremdartigen und jüdischen lokalen Ausdrücke im Neuen Testamente in jetzt übliche, deutliche, und daher gemeinverständliche Redensarten aufgelöset sind. In diesem mäßigen Oktavbande hat Teller gelehrten und ungelehrten Lesern über viele Begriffe

*) Dahin gehören auch die seiner ehemaligen Aufsätze von Burnet's Buche de Fide et Officiis Christianorum beygefügten beiden *Excursus*, de vera aestimatione religionis naturalis apud Christianos, und de incrementis doctrinae christianae, welche vielleicht, ihrem großen Werthe nach, nicht genugsam bekannt sind.

Begriffe und Sätze der Bibel, welche Jahrhunderte lang für dunkel und geheimnißvoll waren gehalten worden, mit seltener Freymüthigkeit bessere Auskunft gegeben, als viele dicke und wortreiche Kommentarien geben konnten. In den Antithesen und Erläuterungen derselben womit er eine im Jahr 1774 erschienene Uebersetzung einer Schrift Harwood's *) bereichert, setzte er solchen Behauptungen, welche die hergebrachte Dogmatik unüberlegt hinstellt, mit Muthe und Simplicität andere entgegen, welche aus reiser Exegese und unparteyischer Untersuchung der Biblischen Aussprüche selbst entspringen. Einer ähnlichen Methode, vermittelst welcher die Schwäche der Behauptungen jener Art am deutlichsten einleuchtet, hat sich Teller auch in nachherigen Schriften öfter bedienet. Sie muß große Wirkung thun, zumal, wenn sie, so wie bey ihm, mit eben so viel Gutmüthigkeit als Freyheitssinn verknüpft ist.

Es kam aber nachher wieder eine Zeit, wo die Freyheit zu denken und nach Gründen zu urtheilen,

*) Harwood's Vier Abhandlungen, über die Athanasianische Lehre über die Person Christi, u. s. w. Berlin 1774. gr 8.

durch welche ſich die Einwohner der Preußiſchen Staaten zur Zeit Friedrichs des Großen ſo rühmlich unterſchieden hatten, ihnen zum Frevel angerechnet, und wo das Wort Aufklärung zum Schimpfworte erniedrigt werden ſollte. Alle echte Patrioten trauerten darüber. Auch Teller hatte ſeinen Antheil an den ſchweren einige Jahre lang dauernden Bedrükkungen, welche endlich bis zu einem höchſt ungerechten und ſchimpflichen Verfahren gegen ihn ausarteten. *)

Er

*) Das Kammergericht forderte, im Jahr 1791. in einer vor demſelben ſchwebenden Rechtſache, von dem Oberconſiſtorium ein Bedenken. Teller gab ſein Votum, gleich andern Oberconſiſtorialräthen, ſeiner Ueberzeugung und ſeinem Gewiſſen gemäß. Es iſt offenbar die Pflicht eines Juſtizcollegium, über Gegenſtände, welche es nicht beurtheilen kann, das Bedenken der Sachverſtändigen zu fordern, ſo wie dieſe verpflichtet ſind es nach beſter Einſicht zu geben. Gleichwohl ward Teller, wegen ſeines pflichtmäßigen Votum, durch einen Machtſpruch, zu einer dreymonatlichen Suſpenſion von ſeinem Amte verdammt, mit Einziehung ſeines Gehalts auf dieſe Zeit, welches zum Beſten des Invaliden ſo ſollte verwendet werden, weil er das Kammergericht durch ſein Votum verführt hätte. Auch die Majorität der Kammergerichtsräthe, welche nach Gewiſſen und Ueberzeugung

Er blieb dabey so ruhig als standhaft, und verharrte in seinem Amte, ungeachtet ihm auf eine sehr edle Art, in dieser bedrängten Lage, seine vorige Stelle in Helmstädt wieder angeboten wurde. Er war überzeugt, daß er in Berlin eben durch seine Standhaftigkeit noch werde Nutzen stiften können, und wollte daher das Aeußerste erwarten, nämlich eine ausdrückliche Absetzung von seinem Amte; welches man aber nicht wagte. Er hatte sogar den Muth, in eben den Jahren 1792 und 1793, als die Bedrückungen am ärgsten waren, unter dem Titel: Religion der Vollkommnern, ein treffliches kleines Buch drucken zu lassen, worin er seine Ueberzeugungen aufs freymüthigste darlegte; und eine Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Christenthums besondere, welche in eben dem Geiste geschrieben ist. So fuhr er fort mit ruhigem Wirken zum Guten, und selbst seine Verfolger

gung verirt hatten, sollten bestraft werden. *Excidat illa dies!* Die Urtheile sind gedruckt in der Fortsetzung des Religionsprocesses des Predigers Schulz zu Gielsdorf. 1798. 8. S. 273. 309. 317.

folger mußten seine Gelehrsamkeit und Talente schätzen. *)

Im November des Jahres 1786 ward er in diese Akademie aufgenommen. Er hat in derselben mehrere interessante Abhandlungen, auch einige in lateinischer Sprache **) vorgelesen. Dahin gehört [illegible] noch,

*) Diese Leute wollten eine allgemeine Norm der Lehre einführen, ohne recht zu wissen, wie sie es anzufangen hätten. Es kam ihnen auch darauf an, ein gedrucktes System der Dogmatik zu bestimmen, worüber auf allen Universitäten sollte gelesen werden. Sie waren aber in der wahren theologischen Gelehrsamkeit und in der theologischen Literatur zu unwissend, um selbst zu wählen. Zuletzt mußten sie sich entschließen, unter der Hand bey Teller'n nach einer orthodoxen Dogmatik nachfragen zu lassen. Er rieth, des Leipziger Theologen Morus Epitome theologiae christianae einzuführen; weil dieser mehr eine biblische als kirchliche Dogmatik bildet. Dieser Rath ward befolgt. Aber es war sehr charakteristisch, daß die Verketzerer von dem Verketzerten sich mußten belehren lassen, welches Buch nicht ketzerisch wäre.

**) Eine davon, Philosophumena de Cabiris et cum iis cohaerente cultu idolatrico in universum, ist in den französischen Memoires der Akademie vom J. 1797 abgedruckt. Eine andere, de vera σκεψει, vetuque sceptico philosopho,

noch, als ein Denkmal ſeines edlen Herzens, die Denkſchrift auf den verſtorbenen Miniſter von Wöllner, der ihn ſo ſehr verfolgt hatte, welche er in der öffentlichen Verſammlung den 28ten Jänner 1802 las. In den Schriften der Akademie, ſo wie auch in den Beyträgen zur Deutſchen Sprachkunde, welche die eine kurze Zeit dauernde deutſche Deputation der Akademie herausgab, ſind verſchiedene dieſer Vorleſungen, die deutſche Sprache betreffend, gedruckt, jedoch nicht alle.

Im Jahr 1790 gab er eine lateiniſche Ausgabe des Salluſtius heraus, wo ſowohl die Sorgfalt für die Genauigkeit des Textes und deſſen Verbeſſerungen, vorzüglich mit Rückſicht auf die in unſern Gegenden ſeltene zu Madrid gedruckte Ausgabe, als auch die treflichen Erklärungen, eben den denkenden Philologen zeigen, als den er ſich ſchon bey der Erklärung der bibliſchen Schriften bewähret hatte. Ferner hat er einzelne Aufſätze über antiquariſche, hiſtoriſche

ſopho, atque huius in vita communi praestantia non dogmatico, iſt nicht getreft.

riſche und andere Gegenſtände geſchrieben, davon einige in die Berliniſche Monatſchrift eingerückt wurden. Seine gründliche Kenntniß des Eigenthümlichen unſerer Mutterſprache zeigte er auf eine ſehr rühmliche Weiſe in der vollſtändigen Darſtellung der deutſchen Sprache in Luthers Bibelüberſetzung, welche in den Jahren 1794 und 1795 in zwey Bänden herauskam.

Seine Predigten, ungeachtet ſie, wegen ſeiner ſchwachen etwas unangenehmlichen Ausſprache, deren er ſich ſelbſt bewußt war, beym mündlichen Vortrage etwas verloren, wurden doch gedruckt mit größtem Beyfalle geleſen, und gehören zu den vorzüglichſten die wir in unſerer Sprache haben. Er lehrte einfach, deutlich, gemeinnützig, und mit beſtändiger Rückſicht auf Erzeugung beſſerer Geſinnungen; daher ſind ſonderlich ſeine Predigten über die häusliche Frömmigkeit mit Recht das Lieblingsbuch vieler Familien geworden. Nachdem im Jahre 1788 das bekannte Religionsedikt gegeben worden war, entſagte er freywillig dem Predigtamte,

beſtritt

behielt ſich aber vor, bey beſondern Veranlaſſungen noch die Kanzel zu betreten.

Sein Magazin für Prediger, welches zu mehrern Bänden angewachſen iſt, hat mannichfaltigen Nutzen geſtiftet, da durch daſſelbe eine Menge gelehrter Ideen, mit beſtändiger Rückſicht auf die praktiſche Anwendung, ſind weiter ausgebreitet worden; daher dieſes Magazin auch unter aufgeklärten katholiſchen Gelehrten viel Beyfall fand.

Teller war auch ein Mitglied einer Privatgeſellſchaft von auserleſenen Männern in Berlin, welche ſich bloß zur freyen Unterſuchung der Wahrheit von allerley Art zuſammengethan hatte, und die mit ſeltener Eintracht und Freymüthigkeit vom Jahre 1783 bis 1798 dauerte. Ich habe dieſer in ihrer Art einzigen Geſellſchaft, ſchon anderweit erwähnt. *) Die hier anweſenden ehemaligen Mitglieder derſelben, werden zeugen, daß ſein Scharfſinn, ſeine Beurtheilungskraft, ſeine Gabe die Gedankenfolge Anderer auf-

*) Man ſ. meine Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung ꝛc. (1795. gr. 8.) S. 64. 65. und meine Gedächtnißſchrift auf Engel, (1806. gr. 8.) S. 30.

aufzufassen und seine sokratische frohe Laune; sich da beständig im vortheilhaftesten Lichte zeigten.

In den beiden letzten Jahren seines Lebens nahm körperliche Schwäche bey ihm überhand, wobey er jedoch immer fortfuhr noch so viel zu wirken, als seine Kräfte erlaubten. Er starb den 8ten December 1804, beynahe 71 Jahre alt. Im J. 1763 hatte er seine ihn überlebende Gattinn, gebohrne Börner, in Leipzig geheurathet, welche Ehe ohne Kinder geblieben ist.

Teller war klein von Statur, von festem Körperbau und freundlichem Ansehen. Er war ernsthaft wo Ernst erforderlich ist, aber auch gern froh mit den Fröhlichen, und besaß alle gesellige Tugenden. Er war uneigennützig im höchsten Grade, dienstfertig gegen Jeden dem er helfen konnte, mildthätig gegen Nothleidende, unerschütterlich fest wo es auf Wahrheit Recht und Pflicht ankam, sehr billig und tolerant gegen Andersdenkende, nachgebend, ohne je der erkannten Wahrheit etwas zu vergeben. Er war ein zuverlässiger Freund, aufrichtig und ohne Falsch, edelmüthig in seinen Gesinnungen überhaupt, und be-

son-

anders aufs edelmüthigste gesinnt gegen seine bittern Feinde. Je näher man ihn kennen lernte, desto verehrungswürdiger erschien sein Charakter. Sein edler Wahrheitssinn seine parteylose Schätzung der Menschenwürde ward so allgemein anerkannt, daß ihm, dem protestantischen Gottesgelehrten, selbst Katholiken öffentlich bekannt gewordene Beweise nicht nur der Achtung, sondern auch des Vertrauens auf seine Belehrung in Angelegenheiten ihres Glaubens und Gottesdienstes gaben. Auch Jüdische Glaubensgenossen bezeugten eben dieses Vertrauen gegen ihn.

Teller gehört zu den vorzüglichsten Männern, die den Geist der Unduldsamkeit und des blinden Eifers für vorgefaßte Meinungen unter uns vermindern halfen. Ein Gottesgelehrter und Philosoph, der dies mit Erfolge thut, ist um so ehrwürdiger, je mehr leider! Beyspiele vorhanden sind, daß Gottesgelehrte und Philosophen über Meinungen mit Unverstande eifern. Auch war er ehrwürdig durch seine Standhaftigkeit bey harten Bedrückungen, welche die freye Entwickelung der Vernunft und der vernünftigen Religion in den Preußischen Staaten leiden mußten;

aber

aber er erlebte noch die Zeit, wo beide wieder von den ihnen angelegten Feſſeln befreyet wurden. Jndeß leider! nach und nach ſeine eigene Kräfte ſanken, ſah er die Kräfte der Vernunft in dem Lande wieder ſiegen, das ihm ein zweytes Vaterland ward und das er wie ſein eigentliches Vaterland liebte, in dem Lande, das ſeit der Regierung Friedrichs des Großen die Augen aller Verehrer der vernünftigen Ausbildung des menſchlichen Geiſtes auf ſich zieht.

Philoſophiſche Abhandlungen.

BIBL. UNIVERS. BERN.

Größtentheils vorgeleſen

in der

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin

von

Friedrich Nicolai.

Erſter Band.

Berlin und Stettin,
1808.

Vorrede.

Die in dem ersten Bande der gegenwärtigen Sammlung befindliche Abhandlungen waren zwar schon vorher gedruckt, so wie dieses bey einer jeden ist angezeigt worden, aber sie wurden von mir, zum Behufe der jetzigen Ausgabe, wieder durchgesehen, verbessert, und die meisten auch erweitert. Die Abhandlungen des zweyten Bandes waren vorher noch nicht gedruckt.

Im Allgemeinen ist der Zweck dieser sämmtlichen Abhandlungen, Gelegenheit zu geben, zur genauern Prüfung philosophischer Meinungen, besonders mancher in Deutschland über die Gebühr gepriesener sogenannter aprioritischer Behauptungen. Zur Prüfung gehört aber hauptsächlich, daß man nicht etwa bloß mit Vorliebe einseitige Gründe, und wären es auch Scheingründe,

für alle Sätze aufſuche, ſondern ſie ſo viel möglich von allen Seiten betrachte, und das Dafür und Dawider unparteyiſch in Betrachtung ziehe. Nur wenn ſolche Sätze, beleuchtet von allen Seiten, deutlich, richtig und zuſammenhängend zu finden ſind, werden ſie als bewährt erkannt; findet ſich aber das Gegentheil, ſo können ſie nicht für philoſophiſche Wahrheiten gelten. Ein perſpektiviſches Gemälde erſcheint nur aus Einem einzigen Geſichtspunkte, als wäre es Wahrheit und Natur; ſieht man es aus jedem andern Geſichtspunkte an, ſo fallen die Bilder unordentlich übereinander. Die wahre Philoſophie muß dem Amor Coypel's gleichen, der ſeinen Pfeil gerade auf unſer Herz richtet, von welcher Seite wir ihn auch betrachten.

Seit zwanzig Jahren ſind in Deutſchland nur allzuviel Philoſophen aufgetreten, welche ihre Syſteme gleich perſpektiviſchen Vorſtellungen aufbauten, und uns zwingen wollten, uns nur in den einzigen, von ihnen angewieſenen Punkt ihrer intellektuellen Anſchauung zu ſtellen, und weder rechts noch links zu weichen. Sie ſind dabey, noch bis jetzt, um ſo mehr befliſſen, ihre philoſophiſche Perſpektiv nur mit einem ſich in's Dunkle verlierenden Schimmerlichte oder mit einem plötzlich verſchwindenden Blitze zu beleuchten, jemehr ſie uns in der Tiefe oder Hö-

Höhe ihrer Spekulationen das Nichtzuerkennende — als erkannt — darzustellen vermeinen. Ich habe nun immer, sobald ich zu denken anfing, die Begriffe von allen Gegenständen mir deutlich zu machen gesucht, und so wagte ich es auch hin und wieder über einige dieser Philosophieen von mehrern Seiten helles Licht anzuzünden, damit die Gegenstände nun um desto deutlicher zu betrachten wären. Wollen sich nun diese Philosophieen in heller Beleuchtung gar nicht ausnehmen, so ist freilich das angezündete Licht Schuld daran, weil man dabei erblickt, daß Afterphilosophie nichts als ein schlecht gemalter Augenbetrug ist. Darob ergrimmten schon manche transscendentale Philosophen; sie hätten aber freilich eigentlich nur auf ihre Philosophie schelten sollen, die nicht ist was sie scheinen wollte, nicht auf das Licht, bey welchem sie in ihrer wahren Beschaffenheit erschien, indem sie von mehrern Seiten hell beleuchtet wurde. Aber die spekulativen Philosophen lieben sehr die künstlichen Zusammensetzungen, auf griechisch Systeme genannt, und, an dem was man liebt, pflegt man sehr geneigt zu seyn, auch die Fehler zu entschuldigen! Ein solches System muß man sehr oft nur bloß aus dem Punkte seiner Zusammensetzung betrachten; die künstlichsten der-

selben sind aber die aus rein übersteigender Zusammensetzung oder auf deutsch-lateingriechisch aus rein transscendentaler Synthesis erwachsende Zusammensezzungen. Durch diese sollte die Erfahrung möglich gemacht werden; es ist aber dadurch noch nichts möglich gemacht worden, als daß diese Philosophen, bey jedem Schritte des Uebersteigens aller Wahrnehmung, in der Phantasie gar leicht hinüber schreiten können in's Ueberschwengliche, auf rein lateinisch transscendent genannt. Diese seit zwanzig Jahren in Deutschland so häufig geborne Systeme, Kinder der rein übersteigenden Ueberschwenglichkeit, werden von ihren guten Müttern um so viel mehr geliebt, je länger sie dieselben getragen und endlich in rein anschauenden Schmerzen geboren haben, und werden auch von ihren Müttern um desto eifriger vertheidigt, je weniger die schwachen Kinder sich selbst helfen können. Ich aber will kein System festsetzen, und habe auch keines zu vertheidigen. Ich suche nichts als Wahrheit, so viel möglich, von allen Seiten hell beleuchtete und deutlich erkannte Wahrheit. Und wenn ich auch nur wenig Wahrheit sollte finden können, so ist mir diese doch sehr viel lieber, als noch so viel tiefsinnige oder hochsinnige leere Einbildungen, welche bey dem Schimmerlichte halbdunkler spitzfindiger Argumentationen für all-

allgemein gültige Wahrheiten ausgegeben werden. Ich halte daher nichts von halbdunkeln spitzfindigen Argumentationen welche nicht können deutlich gemacht, und in richtigen Zusammenhang gebracht werden.

Dabey bekenne ich gern, daß ich mit Menschen und für Menschen philosophiren will. Ich überlasse es Andern, mit ihrer Philosophie sich über das erheben zu wollen, was Menschen durch deutliche Vernunftschlüsse erkennen können, weil sie auf papiernen Flügeln in's Absolute hinein fliegen möchten, so wie Ikarus mit wächsernen Flügeln über die Wolken hinweg in die Sonne. Die Zeitungen meldeten vor Kurzem, daß ein mechanischer Künstler zu Wien sich mit papiernen Flügeln bis an die Decke des dortigen sehr hohen Universitätssaals erhoben und wieder herabgelassen hätte. Wäre es dem guten Manne eingefallen, außer dem hohen Hörsaale der Universität in Gottes freyer Luft aufsliegen zu wollen, worin das Papier, worauf er sich erhob, der Beschaffenheit der freyen Atmosphäre ausgesetzt gewesen wäre; so stehet noch dahin, ob er sich in der Luft auch nur so hoch wie im Hörsaale hätte erheben können, und ob er sich sanft hätte niederlassen können, oder ob er schnell herabgefallen wäre?

Da nun ſeit einiger Zeit die deutſchen Philoſophen ſo ſelten auf dem Wege der ruhigen deutlichen Darſtellung der Erkenntniß bleiben, ſich vielmehr faſt immer in hochfliegenden Undeutlichkeiten gar ſehr gefallen; ſo wird es wohl erlaubt, ja vielleicht dienlich ſeyn, ſie darauf aufmerkſam zu machen, ob denn in den unbeſtimmten Phraſen ihrer intellektualen Anſchauungen wirklich ein richtiger Sinn liegen möge, und ſie zu erſuchen, dieß nicht allzuſchnell zu glauben. Im Reiche der Meinungen, wo Wahrheit und Unwahrheit nicht ſelten dicht neben einander und nur allzuoft innig mit einander vermiſcht liegen, iſt es beynahe wie in politiſchen Reichen, wo die allzugroße Sicherheit oft Urſache des Falles wird. Daher iſt es zu Erforſchung der Wahrheit immer nützlich, Zweifel und entgegengeſetzte Meinungen aufzuſtellen; damit die Begriffe durch mannigfaltigere Entwickelung beſtimmter und deutlicher werden, und damit die philoſophiſche Eitelkeit um deſto weniger veranlaßt werde, undeutlich und unbeſtimmt ausgeſponnene leere Hirngeſpinnſte für Wahrheiten auszugeben, die auf keinem Beweiſe ſondern nur auf einer Forderung oder Anſchauung beruhen dürften.

Der ſeit funfzig Jahren immer unaufhaltſam bald rauſchend bald ſchleichend fortlaufende Strom der deutſchen Philoſophie führt

führt mit ſich fort oder ſetzt ab, was er von Zeit zu Zeit findet. Es mag wohl einmal eine Zeit geweſen ſeyn, wo deutſche Philoſophen diejenigen Erkenntniſſe, welche hauptſächlich im menſchlichen Verſtande müſſen entwikkelt werden, nicht genug achteten, und in der bloßen Erfahrung mehr ſuchten, als zum Behufe allgemeiner Sätze in ihr zu finden iſt. Darauf kam aber eine Zeit und iſt noch jetzt, da andere deutſche Philoſophen trachteten, alles bloß im Verſtande zu finden, wozu ſie noch dazu einen reinen überſteigenden Verſtand erdachten. Wenn aber nun jetzt unſere neumodige Aprioriphiloſophen, Anſchauungsphiloſophen, Abſolutphiloſophen, Aeſthetiker und Myſtiker, auf den tranſcendentalen Stelzen ihrer Abſtraktionsphantaſie zwar großſcheinende Schritte machen, aber in der That nicht weiter kommen; ſollte es denn wohl ganz überflüſſig ſeyn, ihnen ihr thörigtes Beginnen, allenfalls auch in lächelndem Muthe vorzuhalten, und ſie zu erinnern, daß ſie, ſo hoch ſie ſich auch, mit ihren Stelzen, bis in die Höhe der Abſtraktion glauben heraufgezogen zu haben, dennoch nur ihre Schritte in der Wirklichkeit ſie weiter bringen können; daß das Philoſophiren in concreto auch einen ſo großen Werth habe daß ihn das Philoſophiren in ganz reiner Abſtraktion nie erlangen kann, und daß die Erfahrung in der wirk-

lichen Welt auch der Philoſophie ſehr nothwendig ſey. Sogar der groſſe Philoſoph, welcher zuerſt eine ganz reine Vernunft, geſäubert von allem Sinnlichen, in ſeiner Philoſophie anwenden wollte, ſagt ja ausdrücklich: „Alles Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinem Verſtande, oder „reiner Vernunft, iſt nichts als lauter Schein „und nur in der Erfahrung iſt Wahrheit.*)" Freylich hat er auch bey andern Gelegenheiten nicht ſo vortheilhaft von der Erfahrung geurtheilt; denn nach ihm ſoll auch die vollſtändigſte Erfahrung nichts wider einen aprioriſchen mit ſeiner Nothwendigkeit und Allgemeinheit gedachten Satz beweiſen können, und der reine Verſtand ſoll der Natur reine Geſetze vorſchreiben, der Natur, die wir doch ſchlechterdings nur aus Erfahrung kennen!

So iſt auch bey groſſen Philoſophen oft Wahrheit mit Irrthum vermiſcht: Jeder aufrichtige Wahrheitsforſcher iſt um ſoviel mehr berechtigt, ſo er nicht alles deutlich und übereinſtimmend findet, zu zweifeln und ferner zu unterſuchen. Dieſer Unterſuchung unterwerfe ich michſelbſt, wenn in meinem freymüthigem Philoſophiren etwas nicht deutlich oder nicht folgerecht ſollte befunden werden. Weitere Unterſuchung, die alles deutlicher zu machen ſtrebt, muß die

*) Man ſ. Kant's Prolegomena zu jeder künftigen Metaphyſik. S. 205.

die Wahrheit immer deutlicher vom Irrthum ſcheiden. Cicero ſagte: Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat, und die Folgezeit hat dieſen Ausſpruch immer beſtätigt. Aber Cicero ſagt dieß in eben dem Buche von der Natur der Götter, wo er die Wunderzeichen und die Ausſprüche und Weiſſagungen der Augurn und Eingeweidebeſeher, unter den Beweiſen für das Daſeyn der Götter anführt*), eben dieſer Cicero, der verlangte, in die Gemeinheit der Augurn aufgenommen zu werden, und nach vielem Widerſpruche, wirklich darin aufgenommen ward. War es vielleicht Politik, daß er auch in einem philoſophiſchem Buche, ſeine Kollegen die Augurn, einigermaßen bey Ehren erhalten wollte, und ſich darauf verließ, daß die Zeit die commenta opinionum dennoch vertilgen werde, aber an einer andern Stelle eben dieſes Buchs zu verſtehen giebt: „Es ſey Wunder, daß „ein Haruſpex den Andern nicht auslache.“ So hat dann auch die Philoſophie ihre Politik, und es mag wohl dahin gehören, daß zu jetziger Zeit manche Philoſophen unſere in nebelhoher Phantaſie ſpekulirende philoſophiſche Augurn für etwas höchſtbedeutendes zu halten ſcheinen, hingegen über tiefſinnende philoſophiſche Eingeweidebeſeher ein wenig die Achſeln zucken, dagegen wieder Andere vor dem Haruſpex ſich tief ver-

*) Cic, de Nat. Deor. Lib. 2. c. 3. 4. Ed. Ernesti, T. IV. S. 513. seq.

verneigen und über den Augur lächeln; weil alle es für gar zu altväterisch halten nicht irgend einen philosophischen Modeton anzunehmen. Ich habe nun in mir gar nichts von solcher Politik. Ich nenne den Vogeldeuter so wie den Eingeweidebeseher geradezu Unphilosophen; und ihre Aussprüche opinionum commenta. Das ist freylich das Mittel von allen Augurn und Haruspexen angefeindet zu werden; aber was darf dieses den kümmern, der Wahrheit und nichts als deutliche Wahrheit sucht.

Berlin den 26sten April 1808.

Druckfehler im ersten Bande.

S. 4. Z. 1. denjenigen Maximen, l. derjenigen Maxime.
S. 182. Z. 3. v. u. διάνοια, l. διανοια.
S. 201. Z. 3. der, l. denn

Im zweyten Bande.

S. 14. Z. 13. des Aristoteles, l. der Aristoteliker.
S. 16 in der Anmerkung, Z. 1. Nessio l. Nescio.
Das. philosophio. l. philosophi.
S. 28. In der Anm. Z. 15, nach empirische kein Punkt.
S. 42. Z. 18. Prädciamente, l. Prädikamente.
S, 91. Z. 10. gebietet dir, l. giebt dir es
S. 177. Oben im Kolumnentitel, l. Zweyte

In-

Inhalt des erſten Bandes.

I. Iſt Kant's Moralprincip bey der Ausübung in allen Fällen hinreichend, wo uns die bisherigen Grundſätze zuweilen verlaſſen hatten? . . . . . Seite 1

II. Beyſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen; nebſt einigen erläuternden Anmerkungen 51

Nachſchrift. 91

III. Einige Zweifel über die Geſetze, wodurch die Befugniß über die moraliſche Beſchaffenheit Anderer zu urtheilen, eingeſchränkt wird. 97

IV. Ueber die nothwendigen Unvollkommenheiten der Abſtraktionen und über ihren öftern Mißbrauch. 147

V. Bemerkungen über den logiſchen Regreſſus, nach dem Begriffe der alten Kommentatoren des Ariſtoteles 197

VI. Schreiben an Herrn Bieſter, über a priori und Kant's Sittengeſetz. 229

VII. Geſpräch über das jetzige verderbte Zeitalter 253

In-

Inhalt des zweyten Bandes.

VIII. Ueber Aberglauben in Philoſophie. Drey Vorleſungen.

Erſte Vorleſung. . . . . Seite 1

IX. Zweyte Vorleſung. 60

X. Dritte Vorleſung. 81

XI. Betrachtungen über die Frage: wie der mündliche Vortrag der Philoſophie auf Univerſitäten eingerichtet werden ſollte, um gemeinnütziger zu werden. Zwey Vorleſungen.

Erſte Vorleſung. 123

XII. Zweyte Vorleſung. 184

XIII. Ueber die Anwendung allgemeiner moraliſcher Grundſätze auf einige zweifelhafte Fälle. 209

I.

Ist
Kant's Moralprinzip
bey der Ausübung
in allen Fällen hinreichend
wo uns die bisherigen Grundsätze zuweilen verlassen sollen?

I.

Iſt Kant's Moralprinzip bey der Ausübung in allen Fällen hinreichend wo uns die bisherigen Grundſätze zuweilen verlaſſen ſollen? *).

Der berühmte Kant hat bekanntlich einen neuen moraliſchen Grundſatz oder, wie er es auch nennt, eine neue moraliſche Formel, gefunden, den **kategoriſchen** Imperativ, (von ihm ſehr unrichtig überſetzt, den **unbedingt gebietenden** Imperativ,) worauf ſich, nach ihm, alle moraliſche Handlungen beziehen ſollen.

Er drückt dieſen Imperativ auf zweyerley Art aus:

*) Vorgeleſen in einer Privatgeſellſchaft zu Berlin, d. 3ten Auguſt 1795. Vorher gedruckt in der deutſchen Monatſchrift v. Julius 1796, welche zu Halberſtadt herauskam.

„Handle nur nach denjenigen Maximen,
„durch die du zugleich wollen kannſt, daß
„ſie ein allgemeines Geſetz werde."

Oder auch:

„Handle ſo, als ob die Maxime deiner
„Handlung durch deinen Willen zum all-
„gemeinen Naturgeſetze werden ſollte *)".

Dieſe Sätze ſollen nach Kant, das **Grundgebot aller Pflichten** ſeyn. Warum es gerade dieſe und keine andere ſeyn müſſen, bekenne ich nicht, einſehen zu können, ſo wie auch Kant es nirgend deutlich erwieſen hat.

Der erſte Satz hat gewiß einen großen Werth. Was man dawider einwendet, bezieht ſich mehr auf die Art des Beweiſes, wodurch ihn Kant als ein **unbedingtes Gebot** hat einführen wollen, als auf den Satz ſelbſt. Man wird gern zugeben, wenn jemand wirklich erkennen kann, er müſſe wollen, jedes vernünftige Weſen handle nach der Maxime wornach er handeln will; ſo darf er glauben, moraliſch zu handeln. Aber daß ein Jeder bey jeder moraliſchen Handlung ſolle ein **allgemeines Naturgeſetz machen wollen**, folgt daraus keinesweges. Bey ſolchen Handlungen, die allgemein als moraliſch anerkannt ſind, iſt es ohnedieß nicht nöthig, erſt an ein unbedingtes allgemeines Naturgeſetz zu

*) Man ſ. Kants Grundriß zur Metaphyſik der Sitten S. 52.

zu denken. Dagegen scheint es mir, es könne uns der bloße Gedanken an ein allgemeines Gesetz in verwickelten Kollisionsfällen, wo wir gerade ein festes moralisches Prinzip am nöthigsten hätten, nicht sicherer leiten, als die Prinzipien anderer moralischen Systeme. Wir müßten überdieß, sollten wir wirklich nur allein nach Kants beiden moralischen Prinzipien handeln (wie die Kantische Philosophie fordert) uns rein-vernünftige Wesen, und diese (wie die Natur der Sache fordert,) in unserm individuellen Falle denken. Nun sind aber in der wirklich praktischen Welt, wo nicht eine reine sondern nur die empirische Vernunft regiert, keine rein-vernünftige Wesen anzutreffen, und die Lage worin die vernünftig-sinnlichen Wesen kommen, sind so sehr verschieden, daß die richtige Auffindung solcher Maximen, welche allgemeine Naturgesetze zu werden würdig sind, oft großen Schwierigkeiten unterworfen seyn wird; denn jeder kann sich ja zu seiner Handlung mancherley und sehr verschiedene Maximen denken. Daher glaube ich nicht, daß man sich überreden kann, das Kantische Moralprinzip werde zur Beförderung der Moralität in der wirklichen Welt einen sonderlichen Nutzen haben. Ich darf kaum erinnern, daß wenn ich meine Zweifel ohne Umschweife vortrage, so geschieht es unbeschadet der großen Hochachtung der anderweitigen Verdienste des Erfinders dieses, so viel ich einsehen kann, nicht fest gegründeten moralischen Systems.

Kant's neuer moraliſcher Grundſatz ſoll ein **Gebot** der Vernunft ſeyn; an einem Orte ſeiner Schriften, nennt er es ſogar ein **diktatoriſches Gebot** *), es ſoll auch außerdem, durch den Beyſatz **kategoriſch**, ein **unbedingtes Gebot** ſeyn. Dieſer Satz ſoll nicht etwa bloß als eine formale Grundlage eines moraliſchen Syſtems angeſehen werden, ſo daß, zu deſſen Anwendung noch mehr gehörte; ſondern er ſoll **unmittelbar** und **praktiſch** angewendet, vorzüglichere Dienſte thun, als irgend ein anderes moraliſches Prinzip. Dies erhellet daraus, daß Kant S. 53 bis 56 des gedachten Buchs vier wichtige Vorfälle anführt, wo ſein Grundſatz uns ſicher führen ſoll.

Ich wiederhole, daß mir dieſes doppelt ausgedrückte Grundgeſetz in der Anwendung gar nicht ſicher zu ſeyn ſcheint. Dieß kommt daher, weil man jeden Gegenſtand von mancherley Seiten betrachten und mancherley Maximen nach Gefallen daraus ziehen kann. Dies iſt offenbar. Da uns nun Kant nicht ſagt, welche Maxime für jeden beſondern Fall uns zu denken erlaubt iſt, ſo verläßt uns ſein moraliſches Grundgeſetz gerade da, wo wir deſſen Hülfe am nöthigſten hätten.

Wir wollen die vier Fälle näher betrachten, auf welche Kant ſeinen doppelten moraliſchen Imperativ anwendet. Vielleicht ergiebt ſich deutlich, ob man, wenn man bloß dieſe Grundſätze im Sinne behält,

*) Man ſ. Kant's Tugendlehre, Vorrede S. IX.

behält, möchte sicherer seyn, in allen seinen Handlungen von Immoralität frey zu bleiben, als wenn man einem andern wohlverstandenen moralischen Grundsatze folgt.

1. S. 53-57 Vom Selbstmorde. Kant's Worte sind folgende:

„Einer der durch eine Reihe von Uebeln, die „bis zur Hoffnungslosigkeit angewachsen ist, „einen Ueberdruß an Leben empfindet, ist noch „so weit im Besitze seiner Vernunft, daß er „sich selbst fragen kann, ob es auch nicht etwa „der Pflicht gegen sich selbst zuwider sey, sich „das Leben zu nehmen. Nun versucht er, ob „die Maxime seiner Handlung ein allgemeines „Naturgesetz werden könne. Seine Maxime „aber ist: Ich mache es mir aus Selbstliebe „zum Prinzip, wenn das Leben bey seiner längern Frist mehr Uebel droht, als es Annehmlichkeit verspricht, es mir abzukürzen. Es fragt „sich nur noch: ob dieses Prinzip der Selbstliebe ein allgemeines Naturgesetz werden könne. „Da sieht man aber bald, daß eine Natur, deren Gesetz es wäre, durch dieselbe Empfindung, „deren Bestimmung es ist zur Beförderung des „Lebens anzutreiben, das Leben selbst zu zerstören, ihr selbst widersprechen und also nicht als „Natur bestehen würde, mithin jene Maxime „unmöglich als allgemeines Naturgesetz Statt „finden könne und folglich dem obersten Prinzip aller Pflicht gänzlich widerstreite."

Wenn ſich jemand nach Prinzipien das Leben nehmen will, ſo iſt nicht abzuſehen, warum er es auch nach dieſem Prinzip nicht noch thun könne? Er wird ſagen: „Ich zerſtöre **vermittelſt** „**meines Selbſtmordes** und vermittelſt der Ma„xime, nach welcher ich denſelben verüben will, gar „nicht **überhaupt**," wie Kant vorgiebt, „„durch „„dieſelbe Empfindung, deren Beſtimmung es iſt zur „„Beförderung des Lebens anzutreiben, das Leben „„ſelbſt."" Ich habe, wie Kant ſelbſt zugiebt, eine „**Reihe von Uebeln erlitten**, die mich **ganz** „**hoffnungslos** macht. Dieſe **Hoffnungsloſig**„**keit** zerſtörte ſchon vorher die Empfindung, um „welcher willen ich das Leben wünſchte, nicht „meine Maxime ſoll ſie zerſtören. Dieſe iſt kei„neswegeſ, wie mir Kant unbilligerweiſe un„terſchieben will: „„Wenn das Leben **mehr** „„**Uebel** droht, als es **Annehmlichkeiten** ver„„ſpricht, es abzukürzen."" — „Dieß würde eine „unſinnige Maxime ſeyn, und die ſich gar nicht „auf den gegenwärtigen Fall paßt, wodurch er al„ſo **erſchleichen will**, daß ich unrecht hätte. Ich „frage ja nicht, ob mein künftiges Leben weniger „Annehmlichkeiten als Uebel haben werde? Ich ha„be eine **Reihe von Uebeln** erduldet, die bis zur „**Hoffnungsloſigkeit** angewachſen iſt. Daß dieſe „Hoffnungsloſigkeit **ungegründet** ſey, hat Kant „mir nicht bewieſen. Nun **kann ich es gar wohl** „**zur allgemeinen Maxime** gedeihen laſſen, daß

ein

„ein jeder, welcher ohne alle Hoffnung Uebel er-
„dulden muß, ſich das Leben nehme. Dieß zerſtört
„die wahre allgemeine Maxime der Selbſtliebe, oder
„der Liebe zum Leben eben ſo wenig, als daß z. B.
„ein einzelner Menſch ſein Leben hingeben darf
„zum Beſten des Vaterlandes, ja überhaupt um
„mehrern nützlich zu ſeyn. Hier bin ich mir ſelbſt
„nützlich ohne andern zu ſchaden, ja ich bin noch
„denen nützlich, die mir z. B. bey meinem unheil-
„baren Krebsſchaden aufwarten müſſen, der mich
„doch in wenigen Monaten dahin raffen würde,
„und die bis dahin immer der Gefahr der Anſte-
„ckung ausgeſetzt ſind." Was würde, nach Kant's Prinzip, dem Selbſtmörder zu antworten ſeyn? Das ſogenannte **unbedingte Gebot** aus S. 52. der Kantiſchen Grundlegung der Sittenlehre, welchem deſſen Erfinder noch dazu gar keinen **Verpflichtungsgrund** hat beyzufügen gewußt, verliert hier offenbar ſeine Kraft. Sollte es bey dem Selbſtmörder, welcher noch nach Vernunftgründen fragt, nicht eindringender ſeyn, wenn man ihm mit **J. J. Rouſſeau** zuriefe: „Bedenke wohl, ob du
„bey deiner Reihe von Uebeln, in den Monaten,
„die du noch zu leben haſt, noch **Gutes thun**
„kannſt!"

2. Von jemand, der Geld borgt.

Kant ſagt: „Ein anderer ſieht ſich durch Noth ge-
„drungen, Geld zu borgen. Er weiß wohl, daß
„er nicht wird bezahlen können, ſieht aber auch,
„daß ihm nichts gelichen werden wird, wenn

„er nicht feſtiglich verſpricht, es zu einer beſtimm-
„ten Zeit zu bezahlen. Er hat Luſt, ein ſolches
„Verſprechen zu thun; noch aber hat er ſo viel
„Gewiſſen, ſich zu fragen: Iſt es nicht uner-
„laubt und pflichtwidrig, ſich auf ſolche Art aus
„Noth zu helfen? Geſetzt, er beſchlöſſe es doch,
„ſo würde ſeine Maxime der Handlung ſo lau-
„ten: Wenn ich in Geldnoth zu ſeyn glaube,
„ſo will ich Geld borgen und verſprechen, es zu
„bezahlen, ob ich gleich weiß, es werde niemals
„geſchehen. Nun iſt dieſes Prinzip der Selbſt-
„liebe oder der eigenen Zuträglichkeit mit mei-
„nem ganzen künftigen Wohlbefinden vielleicht
„wohl zu vereinigen; allein jetzt iſt die Frage:
„ob es recht ſey? Ich verwandle alſo die Zu-
„muthung der Selbſtliebe in ein allgemeines
„Geſetz, und richte die Frage ſo ein: Wie es
„dann ſtehen würde, wenn meine Maxime ein
„allgemeines Geſetz würde. Da ſehe ich nun
„ſogleich, daß ſie niemals als allgemeines Na-
„turgeſetz gelten und mit ſich ſelbſt zuſammen-
„ſtimmen könne, ſondern ſich nothwendig wider-
„ſprechen müſſe. Denn die Allgemeinheit eines
„Geſetzes, daß jeder, nachdem er in Noth zu
„ſeyn glaubt, verſprechen könne, was ihm ein-
„fällt, mit dem Vorſatz, es nicht zu halten,
„würde das Verſprechen und den Zweck, den
„man damit haben mag, ſelbſt unmöglich ma-
„chen, indem niemand glauben würde, daß
„ihm was verſprochen ſey, ſondern über alle

ſolche

„ſolche Aeußerung, als eitles Vergeben laſen „würde."

Jemand der in der Noth wiſſentlich verſpriche, zu bezahlen, ob er gleich wohl weiß, daß er in der beſtimmten Zeit nicht werde bezahlen können, iſt nach jedem moraliſchen Prinzip zu widerlegen. Wollte er aber ja des Kantiſchen Prinzips ſich erinnern, ſo wird er doch gewiß auch eine allgemeine Maxime zu finden wiſſen, durch die er ſich zu rechtfertigen glaubt. Er wird ſie z. B. ſo faſſen: „Thue in der Noth alles, was du kannſt, um dich „zu retten, wenn es auch mit des Andern Schaden „geſchähe. Es iſt des Andern Sache: ob er ſich „will überreden und ſich dadurch Schaden thun laſ„ſen." Wenn wirklich die ganze Moral auf ſonſt nichts, als auf einem **unbedingt ſeynſollenden** Imperative beruht, der doch wieder nach der individuellen Lage eines jeden nur **bedingt** ſich kann anwenden laſſen; ſo wird bloß aus dem allgemeinen Prinzip der Trugſchluß in der Anwendung nicht ſo leicht zu finden ſeyn. Der Borger wird immer ſagen: „Meine allgemeine Maxime gilt nur „in der Noth. Wer nicht in Noth iſt, ſoll nicht „nach dieſer Maxime handeln; aber ich kann es „ſehr wohl als allgemeine Maxime annehmen, daß „jedermann, der in ſolcher Noth iſt, ſich auf ſolche „Art helfe. — Muß nicht in der Noth des „Schiffbruchs jeder für ſeine eigene Erhaltung ſor„gen? Darf er nicht den nächſten Balken er„greifen, unbekümmert, ob ſchon andere daran hän-

gen?

„gen?" Dies letztere iſt eine ſehr kitzliche kaſuiſtiſche Frage, welche Kants Imperativ wahrlich am wenigſten wird **unbedingt** zu entſcheiden wiſſen. Dem Borgenden kann man vielleicht z. B. beweiſen, daß die Noth jetzt nicht auf dieſe Art da iſt: aber das muß wahrlich aus andern Gründen geſchehen, ohne daß der kategoriſche Imperatiy etwas dabey thun kann. Wer übrigens ausdrücklich **mit dem Vorſatz borgt, nicht wieder zu bezahlen,** iſt ein gemeiner Betrüger, iſt, wie ſchon geſagt, ein Dieb, der nach keinem moraliſchen Syſteme gerechtfertigt werden kann. Aber wenn der Borger nun ſich ſelbſt ſagt: Ich hoffe es wieder zu bezahlen; ich will es wieder bezahlen, wenn ich kann, wird ihm da noch der kategoriſche Imperativ das Borgen verbieten? Wird durch denſelben der Grad der möglichen Erfüllung der Hoffnung überhaupt gewürdigt werden können? Oder beſtimmter als durch irgend einen andern moraliſchen Grundſatz?

3) Von dem, der Bequemlichkeit liebt.

Es heißt:

„Ein Dritter findet in ſich ein Talent, welches „vermittelſt einiger Kultur ihn zu einem in al„lerley Abſicht brauchbaren Menſchen machen „könnte. Er ſieht ſich aber in bequemen Um„ſtänden, und zieht vor, lieber dem Vergnügen „nachzuhangen, als ſich mit Erweiterung und „Verbeſſerung ſeiner glücklichen Naturanlagen „zu bemühen. Noch fragt er aber: ob außer „der Uebereinſtimmung, die ſeine Maxime der „Ver-

„Verwahrlosung seiner Naturgaben mit seinem „Hange zur Ergötzlichkeit an sich hat, sie auch „mit dem, was man Pflicht nennt, übereinstim„me. Da sieht er nun, daß zwar eine Natur „nach einem solchen allgemeinen Gesetze „immer noch bestehen könne, obgleich der „Mensch (so wie der Südseeinwohner) sein Ta„lent rasten ließe, und sein Leben bloß auf Müs„siggang, Ergötzlichkeit, Fortpflanzung, mit Ei„nem Wort, auf Genuß zu verwenden bedacht „wäre; allein er kann unmöglich wollen, daß „dieses ein allgemeines Naturgesetz werde, „oder als ein solches in uns durch Naturinstinkt „gelegt sey. Denn als ein vernünftiges Wesen „will er nothwendig, daß alle Vermögen in „ihm entwickelt werden, weil sie ihm doch zu „allerley möglichen Absichten dienlich und ge„geben sind."

Hier ist Kants Raisonnement wirklich äußerst schwach, und zeigt recht deutlich die Inkonsequenz seines moralischen Philosophirens. Er behauptet, bey Müßiggang und Genuß, als allgemeinen Gesetzen, könne eine Natur bestehen, und gleichwohl behauptet er, ein Mensch könne unmöglich wollen, daß dieß ein allgemeines Naturgesetz werde. Giebt es denn allgemeine Gesetze für eine Natur, und andere allgemeine Gesetze für die Natur? Wodurch erkennen wir so verschiedene allgemeine Gesetze? Thun denn etwa die Einwohner

von

von Otaheiti, in ſo fern ſie nach der obigen Maxime beſtändig handeln und ſie folglich zum Geſetze machen, ſo ganz unrecht? Welcher moraliſcher Widerſpruch wäre denn an ſich darin, daß alle Einwohner der Erde, unter eben den gegebenen Umſtänden eben ſo lebten, wie die Einwohner von Otaheiti? Wäre die ganze Erde ſo beſchaffen wie Otaheiti, ſo würden auch alle ihre Einwohner eben ſo beſchaffen ſeyn, und könnten ganz moraliſch leben, wenn ſonſt alles in gehörigem Verhältniſſe wäre. Aber eben darin, daß von gegebenen Umſtänden die Rede iſt und daß Kant uns lehret, eine allgemeine Maxime zu abſtrahiren, wobey immer unbeſtimmt bleibt, wie weit eine ſolche Maxime unter Umſtänden, die auf ſo mannichfaltige Art gegeben werden können, allgemein werden ſoll oder kann, ſcheint mir der Trugſchluß zu liegen. Derjenige, der die Bequemlichkeit liebt, wird ſagen: Ich handle allerdings nach einer Maxime, die ein allgemeines Geſetz werden ſoll, aber freylich mit der gehörigen Rückſicht auf einen gegebenen Zuſtand, auf eine Natur, die ſo wie die meinige iſt. Die Maxime, daß man von ſeinen Renten ohne Arbeit leben mag, gilt nur für diejenigen allgemein, welche Renten haben und nicht Arbeit zu ihrer Unterhaltung bedürfen. Kann man ſagen, daß derjenige der von ſeinen Renten lebt, unmoraliſch handele? Den Grundſatz, daß alle Vermögen entwickelt werden müſ-

„ſen, kann man ihm doch wahrlich nicht entgegen ſetzen; denn dieſer kann nimmermehr zum allgemeinen Grundſatze dienen. Es kann jemand ſehr lebhaft bey ſich fühlen, daß er **unmoraliſch** handeln würde, wenn er z. B. **alle** die Vermögen entwickeln wollte, welche Herkules beſaß. So muß es auch z. B. (und wäre es auch nur aus Bequemlichkeit, oder aus Liebe zu irgend einem andern Genuſſe) als **allgemeine Maxime** moraliſch erlaubt ſeyn, das Vermögen, Kant's Schriften zu leſen und zu verſtehen, **nicht zu entwickeln**, ſondern lieber Göthe's oder Thümmel's Schriften zu leſen, oder ſich bloß mit der Jagd und dem Landbau zu beſchäftigen. Kant ſelbſt iſt immer **unverheurathet** geblieben. Es iſt möglich, daß er dieſes aus bloßer **Bequemlichkeit** gethan, oder um durch die Sorgen für die Haushaltung und durch die Unruhen, welche von der Erziehung der Kinder unzertrennlich ſind, nicht in ſeinen Spekulationen geſtört zu werden. Handelte er aber deshalb unmoraliſch, weil er hier **nach einer Maxime** handelte, welche er **keinesweges als allgemeines Geſetz** konnte und wollte gelten laſſen? Gewiß nicht. Gleichwohl konnte er nicht wollen, daß es allgemeine Maxime werde, daß **Jedermann unverheurathet** bleibe; daß **Niemand Kinder zeuge!** Auch iſt es hiſtoriſch ganz unrichtig, daß die Einwohner von Otaheiti bloß auf Genuß bedacht wären. Sie entwickeln das Talent zu fiſchen, Ka-

nete

note zu bauen, Kleider zu machen u. ſ. w. Eben ſo wird ein Mann, der bloß von ſeinen Renten lebt, ſchwerlich ohne Entwickelung irgend eines Talents, wäre es auch nur z. B. das Talent, Klavier zu ſpielen, einen Garten anzulegen u. ſ. w. leben. Alle mögliche Talente kann doch niemand entwikkeln. Ob er mehrere oder wenigere entwickeln will und ſoll, iſt offenbar keinem allgemeinen Geſetze, keinem unbedingt ſeyn ſollenden Imperativ unterworfen, der ſelbſt ſo viele Bedingungen leiden muß.

4. Von jemand, der nicht wohlthun will.

Kant ſagt:

„Noch denkt ein Vierter, dem es wohl geht, „indeſſen er ſieht, daß Andere mit großen Mühſeligkeiten zu kämpfen haben (denen er auch „wohl helfen könnte): was gehts mich an? mag „doch ein jeder ſo glücklich ſeyn, als es der „Himmel will, oder er ſich ſelbſt machen kann; „ich werde ihm nichts entziehen, ja nicht einmal beneiden; nur zu ſeinem Wohlbefinden „oder ſeinem Beyſtande in der Noth, habe ich „nicht Luſt etwas beyzutragen! Nun könnte „allerdings, wenn eine ſolche Denkungsart ein „allgemeines Naturgeſetz würde, das menſchliche „Geſchlecht gar wohl beſtehen, und ohne Zweifel noch beſſer, als wenn jedermann von Theilnehmung und Wohlwollen ſchwatzt, auch ſich „beeifert, gelegentlich dergleichen auszuüben, dagegen aber auch, wo er nur kann, betrügt, das „Recht der Menſchen verkauft, oder ihm ſonſt „Ab-

„Abbruch thut. Aber obgleich es möglich ist, „daß nach jener Maxime ein allgemeines Na„turgesetz wohl bestehen könnte; so ist es doch „unmöglich zu wollen, daß ein solches Prin„zip als Naturgesetz allenthalben gelte. Denn „ein Wille, der dieses beschlösse, würde sich selbst „widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche „ereignen können, wo er anderer Liebe und „Theilnehmung bedarf, und wo er, durch ein „solches aus seinem eigenen Willen entsprunge„nes Naturgesetz, sich selbst alle Hoffnung des „Beystandes, den er sich wünscht, rauben würde."

Ich bekenne, es scheint mir dieß Raisonnement abermal unglaublich schwach und unphilosophisch zu seyn. Kant widerspricht sich hier selbst. Er giebt zu, daß bloße Gerechtigkeit ohne Wohlthun als allgemeines Naturgesetz bestehen könne, und will doch zugleich behaupten, es sey unmöglich dieß zu wollen. Wie? Ein allgemeines Naturgesetz habe ich gefunden, welchem meine Handlung nach einer sichern Maxime folgen könnte. Ich habe also die ganze Forderung des kategorischen Imperativs erfüllt! Und es soll unmöglich seyn, zu wollen, daß es als Naturgesetz allenthalben gelte? Warum denn nicht? Ein Mann von strenger Gerechtigkeit könnte sehr wohl als allgemeine Maxime annehmen, bloß gerecht zu seyn und nicht wohlzuthun. Aber, sagt Kant: es können doch Fälle kommen, wo er anderer Liebe

und Theilnehmung bedarf. Ganz recht. Aber dergleichen einzelne Fälle finden ſich allenthalben, und eben deswegen wird die Forderung, im gemeinen Leben beſtändig nach allgemeinen Maximen zu handeln, unſere moraliſchen Entſchließungen ſehr oft nicht ſicher beſtimmen können. Herr Kant iſt aus guten, vielleicht auch aus moraliſchen Gründen unverheirathet geblieben. Sollte ſich aber in ſeinem langen und ehrenvollen Leben nie der Fall ereignet haben, wo er gefühlt hätte, daß er der Liebe und Theilnehmung einer Frau bedürfe? Es kann ſeyn; doch bloß deshalb wird ſeine Eheloſigkeit nicht **unmoraliſch** werden. Er hat in der Kolliſion verſchiedener Pflichten, verſchiedener Bewegungsgründe, denen gefolget, welche für ihn überwiegend waren. Er hat alſo nach einer Maxime moraliſch gehandelt, die zwar für ihn und die **in ſeinem individuellen Falle**, aber **nicht allgemein** verbindlich iſt.

Aber es iſt bey den beiden letzten Fällen noch etwas anzumerken. Der jüngere Aeneſidemus und andere Gegner der Kantiſchen Philoſophie haben ſchon bemerkt, daß die Kantiſche Schule, indem ſie behauptet, ſie deducire alles rein a priori, frey von allen empiriſchen Bedingungen, und eben darin einen Vorzug der kritiſchen Philoſophie vor allen andern Philoſophieen ſuchen will, dennoch ſehr oft, wenn es ihre Abſicht erfordert, unvermerkt ſolche Sätze und Folgerungen einmiſcht, die empiriſche Bedingungen vorausſetzen, und dadurch Gründe und Folgerungen erſchleicht. Dieß iſt, wie

wie es mir ſcheint, hier auch dem berühmten kritiſchen Philoſophen beym dritten und vierten angeführten Falle begegnet. Beym dritten Falle iſt er der Meinung: es ſey unmöglich zu wollen, daß bloß ſinnliches Leben Naturgeſetz werde, vielmehr müßten wir als vernünftige Weſen nothwendig wollen, daß alle Vermögen in uns entwickelt würden, aus der Urſache, weil ſie uns doch **zu allerley möglichen Abſichten dienlich** und gegeben ſind. Wie? Der Philoſoph verlangt, ſein Imperativ ſoll **unbedingt** gebieten, er verlangt, daß ſeine ganze darauf gegründete Moralität **unabhängig von aller Abſicht, von allen empiriſchen Bedingungen** bloß durch die Form des Geſetzes beſtimmt ſeyn ſoll? Gleichwohl macht er dabey Abſichten und ſogar mögliche Abſichten zur Bedingung einer Maxime, welche auf ein moraliſches unbedingtes Geſetz führen ſoll, dem man, nach ſeiner Forderung, **bloß aus reiner Achtung für das Geſetz, ohne alle andere Rückſicht,** zu gehorchen hätte. Finden wir ihn hier nicht mit ſeinen eigenen Prinzipien in offenbarem Widerſpruche? Es kann aber auch nicht anders ſeyn. Wenn wir nicht bloß Formen nachjagen, welches in der empiriſchen Welt nicht möglich iſt, ſo werden durch die empiriſche Lage des Handelnden und der Handlung die Abſichten ſelbſt herbeygeführt.

Eben ſo iſt's im vierten Falle. Bey demſelben behauptet Kant: es ſey unmöglich daß

das Prinzip der bloßen Gerechtigkeit allenthalben als Naturgeſetz gelte, weil ſich Fälle ereignen können, wo wir der Liebe und Theilnehmung Anderer bedürfen. Mich dünkt, es iſt offenbar, daß hier Kant's Imperativ, da er ſich auf Bedürfniſſe, Abſichten und überhaupt auf empiriſche Bedingungen gründet, nicht, wie er es nennt, kategoriſch iſt *). Ich befürchte, dieß wird alle Augenblicke der Fall ſeyn, wenn man ſolche abſtrakte moraliſche Spekulation, die, wie wir weiter unten ſehen werden, nach Kants eigenem Geſtändniß, nicht aus der beſondern Eigenſchaft der menſchlichen Natur abgeleitet iſt, auf die menſchliche Natur praktiſch anwenden will. Wenn wir überlegen, ob die Maxime unſerer Handlung allgemeines Geſetz werden ſoll; ſo müſſen wir ja nothwendig die Umſtände unſerer Handlung überlegen, und ſtoßen alſo allenthalben auf empiriſche Bedingungen.

Gleichwohl verwirft dieſer ſcharfſinnige Denker alle andere moraliſche Syſteme, deren Nutzen im gemeinen Leben er doch nicht abläugnen kann und wird, bloß aus der Urſache, weil ſie nicht auf formellem und unbedingt ausgedrücktem Grunde gebauet wären. Er behauptet S. 88 der oft angeführten Schrift: „die Heteronomie des Willens, wenn der Willen „irgend worin anders als in der Tauglichkeit ſeiner

*) Man ſ. Kants Grundlegung der Metaphyſik der Sitten S. 39, 61.

„ner Maximen zu ſeiner eigenen allgemeinen Ge„ſetzgebung — in der Beſchaffenheit irgend eines „ſeiner Objekte das Geſetz ſucht, was ihn beſtim„men ſoll, ſey der Quell aller unächten Principien „der Sittlichkeit.“ Wäre nun ſein Syſtem ſelbſt nicht bloß a priori gegründet, erlaubte er ſich, wie er es und noch mehr ſeine blinden Nachfolger ſo oft thun, nicht bloß vernünftige ſondern auch empiriſche Bewegungsgründe und Bedingungen, und könnte, auch bey Beobachtung von Kants Gebote, der Willen doch noch heteronomiſch ſeyn; ſo möchte ſein Syſtem ſelbſt als bloße Spekulation, vor andern Syſtemen eben keinen großen Vorzug haben.

Doch es ſey Spekulation! Daß es aber im praktiſchen Gebrauche überzeugender, ſicherer, kurz anwendbarer ſey, als andere Syſteme; davon habe ich mich bis jetzt, ſo weit ich moraliſche Syſteme und praktiſches Leben kenne, noch nicht überzeugen können.

Es iſt nicht wohl einzuſehen, was man in bedenklichen Kolliſionsfällen mit allgemeinen Maximen ausrichten ſoll. Und bey Kolliſionen, wo die Schwierigkeiten groß und wo der Fall verwickelt, wo er vielleicht einzig in ſeiner Art iſt, ſieht man ſich doch gewiß am allererſten nach einem anwendbaren Grundſatze um, der uns leiten kann. Soll unſre Handlung in dieſem einzelnen Fall allgemeine Maxime nur für dieſen ein einen Fall werden? Denn jeder andere Kolliſionsfall wird in etwas unterſchieden ſeyn, und die Maxime iſt ſo

dann auf dieſen Fall nicht treffend. Daraus iſt offenbar zu ſehen, daß wir oft verbunden ſeyn werden, ſo zu handeln, daß aus unſerer Handlung keine allgemeine Maxime entſtehen kann, und daß alſo der Imperativ der uns zu handeln beſtimmt, (um Kants Terminologie zu gebrauchen) nicht kategoriſch, ſondern wohl ſehr hypothetiſch ſeyn wird. Wir müſſen unſere Lage genau kennen lernen, überlegen, die Gründe vergleichen und mögnichſt den überwiegenden Gründen für jeden ſpeziellen Fall folgen. Wir müſſen alſo unſern Willen noch durch manches beſtimmen, was nicht bloß die Tauglichkeit ſeiner Maxime zum allgemeinen Geſetz iſt, wir müſſen im empiriſchen Leben auf die Beſchaffenheit und zwar die individuelle Beſchaffenheit der Objekte des Willens ſehen. Wir müſſen alſo, nach Kants obigem Ausſpruche, in der empiriſchen Welt — welche ich die wirkliche nenne — nicht ſelten in die Heteronomie des Willens verfallen. Wir müſſen alſo, wenn Kants Satz gilt, in der wirklichen Welt ſehr oft nach unächten Prinzipien der Sittlichkeit handeln. Das wäre doch wohl nicht zu rathen. Lieber wollen wir jedes evidente moraliſche Prinzip, wonach wir moraliſch gut handeln können, und wirklich moraliſch gut handeln, für ein echtes moraliſches Prinzip gelten laſſen.

Wie iſt ferner zu verlangen, daß derjenige Menſch ohne moraliſches Prinzip ſoll gelaſſen werden, der nicht das Ganze, das Allgemeine, überſehen kann. Wie wenig Menſchen können denn über-

überhaupt beurtheilen, was nur für ihren engen Zirkel allgemeine Maxime zu werden verdient, geschweige vollends für alle vernünftige Wesen, welche sie in der ganzen Allgemeinheit und in abstracto sich zu denken unfähig sind!

Hauptsächlich ist bey Kant's moralischem Princip, wenn nach demselben soll ausschließend gehandelt werden, die unüberwindliche Schwierigkeit, daß man sich bey jeder Handlung eine Menge verschiedener Maximen denken kann, je nachdem man die Handlung selbst und die möglichen Bewegungsgründe dazu von verschiedenen Seiten betrachtet. Jeder Gegenstand in der wirklichen Welt hat seine sehr verschiedene Seiten, und ist keinesweges so, wie ein philosophisches Lemma, welches immer nur nach einer Seite, und zwar nach der Seite des Systems gerichtet ist. Wenn wir nun zweifeln, aus welchen Maximen eine Handlung nothwendig könne oder müsse hergeleitet werden, und von welchen Maximen wir wollen können, daß sie allgemeines Gesetz werden; was kann uns denn leiten als **unsere subjektive Einsicht** von dem Verhältnisse unserer Lage zu der Lage anderer, zu den Gegenständen unsers Willens und unserm dadurch bestimmten Willen? Da ist ja also, selbst nach Kant, jeder Mensch **seiner eigenen subjektiven Einsicht** überlassen, und wir sind denn also wahrlich mit dem seynsollenden unbedingten Imperative, nicht einen Schritt weiter als vorher, sobald wir den philosophischen Hörsaale entwachten

ſind und nun vor uns ſelbſt in der wirklichen Welt handeln ſollen.

Kant hat uns nirgend geſagt, wie eigentlich allgemeine Geſetze beſchaffen ſeyn müſſen, oder woran wir ihre Allgemeinheit erkennen können. Muß wohl jede Maxime, welche wir uns als allgemein denken, bloß dadurch ſchon als ein Geſetz für alle vernünftige Weſen betrachtet werden? Wird nicht beſchränkte Einſicht alle Augenblicke ſolche Maximen wollen allgemein werden laſſen, die es nicht verdienen? Die Moralität wird gewiß dadurch nicht gewinnen, daß ſich nun jeder einbildet, er habe ſeine Maximen durch ein Gebot à priori, durch ein Gebot der reinen Vernunft gefunden, wobey auf das Objekt des Willens gar nicht, ſondern nur auf das allgemeine Geſetz um des Geſetzes willen, wäre geſehen worden. Ein rechtgläubiger katholiſcher Theologe wird es ſehr gern zur allgemeinen Maxime werden laſſen, daß die Ketzer mit Gewalt müſſen bekehrt werden, und daß ſie, wenn nicht anders zu helfen iſt, verbrannt werden müſſen; denn ſeine beſchränkte Einſicht machte vorher den Satz, daß die Kirche allgemein und alleinſeligmachend ſeyn ſoll, zur allgemeinen Maxime; und das kann man ihm nicht widerlegen; denn daß die Kirche allgemein ſeyn muß, und daß die allgemeine Kirche unfehlbar ſey, ſind ihm unerſchütterliche Grundſätze die aus ſeinem Begriffe der Kirche nothwendig folgen. Er kann ſich die

Kirche

Kirche nicht anders als allgemein denken. *) Der Arabische Beduine wird es allgemeine moralische Maxime seyn lassen, daß er jeden berauben darf, der nicht von seinem Stamme oder nicht sein Gastfreund ist. Der Wilde schlägt seinen Vater todt,

*) Kant hat in seiner Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft. S. 274 ff. dies widerlegen wollen; ich bekenne aber, mir scheint nicht, daß der Ketzerrichter durch solche Widerlegung sich werde widerlegt glauben. Kant sagt: der Ketzerrichter könne sich nur auf einen übernatürlich geoffenbarten göttlichen Willen berufen und dabey könne er irren, und nicht ganz gewiß seyn, daß er hierin nicht unrecht thue. Aber selbst, wenn wir ihn auch nach dieser Kantischen Voraussetzung beurtheilen wollten; so wird er ja ebenfalls nicht ganz gewiß seyn können, ob er nicht Unrecht thue, wenn er den Ketzer unbekehrt und unverbrannt lässet. Eins von beiden aber muß er doch thun; und um zu beurtheilen, welches zu thun sey, hat er nur seine eingeschränkte Vernunft, die nicht, wie Kant a. a. O. annimmt, nach Glauben handelt, sondern die zum Grundsatze annimmt, die allgemeine Kirche sey unfehlbar, und daraus ganz ruhig und konsequent fortschließet. Ich zweifle sehr, wenn auch Kant selbst bey ihm gegenwärtig gewesen wäre, daß er ihn von der Unrichtigkeit des Grundsatzes hätte überzeugen können. Der transscendentale Philosoph, der einen allgemeinen bürgerlichen Vertrag sich anzuneh-

aus kindlicher Liebe. Man kann nicht ſagen, daß er an ſich unmoraliſch handelt. Er wird ſagen, die Maxime ſeiner Handlung iſt: die kindliche Liebe zu beobachten, und dieſe ſoll allgemeines Geſetz ſeyn. Aber was hilft ein ſolches allgemeines Geſetz,

zunehmen berechtigt glaubt, der in der empiriſchen Welt nie existirt hat, kann [illegible]
einen transſcendentalen Theologen nicht anklagen, der den Begriff einer allgemeinen unfehlbaren Kirche auch a priori ſich als nothwendig denkt, und, nach dem Beyſpiele des Philoſophen, ſich gar nicht darauf einlaſſen will, ob etwa die empiriſchen Perſonen der Päbſte und der Biſchöffe gefehlt hätten. Des Einen vom heiligen Geiſt beſeelter unfehlbarer Ausſpruch ex cathedra und des Andern unfehlbares Poſtulat der reinen Vernunft wird eins wie das andere angenommen, ohne Rückſicht auf empiriſche Widerſprüche, aus eigener Macht a priori. Beide gehen von ſo ſehr verſchiedenen Grundſätzen aus, daß ſie ſich wohl nicht überzeugen können. Des kritiſchen Philoſophen Argument, daß der Ketzerrichter von dem Willen Gottes den Ketzer zu bekehren oder zu verbrennen nicht völlig gewiß ſeyn könne, wird ihm dieſer mit vollen Maaße zurückgeben. Er wird ſagen: Sind denn die kritiſchen Philoſophen aller ihrer Schlüſſe und Maximen ſo völlig gewiß? Wir haben ja doch geſehen, daß ſie ſich über die Poſtulate der reinen Vernunft nicht haben vereinigen können.

Gesetz, dessen Anwendung so verschieden ist, daß eben so leicht Todtschlag des Vaters, als Ernährung desselben mit eigener Entsagung, zur Maxime desselben werden kann?

Ich befürchte alte sehr, es wird uns in den Irrgängen des menschlichen Lebens sehr oft ein Leitfaden fehlen, wenn wir bloß nach solchen Maximen handeln wollten, welche wir uns als allgemeine Gesetze denken. Allenfalls möchten sie für einen Philosophen hinreichen, welcher dreyßig Jahre lang in seinem Studirzimmer an einem neuen metaphysischen System bauet, aber zum thätigen Leben, wo der verwickelten Fälle und der Kollisionen so mancherley sind, müssen dergleichen Maximen oft unsicher und unzulänglich seyn.

In der Geographie ist es nicht die zweckmäßigste Methode, vom Universum auszugehen, worin unser Erdball schwimmt, hernach den ganzen Erdball zu beschreiben und nach sehr langem Verzuge endlich erst auf den Staat und die Stadt zu kommen, worin wir wohnen. Es wird da viel vernünftiger und lehrreicher seyn: sich zuerst auf dem Platze wo wir stehen, nach den vier Welttheilen zu orientiren, darauf den Staat kennen zu lernen in welchem wir leben, alsdann die benachbarten Staaten, und nicht im Anfange, sondern erst zuletzt nach halben Erddiametern zu messen.

Es ist jetzt ziemlich altväterisch, sich auf den Philosophen Christian Wolf zu berufen. Ich will aber ganz offenherzig gestehen, daß mir Wolf's Her-

Herleitung der Moral **aus unserm eigenen Zustande**, daß mir sein Grundsatz: **mache dich und andere vollkommen**, sehr viel praktischer und fruchtbarer, und deswegen nicht weniger logisch-richtig scheint, als ein unbedingter moralischer Imperativ, der sich **nicht auf die menschliche Natur** gründen soll. Wolf sagt *):

„[illegible]
„**was aus ihnen** entweder schlechterdings oder
„unter gewissen Umständen **nothwendig erfol-**
„**get, gut** oder **böse** werden, so wird zu Be-
„urtheilung derselben eine Einsicht in den **Zu-**
„**sammenhang der Dinge** erfordert. Da nun
„die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge
„die **Vernunft** ist, so wird das Gute und
„Böse durch die Vernunft erkannt."

„Wer also sein Thun und Lassen nach der
„Vernunft einrichtet, das ist, vernünftig han-
„delt, der **lebet nach dem Gesetze der Na-**
„**tur** — Ja, weil wir durch die Vernunft er-
„kennen, was das Gesetz der Natur haben
„will, so braucht ein vernünftiger Mensch kein
„weiteres Gesetz; sondern **vermittelst der Ver-**
„**nunft ist er ihm selbst ein Gesetz.**"

„Was

*) Man s. Wolfs vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen. (1739. 8.) §. 23. 24. 28. 221.

„Was uns und unſern Zuſtand **unvoll-**
„**kommener** macht, iſt **unſerer Natur zu-**
„**wider**, und kommt alſo mit ihr nicht über-
„ein. Hingegen, was uns und unſern Zuſtand
„**vollkommener** macht, iſt **unſerer Natur**
„**nicht zuwider**, ſondern ſtimmet vielmehr mit
„ihr zuſammen. **Derowegen weil das Geſetz**
„unſern Zuſtand **vollkommener** macht, ſo haben
„diejenigen nicht unrecht geredet, welche geſagt,
„das Geſetz der Natur beruhe auf **der Ue-**
„**bereinſtimmung unſerer Handlungen mit**
„**unſerer Natur.**"

„Durch die **Pflicht** verſtehen wir eine
„**Handlung die dem Geſetze gemäß iſt.**"

Eben ſo ſagt Wolf: Repraeſentatio diſtincta boni eſt motivum ut idem velimus.— Ergo omne bonum eſt *motivum ſui ipſius* *).

Aus erſte ſieht man hier, daß das Kantiſche moraliſche Grundgeſetz nicht ſo neu iſt, als deſſen Erfinder es hat vorſtellen wollen, und ſeine blinde Anhänger ihm nachbeten. Kant ſagt mit dürren Worten: „Es iſt kein Wunder, wenn wir **auf**
„**alle bisherige Bemühungen, die jemals unter-**
„**nommen worden, um das Prinzip der Sittlich-**
„**keit**

*) Man ſ. Wolfii Philoſophia practica univerſalis, Pars poſterior §. 348.

„keit ausfindig zu machen, zurückſehen, warum „ſie **insgeſammt haben fehlſchlagen müſſen.** „Man ſah den Menſchen durch ſeine Pflicht an „Geſetze gebunden, man ließ **es ſich aber nicht „einfallen,** daß er **nur ſeinem eigenen** und den„noch allgemeinen Geſetze unterworfen ſey, und „daß er nur verbunden ſey, **ſeinem eigenem,** „dem **Naturzwecke** nach aber **allgemein geſetz„gebenden Willen** zu gehorchen.*)" Kant rühmt ſich fälſchlich einer **moraliſchen Autonomie,** durch ſeinen neu ſeyn ſollenden **kategoriſchen Imperativ.** So tief dieſer auch gegründet ſcheinen ſoll auf einem ſehr fein geſponnenen abſtracto abſtracti, auf einer **reinen Vernunft,** die rein ſeyn ſoll von allen empiriſchen Bedingungen; ſo will er doch im Grunde mehr nicht ſagen, als: **die Geſetze der Vernunft,** ſo wie ſie allen denkenden Weſen gemein iſt, **ſind der letzte Grund der Sittenlehre.** Und, wie man oben ſiehet, hat Wolf eben dieſes ſchon vor achtzig Jahren behauptet, und ebenfalls die Moral auf die Pflichtmäßigkeit der Handlungen gegründet, und jeden **vernünftigen Menſchen** zu ſeinem **eigenen Geſetzgeber** gemacht, hat gelehrt, daß die **deutliche Vorſtellung** des Guten, (durch die Vernunft),

*) Man ſ. Kant's Grundlegung der Metaphyſik der Sitten S. 73.

die **eigene Triebfeder** zum Guten sey. Wie kommt es denn, daß dieses Kant nicht anführt, wie er doch billig hätte thun müssen. War es Leichtsinn? War es Ruhmredigkeit, sich dessen zu berühmen, was vor ihm noch **niemand eingefallen** wäre? Ich hoffe nicht. Wenigstens war es Unwissenheit, nicht einmal Wolf's Schriften zu kennen? Seine erste Pflicht war doch gewiß, die Schriften aller Philosophen genau kennen zu lernen, ehe er so wegwerfend von allen urtheilte.

Freylich hält sich Wolf nicht bey einer **reinen Vernunft** auf, worin, bey aller Reinheit, nach Kants seltsamer Behauptung, „**ein ganzes „System von Täuschung und Blendwerken** „angetroffen wird, die unter sich wohl verbunden „und unter gemeinschaftlichen Prinzipien vereinigt „sind.*)" Ach nein! Wolf hat mit der angewendeten

*) Kant sagt dieses ausdrücklich von der von ihm so sehr gepriesenen reinen Vernunft, in seiner Kritik der reinen Vernunft S. 739, und verordnet daher eine besondere Disciplin derselben. Man sollte denken, ein System von Täuschungen und Blendwerken könne keiner reinen Vernunft zuzehören. Es ist wohl eine sehr armselige Vernunft, die sich zwar rühmt, rein von aller Erfahrung alles rein a priori mit seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu erkennen, darin aber doch, nach dem Bekenntnisse ihres

ten Vernunft zu thun, nicht mit einer transſcendentalen auf das Begehrungsvermögen angewendeten, auch nicht mit einer Vernunft, die, um praktiſch zu ſeyn, unternimmt, „Poſtulate in nothwendiger praktiſcher Abſicht zu machen, welche „ſie für Imperative à priori ausgiebt,*) und deren moraliſches Grundgeſetz doch zuletzt unbegreiflich befunden wird;**)" ſondern Wolf legt die wirkliche praktiſch auf die Erfahrung angewendete menſchliche Vernunft zum Grunde ſeiner Moral. Seine ſimpeln auf

Erfinders, ein ganzes Syſtem von Blendwerken angetroffen wird. A. a. O. S. 860 ſagt Kant: „Syſtem iſt die Einheit der mannigfaltigen Erkenntniſſe unter Einer Idee." Bringt alſo etwa ſeine reine Vernunft die mannigfaltigen Erkenntniſſe unter Eine Idee von Täuſchung und Blendwerk? Man möchte beynahe denken es wäre ſo, wenn man Kant's ſo ſpitzfindig als dunkle Lehren betrachtet: z. B. von den ſynthetiſchen Urtheilen *a priori* ohne Anſchauung, aber dennoch mit den formalen Bedingungen der Anſchauung *a priori* (man ſ. Kritik der reinen Vernunft S. 194 bis 197.)

*) Kant ſagt dieſes von ſeinen Poſtulaten der praktiſchen Vernunft. Man ſ. Berl. Monatſchrift 1796. Dec. S. 497.

**) Dieß ſagt Kant wirklich ſelbſt von ſeinem moraliſchen Grundgeſetze in der Grundlegung der Metaphyſik der Sitten S. 128.

auf deutliche Begriffe gegründete Sätze, die alle bestimmt, nicht aber in einer dunkeln und metaphorischen Sprache vorgetragen sind, wie sie sich Kant nur allzuoft erlaubt, können uns, wenn wir die Moralität unserer Handlungen beurtheilen wollen, meines Erachtens sehr viel sicherer leiten, als ein angenommener **blinder Gehorsam gegen ein diktatorisches Gesetz, von dessen Verpflichtungsgrunde wir nicht einmal unterrichtet sind, und von dessen wahrer** Anwendung wir in sehr vielen Fällen nicht deutliche Begriffe erlangen können. Wolf will, daß **unsere moralische Handlungen mit unserer Natur übereinstimmen** sollen, dagegen verlangt Kant, daß bey Herleitung und Anwendung seines moralischen Prinzips, ob es gleich für Menschen bestimmt ist, dennoch **auf die Natur des Menschen und auf die besondere Richtung, die der menschlichen Vernunft eigen ist, gar nicht soll Rücksicht genommen werden.** Er sagt ausdrücklich:*)

„Bey der Absicht, dazu zu gelangen, ist es von „der äußersten Wichtigkeit, sich dieses zur Warnung dienen zu lassen, daß man es sich ja „nicht in den Sinn kommen lasse, die Realität „dieses Prinzips aus der besondern Eigenschaft „der menschlichen Natur ableiten zu wollen. „Denn Pflicht soll praktisch unbedingte Nothwendigkeit der Handlung seyn; sie muß also „für alle vernünftige Wesen (auf die nur über-

*) A. a. O. S. 59. 60. 61.

„all ein Imperativ treffen kann) gelten, und „allein darum auch für allen menſchlichen „Willen ein Geſetz ſeyn. Was dagegen aus „der beſondern Naturanlage der Menſchheit, was „aus gewiſſen Gefühlen und Hange, ja ſogar „wo möglich aus einer beſondern Richtung, die „der menſchlichen Vernunft eigen wäre, und „nicht nothwendig für den Willen eines jeden „vernünftigen Weſens gelten müßte, abgeleitet „wird, das kann zwar eine Maxime für uns, „aber kein Geſetz abgeben, ein ſubjektiv Prinzip, „nach welchem wir handeln zu dürfen, Hang „und Neigung haben, aber nicht ein objektives, „nach welchem wir angewieſen wären zu han„deln, wenn gleich aller unſer Hang, Neigung „und Naturcinrichtung dawider wäre, ſogar, „daß es um deſto mehr die Erhabenheit und „innere Würde des Gebots in einer Pflicht be„weiſet, je weniger die ſubjektiven Urſachen da„für, je mehr ſie dagegen ſeyn, ohne doch deß„wegen die Nöthigung durchs Geſetz nur im „mindeſten zu ſchwächen und ſeiner Gültigkeit „etwas zu benehmen.

„Hier ſehen wir nun die Philoſophie in „der That auf einen mißlichen Standpunkt ge„ſtellt, der feſt ſeyn ſoll, unerachtet er weder „im Himmel noch auf der Erde an etwas ge„hängt, oder woran geſtützt wird. Hier ſoll ſie „ihre Lauterkeit beweiſen, als Selbſterhalterinn „ihrer Geſetze, nicht als Herold derjenigen, „welche

„welche ihr ein eingepflanzter Sinn oder wer weiß
„welche vormundschaftliche Natur einflüstert, die
„insgesammt, sie mögen immer besser seyn als
„gar nichts, doch niemals Grundsätze abgeben
„können, die die Vernunft diktirt, und die durch-
„aus völlig a priori ihren Quell, und hiermit
„zugleich ihr gebietendes Ansehen haben müssen;
„nichts von der Neigung des Menschen, son-
„dern alles von der Obergewalt des Gesetzes
„und der schuldigen Achtung für dasselbe zu
„erwarten, oder den Menschen widrigenfalls zur
„Selbstverachtung und innern Abscheu zu
„verurtheilen."

Ich muß gestehen, daß ich in dieser Stelle, so wie auch sonst hin und wieder, nicht zu begreifen vermag, wie ein so großer Philosoph bey einer Materie, wo gewiß die genaueste Bestimmtheit der Begriffe und die deutlichste Sprache erfordert wird, so metaphorisch und unbestimmt schrieb. Die Philosophie hat einen Standpunkt der hängt oder gestützt wird — sie soll Herold seyn — eingepflanzter Sinn — vormundschaftliche Natur — Natur die einflüstert! — Welche Worte! Wolf erlaubt sich in seinen philosophischen Schriften keine Floskeln, erlaubt sich nicht metaphorische Redensarten, die nur einen unbestimmten schwankenden Sinn geben. Es ist schlimm genug, daß, in allen Systemen, selbst die simpelsten Ausdrücke nicht allemal bestimmt genug bleiben, wenn sie auf subtile Spekulation angewendet wer-

den. Soll ein Philosoph nun gar noch unnöthiger Weise leere Metaphern gebrauchen?

Doch dieß bey Seite gesetzt. Die Hauptsache ist: Wenn ich ganz von meiner **menschlichen** Natur abstrahiren soll; so kann ich keinen Begriff fassen von einer moralischen Obergewalt irgend **eines** Naturgesetzes **über mich**, dessen Realität sich **nicht** auf die Eigenschaften **meiner** menschlichen Natur bezieht, und dem ich doch moralisch folgen soll. Ich kann keine Verbindlichkeit zu einer Achtung einsehen, die ich einem solchen **nicht für meine** menschliche Natur gegebenen Gesetze schuldig wäre. Was weiß ich denn von irgend einem vernünftigen Wesen, dessen Vernunft eine andere Richtung hat als die menschliche? Und wenn die Gesetze, die mir ein **eingepflanzter** Sinn (oder nach Herrn Kant's so unphilosophischen Ausdrükken) **eine vormundschaftliche Natur einflüstert**, kaum **besser sind als gar nichts**, so frage ich: wie kommt es, daß mir dieser Sinn **eingepflanzt** ist, wie geht es zu, daß eine — ich weiß nicht welche — Natur als mein **Vormund** vorhanden ist, und daß ich meinem Vormunde doch **nicht folgen** soll, sondern — einer Philosophie die, wie Herr Kant sehr naiv sagt „auf einem sehr mißlichen Standpunkt steht, und weder im Himmel „noch auf der Erde an etwas hängt!" Wahrlich steht es sehr mißlich mit dieser moralischen Philosophie! Ist es nicht der offenbarste Widerspruch,

ſpruch, daß ich durch jede Maxime meiner moraliſchen Handlungen, trachten ſoll ein allgemeines Naturgeſetz zu gründen, und daß ich dabey auf die Eigenſchaft meiner menſchlichen Natur, auf die Richtung meiner menſchlichen Vernunft nicht achten ſoll. Wie? Gehört denn die menſchliche Natur nicht auch zur Natur? Weshalb ſoll ich denn die menſchliche Natur von der allgemeinen Natur bey der Geſetzgebung ausſchließen, welche Kant von mir verlangt? Was berechtigt mich dazu? Was verpflichtet mich dazu? Kants diktatoriſcher Ausſpruch kann mich wahrlich weder berechtigen noch verpflichten, meine eigene menſchliche Natur zu verleugnen! Soll ich denn moraliſch handeln, für eine andere Natur als für die menſchliche? Kenne ich denn vernünftige Weſen, welche eine andere Vernunft hätten als die menſchliche? Oder kannte Hr. Kant ſolche nicht menſchlich vernünftige Weſen? Kannte er ſie nicht, warum verwickelte er denn ſein für vernünftige Menſchen beſtimmtes moraliſches Grundgeſetz durch ein ſolches leeres Gedankending?

Wenn Kant hätte konſequent bleiben wollen, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum nicht ſeine moraliſche Philoſophie der Herold der Geſetze eines eingepflanzten Sinnes werden ſollte, da nach Kant's eigener Verſicherung dieſe eingepflanzten Geſetze ganz allein der Obergewalt des Kantiſchen vermeinten kategoriſchen Imperativs die gehörige

Kraft dadurch geben, daß ſie fähig ſind, dem Menſchen, der dem Imperativ nicht folgen will, zu zeigen, daß er unrecht handelt. — Kant ſagt ja: wenn ich der Obergewalt ſeines Geſetzes nicht folge — ſoll **Selbſtverachtung** und **innerer Abſcheu** die Strafe ſeyn. — Woraus kann die anders entſtehen, als aus einem **eingepflanzten Sinne für die Richtigkeit des Geſetzes!** — Warum thut denn die Kantiſche abſtrakte Spekulation, indem ſie ſich der moraliſchen Legislation mit ſolcher Obergewalt bemächtigen will, ſo gar ſpröde gegen die moraliſche exekutive Gewalt, gegen den eingepflanzten Sinn des Rechts und Unrechts, gegen den innern Abſcheu, gegen die Selbſtverachtung bey unmoraliſchen Handlungen, wodurch ſie doch allein ihrem vermeinten kategoriſchen Geſetze Kraft geben kann?

Iſt nun aber die menſchliche Natur ſo eingerichtet, daß innerer Abſcheu aus der Nichtachtung des moraliſchen Geſetzes folgt; wozu denn erſt ein Sittengeſetz, das nicht aus der menſchlichen Natur hergeleitet wird? Hier iſt übrigens ein groſſer Sprung! Herr Kant hat uns nicht den medium terminum gezeigt, hat uns nicht gezeigt, wie aus der Nichtbefolgung eines unbedingten Geſetzes Selbſtverachtung entſteht; denn dieſe Selbſtverachtung gehört ja zu den Neigungen, und kann alſo wohl nicht aus einer aprioriſchen Operation herrühren. Iſt denn dieſe Selbſtverachtung, dieſer innere Abſcheu etwas anders, als das Gefühl der Unvollkommenheit, die uns Wolf vermeiden lehrt,

lehrt, etwas anders, als die Stimme des Gewiſſens? Und hält denn dieſe Selbſtverachtung Gericht, über das ganze Univerſum aller vernunftigen Weſen, oder richtet ſie nur über uns ſelbſt? Setzt uns alſo Herr Kant, nachdem er uns lange herumgeführt hat, nicht dahin nieder, wo wir vorher waren, und bindet uns bloß an unſer moraliſches Gefühl?

Gleichwohl ſcheint es mir: der eingepflanzte Sinn für das, was recht, und gut, und ſchön, und zugleich zuträglich iſt der menſchlichen Natur, der Sinn für die Richtigkeit der Verhältniſſe unſerer eigenen Kräfte unter einander und für das Wohl der Geſellſchaft in der wir leben, der eingepflanzte Sinn zur Selbſterhaltung und zum Fortſchreiten in unſerer phyſiſchen und moraliſchen Verbeſſerung und Vollkommenheit, iſt in der Moral keinesweges ſo wenig zu achten, als Kant zu ſagen affektirt. Er wird ein ſichereres Hülfsmittel zur Leitung in bedenklichen Kolliſionsfällen ſeyn, als eine ſeelenloſe Rückſicht auf allgemeine Maximen, welche ſo ſehr allgemein und nur deswegen verbindlich ſeyn ſollen, weil ſie, NB. ohne Rückſicht auf die beſondere Eigenſchaft der menſchlichen Natur, auf die Richtung der menſchlichen Vernunft, alle vernünftige Weſen träfen. Folglich auch vernünftige Weſen, deren Vernunft eine andere Richtung nimmt als die menſchliche, folglich auch ohne alle Rückſicht auf die durch menſchliche Vernunft eingerichtete beſondere Beſchaffenheit der Geſellſchaft in der Menſchen leben. Kant gründet aber dennoch, nicht ſelten, ſeinen unbedingt a priori gegeben ſeyn ſollenden Imperativ, unvermerkt a poſteriori hauptſächlich auf die Pflicht

das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft zu befördern. Man prüfe nur oben im 2ten 3ten und 4ten von Kant angeführten Falle die Bewegungsgründe, welche er angiebt, warum man nicht ſoll wollen können, daß die daſelbſt angeführten Maximen allgemeine Geſetze würden. Gehen ſie nicht zuletzt alle dahin, daß bey ſolchen Maximen die menſchliche Geſellſchaft entweder gar nicht würde beſtehen können, oder doch Schaden leiden würde?

Wenn wir vollends ſo unglücklich ſeyn ſollten, wie es Kant's Grundlegung der Metaphyſik der Sitten (zu meinem Erſtaunen) annimmt, daß wir nämlich, indem wir ſchon den Imperativ, als Grundgeſetz aller Pflichten, feſtſetzen wollen: „noch unausgemacht „laſſen könnten, ob nicht überhaupt das, was man „Pflicht nennt, ein leerer Begriff ſey; *)" ſo

*) Man ſ. Kant's Grundlegung ꝛc. S. 52. Aus Kant's verſchiedenen Aeußerungen über die Pflicht, läßt ſich nicht völlig beſtimmt abnehmen, welchen Begriff er mit dieſem Worte eigentlich verbindet. Was er S. 14, 57 und 76 der eben angef. Schrift darüber ſagt iſt unzulänglich. Zwar ſagt er S. 86 beyläufig: „Die objektive Nothwendigkeit einer Handlung aus Verbindlichkeit heißt Pflicht" Aber er ſagt auch, was wohl nie ein Philoſoph vom Pflichten geſagt hat, (in ſ. Tugendlehre, S. 53.) „Es iſt Mikrologie, welche alle Schritte und Tritte „mit Pflichten als mit Fußangeln beſtreuet." Wie? Kann eine Nothwendigkeit einer Handlung aus Verbindlichkeit, eine Pflicht, je eine Fußangel werden? Wäre es bloß Mikrologie wenn wir Pflichten zu Fußangeln machten? Das wäre wohl der ſchädlichſte Irrthum! auch hat K. nirgends gezeigt, wodurch denn

ſo ſehr ich um ſo viel weniger ein, wie wir eine Pflicht haben können, der Obergewalt eines Imperativs zu folgen, indem wir ſonach auch nicht wiſſen können, ob nicht auch dieſe vermeinte Pflicht ein leerer Begriff wäre, ſo wie die Obergewalt. Die Ideen ſind wahrlich ſo abſtrakt geſponnen, und ſo weit hergeholt, daß es in hundert Fällen faſt unmöglich ſeyn möchte, ſie in concreto zu denken.

denn eine Nothwendigkeit einer Handlung aus Verbindlichkeit, eine Verpflichtung, entſtehe; denn die Worte, Achtung fürs Geſetz, ſind bloſſe willkührlich gewählte Worte, die keinen Verpflichtungsgrund enthalten. Hr. Mellin hat in ſeinem Wörterbuche d. krit. Philoſophie eine Auseinanderſetzung verſucht, weitläufig und mit vielen Einſchränkungen, aber wie es mir ſcheint, nicht mit dem beſten Erfolge. Es iſt überdieß zu bemerken, daß Kant wirklich ganz unrichtige Begriffe von der Pflicht fortpflanzt. Kann etwas unphiloſophiſcher und inkonſequenter ſeyn, als wenn dieſer ſonſt ſo ſcharfſinnige Kopf vorgiebt: „Was „jeder unvermeidlich ſchon von ſelbſt will, das „gehört nicht unter dem Begriff von Pflicht, „denn die Pflicht iſt eine Nöthigung zu einem „ungern genommenen Zwecke.“ (S. Kant's Tugendlehre S. 13). Alſo, der Obrigkeit zu gehorchen, ſein Leben zu erhalten, ſeine Kinder zu erziehen, nicht zu ſtehlen, nicht zu morden, nicht zu verläumden, iſt nicht Pflicht, weil jeder vernünftige Menſch dieß von ſelbſt will und es nicht nöthig hat ſich zum Zwecke zu machen.

Herr Kant findet auch, daß die güldene Regel:

Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht,

gegen ſeinen Imperativ gar nichts werth iſt. Er ſagt S. 68, unten in der Note:

„Man denke ja nicht, daß hier das **triviale**: „quod tibi non vis fieri etc. zur Richtſchnur „oder Prinzip dienen könne. Denn es iſt, ob„zwar mit verſchiedenen Einſchränkungen, nur „aus jenem abgeleitet; Es kann kein allgemei„nes Geſetz ſeyn: denn es enthält nicht den „Grund der Pflichten gegen ſich ſelbſt, nicht „der Liebespflichten gegen andere (denn man„cher würde es gern eingehen, daß andere ihm „nicht wohlthun ſollen, wenn er es nur über„hoben ſeyn dürfte, ihnen Wohlthat zu erzei„gen) endlich nicht der ſchuldigen Pflichten ge„gen einander; denn der Verbrecher würde aus „dieſem Grunde gegen ſeine ſtrafenden Richter „argumentiren, u. ſ. w.“

Enthält denn etwa die **Obergewalt** des Kantiſchen **Imperativs** den **Grund** zu irgend einer Pflicht? Iſts wohl erhört, daß ein Philoſoph im Ernſt behaupten will, ein Verbrecher könne mit logiſcher Richtigkeit aus der herrlichen bibliſchen Maxime gegen ſeinen ſtrafenden Richter argumentiren? Wahrlich, wenn dieſe Maxime nicht die Richtſchnur der Pflichten gegen ſich ſelbſt und der Liebespflichten gegen andere enthält; wenn der Kantiſche kategoriſche Imperativ nicht im Grunde eben

eben das ſagen will, was dieſe herrliche Maxime ſagt; ſo iſt er kaum mehr als eine leere ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit die in die Reihe der Qualitatum occultarum gehört. Ich bekenne ſehr gern, dieſer bibliſche Spruch ſcheint mir ſehr fruchtbar als eine Richtſchnur der praktiſchen Moralität; hingegen die Berufung auf die Obergewalt eines allgemeinen Naturgeſetzes, ohne Rückſicht auf die Eigenſchaft der menſchlichen Natur, auf eine Philoſophie welche, wie Kant ſagt, weder im Himmel noch auf Erden an etwas hängt, ſcheint mir eigentlich ſehr trivial, und für die wahre praktiſche Moral unfruchtbar, es ſey denn daß wir meinen möchten, bloß mit ſchiefen ſcholaſtiſchen Terminologieen eine neue ausſchließend moraliſch machende Philoſophie erfunden zu haben.

Die Anhänger des Kantiſchen moraliſchen Princips thun ſich viel auf die Allgemeingültigkeit dieſes Prinzips zu Gute. Daher wollen ſie in der Maxime jeder moraliſchen Handlung ein unbedingt allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen finden. Das ſchlimmſte iſt aber, daß Kant ſelbſt von dieſem unbedingt allgemeinen Geſetze, (welches nach S. 21. ſeiner oft angeführten Grundlegung der M. d. S. „alle ſinnliche Triebfedern ausſchließen ſoll,) dennoch wieder Ausnahmen macht, und zwar zum Vortheil ſinnlicher

licher Triebfedern. Er ſagt zu meinem Erſtaunen wieder in dem oft angeführtem Buche:*) „Ich ver„ſtehe unter einer vollkommenen Pflicht diejenige, die keine Ausnahme zum Vortheile der „Neigung verſtattet.“ Wie? ein unbedingt gebietender Imperativ kann Ausnahme verſtatten? Man muß aus Kant's obiger Beſchreibung einer vollkommenen Pflicht nothwendig ſchließen, „ihm ſey eine unvollkommene Pflicht „diejenige, welche eine Ausnahme zum Vortheile der „Neigung verſtattet.“ Aber dann wäre ja eine unvollkommene Pflicht nach Kant's anderweitiger Lehre, das gerade Widerſpiel des Prinzips der Sittlichkeit**), und folglich könnte eine unvollkommene Pflicht gar keine Pflicht ſeyn! Gleichwohl gehört der oben S. 12 und S. 16 von Kant angeführte dritte und vierte Fall offenbar zu den unvollkommenen Pflichten, ob ſie Kant gleich unter das Gebot eines unbedingten Imperativs zwingen will. Welche Verwirrung philoſophiſcher Begriffe! Und da uns Kant einmal ausdrücklich Ausnahmen von ſeinem unbedingten Sittengebote zuläßt, und ſogar Aus-

*) Man ſ. Grundlegung S. 53 in der Anmerkung.

**) „Das gerade Widerſpiel des Prinzips der „Sittlichkeit iſt — alles überhaupt, was den „Beſtimmungsgrund irgend wovon anders, als „in der geſetzgebenden Form der Maxime ſetzt.“ Man ſ. Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft S. 61.

Ausnahmen zum Vortheile der Neigung, da er nirgend bestimmt, wo die Grenzen solcher widersinnigen Ausnahmen von einem unbedingten Grundgesetze anfangen und wo sie aufhören müssen, so könnte jeder glauben, er dürfe Ausnahmen zum Vortheile seiner liebsten Neigungen machen, und er kann nach Kant's Lehren nie wissen, ob er zu viel auf seine Neigung giebt. Die Kantische „moralische praktische Vernunft" hält ja außerdem „ein Erlaubnißgesetz, welches etwas Unerlaubtes erlaubt, zu Verhütung einer noch größern „Uebertretung," nicht für unmöglich. *) Also wäre es bey der Kantischen Moral allenfalls thunlich, daß sich jemand etwas Unerlaubtes erlaube?

Es ist also wohl ziemlich deutlich, daß das Kantische moralische System nicht sicherer zur Moralität führt als andere Systeme, ob es gleich ganz unnöthige strenge Forderungen macht.

Ich wiederhole, es ist wahr: Wer so handelt wie alle vernünftige Wesen handeln sollten, der handelt gewiß moralisch richtig. Aber es ist ein ganz falscher Schluß, daß wir deßfalls bey jeder moralischen Handlung erst überlegen müßten, was alle vernünftige Wesen zu thun hätten, da wir ja diese in ihrer Allgemeinheit nicht kennen, und eben so ungewiß ist es, ob wir uns bey der Anwendung allgemeiner Maximen auf besondere Fälle nicht irren. Daß Pflicht, nicht aber sinnliche Triebe, der

*) Man s. Kant's Tugendlehre S. 72.

der Grund der Moral ſind, wird Kanten gern zugegeben, und nicht nur Wolf, ſondern die meiſten Philoſophen haben dieß beſtändig behauptet. Daß aber die Herleitung aus einer unbedingten Obergewalt eines unbedingten Imperativs, der noch dazu, nach Kant, unbegreiflich *) ſeyn ſoll, die Beobachtung der Pflicht andringender mache, als die bloße Erkenntniß der Pflicht: iſt nicht erwieſen, noch weniger daß wir eine unbedingte Pflicht haben, bey jeder unſerer einzelnen moraliſchen Handlungen ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen, ohne Rückſicht auf die menſchliche Natur, ausfindig zu machen. Es ſcheint mir am ſchicklichſten zu ſeyn daß

*) Kant ſagt dieſes ausdrücklich, am Ende ſeiner Grundlegung ꝛc. S. 128. Ja die Unbegreiflichkeit iſt ihm ſo viel werth, daß er S. 174 ſeiner Tugendlehre ſagt: „Die Unbegreiflichkeit in dieſem Erkenntniſſe muß der Seele eine Erhebung „geben, die ſie zum Heilighalten ihrer Pflicht „noch ſtärker belebt.“ Sollte man ſich vorſtellen, wenn man es nicht in Kant's Schriften ſähe, daß ein Philoſoph einen Satz, den er eben ein unbegreifliches und unbedingtes Gebot genannt hatte, wieder ein Erkenntniß nennt, und daß er ſich nicht ſchämt vorzugeben: Etwas Unbegreifliches, ſey es nun Gebot oder Erkenntniß, könne die Seele zum Heilighalten der Pflicht erheben! Kann man ſich eine unphiloſophiſchere Contradictio in adjecto denken, als ein unbegreifliches Erkenntniß?

daß wir in der Moral von der menſchlichen Natur, von uns ſelbſt und von der Geſellſchaft in der wir leben (auf welche alle ſich doch gewiß die Moralität unſerer Handlungen beziehen muß) zunächſt ausgehen. Mich dünkt, folgende ganz einfältige Grundſätze liegen uns viel näher:

1) Beobachte jede Pflicht, die du als Pflicht erkannt haſt.

2) Lebe und handle ſtets im Verhältniſſe deiner Pflichten und Rechte.

3) Sey nie im Widerſpruche mit dir ſelbſt, und ſo wenig als möglich im Widerſpruche mit den Geſetzen der Geſellſchaft in der du lebſt.

Es ſcheint mir, dieſe Sätze wären einem Imperative, der auſſer der menſchlichen Natur liegen ſoll, vorzuziehen, und könnte durch alle Kolliſionen des wirklichen Lebens leiten, wir mögen nun in Deutſchland oder in China oder in Arabien wohnen. Pflichtmäßig handeln iſt moraliſch handeln; ob aber etwas pflichtmäßig ſey, wird doch am Ende immer der Unterſuchung und Ueberzeugung eines jeden, in Abſicht auf ſeine eigene Handlungen müſſen überlaſſen werden. Ohne dieſe kann wahrlich weder ein kategoriſchen noch ein hypotheſiſcher Imperativ etwas helfen, der höchſtens eine Aufgabe iſt, deren Auflöſung in jedem angegebenen Falle erſt muß geſucht werden, zu deren Auflöſung man keine ſichere Regel hat, und welche daher nur ein unſicherer Wegweiſer iſt, der in jedem gegebenen Falle von der Neigung nach Gefallen

wird

wird gedrehet werden. Mir iſt nicht bekannt, daß Kant deutlich die Verfahrungsart gezeigt habe, wie man in allen Fällen auch wo es auf unvollkommne Pflichten ankommt, dahin gelangen könne, ſicher zu wiſſen, ob die gefundene Maxime ein allgemeines Geſetz werden müſſe. Kann man aber dieſe praktiſche Anwendung nicht in jedem Falle ganz ſicher machen; ſo kann Kants moraliſche Prinzip wohl ſehr wenig helfen. Wer hingegen nach ſeinen beſten Kräften moraliſche Prinzipien ſucht, und nicht im Widerſpruche ſeiner moraliſchen Prinzipien lebt, iſt gewiß ein moraliſch guter Mann, geſetzt daß ſeine Prinzipien nicht transcendental wären oder nicht rein a priori könnten deducirt werden? Auf die Anwendung kommt es doch bey den moraliſchen Handlungen allein an.

Es kann übrigens wohl der beſte Mann ſeinem moraliſchen Gefühle nach, mit den Geſetzen der bürgerlichen Geſellſchaft in Kolliſion kommen, wenn es mangelhafte poſitive Geſetze ſind; denn wir leben nun einmahl nicht in einer formalen Welt, ſondern in bürgerlicher Geſellſchaft, nach welcher ſich auch unſere theoretiſche Philoſophie richten muß. Je mehr aber ein rechtſchaffener Mann in jeder Kolliſion ſeine Pflichten und ſeine Rechte unparteyiſch erwägt, deſtomehr wird er ſich dem Naturgeſetze und zugleich den poſitiven Geſetzen nähern, deſto moraliſcher wird er handeln. Ob er das thut, kann er mit ſeiner empiriſchen Vernunft gar wohl unterſuchen, und ſich davon überzeugen.

Sagt

Sagt man etwa, daß diese drey Grundsätze zuletzt mit dem Kantischen Moralprinzipe in der Anwendung zusammenfallen, so will ich dieses gar nicht leugnen; denn freylich alle moralische Prinzipien laufen auf einen Punkt zusammen. Sie suchen alle den eingepflanzten Sinn des Rechts und Unrechts, den jeder Mensch bey sich findet sobald er nachdenkt, durch richtige Folgerungen, auf Vernunft zu gründen. Aber es scheint mir doch sicherer, sich auf moralische Grundsätze zu verlassen, die uns auf uns selbst weisen und auf die Gesellschaft in der wir leben, als auf einen formal seynsollenden Imperativ, der nicht auf die Eigenschaft der menschlichen Natur gegründet ist, sondern uns aufs Universum aller denkenden Wesen weiset, das wir nicht übersehen können. Wenigstens würde selbst die Uebereinstimmung meiner obigen für jedem Menschen faßlichen Maximen mit dem Kantischen moralischen Prinzipe, an einem Beyspiele zeigen, daß dieß so schwer zu fassende Prinzip in der Anwendung nicht sicherer oder fruchtbarer ist, als andere evidente moralische Prinzipien. Ist es aber das nicht; so wird nicht können gefordert werden, daß man nur bloß dieses moralische Prinzip ausschließend anwende. Ist es nun, um moralisch gut zu handeln, nicht nothwendig, sich ausschließend nur nach diesem formalen Prinzipe zu richten; so dächte ich, es wäre auch nicht nöthig so bitter darüber zu streiten, wie seit mehreren Jahren geschehen ist. Die kritischen Philosophen, dächte ich,

könnten ſich unmaßgeblich immer nach dieſem Prinzipe richten, in ſo fern ſie ganz genau beurtheilen zu können glauben, wie alle vernünftige Weſen, — beſonders auch diejenigen vernünftigen Weſen welche nicht menſchliche Natur haben, — in jedem Falle handeln ſollten. Sie dürften aber doch wohl nicht ſo ſehr viel Geräuſch darüber machen, daß andere vernünftige Menſchen, nach moraliſchen Prinzipien die der menſchlichen Natur gemäß ſind, tugendhaft handeln. Cicero ſagt ſehr treffend: Est autem *virtus* nihil aliud, quam *in se perfecta* et *ad summum perducta natura*. *)

Meiner Meinung nach iſt gut handeln beſſer, als gut diſputiren. Wollten aber die Kantiſchen Philoſophen behaupten, keine Handlung könne moraliſch gut ſeyn, als die aus der Anwendung ihres kategoriſchen Imperativs und aus einer von demſelben gebotenen Maxime hergeleitet worden; ſo ſollten ſie doch bedenken, daß die Welt einige tauſend Jahre lang moraliſch handelte, ehe Kant auf ein formales moraliſches Geſez kam, das nicht auf die Natur des Menſchen und nicht auf die Richtung der menſchlichen Vernunft gegründet ſeyn ſoll. Hierdurch könnten ſie ſich wegen der Moralität derjenigen von ihren Mitbürgern beruhigen, welche demüthig geſtehen, daß ſie nicht die Handlungsweiſe aller vernünftigen Weſen kontrolliren wollen.

*) Cic. de Legibus. Lib. I. c. 8.

II.

Beyſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen;

nebſt einigen

erläuternden Anmerkungen.

II.

Beyſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen; nebſt einigen erläuternden Anmerkungen*).

Die Philoſophen theilen das Weſen des Menſchen in Leib und Geiſt, weil die Beobachtungen, welche wir an uns machen, von ſo verſchiedener Art ſind, daß wir dadurch genöthigt werden, bey Unterſuchung der Natur des Menſchen ſowohl die körperlichen als die geiſtigen Funktionen beſonders zu betrachten. Es hat auch Philoſophen gegeben, welche es beſſer zu machen glaubten, wenn ſie den Menſchen aus Leib, Seele und Geiſt zuſammenſetzten. Allerdings läßt ſich auch dieß thun; ja es ließen ſich noch mehr Eintheilungen erfinden. Dabey wiſſen wir aber den-

*) Vorgeleſen in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, d. 28. Hornung 1799. Zuerſt abgedruckt in der Neuen Berliniſchen Monatſchrift. Mai, 1799.

noch keinesweges, wo das Körperliche aufhört und wo das Geiſtige oder das Seelenweſen anfängt, und alſo iſt uns in mancherley Rückſicht wenig damit geholfen, die verſchiedene Wirkungen derſelben von einander getheilt zu haben; denn durch bloße Abtheilungen wird nichts deutlich erklärt.

Die Philoſophen denken überhaupt höchſt ſelten daran, daß ihre willkürliche ſyſtematiſche Abtheilungen, keinesweges Erforſchung der Natur ſind, und daß ſehr oft die Philoſophie deſto ungewiſſer wird, je ſcharfſinniger ſie zu unterſcheiden glaubt, je mehr ſie abſondert was die Natur aufs innigſte vereinte. Zur Spekulation ſind freylich die Abſonderungen unentbehrlich, gleich den Rainen an Aeckern zum Behufe der Grundregiſter; beide aber an ſich ſelbſt bringen wenig hervor: und je mehr man ſie vervielfältigt und ausdehnt, deſto mehr wird der Fruchtbarkeit entzogen.

Die Schwierigkeiten werden eben ſo wenig gehoben, wenn man den Menſchen in zwey oder in drey Theile eintheilt, als wenn man mit den neueſten Philoſophen **das denkende Subjekt allein als Ich** anſehen will, und alle äußere Erſcheinungen nur **in ſofern** betrachtet als ſie **Ideen** ſind. Die eigentlichen Schwierigkeiten der philoſophiſchen Kenntniß des menſchlichen Weſens liegen ja nicht darin, ob der Philoſoph nach Belieben viel oder wenig abtheilen oder abſtrahiren mag, ſondern darin, daß es noch keinem hat gelingen wollen, die innige **Verknüpfung der auffallenden Verſchiedenheiten**, welche wir in unſerm Weſen

Weſen wahrnehmen, ganz deutlich einzuſehen. Noch bis itzt hat weder die feinſte Phyſiologie, noch die feinſte ſpekulative Philoſophie, dieſe Vereinigung erklären können. Man hat auch eben nicht gefunden, daß die Bemühungen der neueſten deutſchen Phyſiologen, die ſich auf die neuere Spekulation und auf die neuere Chemie zugleich ſtützen, bisher mehr geleiſtet hätten, und es ſteht dahin, ob die **Biologieen**, davon man ſo mancherley in Meßkatalogen und Recenſionen lieſet und bald wieder vergeſſen muß, künftig mehr erklären werden. Wenigſtens iſt den Phyſiologen ſo wie den Philoſophen viel Behutſamkeit nöthig, damit ſie nicht, wenn ſie etwa durch lange Uebung gewiſſe hypothetiſchen Ideen über das Unbekannte liebgewonnen haben, etwa glauben, ſie hätten dadurch auch das Unbekannte ſelbſt kennen lernen, und ſo von dem wirklich noch immer Unbekannten aufs Bekannte ſchließen, oder wie jetzt nur allzuhäufig geſchiehet, neuerfundene volltönende Worte für neue Entdeckungen halten mögen. Die Hypotheſen und Poſtulate der Spekulation werden hier niemal viel leiſten. Sie ſcheinen ſehr konſequent und einleuchtend, wenn man ſich in einen gewiſſen angenommenen Geſichtspunkt ſtellt; ſobald man aber, der Mannigfaltigkeit der Natur gemäß, auch einen andern Geſichtspunkt wählt, zerfallen ſie wie die Vorſtellungen eines auf Einen einzigen Geſichtspunkt berechneten perſpektiviſchen Gemäldes. Dagegen wird die Aufmerkſamkeit auf geprüfte Erfahrun-

gen, wodurch uns sowohl die körperlichen als auch die geistigen Funktionen in mehrern Gesichtspunkten und zwar in solchen gezeigt werden, die wir durch bloße Spekulation nie erblicken können, uns wohl sicherer einem Ziele näher bringen, welches ganz zu erreichen vermuthlich nie möglich seyn wird. Die Bemühungen ins Innere der Natur zu dringen, werden der menschlichen Denkkraft immer wohlthätig seyn, so lange man sich nicht einbildet schon hineingedrungen zu seyn, so lange man bey der unablässigen Bemühung es zu erforschen, nie unterläßt, geprüfte Erfahrung mit reifer Ueberlegung zu verbinden. Dennoch wird der Ausspruch des philosophischen Dichters ewig wahr bleiben:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie ihm die äußre Schale weist!

Da man von jeher vergaß, daß dasjenige was die Philosophie absondert, deßhalb nicht in der Natur abgesondert ist, da man von den ältesten Zeiten her sowohl den Geist als den Körper des Menschen isolirt betrachtete; so entstanden eine Menge Fragen, welche viel Streit veranlaßten, ohne genugthuende Antwort. Z. B.: Ob nach dem Tode des Körpers der Geist ohne Körper fortdaure? Ob der Geist ohne Körper wirken könne, und wie? Und endlich auch, da man sich den vom Körper abgeschiedenen Geist nicht nur als vereinzelt fortexistirend, sondern auch als unter uns forteristirend und fortwirkend dachte, fragte man: Ob nicht ein bloßer Geist nebst seinen Wirkungen auch durch

unsere

unſere Sinne möchte erkannt, ob nicht die Geſtalt eines Geiſtes (ſonderlich eines Verſtorbenen) möchte geſehn, und ſeine Stimme, oder auch ſein Poltern — wie vor einiger Zeit in Tegel *) — gehört werden können? Auf dieſe beiden Sinne ſchränkte ſich bisher ein, was man von einem **abgeſchiedenen Geiſte** zu erfahren für möglich hielt; denn, ſo viel ich weiß, iſt nur **der Teufel** allein im Beſitze, beym Abſchiede auch **gerochen** zu werden.

Ueber die abſolute Möglichkeit einen **Geiſt** zu erblicken, iſt es um ſo viel thörichter ſtreiten zu wollen, da die Worte **Geiſt** und **Körper**, bey Betrachtung des Menſchen, in der That nichts als **bloße relative** Begriffe anzeigen, und dieſe Verhältniße ſo unbeſtimmt ſind. Daß dieſe von uns, bloß zum Behufe der Unterſuchung des empiriſch erkannten Weſens, **Menſch** genannt, **angenommenen** Unterſcheidungen, auch eben ſo, in der Natur wirklich **iſolirt** exiſtiren ſollten, würde allen uns bekannten Naturgeſetzen widerſtreiten. Der Begriff **Geiſt** iſt eine bloße Abſtraktion, wie der Begriff **Körper**. Wir haben keine Gründe anzunehmen, daß ein Geiſt in abſtracto gedacht, auf unſere Sinne eben ſo ſollte wirken können, wie ihn die Natur, in dem Weſen, das wir **Menſch** nennen, mit dem Körper vereint hat. Aber damit ſind die nicht zufrieden, welche Geiſter ſehen und hören wollen. Sie berufen ſich auf die Erfahrung,

*) Man ſ. Berliniſche Blätter, 1797. Nov. Nr. 6.

rung, wider welche allerdings kein von vorn angenommener Satz gelten kann; nur muß freylich die Erfahrung richtig seyn.

Diejenigen welche Geister wollen gesehn und gehört haben, lassen sich nicht ausreden, daß ihre Erscheinungen von ihnen durch ihre Sinne wären erkannt worden. Dagegen setzt man den oft gespielten Betrug, und die eigene Täuschung, da so oft z. B. ein vom Monde beleuchtetes Hemd für eine Leichengestalt angesehn wird. Man giebt den Rath, nach den Gespenstern zu greifen, wo sich dann freylich oft findet daß sie sehr körperlich sind. Man beruft sich besonders auf die innere Selbsttäuschung, indem viele Leute sich einbilden etwas zu sehen und zu hören, wo weder etwas gesehen noch gehört wird. Die Möglichkeit daß die Einbildungskraft uns selbst auf diese Art täusche, kann kein vernünftiger Mann läugnen, wenn er einigermaßen ihre Wirkungen kennt. Indeß wollen die, welche das Wunderbare lieben, allen obigen Einwürfen nichts einräumen, sondern nennen ihre Einbildungen Wirklichkeit. Man kann deshalb nicht genug Erfahrungen sammeln und zu bewahrheiten suchen, welche zeigen, wie leicht unsere Einbildungskraft uns auf falsche Begriffe führen, wie leicht sie, nicht etwa bloß Verrückten, sondern auch Personen bey völlig richtigem Bewußtseyn, Gestalten vorgaukeln kann, die von wirklichen Gegenständen nicht zu unterscheiden seyn möchten, wenn nicht alle Umstände genau erforscht und ruhig geprüft würden.

Eine

Eine ſolche Erfahrung, welche mir ſowol in pſychologiſcher als in mediciniſcher Rückſicht höchſt merkwürdig ſcheint, habe ich ſelbſt gehabt. Ich ſah nämlich, bey vollem Verſtande, und (nachdem der erſte Schreck nebſt der unangenehmen Empfindung vorüber war) ſogar in völliger Gemüthsruhe, beynahe zwey Monate lang faſt beſtändig, und zwar unwillkürlich, eine Menge menſchlicher und anderer Geſtalten, ich hörte ſogar ihre Stimmen; und dennoch iſt alles dieſes bloß für eine Folge widernatürlich gereizter Nerven und einer unrichtigen Cirkulation des Bluts zu achten. Ich war bey dieſer an mir ſelbſt gemachten Erfahrung, in dem ſeltenen Falle, mich ſelbſt mit Ruhe beobachten zu können: ich ſchrieb das Wichtigſte ſogleich kurz nieder, und erzählte es ſogleich und nachher mehrern Perſonen. Mein gutes und ſicheres Gedächtniß hat überdieß jeden auch den geringſten Umſtand verwahrt; um ſo mehr da dieſe Geſchichte, ſowohl in Abſicht meines eigenen Zuſtandes als der pſychologiſchen Folgen überhaupt, ſehr oft der Gegenſtand meiner unparteyiſchen Erwägung geweſen iſt. Ueberdies aber wird die Wahrheit dieſes Vorfalls von meiner Seite weiter keiner Verſicherung bedürfen, da der Hr. Geheimerath Selle, unſer Mitglied, welcher als mein Arzt täglich von mir vernahm was vorging, ein unverwerflicher und hier ſelbſt gegenwärtiger Zeuge iſt.

Es würde höchſt unſchicklich ſeyn, in einer Verſammlung, wie dieſe, viel von ſich ſelbſt zu re-

reden; nur in dem einzigen Falle kann es, hoffe ich, entſchuldigt werden, wenn es zum Behufe der mehrern Sicherung einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung geſchieht. Ich bitte daher um Erlaubniß, Verſchiedenes anzuführen was mit mir kurz vorher vorgegangen war, ehe mir die Phantasmen erſchienen, in ſo fern es etwa auf meine damaligen körperliche und Gemüthsumſtände einigen Einfluß gehabt haben könnte.

Ich hatte in den zehn letzten Monaten des Jahres 1790 verſchiedne betrübte Vorfälle erlebt, die mich ſehr erſchütterten; beſonders ſeit dem September des gedachten Jahres folgten ſich, faſt ununterbrochen, Begebenheiten mancherley Art, welche mir bittern Kummer verurſachten. Ich war ſonſt gewohnt geweſen, jährlich zweymal Ader zu laſſen. Dieß war am 9 Julius 1790 einmal geſchehen, aber zu Ende des Jahres unterlaſſen worden. Schon lange vorher, im J. 1783, hatte mich plötzlich ein heftiger Schwindel überfallen, welchen der Arzt Verſtopfungen in den feinern Gefäßen des Unterleibes zuſchrieb, die durch ſitzende Lebensart und vieljährige ſtarke Anſtrengung des Geiſtes zuletzt entſtanden. Dieſe Beſchwerden wichen endlich einer an drey Jahre lang fortgeſetzten Kur, und einer verbeſſerten, und noch länger ſehr ſtreng beobachteten Diät. Beſonders wirkſam war dabey, gleich anfänglich, die Anſetzung der Blutigel am After geweſen, welche ſeitdem jährlich zweymal auch wohl dreymal geſchah, wenn ich ſtarke Kongeſtionen nach dem

dem Kopfe verſpürte. Damal waren den 1 März 1790 zuletzt Blutigel angelegt worden. Alſo ſowohl der Aderlaß als die Entladung der feineren Blutgefäße durch die Igel war im J. 1790 weniger geſchehen als ſonſt. Ich fand mich überdieß ſeit dem September, noch auſſer der oben gedachten kummervollen Lage, beſtändig mit ſehr anſtrengenden Arbeiten beſchäftigt, welche durch öftere Unterbrechungen noch beſchwerlicher wurden.

In den beiden erſten Monaten des J. 1791 ward ich noch durch verſchiedene mir höchſt unangenehme Vorfälle ſehr gekränkt. Mit denſelben war am 24 Februar ein äuſſerſt heftiger Verdruß verknüpft. Vormittags um 10 Uhr befand ſich meine Frau bey mir um mich zu tröſten, und mein zweyter ſeitdem verſtorbener Sohn. Ich war in ſehr heftiger Gemüthsbewegung über eine Reihe von deſſen Vergehungen, die mein ganzes moraliſches Gefühl empört hatten, und woraus ich keinen vernünftigen Ausgang ſah. Plötzlich ſtand, ungefähr zehn Schritte entfernt, vor mir, die Geſtalt meines verſtorbenen älteſten mir ſehr lieb geweſenen Sohnes. Ich wies darauf, fragte meine Frau, ob ſie die Geſtalt nicht ſähe? Sie ſah natürlich nichts, nahm mich äußerſt erſchrocken in ihre Arme, ſuchte mich zu beſänftigen, und ſchickte nach dem Arzte. Die Geſtalt blieb beynahe eine halbe Viertelſtunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe, und, da ich äußerſt erſchöpft war, fiel ich nach einiger Zeit eine halbe Stunde lang in ei-

nen unruhigen Schlummer. Man ſchrieb das Geſicht der ſtarken Gemüthsbewegung zu, und glaubte nunmehr würde alles vorbey ſeyn; allein die heftige Gemüthsbewegung hatte meine Nerven in irgend eine widernatürliche Lage geſetzt. Davon entſtanden noch weitere Folgen, welche eine genauere Beſchreibung verdienen.

Nachmittags nach vier Uhr erſchien die Geſtalt wieder, die ich Vormittags geſehen hatte. Ich war allein da es geſchah; und da mir dieſes, wie leicht zu begreifen iſt, unangenehm war, ging ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber auch hier erſchien mir die Geſtalt des Verſtorbenen. Zuweilen war ſie da, zuweilen war ſie weg, immer ſtehend. Ungefähr nach ſechs Uhr erſchienen auch verſchiedene ganz andere einzelne wandelnde Geſtalten, welche mit der ſtehenden Figur nichts gemein hatten. Ich weiß keine andere Veranlaſſung, als daß ich, obgleich ſehr viel ruhiger, dennoch den mich kränkenden bittern Verdruß nicht ſogleich ganz vergeſſen konnte, und über die Folgen nachgedacht hatte, um ſie, wenn es möglich wäre, abzuwenden; und daß dieſe Erſcheinungen drey bis vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit ſich zeigten, zu der Zeit wo gerade die Verdauung anfängt.

Ich beruhigte mich endlich mehr über den unangenehmen Vorfall welcher die erſte Erſcheinung veranlaßt hatte. Aber, obgleich dienliche Arzneyen genommen wurden, und ich mich ſonſt ganz wohl befand, verminderten ſich die erſcheinenden wandelnden Geſtalten nicht, ſondern vermehrten und veränderten ſich auf die ſonderbarſte Weiſe. Da

Da mich, nachdem das erſte Entſetzen vorüber war, dieſe wandelnden Erſcheinungen nicht ſonderlich erſchütterten, da ich ſie für das hielt was ſie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit; ſo ſuchte ich um ſo mehr Beſonnenheit zu behalten, um in recht deutlichem Bewußtſeyn, deſſen was in mir vorging, zu bleiben. Ich beobachtete dieſe Phantasmen ſehr genau, und dachte ſehr oft nach über meine eigenen vorherigen Gedanken, um irgend ein Geſetz der Aſſociation der Vorſtellungen zu finden, nach welchem etwa gerade dieſe oder jene Geſtalten ſich der Einbildungskraft darſtellen möchten. Zuweilen glaubte ich etwas zu finden, ſonderlich in der letztern Zeit; aber im Ganzen war zwiſchen meinem Gemüthszuſtande, zwiſchen meinen Beſchäftigungen und übrigen Gedanken, und zwiſchen den mannichfaltigen mir vorkommenden und wieder verſchwindenden Geſtalten, gar kein Zuſammenhang zu entdecken. Nach oftmaliger genauer Beobachtung und ruhiger Prüfung und Ueberlegung, konnte ich über die Entſtehung und die Folge dieſer oder jener Geſtalten weiter keinen Schluß ziehen, als: Wenn gleich mein Nervenſyſtem ſo ſehr angeſpannt *), ſo ſehr ſchwach, kurz ſo

*) Man wird mir wohl zutrauen, daß ich durch die Wörter angeſpannt u. ſ. w. nicht die Entſtehungsart ſolcher Vorſtellungen oder die Beſchaffenheit der Nerven dabey beſtimmen will; ſondern daß dieſe Worte nur überhaupt anzeigen ſollen, daß irgend etwas Widernatürliches in den feinſten Thei-

ſo verſtimmt war, daß dergleichen Geſtalten erſcheinen konnten, als würden ſie geſehen und gehört, ſo folgten doch bey mir dieſe Blendwerke keinem bekannten Geſetze der Vernunft, der Einbildungskraft, und der ſonſt gewöhnlichen Aſſociation der Ideen; und ſo iſt es auch vermuthlich bey andern Menſchen, wie man aus den wenigen bekannten Beyſpielen ſchlieſſen kann. Im Innerſten der Seele hat die Entſtehung der jedesmal vorkommenden individuellen Bilder gewiß ihren Grund, der aber wohl immer eben ſo unerforſchlich bleiben wird als die Entſtehung des Denkens und Vorſtellens ſelbſt.

Die Geſtalt des Verſtorbenen erſchien nicht mehr nach dem erſten erſchütternden Tage, hingegen kamen ſehr deutlich viele andere Geſtalten zum Vorſchein; zuweilen Bekannte, aber meiſtens Unbekannte. Unter den Bekannten waren Lebende und Verſtorbene, mehrentheils erſtere; nur bemerkte ich, daß Perſonen mit denen ich täglich umging, mir nicht als Phantasmen erſchienen, die Bekannten waren jederzeit Entfernte. Auch verſuchte ich, nachdem dieſe Erſcheinungen einige Wochen gedauert hatten, und ich mich dabey ganz ruhig befand, Phantasmen von mir bekannten Perſonen ſelbſt hervorzubringen, welche ich mir deshalb ſehr lebhaft vorſtellte; aber vergeblich. So beſtimmt ich mir auch die

Theilen der Organiſation des menſchlichen Körpers vorgehen müſſe, wenn das ſenſorium commune, es ſey nun was es wolle, irrig afficirt wird, als geſchähe es von außen.

die Bilder ſolcher Perſonen in meiner ziemlich lebhaften Einbildungskraft dachte; ſo gelang es mir doch nie, ſie auf mein Verlangen **außer mir zu erblicken**, ob ich ſie gleich ſchon vor einiger Zeit unverlangt als Phantasmen geſehen hatte, und ſie auch zuweilen nachher unvermuthet ſich mir wieder auf dieſe Art darſtellten. Die Phantasmen erſchienen mir ſchlechterdings unwillkürlich, als würden ſie mir **von außen** vorgeſtellt, gleich den Phänomenen in der lebenden Natur, ob ſie gleich bloß **in mir** entſtanden; und dabey konnte ich, ſo wie ich überhaupt in der größten Ruhe und Beſonnenheit war, jederzeit Phantasmen von Phänomenen genau unterſcheiden, wobey ich mich nicht ein einzigmal geirrt habe. Ich wußte genau, wann es mir bloß ſchien daß die Thür ſich öffne und ein Phantom hereinkäme, und wann die Thüre wirklich geöffnet ward und jemand wirklich zu mir trat. Einige Perſonen ſchienen nicht wohl begreifen zu können, wie dieſes jedesmal von mir habe können unterſchieden werden, und doch war es ſehr leicht; denn ich konnte mir ſelbſt allemal ſichere Kennzeichen angeben. Unſere empfindende und denkende Kraft wird beſtändig von allen den Sinnen **zugleich** afficirt, durch die ein Objekt jedesmal kann und muß empfunden werden; und durch den **übereinſtimmenden** Eindruck auf alle dieſe Sinnwerkzeuge zugleich, überzeugen wir uns von der Exiſtenz der Objekte außer uns. Nun aber, affici-

ten die Phantasmen mich nur durch Einen Sinn, durch das Geſicht; ſelten durch das Gehör, wenn ich glaubte ihre Reden zu hören. Selbſt in dem letzten Falle, war auch dieſe Affection durch's Gehör nicht vollkommen: denn nur die Rede ſchien ich zu vernehmen, nicht das übrige Geräuſch welches jeder ſich bewegende wirkliche Menſch macht, ſey es noch ſo leiſe. Dieſe ausſchließliche und zugleich mangelhafte Affektion nur durch einzelne Sinne, welche der Ordnung der Natur gerade zuwider iſt, war allein genug, Phantasmen von wirklichen Menſchen zu unterſcheiden. Ich ſah die um mich herumwandelnden Geſtalten, hörte aber ihr Wandeln nicht. Wenn gleich Hunderte im Zimmer gingen, war doch alles um mich ſtill; ſie kamen auch ſelten durch eine der Thüren meines Zimmers, ſondern waren da, und verſchwanden ohne wegzugehen, gleich Traumbildern. Daß ich ſie nicht fühlen konnte, verſteht ſich ohnehin. Sie machten alſo nie den Totaleindruck den wirkliche Objekte machen: folglich, ſo lange meine Sinne und meine Empfindungskraft nicht verrückt waren, mußten ſich die Phantasmen durch ſich ſelbſt von den wirklichen Gegenſtänden unterſcheiden, vermöge des Mangels des übereinſtimmenden Totaleindrucks.

Uebrigens erſchienen mir dieſe Geſtalten zu jeder Zeit und unter den verſchiedenſten Umſtänden

den gleich deutlich und beſtimmt; wenn ich allein und in Geſellſchaft war, bey Tage und in dunkler Nacht, in meinem Hauſe und in fremden Häuſern; doch waren ſie in fremden Häuſern nicht ſo häufig, und wenn ich auf offener Straße ging, ſehr ſelten. Wenn ich die Augen zumachte, ſo waren zuweilen die Geſtalten weg, zuweilen waren ſie auch bey geſchloſſenen Augen da. Blieben ſie aber alsdann weg, ſo erſchienen nach Oeffnung der Augen wieder ungefähr die vorher geſehenen Figuren. Ich ſprach zuweilen mit meinem Arzte und mit meiner Frau über die Phantasmen, welche eben um mich herumwandelten; denn überhaupt erſchienen dieſe Bilder mehr wandelnd als in Ruhe. Immer waren ſie nicht da. Oft blieben ſie ganz weg; und kamen wieder auf kurze Zeit oder auf längere, einzeln oder mehrere zugleich, doch gewöhnlich erſchienen mehrere zuſammen. Meiſt ſah ich menſchliche Geſtalten beyderley Geſchlechts: ſie gingen gewöhnlich durch einander als hätten ſie nichts unter ſich zu verkehren, ſo wie etwa auf einem Markte, wo ſich Alles nur fort drängt; zuweilen ſchienen ſie Geſchäfte mit einander zu haben. Einigemal ſah ich unter ihnen auch Perſonen zu Pferde, deßgleichen Hunde und Vögel. Wenn nicht ſchon der Mangel des Idealeindrucks durch mehrere Sinne, welche bey wirklich geſehenen Perſonen allezeit zuſammentreffen, allein hinlänglich geweſen wäre, Phantasmen von wirklich vor mir ſtehenden Perſonen zu unterſcheiden, ſo würde auch die-

dieser Umstand dazu hinlänglich gewesen seyn, denn wie wären Pferde in mein Wohnzimmer im ersten Geschosse gekommen, oder Vögel dahin, wo weder Thüren noch Fenster offen waren?

Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich wie man Personen im wirklichen Leben sieht: mit den verschiedenen Karnationen der unbekleideten Theile des Körpers, und mit allen verschiedenen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes, sie waren weder schrecklich, noch komisch, noch widrig; die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm.

Ueberhaupt: je länger es währte, desto mehr häufte sich die Anzahl der Phantasmen, und die Erscheinungen kamen öfter. Nach etwa vier Wochen fing ich auch an reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich, oft aber ward ich angeredet. Diese Reden waren meist kurz, und hatten nie etwas Unangenehmes; mehrmal erschienen mir verständige und von mir verehrte Freunde und Freundinnen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden seyn konnte, trösteten. Diese Reden hörte ich doch mehr wann ich allein war; indeß auch zuweilen mitten in Gesellschaft, mitten unter den Reden wirklicher Personen: oft nur in einzelnen Phrasen, zuweilen auch zusammenhängend.

Obgleich

Während dieſer Zeit war ſowohl mein körperlicher als mein Gemüthszuſtand ganz erträglich, ich ward nach und nach mit dieſen Phantasmen ſo bekannt, daß ſie mir nicht die geringſte unangenehme Empfindung verurſachten, daß ich mich ſogar nicht ſelten mit der Betrachtung derſelben amüſirte und mit meiner Gattinn und mit meinem Arzte darüber ſcherzte. Indeß da dieſer Zuſtand merklich zunahm und oft ganze Tage lang und auch Nachts, wann ich aufwachte, die Geſtalten mich nicht verließen, ſo wurden verſchiedene Arzeneyen gebraucht, und endlich ward beliebt, wieder Blutigel an den Aſter zu ſetzen.

Dieß geſchah den 20 April Vormittags um elf Uhr. Ich war mit dem Wundarzte allein, aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich durch einander drängten. Dieſes dauerte ununterbrochen fort, bis ungefähr um halb fünf Uhr, gerade wieder um die Zeit der anfangenden Verdauung. Da bemerkte ich, daß die Geſtalten anfingen ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben nach und nach bläſſer zu werden; die Farben nahmen mit jeder halben Viertelſtunde immer mehr ab, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Etwa um halb ſieben Uhr waren alle Geſtalten ganz weiß, und bewegten ſich nur ſehr wenig, doch waren die Umriſſe noch ſehr beſtimmt; nach und nach wurden ſie merklich unbeſtimmter, ohne daß ihre An-

zahl abgenommen hätte, wie ſonſt oft der Fall geweſen war. Die Geſtalten gingen nicht weg, ſie verſchwanden auch nicht, welches gleichfalls ſonſt ſehr oft geſchehen war. Jetzt zerfloſſen ſie gleichſam in der Luft. Von einigen ſogar waren eine Zeitlang einzelne Stücke zu ſehn, die nach und nach auch vergingen. Ungefähr um acht Uhr war gar nichts von den Geſtalten mehr da. Nie habe ich wieder dergleichen geſehn. — Vielleicht zwey- oder dreymal ſeitdem habe ich dazu einen Anſatz verſpürt, wenn ich ſo ſagen mag; nehmlich eine Empfindung als ſähe ich etwas, das in dem Augenblicke wieder weg iſt. Dieſe Empfindung überraſchte mich auch, indem ich obige Nachrichten niederſchrieb, und zu dieſem Behufe die Papiere vom J. 1791 genau durchſah und mich aller damaligen Umſtände wieder deutlich erinnerte. So wenig iſt man zuweilen, auch bey der größten Gemüthsruhe, Herr ſeiner lebhaften Imagination.

Dieß iſt die treue Erzählung der an mir beobachteten krankhaften Erſcheinung. Ich will noch einige Bemerkungen hinzufügen, um theils die Entſtehung derſelben aus andern Beobachtungen an mir ſelbſt einigermaßen zu erläutern, theils wenigſtens einige pſychologiſche Folgerungen von weitem anzudeuten, welche aus dieſem merkwürdigen Falle zu ziehen ſeyn möchten.

Die Erfahrung zeigt, daß wir auf mancherley Art uns einbilden können Geſtalten zu ſehen, auch wohl zu hören, welche nicht außer uns vorhanden ſind.

Zuerſt

Zuerſt und gewöhnlich geſchieht dieß im **Traume**. Die Art des Träumens iſt bey jedem Menſchen verſchieden, und beruhet wohl im vermiſchten Verhältniſſe der Verſtandes- und der ſinnlichen Kräfte des Menſchen, inſofern ſie durch ſeinen jedesmaligen körperlichen Zuſtand modifizirt werden. Ich habe ſelbſt einige nicht unmerkwürdige Beobachtungen über die Beſchaffenheit meiner Träume gemacht, und ſie mit einigen Bemerkungen verglichen, welche ich von Andern erfuhr.

2) Im **Wahnſinne**, und in allen Graden deſſelben, bis zur gänzlichen Verrückung des Verſtandes.

3) In **hitzigen Fiebern**, welche eine kurze Zeit hindurch, oder in gewiſſen wiederkehrenden Perioden, den Verſtand verwirren.

4) In der **bloßen Einbildungskraft**, ohne hitzige Krankheit, bey übrigens geſundem Verſtande. Hier iſt die Wahrheit am ſchwerſten zu erfahren; es wäre denn, daß genauer Beobachtungsgeiſt mit reiner Wahrheitsliebe verbunden wäre.

Die Fälle ſind ſehr häufig, wo man ſich nicht durch Einbildungskraft, ſondern, ich möchte beynahe ſagen, auch durch den irre geführten Verſtand betrügen läßt. Sehr viele Leute lieben das Wunderbare, und dünken ſich Etwas, wenn ſie von ſich ſelbſt recht viel Wunderbares erzählen können. Wenige ſuchen ſich von Vorurtheilen zu befreyen, wenige ſuchen ihre Einbildungskraft zu

zähmen; und noch wenigere sind genau in Beobachtungen, vorzüglich in den Beobachtungen an sich selbst; sehr wenige haben dabey Entäußerung genug, um streng bey der Wahrheit zu bleiben. Also, wenn jemand einen fremdscheinenden Vorfall erzählen will, nimmt er ab und setzt hinzu; ja er bildet sich wohl ein sich etwas eingebildet zu haben, das er doch in dem Augenblicke des Erzählens erst erfindet. Dies Letztere entsteht aus dem Eigensinne, vermöge dessen viele Menschen nicht Unrecht haben wollen; daher erzählen sie oft mehr als geschah, um nur zu unterstützen was sie einmal behauptet haben. Bey den berühmten Visionen Em. Swedenbergs scheinen alle vorher erwähnte Umstände zusammen gekommen zu seyn. Er hatte Lust an Spekulation und mystischer Theologie. Er hatte sein System, wozu er Geister brauchte, und er ging darauf aus, dieses wunderbare System durchzusetzen. Es kann wohl seyn, daß er Phantasmen gesehen hat, um so mehr da er viel studirte und starke Mahlzeiten liebte *).

Aber

*) Man sehe über alles dieses eine interessante Recension von Swedenborgs Schriften in der Allg. Deutschen Bibliothek Bd. CVII, wo auch S. 30 Sw. Wunder ganz natürlich erklärt sind. Da ist S. 23. auch die Uebereinstimmung Swedenborgs mit den Träumereyen eines Deutschen Schwärmers Johann Tennhart auseinandergesetzt, der auch ein starker Esser war.

Aber er half ſeinen Viſionen, worüber er dicke Bücher ſchrieb, durch neue Einbildungen auf, und verſchmähte auch nicht einige Erdichtungen, um ein Wundermann zu ſcheinen.

Endlich machen ſich oft die weiche am meiſten mit dem Wunderbaren zu kramen haben, ihre Viſionen nicht einmal deutlich. Dieſes habe ich erſehen aus dem Umgange mit manchen ſonſt wakkern Leuten, welche in die ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften verliebt waren, und ſie bis auf einen Grad trieben, wovon ſich freylich in einer Akademie der öffentlichen Wiſſenſchaften nicht wohl ein Begriff geben läßt. Ich habe mich z. B. über Geiſter und Geiſterſehen mehrmahl mit Jemand unterhalten, der in der geheimen Weisheit gar hoch geſtiegen, ſonſt aber von ſehr beſchränkter Einſicht, und in allen Wiſſenſchaften welche den Verſtand aufklären können, ziemlich unwiſſend war. Dieſer Mann ſagte unter andern: Er würde höchſt unglücklich ſeyn, wenn er nicht beſtändig in Geſellſchaft von Geiſtern wäre. Da ich mir immer die deutliche Entwickelung menſchlicher Meinungen, wenn ſie auch noch ſo verkehrt ſcheinen, zum angenehmen Geſchäft gemacht habe, ſo war ich begierig zu erfahren, wie er die Geiſter ſähe und mit ihnen in Geſellſchaft käme? Da wollte er nichts von erſcheinenden körperlichen Formen wiſſen. Er verſicherte: man ſähe die Geiſter mit den Augen des Geiſtes. „Denn," ſagte er ganz ernſthaft: „gleichwie die menſchliche Seele

„Näyhäsch oder ein abgenommener Zweig ist,
„so sind alle Geister abgezweigt von dem höch-
„sten Geiste, als er in der zusammenziehenden
„Bewegung sein Wesen zusammendrückte.“ Bey
nähern Befragen bemerkte ich wohl, daß er eine
verwirrte kabbalistisch-spinozistische Ontologie im
Kopfe hatte, und alle Kräfte in der Natur sich
als Geister dachte. Er wollte also eigentlich sa-
gen: er würde sich unglücklich dünken, wenn er
in einer ganz todten Natur lebte, wenn er sich nicht
Alles um sich her in beständiger Wirkung und
Gegenwirkung der Kräfte dächte. Daher be-
völkerte er alles was um ihn her war, mit Gei-
stern; so wie etwa die alte Mythologie die Wäl-
der mit Dryaden und Hamadryaden. — Zwar,
alles wohlüberlegt, mögte vielleicht über meinen
Kabbalisten nicht allzulaut zu lachen seyn; denn,
im Grunde ist doch das Wort Kraft dem Philo-
sophen nur eben das, was dem Mathematiker das x:
und wenn ich nicht ganz irre, so weiß der Mathema-
tiker durch sein x mehr deutliche Wahrheiten her-
auszubringen, als der Philosoph durch das Wort
Kraft. Kann eine angenommene Kraft nicht
dergestalt der Rechnung unterworfen werden, daß
sie wie Newton's Kalkul mit der Erfahrung ge-
nau übereinstimmt; so wird durch das bloße Wort
eben nicht mehr bestimmt oder erklärt, als durch
das Wort Geist. Selbst die neue sinnreiche Kan-
tische dynamische Naturwissenschaft, welche alle

Körper

Körper zu bloßen Aggregaten von Kräften macht, mögte wohl den Knoten mehr zerhauen als auflösen.

Es ist nicht so ganz ungewöhnlich, daß durch ein Mißverhältniß der körperlichen Beschaffenheit, auch ohne Wahnsinn und hitzige Krankheit, dem Auge allerhand Bilder von außen vorkommen, welche bloß innerhalb der Einbildung erzeugt werden. Diese Erfahrung kann uns die Toleranz lehren, gutmüthige Leute, welche glauben diese oder jene Erscheinungen gesehen zu haben, nicht geradezu für Betrüger zu halten. Aber, indem mehrere Erfahrungen zeigen, wie weit die menschliche Einbildungskraft gehen kann in Vorstellungen von Bildern außer uns; so können diese gutmüthigen Leute auch lernen, ihren Einbildungen keine Art von Wirklichkeit zuzuschreiben, noch weniger die Wirkungen verstimmter Nerven für Beweise zu halten, daß Geister um uns her spüken. Der berühmte Justus Möser glaubte öfter Blumen zu sehen; ein anderer mir wohl bekannter Mann sieht ebenso zuweilen mathematische Figuren, als Zirkellinien, Vierecke u. s. w. in verschiedenen Farben. Mehrere Beyspiele werden sich vielleicht in Moritz's Magazin zur Erfahrungsseelenkunde finden.

Der Fall, daß jemand Töne hört, ist wohl seltener. Mein verewigter Freund Moses Mendelssohn hatte sich im J. 1772 durch allzu starke Anstrengungen des Geistes eine Krankheit zugezogen, welche auch sonderbare psychologische Erscheinungen darbot. Ueber zwey Jahre lang durfte er gar nichts

thun,

arbeiten, gar nichts lesen, über gar nichts nachdenken, keine laute Töne hören. Wenn jemand im geringsten lebhaft mit ihm redete, oder er selbst nur ein wenig lebhaft ward, so fiel er Abends in eine höchstbeschwerliche Art von Katalepsie, worin er alles sah und hörte was um ihn vorging, ohne ein Glied bewegen zu können. Hatte er dann am Tage lebhafte Reden gehört, so rief ihm, während des Anfalls, eine Stentorstimme die einzelnen mit einem hohen Accente ausgesprochenen oder sonst laut geredeten Worte und Silben wieder einzeln zu, so daß ihm auf eine sehr unangenehme Art die Ohren davon gellten.

Eben so selten ist der Fall, daß jemand menschliche Gestalten zu sehen glaubt; doch sind Beyspiele davon vorhanden. So erblickte ein durch viele Verdienste um die Botanik verehrungswerthes Mitglied dieser Akademie, der berühmte Gleditsch, wider dessen Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit Niemand etwas einwenden kann, einst, als er in eben dem Saale wo wir itzt versammelt sind allein war, das Phantasm des gewesenen Präsidenten Maupertuis. Ein mir wohl bekannter glaubwürdiger Mann, der zwar kein Gelehrter, aber gesetzt und von Vorurtheilen frey ist, war nach einem starken Nervenfieber zwar in der Besserung, aber noch ziemlich schwach. Er lag Nachts im Bette, sich vollkommen bewußt daß er wach war. Es schien die Thüre aufzugehen, und die Gestalt einer Weibsperson hereinzutreten, welche

bis

bis zum Bette kam; er ſah es eine Weile an, da ihm aber der Anblick unangenehm ward, kehrte er ſich um, und weckte ſeine neben ihm liegende Frau auf. Nun war die Geſtalt weg. Von den Erſcheinungen welche zwey junge Frauenzimmer, in Berlin ſehr oft zu ſehen meinten, iſt mir manches glaubwürdig erzählt worden. Sie ſahen die Wände ſich öffnen und mehrere Perſonen aus- und eingehen.

Das Beyſpiel von Phantasmen, welche dem mütterlichen Großvater des berühmten **Bonnets**, Hrn **Karl Lüllin** mehrere Jahre lang erſchienen, verdient die größte Aufmerkſamkeit, da es auf dem Zeugniſſe eines ſo einſichtvollen und glaubwürdigen Mannes wie **Bonnet** beruht.

Hr. **Karl Lüllin**, welcher in der Republik Genf die wichtigſten Staatsämter verwaltet hatte, war bis in ſein ſehr hohes Alter (er ſtarb im 92ſten Jahre) völlig geſund, behielt auch beſtändig den Gebrauch ſowohl ſeiner Beurtheilungskraft als ſeines Gedächtniſſes. Ich überſetze wörtlich, was Bonnet von ihm erzählt *). „Er ſah, ganz „wachend und ohne Eindruck von außen, von Zeit „zu Zeit vor ſich Figuren von Manns- und „Frauens-

*) Man ſ. den Essai analytique sur les facultés de l'ame, chap. 23: in den Oeuvres de *Ch. Bonnet* (Neufchatel 1782), Tom. 13, p. 177 folgg.

„Frauensperſon, von Vögeln, von Wagen, von Ge„bäuden, u. ſ. w. Er ſah dieſe Figuren ſich auf „verſchiedene Art bewegen; ſich annähern, ſich ent„fernen, fliehen; kleiner und größer werden; erſchei„nen, verſchwinden, wieder erſcheinen; er ſah die „Gebäude vor ſeinen Augen entſtehen, und unter„ſchied alle Theile die zur äuſſern Konſtruktion „derſelben gehören. Die Tapeten ſeiner Zimmer „ſchienen ſich plötzlich in ganz andere, reichere Ta„peten zu verwandeln. Ein andermal zeigten ſie „ſich mit Gemälden überdeckt, welche Landſchaf„ten vorſtellten. Dann ſah er wieder, ſtatt aller „Tapeten und Möbeln, die nackten Wände . . . „Oft wenn er ſich mit Hrn Bonnet über hiſtori„ſche oder politiſche Angelegenheiten unterhielt, un„terbrach er das Geſpräch, um von den Phantaſ„men die ihm eben erſchienen, zu reden. Er ſagte „z. B. Da wird meine Tapete mit Gemäl„den behängt; ſie haben goldene Rahmen, „u. ſ. w. Kurz darauf kam eine andere Deko„ration, oder eine andere Erſcheinung, die er auch „genau beſchrieb: und nachdem er eine Zeitlang „über die Spiele ſeiner Einbildungskraft geſcherzt „hatte, fuhr er ganz ruhig in dem unterbrochenen „Geſpräche fort. — Alle dieſe Phantasmen erſchie„nen ihm vollkommen deutlich, und afficirten ihn „eben ſo lebhaft als wären die Gegenſtände ſelbſt „gegenwärtig geweſen; aber die menſchlichen Figu„ren ſprachen nicht, und er hörte keine Art von „Geräuſch. Er hielt nie ſeine Viſionen für Wirk„lich-

„keit*). Er wuſte nicht vorher, welches Phan„tasma ihm erſcheinen würde.“

Es iſt zu bemerken, daß Hr Lullin, auf Verlangen, ſeinem Secretar eine genaue Geſchichte der ihm erſcheinenden Phantasmen in die Feder diktirte, und mit ſeines Namens Unterſchrift bekräftigte; und daß er noch lebte, als Hr Bonnet obige Nachricht davon drucken ließ**).

Ich komme nun auf meine eigenen Phantasmen zurück. Das Gefühl der Unſchicklichkeit, in dieſer Verſammlung ſo viel von mir ſelbſt zu reden, verläßt mich wahrlich nicht. Da es aber bloß

*) Bonnet ſetzt hinzu; il sait juger sainement de toutes ces apparitions, et *redresser toujours* ses *premiers* jugemens. Ich habe mich nicht getraut dieſe Stelle zu überſetzen, weil mir der Sinn undeutlich iſt. Denn, wenn Hr Lullin ſein erſtes Urtheil über die Erſcheinungen oft (Bonnet ſagt ſogar *toujours*) zurücknahm, ſo ſollte es faſt ſcheinen, er habe wenigſtens zuweilen einige der Phantasmen für etwas anders gehalten als ſie waren. Dies iſt bey mir nie der Fall geweſen.

**) In der neuen Berliniſchen Monatſchrift Oktober 1800 S. 241 ff, desgleichen in der zu Gotha herauskommenden Nationalzeitung v. J. 1805. Nr 5. S. 74 ff. ſind mehrere Beyſpiele von Phantasmen glaubwürdig angeführt, welche noch andern Perſonen erſchienen.

bloß in wiſſenſchaftlicher Abſicht geſchieht, um einen Beytrag zur Kenntniß der Wirkungen der menſchlichen Einbildungskraft zu liefern; ſo muß ich ſchon dieſes Gefühl unterdrücken. Ich darf von Kennern und Verehrern alles deſſen was die menſchlichen Kenntniſſe erweitern kann, Vergebung hoffen, wenn ich noch mehr von mir ſelbſt erzähle, bloß in der Abſicht um, beſonders durch die Darlegung der Beſchaffenheit meiner Einbildungskraft und anderer Erſcheinungen in einer vorhergegangenen Krankheit, die Erſcheinungen welche der Gegenſtand dieſer Vorleſung ſind, in einer minder wunderbaren Anſicht zu zeigen, und dadurch vielleicht zu einiger Erläuterung dieſes ſonderbaren Vorfalls etwas beyzutragen.

Ich muß bemerken, daß meine überhaupt ſehr lebhafte Einbildungskraft alles leicht in Bilder bringt. Ich habe z. B. eine Menge Plane zu Romanen und zu Schauſpielen in der Idee gemacht, obgleich von den wenigſten etwas aufgeſchrieben; weil es mir nicht um das Ausführen derſelben, ſondern um's Erfinden zu thun war. Ich kam auf ſolche Plane, wenn ich gutes Muths einſam ſpazirte, oder wenn ich auf Reiſen im Wagen allein ſaß und mich nur mit mir und meiner Einbildungskraft beſchäftigen konnte. Jedesmal und noch bis itzt, ſtehen die verſchiedenen Perſonen die ich zum Behufe eines ſolchen Plans mir ſchaffe, ganz lebhaft und deutlich in meiner Einbildung, nach ihrer Figur, ihren Geſichtszügen, ihrer Bewegung

wegung, Kleidung, Farbe, u. ſ. w. So lange ich an einen beſtimmten Plan denke und ihn nachher ausführe, ſelbſt wenn ich mehrmal darin unterbrochen werde und zu ganz verſchiedenen Zeiten wieder darauf komme, bleiben mir, alle handelnden Perſonen immer in eben der Geſtalt gegenwärtig, worin ſie ſich die Einbildungskraft zuerſt ſchuf. — Ich bin ferner ſehr oft in einem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen, in welchem ſich eine Menge Bilder von aller Art, oft die ſeltſamſtem Geſtalten, zeigen, ſich ändern, und verſchwinden. Im J. 1778 hatte ich 10 Tage lang ein Gallenfieber, das zuweilen, doch ſelten, bis zum Phantaſiren ſtieg. Gegen Abend kam täglich der Fieberanfall. Wenn ich zu der Zeit die Augen geſchloſſen hatte, ſo konnte ich den Anfang der Kälte des Fiebers, ſelbſt ehe die Empfindung des Froſtes merklich ward, daraus ſpüren, daß ſolorirte Bilder in weniger als halber Lebensgröße, wie in einem Rahm gefaßt, ſich mir deutlich zeigten. Es waren Arten von Landſchaften, mit Bäumen, Felſen u. ſ. w. vermiſcht. Behielt ich die Augen geſchloſſen, ſo änderte ſich nach einer Minute immer etwas in dieſer Vorſtellung, einige Figuren verſchwanden und andre erſchienen. Oeffnete ich aber die Augen, ſo war alles weg; ſchloß ich ſie wieder, ſo war eine ganz andere Landſchaft da. Alſo war es anders als nachher im J. 1791, da durch die Schlieſſung und Oeffnung der Augen die erſcheinenden Geſtalten nicht immer geändert wurden. Ich habe damal zuweilen während der Fieberkälte, der Beobachtung wegen, in jeder Secunde die Augen geſchloſſen und geöffnet; und jederzeit erſchien ein anderes Bild voll mannigfaltiger

Gegenſtände, welche mit denen die vorher erſchienen waren gar nichts gemein hatten. Dieſe Bilder zeigten ſich ununterbrochen ſo lange die Kälte des Fiebers dauerte; ſie wurden ſchwächer ſobald die Hitze anfing, und wann dieſe völlig eintrat, waren alle Bilder weg. War der Fieberanfall ganz vorüber, ſo erſchienen auch keine Bilder mehr; ſah ich hingegen am folgenden Tage mit geſchloßnen Augen wieder Bilder, ſo konnte ich ſicher ſeyn daß die Kälte des Fiebers heranrückte. Noch muß ich anmerken, daß mitten im Nachdenken oder ämſigen Schreiben, beſonders wenn ich mich eine Zeitlang etwas angeſtrengt habe, mir ein Gedanken welcher mit der vorliegenden Arbeit gar nicht zuſammen hängt, wenn ich ſo ſagen ſoll, quer durch den Kopf gehet, und nicht ſelten ſo lebhaft, daß ich glaube in mir ſelbſt reden zu hören.

Dieſe in mir natürlich vorhandene Lebhaftigkeit macht es etwas begreiflicher, daß mir nach einer heftigen Gemüthsbewegung mehrere Wochen lang eine Menge Bilder als Blendwerke vorkommen konnten. Daß ſie nach angeſetzten Blutigeln auf einmal wegblieben, zeigt deutlich, daß eine unordentliche Bewegung des Bluts mit der Erſcheinung dieſer Phantaſmen verbunden geweſen iſt, ob es gleich vielleicht allzuſchnell geſchloſſen ſeyn würde, darin ganz allein die Urſache zu ſuchen. Merkwürdig ſcheint mir auch, daß ſowohl der Anfang der Erſcheinungen, nachdem die Gemüthsbewegung vorbey war, als auch die Veränderung beym gänzlichen Aufhören, gerade auf die Zeit der anfangenden Verdauung trafen, welches vielleicht zu jetziger Zeit, da die mediſche Aerzte auf die gaſtriſchen

ſtrischen Bewegungen viel zu wenig achten, einen heilſamen Wink geben kann. Eben ſo ſonderbar iſt es, daß die Blendwerke, ehe ſie ganz wegblieben, die bunten Farben verloren, und daß ſie nicht wie ehemals verſchwanden oder ſich veränderten, ſondern nach und nach gleichſam zerfloſſen.

Hätte ich die Phantasmen von den Phänomenen gar nicht unterſcheiden können, ſo wäre ich wahnſinnig geweſen. Wäre ich ſchwärmeriſch und abergläubiſch, ſo würde ich mich vor meinen eigenen Phantasmen entſetzt, und vermuthlich ernſthaft krank geworden ſeyn. Liebte ich das Wunderbare, hätte ich geſucht de me faire valoir, ſo hätte ich ſagen können: Ich habe Geiſter geſehen! und wer hätte es mir abſtreiten dürfen? Im Jahre 1791 wäre vielleicht die Zeit geweſen, ſolche Erſcheinungen geltend zu machen. Hier zeigte ſich aber der Nutzen einer geſunden Philoſophie und einer ruhigen Beobachtung. Beide hinderten, daß ich weder wahnſinnig noch ein Schwärmer ward. Bey ſo ſehr gereizten Nerven und bey ſo flüchtigem Blute wäre ſonſt beides ſehr leicht geweſen. Aber ich ſah die mir verſchwebenden Blendwerke für das an was ſie waren, für Krankheit; und nützte ſie zur Beobachtung, weil ich Beobachtung, und Reflexion darüber, für den Grund aller vernünftigen Philoſophie halte.

Unſere neuere deutſche Philoſophie will freylich nicht, daß Beobachtung zur theoretiſchen Philoſophie gehöre. Daraus entſtand Kant's transſcendentaler Idealismus, welcher endlich in den plumpen ſchwärmeriſchen Idealismus ausartete, der ſich in Fichte's Schriften findet, indem dieſer Philoſoph alle Dinge

außer uns für „unſere eigenen Produkte“ ausgiebt, „die wir für von uns unabhängige Dinge hal„ten, unſere eigenen Geſchöpfe fürchten, bewun„dern, begehren, und unſer Schickſal von einem „Scheine abhängig glauben, den ein einziger „Hauch eines freyen Weſens zerſtören ſollte.“ Dies ſind Hrn. Fichte's eigene Worte *).

Die bloße innere Vorſtellung, ohne äußere Erfahrung, würde uns aber wohl nie überzeugen können, ob wir Phänomene oder Phantasmen vor uns hätten. Sagen die neuern Philoſophen: die aus der Beobachtung entſpringende Erkenntniß ſey nur empiriſch, alſo nicht ſicher; ſo kann es gar wohl ſeyn, daß uns von der Natur nicht größere Sicherheit unſerer Begriffe zugeſtanden iſt. Die äußern Erſcheinungen folgen Geſetzen die nicht von den Vorſtellungen in unſerm Gemüthe abhangen. Könnten wir denn aber wohl unſerer Vernunftmäßigkeit uns ganz völlig bewußt ſeyn, wenn ſie dennoch nicht beſtändig mit unſern Vorſtellungen übereinſtimmten? Haben wir ein anderes Kennzeichen? Schließt nicht der größte theoretiſche Philoſoph, wenn er alles gelb ſieht, er habe die Gelbſucht, und wenn ihm alles ſchwarz vor den Augen flimmert, ſein Gehirn ſey gedrückt; und trauet alſo keinesweges ſeinen bloßen Vorſtellungen?

Dies erlaube man mir auf die Blendwerke anwenden, welche ich ſah. Ich weiß wohl, daß aus einem einzelnen Falle keine allgemeine Schlüſſe zu ziehen ſind. Aber doch kann eine einzige Erfahrung

*) Man ſ. Fichte's Appellation, 1799. 8. S. 41.

tung, genau beobachtet und treu aufbehalten, Hypothesen zerstören, welche mit dem Namen tiefsinniger vonverniger Systeme sind beehrt worden.

Nach **Fichte** wären also, während meines oben beschriebenen Zustandes, sowohl Personen die wirklich um mich waren, als Blendwerke die ich bey übrigens ganz gesundem Verstande sah, Eins so wie das Andere, nichts als **meine Produkte, meine Geschöpfe** gewesen. Warum waren denn meine Geschöpfe beiderley Art von einander so wesentlich verschieden? Die ärgsten neuern Idealisten, welche sich auf die vermeinte Höhe **ihrer Spekulation** *) so viel zu Gute thun, werden doch gewiß nicht behaupten, beiderley Vorstellungen wären von einerley Art gewesen? Kann nun wohl ein Idealist Ursachen dieser Verschiedenheit angeben, welche in seiner vermeinten Philosophie gegründet wären? Oder hätte ich etwa ihre Verschiedenheit nicht untersuchen sollen? Wodurch konnte aber dies letztere geschehen? Ich **beobachtete**, daß wirkliche Personen den äußern von mir nicht abhängigen Gesetzen in bestimmter Ordnung folgten, in einer Ordnung der ich selbst beständig folgen mußte, wie dieses aus meinem Bewußtseyn erhellte. Ich konnte die wirklichen auch greifen, so wie mich selbst, und beides war bey den Blendwerken keinesweges der Fall. Alles dieses hatte ich in der beständigen Beobachtung meiner selbst, der Erscheinungen außer mir, und meinem eigenen Bewußtseyn immer so gefunden. Sowohl die Phantasmen als die

*) Man s. Fichte's Appellation, S. 91.

Phänomene, lagen **in meiner Vorstellung**; das war gewiß. Aber den Phänomenen mußte ich nothwendig eben die Realität zuschreiben, welche ich **mir selbst zuzuschreiben** genöthigt bin: nämlich, daß sie etwas sind, das nicht **bloß allein** in meiner Vorstellung liegt, irgend etwas das auch **außer** meiner Vorstellung da ist, irgend Etwas das **außer meinem denkenden Ich**. die Art meiner Vorstellung bestimmt, etwas was wir sonst auch **das Ding an sich** nannten, ehe die kritische Philosophie diese unschuldige Benennung so hoch verpönte. Hingegen konnte ich jenen Blendwerken diese Realität nicht zuschreiben; ich konnte nicht anders schließen, als daß sie **bloß allein** aus meinem innern Ich kämen, und zwar, wie ich wieder aus der Beobachtung meiner selbst und der Phänomene um mich herum richtig schließen konnte, aus einem kranken Ich. Beides, die Phänomene und die Phantasmen, existirten **in meiner Vorstellung.** Wodurch konnte ich nun die beiderley Vorstellungen unterscheiden, wenn ich nicht den Phänomenen die **Realität** beylegte, und daß sie Realität hätten, aus meiner **Beobachtung** folgerte?

Fichte und Schelling wollen aber schlechterdings **nicht**, daß aus der **Beobachtung** der Sinnenwelt auf ihre **Realität** soll geschlossen werden. Sie haben einen viel höhern Gesichtspunkt, auf welchen sich aber vielleicht nur sie und der Engel Gabriel stellen können. Weil Fichte alle Dinge außer uns für **unsere eigenen Geschöpfe** ausgiebt, und doch eine Ursache

an-

angeben will, warum wir ſie für etwas mehr halten, ſagt er am zuerſt angeführten Orte: „Das Ueber-
„ſinnliche deſſen Wiederſcheim in uns unſere
„Sinnenwelt iſt — dieſes iſt es welches uns hält, und
„zwingt, auch ſeinem Wiederſcheine Realität beyzu-
„meſſen". Zum Ueberſinnlichen rechnet er in ſeiner lauderwälſchen Sprache beſonders ſeine pflichtmäßige Geſinnung, oder eine moraliſche Weltordnung die ſich in ſeinem Innern finden ſoll, und die er auch Gott nennt. Dieſe überſinnliche Philoſophie iſt ſo gründlich, daß er von ſeiner Weltregierung, die er auch eine unmittelbar von ihm ſelbſt aufgeſtellte Heilsordnung betitelt, folgendes ſagt*): „Ich kann
„daran nicht zweifeln. Es iſt ſo, es iſt ſchlechthin
„ſo, es iſt ohne allen Beweis ſo; ich weiß es
„unmittelbar, ſo gewiß als ich irgend etwas weiß,
„ſo gewiß als ich von mir ſelbſt weiß". Aus dieſer Heilsordnung nun, die er ohne Beweis und unmittelbar kennen will, folgert er die Realität der Sinnenwelt; wie ſie aber daraus folgen ſoll, läßt uns dieſer tiefſinnige Philoſoph eben ſo wenig wiſſen, als den Grund anderer Träume die er für Wahrheit ausgiebt.

Freylich ſagt er: „Der unmittelbare Aus-
„ſpruch meines Gewiſſens beſtimmt mir mein Ver-
„hältniß in der Reihe anderer ſittlicher Weſen:
„und dieſes Verhältniß allein iſt es, welches mei-
„nem ſinnlichen Auge, nach nachzuerfindenden Ge-

*) S. Fichte's Appellation, S. 35.

„ſetzen ſich in eine **Körperwelt verwandelt** *)". Aber er hat bisher immer noch vergeſſen **nachzuweiſen**, wie ein ſittliches Verhältniß ſich in eine Körperwelt verwandeln könne, und gerade in diejenige, die wir ohne unſer Zuthun täglich erblicken. Ich will daher, bis er dieſes einmal deutlich nachweiſet bey meiner nähern Erkenntniß der Wirklichkeit der Sinnenwelt ſtehen bleiben. Ich behaupte nämlich: Diejenigen Geſchöpfe meines Ich's, welche zwar auch eben ſo in meiner Vorſtellung enthalten ſind, wie die Vorſtellung des Hrn. Prof. Fichte wenn er vor mir ſteht, die ich aber mit ſechs Blutigeln, an der meinem Kopfe entgegengeſetzten Seite angelegt, vertilgen kann, haben nicht die Realität des empiriſchen Ich's dieſes Philoſophen. Ich ſchließe dies daraus, weil ich an der Perſon des Hrn. Fichte mir auch etwas denken muß, was **nicht bloß** in meiner Vorſtellung liegt; und finde den Schluß bündiger, als wenn ich nur von einer unbewieſenen **Heilsordnung in meinem Innern** auf die Exiſtenz der **Phänomene** außer mir ſchließen wollte: welche ich ſodann von **Phantasmen**, deren Realität ſechs Blutigel ausſaugen können, gar nicht würde zu unterſcheiden wiſſen.

*) (Appellation S. 45.) Kant hat ſich über die Realität deſſen was außer uns iſt, ganz anders und genugthuender erklärt, in der Vorrede zur 2ten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, S XL, XLI.

Nach-

Nachſchrift.

Ehe die obige Vorleſung noch in der Berliniſchen Monatsſchrift gedruckt wurde, hatte Jemand eine kurze Nachricht von dieſer Begebenheit in den Hamburgiſchen Korreſpondenten einrücken laſſen, aus welcher Zeitung die Nachricht in mehrere deutſche Zeitungen kam. In der Augsburger ordinairen Zeitung war ſie dergeſtalt verſtümmelt, daß hinzugeſetzt ward:

ich wäre nun ſo abergläubiſch geworden, daß ich glaubte Geiſter zu ſehen und mich mit ihnen zu unhalten.

Sowohl dieſe Zeitungsnachrichten als auch der Abdruck meiner Vorleſung zogen mir eine ſehr mannigfaltige Korreſpondenz zu, von Neugierigen, von Zweiflern, von Abergläubigen, und beſonders auch von ſeynwollenden Philoſophen, welche den Vorfall, jeder nach ſeinem Syſteme, erklären, und allenfalls auch meine Vorſtellungen oder ſcheinbare Empfindungen ſo zu modifiziren trachteten, daß ſie beſſer in ihr Syſtem paſſen möchten.

Unter dieſen Erklärern ſteht oben an der Herr L. P. H. Happach zu Mehringen bey Aſchersleben. Er hat in vier Heften ſeiner Materialien zur Erfahrungsſeelenkunde (Hamburg, 1802. 8.) eine nur allzuweitläuftige Erklärung deſſen was ich ſah und hörte verſucht, und ſtreitet ſehr ämſig für ſeine Meinung, daß meine Phantasmen außer meiner Vorſtellung Realität gehabt hätten, welches er aus dem Innern der Anthropologie zu wiſſen glaubt. Ihn ſtört auch nicht, daß ich Phantasmen meiner lebenden weit von Ber-

ein entfernten Freunde und Freundinnen sah, und sie sprechen hörte. Er erwähnt dieses, aber es steht seiner Anthropologie dabey eine feine und gröbere Hülle der Seele zu Dienste, wodurch er trefflich zu erklären weiß, daß eine lebende Person wirklich zu gleicher Zeit in Leipzig oder Karlsbad und auch in meinem Wohnzimmer zu Berlin könne gesehen und sprechend gehört werden, ohne daß diese Person selbst das geringste davon weiß. Es bleibt nun noch übrig zu erklären, wie es zugegangen seyn mag, daß Pferde und Hunde (man s. oben S. 67.) in mein Wohnzimmer, Eine Treppe hoch, kamen, wie es zuging, daß ich kein Trampeln der Pferde vernahm, da ich doch die Stimme der mit mir redenden Freunde hörte, und wie sich Vögel zu mir gesellten, ungeachtet Thüren und Fenster geschlossen waren. Vermuthlich sind Hrn. Happach's reelle Hüllen so fein, daß sie durch verschlossene Thüren kriechen können. Doch bleibt noch die Frage: Wo wohl die feinen reellen Hüllen der Hunde Pferde und Vögel, die mich besuchten, ihre groben Hüllen gelassen haben mögen? Und wenn sich die feinern Hüllen der Pferdeseelen nun einmal reell zu mir bemühten, so wäre wohl, nach dem Innern, ich weiß nicht ob der Anthropologie oder der Zoologie, zu untersuchen, ob etwa gar die groben Hüllen zu gleicher Zeit in Hrn. Happach's Stalle zu Mehringen sich befunden hätten? Wenn es sich glücklicher Weise so träfe, könnte er vielleicht, es sey nun durch Nachdenken, oder durch Versuche noch herausbringen, ob es möglich sey, daß die auswärts spazierenden reellen feinen Pferdehüllen, auch wiehern könnten, so wie die reellen feinen menschlichen Hüllen meiner Freunde und Freundinnen mit mir ganz deutlich sprachen?

Un-

Unter den mancherley Briefen welche ich erhielt ist einer der merkwürdigsten der Brief eines angesehenen Mannes in einer namhaften deutschen Stadt, welcher im Ernste (wie das noch mit so vielen sonst gar nicht unverständigen Personen der Fall ist,) an das Citiren und an den Umgang mit Geistern glaubte.

Ich lasse diesen Brief hier abdrucken, weil gewiß viele Personen sich nicht vorstellen können, daß zu unsern Zeiten ein solcher Glauben noch ernsthaft statt finden könne. Es gehört mit zu der Charakteristik unsers Jahrhunderts, daß solcher Glauben wirklich noch sehr ausgebreitet ist.

„Heute las ich in der Augsburger ordinari Postzeitung „die Nachricht: daß das Marsstück der Berliner Monatschrift „einen Aufsatz von Ihnen enthalte, worin Sie ankündigen, „daß Sie seit einigen Monaten Gestalten von verstorbenen „und lebenden Menschen um sich schen und wandeln se„hen, die theils unter sich, theils mit Ihnen sprechen. — „Sie sehen solche allein, und in Gesellschaft, in fremden „Häusern, und auf der Straße — und hören auch ihre „Gespräche zwischen den wirklichen Menschen."

„Als Liebhaber der Magie, und aller höhern geheimen Wis„senschaften war mir die Nachricht zu auffallend und wich„tig, als das ich mir nicht auf der Stelle die Freyheit er„laubte, Ew. mit gegenwärtigem Erlaß zu belästigen."

„Es ist mir zur Gnüge bekannt, daß es in dem Vermögen „des Menschen liegt, sich mit dem Geisterreich in Verbin„dung zu setzen, und also Geister zu sehen, und mit ihnen „zu sprechen — und diese Verbindung — dieser Umgang ist „es eben — was ich schon so lange — vergebens — suchte. „Verbunden mit innigen Freunden gelang uns noch kein Ver„such, eine Erscheinung — sichtbar — zuwegezubringen. „Anzeigen der Gegenwart geistiger Wesen erfolgten — und

„diese

„diese selten — und mit vieler Mühe und Arbeit. Mit den „magischen Spiegeln war ich am glüklichsten. — Wie„wohl ich darin selbst nichts sah — so bekam ich doch „die überzeugendsten Beweise, daß es Leute giebt — denen „Geister aller Art, Menschen und alle andere Gegenstände, „die sie nur immer verlangen — in solchen erscheinen, und „Geister, und Menschen auf Geheiß die Fragen deutlich ge„schrieben beantworten.“ Sollte ich so glücklich seyn, von „Ew. die gütige Erlaubniß zu erhalten — einen magischen „Briefwechsel mit Ihnen unterhalten zu dürfen, so würden „meine Wünsche erfüllt seyn, da ich mir dadurch Aufklä„rung, Licht und vollen Unterricht in dieser meiner Lieblings„Wissenschaft von Ew. verspräche.“

„Mit wahrem Vergnügen würde ich all mein, und mei„ner Freunden Wissen und Erfahrung Ihnen mittheilen — „und in der Folge bey näherer Bekanntschaft gerade das er„zielen, was mein, und meiner verbündeten magischen Freun„de schon so lange stiller Wunsch war — nämlich — in Ver„bindung solider Männer die Kräfte der Natur zu studi„ren — sie zum Besten der Menschheit anzuwenden, und so „gleichsam eine Schule aller geheimen Wissenschaften, als Ma„gie, Cabbala, Sympathie, und höherer Chemie zu bilden.“

„Welchen Verspottungen, und Verfolgungen man sich „bey den dermaligen sogenannten aufgeklärten Zeiten von den „neumodischen so seichten, und unwissenden Philosophen aus„setzt, wissen Dieselben selbst — an manchen Orten bestehen „sogar landesherrliche Verordnungen, die dergleichen Unter„suchungen verbieten — auch hier, wo ich wohne, bestehen „dergleichen Gesetze, und ich dürfte sehr scheel angesehen wer„den — wenn man meine Liebhaberey zu diesen Fächern ent„deckte — ich muß also Sie insbesondere dringendst bitten, „mein Wagestück — deßfalls an Sie zu schreiben — geheim „halten zu wollen. In dieser Rücksicht bitte ich vorzüglich — „weil ich zuweilen abwesend bin — und damit ich die Briefe den„noch richtig erhalte, über den an mich gerichteten — und ver-

sie

„ſiegelten Brief noch ein Couvert mit folgender Addreſſe zu „machen: An **.

„So erhalte ich den Brief auf's zuverläſſigſte — und Er „und ich wünſchen nur, daß Ihre verehrlichſte Antwort, wenn „Sie mich einer ſolchen würdigen, ihm, — wenn er gerade ganz „allein — oder nur mit mir iſt, was gar vielfältig geſchieht — „durch einen geiſtigen Geheimboten von Ihnen uns zu„geſendet werde *)".

„Noch einmal muß ich abbitten, daß ich mir, ſo ganz un„bekannt, — die Freyheit nehme in dieſem Fache an Sie zu „ſchreiben — allein ich konnte dem Drang unmöglich wider„ſtehen. Sollte das Glück mich begünſtigen, den Briefwech„ſel fortſetzen zu dürfen — ſo würden Sie überzeugt werden, „daß Sie es mit einem geraden ehrlichen Mann zu thun ha„ben, und daß auch die wenigen mit mir verbundenen Freunde „gleichfalls ſolide Männer von geprüfter Rechtſchaffenheit „ſind."

*** d. 22ſten May 1799.

Ich glaubte dieſem Manne, einiger Umſtände wegen, ſchonend antworten zu müſſen. Da ich ſchon die Art von dergleichen geheimnißluſtigen Perſonen ſeit langer Zeit kenne, ſo war wohl einzuſehen, daß es ſchwer fallen würde, ihn von der Thorheit der Hoffnungen überzeugen zu wollen, welche durch die geheimen Wiſſenſchaften erfüllt werden ſollten: doch wollte ich

*) Die Liebhaber der Magie haben mancherley Ideen, wie diejenigen welche in die höhere Wiſſenſchaften eingeweihet ſind, unmittelbar durch Geiſter, ſich ihre Gedanken, allenfalls auch ſchriftlich, eröffnen könnten, ohne die Geheimniſſe durch den Weg der irdiſchen Poſtboten geben zu laſſen. Wären das Hrn. Kayſach's ſchwere Hüllen, welche, nach Belieben von den gröbern Hüllen abgeſondert, in der Welt herumſpaziren und reden könnten, philoſophiſch richtig, ſo träfe auf einen unvermutheten Wege die Philoſophie unweit Aſchersleben mit der roſenkreuzeriſchen Magie unweit Regenſburg zuſammen.

ich es indirekte verſuchen. Ich verwies ihn daher, in Abſicht meiner ſelbſt, auf meine in der Berliniſchen Monatsſchrift gedruckte Vorleſung, woraus er ſehen würde, daß ich keineswegs an Erſcheinungen von Geiſtern glaubte, ſondern daß dieſe Phantasmen die Folge einer heftigen Gemüthsbewegung und einer Krankheit geweſen wären, und daß alſo dadurch über die Kenntniß und Gemeinſchaft der Geiſter nichts entſchieden werden könne.

Ich fügte hinzu:

„Ich kann, wie es mir ſcheint, hierüber um ſo „mehr mit Kompetenz urtheilen, da ich in allen „dem was man geheime Wiſſenſchaft nennt, und beſonders in den verſchiedenen Arten deſſen, was man „Magie nennt, nicht ganz unerfahren bin. Es gehöret zur Kenntniß des menſchlichen Herzens und des „menſchlichen Geiſtes, auch dieſe Sachen kennen zu lernen, damit man richtig darüber zu urtheilen wiſſe. Ich „kenne die magiſchen Spiegel, Schemhamphoraſch und „noch mehr. Wenn aber Ew. auf meine Redlichkeit ſo „wie auf meine Kenntniß einigen Werth ſetzen wollen, ſo „darf ich verſichern, daß dieſ nicht der Weg iſt zu Kenntniſſen, — und eben ſo wenig zu Erſcheinungen und Gemeinſchaften — zu gelangen, welche wir durch geläuterte Vernunft und durch geſchärfte Sinne nicht erlangen „könnten. Dieſe beide Quellen unſerer Erkenntniß ſind „uns von Gott nur gewährt. Ich habe Erfahrungen „genug erlebt, was für betrübte Folgen für diejenigen „entſtanden, welche ſich aus den Kreiſen menſchlichen „Kenntniſſe und Empfindungen herauszuſchwingen „vermeinten.“

III.

Einige Zweifel über die Geſetze,

wodurch die Befugniß über die moraliſche Beſchaffenheit Anderer zu urtheilen,

eingeſchränkt wird.

III.

Einige Zweifel über die Gesetze,

wodurch die Befugniß über die moralische Beschaffenheit Anderer zu urtheilen, eingeschränkt wird *).

Man sollte denken, die Wahrheit zu sagen sey immer gut und nützlich, und eben deshalb müßte es auch uneingeschränkt erlaubt seyn. Gleichwohl ist ein merkwürdiger Fall vorhanden, wo sogar — sollte man es denken — die Gesetze ausdrücklich **verbieten, die Wahrheit zu sagen**; denn es ist eine bekannte Rechtsregel: Veritas convicii non tollit injuriam.

Das Wort Convicium bedeutete bey den Römern ein heftiges Anschreyen oder Verspotten in Gegenwart mehrerer Personen **). So ward dies Wort an-

*) Vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften, den 5. Novemb. 1801. und zuerst gedruckt in ihren Schriften von diesem Jahre.

**) Man s. Weber über Injurien 1r Th. S. 108. ff.

anfänglich allgemein gebraucht. In des Terenz Luſtſpiele Adelphi (Act II. Sc. 1. v. 26) ſagt Aeſchinus zum Sannio:

— ante aedes non feciſſe erit melius hic convicium.

Phädrus (Lib. I. Fab. 6.) braucht dies Wort von dem heftigen Geſchrey der Fröſche

Convicio permotus quaerit Jupiter
Caulam quaerelae. —

Feſtus leitet dieſes Wort hier von convocium von einem unordentlichen Zuſammenſchreyen. Es iſt alſo klar, daß der Ausſpruch: Veritas convicii non tollit injuriam, die injuria nur auf eine Handlung vor verſammeltem Volke deutete, wodurch das in einer Republik wie die römiſche ſo leicht bewegliche Volk zum Unfuge konnte gereizt werden. In dieſem Verſtande mußte ein ſolches heftiges Anſchreyen und Verſpotten allerdings für ſtrafbar geachtet werden, ſelbſt, wenn die Beſchuldigung ſich auf Wahrheit gründete; denn ein ſolches wildes Geſchrey ſtörte die öffentliche Ruhe und Sicherheit, war an ſich Unrecht und Unfug (injuria) und konnte leicht mancherley ungerechte Folgen haben. Bald aber haben ſpätere Rechtslehrer dem Worte Convicium die Bedeutung einer jeden Beſchuldigung zum Nachtheile eines Andern gegeben und den Begriff einer ſtrafbaren Injurie damit verknüpft, leider! mit weniger oder gar keiner Rückſicht auf die Wahrheit, und mit gar keiner Rückſicht, ob aus einer wahren Beſchuldigung öffentlicher Unfug wider den Beſchuldigten habe entſtehen können, oder nicht? So iſt aus der unrichtigen Auslegung

den

des Worts *Convicium* faſt in allen Ländern Europens ein ſtrenger Gerichtsgebrauch entſtanden, nach welchem auch unſchuldige freymüthig geſagte Wahrheiten für ſtrafenswürdige Beleidigungen der Ehre eines Andern gelten können. Dieſe Unbilligkeit findet ſich noch immerfort in den meiſten deutſchen Gerichtshöfen, nur wenige ausgenommen und wird durch Geſetze beſtätigt, die in ihrer ganzen Strenge angewendet werden. Selbſt da, wo man mildere Grundſätze anzunehmen anfängt, ſind die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten noch ſehr unbeſtimmt, und gewöhnlich geht doch die Meinung der meiſten Rechtslehrer dahin, ſie recht ſehr enge abzuſtecken. Daher wird nicht nur allzu oft durch einen ängſtlichen Richter auch die Anwendung gelinderer Grundſätze noch hart genug, ſondern wir ſehen auch nicht ſelten, daß eben derſelbe Gerichtshof, welcher ſonſt in einer ſogenannten Injurienklage ein ſehr gelindes Urtheil fällte, einige Zeit nachher über einen ganz ähnlichen Fall mit größter Strenge aburtheilt. So wenig iſt hierin die Juſtiz mit ſich ſelbſt einig. Die ſo menſchenfreundliche als philoſophiſch-gründliche Auseinanderſetzung der Lehre von Injurien, welche wir einem Weber in Roſtock zu danken haben, iſt nur noch die Meinung eines Privatlehrers und nicht Geſetz. So iſt es auch mit dem trefflichen Gedanken eines unſrer Mitglieder, welchem die allgemeine Stimme Deutſchlands unter den philoſophiſchen Rechtsgelehrten unſers Vaterlands eine der erſten Stel-

len giebt. Hr. **Klein** ſelbſt geſteht: *) „daß die Leh„re von Injurien noch gar nicht ſo aufgeklärt iſt, daß „ſich der Ausgang eines jeden Injurienprozeſſes vor„ausſehen ließe.“ Es iſt zu bedauern daß ein ſolcher Mann dieß geſtehen muß! Unſere Geſetze ſind hierin folglich noch ſehr unvollkommen, da ſie in einer für den freymüthigen wahrheitliebenden Mann ſo wichtigen Sache nicht ſo beſtimmt gefaßt ſind, daß ihre Anwendung in jedem Falle kann unbezweifelt, vorherbeſtimmt werden.

Das **Preußiſche Landrecht**, welches ſich im Ganzen eben ſo durch Gerechtigkeit wie durch Milde auszeichnet, ſetzt doch, (Th. II. Tit. 20. §. 538.) als Geſetz feſt: „ Wer durch **geringſchätzige** Geberden, Worte „und Handlungen jemand zu kränken ſucht, der be„geht eine Injurie.“ Zwar ſetzt es gleich (§. 539.) hinzu: „Wer keine Abſicht hat den Andern durch Verach„tung zu kränken, der macht ſich auch keiner Injurie „ſchuldig.“ Aber es verordnet doch dabey ausdrücklich (§. 548.) „Auch die Wahrheit des Vorwurfs „oder der Beſchuldigung hebt die geſetzliche Vermu„thung des Vorſatzes der Ehrenkränkung nicht auf.“ Es ſey mir erlaubt in Abſicht dieſes Geſetzes meine beſcheidene Zweifel und meine patriotiſche Wünſche zu entdecken.

Ich befürchte, wenn die **Wahrheit** den redlichen Mann nicht ſchützen kann, ſo wird es ſehr oft

*) Klein's Annalen, 2ter Th. S. 41.

eſt die **Abſicht** noch viel weniger können. Die Abſicht zu beleidigen, kann doch nur aus **feindſeeligen Geſinnungen** folgen. Dieſe können, wie ich glaube von angeſehenen Rechtsverſtändigen gehört zu haben, nicht beſtraft werden. Der Richter ſoll alſo hier Geſinnungen erforſchen, Geſinnungen, durch deren Beſtimmung eine Handlung entweder für **ſtrafbar** oder für **unſchuldig** ſoll erkannt werden. Eine ſolche höchſt ungewiſſe Erforſchung ſollte, ſo viel ich einſehen kann, nicht die Gränzen des Erlaubten und des Strafbaren feſtſetzen; denn dabey iſt das meiſte der Willkühr eines Richters überlaſſen, der mit den beſten Eigenſchaften doch vielleicht nicht fähig iſt, ſich da in die Grundſätze und Empfindungen des Beklagten zu verſetzen, wo es auf **innere Geſinnungen**, auf **Ehrgefühl** und **Wahrheitsgefühl** ankommt! Sollte auch wohl eigentlich der Richter berechtigt ſeyn, die innern Geſinnungen eines Menſchen vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen, da, wo es gar nicht auf die öffentliche Ruhe oder auf das Wohl des Staats ankommt? Es ſcheint mir hart zu ſeyn, dieß unbedingt behaupten zu wollen. Es wird überdieß bey ſolchen Unterſuchungen über die **Abſicht** bey Worten durch welche ſich jemand **gekränkt** findet, immer der bedächtige **Schleicher** der ſich eine Hinterthür offen zu laſſen weiß, vor dem **freymüthigen, offenherzigen, unbefangenen Manne** einen großen Vorzug haben. Die Geſetze ſollten wohl billig nicht bloß ſo geſtellt ſeyn, daß jener, wenn er ſich ſo in Acht nimmt daß ihm die Abſicht zu

injuriiren nicht zu beweiſen iſt, leicht durchſchlüpfen kann; eher ſollten ſie wohl den freymüthigen offenherzigen, wenn auch etwas allzuraſchen Mann vorzüglich begünſtigen. Es laſſen ſich ja ſogar Fälle denken, wo die Kränkung eines Andern mit den wohlthätigſten Zwecken beſtehen kann. Es ſollte doch wohl z. B. erlaubt ſeyn, die Eitelkeit eines Andern an's Licht zu bringen, der ſich dadurch verleiten läßt, ſich in Sachen zu mengen, welche er nicht verſteht, welche er auf eine ungeſchickte Art behandelt, und dadurch Schaden ſtiftet. Dies wird nicht möglich ſeyn, ohne deſſen **Eitelkeit**, deſſen lächerliche oder ſchädliche **Vielthuerey**, deſſen **Haberechten**, **Faulheit**, **Sinnlichkeit**, **Habſucht**, zu kränken. Wenn aber das Geſetz befiehlt, daß **jede abſichtliche Geringſchätzung ohne Ausnahme** zur Injurie ſoll gerechnet werden; ſo würde, wenn es nach ſeiner ganzen Strenge ſollte befolgt werden (und das geſchieht nur allzuoft,) gar nicht mehr erlaubt ſeyn, über den wahren Werth der Menſchen, ſeiner Ueberzeugung gemäß, ſeine Meinung zu ſagen; ſo würde jedes freymüthige Urtheil den redlichſten Mann, wenn durch einen kurzſichtigen Richter ſeine Abſicht verkannt würde, in Gefahr ſetzen, als ein Injuriant beſtraft zu werden. Es würde verboten ſeyn, einen ſchlechten Menſchen ſchlecht, einen verächtlichen Menſchen verächtlich, einen ſchwachen Menſchen ſchwach, und einen unwiſſenden Menſchen unwiſſend zu nennen; denn alle dieſe Menſchen würden ſich gekränkt fühlen, wenn ihre

wahre

wahre Beſchaffenheit an's Licht käme. Iſt denn wohl der menſchlichen Geſellſchaft, oder dem Staate daran gelegen, daß dieſe verborgen bleibe? oder können dergleichen Leute ein Recht haben den Staat aufzufordern, daß was an ihnen der Wahrheit gemäß bemerkt wird, geheim halten zu laſſen? Hier wäre, ich wage es freymüthig zu ſagen, wenigſtens nothwendig die Beſtimmung hinzuzufügen geweſen, daß nur ſolche Kränkungen, die Dinge betreffen, „welche nach den Geſetzen, oder herrſchenden Sit„ten eigentlich eine Ehrloſigkeit oder Schande mit ſich „führen," ſtrafbar ſind *). Beſonders dächte ich, müßte niemand in die Vermuthung eines animi injuriandi gerathen können, auch bey wahren Urtheilen über ſolche Perſonen, bey welchen nicht wohl ein animus honorandi möglich iſt. Man ſoll niemand Schande zuziehen. Wenn nun aber jemand deswegen, weil er dem der gering geſchätzt zu werden verdient, Geringſchätzung bezeigt, die Strafen eines Injurianten erleiden muß, ſo wird ja dieſem von Geſetzes wegen Schande zugefügt, welche er doch nach dem natürlichen Rechte, ſo viel ich einſehen kann, nicht verdient. Es hat doch gewiß derjenige, welcher einer vermeinten Injurie wegen vor Gericht gezogen wird, eben daſſelbe Recht von den Geſetzen beſchützt zu werden, als der, welcher über vermeinte Geringſchätzung klagt. Wird nun Jenem, weil er

*) Dieß iſt Hrn Prof. Weber's Meinung a. a. O. S. 119.

die Wahrheit über alles schätzte, wodurch sich dieser gekränkt fühlte, eine Abbitte oder überhaupt eine gerichtliche Strafe zuerkannt, so wird ihm seiner **Wahrhaftigkeit** wegen **Schande** zugefügt; denn es ist unfehlbar eine große Schande für jeden ehrliebenden Menschen, **seiner Handlungen wegen** durch **Urtheil und Recht** bestraft zu werden. Geschieht dieses, so werden wahrlich auch die Grade der **ächten Hochachtung**, worauf doch bey der Moralität im Staate viel ankommt, bald nicht mehr zu erkennen seyn, und wir müssen endlich in eine apathische Gleichgültigkeit gegen die Schätzung des wahren Werthes der Menschen verfallen. Dieß kann aber unmöglich die Absicht des Gesetzgebers gewesen seyn; am wenigsten in einem Lande welches so lange den gerechten Vorzug von andern Ländern behauptete, daß man mit Recht von demselben mit Tacitus *) rühmen durfte: Rara felicitas, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß bey uns künftig die Gesetze über Injurien hin und wieder bestimmter, besonders aber mit mehrerer Begünstigung der **Wahrheit** der Urtheile Eines von dem Andern möchten gefaßt werden.

So willig ich allen Gesetzen, und auch denen über Injurien, gehorche, so habe ich doch immer beklagt, daß es in so vielen Fällen allenthalben hochverpönt ist, die Wahrheit, auch zum Nachtheile Anderer,

*) Taciti Histor. Lib. I. Cap. 1.

derer, frey herauszusagen; ich nehme bloß den Fall aus, wenn die Ruhe und Sicherheit oder sonst das Wohl des Staats durch öffentliches Reden in Gefahr kommt; denn salus reipublicae summa lex esto. Auch muß niemand ungestraft durch Unwahrheiten den Andern um seine bürgerliche Ehre zu bringen suchen; vielmehr muß der Verläumdete beym Gerichte Hülfe finden können; dieß gebe ich zu. Sonst aber, scheint es mir, sollte es erlaubt seyn, von der moralischen Beschaffenheit anderer Menschen, der Wahrheit gemäß, zu urtheilen. Es scheint mir, dadurch würde Freymüthigkeit, Gemeinsinn und feines moralisches Gefühl mehr befördert werden, der Werth guter Menschen würde dadurch mehr hervorstechen, und sie würden zum Besten der Gesellschaft noch mehr Gutes wirken können; schlechte Menschen aber würden dadurch verächtlich, und um so weniger schädlich werden. Ich glaube daher, bloß die Wahrheit des Gesagten sollte billig der Probierstein seyn, ob das Gesagte als eine Injurie strafbar sey oder nicht; nicht aber, ob jemand durch diese Wahrheit gekränkt werde. Wer wirklich verläumdet würde, könnte deswegen nicht weniger auf den Schutz des Richters rechnen. Er könnte immer auf Beweis der Wahrheit antragen; der rechtschaffene Mann würde alsdann in seiner Unschuld erscheinen, und der Verläumder würde mit Recht bestraft. Aber daß ein ehrliebender Mann sich oft hüten muß, seine gerechte Indignation über Unrecht laut wer-

den zu laſſen; daß er eſt kaum ſagen darf, ein ſchlechter Menſch habe geſtohlen, oder falſche Wechſel gemacht; und daß der ehrliebende Mann, wenn er es thut, deshalb nicht nur geſtraft werden, ſondern auch wohl gar noch den ſchlechten Menſchen, der keine Ehre hat, für einen ehrlichen Mann erklären ſoll, hat mir immer ſehr widerſinnig geſchienen.

Der erſte Urſprung des allgemein angenommenen Geſetzes daß die Wahrheit dennoch nicht vor einer Injurienklage ſchützen ſolle, lag überhaupt im Deſpotismus *), und, wie es mir ſcheint in einem gewiſſen Despotismus der alten ehemaligen Geſetzgeber, wovon ſich auch wahrlich manche neuere Geſetzgeber noch nicht losmachen können. Mehrere Rechtsgelehrten glaubten und glauben noch, alles durch Geſetze und durch Strafverordnungen zuwegebringen zu müſſen. Sie verlangten und verlangen noch immer, bloß die Obrigkeit ſolle über Recht und Unrecht urtheilen, aber keine Privatperſon dürfe ſich dieſes unterſtehen. Von öffentlicher Meinung, von dem ehrlichen Unwillen, welchen der Mann voll Verehrung gegen Wahrheit und Moralität

*) „In der republikaniſchen Verfaſſung der Römer war es etwas unerhörtes, jemanden wegen bloß wörtlicher Beleidigung mit Injurienklagen vor die Gerichte zu ziehen. Der Deſpotismus ſuchte auch dieſe Freyheit zu unterdrücken, weil er am mehrſten Urſache hat, freymüthige Urtheile zu fürchten.“ Weber a. a. O. S. 109. 110.

ralität über ſchlechte Handlungen fühlt, und vollends von der Preſſfreyheit, und von dem Nutzen, welcher daraus entſpringt wenn dadurch ſchlechte Dinge zur Sprache gebracht werden, hatten ehemalige Rechtslehrer eine äuſſerſt geringe Meynung, und noch manche jetzige haben höchſt irrige Begriffe davon. Nicht wenige bilden ſich noch jetzt ein, es müſſe jedermann beſtraft werden, der über den Unwerth, über die Schändlichkeit, über die Verkehrtheit, über die Bedenklichkeit, ja über die Lächerlichkeit der Handlungen eines Andern urtheilt. Sie hegen die ſeltſame Meynung, daß nur die Obrigkeit urtheilen ſollte, weil dieſe nur Recht zu ſprechen hätte, und weil niemals jemand ſich ſelbſt Recht ſchaffen müſſe. Die öffentliche Meinung, wollen ſie, ſoll nicht ſtrafen können, ja ſie möchten überhaupt die öffentliche Stimme, und mit ihr die öffentliche Meinung ganz vernichten, indem ſie das Urtheil über die moraliſche Beſchaffenheit anderer Menſchen ſo ſehr einzuſchränken ſuchen. Die innere Empfindung der Rechtſchaffenheit und ihres Gegentheils, wollen ſie, ſoll Injurie ſeyn, ſobald ſie zu irgend jemands, auch des ſchlechteſten Menſchen Nachtheile lautbar würde. Gut wäre es geweſen, wenn dieſe ſtrengen Geſetzgeber auch befehlen könnten, daß niemand ſich ſelbſt injuriire, d. h. daß niemand ſchlechte Streiche mache. Da dieſes aber ſo häufig geſchieht, ſo wäre es wohl gewiß auch ſehr dienlich, daß die Erlaubniß, ſie ſchlecht nennen zu dürfen,

nicht

nicht so sehr eingeschränkt wäre. Die Gesetze von denen die besten, wie oben angeführet, sogar den geringschätzigen Menschen nicht wollen geringschätzig genannt wissen, beschützen sehr oft durch solche Einschränkung den schlechten Kerl, und versagen dagegen dem guten Menschen ihren Schutz. Dieser setzt sich der Bestrafung und einer schimpflichen Abbitte aus, wenn er auch nur unüberlegter Weise ein Wort fahren läßt, was Wahrheit ist. Der ehrliche Mann muß hier sehr über sich wachen; der schlechte Mensch kann ganz sorgenlos jedem ins Gesicht sehen: denn das Gesetz will, er soll an seinem guten Rufe nicht leiden, auch wenn er ihn nicht verdient. Der verstorbene Herr C. F. von Moser nannte dieß mit einem etwas groben Worte die Scheltentoleranz.

Daß meine Herleitung des ersten Ursprungs der harten Injuriengesetze aus dem gesetzlichen Despotismus der ersten Gesetzgeber Grund hat, scheint mir daraus zu erhellen, weil, seitdem man auf das moralische Gefühl und auf die öffentliche Meinung mehr geachtet hat, die Injuriengesetze hin und wieder etwas weniger streng geworden, und daß von denjenigen Richterstühlen viel gelindere Anwendungen strenger Gesetze erfolgt sind, worauf Richter sitzen, welche Menschenkenntniß und Freymüthigkeit mit philosophischen Einsichten im vorzüglichen Maaße verbinden, wohin vorzüglich auch einige preußische hohe Justizbehörden zu rechnen sind. Wir haben Beyspiele

ſpiele gehabt, daß unſer verehrungswürdiges Kammergericht in Injuriensachen ſo milde und billige Urtheile gab, als es nach den einmal beſtehenden Geſetzen nur verlangt werden kann. Hingegen habe ich z. B. einen berühmten ſächſiſchen Rechtsgelehrten, den verſtorbenen Prof. Schott zu Leipzig, geradezu behaupten hören, die Verfaſſer der Berliniſchen Monatsſchrift hätten Beſtrafung verdient, und würden vom Hofgerichte in Leipzig gewiß beſtraft worden ſeyn, weil ſie von dem bekannten Verdachte wider einen proteſtantiſchen Gottesgelehrten, von dem ſich nachher entdeckte, daß es der Herr Oberhofprediger Stark war, öffentlich etwas geſagt hatten. Auch ſelbſt die offenbar gute Abſicht, und daß kein *animus injuriandi* vorhanden geweſen ſey, ſelbſt, daß ſie mit der Sache zu thun hatten, ohne die Perſon anzugreifen, daß ſie bloß die Wahrheit einer für das Publikum nicht unwichtigen Sage näher zu erforſchen Gelegenheit geben wollten, welches Alles dieſer Rechtslehrer zugab, ließ er nicht gelten. Er blieb dabey, weder ein Schriftſteller noch ſonſt jemand, habe ein Recht, die Wahrheit einer ſolchen Sage erforſchen zu wollen, ſondern die Sache hätte bloß der ordentlichen Obrigkeit müſſen angezeigt werden, welche alsdann allein das Nöthige hätte verfügen dürfen. Weder ein Schriftſteller noch ſonſt jemand, meinte er, dürfte von etwas reden, wodurch jemandes guter Ruf, wäre es auch gleich durch die Wahrheit, auf irgend eine Art auch nur geſchmälert werden könnte, ſelbſt, wenn es in der beſten Abſicht geſchehe.

Der

Der wackere Mann urtheilte in der Fortsetzung unserer Unterredung über diese Angelegenheit, und über ähnliche, beynahe eben so wie die Berlinische Monatschrift, und vielleicht noch härter. Ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, ob ihm denn dieses sein Urtheil zu äußern, nach den Gesetzen erlaubt sey? Er sagte, mit einiger Verlegenheit, wenn, einer von uns beiden, (denn es war noch ein Freund dabey) ihn darüber verklagte, müsse er allerdings bestraft werden. Welche Einschränkung der freymüthigen Unterhaltung, und des Rechts das jeder Mensch hat, nach seinem moralischen Gefühle zu urtheilen! Es ist ganz offenbar, daß ein so unnöthig strenges Gesetz selbst von einem gewissenhaften Richter, welcher darauf halten soll, in seinen Privatunterredungen täglich ohne Bedenken, übertreten wird, eben weil es das ungezweifelte Recht jedes Menschen andern seine Meynungen mitzutheilen, in Anspruch nimmt. Ein solches Gesetz ist also an sich selbst nichtig. Bis dahin kommt man aber durch das Vorurtheil, daß alle Handlungen der Menschen nur gerichtlich von der Obrigkeit müssen beurtheilt werden, so, daß man sogar der Freymüthigkeit und dem edlen moralischen Gefühle in vertrauten Gesprächen, allen Spielraum versagen zu müssen meint. Ohne Freyheit des menschlichen Geistes, die sich in freymüthigen Reden und Schriften nur allein zeigen, können dessen edelste Kräfte nie entwickelt werden. Irre ich vielleicht, wenn ich glaube, daß unsere Gesetze mehr hiefür zu sorgen hätten, als es zu verhindern, daß ein schlechter Mensch nicht dürfte schlecht genannt werden?

Wenn ich nicht ganz Unrecht hatte, zu behaupten, daß die Härte der Injuriengeſetze zuerſt aus einem gewiſſen Despotismus der Geſetzgeber kam; ſo wird es um deſto weniger zu verwundern ſeyn, daß dieſelben ſo oft dem geiſtlichen und weltlichen Despotismus haben dienen müſſen. Kaum iſt dies in irgend einem Lande ſo weit gegangen, als in dem ſogenannten Lande der Freyheit, in England, wo überhaupt in Abſicht auf Beſtimmtheit und Konſequenz der Geſetze, ſich noch in der Gerichtsverfaſſung Mißbräuche und Widerſprüche finden, welche den großen Vorzug unſerer preußiſchen Gerichtsverfaſſung und der philoſophiſchen Beſtimmtheit, der preußiſchen Geſetze dem unbefangenen Beobachter einleuchtend zeigen. Die Miniſter in England ſind gar nicht gleichgültig gegen die dreiſten Wahrheiten, welche ihnen geſagt werden, und engländiſche Schriftſteller geben ihnen Schuld, daß ſie ſeit geraumer Zeit das Crown-Office, welches eine Art von Abtheilung des Court of King's Bench iſt, dazu gemißbraucht hätten, um zur Oppoſition gehörige Leute als Injurianten, und Verfaſſer freymüthiger Schriften als Pasquillenſchreiber beſtrafen zu laſſen. Die engländiſchen Schriftſteller verſichern, dies wäre den Miniſtern nicht nur dadurch erleichtert worden, weil bey dem Crown-Office, d. h. bey dem Court of King's Bench on the Crown side, alles inquiſitoriſch und kriminaliter, oder wie die Engländer es nennen, by information and indictment, verhandelt wird, aber hauptſächlich auch, weil in dem Court of

King's

King's Bench die allerſtrengſten Grundſätze in Abſicht auf Injurien in der Praxis angenommen worden ſind. Dies Gericht geht ſo weit, daß es annimmt, alles was den guten Ruf oder die Achtung Jemands ſchmälert, ſey ſtrafbar, ohne alle weitere Rückſicht, ſobald es vor Zeugen geſagt würde, und man befolgt dabey den Grundſatz, daß weder der Mangel des animus injuriandi, noch der Beweis, daß es zu einer guten Abſicht geſagt worden, auch nur zu einiger Entſchuldigung dienen könnte. Eins der ärgſten Beyſpiele dieſer zweckloſen Strenge iſt folgende Geſchichte im Jahre 1788*): Eine Frau Errington war eins der zügelloſeſten Weibsbilder, welche, wie ihre nachher gedruckte Geſchichte zeigt, faſt jeder Mannsperſon ſich anbot. So hatte ſie auch einmal, als ſie auf ihrem Landgute ſich aufhielt, faſt alle Landprediger in der Gegend verführt, und zwar ſo öffentlich, daß die Rede darüber allgemein ward. Der Land-Dechant (oder, wie wir bey uns ſagen würden, der Inſpektor oder Superintendent, hatte in der Sakriſtey einer Kirche, gegen mehrere ihm untergebene Geiſtliche, wider das öffentlich gegebene Aergerniß geredet, welches der verbotene Umgang der Geiſtlichen mit dieſer Perſon verurſachte. Dies erfuhr Frau Errington, und

*) Man ſ. Letters on the Subject of the proper Liberty of the Preſs. Mit dem Motto: *Ne quid falſi dicere audeat, ne quid veri dicere non audeat.* gr. 8. London 1790. S. 7.

und verklagte nunmehr dreist den Dechanten vor der King's Bench, on the Crown-side, d. h. inquisitorisch oder **criminaliter.** Es half ihm nicht, daß er vier seiner Geistlichen mitbrachte, welche eidlich und reumüthig zeugen wollten, daß sie selbst von der Frau Errington wären verführt worden. Die **Wahrheit entschuldigt gar nichts** vor diesem Gerichte. Es war sogar vergebens, daß der Land-Dechant **Gardiner,** (so hieß er) die schlechte Lebensart, **Kraft seines Amts,** und **in der besten Absicht,** um Aergerniß zu verhüten, gerügt hatte. Er ward **um 300 Pfund Sterling gestraft** und in die Kosten des Prozesses verdammt, welche — kaum sollte man es glauben — **auch 200 Pfund** betrugen. Solche Strafe sollte er verdient haben, weil er nach dem Ermessen des Gerichts, durch seine Rede der Reputation dieser Frau **Errington** geschadet hätte. Sechs Wochen nachher ward diese Frau von ihrem Manne **vor eben diesem Gerichte der** King's Bench wegen Ehebruch angeklagt, und auch schuldig befunden. Nun konnte alles wider sie in eben diesem Gerichte gesagt werden; ja es ward so viel gesagt, und von vielen Personen bezeugt, daß der gedruckte Prozeß (vor dessen Titel ihr Brustbild, von den Bildern einer Menge ihrer Liebhaber umgeben, in Kupfer gestochen ist,) beynahe einer Aloysia Sigaea gleicht, und deutlich beweiset, daß ihre Reputation, welche der ehrliche Landdechant sollte beleidigt haben, ein **Unding,** ein **Gar Nichts** war. Dieses sonderbare

Verfahren der King's Bench gründet sich auf dem oben von mir getadelten Grundsatze, daß der moralischen Empfindung der Privatpersonen niemal erlaubt seyn soll, ein Urtheil über Recht und Unrecht, der Wahrheit gemäß, zu äußern, sondern daß bloß die Obrigkeit darüber urtheilen müsse. Die rechtliche Anwendung dieses Grundsatzes ging so weit, daß im J. 1791 *) in England jemand einen Geschichtschreiber anklagte, daß er seinen Urgroßvater als einen schlechten Menschen geschildert habe, und daß die King's Bench den Geschichtschreiber wirklich auf einige Monate zum Gefängnisse (der gewöhnlichen Strafe der Injurianten in England,) verdammte. Die King's Bench handelte nach dem nur einmal bey ihr geltenden Gesetze hierin wirklich konsequent. Aber sollten wohl Gesetze noch bestehen, woraus dergleichen Widersinnigkeiten nothwendig folgen? Gleichwohl muß dieser Vorwurf die meisten deutschen Gesetze über Injurien mit Recht treffen.

In England ging der Mißbrauch des Crown-Office, um Schriftsteller, welche wider das Ministerium schrieben, ungerechterweise zu bestrafen, bis um das Jahr 1790 immer weiter, und artete endlich in offenbare Ungerechtigkeit aus. Man giebt dem sonst so berühmten Rechtsgelehrten, Lord-Kanzler Mansfield Schuld, daß er hierzu eine juristische Wendung erdacht habe, obgleich Andere sagen, sie sey schon

*) Man s. Monthly Review. vom J. 1791. S. 81.

ſchen vor Lord Mannsfield vorhanden geweſen. Wenn man nicht in gedruckten Schriften den deutlichſten Beweis hätte, daß dieſe arge Wendung im Crown-Office in England gegen mehrere unſchuldige Perſonen, beſonders gegen Schriftſteller, wirklich gebraucht worden iſt, würde man es kaum glauben.

Man weiß, daß in England dergleichen Rechtsſachen durch eine Jury ausgemacht werden, und daß dieſe ihren Spruch (Verdict) ganz kurz: **ſchuldig**, oder **unſchuldig**, giebt. Es kommt alſo alles darauf an, wie die Frage geſtellt wird, worüber die Jury ſo ganz kurz ihren Ausſpruch thun ſoll. Nun iſt im Crown-Office der Attorney general of the King (etwa, was wir bey uns den **Generalfiskal** nennen) jederzeit in Perſon der Ankläger. Wenn nun dieſer eine Schrift, welche dem Miniſterium nicht gefällt, als ein Libell, d. h. als ein Paſquill anzuklagen hat, ſo führt er in ſeiner Klage Stellen aus ſolcher Schrift an, welche das beweiſen ſollen. Dieſe Stellen heißen in der engländiſchen Rechtsſprache Innuendo's. Nun ward das Geſetz auf folgende Weiſe zum Beſten der Abſichten des Klägers gedreht. Es verordnet: Bloß die **Richter** können über **Rechtsfragen** (queſtions of law) urtheilen; die Juries hingegen ſollen urtheilen über **Thatſachen** (queſtions of fact.) Das legte denn Lord Mansfield folgendermaßen aus: Die Innuendo's in der fiskaliſchen Klage oder in dem Indictment gehörten **vor den Richter**, denn es ſey

eine Rechtsfrage (question of law,) ob die angeführten Stellen pasquillantiſch wären, oder nicht? Hingegen ob jemand die vorliegende Schrift bekannt gemacht, oder herausgegeben habe, ſey eine question of fact, oder eine Frage über eine Thatſache; und nur darüber allein könne und müſſe die Jury ihren Spruch (Verdict) geben. Nun iſt es doch wohl natürlich, daß wenn auch nicht der Verfaſſer, der Verkäufer einer jeden Schrift, Pasquill oder nicht, leicht zu finden war. Wenn alſo die Jury ihr Verdict nur über die Frage geben durfte: Ob der Beklagte das vorliegende Libell bekannt gemacht habe? ſo erkannte ſie ihn allerdings ſchuldig, und nun war er unwiederbringlich verloren; denn es iſt eine abermalige Sonderbarkeit der engländiſchen Geſetze, daß der Beklagte zwar in Civilſachen eine abermalige Unterſuchung (new trial) erhalten kann, wenn ſich etwas Ungeſetzmäßiges findet, nicht aber in Kriminalſachen, und wenn by Indictement, d. h. inquiſitoriſch geklagt wird. Die Krone konnte alſo vermittelſt der King's Bench ſtrafen wen ſie wollte, weil bey dieſer ſeltſamen Art der Rechtspflege, der wahre Inhalt und die Abſicht eines Buches, das beſtraft werden ſollte, gar nicht unterſucht ward. Es geſchahen hier eine Zeitlang die allergröbſten Ungerechtigkeiten, aber die öffentliche Stimme erhob ſich endlich ſo allgemein darwider, daß man ſich zu ſchämen anfing. Als im Jahr 1789 der Dechant

den

von St Asoph als Verfaſſer einer Schrift, auf die oben angezeigte Art im Crown-Office angeklagt ward, ſo wagte es die Jury zum erſtenmale, ihrem Spruche (Verdict) noch ein Wort zuzuſetzen, welches denſelben näher beſtimmte. Sie that den Ausſpruch: „Guilty of publishing only.“ — „Er iſt „ſchuldig, aber bloß des Herausgebens.“ Dies machte dem berühmten Sachwalter **Erskine** Muth, eine gewiſſe Rechtsform zu verſuchen, welche Arrest of judgment heißt, vermöge welcher auf gewiſſe angegebene Urſachen die **Execution des richterlichen Urtheils** (Judgment) **ſuſpendirt** wird, wenn gleich ein Spruch der Geſchwornen (Verdict) gegeben worden iſt. Nun führte eben dieſer berühmte Advokat in eben dem Jahre in der Sache des Generalfiskals gegen den Buchdrucker **Woodfall**, und hernach gegen den **Buchhändler Stockdale** das Recht der Geſchwornen, auch **über den Inhalt der Bücher** zu urtheilen, in zwey vortrefflichen, nachher gedruckten Reden *) ſo deutlich aus, daß darauf geachtet und ſeine beide Klienten freygeſprochen wurden. Die allgemeine Stimme erhebt ſich ſeitdem in England gegen den Mißbrauch des Crown Office, und man hatte im Sinne, die Sache vor's Parlament zu brin-

*) Man ſ. The whole Proceedings of an Information, exhibited ex officio by the King's Attorney general againſt John Stockdale, for a Libel on the Houſe of Commons etc. London, 1790. gr. 8. S. 31. und 121.

gen, damit die Geſetze über Injurien, ſonderlich über ſolche, welche durch öffentliche Schriften geſchehen, in beſſere Form gebracht, und billiger und zweckmäßiger beſtimmt werden ſollten. Beſonders hatte dies der berühmte Karl Fox verſprochen, ohnerachtet er ſelbſt im Jahr 1789, wie eben angeführt, den eben gedachten Buchhändler Stockdale im Namen des Parlements vor das Crown-Office hatte bringen laſſen, weil er eine Schrift verlegt hatte, worin der berühmte Haſtings gegen die Anklage des Parlaments etwas ſtark war vertheidigt worden. Doch iſt bisher hierüber nichts vorgekommen, ſondern es iſt alles beym Alten geblieben.

Gott ſey Dank! in ſolche offenbare Ungerechtigkeiten iſt ſelbſt die ſtrengſte deutſche Geſetzgebung nie gefallen. Doch, da die Geſetze über Injurien auch bey uns immer noch nicht genau genug beſtimmt ſind, ſo ſcheint es mir, daß ihre Anwendung wohl oft noch allzuhart ausfallen werde. Ich ſehe ſehr wohl ein, wie ſchwer es iſt, die Gränzen eines erlaubten Urtheils über Andere genau feſtzuſetzen, weil der Fälle ſo gar mancherley ſind. Ich bin aber überzeugt, daß mehrere Freyheit hierin, durch beſtimmte Geſetze, im Ganzen nicht ſchädlich ſeyn werde, und daß nur unſere Geſetzgeber hierin allzuängſtlich ſind. Ich kann mich auch noch nicht überzeugen, daß es nicht zu den unverzeihlichſten Widerſprüchen führen müſſe, wenn man zum Grundſatze der Injuriengeſetze annehmen will, es dürfe überhaupt niemand irgend etwas ſagen oder ſchreiben, wodurch die Reputation oder

der

der gute Ruf eines Andern geſchmälert werde. Es ſcheint mir durch dieſen Grundſatz das Recht eines jeden vernünftigen Menſchen, über das Böſe und Gute, über das Lobenswürdige und Verächtliche, über das Vorzügliche und Geringſchätzige, das man an Andern wahrnimmt, zu urtheilen, enger eingeſchränkt zu werden, als es das Wohl des Staats erfordert. Ich habe oben, S. 116, an einem Beyſpiele gezeigt, daß bey ſtrenger Befolgung dieſes Grundſatzes die ganze Wahrheit der Geſchichte verloren gehen würde. Wenn es ganz und gar nicht erlaubt iſt, einen jetztlebenden ſchlechten Menſchen ſchlecht zu nennen; ſo wird es auch nicht erlaubt ſeyn dürfen, einen, welcher 50 oder 100 Jahre todt iſt, als einen ſchlechten Menſchen zu ſchildern. Die Abſurdität wäre freylich ſehr arg, wenn die Injuriengeſetze die Schilderung der Wahrheit in der Geſchichte verbieten wollten. Können ſie nun das nicht, wollen ſie das nicht; wo iſt die Gränze? Nirgend iſt durch die Geſetze beſtimmt, zu welcher Zeit es endlich zuerſt erlaubt ſeyn ſoll, einen wirklich ſchlechten Charakter ohne alle Umſchweife ſchlecht zu nennen. Unſere Geſetze können doch nicht ſchlechte Menſchen den Mumien gleich halten, welche tauſend Jahre todt ſeyn müſſen, ehe ſie für Mumien paſſiren können.

Mir ſcheint es immer noch, es ſey viel ſchicklicher und zweckmäßiger, die Frage, ob eine Beſchuldigung wahr, und ob dadurch dem Beſchuldigten ein wirklicher Schaden geſchehen ſey, bey

ſchriftlichen und mündlichen nachtheiligen Aeuſſerungen von Andern, zur erſten Richtſchnur zu nehmen, ob ſie als Injurie für ſtrafbar zu achten ſey oder nicht?

Ich weiß es wohl, daß dies, wenigſtens ſoviel mir als einem juriſtiſchen Layen bewußt iſt, ganz wider die Meinung der römiſchen und deutſchen Rechtsgelehrten ſeyn mag. Ich würde alſo vielleicht meine Meinung ſelbſt für nichts mehr als allenfalls für eine bloße menſchenfreundliche Grille, oder für ein pium desiderium halten, wenn ich nicht zu meinem großen Vergnügen gefunden hätte, daß in England das gemeine Recht (common law) mein pium desiderium über Injurien ſeit undenklichen Jahren als Grundſatz feſtgeſetzt hat. Es wird nach demſelben in denjenigen engländiſchen Gerichtshöfen, geurtheilt, wo nicht, wie in der Court of King's-Bench on the Crown-ſide, der König (wäre es auch nur durch eine Fiktion *)) für den Ankläger genommen, und daher ſogleich inquiſitoriſch verfahren wird, als wäre es eine Sache

*) Dergleichen Fiktionen ſind in dem engländiſchen Gerichtsgebrauche ſehr gewöhnlich. Die Court of King's-Bench hat ſich durch eine Fiktion angemaßt, über Gegenſtände zu erkennen, die nicht für ſie gehören. Ein großer Beweis von der Macht der Vorurtheile iſt, daß ſogar der berühmte Blackſtone in ſeinen Commentarien über das Engländiſche Recht (III. Buch IV. Kap.) dergleichen Fiktionen vertheidigt. Man ſ. in der franzöſiſchen Ueberſetzung

Sache des Staats, und als wäre die öffentliche Ruhe gestört, ohne daß erst ein Beweis da seyn kann, die öffentliche Ruhe sey wirklich gestört worden. England ist das Land, wo man die sonderbarsten Dinge miteinander vereinigt findet. So ist es auch dort mit den Gesetzen über die Injurien; denn es wird in zwey verschiedenen Gerichtshöfen zu London nach gerade entgegengesetzten Grundsätzen geurtheilt. Ich habe eben erzählt, wie gar hart, wie gar widersinnig der Court of King's-Bench und das mit derselben verbundene Crown-Office urtheilt. Aber ein anderes Obergericht, the Court of common-pleas spricht nach dem common law of England, welches gerade den Grundsätzen folgt, welche mir nach meinem schlichten common-sense immer als diejenigen vorgekommen sind, welche in einem kultivirten Lande angewendet werden müßten, wo Gemeinsinn, freymüthige Beurtheilung und Preßfreyheit, zu den Mitteln ein Volk zu verbessern gerechnet werden. Ein engländischer Schriftsteller sagt daher auch einmal beyläufig: Die allgemeine Achtung gegen denjenigen, welcher sich wegen Injurien vor Gerichte beklagt, werde vom Publikum nach dem Gerichte abgemessen, das er wählt. Denn klagt er vor der King's-Bench, so

(Brunelles 1775. gr. 8.) die ich nur vor mir habe, Tom. IV. p. 65. 66. Man s. auch Brandes über die Gerichtsverfassung Englands, im Hannöv. Magazin. 1785. S. 1390.

weiß er ſehr wohl, daß dieſes Gericht zum Grundſatze hat: Veritas convicii non tollit injuriam, und daß es alſo nicht darauf ankommen werde, im geringſten zu unterſuchen, ob dasjenige wahr ſey, deſſen er beſchuldigt worden iſt. Man glaubt alſo nicht, daß ein ſolcher ein ſo gutes Gewiſſen habe, als derjenige, der vor den common-pleas klagt; denn vor dieſem Gerichte wird der Injuriant angehalten, die Wahrheit der Beſchuldigung zu beweiſen*), und wird nur beſtraft, wenn er dieſes nicht kann.

Ich

*) Der berühmte Advokat Erskine (jetzt Lord) klagte für den Lord Loughborough gegen einen gewiſſen Walter wegen Injurien, und zwar bey dem Gerichte der common-pleas. Er redete die Jury an: „Herren von der Jury! Mein edler Klient hat „aus Bewegungsgründen der Gerechtigkeit und „Ehre ſeine Klage in der gegenwärtigen Form „angeſtellt. Der Beklagte hat nun die Frey„heit, ſeine Worte zu beweiſen, und dadurch „wird mein edler Klient Gelegenheit haben, die „Befleckung ſeiner Ehre zu widerlegen.“ Man ſ. Alfred's Appeal, by Ph. Withers etc. London. 1789. S. 11 und 56. Der gedachte Advokat wußte aber auch gar gut den Unterſchied zwiſchen den Entſcheidungen der King's-Bench und der Court of common-pleas; denn als er den ebengedachten Withers einen armen Geiſtlichen, der zur Unzeit über die bekannte Lady Fitzherbert, freymüthig geſprochen oder geſchrieben hatte, und weiter nichts verlangte, als daß ihm zugelaſſen würde, zu beweiſen, was er ge-

Ich glaube, eine ganz kurze Anzeige desjenigen, was das gemeine Recht in England über Injurien feſtſetzt, wird hier am rechten Orte ſtehen.

Das common-law, auch Lex non ſcripta genannt, bedeutet in England alles dasjenige, was allgemein als Geſetz angenommen iſt, wohin man auch die Gewohnheiten und Geſetze einzelner Oerter und Korporationen rechnet, die ſich auf keine Parlementsakte gründen; im Gegenſatze der ſtatutariſchen, oder geſchriebenen, d. h. der von beiden Parlamentshäuſern und dem Könige gegebenen Geſetze, welche man Statutes nennt. Nach dem common-law wird folgendes in Anſehung der Injurien für Recht gehalten *).

„Ehemal

ſagt hatte, im Namen dieſer Dame verklagte, ſo klagte er nicht bey dem Court of common-pleas, ſondern vor der King's Bench beym Crown-Office, welches den Withers nach Newgate ſchickte, wo er ſtarb.

*) Man ſ. hierüber Blackſtone's Kommentarien über das engländiſche Recht im IIIten Buche im 8ten Abſchnitte, und im IVten Buche im IIten Abſchnitte. (In der franzöſiſchen Ueberſetzung, Tome IV. S. 199. ff. und Tome VI. S. 39. ff.) Desgleichen in Jacob's Law-Dictionary (London 1729. fol.) in Burn's Law-Dictionary (London 1792. II. Bände gr. 8.) und in Chamber's Cyclopaedia by A. Rees (London 1783. fol.) die Artikl: Common-Law, Common-Pleas, Crown-Office, Libel, Scandelum Magnatum, Slander.

„Ehemal konnte niemand wegen übler Nach-
„rede (Slander) belangt werden, es wäre denn die
„Injurie von solcher Art, daß wenn sie wahr wäre,
„das Leben des Injuriirten dadurch würde in Gefahr
„gesetzt worden seyn *). Jetzt aber kann man je-
„mand verklagen (an action may be had) wegen
„injuriöser Worte, die einen Mann, den Gesetzen
„zufolge, in Gefahr setzen könnten, Schaden
„zu leiden, (may endanger him in law) d. h.
„wenn man ihm durch solche Worte ein schweres
„Verbrechen Schuld giebt, wegen dessen er den Ge-
„setzen nach könnte bestraft werden, z. B. wenn man
„ihn einen Dieb, Mörder u. s. w. nennte. Ferner,
„wenn man ihm etwas Schuld giebt, wodurch er
„aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wer-
„den könnte, wenn es wahr wäre, z. B. wenn
„man sagt, er habe eine ansteckende Krankheit. Fer-
„ner, wenn man etwas von ihm sagt, wodurch seine
„Nahrung zu Grunde gehen würde, wenn es wahr
„wäre, z. B. wenn man einen Kaufmann einen
„Bankerottier, einen Arzt einen Quacksalber,
„einen Rechtsgelehrten einen Schelm oder Be-
„trü-

*) Dies war eine weise Einschränkung, zufolge der al-
ten ächten römischen Bedeutung des Wortes Con-
vicium, das nur ein öffentliches wildes Ge-
schrey bey versammelten Volke bedeutete, wo-
durch derjenige, welcher so angeschrieen ward,
nothwendig in Lebensgefahr kommen konnte.
Man s. oben S. 100. und S. 108.

„krüger (Knave) nennt. Wenn aber der Be„klagte beweiſen kann, daß dasjenige, was er geſagt „hat, wahr iſt, ſo wird der Kläger abgewieſen. (no „action will lie. Denn," (ſagt das gemeine Recht Englands,) „alsdann iſt keine Verläumdung oder „falſche Beſchuldigung (Slander or false tale) „vorhanden. Selbſt wenn der Kläger durch ſolche „Beſchuldigungen, wenn ſie wahr ſind, wirklichen „und anſehnlichen Schaden erlitten hätte, ſo wird „der Beklagte doch nicht beſtraft; denn," (ſagt das engliſche gemeine Recht ſehr menſchenfreundlich und edel,) „es iſt keine Injurie, d. h. kein Unrecht „dabey zu finden;" es ſagt: „des Klägers Schaden iſt „in dieſem Falle Damnum absque injuria, er hat „es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß ſo etwas „Schlechtes und Tadelhaftes von ihm wahr iſt, „er hat ſich ſelbſt injuriirt, indem er etwas „Schlechtes that, man thut ihm kein Unrecht, „wenn man von ihm ſagt, was wahr iſt." Das engländiſche Common-Law ſetzt, (wie mich dünkt, ſo richtig als edel) feſt: „Wo kein Unrecht „geſchehen iſt, kann Geſetz und Recht keinen Schutz „geben. „(where there is no injury, the law „gives no remedy)." Injury heißt da nämlich „nichts als was Unrecht iſt, eben ſo wie Jus „Recht iſt.

„Bey für injuriös ausgegebenen Worten, wel„che nicht offenbar und an ſich ſelbſt injuriös „ſind."

„sind," (ich bitte, sich zu erinnern, daß nach dem gemeinen engländischen Rechte nur das Injurie heißt, was wirklichen Schaden bringt), „muß „der Kläger einen besondern Schaden angeben (parti„cular damage,) welcher ihm durch diese Worte „erwachsen wäre, und seine Klage mit einem per „quod anstellen. (laying his action with a per „quod) *)."

„Bloße Schimpfwörter, die weder an sich, „noch durch verknüpfte Umstände mit Schaden „verbunden sind, geben, nach dem gemeinen Rechte „von England, keinen Grund zur Injurien„klage "

„Worte, in der Hitze ausgesprochen, wenn „man auch jemand im Zorn einen Schuft oder „Schurken genannt hätte, wenn dadurch keine „üble

*) Z. B. Wenn jemand einen Geistlichen einen Bastard schimpft, kann dieser nach dem engländischen common Law, deshalb bloß keine Injurienklage anstellen, er müßte denn beweisen können, daß ihm ein besonderer Schaden dadurch zugewachsen wäre. Z. B. Er könnte klagen: „Ti„tus hat mich einen Bastard geheißen, per quod „ich die Anwartschaft auf eine gewisse Pfarrstelle „verlor." Aber wenn jemand den Erben eines Mannslehns einen Bastard nennt, so kann dieser bloß deshalb einen Injurienproceß anstellen; denn, wäre er ein Bastard, so würde er schon dadurch sein Erbrecht verlieren.

„üble Folgen entſtanden ſind, oder wenn ſie nicht „von der ſchädlichen Art ſind, daß ſie, wie oben an„gemerkt, jemand **weſentlich und rechtlich ſcha„den**, ſind kein Grund einer **Injurienklage.**"

„**Unbedeutende Zänkereyen** mögen die „zankenden Perſonen unter ſich abmachen. Das „**Gericht nimmt keine Klage darüber an.**"

„Worte, die auf eine freundliche Art geſprochen „ſind, als ein Rath, Ermahnung, oder Bedauern, „desgleichen diejenigen, welche vor Gericht zur Ver„theidigung und ſonſt geſagt werden, und zur Sache „gehören, können auf keine Weiſe Grund zu einer In„jurienklage werden."

Mir ſcheinen dieß die wahren Grundſätze bey Injurienklagen zu ſeyn. **Unrecht** iſt es unſtreitig, wenn ich jemand **Schaden** zufüge, und dieſes allein iſt **Injurie**, d. h. wirklich **Unrecht**. Hier liegen die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten bey **wörtlichen, ſchriftlichen, bildlichen** Aeußerungen, ja bey **thätlichen Begegnungen**, worüber als über **Injurien** geklagt wird, deutlich vor Augen. Ob jemand **wirklich Schaden** geſchehen ſey, kann bey gehöriger Inſtruktion des Proceſſes beſtimmt beurtheilt werden, nicht ſo durch die ſchwankende Erforſchung der Abſicht des Beklagten. Daß das Gericht von Schimpfwörten, von unbedeutenden Zänkereyen, von Worten in der Hitze ausgeſprochen, keine Notiz nimmt, ſcheint mir mit einer guten Polizey und Ordnung im

Staate

Staate sehr wohl bestehen zu können, und dieß allein sollte doch wohl der Sinn der Gesetze über Injurien seyn, nicht aber, Gelegenheit zu geben, daß über unbedeutende Worte gerichtliche Processe angestellt würden, um zu verhindern, daß derjenige, welcher wenig schätzenswerthe Eigenschaften an sich hat, für geringschätzig geachtet werde, ohne daß ihm sonst ein Schaden daraus erwächset.

Ich will ein Beyspiel anführen, wie weit in England die Freyheit jemand öffentlich zu beschuldigen, gehet, sobald einer sich nur auf die Wahrheit berufen kann.

Im Jahre 1770, als der bekannte Johann Wilkes, welcher sich durch öffentliches liederliches Leben verächtlich gemacht hatte, Lord-Major von London zu werden suchte, ließ einer seiner Gegner Hr. Lovell im London-Chronice v. 19. Oktober abdrucken *):

„Der Streit zwischen mir und Herrn Alder-
„mann Wilkes, sieht jetzt also: Er sagt, ohne es
„zu beweisen, ich sey ein Bärenhäuter; ich hätte
„Stockprügel empfangen, und mich nur mit Thrä-
„nen vertheidiget. — Ich sage, und kann ihn
„stehenden Fußes überführen: er sey ein nie-
„derträchtiger Betrüger, der jede Gelegenheit genutzet,
„wo er seine Freunde oder das Publikum bestehlen
„können; ich sage, um von vielem weniges anzufüh-
„ren, daß er Sylvien schelmisch behandelt, daß er
„seine

*) Ich nehme diese Stelle aus Mösers patriotischen Phantasien, IIr Bd. S. 171.

„seine dem Capitain Bodens gegebene Handschrift „abgeläugnet; daß er einen französischen Juwelier „um eine große Summa schändlich betrogen; — „ich sage, daß er die ihm anvertraueten Kassen des „Fündlingshospitals und der Miliz von Bucking„ham bestohlen; und daß er, während der Zeit er „für einen rechtschaffenen Patrioten angesehen seyn „wollte, sich von dem vorigen Ministerio mit einer „Pension von tausend Pfund bestechen lassen; ich „sage, daß in der Zeit, als seine Freunde ihm tausend „Pfund gaben, und seine Schulden zu bezahlen sich „anheischig machten, er die viertausend Pfund, wel„che ihm Mylord Hallifax bezahlen mußte, zu Beu„tel gesteckt, und nicht allein nichts davon seinen „Gläubigern gegeben, sondern eine verfälschte Liste „von nie gehabten Schulden aufgestellt, und seine „Freunde solchergestalt um's Geld geschneuzt habe; „ich schließe daraus, daß er ein schlauer, ein notori„scher Betrüger, ein Spitaldieb, ein Ministerial„heuerling, und ein Räuber seiner Wohlthäter sey, „bey dem allen aber noch die abscheuliche Unver„schämtheit besitzt, sich dieser Stadt Bürgerschaft „zum Lord Major aufzudringen."

Was für ein Lärm würde in Deutschland entstehen, wenn jemand so wider den andern schriebe, auch wenn er die Wahrheit beweisen könnte? Aber in England durfte sich Lovell auf die Wahrheit berufen, und Wilkes durfte es nicht wagen, ihn bey der King's Bench zu verklagen, wo er zwar gewiß würde gewonnen haben. Aber Wilkes, der sich gegen die

Hofpartey, welche ihn aus dem Parlemente geſtoſſen hatte, behaupten wollte, bedurfte der öffentlichen Meinung der Bürgerſchaft in London, die er würde verloren haben, ſobald er bey der King's-Bench klagte, wider den, welcher ſich auf **Wahrheit** berief. Eine ſolche Klage würde eben ſo viel geweſen ſeyn, als hätte er alle Beſchuldigungen eingeſtanden.

Ich frage nun: Geſetzt, die Beſchuldigungen wären wahr geweſen. Lovell hätte nach deutſcher Art geſchwiegen, und Wilkes hätte die höchſte Stelle in der Stadt bekommen, wäre dieß für die Stadt und den Staat beſſer geweſen, als daß Lovell alles **Geringſchätzige**, was er von Wilkes wußte, öffentlich bekannt machte? Ich dächte doch nicht!

Ich möchte es ſogar wagen, bey der größten Ehrfurcht für alle Geſetze, welche die Ruhe im Staate befördern, obigen Grundſätzen zufolge, einer gewiſſen Art von Selbſthülfe, ſo lange dadurch die Ruhe im Staate nicht geſtört wird, auch auſſer dem foro conscientiae, das Wort zu reden. Die Geſetze müſſen, meines Erachtens, menſchliche Leidenſchaften nicht ausrotten, ſondern ſie zum Guten lenken wollen. Ihre Gebote und Verbote müſſen nicht ſolchen Empfindungen und Geſinnungen widerſtreiten, welche entweder in der menſchlichen Natur an ſich liegen, oder durch Gewohnheit oder langes Vorurtheil einer Nation oder einem Zeitalter zur andern Natur geworden ſind. Will eine Regierung etwas gebieten oder verbieten, ohne hierauf zu achten; ſo kann ſie gewiß ſeyn, daß

ihre

ihre Geſetze nicht werden beobachtet werden. Dergleichen Geſetze aber ſollten billig gar nicht gegeben werden. Will man allzuviel thun, ſo thut man oft gar nichts. Der weiſe Montesquieu hat in ſeinem berühmten Werke über die Geſetze ein eignes Kapitel, um zu zeigen: „Man müſſe nicht alles „(durch) Geſetze) verbeſſern." Es verlangt ausdrücklich von dem Geſetzgeber, er ſolle einige kleine Fehler der franzöſiſchen Nation nicht angreifen, um nicht ſchätzbare Eigenſchaften zugleich mit zu vertilgen *). Eben dieſer groſſe Rechtsgelehrte, deſſen Urtheil wohl für eine Autorität gelten ſollte, ſagt auch: „Wenn jemand den andern in Schriften „ſchimpft, ſo folgt daraus weiter nichts, als daß der „Schimpfende ſchimpfen kann." **)"

Daß die Geſetze gegen die Duelle gänzlich unkräftig und ein bloſſes Spiegelfechten ſind, weiß jedermann. Wäre es alſo vielleicht nicht beſſer, Pri-

*) Man ſ. de l'Esprit des Loix, Liv. XIX Chap. VI: *Qu'il ne faut pas tout corriger*: Er ſagt zu Ende dieſes Abſchnitts: Qu'on nous „laisse tels que nous sommes. „Nos qualités „indiscrétes, jointes à notre peu de malice „font que les loix qui géneroient l'humeur „sociable parmi nous ne seroient point con„venables."

**) Man ſ. Defense de l'Esprit des Loix, in den Oeuvres de Montesquieu. Edition de Londres (de Copenhague) 1775. gr. 8. Tome II. P. 413.

vatzänkereyen nicht durch Gerichtszwang entscheiden zu wollen, so lange nicht die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt gestört wird, oder einem einzelnen Mitgliede der Gesellschaft **wirklicher Schaden** erwächst, worüber sich dann derselbe allerdings beklagen kann. Jedermann ist bekannt, was man von einem Menschen hält, welcher sich in's Gesicht einen Schurken nennen hört, und dem Andern nicht hinter die Ohren schlägt, sondern ihn erst **Injuriarum belangen will.** Jedermann ist bekannt, daß wenn ein Edelmann (in England jeder **Gentleman**, d. h. jeder Mann von guter Erziehung) auf eine gewisse Art beleidigt wird, er sich mit dem Beleidiger schlagen **muß**, wenn er nicht aus allen Gesellschaften ausgestoßen seyn will. Es ist also ausgemacht, **daß das Gesetz**, in solchen Fällen, **gebrochen werden muß.** Wäre es also nicht besser gewesen, es nicht zu geben? Man erreicht seinen Zweck nicht, wenn man **allzuviel** durch Gesetze thun, Menschen zu sehr dadurch binden, und nichts ihnen selbst überlassen will. Was ist dem Staate daran gelegen, wenn einer über den andern geringschätzig urtheilt und Zänkereyen darüber entstehen, wenn ein paar Karrenschieber oder Kräuterweiber ihren Zank ganz kurz mit Faustschlägen oder Rippenstößen ausmachen, oder sogar wenn ein paar junge Leute ein wenig mit bloßem Degen klimpern, ohne daß jemand beschädigt wird? In England bekümmern sich die Gesetze um alle sol-

che

che Sachen nicht, als in dem Falle, daß angezeigt wird, es wolle sich jemand schlagen; alsdann wird ihm geboten Frieden zu halten. Sind aber beide Theile einig, so hat niemand etwas dawider. Man läßt in England den menschlichen Leidenschaften und Empfindungen einen freyern Schwung, und es geht doch daselbst in der Gesellschaft wohl eben nicht unordentlicher zu, als in Deutschland.

Das engländische gemeine Recht, welches, wie oben angeführt, bloße Schimpfwörter, aus welchen kein Schaden entstehet, nicht zum Grunde einer Injurienklage annehmen will, macht doch davon eine Ausnahme: das ist das sogenannte Scandalum Magnatum. Wer nämlich einen Pair von Großbritannien, oder einen Prälaten, oder einen Richter, und andere große Landesbeamten beschimpft, ist straffällig. In Ansehung der Richter und hohen Staatsbeamten fällt die Weisheit einer solchen Ausnahme gleich in die Augen, und auch in Deutschland ist billig derjenige strenge zu bestrafen, der den geringsten Staatsbeamten in seinem Amte beleidigt. In Ansehung der Lords scheint es, dem ersten Anscheine nach, bloß ein Kompliment für sie zu seyn; aber es hat auch diese Ausnahme einen sehr weisen Grund. In England werden die Lords als geborne Rathgeber des Königs betrachtet, und das Gesetz sagt ausdrücklich, es solle dadurch verhütet werden, daß keine Zwietracht zwischen dem Könige und seinen Lords entstehe; daher denn der Lord, welcher auf Scan-

dalum Magnatum klagen will, die Klage tam pro Domino Rege, quam pro se ipso anstellen muß. Man sieht also das Scandalum Magnatum für ruhestörend an, und dies ist auch der Grund, warum in allen wohlpolizirten Ländern die Personen des regierenden Hauses und die hohen Staatsbedienten auch nur durch Reden zu beleidigen, mit Rechte für höchststrafbar gehalten wird. Das Gesetz wegen des Scandalum Magnatum sagt übrigens auch ausdrücklich, es solle dadurch Zwietracht und Mißvergnügen zwischen den Lords und den Gemeinen verhütet werden. Es möchte freylich scheinen, wenn ein Lord einen Gemeinen schimpfte, könne auch wohl Zwietracht und Mißvergnügen entstehen. Indeß hat in England, wo nicht das Gesetz, doch die allgemeine Gewohnheit dafür gesorgt, daß ein solcher Lord auf sein Schimpfwort von dem Gemeinen unbedenklich an die Ohren geschlagen wird, wenn der Gemeine Muth und Kraft dazu hat. Es ist mir unbewußt, ob, wenn ein Lord den andern einen Schuft heißt, der Geschimpfte auf Scandalum Magnatum klagen kann, wenn auch gleich kein Gemeiner Mißvergnügen darüber bezeugt. Aber die bekannte Gewohnheit über dergleichen Vorfälle wird freylich machen, daß er nie klagen wird.

Im übrigen sind die Gesetze in England in Ansehung der persönlichen Satyre, selbst auch wenn sie nur aus bloßem kleinen Muthwillen geschieht, gar nicht so ängstlich, als unsere Gesetze in Deutschland,

und

und ich weiß nicht, ob ſie ſo ganz und gar Unrecht haben. In Deutſchland iſt es ſchon beynahe ein Verbrechen, wenn man jemand auf einer lächerlichen Seite zeigt, und wenn er auch der lächerlichen Seiten zehentauſend hätte, beſonders wenn der Lächerliche eine vornehme Perſon iſt. In England und in Frankreich glaubt man, wenn jemand durch lächerliche Eigenſchaften ſich bei Andern lächerlich macht, ſo verurſache er ſich ſelbſt damnum absque injuria; und hat der ausgelachte Menſch neben ſeiner Lächerlichkeit auch ſchätzbare Eigenſchaften, ſo werden dieſe deshalb nicht weniger erkannt. Ich rede hier von kleinem und allenfalls zu verzeihendem Muthwillen, und weiß wohl, daß Muthwillen über ſeine Gränzen gehen, und ſehr ſtrafbar werden kann. Aber unſere Richter, ſind, wie es mir ſcheint, in Deutſchland allenthalben gar zu pünktlich, und ſehen alles viel zu ſehr von der ernſthaften und feyerlichen Seite an. Sie wollen nicht Poſſe ſeyn laſſen, was Poſſe iſt, und machen dadurch oft bloße Poſſen wichtiger, als ſie an ſich ſind. Wer ſich z. B. nur unterſtanden hat, in Schriften zu ſagen, was jedermann in Geſellſchaft ohne Bedenken ſagte, ſoll gleich wer weiß wie ſtrafwürdig heißen; und hat er ſeine Reden nicht ſo behutſam geſtellt, daß ihm noch irgend eine rechtliche Ausflucht übrig bleibt, ſo kann er als ein Injuriant beſtraft werden, für bloße leichtfertige Einfälle, eben ſo wie für ſolche Aeußerungen, deren Wahrheit jedermann bekannt iſt. In Deutſchland ſtellt man oft die ängſtlichſten Unterſuchungen über eine Schrift an,

wenn auch gleich kein Namen darin genannt iſt; und wehe dem Schriftſteller, wenn man durch Deuten einige perſönliche Anſpielungen auf irgend jemand herausbringen kann. In England iſt es ſchon genug, wenn nur der Namen nicht ganz ausgeſchrieben worden iſt. Wer anſtatt Pitt nur P—t ſchreibt, oder was er über Karl Fox zu ſagen hat, von einem Volpone erzählt, den kann keine Klage über perſönliche Injurien treffen. Die Erlaubniß, dreiſt ſeine Meinung ſagen zu dürfen, erhöhet, erweitert den Geiſt, und macht für vieles Gute empfänglich. Dieſe Freymüthigkeit allgemein zu erhalten, findet man in England ſo wichtig, daß man, in Kolliſionsfällen, lieber einige Perſönlichkeiten überſieht, die ohnedies, wenn ſie über die Schranken gehen, nur den Urheber bey rechtſchaffenen Leuten verächtlich machen.

Ich wünſchte wohl, daß unſere ängſtliche deutſche Geſetzgeber den großen Werth der freymüthigen Urtheile einſehen, und ſie weder im Reden noch in öffentlichen Schriften, wie bisher faſt allgemein geſchehen iſt, durch Geſetze, über die Gebühr einſchränken wollten. Die Geſetze, welche, ſoviel ich einſehen kann, in Abſicht auf die Art wie einer dem andern begegnet, oder über ihn urtheilt, nur für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und für die Erhaltung der bürgerlichen Rechte ſorgen ſollten, wollen für die perſönliche Ehre, ſelbſt derer denen wenig Achtung oder Ehre gebühret, allzuzärtlich ſorgen, aber wie es mir ſcheint, nehmen ſie dazu den unrechten Weg, denn

die

die perſönliche Achtung beruht auf der **Ueberzeugung**, daß ſie jemand verdiene. Wenn alſo bey Unterſuchung einer Beſchimpfung **nicht hauptſächlich auf die Wahrheit** ſoll geſehen werden, wie kann denn dem Beſchimpften die Achtung ſeiner Mitbürger wieder hergeſtellt werden? Wenn jedermann überzeugt iſt, jemand ſey ein ſchlechter Menſch, wird er deswegen für gut gehalten werden, weil durch eine Sentenz feſtgeſetzt worden, man dürfe nicht ſagen, daß er ſchlecht ſey? Es iſt offenbar beſſer für das Recht des Staats, wenn Jeder befliſſen iſt, jeden Gegenſtand **nach ſeinem wahren Werthe** zu beurtheilen. Nur der ſchlechte Menſch kann fürchten, daß dieſes allgemein geſchehe, der gute muß es wünſchen.

Seneca ſagt ſehr richtig: „Wenn jemand „**mit Rechte** ſchimpflich von mir urtheilt, ſo iſt es „**keine Mißhandlung**, ſondern **ein Urtheil**, „und eine unverdiente Beſchimpfung iſt bloß dem „ſchimpflich, der ſie ſich erlaubt *)." So urtheilte

*) Contemnere injurias, et quas injuriarum umbras ac suspiciones dixerim, contumelias, ad quas despiciendas non sapienti opus est viro, sed tantum conspiciente, qui sibi possit dicere: „Utrum merito mihi ista accidunt an immerito? „Si merito, *non est contumelia, judicium est.* Si „immerito, illi qui injusta facit, erubescendum „est." *Seneca de Constantia*, Cap. XVI.

auch der allgemeine verehrte Herr Jefferſon, Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika. In einer Rede, welche er im März d. J. 1805. in der öffentlichen Verſammlung der Staaten hielt, bezeugte er ſeine Verachtung gegen mehrere Schandſchriften, **welche gegen ihn ſelbſt** waren ausgebreitet worden, und ſetzte hinzu: „Ich will damit „nicht ſagen, daß die Geſetze gegen Diffamation „nicht in Kraft erhalten werden ſollte: allein die „Erfahrung hat bewieſen, daß, da Wahrheit und „Vernunft ſich gegen falſche Meinungen behaupten, „die Preſſe, wenn ſie auf **Wahrheit** beſchränkt „wird, keiner andern Einſchränkung durch Geſetze „bedürfe." Vortreflich! Daß **Vernunft** und **Wahrheit** ſo viel als möglich freyen Spielraum behalten, ſey der Hauptzweck der Geſetze über die Mittheilung der Meinungen, nicht aber die ängſtlichen Sorgen, es möchten von einzelnen Perſonen ſchlechte Eigenſchaften, die ſie wirklich an ſich haben, an's Liche kommen. Wenn dergleichen Leute von den Geſetzen dadurch beſchützt werden, daß es überhaupt ſtrafbar ſeyn ſoll, jemand es ſchlechte Eigenſchaften der Wahrheit gemäß für ſchlecht zu erklären, ja ſogar von dem geringſchätzig zu urtheilen, welcher wenig Achtung verdient; ſo wird dieſes gewiß der Vernunft und Wahrheit viel ſchädlicher ſeyn, als eine wohlüberlegte Nachſicht gegen die allgemeine Freyheit der öffentlichen Urtheile.

Am meiſten fällt wohl die Nachſicht der engliſchen

diſchen Geſetze gegen perſönliche Angriffe und Beleidigungen darin in die Augen, daß ſie wider pictures famosas ganz und gar keine Kraft haben, welche die teutſche Rechtsgelehrſamkeit doch ſo ſtrenge beſtraft. In England werden bekanntermaſen ſelbſt der König, die Perſonen des königlichen Hauſes, die Miniſter, und alle andere angeſehene Perſonen oft in den allertädlichſten Karikaturen vorgeſtellt, dieſe Bilder werden öffentlich zum Verkaufe ausgehangen, und niemals noch hat man ein Beyſpiel, daß ſo etwas verboten oder beſtraft, oder nur wegen irgend eines ſolchen Bildes eine Injurienklage *), oder gar eine

*) Wegen Bilder kann in England nicht einmal eine eigentliche Injurienklage, die auf Privatſatisfaktion gienge, angeſtellt werden. Es muß, wenn eine ſolche Klage gültig ſeyn ſollte, nicht nur bewieſen werden, daß im Bilde ein animus injuriandi, ſondern daß auch dem Injurirten ein ſpecieller Schaden dadurch geſchehen ſey. Man ſ. Blackſtone a. a. O. Tome IV. p. 204. Doch iſt kein Zweifel, daß durch das Crown-Office, ſo bald durch eine Jiktion der König als Kläger angenommen iſt, jedermann den, der ihn in einer Karikatur vorgeſtellt hat, könne nach Newgate bringen, oder in die Pillory ſtellen laſſen. Denn es gehört nun einmal zu den Widerſprüchen der engländiſchen Geſetzgebung, daß, ſobald man im Crown-Office der King's Bench klagt, das geringſte Schimpfwort wider eine

eine Klage über Scandalum Magnatum wäre angeſtellt worden. Es ſey mir erlaubt zu fragen, ob aus dieſer Nachſicht wider die in Deutſchland ſo hoch verpönten Picturae famosae, die doch wohl an ſich gewiß eine ſtärkere Beſchimpfung ſind, als etwa ein im Zorn herausgeſtoßenes beleidigendes Wort, in England, wo ſie öffentlich aufgeſtellt werden, jemals die geringſte Unruhe und überhaupt der geringſte Nachtheil entſtanden wäre? Nicht, als ob ich dergleichen Karikaturgemälde an ſich ganz billigte. Ich will nur an einem auffallenden Beyſpiele zeigen, daß eine Konnivenz, welche der deutſchen Theorie nach bedenklich ſeyn müßte, zufolge der vieljährigen Praxis in England nicht ſchädlich wird, und daß daher Deutſchland nichts verlieren würde, wenn deſſen Geſetzge-

eine Privatperſon, ohne Ausnahme, für ein Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe angeſehen, und mit hartem Gefängniße u. ſ. w. beſtraft wird, ohne je zu unterſuchen, ob die öffentliche Ruhe dadurch iſt geſtört worden, hat geſtört werden können, oder ſollen. Wenn hingegen eben dieſe Privatperſon über eben dieſes Scheltwort in den Common-pleas klagen will, ſo kann ſie gar keine Genugthuung bekommen. Man ſagt ihr, es ſey damnum abeque injuria, ſobald die Beſchuldigung wahr iſt, obgleich dieſe wahre Beſchuldigung im Crown-Office, ohne alle weitere Rückſicht für ein Verbrechen gegen den König und das Reich angeſehen werden würde.

ſetzgeber in Abſicht der Freyheit der Urtheile des Einen über den Andern und ſelbſt des Muthwillens im Urtheilen, weniger ängſtlich beſorgt wären, wenn ſie nicht alles gerichtlich aburtheilen wollten, ſondern der öffentlichen Meinung freyern Lauf ließen.

Es geſchieht unfehlbar aus einer wohlüberdachten Politik, daß in England die Regierung ſelbſt manche Mißbräuche im Reden und in bildlichen Vorſtellungen überſieht. Eine ſolche Politik könnte füglich auch in jedem andern kultivirten Lande Anwendung finden. Wenn die Sicherheit des Staats ſonſt beſeſtigt iſt, wenn das Volk ſonſt ſeinen Landesherrn, die Verfaſſung, das Vaterland lieb hat, wenn es ſonſt im Allgemeinen den Geſetzen gern gehorcht; ſo iſt es vielleicht viel beſſer für den Staat und die Regierung, daß es einzelne Dinge, womit es nicht zufrieden iſt, öffentlich von einer lächerlichen Seite betrachtet, als wenn es insgeheim ernſthaft und im Stillen darüber brütet. Die Freyheit, hin und wieder über ſeine Obern ſeine Meinung ſpottend zu ſagen, macht keinesweges allemal das Volk gegen ſeine Obern widerſpänſtig; vielmehr, wenn es wegen irgend eines Mißvergnügens durch Poſſen ſein Mäthchen kühlen kann, ſo denkt es ſehr oft deſto weniger daran, ſeinen Widerwillen auf eine ernſthaftere Art auszulaſſen; zuweilen, wenn ſolche Freyheit mit gutem Laune aufgenommen wird, wird es noch genauer an ſeine Obern gebunden. Die römiſchen Soldaten, die vor Cäſars Triumphwagen riefen: moechum cal-

calvum adducimus, fühlten deswegen nicht weniger, daß er ſie eben jetzt zum Triumphe führte, und weil ſie ungeſtraft ſo rufen durften, waren ſie vielleicht noch bereitwilliger, für eben dieſen Kahlkopf ihr Leben zu laſſen, um ihm und ſich neue Triumphe zu erfechten.

Alles kommt hierbey freylich auf Zeit, Gewohnheit, Verfaſſung und auf andere Umſtände an; dieſe muß derjenige, welcher das Gute und Vortreffliche einer ſolchen Freyheit richtig ſchätzen will, reiflich gegen einander abwägen. Eben aus dieſer Urſache gebe ich auch gern zu, daß Manches, was in England entweder geſetzlich erlaubt, oder konnivirt wird, oder allgemeine Sitte iſt, deswegen nicht bey uns ſogleich auf eben die Art eingeführet werden müßte. Indeß, ſoviel ich habe nachdenken können, ſcheint es mir, daß die Grundſätze, welche das engländiſche Common-law über Injurien giebt, beſonders die vortrefflichen Grundſätze: daß die bewieſene Wahrheit vor jeder Strafe der Injurie ſchützen müſſe, daß derjenige, welcher ein Laſter an ſich hat, ſich ſelbſt injuriire, und daß er, wenn ihm die Wahrheit nun nachgeſagt wird, damnum absque injuria leide, die größte Aufmerkſamkeit, auch bey einer deutſchen Geſetzgebung verdienen. Wenigſtens zeigt die Erfahrung, daß die geſunden Grundſätze des engländiſchen gemeinen Rechts, wenn die ganze Nation in Abſicht auf Injurien fehlt, (denn nur wenige, welche die Wahrheit zu unterdrücken für nöthig halten, klagen bey der King's Bench,) nicht zu öfters-

öffentlichen Unruhen und Thätlichkeiten in dem Maaße Gelegenheit geben, wie ängſtlichere, obgleich ſonſt ſchätzenswürdige deutſche Rechtsgelehrte zu befürchten pflegen. Blackſtone (a. a. O. S. 203.) führt zum Beweiſe, daß niemand zu beſtrafen ſey, wenn das Nachtheilige, was er von einem Andern ſagt, wahr befunden wird, eine ſchöne Stelle aus dem römiſchen Rechte an: „Eum qui nocentem infa-„mavit, non est bonum et aequum, ob eam „rem condemnari: peccata enim nocentium „nota esse oportet et expedit.*)" Mich dünkt, das iſt ein viel würdigerer Ausſpruch für einen edeldenkenden Geſetzgeber, als: Veritas convicii non tollit injuriam. Wenn es, wie hier das römiſche Recht ſagt, nöthig iſt, daß die Verbrechen ſchlechter Leute bekannt werden, (z. B. wenn man einen Dieb einen Dieb, einen Trunkenbold einen Trunkenbold nennt;) ſo wird ja auch dem Staate ein Dienſt dadurch geleiſtet, und es kann wohl nicht, wie im engliſchen Crown-Office, und in vielen deutſchen Gerichtshöfen, jede dem Andern nachtheilige Beſchuldigung, wenn ſie Wahrheit iſt, als ein Verbrechen wider die öffentliche Ruhe angeſehen werden.

Nach meiner Ueberzeugung ſteht es in dem Staate am beſten, wo es die Geſetze einem jedem Bürger des Staats zur Pflicht machen: Ne quid falsi

*) Digest. Lib. XLVII. tit. X. leg. XVIII. pr.; Gebauer Edit. Corp. Jur. civ. p. 2003.

falsi dicere audeat, ne *quid veri non audeat!* Man hat freylich eine bekannte und ſehr wahre Maxime: que toutes les verités ne sont pas bonnes à dire. Aber dieſe Vorſichtigkeits-Maaßregel iſt durch die traurige Erfahrung veranlaßt worden, daß die Macht leicht allzuweit um ſich greift; daher ſollte, ſo viel ich einſehen kann, das Recht um ſo weniger eine Maxime zu begünſtigen ſcheuen, die ſich nicht auf Recht gründet.

IV.

Ueber die nothwendigen Unvollkommenheiten der Abstraktionen und über ihren öftern Mißbrauch.

Ueber die nothwendigen Unvollkommenheiten der Abstraktionen und über ihren öftern Mißbrauch *).

Ich habe mich überzeugt, und sehr einsichtsvolle und scharfsinnige Männer sind auf meiner Seite, daß jede Philosophie, welche nicht beständig auf die Wahrnehmungen vermittelst der innern und äußern Sinne Rücksicht nimmt, und sich dadurch in den Labyrinthen ihrer Abstraktionen und Deduktionen zu orientiren weiß, zuletzt ohne allen innern Gehalt bleiben, und auf ein leeres Spiel mit Worten und Begriffen hinaus laufen müsse. Nicht nur die nun fast vergessenen scholastischen Philosophen des Mittelalters geriethen auf diesen Abweg. Auch in der jetzigen Zeit haben wir an den neuen und neuesten Phi-

*) Vorgelesen in der Königl. Acad. d. Wissenschaften, am 11. Novbr. 1802, zuerst gedruckt, in den Schriften derselben von demselben Jahre.

lesophen die seltsamsten Beyspiele von Verirrungen durch scholastische Subtilitäten. Jene, die neuen oder kritischen Philosophen, rühmten sich noch vor Kurzem, mit Abstraktion von aller Erfahrung ganz rein zu philosophiren und auf diesem Wege nicht nur die Kräfte der menschlichen Vernunft von vorn genau zu bestimmen, sondern die Erkenntniß ihrer Kräfte auch ganz zu erschöpfen; allein bald ward die wechselseitige Klage allgemein, daß sie nicht verstanden würden, und sie selbst verstanden sich oft unter einander nicht. Diese, die neuesten Fichtisch-Schellingschen Inhaber der reinen Wissenschaft, rühmten sich, auf dem Wege des reinen Philosophirens durch die höchste Abstraktion von allem Empirischen, entweder gar bis zum Absoluten hinaufgestiegen zu seyn, in welchem alle Widersprüche vereint beysammen liegen, oder doch durch das ursprüngliche Handeln, von ihnen intellectuelle Anschauung genannt, das eigentliche Wissen gefunden zu haben, das allen Irrthum unmöglich macht. Aber, siehe da! auch diese Lehrer der unfehlbaren Wissenschaft sind über das untrügliche Wissen unter sich selbst noch gar nicht einig, sondern streiten vielmehr über den Sinn und die Wahrheit ihrer unfehlbaren Philosopheme; also müssen doch wohl einige von ihnen, und vielleicht alle irgend worin irren.

Zwar verkündigte der berühmte Kant schon im Jahre 1796, in der Berlinischen Monatsschrift: „den nahen ewigen Frieden in der Philoso-

„phie

„phie *).“ Er gründete dieſen ewigen Frieden auf die Gewißheit der nahen allgemeinen Annahme ſeiner kritiſchen Philoſophie, und beſonders auch des von ihr ausgeſprochenen moraliſchen kategoriſchen Imperativs, welche er ſich damal mit ihrer Nothwendigkeit dachte, und folglich a priori unwiderſprechlich zu ſeyn glaubte. Er ſetzte freylich die ausdrückliche Bedingung hinzu: „wenn man ſich „einander verſteht **).“ Dies Verſtehen hielt er damals für ſehr leicht, da ihm in ſeiner Philoſophie alles, a priori und in ſeinem Gemüthe, als völlig feſt und evident vorkam. Aber leider! die in der kritiſchen Philoſophie ſo ſehr herabgeſetzte Erfahrung hat ſeitdem bewieſen, daß dieſe Philoſophie, und der darauf gebauete transſcendentale Idealismus nur noch von ſehr Wenigen in ihrer Reinigkeit angenommen wird, daß vieles davon gar nicht mehr gilt, daß ſogar über den eigentlichen Sinn der wichtigſten Lehren dieſer Philoſophie, ſowohl unter ihren Gegnern als unter ihren Vertheidigern, im eigentlichen Verſtande, beinahe ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne ſind. Wer

*) Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philoſophie. In der Berliniſchen Monatsſchrift, Dec. 1795. No. 1, wieder gedruckt im dritten Theile von Kant's vermiſchten Schriften, (Halle 8.), S. 339.

**) Kants vermiſchte Schriften, dritter Theil. S. 355.

dieſe Unfälle der neuen und neueſten aprioriſchen Philoſophieen aufmerkſam und unpartheiiſch betrachtet, wird kaum läugnen können, daß die tiefſinnigen Köpfe deswegen uns ſo viel verſprachen, und ſo wenig hielten, weil ſie ſich in ihre Abſtraktionen verwickelten. Um ſich aus den Labyrinthen der abgezogenen Begriffe herauszufinden,, womit ſich ihre transſcendentale Philoſophie allein beſchäftigt, iſt der leitende Faden abgeriſſen und bis jetzt noch nicht wieder angeknüpft.

Niemand, der ſich einigermaaßen mit Philoſophie beſchäftigt hat, wird läugnen, daß, um zu beſtimmten philoſophiſchen Begriffen zu gelangen, es nöthig ſey, ſowohl in den Wahrnehmungen als in den Reflexionen und Urtheilen genau zu unterſcheiden, was unterſchieden werden muß. Ferner wird auch Niemand läugnen, daß man dieſe Verſchiedenheiten, ſie mögen nun durch die Sinne, oder durch die Denkkraft gefunden werden ſeyn, von einander abſondern, und jeden bemerkten Theil des Ganzen, oder jede gefundene einzelne Beſchaffenheit eines philoſophiſchen Objekts, einzeln vor ſich und abſtrahirt von allen übrigen, betrachten muß, damit man jedes genauer erforſchen könne. Nicht nur jede Philoſophie iſt voll von Abſtraktionen, ſondern auch ſelbſt im gemeinen Leben macht der Nichtphiloſoph mehr Abſtraktionen, als er vielleicht denkt. Daß alſo abſtrakte Begriffe theils nothwendig, theils unvermeidlich ſind, iſt außer Streit. Nun wäre zu fragen: Wie vielerley Begriffe in abſtrakto giebt es? Wie

entſtehen ſie? Giebt es nur Einerley erlaubte Art, ſie zu formiren, oder ſind die Arten, wie ſie ſich im Gemüth bilden können, ſehr mancherley?

Die theoretiſchen Philoſophen haben von jeher die Arten der Abſtraktion verſchieden eingetheilt, und von Abſtraktionen neue Abſtraktionen abſtrahirt. Da formirten die alten Logiker eine abſtractio realis und eine abſtractio rationis, eine abſtractio ultimata, eine formalis und objectiva, eine pura und impura, u. ſ. w. In unſerer Zeit haben nicht nur die kritiſchen, ſondern auch mehrere der von ihnen abweichenden Philoſophen den größten Vorzug ihrer Philoſopheme in immer neu vermehrte Abſtraktionen geſucht *), ja Hr. Mackenſen, ein nun verſtorbener kritiſcher Philoſoph, iſt ſo weit gegangen, zu bemerken

*) Einer der ſchätzenswürdigſten Männer unter den neuen Philoſophen, Hr. Prof. Bardili, ſagt im 2ten Hefte ſeine philoſophiſchen Elementarlehre (Landshut 1802. 8.) §. 40: „Wenn „die Abſtraktion bis zu einem Objekte überhaupt, „bis zum Etwas aufgeſtiegen iſt: ſo hat ſie — „die Dinge an ihrer Wurzel angefaßt, und wie „ſie in der Natur ſelbſt Grundverfaſſungsmäßig „werden und entſtehen, läßt dieſelbige, aus „dieſer Wurzel heraus, über welche ſie jetzt „durch die Abſtraktion Macht erhalten hat, „auch bey ſich werden und entſtehen.“ Ich bekenne mich nicht überzeugen zu können, daß durch eine ſo weit getriebene Abſtraktion dieſe Macht zu erhalten iſt, wie ſelbſt dieſes ſcharfſinnigen Philoſophen, Syſtem des Denkens, als eines reinen Denkens beweiſet.

merken, daß dieſe neue Philoſophie, an ſich, ohne das was er Abſtraktion nennt, — nichts mehr als ein Spiel mit Begriffen ſey *). Um nun das, was er für ein Herz und Geiſt verzehrendes Spiel hält, evident und ſeelenerhebend zu machen, behauptet er, daß „nur in der Abſtraktion Wahrheit ſey **),“ und glaubte im menſchlichen Gemüthe ſogar ein ganz neues beſonderes Abſtraktionsvermögen entdeckt zu haben, vermöge deſſen er meinte, das Innerſte des Weſens der Dinge unmittelbar, und ohne Worte und Begriffe dergeſtalt zu ergründen, daß „das Weſen der „Vorſtellung, das Weſen des Gegenſtandes ſey ***).“

Es würde eben ſo unnütz ſeyn, Bedeutung und Werth oder Unwerth der S. 153 erwähnten ſcholaſtiſchen Eintheilungen der Abſtraktionen auseinander zu ſetzen, als die Nichtigkeit der Erſchaffung eines beſondern Abſtraktionsvermögens ohne Worte und Begriffe zu zeigen, eines eingebildeten Vermögens, welches ungefähr eben ſo viel iſt, als ein Urſprung.

*) Grundzüge zu einer Theorie des Abſtraktionsvermögens, entworfen von Wilhelm Mackenſen, Halle 1799. 8. S. 1. „Die Abſtraktion iſt die Seele „aller Philoſophie. Die kritiſche Philoſophie „wird ohne ſie ein peinigendes, Herz und Geiſt „verzehrendes Spiel mit Begriffen; aber durch „Abſtraktion aufgefaßt, iſt ſie leicht, evident, „erfreulich und ſeelenerhebend.“

**) a. a. O. S. 5.

***) a. a. O. S. 112-113.

ſprüngliches Vorſtellen, oder eine intellektuelle Anſchauung, d. h. als ein inneres Licht, das nur dem leuchtet, der es trägt. Dergleichen philoſophiſche Erdichtungen ſind nichts als leere Nothbehelfe, die uns nicht um einen Schritt weiter bringen.

Eben ſo unfruchtbar ſcheinen mir die verſchiedenen Streitigkeiten der Philoſophen, wie Abſtraktion zuerſt entſtanden ſey; denn es ſuche nur jeder den Urſprung der Abſtraktion ſo herzuleiten, wie es ſeinem abſtrakten Syſtem am zuträglichſten iſt. Locke fand es zuträglich, in ſeinem berühmten Verſuche über den menſchlichen Verſtand, anzunehmen, daß die allgemeinen Begriffe durch Abſtraktion vom Einzelnen entſtanden wären, da man nämlich durch Auffaſſen desjenigen was mehreren Individuen gemein iſt, und Weglaſſung desjenigen was an ihnen verſchieden iſt, den Begriff der Art gebildet hätte, und dann aus der Aehnlichkeit der Arten auf eben die Weiſe den Begriff der Gattung. Dieſem widerſetzte ſich Leibnitz *), und behauptete das Gegentheil: ſo wie auch Herr Mackenſen **), weil beide es ihren ſonſt ſo ſehr verſchiedenen Syſtemen bequemer fänden, die allgemeinen Begriffe als ſchon vor den einzelnen vorhanden anzunehmen, und Kant hat auf ähnliche Art ſeine Kategorieen, welche im Grunde nichts ſind als allgemeine Begriffe, a priori in den

*) Nouveaux Essais sur l'entendement humain, p. 236.

**) a. a. O. S. 70. f.

menſchlichen Verſtand gelegt, weil dieſes mit der Vorſtellungsart ſeiner Kritik der reinen Vernunft am beſten übereinſtimmte. Wenn man aber die Sache unpartheyiſch erwägt, ſo findet man, daß allgemeine Begriffe auf mehrerley Art entſtehen und abgeleitet werden können; daß der Ausdruck **allgemeiner Begriff**, ſelbſt ſchon eine **Abſtraktion** iſt, nämlich anzeigt, daß der Begriff in ſich begreifen ſolle, was mehrern einzelnen Begriffen **gemein** iſt; ja, daß z. B. bey Kindern und unkultivirten Menſchen, einige allgemeine Vorſtellungen ſehr wohl durch ſinnliche Anſchauungen dunkel vorhanden ſeyn, und dennoch erſt durch nähere Beobachtung und Unterſcheidung der an den Individuen wahrgenommenen Merkmale, und alſo **durch Abſtraktion**, deutlich können entwickelt werden. Die Abſtraktionen der allgemeinen Beſchaffenheiten ſinnlicher Objekte, z. B. Größe, Kleinheit, Beharrlichkeit, Dauer, Folge, Ordnung ſind wohl nichts anders als durch Beobachtung und Gegeneinanderſtellung mehrerer individuellen Objekte entſtanden, von denen wir erkannten, daß ihnen dieſe Eigenſchaften zukämen. Umgekehrt aber laſſen ſich unſtreitig auch die Beſchaffenheiten ohne die Objekte **in abſtrakto** denken, und überhaupt iſt an ſich keine Art zu verwerfen, wie jedes Objekt oder jeder Theil eines Objekts oder Begriffs kann in Gedanken getrennt, d. h. **in abſtrakto gedacht** werden. Es laſſen ſich die einzelnen Objekte, durch Abſtraktion von den Verſchiedenheiten, unter einen allgemeinen Begriff faſſen, und man kann wieder aus dem allgemeinen Begriffe

griffe, wenn er einmal gefaßt iſt, durch Abſonderung der einzelnen Theile deſſelben, wieder auf einzelne Abſtraktionen kommen. Es zeigt immer eine Einſeitigkeit an, und iſt ein Mißbrauch der Dialektik, wenn ein Philoſoph, ſeinem Syſteme zu Liebe, irgend eine Art einſchränken oder gar ganz verwerfen will.

Ich verehre den berühmten Kant wegen ſeines weitumfaſſenden Scharfſinns, ob ich ihm gleich nicht, wider meine Ueberzeugung beyſtimmen, oder wie ſeine eifrigen Anhänger thun, meine Vernunft unter dem Glauben an ihn gefangen nehmen mag. Auch er hat, meines Erachtens, bey ſeiner Herleitung des Urſprungs und Unterſcheidung der Arten der Abſtraktionen, ein ſonderbares Beyſpiel der eben erwähnten Einſeitigkeit gegeben. Um einem beſchwerlichen Einwurfe wider ſeine Behauptung, daß **Raum und Zeit nichts als Formen der Sinnlichkeit** wären, zu begegnen, giebt er vor, bloß der Chemiker könne **etwas abſtrahiren**, der Philoſoph aber abſtrahire **von demjenigen, worauf er nicht Rückſicht nehmen will.** Ich muß ſchon die ganze Stelle anführen. Er ſagt *): „Man abſtrahirt nicht einen „Begriff

*) Kant über eine neue Entdeckung S. 26. Ich weiß wohl, daß Herr Kant ſich etwa hinter ſeinen abſtrakten Begriff eines transcendentalen Schema eines Verſtandesbegriffs möchte haben verſchanzen wollen; mich aber auf dergleichen Subtilitäten einzulaſſen, iſt hier der Ort nicht. Ich halte ſie für nichts, als für ſehr willkührliche, nur

„Begriff als gemeinsames Merkmal, sondern man „abstrahirt in dem Gebrauche eines Begriffs von „der Verschiedenheit desjenigen, was unter ihm „enthalten ist. Die Chemiker sind allein im Be„sitz, etwas zu abstrahiren, wenn sie eine Flüssig„keit von andern Materien ausheben, um sie be„sonders zu haben; der Philosoph abstrahirt von „demjenigen, worauf er in einem gewissen Ge„brauche des Begriffs nicht Rücksicht nehmen „will. — Die Unterschiede von abstrakt und „konkret, gehen nur den Gebrauch der Begriffe, „nicht die Begriffe selbst an. Die Vernachläs„sigung dieser scholastischen Pünktlichkeit ver„fälscht öfters das Urtheil über einen Gegenstand. „Wenn ich sage, die abstrakte Zeit oder Raum habe „diese und jene Eigenschaften, so läßt es, als ob Zeit „und Raum an den Gegenständen der Sinne, so „wie die rothe Farbe an Rosen, dem Zinnober „u. s. w.

dem Systeme zu Gefallen erfundene Zerstümmelungen von Begriffen. Ich bleibe bloß bey dem, was Kant in der angeführten Stelle über die Art zu abstrahiren deutlich und ohne Einschränkung sagt, (was doch sein Ernst seyn muß, da er einen Gegner dadurch widerlegen will,) und was er hätte nothwendig beweisen müssen, wenn er nicht hätte zu verstehen geben wollen, es wäre für sich klar. Herr Mellin hat obigen ganz willkührlichen Ausspruch Kant's in sein Wörterbuch, im Artikel Absondern, wörtlich aufgenommen, gerade als enthielte er die wesentlichen Bestimmungen des Abstrahirens.

„u. ſ. w. zuerſt gegeben, und nur logiſch daraus ex-
„trahirt würden. Sage ich aber: an Zeit und
„Raum in abſtrakto betrachtet, d. i. vor allen
„empiriſchen Bedingungen, ſind dieſe oder jene Ei-
„genſchaften zu bemerken, ſo behalte ich es mir
„wenigſtens noch offen, dieſe auch als unab-
„hängig von der Erfahrung (a priori) erkenn-
„bar anzuſehen, welches mir, wenn ich die Zeit als
„einen von dieſer bloß abſtrahirten Begriff an-
„ſehe, nicht frey ſtehe. Ich kann im erſten Falle
„von der reinen Zeit und Raume, zum Unterſchiede
„der empiriſch-beſtimmten, durch Grundſätze a priori
„urtheilen, wenigſtens zu urtheilen verſuchen, in-
„dem ich von allem Empiriſchen abſtrahire, welches
„mir im zweyten Falle, wenn ich dieſe Begriffe ſelber,
„(wie man ſagt) nur von der Erfahrung abſtrahirt
„habe, (wie im obigen Beiſpiele von der rothen Far-
„be) verwehrt iſt."

Es iſt wirklich ein ſehr naives Geſtändniß dieſes berühmten Philoſophen, daß er ſelbſt bemerkt, er wolle durch obige ſubtile dialektiſche Wendung den Philoſophen unterſagen, etwas zu abſtrahiren, und dies nur den Chemikern allein zueignen; nur deswegen, damit er ſich offen laſſe, Ideen von Verhältniſſen, wovon es keinesweges bewieſen iſt, daß ſie anders als durch Beobachtung in der Erfahrung gegeben, und ſodann logiſch, d. h. durch Schlüſſe, — (freylich nicht extrahirt, wie er, vermuthlich nicht ohne Abſicht ſagt, —) aber doch abſtra-

hirt

hirt werden, nämlich die Begriffe den Raum und Zeit, als unabhängig von der Erfahrung erkennbar anzusehen, und in seinem Systeme zu bloßen Formen der Sinnlichkeit a priori zu machen. Bloß um das Letztere bequemer deduciren zu können, will er ganz willkührlich dem Philosophen absprechen, was ihm nie mit Recht abgesprochen werden kann, nämlich einen Begriff als ein gemeinsames Merkmal abstrahiren zu können; sondern er soll nur im Gebrauche eines Begriffs von der Verschiedenheit abstrahiren. Dieser willkührliche Ausspruch ist eben so wenig scholastische Pünktlichkeit, als wenn dieser berühmte Philosoph hier zum Behufe seines Systems unvermerkt einschiebt: „Zeit und Raum in abstrakto betrachtet, bedeute Zeit und Raum vor allen empirischen „Bedingungen". Wenn man Zeit und Raum in abstrakto betrachtet, so abstrahirt man von allen empirischen Bedingungen, aber vor aller Erfahrung kann eben so wenig ein Begriff von Raum und Zeit in unserm Gemüth entstehen, als ein Begriff von rother Farbe, eben so wenig, als sich eine Zeit vor der Zeit denken läßt, und als wir überhaupt unsere Vernunft, durch deren Schlüsse wir allein nur den Begriff von Raum und Zeit bilden, gebrauchen können, ehe wir unsere Sinne brauchten. Dergleichen kleinliche Kunstgriffe, welche die kritische Philosophie nicht verschmäht, sind, unparteyisch betrachtet, wohl

gerade

gerade das Gegentheil der hier von Kant empfohlnen ſcholaſtiſchen Pünktlichkeit.

Worin ſollte denn wohl der Grund liegen, daß der Philoſoph nicht **gemeinſame Merkmale** abſondern, ſondern nur **von Verſchiedenheiten** abſtrahiren könnte? Sonderte denn nicht Kant ſelbſt, die Begriffe von den allen Menſchen zukommenden **gemeinſamen Merkmalen**, Sinnlichkeit, Vernunft, Urtheilskraft? Mußte er ſie nicht nothwendig abſondern? Und welche ſeltſame Entgegenſetzung des Chemikers gegen den Philoſophen! Wenn der Chemiker von einer Materie Flüſſigkeiten aushebt, wenn er durch Deſtillation die flüchtigen und flüſſigen Theile trennt, **um jede beſonders zu haben**, ſondert er denn da nicht **Verſchiedenheiten**, und läßt die weg, die er nicht brauchen will? Iſt es denn nicht ein eben ſo weſentliches **gemeinſames** Merkmal aller Körper, daß ſie zugleich in Zeit und Raum exiſtiren, als daß alle Körper den äußern Sinnen **irgend eine Geſtalt** darbieten? und iſt es nicht hingegen ein eben ſo gemeinſames Merkmal aller Gedanken und innern Empfindungen, daß ſie zwar nicht **im Raume**, aber doch nothwendig **in der Zeit exiſtiren**, und daß ſie nicht **durch äußere Sinne** können angeſchaut werden? Wenn die Begriffe von Raum und Zeit ſchwerer dialektiſch zu entwickeln ſind, als etwa der Begriff von der Farbe oder von der Geſtalt, ſo hindert dies nicht, daß jene Begriffe, eben ſo wie dieſe, an den Gegenſtänden **durch innere und äußere Sinne**

Sinne zuerst gegeben, und nachher durch die Denkkraft abstrahirt worden sind, wenn gleich Kant dies zum Behufe seines Systems gern verdunkeln möchte. Die Philosophen sonderten am Menschen, die allen Menschen gemeinsame Merkmale, Körper und Denkkraft, sonst auch Leib und Seele genannt, um jedes besonders zu haben, d. h. um jedes besonders zu betrachten. Hingegen sondert der Chemiker gewiß das Caput mortuum, das in der Retorte zurückbleibt, deshalb, um darauf beym Gebrauche nicht Rücksicht zu nehmen. Es ist also Kant's obige Behauptung, so viel ich einsehen kann, eben so willkührlich und falsch, als das Beyspiel unglücklich gewählt ist. Wenn es wahr wäre, wie es Kant behauptet: „daß der Unterschied von abstrakt und „konkret den Gebrauch der Begriffe, nicht aber „die Begriffe selbst anginge;" so müßten wir ja gar keine abstrakte Begriffe haben können. Hätten wir die nicht, könnten wir an Einem Objekte, oder an mehrern Individuen, nicht gemeinsame Merkmale, nachdem wir sie wahrgenommen haben, vom Objekte und von den Individuen abstrahiren, d. h. jedes für sich allein abgesondert betrachten, wie könnte man denn diese Merkmale logisch bestimmen? Behauptete aber dieser berühmte Philosoph, was er kaum im Ernste behaupten kann, daß wir wirklich gar keine abstrakte Begriffe formiren könnten, welches wären alsdenn wohl die Begriffe, welche wir in abstrakto zu gebrauchen hätten? Wollte Kant wirk-

lich

lich von uns verlangen, daß wir nicht-abstrakte Begriffe dennoch im Gebrauche als abstrakt behandelten, so scheint mir dieses eben so widersinnig zu seyn, als wenn er uns in der Moral einen kategorischen Imperativ aufdringen will, von dem er versichert, daß er ein unbedingtes Gebot der Vernunft, dennoch aber unbegreiflich sey, und wenn er hernach, in seiner Religionslehre, von uns verlangt, um diesem von ihm für so unbegreiflich als unbedingt ausgegebenen Gebote der Vernunft mehr Kraft zu geben, solle demselben die Einbildung hinzugefügt werden, daß es ad instar eines Gebots Gottes angesehen werde, welcher Gott, nach eben dieser Philosophie, nichts ist als eine unbewiesene Idee, von der Vernunft postulirt, weil sie sich sonst aus dem neuen System der Moral nicht herauszufinden weiß. Kann wohl ein Begriff weniger logisch-richtig, oder, um mit Herrn Kant zu reden, weniger scholastisch-pünktlich erdacht seyn, als das Gebot einer bloßen postulirten Idee, deren Existenz nicht kann erwiesen werden? Zwar freylich, nach Kant's eigenem Ausspruche, ist jedes Postulat „ein a priori gegebener, keiner Erklärung seiner Möglichkeit fähiger Imperativ"*). O logische Pünktlichkeit!

Kant sagt sehr unrichtig: der Philosoph könne nicht

*) Berl. Monatsschrift Dec. 1796. S. 497. Desgl. Kant's vermischte Schriften dritter Band S. 35[illegible].

nicht ein **gemeinſames** Merkmal **abſtrahiren**, er könne nur **von Verſchiedenheiten** abſtrahiren. Die Begriffe: **gemeinſame Merkmale** und **Verſchiedenheiten**, ſind ja relativ. Mehrere gemeinſame Merkmale an einem und ebendemſelben Objekte, ſobald man jedes derſelben beſonders beſtimmt und von allen übrigen unterſcheidet, und ſodann jedes vor ſich, ohne die übrigen, d. h. **in abſtrakto** betrachtet, werden eben dadurch Verſchiedenheiten. Wenn ich an den Gegenſtänden A D und B D die Begriffe der **Merkmale** A B D **als Erkenntnißgründe** feſtſetze, um jetzt die Uebereinſtimmung beider Gegenſtände *) zu betrachten, ſo **abſtrahire** ich zu **meinem jetzigen Gebrauche** den Begriff des **gemeinſamen Merkmals** D, und beweiſe, daß es in beiden Gegenſtänden identiſch iſt; denn ich will jetzt nicht davon handeln, daß dieß gemeinſame Merkmal D von den Merkmalen A und B, jedes in abſtrakto betrachtet, **verſchieden** iſt.

Will aber der Philoſoph von **Verſchiedenheiten** handeln, ſo kann er allerdings auch ſowohl A als B, jedes **abgeſondert** von dem andern und noch betrach-

*) Kant ſagt in ſeiner Logik (Königsberg 1800. gr. 8.) S. 85: „Der äußere Gebrauch der „Merkmale, als Erkenntnißgründe betrachtet, „beſteht in der Vergleichung, ſofern wir durch „Merkmale ein Ding mit andern nach den Re„geln der Identität oder Diverſität vergleichen „können."

trachten, und zeigen, wie A von B und beide von D verſchieden ſind. Nur muß vor allen Dingen die Beſtimmung der Verſchiedenheit recht deutlich und genau ſeyn. Iſt ſie es nicht, kann ſie vielleicht der Natur der Sache nach nicht deutlich und genau gefunden werden; ſo iſt auch jeder der abſtrahirten Begriffe nicht genau beſtimmt, und eben daraus entſtehen die vielen unnatürlichen ſpekulativen Behauptungen und Syſteme, welche eins nach dem andern vergehen, ſo gelehrt oder ſo genialiſch ſie auch anfänglich ausſtaffirt ſcheinen. Sie können nicht Beſtand haben, ſobald entdeckt wird, daß die abſtrakten Begriffe, welche für genau beſtimmt ausgegeben wurden, unbeſtimmt und willkührlich ſind. Hieraus entſtehet der erſte große, und bey den meiſten philoſophiſchen Syſtemen faſt unvermeidliche Mißbrauch der Abſtraktionen.

Als die Philoſophen zuerſt den Körper von der nicht in die äußern Sinne fallenden Denkkraft und Lebenskraft unterſchieden, und jenen **Leib**, dieſe beide aber **Seele** benannten, ſo glaubten ſie genau unterſchieden zu haben; und gleichwohl fällt Körper und Lebenskraft, ſo wie Lebenskraft und Denkkraft beſtändig in einander. Man glaubte noch genauer zu unterſcheiden, wenn man die Eintheilung dreifach, in **Geiſt**, **Seele** und **Leib** machte. Sehr bald aber ward man gewahr, daß auch dieſe Eintheilung ſo unbeſtimmt als unbrauchbar ſey; und wenn man in neuern Zeiten beynahe eine ähnliche Eintheilung von **Intelligenz**, **Lebenskraft** und **Organismus** machte, und durch Hin-

sung unbestimmter und willkührlicher abstrakter Begriffe, wie Kraft, Reiz, Erregung, Erregbarkeit, Poten:, vikarirende Thätigkeit, u. d. gl. das Dunkle durch noch größere Dunkelheit zu erleuchten vermeinte, so hat sich nur allzusehr gezeigt, daß, obgleich gewiß in neuern Zeiten unsere Wahrnehmungen und Beobachtungen viel mannigfaltiger und lehrreicher geworden sind, dennoch die Mannigfaltigkeit der neuern Abstraktionen eben nicht lehrreicher hat werden wollen, und am wenigsten, wenn man wegen dieser Abstraktionen die Erfahrung für überflüssig ausgeben, und durch sophistische Spielwerke der Natur a priori Gesetze geben zu können, sich einbildete.

Die Ursache dieser demüthigenden Erscheinung mag wohl unter andern auch darin liegen, daß sich der Philosoph bey'm Formiren abstrakter Begriffe nur in Einen Gesichtspunkt stellen kann, oder will, und daß doch der allergrößte Theil der Gegenstände der Philosophie von mehrern Seiten betrachtet werden kann, und betrachtet werden muß. Hierin liegt, so viel ich einsehen kann, der hauptsächlichste Grund der absoluten Gewißheit der mathematischen Wahrheiten, im Gegensatze der mehrentheils sehr bedingten Wahrheit philosophischer Begriffe; welche bey der größten Pünktlichkeit und Sorge für die Folgerichtigkeit, kaum bis zum Fürwahrhalten wird können gebracht werden. Die Mathematik hat nur mit Größen und Quantitäten zu thun. Dieß sind auch bloße Abstraktionen, aber sie können

ihrer

ihrer Natur nach in keiner andern Rücksicht, aus keinem andern Gesichtspunkte betrachtet werden, als daß sie bestimmte Quantitäten und Größen sind. Ist einmal ihr Verhältniß zu einander bestimmt gefunden und richtig bewiesen, so bleiben diese Bestimmungen ewig unverändert; daher sind auch die mathematischen Wahrheiten absolut gewiß. Die Philosophie hingegen hat hauptsächlich mit Begriffen von Beschaffenheiten zu thun. Diese sind, so wie alle Abstraktionen, von den Dingen wovon sie abstrahirt sind nicht wirklich sondern nur in der Idee getrennt. Die Qualitäten sind gar sehr mannigfaltig und sind größtentheils nicht so absolut und an sich zu bestimmen, wie die Quantitäten, am wenigsten durch eine einzige Ansicht: sondern müssen und können sehr oft in gar verschiedenen Verknüpfungen, und gar verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Daher gestatten die Vorstellungen, die Voraussetzungen, die Behauptungen der Philosophen sehr unterschiedene Rücksichten; daher sind auch nur diejenigen philosophischen Sätze absolut gewiß, welche in sich genau bestimmt sind, und unter keiner andern Verknüpfung können gedacht werden, als die wir vor uns haben. Die Wahrheit des Satzes des Widerspruches kann von Niemand in Zweifel gezogen werden, er müßte denn ein Schelling seyn, welcher bis dahin gestiegen ist, daß ihm das Nichts = Etwas wird! Der Satz des zureichenden Grundes, der Satz, daß zwey Dinge,

welche einem dritten gleich sind, auch untereinander gleich sind, worauf die ganze Logik beruhet, bleiben unstreitig wahr, in welchen Verknüpfungen und Verhältnissen man sie sich auch denkt. Nicht so ist es mit dem größten Theile anderer philosophischer Sätze! Mehrentheils wird die Beschaffenheit der Gegenstände und der allgemeinen Begriffe, welche sich der Philosoph davon abstrahirt, nicht erlauben, auf alle verschiedene Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, in denen sie können gedacht werden. Aber es ist auch nicht zu läugnen, daß der Philosoph nicht selten auf alle diese **verschiedene** Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen, **gar nicht die Absicht hat.** Jeder Philosoph will ein Lehrgebäude durchsetzen, und gewöhnlich macht er es leider! so wie Kant, der — beynahe etwas zu offenherzig, — vorgiebt, daß es jeder Philosoph zu machen habe, nämlich: „Der „Philosoph," sagt er, „abstrahirt von demjenigen, „worauf er, in einem **gewissen Gebrauche** des „Begriffs, **nicht Rücksicht nehmen will** " Aber gerade dieses, wovon der Philosoph oft unzulässig **abstrahirt**, worauf er **nicht Rücksicht nimmt**, oder wohl gar nicht Rücksicht nehmen **will**, weil er schon vorher einen gewissen **Gebrauch** im Sinne hat, bringt die dürftige Einseitigkeit der meisten philosophischen Systeme hervor, welche, gleich einem künstlichen perspektiven Gemälde, alsdann nur einen Schein von Wahrheit haben, wenn man sie in einen einzigen angewiesenen Gesichtspunkt stellt, aber als unordentlich und verwirrt erscheinen, sobald man sie von verschiedenen andern Seiten betrachtet. Auch

hier

hier geben die neue und neueſte deutſche Philoſophie merkwürdige Beyſpiele, wie eine gänzlich abſtrakte, d. h. einſeitige Anſicht, entweder bis zur unphiloſophiſchen Inkonſequenz, oder zu einer Verwirrung der Begriffe führen muß, die nahe an's Abentheuerliche gränzt.

Der berühmte Kant verſprach **rein** a priori, abſtrahirend **von aller Erfahrung**, zu philoſophiren, in der Abſicht, die Kräfte der menſchlichen Vernunft kritiſch zu prüfen. Der Begriff **Vernunft** iſt ſelbſt ein abſtrahirter Begriff, als ein bemerkter Theil von dem allgemeinen **abſtrahirten** Begriffe **Denkvermögen**. Der Philoſoph mag berechtigt ſeyn, weil er es nicht ändern kann, zu trennen, was die Natur vereinigte, **ſinnliche Empfindung** und **Denkvermögen**. Aber, wenn er unterläßt, beide je **vereinigt** zu betrachten, ſo können **aus ſolcher einſeitigen** Anſicht wohl nicht Reſultate folgen, der wirklichen menſchlichen Natur gemäß, worin Sinnlichkeit und Denkvermögen ſo unzertrennbar und innig vereint ſind. Doch mag dieſes hier noch dahin geſtellt bleiben. Wäre nur Kant in ſeinem Philoſophiren wenigſtens konſequent geblieben. Man gab ihm wohl nicht ganz mit Unrecht Schuld, ſeine Philoſophie, ſowohl in der **Kritik der reinen Vernunft**, als in der **Kritik der** (von ihm durch eine neue, vielleicht übermäßig ſubtile und willkührliche Abſtraktion angenommenen) **praktiſchen Vernunft**, ſchiele ſehr oft unvermerkt

in's Empiriſche, und er ſuche nur mit dialektiſcher Feinheit das Anſehen, als habe er rein a priori gefunden, was er doch eigentlich nur durch Verbindung der Erfahrung mit ſeiner ſcharfſinnigen Denkkraft fand. Geſetzt, es wäre ſo, ſo hätte das Einlenken, welches man ſonderlich in der Grundlegung der Metaphyſik der Sitten dieſes berühmten Mannes, und ſowohl in deſſen Tugendlehre, als auch in deſſen Rechtslehre ziemlich deutlich merken kann, wohl nur zum Zwecke haben können, Reſultate zu vermeiden, welche dem geſunden Menſchenverſtande entgegen ſind. Sonach hätte er lieber einigermaßen inkonſequent ſeyn, lieber ſeine Inkonſequenzen durch ſeine dialektiſche Wendungen, (worunter auch vorzüglich die Poſtulate der reinen Vernunft gehören) wo nicht mindern, doch wenigſtens verdecken wollen, als Folgerungen Raum geben, die auf Widerſprüche oder gar auf Ungereimtheiten führen würden. Er philoſophirte daher, wenn auch nicht immer nach einem kategoriſchen, doch mit öfterer Rückſicht auf einen pragmatiſchen Imperativ, um mich ſeiner Terminologie gemäß auszudrücken.

So behutſam waren Fichte und Schelling nicht, welche auf Kant's Schultern ſtiegen, um weiter zu ſehen als er. Sie wollten deſſen Philoſophie weiter führen, ſie von aller Inkonſequenz reinigen, in Kants wahren Geiſt dringen, welcher, ihrer Meinung nach, von dem Buchſtaben ſeiner Schriften weit unterſchieden ſeyn ſollte. Sie waynten ſich zuförderſt

mit

mit der Kühnheit, vor keiner Paradoxie zu erſchrecken, und auch vor keiner, wenn auch noch ſo unmittelbaren, Folgerung aus ihren Philoſophemen, durch die ſie ad absurdum gebracht wurden. Nun abſtrahirten ſie auf's ſtrengſte von allem Sinnlichen, woraus natürlich folgte, daß ſie von der ganzen Sinnenwelt auſſer ihnen eben ſo wenig ſahen und hörten, als von allem Ueberſinnlichen. Da ihnen nun beides gleich war, ſo zogen ſie vor, nur im **Ueberſinnlichen** zu philoſophiren. Sie glaubten hierdurch auf's ſicherſte das innere Weſen der Dinge zu erforſchen, da man ihnen zugeben muß, daß es aus den Eindrücken der Sinne nicht erkannt wird. Sie wollten ſogar von ihrem **Seyn** abſtrahiren, wollten ſelbſt das **Seyn** philoſophiſch deduciren, und ſetzten feſt, daß wer **das Seyn** erſt entſtehen laſſen will, es aus etwas entſtehen laſſen müſſe, das **noch kein Seyn** iſt, weil ſonſt das **Seyn** ſchon vorausgeſetzt ſeyn würde. Anſtatt zu fühlen, daß ſonach ihre Angabe über alle menſchliche Kräfte gehe, und auf's Abſurde und Widerſprechende führen müſſe, verachteten dieſe kühnen Philoſophen die Warnung des geſunden Menſchenverſtandes, und verhießen zuletzt gerade zu, eine Philoſophie zu liefern, die nicht nur dem geſunden Menſchenverſtande **widerſpreche**, ſondern auch von Abſtraktion zu Abſtraktion ſteigend, ſie bis zum **Abſoluten** führe, worin alles Widerſprechende zuſammen ſtehen könne.

Sie bemerkten, allerdings ſehr richtig, daß Kant

ſeine Kritik der reinen Vernunft mit einem **Faktum** des **Bewußtſeyns**, und folglich, wenn man den Sinn der Worte deutlich denkt, wider ſein Verſprechen mit etwas **Empiriſchem** anhob. Dies wollten ſie vermeiden, und meinten es leicht zu können, denn die Außenwelt war ihnen ja verſchloſſen, weil ſie, in ſofern ſie philoſophiren, ohne alle Hülfe der Sinne zu ſeyn ſich erklärt hatten. Sie ſuchten alſo die Außenwelt nur bloß aus ihrem innern der Sinne ermangelnden Selbſt zu erſchaffen. Sie ſetzten als erſten Grundſatz feſt: — freylich ohne allen **Beweis** — Alle Eindrücke von Außen, welche ſie von Zeit zu Zeit zu empfangen nicht läugnen konnten, kämen keinesweges von Außen her, ſondern wären nichts als Modifikationen ihrer Intelligenz, welche, rein abſtrahirt von allen ihren fünf Sinnen, ſich ſelbſt modificire. Da ſie aber dennoch inne wurden, daß „ihr eignes von „aller Erfahrung unabhängiges Weſen" — ſo nannte Fichte auch ſein ſogenanntes **reines Ich** — ein **empiriſches Subſtrat** habe, und als ein Theil der Außenwelt exiſtire, ſo daß ſie ihre eigene Naſen und Hände, eben ſo gut wie ihren Tiſch oder ihre Hausthür, „**durch die Sinne** erkennen müßten, ſo **erdichteten** ſie, in **reiner Abſtraktion**: „eine „reine Intelligenz, ein reines Ich ohne Subſtrat, „eine reine höchſte Thätigkeit, die auf ſich ſelbſt han„delt, die ſich ſelbſt ſetzt, indem ſie ſich ſelbſt anſchauet, „und auf eben die Art die ganze Außenwelt producirt."

Weil nun dieſes **reine Ich**, dieſes höchſte Gedanken-

dankending, der Urſprung alles Seyns ſeyn ſoll; ſo prädiciren dieſe Philoſophen davon, daß es „nicht „wirklich, nicht möglich iſt, daß es nicht iſt.“ Iſt nun dieſes reine Ich ſo beſchaffen, (wie es nicht anders ſeyn kann, da es vor dem Seyn gedacht ſeyn ſoll,) iſt ferner Ich = Ich, wie dieſe Philoſophen gleichfalls feſtſetzen; ſo folgt unvermeidlich, daß das reine Ich = iſt, einem nicht wirklichen, nicht möglichen non-ens und daß es, indem es ſich ſelbſt ſetzt, nichts ſetzt, als ein nicht wirkliches, nicht mögliches non ens. Wie wir nun aus der ſelbſtgeſetzten Non-entität, plötzlich in die mögliche und wirkliche Entität übergehen, wie aus einem Non-ens das Seyn entſtehe, ſogar das Seyn der ganzen Außenwelt, darüber haben uns dieſe tiefſtranscendentalen Philoſophen noch weiter nichts zu ſagen gewußt, als: „Es iſt ſo, es iſt ſchlechthin ſo, es iſt „ohne allen Beweis ſo, ich weiß es unmittelbar, ſo „gewiß, als ich irgend etwas weiß, ſo gewiß, als ich „von mir ſelbſt weiß.“

Auch hat uns Hr. Fichte noch nicht ſagen können, wie das reine Ich, ohne Subſtrat, — die abſtrakteſte aller Abſtraktionen, — wieder „das „eigene von aller Erfahrung unabhängige Weſen“ dieſes Philoſophen werde? Dadurch erhält aber doch das reine Ich wenigſtens unſtreitig ein Subſtrat, indem es nun zum Weſen irgend eines Individuums gehört; ob es gleich auch von der andern Seite ein offenbarer Widerſpruch iſt, ſich das Weſen dieſer

Herren

Herren unabhängig von aller Erfahrung zu denken, da ſie, ſo ſehr ſie behaupten bloß im Ueberſinnlichen leben zu wollen, doch wirklich in dieſer Sinnenwelt leben, fünf Sinne haben, und ohne Sinne und ſinnliche Eindrücke keine Intelligenz haben würden, die ſich nur bis auf die erſten durch Denken zu erlangenden Kenntniſſe erſtreckte. Wenn nun dieſes der Fall iſt, was ſoll man von der Philoſophie dieſer Herren denken, die uns mit dürren Worten ſagt: „daß die Welt der Erſcheinungen unabhängig von „unſern Vorſtellungen gar nicht exiſtirt" da ſie doch, wenn ſie nicht ſich geradezu lächerlich machen wollen, zugeben müſſen, daß ihr eigenes Weſen und das Weſen des Gegners mit dem ſie ſtreiten, gewiß außer ihrer Vorſtellung exiſtirt. Was ſoll man von der Philoſophie ſagen, welche ſo ernſthaft als lächerlicher Weiſe, ausdrücklich feſtſetzt: daß „weder Herr „Fichte und Schelling ſelbſt, noch ihre Gegner, Glie„der einer Kette eines unabhängig von ihnen wirklich „exiſtirenden Syſtems wären *)," daß ſich der Ausſpruch ihres Gewiſſens ihrem ſinnlichen Auge „in eine Körperwelt verwandele **), und daß „ſie daher bloß des Gewiſſens wegen" annehmen müßten, daß, außer ihnen, vernünftige Weſen und Mäuſe, Elephanten und Erdbeeren, Rheinwein und Opium exiſtirten! Bey ſolcher Philoſophie müſſen wir

*) Man ſ. Fichte's Beſtimmung des Menſchen, S. 162.

**) Man ſ. deſſelben Appellation, S. 45.

wir an uns ſelbſt verzweifeln, indem wir nicht einſehen können, wie es zugehe, daß wir beſtändig unſere eigene bloße Vorſtellungen mit dem wirklichen Seyn der Dinge auſſer uns vertauſchen müſſen; da uns dieſe Philoſophie keinen Grund angeben kann, warum wir, ohne unſern Willen, uns Vorſtellungen von Dingen außer uns mit ſo mancherley uns vorher unbekannten Eigenſchaften machen müſſen. Und wenn wir auch bey'm konſequenten Gebrauche unſerer Vernunft nicht deutlich einſähen, daß dieſe vermeinte Philoſophie nichts iſt, als ein **leeres Spiel mit verwirrten Abſtraktionen**, keinesweges aber das, wofür es ausgegeben wird, reines Wiſſen a priori: ſo wäre der Mangel des **wahren Wiſſens** auch ſchon daraus zu erkennen, daß dieſe alleinwiſſenden Philoſophen an ſich ſelbſt wechſelsweiſe irre werden, und, je länger ſie bloß rein aus ihrer Intelligenz heraus philoſophiren, über ihr Wiſſen immer mehr verſchiedener Meinung werden, daß **Schelling** und **Wagner**, welche mit Fichte's Philoſophie anfänglich völlig eins waren, ihn jetzt verachten, und ihre Philoſophie des Abſoluten an ihre Stelle ſetzen, die jene an Abentheuerlichkeit noch übertrifft.

Die Verwirrung nimmt zu, wenn die ſpekulativen Philoſophen, **Abſtraktionen auf Abſtraktionen häufen**, bis ſie ſich endlich, ſo wie die eben erwähnten Philoſophen thun, in lauter **leeren Begriffen** herumtummeln. Dieß thun ſie, um ſich das Anſehen zu geben, als ob ſie in einer Höhe oder

Tiefe

Tiefe philoſophirten, welche nur von wenigen Auserwählten könne erreicht werden.

Im ſiebenzehnten Jahrhunderte lebte ein gutmeinender Pedant, Namens **Johann Buno**, Profeſſor in Lüneburg; dieſer wollte zum Beſten der lieben Jugend derſelben alles in Bildern vorſtellen, und gab auf dieſe Art eine lateiniſche **Grammatik**, ein Corpus juris civilis, und eine Idea historiæ universalis, mit vielen in Kupfer geſtochenen Bildern heraus, um den Kindern das zu Erlernende anſchaulich zu machen. Z. B. in der allgemeinen Geſchichte zeichnete er einen Damm, mit einem lateiniſchen A darauf, das ſollte **Adam** bedeuten. Sem, Ham, und Japhet ward durch eine **geſchmierte Semmel** bezeichnet, denn, ſagte Buno, die **Semmel iſt ja fett.** **Julius Caſar** wird durch eine Eule (auf plattdeutſch **Uhle**) vorgeſtellt, die auf einem Käſe ſitzt, und was dergleichen Thorheiten mehr waren.

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire.

So fand auch Buno gar bald einen Bewunderer und Nachahmer an einem gewiſſen **Johann Juſt Winkelmann**, welcher unter dem erdichteten Namen **Stanislaus Mink von Weinsheim** im J. **1652.** eine Logica memorativa peripatetica herausgab *), ebenfalls durch in Kupfer geſtochene Bilder vorgeſtellt. In dieſem Buche wird unter andern (Tab. I. fig. III. 10.) ein Begriff **in concreto** durch einen Fuß mit einem Stiefel bekleidet vorgeſtellt, und

*) Sie ward noch 1725 zu Nürnberg mit neugeſtochenen Kupfern wieder gedruckt.

und ein Begriff **in abſtrakto** durch den bloßen Fuß. Dies ſcheint ſich auf den jetzt wieder hervorgeſuchten alten Glauben zu gründen, daß durch abſtrakte Begriffe das Weſen der Dinge könne entdeckt werden. Wenn ein **abſtrakter** Begriff durch einen **leeren Stiefel** wäre angezeigt worden, ſo wäre dies ein ganz gutes Bild **für viele** Abſtraktionen. Die Heccceitas, die Alietas, die Alteritas, die Perfectibilibia, die Rectibilibia der alten Scholaſtiker iſt von dieſer Art, und ich bekenne gern, daß mir die Kunſtwörter der neueſten Philoſophieen: „**eine reine** „**Handlung** ohne irgend ein **Subſtrat** und „**noch vor dem Seyn**; eine **Organiſation**, die „**überhaupt** die in ihrem Laufe **gehemmte** und „**gleichſam erſtarrte** Succeſſion, und zugleich auch, „**nur** die reine intellektuelle Anſchauung in der zwei„ten **Potenz** iſt; ein **Denken, als Denken**, „**ohne etwas Gedachtes**; ein **Gedachtes** ohne „ein **Denkendes**; eine **reine**, eine **abſolute** „**Handlung** ohne ein **Handelndes**; das **Innere**, „das **Abſoluten** als durchaus **reine und unge**„**trübte Identität**; die **Differenz in der In**„**differenz**, u. ſ. w.“ eben ſo wenig an Sinn zu enthalten ſcheinen, als ein leerer Stiefel von dem Fuße, wovon er abgezogen iſt.

Hiezu kommt, daß die ſubtilen ſpekulativen Philoſophen, im Eifer ihr Syſtem intereſſant zu machen, ihre Abſtraktion unvermerkt als etwas vorſtellen, das **auch außer der Abſtraktion gelte**, oder **exiſtire**.

Der

Der Natur aller Sprachen nach läßt es sich nicht ändern, daß die Benennungen aller Abstraktionen durch Substantive ausgedrückt werden. Dies gab vermuthlich zuerst Anlaß, ihnen unvermerkt eine Art von Substantialität beyzulegen, und dieses führet zu einer Menge von Mißverständnissen und zu ungeheuern Irrthümern. Sehr oft begegnet es unsern neuen Philosophen, die abstrakten Begriffe beynahe zu personificiren, und als für sich bestehende Wesen handeln zu lassen. Sie bilden eine besondere philosophirende Vernunft, und dies abstraktum abstrakti hat bei ihnen ein Interesse, es gebietet. Auch die Pflicht, ein anderes Abstraktum, schlägt alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz aus. Der Homo noumenon, ein abstrakter Begriff, welchen Kant selbst für nichts als für einen bloß problematischen Begriff ausgiebt, ist doch, zu Folge der Tugendlehre dieses Philosophen, bestellt, für den Homo phænomenon zu sorgen, — (welcher Homo phænomenon, so viel an ihm problematisch seyn mag, dennoch bekanntlich, nicht bloß ein Begriff ist! —) Und vollends das Fichtesche nicht wirkliche, nicht mögliche Ich, dies abstractissimum κατ' ἐξοχήν, setzt sich selbst, dies Ich handelt auf sich selbst, die Intelligenz reproducirt sich, u. d. gl. Durch diese unvermeidliche falsche Anwendung solcher Substanzialisirungen bloßer Abstraktionen, welche man zu gelinde charakterisiren würde, wenn

man

man sie bloß metaphorische Ausdrücke nennte; muß in subtilen Spekulationen über lauter durch Abstraktion gefundene Begriffe, nothwendig so mancher leere Begriff, so manches nihil negativum für mehr gehalten werden, als sich gebührt hätte.

Die spekulativen Philosophen setzen ferner gemeiniglich die ganze **Stärke** ihrer Philosophie in **Abstraktionen**, und vergessen, daß es bloß die **Schwäche** des menschlichen Geistes ist, welche uns nöthigt, die Merkmale und Begriffe, welche wir **im Ganzen** uns nicht deutlich genug vorzustellen im Stande sind, **einzeln und eins nach dem andern** zu betrachten, um uns deutlich darüber zu verständigen. Da es uns nun fast niemals möglich ist, die abstrakten Begriffe, die sich auf einzeln bemerkte Beschaffenheiten beziehen, nach einzelner Auseinandersetzung eines jeden Merkmals, wenn diese auch noch so deutlich und bestimmt wäre, wieder **auf Einmal** und **im Allgemeinen** eben so deutlich und bestimmt zu überschauen; so bleiben uns bis jetzt in unserm philosophischen Wissen von allen Seiten, die größten Lücken übrig. Die Abstraktionen, wenn auch noch so subtil, werden gemeiniglich die allerschwächste Seite derjenigen philosophischen Systeme, welche ihre größte Stärke darin setzen; denn wenn das System auch noch so konsequent ist, so ist es doch immer nur **einseitig**, kann nur in Folge der Ideen **in abstrakto** folgerecht seyn, welche der Philosoph willkührlich abstrahirte, und sich gewöhnlich vorher vornahm, (wie es Kant in der oben angeführten Stelle selbst gestehet,)

auf dasjenige, was **außer der** von ihm festgesetzten **Abstraktion** liegt, **nicht Rücksicht zu nehmen.** Es kann also durch Abstraktionen immer nur unvollständige und einseitige Wahrheit gefunden werden; denn alle Sätze und Folgerungen beziehen sich ja nur auf die hypothetisch vorgenommene Abstraktion, und sind nur **innerhalb derselben** gültig. Wenn das erlangt werden sollte, was jetzt die spekulative Philosophie zu suchen vorgiebt, müßte auf alles Andere, worauf der Philosoph, als er zu abstrahiren anfing, selbst bekannte, **nicht Rücksicht nehmen zu wollen**, auch Rücksicht genommen werden, und zwar nicht nur bloß nach einzelnen Abstraktionen, sondern **im wahren objektiven Zusammenhange.** Aber eben deswegen, weil der menschliche Geist zu schwach ist, diesen objektiven Zusammenhang einzusehen, entstanden die mancherley **Abstraktionen, nur als Nothbehelfe.** Da nun bis jetzt alle Systeme **nur bloß** auf diesen, obgleich nicht zu vermeidenden, doch in der objektiven Natur der Dinge keineswegs gegründeten Zerspaltungen beruhen, so haben wir die objektive Natur der Gegenstände und den ersten Grund des Wissens davon, noch nicht gefunden; denn es gilt wahrlich nicht nur vom Poeten, sondern auch vom Philosophen:

> Infelix operis summa, quia ponere totum
> Nescit.

Wir haben uns z. B. von dem sinnlich vernünftigen Wesen, Mensch genannt, durch Sonderung der Beobachtungen unsers Selbst, **ein abstraktes Et-**

was

was abſtrahirt: die **Seele**, das **Gemüth**, das **Denkvermögen**, die **Intelligenz**, — denn ſo mannigfaltig und im Grunde wenig beſtimmt, wird es bezeichnet. — Wir abſtrahirten nun wieder von dieſem **in abſtrakto** gedachten Vermögen, welches wir in uns wahrnahmen, alle einzeln beobachtete Merkmale deſſelben, verſchiedene Handlungen, Kräfte, oder wie wir es ſonſt nennen möchten. Wir formirten uns ſodann daraus **in abſtrakto** die verſchiedenen Merkmale: **Begriff**, **Vorſtellung**, **Sinn**, **Vernunft**, **Verſtand**, **Gedächtniß**, **Einbildungskraft**, **Willen**, u. ſ. w. Können wir denn aber, ſelbſt auch durch einen aus den verſchiedenen Begriffen es ſey nun zuſammengeſetzten oder abſtrahirten **allgemeinen deutlichen Begriff**, das Ganze wieder zuſammenſetzen? Keinesweges! Handeln denn etwa die verſchiedenen **Kräfte**, welche wir alle in unſerer Intelligenz unterſcheiden, und in allen philoſophiſchen Syſtemen nur **einzeln** betrachten, in Einem einzigen Falle einzeln und vor ſich? Giebt es einen einzigen Actus unſers innern Menſchen, welcher **bloß** ſinnliches Gefühl, **bloß** Vernunft, **bloß** Gedächtniß, **bloß** Einbildungskraft, **bloß** Willen wäre? Kann es eine einzige durch die Sinne erhaltene Vorſtellung geben, wobey nicht auch der Verſtand beſchäftigt wäre? Findet ſich im menſchlichen Gemüthe wirklich eine ſo gänzliche Abtheilung zwiſchen Eindrücken der Sinne und Verſtandesbegriffen, wie die Syſteme machen, und leider! **machen müſſen, um jedes bemerkte Vermögen einzeln**

abzuhandeln? Jede Vorstellung, jeder Gedanken, jeder Entschluß, selbst eines rohen unkultivirten Menschen, ist ein zusammengesetztes unbegreifliches Etwas, dessen eigentliche Beschaffenheit noch keine Philosophie in einem allgemeinen, deutlichen, völlig evidenten Ueberblick hat bringen können, der die Beschaffenheit eines solchen unbegreiflichen Etwas dergestalt erschöpfte, daß das Ganze objektiv eingesehen würde. Durch die Abstrahirung und Bestimmung der einzelnen Kräfte der Intelligenz, wenn sie mit der Aufmerksamkeit auf richtige psychologische Beobachtungen verbunden sind, werden unsere Ideen davon allerdings klärer und fruchtbarer, aber keinesweges völlig bestimmt, deutlich, allumfassend, und am dürftigsten werden sie, wenn die psychologischen Wahrnehmungen verächtlich hintangesetzt werden, wie in unsern neuesten Philosophieen geschiehet.

Selbst mit den Abstraktionen der einzelnen, seit Jahrtausenden wahrgenommenen und allgemein, (als in der Intelligenz vorhanden) angenommenen Seelenvermögen sind wir viel weniger auf's Reine, als man dem ersten Anscheine nach glauben möchte. Von jeher sind diese abgesonderten Begriffe höchstschwankend gewesen. Man überlege nur die von den griechischen Philosophen angenommene so schwankenden Abstraktionen, νους, νοησις, διανοια, φρονησις, φρονημα und συνεσις wo mit dem Begriffe des Verstandes oder der Vernunft *) der Begriff der Klugheit oder Beur-

*) Luther braucht in seinem N. T. um 12 griechische Wörter zu übersetzen, das einzige Wort Vernunft

Vermögen zuſammenfließt und das ſo vieldeutige λογος. Dieſe Unbeſtimmtheit der griechiſchen Wörter, womit dieſe Abſtraktionen bezeichnet wurden, welche ſelbſt ſchon von der alten Philoſophen nicht in völlig gleicher Bedeutung gebraucht wurden, macht es uns ſehr ſchwer, den wahren Sinn derſelben zu errathen, und macht es hingegen einem J. J. Wagner, ſehr leicht (in ſeinem Wörterbuch der Platoniſchen Philoſophie 1799. 8) das ganze Fichteſche Syſtem zu finden, und andern Schriftſtellern ihre eigene geliebte neumodiſche herzloſe Myſtik in den Platon zu legen. So iſt es auch mit den lateiniſchen Wörtern intelligentia, mens, ratio u. ſ. w. bey denen, die dadurch bezeichneten Begriffe keinesweges genau beſtimmt ſind, ſondern die bey'm Gebrauche immer bald der einen bald der andern Beſtimmung dienen müſſen. Eben ſo unterſcheidet noch jetzt jeder Philoſoph die verſchiedene, in jedem Menſchen wahrgenommene Vermögen, beſtimmt, im Ganzen zwar auf ähnliche Weiſe, welche von den abſtrakten Begriffen Seele auf's neue abſtrahirt werden, aber, wenn man es recht genau unterſucht, ſo hat doch jeder einzelne Philoſoph ſich nicht

nunft, zu 24 griechiſchen Wörtern vernünftig, 23 griechiſche Wörter giebt er durch Verſtand, und 22 Wörter durch verſtändig. Es verſteht ſich, daß er zum Theile eben dieſelben Wörter durch Vernunft oder Verſtand überſetzt. In Lankiſchen's großer Konkordenz kann man die verſchiedenen griechiſchen Wörter finden, ſo wie auch die hebräiſchen Wörter, welche Luther durch die Wörter Vernunft und Verſtand deutſch gegeben hat.

jede der Abstraktionen, **Verstand Vernunft Sinn Einbildungskraft** genannt, **völlig auf eben die Weise** gedacht, und sie weder eben so hergeleitet, noch eben so bestimmt und unterschieden, als der andere. Jeder denkt sich also bey den allgemein bekannten Wörtern nicht ganz völlig eben dasselbe wie sein Mitphilosoph oder sein Gegner. Wenn nun, wie es nicht anders seyn kann, die abstrahirten Begriffe in der genauern Untersuchung noch feiner zerspaltet werden, so werden die Mißverständnisse, und folglich die philosophischen Wortstreitigkeiten sich sicherlich um so viel mehr vervielfältigen, je weniger man bey diesen Spekulationen über das Denkvermögen und über die Seelenkräfte sich durch Beobachtung und Erfahrung orientiren will, oder vielleicht, vermöge der Beschaffenheit der sogenannten reinen Spekulation a priori, orientiren kann. Da geschiehet es denn, daß die Philosophen durch all' ihr Bestreben vermittelst mannigfaltiger Abstraktionen die Begriffe deutlicher zu machen, sehr oft nichts weiter erhalten, als **abstrakte, sehr unbestimmte,** und folglich **undeutliche Begriffe,** und durch die Wörter, womit ihre Abstraktionen bezeichnet werden, wenig mehr als **Wörter.** Ja oft, wenn man nach und nach die Unbestimmtheit und Unzulänglichkeit einer Abstraktion zu bemerken anfängt, sucht man den abstrakten Begriff **auf andere Art** zu bestimmen, bezeichnet ihn **mit einem andern** Worte, oder **schiebt** einem schon gebrauchten Worte unvermerkt **einen andern Begriff unter.** Damit hat

man

man denn aber nichts gewennen, und ſehr oft, wenn die Begriffe deutlich entwickelt worden, wird ſich finden, daß alles fein im Zirkel herumgegangen iſt, und daß man immer in neue Schwierigkeiten gerieth, je mehr man, im Eifer das Dunkle durch Abſtraktionen deutlicher zu machen, von einem abſtrakten Begriffe zum andern, von einer willkührlichen Wortbezeichnung zur andern, fortſchritt, und endlich, mit viel Mühe und Scharfſinn der Abſtraktion, wieder in die erſte Dunkelheit fiel, eben da man vermeinte, recht hell zu ſehen.

Als die Philoſophen zuerſt im Weſen des Menſchen, durch Abſtraktion, die Denkkraft von dem Körper ſonderten, weil die Beſchaffenheiten und Wirkungen beyder ſo disparater Natur ſchienen, daß man ſie nicht unter Einen Geſichtspunkt zu bringen wußte: ſo dachten ſie ſich jene als einfach, dieſen als zuſammengeſetzt, dieſen im Raume, jene als unräumlich, dieſen als den Sinnen erkennbar, jene als unſinnlich. Alles dieſes ſind nichts als Abſtraktionen, die in gewiſſem Betrachte richtig ſeyn mögen, bey welchen ſich aber, je genauer der Gegenſtand unterſucht wird, zeigt, daß ſie weder genau beſtimmt noch zureichend ſind. Gleichwohl hielt man den durch die Abſtraktionen gefundenen Unterſchied für ſo genau beſtimmt, daß man, wie es bey Abſtraktionen faſt immer geſchiehet, ſich beide als abgeſondert exiſtirende Weſen dachte, um ſo mehr, da man ſich die Seele nach dem Tode nicht anders als einzeln, oder mit einem andern, allenfalls

sehr seinen unsinnlichen Körper vereinigt forterisirend, zu denken wußte. Nun häuften sich die Schwierigkeiten über den abstrakten Begriff des **Einfachen**, und die Philosophen gaben sich lange viel vergebliche Mühe zu erklären, wie ein influxus physicus eines **einfachen** Wesens auf einen Körper oder überhaupt **auf die zusammengesetzte Materie** statt haben möchte. Sie hätten sich allenfalls aus ihren alten Logiken erinnern können, daß der Begriff **einfach**, nichts als ein Begriff **in abstrakto**, und zwar ein **abstraktum rationis** sey, und also bedenken mögen, daß die Frage: ob und wie ein **abstraktum rationis** auf das Physische **wirken** könne, eine logische Verkehrtheit enthalte. Darauf achtete man aber nicht. Der berühmte **Leibnitz** schnitt endlich den Knoten durch, setzte die ganze Körperwelt aus einfachen Wesen, aus Monaden, zusammen, und um dem physischen Einflusse zwischen Seele und Leib aus dem Wege zu gehen, erdachte er, sehr konsequent mit seinem Systeme, eine **prästabilirte Harmonie** zwischen beyden. Diese wollte indeß nicht lange Beyfall finden, und die folgenden Philosophen konnten sich auch nicht erklären, wie aus einem Aggregate von Monaden, welche weder Ausdehnung noch Theile hätten, dennoch ausgedehnte Körper entständen. Man fand es nun für sicherer, die Körpern zukommende abstrakte Begriffe, **Ausdehnung** und **Theilbarkeit**, bis zu **Atomen** zu verfolgen, uranfänglich so wenig ausgedehnt, daß keine Theilbarkeit mehr statt fände. Ohne daran zu denken, daß diese Atomen, als

ab-

abstrakta rationis, mit den Monaden einerley Geschlechts wären, setzte man nun die ausgedehnten Körper mit bewundrungswürdiger Leichtigkeit mit Buffon aus **molécules** zusammen, und der scharfsinnige Crusius (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt,) zeigte gar deutlich, daß die Atomen der flüssigen Körper rund, und die der nicht flüssigen Körper wohl dreyeckig seyn würden *); weil sich Körperchen von dieser Figur am festesten in einander stauen ließen. Diese körperliche Entstehung der ganzen Natur fand allzuviel Beyfall, als daß sie nicht auf die ehemals so apodiktisch bewiesene Einfachheit und Unmaterialität der Seele einen nachtheiligen Einfluß hätte haben sollen. Nach und nach fand man keinen innern Widerspruch darin, daß auch **die Materie denken könne.** Dies ward ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, und

*) Wenigstens wußte er, daß nicht nur die Körper, sondern auch die Elemente Pori, haben — ich darf nicht Schweißlöcher übersetzen,) — und er hielt es für wahrscheinlich: „daß der „Kern der Körperchen des Oels sphärisch oder „sphäroidisch seyn, und doch darin hin und „wieder kleine Strahlen von Aether hervorra„gen könnten." Man s. Crusius Anleitung über natürliche Begebenheiten nachzudenken, (1774. 8.) 1r Thl. S. 399. 466. Platon, der in seinem träumevollen Gespräche Timäus, alle Elemente aus Triangeln entstehen lässet, giebt dem Wasser eine aus sehr soliden — freylich unendlich kleinen — gleichseitigen Dreyecken bestehende Gestalt. Man s. Platonis Opera, Biponti. T. IX. S. 354. ff.

würde mit eben so vielen Worten behauptet worden seyn, wenn nicht der Tod, und die Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode, wegen der Theologen, einige Behutsamkeit in Absicht der Worte veranlaßt hätte. Denn, man getraute sich nicht der Unsterblichkeit zu entsagen, wußte aber doch sie nicht zu erklären, sobald angenommen würde, daß aus einer körperlichen Zusammensetzung Gedanken und Vernunft entstehen könnten. Indeß kamen hiedurch die Nerven zu großen Ehren; man gab hin und wieder nicht undeutlich zu verstehen, ihre Knoten möchten wohl nicht nur in Absicht auf sinnliche Empfindungen wichtig seyn, sondern auch vielleicht gar zur Beurtheilungskraft leiten; der Nervensaft fing an, stark zu zirkuliren, und ein berühmter Anatomiker wollte uns das Seelenorgan in gewissen Gehirnhöhlen beynahe sichtlich in einem dort befindlichen Wässerchen zeigen, das er für organisirt hielt. Auf diese Art schien das einfache sowohl als das unsinnliche Wesen der Seele nach und nach ganz aus der Philosophie verbannt; wer hätte aber denken sollen, daß sogar die Körper noch als unsinnlich würden betrachtet werden? Doch geschah dies wirklich von dem berühmten Kant in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Er behauptet, da die Körper in Absicht auf uns nichts als Erscheinungen sind, daß wir auch von ihnen nichts weiter als Kräfte erkennen, worunter er, (ob wir gleich von Ausdehnung und Widerstand der Körper bloß durch Erfahrung etwas wissen) aus eigner Machtvollkommen-

menheit festsetzt, daß a priori, die **Ausdehnungskraft** und **Repulsionskraft** allen Körpern wesentlich sey. Dies hat nun hervorgebracht, was man jetzt die **dynamische Ansicht** nennt, und damit seit vierzig oder funfzig Monaten in der Physik und sogar in der Arzneykunst alles unbeschreiblich deutlich siehet. Man erdenkt jetzt zu jeder wahrgenommenen Wirkung eine neue **Kraft**; so hat man ein neues **Wort**, womit unsere neueste dynamische Physiker und Physiologen alles a priori mit bewundernswürdiger Leichtigkeit erklären.

Ich will hier nur den Zirkelgang bemerken, daß die **Unsinnlichkeit** und **Einfachheit** des Denkvermögens, welche ehemal den Philosophen so **unerklärbar** war, nun auf die ganze Körperwelt ausgedehnt wird; denn was kann **unsinnlicher**, und zugleich **dunkler** und **unerklärbarer** seyn, als der Begriff **Kraft**? Da sind wir nach vielen verschwendeten subtilen Abstraktionen, beynahe wo wir vorher waren, und das Unerklärbare ist eben so wenig erklärt. Wenn uns nach der so hochgelobten **dynamischen Ansicht** alle Körper bloß als **Aggregate von Kräften** erscheinen, so erblicken wir nach dieser Ansicht anstatt der ganzen unsern Sinnen erscheinenden Körperwelt nichts als **unsinnliche Kräfte**, als **leere Abstrakta rationis**. Ist denn ein **Aggregat von Kräften** etwa **deutlicher oder vorzüglicher als ein Aggregat von Monaden**, das ehemals so verwerflich schien? — Ich begreife sehr wohl, daß der abstrakte Begriff **Kraft**, dem berühmten

rühmten Kant in seinem Systeme, welches allenthalben darauf gerichtet ist, mit zweyschneidiger Dialektik **unvermerkt** aus dem Reinen in's Empirische, und aus dem Empirischen in's Reine überzuspringen, eben so zuträglich war, als dem berühmten Leibnitz der abstrakte Begriff **prästabilirte Harmonie**. Aber ich kann mich nicht überreden, daß nun einer von beyden Begriffen **außer dem Systeme** mehr werth wäre, als der andere, oder daß dadurch etwas **wirklich** erklärt wäre, was vorher dunkel war. Ich lasse dem dialektischen Scharfsinne, wodurch Kant darauf gebracht ward, so fein zu abstrahiren, gern Gerechtigkeit widerfahren; nur läugne ich, daß solches seine Abstraktionsspiel fruchtbar für die Wissenschaft sey. Wenn man nicht begreift, wie und warum ein Körper dem **Drucke** widersteht, und man sagt nun mit ernsthafter dialektischer Miene: Wir erkennen an ihm eine **Repulsivkraft**; ist dies nun im Grunde eine bessere Philosophie als die, vermöge deren Moliere's eingebildeter Kranke, um selbst Doktor zu werden, seinem Examinator antwortete: „Die Rha„barbar purgire, weil die **Purgirkraft** drinnen ist?" Wir erhalten in beyden Fällen, statt einer wirklichen Erklärung, das leere Wort **Kraft**, um dasjenige zu bezeichnen, was wir auf keine Weise kennen.

Auch der Begriff **Wort** ist durch Mißbrauch in der Philosophie so wichtig geworden, daß die Philosophen sehr wohl thun würden, dessen eigentliche Bedeutung, welche ihnen im Grunde gar nicht unbekannt ist, recht tief zu Herzen zu nehmen und sie recht angelegentlich zu bedenken, wenn der böse Geist

der dialektischen Spitzfindigkeit die Herren in Versuchung führt, einen schlef zerspalteten mit einem neuen Worte bezeichneten Begriff für eine neue spekulative Wahrheit zu halten; wenn dieser böse Geist ihnen von der Höhe der intellektuellen Anschauung das ganze Reich der transscendentalen Verstandeswelt in aller ihrer Herrlichkeit zeigt, und verspricht, sie ihnen zu geben, wofern sie, von dem gesunden Menschenverstande und der Erfahrung nicht mehr gestützt, niedersinken, und die Noumena und Abstracta rationis anbeten wollen! Möchte doch jeder von ihnen in sich gehen, und reiflich überlegen, was ihre Gedankendinge eigentlich sind, wie selten sie wohl mehr als Wörter seyn mögen, und wie selten noch dazu der Sinn solcher problematischen Wörter — wofern etwa der Sinn darin ist, — völlig bestimmt gedacht werde!

Zudem machen die Sprache und die Worte in jeder Sprache, wodurch doch die Begriffe müssen ausgedrückt werden, auch unvermeidliche Schwierigkeiten bey der genauen Bestimmung abstrakter Begriffe. Diese Schwierigkeiten werden vermuthlich nie ganz überwunden werden; denn Worte sind in der Philosophie, eben so wie auf andere Art in der Poesie, fast immer unzulänglich, dasjenige völlig deutlich zu bezeichnen, was wir uns sehr lebhaft vorstellen, und ohne Worte können wir doch weder uns selbst noch Andern von unsern innern Vorstellungen Rechenschaft geben. Zu einer Anschauung des innern Wesens der Dinge, die, nach Mackensen's Vorschlage, ohne

Worte

Worte **bestimmt** wäre, können wir nie gelangen, oder es müßte alles trügen, was wir vom menschlichen Verstande bisher erkannt haben. **Kant** selbst hat der menschlichen Vernunft abgesprochen, daß sie in's Wesen der Dinge dringen könne. **Fichte** und **Schelling** freilich, verzweifeln nicht daran, das objektive Wissen zu erlangen! Aber die intellektuelle Anschauung, wodurch diese Philosophen, obgleich auf zweyerley sehr verschiedene Art, in's Innere des Wesens der Dinge zu dringen versichern, wodurch Herr Schelling schon vor einigen Jahren, sogar „sich „selbst **unbedingt gebot**, durch kein fremdes Ge„setz bestimmbar, **aufzuhören selbst eine Erschei„nung** zu seyn, und ein **Wesen an sich** werden „zu wollen *)," sind, bey genauer Untersuchung, wenn auch noch so subtile und zuweilen scharfsinnige, doch im Ganzen sehr armselige Spiele mit Worten und Begriffen. Wollen wir **über alle Begriffe hinaus**, so schwindeln wir natürlich in's **Unbegreifliche** hinein, und sehen die Gespenster unserer Phantasie nebst unsern spitzfindig-abstrakten Vorstellungen von leeren Gedankendingen für **intellektuelle Anschauungen** an. Erträumen wir uns mit Herrn **Mackensen** ein besonderes **Abstraktionsvermögen**, wodurch wir philosophische Begriffe zu erhalten wähnen, **ohne sie mit Worten bezeichnen zu dürfen**, so gerathen wir in mystische Schwärmereyen, und glauben auf diese Art durch einen eingebildeten von

*) Man s. Niethammers philos. Journal des zweyten Jahrgangs, 4tes Heft. S. 278. ff.

von innen erleuchtenden Blitz eine **reine urſprüngliche Anſchauung** erlangt zu haben, die kein Anderer ſieht, als wer eben ſo exaltirt iſt, und ſo verwirrt redet, als wir. Daraus entſtehen denn Philoſophen wie **Fichte** welcher ſich rühmt, daß ſeine Anſchauung „alle Gegenſtände des menſchlichen „Wiſſens bis in den Mittelpunkt verfolgt, ſo daß „**gar kein Irrthum mehr möglich iſt,**" indem — wie er verſichert — „die Anſchauung nie irrt," oder, wie **Schelling**, welcher ſchon vor mehrern Jahren verſicherte, ſeine Philoſophie, ganz vervollkommnet, werde **nicht mehr mittheilbar** ſeyn, oder, wie ein Schüler von Beyden, welcher behauptete, weit gefehlt, daß der Satz des Widerſpruchs in der höhern Philoſophie gelten ſollte, ſo ſey vielmehr im Transſcendentalen **nichts wahr, als was ſich widerſpricht** *). Wem

*) Es verdient hier folgende Stelle aus Fichte's und Niethammers philoſophiſchem Journal vom J. 1797 S. 110. angeführt zu werden: „Kant „ſymboliſirte den überſinnlichen Grund alles „Sinnlichen durch den Ausdruck: Dinge an ſich; „ein Ausdruck, der, wie alle ſymboliſche Aus„drücke, einen Widerſpruch in ſich ſchließt, weil „er das Unbedingte durch ein Bedingtes dar„zuſtellen, das Unendliche endlich zu machen „ſucht. Solche widerſprechende, ungereimte „Ausdrücke ſind aber die einzigen, wodurch wir „überhaupt Ideen darzuſtellen vermögen." So hieß es ſchon im J. 1797, aber ſeit dem J. 1802. ſind die Ausdrücke der neueſten deutſchen Philo-

Wem solche Art der Philosophie behagt, der weihe sich ihr! Er mag auch immer sagen, man verstehe ihn nicht; denn die Philosopheme eines Fieberkranken sind auch gewöhnlich eben so wenig zu verstehen, als sie zu widerlegen sind. Und wenn wir ferner in unendlicher Folge immerfort abstrahiren, und ununterbrochen **in abstracto** und vermeintlich rein a priori, Begriffe spalten; so werden wir doch, wenn wir noch so lange Subtilitäten auf Subtilitäten häufen, nie zum Unendlichen, zum Unbedingten, zum Absoluten, zum Ursprünglichen gelangen, welches jene exaltirte Philosophen erlangt zu haben sich einbilden, indem sie sogar **in bewußtloser Unendlichkeit** zu philosophiren wähnen. Wir werden durch alle abstrakte Spitzfindigkeiten zuletzt gewiß weniger Befriedigung erhalten, als wenn wir beständig deutliche Vernunftbegriffe mit geprüfter Beobachtung zusammenstellen, und sie durch wechselseitige Aufmerksamkeit auf beide immer bestimmter und deutlicher zu machen suchen. Wir möchten freylich auch dadurch noch nicht zum objektiven Wissen gelangen. Könnten wir aber dadurch wenigstens nach und nach so weit kommen, daß wir einsähen, **was wir nicht wissen können**; so hätten wir schon viel gewonnen. Wir würden uns alsdenn, in vielen spekulativen Gegenstän-

Philosophen noch kühner, d. h. nach ihrer eigenen Beschreibung noch ungereimter geworden; denn sie bemühen sich ja immer noch, ihre Ideen durch widersprechende Ausdrücke darzustellen, unendlich es so weit zu bringen daß ihre Philosophie nicht mehr mittheilbar wird.

genständen, mit einer hypothetischen Gewißheit, mit einer überwiegenden subjektiven Wahrscheinlichkeit begnügen, und wenigstens so weise werden, die objektive Wahrheit nicht auf einem Wege suchen zu wollen, wo gar nichts zu finden ist, auf dem Wege spitzfindiger und leerer abstrakter Begriffe.

Die kritische Philosophie hat verheißen, genau zu bestimmen, was wir **nicht wissen** können. Sie würde diese Verheißung viel besser erfüllet, sie würde viel sicherer Schein von Wahrheit unterschieden haben, wenn sie nicht so oft ihre individuelle Vorstellungsarten und willkührliche Ideenverknüpfungen, dergleichen z. B. ihre Tafel der sogenannten Stammbegriffe des menschlichen Verstandes ist, erdacht, und sie für **nothwendige Wahrheiten** a priori ausgegeben hätte, oder uns nicht zumuthen wollte, wir **mußten** ihre praktische **Postulate**, als **Imperative, ohne Beweis** annehmen; da diese Postulate bloß zum Behufe des Zusammenhanges des kritischen Systems erdacht, keinesweges a priori in den Gesetzen unsers Denkvermögens gegründet sind. Durch das unphilosophische Verfahren, Postulate als nothwendige Gebote a priori anzunehmen, muß man dahin kommen, sich einzubilden, man wisse viel, ohne daß man wirklich etwas weiß. Man sehe nur die Schriften unserer neuesten Philosophen an!

Es ist kaum zu läugnen, daß, nachdem durch die kritische Philosophie sehr scharfsinnig und kritisch gezeigt worden ist, daß in den vorigen philosophischen Systemen vieles willkührlich und inkonsequent ange-

nommen worden ist, nun auch in dieser Philosophie unvermerkt, durch subtile Zerspaltungen der Begriffe und unweisen Gebrauch der Begriffe **in abstrakto**, nicht wenig neue Willkührlichkeiten und Inkonsequenzen an die Stelle der alten sind gesetzt worden. Aber wenn dieses auch der Fall seyn mag, so wird doch jedes Streben nach Gewißheit, welches eigentlich der höchste Zweck alles Philosophirens seyn sollte, auch dann noch verdienstlich bleiben, wenn es nicht den gehofften Erfolg haben könnte. Und dieses Streben wird an allen Philosophieen desto eher erkannt werden, je mehr sie sich bemühen, ihre Sätze deutlich auszudrücken und folgerecht zu verbinden. In sofern ihnen aber Beydes fehlt, können weder **ursprungliche Anschauung** noch **Abstraktionen**, noch sonst irgend eine Subtilität den Mangel deutlicher Erkenntniß ersetzen. Vernunftbegriffe mit Erfahrungsbegriffen verbunden, und wechselsweise die Einen durch die Andern aufgeklärt, werden uns allerdings noch bey weitem nicht über alle Gegenstände des menschlichen Wissens unumstößliche Gewißheit geben können; aber, um uns selbst und die Natur ausser uns nach und nach genauer kennen zu lernen, werden sie uns sicherer leiten, als die bloßen Spitzfindigkeiten der dialektischen Abstraktionen, verbunden mit einer vermeinten eben so bewußtlosen als regellosen Unendlichkeit des Wissens.

V.

Bemerkungen

über den

logischen Regreſſus,

nach dem Begriffe der alten Kommentatoren des Ariſtoteles.

V.

Bemerkungen über den logiſchen Regreſſus

nach dem Begriffe der alten Kommentatoren des Ariſtoteles*).

Der zu Köpenik verſtorbene Herr Hauptmann von Miloczewsky hat der Akademie ein Kapital vermacht, mit der Verordnung:

„daß die Zinſen davon zur Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten, und beſonders des „Regreſſus verwendet werden ſollen."

Daher iſt die Akademie jetzt im Begriffe, eine beſondere philoſophiſche Preisfrage aufzugeben.

Der Ausdruck **Regreſſus** wird ſehr vielfältig als bloß gleichbedeutend mit der **analytiſchen Methode** gebraucht, da dann in dieſer Beziehung die **ſynthetiſche** Methode der **Progreſſus** genannt wird. **Kant** ſelbſt hat dieſen Ausdruck in ſeiner Kri-

*) Vorgeleſen in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, den 21. Julius 1803, und zuerſt gedruckt in derſelben Schriften von dieſem Jahr.

tik der reinen Vernunft bey Auseinandersetzung des Systems der kosmologischen Ideen und Auflösung ihrer Antinomieen auf diese Art gebraucht *). Indeß ist bekannt, daß Kant seine neuen Kunstwörter selten genau bestimmt, sondern mehrmal Wörter bald in dieser bald in jener Bedeutung braucht; woher so manche Mißgriffe und Wortstreite in seiner Philosophie entstehen, in welcher doch, da sie den Namen kritisch vor sich trägt, vorzüglich alles genau bestimmt seyn sollte. So hat er auch sehr oft die Wörter analytisch und synthetisch ziemlich unbestimmt gebraucht, und er will in seiner Kritik der reinen Vernunft mit so mancher willkührlichen Ideenverknüpfung, von ihm Synthesis genannt, sehr viel ausrichten. Aber es ist bekanntlich gar sehr darüber gestritten worden, ob nicht mancher Satz, den Kant synthetisch nennt, (selbst nach dem Begriffe der er von der Analyse giebt,) analytisch sey? Kant giebt sogar vor, offenbar wider die Natur der Sache: Jeder arithmetische Satz sey synthetisch **), z. B. den Satz 5 + 7 = 12 giebt er für synthetisch aus. Seine Gegner aber haben ziemlich deutlich gezeigt, daß

*) S. Kant's Kritik der reinen Vernunft. S. 540. Man s. auch Kant's Logik §. 117.

**) Man s. Kritik d. v. 22. S. 28. — Garve behauptet mit mehrerem Rechte: daß alle mathematischen Sätze bloß analytisch sind, und daß dieses die Ursache ist, warum sie demonstrativ gewiß werden. Man. s. Garve's Uebersetzung von Aristoteles Ethik. 1ter Th. S. 202.

daß er analytiſch iſt; der, was iſt denn die Zahl 12 anders, als das Zeichen von zwölf Einheiten? Ich mag dieſe rechts oder links einzeln zerlegen, ſo iſt es doch nichts als Zerlegung dieſer Einheiten, wenn man nicht mit Worten ſpielen will.

In Abſicht auf die philoſophiſche Analyſis und Syntheſis iſt es merkwürdig, daß Kant in ſeiner **Unterſuchung über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral**, welche er im Jahre 1763 dieſer Akademie bey Gelegenheit des damal ausgeſetzten Preiſes auf die Frage über die Evidenz, vorlegte *), ausdrücklich behauptete: „Die Mathematik gelange zu allen ihren Definitionen **ſynthetiſch**, die Philoſophie „aber **analytiſch**. Er nannte es daſelbſt ſogar „eine **übel verſtandene Obliegenheit**, wenn der „Mathematiker ſich mit analytiſchen Erklärungen einläßt.“ Er behauptete ferner ausdrücklich: „das „Geſchäfte der **Weltweisheit** ſey, Begriffe, die „als verworren angegeben, zu **zergliedern**, ausführlich und beſtimmt zu machen, der **Mathematik** „aber, gegebene Begriffe von Gröſſen, die klar und ſicher „ſind, **zu verknüpfen**, und zu vergleichen, um zu „ſehen, was hieraus **gefolgert** werden kann.“ Nun

*) Man ſ. Dissertation qui a remporté le prix sur la Nature, les Espèces, et les Dogmes de l'Evidence avec les pièces qui ont concouru. (Berlin 1764) S. 79. und Kant's vermiſchte Schriften, Halle 1799, zweyter Bd. S. 5.

ist es aber für sich deutlich genug, daß jede Philosophie nicht **bloß** das Geschäft hat zu **zergliedern**, oder **analytisch** zu verfahren, sondern auch klare und sichere Begriffe zu **verknüpfen**, zu **vergleichen**, und **Folgerungen zu ziehen**; so daß man wohl sieht, wie willkührlich schon damal Kant das Geschäft **der** Wissenschaften beschränken wollte. Hauptsächlich aber, muß es, sehr auffallen, daß Kant, seinen obigen Behauptungen gerade zuwider, in der **Kritik der reinen Vernunft**, eben das Geschäft der Philosophie zuschreibt, was er vorher der Mathematik **ausschließend** zugeschrieben hatte. Er sagt uns da wieder: „**die ganze Endabsicht unserer spekulativen** Erkenntniß a priori „beruht auf **synthetischen** Grundsätzen *)." Zu diesem Behufe erfand er ausdrücklich, die seinem System sehr bequemen, sonst aber wohl sehr problematischen **synthetischen Sätze** a priori, woraus, wie er nun behauptet, als aus **Erweiterungs-Sätzen** die Metaphysik nur **allein** bestehen soll **). Er setzt bey Gelegenheit seiner sogenannten Kategoricen, ausdrücklich **metaphysische Verknüpfung** fest ***), da er vorher nur der Mathematik **Verknüpfungen** zugestand.

Es ist löblich, wenn ein Philosoph seine Meinungen ändert, in so fern er zu bessern Einsichten gelangt,

*) Man s. Kritik der r. V. S. 16.

**) Das. S. 18.

***) Das. S. 101. 102.

ngt, aber es ist wohl kein Beyspiel vorhanden, daß
nst ein Philosoph, etwas für ganz ausgemachte
Wahrheit ausgab, und nach 18 Jahren, eben so
sprechend, gerade das Gegentheil behauptete, ohne
wa merken zu lassen, er habe damal geirret. Aber
ist auch von der andern Seite sehr unrichtig,
ß der Mathematiker **bloß synthetische** Erklärun-
n oder **Verknüpfungen** zu machen zum Geschäfte
abe, da er gar wohl **analytisch** verfahren kann,
nd von jher verfuhr. Aber Kant macht, dem
prachgebrauche zuwider, den veränderten Be-
iff von einem **analytischen** Satze: es sey ein
licher, worin das Prädikat schon im Begriffe
s Subjekts, (wenn auch versteckt) enthalten ist,
lso nichts neues hinzukomme, und ein **synthetis-
her** Satz sey derjenige, wo der Begriff des Prä-
kats ganz ausser dem Begriffe des Subjekts ist, ob
gleich mit demselben in Verknüpfung stehet*), und
adurch ein **Erweiterungssatz** wird. Es ist aber
ekannt, daß die Philosophen von jeher es **Synthesis**
der synthetische Methode genannt haben, wenn sie ge-
isse Grundsätze erst fest setzten und daraus Schlüsse
achten, oder Folgerungen zogen; **Analysis** aber,
der analytische Methode, wenn sie von den durch
Schlüsse gemachten Folgerungen, um sie zu prüfen,
is auf de Grundsätze zurück gingen, und daß die
Mathematiker von jeher die **Entwickelung** des Zu-
ammenhanges der Größen und der Verhältnisse, zu
Auflösung gegebener Aufgaben **Analysis** nann-

 ten.

*) Man s. das. S. 10.

ten, und den Umfang der Wahrheiten dadurch sehr erweiterten. Nun weiß aber Kant, durch den Kunstgriff den bekannten Wörtern **Synthesis** und **Analysis** willkührliche und bisher ganz ungewöhnliche Bedeutungen unterzuschieben, alle **mathematische Analysis**, miteingerechnet die ganze Algebra und die Analysis der unendlichen Größen, mit einmal zur **Synthese** umzuschaffen. Und nun wird noch ein andrer dialektischer Kunstgriff gebraucht. Da nach Kant, wie oben bemerkt, „alle Metaphysik, „ihrem **Zwecke** nach **aus lauter synthetischen** „**Sätzen** bestehen" soll, er aber in seiner Kritik, d. r. V. nicht umhin kann, alle Kräfte der Vernunft zu **analysiren**, zu **zergliedern**, zu **zerlegen**, so nennt er dieses die **transscendentale Analytik** *), welche nun nicht Analyse seyn soll. Es fällt aber in die Augen, daß dieses wenig mehr als ein Spiel mit willkührlich gebrauchten Worten ist, wodurch noch dazu oft die Begriffe schwankender werden.

Eben so sind auch von Kant die Wörter **Regressus** und **regressive Methode** in verschiedener, obgleich ähnlicher, doch nicht ganz übereinstimmender Bedeutung gebraucht werden, so wie es gerade das Bedürfniß seines Systems forderte. Er hat in seiner Kritik der v. V. sogar auch eine **regressive Synthesis** **). — Genug von Kant's Wortspielen mit Synthesis und Analysis!

Bey'm **Regressus** überhaupt wird zwar allerdings

*) Daf. S. 89.

**) Daf. S. 438.

dings immer eine Art der analytiſchen Methode gebraucht, aber die ariſtoteliſchen Logiker, welche ſich des Worts **Regreſſus** zuerſt bedienten, verſtanden darunter eine **ganz beſondere** Art einer doppelten oder **regreſſiven Demonſtration**, welche das Charakteriſtiſche hat, daß in derſelben **nothwendig zuerſt** eine Demonſtration a poſteriori muß geführt werden, keinesweges aber damit angefangen wird, daß man zuerſt rein a priori ſetzt oder ſchließt. Ich will das, was dahin gehört, hier zu entwickeln ſuchen, da es mir höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Herr **von Miloczewsky** eigentlich den ebenerwähnten **beſtimmten Begriff der Ariſtoteliker** im Sinne hatte, als er die Unterſuchung des Regreſſus empfahl.

Ariſtoteles nahm zweyerley Arten von Beweiſen oder Demonſtrationen an, den Beweis ὅτι, **daß** ein Ding ſey, und den Beweis διότι **weshalb** ein Ding ſey. Daß ſich Ariſtoteles ſelbſt über dieſe beyde Arten von Demonſtrationen nicht allenthalben ganz deutlich und konſequent ausdrükt, daß ſie vollends von den nachfolgenden ſpitzfindigen peripatetiſchen Dialektikern auf mancherley Weiſe verwikelt und oft zu leeren Wortſtreiten gemißbraucht ſind, iſt gewiß; aber es ſcheint mir eben ſo gewiß, daß die Grundbegriffe, worauf Ariſtoteles ſich ſtützte, richtig verſtanden und unterſchieden, ſehr fruchtbar für jede Philoſophie werden können. Der Beweis, **daß** eine Sache ſey, und **weshalb** ſie ſey, iſt doch offenbar weſentlich unterſchieden, und beyde Arten der Beweiſe müſſen nicht vermiſcht, vielmehr muß jeder derſel-

derſelben beſonders geführt werden, wenn die Beſchaffenheit eines Gegenſtandes deutlich und vollſtändig erkannt werden ſoll. Wie viel unnützes Geſchwätz, das in unſerer deutſchen Philoſophie ſeit zwanzig Jahren für philoſophiſchen Tiefſinn ausgegeben wird, wäre weggefallen, wenn man zuerſt beſtimmt und deutlich bewieſen hätte, daß ein Gegenſtand auch wirklich ſey, ehe man ſich in weitläuftige Unterſuchungen darüber einließ!

Es iſt auch bekannt, daß, obgleich Ariſtoteles den Grund zur Logik gelegt hat, ſo, daß der weſentlichſte Theil der von ihm feſtgeſetzten logiſchen Begriffe noch bis jetzt eben ſo gebraucht wird; dennoch deſſen verſchiedene dialektiſche Schriften weder überhaupt zuſammenhängend, noch einzeln lichtvoll geordnet, und in ſehr vielen einzelnen Stellen nicht deutlich genug ſind. Eben ſo bekannt iſt es, daß ſeine Anhänger Jahrhunderte lang, bis auf die anfangende Reformation der Philoſophie durch Ramus und nachher durch Carteſius alles aus dem Ariſtoteles bewieſen; dergeſtalt, daß es genug war einen Satz für wahr auszugeben, wenn nachgewieſen werden konnte, daß er im Ariſtoteles ſtände. Ariſtoteles ſollte nie unrecht haben; eher wurden alle dialektiſchen Künſte aufgeboten, um herauszuringen, er habe Recht. Aus einer ſolchen Vertheidigung des Ariſtoteles, aus der Bemühung drey gewiſſermaaßen ſich widerſtreitende Ausſprüche deſſelben zu vereinigen, entſtand bey ſeinen Kommentatoren der ſcharfſinnige Begriff einer ganz beſondern Methode des Regreſſus.

sus. Ich habe bey vielem Nachsuchen nicht finden können, welcher von des Aristoteles Kommentatoren diese Methode zuerst erfand, oder zuerst den Begriff davon auseinandersetzte; so viel ist gewiß, daß er von den Araber Avicenna im zwölften Jahrhunderte schon gebraucht ward. Aristoteles selbst hat allerdings die erste Idee davon gegeben, aber dieselbe nicht ausgeführt. Im zweyten Abschnitte des ersten Buchs seiner Nikomachischen Ethik, sagt er: „Wir „müssen nicht vergessen, daß es unterschieden ist, ob „wir von den Principien ausgehen oder zu den Prin„cipien aufsteigen. Daher auch Platon *), gar wohl „darüber noch zweifelhaft ist, und fragt: Ob der Weg „von den Principien oder zu den Principien gehe? So „wie beym Wettrennen, ob man vom Kampfrichter „zum Ziele laufen soll, oder umgekehrt? Der An„fang ist auf alle Weise von dem schon bekanntem zu „machen". Aristoteles giebt hier genugsam zu verstehen, daß jede philosophische Untersuchung am füglichsten zuerst von den Wirkungen zu den Ursachen fortgehe, da die Wirkungen uns eher bekannt sind, als die Ursachen **).

Die

*) Ich bekenne, daß ich dieß eigentlich im Platon nicht habe finden können. Eine Stelle, zu Ende des sechsten Buches der Republik scheint dahin zu deuten, aber nur sehr unvollständig.

**) Aristoteles schärft diese wichtige Wahrheit in seinen Schriften mehrmal ein, unter andern in seiner Metaphysik im siebenten Buche, im Anfange des vierten Abschnitts.

Die Stellen des Aristoteles, welche die peripatetischen Logiker durch den von ihnen genau bestimmten Regressus zu vereinigen suchten, sind folgende:

Aristoteles im Ersten Buche seiner sogenannten, **spätern oder nächstfolgenden Analytik** (ἀναλυτικὰ ὕστερα) tadelt im dritten Abschnitte den **Zirkelbeweis**, womit damals einige Sophisten alles zu beweisen vermeinten, als ganz unzulässig. „Man „kann," sagt er, „durch den Zirkel **nichts** beweisen: „**denn ein Beweis** muß durch das Vorhergehende „**und Bekanntere** geführt werden; nun aber kann „derselbe nicht zugleich vorhergehend und nachfolgend seyn, als auf verschiedene Weise. — Daher „kommt es, daß diejenigen, welche sagen, durch einen „Zirkel könne ein Beweis da seyn, nichts anders sagen, als; daß dieses ist, wenn es ist."

Die andere eben nicht ganz deutliche Stelle ist im vierzehnten Abschnitt des zweyten Buchs der **spätern Analytik**. Aristoteles sagt ungefähr: „In Ansehung der Ursache und desjenigen, dessen Ursache „sie ist, könnte jemand zweifeln, ob, wenn das Bewirkte *) da ist, auch die Ursache vorhanden sey? „z. B. wenn zur Ursache des Abfallens der Blätter „im Winter angegeben würde, daß ein Baum oder „Strauch Laub hat, (im Gegensatze der Nadeln) und „zur Ursache des Ausbleibens des Mondenlichtes, daß „die Erde zwischen dem Monde und der Sonne stehe. „Ist es so, — (nehmlich, daß, wenn das Bewirkte „da

*) αἰτιατόν. Es kann auch bedeuten, das was als Ursache angegeben wird.

„da ist, auch die Ursache vorhanden ist,) — so kön-
„nen sie **wechselsweise** eins durch das andere bewie-
„sen werden *). Da wird geschlossen:

„Was belaubt ist, läßt im Winter die Blät-
„ter fallen."

„Der Weinstock ist belaubt."

„Also läßt er im Winter die Blätter fallen."

„Aber man kann auch beweisen, daß der Weinstock
„Laub hat, weil er die Blätter fallen läßt. Da
„lautet der Schluß folgendergestalt:"

„Was im Winter die Blätter fallen läßt, ge-
„hört zu den belaubten Bäumen oder
„Sträuchen."

„Der Weinstock läßt im Winter die Blätter
fallen."

„Also gehört der Weinstock zu den belaubten
„Bäumen oder Sträuchen."

„Aber im zweyten Beyspiele kann **nicht wechsels-**
„**weise** eins die Ursache des Andern seyn; denn die
„Ursache, daß das Mondenlicht ausbleibt, ist das
„Dazwischenseyn der Erde, aber das Ausbleiben des
„Lichts ist keinesweges die Ursache dieses Dazwischen-
„seyns. Wenn nun also der Beweis vermittelst der
„Ursache das **Weshalb**, (διότι,) hingegen der Be-
„weis der nicht durch eine Ursache geführt wird,
„bloß beweiset, **daß** (ὅτι) ein Ding sey; so ist
„nur bewiesen, **daß** die Erde dazwischen steht, aber
„nicht **weshalb**, d. h. aus welcher Ursache."

Ich

*) Ει δε ἀπὸ, αμα ειη και δεικνυοιτο δι' αλληλων.

Ich übergehe hier, was in diesen Sätzen des Aristoteles schief gestellt ist, weil zu dem gegenwärtigen Zwecke unnöthig seyn würde, es auseinander zu setzen. Genug, man fand schon in den ältesten Zeiten einen Widerspruch darin, daß Aristoteles in dem dritten Abschnitte des erstern Buchs der spätern Analytik den Zirkelbeweis ganz verwirft, und durch das aus dem vierzehnten Abschnitte des zweyten Buchs angeführte erste Beyspiel einen Beweis verstattet, der einem Zirkelbeweise ähnlich sieht. Dieser Widerspruch wird besonders aber dadurch offenbar, daß Aristoteles im zweyten Buche der **vordern** Analytik, im fünften, sechsten und siebenden Abschnitte, den **Zirkel** ausdrücklich zum Beweise zuläßt, und sogar umständlich auseinandersetzt, auf wie vielerley Art ein Zirkelbeweis geführt werden müsse, dabey aber den Zirkel **mit eben den Worten** beschreibt, welche er in der eben angeführten Stelle im vierzehnten Abschnitte der **spätern** Analytik beym ersten Beyspiele braucht, um die Zulässigkeit eines doppelten Beweises zu erlauben. Er sagt nehmlich im gedachten fünften Abschnitte der vordern Analytik: „Durch den Zirkel „beweisen, heißt wechselseitig eines aus dem andern „beweisen."*) Und im dritten Abschnitte der spätern Analytik sagt er doch, wie oben angeführt: „Durch „den Zirkel kann man nichts beweisen."

Es ist nicht zu läugnen, daß sich Aristoteles in der That widersprach. Weil aber die Anhänger dessen nicht zugeben wollten, daß Aristoteles könne Unrecht

*) Τῷ δὲ κύκλῳ καὶ ἐξ ἀλλήλων δεικνύσθαι — u. s. w.

recht haben, oder sich in verschiedenen Stellen seiner Schriften widerspreche; so machten sie es damals eben so, wie es von jeder blinde Anhänger der Philosophen machten, und wie es besonders jetzt noch von einigen unphilosophischen Jüngern Kant's geschieht, wenn ihr Meister sich widerspricht, und sich doch nicht soll widersprochen haben. Sie schoben dem Aristoteles Meinungen unter, welche er in seinen Schriften wohl hätte äußern können, aber nicht geäußert hatte, nebst genauern Bestimmungen und scharfsinnigen Unterscheidungen, welche er wohl hätte machen können, aber in der That nicht machte.

Sie sagten hier: „Aristoteles hat nicht alle Arten von Zirkelbeweisen verbannt. Als er den Zirkelbeweis verwarf, meinte er den fehlerhaften Zirkel, nicht aber den Zirkel zuließ, meinte er den zulässigen und erlaubten Zirkel." Das war freylich eine bequeme Art ihn zu vertheidigen! Sie fuhren fort: „Der eigentliche fehlerhafte und unerlaubte Zirkel ist derjenige, welcher in beyden Beweisen das Weshalb der Wirkung (das διοτι) beweiset, da denn, durch die Umkehrung, ebendasselbe Ding in ebenderselben Rücksicht, Ursache und Wirkung, das Vorhergehende und Folgende, das Bekanntere und das Unbekanntere zugleich ist; daher ebendasselbe nur durch sich selbst bewiesen wird. Hingegen der erlaubte und brauchbare Zirkel," sagen die Ausleger des Aristoteles, „heißt Regressus." Diesen Unterschied hat aber Aristoteles nicht gemacht.

Die meiſten nach ariſtoteliſchem Zuſchnitte verfaßte Logiken reden vom Regreſſus. Aber Jacob Zabarella, Profeſſor der Philoſophie zu Pavia im 16ten Jahrhunderte, hat über dieſe Erfindung der Kommentatoren des Ariſtoteles einen beſondern Traktat *) geſchrieben, woraus deutlich zu erkennen iſt, wie ſie darauf kamen, und was ſie darunter verſtanden. Dieſer ſcharfſinnige Ariſtoteliker ſagt: Der Regreſſus unterſcheidet ſich dadurch von dem eigentlichen fehlerhaften Zirkel, daß darin Urſache beſtändig Urſache bleibt und Wirkung beſtändig Wirkung; keinesweges aber Beides verwechſelt wird. Er fährt fort: Wir müſſen bey jedem Beweiſe von dem Bekannten auf's Unbekannte kommen, (welches Ariſtoteles in der That an verſchiedenen Orten ſeiner Schrift einprägt). Daher geht man bey'm Regreſſus erſt von Beweiſe ὅτι zum Beweiſe διότι über; weil die Urſache, welche wir ſuchen, natürlich das Unbekanntere iſt. Es beſteht zufolge der Lehre des Zabarella der Regreſſus nothwendig aus drey Theilen **): Zuerſt muß man beweiſen, daß ein Ding ſey, (ὅτι). Wir erkennen nämlich, ſagt er, die Wirkung zuerſt, aber nur unvollkommen und nicht deutlich, indem wir die Urſache noch nicht wiſſen. Auf dieſe werden wir zwar durch den Beweis ὅτι gebracht, wenn wir von der Wirkung auf die Urſache ſchließen; von beyden aber können wir dennoch

eine

*) Man ſ. Jacobi Zabarellae Opera logica. Coloniae 1597. 4to maj. S. 479. ff.

**) l. c. S. 489.

eine nicht völlig deutliche Kenntniß durch dieſen erſten Beweis erlangen *), — (den man nach der jetzigen philoſophiſchen Terminologie einen Beweis a posteriori nennen würde.) — Um nun auf dieſen erſtern Beweis einen Regreſſus zu gründen, muß, nach Zabarella, **zweytens** die reife Ueberlegung folgen, wodurch wir aus einer unvollſtändigen, und nicht völlig deutlichen Kenntniß der Urſache (ex confusa cognitione causae) eine genaue Kenntniß derſelben (distinctam) erlangen. **Das Dritte** iſt aber, ſagt er, das Hauptſächlichſte, nämlich der Beweis, **weshalb** (διότι), da wir aus der genau erkannten Urſache endlich zur genauen Kenntniß der Wirkung gelangen, — (welcher Hauptbeweis nach der jetzigen philoſophiſchen Terminologie ein Beweis a priori benannt werden muß.) — Damit nun iſt erſt der **Regreſſus** nach dem Sinne der ariſtoteliſchen Logiker beſchloſſen, und, nach ihrem Begriffe, macht der Beweis a priori, oder die ſynthetiſche Methode, erſt den eigentlichen **Regreſſus**; da, nach Kant's Einrichtung, der Beweis rein a priori nach der ſynthetiſchen Methode, der **Progreſſus** heißt, und der **Regreſſus** nach der analytiſchen Methode geführt werden ſoll. Der Regreſſus, wie ihn Kant will geführt haben, wird alſo gerade umgekehrt gebraucht, im Gegenſatze des **Regreſſus der Ariſtoteliker.** Dies iſt deswegen wohl zu bemerken, damit man

*) Prima quidem eſt demonſtratio *quod*, qua ex effectus cognitione confusa ducimur in confusam cognitionem causae. l. c.

nicht beyde durch eben dasselbe Wort bezeichnete, aber sich entgegengesetzte Arten zu verfahren, verwechsele; um so weniger, da ihre Anwendung sehr verschieden ist.

Die scharfsinnig ersonnene Methode der Aristoteliker trägt freylich, meines Erachtens, wenig oder nichts bey, den Aristoteles wegen seiner unbestimmten oder widersprechenden Aeußerungen zu entschuldigen; da sich nirgends in seinen Schriften findet, daß er solche Folge von Beweisen bestimmt empfohlen hätte, oder sie sich auch nur, bey dem was er über den Zirkelbeweis gesagt hat, könnte gedacht haben. Aber es scheint mir, diese Methode, sie komme nun mit den Lehren des Aristoteles überein oder nicht, werde dennoch zur Erforschung der Wahrheit auch jetzt noch sehr wichtig und nützlich seyn. Sie ist, wie aus dem obigen erhellet, keinesweges dasjenige, was Kant Regressus benannte, da man nämlich, nachdem die synthetische Methode gebraucht worden, sich erlaubt, auch die analytische zu gebrauchen; auch kann man den Begriff, welchen Kant, wie oben bemerkt ist, mit einem synthetischen Satze verbindet, (nämlich wenn das Prädikat nicht im Begriffe des Subjekts liegt,) und mit einem analytischen Satze, (wenn es darin liegt,) nicht füglich auf diesen Regressus anwenden. Das Wesentliche des Regressus der Aristoteliker ist, daß man niemals mit dem Beweise a priori, sondern jederzeit mit dem Beweise a posteriori anfange, und erst alsdann zum Beweise a priori schreite, wenn man sich vorher, durch

eine

eine besondere Betrachtung, Alles ganz deutlich und bestimmt gedacht hat, was man a posteriori glaubte gefunden zu haben. Daß durch solche doppelte und dreyfache Untersuchung der Weg zur Wahrheit sicherer gemacht werde, ist leicht einzusehen. Auch erhellt deutlich, daß diese von den Aristotelikern unter den Namen des Regressus empfohlne Methode gerade das Gegentheil von der Methode der neuen und neuesten Philosophen ist, welche, seit Kant, nicht nur etwa bloß zuerst, sondern überhaupt, einzig und allein, Alles rein a priori zu deduciren vermeinen, und sich unterfangen, jeden Beweis a posteriori, jede Rücksicht auf Erfahrung zu verwerfen.

Die Untersuchung dieses Regressus der Aristoteliker hat, meines Erachtens, der Herr von Miloczewski eigentlich im Sinne gehabt, als er bey der Untersuchung der philosophischen Wahrheiten besonders die Untersuchung des Regressus empfahl; nicht bloß die gewöhnliche, auch nicht die von Kant sogenannte regressive Methode, da er erst die synthetische, und nachher die analytische Methode gebraucht. Das Verfahren bey dem Regressus der Aristoteliker gleicht der Probe bey'm Rechnen, wo man durch die Addition sich überzeugt, daß man vorher richtig subtrahirt habe. Durch die Abwechselung der synthetischen Methode mit der analytischen, so wie sie Kant, nachdem er seine Kritik der reinen Vernunft geschrieben hatte, durch seine Prolegomena zu jeder Metaphysik versuchte, können höchstens einige

Erläuterungen erlangt, können einige Gedanken deutlicher gemacht werden; aber ſchwerlich wird man, bloß dadurch, einen Trugſchluß entdecken, wenn er in einem weitläuftigen Beweiſe etwa irgendwo verſteckt ſeyn ſollte.

Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, hier von den Lebensumſtänden des Herrn von Miloczewski, der ſich auch noch auf künftige Zeiten um die Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten, durch Stiftung eines Preiſes, hat verdient machen wollen, einige Nachrichten mitzutheilen, ſo wie ich ſie aus zuverläſſiger Quelle erhalten habe. Der Fall iſt ſo ſelten, daß eine Militairperſon die Spekulation liebt; aber der Ort, wo Herr von Miloczewski einen groſſen Theil ſeines Lebens zubrachte, kann dieſes einigermaßen erklären.

Er ward zu Goldap in Preuſſen, im Jahre 1742 gebohren. Im Jahre 1753 kam er in das Waiſenhaus, welches König Friedrich I. bey ſeiner Krönung zu Königsberg ſtiftete. Im Jahre 1757 trat er in Militardienſte bey dem Infanterieregimente, jetzt von Dierike genannt, welches zu Königsberg in Garniſon liegt. Er diente ehrenvoll in allen Feldzügen und Schlachten, wobey das Regiment gegenwärtig war, und erhielt bey Zorndorf ſieben Wunden. Im Jahre 1793 nahm er ſeinen Abſchied, blieb aber noch über ein Jahr in Königsberg, aus Liebe zum Umgange mit dem berühmten Kant, worauf er ſich nach Köpenik begab, wo er im Jahre 1796 ſtarb.

Er

Er war ein guter, rechtſchaffener und beſonders ernſthafter Mann. Da er, die Feldzüge ausgenommen, ſich beſtändig in Königsberg aufhielt, ſo ſuchte er Umgang mit den dortigen Gelehrten. Gelehrte Männer, welche ſich der Spekulation widmen, finden ſich hauptſächlich auf Univerſitäten; und ſo war es auch in Königsberg. Hierdurch ward bey dem Herrn **von Miloczewski** die Neigung zur ſpekulativen Philoſophie erweckt und unterhalten, die ihn bis an ſein Ende nicht verließ. Dies trieb ihn zu einem fortgeſetzten und ernſthaften vieljährigen Studium der Schriften der alten und neuen Philoſophen, und da die äuſſere Thür zur Philoſophie durch die Logik eröffnet wird, ſo hatte er auch ältere und neuere logiſche Schriften ſtudirt; man ſieht es ſchon daraus, daß er den **Regreſſus**, welcher **in jedem Verſtande eine logiſche Methode iſt**, ſo beſonders empfahl. Er geſellte ſich zu Kant's Schülern, und nachdem die berühmte **Kritik der reinen Vernunft** im Jahre 1781 erſchienen war, widmete er ſich, ganzer 25 Jahre lang, und, wie diejenigen bezeugen welche ihn in Köpenik gekannt haben, noch in den letzten Tagen ſeines Lebens, unabläſſig einem eifrigen Studium dieſes Werks und der Kant'ſchen Schriften.

Ich ſtelle mir den Gang der Gedanken, wodurch er darauf kam, bey Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten beſonders die Aufmerkſamkeit auf den **Regreſſus** (und, wie ich glaube, im obenangeführten Sinne der Kommentatoren des Ariſtoteles) zu lenken, folgendergeſtalt vor:

Der Herr von Miloczewski war kein Nachbeter irgend eines erlernten Syſtems, ſondern bis an ſein Ende der unparteyiſchen Unterſuchung der Wahrheit ergeben. Dies zeigen ſelbſt die Worte ſeines Teſtaments, wodurch er den Preis ſtiftete; denn das Teſtament ward wenige Tage vor ſeinem Tode gemacht. Es iſt leicht zu begreifen, daß der Scharfſinn und die neuen Anſichten des kritiſchen Syſtems einen ſo ſpekulativen Kopf ſtark an ſich gezogen haben. Sehr vermuthlich iſt es ihm aber auch, bey'm vieljährigen Studium deſſelben, gegangen, wie mehrern nachdenkenden Leſern, daß wegen des Mangels lichtvoller Ordnung in den meiſten Schriften Kant's, wegen der oft ſo dunkeln Schreibart, wegen des ſo ſehr unbeſtimmten Gebrauchs neuer Terminologieen dieſes berühmten Philoſophen, ihm bey manchen Sätzen und Poſtulaten, welche von Kant als ausgemacht angenommen werden, Zweifel übrig geblieben ſind. Da nun Kant bekanntlich Alles rein a priori deduciren will, ſo kann dem Herrn von Miloczewski, welcher durch eigenes Nachdenken die Wahrheit zu unterſuchen gewohnt war, und daher Kant's Sätze von allen Seiten betrachtete, ſehr wohl der Zweifel aufgeſtoßen ſeyn: ob denn wohl etwa ſo manche Kant'ſche ſogenannte reine Syntheſis a priori nicht eine bloß willkührliche Hypotheſe ſeyn möge? Er hat alſo geglaubt, es müſſe vor allen Dingen ausgemacht werden, ob überhaupt eine reine Syntheſis a priori ſtatt fände, und auf welchem logiſchen Wege wir

dazu

dazu gelangen könnten? Dieſes, hat er vermuthlich geglaubt, könne durch den Regreſſus der Ariſtoteliker am füglichſten ausgemacht werden, und er hat daher darauf aufmerkſam machen wollen: daß zu unterſuchen wäre, ob nicht zur Sicherung philoſophiſcher Wahrheiten, vielmehr vorzüglich **erſt** bey den Wirkungen, die **uns bekannt** ſind, d. h. durch einen Beweis **a posteriori** anzufangen ſey, ſo wie es der Regreſſus der Ariſtoteliker feſtſetzt. Kant ſelbſt kann ihn einigermaßen darauf geführt haben. Bekanntlich hat derſelbe ſeine **Kritik der reinen Vernunft** in ſynthetiſcher **aprioriſcher** Methode geſchrieben. Nachher gab er ſeine **Prolegomena zu jeder künftigen Metaphyſik** in umgekehrter oder **analytiſcher** Methode heraus, um Leſern aller Art deſto verſtändlicher zu werden; und dieß war freylich **eine Art von Regreſſus**. Aber es iſt keinesweges **ein ſolcher Regreſſus**, wie ihn die Ariſtoteliker verlangen. Weder **Wirkung** noch **Urſache** ſind durch Kant's **Prolegomena** deutlicher oder beſtimmter geworden, als ſie es in der **Kritik der reinen Vernunft** waren; denn es iſt ganz klar, daß Kant in ſeinen Prolegomenen weiter nichts that, als daß er **ebendenſelben Weg rückwärts** ging, den er in der Kritik der reinen Vernunft a priori vorgezeigt hatte. Daß dieſes aber wirklich **der richtige Weg** ſey, erhellet noch keinesweges daraus, daß Kant zurückging, woher er gekommen war. Wären etwa in ſeiner Kritik willkührliche Poſtulate für reine Syntheſen a priori ausgegeben

werden, ſo blieben ſie noch immer willkührlich. Da nun Kant, durch den von ihm verſuchten Regreſſus, eigentlich **nicht mehr leiſtete**, als er anfänglich durch den von ihm ſogenannten **Progreſſus** nach der ſynthetiſchen Methode konnte geleiſtet haben, da aber dennoch Herr **von Miloczewski** einen **Regreſſus** bey Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten empfahl; ſo muß er wohl einen andern Regreſſus gemeint haben, und es iſt außer dieſem kein anderer bekannt, als der Regreſſus der Ariſtoteliker.

Es würde in der That mit einer **Kritik der Vernunft** ganz anders ausſehen, wenn man ſie, zufolge dem von den ariſtoteliſchen Logikern in drey beſtimmten Theilen vorgeſchlagenen **Regreſſus** anſtellen wollte, anſtatt, wie Kant gethan hatte, damit anzufangen, alles rein a priori zu ſetzen, und ſich damit in ein ganz **unbekanntes** Feld zu begeben. Es würde unſtreitig beſſer ſeyn, erſt vom **Bekannten** auszugehen. Es würde zuträglicher ſeyn, erſt a posteriori genau zu beſtimmen zu ſuchen: was denn wohl, der **geprüften Erfahrung gemäß**, in unſerm **Denkvermögen** als vorhanden erkannt wird? Es würde ſodann eine Kritik der Vernunft **heller und zuſammenhängender**, folglich eigentlich **kritiſch** werden, wenn zuerſt die Vernunft, ſo wie wir ſie **in ihrer Wirkung** erkennen, betrachtet, und durch dieſe Wirkung geſucht würde, **auf die Urſache**, auf die eigentliche Beſchaffenheit des Denkvermögens zu kommen; wenn die auf dieſe Art gefundenen Urſachen, nebſt den Wirkungen, aus welchen

chen wir auf die Urſachen geſchloſſen haben, nochmals recht deutlich und beſtimmt gedacht, recht ſtreng logiſch unterſucht würden, um alle Paralogieen, welche ſich etwa durch Poſtulate und willkührliche Annahmen möchten eingeſchlichen haben, für das, was ſie ſind, zu erkennen, und ſie alsdann auszumerzen. Wenn man nun endlich, nachdem alles Obige geſchehen, ſich bemühte, die eigentliche Beſchaffenheit der reinen Vernunft, bis auf ihre Wirkungen herunter zu demonſtriren, oder wenigſtens zu deduciren; ſo würde eine ſolche Demonſtration oder Deduktion, wenn ſie mit aller Strenge geſchähe, zur ſichern Probe dienen können, daß man oben von den bekannten Wirkungen auf die unbekannten Urſachen richtig geſchloſſen hätte. Geſetzt auch, daß es auch alsdann noch nicht gelingen ſollte, das Innere der Natur unſers Denkens und der Kräfte der Vernunft gänzlich zu ergründen; ſo würde doch, meines Erachtens, eine **Kritik der reinen Vernunft, welche durch geſuchte doppelte Beweiſe** (um ariſtoteliſch zu reden) erſtlich das ὅτι, und erſt nachher das διότι bewieſe, viel deutlicher, viel freyer von willkührlichen Annahmen, und weniger einſeitig werden, als wenn man gleich mit dem διότι anfängt. Wenigſtens würden wir durch Verſuche dieſer Art, meines Erachtens, deutlicher einſehen, ob und wo ſich noch Lücken in unſern Behauptungen finden möchten. Aeltere Philoſophen haben ſchon aus Vorſicht, dieſen Weg betreten, und unter den neuern der vortreffliche **Tetens**. Die Erforſchung der Kräfte der Vernunft, ſelbſt a priori iſt auch

doch gewiß ein Theil der Erforschung der Kräfte der Seele überhaupt; so wie die Vernunft unstreitig ein Theil des Denkvermögens überhaupt ist. Wolf gab zuerst seine Psychologia empirica, (im J. 1732) heraus, und erst zwey Jahre nachher wagte er sich daran, in seiner Psychologia rationalis, zu den Wirkungen der Seele welche er durch Erfahrungen deutlich zu machen gesucht hatte, durch Vernunftgründe die Ursachen aufzufinden.

Betrachtet man Kant's **moralisches System**, so wird es noch deutlicher, wie **nützlich es seyn muß**, bey Untersuchung der Wahrheit philosophischer Sätze, um sicher zu gehen, dem oben vorgeschlagenen aristotelischen Regressus gemäß, erst mit der Demonstration ὅτι anzufangen, und sodann erst auf das διότι zu kommen. Kant gründet bekanntlich seine Moral auf ein reines Sittengesetz, auf einen kategorischen Imperativ, welcher, wie er vorgiebt, in der Vernunft und von der Vernunft gegeben, unbedingt verbindlich aber dennoch unbegreiflich sey. Hätte man bey Untersuchung der Wahrheit **dieses moralischen Systems nun damit angefangen**, daß versucht worden wäre, **a posteriori aus den Wirkungen der** Vernunft durch die Demonstration ὅτι zu zeigen, **daß** die Vernunft wirklich **etwas Unbegreifliches**, und doch auch **kategorisch**, d. h. (nach Kant's Terminologie) als ein **unbedingtes Gesetz**, geben könne und wirklich gebe, und hätte man sich dabey alles dahin Gehörige **recht deutlich** und **bestimmt** gedacht; so würde sicherlich das Mangelhafte, das

Unge-

Ungegründete eines solchen versuchten Beweises ὅτι deutlich in die Augen gefallen seyn. Es würde sich schon, ehe es noch bis zum Beweise a priori des ὅτι gekommen wäre, nur allzudeutlich gezeigt haben, wie es mit der Konsequenz einer Moral beschaffen seyn **könne**, welche sich ausschließend auf ein **unbegreifliches Gesetz** gründet, das dennoch **ein Vernunftgesetz** seyn soll. Eben so würden durch Anwendung des zur Deutlichkeit und Bestimmtheit führenden **Regressus** der Aristoteliker die vielen **Postulate** a priori offenbar wegfallen, womit Kant in seiner Philosophie so sehr freygebig ist, und so weit gehet, daß er sogar diese seine **Postulate** zu **Imperativen** macht; denn er sagt ausdrücklich*): „Postu„lat ist ein a priori gegebener, keiner Erläute„rung seiner **Möglichkeit**, (mithin auch keines „Beweises) fähiger, praktischer **Imperativ**." Welche Methode würde wohl gewählt werden müssen, um, durch einen **Beweis ὅτι** zu beweisen, **daß** ein Postulat ein Imperativ seyn **könne**, und, um ein Imperativ zu seyn, keines Beweises fähig sey!

Diese auffallende Inkonsequenzen und Widersprüche in Kant's sonst so scharfsinnigen Schriften werden wohl dem Herrn **von Miloczewski** eben so gut wie andern aufgefallen seyn. Daher läßt sich ziemlich wahrscheinlich muthmaßen, daß er den ihm aus den aristotelischen Logikern bekannten **Regressus** besonders **deswegen** habe empfehlen wollen: weil,

*) Man s. Kant's Verkündigung des ewigen Friedens in der Philosophie, in der Berlin'schen Monatschrift, 1796. S. 497.

weil, in der That, durch diese Methode, in der vorgeschriebenen Strenge beobachtet, bey Untersuchung solcher philosophischen Sätze viel geleistet werden kann, welche man bisher bloß rein a priori hat deduciren wollen, und dabey auf so manche Irrwege gerathen ist. Nicht zu gedenken, daß in dieser Methode der Aristoteliker die **Deutlichkeit** und **genaue Bestimmung** der Begriffe durch **eine besondere Betrachtung** derselben so sehr empfohlen wird; da es bekanntlich in den neuen und neuesten Philosophieen an **Deutlichkeit** und **Bestimmtheit** so sehr oft fehlet.

Daß der Herr **von Miloczewski**, ob er gleich den Scharfsinn Kant's sehr schätzte, und in dem mehrjährigen persönlichen Umgange mit ihm vermuthlich über manche Punkte seiner Philosophie mag mündlich belehrt worden seyn, dennoch kein blinder Anhänger derselben war, und das neue kritische System mit unparteyischer Liebe zur Wahrheit ferner untersucht, nicht aber ohne Rücksicht auf Zweifel und Einwendungen nur schlechterdings bestätigt wissen wollte, ist schon daraus sehr deutlich abzunehmen, daß er zu unserer Akademie **vorzüglich** das Vertrauen hegte, ihr auch auf künftige Zeiten **das Urtheil über die Untersuchung philosophischer Wahrheiten** aufzutragen. Bekanntlich hat die philosophische Klasse unserer Akademie sich die unparteyische Untersuchung der kritischen Philosophie zum angelegentlichen Geschäfte gemacht; und besonders auch ist in mehrern Vorlesungen, vom Anfange an,

auf

auf die Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht worden, daß **nicht bloß** rein a priori zu philoſophiren ſey, ſondern daß auch die **Erfahrung**, welche von Kant und ſeinen Anhängern ganz ausgeſchloſſen und verachtet wird, bey Unterſuchung philoſophiſcher Sätze allerdings Anwendung finde. Dieſe Geſinnung unſerer Akademie mußte dem Herrn von **Milczewski**, welcher auf den Gang der neuen Philoſophie ſo aufmerkſam war, gewiß bekannt ſeyn. Sie iſt den blinden Anhängern Kant's ſehr anſtößig geweſen, wie aus mehrern ihnen nicht eben ehrenvollen Beyſpielen erhellet; alſo mußte derjenige, welcher zu Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten einen Preis ſtiftete, und dabey Zutrauen auf unſere Akademie behielt, wohl im Sinne haben, daß dieſe Unterſuchung ſich auf die Würdigung der neuen Lehren der neuen und neueſten Philoſophie erſtrecken ſollte.

Ich bitte, ſich hierbey zu erinnern, daß dieſe Akademie im **Oktober 1795**, wenige Monate vorher, ehe der Herr **von Milczewski** ſein Teſtament machte, zum zweytenmale zur Preisaufgabe die Frage aufgab:

Welches ſind die Fortſchritte der Metaphyſik in Deutſchland, ſeit **Leibnitz** und **Wolf**?

Dieſe Preisfrage war ausdrücklich auf die Unterſuchung des wahren Werths des Kant'ſchen Syſtems gerichtet, und gereichte daher auch den erklärten Anhängern Kant's zum großen Aergerniſſe, weil ſie die Richtigkeit der Meinung Kant's über die Metaphyſik für ausgemacht hielten, und daher die **Aufwerfung** einer

einer ſolchen Frage für ganz unzuläſſig und ungereimt ausgaben; wie dieſes zwey dieſe Aufgabe betreffenden Schriften, ſowohl des verſtorbenen Salomon Maimon als auch eines komiſch-ernſthaften Fichtianers, eines gewiſſen Hülſen **) genugſam zeigen. Bey dem Herrn von Miloczewski hingegen iſt, wie man ſieht, durch dieſe Preisaufgabe das Vertrauen zu unſerer Akademie nicht vermindert worden; zum ſichern Beweiſe, daß er nicht durch Kant's Syſtem die Unterſuchung philoſophiſcher Wahrheiten, „ſo völlig beendigt glaubte, daß nichts „daran geändert, oder hinzugeſetzt werden könnte:" wie dieſes leider! Kant ſelbſt, in ſeiner Erklärung wider Fichte, (im Intelligenzblatte der allgemeinen Literaturzeitung) öffentlich vorgegeben hat. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß der Gedanken, gerade unſere Akademie zur Richterinn über neue Unterſuchungen philoſophiſcher Lehren zu erwählen, bey dem Herrn von Miloczewski eben durch die Preisfrage noch lebendiger ward; ſo, daß er denſelben durch ſein wenige Monate darauf errichtetes Teſtament wirklich ausführte. Ich glaube, daß ihm wegen

*) Ueber die Progreſſen der Philoſophie, veranlaßt durch die Preisfrage der Königl. Akademie zu Berlin: Was hat die Metaphyſik ſeit Leibnitz und Wolf für Progreſſen gemacht? Von Sal. Maimon. Berlin 1793. 8.

**) Hülſen's Prüfung der von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aufgeſtellten Preisfrage. Altona. 1796. gr. 8.

gen der ſo heftigen Streitigkeiten der deutſchen Philoſophen, Zweifel an derſelben Unfehlbarkeit aufſtießen, da ſie alles a priori nothwendig ſetzen wollten, und ſich doch nicht zu vereinigen wußten. Er wollte, man ſolle unterſuchen, ob nicht zu ſicherern Reſultaten über die Richtigkeit des neuen Kant'ſchen und neueſten Fichtiſch-Schelling'ſchen Syſtems zu gelangen wäre, wenn man, vermittelſt des Regreſſus der Ariſtoteliker, mit Beweiſen a posteriori anfinge, und ſodann verſuchte, ob es möglich ſey von da zu Beweiſen a priori zu gelangen. Dies wäre gewiß beſſer, als wenn man fortführe, mit Kant und Fichte Alles ausſchließend rein a priori herzuleiten, zu poſtuliren, und zu ſetzen, nie ſich aber auf den ſo nöthigen Beweis ὅτι oder a posteriori einlaſſen wollte. Der Bündigkeit des vollkommenen Beweiſes, welcher, nach Kant, nur bloß rein a priori kann und ſoll geführt werden, wird auch durch dieſe Art des Regreſſus gar nichts benommen. Wie ich oben angeführt habe, haben ſelbſt die ariſtoteliſchen Logiker zugegeben, daß durch den Beweis ὅτι, der von den Wirkungen, d. h. von der Erfahrung ausgeht, nur eine unvollſtändige Kenntniß des Gegenſtandes erhalten werde. Aber ſie hielten dafür, wenn der Beweis ὅτι voranginge, und mit größter Deutlichkeit und Beſtimmtheit geführt werde, würde alsdann, per Regreſsum, der vollſtändige Beweis διότι, oder a priori mit größerer Sicherheit können geführt werden. Alſo, da über den ſichern Grund der Kant'ſchen, und der dadurch veranlaßten Fichte'ſchen, Schelling'ſchen, Bar-

dilischen, Rückert'schen, Weiß'schen, Wagner'schen, — und wie die neuesten und allerneuesten zum Theile schon vergessenen Philosophieen weiter heißen oder künftig heißen möchten, — noch immer so sehr gestritten wird; so wäre es wohl zu wünschen, daß man den sichern Grund derselben auch auf diesem von ältern Philosophen schon empfohlenen Wege untersuchen möchte. Schon die **Bestimmtheit** der Begriffe und die **Deutlichkeit** im Vortrage der Begriffe, welche auf diesem Wege des aristotelischen **Regressus** zur Hauptbedingung gemacht wird, sollten ihn empfehlen. Denn, wenn in unsern neuesten und allerneuesten, sämmtlich bis in's Absolute hinein schwindelnden Philosophieen die Begriffe **bestimmt gedacht** und **deutlich ausgedrückt** wären, so könnten wohl unmöglich unter den Philosophen selbst so viele Streitigkeiten, gleich mit dem ersten Anfange ihrer Philosophieen, entstanden seyn, so könnte nicht jeder von ihnen sich über alle Andere beklagen, daß seine Orakelsprüche von ihnen und von der ganzen gelehrten Welt **nicht verstanden** würden.

VI.

Schreiben

an

Herrn Bieſter

über

a priori und Kant's Sittengeſetz.

VI.

Schreiben
an
Herrn Bieſter
über
a priori und Kant's Sittengeſetz.

Vorbericht.

Herr Mendavid richtete an mich einen im Julius-Stück der neuen Berliniſchen Monatſchrift 1799, S. 29. ff. gedruckten Aufſatz, über das Kant'ſche Sittengeſetz, worin er daſſelbe durch einige etwas ſeltſame dialektiſche Wendungen zu vertheidigen ſuchte. Zu dieſem Behufe ſuchte er zu erläutern, was a priori eigentlich ſey, und wählte dazu ſehr abſichtlich ein ſonderbares Beyſpiel. Er ſagte; „Wenn wir „zwey Kugeln, von gleicher Schwere, deren eine aber aus „weichem Thon die andere aus Elfenbein iſt, von gleicher „Höhe herabfallen laſſen, ſo ſpringt bekannter Maaßen die „eine zurück, indeß die andere ruhig liegen bleibt. Die Ein„drücke, welche beide Kugeln empfangen haben — ihre Er„fahrungen — ſind ganz gleich; dennoch nahm die eine den „Eindruck ganz anders auf, als die andere. Das lag wohl „in der beſondern Beſchaffenheit derſelben; das wurde ihnen „nicht von außenher gegeben, ſondern kam von innen her„aus, und änderte den empfangenen Eindruck nach Maaß„gabe der innern Beſchaffenheit ab. Es lag in ihnen, bevor

„noch

„noch ein Eindruck auf ſie gemacht wurde, und äuſſerte ſich „nur erſt dann als das letztere geſchah; — es lag a priori in „ihnen. Begaben wir unſere Kugeln mit Erkenntnißvermö„gen; laſſen wir ſie überlegen, daß die Verſchiedenheit, die „jede von ihnen den Eindruck empfängt, unmöglich in dem „Eindrucke ſelbſt, ſondern in ihrer innern Beſchaffenheit, hier „in der Elaſticität, dort in der Zähigkeit, liegen müſſe: ſo ha„ben ſie eine Erkenntniß von ihrer Fähigkeit a priori, haben „eine Erkenntniß a priori.“ Er will ſich dadurch den Weg bahnen, merken zu laſſen, daß, wenn man es ſo weit gebracht habe, zu behaupten, etwas ſey a priori, ſo dürfe man nun weiter nichts unterſuchen; denn ſagt er: „das Warum? „findet gar nicht bey Sachen a priori. Sobald einmal er„wieſen iſt, daß dieſes oder jenes zu der urſprünglichen Be„ſchaffenheit des Dinges einer Art gehört, läßt ſich nicht fra„gen: Warum gehört es dazu? — Wir begreifen nur, daß „es ſo iſt; begreifen auch, daß wir hievon nichts begreifen. „Hier das iſt auch alles; das iſt die Gränze unſerer Erkennt„niß.“ Und nun will er ſich ferner den Weg bahnen, vorgeben zu können, daß Kant's Sittengeſetz von dieſer Art ſey: Er ſagt wirklich: „Wie, wenn nun das von Kant aufgeſtellte „praktiſche Prinzip eben ſo etwas a priori wäre, als bey der „elaſtiſchen Kugel das Zurückſpringen! Würde es dann nicht „nothwendig; würde es dann nicht an und für ſich zwar „unbegreiflich, aber doch richtig ſeyn?“ Die Inſtanz iſt fein genug ausgedacht; denn ſo hätte ja Kant wohl, ſein Sittengeſetz zugleich für nothwendig und für unbegreiflich ausgeben und behaupten können, „daß wir deſſen Unbegreiflich„keit begreifen, führe uns bis zur Gränze der menſchlichen „Vernunft in Principien *)“. Nur hat weder Kant noch Hr. B. erwieſen, und niemand kann es je erweiſen, daß das Kant'ſche Sittengeſetz, mit ſeiner ſo ſeltſamen unbegreiflichen Nothwendigkeit eben ſo in der urſprünglichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur liege, als die Elaſticität in einer elaſtiſchen Kugel. Kant hat ja ſogar ausdrücklich verboten, den Grund des gedachten Sittengeſetzes in der menſchlichen Natur zu ſuchen! Alſo darf man wohl fragen: warum will

*) Man ſ. Kant's Grundlegung der Metaphyſik der Sitten. S. 118

man uns dieſes willkührliche Poſtulat, als ein von vorn nothwendiges Geſetz aufdringen? Man darf wohl fragen: warum will man uns einbilden, dieſes Geſetz ſey ein Gebot der Vernunft und doch unbegreiflich? Und wenn nichts einleuchtendes zu antworten iſt, darf man wohl denken, daß durch dergleichen ſpitzfindige Dialektik, wahrlich nicht ein moraliſches Syſtem gegründet werden kann, das ſelbſt der menſchlichen Natur fremd zu ſeyn geſcheint, und doch den menſchlichen Willen beſſern ſoll.

Soviel muß ich hier anführen, damit das nachfolgende ſchon 1789 in der neuen Berliniſchen Monatſchrift gedruckte Schreiben meinen Leſern verſtändlich werde. Ich laſſe es hier wieder abdrucken, weil daraus meine Anſicht philoſophiſcher Syſteme überhaupt und leerer dialektiſcher Argumentationen deutlich erhellt. Es dient auch um ein Beyſpiel unter mehrern zu geben, wie ſelbſt ſcharfſinnige Vertheidiger Kants deſſen unhaltbare Sätze, vielleicht ohne daß ſie es ſelbſt merken, durch kleine Verrückungen des wahren Geſichtspunkts, indem ſie etwas Anderes ſagen als Kant ſagte, zu vertheidigen vermeinen, aber dadurch eigentlich der Wahrheit gewiß nicht näher kommen.

Ihre Frage, mein wertheſter Freund, „Ob ich „es zufrieden ſey, daß des Herrn L. Bendavid an „mich gerichteter Aufſatz in der Berlin'ſchen Mo„natſchrift gedruckt werde?“ hätten Sie eigentlich ſich ſelbſt beantworten können. Als Verleger verlange ich, wie Sie wiſſen, keinen Einfluß auf die Wahl der Stücke, ſondern nur Ihnen bleibt die Beurtheilung überlaſſen, was dem Leſer nützen oder ihn vergnügen kann. Deßwegen, weil der Verfaſſer einige meiner Meinungen zu widerlegen ſucht, kann ich — Sie kennen meine Geſinnungen hierüber ſchon längſt — nicht wollen, daß dieſer Aufſatz ungedruckt bleibe. Ich habe von jeher dafür gehalten, es müſſe

erlaubt seyn, Alles öffentlich zu sagen, was nicht die festgesetzte Ordnung im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlich störet. Daß jemand über spekulative Dinge mit mir nicht übereinstimmend denkt kann ich am wenigsten übel nehmen, da ich mehrmal öffentlich zu erkennen gegeben habe, daß ich alle spekulative Systeme, ohne Ausnahme, für nichts halte als für individuelle und subjektive Vorstellungsarten dieses oder jenes Gelehrten, über Gegenstände welche wir nie ganz objektiv werden erkennen können. Ich habe immer behauptet, es sey nicht zu ändern, daß in unserm Deutschlande immerfort Systeme entstehen, abwechseln und untergehen, so lange wir noch die Menge steifbelehrender Doktoren haben, und diese Systeme müssen verschieden seyn, weil die Menschen und ihre Vorstellungsarten selbst verschieden sind, und zwar a priori so verschieden, wie Elfenbein und Thon. Daraus kann denn freylich wohl folgen, daß die Eine Philosophie, sobald sie außer der Schule kommt, von aller Erfahrung beständig zurückprallt, indeß die andere, obgleich innerhalb der Schule auch fest, sobald sie durch den Thau der Erfahrung angefeuchtet wird, sich nach dem wirklichen menschlichen Leben schmiegen kann.

Daher finde ich also ganz natürlich, daß nicht jedermann wegen spekulativer Gegenstände meiner Meinung ist; und ich habe auch nie verlangt, daß Jedermann seine Gedankendinge gerade aus meinem Gesichtspunkte betrachten solle. Freylich aber wünsche ich, daß Einer des Andern Meinung ertrage, und ich

halte

halte jede Philoſophie, ſo wie jede Theologie, für um ſo viel ſchlechter, **je intoleranter ſie ihrer Natur nach iſt.** Ich habe über manches, was ich für Mängel und Mißbräuche der kritiſchen Philoſophie halte, nur deßhalb ſo freymüthig meine Gedanken geſagt, damit dieſe Gegenſtände zur Sprache kämen, und durch Betrachtung derſelben von allen Seiten, das Nachdenken eine **weniger einſeitige** und folglich beſſere Richtung bekäme.

Ihre zweyte Frage aber: „Ob ich etwas auf dieſen Aufſatz antworten wolle?“ — ſetzt mich in einige Verlegenheit. Nicht zu antworten auf Einwürfe die zur Sache gehören, könnte ſo angeſehen, als habe man gar nichts zu antworten, ſondern müſſe verſtummen; ſonderlich wenn man ſich vorher ſehr freymüthig und offenherzig erklärt hat. Indeß könnten leicht, eben meiner Freymüthigkeit wegen, eine Menge Zweifel, Fragen, Beweiſe, u. ſ. w. an mich und wider mich geſchrieben werden. Wenn ich auf alle Einwürfe, welche erſcheinen könnten, antworten wollte, ſo müßte ich meine Zeit dieſen ſpekulativen Materien ganz widmen, und allen meinen andern Studien, die mir auch lieb ſind, auf meine künftige Lebenszeit ganz entſagen. Das bin ich nicht Willens. Mir iſt genug, wenn ich **auf die falſche Anwendung** der Transcendentalphiloſophie habe **aufmerkſam** machen können, welche dahin gehet, die **geſunde Vernunft** zu erſticken, und ſonderlich der Jugend eine Verachtung der **Erfahrung** und reifen Beobachtung einzuprägen, die beide doch zur Philoſophie

und zum wirklichen Leben gleich unentbehrlich sind. Diesen Mißbrauch, und was daraus folgt, bestreite ich hauptsächlich. Die Theorie des Erkenntnißvermögens sowohl als auch der Moral mag sich meinethalben jeder denkende Kopf, selbst formen wie er will, oder jeder eingeschränkte Kopf, der sich ein Philosoph dünkt weil er das neueste System ergriff, mag sie so nachbeten wie er sie gelernt hat.

Indeß, der Aufsatz des Hrn L. Bendavid ist mit Sachkenntniß und Wahrheitsliebe geschrieben. Dieser Gelehrte, der zwar mit mir in Einer Stadt lebt, den ich aber weiter nicht kenne als durch seine Schriften, und durch den Ruf daß er ein in seinen persönlichen Eigenschaften schätzbarer Mann ist, zeigt dadurch, daß er seine Erinnerungen gegen meine Meinungen an mich geradezu richtet, ein für mich so ehrenvolles Vertrauen, daß es, wenn ich gar nicht antworten wollte, eine Geringschätzung seiner Person und seiner Gründe scheinen möchte. Ich will wenigstens folgendes anmerken:

Da einmal bekannt geworden ist, daß ich mich lange mit spekulativen Gegenständen beschäftigt, und auch öffentlich freymüthiger darüber geurtheilt habe als man dulden will, so möchte mancher neueste Philosoph glauben, ich sey geneigt, oder gar verpflichtet, mich auch in den theils reißenden theils sumpfigen Strom philosophischer Disceptazionen zu stürzen, der itzt in Deutschland überall bald austritt, bald wieder vertrocknet. Das kann und will ich aber nicht: daher mag, was ich itzt erkläre, auch zugleich gelten, wenn

wenn ich künftig auf andere Aufſätze ähnlicher Art nicht antworte, ob ſie gleich, an ſich, wohl Antwort verdienen möchten; denn ich weiß ſehr wohl, daß viele ſcharfſinnige und ſchätzbare Männer der kritiſchen Philoſophie ergeben ſeyn, und glauben können, ſie auch gegen mich vertheidigen zu müſſen.

Zuerſt: Ich verlange nicht, über die kritiſche Philoſophie ausführlich zu argumentiren, weder mit Herrn Bendavid, noch mit ſonſt jemand; denn ich verlange gar nicht, jemand zu meinen Ideen über ſpekulative Gegenſtände herüberzubringen. Ich bin zwar überzeugt, daß keine Annäherung zur ſpekulativen Wahrheit möglich iſt, wenn man nicht ſich entſchließt, ſich in einen von dem beliebten Syſteme verſchiedenen Geſichtspunkt zu verſetzen; aber ich mag niemand dazu nöthigen. Wollte ich aber argumentiren über Apriorität, ſo würde ich mich auf die Art nicht einlaſſen, welche das a priori durch zweyerley Kugeln und deren innere uns unbekannte Beſchaffenheit erklärt. Dies Beyſpiel möchte allenfalls einige Erläuterung geben, dem, der noch gar nicht wüßte, was Kant a priori nennt. Und ſelbſt dieſe bildliche Vorſtellung könne zu Mißverſtändniſſen führen; denn ſelbſt nach Herrn B. bekämen die Kugeln; wenn ſie Erkenntnißvermögen hätten von ihren Verſchiedenheiten nur durch die Erfahrung, d. h. a posteriori einen Begriff, und weiter keinen andern Begriff, als daß jede, auf eine einer jeden unerklärliche Art, eine andere innere Beſchaffenheit hat, über die ſie ſich gegen die andere nicht deutlich erklären kann. So iſt

die

die Entſtehung der ſubjektiven Beſchaffenheit unſerer Körper eben ſo unerklärlich, wie die Entſtehung unſerer Denkgeſetze; aber wenn wir nach unſern Denkgeſetzen gegenſeitig vernunften und über Wahrheiten übereinkommen wollen, ſo müſſen wir vorher **über die Denkgeſetze ſelbſt** übereinſtimmen, und das, was als von unſerm Erkenntnißvermögen zufolge unſerer Denkgeſetze herausgebracht wird, zumal ein Grundgeſetz, muß **deutlich erklärt werden**, folglich nicht **unbegreiflich** ſeyn. Iſt es aber unbegreiflich, ſo iſt es nicht Philoſophie; am wenigſten darf man ſagen: „Es bedarf nicht Ableitung von einem höhern Grundſatze," wie dieſes die kritiſche Philoſophie von ihrem Sittengeſetze behauptet.

Wir würden alſo, auf dem Wege, welchen Herr Bendavid einſchlägt, eben nicht weiter kommen. So viel ich einſehen kann, iſt hier die Frage: Ob, und wie viel, und was, von der menſchlichen Vernunft rein vonvorn könne erkannt werden? (denn auf's Poſtuliren und Gegebenſeyn werde ich mich nie einlaſſen,) wovon aber dieſes Beyſpiel ſo wenig erläutert, als es auf das ſogenannte Gebot a priori, auf das praktiſche Sittengeſetz, angewendet werden kann. Denn, wenn dieſes von der Vernunft ausgeſprochen ſeyn ſoll, und, wie Hr. Kant behauptet, rein a priori ſeinen Quell und ſein gebietendes Anſehen hat, ſo muß es können rein a priori **erkannt werden**; weil ein nicht begreifliches Vernunftgeſetz eine **contradictio in adjecto** iſt.

Am

Am wenigſten würden wir auf ſolchem Wege beſtimmen können, wie Leibnitz'ens Begriff von der Apodicität ſich zu Kant's Begriffe davon verhalte *), worauf hier auch wenig ankommt. Offenbar hatte doch Kant das Leibnitz'ſche Syſtem über die Kräfte der menſchlichen Vernunft vor Augen, als er das ſeinige formirte, wie dies auch nicht anders ſeyn konnte. Ich merke ſchon, daß ich hierüber ganz anders denke, als Hr. Bendavid, aber ich mag auch darüber nicht argumentiren. — Die noch übrige Zeit meines Lebens kann nur kurz ſeyn, und ich finde in dieſer Zeit noch ſo mancherley andere Beſchäftigungen, welche den Geiſt mehr nähren und ihn froher machen,

*) Ich habe dies durch die in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung S. 119, 120 aus Leibnitz'ens Essai sur l'Entendement angeführten Stellen, worin dieſer zeigt, daß die Urtheile a priori nothwendig ſind, keinesweges beſtimmen wollen. Dieſe Stellen wurden bloß angeführt, um zu zeigen, daß Leibnitz lange vor Hrn. Kant die reine Vernunft in abstracto gegen die Erfahrung kontradiſtinguirt, und den Begriffen und Urtheilen a priori Nothwendigkeit und Allgemeinheit zugeſchrieben hat, dergeſtalt, daß ich ſchon vor langer Zeit aus Leibnitz lernen konnte, was ohnedies bey einigem Nachdenken deutlich iſt, was ich aber, wie Hr. Kant mir unartiger Weiſe vorwarf, gleich einem Schüler, erſt aus ſeiner Kritik der reinen Vernunft hätte lernen ſollen, und nicht daraus gefaßt hätte.

machen, als die spekulativen Subtilitäten, über deren Apriorität und relative, Wahrheit ich mich schon seit langen Jahren bis zur Sättigung beschäftigt habe. Wer nichts als Rettiche kennt und vor sich hat, mag sie zur täglichen Speise brauchen, mit oder ohne Salz. Wer aber mehrere Speisen kennt und haben kann, wird nicht beständig fort nur die Eine haben wollen, sonderlich wenn er nach und nach merkt, daß sie mehr füllt als nährt.

Mit einem Dialektiker, wie Hr. Bendavid müßte man sich überdieß, wenn man ja gegen ihn argumentiren wollte, sehr in Acht nehmen, daß man ihm nichts zugebe, was er unvermerkt festsetzt, ohne es zu beweisen. So läugne ich gleich, daß „das praktische „Princip, welches allen Handlungen zum Grunde „liegt, sey, die Maxime nach der wir handeln, ist die „Maxime eines jeden Menschen*)." Dies kann zum Princip seiner Handlungen nehmen, wer will; aber allgemein ist es nicht, vielmehr selten. Auch ist es nicht der Fall in den von Herrn Bendavid angeführten Beyspielen; denn jeder von den dort angenommenen drey Personen handelte sicherlich nach eigener Konvenienz, dachte nur darauf, wie er den sich vorgesetzten Zweck, (sey er nun, wie bey A. und B., unmoralisch, oder wie bey C. moralisch), erreichen könne oder nicht **). Wenn Hr. B. ihnen unterschiebt, sie

*) Dies behauptet Hr. Bendavid in der Berlinischen Monatschrift a. a. O. S. 36.

**) Hr. B. hatte nämlich a. a. O. S. 34. das Beyspiel gegeben: „Von drey Menschen liebt „jeder

ſie hätten, wenn ſie mit Ueberlegung gehandelt hätten, ſchlechterdings daran gedacht, ob alle Menſchen ſo handeln ſollten; ſo geſchieht dieſes um ganz gelinde das Kant'ſche moraliſche Syſtem einzuleiten, welches aus ſolcher Maxime ein Sittengeſetz allgemeingültig formiren will. Da aber nicht bewieſen werden kann, daß nicht die Menſchen nach ganz andern Maximen handeln, ſo kann alles von Hrn. Bendavid auf eine ſolche Vorausſetzung Gebaute zur wirklichen Entſcheidung der Streitfrage nichts helfen.

Ich habe nie geläugnet, daß das Kant'ſche moraliſche Syſtem ſeinen Werth habe; noch weniger habe

„jeder die Frau ſeines Freundes, ſeines Wohl-
„thäters. Der eine, A. wendet alle Künſte der
„Verführung an, um ſeine Abſicht zu erreichen.
„Der Andere, B. melancholiſchen Tempera-
„ments, kämpft zwiſchen Liebe, Freundſchaft
„und Dankbarkeit; da ihm aber die Kraft
„fehlt den Kampf zu beſtehen, da er wider-
„ſprechende Dinge vereinigen will und nicht
„kann, ſieht er kein anderes Mittel vor ſich
„ſeine Leidenſchaft mit ſeiner Tugend zu ver-
„ſöhnen, als ſich ſelbſt zu vernichten. Der
„Dritte, C. ſiegt über ſich und ſeine Liebe, ent-
„zieht ſich dem Umgange ſeiner Geliebten, und
„iſt in einigen Jahren von ſeiner Krankheit ge-
„heilet.“ Von allen dieſen dreyen, ohne vor der Hand zu unterſuchen, welcher von ihnen moraliſch gehandelt habe, giebt Hr. B. vor: „Jeder von ihnen, habe den Gedanken gehegt: „In meiner Lage würde, ſollte, jeder Menſch „ſo handeln.“ Dieß iſt aber petitio principii.

habe ich, wie Hr. Bendavid zu Ende seines Aufsatzes (S. 45.) zu verstehen giebt, andeuten wollen, daß es abschreckend sey. Ich habe vielmehr ausdrücklich gesagt: „daß der Grundsatz desselben ein recht gutes „Hülfsmittel zur Moral seyn kann, für den, welcher „sich darnach richten will *);" nur habe ich geläugnet, daß dieser Grundsatz ein unbedingter, von der Vernunft gegebener und doch unbegreiflicher Imperativ sey, so daß niemand moralisch handeln könne, welcher demselben nicht folget. Ich habe mein Mißfallen über die Intoleranz der unfehlbarseynwollenden allein-moralisch-machen-wollenden philosophischen Schule bezeugt, welche verlangt, daß jedermann einzig und ausschließend ihrem moralischen Systeme folgen solle, welches zuletzt doch nur auf einem Postulate, d. h. auf einem willkührlich angenommenen Satze beruhet; und ich glaube in der Schrift über meine gelehrte Bildung aus Kant's eigenen Schriften gezeigt zu haben, daß dieser Philosoph in den Grundsätzen der Tugendlehre und in der Anwendung auf's wirkliche Leben sich oft auffallender Weise widerspricht und inkonsequent wird. Dies habe ich freymüthig gesagt, ob ich gleich wohl weiß, daß dieses die Anhänger Kant's nicht gern hören. Ich nehme auch gar nicht übel, daß jemand sonderlich in spekulativen Materien, nicht meiner Meinung ist, und wünschte nur, daß alle Gelehrte die

*) Man s. Ueber meine gelehrte Bildung, Berlin 1799. gr. 8. S. 58, S. 60, S. 70, und a. a. Orten.

die in Meinungen verschieden sind, eben so dächten und handelten.

Hr. Bendavid scheint gleichfalls von Intoleranz nichts an sich zu haben, und so biete ich ihm herzlich die Hand. Ich zweifle aber, daß seine Vorstellung des kritischen moralischen Systems, und besonders seine Vorstellung von dessen Anwendbarkeit auf's wirkliche Leben, genau der Meinung Kant's gemäß seyn möchte. Ist sie es nicht, so wird dadurch nicht widerlegt, was ich wider Kant's Meinungen erinnert habe.

Wäre seine Vorstellungsart des Kant'schen Systems richtig, so wäre es weder so fremd noch so neu, noch in seinen Folgen so verwickelt. Aber ich zweifle sehr, daß Kant einiges zugeben könne, was Hr. Bendavid behauptet. Dieser sagt z. B. (S. 41): „Das „Unbedingte des Moralgesetzes bezieht sich nicht **darauf**, „daß es allen Menschen unbedingt gebietet was sie thun „und lassen sollen; **sondern darauf**, daß das Prin„cip aller freyen Handlungen nicht hypothetisch, nicht „bedingt genommen werden dürfe, wenn es sich zum „**Sittengesetze** erheben will." Kant sagt doch aber ausdrücklich: „daß **kein anderer** Bestimmungsgrund „des Willens für diesen zum Gesetz dienen kann, als „bloß die **allgemeine gesetzgebende Form** des Sit„tengesetzes *)". Ein Gesetz also, was nur einzig und allein der **Bestimmungsgrund des Willens** seyn kann, **gebietet** wohl gewiß allen Menschen **unbedingt**, was sie thun und lassen sollen! — Hrn. B's. Vorstellungsart der Moral sieht so schlicht aus, scheint so

*) Man s. Kritik der praktischen Vernunft, S. 51.

ſo unmittelbar auf die Natur des Menſchen gegründet, worin er es, (S. 40) ſogar aufſuchen will, und Kant warnt doch, daß wir uns bey der Beurtheilung der Moralität nicht auf die Natur der Menſchheit, ja nicht einmal „auf eine beſondere Richtung der menſchlichen Vernunft einlaſſen ſollen *)"; wogegen gleichwohl Hr. Bendavid (S. 36) ſagt: „Das praktiſche „Prinzip habe in der Eigenthümlichkeit der menſchlichen Vernunft ſeinen Grund." Kant hat offenbar weiter gehen wollen, als Hr. B. hier vorgiebt, indem er uns andern die Hand bieten will; oder hätte ſein Meiſter wirklich nicht weiter gehen wollen, ſo hätte er wahrlich ſeine **Kritik der praktiſchen Vernunft**, und ſeine **Grundlegung der Metaphyſik der Sitten** nicht ſo ſchreiben können, wie er ſie ſchrieb.

Zugleich ſcheint es mir, Hr. Bendavid gebe in ſeiner Vorſtellungsart der **Anwendbarkeit** des Kant'ſchen moraliſchen Syſtems auf's **wirkliche Leben** offenbar viel mehr nach, als Kant haben will. Dieſer ſagt: „Was Pflicht iſt, bietet ſich jedermann von „ſelbſt dar; — dem kategoriſchen Gebote der Sittlichkeit Genüge zu leiſten iſt in Jedes Gewalt zu aller „Zeit **)." Freylich, (da er ſich leider! nur allzuoft widerſpricht,) ſagt er auch wieder: „Es iſt ſchlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall „mit völliger Gewißheit auszumachen, da eine Maxime einer ſonſt pflichtmäßigen Handlung lediglich „auf

*) Man ſ. Grundlegung der Metaphyſik der Sitten. S. 59, 60.

**) Kritik der praktiſchen Vernunft, S. 64.

„auf moraliſchen Gründen und auf der Vorſtellung „ſeiner Pflicht beruhet habe *).“ Indeß läugnet doch Kant's Syſtem nicht, daß eine menſchliche Handlung im wirklichen Leben auf der reinen Vorſtellung der Pflicht beruhen könne. Hingegen Hr Bendavid ſagt ausdrücklich (S. 42): „Im wirklichen Leben findet „ſich keine Handlung, die von der Hand der Ver„nunft allein geleitet wird. Die Maxime derſelben „iſt immer hypothetiſch, immer bedingt. — „Unſere Tugend wird durch unſer Streben nach „Glückſeligkeit bedingt. — Der hypothetiſche „Imperativ kann ſich in keinen kategoriſchen verwan„deln.“ Ja er ſagt ſogar (S. 42, f.): „Die Ver„nunft des Menſchen hienieden bedarf der Stütze der „Sinnlichkeit, wenn ſie ſich aufrecht erhalten will,“ und: „unſere Handlungen ſind pflichtmäßig, nicht „aus Pflicht.“ — Iſt es nun mit der Pflicht in der Sinnenwelt ſo beſchaffen, ſo muß man nach ächten Kant'ſchen Prinzipien ſagen: „Es iſt in der wirklichen „Sinnenwelt gar keine Moralität; die beſten Men„ſchen und die feinſten moraliſchen Philoſophen, Herrn „Kant und Herrn Fichte und ſogar Herrn Tieftrunk „nicht ausgeſchloſſen, ſind moraliſch todt **), verdie„nen nicht einmal Hochſchätzung ***), müſſen ſich ſelbſt „verachten und innerlich verabſcheuen †).

*) Grundlegung der Metaphyſik der Sitten, S. 26.

**) Man ſ. Kant's Tugendlehre, Vorrede S. IX.

***) Man ſ. deſſen Grundlegung der Metaphyſik der Sitten, S. 10.

†) Ebendaſ. S. 61.

Wenn es nun aber im wirklichen Leben mit uns so beſchaffen iſt, wie Hr. Bendavid ſagt, daß wir Vernunft und Sinnlichkeit nie trennen können, und daß unſere Neigungen der Vernunft oft aushelfen müſſen, (welches wohl nicht füglich zu läugnen ſeyn möchte); hatte ich denn ſo ganz Unrecht zu bemerken: Warum will man denn in der Sittenmetaphyſik ſo weit ausholen, und einen kategoriſchen Imperativ ausdenken, der alle Menſchen nur allein deßwegen verbinden ſoll, weil er auf alle vernünftige Weſen trifft, ob wir gleich gar keine vernünftige Weſen kennen die nicht Menſchen wären, und obgleich — wenigſtens nach Hrn. Bendavid — dieſer Imperativ auf gar keinen wirklichen Menſchen unbedingt treffen kann? Hatte ich denn ſo ganz Unrecht zu fragen: Warum will man die Moralität ſo eng definiren, daß nun, genau genommen, kein Menſch welcher Menſch iſt, moraliſch ſeyn kann? Warum will man gegen allen Sprachgebrauch, bloß einem engherzigen in der wirklichen Welt nicht anwendbaren Syſteme zu gefallen, Glückſeligkeit ſo beſtimmen, als beſtehe ſie einzig nur in ſinnlichem Wohlbehagen, und nicht vielmehr in dem edlen Bewußtſeyn, beſtändig ſeine Pflicht gethan, beſtändig ſeine ſinnliche Neigungen unter der Herrſchaft der Vernunft gehalten zu haben? Habe ich ſo ganz Unrecht gehabt, den intoleranten Dünkel zu tadeln, womit die neuen und neueſten deutſchen Philoſophen ſich brüſten, ſtolz auf ein vermeintes höheres und doch ſo inkonſequentes moraliſches Syſtem und von Spitzfindigkeit auf Spitzfindigkeit geführt, der geſunden Vernunft

ganz entsagen, daß sie endlich vergehen: es solle ganz und gar keine Glückseligkeit, kein Genuß vorhanden seyn, ausser ihrer moralischen Ordnung, welche sie ausdrücklich ohne Beweis annehmen, könne gar keine Moral da seyn; ja, diese unbewiesene moralische Ordnung sey Gott, und wer einen andern Gott habe, sey ein Atheist und Götzendiener *)? Habe ich wohl so ganz Unrecht gehabt, eine Sittenlehre vorzuziehen, welche sich, ohne Anmaßung, auf die wahre eigenthümliche Natur vernünftigsinnlicher Menschen gründet; wozu die Neigungen eben so nothwendig gehören als die Vernunft selbst, daher Kant wohl sehr Unrecht hat, bloß seinem einmal angenommenen Systeme zu Liebe und der gesunden Vernunft zum Trotze, zu behaupten: „Gänzlich von Neigungen frey zu seyn, „müsse der allgemeine Wunsch jedes vernünftigen Wesens seyn **)." Ich habe mich schon an verschiedenen Stellen meiner Schriften wider diese ganz verkehrte Behauptung erklärt, weil ich es für sehr wichtig halte, die Neigungen nicht aus der Moral auszuschließen, oder sie als das radikale Böse vorzustellen, indem wir ja im wirklichen thätigen Leben, welches von dem elenden spekulativen Stubenleben voller Hirngespinnste so sehr verschieden ist, nicht umhin können nach Neigungen und Fertigkeiten zu handeln, welche also einer besondern Kultur bedürfen, um unter einander selbst in

*) Dies behauptet Hr. Fichte in seiner sogenannten Appellation. S. 35.

**) Man s. Kant's Grundlegung der Metaphysik der Sitten, S. 65.

solchem Gleichgewichte zu stehen, daß sie von der Vernunft leichter können regiert werden.

Ich lasse dem Scharfsinne gern Gerechtigkeit widerfahren, womit Hr. Bendavid das System seines Lehrers Kant zu vertheidigen sucht, worauf Er nun einmal seine theoretische Philosophie und seine Moralität gründet; eben so wie seiner gesunden Vernunft, vermöge welcher er seine abstrakte Theorie in der wirklichen Welt in concreto nicht über die Gebühr ausdehnen will; und seiner Toleranz, womit er lieber von Strenge und Konsequenz des Kant'schen Systems etwas nachgeben möchte, als sich allen guten und verständigen anders denkenden Menschen nicht nähern will. Er gleicht auffallend dem jungen Philosophen aus Tübingen, den ich am Ende des Gundibert aufführe *), „der für die Kategorieen und für die unbe„dingte Allgemeinheit des Sittengesetzes focht — aber „nicht das Gute verunglimpfte, was nach fremden „Grundsätzen gewirkt ward und es heteronomisch „nannte, als ob nur seine Meinung ausschließlich das „Gesetz wäre." Indeß Inkonsequenz ist und bleibt ein großer Fehler in jeder Philosophie.

Manche steife Kantianer glauben, ich gliche dem im Gundibert zugleich aufgeführten alten Spezial, der gegen den Tübing'schen kritischen Philosophen aus dem Bilfinger argumentirte. Sie glauben dies, weil ich das Unglück habe alt zu sein, in itziger Zeit wo Alles neu werden soll, in Politik und Moral, im Anbau der Poesie und der Runkelrüben. Ich habe schon Klagen

ge-

*) Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's. 1798. 8. S. 226, 227.

geleſen, daß ich einfältiger kurzſichtiger grämlicher Graukopf nun die Welt wieder zu der veralteten Wolf'ſchen Philoſophie zu führen ſuche, bey welcher ich wäre erzogen worden, und welche bekanntlich längſt gar nicht mehr Mode iſt. Aber mit nichten! Die Herren welche mich einer ſolchen Unthat zeihen wollen, wiſſen nicht, daß ich — vielleicht ehe ſie geboren wurden — an ſehr wichtigen und weſentlichen Lehren der Wolf'ſchen Philoſophie zweifelte. Meine Meinung iſt: es möge meinetwegen Jeder ein ſpekulatives Syſtem haben wie er wolle; nur werde, was im Wolf'ſchen Syſtem wahr iſt, das heißt, was ſich auf richtige Erkenntniß und richtige Vernunftſchlüſſe gründet, wahr bleiben bis in Ewigkeit, ſo wie Alles was im Kant'ſchen Syſtem und in jedem andern Syſteme wahr iſt; das Uebrige aber werde in allen Syſtemen niederſinken wie Staub, der eine kurze Zeit aufflieget. Ich denke eben ſo wie Gundibert, welcher, nachdem er alle ſpekulative Syſteme genugſam erforſcht hatte, der Meinung blieb: „daß alle Philoſophen Recht und Unrecht „hätten, je nachdem der Standpunkt gewählt würde, „und daß ſie gewöhnlich im Grunde, nicht im Sinne „ſondern nur in Worten unterſchieden wären.“ Ich denke, jedes Syſtem enthält etwas Wahres, und jedes iſt mit Irrthum vermiſcht. Ueber das Mehr oder Weniger der Wahrheit iſt aber ſchwer übereinzukommen, ſobald der ſyſtematiſche Sektengeiſt hindert, daß man ſich nähert, daß ſich jeder in die Stelle des Andern zu ſetzen ſuche, um deutlich einzuſehen von welchem Geſichtspunkte der Andere ausgehe, nicht aber bloß den Andern in dialektiſche Schlingen zu verwickeln ſuche.

Meiner Vorſtellung nach, können eine elaſtiſche und eine weiche Kugel jede an ihrem Orte gleich dienlich ſein. Will der Schulphiloſoph Recht haben, a priori, unbedingt durch ſich ſelbſt als Recht geſetzt; ſo habe er ein tüchtig hartes, eiſernes oder elfenbeinernes Syſtem: ſo wie derjenige der Jemand todt ſchießen will, eine metallene und nicht eine Kugel von feuchtem Thon in die Piſtole laden wird. Der Philoſoph aber welcher durch ſeine Philoſophie **lebendige menſchliche Wirkungen hervorbringen** will, wird eine weichere Philoſophie wählen müſſen, ſo wie **Schadow** eine weiche Maſſe wählt, wenn unter ſeinen kunſtreichen Händen das lebendige Bild unſers Königs, des Menſchenfreundes, und unſerer holden Königinn entſtehen ſoll. Sind dieſe dann einmal der Natur und der lebendigen Erfahrung gemäß in weichem nachgebenden Thone entſtanden, ſo kann ſie der Künſtler nachher in Marmor und Erz verewigen, nicht umgekehrt; ſonſt würde das was bleibend ſeyn ſollte, leicht vergänglich ſeyn.

Alſo, ich denke: Suum cuique! Nur, da Hr. Bendavid ſeinen Kugeln Erkenntnißvermögen und Ueberlegung giebt, ſo wie Bonnet ſeiner Bildſäule; ſo wird er leicht einſehen: daß, wenn das elfenbeinerne Syſtem mit dem thönernen Syſtem über a priori aprioriſch vernünfteln will, und wenn dann, wie es nicht fehlen wird, jede von beiden Kugeln ihr a priori ſich ſo vorſtellt, wie ſie es a posteriori nach der Beſchaffenheit ihrer eigenen Härte oder Weichheit zu erkennen glaubt, beyde wohl lange a priori über a priori disputiren möchten, ohne ſich ſonderlich zu verſtän-

diaen

digen oder übereinzukommen. Eben ſo geht es allen Philoſophen, die nur in ihrem eigenen Syſteme philoſophiren können, und nie aus demſelben herausgehen. Wenn man ſich einander verſtändigen will, ſo wird man wohl den guten Willen und die Kraft haben müſſen, ſich wechſelsweiſe Einer in die Denkungsart des Andern zu verſetzen. Wenn ſodann von beiden Seiten Einſicht und Wahrheitsliebe hinzukommt, ſo möchte man wohl mehrentheils finden, daß man ſich näher iſt, als man anfänglich glaubte. Man wird ſich ſodann, ſonderlich in der **Anwendung** und **Ausübung**, — und die ſind denn doch wohl das Wichtigſte? — denn das viele dialektiſche Philoſophiren macht den Leib müde, ſo wie, nach Salomo, das viele Predigen, — an das halten, worüber man ſich wechſelſeitig verſtändigen und vereinigen kann, und das Uebrige auf den Thon oder das Elfenbein, auf das Claſſiſche oder auf das Nachgebende rechnen, wovon nun einmal eines jeden Menſchen und auch des ſpitzfindigſten Philoſophen ſubjektive Vernunft mehr oder weniger an ſich hat. Daß Hr. Bendavid hiezu geneigt iſt, glaube ich abzunehmen aus dem Tone ſeines Aufſatzes, und aus ſeinem Bemühen ſein Syſtem auf die mildeſte Art vorzuſtellen; und ſo darf zwiſchen uns ferner kein Streit ſein. Nur iſt wirklich ſein Syſtem nicht Kant's Syſtem, welches ich beſtritten habe.

Noch wären allenfalls ſämmtliche Philoſophen, wenn ſie mit ihren tranſcendentaliſchen oder empiriſchen moraliſchen Syſtemen fertig ſind, und ſich darin gefallen, unmaßgeblich zu erinnern, daß Elfenbein, wenn man es nicht öfter abreibt, bald gelb und unſcheinbar wird, und hingegen dem Feuer ausgeſetzt voneinander-

plaßt; daß hingegen Thon wenn man ihn reiben will, Staub wird, daß er nur im Feuer gehärtet werden kann, ſich aber in Schmutz auflöſet, wenn man ihn naß werden läßt. Wenn auf dieſe Art jedes Syſtem ſo behandelt wird wie es ſeine Natur erfordert, ſo kann es wohl ſeine Zeit dauern. Freylich iſt die Zeit der Dauer der philoſophiſchen Syſteme ſehr ſelten der halben Dauer des menſchlichen Lebens gleich, welche der Pſalmiſt doch bis 70 höchſtens bis 80 Jahre rechnet, aber, gleich dieſem, „wenn ſie köſtlich geweſen ſind, ſo iſt's Mühe und Arbeit „geweſen, denn, ſie fahren dahin, als flögen ſie davon *)!" Es wäre alſo wohl gethan, wenn die neuern deutſchen Philoſophen endlich einmal nicht mehr ſuchten, ſich auf ſo zerbrechliche Stützen zu ſtützen, und weniger über die Feſtigkeit deſſen ſtritten, was ſchon den Samen einer nahen Vergänglichkeit in ſich trägt.

Auch wäre vielleicht recht wohl gethan, über transcendentale Prinzipien moraliſcher Lehrgebäude weniger zu ſtreiten. Es ſcheint mir, daß alle moraliſche Grundſätze, wie verſchieden ſie auch dem erſten Anblicke nach ſeyn möchten, wenn man ſie nur von den Spinnweben ſäubert worin ſich der Schulſtaub ſo gern anſetzt, wirklich nicht ſehr von einander unterſchieden ſind, und daß ſie zu dem großen edlen Zwecke ungefähr gleich brauchbar ſeyn werden, den wir alle beſtimmt vorher im Sinne haben, wenn wir ein Syſtem der Sittenlehre und der Tugendlehre abfaſſen, oder ein von andern abgefaßtes zu dem unſrigen machen. Und iſt nicht die Hauptſache, daß dieſer edle und große Zweck erreicht werde?

VII. Ge-

*) Pſalm 90, v. 10.

VII.

Gespräch

über das

jetzige verderbte

Zeitalter.

VII.

Geſpräch über das jetzige verderbte Zeitalter*).

Vorbericht.

Wir leben jetzt in einer ſehr trüben Zeit; dieß wird niemand läugnen, da es jedermann nur allzuſehr empfindet. Aber es iſt ein Häuflein politiſcher Philoſophen unter uns, welche hinaus befliſſen waren, aus dem dumpfigen Winkel ihrer intellectuellen Anſchauung den Blick auf das ganze menſchliche Geſchlecht zu richten, um demſelben von vorn her vorauszubeſtimmen, wie es, nur ihrem Syſteme gemäß, zur Vollkommenheit fortſchreiten dürfe. Da nun ſeit einigen Jahren die öffentlichen Angelegenheiten ganz anders gehen, als dieſe Herren durch ihre Poſtulate vorher zu ſehen wußten, ſo glauben ſie, wenn ihr Syſtem verloren gehe, gehe Alles verloren: daher ſtellen ſie ſich alles noch viel düſterer vor, als es wirklich iſt, und beginnen endlich an der Moralität des ganzen jetzigen Zeitalters zu verzagen, es wäre denn daß etwa noch erfolge was ſie hochſtnöthig finden. Dieſe kränkelnde Anlage der meiſten in ſpekulirende Weisheit verſunkenen Männer nimmt eher zu als ab. Beſonders beläſtiget dieſe pimpelnde Beſorgniß über die Verderbtheit des Zeitalters, gleich einer ängſtlichen Engbrüſtigkeit, unſere von vorn vernünftelnde Jünglinge und bringt zuwei-

len

*) Zuerſt gedruckt in der neuen Berliniſchen Monatsſchrift. August. 17[illegible]

len Männer, dem man mehr Kraft zutrauen, oder doch wenigstens wünschen möchte. Noch kürzlich findet sich in einem Aufsatze eines sonst nicht verächtlichen Schriftstellers folgende Schilderung der jetzigen Zeit: „Man hat die alte Religion „um ihr Ansehen, die **Moral** um ihre **Stützen**, die Re„gierung um ihre **Kraft**, das Volk um seine Ruhe und „unzählige Familien um ihr Gut und Glück **gebracht**. Alle „alte **Tugenden**, Meinungen, Gebräuche und Institute lie„gen **zertrümmert** oder **wanken**. **Eine gänzliche Unbe„stimmtheit und Leerheit** nimmt alle Gemüther ein. Das „**öffentliche und Privatleben** der **Menschen** treibt sich „schwankend zwischen niedriger Gewinnsucht und Schwel„gerey wie die Erde zwischen ihren Polen herum, und über „ihnen gleißt **Tugend, Religion und Gerechtigkeit** nur als „leere Form *).“

Wäre diese scheußliche Schilderung unsers Zeitalters wirklich allgemein der Wahrheit gemäß, so möchte wohl das menschliche Geschlecht ohne Rettung verloren seyn. Aber, Gott sey gedankt, noch ist es nicht so.

Zwar Herr Fichte, „**aus der Einheit eines vor„ausgesetzten Begriffs** alles ableitend“ — wie dieses bey einem so hoher-transscendentalen Philosophen nicht anders seyn kann – hat durch seine **intellektuelle Anschauung**, welche — wie er selbst von ihr sehr derb rühmt, — nie irren kann, unsere gegenwärtige Zeit für „das Zeitalter der voll„endeten Sündhaftigkeit“ angesehen, ja für „**das Zeital„ter der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit** **).“ Ich unterstehe mich aber doch, nicht aus der Einheit eines vorausgesetzten **Begriffs**, sondern aus der Einheit der nothwendigen Folgerungen der gesunden Vernunft, selbst wenn von Hrn. Fichte's possirlicher Behauptung, die **Sünde** sey ein **bloßer Wahn**, ausgegangen wird, überzeugt zu seyn, daß die Fichte'sche **Anschauung** hier, wie sonst schon oft, gar sehr ge-

*) Man s. Vogt's europäische Staatsrelationen. Bd. 10. Hft. 1. S. 65.

**) Man s. die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, dargestellt von J. G. Fichte, in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1804–5. Berl. 1806. Merkwürdige Vorlesungen, worin opposita juxta se posita magis illucescunt.

geurtet habe. Und geſetzt, unſere jetzige Zeit wäre ſo arg verderbt, daß ſie nach Hrn. Vogt's trübſinniger Schilderung alle Moralität verloren hätte, und nach Hrn. Fichte's ſinnlos beſchuldigender Verlegung „Das Zeitalter der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit," wäre: ſo würden die Rathſchläge einer tranſcendentalanſchauenden Philoſophie, oder einer idealen Politik, ein ſo tief geſunkenes ſündenvolles Zeitalter gewiß am allerwenigſten bis zur Stufe der Entſündigung wieder emporheben können.

Vielleicht iſt es daher nicht ganz unnützlich, zu erinnern, daß es ehemal ſchon in der Welt wohl noch ſchlimmer als jetzt herging, daß auch ehemal ſchon trübſinnige Moraliſten ihr ganzes Zeitalter als gänzlich verderbt ſchilderten, daß ſie ihre Vorſtellungen übertrieben, daß ſie daher nie die im Mittel liegende Wahrheit trafen, und daß das menſchliche Geſchlecht, wie die Folgezeit lehrte, gar wohl vermochte ſich durch eigene Kraft aus ſehr trübſeligen Zuſtänden wieder empor zu heben. Auf dieſen innern guten Willen und auf dieſe innere moraliſche Kraft kommt es allein an und ich bin überzeugt daß es unſerer Zeit keinesweges daran fehlt. Dieſe Betrachtung kann vielleicht den ſinkenden Muth manches recht leidenden Biedermanns einigermaßen wieder erheben. Wenigſtens merken vielleicht unſre philoſophiſchen Politiker, wenn ſie ſich das Bild ehriger Zeiten recht deutlich vorſtellen, daß die jetzige Zeit noch nicht eben ganz nothwendig erfordert, daß ſie ſich der Oberaufſicht über den Fortgang des menſchlichen Geſchlechts wirklich unterziehen müßten, ungeachtet ihnen dieſelbe, von des Hrn. Fichte reinen Ich das ſich ſelbſt ſetzt, ſchon vor einigen Jahren iſt aufgetragen worden, ſondern daß ihre vornehme Weisheit füglich das Zeitalter ſich ſelbſt überlaſſen darf. Das menſchliche Geſchlecht verbeſſert ſich, ich wiederhole es nochmals, am ſicherſten durch eigene innere Kraft des guten Willens, verbunden mit deutlichen Begriffen. Es bedarf weder der Rathſchläge ängſtlicher Stubengelehrter noch einer Oberaufſicht des Dialektik und der intellectuellen Anſchauung, wenn nur Jeder trachtet, ſich ſelbſt kennen zu lernen, wenn jeder das Beſte thut was er kann, und ſich weder durch Speculation noch durch Phantaſie, am

wenigſten aber durch gelehrten oder ungelehrten Eigendünkel verleiten läßt, mehr oder weniger unternehmen zu wollen, als er vermag. Um dieſes richtig zu beurtheilen, bedarf der Menſch nicht theoretiſcher, überſinnlicher Spekulationen, denn dieſe wirken gar nicht auf den geſunden Menſchenverſtand, der allein Thatkraft am rechten Orte verleihen kann, wobey es nur auf richtige Maximen ankommt die in jedem gegebenen Zuſtande anwendbar ſind, und auf die zweckmäßige Art ſie anzuwenden. Weder durch brauſenden Muth, durch welchen angetrieben, man ſich zur unrechten Zeit bewegt, noch durch Deklamationen voll Unmuths über das verderbte Zeitalter, wobey man die Hände unthätig in den Schooß legt oder ſich durch leere phantaſievolle Weißagungen aufhelfen will, wird das menſchliche Geſchlecht verbeſſert. Aber die Ueberzeugung daß die geſunde Vernunft zuletzt immer wieder und mit ihr der Trieb zum Guten emporkommt, muß den geſunkenen Muth wieder zur Beſſerung erheben. Die von vorn philoſophirenden Zeitbeſchauer und diejenigen welche ſich ihnen zufolge ängſtlichen Beſorgniſſen überlaßen, möchten endlich doch lernen, daß nie ein Zeitalter weder in der Theorie ſo gut, noch in der Praxis ſo ſchlimm geweſen iſt, wie ſie ſich vorſtellen, und ſo kämen ſie ſodann vielleicht dahin, weniger über ihr Zeitalter zu murren.

Die erfahrungsleſe hochgeſtimmte Vornunftphiloſophie iſt in Abſicht auf den Zuſtand der wirklichen Welt nicht um ein Haar zuverläſſiger, als die hochgeſtimmte Phantaſie der erfahrungsleſen Jünglinge. Beide ſtellen ſich in ihrem Gehirnlein die Welt vor, wie ſie eigentlich, ihrer Einbildung nach ſeyn ſollte, und meinen dieſer poetiſch-philoſophiſch ſehr hochgeſpannten Einbildung, gemäß, den künftigen Zuſtand der Welt eben ſo genau vorausſagen zu können, als Prof. Rüdiger in ſeinem immerwährenden Kalender das Oſterfeſt bis auf das Jahr 2000 ſehr richtig berechnet hat, in der Vorausſetzung, daß bis dahin kein neuer Julius oder Gregorius den Kalender ändere. Wenn nun aber, den von vorn nothwendigen Vorausſetzungen unſerer Dialektiker zuwider, ſogar ſchon das Zeitalter, worin ſie leben, ſich ganz anders zu zeigen beginnt, als ihre Einbildung fordert, ſo wer-

werden sie mißvergnügt und launisch. Werther sagte schon*): „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes „dämmerndes Ganze ruht vor unsrer Seele, unsere Em„pfindung verschwimmt darin, wie unser Auge — Und ach! „wenn doch das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie „nach, und wir stehen in unsrer Armuth, in unserer Einge„schränktheit.“ Das dämmernde Ganze verdirbt alles, weil man in der Unbestimmtheit der Ideen nicht das Unanszuführende bemerken kann. Werther verzagte an sich selbst, weil ihm ein Erfolg vordämmerte, der in der Wirklichkeit unmöglich und widersprechend war. Unsere Apriorphilosophen verzagen an dem jetzigen Zeitalter weil ihre vorausgesetzten systematischen Voraussetzungen, wie es werden müsse, dem wirklichen Zustande desselben widersprechen, nicht wissend, daß alle ihre spitzfündige Postulate, wenn sie dieselben auch noch so derb von vorn mit ihrer Nothwendigkeit denken, nie den geringsten Einfluß auf den wirklichen Zustand der Welt haben werden. Wenn nur ein Jeder das Seine thut, nicht etwa in den leeren behaglichen Träumen der Speculation und der Phantasie sondern im wirklichen Beginnen, so darf man an unserm Zeitalter nicht verzagen, welches nicht schlechter ist, als irgend Eins der vorhergehenden. Dieß sollten die fühlen, die in der Blüthe ihrer Mannskraft stehen, wenn sie wirklich Männer wären, und es dürfte es ihnen nicht erst ein Greis zu Gemüthe führen; da sonst den alten Leuten nachgesagt wird, daß sie die Zeit, die sie im Alter erleben, für schlechter halten als vorige Zeiten.

Ich lernte vor etwa zwey Jahren einen jungen Mann kennen, der um das Jahr 1791 auf die Universität Jena ging, wo er, gegen die Gewohnheit, fünf Jahre verharrte. Er befliß sich daselbst vor allen Dingen auf die damal so neue als allgemeingeltende Philosophie, welche Alles rein von vorn herleitet, ohne alle Rück-

*) Göthens Schriften 1ster Th. Leipz. 1787. S. 51.

Rückſicht auf die Erfahrung; auch bekam er ſeinen Antheil an der noch neuern, und wenigſtens in Jena, der damaligen philoſophiſchen Hauptſtadt, allgemeingeltenden Lehre, des reinen weder wirklichen noch möglichen nicht ſeyenden Ich's welches demungeachtet ſich ſelbſt ſetzt. Zu dieſen ſo tiefſinnigen Studien kam in jener Zeit noch die franzöſiſche Revolution, welche Jung und Alt in Deutſchland elektriſirte, und gar bald bey den Philoſophen die Forderung der rein-vernünftigen Vernunft, hervorbrachte, daß nun l'empire de la raison von Frankreich aus, und von Jena aus das empire de la raison pure, ſich über das ganze deutſche Vaterland ausdehnen müſſe. Je gutmüthiger und unerfahrner dieſe auf alle Erfahrung verzichtleiſtenden Philoſophen waren, deſto wärmer ihre fordernde Hoffnungen auf das nahe **allgemeine Regieren der reinen Vernunft**, und auf den eben ſo rein mit ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit von vornher ohne Wahrnehmung gedachten nahen **ewigen Frieden**. Jeder ſagte ſich ſelbſt von vornher voraus, was nun bald werde zu thun ſeyn, um jeden Staat in den Zuſtand der Uebereinſtimmung mit den von Jedem ſelbſt feſtgeſetzten aprioriſchen Rechtsprinzipien zu bringen, und beſonders was Er dabey leiſten wolle.

Erfüllt mit dieſem tiefen Wiſſen, erhoben im Geiſte durch das in Jena gehörte Axiom ſeines letzten Lehrers Hrn. Fichte: daß „**den Gelehrten, welche „dieſes Wiſſen beſitzen, die oberſte Aufſicht uber „den wirklichen Fortgang des menſchlichen „Geſchlechts** anvertraut ſey," und voll von der

wohl

wohlwollenden Abſicht ſich einen **Wirkungskreis** zu bilden, um darin zum Heile der Welt zu wirken damit er nach dem Beyſpiel ſeines letzten Lehrers **den Geiſt des Zeitalters leiten könnte**, — trat mein mit dem **abſoluten Wiſſen** erfüllter junger Mann aus der Verſtandeswelt der Hörſäle in die ſinnliche Welt, wo die Menſchen thätig handeln müſſen, – und ward, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, von Allen die ihn ſahen, für **unwiſſend** gehalten. Freylich iſt nicht zu läugnen, daß er von dem allen nichts wußte, was man in der bürgerlichen Geſellſchaft zu wiſſen nöthig hat, wo ganz andere Dinge vorkommen, als dürre Kollegien leſen oder hören; und es verſteht ſich ohnehin, daß für einen Anfänger kein Wirkungskreis zu finden war, wie ihn ſeine Univerſitätsweisheit ſich vorgeſtellt hatte. Nachdem der Jammer darüber, daß weder die reine Vernunft, noch die intellektuelle Anſchauung, noch die Indifferenz des Abſoluten zur Regierung kommen wollten, und die Bitterkeit über das Fehlſchlagen ſeiner doch a priori und in der innern Abſolutheit feſt gegründeten Hoffnung, nächſtens den Anfang ſeiner gelehrten Oberaufſicht über das menſchliche Geſchlecht zu machen, ihn mehrere Monate lang ziemlich abgemergelt hatten; bekam endlich ſeine geſunde Vernunft einigermaßen die Oberhand. Er fing an einzuſehn, daß ihm wirklich nöthig war dasjenige noch erſt zu lernen, was zu der Lage gehörte, in die er im menſchlichen Leben nur allein geſetzt werden konnte, wovon ihm auf der Univerſität leider! nichts war geſagt worden, ob er gleich ſelbſt geglaubt hatte, daſelbſt zur Aufſicht auf den Staat und auf das ganze menſchliche

Geſchlecht gebildet worden zu ſeyn. Er hatte gute Schulkenntniſſe gehabt, und ſie bey dem bequem Alles aus ſich ſpinnenden und ſtolz ſich über alle Studien erhebenden Wiſſen doch nicht ganz vergeſſen; dabey fehlte ihm weder Fleiß, noch die Beſcheidenheit ſich unweigerlich in praktiſchen Geſchäften zuerſt unienan ſetzen zu laſſen. Er vertauſchte alſo die eingebildete Pflicht über den Fortgang des menſchlichen Geſchlechts zu wachen, mit der wirklichen Pflicht für ſeinen eigenen Fortgang beſorgt zu ſeyn, und holte allmählich diejenigen Kenntniſſe nach, die er in fünf beynahe ganz verlornen Univerſitätsjahren zu erlangen verſäumt hatte. Seine Fähigkeit, ſeine Sorgfalt in Geſchäften, und ſein redlicher Sinn, empfahlen ihn ſo ſehr, daß er bald zu höhern Stufen ſtieg.

Er ſah jetzt allerdings wohl ein, daß die Erfahrung in ſehr vielen Dingen, ſelbſt auch in denen welche Verſtand und Vernunft beſchäftigen, eine ſehr nothwendige Lehrerinn iſt; und von dem Glauben an die unerſchütterliche Allgemeingültigkeit der neuern erfahrungsloſen Philoſophieen ward er, durch manche ſeinem geſunden Verſtande ſich darbietende Betrachtungen, beſonders auch durch die traurige Erfahrung geheilt, daß in dieſen Philoſophieen in kurzem ſo Vieles nicht mehr allgemeingeltend blieb, was doch darin noch vor wenig Jahren von Allen die ſich damal ausſchließlich Philoſophen nannten, als von vorn nothwendig gedacht worden war.

Indeß, die in ſeiner philoſophiſchen Schule geſchöpften Theorieen des Naturrechts blieben ziemlich feſt in ihm, wie denn jeder denkende Kopf gewiß darüber

über irgend eine Theorie haben wird, und gemeiniglich ſich unvermerkt zu derjenigen neigt, die er zuerſt hat kennen lernen. Beſonders konnte ſein wohlwollendes Herz der ſchönen Hofnung nicht entſagen, daß die reine Vernunft ihre Herrſchaft allgemeiner ausbreiten werde, und **das menſchliche Geſchlecht im Fortſchreiten zum Beſſern ſeyn müſſe.** Bey'm Anfange der Franzöſiſchen Revolution hatte ja Kant ſelbſt ſich überzeugt geglaubt, ſie werde in beiderley Abſicht wichtige Folgen haben; kein Wunder alſo, daß viele junge Anhänger der neuen und neueſten Philoſophie ihre Augen auch dahin richteten, und — wie mein junger Freund — ihre philoſophiſchen Ausſichten mit einer vonvornigen Politik verbanden, welche ſich vom Katheder herab gar preislich hören, auch ſich noch ſo ziemlich leſen läßt, ſobald man nur von allem **Empiriſchen** abſtrahiren, das heißt vorſätzlich von dem nichts wiſſen will, was ſeit undenklichen Jahren aus der Geſchichte von Menſchen und von Staaten bekannt iſt. Zwar fiel dem jungen Manne jetzt nicht mehr ein, ſo wie dem berühmten Politiker Hrn. Fichte, **den Geiſt des Zeitalters durch ſeine Politik leiten zu wollen;** doch ſaß in ihm der Gedanken ſehr feſt, daß die Begebenheiten des Zeitalters **zur Beſtättigung der vonvornigen Rechtslehre hinleiten** müßten, welche ſeit kurzem feſtgeſetzt hatte: daß die Staaten, um in den rechtlichen Zuſtand gebracht zu werden, Republiken ſeyn ſollten, und zwar nur ſolche, die einen repräſentativen Charakter hätten. Daher war er, in allen ſeinen Nebenſtunden, für die neue

franzö-

französische Republik theilnehmend besorgt; aber mit den fünf Direktoren derselben gar nicht zufrieden, weil diese in der That den repräsentativen Charakter der Citoyens eben nicht zu beherzigen schienen. Als nun Bonaparte den fünf Direktoren ihre Gewalt nahm, war er mit diesem noch viel unzufriedner; ob derselbe gleich bey dem Zuge nach Aegypten anfänglich sein Held gewesen war, weil seiner Meinung nach, durch die Eroberung Aegyptens gewiß ein starker Anfang des Fortgangs der Menschheit zum Bessern würde wahrzunehmen seyn. Als aber vollends der erste Konsul zum lebenslänglichen Regierer von Frankreich erklärt, die katholische Religion dort wieder eingeführt, und der Papst nicht aus Rom gejagt, vielmehr ein Konkordat mit ihm geschlossen ward; brach mein deutscher Philosoph ganz und gar mit Frankreich, und trat zur Engländischen Partey über. Denn er meinte nun einzusehn, daß die Verfassung Englands sich einem **repräsentativen System des Volks**, und folglich der **Rechtlichkeit**, am meisten nähere, und erwartete von jenem Lande, daß es alle fünf Welttheile, ohne Ausnahme, bald zu dem in der metaphysischen Rechtslehre so streng festgesetzten Zustand bringen, und sich selbst darin vervollkommnen würde. Daher legte er eine Zeitlang Alles auf's Beste aus, was England, insbesondre was es gegen Frankreich, vornahm. Als die Engländer aber die bewaffnete Neutralität nicht respektiren wollten, Kopenhagen angriffen, dabey ferner, der sichern Erwartung der deutschen Philosophen ungeachtet, den Sklavenhandel nicht verboten, und in Ostindien den

Zwe

Zuſtand der metaphyſiſchen Rechtlichkeit gar nicht zu achten ſchienen, ja daſelbſt eine Provinz nach der andern wegnahmen ohne den repräſentativen Charakter der Staatsbürger in Anregung zu bringen; ſo zog er nun auch von England ſeine Hand ab. Eine kleine Hoffnung für den Fortgang des menſchlichen Geſchlechts zum Beſſern belebte ihn, als die Neger in St. Domingo ſelbſt ihre Freyheit zu erfechten anfingen; allein Touſſaint-Louvertüre und Deſſalines überzeugten ihn bald, daß dabey von einem repräſentativen Syſteme des Negervolks nicht die Rede ſeyn werde. Dies Alles ſetzte meinen wohlwollenden Jüngling außer ſich; denn nun hatte, ſoweit er um ſich ſah, ſeine politiſche Philoſophie keinen Alliirten, als vielleicht nur noch die erlauchte friedliche Republik San-Marino.

In dieſem Kummer hierüber, und daß er eine Menge nachher und bis jetzt vorgefallner Begebenheiten mit den Forderungen der reinen praktiſchen Vernunft gar nicht zu vereinigen wußte, fing der gute Mann an, nach und nach am ganzen jetzigen Zeitalter zu verzweifeln, und endlich geradezu zu behaupten; es ſey niemal in der ganzen Welt ſo unerhört abſcheulich, ſo ganz teufliſch, hergegangen als jetzt. Wäre in ſeiner Jena'ſchen Philoſophie nur etwas vom jüngſten Tage enthalten geweſen, ſo würde er die nahe Ankunft deſſelben prophezeyet haben.

In dieſem Zuſtande, worin er eigentlich Niemanden ſchadete als ſich ſelbſt, lernte ich ihn kennen. Er ſchien einiges Vertrauen zu mir zu haben: denn nicht nur hörte er mich an, wenn ich ſeiner politiſchen

Philoſophie widerſprach; ſondern kam ſogar wieder zu mir, nachdem ich ihm ein paarmal ſeine widrige Meinung vom itzigen Zeitalter auszureden geſucht, und ihn wegen Anwendung ſeines Syſtems auf daſſelbe ſogar einmal ein wenig ausgelacht hatte. Es hält immer ſchwer, ein Syſtem fahren zu laſſen, das man in der Jugend erlernt hat, um ſo mehr, wenn das gute Herz eines erfahrungsloſen Philoſophen ihn überredet, dies Syſtem ſey **das Eine was Noth thut** zum Wohle des menſchlichen Geſchlechts. Doch iſt einige Hofnung von dem zu ſchöpfen, der es zu ertragen vermag, daß man ihm eine Anwendung deſſelben als ungereimt zeige. Groſſe ernſthafte Profeſſoren ſind außer aller Faſſung gekommen, wenn ihnen das Verkehrte einiger ihrer Behauptungen im Kontraſte der Lächerlichkeit gezeigt wurde.

Mein kummervoller Philoſoph beſuchte mich kürzlich, und fand mich in einem Buche leſend. Er wiederholte ſeine gewöhnliche Klage über das entſetzliche Verderben des Zeitalters. Er hatte, ich weiß nicht welche Zeitungen oder welches politiſche Journal geleſen, und darin ich weiß nicht was gefunden, das er nun mit der **Rechtslehre** gar nicht zu vereinigen wußte. Seine Galle war über unſer verderbtes Zeitalter heftig erregt, und er brach in die lauteſten Verwünſchungen deſſelben aus. Darüber entſpann ſich zwiſchen uns folgendes Geſpräch.

Nachdem er weitläuftig auseinander geſetzt hatte, wie böſe Alles jetzt ſey, rief er, die Hände über den Kopf ſchlagend, unmuthvoll aus:

Er. Was ſoll man nun thun, wenn man ſiehe

daß ſolche unerhörte Sachen vorgehen? daß gar nicht geachtet wird, ob etwas dem Rechte gemäß iſt? Wenn man nichts ſieht, was das Herz erfreuen kann?

Ich. Es auf andre Art zu erfreuen ſuchen; und wenn der politiſche Theil der Zeitungen das Herz ſchwer macht, nichts darin leſen, als die Ankündigungen von Geburten und Todesfällen, welche doch zuweilen komiſch ſind.

E. Wie! keine Zeitungen leſen?

J. Wozu? wenn man bloß Stoff zur Betrübniß daraus ſchöpft! Meinen Sie nicht, daß die Welt ihren Gang gehen wird, wenn auch Sie und ich uns nicht bekümmern wie es darin zugeht?

E. Es ſollte aber nicht ſo darin zugehn. Dieß iſt ein Poſtulat der Vernunft, folglich ein Imperativ a priori! Eben das iſt mir ſo unerträglich, daß es jetzt in der Welt hergeht wie es nicht hergehen ſollte, und wie es ſonſt noch nie herging.

J. Daß es zuweilen, und ſogar oft, ſchlecht hergeht, mag wohl wahr ſeyn; nur, daß es noch nie ſo ſchlecht hergegangen wäre als jetzt, gebe ich Ihnen nicht zu. Indeß, wie dem auch ſey, warum ſollen wir beide uns denn das Herz damit ſchwer machen? Herrſchſucht, Vervortheilung, Aberglauben, Heucheley, Unrecht, Krieg und Peſt, ſind immer in der Welt geweſen. Wollen Sie davon etwas hören, ſo leſen Sie lieber den Tacitus oder den Thucydides oder Juvenals Satiren; dabey wird Ihnen, troß aller böſen Dinge welche Sie dort erzählt finden, dennoch das Herz erfreut werden: und das können die Zeitungen ja nicht, wie Sie ſagen.

E. Aber man will doch die großen Begebenheiten der jetzigen Zeit —

J. Gern erfahren, nur um Alles von der schwärzesten Seite zu sehn, und sich darüber zu ärgern? Wozu? Sie meinen vielleicht:

Publica materies privati juris erit.

Das mag Horaz von den Trauerspielschreibern mit Recht gesagt haben; auf Leser politischer Zeitungen paßt es nicht, am wenigsten auf die welche in den großen Weltbegebenheiten nur Ursache zu vergeblichem Verdruß suchen. Was geht uns das an, was der Kaiser Napoleon und der allgebietende König von Fetz und Marokko thut, oder was der König von Awa und der Großmogul nicht thut? Laßt uns Gott danken, daß wir nichts zu befehlen und nichts zu verantworten haben!

E. O! ich wollte nur, ich könnte zum Besten der Menschheit befehlen. Ich wollte gewiß Alles zu verantworten wissen, was ich beföhle.

J. Ja wohl! Ihre ganze Philosophie würde Ihnen bey'm Befehlen zu Dienste stehn, das Empire de la Raison mitgerechnet! Sie würden befehlen, daß jeder Mensch beständig recht handele, jeder gut und zufrieden, reich und doch weder verschwenderisch noch geizig, vornehm und nicht eitel, mächtig und nicht gewaltthätig sei. Meinen Sie im Ernst, daß dergleichen geboten werden kann? Der, welcher den Menschen befehlen will, und ihnen nicht zugleich die Mittel an die Hand giebt wie sie gehorchen können, drischt entweder leeres Stroh, wie jetzt fast alle deutsche theore-

theoretiſche Philoſophen; oder, wenn er wirklich befehlen kann, hat er ſehr viel zu verantworten. Die größten Fehler aller Regierungen ſtammten von jeher daraus, daß ſie etwas verlangten oder ausführen wollten, ohne vorher genau zu überlegen, ob auch die Mittel vorhanden wären, wodurch es könnte befolgt oder ausgeführt werden.

E. Mein Gott! die Mittel wie ſich die Menſchen beſſern können, liegen ja offenbar vor Augen.

J. Ey freylich! in jedem Syſteme der Philoſophie, und in jeder Predigt über's Sonntagsevangelium! Nichts iſt leichter. Die oberſte Gewalt darf nur verordnen, daß ſich die Menſchen beſſern ſollen. Da haben wir dann ein Syſtem, eine Predigt, eine Verordnung, die ſo viel wirken als ſie können, das heißt, gemeiniglich ſehr wenig. Ach, mein guter Freund! die echten Mittel, es wirklich dahin zu bringen, daß ſich ganze Nationen, ganze Gemeinheiten, und die Menſchen überhaupt, beſſern **wollen**, ſind wahrlich ſehr ſchwer zu finden. Das Geringſte dabey iſt, daß dieſes nur von weitem her, nur indirekt durch Anſtalten bewirkt werden kann, wobey eine Nation oder eine Regierung vielleicht ein halbes Jahrhundert lang **beharren** müßte; und nichts iſt ſeltner zu finden, als **die Beharrlichkeit für große Gegenſtände und große Vorſätze.** Sie wiſſen, Schach Gebal befahl, für ſich, für ſeinen Günſtling Mirza und für den Philoſophen Daniſchmende, den folgenden Morgen früh **Pferde zu ſatteln**, weil er ſchnell mit ihnen eine Reiſe durch ſein Land machen wollte.

„um unter den Trümmern kleiner Städte, deren blü„hender Stand in muthloſes Elend verwandelt war, „die Unglücklichen kennen zu lernen, die nach ſeiner „Hülfe ſeufzeten *)." Die Pferde ſtanden auch wirklich am andern Morgen, dem Befehle gemäß, früh genug an der weſtlichen Pforte des Gartens bereit; — aber ſie blieben geſattelt ſtehen.

E. Es iſt unbillig, daß Sie philoſophiſche Syſteme in eine Klaſſe mit Predigten ſetzen, worin tauſendmal eben daſſelbe vergeblich geſagt wird. Denn das Neue, das Konſequente, das Bündige der Philoſophie, wodurch Deutſchland ſich ſeit zwanzig Jahren auszeichnet, giebt —

J. Ja! giebt viel geſattelte Pferde die nicht geritten werden! Sind denn je die Menſchen beſſer geworden durch wiederholte neue philoſophiſche Syſteme, deren immer Eins das andere verdrängt? Wahrlich eher noch durch Predigten.

E. Wie? Sie haben das philoſophiſche Zeitalter Friedrichs des Großen erlebt, und können noch zweifeln, ob Philoſophie wohlthätig zur Beſſerung der

*) Man ſ. Wieland's „Goldnen Spiegel oder die „Könige von Scheſchian" (in der alten Ausgabe 1772, Th. 2 S. 72; oder Werke kl. Ausgabe, Th. 6 S. 220): ein Buch, das ſehr verdient itzt recht aufmerkſam wieder geleſen zu werden. Denn bey dem größten Theile deſſelben möchte man zweifeln, ob der Verfaſſer es erſt ganz friſch für die jetzige Zeit geſchrieben, oder ob er vor 33 Jahren vieles in prophetiſchem Geiſte vorausgeſehen habe, was wir erlebten.

der Menſchen wirke? In dieſem Zeitalter ward ja Aberglauben und Heucheley verſcheucht, Recht galt mehr als Macht, Ordnung war im Großen und im Kleinen, ſelbſt die Kriege wurden menſchlicher geführ. Da konnte Jeder mit Zufriedenheit auf ſein Zeitalter blicken. War das nicht die Folge der Philoſophie, die unter Friedrich dem Großen aufzublühen anfing?

J. Allerdings? Nur nicht der Philoſophie, welche Satteln für Reiten anſieht, ſondern die wirklich ritt und die Beſchwerlichkeiten des Reitens nicht achtete, ſobald ſie nur von der Stelle kam, und etwas wirklich ausrichtete *). Neue philoſophiſche Syſteme aber bringen in der wirklichen Welt nichts von der Stelle. Sie werden immer entſtehen, ſo lange deutſche Schulphiloſophen vorhanden ſind, und ſie mögen auch zum Theile ſchätzbar ſeyn, inſofern ſie den menſchlichen Geiſt erwecken; allein ihre Wirkung erſtreckt ſich auf die Schulen und auf ein paar Grübelköpfe. Selten können ſie, und auch nur ſehr indirekt, nur durch begleitende Umſtände auf eine ganze Nation wirken. Um dieſe aufzuwecken, wird nicht eine lehrende, ſondern eine thätige Philoſophie erfordert, eine die am rechten Ort und zu rechter Zeit thätig iſt.

E. Aber war damal nicht ganz andere Zeit als jetzt?

J.

*) Friedrich der Große verglich ſelbſt ſeine Geſchäfte mit einer beſchwerlichen Reiterey. Er ſchrieb 1775 an Voltaire: J'ai appris avec l'age à devenir bon cheval de poste, et je ne m'embarrasse pas des roquets qui aboient en chemin. *Oeuvres posth. de Fr. II.* T. IX. p. 26.

J. Unſtreitig eine andere.

E. Und beſſere! womit der vernünftige Mann zufrieden ſeyn konnte —

J. Ja und Nein! Zwar danke ich Gott, daß der beſte Theil meines Lebens in die Zeit der Regierung dieſes großen Königs fiel, —

E. Der beſte! Alſo doch beſſer als die jetzige Zeit.

J. Für mich ohne Zweifel, da es die Zeit meiner Jugend und meines männlichen Alters war. Für's Ganze des menſchlichen Geſchlechts? Dies genau zu unterſuchen, möchte uns ſehr weit führen. Genug, es war auch für ganz Europa eine ſchöne Zeit. Nur glauben Sie darum nicht, daß damal von dem in der Welt nichts vorhanden geweſen wäre, was jetzt Ihre gutmüthige Philoſophie ſo ſehr beleidigt! Auch damal war Herrſchſucht, Ungerechtigkeit, Aberglauben und Bedrückung in der Welt; wenn gleich bey vielen Dingen auf eine andere Art. Unſere Bauern waren Leibeigene, wo ſie es jetzt noch ſind, und damal auch noch in Dännemark. Die leibeigenen Letten und Eſthen wurden ärger bedrückt als itzt. Die Proteſtanten in Ungarn wurden aufs feindſeligſte behandelt; und den Proteſtanten in Oeſtreich ward es als Toleranz angerechnet, daß ſie mit Weib und Kind nach Siebenbürgen durften deportirt werden. Die Proteſtanten in Frankreich mußten in abgelegenen Thälern verſtohlen ihren Gottesdienſt halten, und wenn man ihre Prediger betraf, wurden ſie, geſetzmäßig an den Galgen gehenkt. Der ſchmutzige Bettler Labre ward in Rom zum Heiligen gemacht; J. J. Rouſſeau

aber

aber muſte von Land zu Lande irren, und fand nicht einmal in der freyen Schweiz Erlaubniß Luft zu schöpfen. Auch glauben Sie nicht, daß bey uns selbſt allenthalben Philoſophie und geſunde Vernunft geherrſcht hätte. Im ſiebenjährigen Kriege ward in Schleſien der Ziegenprophet ſehr geſucht, und der prophezeyende Weber Pfannenſtiel in Berlin. Da trieb auch nachher der berüchtigte Eranz mit großem Beifall ſein Unweſen öffentlich, ſowie der Monddoktor und der Schwärmer Roſenfeld. Ganz im Stillen ſetzten ſich allenthalben in Deutſchland, und auch in Berlin ſelbſt, die **Roſenkreuzer** feſt, unter deren Schirm nachher Hermes und Hilmer der Aufklärung und geſunden Vernunft hohnſprachen, der geſunden Vernunft, **durch die allein** — vergeſſen Sie dies nicht, mein guter Freund! — das menſchliche Geſchlecht zum Beſſern reift. Die magiſchen Spiegel, und die Bauchredner welche Geiſter aus Blendlaternen hervorgehen ließen, erregten die Aufmerkſamkeit derer welche Geheimniſſe ſuchten; und wie viel waren nicht derer, und welche Leute! Des Jeſuiten Storchenau abſurde und verketzernde Philoſophie der Religion ward von **unbekannten Obern**, deren tyranniſche Herrſchaft ſich bis Berlin und noch viel weiter erſtreckte, ehrlichen und gutgeſinnten Proteſtanten aufgeſchwatzt, welche damal ſo wenig merkten, daß ſie dadurch abergläubiſch und katholiſirend wurden, als jetzt diejenigen, welche unſerer hochbegabten Philoſophen und Poeten alberne Anpreiſungen des Katholizismus nachlallen, merken daß ſie Thoren ſind, oder als die Aerzte und Prediger, welche ſich in die neumodiſchen

diſchen Träumereyen über's Abſolutum und in ein gedankenleeres naturphiloſophiſches Geſchwätz vertiefen, daran denken, daß ſie ihre Kranken in Gefahr ſetzen, und die Religion in ein myſtiſches Puppenſpiel verwandeln. Und was für Sie das Schlimmſte iſt, damal gab es eben ſo gutmüthige trübſinnige Vertheidiger des Rechts, welche eben ſo arg wie Sie, auf die verderbte Zeit ſchalten.

E. Sie ſind ſehr beredt, um den herrlichſten Zeitraum, den Europa erlebt hat, zu erniedrigen, den goldenen Zeitraum, wo jeder damal Lebende jauchzen konnte:

Jam fides, et pax, et honor, pudorque
Priscus, et neglecta redire virtus
Audet.

J. Keinesweges um dieſen herrlichen Zeitraum zu erniedrigen; ſondern um Sie, und Andere welche eben ſo trübſinnig geſtimmt ſind wie Sie zu erinnern, daß man nicht glauben muß, in vergangener Zeit ſey Alles gut geweſen und in der jetzigen ſey nichts als Böſes zu finden. Nein! Treue und Frieden, Ehrliebe, Zucht und Tugend ſind auch noch — wäre es auch unerkannt — in reichem Maaße vorhanden.

E. Nein! In dem jetzigen eiſernen Zeitalter iſt die Göttinn der Gerechtigkeit in den Himmel zurückgekehrt, und dieſe ihre Begleiterinnen haben mit ihr die Erde verlaſſen. Denken Sie nach, wie viel Umwälzungen, wie viel ungeſcheute Widerſprüche, wie viel Ungerechtigkeiten, wie viel ſchreckliche Begebenheiten haben wir ſeit zwölf Jahren in allen Ländern erlebt!

erlebt! und erleben ſie noch! Wer könnte ſagen, daß auf dem groſſen Schauplaß der Welt jetzt Recht und Ehre Zucht zu finden wäre? Wer könnte hoffen, ſie würden zurückkehren?

J. Der, welcher nicht vom Weltlauf die Konſequenz eines moraliſchen Syſtems erwartet; welcher nicht Alles durch eine ſchwarze Brille ſieht, damit es dunkler ausſehe; welcher nicht, aus groſſer Liebe zum Recht, ſeinem Zeitalter Unrecht thut.

E. Ich ſehe mit hellen reinen Augen, daß unſer Zeitalter bis in den Grund verderbt iſt, und daß nie eins ſo verderbt war.

J. Lieber junger Freund! Sie ſuchen früh einem grämlichen Alten gleich zu werden, der nur das Vergangene lobt. Meinetwegen! Ich hingegen will ſuchen, ſo lange ich kann, den Frohſinn der Jugend nicht fahren zu laſſen.

E. Wer kann froh bleiben, in einem Zeitalter, wo es hergeht —

J. Wie es ſeit Jahrhunderten immer hergegangen iſt. —

E. Erlauben Sie mir zu ſagen, daß dies ein abgetragener Gemeinſpruch iſt, deshalb nicht wahrer, weil man ihn ſo oft widerkäuet. Es iſt auch nicht Ihr Ernſt mich damit abzufertigen, Sie wollen mich nur plagen. Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen. — Was für ein Buch laſen Sie, als ich kam?

(Er griff nach dem Buche, ich zog es zurück.)

J. Ein gutes Buch! Ich will Ihnen ein paar Stellen daraus vorleſen, die Ihnen intereſſant ſeyn werden. Hören Sie an:

„Zu keiner Zeit kann man mit mehrerm Rechte „ſagen als jetzt, daß die Tugend von der Erde gewi„chen iſt, daß der Teufel regiert, daß die Heucheley „auf dem Throne ſitzt, daß die echte Religion mit Fü„ßen getreten wird“ —

Ferner:

„Die Geiſtlichen, die Andern zum Beyſpiele „dienen ſollten, leben laſterhaft. Sie ergeben ſich „den Lüſten der Welt, ſind wollüſtig, betrügen, und „geben den Fürſten böſen Rath. Die Menſchen den„ken nur auf Beluſtigungen und auf gutes Eſſen und „Trinken; die meiſten treiben Wucher, Betrug, Raub, „Diebſtahl, Lügen und Meineid; wer ſich ſchämt der„gleichen Laſter zu begehn, wird für einen Schwach„kopf gehalten. Die Moden werden täglich verän„dert: bald ſind die Kleider kurz, bald lang, bald eng, „bald weit; ſo daß man glauben ſollte, die Abſicht „der Menſchen ſey nicht, ſich zu kleiden, ſondern ſich „vernünftigen Leuten zum Gelächter darzuſtellen. „Beſcheidenheit, Religion, Aufrichtigkeit, Liebe des „Nächſten ſind verbannt; aber Eitelkeit und bittere „Rache ſind allgemein.“ *)

E. Wie wahr! wie richtig! Das iſt die rechte Schilderung des Zeitalters!

J. Welches Zeitalters?

E. (mit Heftigkeit) Welches ſonſt, als unſers jetzigen? Es iſt ja ganz nach dem Leben vorgeſtellt, ſo

*) Man ſ. oben S. 256. des Hrn. Vogts Schilderung des Jahres 1807.

so wie es sich vor Augen zeigt. Wer ist der vortrefliche Schriftsteller, der so genau zu schildern wußte? Wo wohnt er?

J. Längst unter der Erde! Dies schrieb Johann Mandevil, genannt Barbam, ein Engländischer Ritter und Arzt, im vierzehnten Jahrhunderte. Er reisete im J. 1332, in der frommen Absicht das heilige Land zu sehen, blieb lange in Asien; und als er nach 34 Jahren Europa wiedersah, und in sein Vaterland zurückkehrte, machte er die Schilderung welche Sie gehört haben, von dem damaligen sittlichen Verderben Europa's. Da lesen Sie selbst nach! *)

E. — Aber wird denn darum unser Zeitalter besser, weil das vierzehnte Jahrhundert auch schlecht war?

J. Vielleicht doch! Sie müssen unser Zeitalter für besser halten, als das damalige, wenn Sie sich den Zustand von ganz Europa und besonders Deutschlands in jener Zeit recht lebhaft vorstellen. Damal war das Faustrecht allgemein. Kaiser und Gegenkaiser verheerten und plünderten Deutschland, so wie Päpste und Gegenpäpste die Kirche und die Staaten zerrütteten. Papst Johann XXII that den Kaiser Ludwig von Baiern, in den Bann,

*) Man s. die französische Uebersetzung von dessen Reisebeschreibung, im zweyten Theile der Voyages faits principalément en Asie dans les XII, XIII, XIV et XV, Siécles, précédés d'une Introduction, par *Pierre Bergeron*, à la Haye, 1735 (Großquart), S. 4 und 7.

und mit ihm alle Reichsvasallen und Unterthanen die demselben treu bleiben würden, und setzte den Kaiser wirklich ab. Die Welfen und Gibellinen verwüsteten Italien in langen bürgerlichen Kriegen. England litt unsäglich durch die Einfälle der Schotten, und hernach durch die blutigen Kriege der herrschsüchtigen und so oft treulosen Fürsten von der Yorkschen und der Lankasterischen Linie. Eduard der engländische schwarze Prinz verheerte Frankreich, nahm den König gefangen und zog nachher mit dessen Nachfolger wider die Spanier. Auch in Dännemark und Schweden wütheten Kriege und innere Unruhen. Wildheit, Aufruhr, Verrätherey, Aberglauben und stumpfe Unwissenheit, waren in diesem Jahrhundert gemeinherrschend. Wie will man das jetzige Zeitalter abscheulich nennen, wenn man jenes und die folgenden dagegen hält?

E. Desto abscheulicher, daß die Sittenlosigkeit des jetzigen Zeitalters mit nichts zu entschuldigen ist, als daß auch vorige Jahrhunderte sittenlos waren, und daß man davon so ruhig reden darf, als ob es so seyn müßte, und niemal besser werden könnte!

J. Könnte? — Ist denn etwa, seit den Zeiten wo das Faustrecht gesetzlich war, wo der Päpstliche Bannstrahl Königreiche erschütterte, nichts besser geworden? Oder hat je in einem Zeitalter nichts als Sittenlosigkeit regiert? Auch vorige Jahrhunderte hatten ihr Schönes und Edles, wie das jetzige. Bedenken Sie nur, wie jetzt mitten unter Verwüstungen und Staatsumwälzungen, Wissenschaften, Künste

und

und Toleranz aufblühen, wie viele einzelne Beyspiele des Edelmuths, der Standhaftigkeit und der Menschenfreundschaft bekannt wurden. Bedenken Sie aber daß diese Tugenden ihrer Natur nach nur in Stillen wirken, und also gröſtentheils unbekannt bleiben, und dann vergeben Sie denen, welche die wirkliche Welt nicht nach einem theoretischen Systeme ausmessen, welche einsehen, daß zufolge der Unvollkommenheit der Menschen und der Verwickelung aller menschlichen Geschäfte in der Welt, das Gute und das Böse, das Hochachtungswürdige und das Verächtliche, das Verehrungswürdige und das Lächerliche, immer bunt unter einander gemischt war. Dies lehrt solche Leute wie ich bin die Geschichte; und sie behalten dabey ihre gute Laune, weil sie wohl sehen daß es nicht zu ändern ist.

E. Nein! Solcher Gleichgültigkeit bin ich nicht fähig! Es muß endlich allen Edelmuth ersticken, wenn man das Schlechte nicht mit Abscheu betrachtet; und so kann es nie besser werden

J. Aber durch Murren und Schimpfen aufs Zeitalter wird es auch nicht besser, wenn man dabey die Hände in den Schoos legt. Wissen Sie was? Wir wollen die Welt im Großen gehen lassen, wie sie will oder kann. Wir wollen beide nur suchen, uns selbst zu bessern, womit wir genug werden zu thun haben. Und dabey wollen wir sorgen, daß soviel an uns liegt, auch in unserm kleinen Wirkungskreise Verbesserungen verbreitet werden, ohne

nur

uns um das zu bekümmern, was wir nicht erreichen können und was uns nicht anvertraut iſt. Wenn dies jeder Weltbürger thäte; ſo wäre das ja wohl die nächſte und ſicherſte Art, daß Alles merklich beſſer und jeder mit ſeinem Zeitalter zufriedner würde.

Ende des erſten Bandes.

Philosophische Abhandlungen.

Größtentheils vorgelesen

in der

Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin

von

Friedrich Nicolai.

Zweyter Band.

Berlin und Stettin,
1808.

VIII.

Ueber

Aberglauben in Philosophie.

Drey Vorlesungen.

VIII.

Ueber

Aberglauben in Philoſophie.

Erſte Vorleſung *).

Was iſt Aberglauben? Es wird nöthig ſeyn die eigentliche Bedeutung dieſes Worts näher zu beſtimmen, ehe ich weiter gehe.

Das griechiſche Wort Δεισιδαιμονια bedeutet wörtlich **Gottesfurcht**; das römiſche Wort superſtitio ward gleichfalls auch in gutem Verſtande von der cura Deorum, von der Heiligkeit der Tempel u. ſ. w. gebraucht. Da aber hierin, ohne das helle Licht der Vernunft, ſehr leicht zu weit gegangen wird, und ohne daſſelbe die echte Gottesfurcht ſehr leicht in alberne knechtiſche Furcht ausartet, ſo deuteten beide Wörter faſt immer nur auf Mißbrauch religiö-

*) Vorgeleſen in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, am 14ten Junius 1804.

ligiöſer Meinungen, und wurden von Leuten geſagt, welche hierin zuviel thaten.*) Cicero erklärt die tadelhafte superstitio durch *timor inanis Deorum.* Indeß ward auch ſchon von den Griechen das Wort Δεισιδαιμονια nicht bloß vom religiöſem Aberglauben gebraucht, ſondern auch von jedem Aberglauben, der leeren Wundergeſchichten und abentheuerlichen Mährchen alter Weiber Gehör giebt. Suidas **) führt ausdrücklich zu Beſtätigung dieſer Bedeutung eine Stelle aus einem Fragmente des Polybius an. Man ſieht alſo, der Sinn war immer: Aberglauben beſtehe darin, daß man aus ungegründeter Furcht oder aus ungegründetem Zutrauen geneigt wär das zu glauben, was man nicht hätte glauben ſollen, wenn man die Vernunft gehörig gebraucht hätte.

Das deutſche Wort **Aberglauben** bezieht ſich zwar auf Religion, da nach chriſtlichem Sprachgebrauche **Glauben** und **Religion** gleichbedeutend ſind. Aber es ſoll wohl eigentlich **Ueberglauben** bedeuten, und kann alſo in Beziehung auf jeden Gegen-

*) *Cic. de Nat. Deor. Lib. I* c. 42. (Kap. II. v. 23.) *Ed. Ernesti* T. IV. S. 506. Das griechiſche Wort Θρησκεια bedeutet eben ſo wie Δεισιδαιμονια Gottesverehrung in gutem und in ſchlimmen Verſtande. Der Verf. des Briefes an die Koloſſer wählt daher Kap. II. v. 23. für den ſchlimmen Sinn das Wort Ἐθελοθρησκεια (willkührlicher Gottesdienſt.)

**) Man ſ. den Suidas v. Δεισιδαιμονια. Ed. Küsteri T. I. S. 535.

genſtand gebraucht werden, von dem zuviel geglaubt, dem zuviel zugetraut wird; denn es läßt ſich mancherley Aberglauben denken, welcher nicht auf religiöſe Ceremonien und Meinungen gehet. Dieß zeigt der allgemeine Sprachgebrauch, und ſchon mehrere Schriftſteller haben es bemerkt. Auch in andern Sprachen iſt es nicht ganz ungewöhnlich, von Sachen, worin zuviel gethan zu ſeyn ſcheint, das Wort Superstitio ſogar in gutem Verſtande zu brauchen. Seneka *), braucht es ſo von der Tugend. Ich hörte zu Berlin, als von einem deutſchen Schriftſteller die Rede war, welcher die hiſtoriſche Wahrheit ſehr genau zu unterſuchen und ihr auch bis auf geringe Kleinigkeiten pünktlich zu folgen, ſich zur Pflicht macht, den berühmten Mirabeau ſagen: *J'aime cette superstition pour la verité*; und doch kann man in Unterſuchung der Wahrheit gewiß nicht zuviel thun. Daher iſt nicht zu wünſchen, daß dieſe uneigentliche gute Bedeutung des Worts in unſere Sprache eingeführt würde; denn wenn ein Geſchichtforſcher bey Unterſuchung der Wahrheit allzufrüh genug gethan zu haben glaubt, und ſeiner Einbildung oder ſeinem Eigendünkel folgt, ſo verdient ſolche *Fiducia inanis* **Aberglauben** im ſchlimmſten Verſtande, genannt zu werden, eben ſowohl als der *timor inanis*, welcher zuerſt Aberglauben hervorbrachte.

*) Virtutis quadam superstitione teneantur, hanc ament, cum hac vivere, sine hac nolint. *Seneca Ep. XLV.* 35: Ed. Ruhkopfii. Vol. III. Seite 127.

brachte. Auf gleiche Art iſt auch das ungerechte Vertrauen der Philoſophen auf die Kraft und auf den Werth leerer Terminologieen oder willkührlicher Sätze eben ſo ſehr Aberglauben, als das Vertrauen irgend eines abergläubigen Menſchen auf die Kraft eines Talismans.

Kant erklärt den Aberglauben für „das Vor„urtheil, ſich die Natur, Regeln, welche der Verſtand „ihr durch ſein eigenes weſentliches Geſetz zum „Grunde legt, als nicht unterworfen vorzuſtellen.“ *) Kant lehrt nämlich: der Verſtand ſchreibe der Natur (durch die Anwendung der Kategorieen) Geſetze vor. Aber ich befürchte, dieſe von Kant erfundene, und von Schelling, Röſchlaub und andern ſo ſehr gemißbrauchte Lehre gehöre ſelbſt zum Aberglauben in Philoſophie, dem Gegenſtande dieſer Abhandlung. Ich werde weiter unten mehr hierüber ſagen. Ueberhaupt iſt Kant's Definition offenbar zu eng, und faßt nicht alle Arten von Aberglauben in ſich.

Doch Kant erklärt den Aberglauben auch noch auf eine andere Art. Er ſagt: „Aberglauben ſey die „gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter die Fak„ta.“ **) Dieſe Erklärung iſt zwar in dem einzelnen Falle,

*) Man ſ. Kants Kritik der Urtheilskraft, S. 158. Da findet man: „durch ihr eigenes weſentliches Geſetz zum Grunde legt ꝛc.“ Es iſt aber ein offenbarer Druckfehler, und muß heißen: durch ſein (nehmlich des Verſtandes) Geſetz.

**) S. Berliniſche Monatsſchrift, 1786. Oktober, S. 327.

Falle, wo ſich Kant derſelben bedient, einigermaßen anwendbar, dennoch aber im Allgemeinen, meines Erachtens, weder genau beſtimmt noch richtig. Es giebt unſtreitig eine Menge Thatſachen, die man nicht wagen muß durch aprioriſche Vernunft widerlegen zu wollen, ſondern wobey man ſchlechterdings ſeine Vernunft den Thatſachen gänzlich unterwerfen muß. Geſetzt, Kant wäre funfzig Jahre früher geboren worden, und hätte ſonach alle ſeine philoſophiſche Schriften funfzig Jahre früher geſchrieben, zu einer Zeit, wo man von Elektricität und Galvanismus ſowohl, als von den verſchiedenen ſeitdem entdeckten Luftarten gar nichts wußte. Wenn nun Kant mit der Ueberzeugung, daß keine Täuſchung vorhanden ſey, z. B. unter einem Glaſe voll Sauerſtoffgas hätte eine ſtählerne Uhrfeder mit heller Flamme verbrennen ſehen; würde er nicht ſeine philoſophirende Vernunft unter die neuen, mit der ihm bis dahin bekannten theoretiſchen Phyſik unvereinbaren **Thatſachen**, wenigſtens ſo lange **gänzlich unterworfen** haben, bis er das vonvornige Geſetz hinterher gefunden hätte, nach welchem er etwa vermeint hätte erklären zu können, wie eine ſtählerne Feder noch geſchwinder als eine Wachskerze verbrennen kann? Wäre er aber mit irgend einem Rechte **abergläubig** zu nennen geweſen, ehe er der Natur ein neues Geſetz vorzuſchreiben gewußt hätte, d. h., ehe er eine von ſeinen zwölf Kategorieen, oder allenfalls noch dazu eine dreyzehnte, erſonnen hätte, um ſie auf dieſe neue Thatſache anzuwenden?

Nach

Nach **Adelung** iſt der Aberglauben: „Derje„nige Zuſtand des Gemüths, da man **äußern Hande„lungen** und **Erſcheinungen** mehr Kraft beylegt, „als **ihrer eigentlichen Beſchaffenheit gemäß** „iſt. In engerer Bedeutung der Glauben an „**eingebildete unſichtbar wirkende Urſachen**, und die Neigung, natürlichen Dingen übernatürliche „Kräfte beyzulegen.“ Dieſe Betrachtungen, obgleich richtiger als die beiden Kant'ſchen, möchten doch wohl von der einen Seite **allzuweit**, und von der andern Seite **allzuenge** ſeyn. Denn, da wir von ſehr vielen äußern Erſcheinungen, (und in gewiſſer Rückſicht mag man wohl ſagen, von den meiſten,) gar nicht genau wiſſen, **was ihrer eigentlichen Beſchaffenheit gemäß iſt**, ſo können wir ihnen ſehr leicht, bloß aus **Irrthum**, allzuviel Kraft beylegen, ohne deswegen **abergläubig** zu ſeyn. Es wird, ſo viel ich einſehen kann, nicht allein auf die Beſchaffenheit der Gegenſtände, ſondern hauptſächlich darauf ankommen, ob wir dieſe Beſchaffenheit **durch Vernunft zu erkennen ſuchen oder nicht**. Nur in ſofern kann **Aberglauben** vorhanden ſeyn, in ſofern wir **unſere Vernunft nicht gehörig brauchen**, in ſofern wir ohne vernünftige Unterſuchung äußern Erſcheinungen oder Meinungen allzuviel Kraft beylegen, deren Beſchaffenheit wir durch vernünftige Ueberlegung wenigſtens auf gewiſſe Weiſe, hätten erkennen mögen, und ſie **nicht** dadurch, wenigſtens nicht genugſam **zu erkennen ſuchen**. Wenn wir aber, ſo viel wir können, unſere Vernunft anwenden, und dennoch gewiſſen

Din-

Dingen mehr Kraft beylegen, als deren eigentliche Beſchaffenheit erfordert, ſo wird die unrichtige Schätzung der Kraft bloß aus **Irrthum** geſchehen.

Freylich, **bey jedem Aberglauben iſt auch Irrthum**, aber es kommt hier darauf an, näher zu beſtimmen, bey welcher Art von Irrthum auch Aberglauben vorhanden ſey? Es iſt aber ſchon bemerkt, daß **Aberglauben** eigentlich **Ueberglauben** heißt, folglich den Zuſtand des Gemüths anzeigen ſoll, wo man **allzuviel glaubt** und **zu wenig prüft**. Da iſt denn das **Glauben** der **Prüfung** entgegengeſetzt. Wenn ein Phyſiker, nachdem die Elektricität und der Galvanismus entdeckt worden iſt, derſelben mehr Kraft beylegt, als deren Beſchaffenheit gemäß iſt; ſo kann dies theils daher entſtehen: weil er wirklich derſelben Beſchaffenheit noch nicht erkennt, ja, eigentlich durch Vernunft nicht ganz erkennen kann; theils weil er ihnen durch unrichtige Analogie oder durch unrichtige Schlüſſe aus den Verſuchen, gröſſere Kraft beylegt, als ſie ihrer Beſchaffenheit nach, in ſofern dieſe durch Vernunft zu erkennen iſt, haben können. In beiden Fällen iſt der Phyſiker im **Irrthume**, aber man kann ihm keinen **Aberglauben** zuſchreiben; denn er ſucht vernünftige Beweiſe, und wenn ſich in ſeinem Beweiſe ein Trugſchluß findet, kann man ihn nur eines **Irrthums** zeihen. Glaubte aber Jemand, durch den Galvanismus den Stein der Weiſen finden zu können, ſo kann man ihm mit Recht Aberglauben zuſchreiben, denn er **glaubt** offenbar zu viel, und **wendet ſeine Vernunft**

nicht gehörig zur Prüfung ſolcher Einbildung an.

Man wird daher wohl die Möglichkeit der Entſtehung des Aberglaubens nicht, mit Adelung, bloß auf äußere Handlungen einſchränken können. Auch wenn Jemand ſeinen eigenen innern Handlungen, ſeinen Meinungen, ſeinen Vorurtheilen zuviel Kraft beylegt, handelt er abergläubig, in ſofern er deren eigentliche Beſchaffenheit gar wohl richtig würdigen könnte wenn er vernünftige Ueberlegung anwenden wollte, aber ſeine Vernunft nicht gehörig braucht.

Z. B. ein Menſch der ſich in Dr. Fauſts Höllenzwang vertieft hat, glaubt endlich im Ernſte, er werde noch die Macht erlangen die Teufel Aſtaroth, Amazerot und Phiſazeron zu citiren, oder einen Sturm auf der See entſtehen zu laſſen. Ein Kapuziner traut ſich im Ernſte zu, er beſitze die Macht, die Teufel herbeyzurufen und wieder wegzubannen, oder glaubt vermittelſt ſeiner Kenntniß der Kabbala, ſchwere Fragen beantworten *) und zukünftige Dinge weiſſagen zu können. Sind dieſe Leute nicht abergläubig, ſelbſt wenn ſie nie äußere Handlungen vornehmen, ſondern nur an eine innere ihnen ſelbſt beywohnende Kraft glauben? Der verſtorbene Superintendent Schäfer zu Regenſpurg bildete ſich ein, er habe einen beſondern Magnetismus in ſeinem Körper, vermittelſt deſſen

*) Man ſ. meine Reiſebeſchreibung IIter Band dritte Auflage, S. 382, ff.

ſen er gichtiſchen oder an Konvulſionen leidenden Perſonen die Schmerzen vertreiben. und eine an einem Faden hängende Kugel zwingen könnte, ſich nach einem zehn Schritte entfernten Elektrophor zu bewegen *). Lavater behauptete ſteif und feſt, das Gebet eines echten Chriſten müſſe ſchlechterdings von Gott erhört werden, und darüber war er mit ſich ſo einig, daß er in ſeinen Schriften ſogar ſagte: **Er möge keinen Gott haben, der nicht zu brauchen wäre;** und da ſein eigenes Gebet nicht erhört ward, ſo beſchuldigte er lieber ſich ſelbſt **Er ſey kein echter Chriſt,** als daß er ſeine Meinung **von der Wunderkraft des Gebets** aufgegeben hätte. Hiergegen rühmte ſich, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, ein Engländer, **er ſey ein echter Chriſt und habe den echten Glauben an Chriſtum.** Da er nun, ſo wie die Rechtsgelehrten ſeines Landes ihre Geſetze, die Bibel nur nach dem Wortverſtande erklären wollte, bildete er ſich ein, **er werde nicht ſterben,** weil im Neuen Teſtamente geſchrieben ſteht: „Wer an mich glaubt, der ſtirbt nicht." Er zweifelte auch gar nicht daran, daß die vielen Menſchen, welche er um ſich ſterben ſah, nur deshalb ſtürben, weil ſie **nicht genug glaubten.**

Alle dieſe Leute waren doch wohl unſtreitig **abergläubig,** ohnerachtet ſie nicht **äußern** Handlungen oder Erſcheinungen, ſondern ihren eigenen **innern** Meinungen mehr Kraft beylegten, als derſelben eigent-

*) Man ſ. a. a. O. S. 396.

eigentlicher Beschaffenheit gemäß war; und diese gar nicht genug mit Vernunft untersuchten. Daher können auch Philosophen sich sehr wohl des Aberglaubens schuldig machen, wenn sie bey ihren Philosophemen ihre Vernunft nicht gehörig brauchen, wenn sie ihren Lehrgebäuden, ihren eigenen subjektiven Vorstellungen, ihren Anschauungen, ihren Deduktionen, ihren Terminologieen, ihren dialektischen Spitzfindigkeiten, und allem, was sonst mit Rechte oder Unrechte Philosophie heißen mag, mehr Kraft beylegen, mehr an den deren Werth glauben, als deren eigentlicher Beschaffenheit gemäß ist, da sie doch die eigentliche Beschaffenheit aller dieser Gegenstände durch Vernunft hätten untersuchen können und sollen. Vernünftige Untersuchung gehet Schritt vor Schritt; in derselben ist allezeit das Nachfolgende in dem Vorhergehenden gegründet. Der Aberglauben springt unordentlich ab; Wirkung und Ursache, Voraussetzung und Folge, sind nicht in einander gegründet. Es wird etwas ohne alle Ursache, oder aus völlig unzureichender Ursache für Wahrheit ausgegeben.

Ein solcher Aberglauben fand sich leider! seit der ältesten Zeit in der Philosophie. Da hätte er sich eigentlich am wenigsten finden sollen, weil darin genaue Bestimmung des Werths der Begriffe und der Beweise billig das erste Erforderniß seyn sollte. Schon in der Schule des Pythagoras galt das αυτος εφα statt alles Grundes. Eben dieses ertönt noch jetzt von allen Jüngern jeder neuen philosophischen Schule. Daß aber dergleichen Ueberschätzung der

Kraft

Kraft und des Werths ſpekulativer Meinungen und Syſteme aus Mangel unpartepiſcher Prüfung ſtatt fand, folglich **nicht echte Philoſophie, ſondern Aberglauben** iſt, erhellet ſchon aus ihrer kurzen Dauer. Man betrachte die ganze Geſchichte der Philoſophie, und finde, wenn man kann, irgend ein ſpekulatives philoſophiſches Syſtem, von welchem nicht, nach einer Reihe von Jahren, wäre entdeckt worden, daß deſſen Erfinder und ſeine Anhänger demſelben mehr Kraft beygelegt hätten, als deſſen eigentlicher Beſchaffenheit gemäß war! Alle dieſe Syſteme ſollten **auf Vernunft gebauet** ſeyn; aber es ward eben auch **durch Vernunft** in der Folgezeit die mangelhafte Beſchaffenheit derſelben entdeckt. Es muß alſo wohl an **nicht gehörigem Gebrauche der Vernunft**, es muß an **allzuvielem Glauben**, an **allzuvieler Einbildung**, am **Mangel gehöriger Prüfung** gelegen haben, wenn die Erfinder ſolcher philoſophiſcher Spekulationen und ihre Anhänger ſelbſt nicht früher merkten, daß ſie ihren Hirngeſpinſten, **aus Mangel gehöriger Kenntniß ihrer eigentlichen Beſchaffenheit**, allzuviel zutrauetem. Dieß war aber leider von jeher den Philoſophen nur allzugewöhnlich! Nur allzuoft wurden Hypotheſen für unumſtößliche Wahrheiten, dialektiſche Spitzfindigkeiten, womit man, gleich dem eleatiſchen Zeno, alles beweiſen zu können vermeint, was man nur will, für logiſche Kraft, ſubtile Spiele mit leeren Begriffen für Erforſchungen apriorischer Wahrheiten, Trugſchlüſſe für richtige Schlüſſe, und Inkonſequenz für Konſequenz gehalten.

Daher

Daher verging aber auch von jeher in der Philoſophie das was abergläubiſch war, d. h. alles dasjenige, womit man erklären wollte, was man nicht wiſſen kann, oder was man nicht genugſam erforſcht hatte, d. h. alle philoſophiſche Meinungen, denen man mehr Kraft beylegte, als ihrer Beſchaffenheit gemäß war. Es vergingen die Zahlen des Pythagoras, woraus der Urſprung der Dinge ſollte erklärt werden, deſſen Weltſeele, deſſen Seelenwanderung, deſſen zehn Kreiſe. Es vergingen die ſelbſtſtändigen Ideen des Platon und die myſtiſchen Träumereyen der neuern Platoniker, die zehn Kategorieen des Ariſtoteles und die zehn Sephiroth der kabaliſtiſchen Philoſophen. Es vergingen die dialektiſchen Spitzfindigkeiten des Chryſippus und des eleatiſchen Zeno, ebenſo wie die der ſcholaſtiſchen Nominaliſten, Realiſten und Formaliſten. Es vergingen die Atomen Epikurs, eben ſo wie Leibnitzens Monaden und ſeine vorherbeſtimmte Harmonie, es vergingen des Karteſius Wirbel und ſein Ich denke, darum bin ich. Die Philoſopheme des P. Malebranche, der alle Ideen und alle Wahrheit in Gott ſah, und des Spinoza ungeheure Einzige Subſtanz, welche alle vorhandene Dinge als Modifikationen in ſich verſchlang, ſanken in den Strom der Vergeſſenheit. Wenn auch letztere zu unſerer Zeit aus den Wellen der Lethe mit Schelling ein wenig das Haupt emporheben möchte; ſo ſinkt ſie ſchon wieder, ſo wie Schelling ſelbſt, durch eigene Unbehülflichkeit. Freylich

lich entſtand anſtatt eines vergangenen **Aberglaubens**, in der Philoſophie immer wieder ein anderer und neuer; denn leider! **wollten** die Philoſophen von jeher immer mehr als ſie **konnten**. Doch, ſo ſehr ſie auf Abwege geriethen, ſo war doch ihr Bemühen nicht ganz umſonſt; denn es blieben, nach Abſonderung philoſophiſcher abergläubiger Träume, unter mancherley Vorſtellungen und Einkleidungen, in der Philoſophie diejenigen Sätze, welche **eben ſoviel Werth** hatten, **als ſie ihrer Beſchaffenheit nach haben konnten**. Dieß ſind wenige; aber ſie ſind ein Gemeingut aller kultivirten Nationen geworden. So hat ſich des Ariſtoteles Lehre von **den Formen der Schlüſſe** bis jetzt erhalten, indeß ſeine **Entelechie** nichts gilt.

Eine der **hauptſächlichſten Urſachen**, warum von jeher die philoſophiſchen Sätze von ihren Erfindern nicht genug durch die helle **Vernunft geprüft**, und daher aus Mangel der Kenntniß ihrer wahren Beſchaffenheit viel zu hoch gewürdigt wurden, lag wohl darin, daß die philoſophiſchen Begriffe von jeher ſo wenig beſtimmt und deutlich auseinandergeſetzt wurden, vielleicht um ſoviel weniger **beſtimmt gefaßt** werden **konnten**, je mehr man ſich in **Abſtraktionen** verwickelte, und deſto mehr verwickelte, je mehr man über dieſe mit dialektiſcher Spitzfindigkeit recht tiefſinnig zu philoſophiren vermeinte; wodurch dann ſo ſehr oft der **dialektiſche Schein** abergläubiſcherweiſe für **tiefe oder hohe Wahrheit** ausgegeben ward. Eine andere wichtige Urſache

der weiten Verbreitung des **Aberglaubens in Philoſophie** entſtand durch die Begierde nach philoſophiſcher **Originalität**, vermöge welcher jeder Philoſoph ein neues Syſtem aufbauen wollte, und aus Eitelkeit glaubte, ſobald es aufgebauet wäre, müßte es **ganz allein gelten**; alles aber, was **vorher** gegolten hatte, **nunmehr nichts gelten**. Cicero ſchon redet: „von **abergläubigen und beynahe fanatiſchen** Philoſophen, die eher alles zugäben, als „daß ſie ungereimte Dinge behauptet hätten.“ *)

Dieſe Eitelkeit beynahe fanatiſcher Philoſophen fand ſich beſonders zu allen Zeiten, und in allen Ländern **auf Univerſitäten**; im Mittelalter ſo wie im achtzehnten Jahrhunderte, **im Coimbra wie in Würzburg und Landshut**. Jeder philoſophiſche Lehrer, der ſich fühlt, will ein eigenes Lehrgebäude haben, das über die Lehre anderer Profeſſoren hervorrage. Alſo, ſtatt mit demjenigen, was ſchon vorher erfunden war, weiter zu gehen, glaubt Jeder wer weiß was gethan zu haben, wenn er ein den vorigen Syſtemen ganz entgegengeſetztes Syſtem hervorbringt. Und wie oft beſteht doch das Neue darin, daß anſtatt alter Terminologieen, die wenigſtens einigen Sinn hatten, neue leere Terminologieen erdacht werden, worauf ſich Lehrer und Schüler, recht viel

*) Nessio, quomodo isti philosophio, *superstitiosi et paene Fanatici*, quidvis malle videantur quam se non ineptos. *Cicero de Divinat. Lib. II. C. 1. Ed. Ernesti Vol. IV. p.* 101.

viel einbildeten. Man vergißt beſtändig, daß alle unſere ſpekulative Syſteme nichts ſind als Behelfe, um unſere Ideen und Vorſtellungen einigermaßen zu ordnen. Man vergißt, daß alle dergleichen Syſteme nur als hypothetiſch richtig oder unrichtig können angeſehen werden; denn der letzte Grund eines ſpekulativen Syſtems wird ſchwerlich demjenigen können unwiderſprechlich dargethan werden, der das Syſtem nicht annimmt. Bisher gleichen noch alle ſpekulative Syſteme, beſonders die neuern deutſchen, dem indiſchen philoſophiſchen Bilde eines Elephanten, der die ganze Welt trägt und ſelbſt wieder auf einer Schlange ruhet; worauf aber die Schlange ruhe, wiſſen die indiſchen Philoſophen nicht anzugeben.

Es haben allerdings verſchiedene Philoſophen ſchon ſeit langer Zeit und auf mancherley Art verſucht, den letzten Grund unſers Seyns, unſers Denkens, unſers Wiſſens zu finden, mit nicht ſonderlichem Erfolge, und es verlautete überdem, die Philoſophen gingen hiermit, ſo wie mit vielerley metaphyſiſchen Beſtimmungen unſinnlicher Dinge über die Kräfte der menſchlichen Vernunft hinaus. Inſofern ſie dies thaten, mußten ſie nothwendig in philoſophiſchen Aberglauben gerathen: denn ſie legten offenbar ihrer Dialektik mehr Kraft bey, als ſie nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Vernunft haben konnte. Dieſe Betrachtung beweg den berühmten Kant, in ſeinem in ſo mancher Rückſicht ſchätzbaren Werke, Kritik der reinen Vernunft, zu unterſuchen, wie weit die Kräfte der menſchlichen

Vernunft bey Bestimmung spekulativer Wahrheiten, ihrer Natur nach, gehen könnten? Gelang ihm dieses, so war zugleich die hauptsächlichste Würzel des philosophischen Aberglaubens abgeschnitten. Wäre es Ihm doch gelungen!

Es war ein großes Unternehmen, unsern Erdball zu messen; vielleicht noch ein größeres ist die Messung der Kräfte der menschlichen Vernunft. Kant war nicht der erste, der dieß wagte. Außer Locke, und Leibnitz, (in seinen *nouvelles recherches sur l'entendement humain*,) hatte schon einige Jahre vorher, ehe Kant's Kritik der reinen Vernunft erschien, Tetens einen **Versuch über die menschliche Natur und ihre Entwickelung** herausgegeben, dessen großer Werth lange nicht allgemein genug bekannt ist; denn Tetens hat mehrere Gegenstände viel deutlicher und bestimmter erklärt, als Kant mit seinem großen Apparate von transscendentalen Ideen. Kant war also nicht der erste Philosoph der die Kräfte der Vernunft zu messen suchte; er wagte eigentlich nur zuerst einen ganz neuen Maßstab anzulegen. Er wollte die Vernunft durch die **reine** Vernunft selbst messen, **rein** *a priori*. Vielleicht liegt schon in dieser Idee, eine Abstraktion bloß durch eine reine Abstraktion zu messen, wo nicht eine petitio principii, doch eine Forderung, welche auszuführen über menschliche Kräfte geht. Gesetzt aber, Kant hätte in der ersten Idee seines Unternehmens geirret, so gebührt ihm doch Dank dafür, daß er es wagte, einen kühnen Gedanken auf eine ganz neue Art auszuführen. Co

haben

haben kürzlich ſchwediſche Mathematiker nicht unbeträchtliche Irrthümer in der Meſſung gefunden, welche **Maupertuis** und **Clairaut** ehemals in Lappland anſtellten. Es wäre auch möglich, daß der vortreffliche **Alexander Humboldt**, der ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Zweige der Wiſſenſchaften erſtreckt, die Meſſungen in Peru, welche **Bouguer** und **de la Condamine** ehemals anſtellten, nachgemeſſen, und nicht ganz richtig befunden hätte. Wenn alſo dergleichen Irrthümer gefunden, und bekannt gemacht würden, ſo wäre gewiß nicht die Abſicht, **Bouguer's** oder **Condamine's** oder **Clairaut's** Ruhm zu ſchmälern, ſondern wiſſenſchaftliche Wahrheit hervorzubringen. So iſt es auch wahrlich nicht meine Abſicht, Kant's verdienten Ruhm zu verringern, wenn ich in den Fall komme zeigen zu müſſen, daß er nicht ſelten die Beſchaffenheit ſeines Maßſtabes nicht genug erforſchte, oder denſelben nicht richtig genug anwendete. Derjenige, welcher in der Religion entdeckte was abergläubiſch war, und es von der echten Religion abſonderte, diente der Religion; derjenige, welcher es in der Philoſophie zu thun ſich bemüht, ſucht der Philoſophie zu dienen. Es können, durch Erforſchung des Aberglaubens in der Philoſophie, wenigſtens künftige Philoſophen veranlaßt werden vorſichtiger und beſcheidener zu verfahren, ihre Philoſopheme von allen Seiten genauer zu prüfen, und keinem mehr Kraft zuzuſchreiben als es ſeiner Beſchaffenheit nach haben kann.

Sollte also auch Kant dieß Letztere nicht hinlänglich gethan haben, und also in seiner Philosophie von dem **Aberglauben** nicht frey geblieben seyn, dessen er alle Philosophen, die vor ihm waren, — und oft nicht ganz mit Unrecht — zieh? Sollte er, indem er die Ausmessung der Kräfte der menschlichen Vernunft auf die Erforschung ihrer Beschaffenheit zu gründen meinte, die Beschaffenheit seiner eigenen Philosophie nicht genugsam erforscht, und dadurch den eigentlichen Werth derselben **überschätzt** haben? Es wäre zu bedauern, wird aber schwerlich ganz können geläugnet werden.

Gleich in der Vorrede zu seiner **Kritik der reinen Vernunft** sagt er von seiner neuen Ausmessung der Kräfte der menschlichen Vernunft: *) „**Widerlegt** zu werden, ist **keine Gefahr**, wohl „aber, **nicht verstanden zu werden**." Diese anmaßende Behauptung Kant's hielten seine Jünger, dem Wortverstande nach, dergestalt für eine ausgemachte Wahrheit, daß sie viele Jahre lang, jeden auch noch so gegründeten Einwurf wider Kant's Lehren trotzig damit abfertigten: **Kant sey nicht verstanden worden.**

Und jene hohe Meinung Kant's von seiner neuen Kritik war nicht etwa nur bloß die erste Aufwallung der Freude über ein nach vieljähriger Arbeit endlich geendigtes neues spekulatives Lehrgebäude; zu welcher Zeit noch allenfalls eher zu verzeihen gewesen wäre,

*) Vorrede zur zweyten Auflage S. XLIII.

wäre, daß er den Werth seiner Arbeit überschätzt hätte, ehe er noch die Einwendungen so vieler denkenden Köpfe hätte erfahren und erwägen können. Nein! Vielmehr, noch achtzehn Jahre nachher, am Ende seiner philosophischen Laufbahn, drückte er sich über den unermeßlichen Werth, den seine Philosophie, seiner Meinung nach, haben sollte, sogar in noch hocherhebendern Worten aus. Er sagt:*) „Die kritische „Philosophie fühle sich **überzeugt**, daß ihr **kein „Wechsel der Meinungen, keine Nachbesse-„rung, oder ein anders geformtes** Lehrgebäu-„de bevorstehe, sondern daß das System der Kritik, „auf einer **völlig gesicherten Grundlage ruhend, „auf immer befestigt**, und auch **für alle künf-„tige Zeitalter zu den höchsten Zwecken der „Menschheit unentbehrlich sey.**" Läßt sich ein stärkeres Beyspiel der **abergläubischen Ueberschätzung** eines eigenen philosophischen Systems irgendwo finden, als wenn der Erfinder sagt, daß demselben **keine Nachbesserung**, auch **für alle künftige Zeitalter** bevorstehe? Was würden gründliche Gelehrten gedacht haben, wenn **Bouguer** oder **Maupertuis** hätten sagen wollen: „Unserer Aus-„messung der Erde steht **keine Nachbesserung** bevor; „sie ist **auf immer** befestigt!" Und diese Mathema-

*) In seiner Erklärung über Fichte's Wissenschaftslehre, im Intelligenzblatte der Allg. Lit. Zeitung v. J. 1799. Nr. 109.

tiker hätten doch noch anführen können', daß ihre Meſſung „auf der **völlig geſicherten Grundlage**" der Mathematik ruhe. So redeten aber dieſe Männer nicht. Sie wußten wohl, daß ſo **völlig geſichert** auch die **Grundlage** von ſolchen Meſſungen, die Mathematik, unſtreitig iſt, dennoch eine **Meſſung** ſelbſt großen Irrthümern unterworfen ſeyn könne. Nun iſt aber noch dazu die **Grundlage** irgend einer **Philoſophie** nie ſo ſicher befunden werden, als die Grundlage der Mathematik; wenigſtens iſt gewiß noch nie Eine ſo evident geweſen. Und wenn die erſten Principien, welche einer Philoſophie zur Grundlage dienen, auch mit der äußerſten Beſtimmtheit und Evidenz dargeſtellt wären, (welches bey der Kant'ſchen Philoſophie gewiß nicht der Fall iſt,) könnten denn nicht durch die Subſumtionen unter die evidenteſten Grundſätze Irrthümer entſtehen? Wolf wollte durch Anwendung der **mathematiſchen Methode** die Philoſophie bis zur mathematiſchen Deutlichkeit und Gewißheit bringen. In der That war auch ſeine Philoſophie vielleicht eben ſo beſtimmt und deutlich, als die Mathematik; aber auch eben ſo gewiß?

Wenn Kant hier vor uns ſtände, würde er vermuthlich ſagen: „Allerdings beruht meine Philoſo„phie auf einer **eben ſo völlig geſicherten Grund„lage** als wie die Mathematik, denn ſie beruht auf „reinen Erkenntniſſen und Urtheilen a priori, und „denen kommt **Nothwendigkeit und Allgemein„heit** zu, wie die Kritik der reinen Vernunft bewieſen „hat.

„hat.“. Es muß aber doch wohl mit der **Nothwendigkeit** ſo mancher Kant'ſchen Sätze und Urtheile a priori nicht recht richtig ſeyn; denn nicht nur Kant's Gegner, ſondern ſogar einige ſeiner vorzüglichſten Schüler, **Reinhold**, **Fichte**, u. ſ. w. haben mehrere davon verworfen. Das läßt ſich nicht mit mathematiſchen Sätzen thun, überhaupt mit keinen Sätzen, die auf einer **völlig geſicherten Grundlage** ruhen.

Es iſt nicht genug, daß Kant **verſichert**, ſeine philoſophiſche **reine** Begriffe oder Sätze a priori wären eben deswegen ſo gewiß, wie die mathematiſchen, weil ſie, gleich dieſen, mit **Nothwendigkeit** und **Allgemeinheit gedacht** würden. Die Hauptfrage iſt: In wiefern der Philoſoph **berechtigt** ſeyn kann, irgend einen Satz ſo zu denken? Wenn Kant zwölf Kategorieen a priori in den menſchlichen Verſtand legt, wodurch erſt die **Erfahrung** ſoll **möglich** gemacht werden; ſo wird er wahrlich die **Nothwendigkeit** dieſer ganz willkührlichen Annahme, die er ſo wenig bewieſen hat, daß er auch dieſe Kategorieen (gleich allen ſeinen ſogenannten a priori gegebenen Begriffen) nicht einmal beſtimmt zu definiren gewagt hat,*) am wenigſten denjenigen mathematiſch be-

*) M. ſ. Kant's Kritik der reinen Vernunft S. 108, wo Kant den Kunſtgriff braucht, vorzugeben, „er ſey im Beſitze der Definitionen der Kategorieen, die er doch vor der Hand zu geben, ſich überhebe.“ Aber S. 756 eben dieſes Buchs

weisen können, welche mit mehrerm Rechte überzeugt sind, daß die von Kant festgesetzten Kategorieen keineswegeſ vor aller Erfahrung im menschlichen Verstande vorhanden waren, sondern daß vielmehr diese sogenannten Kategorieen nichts als allgemeine Begriffe sind, nichts als **logische Abtheilungen**, welche, aus **Wahrnehmungen in der Erfahrung**, erst nachher **abstrahirt** wurden; welche Abstraktionen keineswegeſ a priori nothwendig sind, sondern nach besserm Ermessen eines Philosophen so oder auch anders können gedacht werden. Wenn Kant behauptet, daß Raum und Zeit nichts als die **Formen der menschlichen Sinnlichkeit** sind, nichts als die **subjektiven Bedingungen unserer sinnlichen Anschauungen**, welche außer dem menschlichen Gemüthe gar nicht existirten; so wird dieſes nicht bloß auf sein Wort können angenommen werden, sondern es lassen sich sehr vernünftige Gründe dafür anführen, daß auch die Begriffe **Raum** und **Zeit** bloß

versichert er: „Genau zu reden, könne kein a „priori gegebener Begriff, z. B. Substanz, Ur„sache, Recht, Billigkeit ꝛc. definirt werden.“ Also, obgleich Kant behauptete, kein a priori gegebenene Begriff könne definirt werden, glaubte er doch im Besitze der Definition seiner a priori gegebenen Kategorieen zu seyn, folglich im Besitze eines Dinges von dem er behauptet, es könne nicht da seyn. Oder war er im Besitze einer Definition die nicht genau war? Man kann sich schwerlich enthalten, dieß alles ein philosophisch-abergläubisches Gaukelspiel zu nennen.

bloß durch Wahrnehmungen in unſern äußern oder innern Sinnen entſtanden ſind, (denn die Zeit nehmen wir ſogar bey unſerm innern Denken wahr, ohne alle ſinnliche Anſchauung,) eben ſo wie die Begriffe von Größe, von Dichtigkeit, von Flüſſigkeit, von Farbe, ja vom Denken und Empfinden. Wäre es mit Raum und Zeit ſo beſchaffen wie die kritiſche Philoſophie a priori feſtſetzen zu können meint, daß ſie außer dem menſchlichen Gemüthe und deſſen ſinnlichen Anſchauungen gar nicht vorhanden wären, ſo müßte alles, was jenſeits des 80ſten Grades nördlicher oder ſüdlicher Breite, wohin noch nie menſchliche ſinnliche Anſchauung gedrungen iſt, es müßte jede wüſte Inſel, wo noch nie ein Menſch war, nicht in Raum und Zeit exiſtiren, ja es müßte geläugnet werden, daß die Infuſionsthierchen exiſtirt hätten, ehe die ſubjektive Beſchaffenheit unſerer Augen durch den Gebrauch des Mikroſkops erhöhet ward. Man halte dies ja nicht etwa für Konſequenzenmacherey. Kant ſagt ausdrücklich: „daß „wenn wir unſer Subjekt, oder auch die ſubjektive „Beſchaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beſchaffenheit, alle die Verhältniſſe der Objekte in Raum und Zeit, ja „ſelbſt Raum und Zeit verſchwinden würden, „und als Erſcheinung nicht an ſich ſelbſt, ſondern „nur in uns exiſtiren können.“ *) Wäre demnach die

*) Man ſ. Kant's Kritik der reinen Vernunft S. 59.

die Zeit nur in uns, und wäre daher die Zeit nichts als die ſubjektive Bedingung der Anſchauung oder die ſubjektive Beſchaffenheit, ſo würde ja in Abſicht auf die Zuhörer einer Muſik der Takt und Rythmus der Muſik nicht im Gebrauche der Kehle und in den Händen der ſingenden und ſpielenden Perſonen ſondern nur a priori und *in fundo animae* der Zuhörer liegen und die Anſchauung des Takts wäre nur die Form der Sinnlichkeit der Zuhörer. Wenn wirklich der Takt, der von den ſingenden und ſpielenden Perſonen herkommt, nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur in uns exiſtirte, an ſich ſelbſt alſo nichts zum Zeitmaße beytrüge, ſo wäre zu bewundern wie es zuginge, daß wir Zuhörer dennoch hören, wenn die Spielenden den Takt richtig oder unrichtig halten? Muß aber, wie es Kant auch lehrt, der ſinnliche Eindruck der Zeit, und des Takts der ſpielenden Perſonen nothwendig auch da ſeyn, damit er in uns Zuhörern die aprioriſche Form in Thätigkeit ſetze, ſo ſollte dieſer Philoſoph nicht ſagen, daß die Zeit nur in uns liege. Wahrlich! der Dialektiker mag ſich immer hierbey aprioriſche Formen, rein von aller Erfahrung, denken, weil er will daß dies oder jenes rein a priori in uns liegen ſolle; es läßt ſich doch die Wirklichkeit der Eindrücke, welche das menſchliche Gemüth durch die Sinne von außen erhält, niemal von irgend einer vermeintlich aprioriſchen Form rein trennen, indem die Beſchäftigungen unſerer Denkkräfte beſtändig, ſo tief in einander greifen, daß ſie nie rein zu unterſcheiden ſind. Wenn

ſich

ſich die neuen und neueſten deutſchen Philoſophen auch gleich einbilden, ſie hätten Begriffe, oder Erkenntniſſe, oder Urtheile **ganz von aller Erfahrung getrennt** und **rein** in ihrem Gemüthe gefunden, ſo widerſprechen ſie ſich nicht nur ſelbſt alle Augenblicke, *) ſondern

*) Wenn Kant in der Einleitung ſeiner Kritik der reinen Vernunft feſtſetzen will, „daß wir im Beſitze gewiſſer Erkenntniſſe a priori ſind," ſo ſagt er (S. 4. 5. der zweyten Ausgabe): daß „es nothwendige und im ſtrengſten Sinne allgemeine, mithin reine Urtheile a priori gebe, iſt „leicht zu zeigen. Will man ein Beyſpiel — „aus dem gemeinſten Verſtandesgebrauche, ſo „kann der Satz: daß alle Veränderung eine Urſache haben müſſe, dazu dienen. Ja ſelbſt der „Begriff einer Urſache enthält offenbar den Begriff einer Nothwendigkeit der Verknüpfung „mit einer Wirkung und einer ſtrengen Allgemeinheit der Regel". Und kurz vorher hatte er doch S. 3. geſagt: „Von den Erkenntniſſen a priori heißen diejenigen rein, denen gar „nichts Empiriſches beygemiſcht iſt. So iſt z. „B. der Satz: eine jede Veränderung hat ihre „Urſache, ein Satz a priori, aber nicht rein, „weil Veränderung ein Begriff iſt, der nur aus „der Erfahrung gezogen werden kann". Sollte man glauben, daß ein ſo berühmter Philoſoph ſo unbeſtimmt ſich ausdrücken, und gleich im Anfange ſeines ganz neuen Syſtems, da, wo er den dieſem Syſteme ſo wichtigen Begriff reiner Erkenntniſſe a priori feſtſetzen wollte,

dern es hat auch die Prüfung ihrer Syſteme genugſam gezeigt, daß, je weiter ſie fortrücken, gemeiniglich ihre vermeinten **rein aprioriſchen Sätze** entweder nichts als leere willkührlich abſtrahirte **Noumenen** oder **Erfahrungen** und **Wahrnehmungen** ſind, poſtulirt als Sätze a priori und dargeſtellt in dialektiſcher Terminologie, die noch dazu oft ſehr unbeſtimmt und dunkel iſt. Man denke nur an die **Naturphiloſophen**, an ihre **Potenzen**, und an ihre **Depotenzirung**, an ihre **Faktoren** und **Repräſentatoren**, an ihren **Indifferenzpunkt** und an

te, ſich ſelbſt ſo geradezu widerſprechen könnte, und den unverzeihlichen Widerſpruch ſogar in den zweyten Ausgabe nicht ausmerzte! Eben ſo ſeltſam iſt es, daß dieſer Philoſoph auch ſagt: (Kritik der r. V. S. 213.) „daß eine Urſache „möglich ſey," welche „den Zuſtand der Din„ge verändere, davon giebt uns der Verſtand „a priori gar keine Eröffnung". — Was kann denn nun obigen Satz im ſtrengſten Sinne zu einem reinen Urtheile a priori machen, wenn die Möglichkeit einer Urſache überhaupt nicht a priori zu erkennen iſt, und wenn, wie Kant an a. O. ſogar hinzufügt: die Kauſalität empiriſche Principien vorausſetzt. Er giebt ja ſonſt die Kauſalität für eine Kategorie, für einen Stammbegriff des reinen Verſtandes aus, und behauptet, auch Veränderung ſei ein empiriſcher Begriff. Ein Stammbegriff kann jedoch nicht Principien vorausſetzen, und ſogar empiriſche Principien!

an ihre **Polaritäten**, an dieſe *Philosophos superstitiosos et paene fanaticos, qui quidvis malle videntur quam se non ineptos!*

Schon deswegen, weil die vermeintlich ganz rein aprioriſchen, von aller Erfahrung reinen Begriffe **nur durch Abſtraktion** können erhalten werden, ſollten dieſe Philoſophen etwas vorſichtig bey'm Gebrauche ſolcher abſtrahirten Begriffe zu Werke gehen. Jede Abſtraktion, ſo ſcharfſinnig ſie ſeyn mag, ſo wenig ſie auch der Philoſoph bey ſeinem Geſchäft mag entbehren können, iſt doch allemal von ihm nur **willkührlich** nach ſeinen eigenen Bedürfniſſen gemacht, ſonderlich, wenn er nur von dem **abſtrahirt**, worauf er jetzt **nicht Rückſicht nehmen will**, wie dieſes Kant ſelbſt ausdrücklich verlangt. Abſtraktionen, ſo wenig ſie auch in der Philoſophie zu vermeiden ſind, führen allemal, mehr oder weniger zur **Einſeitigkeit**, und gehören zu den **nothwendigen Unvollkommenheiten** aller menſchlichen Philoſophie; wie ich dieß in einer im Jahr 1802 in dieſer Akademie vorgeleſenen Abhandlung erwieſen habe *). Wenn man daher die äußerſte Vollkommenheit einer Philoſophie nur in ſubjektiver Abſtraktion von aller Erfahrung ſucht, ſo läßt ſich ſchon im voraus befürchten, daß daraus ſehr leicht ein gerader Weg zum **philoſophiſchen Aberglauben** gebahnt werden möchte, indem nur allzuleicht bloßen Abſtraktionen eine Beſchaffenheit

*) Man ſ. im erſten Bande die Abhandlung Nr. IV. S. 149 ff.

ſenheit und Wirkungen beygelegt werden, welche ſie ihrer Natur nach nicht haben können, z. B. wenn man ſie, als auch außer der Abſtraktion geltend betrachtet.

Die Philoſophen wiſſen es freylich — und zuweilen gar künſtlich — zu verdecken, wenn ſie ihren abſtrakten Sätzen ungeprüft mehr Werth beylegen, als denſelben zukommt. Dieß wird in ſo leichter, wenn ſie ſpitzfindige Dialektiker ſind, und ſich noch dazu erlauben unbeſtimmt zu ſchreiben. *) Die kritiſchen Philoſophen müſſen ſogar zugeben, daß verſchiedene Sätze und Urtheile in gewiſſer Rückſicht rein, und in gewiſſer Rückſicht empiriſch ſind, und ſie geben dieß zu, ohne zu bemerken, wie ſehr willkührlich ſie hierüber bald dieß jenes behaupten, ſo daß man oft kaum weiß, wie man mit ihnen daran iſt.

*) So ſagt z. B. Kant: „Selbſt Naturgeſetze, „wenn ſie als Grundſätze des empiriſchen Ver„ſtandesgebrauchs betrachtet werden, führen zu„gleich einen Ausdruck der Nothwendigkeit, mit„hin wenigſtens die Vermuthung einer Beſtim„mung aus Gründen, die a priori und vor aller „Erfahrung gültig ſind, bey ſich.“ (Kritik der r. V. S. 198.) Iſt's wohl mit der Beſtimmtheit, die von jeder Philoſophie nothwendig muß gefordert werden, zu vereinigen, daß ein Philoſoph, bey Gegenſtänden, die er als nothwendig von einander getrennt und weſentlich unterſchieden und entgegengeſetzt vorſtellt, (wie Kant die aprioriſchen und empiriſchen Begriffe,) von Vermuthungen rede? —

iſt. *). Und wenn es nun zur weitern Anwendung dieſer unbeſtimmten Behauptungen kommt, ſo findet ſich

*) Z. B. Man überlege die ſeltſamen und ſich widerſprechenden Behauptungen, oben S. 27 in der Anmerkung. Es heißt da: Der Satz: Alle Veränderungen müſſen eine Urſache haben, „ſey im ſtrengſten Sinne allgemein, mithin rein, weil er den Begriff „einer Urſache enthalte," und kurz vorher; „er „ſey nicht rein, weil Veränderung ein Begriff „ſey, der nur aus der Erfahrung gezogen werden könne." Ferner: (Kritik der r. V. S. 217.) „Die Qualität der Empfindung iſt jederzeit bloß empiriſch, und kann *a priori* gar „nicht vorgeſtellt werden." Und wieder S. 218: „Alle Empfindungen werden, als ſolche, zwar „nur *a priori*," (ein arger Druckfehler denn es muß offenbar *a posteriori* heißen, (ſ. auch Kr. d. r. V. S. 74.) „aber die Eigenſchaft derſelben, „daß ſie einen Grad haben, kann *a priori* erkannt „werden." Wenn die Empfindung jederzeit bloß empiriſch iſt, wie läßt ſich denken, daß zwar nicht die Empfindung ſelbſt, aber doch eine Eigenſchaft (d. h. eine Qualität) der Empfindung *a priori* könnte erkannt werden? Und wenn auch dies möglich wäre, wie geht es zu, daß Kant kurz vorher S. 218. behaupten durfte: „die Qualität der Empfindungen könne *a priori* gar nicht vorgeſtellt werden?" und doch ſoll die Qualität der Empfindungen daß ſie einen Grad haben, können a priori erkannt werden:

Kann

sich oft, daß diese Philosophen ein Urtheil oder einen Satz, in sofern er seinen Antheil am **Empirischen** hat, unvermerkt als **rein** *a priori* brauchen, und daher dergleichen Sätzen und Urtheilen, ohne weitern **Beweis, unbedenklich Nothwendigkeit und Allgemeinheit** zuschreiben, und sodann verlangen, es solle sogar die deutlichste Erfahrung dagegen nicht gelten dürfen. **Dieß giebt** zu argen Erschleichungen und Trugschlüssen Gelegenheit, und ist eine neue Art des **Aberglaubens** solcher Philosophen, **durch unrichtige Schätzung** ihrer willkührlichen Meinungen, ihrer Postulate, ihrer leeren Imperative, welchen sie die Nothwendigkeit und Allgemeinheit wahrhaft apriorischer Sätze zuschreiben, Wahn statt Wahrheit verbreiten.

Kant ist übermäßig strenge gegen alle spekulative Philosophen, die vor ihm waren, weil sie, seinem Vorgeben nach, in's Blaue hin philosophirt hätten, ohne zu untersuchen, ob die Kräfte der menschlichen Vernunft auch bis dahin reichen könnten, wohin ihre Philosophie führen sollte. Deshalb wollte er die Vernunft und noch dazu die **reine Vernunft**, (welcher gar **nichts** von Erfahrung zu statten kommen soll,) einer neuen **Kritik** unterwerfen. Aber er hätte billig wohl

Kann etwas erkannt werden, was gar nicht vorzustellen ist? Uebrigens ist es augenscheinlich, daß Kant alle diese Sätze, wobey man gar nicht weiß wie man mit ihm daran ist, nirgend bewiesen, sondern bloß willkührlich ohne Beweis hingeschrieben hat.

wohl ſelbſt prüfen ſollen, ob ſeine oder irgend eines Philoſophen Kraft zureiche, **Vernunft von aller Erfahrung ſchlechterdings abzuſondern?** Ob eine ſolche gänzliche Trennung möglich ſey? Und wenn bloß in der **Vorſtellungskraft** oder in der **Phantaſie**, (ich weiß nicht in welcher dieſer Kräfte), allenfalls eine ſolche **gänzlich abgeſonderte Vorſtellung der Vernunft** kann gefaßt werden; ſo hätte wohl überlegt werden ſollen, ob durch eine **bloß ideale** und ſo gewaltſame **Abſonderung** eines einzelnen Theiles der Kräfte des menſchlichen Gemüths ein Regulativ für die **Geſammtkraft** deſſelben, dürfe geſucht und könne gefunden werden?

Wenn man den Begriff **reine Vernunft**, d. h. Vernunft abgeſondert von aller Erfahrung, für **etwas mehr** als für einen feinen, aber bloß willkührlich abſtrahirten Begriff hält, wenn man vergiſſet, daß keinesweges im menſchlichen Gemüthe eine **Kraft wirklich abgeſondert** vorhanden iſt, welche dieſem **abſtrakten Begriffe** rein und genau entſpräche; ſo iſt dieß abermals eine Art philoſophiſchen **Aberglaubens**, indem man dem Begriff **reine Vernunft mehr zutraut**, als er **nach ſeiner wahren Beſchaffenheit** vermag, und ihn deshalb in der Philoſophie ſo braucht, als könne **reine Vernunft** im Menſchen **wirklich** ohne alle Erfahrung vorhanden ſeyn. Schon der Begriff **Vernunft** iſt ja eine **bloße Abſtraktion**, welche die Philoſo-

phen dergeſtalt bloß nach eigenem Ermeſſen machen, daß kein einziger Philoſoph das Wort Vernunft völlig genau in ebenderſelben Bedeutung wie der andere nimmt. Kant ſelbſt braucht ja dieſes Wort nur allzu oft ſehr unbeſtimmt. Er verwechſelt nicht ſelten die Begriffe, die er von den Wörtern Vernunft und Verſtand aufgeſtellt hatte. Man ſchlage nur das philoſophiſche Wörterbuch des Hrn. Mellin, dieſes treuen Darſtellers der kritiſchen Philoſophie unter den Rubriken Vernunft und Verſtand nach. Da wird man mit Erſtaunen ſehen, daß Kant dieſe Wörter bald ſo, bald ſo, bald im weiten bald im engen Verſtande, bald als gleichbedeutend bald als verſchieden braucht, ſo daß bey ſo ſchwankender Anwendung keinesweges eine allgemeine genaue Beſtimmung herauszufinden iſt.

Doch ein Philoſoph nehme auch den abſtrakten Begriff Vernunft wie er wolle, ſo iſt in jedem Falle eine Kritik der Vernunft wahrlich noch nicht eine Kritik aller Seelenkräfte zuſammengenommen; denn, wenn auch jene vollſtändig wäre, ſo iſt damit noch nicht ausgemacht, auf welche Art alle von den Philoſophen einzeln abſtrahirte Kräfte der Seele in einander greifen, und wie viel jede zum Erkennen mitwirkt. Es iſt alſo eine Kritik der Vernunft, ſo ſchätzbar ſie an ſich ſeyn kann, nichts als eine ſinnreiche Erforſchung, welche Kräfte ein Philoſoph wohl einer von ihm nach eignem Gefallen gemachten Abſtraktion, die er Vernunft nennet, die aber in

der

der wirklichen menschlichen Natur gar nicht abgesondert existirt, meinet beylegen zu können, wenn er sie rein, oder besonders wirkend denkt; auf welche Art sie doch nie wirkt und nie rein wirken kann. Also schon deswegen kann auch die feinste Kritik der Vernunft nicht das leisten, was Kant meint geleistet zu haben, nämlich genau und schlechterdings zu bestimmen, was eigentlich die Vernunft in Erforschung metaphysischer Wahrheiten leisten kann. Denn, wenn ein anderer Philosoph sich die erste Abstraktion, Vernunft genannt, anders bestimmt abstrahirt, so kann er ihr mit Recht auch anders modificirte Eigenschaften beylegen, und aus seiner Abstraktion andere Folgen ziehen.

Man kann, wegen des Mißbrauchs, der in den deutschen Philosophieen mit dem Begriffe reine Vernunft ist getrieben worden, nicht zu oft widerholen, daß in der wirklichen menschlichen Natur, keinesweges eine von aller Sinnlichkeit ganz abgesonderte reine Vernunft vorhanden ist, welches freylich bekannt genug seyn sollte, aber von unsern neuern Philosophen ganz vergessen wird sobald sie sich in's Transscendentale verlieren. Man muß sie also an das erinnern, was sie billig immer vor Augen haben sollten: daß der Begriff reine Vernunft nichts weiter ist, als eine abermalige noch subtilere Abstraktion der Vernunft, und also nichts als ein Gedankending. Eine Kritik der reinen Vernunft ist also die Kritik eines Gedankendings, und keinesweges eine Kritik der Kräfte unsers gesamm-

ten Denkvermögens, Vorſtellungsvermögens, u. ſ. w. Wenn daher der Philoſoph eine ſolche Abſtraktion, von ihm **reine Vernunft** genannt, als außer ſeiner Abſtraktion, **weſentlich alleinwirkend** vorſtellt, wenn er einen ihm zu ſeinem Syſtem **nur ſubjektiv nothwendigen** abſtrakten Begriff, als eine Realität, **als etwas objektiv vorhandenes**, vorſtellt, wenn er zu ſeinem ſubjektivem Bedürfniſſe abſondert, was objektiv in der menſchlichen Natur nicht abgeſondert exiſtirt und exiſtiren kann; ſo muß er nothwendig auf unrichtige Folgerungen kommen.

Kant **ſondert** aber **Verſtand und Vernunft**, ganz völlig von der **Sinnlichkeit** und von **allen andern Seelenkräften** ab, ohnerachtet die äußern und innern Sinne, mit allen andern Seelenkräften, ſoviel wir uns auch derſelben in Abſtrakto denken wollen, beſtändig in einander greifen, und alle **unabgeſondert zuſammenwirken**. Man kann nicht zu oft wiederholen, daß durch eine bloße Iſolirung Einer oder zwey in Abſtrakto gedachter Seelenkräfte, unmöglich auf die niemals getheilte **Geſammtkraft** des denkenden und empfindenden Subjekts richtige Schlüſſe ſtatt finden können. Wenn wir **die Sinne** und ihre **Eindrücke** mit a. b. c. d. e. und dagegen die **innern Kräfte des Gemüths** ſoviel wir nun annehmen mögen, mit f. bis u. bezeichnen; ſo fällt ja wohl in die Augen, daß wenn wir nur die Kräfte f. g. z. B. (Verſtand und Vernunft) abgeſondert einer Kritik unterwerfen, und ſo philoſophi-

phiren, als gingen uns die Kräfte a. bis e. nicht nur, ſondern auch h. bis u. nichts an; ſo werden wir um ſoviel weniger die uns unbekannte **Geſammtkraft** finden können, da wir nicht einmal die Gränzen der Kräfte ſ. g. (indem ſie in der Seele gar nicht einzeln oder begränzt vorhanden ſind,) **feſt und ſicher** beſtimmen können, ſondern ſie nur durch eine **Abſtraktion**, wie ſie uns etwa gut dünkt, **annehmen**. Es könnte daher, wegen dieſer **Unbeſtimmtheit der Gränzen des Verſtandes und der Vernunft** auch dem Verfaſſer der **Kritik** derſelben wohl begegnet ſeyn, daß durch ſeine **Einbildungskraft** ſeiner philoſophirenden **Vernunft** die Gränzen mancher Begriffe zwar mit glänzenden Farben vorgemalt, aber eben dadurch die feinen Linien der Unterſcheidung verwiſcht worden wären. Die **direkten ſynthetiſchen Urtheile**, die **Poſtulate** welche zugleich Imperative ſeyn ſollten, mancher anderertranſſcendentaler Schein, der in der kritiſchen Philoſophie ſo oft für **neue aprioriſche Wahrheit** gelten muß, möchten wohl eher von der **dichtenden Phantaſie**, als von der aus **Principien ernſthaft folgernden Vernunft** eingegeben worden ſeyn.

Es ſetzt aber, es ſolle nun eine beſondere **Kritik der reinen Vernunft**, vorgenommen werden; in ſofern dieſe Vernunft als rein, allen Eindrücken der Sinne und aller Erfahrung entgegengeſetzt, gedacht wird; ſo würde doch alsdann, ſoviel ich einſehen kann, wenigſtens zugleich eine eben ſo ausführliche

und, wo möglich, eben ſo ſicher motivirte **Kritik der Sinnlichkeit**, der **ſinnlichen Eindrücke**, und der darauf beruhenden **Erfahrung** hinzugefügt werden müſſen, damit die Abſtraktion einer **reinen Vernunft** nicht **ganz einſeitig** vorgenommen, ſondern auch die andere Seite der Seelenkräfte erwogen werde. Wenn man alsdann nun mit gleicher Unparteylichkeit beide **Geſichtspunkte** genau betrachtet hätte, ſo würde man wohl etwas näher beſtimmen können, ob die **reine Vernunft** allein gelten, und ob die **Erfahrung** ganz müſſe ausgeſchloſſen werden, ja, ob ſie ſo gut wie nichts werth ſey wenn man über die Gränzen der Kraft des menſchlichen Denkens richtig philoſophiren will? Man würde vermuthlich finden, daß die wahre Philoſophie, ſo wie unſere Erkenntniſſe ſelbſt, **gemiſchter Natur** ſey, und aus beiden geſchöpft werden muß, daß man aber mit Ausſchließung Eines von beiden ſo wenig auf einen glücklichen Erfolg rechnen dürfe, als wenn jemand von den **beiden Beinen**, welche die Natur dem Menſchen gegeben hat, Eins unthätig machen wollte, um beſſer zu **gehen**. Er würde alsdann höchſtens beſchwerlich **hüpfen** können.

Aus dieſem Allen erhellet, daß eine **Kritik der iſolirten reinen Vernunft**, ihrer **eigenthümlichen Beſchaffenheit** zufolge, nicht leiſten kann was Kant verſprach, eine richtige Ausmeſſung der Kraft des menſchlichen Denkens oder Vorſtellens u. ſ. w. Wer glaubt, Kant habe dies vollſtändig geleiſtet

ſtet, faſſe ſchon, wegen **unrichtiger Schätzung der Beſchaffenheit dieſer Kritik in philoſophiſchen Aberglauben**, noch mehr aber unſtreitig derjenige, der Hrn. Kant nachſprechen wollte, dieſe Kritik ſey **keiner Nachbeſſerung** fähig. Es iſt ja ſehr möglich, daß künftig ein anderer Philoſoph eine anders modificirte Abſtraktion der Seelenkraft, welche wir im Allgemeinen **Vernunft** nennen, (aber die noch bisher beynahe von jedem Philoſophen auf eine andere Art abſtrahirt ward), erſönne, welche dergeſtalt beſchaffen wäre, daß man dem Verhältniſſe derſelben zu den andern Seelenkräften, beſonders aber auch ihrer Verbindung mit den ſinnlichen Eindrücken auf unſer Gemüth, näher auf die Spur käme. Und, wenn ich nicht ganz irre, ſo würde eine ſolche neue Kritik der Vernunft um ſoviel näher **zum Zwecke kommen können, je weniger** ſie ganz **rein**, d. h. jemehr ſie darauf gerichtet wäre, die ſogenannten aprioriſchen Urtheile der Vernunft, mit den Erkenntniſſen zu verknüpfen, welche die Eindrücke der Sinne veranlaſſen, und beide in ihren ſo mannigfaltigen Verhältniſſen zu einander zu betrachten.

Und noch von einer andern Seite würde man unfehlbar nicht in den Gränzen der prüfenden Philoſophie bleiben, ſondern in groben Aberglauben fallen, wenn man ſich einbilden wollte, Kant's Kritik der reinen Vernunft habe gänzlich, und ſogar **unverbeſſerlich**, geleiſtet, was er damit zu leiſten verſprach. Kant macht allen Metaphyſikern, welche vor ihm philoſophirten, den Vorwurf, daß ſie in ihren Philoſophe-

men dieß und jenes **gelehrt** und dabey gewiſſe Sätze zum Grunde gelegt hätten, ohne zu **prüfen**, wie die menſchliche Vernunft zur Erkenntniß derſelben gelangt ſey, ja, ob ſie überhaupt vermögend ſey, dazu zu gelangen? Daher nennt er alle ſpekulative Philoſophieen, die vor ihm waren, **dogmatiſch**, und behauptet, die gedachte **Prüfung** müſſe vorhergehen, ehe man berechtigt ſey, philoſophiſche Sätze irgend einer Art zu gebrauchen. Er will nun dieſe Prüfung durch ſeine Kritik der reinen Vernunft angeſtellt haben, damit künftig die Philoſophie nicht ferner **dogmatiſch**, ſondern **kritiſch** ſeyn möge. Ich bin weit entfernt, zu läugnen, daß er in dieſem Werke ſehr viel geſagt habe, was über manche bisherige weſentliche Fehler der ſpekulativen Philoſophie die Augen öffnet und zu weiterm Nachdenken über manche der ſpekulativen Philoſophie weſentlich anklebende Mängel Gelegenheit geben kann. Aber, hier ſpreche ich nur von ſeiner Prüfung, **ob** und **wie** die menſchliche Vernunft zu gewiſſen Erkenntniſſen **gelange** oder **gelangen könne?** Davon iſt nun, bey Kant, das **endliche Reſultat** weiter nichts als die Verſicherung: der menſchliche Verſtand oder die menſchliche Vernunft oder das menſchliche Gemüth, (denn dieſe dreyerley Benennungen werden in Kant's Schriften oft verwechſelt und ſehr oft in unbeſtimmter Bedeutung gebraucht,) ſey **nun einmal ſo eingerichtet**, daß dieſe oder jene Dinge oder Begriffe, z. B. Raum und Zeit, als Formen der Sinnlichkeit, die zwölf Kategorieen oder Stammbegriffe ꝛc. darin liegen,

gen, so, daß die Vernunft nicht anders als so oder so verfahren könne. Dadurch ist unsere Erkenntniß nun wohl wenig gebessert, da unsere Unwissenheit im Grunde hierüber eben nicht viel weniger weiß, als Kant's Wissenschaft; denn, ohnerachtet wir mit jener behaftet waren, bemerkten wir lange vor Kant, aus Wahrnehmung und Schlüssen, daß in unserer Vernunft dieses und jenes so oder so eingerichtet sey. Mehr weiß am Ende Kant's Kritik auch nicht, und er hat uns nirgend erklärt, wie es denn zugehe, daß es so ist; denn wenn er sagt, es sey a priori gegeben, so ist dieß ein leeres Wort, ein Machtspruch, nicht aber eine Erklärung.

Es bleibt ausserdem immer noch zu untersuchen: ob es denn mit der Einrichtung des Verstandes oder der Vernunft gerade eben so beschaffen sey, wie Kant ohne Beweis behauptet. Er legt in den menschlichen Verstand Mancherley, was er darin nach freyem Belieben ganz ausschliessend hausen läßt. Z. B. Nach seinem Vorgeben sollen **Raum** und **Zeit** im Verstande, als bloße **Formen der Sinnlichkeit** ganz verborgen liegen, ohne daß sie in der Aussenwelt vorhanden wären, bis sich eine sinnliche Anschauung findet, worauf sich dann sogleich Raum und Zeit werfen. Eben so legt er, aus eigner Machtvollkommenheit, **zwölf Kategorien** in den menschlichen Verstand als **ursprüngliche Stammbegriffe des reinen Verstandes**, welche nicht durch **Wahrnehmung** in der Erfahrung sollen entstanden seyn, (wie sie doch unstreitig entstanden sind): sondern

dem

durch welche erſt Erfahrung ſolle **möglich** gemacht werden. Wenn dieſe Behauptung, um welche ſich Kant's ganzes theoretiſches Syſtem vom menſchlichen Verſtande drehet, **philoſophiſche Wahrheit** ſeyn ſollte, ſo hätte er wahrlich erſt aus der Natur des menſchlichen Verſtandes a priori beweiſen müſſen, daß es nicht anders ſeyn könne. Dieß hat er aber nicht gethan, ſondern nur geſagt, es ſey ſo, und philoſophirte alſo nach ſeiner eigenen Eintheilung nicht **kritiſch**, ſondern **dogmatiſch**.

Dennoch aber macht er von ſeiner ganz willkührlichen, nur durch feine dialektiſche Wendungen aufgeſtutzten Erfindung der zwölf Kategorieen einen Gebrauch; welcher zu dem ärgſten **Aberglauben in ſeiner Philoſophie, und in allen darauf gebauten** Philoſophieen, Gelegenheit geben muß und ſchon gegeben hat. Nämlich, weil dieſe Kategorien, d. h. dieſe **Prädicamente**, nicht aus Wahrnehmungen in der Natur ſollen **abſtrahirt** ſeyn, ſondern von Kant für **reine** aprioriſche **Verſtandesgeſetze** ausgegeben werden, durch deren Anwendung auf die von den Sinnen uns dargebotenen Gegenſtände erſt die Erfahrung ſoll möglich gemacht werden, ſo behauptet Kant, ſehr unphiloſophiſch: „Der menſchliche Verſtand legt „ſein eigenes weſentliches Geſetz, der Natur zum „Grunde.“*) Oder wie er es noch härter ausdrückt:“ „Der Verſtand ſchöpft **ſeine Geſetze** nicht aus der Natur

*) Man ſ. Kant's Kritik der Urtheilskraft p. 158.

„Natur, ſondern ſchreibt ſie dieſer vor.“) Dieß iſt eine offenbare petitio principii: denn es iſt ja durch nichts bewieſen, ſondern nur eine zum Zuſammenſetzen eines theoretiſchen Syſtems über die ſinnlichen Phänomene zwar künſtlich erſonnene, aber ganz willkührliche Behauptung, daß die von Kant zuſammengeſtellten zwölf Kategoriecn urſprüngliche Verſtandesgeſetze wären, welche vor aller Erfahrung darin lägen. Da dieſe Kategoricen, dieſe Prädicamente, (wie ich ſchon oben S. 25 ff. bemerkt habe,) offenbar aus innerer ſinnlicher Wahrnehmung in der Erfahrung abſtrahirte allgemeine Begriffe und logiſche Klaſſificationen ſind, müſſen ſie freylich wohl mit der äußern Natur woraus ſie abſtrahirt wurden, zuſammentreffen: aber es iſt ein abergläubiſches Vorgeben, zu ſagen, der menſchliche Verſtand ſchreibe der Natur Geſetze vor. Alles was wir etwa von Naturgeſetzen zu faſſen ſuchen, ſind ja nichts als allgemeine Begriffe, welche wir nach vielen Erfahrungen und Verſuchen endlich zu finden glauben, ſind eigentlich nur Geſetze die wir hypothetiſch machen, in der Abſicht, um in unſere Vorſtellungen von den Wirkungen die wir in der äußern Natur erblicken, Ordnung und Zuſammenhang zu bringen, und wir ändern daher unſere Naturgeſetze auch willig, ſobald neue Erfahrungen und Verſuche uns belehren, daß ein von uns erdachtes Geſetz

*) S. Prolegomena zu jeder Metaphyſik. S. 113.

Geſetz unrichtig ſey. Wollen wir aber unſere vermeintlich in uns ſelbſt gefundenen Geſetze nicht durch Vergleichung mit der Erfahrung prüfen, weil wir ſie für urſprüngliche Verſtandesgeſetze halten, ſo laufen wir Gefahr, in die größten Abſurditäten zu gerathen.

Es liegt am Tage, welcher bisher unerhörter philoſophiſcher Aberglauben, durch das ſeltſame Vorgeben Kant's: der menſchliche Verſtand könne der Natur Geſetze vorſchreiben, zum großen Schaden der Phyſik, ſeit einigen Jahren im Schwange gehet. Die neuen kritiſchen, und die aus ihnen entſtandenen neueſten Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Philoſophen ſprechen bekanntlich überhaupt von der Erfahrung mit der größten Verachtung, und beſonders von den Verſuchen in der Naturlehre, wodurch doch dieſe, ſeit dem unſterblichen Bacon, allein von dem ſcholaſtiſchen Wuſte iſt befreyet worden, worin ſie ſeit Jahrhunderten durch eine ſpitzfindige Dialektik verwickelt lag. Ein jeder deutſcher Grillenfänger, welcher in ſeinem Gemüth, irgend auf eine andere Art gewendete Hirngeſpinſte — ohne alle Wahrnehmung — auszuſpinnen weiß, dünkt ſich eine neue Naturphiloſophie erſonnen zu haben. Die Traumgeſichte eines Rodig, Schelver, Eſchenmayer, und die großen umſtändlichen naturphiloſophiſchen Träumereyen Schelling's welcher vor langer Zeit ſchon voll kindiſchem Aberglauben ausrief: „Ich kündige mich an, als Herrn der Na-

tur

„kur, und fordere, daß ſie durch das Geſetz meines „Willens ſchlechthin beſtimmt ſey," *) entſtanden ſämmtlich aus dem Aberglauben, es könne der menſchliche Verſtand der Natur Geſetze vorſchreiben; welchen leider! Kant zuerſt auf die Bahn brachte, um den von ihm erdachten Stammbegriffen des Verſtandes eine größere Kraft beyzulegen, als ſie haben können.

Dieſer berühmte Philoſoph ſagt in der Vorrede ſeiner Kritik der reinen Vernunft (S. XX.): „Bisher nahm man an, alle unſere Erkenntniß müſ„ſe ſich nach den Gegenſtänden richten; aber alle „Verſuche a priori etwas durch Begriffe auszuma„chen, wodurch unſere Erkenntniß erweitert würde, „gingen unter dieſer Vorausſetzung zu nichte. Man „verſuche es daher einmal, ob wir nicht in den Auf„gabe der Metaphyſik damit beſſer fortkom„men, daß wir annehmen, die Gegenſtände „müſſen ſich nach unſerer Erkenntniß richten.' Eine ſolche willkührliche Annahme war freylich ein

*) Man ſ. Schelling's neue Deduktion des Naturrechts, in Niethammer's philoſophiſchem Journale, 1ſten Jahrgangs 4tes Heft, S. 278. Es iſt hierbey noch zu bemerken, daß Kant doch nur durch den Verſtand der Natur Geſetze vorzuſchreiben meinte, aber Schelling will es durch ſeinen Willen thun. So gebiert gewöhnlich jeder Aberglauben, dem man ſich ergiebt, einen größern!

ein gutes Mittel, um beſſer **mit einem neuen Syſteme fortzukommen**, worin Kant ſich im Voraus vorgenommen hatte, die menſchlichen Erkenntniſſe **nach ſeinen eigenen Ideen** zu formen, **die Gegenſtände aber ſich ſchlechterdings darnach richten zu laſſen.** Sobald freylich einem Philoſophen, welcher vorgiebt, daß noch Niemand vor ihm die Kräfte des menſchlichen Verſtandes zu beſtimmen vermocht, und der ſogar die vortrefflichen Werke eines **Leibnitz** und **Tetens** über die Natur des menſchlichen Verſtandes als nicht exiſtirend betrachtet, ohne Widerſpruch zugegeben wird, ſein neues vermeintlich rein aprioriſches Syſtem auf eine ſo **höchſt willkührliche Annahme** zu gründen, ohne je zu beweiſen, **daß ſich die Gegenſtände nach unſerer Erkenntniß richten müſſen**, oder auch nur **irgend jemal gerichtet haben**: ſo hat er ein ſehr leichtes Spiel, und es können ihm ſodann allerdings aus der Beſchaffenheit der Gegenſtände keine Einwürfe gemacht werden. Aber wenn Kant **wirklich** und **ſtreng** hätte **kritiſch** philoſophiren wollen, ſo hätte doch wohl die Hauptfrage ſeyn müſſen: **Ob** in der reinen Vernunft, ob in der Erfahrung, oder in der Natur des menſchlichen Verſtandes, oder wo ſonſt, irgend etwas wäre, was den Philoſophen berechtigen könnte, zu **poſtuliren**, daß die Gegenſtände ſich nach ſeiner Erkenntniß richten müſſen? Dieſe ſo nöthige vorläufige Frage iſt aber nirgend beantwortet. Und da Kant nun ſelbſt ſagt, er habe ſeine **Kritik der reinen Vernunft bloß** auf die „**Annahme**" dieſes Satzes gegründet; ſo

kann

kann man allerdings zwar dieſes Werk als einen ſcharfſinnigen **Verſuch** anſehen, ob wir auf „dieſe „Art in der Aufgabe der Metaphyſik **beſſer fortkommen**;" aber ein ſolcher **Verſuch** iſt, wie man hier aus Kant's eigenem Bekenntniſſe ſieht, bloß hypothetiſch: denn er beruhet bloß auf einer **unbewieſenen Annahme**, und wer einer ſolchen willkührlichen **Annahme** ohne Beweis die Kraft **philoſophiſcher Wahrheit** zuſchreibt, bringt **Aberglauben in Philoſophie**.

Durch Kant's Vorgeben, „der menſchliche „Verſtand ſchreibe der Natur ſeine Geſetze vor," und folglich müßten ſich die Gegenſtände in der Natur nach dem menſchlichen Verſtande richten, gab er zu dem ungeheuern philoſophiſchen Aberglauben ſeiner Nachfolger **Fichte** und **Schelling**, unmittelbare Veranlaſſung. Dieſe beide Herren, welche, wenn Kant's Philoſophie nicht entſtanden wäre, wohl nie auf ihre neue Philoſophieen gekommen wären, gingen auf der von ihm vorgezeichneten Bahn mit ſchnellen Schritten fort, indem ſie alle ihre **Hirngeſpinnſte** ſich als **nothwendig** und **allgemein** dachten, und ſie ſo für **Erkenntniſſe** a priori annahmen. Sie wollten nicht nur eben ſo wie **Kant**, von ihren **Erkenntniſſen** zu den **Gegenſtänden** fortgehen, ſondern richteten ihre Philoſophie dahin, den platteſten Idealismus wieder hervorzuſuchen, vorzugeben, daß das **Objekt** ſchlechterdings **nur** durch das **Erkenntnißvermögen** ſolle geſetzt werden. Alſo, dasjeni-

ge, was Kant doch nur als eine Annahme, als einen Verſuch in der Metaphyſik beſſer fortzukommen, vorſtellte, ob er gleich es leider! behandelte als wäre es reine Wahrheit, gaben ſie dreiſt und ohne Beweis für unſtreitige Wahrheit aus, und meinten, damit nicht nur, wie Kant, einen neuen Weg für die Philoſophie zu bahnen, ſondern ſogar alle andere Philoſophie zu vernichten. Fichte kündigte ſchon im J. 1797 *) an, „es ſey ihm „um gänzliche Ausrottung aller philoſophi„ſchen Begriffe, welche etwa im Umlaufe ſind, „mögen ſie Antikantiſch oder Kantiſch ſeyn, zu „thun.“ Mit dieſer vermeinten Ausrottung aller philoſophiſchen Begriffe welche nicht die ſeinigen ſind, iſt er auch ſeitdem auf dem kürzeſten Wege der ſich denken läßt, ſehr raſch fortgefahren. Denn es iſt wohl keine bequemere Weiſe, alle philoſophiſche Begriffe auszurotten, und Aberglauben an die Stelle der Philoſophie zu ſetzen, als wenn Hr. Fichte von ſeiner Wiſſenſchaftslehre rühmt: „ſie laſſen „durchaus und ohne Ausnahme keinen Begriff gelten, der nicht innerhalb ihrer Gränze, aus der „Anſchauung erzeugt wird.“ **) Den Begriff des erſchei-

*) Man ſ. Fichte's und Niethammer's philoſ. Journal. 1797. 1ſt. Heft. S. 6.

**) Man ſ. Fichte's Ankündigung einer neuen Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre, in der Beilage zur Allg. Zeitung vom J. 1801. Nr. 1. S. 3.

erſcheinenden Geſpenſtes erzeugt der Abergläubige aus ſeiner Anſchauung und innerhalb ihrer Gränze, eben ſo wie der tiefſinnige Hypochondriſt, welcher deutlich ſchauet, daß ſeine Leber an ſeiner Naſe hängt. Beide ſind daher eben ſo wenig zu widerlegen, als Hr. Fichte, welcher auf die Unwiderlegbarkeit ſeiner Wiſſenſchaftslehre pocht, weil man ihm alles zugeben ſoll, was er verſichert anzuſchauen, und ſehr ſchlau hinzuſetzt: „wenn man ihm „ſeine Anſchauung abläugne, habe man nur geläugnet, nicht aber widerlegt.“ Man darf und muß läugnen, was er von ſeiner Anſchauung prädicirt, bis er beweiſet. Kann er dieſes nicht, ſo ſetzt er Aberglauben an die Stelle philoſophiſcher Begriffe.

Es iſt gleichfalls keinesweges wahre Philoſophie, ſondern bloß Aberglauben, wenn Hr. Fichte das Seyn aus einer urſprünglichen Handlung eines reinen Ich's, das nicht möglich, das nicht wirklich, das nicht iſt, aber doch ſich ſelbſt ſetzt, herleiten will. Es iſt Aberglauben, wenn er ſich dabey bloß auf ſeine intellektuelle Anſchauung beruft, und wenn er vom Fundamente ſeiner Philoſophie ſagt: „*) Es läßt die Einſicht, worauf „es hierbey ankommt, ſich keinem Menſchen andemonſtriren, ſie muß aus ihm ſelbſt, wie ein „Blitz die lange dicke Finſterniß auf Einmal „durch-

*) Man ſ. Fichte's und Niethammer's Journal IIIr Jahrg. 5s Stück S. 116.

„durchleuchtet, ſich entwickeln;“ wenn er, ſobald, wie billig, nach Beweiſen gefragt wird, dreiſt ausruft: „Es iſt ſo, es iſt ſchlechthin ſo, es iſt „ohne Beweis ſo; ich weiß es unmittelbar, ſo „gewiß, als ich irgend etwas weiß, ſo gewiß, als „ich von mir ſelbſt weiß!“ *) wenn er hinzufügt: „es iſt kein Irrthum mehr möglich, denn die „Anſchauung irret nie;“ **) Es iſt Aberglauben, wenn er dabey von ſeiner nie irrenden Anſchauung ausdrücklich rühmt: „Die Wiſſen„ſchaftslehre hat durchaus kein Hülfsmittel, „keinen Träger ihrer Anſchauung, als die „Anſchauung ſelbſt.“ ***) Das heißt dann: die Schlange der indiſchen Philoſophen, die den Elephanten und mit ihm die ganze Welt trägt, ruhet auf ſich ſelbſt.

Man möchte, nicht ohne Grund, glauben, ſolche leere Machtſprüche für echte Philoſophie auszugeben, wäre der höchſte Grad des Aber„laubens, wodurch nur Philoſophie könnte verunſtaltet werden, wenn man, nachdem man Schelling's Schriften, ſonderlich die neueſten, geleſen hat, nicht zweifeln müßte, ob nicht Schelling ſeinen ehemaligen Lehrer Fichte hierin noch übertreffe. Es iſt wahr, dieſer ſein Lehrer hatte ihm trefflich vorgear-

bei-

*) Man ſ. Fichte's Appellation ꝛc. S. 35.

**) Man ſ. Fichte's Sonnenklaren Bericht über das eigentliche Weſen der neueſten Philoſophie. S. 190. 196.

***) A. a. O. S. 200.

beiter, durch die Behauptung: „Bloß durch wi„derſprechende, ungereimte Ausdrücke ver„möchten wir Ideen darzuſtellen *). Man muß geſtehen, daß Hr Schelling dieſem Ausſpruche ſeines Lehrers treulich folgt, ſo ſehr er und ſeine Schüler auch jetzt affektiren die Fichtiſche Philoſophie zu verachten, die ihnen noch vor kurzem Alles in Allem war. Weder das Widerſprechende noch das Ungereimte fehlt den Ausdrücken ſeiner Ideen. Er hat noch eine viel höhere intellektuelle Anſchauung als Fichte; denn die Schelling'ſche Anſchauung wird, nach ſeiner Behauptung, „frey, wenn daraus aller Be„griff weggenommen, und alſo das Anſchauen „ein völlig unbeſtimmtes wird.“**) Welch ein Philo-

*) Man könnte es leicht für unmöglich halten, daß ein Philoſoph jemal ſo etwas könne behauptet haben; ich muß alſo wohl die Stelle im Zuſammenhange anführen. Hr Fichte ſagt in ſeinem philoſophiſchen Journale vom J. 1797 im neunten Stücke S. 110: „Kant ſymboli„ſirte den überſinnlichen Grund durch den Aus„druck Dinge an ſich; ein Ausdruck, der, wie „alle ſymboliſche Ausdrücke einen Widerſpruch „in ſich ſchließt, weil er das Unbedingte durch „ein Bedingtes darzuſtellen, das Unendliche end„lich zu machen ſucht. Solche widerſprechende „ungereimte Ausdrücke aber ſind die einzigen, „wodurch wir überhaupt Ideen darzuſtellen ver„mögen.“

**) Man möchte auch glauben, es ſey unmöglich, daß ein Philoſoph etwas ſo ganz widerſinniges

ſoph iſt es, der auf Schelling's hohem Indifferenzpunkte ſtehet, auf dem, durch das unbeſtimmte Anſchauen ohne Begriff, nicht nur das Abſolute zu erreichen iſt, ſondern, worin, wie dieſer hochſinnigſte aller Philoſophen an einem andern Orte verſichert, auch alle Widerſprüche ſich mit einander vertragen, ja ſogar „Seyn und Nichtſeyn unmittelbar zuſammengeknüpft ſind.“ *) Wie ſoll man den Mann nennen, der vermittelſt Schelling's Identität, vermittelſt dieſer Dieſelbigkeit alles Entgegengeſetzten, vermittelſt dieſes ruhigen Beyſammenſeyns aller Widerſprüche im Abſoluten, „das

behauptet hätte. Ich muß alſo Hrn. Sch. eigene Worte anführen. Es heißt: „Wir unterſcheiden in der Anſchauung das Anſchauen „ſelbſt, und den Begriff, oder das Beſtimmende des Anſchauens. In der urſprünglichen „Anſchauung iſt Beides vereinigt. Soll alſo „durch die höhere Abſtraktion, die wir im Gegenſatze gegen die empiriſche die transſcendentale nennen wollen, aller Begriff aus der Anſchauung hinweggenommen werden, ſo wird „die letztere gleichſam frey; denn alle Beſchränktheit kommt in ſie nur durch den Begriff. Von demſelben entkleidet, wird alſo „das Anſchauen ein völlig und in jeder Rückſicht unbeſtimmtes.“ Man ſ. Schelling's Syſtem des transſcendentalen Idealismus. S. 289.)

*) Schelling's Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. S. 69.

„das Ding an ſich in ſeinem eigenen Denken „entſtehen läßt, und durch ſeine Naturwiſſen„ſchaft in's Innere der Natur dringt," wie dieſes Schelling's Jünger von ihm rühmen. Wie ſoll man den Mann nennen, der, nach Schelling's eigenem Vorgeben, „die Natur ſchafft," indem er durch ſeine Naturphiloſophie „Bewegung aus „Ruhe, Endlichkeit aus Unendlichkeit, Möglichkeit „aus Unmöglichkeit" herleitet? *) Sein philoſophiſcher Aberglauben ſteht auf einer Höhe, unabſehlich für uns, die wir noch immer auf dem Reflexionspunkte ſtehen, für uns, deren Vernunft (nach Hrn Schelling's Ausdrucke) noch immer polariſirt iſt, d. h. Widerſprüche nicht zuſammendenken kann, da hingegen, nach Schelling's Lehre, „die abſolute Ver„nunft die totale Indifferenz des Subjektiven und „Objektiven" iſt. Wer ſo philoſophirt, iſt entweder nur ein Philosophus noumenon, ein für uns problematiſcher Gegenſtand eines ganz andern Verſtandes, als des menſchlichen; oder, wofern unſere menſchliche geſunde Vernunft noch gilt ſo iſt er der abergläubigſte Schwätzer, der je einen Katheder betreten hat. Doch, was ſpreche ich von der menſchlichen, ja ſogar von der geſunden Vernunft! Der geſunde Menſchenverſtand iſt ja von Kant längſt aus der ſpekulativen Philoſophie

*) Man ſ. Schelling's Erſten Entwurf einer Naturphiloſophie S. 5.

kannt; denn er nennt ihn „eine Wünschelruthe „die nicht jedermann schlägt *)," setzt ihn also in die Klasse abergläubischer Behelfe. Die auf Kant folgenden neuesten deutschen Philosophen schweben vollends in Regionen des philosophischen Aberglaubens, welche die gesunde Vernunft nicht erreichen kann und mag.

Schelling setzt freylich den „höchsten Punkt der „Spekulation in dem Ewigen der Vernunft,"— aber welcher Vernunft! — Er führt seine Philosophie bis zum Absoluten, bis zur „absoluten „Vernunft, oder zur Vernunft, in sofern sie als „totale Indifferenz des Subjektiven und Ob„jektiven gedacht wird." **) Man sollte denken, höher könne keine Philosophie steigen, selbst wenn sie abergläubisch würde. Aber einer von Schelling's neuesten Nachfolgern, ein gewisser Dr. Eschenmayer, geht noch über seinen Meister hinweg! Er sagt: „Ueber der Vernunft muß noch ein „Vermögen liegen, das eben so die Potenz des „Seligen in sich faßt, wie die Vernunft die Po„tenz des Ewigen. Dieses Vermögen, das schon „vor aller Philosophie der Sprachgebrauch richtig „unterschieden hat, nennt man die Seele. — Der „Inbe-

*) Kants Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik S. 195.

**) Man s. Schelling's Darstellung des Systems der Philosophie, in dessen Zeitschrift für die spekulative Physik, IIten Bandes 2tes Heft. S. 1.

„Inbegriff des Seligen iſt die Seele, und ganz „unabhängig vom Gebiete der Spekulation, liegt ſie „eben ſo weit jenſeits des Abſoluten, als der Ver„ſtand diſſeits des Abſoluten liegt.“ *)

Es könnte zweifelhaft bleiben, ob Fichte's Anſchauung, welche nie irret, oder Schelling's Anſchauung ohne Begriff, welche alle Widerſprüche in ſich vereinigt, oder Eſchenmayers Seele, die noch über der Vernunft und jenſeits des Abſoluten liegt, originaler ſey? Aber man darf wohl wenigſtens behaupten, daß alle drey im abſoluten Aberglauben zuſammentreffen, ſo wie Fichte und Schelling auch in der von den Gebrüdern Schlegel erfundenen göttlichen Grobheit, womit dieſe beide Philoſophen allen Andersdenkenden begegnen, und derſelben ſich rühmen. Fichte ſagt nämlich ganz dreiſt, um den Grund ſeiner Arroganz und Grobheit gegen alle Andersdenkende anzugeben: „Warum ſollte die Wiſſenſchaft der Unwiſſenheit noch „beſcheiden begegnen?“ **) Schelling und ſein nun

*) Man ſ. Eſchenmayer's Philoſophie in ihrem Uebergange zur Nichtphiloſophie (Erlangen 1803. gr. 8.) S. 30.

**) „Weſſen die Wiſſenſchaft, der Unwiſſenheit „gegen über, ſich beſcheiden ſolle, gehört unter „die Dinge, die ich nie haben begreifen kön„nen.“ Man ſ. Fichte's Beylage zur Allg. Zeitung vom J. 1801. Nr. 1. S. 4.

nahe ganz vergeſſener Schüler Hegel, motivirten dieſe Art der Begegnung noch näher durch den Bericht, daß alle ihre Gegner todte Hunde, platte Menſchen, Obſkuranten, u. ſ. w. ſind. Ich muß dieſer Grobheit, welche ſonſt eigentlich bey Betrachtung der Philoſophie gar nicht bemerkt zu werden verdiente, deswegen hier auch gedenken, weil ſie das Reſultat des philoſophiſchen Aberglaubens dieſer Herren iſt, vermöge deſſen ſie ſich einbilden, allein im Beſitze des Wiſſens zu ſeyn, und dafür halten, alle andere Philoſophen könnten nur meinen. Ein deutlicher Beweis, daß ſie die eigentliche Beſchaffenheit ihrer Philoſophie und ihrer eigenen Kräfte gar nicht richtig kennen, und daher ſowohl ihre eigene Kräfte als ihre Philoſophie auf eine abergläubiſche Art ſehr viel höher ſchätzen als beide werth ſind.

Johann Ludwig Vives, der im ſechszehnten Jahrhunderte ſoviel zur Wiedererweckung der durch dialektiſche Spitzfindigkeiten lange betäubten geſunden Vernunft beytrug, giebt eine Schilderung der ſcholaſtiſchen Zänkereyen der ehemaligen Nominaliſten und Realiſten, ſehr anwendbar auf unſere allerneueſte ſeyn wollende Philoſophen die ſeit einigen Jahren auf der gelehrten Schaubühne ſo hoch auf Stelzen gehen, und, zeigend, daß der Aberglauben in der Philoſophie auch in ältern Zeiten eben die Geſtalt hatte, wie jetzt. Vives ſagt: *) „Postea vero

*) Lud. Vives Comm. in Augustinum de Civ. Dei Lugd. B. 1580, 8. Lib. VIII. c. 10.

„quum *theatricae* coeperunt esse disciplinae, „omnis earum fructus existimatus est, posse „*disputando fucum facere*, et os obdurare, et „pulverem ob oculos jacere, idque *imperitis-* „*sima peritia, et nominibus ad lubitum confic-* „*tis*.“

Ich will hier nur noch kürzlich etwas von dem erwähnen, was gewöhnlich entſteht, wenn die apriſtiſchen Philoſophen, welche ſämmtlich aus ihrer reinen Intelligenz, ohne alle Rückſicht auf Erfahrung und Wahrnehmung rein a priori zu philoſophiren vermeinen, ihre Philoſophie dennoch auf unſere Sinnenwelt, auf die Erfahrung anwenden, und wenn ſodann ihre leidige Noumenen die Phänomene beſtimmen und regieren ſollen. Da iſt ſeit 15 Jahren der philoſophiſche Aberglauben ſogar ſchon bis zum Lächerlichen getrieben worden. Man denke nur an Kant's Eherecht, *) worin vorgegeben ward, durch den Beyſchlaf machten ſich Mann und Weib jedesmal zu Sachen, „weil der Erwerb eines Glied„maſſes vom Menſchen, zugleich Erwerbung der „ganzen Perſon ſey,“ weil ſich aber Mann und Weib wechſelſeitig zu Sachen machten, würden ſie auch wechſelſeitig wieder zu Perſonen, woraus denn Kant, Gott weiß nach welcher Logik, als einen Rechtsgeſetz der reinen Vernunft folgerte: „Wenn „Mann und Weib einander, ihren Geſchlechtseigen-

*) Man ſ. Kant's metaphyſiſche Rechtslehre. S. 166. ff.

„ſchaften nach, wechſelſeitig genießen ſwollen, ſo „muſſen ſie „ſich nothwendig verehlichen.“ Man denke ferner an den dienſtwilligen Kantianer, welcher im J. 1797, zur Zeit als noch die kritiſche Philoſophie in vielen Hörſälen und in vielen gelehrten Zeitungen für unwiderleglich galt; „Das Kaiſerliche Reichspoſtregal, und die Rechte des hochfürſtlichen Hauſes Thurn und Taxis in Bezug auf „das Reichspoſtlehen, vorzüglich nach dem „Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie darzuſtellen,“ *) ſich in ganzem Ernſte erbot. Man denke endlich an Fichte's geſchloſſenen Handelsſtaat, welchen er als Probe eines von ihm herauszugebenden großen philoſophiſchen Werks über die Politik ankündigte; ſehr unpolitiſch, denn dieſe Schrift erregte nichts als Achſelzucken und Lächeln, über dieſen übelberichteten ſpitzfindigen Dialektiker, von dem, als er auf einigen hohen Schulen, noch etwas galt, einer ſeiner Bewunderer rühmte; „Fichte wolle durch „ſeine Philoſophie den Geiſt des Zeitalters leiten, „er kenne deſſen ſchwache Seite, daher faſſe er ihn „von Seiten der Politik.“ **) Als nun endlich Herr Fichte ſich vermaß, in Abſicht auf den Einfluß ſeiner Wiſſenſchaftslehre auf die wirkliche ſinnliche Welt vor-

*) Man ſ. die Oberdeutſche Lit. Zeitung vom J. 1798. Nr. LXIV. S. 1012.

**) Man ſ. Fragmente aus meinen Papieren, (Jena 1796, 8.) S. 72.

vorzugeben: „Jeder, der ſelbſt die Wiſſenſchaft beſitzt, wird den Staatsverwaltern ſagen können, „was ſie zu thun haben, und wenn ſie es doch „nicht thun, ſo werden ſie offenbar daſtehen, als ſolche die des guten Willens ermangeln" *) — ſo brach das Lächeln in ein lautes Gelächter aus. Im Anfange des J. 1801. verſicherte nämlich Hr. Fichte, daß bis dahin ſeine Wiſſenſchaftslehre beynahe bloß nur von einigen ſeiner unmittelbaren Zuhörer ſey verſtanden worden, **) und es ſtanden alſo zwiſchen den Jahren 1801 und 1803 Fichte und allenfalls ein Dutzend Studenten, die bey ihm in Jena ein Kollegium über die Wiſſenſchaftslehre gehört und verſtanden zu haben glaubten, ganz ernſthaft da, den Staatsverwalter zu ſagen, was ſie zu thun hätten, und glaubten, alle Regenten und Staatsminiſter ſchlügen beſchämt die Augen nieder, weil ſie des guten Willens ermangelten, Fichte'n und ſeinen Studenten zu folgen. Welchen Eindruck ein ſo klares Bild von Aberglauben in Philoſophie auf Leute machen muß, die der geſunden Vernunft noch nicht entſagt haben, fällt in die Augen.

*) Man ſ. Fichte's ſonnenklaren Bericht, 1803. 8. S. 200.

**) Man ſ. Fichte's Beylage zur Allg. Zeitung vom J. 1801. Nr. 1.

IX.

Ueber

Aberglauben in Philoſophie.

Zweyte Vorleſung *).

Ich wende mich von Kant's ſpekulativen theoretiſchen Prinzipien zu ſeinem zweyten Syſteme, welches er **Kritik der praktiſchen Vernunft** nennet; oder zu ſeiner von ihm ganz neugeformten **Metaphyſik der Sitten.** In dieſer Kritik ſind, ich ſage es mit Bedauern, die Kräfte deſſen, was Kant **praktiſche Vernunft** nennet, noch viel weniger kritiſch geprüft, ſondern es iſt dieſer neu-abgetheilten Vernunft vielmehr offenbar weit mehr zugeſchrieben, als ihre wahre Beſchaffenheit erlauben kann, ſelbſt, wenn man von Kant's Vorausſetzungen ausgeht.

Kant

*) Vorgeleſen den 4ten November 1804.

Kant nennet diejenige Vernunft, die auf den Willen Einfluß hat, die praktische Vernunft, und behandelt sie, ohne sich durch irgend einen Grund dazu zu berechtigen, als würde die menschliche Vernunft, bloß durch den Einfluß auf den Willen, eine Vernunft von ganz anderer Art. Er protestirt zwar, daß es nicht zweyerley Vernünfte wären, sondern daß im Grunde nur eben dieselbe Vernunft vorhanden seyn soll. Aber seine reine praktische Vernunft ist doch eine neue Abstraktion, welche von seiner vorigen Abstraktion, reine theoretische Vernunft, eben so wesentlich getrennt ist, als Beide von der Erfahrung.

Sollten Beide nicht zwey ganz verschiedene Vernünfte seyn, so mußte Kant der praktischen Vernunft nicht wesentliche Eigenschaften beylegen, die er der theoretischen ganz versagt hatte. Die Inkonsequenz ist auffallend. Bald denkt sich Kant beide Vernünfte als ganz verschieden, da sie dann auch wesentlich verschiedene, ja sogar widersprechende Eigenschaften haben, wie ich weiter unten zeigen werde. Bald giebt er wieder vor, beides sey ebendieselbe Vernunft, und läßt die praktische, eben so wie die theoretische verfahren und schließen, je nachdem es das Bedürfniß seines Systems etwa erfordert. Durch dieses dialektische Spielwerk wird es ihm leichter zu behaupten, was er zuletzt selbst gestehen muß, nicht beweisen zu können, nemlich, die praktische Vernunft gebiete,

daß

wir **nothwendig** nach einem kategoriſchen, obgleich **unbegreiflichen** Sittengeſetze ſollten handeln müſſen. Wie? Dieß hätte **die Vernunft** geboten? Nimmermehr. Sonſt müßte ja die Vernunft, ſey ſie nun theoretiſch oder praktiſch, **gebieten können**, etwas **unbegreifliches für wahr** zu halten, müßte ihrem vermeintlichen **Intereſſe** gemäß, ſich ſelbſt durch einen **Machtſpruch** gebieten können was ſie **für wahr halten** ſolle, und ſie müßte dem Willen ohne Gründe **gebieten**, daß er dem gemäß handeln ſoll, was ſie **nicht** begreift. Kant macht ſich ſowohl der letztern Ungereimtheit als der erſtern ſchuldig. Er nennet ſeinen kategoriſchen **Imperativ** ausdrücklich einen „**Machtſpruch der Vernunft**," *) und behauptet: „Aus dem kategoriſchen Imperativ gehen die „Geſetze **diktatoriſch** hervor." **)

Wenn wir die Beſchaffenheit dieſer Behauptungen genau erwägen; ſo wird wohl erhellen, daß ſie angenommen ſind ohne die Vernunft zu fragen, und daß Kant ihnen, mit eben der Willkühr womit er ſie erfand, mehr Kraft beylegte als ſie haben können. Die Hauptſtützen dieſes neuen moraliſchen Syſtems möchten alſo **in philoſophiſchem Aberglauben** befeſtigt ſeyn, in dem Aberglauben, die **Vernunft** könne etwas leiſten, was ihrer ganzen Natur zuwider iſt,

*) M. ſ. Kant's Rechtslehre S. 112.

**) Kant's Tugendlehre, Vorrede S. IX.

iſt: diktatoriſche Machtſprüche ausgehen laſſen, und etwas Unbegreifliches gebieten.

Kant, nicht zufrieden zwey Vernünfte, in ihren weſentlichen Eigenſchaften gänzlich verſchieden, angenommen zu haben, erdenkt ſogar eine dritte Vernunft, wodurch noch dazu ſein Syſtem nicht geſtützt, ſondern eher umgeworfen wird: die ſyſtematiſch eintheilende Vernunft. Was dieſe eigentlich ſey, oder wie ſie entſtehe, hat er uns nicht geſagt; nur verſichert er: *) „Dieſer ſyſtematiſch eintheilenden „Vernunft, biete ſich der Begriff einer *Lex permiſſi-* „va der reinen Vernunft, d. h. eines Erlaubnißge„ſetzes, das Nöthigung zu einer Handlung, zu „dem, wozu Jemand nicht" (nämlich nach Kant's neuer philoſophiſchen Moral nicht) „genöthiget wer„den kann, enthält, von ſelbſt dar." Eine ſolche Lex permilliva für möglich halten, widerſpricht doch offenbar dem Begriffe der Vernunft, und dazu noch eine vernunftwidrige Vernunft erſinnen, unter dem Namen einer ordnenden, iſt zugleich philoſophiſcher Aberglauben, und Thorheit.

Doch, wir kehren zur reinen praktiſchen Vernunft zurück. Dieſe ſoll, nun, nach Kant, eben dieſelbe Vernunft ſeyn, wie die Vernunft, welche

*) Man ſ. Kant zum ewigen Frieden. Zweyte Auflage 1795. S. 15. 16. 88. Man ſ. auch oben im 1ſten Bande S. 45.

che ihm ſeine Theorieen a priori formirte, ſoll aber doch die Eigenſchaft haben, daß ſie demjenigen, wovon die oft beſagte **reine Vernunft**, ſo lange ſie nicht auf den Willen angewendet ward, auf keine Weiſe als **reel** erkennen kann, dennoch **bloß durch die Anwendung auf den Willen**, eine **Realität** geben ſoll, welche Kant, um den offenbaren Widerſpruch zu bemänteln, die **praktiſche Realität** nennet. Die kritiſche Philoſophie behauptet nämlich: Die theoretiſche reine Vernunft könne auf keine Weiſe vom Ueberſinnlichen etwas wiſſen, weil davon der Vernunft keine **Anſchauung** möglich ſey, und folglich keine der **zwölf Kategorieen** darauf angewendet werden könne; daher bleibe ſie auch über die wichtigen Lehren von der **Freiheit**, **von Gott**, und von der **Unſterblichkeit** ganz unwiſſend, und ſie blieben ihr höchſtens Probleme. Nun ſagt aber ferner eben dieſe **kritiſche Philoſophie**: Wir **bedürfen** dieſe Begriffe in der Moral, und alſo nehmen wir ſie an als **objektiv**, und ihren Gegenſtand als wirklich vorhanden an; und dieß **willkührliche Annehmen aus Bedürfniß** nennet Kant, durch das ſeltſamſte Wortſpiel, eine **praktiſche Realität**. So giebt ſeine Philoſophie, welche ſich anmaßt, **auszumeſſen**, — folglich genau zu beſtimmen, — wie weit die **menſchliche** Vernunft reiche und was über ihre Kräfte gehe, der Vernunft die Kraft, demjenigen, was ſie **bedarf**, d. h. was ihr

fehlt,

fehlt, durch das Bedürfniß allein, **Realität** zu geben, d. h. vermittelſt ihrer Armuth ſich reich zu machen.

Ehe Kant ſo unverzeihlich **unkritiſch** zu Werke ging, hätte er doch zufolge der Principien, die er ſelbſt jeder ſpekulativen Philoſophie vorſchreibt, **prüfen** ſollen, ob er konſequenterweiſe der Vernunft, als Vernunft, wohl **Bedürfniſſe** zuſchreiben könne? Ein **Bedürfniß** gehört zum **Begehrungsvermögen.** Dieſes *in abstracto* gedachte Vermögen des menſchlichen Gemüths iſt von dem *in abstracto* gedachten Vermögen **Vernunft**, (dem Vermögen der Erkenntniß der Principien, nach Kant,) eben durch die geſchehene Abſtraktion, in Kant's Syſtem vorher völlig abgeſondert, *) und er iſt alſo keinesweges berechtigt, im Gebrauche beide wieder zu vermiſchen. Aber er geht noch weiter; er **identificirt** ſogar, was er ſonſt als ein **von einander geſondert** im Gegenſatze gedacht hatte, **Begehrungsvermögen** und **Vernunft.** Der **Willen** gehört doch gewiß vorzüglich zum Begehrungsvermögen! Kant ſagt erſt ausdrücklich: „das **Begehrungsvermögen**, „deſſen **innerer Beſtimmungsgrund**, folglich „ſelbſt das **Belieben** in der Vernunft des Subjekts „angetroffen wird, heißt der **Willen.**" **) Aber er „ſagt

*) Man ſ. Kritik der praktiſchen Vernunft, S. 16. das Eine, und S. 29. das Andere.

**) S. Kant's Rechtslehre. Einleitung, S. V.

auch an einem Orte: „der Willen ist nichts anders, „als die praktische Vernunft.“ *) Welche Verwirrung der Begriffe! Auf diese Art wendete sich ja der Willen auf sich selbst an! Das Begehrungsvermögen, der Willen, und dessen Bestimmungsgrund, die Vernunft, sind doch wesentlich verschiedene Abstraktionen verschiedener Kräfte des menschlichen Gemüths; und doch soll Eins nichts anders seyn, als das Andere! Durch solchen schwankenden Gebrauch der Abstraktionen, die Kant auf eine unbestimmte Art denkt und den sie bezeichnenden Worten mehrerley Sinn unterlegt, ist es denn leicht, Folgerungen zu erschleichen, wie er sie etwa gern haben will.

Vor allen Dingen aber hätte Kant wohl prüfen müssen, ob man wohl den Bedürfnissen des Willens, bloß dadurch, daß man den Willen praktische Vernunft nennt, eine Kraft zuschreiben dürfe, solchen Begriffen, welche, nach Kant's Behauptung die Vernunft, an sich betrachtet, bloß für problematisch erkennt, Realität zuzuschreiben? Er hätte prüfen sollen, ob eine Philosophie, die dieß thut, vernünftig zu Werke gehe? Er würde sodann gefunden haben, daß es philosophischer Aberglauben ist, sich einzubilden, daß durch Verwirrung der Begriffe Willen und Vernunft, der Willen dasjenige für Realität ansehen dürfe, wovon die Vernunft

*) Grundlegung der Metaphysik der Sitten. S. 36

nunft unfähig seyn soll, eine Realität zu erkennen. Wahrlich, behaupten wollen, ein vernünftiger Mensch könne einem Gegenstande Realität **geben**, dessen Realität er **nicht erkennt**, heißt **Aberglauben in Philosophie** bringen!

Doch vielleicht sind überhaupt **Vernunft** und **Verstand**, (welche beide Worte, wie schon bemerkt worden, von Kant sehr oft, und zuweilen auf eine seltsame Weise gleichbedeutend gebraucht *), einem kritischen Philosophen so **unbedeutende** Dinge, daß er damit machen kann was ihm beliebt? Man wundert sich vielleicht, daß ich so fragen darf. Man wundere sich nicht; denn Kant hat in einzelnen Stellen seiner Schriften **Vernunft** und **Verstand** wirklich auf eine sehr niedrige Stufe sinken lassen.

Er behauptet ja sogar in der **Kritik der reinen Vernunft** sehr ausführlich: die **theoretische Vernunft** sey mit sich selbst uneins, und sey **unvermeidlichen Täuschungen** ausgesetzt **). Er kam freylich nicht auf einmal zu dieser ganz seltsamen unphilosophischen Behauptung.

Im Anfange seiner kritischen Laufbahn, in seiner im Jahre 1770. gehaltenen Dissertation, de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, ***) ließ er noch zu, daß der Verstand die

*) z. B. Kritik der prakt. Vernunft. S. 96.

**) Kritik der reinen Vernunft, S. 739. Man s. auch oben, im 1sten Bande. S. 31.

***) Sect. II. §. 3. In der von Hrn. Tieftrunk be-

ſtandeswesen, die Noumena, erkennen könne. Er ſagt daſelbſt: „*Intelligentia* (rationalitas) est *fa-*
„*cultas* subjecti, per quam, quae *in sensus ip-*
„*sius* per qualitatem suam, incurrere *non pos-*
„*sunt*, sibi repraesentare valet. Objectum sen-
„sualitatis est *sensibile*; quod autem *nihil con-*
„*tinet nisi per intelligentiam cognoscendum*, est
„*intelligibile*. Prius scholis veterum *Phaenome-*
„*non*, posterius, *Noumenon* audiebat.“ Aber zehn Jahre nachher, in der **Kritik der reinen Vernunft**, ward er gegen das, **was bloß im Verſtande liegt**, unerbittlich ſtrenge. Da behauptet er: es könne gar nicht erkannt werden. Er ſagt ausdrücklich: „Das **Noumenon** bedeutet den **pro-**
„**blematiſchen Begriff** von einem Gegenſtande für
„eine **ganz andere Anſchauung** und einen **ganz**
„**andern Verſtand**, als den **unſrigen**, der mit-
„hin ſelbſt ein **Problem** iſt.“ Nach der natürlichen Konſtruktion muß man annehmen, Kant wolle hier eigentlich ſagen: „**Unſer** Verſtand ſey mithin ſelbſt ein **Problem**.“ Zwar wäre dieß eine höchſt ausſchweifende philoſophiſche Paradoxie, doch nicht ärger, als daß der **menſchliche Verſtand**, nach Kant's

ſorgten ſehr unvollkommenen Ausgabe von Kant's vermiſchten Schriften (Halle 1799. gr. 8.) IIr Theil, S. 446. Hr. Tieftrunk überſetzt S. 504. ziemlich ſeltſam das Intelligibile durch das Verſtändliche. Der Ueberſetzer in der Sammlung von Kant's kleinen Schriften (Leipz. 1797. 8. S. 12. thut viel beſſer, daß er das Kunſtwort intelligibel beybehält.

Kants Lehre, diejenige Begriffe nicht erkennen d. h. nicht verstehen, sondern einem ganz andern Verstande überlassen soll, die doch, nach eben dieser Lehre im menschlichen Verstande ausschließend liegen sollen. Indeß Kant kann doch, wenn natürliche Konstruktion der Worte gilt, nichts anders haben sagen wollen, als unser Verstand selbst sey ein Problem, und es ist auch wahrlich in allem was er vom Verstande prädicirt, (den er oft als mit Vernunft gleichbedeutend, bald unterschieden darstellt, und ihn sonst auf mancherley Art personificirt und distinguirt,) so viel problematisches, daß es wohl ein Problem bleiben kann, ob er sich den abstrakten Begriff Verstand deutlich und übereinstimmend, und wie er sich denselben eigentlich gedacht hat.

Dieß ist wirklich um so viel schwerer zu unterscheiden, da man sogar findet, daß dieser Philosoph durch seine theoretische Spekulation den menschlichen Verstand und überhaupt den Menschen, so wie er wirklich auf Gottes Erdboden lebt, so tief erniedrigt, daß er ihn — sollte man es glauben! — seines Verstandes ungeachtet, den Thieren gleich setzt, und zugleich dem Gelde einen größern Werth, als dem vernünftigen Menschen zuschreibt.

Meine Zuhörer könnten sehr leicht denken, es sey unmöglich, daß ein Mann wie Kant sich in seine eigene Abstraktionen dergestalt habe verwirren können, um etwas so ganz Sinnloses zu sagen. Ich sehe mich daher genöthigt, seine Behauptung im Zusammen-

hange zu wiederholen. Er ſagt ausdrücklich in ſeiner Tugendlehre S. 93: „Der Menſch im System „der Natur (*homo phaenomenon, animal ratio-„nale*) iſt ein Weſen von geringer Bedeutung, „und hat mit den übrigen Thieren, als Erzeugniſſen „des Bodens, einen gemeinen Werth (*pretium vul-„gare.*) Selbſt daß er vor dieſen den Verſtand „voraus hat, und ſich ſelbſt Zwecke ſetzen kann, „das giebt ihm doch nur einen äußern Werth ſeiner „Brauchbarkeit, (*pretium usus,*) nemlich eines „Menſchen vor dem andern, d. i. ein Preis, als „einer Waare, in dem Verkehr mit dieſen Thieren „als Sachen, wo er doch einen niedrigern Werth „hat, als das allgemeine Tauſchmittel, das Geld, „deſſen Werth daher ausgezeichnet (*pretium emi-„nens*) genannt wird." Sollte man glauben, daß ein Menſch, der ſelbſt Verſtand hat, ja ſogar ein berühmter Philoſoph von dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, ſo wie es mit ihm auf der Erde lebt, ſo verkehrt hätte urtheilen können? Iſt ſolches die Menſchheit erniedrigendes Urtheil wohl Philoſophie? Oder iſt es nicht vielmehr der gröbſte Aberglauben, der offenbar mit der Vernunft im Gegenſatze ſteht? Man kommt hier in Verſuchung: Cicero's Urtheil über den Mißbrauch der willkührlichen Sätze der Philoſophen*) anzus

*) Sed nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo philosophorum. Cic. de Divin II. 58.

anzuwenden. Es scheint überdieß der kritischen Philosophie beynahe eigenthümlich zu seyn, während sie von jeder andern Philosophie die allerstrengste Prüfung verlangt, dennoch selbst alles ohne Prüfung und Beweis zu behaupten, was ihr beliebt.

Kant muß wohl das ebengedachte erniedrigende Urtheil über den Menschen, vermöge seiner theoretischen Vernunft, gefällt haben; denn es ist doch wahrlich weder aus der Erfahrung zu erkennen, noch kann es aus der Vernunft, in sofern sie als Bestimmungsgrund des Willens gedacht wird, abzunehmen seyn, daß wir Menschen alle, so wie wir auf der Erde leben, und selbst unser Verstand, geringer als Gold zu schätzen wären.

Nun fährt Kant a. a. O. fort: „Allein der „Mensch, als Person betrachtet, d. i. als Subjekt „einer moralisch-praktischen Vernunft, ist über „allen Preis erhaben; denn als ein solcher (*homo noumenon*) ist er nicht bloß als Mittel zu Anderer ihren, ja selbst seinen eigenen Zwecken, sondern als Zweck an sich selbst zu schätzen, d. i. „er besitzt eine Würde (einen absoluten Werth), wodurch er allen andern vernünftigen Weltwesen „Achtung für ihn abnöthigt, sich mit jedem Anderen dieser Art messen und auf den Fuß der „Gleichheit setzen kann."

Sollten wir vorher so gedemüthigte im Phänomenon auf der Erde lebende Menschen wohl mit Hrn. Kants praktischer Vernunft zufrieden seyn, daß sie nun plötzlich unsern Werth, obgleich nicht

durch Philosophie, sondern durch einen eben so thörichten Aberglauben, als der vorige war, wieder unermeßlich hoch ansetzt? Keinesweges! Denn wenn wir die kritische Lehre von diesem Menschenwerthe näher betrachten, so ist uns armen vernünftigen Erdenthieren sehr wenig damit geholfen. Leider! denn unser hoher Werth, vermöge dessen wir **über allen Werth erhaben** seyn sollen, beruhet bloß auf dem homo noumenon. Wir werden aber in der oben S. 68. angeführten Stelle der Kritik der reinen Vernunft belehrt: Ein Noumenon gehöre für einen ganz **andern Verstand, als für den unsrigen.** Der homo noumenon, obgleich ein für unsern Verstand unerkennbares Problem, muß wohl irgendwo in uns sitzen, weil doch wir, d. h. wir auf der Erde und im **Systeme der Natur** lebende Erscheinungsmenschen, oder Menschenerscheinungen — durch ihn ein Subjekt der praktischen Vernunft werden sollen. Aber er sitzt in uns ganz *incognito*; da, nach Kant's Lehre, dieser **problematische Begriff**, gleich allen Noumenen, für einen **ganz andern Verstand** gehöret, als für den unsrigen.

Das Allerschlimmste ist aber, daß es noch ein größeres Problem ist, ob ein **ganz anderer Verstand**, als der unsrige, in rerum natura vorhanden sey? Wollte man etwa sagen, der **Göttliche Verstand könne es seyn**; so ist ja bey Kant, Gott selbst ein Noumenon, ein problematischer Gegenstand für einen ganz andern Verstand als den Unsrigen; daher häuft hier Hr. Kant, indem er über den Werth

des

des vernünftigen Menschengeschlechts so derb abspricht, Problem über Problem, bis zum gröbsten Aberglauben.

Aber was diesen verkehrten Behauptungen eines berühmten Philosophen noch weit eher das Ansehen abergläubischer Einbildungen als philosophischer Sätze giebt, sind die unphilosophischen Widersprüche worin er sich verwickelt. Wenn wir von Kant's homo noumenon, eben weil er ein noumenon ist, durch unsern Verstand gar nichts erkennen können; wie können wir denn wissen, wie viel Werth ein solcher problematischer Begriff uns in sofern wir Subjekte einer moralisch-praktischen Vernunft — d. h. unsers eigenen moralischen Willens *) sind, — geben kann, uns Wesen von geringer Bedeutung, die wir, nach Kant's Behauptung, mit den Thieren in gemeinem Werthe stehen, und weniger werth sind, als das Geld? Und, da Kant, obgleich ein großer Philosoph und Dialektiker, dennoch, wenn auch gleich in größerm Maaße, nur einen menschlichen Verstand hatte, gleich uns andern Erdensöhnen; so ist gar nicht einzusehen, woher er denn wissen konnte, wie viel ein homo noumenon werth ist, woher er wissen konnte, „daß ein homo „noumenon als Zweck an sich selbst zu schätzen „sey?" Ein solcher homo gehört ja, nach Kant's eigener Lehre, für einen ganz andern Verstand, als den seinigen, und unser aller Verstand, wie

*) M. s. eben S. 71.

durfte er denn, als ein Philoſoph, allerley von einem Gegenſtande prädiciren, von dem er verſichert, er gehöre gar nicht für ſeinen Verſtand?

Es iſt alſo wohl ziemlich klar, daß Kant's Einbildungskraft ihm unphiloſophiſcher Weiſe einen homo noumenon mit allerley ſchönen Eigenſchaften, und ſogar als den beſtellten Erhalter des Menſchen (homo phaenomenon) vorgaukelte,*) daß ſie ihm die Millionen Menſchen, die, mit Sinnen und Verſtand begabt, auf dem Erdboden leben, als Weſen von geringer Bedeutung ſchilderte, und daß dieſer berühmte Philoſoph, in einem ſtarken Anfalle von philoſophiſchem Aberglauben, dieſe aegri somnia ſeiner Einbildungskraft für Urtheile des Verſtandes oder der reinen Vernunft anſah!

Aber es iſt überdem noch an die kritiſche oder prüfende Philoſophie eine andere Frage zu thun. Da Hr. Kant nicht mehr lebt, ſo wünſchte ich, daß einer der noch lebenden kritiſchen Philoſophen, welche ja in Deutſchland noch in Menge vorhanden ſind, prüfen, und uns ſodann belehren möchte: wie es zugehe, daß, da wir arme Erdenmenſchen gewiß Subjekte einer moraliſch-praktiſchen Vernunft, und eben ſo gewiß keine Noumenen, d. h. keine Gedankendinge ſind, dennoch Kant ausdrücklich ſagen darf, nur der Menſch als homo noumenon, d. h. als ein problematiſcher, d. h. als ein nicht ſei-

*) Man ſ. Kants Tugendlehre S. 73.

seinem Verstande erkennbarer Begriff könne als ein Subjekt der moralisch-praktischen Vernunft betrachtet werden. Hätten wir also nur eine Moral, in sofern wir problematische Begriffe sind? Hätten wir etwa gar keine Moral, in so fern wir als Phänomene hier auf Erden wirklich leben und Kant's Lehre zu folge, dieses Erdenlebens wegen, eben so wenig werth sind als die Thiere?

Wir arme verständige Erdenthiere müßten auch belehrt werden, auf welchem philosophischen Wege die kritische Philosophie, welche sich als die prüfende Philosophie ankündigte, die nichts zu behaupten verhieß ehe sie nicht untersucht hätte ob sie es auch wissen könne, zur Erkenntniß vernünftiger Wesen, außer uns vernünftigen Menschenerscheinungen, die wir im Systeme der Natur leben, gekommen sey? Ferner, was für Gebilde denn wohl die vernünftigen Weltwesen seyn mögen, welchen wir, in so fern wir Subjekte einer moralisch-praktischen Vernunft sind, Achtung abnöthigen sollen? Man hat sonst noch in keiner vernünftigen Philosophie etwas von Weltwesen gehört! Bis wir näher belehret werden, mögen wir wohl unserer Vernunft gemäß, welche hier gewiß keiner Täuschung unterworfen ist, urtheilen dürfen, daß die Weltwesen und andere dergleichen Dinge, wovon die kritische Philosophie mit solcher Sicherheit spricht, nichts sind als leidige selbst erfundene problematische Begriffe, von denen, noch — wenn Kant's eigene Kritik der reinen Vernunft gilt, — kein menschlicher Verstand —

stand — und also auch nicht Kant's Verstand — wissen kann, ob ein Gegenstand davon vorhanden sey? Diesen aber positive Eigenschaften zuzuschreiben, ist offenbar eben so sehr Aberglauben in Philosophie, als wenn man von den Wassernixen oder Wehrwölfen positive Eigenschaften prädiciren wollte, weil wir uns einbilden können, es möchte einen ganz andern Verstand geben als den menschlichen, der etwas genaueres von Wassernixen wisse!

Kant will uns dafür, daß er uns erst für Wesen von geringer Bedeutung ausgegeben hatte damit trösten, daß, wofern wir nur Subjekte seiner moralisch praktischen Vernunft würden, würde unser alsdann unermeßlicher Werth allen seinen Weltwesen gewiß Achtung abnöthigen müssen. Er will uns einbilden, wir würden uns mit jedem problematischen Begriffe dieser Art messen und auf den Fuß der Gleichheit setzen können? Heißt das nicht, ohne alle vernünftige Untersuchung, problematischen Begriffen mehr Kraft zuschreiben, als sie ihrer Beschaffenheit nach haben können? Heißt dieß nicht Aberglauben in Philosophie bringen, leeren Aberglauben, der mit leeren Begriffen sein dialektisches Spiel treibt? Sollte wohl wirklich ein Mensch, der seine Vernunft anwendet so wie er soll, sich überzeugen können, er erhalte erst dann eine wahre Würde, wenn er sich mit vielen problematischen Begriffen, die kein Gegenstand seines Verstandes sind, auf den Fuß der Gleichheit setzt?

Doch

Doch wir müssen nun zu andern schon oben erwähnten wichtigeren **Problemen** kommen. Dieß sind, nach Kants Kritik der reinen Vernunft, die auch **nur problematische Begriffe von Freyheit, Gott und Unsterblichkeit**, — die also, seiner Lehre gemäß, für die **reine spekulative** Vernunft so viel als nichts seyn sollen, denen aber seine **moralisch-praktische Vernunft**, — doch freylich nur aus Bedürfniß, — **Realität** zu geben die Kraft haben will.

Kant sah wohl ein, daß, so wie er nun einmal seine Lehre von der spekulativen theoretischen Vernunft geformt hatte, jene für alle Menschen wichtigen Lehren **ganz wegfielen**. Hätte er dieß vermeiden wollen, so fiel auch sein ganzes System von den **reinen Erkenntnissen** weg. Das wollte er nicht, und konnte und wollte auch nicht die obengedachten wichtigen Lehren aus seiner Philosophie verbannen; denn was würde man sonst von seiner Philosophie geurtheilt haben? Und was hätte er selbst, als ein moralisch rechtlicher Mann, davon urtheilen müssen? Er suchte daher einen **künstlichen Behelf**.

Der verewigte Garve bemerkte dieß schon sehr bald nach der ersten Erscheinung der **Kritik der reinen Vernunft** und der **kritischen Philosophie** überhaupt, und sagte sehr treffend: *) „Es ist deut-

*) S. der Allg. deutschen Bibliothek Anhang zum XXXVIIten bis LIIten Bande. 2te Abtheil. S. 852. Kant's Schüler und Verehrer Hr.

„deutlich, daß Kant gewisse Sätze heiliger und „höher hielt, als seine Systeme, und daß er bey „gewissen Entscheidungen, mehr Rücksicht auf „die Folgen nahm, die er daraus stehen lassen „wollte, als auf die Principien, welche er festge„setzt hatte." Dieß that Kant vorzüglich hier. Er suchte Prämissen zu den Folgen, die nun einmal stehen bleiben sollten. Es sollte und mußte doch eine Moral da seyn, und dazu mußte Kant dem Menschen Freyheit zuschreiben. Gleichwohl hatte seine Theorie für problematisch ausgegeben, ob der Mensch Freyheit habe oder nicht? Um nun auf irgend eine Art eine Moral gründen zu können, nahm er, wie er so oft thut, zu einem vorher eben nicht sehr fein vorbereiteten und durchgesetzten Kunstgriffe seine Zuflucht. Er gab der Vernunft, in sofern sie auf den Willen angewendet wird, einen besondern Namen: Motalisch-praktische Vernunft. Ich habe schon oben Seite 66. angemerkt, mit wie weniger

Dr. Rink berichtet in seinen Ansichten über Kant's Leben, (Königsberg 1805, 8.) S. 53: „Kant war nie im Stande den üblen Eindruck „ganz zu vergessen, den Garve's Recension der „Kritik der reinen Vernunft auf ihm gemacht „hatte." Eine Empfindlichkeit, die einem Philosophen eben nicht anständig ist. An diesem üblen Eindruck wird unfehlbar das obige sehr treffende Urtheil, dessen Richtigkeit Kant selbst einsehen mußte, einen großen Antheil gehabt haben.

ger philosophischen Genauigkeit er dabey zu Werke ging, indem er das Begehrungsvermögen, den **Willen**, mit der **Vernunft** nicht nur vermischte, sondern sogar Beide für Eins ausgab, indem er versicherte: Der **Willen** sey **nichts anders** als die praktische Vernunft. Nun erfand er die leeren Worte: **Praktische Realität**, um vorzuspiegeln: der **vernünftige Willen** des Menschen könne, aus **moralischem Bedürfniß**, den obigen wichtigen Lehren **Realität** geben.

Wenn man den Begriff sich verdeutlicht, so kann dieß **Bedürfniß des Willens** nichts seyn, als ein **vernünftiger Wunsch**, es möchten doch die obigen wichtigen Gegenstände **Realität** haben; aber mehr als ein **Wunsch** kann es nicht seyn. Wäre die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft mit dessen Kritik der praktischen Vernunft hier gegenseitig konsequent, so hätte die letztere urtheilen müssen, unsere Vernunft und Philosophie könne von Freyheit, Gott und Unsterblichkeit **weiter nichts** wissen, als daß es **Noumenen**, d. h. **problematische Begriffe** sind, welche für einen ganz andern Verstand gehören, als für den Unsrigen, womit man also in diesem Erdenleben nichts anfangen könne.

Da nun aber Kant diesen problematischen Begriffen nachher **Realität** beylegte; so hat er dadurch seiner Philosophie, — sehr **unkritisch**, — offenbar mehr Kräfte zugeschrieben, als sie haben kann; denn in jeder Philosophie sind ein **problematischer Begriff**

griff und Realität ſich weſentlich entgegengeſetzt, und können durch keine dialektiſche Kunſt in Einem Gegenſtande vereinbart werden.

Dieß unphiloſophiſche Verfahren will Kant nun dadurch bemänteln, daß er den vernünftigen Willen die Realität der Freyheit, Gottes und der Unſterblichkeit poſtuliren läßt. Es iſt unglaublich, welch ein dialektiſches und nicht einmal konſequentes Spielwerk in der kritiſchen Philoſophie mit Poſtulaten getrieben wird. Kant macht damit was ihm beliebt, und verwirrt ſich dergeſtalt in den Beſtimmungen und Beſchreibungen dieſer von ihm erfundenen unerwieſenen Vorausſetzungen, daß man ihm mit Terenz *) zurufen möchte:

— *Inverta haec*, si tu *postules*
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam si des operam, ut *cum ratione insanias*.

Wem dieß zu hart ſcheint, der erwäge erſt reiflich und unparteyiſch, was Kant von dieſen Poſtulaten prädicirt, wie er ſie zu gründen vermeint, und was er für dreiſte Folgen aus dieſen unbewieſenen Annahmen zieht. Ich werde in der folgenden Vorleſung dieß etwas weiter auseinanderſetzen.

---

*) Terentii Eunuch, I. 1. 16.

X.

Ueber

Aberglauben in Philosophie.

Dritte Vorlesung *).

Kant sagt in der Kritik der praktischen Vernunft: „die Postulate sind Voraussetzungen „in nothwendiger praktischer Rücksicht;“ **) und in einer andern Stelle der Vorrede eben dieses Buchs nennt er sie „nothwendige Hypothesen.“ ***) Ich darf kaum erst bemerken, daß dieß ein ganz willkührlicher und höchst unschicklicher Gebrauch des Worts

*) Vorgelesen den 6ten December 1804.

**) Man s. Kritik der prakt. Vernunft S. 238.

***) Man s. die Vorrede zur Kritik der prakt. Vern. S. 22. 23.

Worts Poſtulat iſt, da ſonſt weder in der Mathematik noch in der Philoſophie eine Vorausſetzung oder Hypotheſe jemals iſt Poſtulat benennt worden. Auch fällt es in die Augen, daß durch Vorausſetzungen nimmermehr eine wahre Realität kann begründet werden, und nothwendige Hypotheſen, die an ſich, d. h. objektiv nothwendig ſeyn ſollten, wären ja ein Widerſpruch. Dieſe Hypotheſen, werden alſo dem Philoſophen nur ſubjektiv nothwendig ſeyn. Kant kann nichts anders meinen, als, er müſſe ſie nothwendig annehmen, weil er ſich nicht anders würde helfen können. Er lehrt dieſes auch ſelbſt: denn er ſagt mit ausdrücklichen Worten in der eben angeführten Stelle der Vorrede der Kritik der praktiſchen Vernunft: „daß die „Gewißheit der poſtulirten Möglichkeit Gottes und „der Unſterblichkeit“ (und alſo auch der Freyheit, welche Kant völlig eben ſo poſtulirt), „gar nicht „theoretiſch, mithin auch nicht apodiktiſch, d. i. in „Anſehung des Objekts, erkannte Nothwendig„keit, ſondern in Anſehung des Subjekts, zu „Befolgung ihrer objektiven aber praktiſchen noth„wendige Annehmung, mithin bloß nothwen„dige Hypotheſis iſt.“ *) Gut! Aber Kant lehrt auch eben ſo ausdrücklich auf der folgenden Seite: „Subjektive Nothwendigkeit — ſtatt der ob„jektiven — annehmen, heißt, der Vernunft das

*) A. a. O. S. 24.

„das Vermögen abſprechen, über den Gegen„ſtand zu urtheilen.“ *) Alſo, nach Kant's eigener Lehre, ſetzt ihn die ihm **ſubjektive Nothwendigkeit**, die Freyheit, Gott und Unſterblichkeit anzunehmen, gar nicht in Stand, **über Freyheit, Gott und Unſterblichkeit mit Vernunft zu urtheilen**, folglich auch nicht einmahl zu urtheilen, ob wir **Freyheit** haben? Und ohne Freyheit findet doch keine Beobachtung des Sittengeſetzes Statt.

Das Schlimmſte iſt, daß **Kant's Kritik der reinen Vernunft** uns vorher belehrt hatte, es ſey ſogar **objektiv nicht möglich**, weder die Wirklichkeit noch auch nur die **Möglichkeit** der Freyheit zu beweiſen **). Was vermag denn ein Poſtulat zu **Gunſten der ſubjektiven Nothwendigkeit** des Kant'ſchen Syſtem's, eine **ſubjektivnothwendige Hypotheſis**, gegen eine von Kant ſelbſt feſtgeſetzte aprioriſche Unmöglichkeit eines Beweiſes? Wir tappen alſo, wahrlich nach Kant's eigener Belehrung, mit ſeiner **praktiſchen Vernunft** und ihren **bloß ſubjektiven Poſtulaten** ganz im Finſtern.

Wäre es alſo, ſobald Kant's **Kritik der reinen Vernunft** als richtig anzunehmen iſt, nicht

*) A. a. O. S. 24.

**) Man ſ. Kant's Kritik der reinen Vernunft, S. 536.

viel konsequenter geschlossen: Da es problematisch ist und bleibt, ob wir Freyheit haben, so ist eben so problematisch, ob wir eine Moral haben können? Hätte er nicht, seinen Prämissen gemäß, nothwendig schließen müssen: die Moral liege ganz außer unserm Gesichtskreise, da wir weder theoretisch wissen, daß wir eine Freyheit haben, noch praktisch gewiß seyn können, ob eine bloß postulirte, d. h. subjektiv-hypothetisch angenommene Freyheit uns zur Moral hinlänglich ist? So sehr werden wir von dem Kant'schen System verlassen, wenn darin folgerecht geschlossen werden soll.

Wenn wir aber nun eine Moral haben und gründen wollen, weil wir fühlen, daß dem menschlichen Geschlechte eine Moral nöthig ist; und doch einsehen, daß ohne Freyheit sich keine Moral denken läßt, wäre es nicht dienlicher, wenn wir einen billigen Zweifel gegen die Richtigkeit einer Kritik der reinen Vernunft zu hegen anfingen, welche uns, wegen ihrer gänzlichen Trennung der reinen Vernunft von aller Erfahrung, die Freyheit so gut als abspricht? Wäre es nicht dienlicher, daß wir lieber, ohne gewaltsame Abstraktion, bey der Frage, ob wir Freyheit haben, und solche Freyheit die uns in den Stand setzt moralisch zu handeln, Kant's gewaltsamer und unnatürlicher Trennung der Vernunft und der Erfahrung entsagten? Wäre es nicht dienlicher, wenn wir auch Wahrnehmung und Erfahrung zu Hülfe nähmen, und

mit

mit Vorseitesetzung aller transscendental seyn sollenden dialektischen Spitzfindigkeiten z. B. sagen: Wenn meine Hand schwitzt, bin ich nicht frey zu bestimmen, daß sie schwitzen soll oder nicht; wenn aber meine Hand schreibt, bestimme ich durch meinen freyen Willen, ob sie schreiben soll oder nicht. Ich erkenne und bestimme daher, durch die Erfahrung, den unwidersprechlichen Unterschied zwischen physischer Nothwendigkeit und geistiger Freyheit. Ich überzeuge mich, durch eben die innere Erfahrung, welche mich lehrt, daß ich Verstand und Vernunft und Beurtheilungskraft habe, eben so deutlich, daß ich einen freyen Willen habe, der mich frey zu Handlungen bestimmen kann, ob ich sie thun will oder nicht; ich kann also auch moralisch handeln, sobald ich durch meinen Willen zu Handlungen bestimmt werde und zugleich durch meine Vernunft untersuche, welche Handlungen ich thun oder lassen soll. Wäre ein so einfacher Schluß nicht überzeugender, als alle die sich widersprechenden Subtilitäten über eine von einander geschiedene theoretische und praktische Vernunft? Wäre es nicht vernünftiger, so zu schließen, als, wegen übergroßer Liebe zu einer gewaltsam abstrahirten Vernunft von zweyerley Art, ehe man einen Blick auf die Erfahrung und sinnliche Erkenntniß würfe, lieber einen offenbaren Widerspruch zwischen zwey Vernünften anzunehmen, wovon die Eine eine subjektive Nothwendigkeit Freyheit zu postuliren,

für eine Nothwendigkeit ausgiebt über deren Gegenſtand die Vernunft nicht urtheilen kann, und die Andere eine ſubjektive Nothwendigkeit nothwendig annehmen zu müſſen vermeint?

Ha! werden die Anhänger Kant's ausrufen, deine vorgeſchlagene Moral wäre nichts als elende empiriſche Moral! Alles Empiriſche, werden ſie ſagen, kann ſo, aber auch anders ſeyn; daher wäre eine ſolche Moral nicht a priori auf die reine Vernunft gegründet, ihr Grund wäre alſo weder nothwendig noch allgemein.

Sehr wohl! Aber iſt denn etwa die Kant'ſche Moral a priori gegründet, da ſie auf bloßen auf unbewieſenen Vorausſetzungen beruhet, auf willkührlichen Vorausſetzungen, für die Kant nur durch die Benennung Poſtulate ein Anſehen erſchleichen will, welches ihnen nicht gebühret. Kann, nach Kant's troſtloſer Lehre, die Vernunft von der Realität der Freyheit keine Erkenntniß geben, wie mag denn wohl ein Philoſoph behaupten, bloß die willkührliche Hypotheſe daß wir eine Freyheit haben, gründe *a priori* die Realität der Freyheit? Dadurch, daß Kant die Erfahrung ganz auszuſchließen unternimmt, um einer vermeinten Gründung a priori willen, wird keine Gewißheit in die Moral gebracht. Welches iſt denn ungewiſſer, ob ich, durch meine innere Erfahrung wirklich erkenne, daß ich freyen Willen habe zu ſchreiben, oder; nicht oder ob eine, zu einem Syſteme der Moral nothwendige Hypotheſis, von Kant Poſtulat

ſtulat genannt, meiner Freyheit, welche mir meine — auf Kant'ſche Art *in abstracto* gedachte — reine Vernunft nicht beyzulegen weiß, wirklich Realität geben könne? Alſo bis dieß Letztere durch Vernunftgründe ausgemacht iſt, wird es gar nicht unſchicklich ſeyn, bey Gründung der Moral auch das Empiriſche zu Hülfe zu nehmen. Eine Thatſache — die kritiſche Philoſophie mag auch das Empiriſche noch ſo ſehr verachten — iſt doch wahrlich beſſer, als eine bloße Hypotheſe; das wußte ſogar ſchon der Patriarch im Nathan dem Weiſen.

Einer der deutlichſten Beweiſe der Inkonſequenz der Kant'ſchen Philoſophie überhaupt, beſonders aber auch ſeines moraliſchen Syſtems, beſteht darin, daß, wenn man ſeinen Behauptungen folgt, man gewahr werden muß, daß er, ſo rein a priori zu philoſophiren er auch vorgiebt, dennoch unvermerkt das Empiriſche einmiſcht, und daraus wieder ganz verkehrt ſchließt. Ich will ein hieher gehöriges Beyſpiel anführen.

Kant legt in ſeiner Tugendlehre dem Menſchen „einen Selbſtzwang bey, ein Vermögen „der Ueberwindung aller dem moraliſchen Geſetze „ſinnlich entgegenwirkenden Antriebe.“ Dieß Vermögen, ſagt er, „kann und muß, der Freyheit „des Menſchen halber, ſchlechthin vorausgeſetzt werden.“ *) Aber er hatte auch vorher in

*) Man ſ. Kant's Tugendlehre S. 33.

eben dem Buche *) geſagt: „Dieſer Selbſtzwang und „die Unvermeidlichkeit deſſelben giebt die unbe„greifliche Eigenſchaft der Freyheit zu erkennen.“ Ein trefflicher logiſcher Zirkel! Der Freyheit halber wird das Vermögen des Selbſtzwanges vorausgeſetzt, und aus dem vorausgeſetzten Selbſtzwange erkennen wir wieder die Freyheit! Aber, wenn wir auch hier dieſen Zirkel überſehen wollten, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß es offenbar Aberglauben in Philoſophie bringt, wenn man behauptet aus einer bloſſen Vorausſetzung werde etwas erkannt, und etwas unbegreifliches könne erkannt werden. Kant behauptet ſonſt nicht, daß aus Poſtulaten eine Erkenntniß entſtehe, ob er gleich durch ſolche willkührliche Vorausſetzungen, nothwendige Hypotheſen genannt, ſogar Pflichten begründen will. Das, woraus man etwas erkennen kann, muß wirklich vorhanden ſeyn. Wie können wir uns nun aber von der Wirklichkeit des Selbſtzwanges, ohne welche, nach Kant, keine Moral möglich ſeyn ſoll, anders überzeugen, als aus der täglichen Erfahrung, daß wir ein ſolches Vermögen wirklich beſitzen? Wenn wir aus dieſem Selbſtzwange, von deſſen Wirklichkeit wir nur durch die Erfahrung belehret werden, die ſonſt, Kant's Vorgeben nach, unbegreifliche Freyheit erkennen, ſo lehrt er ja ſelbſt die empiriſche Erkenntniß der Freyheit.

Du

*) S. 3.

Du verstehst unsere Philosophie nicht, werden die kritischen Philosophen ausrufen: Unsere Moral braucht weder das Empirische, noch ist sie auf Postulaten gegründet, ob diese ihr gleich **nothwendig** sind; sondern die **Postulate** gründen sich auf „den echten obersten **Grundsatz der Sittlichkeit**, der unabhängig von aller **Erfahrung** „bloß auf **reiner Vernunft** beruhet —“ *) folglich „völlig a priori in der Vernunft seinen Sitz „und Ursprung hat — **) auf dem **Sittengesetze**, „auf dem **kategorischen Imperative**!

Wir wollen diese Sätze der kritischen Philosophen etwas näher beleuchten, um genauer zu erkennen, ob sie etwa mit unverzeihlichem Aberglauben an leeren Vorspiegelungen hängen, ohne deren wahre Beschaffenheit mit philosophischer Konsequenz erforscht zu haben.

Kant nennt also den von ihm aufgestellten **obersten Grundsatz der Sittlichkeit** einen **Imperativ**, und zwar einen **kategorischen**, welches er verdeutscht: einen **unbedingten**. Alex. Gottl. Baumgarten hat zuerst, aber nur beyläufig, die **moralischen Verpflichtungen** der Menschen **Imperative** genannt. ***) Von ihm hat Kant diese Benennung entlehnt, aber einen ganz andern und, wie es

*) S. Kants Grundlegung der Metaphysik der Sitten. S. 30.

**) A. a. O. S. 31.

***) Manf. Baumgarten Initia philosophiae practicae (Halae 1760. 8.) §. 39. S. 17.

mir ſcheint, ſehr unſchicklichen Gebrauch davon gemacht. Er benennt nemlich eine Menge Grundſätze und Veranlaſſungen, wornach die Menſchen handeln, ohne dadurch verpflichtet zu ſeyn, auch Imperative. Er ſpricht von pragmatiſchen, von aſſertoriſchen, hypotetiſchen, problematiſchen, techniſchen Imperativen, und behauptet doch, daß dieſe alleſammt — ſo wie er die Moral definirt — gar keine moraliſche Verpflichtung enthalten. Er ſagt in der Grundlegung der Metaphyſik der Sitten *): „daß die Imperative der Klugheit, gendu zu „reden, gar nicht gebieten." Warum benannte er denn dieſe nicht verpflichtende, nicht gebietende Sätze Imperative? Oder es iſt etwa nicht die erſte Pflicht eines Philoſophen, genau zu reden? — Wir werden weiter unten ſehen, warum er für gut findet, hier ſich nicht genau auszudrücken.

Kant geht in dem Mißbrauch des Worts Imperativ ſo weit, daß er ſogar ſeine Poſtulate d. h. ſeine unbewieſene und nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, keines Beweiſes fähige Hypotheſen, dennoch ganz dreiſt Imperative nennt. Er ſagt nämlich mit unbegreiflicher Inkonſequenz: „Poſtulat „iſt ein *a priori* gegebener, keiner Erläuterung ſeiner „Möglichkeit, (mithin auch keines Beweiſes) fähiger, „praktiſcher Imperativ." **) Alles iſt in dieſer Behauptung unphiloſophiſch und verkehrt! Wie darf denn

*) S. 47.

**) Man ſ. Kant's Verkündigung des ewigen Friedens in der Philoſophie. 1795. 8.

denn Kant hier ſeine nur ſubjektiv nöthige Hypotheſen *) ſogar praktiſche Imperative nennen? Was heißt hier *a priori*? Was heißt hier gegeben? Es ſind nichts als unnütze Worte, denen Kant mehr Kraft beylegt, als ſie ihrer Beſchaffenheit nach haben können! Steht es denn etwa in der Macht auch der reinſten von aller Erfahrung geſäuberten Vernunft, zu ſagen: „Menſch! die Vernunft er„kennet a priori, es ſey problematiſch, ob du „frey ſeyſt; aber ſie gebietet dir a priori, du „ſollſt frey ſeyn?“ Iſt's alſo nicht bloß Aberglauben, in Philoſophie gekleidet, wenn Kant ſolchen Hypotheſen, welche wie in der zweiten Vorleſung **) gezeigt iſt, nach ſeiner eigenen Lehre, bloß aus ſubjektiver Nothwendigkeit angenommen ſind, die Kraft von der Vernunft *a priori* gegebener, d. h. objektiv nothwendiger Gebote zuſchreibt? Wahrlich, wenn es der Philoſophie erlaubt ſeyn ſollte, unbewieſene Poſtulate für Gebote der Vernunft, auszugeben, und zu wähnen, daß Gebote der Vernunft keiner Erläuterung ihrer Möglichkeit und keines Beweiſes fähig wären, was kann ſie dann wohl noch von der inkonſequenteſten abergläubigen Schwärmerey unterſcheiden?

Doch, wir wollen den Imperativ der Imperative hören. Kant ſetzt feſt: „Nur Ein kategori„ſcher, Ein unbedingter Imperativ könne der „erſte

*) Man ſ. oben S. 81.

**) S. oben S. 62 ff.

„erſte Grundſatz der Sittlichkeit ſeyn, ein bedingter Imperativ könne es nicht.“ *)

Wenn man hier den Begriff der beiden Wörter: Imperativ und kategoriſch, ſich recht deutlich entwickelt, ſo merkt man bald, warum Hr. Kant einige Vernunftſätze, auch diejenigen, von denen er ſelbſt behauptet, daß keine moraliſche Verpflichtung aus ihnen folge, dennoch mit dem unſchicklichen Namen Imperative benennt, und nur bloß dem Satze, welcher uns moraliſch verpflichten ſoll, das Beywort kategoriſch beyfügt. Es kam ihm darauf an, unter einer ſo unſchicklichen Benennung, vermittelſt ſeiner dialektiſchen Kunſt, in ſeinem moraliſchen Syſteme ſolchen Behauptungen das Anſehen des Neuen und Wahren zu geben, deren Unrichtigkeit gleich in die Augen gefallen wäre, wenn er allenthalben die eigentlichen Worte gebraucht hätte. Die Beſchuldigung könnte hart ſcheinen, ich werde ſie alſo beweiſen müſſen.

Zuerſt, alſo vom Worte Imperativ. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß Kant dieſe Benennung von A. G. Baumgarten borgte. Wir wollen die Verfahrungsart beider Philoſophen hierbey mit einander vergleichen; ich befürchte die Vergleichung wird nicht zum Vortheile Kant's ausfallen.

Baumgarten braucht das Wort Imperative nur ganz beyläufig, und ſetzt weiter kein Gewicht darauf

*) Man ſ. Kant's Grundlegung der Metaphyſik der Sitten. S. 37 bis 48.

Er ſagt in ſeinem *Initiis philosophiae practicae* (a. a. O.): „*Imperativi* in disciplinis practicis signi„ficant, *hominem obligari*. Hinc committe seu „*fac bonum*, adeo que *omitte malum*. Haec obli„gatio potest *per naturam, et naturales vires ra„tionis et analogi ejus, ex natura boni malique* „libere committendi, vel omittendi, hominis„que et animae humanae satis cognosci.“ Baumgarten nennt alſo nur dasjenige Imperativ, wodurch der Menſch moraliſch verpflichtet wird, und als ein Philoſoph, der nie, und auch nicht in der Moral Vernunft und Erfahrung trennt, will er die moraliſchen Verpflichtungen zugleich aus der Natur der Vernunft und der empiriſchen Erkenntniß,*) und aus der Natur des Böſen und Guten herleiten. Er thut es wirklich in den folgenden §§phen nach ſeinen angenommenen Grundſätzen ſo folgerecht, beſonders aber ſo deutlich und beſtimmt, daß jeder Leſer ganz deutlich und beſtimmt einſehen muß, was deſſen Meinung eigentlich iſt, und auf welchen Gründen ſie beruhet.

So leicht aber hat es Kant ſeinen Leſern wahrlich nicht gemacht; denn ſeine Deduktion des Imperativs welcher der einzige Grundſatz der Moral ſeyn ſoll, iſt nur allzu unbeſtimmt und inkonſequent, und da-

*) Die Wolfiſchen Philoſophen nannten die *expectationem casuum similium*, das *analogum rationis*. Man ſ. *Wolfii Psychologia empirica* §. 503. bis 507.

dabey oft so undeutlich, daß über den Sinn mancher seiner Sätze unter seinen eifrigsten Anhängern Streitigkeiten entstanden sind.

Kant will die Moral **einzig und allein aus der Vernunft**, und zwar **rein** *a priori* herleiten. Es ist also von ihm zu fordern, daß er in diese Deduktion nichts aufnehme, als was in der Natur der Vernunft liegt, und was er rein und a priori aus derselben beweisen kann. Er hatte selbst, in der **Kritik der reinen Vernunft** *), gesagt: „die Vernunft muß sich, in allen ihren **Unternehmungen**, der **Kritik** unterwerfen. Nichts ist so wichtig, nichts so heilig, „das sich ihrer prüfenden Untersuchung entziehen „dürfte. Auf dieser **Freyheit** beruhet sogar die „**Existenz** der Vernunft, die **kein** diktatorisches „**Ansehen** hat." Dieß ist eine eines wahren Philosophen würdige Behauptung; wir wollen ihr gemäß verfahren, und Kant's Unternehmen **Imperative** zu erfinden, vernünftig zu prüfen suchen.

Er definirt die Vernunft: **das Vermögen der Principien.** Wir wollen ihn nach dieser obgleich mangelhaften Definition beurtheilen. Man kann also, nach Kant, von der Vernunft **Grundsätze** fordern. Daß aber Grundsätze, welche ein Philosoph als **Vernunftprincipien** angiebt, wirklich der Vernunft gemäß sind, muß er doch wohl durch

*) S. 766.

durch deutliche **Beweise** darthun. Es giebt zwar allerdings **Grundsätze**, **Postulate** genannt, die man **nicht** weiter **beweiset**, weil ihre Wahrheit aus einer Definition oder aus der erkannten Natur eines Gegenstandes so deutlich erhellet, daß sie keines Beweises **bedürfen**. Dergleichen Postulate hat selbst **Euklides**, und eine vernunftmäßige Philosophie kann und muß keine andere **Postulate** haben. Wenn aber Kant in seiner Deduktion der Moral, anstatt **Postulate**, die keines Beweises **bedürfen**, unvermerkt solche Postulate unterschiebt, welche nach seinem eigenen Geständnisse, **keines Beweises fähig** sind, so sieht man gleich, daß er uns **Aberglauben** statt Philosophie giebt; denn ist es nicht Aberglauben, als Wahrheit zu glauben, was uns **nie kann bewiesen** werden? Es erhellet hier deutlich, daß dergleichen **Kantische Postulate** keinesweges **Grundsätze der Vernunft** genannt zu werden verdienen, zumal, da sie größtentheils eines Beweises **gar sehr bedürfen**.

Ferner, wenn die **praktische Vernunft**, nach Kant, der **Bestimmungsgrund des Willens** werden sollte, so hätte er, wenn er mit sich selbst konsequent hätte philosophiren wollen, die Vernunft **nur durch Principien** müssen den Willen bestimmen lassen. Die Vernunftmäßigkeit solcher Prinzipien hätte durchaus müssen geprüft werden, da sich dann deutlich gezeigt haben würden, wie es mit der **imperativischen** Art beschaf-

sen ist, wodurch Kant den Willen sogar diktatorisch *) bestimmt wissen will. Auch würde sich durch solche Prüfung näher gezeigt haben, ob man wohl, vernünftigerweise, ein aus bloßem Bedürfnisse angenommenes Postulat welches daher nicht einmal ein Princip der Vernunft ist, sogar einen Imperativ nennen dürfe?

Aber alles dieses ist nicht so deutlich zu erkennen, wenn Kant anstatt der nur allein zweckmäßigen Worte: vernünftiger Satz, vernünftiges Princip, das Wort: Imperativ braucht, und noch dazu so mancherley Imperative erdenkt, und wenn er dadurch ganz leise unterschiebt, das Geschäft der Vernunft könne noch etwas anders seyn, als das Erkennen nach Grundsätzen, wenn er vorgiebt: die Vernunft könne gebieten! Man kann nicht sagen: die Vernunft gebiete, wenn man nicht metaphorisch reden will; ein Philosoph soll aber nicht metaphorisch reden, sondern, so viel immer möglich, die Worte in der ersten Bestimmung brauchen.

Alle vernünftige Principien müssen unmittelbar aus vernunftmäßigen Schlüssen folgen, und sind daher alle gleich wahr. Es hat folglich keinesweges eines oder das andere von ihnen größern oder geringern Werth, wie dieses Kant von den von ihm erdachten verschiedenen Imperativen behauptet, deren ein Einziger unbedingt, einige weniger,

*) Man s. Kant's Tugendlehre S. IX. und dessen Rechtslehre S. 112.

niger, oder nur hypothetisch, ja sogar eigentlich gar nicht gebieten sollen. *)

Aber eben durch das leere Wort Imperative verdeckt uns Kant unvermerkt das Widersinnige seiner Gründung der Moral. Er personificirt gleichsam die Vernunft, und stellt sie der Einbildungskraft wie eine Gesetzgeberinn dar, welche aus ihrer Kanzley nach eigenem Gefallen und Belieben diktatorisch einen Imperativ ergehen lasse, der nur auf sich selbst beruhe und daher kategorisch sey, welches von Kant — nicht ohne Absicht — unbedingt verdeutscht wird, weil er verlangt, daß der Willen ohne weiteres gehorchen soll, bloß weil das, eigentlich bloß postulirte, d. h. aus subjektiver Nothwendigkeit angenommene Gesetz **) da ist, welches auf sich selbst beruhet, nicht aber auf einem vernünftigen Beweise, ja dessen Nothwendigkeit sogar, wie Kant zuletzt behauptet, unbegreiflich seyn soll ***). Hierdurch wird ganz leise auf die Idee geleitet, man solle blind gehorchen, ohne weitere Untersuchung, welche Kant doch hauptsächlich hätte empfehlen müssen, wenn er den rechten Ausdruck gebraucht, und nur von einem Satze und Principe der Vernunft gesprochen hätte.

Daß

*) Man s. oben S. 90.

**) Man s. oben S. 82. 83.

***) S. Grundlegung der Metaphysik der Sitten. S. 123.

Daß ich dem berühmten Philoſophen nicht etwa Unrecht thue, wie ſeine Anhänger wohl vorgeben möchten, wenn ich ihm die Schuld gebe, daß er die Unterſuchung ſeines kategoriſchen Imperativs entfernen will; erhellet daraus, daß er ſelbſt denſelben einen „Machtſpruch der Ver„nunft" nennt, *) daß er, ganz wider ſeine oben aus der Kritik der reinen Vernunft angeführte echt philoſophiſcher Behauptung **), „daß die „Vernunft kein diktatoriſches Anſehen hat", in ſeiner Tugendlehre wieder ausdrücklich ſagt: „aus dem kategoriſchen Imperativ gehen die Ge„ſetze diktatoriſch heraus." ***) Welche verkehrte Begriffe! Der Vernunft Machtſprüche und ein diktatoriſches Verfahren zuſchreiben, heißt alle Begriffe verwirren, heißt, nach Kant's eigener Lehre, der Vernunft ihre Exiſtenz nehmen, und iſt nicht Philoſophie, ſondern Aberglauben in Philoſophie. In ſolche grobe Fehler hätte Kant nicht fallen können, wenn er, wie es ſich gebührt hätte, nur von vernünftigen Principien geſprochen hätte, denn die hätte er unmöglich Machtſprüche benennen können; aber bis dahin verirrte er ſich, weil er das unſchickliche Wort Imperativ von der Vernunft, von dem Vermögen der

*) Rechtslehre S. 112.

**) S. oben S. 91.

***) Tugendlehre. S. IX. der Vorrede.

der Principien brauchte und es so sehr mißbrauchte.

Beynahe ein ähnlicher Mißbrauch wird von dem Beyworte kategorisch gemacht, welches Kant dem Worte Imperativ beyfügt, und größer noch wird das Mißverständniß dadurch, daß er — wider allen Sprachgebrauch, aber sehr absichtlich — kategorisch sogar durch unbedingt übersetzt. Diese Uebersetzung ist eben so unrichtig, als wenn er die Kategorieen, welche er a priori in den menschlichen Verstand legt, reine Verstandesbegriffe, ja sogar Stammbegriffe verdeutscht, ganz wider die Bedeutung des griechischen Worts Kategorie; denn da setzt er durch diese absichtlich unrichtige Verdeutschung schon als wahr voraus, was er erst beweisen sollte, und nie bewiesen hat, daß eine Kategorie ein reiner Verstandesbegriff sey, und sein Satz nicht nur ein Gebot sondern sogar ein unbedingtes Gebot, ein Machtspruch der Vernunft sey.

Da die Wörter Kategorie und kategorisch in der kritischen Philosophie so viel gebraucht aber beständig falsch verdeutscht und mit Begriffen vermischt werden, die ihnen, dem Sprachgebrauche gemäß, gar nicht zukommen, so wird es nicht undienlich seyn, hier auf deren eigentlichen Bedeutung aufmerksam zu machen. Daraus wird deutlich erhellen, welches unphilosophische Spielwerk damit von Kant getrieben worden ist.

Das griechiſche Wort κατηγορεω bedeutet eigentlich accuso *) und hernach aber auch praedico, enuncio. Denn, wenn ich Jemand anklage, ſo ſage ich etwas von ihm aus, ich lege ihm ein Prädikat bey, eines Schuldners, eines Verbrechers, u. ſ. w.

Ariſtoteles hat bekanntlich einen logiſchen Traktat unter der Aufſchrift κατηγοριαι, oder von den Prädikaten hinterlaſſen, und es wäre noch zu unterſuchen, ob dieſe kleine Schrift nicht ſowohl philoſophiſch, als vielmehr rhetoriſch gemeint ſey, um dasjenige zu überſehen, was ſich über jeden Gegenſtand ſagen läßt, oder was von jedem Gegenſtande kann prädicirt werden. Daſelbſt bemerkt A. im zweyten Abſchnitte des erſten Theils, was man ſage, werde entweder ohne Verknüpfung oder mit Verknüpfung geſagt. Im dritten Abſchnitte führt er darauf kurz aus: „Wenn Etwas einem andern Dinge als einem An„dern, als einem Subjekte, beygelegt d. h. prä„dicirt wird (κατηγορηται), ſo wird eben das, „was vom Prädikate (τω κατηγορημενω) geſagt wird,

*) Auf dieſe urſprüngliche Bedeutung bezieht ſich der Spott des Philoſophen Demonax über einen ariſtoteliſchen Philoſophen, welcher immer die zehn Kategorieen des Ariſtoteles im Munde führte und ſehr ſchlecht handelte. Demonax ſagte zu ihm: Du biſt zehn Kategorieen (nämlich zehn Anklagen) werth. Man ſ. Lucian. Demonax, 56. Ed. Hemsterhusii T. II. S. 177.

„wird, auch vom Subjekte (τὰ ὑποκείμενα) *) gesagt.“ Im folgenden Abschnitte sagt er darauf: „Dasje„nige was, ohne alle Verknüpfung, (κατὰ μη„δεμίαν συμπλοκὴν) gesagt wird, bedeutet entweder „das Wesen“ (οὐσίαν), die neuern Philosophen sagen dafür gemeiniglich Subsianz) „oder wie „viel, oder welches, oder zu etwas, oder wo, „oder wenn, oder liegen, oder haben, oder „thun, oder leiden.“ Diese verschiedenen Wörter, von denen hier Aristoteles nur in sofern spricht, als sie ohne alle Verknüpfung gesagt werden, (λεγόμενοι) nennt er erst in seiner Metaphysik, wo er sie fast alle wiederholt, τὰ σχήματα τῆς κατηγορίας, die Beschaffenheiten **) des Beyzulegenden, d. h. des Prädikats, der Aussage.

An beiden Orten zeigt also Aristoteles bloß die Zusammenordnung gewisser allgemeiner Prädikate an, und redet ganz und gar nicht von Kategorieen in dem Sinne, wie Kant dieß Wort zu nehmen für gut gefunden hat. Es ist bey'm Aristoteles keinesweges die Rede von Stammbegriffen, noch viel weniger von reinen Verstandesbe-

*) Hr. Tennemann übersetzt, (Geschichte der Philosophie IIIter Bd. S. 227.) in zwey andern Stellen des Aristoteles (Metaph. VII. 3.) τὸ ὑποκείμενον durch Subsianz, wo dies Wort, so viel ich einsehen kann, nichts als Subjekt, dem Wortverstande gemäß, bedeutet.

**) Lib. V. c. 7. Ed. Duval. T. II. S. 119.

begriffen, welche Worte Kant anstatt Kategorieen unterschob, da doch Aristoteles bekanntlich seine Philosophie ganz und gar nicht rein a priori (nach Kant'schem Sinne dieses Worts) deduciren wollte, sondern sie beständig zugleich auf die wirkliche Sinnenwelt bezog. Am allerwenigsten aber ist bey'm Aristoteles die Rede von reinen Erkenntnißprincipien, wie uns Hr. Buhle *) vorspiegeln will, welcher uns gern einbilden möchte, daß die ganze kritische Philosophie schon in der Philosophie des Aristoteles liege, obgleich beide wesentlich verschieden sind. Beynahe eben so schrieb im J 1796, ein kant'scher Professor der Theologie **) ein ziemlich dickes Buch, worin er, zu beweisen wußte, daß Jesus und und seine Apostel beständig aus reiner Achtung gegen den kategorischen Imperativ handelten, zu welchem Behufe dieser Professor spitzfindig genug, einen objektiven christlichen Glauben erfann. Beide Vorspiegelungen gehören zu den kleinen Kunstgriffen blinder Anhänger der kritischen Philosophie, ihr ein Ansehen zu geben, was sie nicht verdient.

Um recht deutlich zu erkennen wie ungebührlich das Wort kategorisch in der kritischen Philosophie gebraucht wird, ist wohl zu bemerken, daß in

*) Man s. Buhle's Lehrbuch der Philosophie. IIr Band S. 415.

**) J. W. Schmidt über christliche Religion. Jena 1796.

in Allem dem, was man im Aristoteles von Kategorieen und bey andern Griechischen Schriftstellern von κατηγορικος findet, nicht die geringste Spur ist, daß jemal dabey an etwas **Unbedingtes** sey gedacht worden. Aristoteles sagt in der oben angeführten Stelle **nicht etwa**, seine Kategorieen wären κατα μηδενον προσδιορισμον, **ohne alle Bedingung**, sondern nur, **ohne alle Verknüpfung** ausgesagt; weil nämlich diese von ihm angeführten allgemeinen **Prädikate** für sich allein da stehen und noch keinem besondern **Subjekte** beygefügt sind.

Kant hat offenbar das Beywort **kategorisch** nur aus der Logik der Neuern entlehnt. Da hat man bekanntlich **kategorische Sätze**, worin das Prädikat dem Subjekte **ohne Beyfügung** einer Einschränkung oder Voraussetzung beygelegt wird, so wie auch **kategorische Schlüsse**, welche aus lauter solchen Sätzen bestehen. Davon sind sodann die **hypothetischen Sätze** unterschieden, in welchen das Prädikat dem Subjekte nur unter einer gewissen Voraussetzung zukommt, und **hypothetische Schlüsse**, worin der erste Satz hypothetisch ist. Kein Logiker hat aber noch je **kategorische Sätze** und solche Schlüsse **unbedingte** Sätze oder Schlüsse genannt, als würden etwa die Prädikate den Subjekten **unbedingt** beygelegt: denn wenn der kategorische Satz richtig und wahr seyn soll, so ist immer noch das Prädikat an die Bedin-

gung gebunden, daß das Subjekt die Beschaffenheit habe, weßwegen ihm das Prädikat beygelegt wird. Daher lehrt auch die Logik, daß man oft einen hypothetischen Satz in einen kategorischen verwandeln könne. Lambert macht hierüber in seinem Organon die scharfsinnige Bemerkung: daß die „hypothetischen Sätze, die wahr sind, nur deßwegen „diese Form haben, weil man gewöhnlich in der „Sprache kein Wort hat, welches den Begriff des „Subjektes mit der Bedingung ausdrückte. *) .

Wenn also bey Kant ein Gebot kategorisch heißt, so müßte dies, dem logischen Sprachgebrauche nach, nichts mehr als enunciativ, prädikativ, aussagend, keineswegs aber unbedingt bedeuten. Da ferner, wie oben gezeigt worden, ein Gebot oder Imperativ der Vernunft nichts bedeuten kann, als einen der Vernunft gemäßen Satz; so kann auch ein kategorischer Imperativ, wenn man nicht mit Worten spielen will, weiter nichts bedeuten, als ein ausgesagtes Gebot. Ob es dann nun von der Vernunft ausgesagt worden sey, muß erst noch durch der Vernunft gemäße Schlüsse bewiesen werden.

Selbst im gemeinen Leben, wenn man z. B. von einer kategorischen Antwort redet, versteht man nichts mehr als eine bestimmte, eine deutlich

*) Man s. Lambert's neues Organon Ir. Theil. Leipz. 1764. 8. S. 84.

lich ausgeſagte Antwort, die allen Ausflüchten ein Ende macht. Und wenn dieſe auch mehrere Bedingungen enthält, ſo nennt ſie doch Jedermann kategoriſch, ſobald nur die Bedingungen deutlich und beſtimmt ausgeſagt worden ſind. Es iſt alſo höchſt unſchicklich, hier das Wort kategoriſch durch unbedingt zu überſetzen, und Kant würde es auch nicht gethan haben, wenn nicht eine beſondere Abſicht darunter obgewaltet hätte.

Am allerwenigſten kann, wenn man logiſch richtig reden will, einem Gebote der Vernunft das Beywort unbedingt zukommen; denn ein Gebot der Vernunft kann, wie ich oben gezeigt habe, gar nichts anders ſeyn, als eine der Vernunft gemäße Wahrheit, oder ein aus der Vernunft abgeleitetes Princip. Nun iſt aber jedes derſelben an die unerläßliche Bedingung gebunden, daß es die richtige Schlußfolge von zwey bewieſenen Prämiſſen ſeyn muß.

Will man aber das Unbedingte DAVON verſtehen, daß man einem vernünftigen Principe wenn es nun einmal ein Gebot der Vernunft heißen ſoll, unbedingt Folge leiſten müſſe, woſern man nicht unvernünftig handeln will; ſo gilt dieß nicht nur von Einem, ſondern von allen Geſetzen der Vernunft: denn alle der Vernunft gemäße Sätze ſind gleich wahr und gleich kräftig. Kant giebt aber vor, es ſey nur Ein kategoriſcher Imperativ, und nennt ihn ſogar, doch

ohne Beweis. Er sagt ausdrücklich: „der kategorische Imperativ ist nur ein Einziger, und „zwar dieser: Handle nur nach derjenigen „Maxime, durch die du zugleich wollen „kannst, daß sie allgemeines Gesetz werde" *). Daß dieses Gebot einzig seyn müsse, beweiset er nicht.

Ich bekenne, daß ich nicht finden kann, daß dieser Imperativ, oder diese *Propositio composita*, wenn sie gleich enunciativ ist, auch unbedingt sey. Dieser Satz enthält ja offenbar eine wichtige und ausdrückliche Bedingung; das zeigt schon das Wörtchen nur, und er schließt noch eine andere Bedingung in sich, ohne welche ihm nicht Folge geleistet werden kann:

1. Dieser Imperativ lautet mit andern Worten folgendergestalt:

   Handle nur unter der Bedingung, daß du nach einer Maxime handelst, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.

   Außerdem untersagt dieser Imperativ, implicite und der Natur der Sache nach,

2. allen denjenigen, moralisch zu handeln, welche nicht wissen, was ein allgemeines Gesetz ist, und wie sie beurtheilen sollen, ob ihre Maxime, wornach sie handeln wollen, sich zu einem allgemeinen Gesetze eigne?

Denn

*) Man s. Kant's Grundlegung der Metaphysik der Sitten. S. 52.

Denn, der Imperativ sagt ja ausdrücklich: „Handle nur nach derjenigen Maxime u. s. w. Also, so lange ich noch nicht erwägen kann, ob meine Maxime ein allgemeines Gesetz werden soll, habe ich keine Maxime die mich moralisch bestimmen kann. Also, nicht eher als bis ich weiß, welche Maxime eigentlich ein allgemeines Gesetz werden darf, — (und dieß ist die zweyte Bedingung dieses unbedingt seyn sollenden Gebots,) — so lange soll ich nicht handeln, wenn ich anders Kant's Sittengesetz annehme. Wahrlich, wenn irgend ein Postulat in nothwendiger praktischer Absicht rechtmäßig seyn kann; so ist es die Forderung an die kritischen Philosophie, daß sie genau erkläre, welche Maximen denn sich zu allgemeinen Gesetzen eignen, und daß sie dieses so deutlich mache, daß jeder Mensch es verstehe; denn jeder Mensch soll ja moralisch handeln!

Aber über diesen so wichtigen zur Moralität, nach Kant, so unumgänglich, nothwendigen Punkt hat seine kritische Philosophie nie eine deutliche Bestimmung gegeben. Er legt vielmehr dem menschlichen Geschlechte noch eine viel schwerere Last auf, da er an einem andern Orte, in seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten, bezeugt; „Es sey von der äußersten Wichtigkeit, daß man sich ja nicht in den Sinn „kommen lasse, die Realität des kategorischen „Imperativs aus der besondern Eigenschaft der mensch-

„menſchlichen Natur ableiten zu wollen; denn „ſie müſſe für alle vernünftige Weſen, (auf „die überall ein Imperativ treffen kann) gelten,' und „allein darum auch für allen menſchlichen Willen ein Geſetz ſeyn." *) Nun brauchen aber alle Erdenſöhne und Erdentöchter nur eine Moral für ihre liche Natur, und kennen keine andere vernünftige Weſen als die Menſchen, kennen keine Gedankendinge von Weltweſen. **) Da ihnen nun Kant vollends verbietet, ihre Moral aus einer beſondern Richtung welche der menſchlichen Vernunft eigen wäre, herzuleiten; ***) ſo werden ſie in großer Verlegenheit ſeyn, wie ſie es anfangen ſollen durch ihre Maximen für vernünftige Nichtmenſchen allgemeine Geſetze zu geben und dabey der Richtung der menſchlichen Vernunft zu entſagen; um ſo mehr, da Kant ſchon vorher, ehe er dieſe ſeltſame Eigenſchaft ſeiner Moral feſtſetzt, daß ſie aus der menſchlichen Natur herausgehen ſoll, es zugleich in eben dem Buche ſogar „für ſchlechterdings unmöglich „erklärt hatte," durch Erfahrung einen einzigen Fall „mit völliger Gewißheit auszumachen, da die Ma„xime einer ſonſt pflichtmäßigen Handlung ledig„lich auf moraliſchen Gründen und auf Vorſtellung „ſeiner Pflicht beruhet habe." †) Alſo

*) Man ſ. Grundl. der Met. der Sitten S. 59.

**) Man ſ. oben in der zweiten Vorl. S. 71. 75.

***) Man ſ. Grundlegung der Metaphyſik der Sitten S. 60.

†) Daſ. S. 26.

Also was hilft es dem Menschen, daß er, nur um eine Moral zu haben, eine **Freyheit**, deren **Realität** ihm seine Vernunft, — wie Kant behauptet — nicht zuzuschreiben weiß, gewaltsam postulirt, d. h. **ohne seine Vernunft zu fragen**, d. h. **abergläubisch** annimmt? Was hilft es ihm, daß er dieser Moral zu Gefallen sich ängstlich bemüht, aus den Maximen, nach denen er seine Kinder liebt, seiner Obrigkeit gehorcht, Niemand beeinträchtigt, das Gute thut und das Böse unterläßt, **allgemeine Gesetze zu machen, gar nicht in Rücksicht auf seine menschliche Natur und Vernunft**, sondern **allein auf nicht menschliche vernünftige Wesen, auf Noumenen, auf problematische Gedankendinge**, von deren Beschaffenheit ihm weder seine Vernunft noch seine Erfahrung etwas Gewisses sagen kann, sondern deren Existenz er nur, ohne seine Vernunft zu fragen, auf Kant's Wort abergläubisch annehmen soll? Was können, ich wiederhole es, alle diese ängstliche Bestrebungen dem Menschen helfen? Zufolge der Erklärung des kritischen Moralsystems, ist es ihm ja noch dazu **unmöglich**, nur in einem einzigen Falle auszumachen, ob er — der ein **vernünftig-sinnlicher Mensch** ist, — moralisch gehandelt habe oder nicht? Davon will doch wohl derjenige gewiß seyn, dem es ein Ernst ist moralisch zu handeln. Was gehen ihn denn **alle rein-vernünftige** Wesen an, die alle als **problematische Gedankendinge** — Kant's Lehre zufolge — für

einen

einen ganz andern Verstand gehören? Entweder haben diese reine Vernunftwesen eben eine solche Vernunft wie die unsrige, oder nicht. Ist das letztere, so wissen wir gar nichts von ihrer Vernunft. Was können wir denn für sie aus unsern Maximen machen? Wir können nicht einmal wissen, ob ein Imperativ, und welcher sie, trifft? Und doch will Kant, der vernünftig-sinnliche Mensch soll nur nach solchen allgemeinen Maximen handeln, welche für alle rein-vernünftige Gedankendinge treffen, nicht nach solchen, welche in der Natur und in der Richtung der Vernunft des wirklichen Menschen gegründet sind! — Haben aber jene vernünftige Weltwesen eben eine solche Vernunft wie die unsrige, warum wollen wir denn uns erst solche Weltwesen als Gedankendinge schaffen, und nicht in unserer Vernunft, in unserer menschlichen Natur unsere Moral gründen? Kant sagt ziemlich schief: „Aberglauben ist die gänzli„che Unterwerfung der Vernunft unter die Fak„ta.“ *) Wahrlich, ein viel ärgerer Aberglauben wird bereitet, wenn ein Philosoph verlangt, alle lebende Menschen sollen die Moralität ihrer Handlungen — welche letztere doch wohl Thatsachen sind — solchen Maximen unterwerfen, welche nur deßwegen für sie gelten sollen, weil sie

*) Man s. oben in der ersten Vorlesung. S. 6.

sie auf Unthatsachen, auf Gedankendinge treffen, die eben so imaginär sind als Sylphen und Gnomen, nicht aber, weil diese Maximen ihrer vernünftig-sinnlichen menschlichen Natur und der Richtung ihrer Vernunft gemäß sind.

Kant giebt übrigens zwar vor: daß sein seynsollender kategorischer Imperativ auch der Einzige wäre, als ein erstes Sittengesetz; hat aber dieß, so wie so vieles Andere; nur ohne Beweis sehr dreist hingeschrieben. Es lassen sich unstreitig mehrere Sätze denken, welche, wenn dieser unbedingt seyn soll, gewiß eben so unbedingt gelten. Darunter gehört besonders der Satz, worauf schon vor mehr als achtzig Jahren Wolf seine Moral gründete. Er heißt:

> Handle vernünftig, und sey vermittelst der Vernunft dir selbst ein Gesetz. *)

Wahrlich! Wenn es rein vernünftige Wesen außer dem Menschen giebt, so muß dieser Wolfsche Imperativ gewiß auch auf diese vernünftige Weltwesen treffen, und für Menschen hat er vor dem Kant'schen Imperativ noch den Vorzug, daß er deutlicher ist, daß er gerade aus der menschlichen Natur hergeleitet werden

*) Ich habe diesen Grundsatz auch schon im ersten Bande S. 28. ff. näher erläutert.

den, und daher mit mehrerer Sicherheit befolgt werden kann; denn was uns unsere menschliche Vernunft sagt, können wir allerdings wissen, wenn wir sie gehörig brauchen und aufmerksam seyn wollen. Wir dürfen, um Wolf's oberstes Sittengesetz zu beobachten, unsere Vernunft weder von der Erfahrung, noch von unsern sinnlichen Erkenntnissen, noch von der menschlichen Natur, noch von den Socialverhältnissen der menschlichen Gesellschaft trennen, um durch solche gewaltsame Trennungen erst ein Sittengesetz zu erdenken, bey welchem wir, nach Kant's eigenem Geständnisse, dennoch nie sicher wissen können, ob wir uns darnach gerichtet haben!

Doch die Hauptfrage ist nun noch: Beruhet denn der oben bemeldete Kant'sche kategorisch benannte Imperativ wirklich bloß auf reiner Vernunft? hat er wirklich völlig a priori in der Vernunft seinen Sitz und Ursprung? Da dieses Kant, wie ich oben angeführt habe, in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten so ausdrücklich behauptet: so wird er es ja hoffentlich wohl bewiesen haben? Das findet sich aber leider gar nicht. Nachdem er S. 50 dieses Buchs, noch vor Promulgirung dieses kategorischen Imperativs, im Voraus, und ohne einzigen Beweis, versichert hatte, es sey derselbe ein synthetisch-praktischer Satz

a priori

a priori,*) nachdem er ihn S. 52. promulgirt, und mehrere Seiten lang einen weitſchweifigen Kommentar hinzugefügt hatte, ſo geſteht er darauf S. 59. ganz ehrlich: „Noch ſind wir aber nicht ſo weit, *a priori* zu beweiſen, „daß dergleichen Imperativ wirklich ſtatt finde, daß es ein „praktiſches Geſetz gebe, welches ſchlechterdings und ohne alle Triebfedern für ſich gebietet, und daß die Befolgung dieſes Geſetzes Pflicht ſey.“ Kant iſt auch nachher nie dahin gekommen, einen ſolchen Beweis zu führen. Er geſtehet vielmehr S. 60 ganz ehrlich: Hier ſehen wir nun „die Philoſophie in der That auf einen mißlichen Standpunkt geſtellet, der feſt ſeyn ſoll, ungeachtet er weder im „Himmel, noch auf der Erde, an etwas gehängt, oder wor-

*) Um dieſe Behauptung zu erklären, ſagt Kant in einer Note: „Ich verknüpfe mit dem Willen, ohne vorausgeſetzte Bedingung aus irgend einer Neigung, die „That, *a priori*, mithin nothwendig, obgleich nur objektiv, (d. i. unter der Idee einer Vernunft, die über „alle ſubjektive Bewegurſachen völlige Gewalt hätte.) „Dieſes iſt alſo ein praktiſcher Satz, der das Wollen „einer Handlung nicht aus einem andern ſchon vorausgeſetzten analytiſch ableitet, (denn wir haben keinen ſo vollkommenen Willen) ſondern nur mit dem „Begriffe des Willens als eines vernünftigen Weſens „unmittelbar, als etwas, das in ihm nicht enthalten „iſt, verknüpft.“ Das: „Ich verknüpfe mit dem Willen die That *a priori*,“ kann wohl nach Kant'ſchem Sprachgebrauche, nichts anders heißen, als: ich verknüpfe den Willen mit der That, indem ich auf die That die Kategorie der Nothwendigkeit und Realität, anwende. Aber was nöthigt denn den Willen, die That mit der Kategorie der Nothwendigkeit, nicht aber mit der Kategorie der Modalität zu verknüpfen? Etwa ein a priori gegebener praktiſcher Imperativ, d. h ein Poſtulat ohne Beweis? (M. ſ. oben S. 90.) Wenigſtens der von Kant aufgeſtellte

„woran geſtützt wird.“ Und nun häuft er, mehrere Seiten lang, viel Subtilitäten der abſtruſeſten und oft (weil die Worte nicht genau beſtimmt gebraucht werden,) kaum verſtändlichen Dialektik, um zu überreden, oder es ſcheinbar zu machen, daß der kategoriſche Imperativ a priori gegeben werden könne, und daß wir ihn, ohne Triebfeder, zu befolgen verpflichtet wären. Aber man findet keineswegs irgendwo einen wahren Beweis, daß dieſer Satz rein *a priori* entſtanden ſey; vielmehr wird nur allzudeutlich, daß ein ſolcher Imperativ von Kant nur willkührlich und aus Bedürfniß ausgedacht iſt. Es war nehmlich die Hauptabſicht des Syſtems ſeiner Kritik der reinen Vernunft ſich theoretiſch

neue Behelf eines Schema oder Typus des Sittengeſetzes (Kritik der prakt. Vern. S. 122) kann nie zu einem deutlichen Begriffe helfen, weshalb die ſogenannten Kategorieen in jedem Falle ſo, und nicht anders, auf eine That oder Erſcheinung müßten bezogen werden. Auch iſt kaum einzuſehen, weshalb ein Wiſſen vollkommner ſeyn ſoll, deſſen Wollen aus einem andern vorausgeſetzten Satze analytiſch abgeleitet iſt, und am allerwenigſten, wie das Wollen nicht in einem Satze enthalten ſeyn kann, welcher doch eben dieſes Wollen mit dem Begriffe des Willens unmittelbar verknüpft. Man ſieht wohl, Kant will daß etwas in dieſem Satze nicht enthalten ſey, damit, (nach ſeinen ſonſtigen Begriffen,) der Satz nicht analytiſch ſey, ſondern für ſyntheſiſch gelten könne; aber wie verkehrt iſt dieſes hier eingeleitet! Dieſem Philoſophen fehlte leider! bey ſo manchen andern trefflichen Eigenſchaften, faſt überall facundia ſo wie lucidus ordo. Daher verwirrt er ſich nicht ſelten in ſeine eigene Spitzfindigkeiten, verwechſelt auch ſehr oft die von ihm einmal angenommene Bedeutung der Wörter, braucht ſie im nicht genau beſtimmten Sinne und wird dadurch oft dunkel, bis zum Unverſtändlichen.

tiſch zwiſchen **Locke** und **Hume** durchzuwinden. Aber der neue Weg den er dazu einſchlug ſchloß offenbar die **Moral** aus, und er mußte daher einen **Machtſpruch** ſuchen, um dieſelbe auf irgend eine Art wieder an ſein Syſtem zu knüpfen.

Er ſagt zwar S. 100. ſeiner **Grundlegung der Metaphyſik der Sitten**, ganz konſequent mit ſeinen ſonſtigen Begriffen: „Um **Freyheit** „als Eigenſchaft des Willens aller vernünftigen „Weſen zu **beweiſen**, müſſe es **ledialich** *a priori* „**dargethan werden.**" Er denkt aber nicht daran, daß er ſelbſt in der **Kritik der praktiſchen Vernunft** behauptet hatte, „die **Freyheit** könne „nicht a priori erkannt, folglich auch nicht **dargethan** oder **bewieſen werden**, *) ſondern müſſe „als eine **nothwendige Hypotheſe angenommen** „werden."**) Und, nachdem er dennoch durch allerley Subtilitäten, abermals einige Seiten lang, einen Scheinbeweis verſucht hat, ſo muß er ſelbſt S. 104. bekennen: „Es zeigt ſich hier, man muß „es frey geſtehen, eine **Art von Zirkel**, aus dem, „wie es ſcheint, **nicht heraus zu kommen** iſt." Es iſt aber wahrlich nicht eine Art von — ſondern ein wirklicher — **Zirkel** vorhanden, eben ſo wie in der Tugendlehre;***) denn hier wird die Freyheit wegen des Sittengeſetzes angenommen, und der unbedingt ſeynſollende Imperativ wird wieder als Sittengeſetz an-

*) S. Kritik der reinen Vern. 2te Ausg. S. 126.

**) Man ſ. oben S. 82. 83.

***) Man ſ. oben S. 88.

genennten, weil eine Moral, und folglich Freyheit vorhanden ſeyn ſoll, ohne daß im Geringſten bewieſen wäre, daß dieſes Sittengeſetz unbedingt und a priori in der reinen Vernunft läge.

Dieſe unphiloſophiſche Inkonſequenz entſteht eigentlich aus dem nicht auszuführenden Unternehmen, eine reine Vernunft, in abstracto, gänzlich abgeſondert von allen ſinnlichen Erkenntniſſen, zur Anwendung auf Handlungen in der wirklichen Welt, durch allerhand dialektiſche Künſteleyen, ſchicklich machen zu wollen, welches zuletzt nothwendig in ein leeres Spiel mit Begriffen ausarten muß. Man kann nicht genug wiederhohlen, daß eine reine, von aller Erfahrung abgeſonderte Vernunft in rerum natura nicht exiſtiret und exiſtiren kann. Daher gibt dann jeder kritiſche Philoſoph ſeine eigene, ſehr ſubjektive und unreine Vernunft, die bey der vermeinten rein aprioriſchen Spekulation alle Augenblicke in metaphyſiſche Phantaſie ausartet, für die reine Vernunft aus, und behauptet nun, jeder Satz, den er ſich, als rein und ohne alle Wahrnehmung gefunden, einbildet, ſey wirklich rein *a priori* gefunden, und Jedermann müſſe demſelben Nothwendigkeit und Allgemeinheit zugeſtehen.

Dieß war hier auch der Fall. Kant dachte ſich ſeinen kategoriſchen Imperativ in ſeinem Gemüthe als nothwendig und allgemein, weil ſein Syſtem eines Machtſpruchs a priori bedurfte,

und er auf keine andere Art eine Moral zu gründen wußte. Sobald er aber beweisen sollte, daß ein solcher Satz in der reinen Vernunft a priori seinen Ursprung habe, wollte kein Beweis treffen. Er sucht daher diese unheilbare Schwäche seines Systems durch schwankende Ausdrücke zu bedecken, durch die er bald, seinen kategorischen Imperativ als nothwendig a priori gegeben, vorspiegelt, bald, dieß nur als möglich darstellt. Er sagt z. B. in der **Kritik der reinen Vernunft** *): „Das „moralische Gesetz **kann wenigstens** auf diesen „Ideen der reinen Vernunft beruhen;" da er doch sonst so oft nachdrücklich sagt: **Es komme** alles darauf. Er hat auf vielen Seiten seiner **Grundlegung der Metaphysik der Sitten nur auszumachen gesucht**, daß ein kategorischer Imperativ **möglich** **) sey; aber einen Beweis daß er wirklich a priori und von der Vernunft **unbedingt** gegeben sey, sucht man vergebens.

Ja, was das Aergste ist, nachdem uns Kant in diesem Buche lange durch alle Schlupfwinkel einer spitzfindigen Dialektik hat herumirren lassen, muß er uns selbst S. 127. zuletzt das trostlose Resultat geben: „Es ist eine **wesentliche Ein-**„**schränkung der Vernunft**, daß sie weder die „**Nothwendigkeit** dessen, was da ist, oder was „geschieht, noch dessen, was geschehen soll, einse„hen kann, wenn nicht eine **Bedingung**, unter

*) S. 128.

**) S. 44. 49.

„der es da iſt, oder geſchiehet, oder geſchehen ſoll,
„zum Grunde gelegt wird.“

Da geſtehet alſo Kant ſelbſt, daß ſein vermeintlich **unbedingter** Imperativ **keinesweges** a priori **in der reinen Vernunft** ſeinen Sitz und **Urſprung** haben kann, da er ja **unbedingt** ſeyn ſoll; und doch hatte er gleich vorher **den Urſprung** deſſelben **aus der Vernunft** ſo dreiſt behauptet. Dennoch giebt er ſogar wieder S. 128. vor:
„die Vernunft ſuche das **unbedingt Nothwen-**
„**dige** und ſehe ſich genöthigt, es **anzunehmen**,
„ohne ein Mittel, es ſich **begreiflich** zu machen.
„Es ſey alſo kein Tadel für ſeine Deduktion des
„oberſten Moralprincips, ſondern ein Vorwurf,
„**den man der menſchlichen Vernunft über-**
„**haupt machen müßte**, daß ſie ein **unbedingtes**
„praktiſches Geſetz, (dergleichen der kategoriſche
„Imperativ ſeyn muß), ſeiner **abſoluten Noth-**
„**wendigkeit** nach, nicht **begreiflich** machen
kann.“

Hat man je **Philoſophie** in einem ärgern **Aberglauben** ausarten ſehen! Ein Philoſoph behauptet keck, ein von ihm bloß nach Gutbefinden aufgeſtellter **Satz**, (denn ſein **Imperativ** iſt ja doch nichts als ein poſtulirter unbewieſener Satz,) habe *a priori* **in der reinen Vernunft** ſeinen **Sitz** und **Urſprung**, und ſey **deswegen** nothwendig. Dieß nun zu beweiſen iſt er unvermögend. — Anſtatt nun zu geſtehen, daß er ſich geirret habe,

he, macht er lieber sogar der ganzen menschlichen Vernunft einen Vorwurf daraus daß sie nicht zu begreifen vermögend ist, was er ohne Beweis, für ein unbedingtes Vernunftgebot, d. h. für eine Vernunftwahrheit ausgegeben hatte!

Ich bekenne aufrichtig: Ich kann mir nicht vorstellen, daß man eine Moral für echte Philosophie, nicht aber für philosophischen Ueberglauben und Aberglauben halten müsse, deren Erfinder uns sagt: „Die Freyheit sey problema„tisch, müsse aber als ein unbewiesenes Postu„lat angenommen werden;" der dennoch a. a. O. (S. 100) vergiebt: „Man müsse die Frey„heit zwar lediglich a priori darthun;" aber (S. 104. gestehet: „Man gerathe dabey in einem „Zirkel;" der, ob er gleich behauptet, seine Moral gründe sich lediglich auf Pflicht, dennoch in eben dem Buche, wo er Alles auf die Pflicht gründet, sich (S. 52.) nicht zu sagen schämt: „Es „könne dabey unausgemacht bleiben, ob nicht „überhaupt das, was man Pflicht nennt, ein lee„rer Begriff sey;" der uns ein oberstes unbedingtes Sittengesetz vorlegt, welches in der reinen Vernunft allein seinen Sitz und Ursprung haben soll; der S. VI. der gedachten Grundlegung ausdrücklich sagt: „daß ein Gesetz, wenn es moralisch, d. i. „als Grund einer Verbindlichkeit gelten soll, absolute Nothwendigkeit bey sich führen, und

„daher *a priori* lediglich in Begriffen der rei„nen Vernunft gesucht werden muß;" und dennoch (S. 127. 128.) eben dieses Buchs gesteht, „es sey eine wesentliche Einschränkung der Vernunft „daß sie die Nothwendigkeit dessen was geschehen „soll nicht einsehen kann, wenn nicht eine Bedin„gung unter der es geschehen soll, zum Grunde gelegt „wird;" wodurch er dann offenbar gesteht, die Vernunft könne ihrer wesentlichen Einschränkung nach, ein moralisches Gebot des Sollens, auf keine Weise unbedingt geben, und dessen Nothwendigkeit könne nicht in ihren Begriffen liegen.

Und was soll man von dem Philosophen sagen, der uns endlich am Ende seiner gedachten Grundlegung für alle diese verkehrte Behauptungen folgenden leidigen Trost giebt: „Wir be„greifen zwar nicht die praktische unbedingte „Nothwendigkeit des moralischen Imperativs, „wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit, „welches alles ist, was billigermaßen von einer „Philosophie, die bis zur Gränze der mensch„lichen Vernunft in Principien strebt, gefor„dert werden kann."

Eine Philosophie, welche vorgiebt, sie wolle bis zur Gränze der menschlichen Vernunft in Principien streben, müßte auch die Nothwendigkeit ihres moralischen Princips, welche wenn sie rein a priori entstände, gewiß innerhalb der Gränze der Vernunft liegen müßte, durch

Ver-

Vernunftgründe deutlich beweisen können, oder sie leistet auf keine Weise dasjenige, dessen sie sich rühmt. Eine Philosophie, welche uns einbilden will, wir hätten eine Vernunft, welche Gesetze geben dürfe, deren Nothwendigkeit sie selbst nicht begreift, welche uns einbilden will, vernünftige Menschen müßten einem unbedingten Gesetze nothwendig Folge leisten, sobald sie zwar nicht die Nothwendigkeit, doch aber die Unbegreiflichkeit desselben begriffen, ist wahrlich, in sofern sie dieses behauptet, keine vernünftige Philosophie, sondern führet gerade zum gröbsten Aberglauben. Denn was thun denn die abergläubigen Schwärmer, die finstersten Gegner aller vernünftigen Philosophie, wohl anders, als daß sie unbegreifliche Einbildungen und Behauptungen, so wie sie sich etwa in ihrem Kopfe zusammenfinden, für nothwendig wahr angenommen wissen wollen?

Ich könnte viel mehrere Beyspiele des Aberglaubens in der Philosophie neuerer deutscher Philosophen anführen, der leider! auf unsern hohen Schulen und außer denselben nicht abnimmt, sondern noch immer unter andern Gestalten erscheint. Seitdem Fichte alles aus einer intellectuellen Anschauung herleitete, wovon er selbst gestand keinen Beweis führen zu können, und doch, mit dem plumpsten Aberglauben, dreist behauptete, diese Anschauung könne nicht irren; seitdem Schelling so sehr tief herabsank, daß er

ſich nicht ſchämte zu behaupten, die objektive Welt ſey nur die urſprüngliche bewußtloſe Poeſie des Geiſtes, und, in ſeiner Philoſophie könnten „verkehrte und falſche Sätze weder „Verkehrtheit und Irrthum, ſondern die „höchſte Wahrheit ausdrücken;*) ſeit der Zeit folgen die phantaſtiſchen Syſteme mit unglaublicher Schnelligkeit auf einander. Jeder neuaufgeſchoſſene Philoſoph, ſonderlich auf den meiſten deutſchen Univerſitäten, indem er die vor ihm entſtandenen Philoſopheme als Phantaſieen und Träume darſtellt, ſucht ſeine eigenen phantaſtiſchen Träume an deren Stelle zu ſetzen, verkrüppelt damit den geſunden Sinn der Jugend, und macht ſie, ſo viel an ihm iſt, unbrauchbar für die menſchliche Geſellſchaft. Alle dieſe phantaſtiſche Träumereyen gehen gerade dahin, deutliche Begriffe und geſunden Menſchenverſtand in Verachtung zu bringen, an deren Stelle dann in Deutſchland nun myſtiſcher philoſophiſcher Aberglauben treten ſoll, welcher auch ſogar ſchon in religiöſen Aberglauben überzugehen beginnt. Cicero ſagt vom Sokrates, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde gebracht. Uns armen Deutſchen wird bald wieder ein Sokrates nöthig ſeyn, welcher die deutſche Philoſophie aus dem transſcendentalen ſiebenten Himmel des Abſoluten wieder auf die Erde zurückruft. *Sancte Socrates, ora pro nobis!*

*) Man ſ. das Ergänzungsblatt der Halleſchen A. literaturzeitung 11r Jahrg. 2r Band S. 127.

XI.

Betrachtungen über die Frage:

wie

der mündliche

Vortrag der Philoſophie

auf Univerſitäten

eingerichtet werden ſollte,

um gemeinnützliger zu werden.

Zwey Vorleſungen.

XI.

Betrachtungen über die Frage:

wie

der mündliche

Vortrag der Philoſophie

auf Univerſitäten

eingerichtet werden ſollte,

um gemeinnütziger zu werden.

Erſte Vorleſung *).

Die gelehrte Geſchichte alter und neuer Zeiten zeigt genugſam, daß durch keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens mehr Lärm, mehr Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten ſind erregt worden, als durch die Philoſophie; ſelbſt die Grammatiker waren zwar von jeher auch laut genug, aber doch ſo ſehr laut nicht wie die Philoſophen. Wollte man etwa ſagen, die theologiſchen Streitigkeiten und Mißverſtändniſſe gingen wohl noch über die philoſophi-

*) Vorgeleſen in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, d. 6. Hornungs 1806.

phiſchen; ſo iſt zu bemerken, daß der größte Theil der theologiſchen Streitigkeiten aus ſehr unzeitig angewendeter Philoſophie herrührte. Woher anders, als aus elenden philoſophiſchen Spitzfindigkeiten entſtanden die bittern Streitigkeiten des ſogenannten heiligen Auguſtin's und des verketzerten Pelagius? Ward nicht die theoretiſche chriſtliche Kirche Jahrhunderte lange durch die ſubtilen Lehren des Ariſtoteles und des Thomas von Aquino regiert und in Faktionen getheilt? Würden ſich Männer wie Luther und Calvin je von einander getrennt, und bitter gegen einander geſchrieben und gehandelt haben, wäre es nicht wegen Diſtinktionen geweſen, die im Grunde bloß aus ſchief angewendeter dialektiſcher Argumentation entſprangen? Und war wohl die Formula Concordiae nebſt den Sätzen der Dordrechtſchen Synode, etwas anders als eine höchſtverfehlte Anwendung philoſophiſcher Spitzfindigkeiten auf die Theologie? In einem Einzigen Punkte möchte man allenfalls zugeben können, daß die bloß philoſophiſchen Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten der menſchlichen Geſellſchaft weniger ſchädlich geworden wären, als die theologiſch-philoſophiſchen. Es ſind nämlich, durch dieſe, die Verheerung mancher Länder und der Tod vieler tauſend Menſchen, wenn auch gleich nur mittelbar, veranlaßt worden; dagegen die Streitigkeiten der Philoſophen mit Philoſophen, nebſt tüchtigen Schimpfworten, nur — zu den Zeiten des Heiden Lucian und der chriſtlichen Nominaliſten

und

und Realiſten — in der Hitze des Diſputirens derbe Fauſtſchläge veranlaßten. Die Geſchichte lehret uns auch, daß, wenn hin und wieder Philoſophen um ihrer Philoſophie willen verfolgt, verdammt, oder von Haus und Hof gejagt wurden, wie Abälard, Ramus, Bayle, Spinoza, Wolf, J. J. Rouſſeau u. a., ſo waren immer Theologen, vermöge ihrer Theologie, dabey geſchäftig.

Es iſt bekannt, daß von jeher der Unfug, der mit philoſophiſcher Speculation getrieben ward, hauptſächlich auf Univerſitäten entſtand, wo er ſich eigentlich am wenigſten hätte finden ſollen; denn die Zänkereyen über ganz und halb leere Subtilitäten geben doch gewiß der Jugend kein gutes Beyſpiel, und ſind vielmehr der Erziehung junger Leute ſehr ſchädlich. Beſonders ſeit ungefähr zwanzig Jahren wurden die meiſten deutſchen Univerſitäten durch neue Philoſophieen beynahe revolutioniert, und auch das übrige gelehrte Deutſchland ward dadurch in eine Spannung verſetzt, welche ſchwerlich dem Fortgange der Ausbildung des menſchlichen Geiſtes vortheilhaft werden wird. Eine Menge neuer philoſophiſcher Syſteme und neuer Veränderungen der Syſteme ſind von lauter Univerſitätsphiloſophen ſchnell hinter einander gewälzt worden, gleich leeren Tonnen, welche, wenn ſie gerollt werden, deſto mehr Lärm machen je leerer ſie ſind.

Daß dieſe neuen philoſophiſchen Meinungen der auf Univerſitäten ſtudirenden Jugend zur

Ver-

Verbesserung ihrer Erkenntnisse, im Ganzen wenig nützen, vielmehr, wegen des damit getriebenen vielen Unfugs, derselben sehr schädlich geworden sind, läßt sich kaum bezweifeln. Es liegt am Tage, daß ein großer Theil der deutschen jungen Studirenden dünkelweller geworden ist; es liegt am Tage, daß sehr viele es nicht der Mühe werth hielten, sich durch gründliches Studiren die nöthigen Kenntnisse anderer Art zu erwerben, weil sie, ihre geleitet von ihren Lehrern, meinten; vermöge der neuen Philosophieen, alle Weisheit schon a priori und in der intellektuellen Anschauung finden zu können. Und der Menschenfreund darf wohl fragen: Wenn wirklich auch in den Subtilitäten dieser neuen Philosophieen die absolute Urphilosophie enthalten wäre, die gewiß nicht darin enthalten ist; wozu sollen denn diese Spitzfindigkeiten eigentlich einer großen Menge von solchen Jünglingen dienen, welche doch gewiß von ihren Aeltern und Vormündern nicht deshalb auf Universitäten geschickt worden sind, daß sie spekulative Philosophen von Profession werden sollen? Ich bin zwar allerdings überzeugt, daß jede Wissenschaft, der man sich ganz widmen will, um ihrer selbst willen, und nicht bloß des Nutzens wegen, soll und muß studirt werden. Aber von denjenigen Kenntnissen, welche alle junge Leute auf niedern und hohen Schulen zu erlangen angewiesen sind, muß doch hauptsächlich die Regel gelten: Non Scholae sed Vitae discimus. Daher sollten auch

so,

ſo viel ich einſehen kann, Lehrer der Philoſophie auf Univerſitäten nicht hauptſächlich darauf ausſehen, ihre Schüler zu leeren dialektiſchen Spitzfindigkeiten anzuführen, ſondern, wenn ſie es mit dem Verſtande und Herzen derſelben gut meinen, ihnen vielmehr mit Jupiter bey'm Phädrus *) zurufen:

Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria!

Man ſoll Niemand zum Guten zwingen wollen; aber, beſonders bey jungen Leuten, welche noch Leitung und Erziehung bedürfen, iſt es ſehr nöthig, das Verwerfliche zu hindern, wenigſtens es nicht als gut und vortrefflich vorzuſtellen. Die Jugend wird und muß auf die Einſicht ihrers Lehrers nothwendig Vertrauen haben. Wie nun? Wenn der Lehrer, Vorurtheilen fröhnend, ſelbſt nicht genugſam unterſcheidet, was, — wenn es auch an ſich ſein Gutes hätte, — doch der Jugend unnöthig und wenigſtens mittelbar ſchädlich iſt?

Um ſich recht deutlich zu verſtändigen, ob in der bisherigen Art, die Philoſophie auf Univerſitäten zu lehren, überhaupt, oder wenigſtens in Rückſicht auf die Beſchaffenheit der menſchlichen Geſellſchaft in unſerm Zeitalter, irgend etwas verwerflich iſt, ſind wohl ein Paar vorläufige Fragen zu beantworten. Man muß zuvörderſt recht unterſuchen: Was ſind Univerſitäten? und Was

*) Phaedri Fabulae Lib. III. Fab. XVII. 12.

Was iſt Philoſophie überhaupt, und beſonders in ſofern ſie auf Univerſitäten gelehret werden ſoll? Es möchte ſchwer ſeyn, dieſe Fragen kurz und zugleich deutlich und zur allgemeinen Zufriedenheit zu beantworten, beſonders wenn man die hier ſo ſehr nothwendige Beſtimmung nicht aus der Acht läßt: Was Univerſitäten, und was Philoſophie in Rückſicht auf Univerſitäten, in Rückſicht auf den jetzigen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft jetzt billig ſeyn ſollten? Ich will verſuchen, über dieſe Fragen wenigſtens das Nöthigſte auseinander zu ſetzen.

Die Univerſitäten waren, vom Anfange an, Schulen, und werden auch immer nichts anders bleiben, wenn man ſie gleich mit Rechte verhältnißmäßig hohe Schulen nennet. Ein Blick in die Geſchichte der Entſtehung der Univerſitäten, wird dieſes einleuchtender machen.

Nachdem ſeit Karls des Großen Zeiten immer einzelne berühmte Lehrer hier und da Schulen eröffneten, und ſonderlich Theologie und die derſelbendamals dienende Philoſophie lehrten, zu welchen oft Schüler von fernen Landen wallfahrteten, wurden in den folgenden Jahrhunderten von Päpſten und Kaiſern, ſonderlich in Italien, verſchiedene Schulen für einzelne Wiſſenſchaften geſtiftet, worunter die Schule zu Bologna für Philoſophie und Jurisprudenz, und die Schule zu Salerno für die Arzneykunde die berühmteſten waren. Der Kaiſer Friedrich II. ſtiftete aber zuerſt im J. 1224. zu

Nea-

Neapel ein *Studium generale* oder *Universale*, wozu er die Lehrer und Schüler in allen Wiſſenſchaften einlud *). Zugleich konnte die hohe Schule zu Paris für ein gleiches *Studium universale* gelten, weil daſelbſt Wiſſenſchaften aller Art gelehret wurden. Das Wort *Universitas* aber hieß, wie Hr. Hofrath Meiners ſehr richtig bemerkt, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts weiter nichts als eine Gemeinheit oder Innung, und wird hier für die Universitas Doctorum et Scholarium genommen. Papſt Honorius III. nennte die pariſiſche hohe Schule im J. 1218: Doctorum et Discipulorum Parisiensis Universitas, und ſie ſelbſt nannte ſich im J. 1221: *Nos universitas Magistrorum et Scholarium Parisiensium* **). Damal alſo beſtand die gelehrte Innung oder Korporation aus den Lehrern und Schülern zuſammengenommen. Jetzt zieht man aber das Ehrenwort Univerſität ausſchließend auf die Profeſſoren; denn man ſagt ja z. B. die Studenten und gewiſſe Bürger ſind der Jurisdiktion der Univerſität untergeben.

Es iſt zwar die Geſammtheit der Profeſſoren

*) Man ſ. Petri de Vineis Epp. Lib. III. Ep. XI. Auch Conringii Antiquitates Academicae. (Goettingae 1739. 4.) S. 143 bis 152.

**) Man ſ. Meiners Entſtehung der hohen Schulen IVter Band. (Göttingen 1805. gr. 8. S. 336.

auf jeder Univerſität allerdings auch als eine ehrwürdige Geſellſchaft von Gelehrten zu betrachten. Sie alle, und Jeder einzeln, können, wenn ſie ſonſt ſich dazu eignen, als Gelehrte, als Schriftſteller, als Beförderer nützlicher Wahrheiten auch außer den Univerſitäten, als Erfinder neuer Wahrheiten, ſchätzbar ſeyn; nur ſollten ſie nicht aus den Augen laſſen, daß ſie, in ſofern ſie als Profeſſoren betrachtet werden, nur Lehrer der Jugend ſind, vom Staate beſtellt, junge Leute in nützlichen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften aller Art zu unterrichten und ſie gewiſſermaßen auch zu erziehen. Nicht wenige Profeſſoren haben freylich von je her ihre eigentliche Beſtimmung verkannt. Sie haben oft ihre Zuhörer als Gelehrte angeſehen, auf deren Urtheil über ihre gelehrte Verdienſte ſie ſich beriefen. Sehr unſchicklich. Den Lehrern iſt ſehr wohl die edle Freude zu gönnen, zu ſehen, daß durch ihre Bemühung ihre fähigen und fleißigen Zuhörer ſich zu ſchätzbaren Männern bildeten; aber ſo lange dieſe noch Schüler waren, ſind ſie nicht im Stande den Werth der gelehrten Entdeckungen ihrer Lehrer zu würdigen. Ueberdieß haben Lehrer auf Univerſitäten, ehemal noch mehr, aber auch leider! nicht ſelten noch jetzt, in ihren gedruckten Schriften zu der ganzen gelehrten Welt geredet, als belehrten ſie Schüler. Sie vergaßen, daß ſie, ſobald ſie öffentlich für die gelehrte Welt ſchrieben, ſich Leſer vorſtellen mußten, die

die ihnen an Einſichten gleich und wohl gar überlegen ſeyn könnten, und die ſie alſo nicht im Lehrertone anzureden hatten. Sie vergaßen von der andern Seite oft eben ſo ſehr, daß ihr mündlicher Vortrag einen ganz andern Zweck haben muß als ihre Schriften, da ſein Zweck iſt, daß junge Leute, welche offenbar weniger wiſſen, als ihre Lehrer, von demjenigen gehörig belehrt werden, was ſie auf der hohen Schule erſt gründlich lernen ſollen.

Bildung und Unterricht junger Leute iſt der Hauptzweck der hohen Schulen; dieß ſollte billig im Allgemeinen Niemand läugnen. Worauf ſoll denn aber der Unterricht der Jünglinge eigentlich gehen? Sollen etwa Univerſitäten nur allein zur Bildung von Lehrern oder nur allein zur Bildung theoretiſcher und ſpekulativer Gelehrten von Profeſſion dienen? Das kann nicht ſeyn; obgleich ſehr oft die Profeſſoren auf Univerſitäten ihre Vorleſungen ſo einrichten, als wäre ihnen dieſes zum Einzigen Zwecke vorgeſchrieben. Die Profeſſoren ſind aber Diener des Staats, welcher ſie zu Lehrern geſetzt hat. Nun iſt es offenbar der Hauptzweck des Staats, daß auf Univerſitäten junge Leute zu allen Geſchäften, die im Staate nöthig ſind, ſollen gebildet werden, inſofern dazu Gelehrſamkeit erfordert wird. Zwar weiß ich wohl, daß viele Profeſſoren auf Univerſitäten dieſe Hauptbeſtimmung ihres Lehramtes vergeſſen, daß ſie Kenntniſſe, welche demjenigen unmittelbar

nothwendig ſind, der künftig irgend ein beſtimmtes Amt im Staate bekleiden will, unter der Benennung von **Brotwiſſenſchaften** herabzuwürdigen ſuchen, ſich dagegen aber einbilden, ihre neue Syſteme, oder gar ihre theoretiſche Grillen wären die Hauptſache die ſie lehren ſollten. Aber hierin haben ſie ſehr Unrecht. In einer wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft iſt es nothwendig, daß ein Jeder ehrlich ſein Brot verdiene; es kann daher um ſo weniger herabwürdigend ſeyn, daß Jemand vorzüglich lerne, was dazu erforderlich iſt. Die ganze Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft führt mit ſich, daß, indem ſich Jeder ernährt und ſein Hausweſen dadurch in gutem Stand ſetzt, er eben dadurch auch das Wohl ſeiner Mitbürger, und ſo das Wohl des ganzen Staats befördern hilft. Es iſt alſo der Weisheit des Staats keineswegs unwürdig, wie manche allzugelehrte Gelehrte gern vorgeben möchten, alle Schulen, mögen ſie nun niedere oder hohe heißen, ſo einzurichten, daß in denſelben alles hauptſächlich in der Rückſicht gelehrt werde, wie der geſunde Verſtand der jungen Leute zu erwecken und zu ſtärken ſey, damit künftig ſie der menſchlichen Geſellſchaft nützlich werden *) und darin ihr Fortkommen finden,

*) Hr. Prof. Schleiermacher hält dies bei den Univerſitäten nicht für den Hauptzweck; und es dafür zu halten, meint er, „ſey ein ſehr verderblicher Mißverſtand.“ Dies ſagt er (S. 53.)

den, beſonders da es bei den Univerſitäten auch darauf ankommt, junge Leute zu Aemtern zu bilden, ohne die der Staat ſelbſt nicht beſtehen

ſeiner Schrift: Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten in deutſchem Sinne; nebſt einem Anhange über eine neu zu errichtende. (Berlin 1808. 8.) Darin ſchildert er eine Univerſität wie ſie noch nie geweſen iſt, jetzt auch nirgend iſt, wie ſie aber, nach ſeinen mancherley Forderungen und Vorausſetzungen, ſeiner Meinung nach, nächſtens errichtet werden müßte. Es ſoll da „das wahre Wiſſen" (S. 58. und an vielen andern Orten) erlangt, es ſoll da „eignes wiſ„ſenſchaftliches Leben in den Jünglingen er„zeugt werden." (S. 55.) u. ſ. w. Deutlichkeit und genaue Beſtimmtheit wären bei Vorſchlägen von ſo ganz neuer Art wohl das Erſte was erforderlich wäre, um die möglichen Vortheile oder Nachtheile einer wirklichen Ausführung in ihrem ganzen Umfange mit Verſtande überlegen zu können; aber ob zwar dieſe Schrift in einem ziemlich peremptoriſchen Tone geſchrieben iſt, ſo kann man doch zuweilen den eigentlichen Sinn nur errathen. Hauptſächlich hat Hr. S. nirgend erklärt was denn das wahre Wiſſen eigentlich ſey, ſo oft und ſo phantaſiereich er auch darüber ſpricht. Wenn man aber ein ſolches Wort braucht, ohne einen genau beſtimmten Sinn anzugeben, ſo iſt dieß nicht mehr werth als wenn man von einem Archäus oder Spiritus rector ſpricht. Eben ſo wenig läßt uns

kann. Der Staat leidet aber unmittelbar eben ſo ſehr Schaden, wenn dieſe Aemter mit unwiſſenden und kenntnißloſen, als wenn ſie mit ſolchen Men-

uns Hr. S. auch wiſſen, was dann wohl der deutſche Sinn eigentlich ſeyn mag, worin er ſein Ideal einer Univerſität zu ſuchen ſcheint. Bis jetzt iſt wenigſtens weder eine deutſche noch eine ausländiſche Univerſität ſo eingerichtet geweſen, wie er von Univerſitäten fordert, und noch dazu ſind mehrere ſeiner Forderungen nicht ganz deutlich. Wenn man aber die Worte, wahres Wiſſen und deutſchen Sinn zuſammennimmt und S. 57. lieſet, daß ſich bey den Jünglingen auf Univerſitäten „aus der unmittelbaren Anſchauung der Vernunft und ihrer „Thätigkeit die Einſicht entwickeln ſoll in die „Nothwendigkeit und den Umfang alles realen „Wiſſens," ſo möchte einem etwas bange um's Herz werden. Wir haben leider! im deutſchen Sinne, beſonders im deutſchen Univerſitäts-Sinne, von ſo vielem vermeinten Wiſſen reden gehört, das recht wahr und real ſeyn ſollte und nichts weniger war. Wir haben da leider! von ſo vielen Anſchauungen gehört, wodurch ganz und gar nichts geſchauet wurde, und welche ſo helle ſie anfänglich ſeyn ſollten, doch ſich bald wieder verdunkelten. Hr. S. ſcheint auch in einer Art von intellektuellen Anſchauung ſein Bild von einer Univerſität gefaßt zu haben; denn es iſt darin ſehr wenig Kenntniß der wirklichen Welt, und eben ſo wenig Rückſicht auf dieſelbe zu bemerken. Bis Hr. S. ſich deutlicher

Menſchen beſetzt werden, die durch leere Grillenfängereyen verdorben werden, indem ihnen ihre Lehrer einbilden, es beſtehe das Wiſſen nur in dürren

cher erklärt, was ihm denn wahres Wiſſen ſey, und bis man alſo recht beurtheilen kann, wie viel davon wahr iſt, und wie viel und was die Jugend durch dieſes Wiſſen wiſſen möchte, muß man, (nach dem Tone der in dieſer Schrift herrſcht,) beynahe befürchten, daß er der Jugend ein ihr ſehr unnützes myſtiſch-transſcendentales Wiſſen zugedacht habe, zumal da er das Wiſſen, das im wirklichen Leben nöthig iſt, gegen ſein vermeintes wahres Wiſſen, das er bloß aus der Philoſophie (und unfehlbar aus der ſpekulativen,) herholen will, gar ſehr herabſetzt. Und ſo könnte man wohl vorausſagen, daß wenn je eine Univerſität, in ſolchem längſt verrufenen deutſchen Sinne, ſollte irgendwo angelegt werden, dieß heißen würde, die Waſſerfäſſer der Danaiden füllen zu wollen. Es iſt wenigſtens nicht wünſchenswerth, daß in der Jugend auf unſern Univerſitäten ein wiſſenſchaftliches Leben erweckt werde, im Fichte'ſchen, Schelling'ſchen, Eſchenmayer'ſchen Sinne; vielmehr iſt es ſehr wünſchenswerth, daß der geſunde Verſtand der Jugend geſchärft, daß ſie nicht mit ſpekulativen Hirngeſpinnſten vollgeſtopft, daß vielmehr in ihr Liebe zum Fleiße erzeugt werde, um das zu lernen, was im wirklichen Leben ihren Nebenmenſchen, und dem Staate welcher ſie ſchützt, nützlich werden kann.

Dieß

ſpitzfindigen Spekulationen. Leute welche ſich bloß dieſem Wiſſen ergeben, ſind in einem Staate die unnützeſten Mitglieder. Daher ſollte man ſich hüten, die noch ungebildeten Jünglinge auf Univerſitäten hauptſächlich zu mutzloſem Wiſſen bilden zu wollen.

Diejenigen Univerſitätsgelehrten, welche ſich hauptſächlich mit ſpekulativen Theorieen beſchäftigen, oder, ſo Gott will, wohl gar ein neues, nur allein wahr ſeynſollendes ſpekulatives Syſtem erdacht haben, welches ſie durch ihre Zuhörer vor allen Dingen fortzupflanzen willens ſind, pflegen ſehr geneigt zu ſeyn, aufzuſchreyen, man handle mir

Dieß iſt auch bisher der Zweck geweſen, weßwegen jede weiſe Regierung Profeſſoren zu Lehrern der Jugend auf hohen Schulen beſtellte und beſoldete, und weswegen vernünftige Aeltern und Vormünder ihre Kinder und Pflegbefohlne auf hohe Schulen ſchickten. Es iſt überdieß auf alle Weiſe höchſt unſchicklich, jungen Leuten den Dünkel einprägen zu wollen, daß ſie nach ein Paar auf der Univerſität zugebrachten Jahren ein unbeſtimmtes wahres Wiſſen erlangt hätten, wogegen alles Wiſſen was ſie in der wirklichen Welt und zum Beſten des Staats nöthig haben, nur unbedeutend wäre. Es iſt unter andern auch ſehr nöthig, daß ein Lehrer auf hohen Schulen ſie belehre, daß ſie beſcheiden ſeyn müſſen und daß er ſelbſt beſcheiden ſey und nicht das böſe Beyſpiel gebe, in unbeſtimmten Phraſen über Alles abzuſprechen.

wider die Würde der Wiſſenſchaften, wenn man, bey der Beſtimmung ihres Werthes, doch auch den Nutzen in Anſchlag bringt. Dieſe Männer aber vermengen zweyerley ſehr verſchiedene Dinge miteinander: die Kultur der Wiſſenſchaften an ſich, und den Unterricht der Jünglinge auf Univerſitäten. Es bleibt ihnen, in ſofern ſie Gelehrte ſind, unverwehrt, ihre ſpekulative Theorieen in Schriften der gelehrten Welt vorzutragen, und zu erwarten, — was Männer darüber urtheilen, welche, als Gelehrte, darüber zu urtheilen vermögen. Aber in ſofern Univerſitätsgelehrte Lehrer der Jugend ſind, iſt es ihnen nicht nur anſtändig, ſondern es iſt auch ihre Pflicht, das zu lehren, was den ihrem Unterrichte, und gewiſſermaßen ihrer Erziehung, anvertrauten Jünglingen nöthig und nützlich iſt. Da nun offenbar nur ein geringer Theil dieſer Jünglinge zu eigentlichen Gelehrten, und am allerwenigſten zu tranſcendental-ſpekulirenden Gelehrten kann und ſoll erzogen werden, ſo iſt es gewiß die Pflicht der Lehrer auf Univerſitäten, daß ſie hauptſächlich ſuchen müſſen, durch ihre Lehren dem größten Theile ihrer Schüler nützlich zu werden! Darüber, daß es der Würde eines Univerſitätslehrers gar nicht zuwider, vielmehr der Vernunft gemäß iſt, bey ſeinen Vorträgen auf die Beſtimmung des größten Theils ſeiner Zuhörer im wirklichen Leben Rückſicht zu nehmen, will ich eine Autorität anführen, welche dieſen Univerſitätsphiloſophen hoffentlich ſtatt aller andern dienen wird.

Kant

Kant sagte in der Nachricht von seinen Vorlesungen 1765 u. 1766: *) „Da der natürliche „Fortschritt der menschlichen Erkenntniß dieser ist, „daß sich zuerst der Verstand ausbildet, in„dem er durch Erfahrung zu anschauenden Ur„theilen und durch diese zu Begriffen gelangt, daß „darauf diese Begriffe in Verhältniß mit ihren „Gründen und Folgen durch Vernunft „und endlich in einem wohl angeordneten Gan„zen vermittelst der Wissenschaft erkannt wer„den, so wird die Unterweisung eben denselben „Weg zu nehmen haben. Von einem Lehrer wird „also erwartet, daß er aus seinem Zuhörer erstlich „den verständigen, dann den vernünftigen „Mann, und endlich den Gelehrten bilde. Ein „solches Verfahren hat den Vortheil, daß, wenn „der Lehrling gleich niemals zu der letzten Stufe „gelangen sollte, wie es gemeiniglich geschieht, „er dennoch durch die Unterweisung gewonnen hat, „und wo nicht für die Schule, doch für das „Leben geübter und klüger geworden ist." Kant war selbst Lehrer auf einer Universität, und ein spekulativer Philosoph. Er hielt es aber nicht der Würde der Wissenschaft nachtheilig, wenn nur wenige bis dahin gelangen, vielmehr hielt er es für heilsam, daß der Lehrer seine Unterweisung dahin

*) Man s. Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebenen kleinen Schriften von J. Kant. Königsberg 1800. 8.

dahin richte, ſeine Schüler für das Leben geübter und klüger zu machen. Deſto weniger wird es für unwürdig einer weiſen Regierung können erachtet werden, wenn ſie eine Univerſität hauptſächlich zu dieſem gemeinnützigen Zwecke will eingerichtet wiſſen, und eben ſo wenig kann es eines vernünftigen Menſchenfreundes unwürdig ſeyn, zu wünſchen, daß die Einrichtung jedes Lehrvortrages auf Univerſitäten hauptſächlich dieſem wohlthätigem Zwecke angemeſſen, nicht aber ihm hinderlich ſeyn möge.

Ueberdieß iſt es auch keinesweges die Abſicht, daß diejenigen, die ſich Aemtern widmen, nun etwa bloß nothdürftig diejenigen Kenntniſſe erlangen ſollen, welche zur Führung dieſes oder jenes beſtimmten Amts unentbehrlich ſind. Vielmehr verlangt der Staat dieſes gar nicht von den Univerſitäten, und hat ſie daher auch keinesweges ſo eingerichtet, daß die Jünglinge einen großen Theil der Kenntniſſe, welche zum praktiſchen Leben gehören, dort ſchon erlangen ſollen, ſondern hält es für beſſer, daß dieſe von ihnen erſt nach den Univerſitätsjahren erworben werden. Eine weiſe Regierung betrachtet allerdings immer Univerſitäten als gelehrte hohe Schulen. Sie will ausdrücklich, daß die künftigen Geſchäftsleute in ihrer Jugend auf Univerſitäten alle die gelehrten Kenntniſſe erwerben ſollen, welche ihnen zu den Aemtern, wozu ſie der Staat brauchen will, wenn auch nur mittelbar, dienlich ſind, oder ſich ſonſt mit denſelben vertragen.

Es

Es steht offenbar im Staate viel besser, wenn diejenigen, die dessen Geschäfte verwalten, durch Wissenschaften und gelehrte Kenntnisse von mancherley Art ihren Verstand ausgebildet und durch echte vernünftige Philosophie ihre Beurtheilungskraft geschärft haben, als wenn sie trockne ungelehrte Formenmenschen sind, die nichts wissen, als was ihnen in ihrer Instruktion vorgeschrieben seyn mag. Nur ist es gewiß nöthig, daß auf Universitäten die Erwerbung gelehrter Kenntnisse aller Art doch hauptsächlich dahin gerichtet sey, bey den jungen Leuten diejenigen Kenntnisse durch Gelehrsamkeit zu unterstützen und zu vervollkommnen, welche unmittelbar zu der Laufbahn nöthig sind, auf welcher sie künftig im bürgerlichen Leben zum Besten des Staats und zu ihrem eigenen Besten fortwandeln sollen. Wenn nicht der gelehrte Unterricht auf Universitäten mit weiser Mäßigung dahin abzweckt, so bekommt die bürgerliche Gesellschaft eine Menge junger Leute, die in derselben nirgends an ihrer rechten Stelle stehen, wenn sie auch gleich von ihrem Professor, dessen hohe Weisheit sich vielleicht in dem vorschnellen Dünkel seiner Zuhörer spiegelte, mögen für übergelehrt gehalten worden seyn.

Aus dergleichen Nachschwätzern des neuen, auf unsern an neuen Systemen so ergiebigen Universitäten erfundenen, transscendentalen Wissens, die versäumt haben dasjenige zu lernen, was im menschlichen Leben wirklich brauchbar ist, entsteht denn auch zu unsern Zeiten die große Menge von so-

genann-

genannten privatiſirenden Gelehrten. Dieſe ſind eine Art unnützer Paraſitenpflanzen im Staate und in der gelehrten Welt; ſie ſind verwahrloſete Jünglinge, die um ſoviel weniger Luſt bezeigen, die Pflichten eines Amts zu übernehmen, da ſie auf Univerſitäten keine einzige von den Wiſſenſchaften gründlich ſtudirt haben, die nöthig ſind um in der menſchlichen Geſellſchaft thätig zu ſeyn. Sie ſind Halbgelehrte, welche ſich, im Dünkel ihres ſeichten Wiſſens, für zu gut dünken ein Amt zu ſuchen, welche eine vermeinte gelehrte Unabhängigkeit vorziehen, und endlich, weil ſie ſich ſonſt nicht zu ernähren vermögen, papierverderbende Buchmacher aller Art werden. Dergleichen Zwittergeſchöpfe zwiſchen Gelehrten und Müſſiggängern zu bilden, kann nicht die Abſicht der Anlegung von Univerſitäten ſeyn; und doch werden ſie auf den deutſchen Univerſitäten häufig gebildet, wegen der Unart vieler Lehrer der Philoſophie, welche nicht darauf achten, dasjenige was auf Univerſitäten — oft ſehr uneigentlich — Gelehrſamkeit heißt, mit ihren Zuhörern auf ſolche Art zu treiben, daß dadurch der Weg, worauf die Jünglinge einſt ins bürgerliche Leben eingehen müſſen, nicht verrückt oder gar verſchloſſen werde. Am wenigſten ſollte dieß durch die Philoſophie geſchehen welche man die Jünglinge lehrt; und doch geſchieht es ſeit langer Zeit durch dieſe am meiſten. Je höher junge Leute in den ſiebenten Himmel unſerer neueſten Philoſophie, Aeſthetik, und höchſt philoſophiſch-äſthetiſch ſeyn ſollender

Myſtik

Mystik emporgestiegen sind, desto unnützer sind sie gemeiniglich für's bürgerliche Leben. Wenn Universitäten dahin führen, so sind sie gewiß nicht das was sie seyn sollen. Eine Wahrheit, welche besonders in unsern Zeiten wohl noch nöthiger ist beherzigt zu werden als sonst, weil die deutschen Afterphilosophen noch nicht aufhören, das lose Gezänk und Geschwätz ihrer falschberühmten Kunst *) für das einzige Wissen auszugeben.

Was ist Philosophie? Diese Frage ist von jeher sehr verschieden beantwortet worden **), und wird in Deutschland täglich schwerer zu beantworten seyn, je mehr bey uns ganz funkelnagelneue Philosophieen von ganz spannnagelneuer Art entstehen, die sich von der gesunden Vernunft zu entfernen suchen.

Es giebt gewiß mehrere Arten dessen was Philosophie genannt wird, die kein Philosoph, im besten Verstande des Worts, wird zu der seinigen machen wollen. Die chimärische Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, ward von den Alche-

*) 1 Tim. VI. 20.

**) Schon Lucian spottete zu seiner Zeit hierüber. Er sagt: „Bey uns und bey den Persern giebt „jedermann zu, daß zweymahl zwey vier ist. „aber wir sehen viele und ganz verschiedene „Philosophieen, welche weder im ersten Grunde „noch im Zwecke übereinkommen." Man s. Lucians Parasiten, in Edit. Hemsterhusii. (Amstelod. 1743. 4.) T. III. S. 857.

Alchemisten auch die höchste hermetische Philosophie, ja sogar von Königen geradeweg die philosophische Wissenschaft *) genannt. Und die ist eben so hoch erhobene und eben so nichtsnützige Uranschauung des Absoluten in der Identität hieß vor einiger Zeit innerhalb der Hörsäle der Universitäten zu Bamberg und zu Landshut in Baiern die einzige Philosophie. Im Mittelalter hieß sogar philosophari und φιλοσοφειν das Mönchsleben ergreifen, **) und die landshut'sche Absolut-Philosophie weiset uns in der That wieder in die finstern Zellen der Kapuziner zurück. In Frankreich, und auch in Deutschland ***) ist scheinheiligen Schwachköpfen sogar die bloße Benennung eines Philosophen ein Schimpfwort. Aber die Erhebung der Dialektik und der Träumerey

*) K. Eduard IV. von England gab im J. 1476 zwey Adepten das Privilegium, die philosophische Wissenschaft, Quecksilber in Silber und Gold zu verwandeln, vier Jahre lang auszuüben, so gut sie könnten. Man s. Rymeri Foedera etc. Tomi Vti pars IIItia Ed. Hagae Comitum 1741, fol. p. 70.

**) In Ducange Glossar med. et inf. latinitatis und besonders in dessen Glossar med. et inf. graecitatis sind die Beweise dieses Sprachgebrauchs zu finden.

***) In dieser Bedeutung hat ein Deutscher im J. 1803, ein sinnloses dickes Buch in zwey Bänden unter dem Namen: Triumph der Philosophie, herausgegeben.

merey bis in das hermetiſche oder myſtiſche oder äſthetiſche Leere gilt bey verſtändigen Männern eben ſo wenig für Philoſophie, als das Schimpfen heuchleriſcher Dummköpfe, welche lächerlicherweiſe der Philoſophie die Umſtürzung der Religion und der Staatsverfaſſungen Schuld geben.

Man hat mancherley Definitionen der Philoſophie, womit man ihren letzten Zweck zu beſtimmen geſucht hat. So verſchieden ſie aber auch ſind, ſo hat doch allen denjenigen, welche eine **vernünftige Philoſophie befördern wollten**, immer ein gewiſſer Mittelbegriff vorgeſchwebt, auf den ſich jede nicht unechte Philoſophie bezieht; nämlich, nächſt der genauen **Beſtimmung der Principien des Denkens, durch die Logik**, auf die **Erforſchung der eigentlichen Beſchaffenheit** der Dinge und ihrer Urſachen, vermittelſt der vernünftigen Anwendung der logiſchen Principien. Cicero hat ſchon auf dieſe Art erklärt, was Philoſophie ſey. Er ſagt: Sapientia autem est (ut a veteribus philosophis definitum est,) *rerum divinarum et humanarum, causarumque*, quibus haec res continentur, *cognitio*. *) Es iſt und bleibt ein allgemeines Merkmal

*) *Cic. de Officiis. Lib. II. 2. Edit. Ernesti T. IV. p. 360.* Man muß bemerken, daß in dem Gegenſatze der cognitio der rerum divinarum mit der cognitio der rerum humanarum, jene die Phyſik, dieſe die Dialektik und Moral anzeigen ſoll. Cicero ſagt: (Orator. c. 34, Ed. Ernesti T. I. S. 682,) Oratorem ne *physicorum* quidem esse ignarum volo. Omnia profecto, cum se a *caelestibus* rebus

mal des Philoſophirens, daß die Beſchaffenheit der Gegenſtände mit Verſtande betrachtet und nach den Urſachen geforſcht werde. Ich will daher bey Cicero's Definition ſtehen bleiben, ohne mich auf die verſchiedene Erklärungen einzulaſſen, worüber die neueſten Philoſophen noch untereinander uneinig ſind. Wer von Gegenſtänden handelt, ohne ihre Beſchaffenheit unterſucht zu haben, wer etwas annimmt, ohne die Urſache ſo viel möglich ergründet zu haben, handelt gewiß unphiloſophiſch; daher können wir wenigſtens negativ beurtheilen, ob irgend ein Vortrag nicht Philoſophie iſt.

Freylich gilt von der Philoſophie nur allzu oft was Cicero vom Tode und von dem Zuſtande nach dem Tode ſagt: daß man da mit Wahrſcheinlichkeit zufrieden ſeyn müſſe, wo vollkommene Gewißheit nicht zu erlangen iſt *). Ein Fürwahrhalten aus vernünftigen Gründen iſt oft die ſicherſte Philoſophie, und die Philoſophen würden ſehr wohlgethan haben, ſich mehrentheils damit zu begnügen, und nicht mit vergeblicher Spitzfindigkeit

referet ad *humanas*, excelsius magnificentiusque et dicet, et sentiet. Cumque illa *divina* cognoverit, nolo ignoret ne haec quidem *humana*: Jus civile teneat, cet. Man ſ. auch Ernesti clavis Ciceron. v. *Divinus*.

*) Ea quae vis, *ut potero explicabo*, nec tamen *quasi Pythius Apollo*, *certa ut sint et fixa quae dixero*, sed — probabilia conjectura sequens. *Ultra enim quo progrediar, quam ut veri videam similia*, non habeo. Cic. Tusc. Quaest. Lib. I. 9. Ed. Ernesti p. IV. T. 277.

apodiktiſche Beweiſe rein a priori da zu ſuchen, wo ſie nicht zu finden ſind. Das Forſchen nach Wahrheit zeigt den philoſophiſchen Geiſt, und wenn auch die apodiktiſche Wahrheit nicht zu erlangen wäre, und der iſt oft der ſchwächſte Philoſoph, der, gleich dem Pythiſchen Apollo, ſeine Sätze für allgemeingültige Orakel ausgiebt.

Das Wort Philoſophie und die Philoſophie ſelbſt kam uns aus Griechenland; denn was wir von der ſogenannten Philoſophie der Chaldäer, Inder, Phönizier, Aegypter u. dgl. vor den Zeiten der Griechen wiſſen oder vermuthen, beſteht aus Dichtungen und Bildern, die einen philoſophiſchen Sinn mögen gehabt haben, oder denen man ihn unterſchiebt. Selbſt was wir von der älteſten griechiſchen Philoſophie vor den erſten griechiſchen ſpekulativen Philoſophen, den Joniſchen, wiſſen, bezieht ſich auf Mythen und auf die ſogenannten Myſterien, welche ein ſogenannter Orpheus erfunden oder vervollkommnet haben ſoll, von welchem Diogenes von Laerte ſehr naiv ſagt: „Orpheus ſolle ein Philoſoph geweſen ſeyn, und „zwar der älteſte; wenn man aber überlege, was „er von den Göttern vorbringe, ſey zu zweifeln, „ob ein ſolcher Mann ein Philoſoph zu nennen „ſey“ *) Höchſtens bezog ſich dasjenige, was die älteſten Griechen, ungefähr im gegenwärtigen Verſtande Philoſophie nannten, auf weiſe Sprüche oder Geſetzgebung. Diejenigen, welche dem Staate

*) Diog. Laert. in Proëm. IV.

Staate wohl verstanden, und weise Rathschläge gaben, hießen mit Recht σοφοι um so mehr, weil von den ältesten Zeiten an σοφια **jede mit Verstande ausgeübte Kunst** bedeutete. Homer schreibt dem Schiffsbaumeister, der mit dem Richtscheid den Balken gehörig zu legen bemüht ist, eine σοφια zu; **denn**, fügt er hinzu, **Minerva hat es ihn gelehrt** *). Was Minerva lehrt, wird mit Verstand und Nachdenken getrieben, und dieß eben ist der wahre Geist der Weisheit und der Philosophie. Daher ward auch, irgend etwas mit Eifer treiben und **gehörig verstehen**, bey den Alten **Philosophie** **) genannt, und besonders brauchte man auch vorzüglich dieß Wort von der **Kunst, öffentlich zu reden**, ***) welche in Republiken so

 wichtig

*) — Ὡς σταθμη δορυ νηιον εξιθυνει
Τεκτονος εν παλαμῃσι δαημονος, ὁς ῥα τε πασης
Ευ ειδῃ σοφιης, ὑποθημοσυνῃσιν Αθηνης.
Homeri Ilias XV. v. 410.

**) Menander brauchte sogar das Wort φιλοσοφειν von der Bemühung eine Hochzeit zu Stande zu bringen: φιλοσοφει δε τυτο ὁπως κατασκευασαι τον γαμον. Man s. den *Suidas*, s. h. v. Die Musiker und Lautenspieler wurden auch Philosophen genannt. Man s. den Hesychius v. φιλοσοφος.

***) Die Redner nennt Isokrates (im Evagoras (Ed. Langii, Halae 1803. S. 306.) οι περι την φιλοσοφιαν οντες. Man s. auch daselbst S. 54.

wichtig iſt. Cicero berichtet ausdrücklich, daß Sokrates unter den vorzüglichſten gelehrten und talentvollen Männern der erſte geweſen ſey, der, den Staatsgeſchäften, (und der Führung der Rechtshändel vor dem Volke,) entſagend, es endlich bis dahin gebracht habe, daß das Wort **Philoſophie**, welches vorher insgemein von einer jeden Kenntniß und Uebung in irgend einer vorzüglichen Kunſt gebraucht ward, nur bloß von der Fertigkeit **weiſe zu urtheilen**, nicht aber ferner von der Kunſt **ſchön zu reden**, ſey gebraucht worden. *)

Nun gehet offenbar Sokrates ganze Art zu philoſophiren dahin, alle Begriffe durch **Zergliederung, durch Betrachtung von allen Seiten** ſo zu beſtimmen, daß **weiſe** d. h. **richtig** darüber **gedacht und geurtheilt** werde. Dieß iſt offenbar das allgemeine Reſultat aller Geſpräche

*) **Inventi sunt, qui cum ipsi doctrina et ingeniis abundarent, a re autem civili et a negotiis, animi quodam judicio, abhorrerent, dicendi exercitationem exagitarent, atque contemnerent: quorum princeps Socrates fuit, — is, qui, — cum *omnis rerum optimarum cognitio*, atque *in iis exercitatio*, *Philosophia* nominaretur, hoc commune nomen eripuit, *sapienter sentiendi*, et *ornate dicendi scientiam*, —— disputationibus suis *separavit*.** *Cicero de Oratore Lib. III. c. 16. Ed. Ernesti, T. I. p. 522. 523.*

che, die Xenophon und Platon ihm in den Mund gelegt haben.

Sollte es wohl verwerflich, oder nicht vielmehr zu unſern Zeiten mehr als jemals nothwendig ſeyn, daß wir darauf dächten, mit Sokrates Hand in Hand zu gehen, und wieder zum Hauptzwecke der Philoſophie zu machen, daß alle Begriffe, anſtatt ſie einſeitig anzunehmen, von allen Seiten betrachtet und dadurch ſo genau beſtimmt würden, daß über Alles weiſe d. h. richtig gedacht und geurtheilt werden könnte? Sokrates ſonderte ſeine Philoſophie von der Kunſt zierlich zu reden, welche bis dahin auch zur Philoſophie war gerechnet worden. Ach! wir ſind bey unſern deutſchen Philoſophen gar nicht in dem Falle, Verzicht thun zu müſſen, auf ihre Kunſt zuſammenhängend und ſchön zu reden; es wäre vielmehr ſehr zu wünſchen, daß dieſe ſo beyfallswürdige Kunſt wieder mit der deutſchen eigentlichen Philoſophie möchte verbunden werden! Zur Zierlichkeit der Rede gehört hauptſächlich auch Deutlichkeit und richtiger Zuſammenhang. Wo ſind die Zeiten geblieben, da Wolf und Cochius und Lambert und Tetens und Platner ſo deutlich und zuſammenhängend, da Leſſing und Moſes Mendelsſohn und Abbt und Engel und Garve und Eberhard ſich, mit allgemeinen Beyfalle ſo deutlich und ſchön über philoſophiſche Gegenſtände ausdrückten? Faſt alle unſere ſogenannte neue

und neueſte Philoſophen ſeit zwanzig Jahren, ſind leider! in Abſicht auf das *ornate dicere* wohl das Gegentheil von jenen Männern. Einige der Beſten von ihnen verachteten leider! die Einfalt eines klaren Ausdrucks oder waren deſſelben nicht mächtig; ſie ſchrieben weitſchweifig und affektirt, und wurden ſchon dadurch oft ſchwankend und dunkel. Und was ſoll man von der Schreibart der übrigen ſagen! Ihr Vortrag iſt ſteif und übellautend, nachläſſig im Bau der Perioden, und wird noch dunkler durch die Verwirrung unbeſtimmter Begriffe und willkührlich erfundener Terminologie. Dieſe Philoſophen ſinnen darauf, leichte Dinge ſchwer auszudrücken, gemeinen Gedanken durch mühſam zuſammen geſuchte uneigentliche Ausdrücke das Anſehen der Neuheit zu geben; ſie ſchnappen nach dem Weithergeholten und Seltſamen, ſehr geübt in der elenden Kunſt unverſtändlich, und vielleicht eben deshalb oft ſehr unverſtändig zu ſchreiben.

Dieſe abſichtliche Entfernung von allem was deutlich und leicht faßlich iſt, dieſes affektirte Haſchen nach kraftloſen Kraftwörtern, dieſe ermüdende Wiederholung von neuerfundenen Phraſen ohne neuen Sinn, allezeit verbunden mit ſtolzem Dünkel und oft mit der Grobheit einiger Anführer die von ſo manchen Nachbetern nachgeahmt wird, ſind noch andere ſehr charakteriſche Züge dieſer neuen Philoſophien, die gleichfalls alles *ornate dicere* ausſchließen. Faſt alle Anhänger dieſer neuen und neueſten Philoſophieen geben zu verſtehen, alle

eben

eben angeführte deutſche Philoſophen von Wolf bis auf Eberhard und Platner wären nicht würdig ferner Philoſophen genannt zu werden, ſeitdem im J. 1781 das Licht der Kritik der reinen Vernunft hervorleuchtete, und nachher die Lämpchen der intellectualen Anſchauung, der Indifferenz des Abſoluten, des Seligen welches über das Abſolute noch hinausreicht, des neuplatoniſchen innern Lichts und des wahren Wiſſens der deutſch-philoſophiſchen Myſtik; indem vorher gar keine Philoſophie vorhanden geweſen wäre. Geſetzt es wäre ſo; ſollte es denn deshalb nothwendig ſeyn, ſich eines unangenehmen, verwickelten, unbeſtimmten, undeutlichen, dunkeln, verwirrten, ſteifen Vortrags zu befleißen, um die Philoſophie neu entſtehen oder neu wiedergebohren werden zu laſſen? Und ſo ſchlecht iſt doch wirklich bisher leider! der Vortrag aller Anführer der deutſchen neuen und neueſten Philoſophien beſchaffen geweſen. Lucida intervalla der Schreibart finden ſich; ja zuweilen in der Dunkelheit zeigen ſich da ſchnell verſchwindende Blitze der Phantaſie, wo wir eher den erleuchtenden Sonnenſchein der deutlichen Vernunft wünſchten, wo wir eſt

— in noctis caligine coeca
cernere cenſemus ſolem,

und uns dennoch im Dunkeln finden, je mehr wir die Augen öffnen.

Wenn ich wünſchte, daß unſere Philoſophie auf Klarheit und auf den geſunden Verſtand der Sokratiſchen Philoſophie zurückgeführt, und mit der hellen und ſchönen Schreibart Platon's und Xenophon's verbunden werden möchte; ſo bin ich weit entfernt, deshalb alle tiefſinnige Unterſuchungen der ſpekulativen Philoſophie zu verwerfen, oder über die Gebühr gering zu ſchätzen, ich laſſe ihnen vielmehr ihren wahren Werth. Kein Theil der Wiſſenſchaften, der den menſchlichen Verſtand auf eine verſtändige Art beſchäftigen kann, muß untergehen; nur wird unfehlbar jede Philoſophie durch beſtimmten und deutlichen Vortrag philoſophiſcher werden. Bey ſpekulativen Fragen und Unterſuchungen iſt wahrlich am allermeiſten gar große Gefahr vorhanden, auf häßliche Abwege zu gerathen, zumal da die ſogenannte reine Spekulation immer das Neue ſucht, und dadurch leicht in's Seltſame, wo nicht in's Abentheuerliche fällt. Selbſt Männer, deren Tiefſinn und Scharfſinn nicht zu verkennen iſt, ſind dahin gerathen. Man möchte manchen offenherzig anreden, wie Cotta ſeinen Vellejus bey'm Cicero: *Quod mihi usu saepe venit, idem modo cum te audirem, acciderat, ut moleste ferrem, tantum ingenium (bona venia me audies) in tam leves, ne dicam in tam ineptas, sententias incidisse!* *)

Doch

*) *Cicero de Nat. Deor. Lib. I. c.* 21. *Ed. Ernesti T. IV. p.* 187.

Doch es ſey auch der tiefſinnigen Spekulation der weiteſte Spielraum zugeſtanden. Nur iſt es immer ſehr unrecht, ſie auszugeben, für das Einzige wahre Wiſſen, für das Eine, was dem menſchlichen Geſchlechte Noth wäre, und woraus für die ganze Gelehrſamkeit ein hellglänzendes Licht aufgehen müßte und ſo gar ſchon aufgegangen wäre. Noch verkehrter iſt es, vorzugeben, daß die ganze wahre Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft nur in der Spekulation zu finden ſey; wie dieſes ſeit zwanzig und mehrern Jahren unter uns Deutſchen ſo oft, und zuweilen auf die ſeltſamſte und unanſtändigſte Art iſt behauptet worden. Wenn ich hier freymüthig herausſage, daß ich ſolches Vorgeben für ungegründet, und für einen Mißbrauch der menſchlichen Vernunft halte, ſo weiß ich wohl, daß das ganze zahlreiche Heer der neuern deutſchen ſpekulativen Philoſophen, mich für einen unwiſſenden Verächter der Gelehrſamkeit ausgeben wird; indem ſie immer noch ſich einbilden, daß die deutſche Gründlichkeit nur auf ihren elenden Spitzfindigkeiten beruhe. Es iſt aber von je her die Schwachheit der Liebhaber der Spekulation geweſen, den Werth derſelben zu überſchätzen. Selbſt der Philoſoph Seneka, der doch wahrlich nicht ein bloßer Spekulant war, ſetzt in einem ſeiner Briefe,*) der ein merkwürdiges Beyſpiel der Schwachheit eines großen Mannes iſt, alle freye Künſte; die Philologie, die Poeſie, die Mu-

*) Seneca Ep. LXXXVIII

Muſik, ſogar die Mathematik herab, gegen die Philoſophie; denn dieſe ſagt er, docet virtutem. Darauf fängt er ſein pompoſes Lob der Philoſophie, in qua de divinis humanisque discendum est, damit an, daß er rühmt, darin wären die Fragen zu erörtern: „Ob etwas durch ſich „ſelbſt wird? Ob etwas vor der Zeit war? Ob „die Zeit mit der Welt ihren Anfang nahm, oder „vor dem Anfange der Welt? Denn, „(ſetzt er „— gar nicht Kantiſch —) hinzu: „wenn Et„was da wat, ſo war auch Zeit.“ Iſt dieß wohl eine Philoſophie quae docet virtutem? Nun! da ſelbſt ein Mann, wie Seneka, der ſo mannigfaltige Kenntniſſe beſaß, aus Liebe zur Spekulation ſo verkehrt urtheilen konnte, ſo darf man ſich über unſere neuen und neueſten Philoſophen nicht wundern, welche gröſtentheils nichts kennen, als ihre eigene armſelige transſcendentale und ſupertransſcendentale Wortphiloſophie.

Wäre die Philoſophie aber auch wirklich, wie dieſe ſpekulativen Träumer vorgeben, „die Wiſ„ſenſchaft, durch das Abſolute ſelbſt, die Wiſſen„ſchaft des Wiſſens zu konſtruiren,“ ſo iſt's doch offenbar, daß ſie, dafern ſie allenfalls ein Studium für Männer ſeyn mag, — doch nicht für Kinder und Jünglinge gehört. Dieſe Philoſophen treiben alſo den ärgſten Mißbrauch mit den Subtilitäten ihrer Philoſophie, wenn ſie ſie Jünglingen mündlich vortragen, welche zu ſolchen Spekulationen auf keine Weiſe reif ſeyn können, Jünglingen aller Art, welche

che auf Univerſitäten, doch nicht ſollen erzogen werden, „zur lebendigen Urweſenheit der reinen Vernunft," ſonſt auch die „unmittelbare Anſchauung der Vernunft" genannt, ſondern zum wahren Beſten des bürgerlichen Lebens. Freylich rümpfen dieſe ſich ſo weiſe dünkende ſeynwollende Philoſophen die Naſe, wenn man vom bürgerlichen Leben ſpricht! Ihre bis zur „ewigen Einheit und Allheit" gehende Philoſophie ſoll ſo erhaben ſeyn, daß ihr alles, was zum wirklichen Leben gehört, als gemein anekeln dürfe! Dieſe myſtiſche Träumer pflegen ſehr oft den göttlichen Platon zur Beſtätigung ihrer in Phantaſeen ſich herumtreibenden Philoſopheme anzuführen, gerade als wäre Platon ein Neu-Platoniker. Aber Platon, ſo tiefſinnig und ſcharfſinnig er gewiß war, verſchmähete doch wahrlich nicht durch ſeine Philoſophie hauptſächlich diejenigen Gegenſtände zu erörtern, die das bürgerliche Leben beſſer und glücklicher machen, und die jedem vernünftigen Menſchen, um ſein ſelbſt willen und um der menſchlichen Geſellſchaft willen, zu wiſſen nützlich ſind. Man ſehe Platon's Republik und ſein Buch über die Geſetze an, ja auch den größten Theil ſeiner Geſpräche, ob nicht allenthalben in denſelben Gegenſtände erörtert werden, wodurch der geſunde Menſchenverſtand vervollkommnet, das Herz veredelt, und die menſchliche Geſellſchaft verbeſſert wird?

Dieſe drey Hauptzwecke ſollten nun meines Erachtens, bey dem Unterrichte der Jugend auf Uni-

Univerſitäten nie aus den Augen geſetzt werden. Damit iſt das gründliche Studium aller, auch der theoretiſchen Wiſſenſchaften, ſehr wohl zu verbinden, und wird keinesweges dadurch gehindert. Diejenige Philoſophie, welche lehret, ohne Syſtemſucht, dem eigentlichen Urſprunge der vorzüglichſten philoſophiſchen Begriffe nachzuforſchen, welche auf die Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit derſelben die Aufmerkſamkeit richtet, welche darnach trachtet, durch dieſe wiederholte wechſelſeitige Vergleichung die Philoſopheme ſelbſt immer beſtimmter und deutlicher zu machen, kann und muß einen heilſamen Einfluß haben auf alle andere Wiſſenſchaften, die noch außerdem auf Univerſitäten gelehrt werden, ſie mögen nun theoretiſch oder praktiſch ſeyn. Nur eine ſolche Art der Philoſophie ſollte daher, ſoviel ich einſehen kann, auf Univerſitäten mündlich vorgetragen werden, und keine andere. Man ſage ja nicht, daß die Lehrfreyheit eingeſchränkt, oder der Spielraum der Gelehrſamkeit verengt würde, wenn der Staat beföhle, daß auf Univerſitäten die Philoſophie den Jünglingen nur ſolchergeſtalt ſolle vorgetragen werden, daß ſie auf andere Wiſſenſchaften, welche auf hohen Schulen gelehrt werden müſſen, wohlthätig wirken kann. Dasjenige zu verordnen, was mit dem Hauptzwecke warum der Staat Univerſitäten ſtiftete, übereinkommt, iſt einer weiſen Regierung eben ſo ſehr würdig, als dasjenige zu verbieten, was dem Hauptzwecke hinderlich iſt. Es ſind aber gewiß, in der

jetzi-

jetzigen Lage der Welt, die Univerſitäten hauptſächlich dergeſtalt einzurichten, daß die künftigen Bürger des Staats, auf welchen das Wohl des Staats beruhen ſoll, ſo gebildet werden, daß ihr Verſtand aufgeklärt werde, um alles, was die Wiſſenſchaften edles und nützliches haben, als Jünglinge zu erlernen, damit ſie es als Männer mit reifem Urtheile anwenden können. Will nun der Staat dieſes erreichen, ſo iſt offenbar, daß auch die Philoſophie, in ſofern ſie auf Univerſitäten gelehrt wird, zu dieſem ſo wohlthätigen Hauptzwecke vorzüglich mitwirken, nicht ihm entgegen arbeiten muß. Nun iſt es aber gewiß dieſem Zwecke hinderlich, auf Univerſitäten bloß ſpitzfindige Syſteme theoretiſcher Philoſophie vortragen zu laſſen, ein Heer junger transſcendentaler Philoſophen zu erziehen, die über die reine Syntheſis zu vernünfteln und den Indifferenzpunkt des Abſoluten aufzufinden meinen, in der wirklichen Welt aber fremd bleiben. Die Abſicht des Staats iſt nicht und kann nicht ſeyn, durch die Lehrer auf den Univerſitäten die unmündigen Jünglinge anweiſen zu laſſen, den geſunden Menſchenverſtand und die ihnen noch ſo ſehr fehlende Erfahrung, unter dem Schimpfworte des Empiriſchen, zu verachten, ſich hingegen einzubilden, Erfahrung könne nichts beweiſen gegen transſcendentale Theoreme die ſie oder ihr Lehrer ſich als nothwendig und allgemeingültig gedacht hatten, ſich einzubilden, die Träumereyen ſo ihnen ihr Univerſitätslehrer vorgetragen hatte, wären „das Abſoluthöchſte, welches ſeine Gewiſ-

„heit

„heit in sich selbst tragend, keines Beweises be„darf." Dergleichen Jünglinge werden zu künftigen Staatsbürgern ganz unbrauchbar seyn. Sobald sie aus den Hörsälen in die wirkliche Welt treten, worin reife Erfahrung mit verständigem Urtheile verbunden, alles lehren und bestimmen muß, werden sie mit ihrem philosophischen Dünkel nirgends an der rechten Stelle stehen können, wofern sie nicht als Männer die Träumereyen vergessen, welche ihnen auf der Universität von ihren Lehrern als das einzige wahre Wissen eingeprägt worden waren.

Man sage ja nicht, die theoretische spekulative Philosophie würde in ihrem Fortgange gehemmt werden, wenn die transscendentale Philosophie ferner gar nicht mehr, oder doch nicht in ihrem ganzen Umfange, auf Universitäten gelehrt würde. Seit zwanzig Jahren ist auf den meisten deutschen Universitäten die transscendentale Philosophie leider! bis zum Uebermaaße gelehret worden. Ist daraus Vortheil für die Philosophie erwachsen? Ist nicht vielmehr von Lehrern der Philosophie und von jungen Leuten auf Universitäten, oder von solchen die sie eben verlassen hatten, noch bis jetzt immerfort der unsinnigste unphilosophische Mißbrauch damit getrieben worden? Um desto mehr muß es jedem vernünftigen Manne nach und nach einleuchten, daß zur spekulativen Philosophie auch Beurtheilungskraft erfordert wird, daß sie überdieß für

Män-

Männer gehört, nicht aber für Jünglinge, die kaum den Kinderjahren entwachsen sind.

Zwar giebt es manche Universitätslehrer, die gern vorgeben möchten, der eigentliche Sitz der Wissenschaften wäre nur auf Universitäten, *) da diese doch, nach der jetzigen Lage der aufgeklärten Welt, eigentlich hauptsächlich Schulen seyn sollen, wo die Jugend in den Anfangsgründen derjenigen Wissenschaften zu unterrichten ist, welche nach der einmal getroffenen Einrichtung in den Gymnasien und Lyceen noch nicht sollen gelehrt werden. In Absicht auf Gelehrsamkeit und auf Beurtheilung neuer gelehrter Entdeckungen sind alle Gelehrte einander gleich, und nur der Beyfall der Besten und Einsichtsvollsten unter ihnen kann über den Werth gelehrter Verdienste entscheiden. Hingegen sind Lehrer und Schüler auf Universitäten einander höchst ungleich in Absicht auf Einsicht, und es ist also sehr thöricht, wenn sich Universitätsphilosophen einbilden, der Werth ihrer neuen Spekulationen müsse nach ihrer eigenen Meinung von dem transscendentalen Werthe derselben, oder nach dem Beyfalle ihrer Schüler

*) Das neueste Beyspiel davon gibt der Hr. Prof. Schleiermacher, in der oben S. 135 angeführten Schrift, wenn er eine Universität schlechterdings als ein freyes Gelehrtenverein schildert, welches das wahre Wissen, (dessen Beschaffenheit Hr. Schl. deutlich zu erklären nicht für gut gefunden hat, aber demselben als einem unbekannten Got-

Schüler abgemessen werden. In den mittlern Jahrhunderten fand man gelehrte Kenntnisse, und besonders Philosophie, (so gut oder schlecht sie damals war,) nur bey den Geistlichen und nächst ihnen bey den Universitätslehrern, welche selbst gröstentheils Geistliche waren; folglich galt der Lehrer für den berühmtesten Gelehrten, dem die meisten Schüler zuliefen. Hiezu kam, daß damal die Studenten nicht noch beynahe Kinder so wie jetzt, sondern meist reife Jünglinge waren, die sich schon den männlichen Jahren näherten, ja sie waren nicht selten an 30 Jahre alt, folglich Männer. Aber seitdem die Buchdruckerey erfunden, nachdem in drey Jahrhunderten, durch so viele Bücher aller Art, durch den Vortrag der Wissenschaften in lebenden

Spra-

te huldigt,) zum Hauptzwecke haben soll, daher er auch nicht nur, (S. 77), für die philosophische Fakultät, worin das wahre Wissen ausschliessend seinen Sitz soll aufgeschlagen haben, (eben so wie Kant in seinem Streite der Fakultäten) die erste Stelle in seiner Universität verordnet, sondern auch (S. 72) die übrigen Fakultäten nur für Specialschulen ausgibt. Dergleichen mag ganz gut seyn für die selbstgefällige Phantasie eines Wissenden! In der wirklichen Welt ist eine Universität eine Lehranstalt, welche der Staat verordnet, wozu er die Lehrer beruft und besoldet; also von ihnen auch fordern darf, daß alle zu den Zwecke mitwirken, wozu der Staat Universitäten errichtet, nämlich, den Unterricht der Jugend zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu leiten.

Sprachen, durch die dadurch veranlaßte allgemeinere Vereinigung der Literatur aller kultivirten Länder und durch die gänzliche Veränderung der Lebensart, die gelehrten Kenntniſſe auf eine ſo vorzügliche Art unter alle Stände ſind verbreitet worden, iſt es thörichter Wahn, ſich einzubilden, als könnten einzig oder doch vorzüglich nur die Univerſitäten in Abſicht auf Gelehrſamkeit eine entſcheidende Stimme haben. Dennoch bilden ſich dieſes noch immer einige Univerſitätslehrer ein, und die Erfinder neuer philoſophiſchen Syſteme auf hohen Schulen ſind hauptſächlich dieſem Wahne ergeben.

Aber Wahn iſt und bleibt nichts als Wahn. Seitdem im 15ten und 16ten Jahrhunderte die Schriften der Griechen und Römer wieder hervorgebracht wurden, ſeitdem durch die mehrere Freyheit zu denken welche die Reformation mit ſich brachte, der menſchliche Verſtand nach und nach von den Feſſeln befreyet wurde, worin ihn Bigotterie, Prieſterherrſchaft und mönchiſche Schulgelehrſamkeit Jahrhunderte lang eingezwängt hatten, begann auch ſeit dem erſten Drittel des 17ten Jahrhunderts in der Philoſophie ein neues Licht aufzugehen. Aber es waren nicht die Univerſitätslehrer des 17ten Jahrhunderts, welche dieſe für's menſchliche Geſchlecht ſo wohlthätige Fackel dem Verſtande anzündeten. Der unſterbliche Bacon, des Cartes, Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Tſchirnhauſen, Shaftesbury, Locke, Newton, waren nicht Univerſitätslehrer, welche etwa ihre

Anſichten der Philoſophie durch den Mund ihrer unmündigen Zuhörer hätten in alle Welt ausbreiten wollen; ſo wie jetzt in Deutſchland geſchiehet. Sie waren theils fleißige Geſchäftsleute theils Privatgelehrte. Erſt im erſten Drittel des 18ten Jahrhunderts, ſeitdem Wolf berühmt und durch Verfolgung noch berühmter ward, iſt nun die Philoſophie mit ihren neuen Syſtemen in Deutſchland den Univerſitätsgelehrten faſt ausſchließend in die Hände gefallen, obgleich auch einer der größten Philoſophen dieſes Jahrhunderts, Lambert, nie auf Univerſitäten lehrte. Der vortrefliche Tetens, der ſeitdem aus dem Univerſitätsleben in's lebendige Geſchäftsleben überging, hat auch die herrlichen Bemerkungen und Unterſuchungen in ſeinem Philoſophiſchen Verſuch über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung, *) — ein Werk, das an innerm Werthe gewiß keinem philoſophiſchen Produkte dieſes Jahrhunderts nachzuſetzen iſt, — nicht ſeinen jungen Zuhörern als neue Entdeckungen vorgetragen, um durch ihren Beyfall zu glänzen; ſondern er ſchrieb ſie für Männer, die ſie zu beurtheilen fähig ſind.

Es möchte daher wohl ungegründet ſeyn, wenn Jemand befürchten wollte, es würde die ſpekulative Philoſophie nicht weiter können vervollkommnet werden, wenn ſie auf Univerſitäten gar nicht mehr, am wenigſten aber in dem ſupertranſcendentalen Uebermaße getrieben würde, wie ſeit

*) Leipzig 1776. gr. 8.

ſeit 15 bis 20 Jahren in Deutſchland geſchehen iſt. Mir ſcheint dagegen ſehr wahrſcheinlich, es werde ſowohl um die echte philoſophiſche Spekulation, als um die ſtudirende Jugend auf Univerſitäten beſſer ſtehen, wenn dieſer gar nicht zugemuthet würde, ſich in Spekulationen einzulaſſen, wozu ſie nicht reif iſt. Noch beſſer wäre es wenn ihr wegen derſelben nicht ein früher Dünkel *) eingeprägt, und ſie dadurch, und durch den leeren Wahn,

*) Herr Prof. Schleiermacher ſcheint den Studenten, welche auf ſeiner Univerſität das von ihm ſo geprieſene aber nie erklärte wahre Wiſſen in ſeiner philoſophiſchen Fakultät erlangen ſollen, ſchon im Voraus einigen Dünkel zu frühzeitigen Beurtheilen zu Gute halten zu wollen. Er ſagt S. 63. ſeiner ſchon angeführten Schrift über Anlegung einer neuen Univerſität: „Wunder„bar genug iſt die Gelehrſamkeit eines Profeſ„ſors zum Sprüchworte geworden. Je mehr „er beſitzt, deſto beſſer freylich; aber auch die „größte iſt unnütz ohne die Kunſt des Vor„trags. Ueber der Lehrer dieſe an ſeinen Schü„lern gehörig aus, ſo kann es wenig ſchaden „wenn ſie ihn auch bisweilen darauf ertappen, „etwas einzelnes auf dem Gebiete ſeiner Wiſ„ſenſchaft nicht zu wiſſen; ſie werden dennoch „wiſſen, daß er die Wiſſenſchaft als ſolche voll„kommen beſitzt.“ Es iſt zwar allerdings ſehr richtig, daß einem Profeſſor auf Univerſitäten hauptſächlich ein guter Vortrag gar ſehr nothwendig iſt, deswegen, weil er beſtellt iſt, die Jugend mündlich zu lehren. Wäre eine Univerſität etwa nur, ſo wie es Hr. Schl. vorzuſtellen bemüht iſt, hauptſäch-

es führten dergleichen Spekulationen allein zum wahren Wiſſen, nicht verhindert würde, auf der Univerſität Kenntniſſe zu erwerben, die ihr dort ſchon nöthiger und nützlicher ſeyn und während ihres ganzen Lebens bleiben würden.

So wie ſeit den letzten zwanzig Jahren die Philoſophie auf den meiſten Univerſitäten Deutſchlands getrieben ward, iſt ſie, ich wage es freymüthig herauszuſagen, den ſtudirenden Jünglingen im Ganzen mehr ſchädlich, als nützlich geworden. Man fing damit an, der Jugend auf den deutſchen Univerſitäten einzubilden, die ſogenannte kritiſche Philoſophie hätte nicht nur alle andere Philoſophieen, wie ſie auch Namen haben möchten, zu Grabe getragen, und wäre die Einzige, die

dazu beſtimmt, ein freyes Gelehrtenverein zu ſeyn, ſo wäre die Gelehrſamkeit die Hauptſache und der gute Vortrag wäre bloß eine Nebenſache. Aber es iſt doch ſchwer zu begreifen, wie ein Profeſſor einen zweckmäßigen Vortrag in einer Wiſſenſchaft halten kann, wenn er nicht alle die Gelehrſamkeit beſitzt, welche zu dieſer Wiſſenſchaft gehört? Davon müßte ihm, wie es mir ſcheint, nichts fehlen. Und was iſt das für ein Lehrer welcher ſich von ſeinen Schülern auf einer Unwiſſenheit im Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft ertappen läßt! Was ſind das für Schüler, welche gelehrt genug ſind, um ihren Lehrer auf einer Unwiſſenheit in der zu ſeiner Wiſſenſchaft gehörigen Gelehrſamkeit zu ertappen! Und wie ſonderbar iſt es, daß dennoch dieſe Schüler wirk-

die einzig wahre Philoſophie, ſondern es ſollten auch andere Wiſſenſchaften durch das formale dieſer Philoſophie, welches doch ſo viel Dunkelheit mit ſich führte, hell erleuchtet werden. Aber in Kurzem ſollte nun dieſe für einzig möglich gehaltene Philoſophie, nach dem Urtheile anderer Univerſitätslehrer, nicht mehr die Einzige, kaum überhaupt nur wahr ſeyn. Dieſe ſich höher dünkende Univerſitätslehrer ſetzten vielmehr dagegen immer Eine andere einzig wahre neueſte Philoſophie an die Stelle der vorigen. Dieß ging in ununterbrochener Folge ſo fort; denn die jedesmalige aller-

wiſſen, daß ihr Lehrer die Wiſſenſchaft als ſolche vollkommen beſitze! Wie können ſie denn das Vollkommene der Wiſſenſchaft ſchon wiſſen und beurtheilen, da ſie eben dieſe Wiſſenſchaft erſt von ihrem Lehrer lernen ſollen, und ihn eben auf einen Mangel des Wiſſens in der Wiſſenſchaft ertappt haben? Wahrlich, das wahre Wiſſen, womit Hr. Schl. vermuthlich ſeine Studenten vorher begabt haben wird, müßte ihnen die beynahe widerſprechende Einſicht gegeben haben, zu wiſſen was ihr Lehrer nicht weiß? Um ſo viel mehr möchte man wünſchen zu fahren, was es denn eigentlich ſey? Ich habe oben S. 130. angeführt, daß Kant ſelbſt nicht verlangt, daß alle Studenten die Wiſſenſchaft erlangen ſollen, ſondern nur diejenigen, welche ſich zu eigentlichen Gelehrten bilden wollen. Hr Schl. verlangt aber, daß alle ſeine Studenten vor allen Dingen trachten ſollen, das von ihm unerklärte wahre Wiſſen zu wiſſen.

neueste ward immer als der einzige richtige Weg zur Philosophie angegeben, und von der damit belästigten studirenden Jugend auch als ein solcher angenommen. Die Jugend liebt die Neuerungen, und hier ward sie um so leichter verführt, da alle diese auf einander folgende Philosophieen, so verschieden sie sonst waren, darin übereinkamen, daß darin gelehrt ward, Alles in der Philosophie müsse aus eigenem Gehirne, *a priori*, aus Anschauung, aus der reinen Wissenschaft des Absoluten herausgezogen und so von dem innern Lichte erleuchtet werden, hauptsächlich aber, alles Empirische beweise nichts gegen einen aprioriſchen Satz mit Nothwendigkeit gedacht, oder gegen eine nie irrende absolute Anschauung. Durch dergleichen leeres Geschwätz wurden die Jünglinge abgehalten, wie es nöthig gewesen wäre, Kenntnisse mannigfaltiger Art durch fleißiges Studiren zu erwerben, besonders blieben sie in der Geschichte der Gelehrsamkeit ganz unerfahren, und konnten also nicht kennen lernen, wie ehemals die Philosophie und andere Wissenschaften beschaffen waren, um das Alte mit dem Neuen zu vergleichen, und auch jenes nach Verdienst zu ehren. Die Jugend blieb also unwissend, und glaubte doch das absolute nie irrende Wissen zu besitzen, weil sie gelernt hatte dunkle und spitzfindige Grillen nachzubeten und neue Hirngespinnste hinzuzuthun. Daher kam dann, wie am Tage liegt, eine Menge dünkelvoller junger Philosophen und Aesthetiker von unsern Universitäten in die Welt; daher kam die Men-

ne gelehrter Mißgeburten, wodurch die deutſche Literatur noch immer verſtellt wird; daher kam dann mehr als ſonſt jemals:

Ein Volk, das man nie hören wollte,
Und immer hört,
Das iſt das Volk, das immer lernen ſollte,
Und immer lehrt:

Die große Menge von Jünglingen, die von ihren Lehrern waren verführt worden, alles Empiriſche — folglich auch gelehrte Kenntniſſe — zu verachten, waren nicht nur für die Philoſophie ſelbſt verloren, ſondern die ganze Bildung, auch der fähigſten Köpfe, ward verfehlt, und ſie wurden größtentheils unbrauchbare Glieder der menſchlichen Geſellſchaft, weil ſie verſäumt hatten, auf der hohen Schule dasjenige zu lernen, was Jeder ernſtlich ſtudiren muß, der würdig ſeyn ſoll ein Gelehrter zu heißen, und der ſich durch ſeine erworbene Gelehrſamkeit in Stand ſetzen will, ſeinen Mitbürgern und dem Staate zu nützen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stifter der verbeſſerten Univerſitäten **die philoſophiſche Fakultät** nicht bloß auf die eigentliche **Philoſophie** und ihre verſchiedene Theile einſchränkten, ſondern derſelben auch die **Mathematik**, die **Philologie**, und die **Geſchichte** beygeſellten. Dazu hatten ſie ihre guten Gründe. **Die Mathematik** iſt gleichſam der Vorſaal der Philoſophie; ohne Kenntniß der Mathematik wird Niemand ein rechter gründlicher Philoſoph werden. **Die Philologie** ſetzt uns in den Stand, durch die

Kenntniß der Sprachen der Griechen und Römer, den Geiſt ihrer herrlichen Schriften zu faſſen. Wären dieſe nicht durch die Philologen aus der Dunkelheit hervorgezogen, durch den Druck allgemein verbreitet und vermittelſt mancherley Erklärungen gemeinnützig gemacht worden, ſo würde auch unſere Philoſophie ſich noch in den leeren Spitzfindigkeiten herumtummeln, worin ſie bis zum 15ten Jahrhunderte lag.

Das Studium der Philologie bahnet auch den Weg zum wahren Studium der **Geſchichte der Philoſophie.** Die Geſchichte der Philoſophie der Alten wird viel gründlicher von dem ſtudirt, welcher der alten Sprachen kundig genug iſt, um die Bücher die uns von ihnen übrig ſind in den Grundſprachen zu leſen. Wie viel herrliche Ideen des Alterthums werden in die Gemüther der ſtudirenden Jünglinge kommen, wenn ſie die Schriften eines Platon, Xenophon, Epiktet, Simplicius, Cicero und Seneka, vom erſten Anfange ihres Studirens an, fleißig zu leſen befliſſen ſind. Die **Geſchichte überhaupt** wird ſie das menſchliche Geſchlecht von allen Seiten kennen lehren, und wird ihnen dadurch eine Schule ihres künftigen thätigen Lebens werden. Und der Gebrauch der Geſchichte wird vervollkommnet werden durch die Philoſophie, welche lehrt, Wahrnehmung mit vernünftiger Beurtheilung zu verknüpfen. Mit Philologie und Geſchichte muß alſo die Philoſophie überhaupt, beſonders aber bey dem mündlichen Unterrichte der Jugend, Hand in Hand gehen, und auf keine Weiſe

ſe muß ſich die Philoſophie jenen beiden in den Weg ſtellen, oder ſie zu unterdrücken ſuchen. Wie oft iſt dieſes aber, ſonderlich von den neueſten Transſcendental- und Abſolut-Philoſophen geſchehen! Sind nicht ihre mehreſten Schüler in der Mathematik und in der Philologie und Geſchichte ganz unwiſſend geblieben? Warum? weil ſie glaubten, ſchon **durch die vorwortige Spitzfindigkeiten** ihrer Lehrer, durch das ihnen von denſelben in eben ſo dunkler als hochtrabender Phraſeologie empfohlne **Streben nach der abſoluten Urphiloſophie**, das Wiſſen erlangt zu haben, das Wiſſen, wozu ſie keine Mathematik nöthig achteten, und eben ſo wenig das Studium irgend empiriſcher Gegenſtände, welches Studium ihnen außerdem im Voraus verächtlich gemacht worden war.

So wie, durch die echte Art zu philoſophiren, der Philologie und Geſchichte auf vielerley Weiſe kann Hülfe geleiſtet werden, ſo können gewiß alle drey überhaupt, ſonderlich aber die Philoſophie, auf alle übrige Wiſſenſchaften den wohlthätigſten Einfluß haben. Nicht als wäre ſie nur bloß eine untergeordnete Hülfswiſſenſchaft. Nein, ſie iſt eine Wiſſenſchaft von großem Umfange, welche von demjenigen, der ſich ihr ganz widmen will, ein langes ernſthaftes gründliches Studium erfordert. Die philologiſchen Kenntniſſe müſſen auch von denjenigen, der ſich ihnen ex profeſſo widmen will, mit anhaltendem Eifer, um ihrer ſelbſt willen ſtudirt werden; aber allen Gelehrten iſt nur ein Theil

der

der ſo weitläuftigen philologiſchen Kenntniſſe in gewiſſem Maße nöthig. So iſt es denn auch mit der Philoſophie. Es kommt auf den Zweck an, den ein jeder ſich verſetzt, oder den Umſtänden nach ſich verſetzen kann. Ein jeder ſehe dahin, daß er weder zu viel noch zu wenig thue.

Auch verdient bemerkt zu werden, daß ſchon ſeit langer Zeit gewöhnlicherweiſe die Studenten aller Abtheilungen einer Univerſität mit einigen philoſophiſchen Kollegien den Anfang machen. Was iſt die Urſache dieſer allgemein angenommenen Gewohnheit? Will man etwa lauter ſpekulative Philoſophen von Profeſſion aus den jungen Leuten ziehen? Oder will man nur, daß alle Studenten ohne Unterſchied ehrenhalber Kollegien über **Logik** und **Metaphyſik**, oder über eine eben auf Univerſitäten Mode gewordene **Wiſſenſchaftslehre** und **Identitätslehre** des Abſoluten, nothdürftig anhören, und ſobald ſie zu beſſern Studien heraufſteigen, **vergeſſen** ſollen? Beides kann nicht die Abſicht ſeyn; und doch wird ſehr oft gehandelt, als hätte man eins von beiden zur Abſicht. Der wahre Zweck der gewiß nicht ohne Grund allgemein angenommenen Ordnung, daß alle angehende Studenten zuerſt philoſophiſche Kollegien hören, kann vernünftigerweiſe nur ſeyn, daß man ſeit langen Zeiten einſah, bey allen Wiſſenſchaften ohne Ausnahme, wären philoſophiſche Kenntniſſe nicht zu entbehren, vielmehr werde man mit philoſophiſchem Geiſte in allen Wiſſenſchaften beſſer

besser fortkommen. Dieß ist unstreitig wahr. Da man aber bey den philosophischen Kollegien auf Universitäten, die man für Studenten aller Art liefet, diese Hauptabsicht haben soll und muß; so ist nicht zu läugnen, daß jetzt in Deutschland die meisten jungen Leute vieles ihnen sehr Unnöthige anhören und in spem futurae oblivionis lernen müssen, und daß man sie dagegen an manchen Orten vieles nicht lehrt, worin doch nicht nur jeder angehende Gelehrte sondern auch jeder welcher künftig dem Staate nützlich werden will, billig sollte unterrichtet werden.

XII.

Betrachtungen über die Frage:

wie

der mündliche

Vortrag der Philoſophie

auf Univerſitäten

eingerichtet werden ſollte,

um gemeinnütziger zu werden.

Zweyte Vorleſung *).

In meiner erſten Vorleſung hatte ich über dieſe Frage einige vorläufige Bemerkungen mitgetheilt. Jetzt ſchreite ich näher zu den Vorſchlägen, wie der mündliche Vortrag der Philoſophie zweckmäßig könne eingerichtet werden, für alle auf Univerſitäten ſtudirende Jünglinge, ſie mögen ſich zu eigentlichen Gelehrten oder zu Geſchäftsleuten bilden wollen. Derjenigen, welche ſich ex profeſſo bloß dem Studium der Philoſophie widmen wollen,

*) Vorgeleſen den 4ten März 1806.

len, werden verhältnißmäßig nur wenige seyn. Diesen den Weg vorzuzeichnen, welchen sie zu gehen haben, liegt ganz außer meinem jetzigem Plane. Aber, ich bin überzeugt, auch diesen würden mit großem Nutzen der erste Unterricht in den zur Philosophie gehörigen Kenntnissen auf eben die Art zu ertheilen seyn, wie ich vorschlagen werde.

Es ist gewiß nöthig, die Kräfte des Verstandes aller jungen Leute zu entwickeln, damit ihre Beurtheilungskraft nach und nach ausgebildet werde. Jedem vernünftigen Menschen ist es nützlich, alle Begriffe, von welcher Art sie auch seyn mögen, selbst in unbedeutend scheinenden Dingen, bestimmt zu fassen, hingegen aber unbestimmte und schwankende Begriffe möglichst zu vermeiden. Derjenige wird gewiß konsequenter und vernünftiger denken, welcher früh ist gewöhnt worden, Begriffe von einander zu sondern, und sowohl das Uebereinstimmende derselben deutlich einzusehen, als das, worin sie unterschieden sind. Sich hierin zu üben, muß Jeder beflissen seyn, der auf wahre Gelehrsamkeit Anspruch machen will, von welcher Art sie auch sey. Hierzu sollten also nothwendig alle junge Leute auf Universitäten zu allererst Anleitung erhalten; denn dadurch würden sie von Anfange an lernen, sich vor Vorurtheilen und schwankenden undeutlichen Begriffen zu hüten, sie würden dadurch fähiger werden, sich selbst und alle ihnen vorkommende Gegenstände, sowohl gelehrte als andere, richtiger zu beurtheilen, und was sie denken und erfah-

ren,

ren, richtiger anzuwenden. Da dieses allen vernünftigen Menschen nöthig ist, so sollte es billig am wenigsten denjenigen fehlen, die gelehrte Kenntnisse erwerben wollen. Dahin sollte also, meines Erachtens, dasjenige philosophische Studium zuerst gerichtet seyn, womit alle Jünglinge auf Universitäten den Anfang ihres Studirens zu machen haben. Hiezu würde, soviel ich einsehen kann, Folgendes erfordert:

Zuerst Anleitung zur **reinen Mathematik**. Man sagt schon vom Pythagoras, er habe über die Thür seines Hörsaals setzen lassen, daß kein der Geometrie Unerfahrner ihn betreten solle. — Die mathematischen Sätze aller Art, führen **auf völlig bestimmte Begriffe**. Die Beweise, ohne welche kein mathematischer Satz als wahr erkannt werden kann, gewöhnen den Jüngling, nach dem Grunde der Wahrheit oder Unwahrheit jedes Satzes zu forschen und ohne zureichenden Grund nie etwas für wahr oder unwahr anzunehmen. Es sollte daher billig kein junger Studirender der Uebung des Verstandes durch die reine Mathematik entbehren.

Nächstdem muß der Jüngling zu einem ernsthaften und vollständigen Studium der **Logik** angeführt werden. Schon von den ältesten Zeiten an, ward die Logik mit Recht für eine durchaus erforderliche erste Einleitungswissenschaft nicht nur zur Philosophie, sondern auch zu allen andern Wissenschaften gehalten. Als Kaiser Friedrich II. im dreyzehnten Jahrhunderte die medicinische Schu-

le zu Salerno stiftete, machte er das ausdrückliche Gesetz: „Es sollte daselbst niemand die Medicin „studiren, wenn er nicht vorher wenigstens drey „Jahre lang die Logik studirt hätte.“ *) Gewiß ist es, daß ohne gesunde Logik sich keine gesunde Philosophie denken läßt. Dieß ist so sehr wahr, daß die Anbeter einer gewissen, nun schon ziemlich zu Grabe getragenen Wissenschaftslehre endlich, nach vielem Streiten, einsahen, daß sie mit der bisherigen Logik unvereinbar sey, und sehr naiv gestanden, es müsse zum Behufe derselben eine ganz neue Logik von einer besondern Art erfunden werden, welche zu erfinden sie indeß immer noch unterlassen haben. Ein richtiger Schluß in der ersten Figur beruht auf der mathematischen Wahrheit, daß wenn zwey Dinge einem dritten gleich sind, sind sie sich untereinander gleich. Also jeder Satz, der unter einen richtigen Schluß dieser Art gebracht werden kann, ist unstreitig wahr. Was über die drey andere Figuren von Schlüssen, und manchen Spitzfindigkeiten, welche darüber sind vor-

*) Das Gesetz sagt wörtlich: Quia nunquam sciri potest, nisi de scientia logicali praescribatur, statuimus, quod nullus studeat in medicinali scientia, nisi prius studeat, *ad minus triennio*, in scientia logicali. Man s. *Conringii Diss. septem de Antiquitatibus academicis.* (Götting. 1739. 4.) S. 106. Man s. auch Sprengels Geschichte der Arzneykunde IIr. Theil (Halle 1800. 8.) S. 475.

vorgebracht worden, von mehrern Schriftſtellern, und nicht ganz ohne Grund, geſagt wurde, iſt bekannt. Dennoch müſſen junge Leute nicht glauben, die Verſchiedenheit der logiſchen Schlüſſe beruhe etwa auf bloßen unnützen Spitzfindigkeiten. Vielmehr iſt es ſehr nothwendig, daß Jeder der auf philoſophiſche Denkart Anſpruch machen will, früh alle Arten der Schlüſſe, und was ſonſt darüber zu ſagen iſt, genau kennen lerne, wäre es auch nur, damit er ſich nicht durch ſcheinbare Argumentationen irre führen laſſe, ſondern Trugſchlüſſe aller Art zu entdecken wiſſe. Eben ſo iſt ſehr nöthig, daß der ſtudirenden Jugend die logiſche Lehre von den **Beweiſen**, von ihren verſchiedenen Arten und von der Beweiskraft einer jeden Art, ausführlich vorgetragen, und mit deutlichen Beyſpielen einleuchtender gemacht werde. Ein apagogiſcher Beweis iſt auch ein Beweis, und man wird wohl nicht ſelten, auch in der Philoſophie, damit ſich begnügen müſſen. **Wie weit nun, und in welchen Fällen, ein apagogiſcher Beweis für hinlänglich gehalten werden könne**, iſt eine Frage, die zuweilen, um die Wahrheit zu erforſchen, ſehr wichtig ſeyn kann und daher müſſen Jünglinge von Anfang an, auf die eigentliche Kraft einer jeden Art von Beweiſen von ihren Lehrern aufmerkſam gemacht werden. Zur deutlichen Auseinanderſetzung und Anordnung der erſten logiſchen Begriffe wird Engel's kleines Werk: **Methode die Vernunftlehre aus den Dialogen des Platon**, ſonder-

ſonderlich aus dem Menon, zu entwickeln, *) der Jugend ein vortreffliches Hülfsmittel ſeyn. Dieſe Methode wird nicht genug gebraucht, und iſt vielleicht nicht einmal genug bekannt.

Unter den eigentlichen Kompendien der Logik — denn ich wünſchte, daß die Logik ganz ſyſtematiſch gelehrt und ſtudirt würde, — würde ich der **Vernunftlehre** des Hrn. **Reimarus** den Vorzug geben. Sie wird nicht nur vom Lehrer bey'm mündlichen Vortrage können zum Grunde

 gelegt

*) Berlin. 1800. 8. Hr. Prof. **Schleiermacher** hat für gut gefunden, in ſeiner ſchon einigemal angeführten Schrift S. 149, 150. von Engel ſehr verächtlich zu urtheilen, weil deſſen Philoſophie popular ſey. Hr. Schleiermacher hat ſchon vom erſten Anfange ſeiner gelehrten Laufbahn an ſich an Engel zu reiben geſucht, ohne weiter etwas dadurch zu gewinnen, als Achſelzucken über ſeine wenige Ueberlegung. Es iſt zu beklagen, daß ein ſo gelehrter und ſcharfſinniger Mann wie Herr Profeſſor Schleiermacher, der etwas beſſeres leiſten könnte, ſich zu der Klaſſe der dunkelvollen deutſchen Philoſophen geſellet, welche deutliche und beſtimmte Begriffe durch das Beywort popular verächtlich zu machen meinen, weil ihr weder deutlich noch beſtimmt ausgedrücktes vorvorniges ſogenanntes wahres Wiſſen allein allgemeinen Beyfall haben ſoll und dieſen gar nicht erlangen kann. Man möchte Hrn. Schl. hier wie Cicero dem Tribun Rullus zurufen: Erraſtis vehementer et tu et nonnulli collegae tui, qui operaſtis, vos, contra virum *veritate* non ostentatione *popularem*, posse *populares existimari*.

gelegt, ſondern auch ſowohl von Zuhörern, als von ſolchen Lehrbegierigen, welche nicht mündlichen Vorträgen beyzuwohnen Gelegenheit haben, zum Selbſtſtudium der Logik mit großem Nutzen können gebraucht werden. Ich will keinem von den ſeitdem erſchienenen Lehrbüchern, darunter manche ſehr ſchätzbar ſind, ihre verhältnißmäßige Vorzüge abſprechen. Aber ſchon deswegen möchte ich jene Vernunftlehre manchen neuern Lehrbüchern vorziehen, weil dieſe hauptſächlich auf die Hypotheſen und Sätze neuerer Philoſophieen Rückſicht nehmen, welche zum Theil ſchon jetzt anfangen zu veralten, und z. B. die zwölf ſogenannten Kategorieen in die Logik bringen, welche doch zur Verſtändlichkeit der Lehren der Logik gar nicht nöthig ſind, nur im Kant'ſchen Syſteme angenommen werden, und mit demſelben ſtehen und fallen. Aber die Jünglinge haben nicht nur zu der Zeit, wenn ſie erſt die Logik lernen, von dieſem und von keinem Syſteme einen Begriff, ſondern es iſt überhaupt ſehr wichtig, unter die unſtreitigen logiſchen Wahrheiten keine Beſtimmungen zu mengen, die nicht für ſich wahr ſind, ſondern nur an einzelnen Syſtemen hängen. Eine ſolche Entäußerung iſt ſehr nothwendig, um die ſtudirende Jugend vor dem Sektengeiſte früh zu verwahren, damit ſie ſich der ganz unbefangenen Unterſuchung der Wahrheit um deſto freyer zu widmen fähig bleibe. Reimarus Vernunftlehre, welche von aller Beziehung auf beſondere Syſteme ganz frey iſt, und doch alles Nöthige ent-

enthält, würde ich, wie schon gedacht, zum Lehrbuche empfehlen. Wolf's große lateinische *Philosophia rationalis* s. Logica (4to 1740,) kann den Studirenden zum Nachlesen sehr nützlich werden, wegen des weiten Umfangs und der Deutlichkeit. Tiefsinnigern Köpfen werden **Lamberts** zwey vortreffliche Werke das **Organon** und die **Architektonik** von großem Nutzen seyn. *Reuschii Systema logicum* kann den Wenigen dienen, welche auch mehrere logische Spitzfindigkeiten wollen kennen lernen. Man sage nicht, daß diese Bücher **veraltet** sind; sie enthalten **Wahrheit in deutlichem** Vortrage.

Die Erfahrung hat seit Jahrhunderten gezeigt, daß philosophische Systeme, nur eine gewisse Zeit stehen bleiben, und dann vergehen. Wie vielerley philosophische Systeme, die alle zu ihrer Zeit unwiderleglich feststehen sollten, sind nur bloß in Deutschland seit 50 Jahren gefallen, und fallen täglich noch! Dieß gilt nicht nur von ganzen Systemen, sondern auch von einzelnen Sätzen. Der berühmte Kant gab im J. 1763 **den einzigen möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration** *) **des Daseyns Gottes** heraus, welcher

*) Die Zusammenstellung der Worte ist nicht ganz deutlich. Es soll aber wohl so viel heißen als Versuch einer Demonstration, und das ist auch die kleine Schrift eigentlich.

natürlich damals von ſeinen Zuhörern gewiß für einen Beweisgrund zu einer Demonſtration und vermuthlich auch, der ausdrücklichen Ausſage ihres Lehrers zu Folge, für den einzigen möglichen angenommen ward. Kant ſelbſt hat, ſoviel ich weiß, ganzer achtzehn Jahre lang dieſen Beweisgrund immer noch für beweiſend gelten laſſen, ihn wenigſtens nie ausdrücklich für unbeweiſend erklärt. Als er aber darauf die Kritik der reinen Vernunft im J. 1781 herausgab, behauptete er ausdrücklich, ohne ſeinen ehemaligen einzig möglichen Beweisgrund einer Demonſtration auch nur mit Einem Worte, zu erwähnen, es ſey vom Daſeyn Gottes keine Demonſtration möglich, und das Daſeyn Gottes, ſo wie er es zu deduciren ſuchte, ſey: „Ein Poſtulat der reinen Vernunft, (d. h. wie er an einem ſchon oben S. 90 angeführten „Orte ein ſolches Poſtulat beſchreibt,) ein a prio„ri gegebener, keiner Erläuterung ſeiner Möglich„keit, mithin keines Beweiſes fähiger praktiſcher Imperativ!“ Und wie viele einzig mögliche Beweisgründe von Hypotheſen und Spitzfindigkeiten haben nicht Kant's Nachfolger gegeben, die in Kurzem Niemand für beweiſend erkannte, oder denen andere einzig mögliche Beweiſe entgegengeſetzt wurden!

Je weniger man alſo unſtreitige Wahrheiten, die immer wahr bleiben, mit Vorausſetzungen

gen der Systeme vermengt, desto deutlicher wird ihre Wahrheit einleuchten, und unter allen verschiedenen Umständen leichter erkannt und angewendet werden. Am wenigsten sollte man die Jugend auf Universitäten gewöhnen, immer nur den neuesten Systemen anhängen zu wollen, so wie sie etwa gerade seit Kurzem aufgekommen sind. Durch dieses unglückliche Haschen nach neuen Systemen, welches, gleich einem bösartigen Fieber, seit mehrern Jahren auf den deutschen Universitäten so endemisch als epidemisch ist, sind Zeit und Gemüthskräfte der studirenden Jünglinge, auf die unverantwortlichste Art, schon lange verdorben worden, und die echte Philosophie selbst hat durch die darüber entstandene so unnütze als unanständige Streitigkeiten großen Schaden gelitten. Die Lehrer müssen allerdings mit ihrem Zeitalter fortgehen, und müssen also auch alle etwa aufkommende Systeme kennen lernen, und deren Vorzüge oder Mängel zu beurtheilen wissen. Aber sie sollten nicht, wie doch gemeiniglich geschieht, ihre junge Zuhörer bloß dem neuesten Systeme folgen lassen, und sie dadurch zu der so sehr schädlichen Verachtung aller alten oder ehemaligen Philosophie anführen; denn Jünglinge müssen nicht angeführt werden, das zu verachten was sie nicht kennen. Es sollte vielmehr das Bestreben vernünftiger Lehrer seyn, das Wahre aus ältern Systemen mit demjenigen, was sich etwa in den neuern finden möchte, zu verbinden, anstatt alles Vo-

rige wegzuwerfen, ohne daran zu denken, wie bald das ungeprüfte Neue auch wieder werde müſſen verworfen werden. Ich weiß recht wohl, daß unſere neuere philoſophiſche Sektirer aller Art affektiren, auf alle **eklektiſche Philoſophie** verachtungsvoll hinzublicken. Ich bin aber dennoch überzeugt, die beſte Philoſophie ſey diejenige, welche alle Syſteme unparteyiſch prüft, indem ſie die Begriffe, wovon der Urheber jedes Syſtems ausging, ſorgfältig beſtimmt und bis auf den erſten Grund verfolgt, diejenige Philoſophie, welche ſo unſäglich oft vorkommende Wortſtreite von den wirklich verſchiedenen Meinungen unterſcheidet, und welche die mannigfaltigen Syſteme nicht ſowohl trennt, als vielmehr zu vereinigen ſucht, indem ſie, durch Unterſuchung und Ueberzeugung geleitet, aus jedem das Beſte wählt. Man kann es nicht oft genug, beſonders der Jugend ſagen, daß **kein philoſophiſches Syſtem** irgend einer Art, etwas mehr iſt, als bloß, die **ſubjektive Vorſtellung** einer Anzahl gelehrter Männer über philoſophiſche Gegenſtände, und daß die **objektive Wahrheit** in keinem einzigen **allein**, geſchweige **ganz**, zu finden iſt, nicht einmal, ſo weit wir Menſchen ſie erkennen können. Wenn der Jüngling gewöhnt wird, ſich auf jeden Standpunkt eines jeden Philoſophen zu ſetzen, der ein Syſtem erſann, und den Uebergang von Einer Vorſtellungsart zur Andern zu erforſchen ſucht, ſo wird er jedes Syſtems Vortheile und Nachtheile beſſer einſehen, und den größern

oder

oder kleinern Theil der allgemeinen Wahrheit, der in Jedem liegt, besser würdigen können.

Ich möchte daher wünschen, daß allen jungen Zöglingen auf Universitäten die Philosophie nur in sofern nach irgend einem **Systeme** vorgetragen würde, in sofern ein System zum Leitfaden eines zusammenhängenden und folgerechten **Denkens** nöthig erachtet wird. Der Lehrer kann seinen Zuhörern auch wohl sagen, daß er **dieses** System wähle, weil er es für das konsequenteste, oder zum Unterrichte für das bequemste halte. Aber er thut der Jugend den größten Schaden, wenn er es für das **Einzige** Wahre ausgiebt. Es ist vielmehr seine Pflicht, daß er seine Zuhörer mit allen Systemen bekannt mache, daß er durch sorgfältige Untersuchungen und Erklärungen die Uebereinstimmung und Verschiedenheit eines jeden Systems unpartheyisch erörtere, und es sodann den Studirenden selbst überlasse, wovon sie überzeugt sind, oder bey künftiger noch reiferer Urtheilskraft sich selbst werden überzeugen können. Auf jeden Fall müßte aber, meines Erachtens, ein systematisch zusammenhängender Vortrag der **Philosophie** von der Jugend erst dann gehört werden, wenn sie vorher über die **Geschichte der Philosophie** auf eine pragmatische Art ist belehrt worden.

Ich werde hier alle **systematische Philosophen** (und derer sind unter hundert vielleicht neun und neunzig) wider mich haben; denn sie werden vermeinen, daß sonderbare Verwirrungen aus

einer solchen historisch-kritischen Lehrart der Philosophie entstehen würden. Dieß befürchte ich aber nicht. Ich bin überzeugt, daß nur derjenige ein wahrer Philosoph werden, d. h, daß nur der im eigentlichen Verstande philosophiren könne, welcher sich eine Kenntniß aller philosophischen Sätze und Meinungen erworben, und daraus, nachdem er sie recht unparteyisch geprüft hat, sich Wahrheiten, wären es auch nur wenige, auslieset, wovon er durch jene Prüfung ist überzeugt worden. Derjenige Jüngling wird aber sicherlich ein schlechterer Philosoph werden, welcher nur Ein philosophisches System, ich möchte fast sagen handwerksmäßig, erlernt hat, und es nachsprechen kann, aber andere Systeme entweder gar nicht kennt, oder sie nach dem von ihm erlernten Systeme parteyisch beurtheilt. Ist dieß aber nicht jetzt bey allen jungen Studirenden auf deutschen Universitäten der Fall, welche seit Jahren sich nichts als die Systeme der neuen und neuesten deutschen Philosophiern von ihrern Lehrern haben vorsagen laßen?

Ein Beyspiel einer verwandten Wissenschaft wird meine Absicht noch mehr erläutern.

So lange auf unsern Universitäten die junge Theologen nur hauptsächlich ihre Dogmatik, und nächst dieser eine tüchtige Polemik lernten, von der Kirchengeschichte und Exegese aber nur beyläufig so viel erfuhren, als etwa dienen sollte, ihr vorgeschriebenes Glaubenssystem zu unterstützen,

hatte

hatte jede Partey in ihrer eigenen Dogmatik ganz vollkommen Recht, konnte hingegen jede andere Dogmatik bekriegen, und nach Gelegenheit Triumph singen. Eigentlich aber konnte keine Dogmatik durch die andere weder wirklich widerlegt, noch damit vereinigt werden; denn jede ging den ihr vorgeschriebenen Weg, den sie für den einzigen Weg zur Rechthaberey, so wie zur Seligkeit hielt. Aber ein anderer und viel liberalerer Geist kam in die Theologie, als man anfing mit Eifer und Unparteylichkeit auf Universitäten hauptsächlich die Kirchengeschichte zu lehren und als darauf vermittelst der so nöthigen Geschichte des Ursprungs der Dogmen, und ihrer Bedeutung und Veränderung seit Jahrhunderten, die Dogmatik in einem ganz anderm Lichte erschien. Wie sehr wäre zu wünschen, daß auf Universitäten ein ähnlicher liberaler Geist in die Philosophie könnte gebracht werden, welche jetzt durch eine Menge von Universitätslehrern ersonnenener und mit gewaltigem Geräusche und niedrigen Zänkereyen fortgepflanzter Systeme so sehr ist verderbt worden.

Ich wünschte nämlich, es möchte vor allen Dingen auf Universitäten auch die Philosophie hauptsächlich vermittelst der Geschichte der Philosophie studirt werden; aber freylich müßte diese Geschichte dazu zweckmäßig eingerichtet werden. Mehrere schätzbare deutsche Schriftsteller sind noch nicht einmal einig, was in die Geschichte der Philosophie gehöre, geschweige wie es müsse geordnet

und unter einen zweckmäßigen Geſichtspunkt gebracht werden.

Ein vielleicht nur allzutiefſinniger Philoſoph, Hr. **Reinhold**, verlangt: „In einer Geſchichte „der Philoſophie dürfe nichts Unphiloſophiſches, das „nicht auf Gründen beruhete, oder auf Gründe könne zurückgeführt werden, alſo **keine bloße Meinung** vorkommen.“*) Wahrlich höchſt ſeltſam! Mancher Philoſoph hat doch gewiß beynahe nichts als **Meinungen** gehabt. Die Prüfung ſolcher Meinungen gehört aber unfehlbar zu einer pragmatiſchen Geſchichte der Philoſophie. Ohne eine ſolche Vergleichung mit andern Meinungen, wodurch die Prüfung befördert wird, können ſie gewiß aus der philoſophiſchen Geſchichte nicht wegbleiben. Daß es in der reinen Vernunft **Poſtulate** gebe, die **Imperative** wären, iſt eine bloße Meinung Kant's, wovon er auch nicht den geringſten Grund angeführt hat, noch anführen kann. Wird aber dieſe Meinung nicht nothwendig in die Geſchichte der Philoſophie gehören, und daſelbſt geprüft werden müſſen?

Ein trefflicher philoſophiſcher Kopf, Hr. **Tennemann**, behauptet: „Es ſey ein unrichtiger Ausdruck, wenn man ſagt: **Die Geſchichte der „Philoſophie iſt die Geſchichte der Verän-**

de-

*) Man ſ. Füllebern's Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie 1ſtes St. S. 29.

„derungen in der Philosophie.“ *) Ich glaube hinzugehen, dieß sey der beste Ausdruck um die zweckmäßigste Geschichte der Philosophie zu bezeichnen. Diese Geschichte entsteht, wenn der Wahrheit gemäß, historisch untersucht wird, auf wie gar sehr verschiedene Art man zu philosophiren versucht hat, und wie sehr mannigfaltig die Philosophie sich also zu verschiedenen Zeiten veränderte, und wie die Philosophen aller Art dabey so sehr verschiedene Ansichten hatten, wie sie fast beständig auf sehr verschiedenen Wegen, im Grunde fast immer auf ebendenselben kleinen Theil Wahrheit kamen, und sehr oft in ebendieselben grossen Fehler fielen und sie mit neuen vermehrten. Daß man die Meinungen der Philosophen und die dadurch verursachten Veränderungen in der Philosophie nicht ohne die Ursachen anführen müsse, versteht sich ohnedieß. Gerade das Lehrreichste in der Geschichte der Philosophie würde es seyn, wenn der Geschichtschreiber, oder der Lehrer im mündlichen Vortrage die verschiedenen Veränderungen der Philosophie recht pragmatisch auseinandersetzen und würdigen könnte. Welches grosse Verdienst würde er haben, wenn er deutlich vorzustellen wüßte, wie bey neu seynsollenden Wahrheiten und bey versuchter neuer Modification alter schon bewähr-

*) Geschichte der Philosophie Ir. Bd. (Leipzig 1798. gr. 8.) Einleitung S. XXX.

währten Begriffe, ſo ſehr oft neue falſche Meinungen, durch ſcheinbare Gründe beſtärkt, unter verſchiedenen Geſtalten erſchienen, wenn er jederzeit die Urſachen, anzugeben wüßte, warum die Philoſophen auf dem Wege zur Wahrheit ſo oft irre gingen, oder doch auf ſehr weiten und unebenen Straßen dahin zu gelangen ſuchten, wohin längſt ſchon ein kürzerer und gebahnter Pfad hätte führen können.

Wenn der ebengedachte Hr. Tennemann im J. 1798. ſagte: „Die Aufgabe der Geſchichte der „Philoſophie iſt die Bildung der Wiſſenſchaft „der letzten Gründe und Geſetze der Natur „und Freyheit und ihres Verhältniſſes zu einander“ *) und wenn Hr. Reinhold ſchon im J. 1781. nicht mehr wollte, daß in der Geſchichte der Philoſophie weiter von Meinungen geredet werde; ſo lag ſchon darin der heimliche Wink, daß beide damal glaubten, dieſe Wiſſenſchaft der letzten Gründe der Natur und Freyheit ſey ſchon gefunden, ſey, hauptſächlich in Kant's Kritik der reinen theoretiſchen, und reinen praktiſchen Vernunft, und allenfalls in der Reinholdſchen Theorie des Vorſtellungsvermögens geendigt. Dieß war der Ton, den viele Anhänger und Nachfolger Kant's anſtimmten, ſeit die Kritik der reinen Vernunft erſchienen war. Von dieſem Vorurtheile war

*) A. a. O. S. XXIV und XXVII.

war der wackere Tennemann auch wohl noch nicht ganz frey, als er Obiges im J. 1798 schrieb. Es glaubten dieß, bis etwa 1800, (denn später wurden die, welche solchen Glauben öffentlich zu kennen gaben, schon etwas lächerlich,) die meisten Kant'schen und nach ihnen folgenden Fichteschen Philosophen. Sie glaubten es sey die philosophische Wissenschaft ganz gefunden und befestigt; es sey das Wissen mit Kant und Fichte geschlossen, und es wäre nun vollendet was die Philosophen seit Jahrtausenden gesucht hätten. Daher betrachteten ehemals auch Goeß, Buhle, Grohmann, und selbst Reinhold, die philosophische Geschichte aus dem Gesichtspunkte, daß alle Philosophen älterer und neuerer Zeiten sollten vorgeführt, und nach geschehenem Examen, wie viel sie etwa mit der Kritik der reinen Vernunft gemein hätten, angenommen oder verworfen werden.

Georg Friedrich Meyer, war im J. 1749 ein so berühmter als jetzt beynahe ganz vergessener Professor der Philosophie auf der Universität zu Halle. Ich erinnere mich sehr wohl, daß er in seinem Kollegium, und vermuthlich auch in seinen jetzt von Niemand gelesenen Schriften, mit Wohlgefallen sagte: „daß gegen die Mitte des „achtzehnten Jahrhunderts keine bedeutende philo„sophische Schriften herauskämen, davon sey die „Ursache, weil die Philosophie ganz vollkommen ge„worden sey; denn Wolf habe ja alle philoso„phische Wahrheiten mathematisch bewiesen, da„her

„her sey nun alles **gewiß**, und folglich die **Phi-**
„**losophie vollendet.**" Kant und Fichte können sich freylich nicht rühmen, daß sie ihre Philosopheme mathematisch bewiesen hätten; denn hätten sie bey ihren Philosophieen die sogenannte **mathematische Methode** (wider deren Gebrauch in der Philosophie freylich nicht wenig zu erinnern ist,) angewendet, so würde der Ungrund der vielen willkührlichen Hypothesen dieser **Philosophen**, — **Postulate** und intellektuelle **Anschauungen**, genannt, — viel schneller und deutlicher in die Augen gefallen seyn, als bey manchen Sätzen Wolf's, welche, der mathematischen **Methode** ungeachtet, jetzt nicht mehr gelten. Dennoch aber wähnten funfzig Jahre nach Georg Friedrich Meyers Zeiten, noch bis zum J. 1800, viele sonst ganz wackere Männer, besonders Lehrer auf Universitäten nebst ihren Schülern, durch **Kant und Fichte** sey die Philosophie **abermals vollendet**, und im J. 1806 glaubt dieß niemand mehr, vielleicht Hr. Fichte selbst nicht.

Diese so kurz auf einander folgende, wahrlich niemal vollendete Vollendung der Philosophie ist ein abermaliges Beyspiel davon, wie es immer in der Philosophie herging, und ein Beweis, wie schädlich und vergeblich es ist, die Jugend bloß an Ein einziges System fesseln zu wollen, so viel Aufsehen es auch bey seinem ersten Erscheinen machen möchte. Diese Veränderlichkeit der Vollendung

einer

einer unveränderlich seynsollenden vollendeten Philosophie zeigt deutlich, wie nothwendig es ist, die Jugend dahin zu bringen, daß sie beflissen sey frey zu philosophiren. Dieß geschiehet aber am sichersten, wenn man sie gründlich von Allem unterrichtet, was in der Philosophie bisher geschehen ist; wenn man sie alle Meinungen und Systeme aller Philosophen sowohl historisch als exegetisch kennen lehre, ohne sie an Eines derselben binden zu wollen; am wenigsten etwa an das Neueste, weil dieses, je mehr es noch durch die Neuheit blendet, am allerwenigsten wird unpartheyisch untersucht werden seyn.

Vielleicht würde es zu diesem Behufe nicht undienlich seyn, die Geschichte der Philosophie doppelt, und auf zweyerley Art vorzutragen. Einmal nach den Zeitaltern, da vorläufig eine allgemeine Notiz zu geben wäre, wie die verschiedenen Schulen der Philosophen auf einander folgten, und wie verschiedene Meinungen bey Gelegenheit anderer vorhergehenden Meinungen entstanden. Hernach aber müßte, in einer höhern Absicht, nach den verschiedenen Gegenständen der Philosophie, die philosophische Geschichte vorgetragen werden. Da würde beständig die Vergleichung der verschiedenen Meinungen deutlich zu machen seyn, welcher dann vorangehen müßte, die Vergleichung und genaue Bestimmung der Wörter deren sich die verschiedenen Philosophen zu Bezeichnung ihrer verschiedenen Meinungen bedienten. Z. B. bey der Lehre von der Seele,

von der Denkkraft, vom Gemüthe, würde zu zeigen seyn, auf welche sehr verschiedene Art die Wörter und Begriffe, Vernunft, Verstand, νους, ἐπιστήμη, mens, u. s. w. von den Philosophen gebraucht wurden. Da würde sich denn bald auf einem neuen Wege zeigen, wie unbestimmt und wie verschieden bestimmt diese Abstraktionen gebraucht wurden, und wie man sich daher oft um Worte stritt, weil keiner seinen eigenen Begriff in dem Begriffe des Andern zu finden wußte.

Es mag wohl seyn, daß bis jetzt noch nicht eine Geschichte der Philosophie ist geschrieben worden, die ganz frey vom Systemgeiste wäre. Es mag wohl seyn, daß, durch unpartheyische Entwickelung aller philosophischen Lehren und ihrer Veränderung vom Anfange an bis jetzt, noch keine zu einer Anweisung liberal und weniger einseitig zu philosophiren, gedeihen kann; auf die Art, wie die Entwickelung des Ursprungs und der mannigfaltigen Veränderungen der theologischen Dogmen eine viel liberalere Ansicht der Dogmen selbst zur Folge gehabt hat. Aber mehreren vortrefflichen Männern hat schon diese Ansicht der Philosophie längst vorgeschwebt, wie man aus ihren Schriften sieht, und derjenige, welcher es unternehmen wollte, durch eine so bearbeitete Geschichte der Philosophie das für die Philosophie zu werden, was Semler, Teller, Griesbach, Henke und andere ehrenwerthe Gelehrte für die Theologie wurden, würde der echten und gesunden Philosophie einen unbeschreiblichen

Dienst

Dienst leisten. Die so unanständigen als zwecklosen Streitigkeiten, die wir seit funfzehn Jahren unter so mancherley deutschen Philosophen wahrnehmen, die sich sämmtlich rühmten, das **Allgemeingültige** absolut gefunden zu haben, müssen überdieß wohl einen wahrheitliebenden Mann noch viel geneigter machen, von einer vom Sektengeiste entfesselten Philosophie bessere Hoffnung zu schöpfen, als von allen bisherigen eine Zeitlang so hoch gerühmten **alleingültigen** deutschen Philosophieen.

Wir Deutschen haben wirklich durch die Bemühung vortrefflicher Gelehrten, mehr Materialien zu einer solchen lehrreichen Geschichte der Philosophie, als irgend eine andere Nation, ja wir besitzen auch philosophische Geschichten, welche sich dem Ideal nähern, wenn sie es auch noch nicht ganz erreichen sollten. Das große **Brucker'sche** Werk ist und bleibt höchstschätzbar, in sofern darin sehr viel von der alten Philosophie aus den Quellen gesammelt ist. Wenn der wackere Mann urtheilt, so zeigt er sich freylich nicht selten etwas kurzsichtig, weil er beständig einer vor ihm schwebenden Idee des Leibnitz-Wolfischen Systems folgte, in das er vielleicht nicht einmal sehr tief eindrang. Eben so viel Ruhm gebühret, sonderlich wegen der Lehrmeinungen der ältesten griechischen Philosophen, in Absicht auf die Kenntniß und Erforschung der Quellen, den beiden Werken des Hrn. **Meiners** in Göttingen: *Historia doctri-*

nae de vero Deo, *) und **Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom** **. Eben dieſes Verdienſt hat auch ſowohl in Abſicht auf Gründlichkeit als auf Beurtheilungskraft und Einſicht, das faſt zu gleicher Zeit herausgekommene Werk des verſtorbenen Tiedemann **über Griechenlands erſte Philoſophen** ***). Weniger günſtig möchte ich von den beiden Werken des Hrn. Buhle über die philoſophiſche Geſchichte †) urtheilen, wovon das zweyte und ausführlichere wenig mehr als eine amplificirte Wiederholung des erſten iſt. Man möchte aus mehreren Stellen beider Werke vermuthen, daß ſeine Beleſenheit in den alten Philoſophen eben nicht allemal aus der erſten Hand komme, und daß er ſeinen

*) II *Tomi, Lemgoviae.* 1780. 8.

**) Zwey Bände. Lemgo. 1781. 1782. 8.

***) Leipzig. 1780. gr. 8.

†) Buhle's Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie und einer kritiſchen Literatur derſelben, 8 Bände, (Göttingen 1796 1804.) kl. 8. und eine andere ausführlichere Geſchichte der neuen Philoſophie, davon 6 Theile als die 6te Abtheilung der Geſchichte aller Wiſſenſchaften, die von mehrern Gelehrten in Göttingen bearbeitet wird, in den Jahren 1800 und 1805 in gr. 8. erſchienen.

seinen Vorgängern in der Geschichte der Philosophie, so wie auch den Titeln des sorgfältig verfassten Materieen-Katalogs der vortrefflichen Götting'schen Bibliothek, in dieser Rücksicht mehr schuldig ist, als er zu verstehen giebt. Was aber, nach meiner Einsicht, seine beiden Werke zu dem Zwecke, von dem ich jetzt rede, ganz unbrauchbar mache, ist seine sklavische Anhänglichkeit an das Kant'sche System, wodurch er die ganze Geschichte der Philosophie diesem Systeme unterordnet und fast allenthalben Spuren von Kant'schen Ideen entdecken will; wodurch er von vielen Gegenständen viel zu einseitig urtheilt, ja zuweilen die wahre Ansicht der Lehrsätze alter Philosophen verstellt. Dieß ist unter andern bey der Geschichte der Lehren des Aristoteles der Fall, worin Hr. Buhle durch willkührliche Uebersetzungen *) beständig Uebereinstimmungen Kant's mit Aristoteles finden will, da doch nicht nur die Methode, sondern auch selbst die Philosophie dieser beiden Philosophen wesentlich unterschieden ist.

Wir haben aber noch drey höchstschätzbare Werke über die Geschichte der Philosophie von

*) Z. B. im 2ten Bande des Lehrbuchs S. 388. wo er ὑπόληψις durch „das apprehendirte Mannigfaltige der Sinnlichkeit," verdeutschet und S. 390, wo er anstatt „τόπος, Empfänglichkeit der Formen" setzt.

Tiedemann, *) und Tennemann, **) welche der größten Aufmerkſamkeit würdig ſind. Beide Verfaſſer ſind gründlich gelehrt, und haben die Quellen der philoſophiſchen Geſchichte ſorgfältig ſtudirt, wie Jeder finden muß, der verſchiedene einzelne Theile der Geſchichte, ſo wie ſie von Beiden vorgetragen ſind, näher mit den Quellen verglichen hat. Beide ſind mit guter Beurtheilungskraft begabt und wahrheitliebend, ob ſie gleich Beide von verſchiedenen Anſichten ausgehen, und daher nicht ſelten verſchieden urtheilen. Tiedemann iſt eigentlich keinem Syſteme zugethan; in allen ſeinen Schriften weht ein freyer, ohne einſeitige Rückſicht, ohne vorgefaßtes Syſtem, allenthalben das Wahre ſuchender Geiſt; Tennemann hingegen, obgleich ebenfalls ein eifriger und verſtändiger Wahrheitsfreund, geht doch hauptſächlich von Kant'ſchen Anſichten aus, und iſt in ſofern, doch nur zuweilen, etwas parteyiſch, überhaupt aber bey weitem nicht in dem Maaße wie Buhle, den er auf alle Weiſe an Beurtheilungskraft weit übertrifft. Es iſt immer lehrreich,

zu

*) Tiedemann's Syſtem der ſtoiſchen Philoſophie. 3. Theile. (Leipz. 1776. 8.) und deſſen Geiſt der ſpekulativen Philoſophie, 6 Bände, von Thales bis Berkeley (Marburg 1791 bis 1797.)

**) Tennemann's Syſtem der platoniſchen Philoſophen 4 Bände (1792 bis 1795 und deſſen Geſchichte der Philoſophie, 3 Theile, Leipzig 1798 bis 1801. gr. 8)

zu sehen, wie Männer von solcher Einsicht, wie Tiedemann und Tennemann, diese oder jene Gegenstände auf verschiedene Art betrachten, zumal, da Tennemann später schrieb, daher den größten Theil von Tiedemann's Werke vor sich hatte, und also nicht selten darauf Rücksicht nehmen konnte. In jedem Betrachte wird dem unpartheyischen Forscher die Vergleichung beider Werke lehrreich seyn. Tennemann hat noch den Vorzug, daß in seinem schätzbaren Werke der größte Theil der Stellen der alten Schriftsteller abgedruckt ist, worauf er seine Darstellungen gründet. Die Schriften des verstorbenen Hrn v. Eberstein*) über die Geschichte der peripatetischen und scholastischen Philosophen verdienen auch eine ehrenvolle Erwähnung. Das Lehrbuch des Hrn. Prof. Gurlitt**) zu Hamburg scheint mir zum Leitfaden beym mündlichen Vortrage bey weitem das Vorzüglichste zu seyn; wenigstens kommt es meinem Ideale vom eigentlichen Zwecke der Geschichte der Philosophie am nächsten.

Bey dem sorgfältigen Studium der philosophischen Geschichte wird sich zeigen, wie nöthig den jungen Studirenden eine gründliche Kenntniß der Geschichte überhaupt, und besonders auch die Philologie ist, welche

*) Versuch einer Geschichte der Philosophie, oder Geschichte der Logik und Metaphysik in Deutschland. 2 Theile, Halle 1794. gr. 8. Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der Peripatetiker 1800. gr. 8. Natürliche Theologie der Scholastiker, 1803. gr. 8.

**) Gurlitt's Abriß der Geschichte der Philosophie, Leipz. 1786. gr. 8.

ches ich ſchon in der erſten Vorleſung *) erinnerte. Es wird immer demjenigen an der gründlichen Kenntniß der Lehren der alten Philoſophen Vieles fehlen, welcher in der Jugend verabſäumte, gute philologiſche Kenntniſſe zu erwerben, und eine pragmatiſche Kenntniß der Geſchichte der Zeit und der Länder worin ein jeder Philoſoph lebte, iſt ebenfalls dazu ſchlechterdings erforderlich; denn es läßt ſich daraus zuweilen eben ſo die Veranlaſſung mancher philoſophiſchen Lehrſätze, wie die Veranlaſſung mancher theologiſchen Dogmen, deutlich erläutern.

Soviel ich einſehen kann, dürften, außer der Geſchichte der Philoſophie und dem darauf gegründetem — eklektiſchem kurzem Vortrage irgend eines Syſtems, den ſtudirenden Jünglingen von allen philoſophiſchen — Diſciplinen bloß das **Naturrecht** und die **Moral** beſonders vorgetragen werden. Von der **Metaphyſik** werden ſie bey Gelegenheit der Geſchichte der ſpekulativen Syſteme hinlängliche Kenntniß erlangt haben. Es mag, ohne allen Schaden, ihrer durch die Geſchichte der Philoſophie entwickelten geſunden Vernunft überlaſſen werden, ob ſie Neigung haben mehr davon zu wiſſen. Und dann mag es auch ihrer eigenen Wahl überlaſſen bleiben, ob ſie nichts als die **Kritik der reinen Vernunft**, oder ob ſie auch, **Tetens Verſuche über die menſchliche Natur, Tiedemann's Unterſuchungen über den Menſchen, und Reimarus natürliche Religion**, allenfalls auch Bilfingeri Dilucidationes de generalibus rerum affectionibus (ein Buch, welches gar nicht ver-

*) S. eben S. 170.

verdient vergeſſen zu werden), ſtudiren wollen; ob ſie Alles in der Philoſophie bloß rein a priori erforſchen zu können, und die *Phaenomena* durch bloße *Noumena* beſtimmen und erklären zu können vermeinen, oder ob, ſie einſehen wollen, daß der Philoſoph ſich durch Wahrnehmungen an der Erfahrung ſehr oft am beſten orientiren könne, wenn ihm ſeine Spekulation zu weit abwärts leitet. Ein jeder vernünftiger Menſch muß und wird ſich freylich durch konſequentes Nachdenken eine Art von Syſtem bilden, das ihm zum Leitfaden dienet. Ein ſolches werden auch die Jünglinge ſich ſelbſt auswählen, je mehr ſie über den Zuſammenhang der Wahrheiten nachdenken. Es iſt auch dem Lehrer wohl erlaubt, ihnen durch Vorlegung des Syſtems, welches ihm vorzüglich einleuchtet, Anleitung dazu zu geben. Aber er vergeſſe nie, ſie beſtändig zugleich auf das Studium einer echten pragmatiſchen Geſchichte der Philoſophie zu weiſen, damit ſie, von der Subjektivität eines jeden Syſtems überzeugt, und dadurch ſo tolerant werden, daß ſie ihr eigenes Syſtem nicht Andern mit Ungeſtüm, als ſchlechterdings objektiv wahr, aufbürden wollen. So werden ſie nachgiebiger und verträglicher, und dadurch der wahren Weisheit empfänglicher werden.

Weder Naturrecht noch Moral ſollten, meines Erachtens, den Studirenden von aller Art nach einem einzelnen rein aprioriſchen Syſteme gelehrt werden, ſondern nach allgemeinem Ueberblik-

ke deſſen, was aus der vernünftig-ſinnlichen Natur des Menſchen folgt, wovon die Zuhörer bey Gelegenheit der verſchiedenen Meinungen der Philoſophen darüber, und der Betrachtungen über ſich ſelbſt, wohin ſie billig auch müſſen geleitet werden, im Allgemeinen einen deutlichen Begriff werden erhalten haben. Nichts kann einem vernünftigen Menſchen angelegentlicher ſeyn, als die Kenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner Mitmenſchen in allen ihren Verhältniſſen. Es wird daher auch für die Jugend auf Univerſitäten keinesweges einer, ich weiß nicht, ob ſehr hohen oder ſehr tiefen Speculation über dieſe oder jene ſpitzfindige Theorie des Naturrechts und der Moral bedürfen. Die neuern deutſchen Philoſophen haben a priori das Naturrecht auf die gewiſſeſte Gewißheit zu bringen vermeint, und bekennen doch zum Theil ſelbſt, daß es damit noch ziemlich problematiſch ausſehe. *) Zu einer Zeit wo in Deutſchland alles *a priori* mit völliger Gewißheit ſollte ausgemacht werden, erſchienen in dem Einem einzigen Jahr 1796 ſogar 15. ſchreibe funfzehen, Naturrechte a priori, **) jedes von dem andern verſchieden, und ſind nun im Jahre 1806 vergeſſen, als wären ſie nicht da geweſen.

Wenige

*) Man ſ. die neue Allg. Deutſche Bibliothek. LVI. Bd. 1. St. S. 410.

**) Man ſ. Seidenſticker's Geiſt der juriſtiſchen Literatur vom J. 1796. Göttingen 1797. 8.

Wenige, aber durchaus bewährte und deutliche Wahrheiten werden für die Jugend das Naturrecht hinlänglich begründen können. Auch in Absicht auf die Moral wird es bey'm Unterrichte der Jugend nicht auf spitzfindige Spekulationen ankommen, die so wenig geschickt sind moralischen Sinn zu erregen, welcher doch hauptsächlich der Jugend einzuflößen ist. Auch wird es in der Moral noch weniger, als in irgend einer andern philosophischen Disciplin schicklich seyn, im Unterrichte für junge Studirende die verschiedenen theoretischen Systeme zu trennen, oder sie einander entgegen zu setzen, gleich als wäre nur das Eine System das Leben, und alle andere der sanfte Tod der Moral. Es scheint mir vielmehr doppelt die Pflicht des Lehrers zu seyn, die verschiedenen Systeme der theoretischen Moral, welche die jungen Studirenden schon aus der Geschichte der Philosophie kennen, und die ihnen bey dem besondern Vortrage der Moral billig noch näher müssen bekannt gemacht werden, nicht als durchaus widerstreitend darzustellen, sondern sie in ihren wohlthätigen Vereinigungspunkten zusammen zu stellen. Wahrlich! sobald man sich nur gehörig verstehen will, kommen alle moralische Systeme in Einem Hauptgrundsatze zusammen, nämlich in Beobachtung der Pflicht, welche durch die Herrschaft der Vernunft über die Neigungen zu bewirken ist. Ein Jeder mag

dann

dann die Theorie der Bestimmung der Pflicht wählen, welche ihm die überzeugendste ist, die ihm vermittelst dieser Ueberzeugung am deutlichsten zeigt, wie er seine Vernunft am sichersten zu Beherrschung seiner Neigungen zu brauchen habe und die ihm die Beobachtung seiner Pflichten am nächsten an's Herz legt. Es ist wahrlich wenig daran gelegen, nach welcher Folge von theoretischen moralischen Grundsätzen ein vernünftiger Mensch sich richtet, wenn nur diese Grundsätze ihn dahin bringen, daß er seine Pflicht wirklich beobachtet. Kant selbst, der doch sein moralisches System ausdrücklich als das Einzige wahre darstellt, erklärt sich nachdrücklich für diese meine Meinung. Er giebt einem Gegner, der sein moralisches System angriff, folgendes zu bedenken *). „Wozu all' dieser Streit zwischen zwey „Parteyen, die im Grunde eine und dieselbe gute „Absicht haben, nämlich die Menschen weise und „rechtschaffen zu machen? Es ist ein Lärm um „nichts. Verunreinigung aus Mißverstand, bey der „es keiner Aussöhnung, sondern nur einer wechselseitigen Erklärung bedarf, um einen Vertrag, der „die Eintracht für's Künftige noch inniglicher macht, „zu schließen. Die verschleyerte Göttin, vor der „wir beiderseits unsere Knie beugen, ist das moralische Gesetz in uns, in seiner unverletzlichen „Majestät. Wir vernehmen zwar ihre Stimme, „und

*) Man s. die Berlinische Monatsschrift, Mai 1792 S. 412. 473.

„und verſtehen auch gar wohl ihr Gebot; ſind aber „bey'm Anhören im Zweifel, ob ſie von dem Men„ſchen aus der Machtvollkommenheit ſeiner eige„nen Vernunft ſelbſt, oder ob ſie von einem an„dern, deſſen Weſen ihm unbekannt iſt, und wel„ches zum Menſchen durch dieſe ſeine eigene Ver„nunft ſpricht, herkomme. Im Grunde thäten „wir vielleicht beſſer, uns dieſer Nachfor„ſchung gar zu überheben, da ſie bloß ſpeku„lativ iſt, und was uns zu thun obliegt, — „objektiv — immer daſſelbe bleibt, man mag „ein oder das andere Princip zum Grunde legen.“ Freylich iſt hier Kant der tiefſinnige Moraliſt, der alle bisherige Principien der Moral ſo ſtreng verwarf, um, mit vielem Aufwande der Dialektik, das ſeinige als das Einzige anzupreiſen, ziemlich inkonſequent, da er nun hintennach behauptet, daß wir vielleicht beſſer thäten uns der Nachforſchung ganz zu überheben. Aber, was er hier ſagt, iſt wahr; und ſollte nicht wenigſtens, das was Kant von allen Menſchen überhaupt ſagt, noch vielmehr für die ſtudirende Jugend gelten?

Wenn nun den ſämmtlichen Jünglingen auf Univerſitäten, welche nicht ſpekulative Philoſophen von Profeſſion werden, ſondern ſich andern praktiſchen Wiſſenſchaften widmen wollen, nur ſo viel von der theoretiſchen Philoſophie vorgetragen würde, als ich vorgeſchlagen habe, ſollte es denn wohl zu wenig ſeyn? Ich dächte nicht. Man vergleiche allenfalls das zu viel und zu wenig bey meinem Vor-

ſchlage und bey der Lehrart in der Philoſophie, welche ſeit funfzehn und mehr Jahren auf den deutſchen Univerſitäten gewöhnlich iſt.

Ueberhaupt; welches zu viel oder zu wenig würde überhaupt wohl dem Studium der Philoſophie an ſich ſchädlicher ſeyn?

Iſt es überhaupt beſſer, daß den jungen Studirenden nur Ein Syſtem der Philoſophie ausſchließend vorgelegt wird, und noch dazu ein ſolches, das zugleich ſehr ſubtil und ſehr dunkel iſt? Iſt es beſſer, daß die jungen Leute von den Lehrſätzen anderer Philoſophen ſo viel als nichts erfahren, dennoch aber im Voraus berichtet werden, in dem ihnen von ihrem Lehrer vorgetragenen Syſteme finde ſich das wahre Wiſſen allein, und außer demſelben ſey nichts als Meinen; jedes andere Syſtem ſey veraltet, alſo nicht der Mühe werth es genauer kennen zu lernen; wodurch alſo die Jünglinge angeleitet werden, dasjenige zu verachten, was ſie noch nicht einmal recht kennen, geſchweige, daß ſie angeleitet würden, deſſen Werth zu unterſuchen?

Oder iſt es ſchlimmer, wenn die jungen Leute vor allen Dingen angeführet werden, alle philoſophiſche Syſteme kennen zu lernen und zu würdigen? Iſt es ſchlimmer, wenn man ſie lehrt, bey den mannigfaltigen Mängeln, Widerſprüchen und Veränderungen der Syſteme behutſam zu werden, um nicht irgend einem Syſteme, ſonderlich bloß deßwegen weil es neu iſt oder ſcheinbar gemacht wird, ausſchließend zu trauen? Iſt es ſchlimmer, wenn die

Jüng-

Jünglinge früh gewöhnt werden, bey allen philosophischen Lehrsätzen beständig Gründe und Gegengründe zu suchen und zu erwägen?

Und gesetzt, die Folge der Ausführung meiner Vorschläge wäre — welches ich zwar gar nicht besorge, — daß Jünglinge und Männer sich nur von wenigen philosophischen Lehrsätzen und Systemen überzeugen könnten, was wäre wohl der wahren Art zu philosophiren nachtheiliger, allzuviel Dünkel, oder allzuviel Zweifel? Daß sich seit 15 bis 20 Jahren in Deutschland bey den meisten neuen und neuesten Philosophen, bey Lehrern so wie bey Schülern, gar sehr viel Dünkel findet, ist leider! nur allzu gewiß! Sollte wohl, um dieser so sehr eingerissenen allzuhohen Einbildung zu begegnen, nicht die Empfehlung einer mannigfaltigern Kenntniß und einer vielseitigern Prüfung und genauern Untersuchung aller philosophischen Sätze am dienlichsten seyn, und sollte es wohl der echten Philosophie schädlich werden können, wenn man die studirende Jugend früh dazu gewöhnte?

Von demjenigen, welcher sich zum Philosophen von Profession bilden will, muß die Philosophie noch in viel weiterm Umfange studirt werden; das gebe ich zu, und habe es schon bemerkt. Sollte es aber wohl der Philosophie schimpflich seyn, wenn sie in Deutschland, anstatt einer bloßen unermüdeten Ausspenderinn transcendentaler Orakelsprüche lieber wieder eine [illegible] würde, die gleich der Minerva bey'm Homer, jedem, der im physischen wirklichen Leben etwas einzurichten hat, das

Richtscheid in die Hand gäbe *), damit die Balken und Fugen an den rechten Ort zweckmäßig gesetzt würden, um das Ganze zusammen zu halten. Und wenn der Staat öffentliche Universitäten errichtet, um Jünglinge zu Männern zu erziehen, welche künftig das Ganze des Staats zusammenhalten sollen; so wird doch wohl der Staat weise handeln, auf diesen Universitäten das Studium der Philosophie so einzurichten, daß dieser Hauptzweck nicht verfehlt werde. Den Wenigen, welche Neigung und Fähigkeit besitzen, die theoretische Philosophie ex professo in ihrem ganzen spekulativen Umfange zu studiren, wird dabey immer freye Hand gelassen, was sie dazu thun wollen, wenn die ersten Universitätsjahre vorüber sind; den Vielen aber, für welche doch der Staat hauptsächlich die hohen Schulen errichtet hat, wird Gelegenheit gegeben das zu lernen, wodurch ihr Verstand zu jedem verständigen Zwecke, sey er spekulativ oder praktisch, wirklich auszubilden ist.

Und sollte es wohl, der Philosophie, dem Staate und der menschlichen Gesellschaft überhaupt schädlich seyn, wenn derjenigen, welche sich den theoretischen Spekulationen ex professo hingeben, nur wenige wären? Könnte es wohl ein verderblicher Mißverstand seyn **), wenn der Staat die Jugend nicht eigentlich zu solchen Spekulationen, sondern hauptsächlich für das Wohl der menschlichen Gesellschaft will erziehen lassen?

*) Man s. oben S. 139.

**) Dieser Meinung ist Hr. Prof. Schleiermacher Man s. oben S. 134.

XIII.

XIII.

Ueber die Anwendung

allgemeiner

moralischer Grundsätze,

auf einzelne zweifelhafte Fälle.

XIII.

Ueber die Anwendung allgemeiner moraliſcher Grundſätze, auf einzelne zweifelhafte Fälle. *)

Wenn wir den guten Willen haben, unſerer Pflicht ein Genüge zu thun, ſo iſt auch noch nothwendig, daß wir in jedem Falle uns überzeugen können, wie wir darin pflichtmäßig zu handeln haben. Auf welchem Wege gelangen wir nun am ſicherſten zu dieſer ſo nöthigen Ueberzeugung?

Jeder, der reiflich nachgedacht hat, wird einſehen, daß man dabey ohne allgemeine moraliſche Grundſätze nicht auslangen kann, und wird denſelben folglich den größten Werth zugeſtehen müſ-

 ſen,

*) Vorgeleſen in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, d. 25ſten Hornungs 1803.

ſen; indeß wird er doch auch einſehen, daß alles auf die richtige Anwendung dieſer allgemeinen Sätze ankomme. Es werden aber gewiß Jedem, welcher nicht eine ganz einförmige Lebensart führt, Fälle vorkommen, wo es zweifelhaft ſcheint, wie unter die allgemeine moraliſche Grundſätze richtig zu ſubſumiren ſey; denn die Begebenheiten im menſchlichen Leben ſind nicht ſelten verwickelter als alle moraliſche Syſteme und Tugendlehren, ſo verwickelt auch manche derſelben demjenigen erſcheinen, der ſie genauer prüft. Da wird dann der Zweifel über die richtige Anwendung der allgemeinen Grundſätze den gewiſſenhaften Mann am meiſten in Verlegenheit ſetzen; denn der Ungewiſſenhafte und Leichtſinnige denkt wenig oder gar nicht an die innere Moralität ſeiner Handlungen.

Die allgemeine moraliſche Grundſätze ſind doch wohl keinesweges bloß der Speculation zu Gefallen, ſondern deswegen erſonnen, daß ſie menſchlichen Handlungen zur ſichern Richtſchnur dienen ſollen. Daher iſt es unſtreitig auch die Pflicht des Philoſophen, zu unterſuchen, wie ſie müſſen angewendet werden, und dieſer Pflicht ſind die ſpeculativen Philoſophen, bey ihrem bloßen Streben nach abſtrakten allgemeinen Grundſätzen, nicht genug eingedenk geweſen. Es dürften beſonders diejenigen Fälle Aufmerkſamkeit verdienen, wo die allgemeinen Grundſätze nicht auszulangen ſcheinen.

Faſt alle Sittenlehrer und Tugendlehrer vermindern ihren wohlthätigen Einfluß auf das menſchliche Le-

ben

ben dadurch, daß ſie immer nur bey den abſtrakten Grundſätzen ſtehen bleiben und ſich allzuwenig bemühen nachzudenken, wie es mit der Anwendbarkeit derſelben ausſehen müſſe, in Abſicht auf die in concreto vorkommende Fälle, auf die Verknüpfung der ſo verſchiedenen Umſtände und Bedingungen, ohne die keine menſchliche Handlung zu Stande kommt. Es iſt ſchwerer hierüber zur völligen Sicherheit zu kommen, als mancher, bloß ſpekulative Philoſoph glauben mag. Daher dient jede Unterſuchung, welche zu mehrerer Gewißheit hierin leitet, zur wirklichen Vervollkommnung der Moralphiloſophie, und iſt alſo des Philoſophen eben ſo würdig, als die Abfaſſung theoretiſcher allgemeiner Grundſätze, womit manche Philoſophen oft glauben Alles gethan zu haben. Die Philoſophie überhaupt, und beſonders die Moralphiloſophie, gewinnt gewiß an Würde deſto mehr, jemehr ihre Anwendung auf das wirkliche Leben einleuchtet. Freilich ſind viele Philoſophen, die ſich am liebſten in unfruchtbare Spekulationen verlieren, leider! der entgegengeſetzten Meinung.

Wie ſoll ſich der Gewiſſenhafte in zweifelhaften Fällen helfen? Mit ſeinem Gewiſſen? Freylich wohl! Aber wenn nun dieſes ſelbſt ungewiß iſt, was in dem vorliegenden Falle zu thun ſey?

Der berühmte Möſer verlangt, daß zu dieſem Behufe ſolle ein obrigkeitlicher Gewiſſensrath verordnet werden. Ich werde weiter unten

meine Meinung über diesen Vorschlag sagen. Vorher will ich, nebst seiner Aufforderung dazu, einen Gewissensfall mittheilen, den er anführt, um die Nothwendigkeit seines Vorschlags zu beweisen, und werde nachher noch drey andere zweifelhafte Fälle hinzufügen.

Erster Fall. Möser sagt:*) „Billig sollte jeder Staat einen eigenen von der Obrigkeit „verordneten Gewissensrath haben, an welchen man „sich in schweren Fällen wenden und bey dessen „Ausspruche man sich förmlich beruhigen könnte. „Vielleicht würde dadurch mancher unnütze Prozeß vermieden, und manche Ungerechtigkeit in ihrer Geburt erstickt. Viele begnügen sich damit, „ein sogenanntes rechtliches Bedenken einzuholen „und ihr Gewissen darnach zu stimmen, ohne zu „überlegen, daß sie auf diese Weise ihren Beichtvater selbst gewählt, vielleicht nicht den strengsten genommen, vielleicht manchen kleinen Umstand verschwiegen, und sonach ihre Absolution erschlichen haben. Andere tragen ihre Gewissensskrupel, zu deren Auflösung oft die größte Kenntniß der Rechte erfordert wird, sogar einem Theologen vor, und dieser, der bloß nach der gesunden Vernunft und demjenigen was ihm christlich, „billig und recht scheint, urtheilet, spricht einen „Zweifelhaften los, der doch den Rechten nach verdamme

*) Möser's patriotische Phantasieen 3ter Theil, S. 72.

„damme werden ſollte. Noch andre folgen ihrem „eignem Urtheile und einem gewiſſen innerlichen „Gefühle, was doch oft bey geſunden Tagen und „in der Hitze der Leidenſchaft, nicht ſo ausfällt, „wie es zur andern Zeit ausfallen würde. Und „überall ſchleicht ſich der Selbſtbetrug mit ein, „worauf zuletzt eine ſpäte Reue folgt, welches nicht „geſchehen würde, wenn man ſich bey einem or„dentlichen dazu angeſetzten Gewiſſensrath mit ſei„nem Zweifel melden und von demſelben eine ge„wiſſenhafte Auflöſung fordern könnte. Irrte ein „ſolcher Rath: ſo behielte man doch immer die „Beruhigung in ſeinem Gewiſſen, daß man einen „geſetzmäßigen Weg eingeſchlagen hätte; und wenn „man demſelben nichts verſchwiegen, ſich auch nichts „vorzuwerfen hätte.

„Ich befinde mich, „(fährt Möſer fort,)" jetzt „in einem Falle, wo mir ein ſolcher Rath, beſon„ders nöthig iſt. Ich habe eine Forderung an ei„nen verſtorbenen Mann, über deſſen Güter jetzt „ein Konkurs entſtanden iſt. Dieſe Forderung be„ſteht urſprünglich aus Erbgeldern, womit ich al„len andern Gläubigern vorgehen würde. Ich ha„be aber ſpäter eine gemeine Verſchreibung darauf „genommen, womit ich allen andern nachſtehen „werde. Beziehe ich mich lediglich auf mein Erb„geldsrecht, ſo bekomme ich meine viertauſend Tha„ler, die mir von Gott und Rechtswegen zukom„men, richtig heraus. Klage ich aber aus der „Verſchreibung, ſo bekomme ich gerade nichts.

„Niemand weiß, daß ich die Verschreibung habe;
„ich habe auch dem Verstorbenen nie eine Quit-
„tung auf mein Erbgeld ertheilt, folglich kann ich
„ohne Gefahr das erste thun. Eine andere Frage
„aber ist es, ob ich mit gutem Gewissen die
„Verschreibung, welche ich einmal genommen ha-
„be, zurück halten, und sonach die Gläubiger wel-
„che mir vorgehen würden, um das Ihrige brin-
„gen könne?

„Ich, mein selbst erwählter Beichtvater, und
„mein selbst erwählter Konsulent, sind einstimmig
„der Meinung, daß ich es thun könne, da meine
„Forderung die gerechteste von der Welt ist, und
„ich schlechterdings an den Bettelstab gerathen
„würde, wenn ich mit der bloßen Verschreibung
„herausginge. Ein anderer aber, der vielleicht ein
„gegentheiliges Interesse hat, behauptet, ich habe
„mein Erbrecht durch die Annehmung einer Ver-
„schreibung einmal aufgegeben, und könne also das-
„selbe zum Schaden anderer mit gutem Gewissen
„nicht weiter geltend machen.

„In dieser mißlichen Lage befürchte ich eine
„späte Reue. Ich denke, die Noth, die starke Em-
„pfindung meines Verlustes, und das Mitleid mei-
„ner zu Rathe gezogenen Freunde, können mich in
„diesem Augenblicke verblendet und mein Gewissen
„unrichtig gestimmt haben; aber ich denke auch,
„wenn ich nun mich und meine Kinder um alles
„das Ihrige gebracht habe, mich könnte einst der
„Vorwurf treffen, daß ich sie durch mein Verschul-

„den

„den in's Unglück geſtürzt hätte. Wer iſt nun, der „mir hier einen auf alle Fälle ſichern Rath ertheilet, und wohin ſoll ich mich wenden?“ So weit Möſer.

Zweiter Fall. Jemand kauft ein Gut als ein Allodialgut. Nachdem er es eine Zeitlang beſeſſen hat, findet er ein Dokument, woraus eine entfernte Familie ein Lehnrecht auf dieſes Gut herleiten, und wofern nicht etwa andere Gegenbeweiſe zu finden wären, dieſes Gut, als ein Lehngut, durch einen Prozeß, für ſich erhalten könnte. Sollte er nun wohl im Gewiſſen verbunden ſeyn, der entfernten Familie dieſes Dokument zuzuſchicken, und ſich ſelbſt dadurch in einen unabſehlichen Rechtshandel zu verwickeln? Oder ſoll er ſich ſelbſt aus dem Beſitze des Gutes ſetzen, und ſeinen Regreß an den ehemaligen Verkäufer nehmen, der ihn entweder nicht wird entſchädigen wollen oder wird entſchädigen können?

Dritter Fall. Ein ähnlicher Fall wäre: wenn ein dritter von einem ſolchen Dokumente durch einen Zufall Wiſſenſchaft bekäme. Iſt dieſer in ſeinem Gewiſſen verbunden, der entfernten Familie von dieſer ihr unbekannten Urkunde Nachricht zu geben? Iſt es ſeine Gewiſſenspflicht, den Beſitzer des Guts aufzufordern, dieſe Urkunde herauszugeben, und ſeinen Beſitz des auf guten Glauben erworbenen Gutes ſelbſt ſtreitig zu machen?

Der vierte Fall, iſt ein wirklicher und ſehr ſonderbarer Fall. Er ereignete ſich vor etwa 18

Jahren in England und ward in den dortigen öffentlichen Blättern erzählt.

Ein Kaufmann in London war verschiedenen Kaufleuten zu Briſtol, in allem 10,000, Pfund für Waaren ſchuldig geworden. Er erlitt in ſeiner Handlung mehrere ſtarke Unglücksfälle, ſo, daß er die von ſeinen Gläubigern zu Briſtol auf ihn gezogenen Wechſel nicht bezahlen konnte, und London verlaſſen mußte, um dem Gefängniſſe zu entfliehen. Er hielt ſich unter fremdem Namen in einer Landſtadt in England auf, voll Bekümmerniß über ſeinen Zuſtand, da er kein hinlängliches Mittel zur Befriedigung ſeiner Gläubiger zu finden wußte. Er ward zufällig mit einem Fremden bekannt, welcher ſich dort aufhielt. Dieſer fragte ihn, bey längerm Umgange, was die Urſache ſeiner ſichtlichen Traurigkeit ſey, und erhielt von ihm endlich das Geſtändniß ſeiner Lage und zugleich ſeiner Betrübniß darüber, daß er bey dem beſten Willen ſeinen Gläubigern nicht gerecht werden könne.

Zu bequemerer Bezeichnung nenne ich den Schuldner A, den Fremden dem er ſich entdeckte, B, die Gläubiger zu Briſtol, denen A ſchuldig war, C, D, E, F, zwey nachher vorkommende Bankiere zu Briſtol, denen A nichts ſchuldig war, G und H, und einige Kaufleute daſelbſt, I, K, L, M.

B der Fremde, ermahnte den Schuldner A, ſich nicht zu ſehr zu bekümmern, vielleicht könne er Rath ſchaffen, da er ein reicher Mann ſey, der ſich ein Vergnü-

gen

gen mache, einen rechtſchaffenen, unglücklichen Mann wieder aufzuhelfen. Er ließ ſich von A die Rechnungen aller ſeiner Schulden geben, nebſt beygefügter Nachricht, was bey jedem Poſten zu bemerken ſey. Mit dieſen Dokumenten reiſete er nach Briſtol, nachdem A von ihm war verſichert worden, wenn die Gläubiger nur einigermaßen ſich billig finden lieſſen, wolle er ſie baar bezahlen, und von ihnen neuen Kredit für A auswirken; A aber ſollte ihm das ausgelegte Geld nur nach und nach wieder erſtatten, ſo, wie deſſen neue Handlungsunternehmungen ihn dazu in Stand ſetzen könnte.

Da ſich B in Briſtol als einen Mann ankündigte, welcher des A Schulden durch einen Vergleich baar bezahlen wollte, ward er daſelbſt ſehr wohl aufgenommen. Die Gläubiger hatten dieſe Schuld ſchon für ganz verloren angeſehen, weil A verſchwunden war, ohne etwas beträchtliches zu hinterlaßen. Sie zeigten ſich alſo bald zum Vergleiche bereit, um ſo mehr, da ihnen bekannt war, daß A wirklich in ſeinem Handel ohne ſeine Schuld Verluſt erlitten, und keinesweges einen muthwilligen Bankerott gemacht hatte. B hielt ſich einige Wochen in Briſtol auf. Während der Zeit ward er in den angeſehenſten Häuſern oft zu Gaſte geladen. Es kamen mehrmal auf der Poſt Briefe an ihn, deren Aufſchriften, der Handſchrift nach, aus bekannten großen Handlungshäuſern zu kommen ſchienen. Er kaufte an verſchiedenen Orten von den

Kauf-

Kaufleuten I, K, L, M, silberne Geräthe und Diamanten, welche er bey den Verkäufern ließ, bis zur baldigen baaren Bezahlung, und er galt also um so viel mehr für einen sehr wohlhabenden Mann. Er behandelte jeden Gläubiger des A besonders, und alle zusammen auf 8000 Pfund, worüber er vor Notar und Zeugen beglaubte Instrumente aufnehmen ließ. Er zeigte nun acceptirte Wechsel von sehr bekannten angesehenen Handlungshäusern in London theils ausgestellt, theils girirt. Die Bankiere G und H, fanden kein Bedenken, für 20,000 Pfund davon zu diskontiren. B befriedigte nun mit dem von G und H, empfangenen Gelde, vergleichsmäßig, des A Gläubiger, C, D, E, und F, bezahlte die von ihm ausgenommenen Waaren an I, K, L, M, und reisete am folgenden Tage mit denselben weiter. A empfing unverzüglich mit der Post einen Brief ohne Unterschrift, enthaltend das Protokoll des Vergleichs und die Quittungen aller seiner Gläubiger, nebst der Versicherung einiger davon, daß sie ihm auf eine bestimmte Summe wieder Kredit geben wollten. Aber, die von G und H bezahlten Wechsel kamen kurz darauf von London mit Proteste zurück. Es waren falsche Wechsel. Sowohl die Firma der Aussteller, als die verschiedenen Giro waren so täuschend nachgemacht, daß G und H gar nicht im geringsten einen Betrug vermuthet hatten. Der Betrüger B war durch alle Bemühungen nirgend zu entdecken.

Nun ist die Frage: Ob A von dem Betruge

Nutzen

Nutzen ziehen dürfe, den B verübt hatte? Nach dem poſitiven Rechte ganz unſtreitig, ſo widerſinnig dieſs auch bey'm erſten Anblicke ſcheinen möchte. Des A Gläubiger, C, D, E, F, waren baar bezahlt, und konnten nun weder an A noch an ſonſt jemand, wegen ihrer vorigen Forderungen einen Anſpruch machen. G und H hatten freywillig die Wechſel gekauft. Ob dieſe unecht oder echt waren, hatten ſie allein zu unterſuchen und es war bloß ihr eigener Fehler, daß ſie dieſelben nicht genau genug unterſucht hatten. Sie konnten ſich wegen ihres Schadens an Niemand halten, als an den abweſenden betrügeriſchen B. So wenig wie die Bankiere G und H. an die geweſenen Gläubiger des A, an C, D, E, F, und an die Kaufleute I, K, L, M, welche ſämmtlich mit dem größten Theile des an B für den falſchen Wechſel weggegebenen Geldes waren bezahlt worden, eine rechtliche Forderung zu machen hatten; eben ſo wenig konnten ſie A in Anſpruch nehmen, welcher mit ihnen in dieſer Sache gar nichts zu thun gehabt, und ihr Geld gar nicht geſehen hatte; bloß in dem Falle, wenn dem A wäre zu beweiſen geweſen, daß er an dem Betruge Theil genommen hätte, würde er, und nur einzig aus dieſem Grunde, in rechtlichen Anſpruch zu nehmen geweſen ſeyn. Aber ein ſolcher Beweis würde bey einem vorſichtigen Betrüger allenthalben ſehr ſchwer werden, und in England am ſchwerſten, weil daſelbſt alle Kriminaluntersuchen nur durch Zeugenverhöre geführt werden. Wenn alſo

wider A keine Zeugen aufzustellen waren, so konnte er zwar, durch den Verdacht, daß er dennoch an dem Betruge Theil gehabt habe, in böſen Leumund kommen, jedoch im Laufe des Rechts war er unſtreitig ſeiner Schulden entbunden; weil Niemand eine Forderung an ihn machen konnte.

Aber hier iſt nicht die Frage, was A etwa durch den Betrug des B nach dem poſitiven Rechte erhalten könne, ſondern, (vorausgeſetzt, daß er unſchuldig ſey, wie dieſes die engländiſche Nachricht berichtet,) welche Pflicht ihm das Gewiſſen bey dieſem ſeltnen Falle auferlege, wenn es ſeine Abſicht iſt, ſtreng moraliſch zu handeln? Soll er an C, D, E, F, ſeine Schuld nochmal bezahlen? Das kann er nicht, und dieſe verlangen es auch nicht. Muß er die Bankiere G und H, ſo weit ſeine Schuld reicht, bezahlen? Dazu iſt er, ſo viel ich einſehen kann, auch im Gewiſſen nicht verpflichtet; denn dieſe beide haben nicht ſeinetwegen Londoner Wechſel gekauft, und haben, ganz ohne ſeine Schuld, bloß dadurch Schaden gelitten, daß ſie nicht genug unterſuchten, ob die Wechſel echt wären. A kann auch ihren Schaden nicht erſetzen, ſelbſt wenn er es wollte, da er zwar von Schulden frey iſt, aber kein Vermögen hat. Soll er ſich für bankerott erklären, da er Niemand etwas ſchuldig iſt? Soll er von dem Kredite nicht Gebrauch machen, den ihm C und D, freywillig angeboten haben, und wodurch er ſich und ſeine Familie

milie wieder aufhelfen kann? Dann würde der ehrliche Mann ſich ſelbſt und ſeiner Familie ſchaden, und dennoch dadurch dem G und H, den einzigen Perſonen welche Schaden erlitten haben, nicht das Geringſte erſetzen können.

Ich komme nun auf Möſer's Vorſchlag, in jedem Staate ein **Gewiſſensgericht** anzuordnen; wo ſich ein gewiſſenhafter Mann bey ſo verwickelten Fällen wie die obigen, wegen ſeiner Zweifel Raths zu erholen hätte. Wäre ein ſolches Gericht vorhanden, ſo könnte es wohl dienen, unnöthige Prozeſſe zu verhüten, wenn manchem unbefugten Kläger das Gewiſſen ſo gerührt würde, daß er vom vergeblichen Zanken abließe. Es würde eine treffliche Zugabe ſeyn, zu dem in den Däniſchen Staaten verordneten **Friedensgerichte**, welches, den Zeitungen zu Folge, jährlich hunderte von Prozeſſen vergleicht, ehe ſie vor den ordentlichen Richter kommen.

Aber ein ſolches Gewiſſensgericht iſt nun einmal nirgend vorhanden. Es findet ſich auch, wenn man die Sache näher überlegt, daß es die vorkommenden Zweifel nur unvollkommen würde löſen können: denn **der Gewiſſenhafte** will und muß ja **nicht** nach **fremder Entſcheidung**, ſondern nach eigener Ueberzeugung handeln. Was ſoll er thun, wenn der Ausſpruch des Gewiſſensgerichtes ihn nicht überzeugt? Soll er dann wider ſeine Ueberzeugung handeln? Alſo ein **öffentlich verordneter** Gewiſ-

wissensrath würde alle vorkommende Zweifel einzelner Personen, über die Moralität der Handlungen, in allen verwickelten Fällen nicht überzeugend lösen können.

Auf welchem Wege kann nun aber ein gewissenhafter Mensch zu einer möglichst befriedigenden Ueberzeugung gelangen, was er in jedem Falle zu thun habe? Oder, wenn es so verwickelte Fälle, wenn es so beschwerliche Kollisionen geben sollte, daß er keine ganz vollständige Ueberzeugung zu erlangen weiß, welches sind die Gränzen, wo er sich beruhigen kann und beruhigen muß?

Wenn auch gleich jedermann zuletzt nur nach seiner eigenen moralischen subjektiven Ueberzeugung zu handeln hat, so hieße es doch, sich einen sehr unsichern Führer wählen, wenn man, ohne irgend ein festes moralisches allgemeines Princip, sich bloß seiner Gewissenhaftigkeit überlassen wollte; denn diese würde sodann wenig mehr als ein dunkles Gefühl von Recht und Unrecht seyn, und wie leicht könnte dieses irre führen? Es ist also die erste Forderung an Jeden, dem es ein Ernst ist, beständig recht zu handeln, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Pflicht und Nichtpflicht, bey sich so deutlich und bestimmt werden zu lassen, als es möglich ist; davon ist aber nothwendig der Erfolg, daß Jeder auf feste allgemeine moralische Principien kommt.

Aber nun ist die Frage: Welches moralische Grundgesetz ist zu erwählen, um bey in wirklichen Han-

Handeln so sicher als möglich zu gehen? Ich getraue mich nicht hierauf etwas anders zu antworten, als: dasjenige, welches einem Jeden nach reifer und unparteyischer Ueberlegung am evidentesten wird. Ich bekenne gern, daß ich nicht zu denen gehöre, welche, indem sie nur Ein einziges moralisches Grundprincip ausschließend für richtig annehmen, alle übrige verwerfen. Ich bin überzeugt, daß ein jedes in seiner Art seinen Werth hat, und daß alle, recht richtig verstanden, wenn auch nicht in der feinen Spekulation, doch gewiß in der praktischen Anwendung, zu eben demselben Zwecke führen. Hierüber und über die mannigfaltigen Ansichten der verschiedenen Moralsysteme, verdient Garve's vortreffliche Darstellung derselben, im ersten Bande seiner Uebersetzung von Aristoteles Ethik, nachgelesen und wohl erwogen zu werden. Die Würdigung der verschiedenen Grundprincipien, welche die Philosophen verschiedener Zeiten zur Herleitung einer gründlichen Sittenlehre und Tugendlehre aufstellten, wird für jeden, auch für denjenigen welcher nicht eigentlich sich mit der theoretischen Philosophie beschäftigt, sehr lehrreich seyn, und noch mehr, wenn er verschiedene Principien, von welchen ein jedes von einer andern Ansicht ausgeht, sorgfältig mit einander vergleicht, um alsdann demjenigen zu folgen, welches er für das beste und fruchtbarste hält.

Man wähle aber auch welches man wolle, so kann nie, durch ein allgemeines Princip, zugleich

zugleich jede Subsumtion unter daſſelbe für alle einzelne Fälle beſtimmt werden; denn jeder allgemeine Grundſatz iſt natürlicher Weiſe nur allgemein ausgedrückt: die einzelnen Fälle ſind aber jederzeit durch verſchiedene Umſtände bedingt, welche einzeln und in Verbindung auch zu erwägen ſind. Wenn man dieſes unterläßt, ſo kann man leicht verführt werden, einen allgemeinen Satz unrichtig anzuwenden, weil man nicht gehörig achtet auf die weſentlichen Beſtimmungen und Bedingungen des einzelnen Falles. Wir müſſen durch Nachdenken und Uebung die Fertigkeit zu erlangen ſuchen, mehrere Fälle, und jeden derſelben mit allen zu ſeiner Beſtimmung gehörigen Umſtänden, recht deutlich zu denken, ſie mit dem allgemeinen Princip zu vergleichen, um uns dann feſt an daſſelbe als an einen Probierſtein halten zu können.

Durch ſolche Uebung wird nothwendig ein ſehr feines moraliſches Gefühl entſtehen, welches erwächſet zur Fertigkeit, unter den allgemeinen moraliſchen Grundſatz richtig zu ſubſumiren, ſelbſt auch da, wo etwa Zeit und Umſtände eine ganz genaue theoretiſche Entwickelung und Darſtellung nicht zulaſſen möchten. Hierdurch und durch ferneres Nachdenken wird der Gewiſſenhafte die Beſchaffenheit jedes vorliegenden Falles richtiger würdigen lernen. Dieß iſt um ſo viel nöthiger, da es wohl zuweilen ſcheinen könnte, als ob die allgemeinen moraliſchen Principien nicht auslangten. Wenn aber das Princip ſonſt richtig iſt; ſo wird

es

es entweder demſelben an Evidenz, oder uns an Geduld- und Kaltblütigkeit, vielleicht auch an der nöthigen Fähigkeit gefehlt haben, um einen verwickelten Fall nach allen ſeinen Beſtimmungsgründen unter den allgemeinen Satz zu ordnen. Wenn aber der gewiſſenhafte Mann etwa ſelbſt zweifeln möchte, daß er die nöthige Fähigkeit dazu habe, oder wenn er noch ſichrer gehen will; ſo iſt es ihm freylich unbenommen, auch andern verſtändigen Leuten ſeine Zweifel vorzulegen um durch ihr Gutachten ſeine Ideen noch deutlicher zu machen. Wenn er nun alles wohl erwogen hat, ſo muß er dann freylich nach ſeiner eigenen gewiſſenhaften Ueberzeugung handeln. Sollte er auch nach derſelben noch irren; (wie es denn wohl nicht zu läugnen iſt, daß es einzelne verwickelte Fälle geben kann, bey welchen, auch nach den beſten moraliſchen Grundſätzen, die Meinungen über die Anwendung derſelben verſchieden ſeyn werden); ſo wird ihn jeder vernünftige Mann allenfalls beklagen, aber nicht verdammen können.

Ich will nun meine Gedanken über die vier oben angeführten Fälle hinzuthun.

Ich habe ſchon bemerkt, daß ich einen jeden allgemeinen moraliſchen Grundſatz in ſeinem Werthe laſſe und überzeugt bin, daß jeder derſelben ſeinen guten Werth habe, wenn man ihn nur recht verſteht und ſich in die Anſicht des Philoſophen verſetzt, welcher den allgemeinen Satz zuerſt aufſtellte. Aber eben ſo ſehr bin ich überzeugt, daß

Jeder denjenigen zu wählen habe, den er für den brauchbarsten und evidenteſten hält.

Für mich, zu meiner eigenen Befolgung, habe ich mir ſchon längſt den allgemeinen Satz vorgeſchrieben:

> Suche beſtändig in einem richtigen unparteyiſch erforſchten Verhältniſſe deiner Pflichten und deiner Rechte zu handeln *).

Nach dieſem Grundſatze habe ich immer geſucht alle meine Handlungen zu prüfen. Er ſchien mir deswegen am beſten dazu geeignet, weil alle Theile deſſelben deutlich zu beſtimmen ſind, weil er, obgleich ein allgemeiner Satz, dennoch die Anleitung zu den Bedingungen ſeiner Anwendung in ſich enthält, beſonders aber, weil er eine vorhergehende Bemühung nach Selbſterkenntniß vorausſetzt, ohne welche Niemand ſein moraliſches Verfahren ſicher beurtheilen kann, und weil in dieſem Grundſatze, ob er gleich von meinem Selbſt anfängt, dennoch die Beſchaffenheit meiner Handlungen durch die beſtändige Rückſicht auf das Allgemeine beſtimmt und gewürdigt wird. Ich bin überzeugt, daß wenn wir in der bürgerlichen Geſellſchaft worin wir doch leben, und im menſchlichen Leben überhaupt, moraliſch handeln wollen, ſo wie jeder Pflicht ein Recht, auch jedes Recht einer Pflicht entſprechen muß; ſo, daß beide einander wechſelsweiſe beſtimmen und modificiren. Wenigſtens ſcheint es mir, der Begriff einer jeden beſondern Pflicht

*) Man ſ. den erſten Band S. 47.

Pflicht werde viel deutlicher, der eigentliche Punkt ihrer Anwendung werde viel ſicherer gefunden und die praktiſche Moral dadurch viel fruchtbarer werden, wenn man ſich jede Pflicht beſtändig in Verknüpfung mit einem Rechte denkt, als wenn man die Pflicht für ſich und vereinzelt erforſchen oder anwenden will. Auf jeden Fall iſt es gewiß, daß derjenige, der ſorgfältig das Verhältniß ſeiner Pflichten und ſeiner Rechte erwägt, und ſeine Handlungen darnach zu richten ſucht, nicht unmoraliſch handeln wird, er müßte denn wider ſeine eigene Ueberzeugung handeln.

Ich glaube ſogar, dieſe beſtändige Verſchwiſterung von Pflicht und Recht könne Anleitung geben, genauer zu beſtimmen, ob, und in wie fern ein allgemeiner moraliſcher Grundſatz, welcher ſich nur bloß auf Pflicht bezieht und bloß ein unbedingtes Pflichtgebot ausſprechen will, im wirklichen Leben, wo doch Niemand ohne Rechte iſt, und eben ſowohl für ſeine Rechte als für ſeine Pflicht zu ſorgen hat, in jedem einzelnen Falle unbedingte Anwendung finden könne? Ich will alſo zu erörtern ſuchen, ſo weit meine Einſicht reicht, was in den vier vorliegenden Fällen Pflicht und Recht erfordern möchten. Ich ſetze in jeden Fall einen gewiſſenhaften Mann voraus, der es mit ſich redlich meint und nicht Ausflüchte ſucht.

Wäre im erſten (S. 214) von Möſer angeführten Falle der Gläubiger ſich der Abſicht bewußt, durch eine zweyte nachher angenommene Ver-

schreibung sich seines Erbrechts zu begeben, so versteht sich's von selbst, daß er im Gewissen verbunden ist, den Vorzug den ihm das Erbrecht gegeben hätte, nicht zu gebrauchen, sondern nur die Verschreibung dem Gerichte vorzulegen. Es läßt sich aber wohl nicht leicht denken, daß Jemand sich wissentlich eines wohlerworbenen größern Rechts ohne Ursache begeben, und ein geringeres verlangen sollte. Man kann nicht annehmen, daß dieser seltene Fall hier könne eingetreten seyn, denn, der Gläubiger würde ja alsdann die erste Verschreibung wodurch er bereits ein größeres Recht hatte zurückgegeben oder in der zweyten Verschreibung das Erbrecht für ungültig erklärt haben. Ist dieses nicht geschehen, so kann seine Absicht bey der zweyten Verschreibung nur gewesen seyn, durch dieselbe eine Verstärkung des vorigen Rechts zu bewirken, und wenn dies der Fall ist, so kann der gewissenhafte Mann keinesweges verpflichtet seyn, diese zweyte Verschreibung vorzulegen, wann er es sonst nicht für gut findet. Es ist ja Niemand verpflichtet, alle Dokumente, welche sein Recht bekräftigen, vorzuzeigen; genug wenn er diejenigen vorlegt, durch welche es schon genugsam bekräftigt ist. Das zarteste Gewissen kann Niemand verpflichten, ein Dokument selbst vor Gericht zu bringen, wodurch sein den Gesetzen nach unbezweifeltes Recht, von dessen Richtigkeit er auch in seinem Gewissen überzeugt ist, durch eine mögliche falsche Auslegung könnte verloren gehen, und wodurch er wenigstens

in einen ſo weitläuftigen als unnöthigen Proceß könnte verwickelt werden. Jemand, welcher aus einem allgemeinen moraliſchen Grundprincipe etwa allzu ſchnell ſchließen wollte, ohne daß er auf die beſtimmte beſondere Umſtände dieſes Falles ſähe, (wie dieß von den Philoſophen geſchieht, welche alles bloß mit einem allgemeinen Grundſatze meinen abfertigen zu können,) möchte etwa ſagen: der Mann muß die zweyte Verſchreibung herausgeben, denn er kann nicht wollen, daß es allgemeine Maxime werde, Urkunden zu verſchweigen. Dieß kann er, wenn von allgemeiner Vertuſchung von Urkunden die Rede iſt, freylich nicht wollen; wohl aber kann er wollen, und nach geſunder Moral, ſoll er ſogar wollen, daß es allgemeine Maxime werde, ſolche Urkunden nicht vor Gericht zu bringen, zu deren Herausgabe man nicht verpflichtet iſt, und durch deren Mißverſtand unnöthige, koſtbare und Unruhe verurſachende Rechtshändel veranlaßt werden. Dieſe bedingte Maxime iſt, im wirklichen Leben, jener unbedingten in dieſem Falle wohl vorzuziehen. Iſt nicht, von rechtsgelehrten Philoſophen, ſelbſt, in die Geſetze die Beſtimmung gebracht worden, welche Dokumente Jemand vorzuzeigen verpflichtet iſt, und welche nicht? Alſo haben dieſe philoſophiſche Geſetzgeber doch wohl eingeſehen, daß Niemand unbedingt verpflichtet ſey, alle Urkunden die er kennet, ſie mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, bekannt zu machen.

Im zweyten Falle (S. 217.) kann ebenfalls, meines Erachtens, derjenige welcher ein Gut bona fide, vielleicht auf den Grund des Hypothekenbuchs, oder doch auf den Grund der Dokumente, welche ihm der Verkäufer überlieferte, gekauft hat, keineswegs im Gewissen verbunden seyn, eine Urkunde, wodurch sein Besitz des Guts könnte zweifelhaft werden, selbst bekannt zu machen, und andere dadurch aufzufordern, ihn und andere in unabsehliche Processe zu verwickeln; vielmehr kann er mit gutem Gewissen im Besitze des Guts bleiben und erwarten, ob ihm Jemand den Besitz streitig machen will. Jeder hat unstreitig die Pflicht gegen sich selbst und zugleich das Recht sein Eigenthum zu beschützen, nicht aber es durch seine eigene Schritte in Gefahr zu setzen und selbst die Rechtmäßigkeit seines Besitzes zweifelhaft zu machen, wenn noch gar nicht bewiesen ist, daß sein Besitz unrechtmäßig sey. Wenn aber Jemand so fein empfinden sollte, daß er lieber sich selbst in Gefahr setzen will sein Gut zu verlieren, um nicht, wenn auch auf die unschuldigste Weise, ein Mittel zu werden, daß einem andern, der das Gut, vermöge eines vermeinten Lehnrechts in Anspruch nehmen könnte, Unrecht geschähe, so wird dieses ein Edelmuth seyn, welcher weit über eine Gewissenspflicht, ja! über jede Pflicht gehen würde und welche ihm wahrlich am wenigsten die Vernunft gebieten kann. Selbst auch in solchem Falle müßte sein Edelmuth wohl bedenken, was die positiven

Rech-

Rechte mit sich bringen, ehe er aus unüberlegter Anwendung irgend eines allgemeinen moralischen Grundsatzes einen übereilten Schritt thäte. Er müßte hier beynahe so weit gehen, daß er das bona fide als ein Allodialgut erkaufte Gut, geradezu der entfernten Familie schenkte, und ihr überließe, ob sie es als ein Allodium behalten oder versuchen wollte, ob das noch ungewisse Leben könne renuthet werden; denn wenn es dazu nicht mehr Zeit wäre, würde es einem Lehnsherren heimgefallen, welcher vielleicht gar kein Lehnrecht daran hätte. Wollte aber der Besitzer des Guts vor der Hand selbst im Besitze des Guts bleiben und bloß der fremden Familie das Dokument zusenden, und ihr überlassen, ob sie durch dasselbe vermittelst eines Processes das Gut als ein Lehngut zurückfordern könne; so würde er dadurch einem Dritten, oder gar einem Vierten oder dem Fünften großen Schaden verursachen. Die entfernte Familie würde sich nicht zunächst an ihn, sondern an denjenigen halten müssen, welcher das Gut zuerst als Allodialgut zu besitzen vorgab, sey es der letzte Verkäufer, oder noch ein früherer. Die Ruhe aller dieser Leute nicht zu stören, und sie nicht unüberlegter Weise in weitläuftige ungewisse Rechtshändel zu verwickeln, ist doch wahrlich auch eine allgemeine Pflicht, welche dem Besitzer gegen sie obliegt, und alle diese Leute haben ein Recht, die Erfüllung dieser Gewissenspflicht von ihm zu fordern. Dieß muß sein Gewissen auch bedenken, damit er

nicht aus eigenem durch einen allgemeinen Satz falsch geleitetem Triebe, einer ihm ganz fremden Familie Veranlassung gebe Andere zu beunruhigen, indeß er selbst vor der Hand ruhig im Besitze bleibt. Denn, erst nachdem alle gemeldete Personen ihre Processe verloren hätten, könnte man ihn aus dem Besitze seines Guts werfen. Hier ist, wie es mir scheint, ein offenbarer Beweis, daß sich ein unbedingtes moralisches Gebot wahrlich nicht, ohne auf die Bedingungen eines vorliegenden Falles zu achten und ohne gehörige Behutsamkeit, in der wirklichen Welt anwenden läßt, wo alles auf mancherley Bedingungen beruhet, worauf nothwendig Rücksicht zu nehmen ist.

Diese Betrachtung muß auch nothwendig darauf leiten, wie unzulänglich eine Sittenlehre ist, welche verbietet, **auf die unmittelbaren und folglich nothwendigen Folgen** unserer Handlungen zu sehen. Denn, wenn aus einer Handlung die ich vermöge der Anwendung eines moralischen allgemeinen Grundsatzes vornehme, **nothwendig** Folgen entstehen, wodurch ich in Gefahr gerathe, meine Pflichten gegen Andere zu verletzen; so muß ich doch **auch diese Folgen** in Betrachtung ziehen. Wenn nun im gegenwärtigem Falle der Besitzer des Guts, aus übereilter Anwendung eines allgemeinen und in der Anwendung unbestimmten moralischen Grundsatzes, einen Schritt thäte, welcher, zufolge der einmal bestehenden Einrichtung der Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, die nachtheiligste Folgen für seine Ne-

ben,

benmenſchen hervorbrächte, müßte er nicht wünſchen, auch dieſe Folgen überlegt und dann nach einer durch die Betrachtung der nothwendigen Folgen beſtimmten Maxime gehandelt zu haben?

Was den dritten Fall betrifft, ſo kann ich auch nicht einſehen, wie ein Dritter im Gewiſſen verpflichtet ſeyn könne, der entfernten Familie von einer ſolchen Urkunde, von deren Exiſtenz er etwas erfahren hätte, Nachricht zu geben, wenn nicht irgend eine höhere Pflicht dabey einträte, wovon hier nichts vorausgeſetzt iſt, und welche ſich auch eben nicht leicht denken läßt. Die nothwendige Verknüpfung jeder Pflicht in der menſchlichen Geſellſchaft mit einem Rechte wird ſehr deutlich zeigen, was hier zu thun iſt. Eine Pflicht gegen einen Andern läßt ſich nur denken, wenn ein Anderer das Recht hat, die Erfüllung dieſer Pflicht von mir zu fordern. Wenn alſo der Dritte, welcher von der Urkunde etwas erfahren hat, der entfernten Familie ganz fremd iſt; ſo iſt er auf keine Weiſe im Gewiſſen verpflichtet, ihr von der Exiſtenz einer ſolchen Urkunde Nachricht zu geben, weil ſie kein Recht hat, eine ſolche Nachricht von ihm zu verlangen. Er könnte vielmehr ſeiner allgemeinen Menſchenpflicht gegen den Beſitzer des Guts und gegen den Verkäufer und die vorigen Beſitzer zu nahe treten, wenn er ihnen dadurch Unruhe und Proceſſe verurſachen wollte. Er hat weder Pflicht noch Recht, ſich um die Geſchäfte und den Beſitzſtand anderer Perſonen zu bekümmern und ſie in

Ver-

Weitläuftigkeiten zu verwickeln, welche sie nicht verschuldet haben; vielmehr gehört es zur allgemeinen Menschenpflicht, ihre Ruhe und ihren Besitzstand nicht zu stören. Sollte vollends der gedachte Dritte nur als Gewissensrath oder als Advokat und Konsulent des Besitzers, erfahren haben, daß eine solche Urkunde vorhanden sey, so würde er, aus Treue gegen denselben, vielmehr im Gewissen verpflichtet seyn, von der Existenz einer solchen Urkunde Niemand etwas zu entdecken, am allerwenigsten der entfernten Familie die hier als Gegner des Besitzers anzusehen wäre. Dieser würde durch sein ihm geschenktes Vertrauen vielmehr offenbar ein Recht auf die Verschwiegenheit des Gewissensraths oder des um Rath gefragten Rechtsgelehrten erlangt haben.

Der vierte Fall (S. 217.) scheint allerdings ziemlich verwickelt zu seyn. Wenn man aber Recht und Pflicht gegen einander abwägt, so wird sich auch wohl bestimmen lassen, was dabey Gewissenspflicht seyn kann.

Allerdings befindet sich A der Schuldner, vorausgesetzt, daß er von dem Betruge nicht die geringste Wissenschaft gehabt hat, in einer höchst sonderbaren Lage; denn er wird die allgemeine Meinung wider sich haben, daß er den Betrug, durch welchen er so viel gewinnt, mit dem Betrüger verabredet habe. Seine erste Pflicht gegen sich selbst wird also seyn, sich vor Gerichte zu stellen, und die strengste Untersuchung wider sich selbst zu ver-

an-

anlaſſen. Kann er ſodann entweder ſeine Unſchuld beweiſen, oder kann ihm wenigſtens nicht bewieſen werden, daß er, auf irgend eine Art, an dem Betruge Theil, oder auch nur die geringſte Wiſſenſchaft davon gehabt habe; ſo hat er, meines Erachtens, alles gethan was ihm zu thun möglich war, und ſein Gewiſſen kann ſich völlig bey dieſem, von ihm gar nicht veranlaßten Vorfalle beruhigen. Seine geweſenen Gläubiger C, D, E, F, haben einmal gar keine Forderung weiter an ihn. C und D haben ihm ſogar auf's neue Kredit angeboten. Warum ſoll er ſich deſſen nicht bedienen? Die Bankiere G und H, welche von B die Wechſel kauften, haben kein Recht zu einer Forderung an A, ſobald er nicht am Betruge Theil hatte, und wenn ihn ſein eigenes Gewiſſen davon losſpricht, ſo kann er auch keine Gewiſſenspflicht haben, ihnen den Schaden zu erſetzen, den ſie ſich ſelbſt, ganz ohne ſeine Schuld, zugezogen. Ein ihm unbekannter Mann hat ſeine Schulden bezahlt. Daß dieſes ohne ſein Wiſſen mit geraubtem Gelde geſchehen iſt, kann er ſich in ſeinem Gewiſſen eben ſo wenig vorwerfen, als die Gläubiger C, D, E, F, und die Kaufleute I, K, L, M, welche eben mit dieſem geraubten Gelde ſind bezahlt worden. Der einzige Fall wäre, wenn A, durch den ihm auf's neue gegebenen Kredit und durch Fleiß und Glücksfälle in der Handlung wieder ein ſehr wohlhabender Mann würde, und er wollte hernach freywillig dem G und H. einen

Theil

Theil oder das Ganze des Verlusts ersetzen, welchen sie, zwar gar nicht durch seine Schuld, aber doch bey Gelegenheit eines Zufalls erlitten, wodurch er seine Schulden los ward und wieder in Wohlstand kam. Dieß würde ein so rühmlicher als seltener Edelmuth seyn, zu welchem er aber nicht **verpflichtet** seyn kann, da G und H auf keine Weise ein **Recht** haben, von A. etwas zu fordern.

Zu Edelmuth, so schätzbar er ist, ist Niemand **verpflichtet**; daher geht er über den moralischen Grundsatz weg, der **nur** auf ein **Pflichtgebot** sieht. Eher könnte Edelmuth unter dem Grundsatz: **Mache dich und andere vollkommen**, oder unter den Grundsatz **der höchsten wahren Glückseligkeit** subsumirt werden.

A bleibt bloß der Schuldner des Betrügers B. Sollte dieser jemals die Schuld einfordern, so ist A im Gewissen verbunden, ihm die schuldige Summe nicht zu zahlen, selbst wenn er auch könnte, sondern er hat in solchem Falle die Gewissenspflicht auf sich, alles anzuwenden, um dessen Aufenthalt dem Gerichte zu entdecken. Ist der Betrüger zum Vorschein gekommen, so ist A verpflichtet, seine Schuld nicht an denselben, sondern an dasjenige Gericht zu zahlen, dem obliegt, das Vermögen des Betrügers B, so weit es reicht, zur Befriedigung der Gläubiger desselben im Konkurse zu verwenden. Kann alsdann A. die dem B. schuldige Summe nicht bezahlen, so muß er zum

zwey-

zweytenmale Bankerott machen, und ſoweit ſein Vermögen reicht, die Konkursmaſſe des B zu befriedigen ſuchen. So lange aber B nicht vorſetzlich oder zufällig erſcheint, darf ſich A nicht in ſeinem Gewiſſen einen Vorwurf darüber machen, daß er, ohne ſeinen Vorſatz der Schuldner eines Betrügers geworden iſt, der die Schuld nicht einfordert, und die niemand für B einfordern kann.

So glaube ich, nach meiner beſten Einſicht, beſtimmen zu dürfen, was in den angeführten vier Fällen **Gewiſſenspflicht** ſey. Sollten einſichtsvolle Philoſophen über dieſes oder jenes eine andere Meinung hegen, ſo will ich mich gern durch Gründe belehren laſſen. Doch wäre eine ſolche Verſchiedenheit der Meinungen auch ein neuer Beweis unter mehrern, daß es zuweilen einzelne verwickelte Fälle geben kann, wo die Anwendung allgemeiner moraliſcher Grundſätze, ſo unentbehrlich dieſe auch an ſich ſind, dennoch nicht mit unwiderſprechlicher Gewißheit zu beſtimmen iſt.

Ende des zweyten Bandes.

Vit. sing. erud.
614

Johann George Sulzer's

ehedem Professors zu Berlin und Mitgliedes der Königlichen Akademie der Wissenschaften

Lebensbeschreibung,

von ihm selbst aufgesetzt.

Aus

der Handschrift abgedruckt,

mit Anmerkungen

von

Johann Bernhard Merian

und

Friedrich Nicolai.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin und Stettin,

1809.

Vorbericht.

Die Handschrift der nachfolgenden eigenen Lebensbeschreibung eines Mannes, welcher als Gelehrter und als Mensch gleich schätzenswürdig war, erhielt ich schon im Jahr 1790 von dem sel. Prediger Goeze in Quedlinburg, welcher sie bald nach Sulzer's Tode, von dem sel. Grafen Borke, dem vertrauten Freunde Sulzer's erhalten hatte, mit der Erlaubniß sie abschreiben zu lassen.

Formey hat bey seinem Eloge de Mr. Sulzer,*) wie man offenbar sehen kann, die Handschrift dieses eigenen Lebens des Verstorbenen, vor Augen gehabt, aber nur sehr geringen Gebrauch davon gemacht. Hirzel hat sie

*) In den Mémoires de l'Académie des sciences de Berlin. Annee 1779.

bei seinem umständlichen Leben Sulzer's, *) nicht gekannt und also gar nicht gebrauchen können. Gleichwohl wird ein aufmerksamer Beobachter aus dieser so offenherzig und unparteyisch geschriebenen Lebensgeschichte, Sulzer's jugendliche Erziehung und seine allmählige gelehrte Bildung ganz anders und deutlicher, vermuthlich auch hin und wieder lehrreicher einsehen können, als aus Hirzel's sonst auch interessantem Werke. Ich hoffe also einigen Dank zu verdienen, daß ich diese so lange verborgen gelegene Handschrift öffentlich bekannt mache. Das Original derselben hat sollen kurz nach Sulzer's Tode verbrannt werden, wie mir auch Herr Merian, ein vertrauter Freund Sulzer's, erzählte, der, als ich ihm diese Lebensbeschreibung vor einigen Jahren mittheilte, sich wunderte und freute, daß eine Abschrift in meinen Händen geblieben war. Eine andere Abschrift besitzt Sulzer's Schwiegersohn, der berühmte Hr. Graff zu Dresden,

*) Hirzel an Gleim, über Sulzer den Weltweisen, 2 Bände, Zürich 1779. 8.

dessen Erlaubniß zur Herausgabe ich, wie billig, suchte und erhielt.

Ich habe die Handschrift treu abdrucken lassen, und ausser einigen unbedeutenden Nachläßigkeiten in der Schreibart, wovon vielleicht einige auch nur bloß Fehler des Abschreibers seyn mögen, nichts geändert, damit auf keine Weise etwas von dem Eigenthümlichen dieser Selbstbekenntnisse mögte verwischt werden. Herr Merian fügte auf meine Bitte, bey'm Durchlesen etliche Anmerkungen hinzu, welche allenthalben am gehörigen Orte unter den Text gesetzt sind. Ich selbst habe für nöthig gehalten, jetzt einige Anmerkungen zum bessern Verständnisse einiger nicht allgemein bekannten Umstände hinzuzufügen. Herrn Merian's Anmerkungen sind mit Zahlen, und die meinigen mit ** bezeichnet; außerdem ist jeder Anmerkung der Anfangsbuchstab des Namens des Verfassers beygefügt.

Sulzer ist ein Mann welcher auf mannigfaltige Weise wohlthätig auf die deutsche Literatur überhaupt wirkte, besonders aber

auch auf die Aufnahme und Verbreitung derſelben in Berlin und in den Preußiſchen Staaten, wo, zu der Zeit als er nach Berlin kam, der gröſste Theil der gebildeten Leute faſt von nichts anderm als von Franzöſiſcher Literatur hören wollte. Auch legte er den erſten Grund zur Verbeſſerung der Schulen zu Berlin, wozu nachher Büſching, Gedicke und Meierotto ſo rühmliche Schritte thaten. Das Leben eines ſolchen Mannes iſt ſchon an ſich merkwürdig, aber noch merkwürdiger wird es freylich demjenigen, welcher in Gedanken ſich ganz in die damalige Zeit verſetzen kann. Berlin, den 21ſten Wintermonats 1808.

Fr. Nicolai.

Kurze Nachricht von meiner Herkunft und von den wichtigſten Umſtänden meines Lebens.

Mein Geburtsort iſt die kleine, aber in ziemlichem Wohlſtand blühende Stadt **Winterthur** in dem Canton Zürich. Daſelbſt haben ſich zu Folge alter Nachrichten die Stamm-Altern *) aller jetzt in beträchtlicher Anzahl dort befindlichen Sulzer'ſchen Familien, vor mehr als 400 Jahren niedergelaſſen.

Allem Anſehn nach ſind ſie aus Schwaben, wo ſie von den dortigen Salzwerken ihren Namen angenommen, oder bekommen haben, nach Winterthur gekommen. Meines Wiſ-

*) Leu führt im ſchweizeriſchem Lexikon aus Tſchudi's Chronik einen Hartmann Sulzer an, der 1388 in der Schlacht bey Näfels erſchlagen worden. Von dem Geſchlechte in Winterthur führt er keine früher an, als vom Ende des 15ten Jahrhunderts, aber eben ſo früh, führt er Sulzer an aus dem Kanton Bern, namentlich aus Interlachen und Hasli; auch in Uri war ein Geſchlecht, welches im 17ten Jahrhunderte ausſtarb.

sens sind in der Schweiz sonst keine Sulzer, als die, welche in meiner Vaterstadt verbürgert sind. Hingegen sind sie in Schwaben, besonders in Augsburg in ziemlicher Anzahl.

Ich bin den 5ten oder den 16ten October im Jahre 1720 geboren. In einem Aufsatze meines seligen Vaters ist der 5te, im Kirchenbuche aber der 16te October angegeben. Meine Aeltern waren Heinrich Sulzer, der 1734 als Rathsherr und Seckelmeister (Trésorier) der Stadt im 72sten Jahre seines Alters gestorben ist, und Frau Elisabeth Künzli, welche in dem 62sten Jahre ihres Alters ihr Leben an demselben Tage, da mein Vater gestorben, geendigt hat. Sie starben beide an einem ansteckenden Fieckfieber, welches damals viele Menschen weggerafft hat.

Mein Vater war, nach einer damaligen Gewohnheit in seiner ersten Jugend von seinen Aeltern nach Nismes in Languedoc zur Erziehung geschickt worden; dagegen ein Sohn aus dem Hause in Nismes, wo mein Vater aufgenommen worden, in meines Großvaters Hause erzogen wurde. Diese Art Söhne auf einige Jahre gegen einander zu vertauschen, war damal gewöhnlich, und brachte den Vortheil, daß junge Leute ohne merkliche Unkosten in der Fremde erzogen wurden, und die Sprache eines andern Landes lernten. 1)

---

1) Diese Tausche sind noch bis auf den heutigen Tag sehr gewöhnlich, jedoch meistens auf die deutsche und französische Schweiz eingeschränkt. Ich habe mich selbst zu Lausanne in diesem Falle befunden, allwo ich bei der Frau von Severy wohnte, deren Sohn damal auf der Universität zu Basel studirte und in meinem väterlichen Hause meine Stelle einnahm. In Lausanne habe ich ungefähr in meinem 17ten Jahre das Französische erlernt, wovon ich vorher kein Wort verstanden hatte, und zugleich das Englädische, wozu mir die Neuer

Ich habe oft von meinem seligen Vater gehört, daß er Willens gewesen, sich in Frankreich nieder zu lassen und der Handlung zu widmen, wenn nicht die damal eben angehende Verfolgung der Protestanten, ihn auf andre Gesinnungen gebracht hätte. Er verließ also Frankreich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. Sehr oft erzählte er in seinem Alter seinen Kindern, was er von den Drangsalen der Protestanten, bey dieser großen Verfolgung, selbst gesehen hatte.

Ich würde höchst undankbar gegen meine Aeltern seyn, wenn ich nicht zu ihrem Lob anzeigte, wie viel ich ihnen in Absicht auf die erste Bildung meines Gemüthscharakters zu danken habe.

Mein Vater war ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, dessen vornehmste Bemühung darin bestand, daß er in den verschiedenen Aemtern, die ihm nach und nach anvertraut wurden, das Wohlseyn der Stadt und der Bürger, so viel möglich war, beförderte. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie er mit patriotischem Eifer in seiner Familie gegen aufkommende Mißbräuche in der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte sprach. Er war ein großer Feind derer, die dabey mehr auf ihren Nutzen, als auf das gemeine Beste sahen. Er widersetzte sich aus allen Kräften der allmälig einreißenden Ueppigkeit, und hielt sehr streng auf alte Einfalt der Sitten und Sparsamkeit in der Lebensart. Er war ein großer Feind der Scheinheiligkeit und der religiösen Schwärmerei, und ahndete wo er konnte den falschen Religionseifer unsrer damaligen Geistlichen. Ich erinnere mich noch jetzt mit lebhaftem Vergnügen, vieler sehr nachdrücklichen Reden die er über erwähnte Punkte, wenn seine Familie um ihn versam-

---

der damal sich dort aufhaltenden Engländer Gelegenheit verschaffte. Ich rechne die Tage, die ich daselbst zugebracht, unter die angenehmsten meines ganzen Lebens. M.

mit war, besonders gegen seine Schwiegersöhne hielt. Der starke Eindruck, den sie schon damal, ob ich gleich ein Kind war, auf mich machten, legte ohne Zweifel den Grund zu meiner Sinnesart. Und hieraus habe ich geschlossen, daß das Beyspiel der Aeltern, bey der Erziehung den stärksten Einfluß hat.

Meine Mutter war eine Frau, die mit ungemeiner Sanftmuth und Einfalt der Sitten eine lebhafte Empfindung der wahren Ehre verband. So oft ich auch als ein kleines Kind Abschied von ihr nahm, um in die Schule, oder zu meinen Kameraden zu jugendlichen Spielen zu gehen, erinnerte mich die rechtschaffene Frau auf's zärtlichste, mich wohl in Acht zu nehmen, nichts zu reden oder zu thun, dessen ich mich hernach würde zu schämen haben. Sie empfahl ihren Kindern bey jeder Gelegenheit die vortreffliche Maxime, nur die nähere Bekanntschaft solcher jungen Leute zu suchen, die etwas älter, dabey gesitteter und verständiger wären als sie selbst, um durch ihren Umgang besser zu werden. Sie vermahnte uns oft, daß wir trachten sollten, Andern in der Anständigkeit der Aufführung, nicht in Aufwand und einer kostbaren Lebensart gleich zu werden. Fürnehmlich aber ermahnte sie uns zur Einfalt der Sitten und warnte vor Stolz. Ich erinnere mich, daß sie uns oft, wenn, wie bey uns die Gewohnheit ist, herumziehende Bettler auf Wagen weggeschafft wurden, sagte: daß sich unter diesen Elenden auch stolze und hochmüthige Leute befänden, und daß der Stolz eher den Menschen erniedrige, als erhebe.

Soviel von dem Charakter meiner Aeltern, woraus abzunehmen, daß ich zwar leicht von vornehmern und reichern, aber schwerlich von bessern Aeltern hätte geboren seyn können.

Mein Vater hatte in zwey Ehen 25 Kinder gezeugt, von denen allen ich das jüngste war. Obgleich also mein Va-

ter nach seinem Stande und dem Orte wo er lebte, ein Mann von einigem Vermögen war, so fiel dennoch bey seinem Tode, da noch eilf Haupterben übrig waren, nur ein geringer Theil auf mich, der aber zu meiner Erziehung hinreichend war.

Meine Aeltern hatten mich dem geistlichen Stande gewidmet, und mir dieses so oft gesagt, daß mir in meiner ersten Jugend nie eingefallen ist, etwas anders als ein Geistlicher zu werden, ob mir gleich schon damals das scheinheilige Wesen unsrer meisten Geistlichen und ihr langweiliges Predigen, gegen welches ich auch meinen Vater so oft hatte eifern gehört, merklich mißfiel. Dabey empfand ich nur sehr schwachen Trieb zu den Schulstudien die ich treiben mußte und die mir mit auf eine Art getrieben wurden, die mir alles widrig und abgeschmackt machte, so, daß ich nicht anders als aus Zwange lernte.

Allein dies war die Schuld der damaligen schlechten Lehrart unsrer Schulen, nach der man nichts als unverständliche Wörter ohne Begriffe in den Kopf bekam. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich in keiner einzigen Schulstunde die geringste Aufmerksamkeit hatte, außer denen, in welchen unser Rektor uns die ersten Begriffe von der allgemeinen Erdbeschreibung, von der Figur und Größe der Erde und was dahin einschlägt, gab; alle andre Stunden, ohne Ausnahme, waren mir zum Ekel.

Dennoch hatte ich in meiner Kindheit einen Hang zum Lesen und zu reellen Kenntnissen. Mein Vater gab mir bisweilen eine Reisebeschreibung und unter andern auch Scheuchzer's helvetische Reisen in die Hände, an denen ich großen Geschmack fand. Wären also die Erziehungsanstalten damal besser gewesen, so würde ich ohne Zweifel auch mehr gelernt haben.

Vielleicht verdient auch dieses in Absicht auf die Mit-

fang der Erziehung angemerkt zu werden, daß ich den starken und unauslöschlichen Hang zur Gartenliebhaberey und zum Pflanzen der Bäume durch meine Erziehung bekommen habe. Mein Vater hatte Gärten, Wiesen und Weinberge, die er fleißig besuchte, und wohin er mich als ein Kind gar oft mitnahm. Er selbst legte oft bey Pflanzung junger Obstbäume Hand an, und was zu pfropfen war, verrichtete er es meist selbst, wobey ich denn fleißig zusah. Ich erinnere mich, daß ich als ein Kind in meinem fünften Jahre in meiner Unwissenheit versuchte, Weinreben auf Rosenstöcke zu pfropfen, in der Meinung, die Weintrauben sollten den Geruch der Rosen annehmen.

Ich bin über den Punkt von meiner Kindheit etwas weitläuftig gewesen, weil mir diese umständliche Erzählung lehrreich scheint.

Ich war bey meines Aeltern Tode 14 Jahre alt, wurde nun aus der Schule genommen und einem Privatlehrer, mit dem mein Vater meinethalben schon Abrede genommen hatte, in Unterweisung gegeben. Allein auch da wollte es nicht besser als in der Schule gehen. Das Einzige worauf ich aufmerksam wurde, war etwas, das mich damals gar nichts angehen sollte, die Geometrie, welche mein Lehrer mit andern ältern Schülern als ich war, trieb. Ich wünschte gar oft auch so glücklich als meine ältere Kameraden zu seyn und meine griechische und hebräische Grammatik gegen ein geometrisches Buch zu vertauschen.

Nachdem ich also bis in mein 16tes Jahr mit Erlernung der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache und mit etwas kahler Logik und Metaphysik, wovon ich nicht einen einzigen Begriff habe fassen können, gequält worden war, hielt man mich für tüchtig auf dem akademischen Gymnasium

in Zürich förmlich zu ſtudiren, um mich zum geiſtlichen Stande tüchtig zu machen.

Im Frühjahr 1776, führte mich mein Vormund nach Zürich und ſetzte mich, in Penſion, bei einem Prediger ab. Damal hatte ich in der That noch nicht den geringſten Begriff von Wiſſenſchaften, auch nicht von wahrer Literatur, folglich auch nicht die mindeſte Luſt zum Studiren. Ich war in Abſicht auf die Studien genau in dem Falle des Sprichworts: Ignoti nulla cupido.

Zu meinem Glück aber fügte es ſich, daß in der Penſion in der ich war, ſich zugleich ein paar fleißige Studenten befanden, die in Literatur und Wiſſenſchaften ſchon etwas bewandert waren. Aus ihren Reden und aus ihren Büchern bekam ich die erſten Begriffe von dem, was man Literatur und Wiſſenſchaft nennt. Ich ſah, daß es in beiden um Kenntniſſe angenehmer und wichtiger Dinge zu thun ſey, und dieſes gab mir die erſte Luſt zum Studiren. Eines der erſten Bücher das ich in die Hand nahm und mit großer Begierde las, war Weiſs deutſche Metaphyſik.

Nun war zwar die Luſt zum Studiren einigermaßen bey mir rege geworden, aber ich war ohne Führer und ohne eigene Begriffe, wie und wo ich die Sache angreifen ſollte. Der ehrliche Pfarrer bei dem ich in Penſion war, wußte weiter nichts an ſeinen Penſionärs zu thun, als ſie zu ermahnen, fleißig die Bibel zu leſen, als das Buch aller Bücher. Ich beſuchte zwar die mir angewieſenen Lektionen der Profeſſoren; aber da ſie zum Theil ſchlecht waren, ich auch gar zu wenig literariſche Kenntniß mitgebracht hatte, ſo ging mir dabey noch kein Licht auf. Zu Hauſe trieb ich aus Noth meine Sprachen eifrig grammatiſch, wie ich in der Schule gewöhnt worden, und dieſes geſchah mit Ekel. Doch las ich zu meiner Erholung Wolf's Metaphyſik, und bald hier bald

da etwas aus einem andern, einem meiner Mitpensionäre gehörigem Buche. Zu meinem größten Nachtheile aber verließen die, von denen ich etwas gelernt hatte, in dem ersten halben Jahre meines hiesigen Aufenthalts das Gymnasium und die Pension; und nun hatte ich keine Kameraden als solche, die so roh und unwissend waren als ich selbst.

Dieses hätte mich bald in's Verderben gestürzt. Meine Lust zum reellen Studiren wurde durch nichts unterhalten, und ich war meine ganze Kindheit durch an nichts weniger, als an ein sitzendes Leben gewöhnt; denn damal wurden die Knaben bey der Erziehung noch nicht so zu Hause gehalten wie jetzt geschieht. Wenn wir aus der Schule kamen war uns erlaubt, auf öffentliche Plätze vor den Thoren zu gehen und da allerley Arten von Spielen zu treiben. Wenn dieses nicht die beste Art ist, die Jugend zu den Studien vorzubereiten, so hat sie andre beträchtliche Vortheile. Sie ist der Gesundheit zuträglich, stärkt Leib und Gemüth, und bereitet zum gesellschaftlichen Leben und zu Betreibung erschwererer Geschäfte mit andern vor. Von dieser Art der Erziehung also blieb mir ein Hang zum Spazierengehen, zu Gesellschaften und Ergötzlichkeiten. Zum Unglücke machte ich mit Studenten Bekanntschaft, die nicht nur dieses, sondern auch das Spiel liebten. Nun brachte ich meine meiste Zeit mit Spazierengehen und in den Kaffe- oder Weinhäusern zu, und gewann dabey einen Hang zum Kartenspiel.

Doch war es auch dabey mein Glück, daß ich unter solche Kameraden gerathen war, die außer dem Hange zum Müßiggang und Spiel, sonst sich keinem lasterhaften Leben ergaben. Ich war, den Müßiggang und das Spiel ausgenommen, wie keinem Laster bekannt, und machte mich keiner Ausschweifung schuldig. Indessen lernte ich nichts, und mein

Vormund machte mir beſtändig Vorwürfe, daß ich mehr Geld brauche als mein geringes Vermögen zulaſſen wolle.

In der That ſtand ich damal aus dieſem Mangel einer vernünftigen Anführung am Rande des Verderbens, da mein Vermögen ſich immer minderte und ich nichts lernte. Ein glücklicher Zufall rettete mich.

Der Prediger bei dem ich in Penſion war, war der Vater des vortrefflichen und verdienſtvollen nachherigen Kanonikus und Profeſſors Geßner *), der damal noch in ſeines Vaters Hauſe wohnte. Aber das erſte Jahr über als ich da war, ſah ich dieſen rechtſchaffnen Gelehrten wenig. Er war ſehr oft krank und noch öfter abweſend, um ſich auf dem Lande zu erholen. Aber in dem zweiten Jahre meines akademiſchen Lebens hatte ich das Glück näher mit ihm bekannt zu werden. Ich muß aus inniger Dankbarkeit gegen dieſen mir unſchätzbaren Mann hier anmerken, daß ſeine Bekanntſchaft, allem Anſehn nach, mich vom Untergange gerettet hat.

Dieſer edle Mann kannte kein andres Vergnügen, als die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Er hatte ſich damal eine ſchöne Bibliothek; ſeine Neigung breitete ſich faſt über alle Wiſſenſchaften aus und er beſaß gründliche Kenntniſſe in der Phyſik, Naturgeſchichte, Mathematik und Philoſophie. Bei ſeinem angenehmen Fleiß hatte er ſich gute Methoden ausgedacht, die Kenntniſſe, die er entweder durch Leſen oder durch eigenes Nachdenken erworben hatte, methodiſch zuſammen und in Zuſammenhang zu bringen. Dazu kam, daß er ſeines ſehr leutſeligen und gefälligen Weſens halber, ſich die Liebe junger Leute erwarb, denen er denn

*) Johann Geßner, nachher Stifter der naturforſchenden Geſellſchaft zu Zürich, geſt. 1790. 17.

mit Vergnügen an die Hand ging und ſeine Kenntniſſe ihnen herzlich gern mittheilte.

Sobald ich dieſen würdigen Mann näher kennen gelernt hatte, erwachte in mir eine ſtarke Neigung zu den Wiſſenſchaften, wovon ich, durch ihn, wiewohl nur erſt von weitem einige Begriffe erhalten hatte. Ich fing nun an die Geometrie, Phyſik und Naturgeſchichte mit Ernſt zu treiben, wozu mir Geßner treue Anleitung gab. Allein der eingewurzelte Hang geſellſchaftlichen Umgang und Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, der vielleicht eben ſo ſtark war, als die Liebe zu den Wiſſenſchaften, hinderte mich dennoch, mich dem Studiren gänzlich zu widmen, wie es nöthig geweſen wäre, um in irgend einer Wiſſenſchaft mich hervorzuthun. Dazu kam noch, daß ich zu keiner einzigen Wiſſenſchaft, oder zu irgend einem Zweige der Gelehrſamkeit, eine vorzügliche Neigung fühlte. Ich liebte alle, doch keine ſo, wie es hätte ſeyn ſollen, um darin etwas außerordentliches zu thun. Mit gleicher Luſt ſchrieb ich Anmerkungen über mein hebräiſches Lexikon, oder über Wolf's mathematiſche Schriften und Linné's Syſtema naturae.

Dieſe auf alles zerſtreute Neigung iſt mir hernach bis in mein Alter und in dieſe meine letzten Tage geblieben; und eben ſo die, zwiſchen Geſchäften, dem Genuß des Lebens und dem Studiren getheilte Neigung. Daher iſt es gekommen, daß der Hang die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen mich beſtändig vom anhaltenden Studiren abgezogen, die Liebe zu den Wiſſenſchaften aber, mich immer gehindert hat, andern Geſchäften, oder der Zerſtreuung mich gänzlich zu überlaſſen. So blieb ich mein ganzes Leben hindurch ein Amphibium, das mit gleicher Luſt in der Welt und in dem ruhigen Gebiethe der Wiſſenſchaften lebte. Wenn dieſes nicht der Weg iſt ſich in der gelehrten Welt einen großen Namen

zu

zu erwerben, ist es vielleicht doch der angenehmste, durch das Leben hindurch zu kommen. Das Studiren hat mich nicht ungesund und die Geschäfte in denen ich verwickelt gewesen, haben mich nicht unruhig gemacht. Aber genug hievon.

Im Jahre 1779. hatte ich, wie man zu sprechen pflegt, meine Schulstudien geendigt, und ward, mittelst nicht ohne große Schwierigkeit, nach einem ziemlich schlecht ausgefallenen Examen, *) unter die Zahl der ordinirten Geistlichen des Zürcher Synedrii aufgenommen. In der That aber sah es damals mit meinen erworbenen Kenntnissen und Wissenschaften etwas mißlich aus. Außer etwas Mathematik, Philosophie und den Elementarkenntnissen der Naturgeschichte, besaß ich wenig Wissenschaft. In der Theologie das Nothdürftigste und eben so einige schwache Kenntnisse der alten Literatur, und etwas mehr von der sogenannten historia literaria; dabei war doch mein Kopf einigermaßen vorbereitet in der Wissenschaft worauf ich mich etwa legen möchte, etwas vorwärts zu kommen. Aber ich hatte keine andere Aussicht, als nach vielen Jahren eine Predigerstelle oder eine Schulstelle zu erhalten. Inzwischen war mein an sich geringes Vermögen ziemlich herunterzuschmelzen, und nichts auf keinerlei Weise hin, auch bey der sparsamsten Lebensart mich ohne fremde Beyhülfe zu nähren. Hier fing ich also an, Sorgen für die Zukunft zu fühlen. Es fiel mir zuerst ein, auf irgend eine Universität zu gehen, daselbst mich erst zum Privatlehrer in der Philosophie oder Mathematik aufzuwerfen und dadurch mir den Weg zu einem Lehramte zu bahnen.

*) Besonders wäre er wegen seiner geringen Kenntniß der hebräischen Sprache beinahe abgewiesen worden, aber seine Probepredigt machte die Sache wieder gut. Das berichtet Hirzel in seinem Leben Sulzer's Th. 1. S. 97. H.

Aber ich hatte bei aller meiner Unwiſſenheit doch Selbſtkenntniß genug, um zu merken, daß weder meine mathematiſchen noch philoſophiſchen Kenntniſſe hervorſtechend genug ſeyn, um mich durch mich ſelbſt empor zu kommen. Ich faßte mir alſo gefallen, den Weg einzuſchlagen, den die meiſten andern meiner Art auch nahmen, ſo viele Einwürfe auch meine Eigenliebe dagegen machte. Nämlich, ich nahm mir vor, irgend eine Inſpectors- oder Hofmeiſterſtelle in einem Privathauſe anzunehmen, bis ſich beſſere Ausſichten für mich finden würden. Hiezu zeigte ſich bald eine gute Gelegenheit, da man mich in einem anſehnlichen Hauſe in Zürich, als Hofmeiſter dreier Söhne verlangte. Ich nahm es an und legte dadurch den Grund zu meinem ganzen nachherigen Schickſal, wie aus der Folge erhellen wird. Denn darin, daß ich gerade in dieſes und in kein anderes Haus gekommen bin, liegt der Grund aller künftigen Haupt-begebenheiten meines Lebens.

Durch das Haus, worin ich im Jahre 1740, und einen Theil von 1741 lebte, kam ich in Bekanntſchaft mit der Familie des damaligen Landvogts in Knonau Herr Schmidmer's, eines nahen Anverwandten des Hauſes. Dieſes veranlaßte eine kleine Reiſe nach Knonau, dem Sitze des Landvogts, in einer Gegend von anmuthender Annehmlichkeit. Nicht weit davon war ein Dorf von der herrlichſten Lage, Maſchwanden. Der Prediger daſelbſt war ein alter unvermögender Mann, der ſeinem Amte nicht länger vorſtehen konnte, und einen Vikarius verlangte. Die herrliche Lage des Orts, die freundſchaft welche mir in dem Hauſe des Landvogts von Knonau erzeigt wurden, und beſonders die freundſchaftliche Verbindung, in welche ich mit ſeinem ältern Sohne getreten war, machten mich noch dieſer Stelle lüſtern, die ich auch bald darauf antrat.

Hier war ich nun, wie mich dünkte, in meinem eigent-

lichen Elemente. Meine Amtsverrichtungen erforderten sehr wenig Zeit. Der Prediger, dessen Stelle ich vertrat, hatte eine ziemlich gute Bibliothek, insonderheit in der Literatur. Der Ort selbst war äußerst angenehm und die umliegende Gegend bot eine große Mannichfaltigkeit der herrlichsten Spaziergänge an. Die Nähe des Schlosses Kronau gab mir Gelegenheit zu einem sehr angenehmen gesellschaftlichen Umgang, und so hatte ich alles, was ich damals wünschen konnte. In der That sind die Tage, die ich an diesem Ort zugebracht, in Ansehung der Annehmlichkeiten, die ich genossen habe, die schönsten Tage meines Lebens.

Meine Zeit theilte ich zwischen dem Studiren, dem Spazierengehen durch wahrhaftig romantische Gegenden und dem gesellschaftlichen Umgange mit dem Hause in Kronau. Da zeigte sich also wieder der Einfluß meines Naturells auf die allmählige Ausbildung meines Charakters. Ich habe es schon erinnert: meine natürlichen Neigungen waren ohngefähr gleich getheilt zwischen den Wissenschaften und Kenntnissen, zwischen dem Reiz der Natur und dem Genuß des gesellschaftlichen Lebens. Aus diesem Grunde war in meinem Studiren nichts anhaltendes; so, daß ich in kein Fach mit der Beharrlichkeit eindrang, welche nöthig ist, um darin etwas vorzügliches zu leisten. Im Studiren selbst war mein Geschmack sehr getheilt; die Betrachtung der schönen Natur hatte vorzüglichen Reiz für mich; aber ich liebte auch die Mathematik. Dabey hatte das Lesen der alten griechischen und römischen Schriftsteller, die mir bisher fast unbekannt geblieben waren, ebenfalls viel Angenehmes für mich.

Hier also gewöhnte ich mich an eine Art zu leben, der ich hernach mein ganzes Leben hindurch gefolgt bin. Ein Theil meiner Zeit wurde auf das Studiren gewendet, ein anderer, auf den Genuß der schönen Natur durch Spazierengehen und

Beobachten der verschiedenen Feldarbeiten, und ein dritter, auf gesellschaftlichen Umgang und Theilnehmung an Geschäften, wozu die landvogteiliche Regierung, die ich hier in der Nähe sah, mir Gelegenheit gab.

Die mancherley Beobachtungen über die Natur, gaben mir hier die erste Gelegenheit, Schriftsteller zu werden. Aus der Fülle der Empfindungen verfertigte ich da verschiedene Aufsätze, die erst in Zürich in einer periodischen Schrift erschienen, nachher aber in Berlin von dem Herrn Hofprediger Sack *) in ein Bändchen gesammelt und unter dem Titel: Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur, herausgegeben wurden.

Auch meine Lustgeschäfte zu betreiben, fand ich hier einige Nahrung. Es wurden zufällig eine halbe Stunde weit von dem Orte meines Aufenthalts, einige alte römische Urnen, nebst einigen Götzenbildern ausgegraben, die dem Landvogt zugeschickt wurden. Als er sie mir wies, stellte ich ihm vor, daß es der Mühe werth sey, weiter nachzugraben und allenfalls einige Unkosten auf die Untersuchung der Gegend zu verwenden. Es wurde darüber die Genehmhaltung der Rentkammer zu Zürich eingeholt und mir wurde die Besorgung der Sache aufgetragen. Der Erfolg hiervon war, daß man zwischen den Dörfern Luzern und Meschwanden, in einer kleinen äußerst angenehmen Ebene, an dem Fluß Reuß, die Spuren einer daselbst gestandenen Stadt entdeckte, von welcher bisher niemand etwas nur vermuthet hatte. Ich ließ eine Menge verschütteter Fundamente von Gebäuden aufdecken. Aber man fand weiter nichts als Mauern,

*) A. Fr. Wilh. Sack, der Vater, Verf. des vertheidigten Glaubens der Christen.

17.

außer einer beträchtlichen Anzahl römischer Münzen, goldener Geschmeide, die wie es scheint in einem Keller verborgen worden, und einer Menge Urnen, ohne Aufschriften, nebst sehr viel irdenen Schalen u. s. f. *) Alles dieses aber war nicht hinlänglich, das geringste Licht über die ehemalige Beschaffenheit dieses verschütteten Orts zu geben. Man wurde endlich der Sache überdrüßig und das fernere Nachgraben wurde eingestellt.

Von dem Dorfe Maschwanden, wo ich mich damals aufhielt, hat man eine freie Aussicht auf die Alpengebirge, die wenige Meilen weit davon ihren Anfang nehmen. Dieses erweckte in mir die Begierde, diese erstaunenswürdigen Gegenstände, das größte und ansehnlichste Werk der Natur auf der Erde, in der Nähe zu sehen. Im Jahre 1742. that ich eine kleine Reise in diese Gebirge, worin ich bald hernach eine Beschreibung durch den Druck bekannt gemacht habe. **) Von dieser Reise kam ich krank zurück, und wurde bald darauf an einer Entzündung der Gedärme so elend, daß alle Anhoffung zu meinem Aufkommen verschwand. Bei dieser Gelegenheit zeigte mein vortrefflicher Gönner, der Herr Kanonik

*) Sulzer beschrieb diese Entdeckungen, in einem Aufsatze, welcher im dritten Stücke einer damals zu Zürich herauskommenden moralischen Schrift: Neuer historischer Merkurius oder Sammlung alter und neuer Merkwürdigkeiten aus der Philosophie, Gottesgelahrtheit und Sittenlehre von J. A. Ziegler, auch besonders gedruckt ward. Dieser einzeln gab eine besondere ausführlichere Beschreibung davon heraus. U.

**) Beschreibung der Merkwürdigkeiten auf einer 1742 gemachten Reise durch einige Orte des Schweizerlandes beobachtet. 1742. 4.

kus Geßner, eine zärtliche Sorgfalt für mich. Er kam selbst, seiner eigenen kränklichen Umstände ohngeachtet, noch Maschwanden, verordnete Arzneien und that alles mögliche mich dem Tode zu retten. Die Natur aber und mein gutes Temperament halfen mir heraus; doch blieb ich lange Zeit äußerst entkräftet. In diesen Umständen begab ich mich nach Zürich, wo gedachter würdiger Mann mich in sein Haus aufnahm, und durch seine Sorgfalt und angewandte Heilmittel, mich endlich wieder auf die Beine brachte.

Aber es ist Zeit meine Geschichte fortzusetzen. Des verstorbergedachten Landvogts Schuchzer's Sohn, mein vertrauter Freund, hatte nun nach der Gewohnheit der jungen Züricher, die das Vermögen dazu haben, seine Reisen in fremde Länder angetreten; und dieses war die nähere Veranlassung zur weitern Entwickelung meiner äußern Umstände. Er schrieb mir aus Dresden, daß er daselbst Bekanntschaft mit einem dort wohnenden Landsmann (dem Banquier und nachherigen Baron Wolf) gemacht habe, welcher wünschte, einen jungen Geistlichen aus der Schweiz, für ein paar Jahre bey sich zu haben, um seine Söhne in der Religion zu unterrichten. Mein Freund glaubte, daß ich vermuthlich Lust haben würde, dieses zu unternehmen. Die Sache schien mir annehmlich: doch wollt' ich mich für's erste nach dem Charakter des Mannes und den Umständen seiner Familie erkundigen. Ich erfuhrte den Antrag meinem nachherigen sehr werthen Freunde, dem Herrn Direktor Schultheß, *) der den Herrn Wolf und seine Familie kannte. Dieser redliche Freund wollte mir nicht rathen die Stelle anzunehmen, er sagte mir aber: daß, da

*) Ein Kaufmann zu Zürich, welcher auch die Wissenschaften liebte.

ich Lust hätte nach Deutschland zu gehen und einen Antrag von dieser Art anzunehmen, er hoffte mir in Kurzem einen ähnlichen aber weit angenehmern thun zu können. Dieses geschah auch einige Wochen hernach, da er mir antrug nach Magdeburg zu gehen, um daselbst die Erziehung zweier Söhne eines dortigen reichen Kaufmanns *) zu übernehmen. Er sagte mir von dem Charakter des Mannes, von den Annehmlichkeiten und Vortheilen, die ich in diesem Hause haben würde, so viel Gutes, daß ich mich sogleich entschloß, die Stelle anzunehmen.

Durch diesen Zusammenhang der Umstände wurde ich also nach Magdeburg versetzt, und kam nach meinem Wunsche in die brandenburgischen Staaten, wo ich mich, wie hernach geschehen ist, für immer fest zu setzen hoffte.

Gegen das Ende des Jahres 1745, reisete ich aus der Schweiz ab. Vor meiner Abreise nahm ich Abrede mit dem berühmten Bodmer, dessen kritische Streitigkeiten mit der Gottschedischen Schule damal mit der größten Lebhaftigkeit geführt wurden, ihm von kritischen Neuigkeiten, die ich in Deutschland erfahren würde, fleißig Nachricht zu geben. Dadurch ist denn zwischen diesem vortreflichen Mann und mir ein Briefwechsel und aus diesem eine genaue freundschaftliche Verbindung entstanden, die bis jetzt mit herzlich gegenseitiger Zuneigung gedauert hat. Gleich im ersten Jahre meines Aufenthalts in Magdeburg 1745 kam ich in Bekanntschaft mit dem Herrn Hofprediger Sack, der von Berlin aus dahin gekommen war, seine alten Freunde zu besuchen. Er gab mir gleich Aussichten in Berlin eine Bedienung für mich zu

*) Hrn. Tuchmann.

erhalten, und stellte mir die Annehmlichkeiten, die ich dort haben würde, so lebhaft vor, daß ich ganz lüstern darnach wurde. Nicht lange darauf schrieb er mir von Berlin, daß ich wirklich eine erledigte Stelle, nämlich die Stelle eines Professors der Mathematik an dem Joachimsthalschen Gymnasium offen fände, die ich vermuthlich erhalten würde, wenn ich selbst hinkäme.

Also reisete ich im Anfange von 1745 nach Berlin. Bey meiner Ankunft aber hörte ich, daß die Stelle bereits vergeben wäre. Indessen machte ich dort Bekanntschaft mit Hrn. Euler, und durch ihn mit dem nachherigen Präsidenten der Akademie, Maupertuis. Nach einem kurzen Aufenthalt, der aber mein Verlangen in dieser Hauptstadt zu leben, noch sehr verstärkt hatte, ging ich mit Versprechungen meiner Bekannten, die Gelegenheiten mir dort eine Bedienung zu schaffen wohl in Acht nehmen zu wollen, wieder nach Magdeburg zurück.

Im Jahre 1747, wurde die gedachte Stelle am Joachimsthalgymnasium wieder erledigt. Der Herr Hofprediger Sack und Herr Euler brachten es bey dem Präsidenten von Maupertuis dahin, daß er dieselbe von dem Könige für mich erbat und erhielt. Ich war eben in Braunschweig als ich diese Nachricht erhielt, und ritt von da vergnügt nach Berlin, wo ich das Ziel meiner Wünsche erreicht zu haben glaubte.

Während meines Aufenthalts in Magdeburg verfertigte ich eine deutsche Uebersetzung von Scheuchzer's Itineribus Alpinis für die Gessnersche Buchhandlung in Zürich, und arbeitete auch ein Werk über die Erziehung und Unterweisung der Kinder aus, *) wozu ich den Entwurf schon in der Schweiz gemacht hatte.

---

*) Journal gedruckt zu Zürich, 1745 und 1746. U.

Noch ehe ich die Lehrstelle in Berlin erhalten hatte, wurde mir von dem damals regierenden Fürsten von Bernburg die Stelle eines Institutors seines Erbprinzen angetragen, die ich aber von mir ablehnte.

Im Spätjahr 1747 trat ich meine Stelle in Berlin an, und hatte dabey Hoffnung bald auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden, wozu mir der Präsident, von dem es allein abhing, *) Hoffnung machte. Denn er sagte mir ausdrücklich: er habe mich dem Könige zu der Stelle am Gymnasium bloß deswegen vorgeschlagen, damit er mich in die Akademie nehmen könne, und ich, bis dort eine Pension aufkäme, inzwischen den Gehalt am Gymnasium genießen könne. Aber diese guten Gesinnungen des Herrn Maupertuis für mich dauerten nicht lange. Man mußte vermuthen, daß ihn jemand gegen mich eingenommen habe, aber ich habe den wahren Grund seiner Abneigung ge-

---

*) Jetzt werden die aufzunehmenden Mitglieder, den sämmtlichen Mitgliedern der Akademie vorgeschlagen, und von ihnen nur durch die Mehrheit der Stimmen erwählt, welches gewiß zweckmäßiger ist, als wenn die Wahl auf den Willen eines Einzigen beruhet, auf welchen Vorurtheil oder bloß einseitige Empfehlung nur allzuleicht Einfluß gewinnen können. In den vorliegenden Fall, mußte noch dazu Hr. Formey Sulzer's moralische Betrachtungen über die Natur erst ins französische übersetzen. (Man s. Eloge de Mr. Sulzer, in den memoires de l'Academie de Berlin, Année 1779. S. 5.) weil Maupertuis nichts von Sulzer's deutschen Schriften verstand. Sulzer war unstreitig würdig in die Akademie aufgenommen zu werden: aber dieß eben genannte halb ascetische Büchlein hätte ihm nicht eine Befugniß dazu geben können, wenn es auf eine unparteiische Wahl aller gelehrten Mitglieder angekommen wäre.

N.

gen mich nie erfahren. a) Ich würde auch allem Ansehn nach, nie in die Akademie aufgenommen worden seyn, wenn nicht der verstorbene Geheimerath und erste Leibarzt Eller, die Sache mit großem Ernst betrieben hätte. Er brachte den Präsidenten dahin, daß ich im Spätjahr 1750 als ordentliches Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde.

Dieses Jahr war überhaupt für mich ein glückliches Jahr, und brachte mich aus der Ungewißheit und Unbeständigkeit meines bisherigen Lebens in einen Behaltungsstand, indem sowohl mein häusliches Leben durch eine Heirath, als mein gelehrtes Leben durch Aufnahme in die Akademie, ihre Festigkeit bekamen. Denn ohne diesen doppelten Vortheil würde ich schwerlich in Berlin geblieben seyn. Meine Stelle am Gymnasium war höchst unangenehm. Unter der zahlreichen da studirenden Jugend war kein Schatten von guter Disciplin, und keiner von den Lehrern hatte die geringste Autorität, als in so fern er sie durch den sehr despotischen Rektor des Gymnasiums zu erhalten suchte. Es war aber meinem Charakter gänzlich zuwider, eine Autorität, die mir Kraft meines Amts, und selbst durch die gewissenhafte und gute Art demselben vorzustehen, gebührte, durch Umwege zu suchen.

---

a) Ich vermuthe, jedoch ist es eine bloße Vermuthung, daß die dazumal mit Eifer betriebenen Streitigkeiten über die Monaden zu der Verzögerung der Aufnahme Sulzer's in die Akademie beigetragen haben. Er war wie bekannt, der Leibnitzischen Philosophie ergeben; Hr. Euler hingegen derselben äußerst abgeneigt und ein eifriger Anti-Monadist, der es auch dahin brachte, daß der auf die Aufgabe über diese Materie gesetzte Preis einer anti-monadistischen, obwohl sehr schlechten Schrift zufiel. Hiervon habe ich in meinem Eloge de Mr. Formey einige Umstände erzählt. Uß.

Da ich also mit dem besten Willen der Jugend nützlich zu seyn, doch nichts ausrichtete und dabey noch so vielem Mißbrauch und Unordnungen, denen ich abzuhelfen mich vergeblich bemühet hatte, zusehen mußte; so wurde mir mein Amt sehr zur Last, und ich würde es, wie mein Vorfahr Herr Francke, freywillig niedergelegt haben, wenn mich nicht ein besonderes Interesse bei einiger Geduld erhalten hätte.

Nämlich ich hatte schon in Magdeburg auf eine Person eine Neigung geworfen, in deren Besitz ich meine wahre Zufriedenheit zu finden hoffte, und ich hatte starke Vermuthungen, daß auch sie eine Gegenneigung zu mir habe. Da sie ohne Eltern war und unter der Vormundschaft ihres Oheims, des Herrn Bachmanns in Magdeburg stand, so hatte ich mich schon das Jahr vorher bei diesem um sie angemeldet, aber ihn mir abgeneigt gefunden; wie denn insgemein die Kaufleute, besonders wenn sie reich sind, kaum etwas anders als ihren Stand schätzen.

Jetzt, im Sommer 1729, nahm ich mir vor die Sache nochmahls ernstlich zu betreiben, und, falls sie mir mißlingen sollte, auf einen ganz andern Plan des Lebens zu denken. Ich hielt zu dem Ende bey dem König um Erlaubniß an, eine Reise nach meinem Vaterlande zu thun, die ich auch erhielt. Meine Absicht war über Magdeburg zu gehen, da noch einen Versuch wegen der erwähnten Heirath zu machen, und falls er mißlingen sollte, auf irgend einen andern Ausweg zu denken.

Aber auch diesmal verließ mich mein gutes Glück nicht; das Verlöbniß kam zu Stande. Die in allen Absichten vortreffliche Person, die ihr Schicksal mit dem meinigen aus wahrer Zuneigung gegen mich vereinigen wollte, war die Tochter des Herrn Adolph Neuenhofs, eines schon seit einigen Jahren verstorbenen Kaufmanns, der aus dem Herzogthum

Berg nach Magdeburg gekommen war und daselbst Handlung getrieben hatte. Nun konnte ich meine Reise nach meinem Vaterlande vergnügt fortsetzen, und war sicher, daß es mir an einem dringenden Beweggrunde, bald wieder zurück zu kommen, nicht fehlen würde. Ich muß hiebey noch erwähnen, daß mein vortrefflicher Freund Bodmer schon seit einiger Zeit damit umgegangen war, den Dichter Klopstock in Zürich bey sich zu haben, um ihm da die nöthige Muße und Sorglosigkeit zu geben, die zur Vollendung seines angefangenen herrlichen Gedichts vom Messias, nöthig schien. Es wurde also abgeredet, daß wir mit noch einem jungen Gelehrten aus Zürich, Herrn Schulthess *) zusammen reisen sollten. Herr Klopstock kam zu dem Ende nach Magdeburg und von dort aus kamen wir in neun Tagen nach Zürich.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unangemerkt lassen, daß die Absicht dieser Reise in Ansehung des Dichters nicht ist erreicht worden. Nicht nur deswegen, weil Klopstock in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Zürich die Nachricht bekam, daß der König von Dänemark, um ihm Muße zu schaffen, ihm eine Pension gegeben, und er selbst nach Kopenhagen zu kommen eingeladen worden; sondern auch darum, weil nach kurzer Zeit eine merkliche Mißhelligkeit zwischen dem alten und dem jungen Dichter entstanden ist.

Ungeachtet mir alle Umstände dieses fatalen Zwistes genau bekannt sind, so trag' ich Bedenken, sie hier anzuführen. Das einzige was ich davon sagen kann, ist dieses: daß Herr Klopstock durch junge, hitzige und brausende Ergötzlichkeiten

---

*) J. C. Schulthess, der als Uebersetzer von Arrian's Epiktet u. a. griechischen Schriften sich nachher rühmlich bekannt gemacht hat.

A.

liebende Leute, ſich hat verführen laſſen, dem, die äuſſerſte Stille und Eingezogenheit liebenden Bodmer, und zwar nicht auf die ſchicklichſte Art zu verſtehen zu geben, daß die Geſellſchaft der jüngern Freunde ihm beſſer anſtehe, als die ſeinige, und daß er deswegen ſich in dem Bodmeriſchen Hauſe zu eingeſchränkt finde. Anfänglich wurde Bodmer über dieſe ſehr unerwartete Aeuſſerung nur beſtürzt. Sein ganzes Herz hing ſo an dem jungen Dichter, wie das zärtlichſte Vaterherz an einem innigſt geliebten Sohne. Herr Klopſtock ſcheint dieſes nicht gefühlt zu haben. 3) Als die jungen Leute, die ihn gern ganz beſeſſen hätten, und darin durch ſeinen Aufenthalt bei Bodmer ſich in etwas eingeſchränkt fanden, ſahen, daß einmal der erſte Schritt, ihn von dem alten Dichter zu entfernen, gethan ſey, wurden ſie dreiſter, machten ihrem jungen ſehr unerfahrnen Freund auch kühner, und ſo entſpann ſich die Uneinigkeit. Auf Bodmer's Seiten waren die ältern Freunde, die ihm Klopſtock's Verfahren in dem ſchlechteſten Geſichtspunkte vorſtellten, und den guten Mann, deſſen Charakter ganz zur Sanftmuth *) geneigt iſt, gegen ihn aufzubringen ſuchten. Beide Dichter ließen ſich zu weit führen,

---

3) Es gab dennoch hierüber ſehr verſchiedene Meinungen. Einige glaubten, Bodmer habe von Klopſtock verlangt, daß er ſo zu ſagen für ihn allein leben ſollte, welches freilich von einem jungen Manne, einem feurigen Kopfe, und beſonders von einem Dichter zu viel gefordert hieß. Auch ſoll in der Folge, wofern mich mein Gedächtniß nicht betrügt, mit Herrn Wieland etwas ähnliches vorgefallen ſeyn. M.

*) Bodmer wird von Sulzer äuſſerſt und wirklich übermäßig verehrt; dieß zeigte ſich auch bey der Beurtheilung der vorliegenden Geſchichte. Bodmers Charakter war nicht ganz zur Sanftmuth geneigt, vielmehr feurig, auch bis in ſein hohes Alter.

und der förmliche Bruch erfolgte darauf. Aber genug hievon. Am Ende des Sommers reis'te ich wieder zurück und nahm meinen Weg über Frankfurt, Cassel und Göttingen, an welchem letzten Ort ich mit Haller'n in persönliche Bekanntschaft kam, und bey ihm auch den berühmten Bibliothekar des Statthalters der vereinigten Provinzen Herrn König antraf; der bald darauf nach Berlin kam. Durch diese Reise gab er Gelegenheit zu der bald nachher ausgebrochenen ärgerlichen Zänkerei mit dem Präsidenten von Maupertuis, in welche ich einigermaßen besonders verwickelt worden bin, und die vollends den Präsidenten mir gänzlich abgeneigt gemacht hat, so daß ich, so lange er lebte, bey der Akademie keine Pension zu erwarten hatte. *)

Bey meiner Aufnahme in die Akademie, ward ich in die Klasse der spekulativen Philosophen gesetzt, und dadurch ward endlich der Gegenstand meiner Studien, der bisher sehr schwankend gewesen, indem ich mich mit mehrern Wissenschaften wechselsweise abgegeben habe, für immer bestimmt, und ich fing an im Ernst darauf zu denken, etwas Neues und Nützliches in diesem Fache zu bearbeiten.

Man muß dabey nicht vergessen, daß Bodmer auf den Gedanken gekommen war ein Heldengedicht, die Sündfluth, in Hexametern zu machen, wozu dem sonst so sehr verdienten Manne der Geist fehlte, und welches Klopstock freilich nicht so bewundern konnte, wie es Sulzer bewunderte, welcher sich auch beynahe mit allen seinen berlinischen Freunden darüber entzweyete, daß ihnen der Noah nicht schmecken wollte. 17

*) Dieß ist eine Bestätigung meiner obigen Bemerkung, daß es unzweckmäßig und unschicklich war, die innern Angelegenheiten einer gelehrten Gesellschaft bloß von der Willkühr eines Einzigen abhängen zu laßen. Man s. auch oben Hr Merians Anmerkung Nr. 2. 17

Noch in demſelben Jahr wurde meine Heirath vollzogen, und nun befand ich mich in einer angenehmen Lage; weil ich wenigſtens in meinem häuslichen Leben Vergnügen hatte, das mir den Ekel, welchen mir mein Lehramt verurſachte, einigermaßen vergeſſen machte.

Ich muß hier wiederholen, was ich bereits von meinem eben nicht ſehr einfachen Gemüthscharakter geſagt habe. Jetzt wäre es Zeit geweſen, mich gänzlich und mit geſammelten Gemüthskräften auf eine Wiſſenſchaft zu legen. Mit meinen mäßigen Glücksumſtänden zufrieden, hatte ich keine weitere Entwürfe zu machen. Der Ehrgeiz mich empor zu heben, hat mich nie geplagt, und ich war vollkommen damit zufrieden, daß ich von einer Anzahl anſehnlicher Perſonen, mit denen ich in Bekanntſchaft ſtand, nach Verhältniß meines Standes geachtet wurde. Anſtatt aber mich in dieſen vortheilhaften Umſtänden ganz auf die Wiſſenſchaften zu legen, regte ſich auch meine Neigung zum Genuß des Lebens und zu Geſchäften, wo ich etwas anzuordnen und auszuführen hatte. Ich mußte auch meiner Frau Ergötzlichkeiten verſchaffen. Daher entſtanden Zerſtreuungen, kleine Reiſen, Geſellſchaften; ich baute ein Haus, legte einen Garten an, und pflanzte darin nach Herzensluſt. Dies rief mich alſo vom ernſthaften und anhaltenden Studiren ab.

Inzwiſchen iſt alles wohl betrachtet, dieſes vielleicht noch die beſte Art zu leben, daß man ſich weder ganz den Geſchäften, oder einem anhaltenden Studiren, noch ganz dem Genuſſe der Annehmlichkeiten des Lebens überläßt, ſondern ſich zwiſchen beiden theilt, ohne ſich jemal Gewalt anzuthun. Was hilft zuletzt ein berühmter Name, mit dem man nicht die geringſte unangenehme Empfindung zu vertreiben, oder nur zu mildern im Stande iſt? Und dann iſt man auf der andern Seite nicht allemal ſicher durch neue Entdeckungen zur

Erweiterung der Wiſſenſchaften, der Welt einen wirklichen Nutzen zu ſtiften. Alſo finde ich keine Urſache, meine auf oben beſchriebene Weiſe, bis jetzt da ich meinem Ende nahe bin, fortgeſetzte Lebensart zu bereuen. Ich habe die Vergnügungen des Lebens von allen Arten genoſſen; habe mich auf der andern Seite in den Wiſſenſchaften nicht ganz unthätig gezeigt, und durch viele Bekanntſchaften, die ich mit Perſonen aus allen Ständen, vom höchſten bis zum niedrigſten unterhalten habe, iſt mir doch manche Gefälligkeit vorgekommen, auch in Geſchäften, ſowohl für Privatperſonen, als für das Publikum manches Gute zu ſtiften, oder anzurichten, wodurch ich bey denen, die meine Art zu handeln kennen, den Ruhm eines rechtſchaffenen Mannes erhalten habe, der unfehlbar mehr werth iſt, als der glänzende Name eines großen Genie's. Denn dieſer erwirbt nur Bewunderung, jener aber wirkt Zuneigung anderer Menſchen, welche ich für das höchſte Gut des Lebens halte. Es iſt unendlich mehr werth, ſich bewußt zu ſeyn daß man von vielen Menſchen geliebt werde, als ſich vorzuſtellen, man werde bloß bewundert.

Zwiſchen den Jahren 1750 und 1760, hat ſich keine merkliche Veränderung in meinen äußerlichen Umſtänden zugetragen. Aber dieſe zehn Jahre durchlebte ich mehr in Zerſtreuung, als jemals vorher. Der Bau meines Hauſes, der bald darauf erfolgte Krieg und mancherley neue Bekanntſchaften und Verbindungen, in die ich gekommen war, verurſachten dieſelbe. Ich kam in dieſer Zeit in die Bekanntſchaft einiger Prinzen des Königlichen Hauſes. Der verſtorbene Prinz von Preußen *) trug mir auf, ſeinem zweyten

Prinzen

*) Der Vater des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II.

Prinzen Heinrich, in der Geometrie zu unterrichten. Mit dem Markgrafen Heinrich kam ich in so genaue Bekanntschaft, daß ich oft ganze Tage, vom Morgen bis in die späteste Nacht bei ihm zubringen mußte. Auch wurde ich sehr oft zu seinem Herrn Bruder, dem damaligen Markgrafen von Schwedt gerufen. Angenehmer und auch nützlicher war mir im Anfange des Krieges, die Bekanntschaft mit dem Grafen von Borke, der damals Oberhofmeister des jungen Prinzen von Preußen war, und während des Krieges in meinem Hause wohnte. Durch diesen rechtschaffenen Mann und durch den Marquis d'Argens wurde ich, dem Namen und Rufe nach, dem König näher bekannt; weil diese beyden Männer, die mir wohl wollten, bey verschiedenen Gelegenheiten mit dem König von mir sprachen. Dieses hat den Grund zu der nachherigen merklichen Veränderung meiner Umstände gelegt. Auch kam meine nähere Bekanntschaft mit dem jetzigen Prinzen von Preußen *) daher. Ich stand zwar schon von lange in vertrauter Freundschaft mit Herrn Beguelin, dem zweiten Hofmeister dieses Prinzen, dessen Erziehung ich vom Anfange mit angesehen hatte. Jetzt aber trug mir der Graf von Borke auch dessen Unterweisung in der Geometrie auf. Obgleich nachher, vermuthlich durch einen Rußverstand, diese beyden rechtschaffenen Männer plötzlich in des Königs Ungnade gefallen und von dem Prinzen entfernt wurden; so muß ich ihnen aus genauer Kenntniß der Sache das Zeugniß geben, daß sie sich in ihrem Posten als rechtschaffene Männer betragen haben, und daß schwerlich jemal ein Prinz von so hohem Range mit mehr Sorgfalt unterrichtet worden, noch mehr gute Lehren bekommen, oder von

*) Dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II. 17.

ſeinen Vorgeſetzten beſſere Beiſpiele des Guten geſehen hat, als dieſer.

Von dem Jahre 1761 hebt ſich ein Hauptzeitpunkt meines Lebens an. Im Frühling dieſes Jahres ſtarb meine Frau nach einer langwierigen Krankheit, die ihr von ihrer letzten Niederkunft geblieben war. Dieſer Verluſt hat mich erſtaunlich angegriffen, und mich nicht nur eine Zeitlang zu jedem Geſchäft untüchtig gemacht, ſondern ich fing an zu glauben, daß ich für meine künftige ganze Lebenszeit in dieſer Untüchtigkeit bleiben würde. Ich hatte meine Amtsverrichtung, das erſte Jahr durch nach dieſem Zufall, einem andern übertragen. Da ſich aber mein trübſinniger Gemüthszuſtand in dieſem Jahr nicht geändert hatte, bat ich beym König um Erlaubniß an, eine Reiſe zu meiner Aufmunterung zu thun und erhielt ſie auch durch den Marquis d'Argens.

Ich reiſete alſo im Sommer 1762. erſt nach Magdeburg, wo damals der ganze Hof ſich aufhielt, und einige Zeit darauf trat ich die Reiſe nach meinem Vaterlande an. Auf dieſer Reiſe, wo ich den Weg über Leipzig durch Thüringen und Heſſen nach Frankfurt, von da durch die Pfalz über Straßburg nach Baſel nahm, war ich vieler Gefahr unterworfen, und entging durch ſeltſame Zufälle, die zu beſchreiben zu weitläuftig wäre, wie durch ein Wunderwerk der Plünderung und vielleicht noch größern Gefahren, indem ich mehr als einmal in einem Tage, durch mehrere feindlich gegen einander ſtreifende Partien, allemal glücklich durchgekommen: *) da andre Reiſende, theils vor meinen Augen, theils

*) Zu Hünefeld, zwiſchen Fulda und Saalmünſter, kam er eben an, als franzöſiſche leichte Truppen von Huſaren der alliirten Armee aus dieſem Orte vertrieben wurden. Beide Partheyen ſchoſſen ſich um ſeinen vor dem Wirthshauſe ſtehenden Wagen herum, und durch denſelben. Man ſ. Seite 8

vor und hinter mir geplündert und gemißhandelt werden. Durch alle diese Gefährlichkeiten kam ich glücklich in Basel an. Von da ging ich auf Bern, wo ich einige Freunde hatte und auch neue bekam. Mit Anfange des Herbstes langte ich in meiner Vaterstadt an, wo ich denn bis auf das folgende Frühjahr blieb. Das Vergnügen nach einer langen Abwesenheit mich wieder in meiner Familie und unter meinen ältesten und besten Freunden zu befinden, trug doch viel dazu bey, mein Gemüth wieder in etwas zu beruhigen. Ich arbeitete den Winter über an dem seit einigen Jahren entworfenen Werke, das hernach unter dem Titel: Allgemeine Theorie der schönen Künste, an's Licht getreten ist.

Sobald man im Frühjahr 1763, des Friedens gewiß war, schrieben mir meine Freunde von Berlin: ich sollte eilen dahin zurück zu kommen, weil der König sich mehrmal habe verlauten lassen, er habe neue Dinge, die Erziehungsanstalten betreffend, vor, wozu er mich brauchen wollte. Ich reiste also im März 1763 wieder aus meinem Vaterlande ab, und hatte zu meiner Gesellschaft einige brave junge Zürcher, die kurz vorher den außerordentlichen Handel wegen des berufenen Landvogts Grebel angefangen und ziemlich glücklich zu Ende gebracht hatten; jetzt aber, da doch noch eine starke und zweideutige Gährung dieser Sache halber übrig war, für gut befanden, sich eine Zeitlang von Hause zu entfernen. Die Hauptperson davon war, der nachher sehr berühmt gewordene Lavater; mit ihm waren seine beyden Freunde, Heß, und Füßli, welcher letztere bald darauf sich seinem angebornen Hang zur Zeichnung und Malerey überließ und nun in England sich aufhält.

Tagebuch einer in den Jahren 1774 und 1775 gethanen Reise. (Leipzig, 1780. gr. 8.) S. 13. 27.

Bei meiner Zurückkunft bestätigte mir der Graf von Berke, daß der König sich mehrmal gegen ihn geäußert habe, er wollte mich nun zu einer neuen und wichtigen Anstalt brauchen. Worin aber diese Anstalt und mein Amt dabey bestehen sollte, konnte mir niemand sagen. Da ich inzwischen durch zweyjährige Entfernung von meinem Lehramte eine starke Abneigung gegen dasselbe empfand, bat ich um Erlaubniß es niederzulegen, die ich auch erhielt.

Den Sommer dieses Jahres brachte ich in Pommern bey dem Grafen von Berke zu, der die Erlaubniß erhalten hatte, einige Monate auf seinen Gütern zuzubringen. Auf der Reise dahin legte ich in Schwedt eine Kommission ab, die mir von Zürich aus war aufgetragen worden und die darin bestand, daß ich im Namen der XIII. eidgenössischen Kantone einem jungen Prinzen von Wirtemberg, zu dessen Taufpathen sie von dem Prinzen Eugen, Vater des jungen Prinzen gebeten worden, ein Pathengeschenk überreichen sollte. Damals hielt sich die Familie des Prinzen in Schwedt auf, wo ich meinen Auftrag ausrichtete.

Inzwischen verstrich dieses Jahr [illegible], ohne mir über das Verhaben, das der König haben sollte, und wobey ich sollte gebraucht werden, das geringste nähere Licht zu geben. Ich fing an, die Gedanken daran fahren zu lassen und nach einiger Ueberlegung wie ich den Rest meines Lebens am besten zubringen könnte, faßte ich den Entschluß, mit meinen zwei unerzogenen Töchtern nach meinem Vaterlande zurückzugehen, daselbst auf dem Lande in der Nähe von Zürich so eingezogen zu leben, als nöthig seyn würde, um mit dem mäßigen Einkommen von dem Vermögen, das ich würde dahin bringen können, zu leben.

Zur Bestärkung in diesem Vorhaben, zeigte sich gleich

anfangs des Jahres 1764, die Gelegenheit mein Haus vortheilhafte zu verkaufen. Und nachdem dieses berichtigt war, fing ich auch an etwas von meinen übrigen Sachen zu verkaufen, um mich allmählig zu der großen Veränderung, die ich verhatte, anzuschicken.

Wie aber unser Schicksal sehr selten sich nach unsern Entwürfen richtet, so ging es jetzt auch mir. Im Februar 1765 wurde mir zu wissen gethan, daß der König mir eine Pension von 200 Thlr. bey der Akademie gegeben habe. Bisher hatte ich keine gehabt, aber 200 Thlr. waren freylich nicht vermögend mich von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen. Ich schrieb an den König, bedankte mich für die angebotene Gnade und hielt zugleich um Erlaubniß an, meinen gefaßten Entschluß nach meinem Vaterlande zurück zu gehen, ausführen zu dürfen. Hierauf erhielt ich zur Antwort ein ganz gnädiges Kabinetsschreiben, darin Sr. Majestät mir die Gnade erwiesen, zu sagen: daß es ihnen zum Wohlgefallen gereichen würde, wenn ich meinen Entschluß änderte, indem Sie willens seyn mich irgendwo zu brauchen. Aber wie, wo und wann, darüber nicht das geringste Licht.

Ich nahm also die Freiheit nochmals an den König zu schreiben und meine vorige Bitte dringend zu wiederholen. Hierauf bekam ich selbst keine Antwort; an deren Statt aber einen Boten von dem Grafen von Borke, der in mich drang eilend nach Potsdam zu kommen. Zugleich schickte er mir ein Schreiben, das der König auf mein letztes an ihn hatte gelangen lassen. In diesem Schreiben meldete der König dem Grafen: daß ich auf meinen Abschied dringe, weil aber Sr. Majestät willens wären mich zu brauchen, so trügen Sie ihm auf, mich zu bereden, im Lande zu bleiben. Aber wieder kein Wort, wo ich hätte gebraucht werden.

Indessen konnte ich nun wohl nicht umhin mich nach

Potsdam zu begeben. Jetzt ſchrieb der Graf an den König, um zu wiſſen, was er mir eigentlich anbieten ſollte, um mich im Lande zu behalten. Darauf kam die Antwort: Sr. Majeſtät wären willens eine Akademie zu Erziehung der adelichen Jugend zu errichten und wollten, daß ich dabey die Philoſophie lehren ſollte, verſprächen mir dabey ein Gehalt von 1000 Thlr. und eine Penſion von 500 Thlr. bey der Akademie, wovon die letzte ſogleich, die erſtere künftigen Monat May angehen ſollte. Der Graf, der mir keine Zeit laſſen wollte, die Sache zu überlegen, verſprach dem Könige, daß ich es annehmen ſollte. Und ſo wurde ich auf's Neue und für immer in Berlin feſt gehalten.

Meine Potsdamſche Reiſe hatte noch eine andre wichtige Folge. Zwey Tage zuvor, ehe ich dahin gerufen ward, kam Herr Lambert nach Berlin, meldete ſich zuerſt bey mir und brachte dieſe beyden Tage faſt ganz bey mir zu. Ich wurde dadurch ſo ſehr von Bewunderung für dieſen fürtrefflichen Mann eingenommen, daß ich auf dem Wege nach Potsdam und auch an dem Orte ſelbſt, an nichts als an das große Genie dieſes Mannes denken konnte. In Potsdam ſprach ich gegen einige Perſonen, die täglich um den König waren, mit ſolchem Feuer von ihm, daß dieſe ſich nicht enthalten konnten, dem Könige von meiner Bewunderung dieſes außerordentlichen Geiſtes zu ſprechen. Dieſes hatte die Wirkung, daß als ich wieder nach Berlin zurückkam, ſchon ein Brief vom Herrn von Catt *) an mich da lag, darin dieſer Freund mir meldete: der König wolle den angekommenen Philoſophen ſprechen und ich ſollte dafür ſorgen, daß er den andern Tag nach Potsdam komme, um noch an demſelben gegen Abend dem König vorgeſtellt zu werden.

*) Vorleſer des Königs.

Ich übergehe verſchiedene kleine wirklich komiſche Umſtände die ſich hieben ereignet haben, um nur zu ſagen: daß Sr. Maj. an dem guten Manne den großen Philoſophen nicht entdeckten, den Sie nach dem Berichte erwartet hatten. Und dieſes meldete mir Herr von Catt ſogleich und that ziemlich kläglich darüber. Lambert aber, der zu wenig Erfahrung hatte um zu merken, daß er nicht gefallen habe *) kam ganz vergnügt wieder. Meine Verlegenheit dabei war nicht gering. Man hatte den guten Mann mit dem Verſprechen nach Berlin zurückgeſchickt, daß er durch mich das Weitere über die Folge ſeiner gehabten Audienz erfahren werde. Ich ſagte ihm ganz in Vertrauen, daß ein ſolcher Mann nicht wieder würde aus Berlin gelaſſen werden, wenn es nur recht angefangen würde, daß der König gute Abſichten ſeinethalber habe, daß aber noch einige Zeit verſtreichen könnte, ehe ſie ausgeführt würden, und dieſes befriedigte ihn. Inzwiſchen ſchrieb ich fleißig an Herrn von Catt und immer von Lambert, mit großem Bedauern, daß der König ihn nicht von der rechten Seite angeſehen habe ꝛc. Damit verſtrich über ein halbes Jahr. Inzwiſchen hatte der ruſſiſche Geſandte, Fürſt Dolgorucky Herrn Lambert kennen gelernt, und nun bezeigte die Akademie in Petersburg Luſt, ihn dahin zu ziehen. Dies gab mir nun neuen Muth in Herr von Catt zu bringen, dem König vorzuſtellen, daß es ewig Schade ſeyn würde, wenn wir, wie es den Anſchein habe, dieſen Mann

*) Er hatte unter andern auf die Frage des Königs: Welche Wiſſenſchaften er vorzüglich verſtehe, geantwortet: Alle! Und auf die fernere Frage: Wie er alle dieſes Wiſſen erlangt habe? Gleich dem berühmten Pascal, durch mich ſelbſt.

aus Berlin verlieren sollten. Dies that die gewünschte Wirkung, und der König ließ ihm eine Pension von 500 Thlr. und einen Platz in der Akademie anbieten, die er nach einiger Weigerung, ob er gleich gar nicht willens war nach Petersburg zu gehen, annahm. 4) Ich will nur noch hinzusetzen, daß doch der König in der Folge den vorzüglichen Werth dieses Gelehrten erkannt und aus eigner Bewegung seine Pension nach und nach bis auf 1109 Thlr. vermehrt habe.

Ich war also nun auf's Neue wieder in des Königes Dienst, hatte aber noch nichts zu thun, weil die neue Ritterakademie noch nicht errichtet war. In diesem Sommer 1764 bekam der seit 1756 an hiesigem Hofe gestandene großbrittannische Minister Herr Mitchell seine Zurückberufung, aber

---

4) Hr von Catt hatte mich ersucht, Herrn Lambert hievon zu benachrichtigen, zu welchem ich sogleich freudig hinging, und da mir bewußt war, wie sehr er wünschte in Berlin zu verbleiben, glaubte ich ihm gleichfalls durch diese Nachricht Freude zu verursachen. Um so mehr fand ich mich betroffen, ihn selbige mit der größten Gleichgültigkeit annehmen zu sehen, und ihn sagen zu hören, er wolle der Sache weiter nachdenken. Ich antwortete ihm frei heraus, es komme hier auf kein weiteres Nachdenken an; sondern entweder den Ruf auf der Stelle anzunehmen, oder auf immer darauf Verzicht zu thun, indem er gewiß nie zum zweitenmal an ihn ergehen würde. Hierauf ging ich zu Sulzer, um ihm die Sache zu erzählen. Da Lambert auch noch denselben Tag zu ihm kam, sagte ihm Sulzer mit seinem bisweilen gebieterischen Ton: Setzen Sie Sich nieder und schreiben Sie, was ich Ihnen diktiren werde. Dies war ein Dankzusagebrief an den König. Lambert gehorchte, und so erreichte die Sache ein glückliches Ende. III.

nur im Geheim; denn er ſollte nur unter dem Vorwand einer Reiſe in ſeinen Angelegenheiten, ſich für eine Zeitlang vom hieſigen Hofe beurlauben. Ich ſtand ſeit dem Anfange ſeiner hieſigen Geſandtſchaft in genauer Bekanntſchaft mit ihm. Deswegen bot er mir an, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten. Ich erhielt auch vom König eine uneingeſchränkte Erlaubniß, ſo lange wegzubleiben, bis man mich zurück rufen würde. Alſo reiſete ich im Auguſt mit erwähntem Geſandten von hier ab. Weil er vor ſeiner Ueberfahrt nach England den Brunnen in Spaa brauchen wollte, ſo reiſeten wir über Caſſel nach Frankfurt, und von da auf einer Jacht den Mayn und Rhein herunter bis auf Cölln, von da über Aachen nach Spaa. In Caſſel geſellte ſich der damalige hannöveriſche Oberſte, jetzt polniſche General Herr von Cocceji noch zu uns und ging mit nach Spaa. Der Geſandte blieb bis im October in Spaa und ich hatte da, mit verſchiedenen engliſchen Herrn Bekanntſchaft gemacht, die mir zum Voraus verſprachen, mir in England Vergnügen zu machen.

Von da reiſeten wir über Lüttich nach Brüſſel, wo Herr Mitchell, der ehedem als engliſcher Miniſter da geſtanden hatte, viele ſeiner alten Freunde beſuchen wollte. In Brüſſel machte ich durch ihn verſchiedene gute Bekanntſchaften; vorzüglich aber muß ich die ungemein verbindliche Art, womit der dortige Miniſter Herr Graf von Cobenzl mir begegnete, rühmen. Er hatte eine große Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen zuſammengebracht, und da er hörte, daß ich ein Liebhaber davon war, erlaubte er mir alle Morgen ganz früh zu ihm zu kommen und ließ mich die ganze Zeit über, da er Audienz zu geben hatte, mitten unter ſeinen Kunſtſchätzen, bis zur Tafel gerufen wurde. Aber ich bedauerte ſehr, daß der Generalſtatthalter Prinz Karl, kurz vorher, von da nach Wien gereiſt war. Herr Mitchell hatte

mich unterwegs ſehr begierig gemacht, dieſen Prinzen zu ſehen, von dem er mir ſo viel Gutes erzählte.

Als ich in der beſten Hoffnung war nun bald England zu ſehen, bekam ich den 1ſten November einen Brief von meinem Freunde von Catt, daß ich den 14ten November unfehlbar in Berlin zurück ſeyn müßte. Dieſes war eine höchſt verdrüßliche Nachricht für mich. Herr Mitchell ſagte mir, er wollte in zwey Tagen nach Calais abgehen, ich ſollte thun als wenn ich den Brief nicht mehr in Brüſſel, ſondern erſt in London bekommen hätte, und alſo die Reiſe mit ihm fortſetzen. Ich getrauete mir nicht dieſen Schritt zu wagen, habe aber nachher erfahren, daß er von keinen ſchlimmen Folgen würde geweſen ſeyn. Ich mußte nun in dem ſchlechteſten Wetter und bey unbeſchreiblich böſen Wegen, wo ich mehr als einmal Lebensgefahr ausgeſtanden habe, in größter Eile zurückreiſen und bezahlte durch das viele Ungemach, das ich dabey ausgeſtanden habe, alles Vergnügen der vorhergehenden Reiſe reichlich. Die Wege waren ſo außerordentlich ſchlecht, daß verſchiedene Poſtmeiſter es mir ſchlechterdings abſchlugen, auf die gewöhnliche Poſtroute Pferde zu geben. An einigen Orten mußte ich ſie doppelt bezahlen, an andern mir Umwege gefallen laſſen. Und dennoch war alle dieſe Eil umſonſt.

Ich war nun wieder in Berlin, die Akademie war noch nicht geſtiftet, und das ganze Geſchäft, das mir bald nach meiner Ankunft aufgetragen wurde, beſtand darin, daß ich zu dieſer Stiftung einen Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit und einen für die Hiſtorie aufſuchen und vorſchlagen ſollte; welches ich, da die Sache gar nicht eilig war, von London aus eben ſo gut hätte thun können. Ich bereuete nun zu ſpät, dem Rathe des Herrn Mitchell's nicht gefolgt zu haben, welches mich um ſo viel mehr verdroß, da ich ſonſt bey ähnlichen Gelegenheiten mehr Muth gehabt habe.

Noch in dieſem Jahe erhielt ich vom König einen Platz, den ich mir, etwas von Berlin entlegen, in einer angenehmen aber ſtillen Gegend ausgeſucht hatte, um daſelbſt einen Garten und eine ländliche Wohnung anzulegen, worauf ich ſeitdem die Sommer ſehr angenehm zubringe.

Im Jahre 1765 kam endlich die Errichtung der neuen Königlichen Ritterakademie zu Stande, obgleich noch nicht alle Profeſſoren zugegen waren. Alſo ich fing in dieſem Jahre meine neue Laufbahn an.

Bey dieſem Jahre muß ich einer Sache, die ich damals unternommen habe, gedenken, die anfänglich gering ſchien, aber durch ihre Folgen wichtig wurde und die mir von vielen falſch unterrichteten und paſſionirten Perſonen üble Nachreden zugezogen hat, obgleich die Sache an ſich ſelbſt ſo iſt, daß ich nicht glaube jemals etwas nützlicheres in meiner kleinen Sphäre gethan zu haben. Dies iſt die Veranlaſſung zur Beſtellung der ökonomiſchen Kommiſſion bei der Akademie der Wiſſenſchaften. Ich will die ganze Sache nach der ſtrengſten Wahrheit erzählen, und muß ſie erzählen; weil ich weiß daß noch jetzt mehrere Mitglieder der Akademie und darunter einige meiner Freunde, ſehr übel von der Sache unterrichtet ſind. 5)

---

5) Unter andern war es unſer Freund Beguelin. Er behauptete beſtändig, daß alle aus dieſer neuen Einrichtung zu erwartende noch ſo große Vortheile den Verluſt eines Euler's niemals erſetzen könnten. M. Dieß iſt in gewiſſer Maaße allerdings wahr. Aber man muß billig auch bedenken, daß Sulzer's Anordnungen für das Publikum, und für die Akademie erſprießlich waren, und daß es ſeine Schuld nicht war, daß Euler ſich nicht gut betrug und hernach aus Eigenſinn Berlin verließ. M.

Ich hatte mich ſchon vielfältig bey Herrn Euler, der als der Einzige noch in Wirkſamkeit ſtehende Direktor der Akademie, in den ökonomiſchen Geſchäften derſelben alles that, beklagt, daß die genealogiſchen Kalender von denen die Akademie anſehnliche Einkünfte zog, ſowohl im Druck, als an Kupferſtichen und Band ſo ſchlecht wären, daß zu beſorgen ſtehe, es würde ſie zuletzt niemand mehr kaufen. Herr Euler geſtand mir dieſes ein; ſagte mir ſogar wie alle dieſe Mängel von dem Eigennutze des Oberkommiſſarius Köhler herkämen. Unter andern verſicherte er; Köhler zwinge die Buchdrucker zu dieſen Kalendern eine Schrift zu nehmen, die er vor vielen Jahren habe gießen laſſen, die aber jetzt abgenutzt ſey, und dennoch müſſe gebraucht werden, weil die Buchdrucker ihm jährlich etwas dafür bezahlen müßten. Bey einer andern Gelegenheit vertraute mir Herr Euler noch eine andre Beſchwerde, die er gegen Köhlern hatte. Nämlich daß bey Anfang des Krieges unter der Baarſchaft der Akademie ſich 6000 Thlr in Gelde befunden hätten, und daß dieſe Summe jetzt nur in Silber-Courant vorhanden ſey, ohne daß irgendwo das Agio derſelben, welches damals ſehr beträchtlich geweſen, in den Rechnungen vorgekommen ſey. Kurz, ich erfuhr von Herrn Euler ſelbſt, daß in der Adminiſtration unendliche Mißbräuche herrſchten. Dennoch war er genöthigt den Köhler nach Willkühr verfahren zu laſſen. Zum Theil hatte er das Herz nicht, ſich ihm zu widerſetzen, weil er wußte, daß der Großkanzler *) ihn beſchütze, zum Theil aber

*) v. Jarriges. Derſelbe hatte ehemals, als Mitglied der Akademie, das Kalenderweſen beſorgt, und Köhler der bey ihm anfänglich Bedienter war, hatte ſich deſſen mit gründlichen Lehren erkenntlich, und dadurch die Einkünfte der Akademie, groß

ſtand er in dem Gedanken, daß Köhler der einzige Mann im Lande ſey, der das Kalenderweſen recht betreiben könnte. Dieſes ſind die wahren Urſachen, warum er ſich nie unterſtanden hat dem Köhler in irgend einer Sache entgegen zu ſeyn.

Da ich mit Herrn Euler nichts ausrichten konnte, klagte ich öffentlich bey der Akademie über den Verfall der Kalender; aber niemand wollte das geringſte thun, um dem Uebel abzuhelfen. Hierauf entſchloß ich mich die Sache von einer andern Seite anzugreifen. Ich unterrichtete Herrn von Catt von der Sache und bat ihn ernſtlich Gelegenheit zu ſuchen, dem Könige die Nothwendigkeit vorzuſtellen, daß die ganze Adminiſtration der Einkünfte der Akademie gehörig unterſucht werde. Dieſes that die gewünſchte Wirkung: es kam eine Kabinetsordre dazu an die Akademie und in derſelben wurden ſechs Mitglieder zu Kommiſſarien dieſer Unterſuchung ernannt, darunter ſowohl Herr Euler als ich waren.

Bey der Akademie wußte niemand, woher dieſer Streich gekommen, nur Herr Euler mochte vermuthen, daß ich ihn möchte veranlaßt haben. Von den Verrichtungen dieſer Kommiſſion will ich nichts ſagen, obgleich Dinge davon zu erzählen wären, die den Charakter gewiſſer bekannter Männer in einem beſondern Lichte zeigen würden. Das einzige worüber ich noch umſtändlich ſeyn muß, betrifft den Abſchied des Herrn Eulers von der Akademie und ſeine Verſetzung nach Petersburg, die eine Folge dieſer Sache waren, und worüber der Kommiſſion, beſonders mir und Herrn Lambert

---

vorige Zeit, anſehnlich erhöhet; freylich aber auch ſich nicht dabey vergeſſen, weshalb ihm viele ungünſtig waren und manche Klagen einliefen. T.

gen unwiſſenden Vorwürfe gemacht worden, als hätten wir dieſen berühmten Mann aus der Akademie weggebiſſen, wie ſie ſich ausdrückten. Die Sache aber verhält ſich in der genauen Wahrheit ſo:

Die ganze Unterſuchung war Herrn Euler äuſſerſt zuwider. Bisher hatte er allein alles regiert, und dann wollte er durchaus nichts Nachtheiliges für Köhlern geſchehen laſſen. Daher ſetzte es nun freilich manche Scene, die ihm verdrüßlich war; weil er keinen einzigen Punkt wollte von Grund aus unterſuchen laſſen. Inzwiſchen war nun die Unterſuchung ſo weit gekommen, daß die Kommiſſion einen Bericht über das ganze Geſchäft aufgeſetzt hatte, der an den König ſollte geſchickt werden. Alle Kommiſſarien außer Herrn Euler waren darin einig, daß eine Hauptveränderung in der Adminiſtration nöthig ſey, weil es ſich gezeigt hatte, daß Köhler allein ohngefähr den vierten Theil aller Einkünfte für ſich zöge. Man konnte ſich aber über keinen Vorſchlag der dem König zu thun wäre, vereinigen. Daher wurde der Bericht ſo abgefaßt; daß drey Vorſchläge gethan wurden, unter denen Sr. Majeſtät einen auswählen konnten. Dieſe waren:

1) Das Kalenderweſen, die hauptſächlichſte Quelle der Einkünfte der Akademie, ſollte verpachtet werden. 6)

6) Ich war der erſte der für die Pacht ſtimmte, hatte aber hierin den Beifall des einzigen Herrn Beauſobre. Glücklicher Weiſe brachte Herr Euler ſelbſt, durch ſein Schreiben an den König, worin er davon abrieth, ſelbige zu Stande. Denn ich geſtehe freymüthig, daß ich mir von einer Adminiſtration des Kalenderweſens von Seiten der Kommiſſion, und beſonders durch Herrn Lambert, der ſehr darauf drang, ohne den Zeitverluſt zu rechnen, keinen vortheilhaften Begriff machen konnte.

M.

a) Es ſollte eine neue Adminiſtration deſſelben beſtellt werden.

b) Köhler ſollte fortfahren es zu adminiſtriren, aber unter neuen Bedingungen.

Indem man dieſer Bericht bei den verſchiedenen Kommiſſarien zur Unterſchrift herum geſchickt wurde, kam ein Kabinetsſchreiben an die Kommiſſion, in welchem der König befahl: das Kalenderweſen in Pacht zu geben. Dabey entdeckt das Königl. Schreiben noch Verſchiedenes, woraus man vermuthen mußte, der König habe den Bericht, der doch noch nicht abgegangen war, ſchon geſehen.

Dieſe Kabinets-Ordre veranlaßte eine außerordentliche Konferenz der Kommiſſarien. In derſelben ſagte ich gleich Anfangs, das Kabinetsſchreiben beweiſe deutlich, daß einer von uns mit der Kommiſſion nicht aufrichtig genug gehandelt habe, indem offenbar daraus erhelle, daß der König ſchon alles wiſſe, was ihm erſt durch das ganze Kollegium habe ſollen berichtet werden ꝛc. ꝛc.

Jedermann ſchwieg hierauf eine Weile lang ſtill, und wir ſahen ſtillſchweigend einander an. Herr Euler zog uns endlich aus der Verlegenheit und geſtand, daß er an den König geſchrieben habe, um den ſchädlichen Folgen, die der entworfene Bericht gewiß nach ſich ziehen mußte, zuvor zu kommen. Er ſetzte hinzu: er ſey überzeugt, daß niemand als Köhler im Stande ſey die Finanzen der Akademie zu adminiſtriren, daß er deutlich vorausſehe, daß wenn Köhler weggedrängt ſeyn würde, die Einkünfte der Akademie in Verfall gerathen und ſich ſo vermindern müßten, daß die Penſionen nicht mehr würden bezahlt werden können ꝛc. ꝛc. Er habe alſo aus guter Meinung dem Könige vorläufig abgerathen, unſern Vorſchlägen Gehör zu geben.

Dieſes naive Bekenntniß erweckte ein allgemeines Lächeln

Man fragte endlich Herrn Euler, ob er auch nicht ſelbſt eine Antwort vom König erhalten habe. Nach einiger Unentſchloſſenheit geſtand er: daß er eine habe, und legte dieſelbe auf den Tiſch. Sie ward mit ſeiner Bewilligung geleſen, und es erhellte daraus, daß Herr Euler in ſeinem Schreiben an den König, alles was die Kommiſſion vorzuſchlagen willens geweſen, zum Voraus zu widerlegen unternommen hatte. Dieſe Widerlegung muß aber ſo beſchaffen geweſen ſeyn, daß ſie dem König gerade das Gegentheil von dem bewies, was ſie beweiſen ſollte. „Ich bin zwar nicht im Stande," ſagte der König, „ſolche Linien auszumeſſen, aber ſo viel „weiß ich doch, daß ſie nicht ſo sind." Dieſes bezog ſich darauf, daß in dem Berichte ſtand, der gegenwärtige Ertrag der Kalender belaufe ſich auf 17000 Thlr. man hoffte aber, daß durch eine beſſere Adminiſtration, er auf 26000 Thlr. und darüber ſteigen würde.

Wir konnten uns alle nicht enthalten über dieſe Antwort des Königs zu lachen. Herr Euler aber, der vorher ganz gleichgültig geſchienen hatte, wurde jetzt ſehr empfindlich. Er ſchrieb nachher hierüber nochmals an den König, erhielt aber eine, allem Anſehn nach, ſehr ernſthafte Antwort, die er niemand gezeigt hat. Dieſes iſt die wahre Veranlaſſung ſeines Entſchluſſes wieder nach Petersburg zu gehen. 7) Es iſt indeſſen nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, was einige von uns vermutheten, daß er noch einen andern Grund gehabt, nämlich:

---

7) Herr Euler machte hieraus gar kein Geheimniß, und ſagte es jedem, der es nur hören wollte. In dergleichen Fällen mißverrechnete ſich unſer großer Geometer erſtaunend.

nämlich: die Furcht, es würden die Einkünfte der Akademie nun in solchen Verfall gerathen, daß man nicht mehr im Stande seyn würde, ihm und seinem Sohne ihre Pensionen ganz zu bezahlen. Denn es ist ganz unglaublich von was für kleinlichen Besorgnissen und Vorurtheilen, dieser in seinem Fache so große Mann, eingenommen war. Der Erfolg hat denn auch hinlänglich gezeigt, in was für einem schiefen und falschen Licht Herr Euler dieses ganze Geschäft gesehen habe. Denn außer daß unter der alten Administration die Einkünfte der Akademie kaum auf 16000 Thlr. stiegen, sind sie gegenwärtig a) auf 23000 Thlr. gekommen. Doch genug hiervon.

In eben diesem Jahre 1765, ereignete sich noch ein andrer Vorfall, der mir nachher sehr viel Arbeit und unendlichen Verdruß gemacht hat, dessen Ausgang aber so war, daß ich mir schmeichle, dem Lande dadurch keinen geringen Dienst geleistet zu haben. Auch hierüber muß ich mich etwas umständlich erklären.

In der vorhergehenden Erzählung, habe ich bereits angeführt, daß das Joachimsthalsche Gymnasium damal in größtem Verfall gekommen sey. Ich hatte schon, als ich noch Professor daselbst war, manchen Versuch gemacht, dem Schulrath darüber die Augen zu öffnen; aber alles war vol-

a) Im J. 1778. Im J. 1800 stieg die Pacht auf 30,400 Thaler M. — Seit 1801 ist die Akademie genöthigt das Kassenwesen selbst zu verwalten, da sich kein Pächter gefunden hat. M.

lig vergeblich gewesen. Es wäre der Mühe werth, daß ich eine ausführliche Geschichte dieser Sache aufsetzte; denn da wäre zu ersehen, wie die vortrefflichsten Stiftungen durch Nachlässigkeit, Unverstand und Unwissenheit der Aufseher auf der einen Seite, und auf der andern Seite durch Eigennutz, dumme Pedanterey, Herrschsucht und Laster der Schulmänner, nicht nur ganz unnütz, sondern sogar schädlich werden können. Aber die Sache ist mir theils zu ekelhaft und theils zu mühsam. Hierüber aber habe ich mir schon oft Vorwürfe gemacht, daß ich zu gemächlich gewesen bin, auch nur ein kleines Inquisitorium von der Sache aufzusetzen; weil schon daraus allein erhellen würde, was für nichtswürdigen Leuten bisweilen das Publikum Preis gegeben wird.

Es war nun ein neuer Minister *) zum Haupte des Schulraths gesetzt worden, und man fing an einzusehen, daß eine völlige Reformation des Gymnasiums nicht länger konnte aufgeschoben werden. Herr Hofprediger Sack, als Visitator desselben, hatte natürlicherweise die größte Rolle dabey zu spielen; dazu aber hatte er wenig Lust. Er legte deswegen seine Stelle als Visitator nieder und beredete den Minister, dem Könige mich dazu vorzuschlagen. Ich sah die Folgen davon wohl ein; da ich aber damal noch bey vollen Leibes- und Gemüths-Kräften war, wollte ich mich einer Sache, die so heilsam ausfallen konnte, nicht entziehen und nahm sowohl die Stelle des Visitators, als den Auftrag die Reformation zu bewirken, an.

---

*) Hr. v. Zedlitz. 17

Ich mag mich in keine Erzählung meiner Verrichtungen dabey einlassen, sondern will nur überhaupt anmerken, daß nach unbeschreiblicher Arbeit und Verdruß von derselben, die Reformation zwar nicht gänzlich nach meinem Sinne, aber doch größtentheils zu Stande gekommen, daß neue Gesetze, eine neue Lehrart und einige neue Lehrer eingeführet, die abscheulichsten Mißbräuche aber glücklich abgeschafft worden sind.*)

---

*) Es ist wohl nicht zu läugnen, daß bey dieser Schule mehrere Mißbräuche abgeschaffen waren, auch nicht, daß Sulzer treffliche und wesentliche Verbesserungen in den Cursus beyden entwarf. Aber er war weniger bemühet auf Mittel zu denken, wie sie glücklich auszuführen wären und da in Beharrlichkeit zu zeigen, da er vielmehr wegen der Schwierigkeiten die sich ihm entgegensetzten, bald der ganzen Sache beynahe überdrüßig ward. Es ging ihm wie manchen Verbesserern von Schulen und von Staaten, welche zwar das Unvollkommene alter bestehender Verfassungen sehr lebhaft einsehen, und daher alles ganz neu machen wollen, aber nicht genug überlegen, ob etwa ihre vorgeschlagenen Ideen neuer Organisationen auch allezeit in den vorliegenden Umständen ganz passend und ob sie so leicht auszuführen sind wie sie sich vorstellen. Man will da eine neue Maschine angeben und denkt nicht genug an die unvermeidliche Friktion. Sulzer, nachdem er die Schule ganz umgeformt hatte, zog seine Hand ab, weil ihn die Schwierigkeiten verdrießlich machten, welche vor seinen Füßen lagen, aber woran er wenig gedacht hatte. Die alten Schullehrer konnten nicht in seine Ideen eingehen, wollten vielleicht zum Theile auch nicht, und ein neuer Lehrer, C. G. Müller, (oder Muller, sonst auch bekannt durch Herausgabe alter deutscher Gedichte aus dem 12ten 13ten 14ten Jahrhunderte, zu Berlin 1783, 1784 gedruckt,) ein Landsmann Sulzer's, den er nach Berlin gezo-

Seltsam war es hieben, daß ich mir dadurch den Haß fast aller alten Lehrer zugezogen habe, ungeachtet ich ihre

---

gen hatte, und auf den er unglücklicher Weise ein großes Vertrauen setzte, war fast ganz unbrauchbar, und verdarb sehr viel durch sein aufbrausendes und verkehrtes Wesen. Daher hatte Sulzer's trefflich gedachte Verbesserung anfänglich nicht die vortheilhafteste Wirkung auf dieses Gymnasium, vielmehr riß, besonders unter den im Gymnasium wohnenden Schülern, denen S. mehr Freyheit hatte geben wollen, der äußerste Mangel an Disciplin ein, bis der edle Meierotto das Rektorat dieser Schule übernahm, und Sulzer's gute Ideen mit seinen eignen verbindend, dieselbe nach und nach in einen musterhaften Zustand brachte. Eine von den vorzüglichsten Ideen bei dieser Schulverbesserung führte Sulzer aus, in den 176[illegible] zuerst gedruckten Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, zum Gebrauch einiger Klassen des Joach. Gymnasiums, die ein kleines Bändchen ausmachten. Er fühlte selbst, daß diese Schrift noch nicht ganz vollkommen war. Er trug daher bei einer im J. 177[illegible] nöthigen neuen Ausgabe, da er Krankheit wegen die Verbesserung selbst nicht übernehmen konnte, dieselbe seinem Landsmanne, dem obengedachten Prof. Myller auf, zu welchem er damal ein unbegränztes Vertrauen hegte. Dieser aber, zur Ausführung ganz ungeschickt, dehnte zwar die Sammlung viel weiter aus, aber auf eine unzweckmäßige oft beinahe abentheuerliche Weise. Erst, nachdem diese Auflage verkauft war, arbeitete 1780 der edle Meierotto dieses unförmlich gewordene Werk um, in drei Heften, zum Gebrauch der niedern, mittlern und höhern Klassen, mit Hinzufügung eines vierten Heftes, zum Gebrauch der Lehrer. So ist dieses Werk, durch Meierotto, eines der brauchbarsten Schulbücher geworden.

N.

Gehalte vermehrt, ihre Arbeiten vermindert und ihr Ansehen und die Autorität bey der Jugend um ein Merkliches erhöhet habe.

Es scheint mein Schicksal zu seyn, mich fast allein mit Schularbeiten abzumarten. Im Jahre 1769 oder 1770, denn dessen erinnere ich mich nicht recht, bekam ich den Auftrag nach Kloßterbergen zu gehen, mich in Magdeburg zu dem Herrn Hofprediger Sack und Herrn O. C. R. Spalding, die sich damals in diesem Orte befanden, zu gesellen, und auf Königlichen Befehl den Ab. Hähn in Absicht auf das hiesige Schulwesen außer Verlegenheit zu setzen, die Schulanstalten zu untersuchen und Vorschläge zu deren Verbesserung zu thun. Da fiel mir wieder eine verdrießliche und sonst eben nicht geringe Arbeit zu, wobey ich wieder wenig Dank verdiente.

Kaum war dieses vorbey, so bekam ich wieder einen andern Auftrag derselben Art. Ich sollte mich mit Herrn Spalding nach Stettin verfügen, daselbst die Umstände des dortigen akademischen Gymnasiums und hernach auch die Stadtschule untersuchen; von da nach Stargardt gehen, um dort ein ähnliches Geschäft in Ansehung des Gröningschen Gymnasiums, der Stadt- und Realschule auszurichten und über alles sollten Entwürfe zur Verbesserung gemacht werden. Alles ward nach bestem Wissen und Gewissen ausgerichtet, hatte aber wenig Nutzen. *) Auch hier könnte ich eine ge-

*) Der stets einsichtsvolle und wohlmeinende Sulzer war wie schon gedacht, oft in dem Fall so manchen wackern Leute, welche — in Schulen und Staaten — die leicht zu bemerkenden Fehler beseitigen

wiſſe Ordnung Menſchen nach der Wahrheit, aber zugleich ſo ſchildern, daß auch der unempfindlichſte Menſch, Ekel und Unwillen gegen ſie fühlen müßte. Das einzige Angenehme bey dieſer Kommiſſion war, daß ich von meiner Reiſe nach Stargard die Gelegenheit bekam, meinen alten Gönner und Freund und den Grafen von Borke zu beſuchen, der ſeit Anfang 1764, da er in Ungnade gefallen war, ſich beſtändig in Pommern auf ſeinen Gütern aufhielt, wo ich nun mit Herrn Spalding ein Paar ſehr vergnügte Tage zubrachte.

Nun komme ich auf den fatalen Zeitpunkt, der mich für immer meiner Geſundheit und den größten Theile meiner Leiden- und Vergnügungsfähigkeit beraubt, und von dem Umgange mit der Welt ausgeſchloſſen hat.

Im Jahre 1771 hatte ich meine ältere Tochter an den Hofmaler Graf in Dresden verheirathet, und nun reiſ'te ich im Frühjahr 1772 dahin, um die jungen Eheleute zu beſuchen. Auf der Rückreiſe nach Berlin geſchah es durch einen Zufall, daß ich mich nach einer Erhitzung heftig erkältete. Der Er-

---

der Formen einſehen, welche meinen, es ſey nun mit Entwürfen zur Verbeſſerung alles hinlänglich gethan, und ſich nun wundern, wenn dieſe Entwürfe nicht den gewünſchten Nutzen ſtiften. Sie ſind dann ſehr geneigt, dieß Mißlingen ganz auf diejenigen zu ſchieben, welche die auf dem Papier und in der Idee ſo wohl ausgeſonnene Entwürfe ausführen ſollen. Dabey wird denn oft vergeſſen, daß die in den Entwürfen vorgeſchriebene neue Form in der Ausführung noch größere Mängel haben möge, als die durch die Erfahrung einigermaßen erprobte alte Form. M.

folg war mir gewöhnlich, ein ſtarker Schnupfen und Huſten, die ich aber doch ohne Arzney zu überwinden hoffte, und ohne einen neuen Zufall vermuthlich würde überwunden haben. Da das Uebel am ſtärkſten war, ließ die Prinzeſſin Amalia mich zur Mittagstafel nöthigen. Ich ſagte dem Bedienten: er möchte mich bey Ihro Königlichen Hoheit entſchuldigen, indem ich, wie er ſelbſt hörte, kaum einen Laut von mir geben könne. Der Bediente drang in mich, ich ſollte kommen, weil er glaubte die Prinzeſſin würde es ſehr ungnädig aufnehmen, indem die verwittwete Königin von Schweden auch bey der Tafel ſeyn würde, und hier eigentlich die Perſonen ernannt habe, die da ſpeiſen ſollten. Alſo nahm ich einfältiger Weiſe die Einladung an. Es war eben ein ſehr heißer Tag, und doch glaubte ich meines Huſtens halber gut zu thun, wenn ich ein warmes Kleid von Tuch, ſtatt eines Sommerkleides anzog. Weil ich in meinem Garten wohnte, ſo hatte ich in der größeſten Mittagshitze beynahe eine Stunde auf dem Wege nach dem Palais der Prinzeſſin zu fahren, und kam in vollem Schweiß daſelbſt an.

Man hatte ſich bey offnen nach dem Garten gehenden Fenſtern, kaum an die Tafel geſetzt, als ein ſtarkes Gewitter mit Sturmwind entſtand. Die Königin wollte die Fenſter nicht zumachen laſſen, um das aufſteigende Gewitter deſto beſſer ſehen zu können. Indeſſen ſaß ich gerade an einer Seite der Tafel, wo der kalte Wind mich völlig traf. Dieſes erkältete mich auf eine fürchterliche Art. Als ich nach Hauſe kam, fühlte ich gleich etwas Fieber, doch war es den folgenden Tag weg und ich befand mich wieder ziemlich gut. Drey oder vier Tage darauf aber überfiel mich ein heftiges Fieber mit ſtarker anhaltender Hitze. Den Tag darauf war ich wie-

der wohl. Und nun glaubte ich einige Tage lang, ein erträgliches beytägiges Fieber zu haben, weil ich nach dem Anfall immer einen guten Zwischentag hatte. Deswegen versäumte ich auch einen Arzt rufen zu lassen. Aber ich wurde indessen immer schlechter und ließ mich nun nach der Stadt bringen, um die Hülfe eines Arztes zu suchen. Dieser fand mich so übel, daß er den Kopf schüttelte und mich unverzüglich zu Bette bringen ließ. Da zeigte sich bald, daß ich schon seit geraumer Zeit Geschwüre in der Lunge hatte, davon die Materie bereits faul und zum Theil in das Gebäude getreten war. Ich fiel also in ein heftiges faules Fieber und vor den ungeheuern Gestank, der von mir ausdünstete, konnte fast niemand an mich kommen.

Indessen gelang es meinem sehr wachsamen und geschickten Arzte, dem Herrn Geheimenrath Muzel, wenigstens die tödtliche Kraft des Fiebers zu hemmen; aber ein ungeheurer, Tag und Nacht ohne alle Unterbrechung anhaltender Husten, richtete mich ganz zu Grunde. Ich behielt noch 18 Monat lang ein schleichendes Fieber, wovon ich doch endlich auch befreyt worden bin. Aber ein starker Husten und ein damit verbundener eiterhafter Auswurf bleiben nun schon im sechsten Jahre nach dieser fatalen Krankheit. Dabey sind meine Kräfte, besonders im Winter meist ganz weg. Und in diesem Zustande leb' ich jetzt, da ich dieses schreibe, nachdem ich unzählige so sehr gepriesene Heilungsmittel vergeblich versucht habe.

Indessen bin ich diese Zeit über nicht ganz unthätig gewesen. Noch vor meiner Krankheit trat der erste Theil meiner Theorie der schönen Künste an's Licht, und sobald ich wieder so viel Kräfte bekommen hatte, daß ich die Feder füh-

zu kommt, arbeitete ich auch den zweyten Theil dieſes mühſamen Werks aus.

Hierzu kommt noch eine außerordentliche Arbeit. Kaum hatte ich mich etwas erholt, als ich von dem Herzoge von Curland ein Schreiben erhielt, darin er mir eröffnete: er ley Willens, ein akademiſches Gymnaſium in Mitau zu ſtiften, und daß er wünſchte einen Plan von mir zu deſſen Einrichtung zu bekommen. Nach einigen nähern Erläuterungen, welche die Abſicht dieſer Stiftung näher beſtimmen ſollten, entwarf ich einen ſolchen Plan, und ſchickte ihn, doch nur als einen Entwurf, den ich, nach darüber eingegangenen Anmerkungen genauer auszuarbeiten verhatte, an den Herzog. Zu meiner Verwunderung und Beſtürzung aber, erhielt ich, einige Zeit hernach, anſtatt der erwarteten Erinnerungen, meinen Plan gedruckt und ſchon in der völligen Formalität eines Geſetzes für dieſe Stiftung.

Nun mußte ich auch die Lehrer dieſes Gymnaſiums zuſammen ſuchen, und dahin ſchicken u. ſ. f. Dieſes verurſachte mir viel Arbeit, und nachher auch nicht wenig Verdruß; indem kaum einer nachdem er da angekommen, mit ſeiner Lage zufrieden war, ſo, daß mir zuletzt die ganze Sache zur Laſt wurde. Nachdem die Profeſſoren alle da angekommen waren, bekam ich ſelbſt eine Einladung vom Herzoge dahin zu kommen und die Direktion der Sache über mich zu nehmen. Es wurde mir dabey ein Gehalt von 900 Dukaten, ein eignes Haus und ſo oft ich wollte freye Tafel am Hofe angetragen. Ich lehnte die Sache ſo gut ich konnte ab. Wäre ich auch völlig geſund geweſen, ſo würde ich dennoch die Stelle nicht angenommen haben, weil ich mit meiner jetzigen

Lage völlig zufrieden bin und dafür halte, daß man einem Stand, darin man zufrieden ist, nie gegen einen obgleich vortheilhafter scheinenden, den man nicht genau kennt, vertauschen sollte. Da mich ohnedem diese Stelle in Verbindung mit dem Hofe würde gebracht haben, und ich vor allem Hofleben, an großen oder kleinem Höfen, einen Abscheu habe, so war die Versuchung sie anzunehmen desto geringer.

Nunmehr konnte ich so ziemlich darauf rechnen, daß ich die von dem Schicksale mir hier bestimmte Rolle gespielt habe, und nahm mir vor, mich in kein Geschäft und in keine Arbeit mehr einzulassen. Ich bat den König um die Erlaubniß an, meine Lehrstelle bei der Mitterakademie durch einen andern, den ich namentlich vorschlug, versehen zu lassen. Die Hauptsache, nämlich das Uebertragen meiner Arbeit an einen andern, wurde mir zugestanden, aber dazu sollte ich einen geschickten Mann aus der Schweiz kommen lassen, der nach meinem Tode die Stelle haben sollte. Ich fand niemanden dazu, und seit der Zeit habe ich meine Arbeit, so weit es meine Kräfte zuließen, theils selbst versehen, theils für eine Zeitlang von andern versehen lassen. Und in diesem ungewissen Zustande, ob ich mein Amt werde behaupten können, oder aufgeben müssen, lebe ich noch.

Im Jahre 1775 machte ich einen Hauptversuch meine Gesundheit wieder herzustellen. Der Herr von Haller hatte mir schon das Jahr vorher gerathen, im Herbst nach Neapel zu reisen und daselbst den Winter zuzubringen. Nun dachte ich ernstlich an diese Reise. Da ich aber kurz vorher des Engländers Smollet Reise durch Frankreich und Italien gelesen hatte, bekam ich Lust einen Winter in Nizza zuzubringen. Auf erhaltene Erlaubniß vom Könige, reiste ich auch

im August 1775 dahin ab. Weil ich ein beſonderes Tagebuch von dieſer Reiſe geſchrieben habe, *) ſo will ich mich hier dabey nicht aufhalten, ſondern nur melden, daß ich gegen Ende des Julius 1775 von dieſer Reiſe glücklich wieder zurück gekommen, zwar nicht völlig geſund, doch merklich beſſer, als ich vorher geweſen war.

Auf meiner Reiſe, nach Nizza erfuhr ich in Lauſanne durch die Zeitung, daß der König mich zum Direktor der philoſophiſchen Klaſſe bey der Akademie ernannt habe, und bald darauf wurde mir dieſes durch Briefe eines berlinischen Freundes beſtätigt. 9)

Dieſe Reiſe verſchaffte mir auch den Vortheil, in

---

*) Es iſt, wie ſchon oben S. 34. 35. erwähnt, zu Leipzig, 1780, nach Sulzers Tode gedruckt worden. M.

9) Das war ich. Und auch ich war es, ohne Ruhm zu melden, (weil ich nur meine Schuldigkeit that,) der Sulzern dieſe Stelle verſchaft hatte. Die Akademie hatte ſelbige, wie billig, dem älteſten und ſehr verdienten Mitgliede der Klaſſe, Herrn Beguelin zugeſtimmt, der König aber, der durch ungerechte Verläumdung gegen ihn eingenommen war, verwarf dieſe Zuſtimmung. Hierauf ſetzte ich ein Schreiben an Sr. Majeſtät auf und bewog Herrn la Grange ſelbiges gleichfalls zu unterſchreiben, worin wir beide Sulzern zu der gedachten Stelle vorſchlugen, welche ihm auch ohne Anſtand ertheilt wurde; ja ſogar dankte uns der König, Ihn daran erinnert zu haben, weil Ihm entfallen war, daß Sulzer zu der philoſophiſchen Klaſſe gehöre und nach Beguelin der älteſte darin wäre. M.

Bekanntſchaft mit dem berühmten und rechtſchaffnen Herrn Bonnet zu kommen, die ſich bald von beiden Seiten zu einer warmen Freundſchaft erhöhete, welche ſeit dem durch einen anhaltenden Briefwechſel genähret wird.

Seit meiner Wiederkunft von dieſer Reiſe bis jetzt (Oktober 1778) iſt wenig Veränderliches in meinen Umſtänden vorgefallen, und ich habe auch ſeitdem nichts Erhebliches geſchrieben. Meine Geſundheitsumſtände verſchlimmerten ſich durch den folgenden Winter wieder ſo, daß ich zeit derſelben Zeit bis auf den heutigen Tag nicht nur viel und mancherley Beſchwerden erfahren müſſen, ſondern beinahe von einem Monate zum andern in Erwartung das Ende meines Lebens zu finden, geweſen bin. Die beſtändige Vorſtellung, daß ich dem Tode nahe ſey, hat mir endlich eine ziemlich anhaltende Gleichgültigkeit für das Leben eingeflößt, ſo, daß mich jetzt dünkt, ich werde ohne Verdruß oder Mühe, den Tod auf mich zukommen ſehen.

Gegen Ende des Jahres 1777, erhielt ich ein ſehr gnädiges Kabinetsſchreiben vom Könige, worin Se. Majeſtät mir auftrugen für den Prinzen Ludwig, zweyten Sohn des Prinzen von Preußen, einen tüchtigen Inſtitutor auszufinden. Auf meinen erſten Vorſchlag, der nicht angenommen wurde, vermuthlich deswegen, weil die vorgeſchlagene Perſon verheirathet war, befahl mir der König, den Mann den er verlangte, vorzüglich in der Schweiz aufzuſuchen. Ich ſchrieb deswegen an meine Freunde von Haller und Bonnet, aber ohne Erfolg. Endlich ſchlug ich einen Berliner, den Sohn des Geheimenraths Gautier de St Blancard vor, der, nachdem ihn der König ſelbſt geſehen hatte, endlich angenommen wurde.

Den letzten Tag in diesem Jahre schrieb mir der Herr von Catt; daß der König mich denselben Abend zu sprechen verlangte, und daß ich mich noch 5 Uhr auf dem Schloße einfinden sollte. Ich war äußerst schwach und konnte mir nicht vorstellen, daß ich nur wenige Minuten vor dem Könige würde stehen können. Indessen wollte ich gern dem Befehle Folge leisten, hauptsächlich deswegen, weil ich wußte, daß der König mich wegen der Aufnahme des jungen Mathematikers Schulz 10) in die Akademie, wozu er von den Direktoren derselben vorgeschlagen worden, sprechen wollte, und ich sehr wünschte, daß es geschehen möchte. Ich ließ mich

---

10) Da ich denselben Tag auch zum Könige berufen wurde, ging ich zu Sulzern, um mich mit ihm hierüber zu verabreden. Da dieser Tag sehr kalt und windig war, bemerkte er bei m Eintritt unter das Portal des Schlosses, durch das daselbst beständige Blasen des Windes alle seine Kräfte auf Einmal zu verlieren und außer Stande zu seyn einen Schritt weiter zu gehen. Ich ermunterte ihn so gut ich konnte, durch die Vorstellung, daß es doch der Mühe werth wäre einen großen Mann näher kennen zu lernen, mit dem er noch niemal gesprochen noch ihn in der Nähe gesehen hätte. Wir kamen d mnach überein, daß ich ihn des Abends zur bestimmten Stunde, in einem Wagen abholen sollte. Da ich nach Hause zurückkam, wunderte sich meine Frau, daß es keinem von uns beiden eingefallen wäre, Sulzern in einem geschlossenen Tragstuhle bis in den obern Saal des Schlosses hinbringen zu lassen. Ich kehrte hierauf noch einmal zu Sulzer zurück, welchen dieses Vorsichtsmittel gänzlich beruhigte.

alſo hinauf tragen und wurde gegen 6 Uhr mit meinem Collegen Herrn Merian, durch den Herrn von Catt bey Sr. Majeſtät eingeführt. 11)

Der König war äuſſerſt gnädig und ſchien überhaupt ſehr aufgeräumt. Da Sr. Maj. von meiner Schwachheit unterrichtet waren, ſo trug ich kein Bedenken, in Dero Gegenwart mich bald an den Herrn von Catt, bald an eine ſogenannte ſpaniſche Wand, vor welcher der König ſtand, anzulehnen.

Der König fing die Unterredung, wie ich vermuthet hatte, gleich damit an, daß er mich über den jungen Schultz,

---

11) Bis wir hinein gerufen wurden, ſaſſen wir in dem Vorzimmer bey dem Kamin. Sulzer äuſſerte die Beſorgniß, daß es ihm unmöglich ſeyn würde ſich aufrecht zu halten wenn er ſich nicht irgendwo anlehnen könnte. Catt ging hin, um den König davon zu benachrichtigen. Die Antwort war: Er brauche ſich im geringſten nicht zu geniren, könne ſich anlehnen wo er es für gut fände, und auch ich könne ihm meinen Arm hierzu leihen. Ich reichte ihm alſo beim Hereintreten meinen Arm. Da wir uns aber in einem engen Raum zwiſchen zwei Schirmwänden befanden, auch der König gleich auf mich zukam und mich anredete, mußte ich mich von Sulzern trennen und ihn die ganze übrige Zeit Herrn von Catt überlaſſen.

Der König war wirklich ſehr aufgeräumt. Er ſetzte ſich niemals nieder, ſondern bald ging er das Zimmer hinauf und hinunter, bald blieb er vor uns ſtehen, erkundigte ſich nach Sulzer's Geſundheitsumſtänden, befragte ihn über ſeine Reiſe nach Italien und ſagte was ferner in dieſer Nachricht enthalten iſt.

dann über den Professor Ferber in Mitau, der von dem Minister v. Heynitz, als ein trefflicher Mineralog zur Aufnahme in die Akademie empfolen worden war, befragte. Es war darum zu thun, daß einer dieser beiden Gelehrten mit einer Pension bey der Akademie sollte angenommen werden, weil der Zustand der akademischen Kasse es nicht erlaubte, beide mit Pensionen zu versehen.

Als ich von Schulz als einem tüchtigen Astronomen sprach, sagte der König: daß er nicht absehe, warum wir uns so sehr für die Astronomie interessirten, da wir keine Marine hätten, noch jemals haben würden. Ich antwortete hierauf: daß Europa Sr. Maj. als einen allgemeinen Beförderer aller Wissenschaften ansehe, daß die Astronomie, als eine der wichtigsten, von allen europäischen Nationen mit großem Eifer getrieben werde, und daß es der Akademie zu großer Ehre gereichen würde, wenn sie das Ihrige zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft beitragen würde, daß folglich dieses ein Gegenstand wäre, der so gut als irgend ein anderer, die Aufmunterung von Seiten Sr. Maj. verdiente. Der Erfolg war, so wie ich es gewünscht hatte, daß Herr Schulz *) mit einer Pension zum Mitglied der Akademie aufgenommen ward.

---

*) Johann Gottfried, Schulz geb. zu Berlin 1749, hatte anfänglich die Kaufmannschaft erlernt, aber aus Liebe zur Mathematik, besonders zur Astronomie und Baukunst verließ er dieselbe. Hierbey unterstunden ihn einige wohlhabende Mitglieder der hiesigen französischen Kolonie (weil seine Mutter von dieser Kolonie war.) und Lambert gab ihm nähere Anleitung zum Studium der Mathematik. Er stieg nach-

Nachher ſprach der König vieles über das Epikuriſche Syſtem der Philoſophie, dem er nicht abgeneigt ſchien. Er kam darauf auf die heutigen Philoſophen in Frankreich, von denen er, ungeachtet ſeiner Verbindung mit d'Alembert, keine große Vorſtellung zu haben ſchien. Er ſagte unter andern: daß dieſe Leute die Menſchen reformiren wollten, die ſie doch gewiß nicht kennten, daß ſie von dem kleinen ſehr eingeſchränkten Zirkel ihrer Bekanntſchaft, auf die Menſchen überhaupt Schlüſſe machten, die nothwendig ſehr einſeitig ſeyn müßten u. ſ. w.

Nach mancherley die Philoſophie betreffenden Materien, kam die Unterredung auch auf die Religion. Die Ex. Maj. unter andern ſagten: daß man in dem Unſinn ſoweit gegangen, d'admettre un Dieu, qui en a fait un ſecond et que ces deux enſemble en ont produit un troiſieme etc. nahm ich mir die Freyheit zu ſagen: daß gegenwärtig die vornehmſten Theologen, beſonders einige der angeſehenſten Geiſtlichen in Berlin dergleichen abgeſchmacktes Zeug nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die chriſtliche Lehre, ſo wie ſie

---

her bis zum Oberbaurath, und hat in dieſer Eigenſchaft verſchiedene Waſſerbaue zweckmäßig ausgeführt. Sein Verdienſt als Mathematiſcher Gelehrter hat ſich wohl nur hauptſächlich auf die Eigenſchaft eines ſehr mühſamen und genauen Rechners beſchränkt. Im J. 1776 gab er aſtronomiſche Tafeln in drey Bänden heraus und im J. 1778 logarithmiſche und andere zur praktiſchen Mathematik nöthige Tafeln, in zwey Bänden. Durch ſeinen unermüdeten Fleiß ward ſeine Geſundheit untergraben und er ſtarb ſchon im J. 1796. M.

ſie jetzt von den im größten Rufe ſtehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Geſtalt habe, als ſie zu den Zeiten, da Se. Maj. in der Religion unterrichtet worden, gehabt u. ſ. w. Unter andern ſagte ich auch: daß der Probſt Spalding ein eigenes mit großem Beifall aufgenommenes Werk geſchrieben habe, worin er den Geiſtlichen die ſtolze Vorſtellung, daß ſie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Prieſter Gottes hätten, zu benehmen ſuche, und ihnen vorſtelle, daß ihr Beruf, als bloß politiſch betrachtet, dem zu Folge ſie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zu Beförderung derſelben ermahnen ſollten, edel genug ſey u. ſ. w. Worauf der König ſagte: cela est très bien, et je suis le premier à réſpecter cela. Se. Maj. ſetzten hinzu, die Einbildung der Geiſtlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf, ſey eben ſo ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souveränen ſchmeichelte, daß ſie das Ebenbild Gottes auf Erden ſeyn. Hier ſagte der König etwas, das mich ſehr rührte und welches ich deswegen für merkwürdig genug halte, es von Wort zu Wort hier anzuführen. Voyez vous, ſagte er in einem ſehr ernſthaften und nachdrücklichen Tone: Si je réussirois à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurois opéré que sur une très petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infiniment pétite de l'Univers. Comment oserois-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers?*) Ich denke, daß wenig Könige eines ſolchen Gedankens fähig ſind.

*) Es liegt vor Augen, daß es wenn ich es dahin brächte, alle meine Unterthanen glücklich zu machen, ſo hätte ich nur auf

Nachdem die Unterredung gegen zwey Stunden gedauert hatte, sagten Sr. Maj. zu mir sehr gnädig: je crois que vous êtes fatigué; je vous ferai appeller une autre fois.*) Worauf ich mich beurlaubte.

Der Herr von Catt sagte mir hernach, daß er den König in langer Zeit nicht so aufgeräumt gesehen habe. In der That war er in einem hohen Grade herablassend und höchst aufgeräumt; erzählte gelegentlich allerhand Anekdoten, insonderheit von dem verstorbenen Baron von Pöllnitz und dessen Religionsübungen, wobey Sr. Maj. sich herabließen, seine Heucheleyen durch Ton und Geberden auf das lebhafteste nachzuahmen. 12) Er sprach überhaupt mit großer Verachtung von diesem Mann. Nach dieser Audienz zu mir

---

einen sehr kleinen Theil dieses Erdballs ausmacht. Wie könnte ich denn mich unterfangen, mich mit dem Wesen zu vergleichen, welches das unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält. 17.

*) Ich sehe Sie sind ermüdet. Ich werde Sie ein ander mal rufen lassen.

12) Unter andern eine an seiner Tafel vorgefallene Unterredung, woran Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti Antheil hatten. Er ahmte die Geberden und die Stimmen dieser Männer, so genau nach, daß wir darüber erstaunten. Als er solches merkte, sah er mich an und sagte: Vous me regardez, n'est ce pas là à peu près le ton de Maupertuis que vous devez avoir bien connu? — (Sie sehen mich an, ist dies nicht ohngefähr des Maupertuis Ton, den Sie

theilen, würde ich das Urtheil von ganzem Herzen unterschreiben, das Voltaire ehedem vom Könige gegen jemanden geäußert hat, da er sagte: que le Roi de Prusse était le plus poli et le plus spirituel de tous les hommes. Ich glaube auch überhaupt, nachdem ich alle mögliche Aufmerksamkeit auf jedes Wort, jeden Ton und jede Geberde, dieses gewiß außerordentlichen Fürsten, verwendet, bemerkt zu haben, daß die Anlage seines Charakters in Ansehung des Geistes und Herzens, ganz vortrefflich sey, und daß dasjenige, was etwa an ihm auszusetzen wäre, wirklich zufällige und vorübergehende Unvollkommenheiten sind.

Das folgende 1771ste Jahr, ist mir bisher in Ansehung meiner Gesundheit sehr fatal gewesen. Außer der allgemeinen großen Schwachheit habe ich viel schlimme und zum Theil

---

müssen gekannt haben.) — Oui Sire! antwortete ich, tellement que je l'ai cru revenir de l'autre monde et l'entendre parler lui-même. — (Ja Sire! so sehr, daß ich glaubte, er sey aus jener Welt zurückgekommen, und ich hörte ihn.) —

Da wir Abschied genommen hatten, waren Catt und Sulzer schon voraus. Der König hielt mich aber zurück: que diable! nous n'avons presque pas parlé de l'affaire principalement de votre Schulz: repetez moi cela en peu de mots. — (Zum Henker! wir haben fast nichts von dem Hauptgeschäft, von Ihren Schulz gesprochen; wiederholen Sie mir das Nöthige in wenig Worten.) — Ich that es, und er sagte: Nous verrons. Bon soir! — (Wir wollen sehen, guten Abend!) — Den folgenden Tag kam der Befehl, Schulzen in die Akademie als Astronom aufzunehmen. M.

schmerzhafte Zufälle gehabt, welche den ganzen Sommer durch bis jetzt, miteinander abgewechselt haben, so daß ich zu aller Art von Beschäftigung dieses Jahr über völlig untüchtig gewesen bin.*)

*) Dieß schrieb der als Gelehrte und Mensch höchst schätzenswürdige Mann, dem wohl ein längeres Leben sehr wäre zu wünschen gewesen, zu Ende des Oktobers 1778. Er starb den 27sten Februar 1779. H.